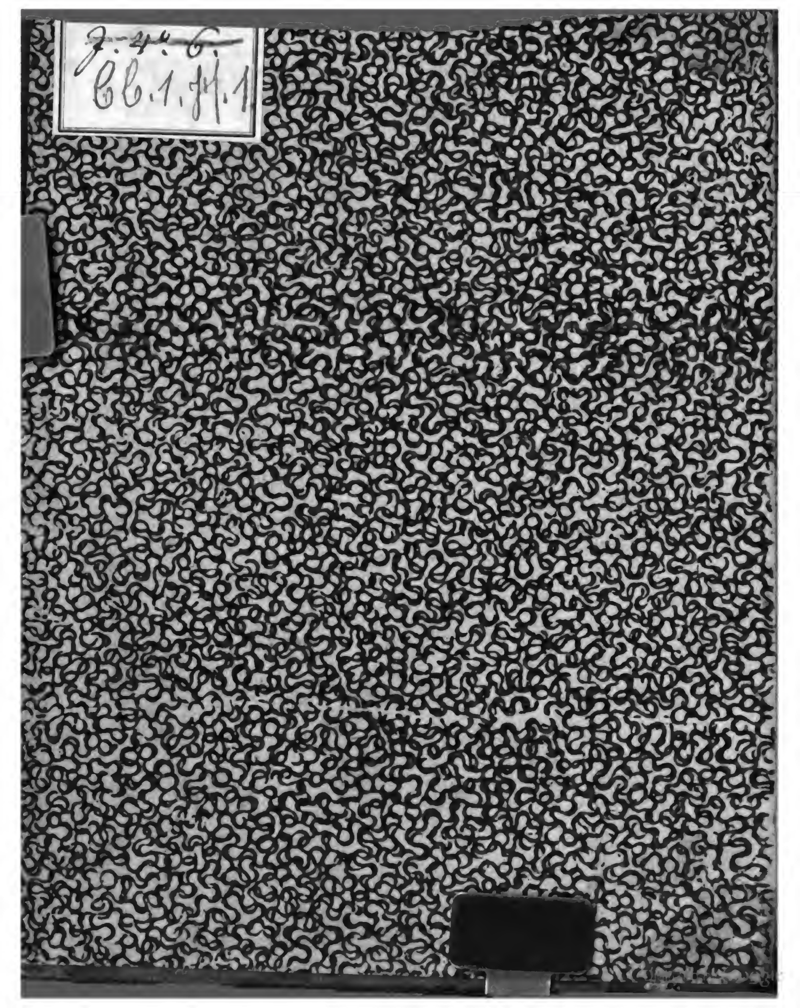
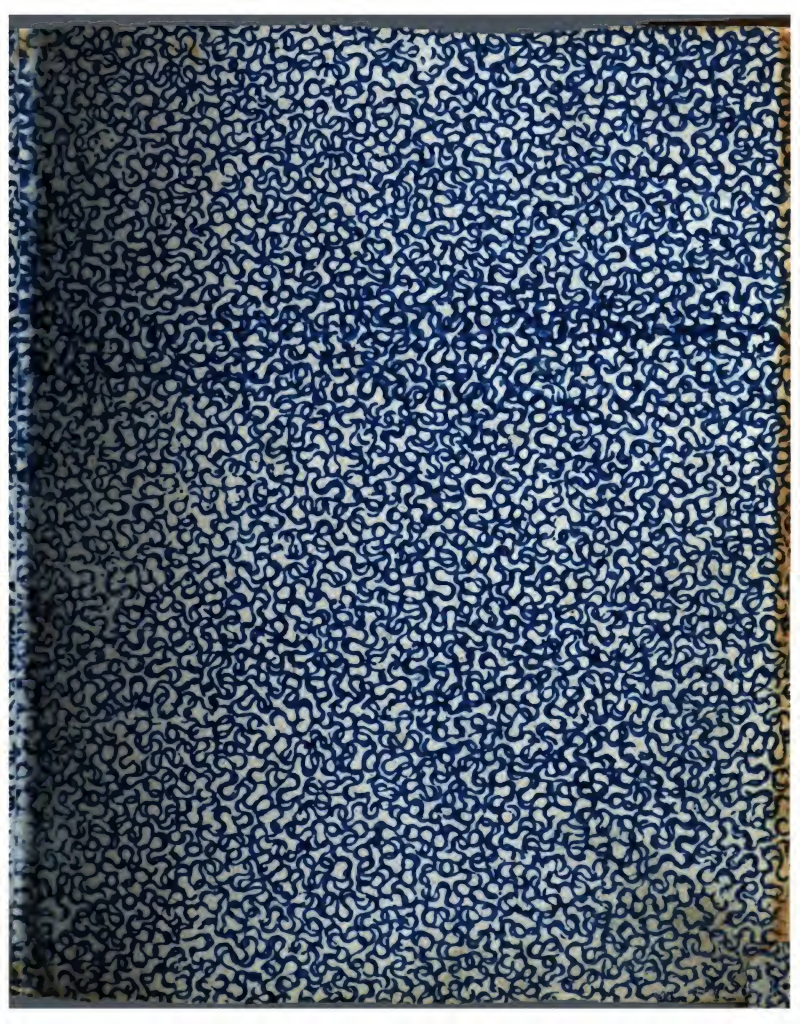
ARCHIV FÜR GEOGRAPHIE, HISTORIE, STAATS- UND KRIEGSKUNDE









Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Sechszehnter Jahrgang,

1825.

Monath Jänner bis December.



Wien,

gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.



Inhalt vom Monath Jänner bis December 1825.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 3. Jänner 1825.

St. Stephan.

Heiliger, wundervoller Dom!
Mitten im schwirrenden Menschenstrom,
Von den knarrenden Wagen umlärmt,
Von den bunten Gestalten umschwärmt,
Seh ich dich, Hocherhabner! stehn!
Ein Titane unter Pigmä'n!

Viele kommen und sehen dich,
Schütteln das Haupt und entfernen sich.
Bist zu düster den lustigen Leuten,
Passest nicht recht in die flachen Zeiten,
Bist den Armen zu reich geschmückt,
Hast eine Größe, die Kleine erdrückt.

Wenn ich manch' Mahl recht fröhlich bin,
Weltlich gestimmet Seel' und Sinn,
Bist du mir auch ein fremdes Wesen,
Mag nicht in deinen Steinen lesen,
Hätte dich lieber blank und fein,
Scheinest mir fast verworren zu seyn.

Aber bin ich recht ernst und stumm,
Dreht sich im Hirn eine Welt herum,
Zünden und kreuzen sich die Gedanken,
Werfen sie mich aus der Gegenwart Schranken,
Komm' ich sinnend und träumend dahin,
Daß ich mir selber ein Fremdling bin:

Ha, dann weilet mein Blick auf Dir.
Trauter und klarer erscheinst du mir,
Leicht ist es, deine riesigen Massen
Zu überblicken und zu erfassen,
Und je länger ich seh' auf dich,
Desto besser begreif' ich mich!

Du Wahrzeichen höheren Sinns,
Riesengebilde, Wunder Wiens,
Habe Dank dafür und stähle
Gegen das Gemeine, die Seele!
Hüthen vor der Erbärmlichkeit,
Das ist dein Amt für alle Zeit.

Joh. Schön.

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXIX.

Der Lautner und sein Hund.

Es war im J. 1393 zu Ende des July, als König Wenzel IV. von Böhmen (als Kaiser Wenzel I., mit dem Beynahmen der Faule), auf der Burg Carlstein sich befand, wo er (am 26. July d. J.) einige Verträge der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg mit ihren Landständen aus Lüneburg bestätigte. Nebst den vielen Fremden, die sich zu dieser Zeit, theils aus dem böhmischen Adel, theils aus den Großen Deutschlands dort eingefunden hatten, waren auch verschiedene Springer, Gaukler und Sänger dahin gekommen, um sich vor Fürsten und Grafen, Herren und Rittern schauen und hören zu lassen.

Wie sich nun in dem Burgraume alles bunt durch einander trieb, stand einsam am Thore, die Laute in der Hand, ein alter, blinder Sänger, ein Hund an seiner Seite. Nicht so lebhaft, wie die übrigen Sänger, denen Gottes herrlichste Gabe, das Augenlicht nicht mangelte, stand er in sich gekehrt und still harrend, bis man ihn etwa rufen würde, bey der Tafel die ihm verliehene Gabe des Gesanges zu zeigen. Doch vergebens wartete er lange. Der Morgen verging, der Mittag kam heran und ging dahin; und schon glühte die Abendsonne im Westen, ehe man ihn rief; wer hätte denn auch aus den bunten Haufen der reich gekleideten Lustigmacher, gerade den ärmlich gekleideten, blinden Greis gewählt?! Dennoch stand er geduldig da und gleich ihm, hatte sich sein treuer Gefährte, der Hund, in eine Ecke gekauert.

Da kam Herzog Bernhard von Braunschweig den Weg einher gegangen; ihm zur Linken Ludger, sein Kämmerling, weibisch geputzt, in gewaltigen Schnäbelschuhen, das hochrothe Wamms mit klingenden Schellen besetzt. Tief und ernst wandelte der Herzog, voll frechen Übermuthes, stolz sich

blähend, trat Ludger heran. Als er in die Nähe des Hundes kam, stieß er diesen, obgleich er ihm nicht im Wege stand, verächtlich mit dem Fuße; winselnd schlich sich der Hund nach einer andern Ecke. Nun kam Ludger an den Lautner. „Was harrst du hier, du alter Maulwurf!" redete er ihn an: „geh in des Schloßes Gemächer und ergötze gleich den Übrigen den Kaiser mit deinen Schwänken." — „Kein Possenreißer bin ich, entgegenredete Beneff der Lautner: aber Eure Stimme ist mir zu gut bekannt, als daß ich noch zweifeln könnte, daß Ihr besser dahin gehört." Hochroth gleich seinem Wamms glühte sein Gesicht, er hob die Hand, den Blinden einen Streich zu versetzen; aber wie ein Blitz flog der getreue H..d heran und hinderte nicht nur den Schlag, sondern zerriß im Abwehren das Gewand des Kämmerlings so elendiglich, daß schrillend die Schellen über die Steine des Pflasters umher sprangen. Er zog das Schwert, allein der Hund setzte ihm so hart zu, daß sich Ludger genöthigt sah, durchs Thor hinweg und seinem Herrn nachzueilen.

Wohl hatte das alles der blinde Greis gemerkt, und vergeblich mahnt' er den Hund ab; als aber der junge Fant das Hasenpanier ergriffen hatte, schmiegte sich das treue Thier selbstzufrieden zu den Füßen seines Herrn, die strafende Hand desselben liebreich leckend. Da griff der Lautner an die Saiten und voll Rührung sang er zu dem Klange des Instrumentes „das Lied von der Treue", wie sie von Menschen verbannt beym Hundegeschlechte Aufnahme gefunden.

Er sang und während er sang, merkte er durch eine nahe Wärme, daß jemand ihm sehr nahe stehe. Und als der letzte Accord der Laute verklungen war, hörte er von dem Nahestehenden die Worte: „Gar wohl hat mir dein Liedlein gefallen, trauter Gesell. Das sollst du mir beym Imbiß wiederhohlen. He! Bartoff! führe den Lautner in die Küche und labe ihn; doch vergiß auch seines Hundes nicht, denn wohl habe ich des Thieres Tugend geschaut." Und dankend ging Beneff von Bartoff geleitet, nach des Kaisers Küche; denn es war Wenzel selbst, der er gesprochen und der eben wieder einen lichten Augenblick unter dem wilden, halbverrückten Walten und Treiben hatte.

Indeß hatte vor dem Thore der Burg, Ludger seinem Herzoge geklagt, wie ein Lautner seinen Hund auf ihn gehetzt und so nicht nur ihn, sondern in ihm auch den Herzog selbst geschmäht habe. Der Herzog, seinem Kämmerlinge ziemlich geneigt, war hierüber nicht gleichgültig. Er versprach ihm Genugthuung.

Am Abend kamen die Fürsten mit dem Kaiser beym Imbiß zusammen. Fröhlich kreiste der Becher. Possenreißer fanden sich ein, um die hohen Herren zu vergnügen. Aber Kaiser Wenzel wies sie ab. „Laßt ein Mahl den blinden Lautner hohlen, der mich heut ergötzt. Wohl wird er die edlen Herren hier auch ergötzen, da auch sie, der Hunde Treue kennen." Beyfällig nickten die Fürsten; aber Ludger, der in der Nähe stand, ergrimmte, als er des Kaisers Worte hörte und als der blinde Greis in das Gemach trat, zischelte er seinem Herrn ins Ohr: „Seht da, den Frevler! der in meiner Person Eure Hoheit geschmähet." Ein Blick, den der Herzog ihm zuwandte, beschied ihn, abzuwarten, was der Herzog für gut finden würde?

Der Sänger hatte geendet, und der Mundschenk setzte auf des Kaisers Wink einen vollen Pokal dem blinden Lautner zur Labung vor. Da wandte der Herzog sich zum Kaiser und sprach: „Es will mich fast bedünken, großmächtigster Herr Kaiser! als ob Ihr mich nur deßhalb nach Carlstein beschieden hättet, um hier meine Person zu höhnen." Verwundert und ungewiß schauten die übrigen Tafelgenossen bald auf den Herzog, bald auf den Kaiser, und dieser sah ernst, fast wild den Herzog an und fragte ihn, wie er dieß meine und was ihm Ursache gegeben, dergleichen zu denken? Da erzählte der Herzog, was ihm Ludger vorgelogen hatte. „Es thut mir leid, lieber Vetter, sprach nun der Kaiser, daß Euch der Lügenmund Eures Dieners genarrt: habe ich doch selbst unbemerkt von der Warte herab zugesehen, als der Hund Euren Diener anfiel, und weiß gar wohl, wie das gekommen ist." Und nun erzählte er den wirklichen Vorgang; während dem aber fielen nicht nur des Herzogs, sondern auch der Gäste Blicke strafend auf Ludger, der bald erröthend bald erbleichend bey dem Credenztische stand.

„Und wer bist denn du, wackerer Alter?" fragte in Hulden der Herzog den Sänger. — „Ein Böhme, entgegnete der Sänger: einst Eures Vaters Diener und nun seit acht Jahren des Augenlichts beraubt, heimathlos und der Menschen Barmherzigkeit bedürftig." Und der Kaiser sprach darein: „So lange du willst, magst du an unserm Hofe weilen, wo dir Pflege nimmer fehlen soll." Dankend und den Himmel preisend, verließ der Blinde den Saal.

Am andern Tage traf des Herzogs Bernhards Bruder, Herzog Friedrich, den Lautner im Burghofe, wo die Edelknechte rund um ihn versammelt waren, und seinem Sange zuhorchten. Es sang aber Bartoff ein gar sonderbares Liedlein, wenigstens war der Inhalt desselben für den Herzog Friedrich über die Massen verwunderlich. Es klang wie düstre Warnung an die herzoglichen Gebrüder, sich vor arger List und Trug zu wahren. Deßhalben nahm er den Sänger mit sich in sein Gemach und geboth ihm zu sagen, was er mit dem Gesang wolle? „Euch warnen, edler Herr! sprach der Sänger: über Euch breitet die Bosheit arglistige Schlin-

gen aus; doch nun soll das Böse nicht wieder obsiegen." Und nun erzählte er, wie er erst vor wenigen Tagen auf Walmode gewesen, wo Kurt von Schwichelt und Hanns von Steinberge mit mehreren andern hildesheimischen Stiftsjunkern Mahl gehalten, und dort, da man des blinden Sängers nicht geachtet, sich verbündet, den Herzog Friedrich auf seiner Heimreise aus Böhmen aufzufangen und ihn nur gegen siebentausend Mark wieder frey zu geben, wie sie es früher mit Herzog Bernhard gethan, daß er (der Lautner) nun nicht gesäumt und sich auf den Weg gemacht habe, um den Herzog zu warnen. „Wie mag das seyn, Alter?" sprach Friedrich: „sind sie doch seit der Schlacht von Winsen an der Aller, unsere Bundesgenossen und guten Freunde." — „Wohl glaubt Ihr das, edler Fürst!" entgegenredete Benesch: „auch glaubt Ihr dem Kämmerling Ludger, der nach jener Schlacht an Euren Hof kam und Euer Vertrauen zu erschleichen wußte: aber nimmer hättet ihr geahnet, daß er der Hildesheimischen geheimer Ausspäher ist."

Betroffen, aber zweifelnd, ja fast ungläubig stand Herzog Friedrich da; so eben kam auch Herzog Bernhard ins Gemach, dem jener des Blinden Eröffnung mittheilte. Da fuhr Herzog Bernhard ihn an: „Nun muß ich doch glauben, alter Graukopf! was der Kämmerling mir erzählt. Bist du da den Frieden zu stören? Meinen Kämmerling und mich zu höhnen? Den Leumund meiner Bundesgenossen zu schänden? Gehe und lasse dergleichen nicht mehr hören; — sonst dürfte selbst des Kaisers Burgfrieden dich vor Strafe nicht schützen."

Traut Ihr, antwortete dieser, der Warnungsstimme eines armen, blinden Greises nicht, so wird wohl Bennos Rath bey Euch Gehör finden." — „Bennos?" fielen schnell die beyden Fürsten ein. „Ja! erwiederte dieser, ich bin Benno, der Vogt von Wolfenbüttel, den Kaiser Carl einst Eurem Vater empfahl, der treulich diesem diente und den nach dessen Ermordung, der Quade Otto wegen der Treue zu Euch blenden ließ und vertrieb. „Ihr kennt, fuhr er fort, als er seine Brust entblößte und eine Narbe zeigte, die Wunde, die ich am Deisterwalde empfing, als ich den Tod Eures Vaters rächte? Sein Mörder fiel durch mein Schwert, und nimmer wird es sein Sohn vergessen, daß er den Vater gegen die Eurigen verlor. Und dieser Sohn, der Euren Untergang sucht, ist — Herzog Bernhards Kämmerling."

Da befahlen die Fürsten ihren Dienern, den Kämmerling Ludger zu rufen; aber nimmer war er zu finden, er war entflohen. Und wie mit einem alten, langentbehrten Freund sprachen nun die Herzoge mit Benesch, er mußte ihnen erzählen, wie er blind nach Loretto und nach Compostell gewallt, wie er Noth und Trübsal gelitten und wie er endlich wieder als Lautner in seine Heimath zurückgekommen, überall offene Thüren gefunden und unerkannt auf Walmede den Bund wider Herzog Friedrich vernommen habe. Wie er so erzählte, rief Herzog Bernhard nach einem Becher Weines; der Diener brachte des Herzogs Pokal und zugleich mit dem Diener schlich des Lautners Hund in das Zimmer. „Schon stand der Becher gefüllt an Eurem Fenster, sprach der Diener, vielleicht habt Ihr es schon Ludgern befohlen." — „Da war er aufmerksamer als ich geahnet", sprach lächelnd der Herzog und reichte den Pokal dem Lautner hin; wie dieser ihn an den Mund setzte, schmiegte sich der hereingekommene Hund an die Füße des Sängers; erschrocken, den Hund in des Fürsten Gemach zu wissen, bebt seine Hand, der nun der Becher entsinkt. Ein seltsam Ding schauten nun die Fürsten. Der auf den Marmorboden verschüttete Wein brauste und schäumte und höhlte verzehrend die Steinplatten und der Hund, der begierig davon gekostet, sinkt unter Zuckungen zu seines Herren Füßen nieder.

Man forschte nun nach, wer den Becher gefüllt? Einer aus den Dienern hatte den Pokal in Ludgers Händen gesehen, der zu ihm sagte, er hohle für Herzog Bernhard den Nachttrunk.

Der blinde Greis betrauerte seinen Hund und sang wehmüthige Lieder über seinen Verlust. Auch Kaiser Wenzel, von den Vorgängen berichtet, bedauerte den Greis, der seinen Führer verloren. Denn auch er liebte diese Thiere, ja er liebte sie wohl mehr, denn die Menschen selbst.

Benesch sollte nun mit den Herzoglichen Gebrüdern, die ihm für sein Alter Pflege gelobten, mit nach Braunschweig. Der seinen Führer Betrauernde nahm ihren Vorschlag dankend an und begleitete sie auf ihrer Heimkehr. Aber schon in Leitmeritz erkrankte er und starb nach wenigen Tagen.

Kaum waren die Herzoge wieder in ihren Landen, als sie Beneschs Warnung bestätigt fanden. Die hildesheimischen Stiftsjunker kündigten ihnen Fehde an, verheerten das Land und schätzten die Unterthanen. Herzog Friedrich raffte schnell Kriegsvolk zusammen und suchte lange dem Unfuge Einhalt zu thun. Endlich am 14. October desselben Jahres kam es zu Beinem zwischen Goslar und Wolfenbüttel zur Schlacht, in der Hanns von Steinberg umkam und Curt von Schwichelt nebst vielen Anderen gefangen wurde. Und siehe! unter letzteren war auch der flüchtige Ludger. Dieser, da er seine lichtscheuen Pläne vereitelt sah, gestand bald seine Absichten auf Herzog Bernhards Leben und starb durch Henkershand. Curt hingegen mußte sich mit siebentausend Mark lösen, welches gerade die Summe war, welche früher Herzog Bernhard an Curt für seine Freyheit geben mußte, als er des letzteren Gefangener gewesen war.

Zwey Jahre später ließ Herzog Bernhard mit Einwilligung des K. Wenzel bey der St. Michaelskirche zu Leitmeritz, auf dem Grabe Beneschs eine steinerne Säule aufrichten, auf deren Piedestal ein Blinder mit seinem Hunde ausgehauen zu sehen war. Die Spitze zierte ein Kreuz und das Kapital derselben bestand aus Hundsköpfen. Man pflegte sie noch lange nachher „die Säule des Blinden" zu nennen; sie fiel aber, als am 26. März 1511 eine Erderschütterung die Stadt Leitmeritz schwer beschädigte. Aber nach der Erzählung Anderer soll diese Säule bereits im fünften Jahre nach ihrer Errichtung, an demselben Tage, als der inzwischen nach der Absetzung Wenzels des Faulen, zum Kaiser erwählte Herzog Friedrich bey Fritzlar ermordet wurde, wunderbarer Weise in Trümmer gefallen seyn?

Russische Expedition nach dem Nordpol.

Zu den kühnsten Unternehmungen der neuesten Zeit darf unstreitig die letzte russische Expedition nach dem Nordpol, unter der Leitung des Barons von Wrangel, gerechnet werden. Sie ist im April dieses Jahres wieder nach Petersburg zurückgekehrt, nachdem sie vier Jahre auf den ewigen Eisfeldern des Polarmeeres zugebracht hatte. Diese Reise ist nicht minder interessant, als die des Kapitäns Parry, und vielleicht gehörte selbst noch mehr Ausdauer und Muth dazu, eben weil die Schwierigkeiten und Gefahren derselben noch größer waren. Die Engländer waren wenigstens gewiß, in ihren Schiffen ein schützendes Dach und die nöthigen Lebensmittel zu finden; aber die Russen, welche zu Fuß die weite gefrorne Oberfläche des Ozeans bereiseten, und an unfruchtbaren, öden Küsten überwinterten, hatten kaum das Nothwendigste, um ihren Hunger zu stillen, und nicht den geringsten Schutz gegen den schneidendsten Frost.

Die Expedition reisete im März 1820 von Irkutschkoy zu Lande, mit folgenden Instructionen versehen, ab: „Durch astronomische Beobachtungen an der Küste des Eismeers, die Ausdehnung des östlichen Siberiens zu bestimmen, so wie die wahre geographische Lage des Schalagskoy-Vorgebirges (der nördlichsten Spitze Asiens) zu bemerken. Die Frage zu entscheiden, ob die Behringsstraße ein wirklicher Kanal zwischen Asien und Amerika, oder nur ein tiefer Meerbusen sey, wie Burney versichert? Endlich, genauer als bisher geschehen, die Inseln zu beschreiben, welche sich nördlich von Jana-Kolyma und dem Lande der Tschuckutzschkoys befinden sollen?

Um den Lesern einen Begriff von der Natur des Unternehmens zu machen, wird es genügend seyn, nur einen Ausflug Wrangels auf dem Eismeere gedrängt zu beschreiben. Er verließ Nischney-Kolymsk am 12. März 1821, mit zwanzig mit Holz beladenen Schlitten, die von Hunden gezogen wurden. Nachdem er auf solche Weise 160 Werste (beynahe 50 St.) zurückgelegt hatte, befand er sich unterm 71. Grade nördlicher Breite, wo er einen Theil seiner Provisionen ins Eis vergrub; und um die Consumtion derselben zu mindern, schickte er fünfzig Schlitten zurück und behielt nur fünf für die noch übrigen Lebensmittel. Er wendete sich von da nach Nordost, und befand sich am 3. April ungefähr 117 Stunden von der Küste, wo er das offene Meer erblickte. Umsonst suchte man einen fernern Weg nach Norden; man war genöthigt, wieder zurückzukehren. Sodann durchstreifte man die Gegend fünfundvierzig Tage lang nach allen Richtungen, ohne irgend eine Insel oder sonst etwas Merkwürdiges zu entdecken, und kehrte endlich nach Nischney-Kolymsk zurück. Auf dieser Wanderung war der Thermometer oft bis 24 Grad unterm Gefrierpunct, und hatte sich nie bis auf 15 Grad über denselben erhoben.

Kurz darauf unternahm man eine neue Reise aufs Eismeer, um das Vorgebirge Schalagskoy zu erforschen und zu berichtigen. Die Tschuckutzschkoys, bey denen Wrangel einige Tage verweilte, versicherten ihn, daß sich in einer Entfernung von achtzig Wersten von der Küste ein großes Land befinde. Voll freudiger Erwartungen brach er sogleich auf, und sendete einen seiner Offiziere in einer andern Richtung dahin ab. Aber kaum hatte man fünfzig Werste zurückgelegt, so erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß er selbst die dicken Eisflächen zerbrach. Ein ungeheures Stück lösete sich auch unter Wrangels Schritten ab, und er wurde durch andere, welche sich daran stießen, in das wüthende Trümmermeer hinausgedrängt. Er befand sich einige Tage lang in dieser schrecklichen Lage, während denen sein ganzer Mundvorrath nur aus einem Stück gesalzenen Fisches bestand. Jeden Augenblick den gewissen Tod vor Augen, der ihn mit jeder neuen Eisscholle, mit jeder hochansteigenden Welle endlich zu erreichen drohte, hatte er sich auf sein nasses Lager ausgestreckt, und erwartete ruhig den entscheidenden Moment. Aber seine Eisinsel drängte sich am Ende zwischen andere fest, und schneller, als der Gedanke selbst, hatte er den Entschluß schon gefaßt und ausgeführt, über alle diese Trümmer hinweg sich zu wagen, um das feste Eis wieder zu erreichen, was ihm auch, nach der Überstehung mannigfacher Gefahren, doch endlich gelang. Er traf bald darauf mit seinen Gefährten zusammen, die in derselben Lage sich befunden hatten, und die denselben Gefahren auf dieselbe Weise entronnen waren.

Der Bruch des Eises ließ den Reisenden keine Hoffnung zur Entdeckung jenes Landes mehr, welches man ihnen

bezeichnet hatte. Indessen waren ihre Bemühungen doch nicht ganz fruchtlos, denn ihre Nachforschungen haben das wirkliche Daseyn der Behringsstraße, welche Asien von Amerika trennt, außer allen Zweifel gesetzt. Eben so haben sie mancherley astronomische Beobachtungen auf der nordöstlichen Küste von Sibirien gemacht, die bisher nur sehr unvollständig bekannt waren. Endlich haben sie einer neuen Expedition den Weg gebahnt, dadurch, daß sie sich das Vertrauen und die Zuneigung der Tschuckutschkoys erworben, welche bisher alle Gemeinschaft und allen Verkehr mit den Russen trotzig verweigerten, und selbst diejenigen erschlugen, welche es wagten, ihr Land zu betreten.

Ueber die Schifffahrt und den Krieg unter dem Wasser.

So neu auch diese Kunst dem Publicum erscheinen mag, so ist sie dennoch ziemlich alt, und stufenweise vervollkommnet worden. Man bedenke zuvor, was ein Regiment unsichtbarer Soldaten auf dem Lande seyn würde! — Dieß sind, und in einem noch viel höhern Grade die Schiffe unterm Wasser; denn wenn sie auch nur mit einer einzigen Kanone von großem Kaliber bewaffnet sind, so können sie doch den Kiel des größten Linienschiffes durchbrechen, und mit einem Schusse tausend bis zwölfhundert Menschen vernichten. Umsonst würde man, um die Flotten gegen diese neuen Fahrzeuge zu vertheidigen, eine große Menge ähnlicher Schiffe ausrüsten: sie könnten sich nur durch Zufall begegnen, eben weil sie unsichtbar sind, und selbst da dürfte es ihnen an Mitteln nicht fehlen, ein Gefecht zu vermeiden, wenn sie der Stärke des Feindes sich nicht gewachsen glaubten. Sie schaden sich, wie die Advokaten, unter einander selten oder nie, und sind nur den gewöhnlichen Schiffen furchtbar. Um diese wichtige Äußerung zu bewahrheiten, wollen wir eine gedrängte Übersicht der damit angestellten Versuche geben, und einige Vorschläge aufstellen, welche der Aufmerksamkeit würdig zu seyn scheinen.

Man hat sich im Alterthum und im Mittelalter der Taucher bedient, entweder um kostbare Gegenstände aus dem Grund der Gewässer hervorzubringen, oder die Seile der feindlichen Schiffe zu durchschneiden, oder um den Kiel derselben zu durchbohren, oder um Nachrichten, Geld und selbst Munitionen in belagerte Orte zu bringen. Die Erfindung der Tauchmaschinen ist ebenfalls sehr alt. Aristoteles unterhält uns von zwey zu seiner Zeit sehr bekannten Gegenständen, dem „Dudelsack und der Taucherglocke". Mehrere Geschichtschreiber des dreyzehnten Jahrhunderts versichern uns, auf freylich sehr zu bezweifelnde Gewährleistungen gestützt, daß Alexander der Große in einem Fahrzeuge unterm Wasser gereiset sey. Gewiß ist es indeß, daß man sie während und nach dem dreyzehnten Jahrhundert gekannt habe. So bedienten sich zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Bewohner der Ukraine derselben, um sich den Verfolgungen der Türken zu entziehen. Zu jener Zeit sind auch mehrere Schriften darüber erschienen, von denen die des gelehrten Pater Mersenne am genauesten und begreiflichsten abgefaßt ist. Es scheint selbst, daß er auf ihre Verbesserung bedacht gewesen sey, denn er bemerkt: daß außer den noch unbekannten Vortheilen und Hülfsquellen, welche aus der Anwendung dieser Kunst entsprießen könnten, man sich ihrer leicht zum Wiederauffinden durch Schiffbruch verlorengegangener Gegenstände, zur Korallen- und Perlenfischerey, und zu einer Menge von Experienzen und wissenschaftlichen Nachforschungen, bedienen dürfte. Endlich behauptet er noch auf das bestimmteste, daß man sie zur Zerstörung feindlicher Schiffe würde gebrauchen können, ohne das Geringste von diesen befürchten zu müssen. Eben so wenig könnte ihnen der Sturm gefährlich werden, weil der Wind nur die Oberfläche des Wassers und nie die Tiefen desselben bewegt. Mersennes Werk erschien im Jahre 1644. Ungefähr zwanzig Jahre vorher hatte ein gewisser Cornelius van Drebbel, von Alkmaen gebürtig, ein sogenanntes unsichtbares Fahrzeug erbaut, in welchem sich, außer zwölf Ruderern, noch einige Passagiere bequem aufhalten konnten. Man behauptet sogar, daß van Drebbel eine Flüßigkeit erfunden habe, welche der Luft die zur Einathmung nöthige Frische wiederzugeben im Stande sey, und mit deren Hülfe man so lange unter Wasser bleiben könne, als man wolle. Wenn diese Aussage nicht auf einem Mißverstande beruht, so ist der Erfinder eines solchen Spezificums fast merkwürdiger noch als Chemiker, wie als Ingenieur.

Ein Franzose zeigte im Jahr 1653 dem Publicum zu Rotterdam ein anderes ähnliches Schiff von 72 Fuß Länge, welches er unterm Wasser nach Willkühr manövriren ließ, obgleich er aus der Art und Weise, es zu regieren ein Geheimniß machte. — David Bushnell, Bewohner von Connecticut, erbaute 1776 ein Boot, mit welchem er versuchte, eine Petarde unter dem Kiel eines Schiffes von fünfzig Kanonen anzuschrauben. Die Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit des Menschen, der mit diesem Geschäfte beauftragt war, trugen das meiste dazu bey, daß der Versuch fehlschlug, obgleich das Fahrzeug mit vieler Leichtigkeit sich bewegt, und unter oder auf die Wasserfläche gebraucht werden konnte, indem das Wasser in einem besonders vorhandenen Behälter hereingelassen, oder aus demselben, durch eine Druckpumpe, wieder weggeschafft werden konnte. Ein Ruder

fast wie eine archimedische Schraube gestaltet, und wagrecht unter dem Kiel befindlich, machte es vor- oder rückwärts gehen, je nachdem man sie auf die eine oder die andere Weise bewegte. Ein anderes ähnliches Ruder, welches senkrecht am obern Theil angebracht war, half, unabhängig von der größern oder kleinern Wassermasse, welche man in dem Behälter aufnahm, die Tiefe zu bestimmen, zu welcher man sich hinablassen wollte.

Fulton versuchte 1801 zu Havre und zu Brest ein Fahrzeug derselben Art, welches er Nautilus hieß. Es konnte vier Männer in sich aufnehmen, und war mit Segeln versehen, die aufs Verdeck ausgebreitet wurden, sobald man untertauchen wollte. Ein Globus von Kupfer enthielt verdichtete Luft, mit der man die innere Atmosphäre beständig erneuern konnte. Der Erbauer befestigte eine Petarde unter den Kiel mehrerer alten Gefäße, und sprengte sie in die Luft.

Die Gebrüder Coëssin machten 1809 zu Havre, auf Bonaparte's Befehl, den Versuch mit einem kleinen Schiffe, welches sie ebenfalls Nautilus nannten. Die Bemannung bestand aus neun Matrosen. Es war bestimmt, in der Nacht zu der feindlichen Flotte sich zu verfügen, und geschwefelte Hemden an die Hintertheile der Schiffe zu befestigen. Eine darüber sprechende Verhandlung, die auf einige Fehler dieses Fahrzeuges aufmerksam machte, verwies zugleich auf die nothwendigen Verbesserungsmittel.

Der Tod überraschte Fulton im Jahre 1815, als er eben mit der Erbauung eines Boots beschäftigt war, welches er Mute nennen wollte. Dieses Gefäß würde nur bis auf die Wasserfläche untergetaucht haben. Ein Mensch sollte den Kopf durch ein Loch im Verdeck stecken, um den zu verfolgenden Weg andeuten zu können. Man würde in der größten Stille während der Nacht den feindlichen Schiffen, welche sich eben damahls an den Küsten der vereinigten Staaten befanden, sich genähert, und sie mit Hülfe der Kolombiaden (einem kurzen Geschütze, dessen Kugeln hundert Pfund wiegen) in den Grund gebohrt haben. Die Mute würde in anderthalb Stunden Zeit kaum mehr als eine Stunde Weges zurückgelegt haben, obgleich man hundert Menschen zur Bewegung des Rades nöthig gehabt haben würde, welches die Stelle der Ruder vertreten sollte.

Ein ausgezeichneter Offizier der englischen Marine, Suldham, hat ganz neuerdings zu Portsmouth ein unterm Wasser gehendes Schiff auf eigene Kosten erbaut, mit dem er bis auf dreyßig Fuß sich versenken kann. Er will, sagt man, jetzt ein anderes erbauen, welches noch viel tiefer sinken soll. Derselbe Offizier hatte, während seiner Gefangenschaft in Frankreich, eine Kutsche mit Segeln erfunden. — Ein anderer Engländer, Nahmens Johnson, nach Einigen Kapitän eines Kauffahrteyschiffes, nach Andern ein Smuggler (See-Schleichhändler) hatte das abenteuerliche Project gefaßt, Napoleon von St. Helena zu entführen, und zwar mit einem der größten unsichtbaren Schiffe, die je existirt haben. Die Länge desselben maß hundert Fuß; die Masten und Segel waren auf eine solche Weise eingerichtet, daß man sie aufs Verdeck niederlegen konnte. Johnson hatte sich vorgenommen, sich keineswegs zu übereilen, sich gegen Tagesende in der Nähe von St. Helena zu befinden, und, um besser die kreuzenden Fahrzeuge zu vermeiden, zwischen zwey Wassern das Ufer zu erreichen. Von da würde er einen Bothen an Bonaparte abgesendet und die zur Ankunft nöthige Zeit abgewartet haben. Es waren ihm ungeheure Summen im Fall des vollkommenen Gelingens seines Plans, versprochen worden, und er war davon aufs innigste überzeugt. Außerdem sollten ihm vierzigtausend Pfund Sterling baar bezahlt werden, sobald sein Schiff segelfertig seyn würde. Aber eben an dem Tage, wo man den Kiel mit Kupfer beschlug, vernahm man den Tod des berühmten Gefangenen.

Derselbe Kapitän Johnson hatte bereits mehrere Proben seines Muthes und seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit abgelegt. Er hatte, auf Kosten der Admiralität, die Versuche Bushnells und Fultons wiederhohlt, Schiffe mit einer Petarde in die Luft zu sprengen, deren Effect durch eine Uhr und eine mit Pulver geladene Pistole verursacht wird. Der Anker seines Bootes verwickelte sich in das Tauchwerk des Gefäßes, welches fliegen sollte, was er während der Arbeit nicht, und nun freylich zu spät, bemerkte. Es war unmöglich, sich zu entfernen. Ohne sich darüber im Geringsten zu entsetzen, zog er ganz ruhig seine Uhr und sagte zu dem Menschen, der ihn begleitete: „Wir haben nur noch zwey und eine halbe Minute zu leben, wenn wir nicht loskommen." Der Andere, der erst vor wenigen Tagen sich verheirathet hatte, schrie und heulte: „Arme Nanny! Arme Nanny!"— „Halt's Maul — donnerte ihm Johnson zu — mit deinen vermaledeyten Jeremiaden. Hurtig, Jacke herunter, und stopfe mir flink das Loch am Klüsgatt *) zu!" — Er ergriff sodann eine Axt, hieb das Tau durch und schleuderte das Boot, durch einen mächtigen Fußtritt, in die offene Fluth hinaus. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Es war die höchste Zeit, denn die Petarde fing um die vorherbestimmte Minute Feuer, und das Schiff flog in tausend Stücken in die Luft.

Im September 1823 schiffte Johnson von neuem unter den Fluthen der Themse, an Bord eines kleinen Fahr-

*) Ein Loch, welches sich vorn am Schiff befindet und durch welches das Tau geht.

zeuget, in welchem er mit mehreren andern Personen zehn bis zwölf Stunden lang blieb, ohne daß sie das Bedürfniß verspürten, Luft von außen hereinzulassen. Diese neuen Versuche hatten nichts weniger als die Zerstörung der französischen Flotte zum Zweck, welche zur Belagerung von Cadix gebraucht wurde. Der spanische Ausschuß hatte seinen Vorschlag angenommen, und die Ausführung desselben den Cortes anheimgestellt. Aber die Auflösung derselben machte nachmahls das Project des gefährlichen Seemannes unausführbar.

Camoens Tod.

Lord Holland besitzt ein sehr seltenes Exemplar der Werke Camoens. Man glaubt allgemein, daß es diesem unglücklichen Dichter gehört, und einen Theil seiner kleinen Bibliothek ausgemacht habe. Am Ende der ersten Titelseite befindet sich die getreue und traurige Erzählung seines Todes in altspanischer Schreibart, von einem Manne, der ihn zu Lissabon im Spital hat sterben sehen. Sie lautet folgendergestalt: „Que cosa mas lastímosa que ver un tan grande ingenio mal logrado! Yo lo bi morir en un hospital en Lisbon, sen tener una sanana con que cubrirse, depues de aver triunfado en la India oriental y de aver navigado 5500 leguas por mar: que saino tan grande pare los que de noche y de dia se cancan estudiando sine provecho, como la arana en urdir tellas para casar moscas!“ (Welch ein beweinenswürdiger Anblick, ein so großes Genie so schlecht belohnt zu sehen. Ich habe zu Lissabon ihn in einem Spital sterben sehen. Er hatte nicht einmahl ein Leintuch, um seine Blöße zu bedecken, er, der so oft in Westindien triumphirt und so lange Zeit und mehr als 5500 Stunden auf dem Ozean herumgeschifft hatte. Welcher Fingerzeig für diejenigen, die sich Tag und Nacht dem Studium widmen, und sich ohne Vortheil ermüden, wie die Spinne, die ihr Gewebe ausspannt, um — Mücken zu fangen!)

Miscellen.

Hindeutung auf ein interessantes Buch.

Ein sehr intressantes, aber trotz seiner Weisheit wenig gelesenes Buch ist: Johann von Marignolas Reisebericht aus den Morgenländern v. J. 1339 — 1353. Es behandelt die Schicksale eines vom glühenden Glaubenseifer erfüllten Priesters, dessen Character uns höchst achtungswerth scheint, in fernen, bis auf den heutigen Tag wenig bekannten Ländern. Der Herausgeber, Herr J. G. Meinert, als Kenner der vaterl. Geschichte und Verf. mehrerer gediegener Schriften rühmlichst bekannt, hat das Werkchen durch gründliche Erläuterungen und eine fließende Übersetzung gleich belehrend und angenehm für den Leser gemacht. — Druck und Papier sind gut, doch möchten wir endlich einmahl fleißigere Correctoren wünschen. — In dem dünnen Bändchen von 107 Seiten kommen 31 Druckfehler vor; theils lächerlich, theils sinnstörend; z. B. pag. 9. Zeile 1. heilsam statt seltsam, pag. 12. Z. 18. tugendhaft statt lügenhaft! u. s. w. Der Preis zu 18 kr. C. M. ist äußerst billig, die Ausgabe von Haase in Prag 1823.

S.......

Die Wechselbänke zu Wien.

Ich Hanns Ponhaimer burger Zu Wien Bekenn fur mich vnd mein erben Vnd ihrm .... offennlich mit dem brief Das ich mit gutem willen vnd wolle dachtem mut Zucker Zeit da ich das .... thun mocht Verkauft hab meine Wechselbankh gelegen an die Pranntstat vnden der Wechslbenkhen .... Zwischen Hern Symons pötl vnd mertten Schrotten Wechslpenkher gegen sannd Steffaunfreithof vnd von Erasm Ponhaimer weilend burger zu wienn meinrm lieben Vettern selligen mit Gescheffl, an mich kommen ist nach lautt seins gescheffts das im Stattpuch daselbs zu wienn geschriben stet, vorgenannt wechselpankh hat ich mit allen eren wierden freyheiten vnd Rechten als ich die Inne ... genuezt vnd genossen hab vnd vor allter Herkomen ist Recht vnd redlichen Verkaust vnd geben um ain Samen Guldein den Ich ze Rechtter Zeit vnd an aller schaden gannz vnd gar verricht vnnd.. gewert pin dem erberenn Nielasen Nachtigall burger ze Wienn vnd seinen-erben fürbaser als ... irn frumen damit zuschaffen verkauffen verserzen schaffen machen vnd geben wenn Sy verlust .... an mein meiner erben vnd an menicliichs von vnsern wegen Irrung vnd Hindernuß vngem .. Doch also ob der obgenannt Nachtigal die bemelt Wechslpannkh bey meinen Lebttegen verkawfen wolt So sol er mir die in dem kauf darumben er Sy von mir gekauft hat vor menigeilchen gelassen vnd zu kauffen geben getrewlich vnd vngeuerlich. Vnd pin auch mit sambt allen erben Vnverschaidennlich des obgenannten Nielasen Nachtigal vnd seiner erben der bemelten Wechslpannkh Rechtter gewer vnd scherm fue alle ansprach als solchs Kaufs der Wechslpennkh in der Stat ze Wienn Recht ist. Wer aber das In icht krieg oder ansprach daran ansehet. mit Recht was Sy des schaden nement das sullen vnd wellen wir in alles aus richtten und widerkern an allen irn schaden Vnd sullen auch das haben zu mir vnd allen meinen erben vnuerschaidenlich vnd auf allem vnserm gut das wir jetz haben vnd Hinfür gewyen ... es sey Erb oder varend gut wie das genannt vnd wo das gelegen ist nichts ausgenommen es sey lebentig oder tod mit vrkund des briefs besigilt mit meinen aigen anhanngenden insigl Der sach ist gezewg durch mein vleissigen pete willen der edl valentin liebhart ...... zu Österreich burger ze Wienn mit seinem anhaugenndem Insigl Im vnd seinen erben an .... schaden Geben zu Wienn an Montag vor sannd Laurenczen tag Nach cristi gepurde im . Vierzehenhundert Vnd Drei vnd sybenzigisten Jaren.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel, Dec. 1824.

Das, unter dem Titel: Museo borbonico in Neapel heftweise erscheinende große Werk über alle in diesem Kunsttempel

aufbewahrten Monumente des Alterthums gibt durch Professor Bechi besondere und ausführliche Nachrichten von den jeweiligen Ausgrabungen in Pompeji, die gewiß allen Gebildeten eine höchst willkommene Erscheinung seyn werden *).

In dem einzigen bis nun ausgegebenen Hefte beschäftigt sich dieser Gelehrte zuerst mit Auslegung der an den Gebäuden aufgemahlten Inschriften, die viel Licht über die Gebräuche der Alten ertheilen, und in diesem — der Geschichte und der Kunst gewidmeten — Blatte, gleich den übrigen dießfälligen Mittheilungen, im Auszuge aufgenommen zu werden verdienen.

Es war nähmlich damahls der Gebrauch, Alles dasjenige mit rother oder schwarzer Farbe, an die Mauern der besuchtesten Stadttheile aufzuschreiben, was heut zu Tage mittelst gedruckter oder geschriebener Ankündigung auf Papier geschieht. Auf diese Weise wurden die Schauspiele angekündet, Häuser und Bäder zum Verkauf oder zur Miethe ausgebothen, und, da die Pompejaner unter römischer Herrschaft sich auch den römischen Sitten unterwarfen, so war auch bey ihnen die der Patronen und Clienten eingeführt. Der Client schrieb an die Hausthüre den Nahmen seines Patrons, mit dem Beyfügen: „daß er wünsche und bitte, er möge ihm gewogen seyn." Auch der Verkäufer jeder Art schrieb an seinem Laden gleiche Bitte mit dem Nahmen des Ädilen oder einer andern Magistratsperson, deren Beystand anzuflehen er für nothwendig erachtete. Diese Nahmen der Patronen glänzten zugleich mit verschiedenen Beywörtern, womit sie als gute, rechtschaffene, vornehme, würdige der Republik u. s. w. bezeichnet wurden. Nicht zufrieden diese Schmeicheleyen den eigenen Häusern aufzutragen, wiederhohlten sie dieselben auch auf den äußern Wänden öffentlicher und anderer Privat-Gebäude. Zugleich wurde den muthwilligen Verwüstern dieser Begrüßungen und Schmeichelworte der Zorn der Götter angedroht, wie heutigen Tages Kreuze und Nahmen der Heiligen gegen ähnliche Fälle schützen sollen.

Professor Bechi trägt nun mehrere derley Aufschriften vor, macht auf die häufig dabey vorkommenden Sprach- und Schreibfehler aufmerksam und erläutert sie mit nicht gemeiner Sachkenntniß.

Z. B. Auf der äußern Wand der Halle der Eumachia in der Straße, die gerade gegen die Basilica führt:

A SVETII. CERII
AEDILIS. FAMILIA. GLADIATORIA. PVGNABIT.
POMPEIS. PR. K. IVNIAS. VENATIO. ET VELA
ERVNT.

(Die Fechter-Familie des Aedilen Aulus Svetius Cerius wird den letzten Tag im Monath May, Kampf und Thierhetze geben, wobey die Segeltücher aufgespannt werden.)

FAMILIA GLADIATORIA
VENATIO ET VELA.

(Die Fechter-Familie gibt Hetze bey aufgespannten Segeltüchern.)

Wir sehen nun in diesen zwey Aufschriften, wovon die letztere nur ein Fragment ist, Ankündigungen zu Fechterspielen und Hetzen. Hier muß erinnert werden, daß die Ädilen diejenigen Magistrats-Personen waren, die das Volk mit Schauspielen zu unterhalten pflegten: zugleich ist bekannt; daß eine Anzahl Gladiatoren, unter einem Meister oder Oberhaupt: Familia Gladiatoria genannt und öfters von Vermöglichen eigends besoldet wurde. Es war also der Ädile Aulus Svetius Cerius, der auf den letzten May dieses Fechterspiel ankündete, und dabey dem Volk versprach, die Velaria aufzuspannen, damit dasselbe in dem unbedeckten Amphitheater gegen die Einwirkungen der Jahreszeit geschützt werde.

In der Straße hinter dem Jupiterstempel sieht man auf der einen Wand eines Pfeilers zwey Fechter abgebildet, die sich zum Kampfe rüsten; auf der äußern Seite des nähmlichen Pfeilers stellt sich der Kampf beendet dar. Aus den Fischen, die sie auf ihren Helmen führen, und an ihrem sichelartigen Schwerte erkennt man, daß sie zu der Classe der Mirmillonen gehören. Der eine dieser Fechter sinkt zu Boden, während der andere sich anschickt, mit Macht seine Hiebe zu verdoppeln. Ein Zeremonienmeister, wehrlos mit der weißen Tunica bekleidet, tritt zwischen die Fechtenden, und übergiebt dem Sieger die Rudis, ein Geschenk, womit die Veranstalter der Fechterspiele diejenigen zu beehren pflegten, die sich schon durch viele Siege ausgezeichnet hatten, und worauf sie: Rudiarii: genannt worden sind.

Oberhalb dieses Gemähldes ist die Innschrift:

TETRAITES. PRVDES. PRVDES. I. XIIX. TETRAITES. L.X.

Bechi übersetzt dieses folgendermaßen (Tetraites und Prudes) der unüberwindliche Prudes in seinem 18. Kampfe. Tetraites fällt in seinem 10. Unterhalb wird mit weißen Buchstaben auf rothem Grund der Zorn der pompejanischen Venus demjenigen angedroht, der dieses verwüstet.

ABEAT. VENERE. BOMPEIANAMA (sic) IRATAM. QVI. HOC
LAESAERIT.

Der Mirmillone Prudes mag also durch dieses Gemählde seinen 18. Sieg und die ihm zu Theil gewordene Ehre der Rudis auf die Nachwelt haben bringen wollen, welches ihm auch durch die Schreckens-Ereigniße des Vesuvs gelungen ist.

Auf der Außenseite der Halle der Eumachia liest man:

SABINVM. ET RVFVM. AE. D. R. P. VALENTINVS
CVM DISCENTIBVS
SVIS ROG.

(Valentinus mit seinen Schülern bittet den Aedilen Sabinus und Rufus Würdige der Republik)

C. CVSPIVM PANSAM. AED.
AVRIFICES VNIVERSI
ROG.

(Alle Goldarbeiter bitten den Ädilen Cajus Cuspius Pansa).

Diese paar Aufschriften, als Beyspiele von vielen andern gleicher Art, zeigen zur Genüge, daß die Häuser, an denen sie stehen, keineswegs den benannten Ädilen oder Magistrats-Personen, sondern vielmehr ihren Clienten angehört haben; daß also das Haus mit der Aufschrift Pansam aed. Paratus rog. das Eigenthum des Paratus gewesen, der sich den Schutz des Pansa erbeten. Der Nahmen Pansa erscheint auf so vielen Häusern, daß, wenn diese alle ihm zugehört hätten, er Ädile in seinem eigenen Hause und beynahe ganz Pompeji, sein gewesen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

*) M. S. in Nr. 17. 32. 37. 46. 59. 88. 89. des Archives 1824. Die stehende Rubrik dieser Nachrichten über den Vesuv, Herculanum und Pompeji, die Insel Capri, über eben dieses real museo borbonico.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 5. Jänner 1825.

(2)

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

1. Wie die Longobarden nach Friaul gekommen.

Besiegt, theils hingeschlachtet, theils zerstäubt, war das biedere, bis auf den letzten Mann tapfere Volk der Ostgothen, ausgetilgt ihre Herrschaft in Italien, ausgelöscht ihr Nahme durch den glücklichen Helden des sechsten Jahrhunderts, durch den Verschnittenen Narses. Des Goldes und Silbers und was sonst für Reichthum gilt, hatte dieser Feldherr genug erworben, nur die Liebe der Römer nicht. Diese vergalten ihm seine in Bekämpfung ihrer Feinde aufgewendete Mühe, mit Neid, Eifersucht und so dreistem Undanke, daß sie dem Kaiser Justin und seiner Gemahlinn wissen ließen „die Herrschaft der Gothen über Italien sey milder gewesen als die der Griechen gegenwärtig, seitdem Narses, der Verschnittene, befehle und sie unter drückender Knechtschaft halte, ohne daß der frömmste der Fürsten etwas davon wisse. Der Kaiser möchte sie entweder aus den Händen desselben befreyen, oder sie würden die Stadt (Rom) und sich selbst den Barbaren überliefern". Als Narses dieses hörte, schrieb er die wenigen Worte nach Hofe „Wenn ich den Römern Böses gethan, so möge mir Gleiches werden"; darüber wurde der Kaiser so aufgebracht, daß er sogleich den Präfecten Longin nach Italien sendete, den Statthalter Narses abzulösen. Dieser erschrack gewaltig und wollte nicht nach Constantinopel zurückkehren, besonders weil er die Kaiserinn Sophie fürchtete. Diese hatte ihm nähmlich, wie man erzählt, sagen lassen, sie wolle ihn, den Verschnittenen zum Aufseher in ihrer Frauen-Kammer machen, daß er die Wollenarbeiten an die Sclavinnen vertheile. Narses soll ihr darauf geantwortet haben, er wolle ihr einen Faden spinnen, den sie all ihr Lebtag nicht zerreißen werde. Von Haß und Furcht getrieben, begab er sich nach Neapel in Campanien und fertigte Bothen ab mit der Aufforderung an die Longobarden, sie möchten das arme Pannonien verlassen und das mit allen Reichthümern angefüllte Italien in Besitz nehmen. Um die Longobarden noch mehr zu diesem Unternehmen anzureitzen, überschickte ihnen Narses zugleich allerhand Obst und sonstige Erzeugnisse, an denen Italien so fruchtbar ist. *) Diese Bothschaft kam den Longobarden sehr erwünscht und wurde daher sehr günstig aufgenommen. Bey dem Gedanken an kommendes Wohlseyn, hob sich die Brust der rauhen Krieger. Ihr König Alboin entschlossen, nach Italien zu ziehen, ersuchte die Sachsen, seine alten Freunde, um Hülfsvölker, auf daß er mit desto größerer Macht das ausgebreitete Land betreten und in Besitz nehmen könne. Und so kamen bey 20000 Sachsen mit Weib und Kindern um mit ihm nach Italien zu ziehen. **) Hierauf übergab Alboin Pannonien seinen Freunden, den Hunno-Avaren, mit dem Beding, daß, wenn etwa die Longobarden zurück zu kehren gezwungen wären, sie ihre Wohnsitze wieder zurück erhielten. Und so verließen denn die Longobarden mit Weib, Kind und allem Hausrath, Pannonien, das sie 42 Jahre inne gehabt hatten und zogen eiligst nach Italien. Es war den Tag nach dem Osterfeste 568, (welches damahls

*) Lindenbrog bezweifelt diese Geschenke, weil die Longobarden Italien ohnehin aus früheren Feldzügen kannten. Allein abgerechnet, daß derley in die Sinne fallende Beweggründe bey barbarischen Völkern die beste Wirkung thun, so war ja doch nur ein Theil der Longobarden, nicht das ganze Volk, während des Gothenkrieges in Italien gewesen. Warum hätte Paul Warnefried hier eine Unwahrheit schreiben wollen?

**) Sie mögen die Vor- oder Nachhuth auf diesem Zuge gebildet haben, so dürften sie in der schönen Ebene von Cilly angelangt und dort Rast haltend, dem Sachsenfelde eher den Nahmen gegeben haben, als irgend eine von Carl dem Großen dahin überpflanzte sächsische Colonie. (??)

auf den 1. April fiel) daß sie sich auf den Weg machten. König Alboin mit seinem Heere und dem bunten Haufen seines Volkes an den äußersten Gränzen Italiens angelangt, bestieg einen Berg, welcher über jene Gegend sich erhebt und von dem er einen Theil Italiens übersehen konnte. Dieser Berg soll deshalb der Königsberg genannt worden seyn. *) Man fand in jenem Gebirge Auerochsen und es ist sich dessen nicht zu wundern, da die Gebirgskette bis nach Pannonien hinreicht, **) welches bekanntlich an diesen Thieren reich war. Die Haut eines solchen, auf jenem Berge erlegten, Auerochsen soll so groß gewesen seyn, daß fünfzehn Männer darauf neben einander liegen konnten. In Venetien, der ersten Provinz Italiens, angelangt, überlegte Alboin, nachdem er sich der Stadt oder vielmehr des Castrums Friaul bemächtigt hatte, wem er diese zuerst eingenommene Provinz anvertrauen sollte. Seine Wahl fiel auf Gisulf (wie man sagt) seinen Neffen und Marhais ***) oder Stallmeister, einen in allen Stücken sehr brauchbaren Mann. Diesen setzte er zum Herzog über die Stadt und das Land Friaul. Allein Gisulf erklärte die Regierung in dieser Stadt und Provinz nur unter der Bedingung zu übernehmen, daß man ihm so viel und solche Faren ****) oder longobardische Familien zutheile als er sich selbst auswählen würde. Dieß geschah; der König verwilligte ihm die edelsten longobardischen Geschlechter, daß sie in Friaul sich niederließen, und so gelangte Gisulf zur ersten longobardischen Herzogswürde. Auch Herden edler Stutten begehrte er von Alboin und auch darin willfahrte ihm die Freygebigkeit des Fürsten. †) Es waren aber die Gränzen Friauls damahls folgende: gegen Norden die norischen Alpen (das julische Carnien) gegen Osten die Abhänge der julischen Alpen und der Fluß Formio, der sich in den Meerbusen von Triest ergießt, gegen Süden das adriatische Meer, gegen Westen der Tiliavento nach einigen, die Liquentia nach andern Opitergium gehörte damahl noch nicht dazu. Friaul, das Land wurde übrigens auch das longobardische Ostreich, und Friaul, der Ort, die Stadt des Ostreichs (civitas Austriae) genannt.

Der Patriarch oder Metropolit Paulinus von Aquileja, der mit seinen untergeordneten Bischöfen sich noch immer für die, auf der fünften allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel 553 verdammten drey Capitel erklärte und darum außer Gemeinschaft mit dem römischen Stuhle lebte, floh bey Annäherung der Longobarden mit den Leichnamen der Heiligen, Hilarius, Cantian und anderer, so wie mit allen Schätzen seiner Kirche hinüber auf die Insel Grado, welche seitdem Neu-Aquileja hieß, wußte jedoch von hier aus, durch Dazwischenkunft seines Ansehens, wie durch gütliche Vermittlung, die rohe Zerstörungswuth der Barbaren in Schranken zu halten, und die wilden Krieger durch sanfte Bitte zu besänftigen. *) Der Bischof von Treviso, Felix, ging dem Könige Alboin, als dieser an der Piave anlangte, entgegen und erhielt von seiner Großmuth die schriftliche Bestätigung über alle seiner Kirche gehörenden Güter. Alboin schritt hierauf zur Eroberung der Städte Vicenza, Verona und des übrigen Venetiens, welchen Nahmen damahls alles Land von Pannonien anzufangen bis an die Addua führte. Der Nahme Veneter oder Heneter heißt aber auf Griechisch so viel als Lobenswürdige **). Die Hauptstadt Venetiens war einst Aquileja, später durch die Longobarden Friaul (Cividale,) weil die Herzoge und einige Zeit auch die Patriarchen daselbst wohnten.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Da der Zug durch Krain über die julischen Alpen auf der alten Straße nach Görz d. h. durch den Birnbaumerwald ging, so möchte es nicht schwer halten den Berg ausfindig zu machen.

**) Oder da Pannonien bis an diese Gebirgskette reicht.

***) Markies, Marquese?

****) Daher die Ortsnahmen Farra in Friaul und Krain.

†) Paul Diac. l. 2. C. 5, 6, 7, 8, 9.

*) Dandalos Chronik. B. 5. Cap. 11 und Bellonus bey Muratori Tom. 16. script. rer. Italic.

**) So viel bedeutet nach der Erklärung einiger Slavisten auch der Nahme Slaven von Slava, Ruhm, Lob.

Denkmahle fremder Kunst und Literatur in Mähren.

1. Die St. Jakob'skirche zu Brünn besitzt eine sehr merkwürdige Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhunderte, nähmlich eine Geschichte Troja's von Guido de Columnis aus dem Griechischen in das Lateinische übersetzt, (Liber historiae trojanae, per Magistrum Guidonem de Columnis de Nessana, de graeco translatus in latinum.) In der Vorrede sagt der Verfasser, er hätte Homers, Ovid's und Virgils gefeyerte Gesänge deßhalb nicht benützen können, weil sie auf Kosten der Wahrheit ihren Kunden eine Menge Fabeln von den heidnischen Göttern untermischt hätten; er habe daher seine Daten aus zweyen griechischen Handschriften entnommen, die seiner Zeit zu Athen aufbewahrt gewesen wären, und deren Verfasser sich selbst unter dem griechischen Heere vor Troja befunden haben sollten. (!!) Der Auszug sey hierauf von einem Römer, Nahmens Cornelius, der ein Enkel des Sallustius gewesen, ins Lateinische übersetzt worden, nur habe letzterer, weil er sich der Kürze besließ,

sehr vieles ausgelassen. In der letzteren Gestalt wurde es von Guido im J. 1287 vollendet. Die vorhandene Abschrift wurde in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von einem Deutschen gemacht, wie dieß folgender Schluß zeigt: „Explicit Historia seu Chronica Trojanorum scripta per Iohannem Grunhagen Anno Domini MCCCXXXXVIII. Dominica qua cantatur Oculi etc."

2. Auf dem Rathhause zu Gewitsch wird unter andern eine Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert aufbewahrt, sie ist auf Papier in Fol. Der Titel ist folgender: „Das puch ist ein puch des rechten zu maydepilde in sachsischer art als es m e d e b u r g gebruchet vnde die von Halle ir wolfart do nemen vnd die von Lipczik volburt czu Halle dornoch fil stete in der Markgrafeschaft czu meyssen yr volwort nemen des rechtes czu lipczik alzo wem das rechten bruch wint, das man den volzug hat von lypczik ken halle von halle czu Meydeburg, Nu haben dy Meydeburg, dy czu Sachsen mit den weyssesten rat im lande weychpilde recht vnd lehenrecht, mit der keiser, kuer vnd villen gesetz des hie im Lande di von polan *), di von Pehem, die mark von Bronnenburg, alle sachsenland, alle herczogenlandt, alle westfalen, Turingen, vnde des reynes strand von dem lande vinne bis an die wilde zen, dach haben in den landen fil stete sunderlich gewonheit, dy man yn gemaynen rechten nicht pfleget zu halden rc." — Das Werk selbst beginnt: „Der Werlde Ordnunge vnd wy es of diese zeit komen ist. Origenes der weysagete hy vor, daz sechs werlde sulden werden, dy syn bey syben tausent iaren auffgenumen vnd in dem sybendem sal sy czu geen rc. rc.;" — Angebunden ist das böhmische Lehenrecht, das mit folgenden Worten anfängt: „Kroz manska prawa wmieti cheze, ty posluchaite tiechto knyh wczeny." — Auf dieses folgt das Erbrecht in lateinischer Sprache, ohne Titel, welches mit den Wörtern: „Pro debito majori trina triplex citatorum pro debito fidejussorio majori in Citatorum pro debito dotali fidejussorio etc." beginnt und mit: „citatus consentire noluit" aufhört. — Hierauf kömmt eine böhmische Übersetzung des magdeburgischen Rechtes. Diese beginnt mit den Worten: „Tito knihi gsu knihi prawnie y wikpilcie Sazicztého rzadu iakoz Maytpurg pozywa a haližene" rc — Den Schluß macht eine Sammlung abschriftlicher Zuschriften des Ollmützer Magistrats an jenen zu Gewitsch unter dem Titel: „Olomuczkych ptnuow nalezkowe a ortelaow." Eine sehr wichtige Fundgrube für die Geschichte des mährischen Justizwesen. — Wir fügen noch bey, daß sich die Magdeburger Rechte auf dem Znaymer Rathhause auch in lateinischer Sprache befinden. Es ist eine Handschrift in Fol. auf Papier mit der Aufschrift: Leges meydeburgenses. Am oberen Deckel steht folgendes angemerkt: „Iste liber est dono donatus mihi Stephano Notario Znoymensi a prouido et circumspecto Domino Paulo Notario Olomucensi Ao. Domini 1493 illo tempore fui suus subscriba et seruitor."

3. In der Bartholomäuspfarrkirche zu Mährisch-Kromau befindet sich ein Gemählde auf Kupfer, das im J. 1710 von einem Fürsten Liechtenstein dahin geschenkt wurde, und durch seine Schönheit die Blicke des Kenners auf sich zieht. Es stellt einen Salvator mundi vor. Hinten liest man nebst der Jahrzahl 1587 folgende Innschrift:

Del tesoro de S. S. Padre Papa Sisto V. fre donato questo verissimo miraculoso ritrato del nostro Signore alla Sua Eminenza Sig. Cardinale Farnesse *)

4. Auf der Pfarre zu Budkau sah Referent ein merkwürdiges, sehr schön und bunt geschriebenes und mit zarten Gemählten verziertes Manuscript auf Pergament in 8., welches mehrere verschiedene Abhandlungen enthält, als zuerst die Tagzeiten U. L. F. („Hie sint die zithe von vnsern lieben frowen.") dann „Ein gut Gebeth von dem seligen Markgraf von niderpaden"; — ferner ein sogenannten Kreuzweg; — hierauf eine weitläufige Abhandlung über die alten Helden (hier „Erhalten" genannt), die bis auf die Zeiten Abrahams zurückgeht. Unter andern erzählt der Verfasser (wer es gewesen, sagt der Schluß der Abhandlung: „In dem Jar als man zalt Nach Christi geburde Tausend vierhundert vnd in dem drew vnd sechczigisten hat der erber Caspar Strengberger geschriben daz gegenburtig puch".) folgendes: „In Engelland das vorczeiten Britannia genannt ist worden in der Sacristei des edlen Hauses oder kirchen sancti Pauli zu Lunden Ist mir ein alt Hystoria, vnd als die bezeichnet was, vor S e c h s h u n d e r t J a r e n geschriben in mein Hand komen di meiner vnd anderer begir in obgemelten fragen genug tun mag. — — — der Beschreyber der Hystoria der ist gewesen Thuchidides (sic) ein krichischer Aduocat als wer den erkchant hab ains hohen vnd durchleuchtigen Namens, Wer aber die Hystoria von krichischer Zunge in latein verwandelt habe, find ich nit.' rc — Zuletzt folgt: „Ein guter segen in ermanung vnsers herrn lidens", aus mehreren Gebethen bestehend, von denen eines folgender gestalt beginnt:

*) Die Appellation der deutschen Bürger in Pohlen nach Magdeburg wurde, wie Naruszewicz in seiner Historya narodu polskiego, VI. 325. erzählt, bereits von Kazimierz dem Großen aufgehoben, und dafür ein eigenes Appellationsgericht nach deutscher Art zu Krakau errichtet.

*) Hier ist jener Cardinal Alexander Farnese gemeint, der sich als großer Kunstfreund berühmt machte, und im Jahre 1589 starb.

„Ach starker gott
Alle vnser not
Veuil ich Herre in dir gepott
Laß vns den tag mit gnaden vberschinen
Die namen drp
Verlih vns by
In allen notten wo wir sin" u. s. w.

Einer der Besitzer dieses Buches hat sich mit folgenden Worten darin aufgeschrieben:

„Ander zeit
Annder seit
Conrad Veit
Anno 1559.

O Calamitas! ecce mundus euanescit,
Decor ejus jam marcescit,
Et quotidie vilescit,
Fallax ejus gloria.

(Die Fortsetzung folgt).

Ein merkwürdiger Holzschnitt.

Unter die geschichtlichen Quellen, deren Studium noch am wenigsten bearbeitet ist, gehören die Holzschnitte und Kupferblätter, die bey merkwürdigen Ereignißen schnell verfertigt wurden, einigermaßen den Mangel an regelmäßigen Zeitungen ersetzen und eben wegen ihrer schnellen Verfertigung unter dem gemeinen Volk, jetzt sehr selten sind. — Sie haben meistens Auf- und Unterschriften in Reimen und sind gewöhnlich durch das Ankleben in den Zimmern, an den Ecken beschädigt. — Ein solcher Holzschnitt, der in einer Bauernhütte im nördlichen Tyrol aufgeklebt war, kam zufällig in meine Hände. Er hatte die Aufschrift: Kurzer und gruntlicher Bericht, was massen und gestalt der Hertzog von Guya zu Blaes (Blois) umbs leben bracht. In einem großen Zimmer steht der König beym Kamin, während luise von Cognat mit einem Dolch angefallen, und rücklings von zwey Trabanten mit Partisanen durchstoßen wird. Die Nahmen der Personen: Heinricus rex Gallie, Monsigneur Cognat, und Henry de Lorraine dux de Guise stehen zu ihren Füßen. — Am untern Rande des Gemähldes stehen die Reime:

In Frankreich war die alte wundt
Nicht allerdings widrumb gesundt
So zu Pareis vor einem Iahr
Vnd gantz Frankrich geschlagen war.
Zuemal im bertzen Fasseten
Du Konigscheu, was jnn geschen.
Und das sie damals aus dar Stat
Ein gros aufruer getrieben hat
Darunder jnn verdechtig war
Der Herzog von Guya gants und gar
Drumb als fast abgelauffen war
Das vorig acht und achtzig jar,
Vnd der Konig ein Parlement
Zu Bleesa hett ganz Frankreich ernennt
Dahin auch Gwise kummen baldt
Damit er sein vorsatz erhalt
Darbey er dieffer in verdacht
Bey den Konigschen werdt gebracht
Als das er nit Nauarra allein
Sonder der Konig selbst auch mein
Vnd den zu dempfen understund
Mit list, gewalt; und wie er kundt.
Drumb suchten sie Galegenheit
Ihn umzubringen, welchs die Zeit
Jnn gab. Dan im Decembri zwar
Also ist der drej und zwantzigst war
Vnd er allein zum Konig kam,
Monsigneur Cognat des achtung nam
Der Konig ein brief Gwya sehen liess
Und den fur sein erkannen hiess,
Den er damals nit laugnen Kundt
Weil sein Handzeicheu drunder stundt
Drumb jn Cognat niedersticht
Ins Konigs gemach und Angesicht.

Gewiß sind auch viele solche Holzschnitte aus der vaterländischen Geschichte vorhanden, und es lohnte wohl der Mühe, in Kupferstichsammlungen nachzuspüren. Einige solche, die ich selber nur dem Titel nach kenne, sind: Vera effigies prolii ed S. Gotthardun. Sinzii) ohne Jahreszahl. — Das newe Gepäu zu Klosterneuburg 1500. — Bericht und Abbildung von der Bawrenschlachtordnung. — Der lustige Adlerflug und herrliche Stammbau. Graz. 1650. —

In einem italienischen Manuscript von 1489 dessen Besitzer und auch vielleicht Verfasser ein: Gerardo Sansever dux militaris supr. war, kommen folgende Maximen über die Kriegskunst vor:

Viele blutige Schlachten nützen nichts, als sich wechselseitig aufzureiben. Viele Gefechte und eine Schlacht, aber diese entscheidend.

Der interessanteste Krieg für den ruhigen Zuschauer ist in einem Terrain, wo viele Seen sind.

Neue Erfindungen, wenn gleich für die Dauer nicht geeignet, schrecken den Feind. (Der Verfasser führt hier als Beyspiel: le bumbarde grosse an. Vielleicht Mörser?)

Überlegenheit an Schützen, schlägt den Feind ohne Schlacht.

Eine schwache Armee muß gute Schützen haben, um dem Feind, dem sie in der Nähe unterliegen müßte, in der Ferne zu widerstehen.

Eine starke kann sie nicht entbehren, um von der schwächern nicht auf diese Art aufgerieben zu werden. — Wie schwach muß ein Feind werden, der unaufhörlich von treffenden Schützen geneckt wird! — Schlüßlich äußert der Verfasser die Hoffnung, daß die Hackenbüchsen so verbessert werden können, daß man künftig auf 1200 bis 2000 Palmi seinen Feind fassen und wohl 30 Schuß in der Stunde machen könne.

Angehängt ist diesem Manuscript ein Blatt von einem ungenannten Verfasser, der einem jungen Kriegsmann das Studium der Alten anempfiehlt und mit der Bemerkung schließt: Welches Feuergewehr gleicht der Schleuder an Einfachheit, Wohlfeilheit und Ersparung der Munition, welches dem Bogen an Schnelligkeit der Bedienung — welche Handwaffe dem Schlachtschwert und der Hellebarte an Kraft? — Welche Schutzwaffe schirmt nun den Soldaten?

S......r.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 7. Jänner 1825.

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Prof. der Universalhistorie am Laibacher Lycäum.

2. Die Geistlichkeit in Friaul.

So lange König Alboin lebte, und die Longobarden damit beschäftigt waren, Oberitalien unter ihren Gehorsam zu bringen, wurden die Eingebornen noch mit einiger Schonung behandelt. Der Umstand, daß die friaulischen Bischöfe gerade damahls sich wegen der drey Capitel von der römischen Kirche abgeschieden hatten, und somit auch für die byzantinische Hoftheologie wenig Interesse zeigten, mochte keinen geringen Theil daran gehabt haben, denn auch die Longobarden als Heiden oder arianischen Christen waren außerhalb der rechtgläubigen Kirche, somit schon des Glaubens wegen Feinde Roms; durch die Einnahme des byzantinischen Italiens hatten sie sich die griechischen Kaiser auf immer zu Feinden gemacht. Der griechische Exarch zu Ravenna konnten seitdem den Longobarden nie aufrichtigen Frieden geben, sondern mußte theils zur Erhaltung des Übriggelassenen, theils zur Eroberung des Entrissenen stets gerüstet seyn, und was ihm an Waffengewalt fehlte, durch List, Politik und freundschaftliche Verbindung mit den fränkischen Merovingern ersetzen. Nachdem Alboin 573 auf Anstiften seiner rachsüchtigen und buhlerischen Gemahlinn Rosamunde ermordet war, eine Begebenheit, welche ob der damit verbundenen Umstände und Folgen sowohl den Longobarden als den Italienern ein Ärgerniß war, ja den Hof in den Augen der Herzoge verächtlich machte, wurde Cleph zwar auf den Thron erhoben, aber nach seiner kurzen Regierung blieben die Herzoge lieber ganz ohne Oberhaupt und schalteten von 575 — 585 nach Willkühr in den ihnen anvertrauten Provinzen. Die Kirchen wurden geplündert, die Priester getödtet, die Städte zerstört und die Eingebornen ausgetilgt. Der Schrecken sollte Gehorsam erzwingen und die Herrschaft sichern. Dieß alles gilt von Friaul wie von den übrigen longobardischen Herzogthümern. Überdieß mußte Herzog Gisulf als Nachbar der Avaren und des Exarchats stets auf seiner Huth seyn, mußte für die gemeinschaftliche Sache der Longobarden wohl auch die Franken von den nördlichen Gränzen abwehren helfen und durfte überdieß seinen eigenen Unterthanen nicht trauen, weil der Exarch und die Flüchtlinge auf den Inseln oder in den Seestädten stets heimliche Verbindungen mit den Friaulern unterhielten und der römische Stuhl sich alle Mühe gab, die abtrünnigen Bischöfe dieser Gegenden in den Schooß der wahren Kirche zurückzuführen. Der Patriarch Probinus, der nach Paulinus Tode, 569, sowohl von der nach den Inseln geflüchteten, als von der, unter byzantinischer Hoheit lebenden Geistlichkeit Istriens und Venetiens zum Metropoliten auf Grado gewählt worden war, vertheidigte, obwohl zu Benevent geboren und zu Rom geweiht, dennoch die drey Capitel. Er blieb zwar aus Furcht vor den Mißhandlungen der Longobarden auf Grado, wollte sich aber dennoch mit Rom nicht vereinigen und starb 571. Damahls nannten sich die von Rom abgeschiedenen Christen in Istrien und Venetien, Katholiken, gleichsam als ob der rechte Glaube bey ihnen wäre. *) Der Patriarch Elias (571 — 586), ein Grieche von Geburt, gelangte zu dieser Würde nur durch Wahl des Clerus und Volkes (byzantinischer Herrschaft). Man glaubte durch die Wahl dieses, in Sitten und Lehre gleich ausgezeichneten, Mannes den Wünschen des griechischen Kaisers entgegen zu kommen, so wie man denn überhaupt auf den Inseln Venetiens sehr byzantinisch gesinnt und immer bereit war, dem Exarchen gegen die Longobarden Hülfe zu leisten. Die von Longobarden vertriebenen friaulischen Bischöfe hatten an dieser Wahl nicht Theil nehmen können,

*) Paul Diacon, Dandalo und de Rubeis.

und so war die Gelegenheit günstig, der verderblichen Spaltung zu entsagen und zur Gemeinschaft mit Rom zurückzukehren. Obgleich Elias bisher die drey Capitel gleich seinen Vorgängern vertheidigt hatte, änderte er doch seine Gesinnung, als er vom Papst Pelagius II. ein sehr heilsames Schreiben erhielt; ja er versammelte 579 eine Synode auf Grado in der Kirche der h. Euphemia und verlangte daß Grado förmlich und feyerlich zum Metropoliten-Sitz für Istrien und das byzantinische Venetien erhoben werden möchte. *) Dort nun wurde verhandelt wie folgt:

Im Nahmen unsers Herrn Jesu Christi unsers höchsten ewigen Gottes.

Während der Regierung unsers Herrn und durchlauchtigsten Kaisers Tyberius Constantin, im fünften Jahre seines Reiches, den 3. Nov. Zinszahl 13, als in der Stadt Grado Elias, Bischof derselben h. Neu-Aquilejischen Kirche, zugleich mit Marcian, Leonian, Petrus, Vindemius, Virgil, Johann, Carissimus, Patricius auch noch andern Bischöfen und Priestern, deren Nahmen unten durch ihre eigenen Unterschriften zu ersehen, versammelt waren und sich in der Kirche der h. Blutzeuginn Euphemia niedergelassen, als ein Gleiches auch die Priester gethan, während die Diaconen standen und die h. Evangelien in der Mitte bereit lagen, erhob sich Elias der Bischof des ersten Sitzes und sprach: Unaussprechlich, heiligste Brüder, sind die Werke unsers Herrn Jesus Christus, womit seine Barmherzigkeit und Güte unsere Gebrechlichkeit fristet. Denn mitten in dem Jammer, über welchen die von allen Seiten bedrängte Kirche des Herrn erseufzt, mitten unter dem wilden Niedermetzeln der letzten Reste unserer Landsleute und den unaufhörlichen Verwüstungen des Vaterlandes gestehe ich, Eure heiligste Liebe ohne Hoffnung, oder besser über alle Hoffnungen eines günstigen Erfolgs zu dieser ehrwürdigen Versammlung eingeladen zu haben. Ich besorge nähmlich, daß den gemeinschaftlichen Wünschen nicht irgend ein Hinderniß im Wege stünde. Doch weil, wie gesagt, Jesus Christus unser Gott und Herr, an den wir glauben und auf den wir bauen, es so gefügt, daß ich in ihm eurer Gegenwart genieße, so hielt ich es für nöthig, geliebteste Brüder, eurer Sanftmuth vorzutragen, daß ich, wie gesagt, bey den überhand nehmenden Übeln des Landes täglich die feindliche Geisel empfinde. Aquileja, meine Stadt schon ehebevor durch Attila den König der Hunnen von Grund aus zerstört, sofort durch den Einfall der Gothen und anderer Barbaren verwüstet, kann sich kaum jemahls wieder erhohlen und vermag die Plackereyen der Longobarden, dieses schrecklichen Volkes, nicht länger zu ertragen. Wenn es also bey der Zustimmung des allerheiligsten Papstes Pelagius, dem ich unsere gemeinschaftliche Noth schon früher geschildert, Eurer Heiligkeit gefällt, diese Stadt Grado als einen künftigen Metropolitensitz für immer zu bestätigen und Neu-Aquileja zu nennen. So die heilige Versammlung erwiederte: Was Eure Heiligkeit vorgeschlagen, bestätigen wir alle einmüthig. Bleibt es Ew. Heiligkeit, so möge die dazu von dem allerheiligsten Papste Pelagius anher gelangte Bewilligung hergebracht und in der Mitte der Versammlung verlesen werden. Der Priester Laurentius, Legat des apostolischen Stuhles, überreichte das Privilegium, welches der Notar Epiphanius empfing und in der Mitte stehend vorlas.

Privilegium der Kirche von Grado:

Pelagius der h. katholischen Kirche zu Rom Bischof an den Patriarchen von Aquileja u. s. w. Es ziemt der apostolischen Hirtensorgfalt, den fromm Bittenden mit gütiger Theilnahme zu Hülfe zu kommen und ihren Bitten bereitwillig zu willfahren. Ohne Zweifel werden wir besonders bey dem Schöpfer aller Dinge den Lohn nicht verfehlen, wenn die ehrwürdigen Orte zur gelegenen Zeit verändert und durch unser Bestreben zweifelsohne in einen besseren Stand versetzt werden. Weil du demnach durch anhergelangte Breven deiner brüderlichen Ehrwürdigkeit von uns verlangt und deine Suffragan-Bischöfe damit einverstanden sind, daß wir durch eine eigends hiezu überschickte Urkunde bewilligen mögen, womit das Castrum Grado zur Mutterkirche der Metropole Istriens und ganz Venetiens erhoben würde, damit die heilige Kirche besser regiert und in der Furcht Gottes verwaltet werden könne: so haben wir Theilnehmen an eurem Schmerze, und erwägend die Noth, ja die Wildheit der wüthenden Longobarden, euren Bitten Gehör gegeben und bestättigen hiemit für ewige Zeiten vermög dieses Briefes das bemeldete Castrum Grado als Metropole ganz Venetiens (mit allem Zugehör) und Istriens. Wir verordnen darum kraft apostolischer Vollmacht und bey Androhung des künftigen Gerichts, daß es keinem unserer Nachfolger noch sonst Jemanden erlaubt seyn solle, diese unsere Anordnung umzukehren oder zu vernichten, welche vielmehr hiemit fest und unumstößlich und bey Strafe des Bannes auf ewige Zeiten zu beobachten anbefohlen wird. Darum ermahne ich dich, die Bedrückten aufzurichten, die Unruhigen zurechtzuweisen, damit das Unkraut die Saat des Herrn nicht ersticke. Die Gnade unsers Herrn Jesus Christus und alle Liebe Gottes sey stäts mit euch. Gegeben den 20. April unter der Regierung des Kaisers Tiberius Constantinus. Nach

*) Dandal l. 5. et 6. cum Bellono et chronic. in append. apud de Rub.



Durchlesung dieses Schreibens riefen alle Bischöfe einmüthig: Christus erhalte Pelagius das Leben, wir wollen alle diesem Befehle des heiligsten Pelagius und Eurem Ausspruch folgen, wir bestätigen alles. Wir beschließen, daß dem apostolischen Ansehn Folge geleistet und diese Eure Stadt Grado auf ewige Zeiten eure Metropole seyn solle. Fluch dem, der diese unsere Bestättigung zu verletzen wagt. Die heilige Versammlung rief dreymahl: Es geschehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Lied aus den Tagen des Krieges der Fürsten und Städte.

(Aus einer alten Handschrift der Prager erzbischöflichen Consistorialbibliothek, 1471 von Clara Hötzlerinn vor Augsburg zusammengeschrieben 1470.)

Jubileus ist vß verchünt
Wir solten tilgen vnser sünt
Das hat der bös vernomen
Walschen samen hat er gesäet
Der sel hail gantz hin gewät
Ablas ist vnderchomen.

Den stätten hat er hochuart geben
Wie sj dem adel widerstreben
Vnd den gentzlich vertreiben
Wider got on alles recht
Auch damit gaistlichs geschlächt
Sy fleissens wol beleiben.

Sy gedunkt es sey nit ir geleich
Vnd nennen sich das Römisch reich
Nun sind sj doch nur pawren
Sy stând mit ern hinder tür
So die Fürsten gând herfür
Die lannd vnd lüt beschawren.

Küng Sigmund was der synn beraubt
Da er trummell vnd pfeiffen erlaubt
Den Stetn so gemeine
Das hat ja pracht groß übermut
Es gehört nach recht gewonhait gut
Den Fürsten zu allaine.

Ob sy nun tragen Mädrin gewandt
Darumb ist nicht ir alles Lanndt
Als sy sich lând bedünken
Es stünd viel bas von alter zeit
Da füchßin was ir pestes klaidt
Und in die stifel stuncken.

Jre weiber sind mit vech beschnitten
Gezieret wol nach edeln sitten
Wer kan sj vnderschaiden
Den adel tanzen sj gemain
Vnd sind gaistlicher vberpain
Es möcht jn pringen laide.

Wie sy die Clöster händ zerprochen
Vnd an got mit fewr gerochen
Jst laider offenbäre
Gottes dienst händ sj gewenndt
Vnd manige kirchen vßgeprennt
Den hailigen seins geväre

Sy haben vnuerdrossen
Mit püchßen groß geschossen
Die gotzheuser zerrüttet
Darynn got selber wachter was
Das Sakrament auch nit genas
Schendtlich wurds vßgeschüttet.

Nun merck ain yeglich Cristenman
Was grunds die Stett ym glauben han
So sj got selbs bekriegen
Doch so sind sy wol bechannt
Besunder in der Pehem lannd
Die tund sj zwär betriegen.

Den Fürsten gätz ze hertzen
Söllich vnthatt pringt im schmerzen
Vnd wellen des nit leiden
Sy straffen sj an leib vnd güt
Vnd müssen iren Vbermut
Villeicht hinfür vermeiden.

Bischoff von Mentz ain gaistlich herr
Den zwingt darzu sein trui vnd Er
Das er beystand dem glauben
Babenberg, Aystett deßgleichen tut
Vnd sparen weder Leib noch gut
Wider sj die gotzdienst rauben.

Marggrauf Albrecht der edel Fürst
Den ye nach eren hat gedürst
Der will den adel retten
Nüremberg erchennet das
Das er Jn was vnd ist gehaß
Sj händ verschlouffen die metten.

Er hat gemacht manig frädenfewr
All lust ist worden tewr
Den selbigen acker trappen
Ettwenn was ir gemeins geschray
Woluff mit mir zum Maluensey
Nun lernens wasser lappen.

Es ist nit Sebolt rath den tisch
Und trag herzu wiltprett vnd fisch
Das rephun bring am ersten

Der Marggrauf ist ain Artzat weis
Verpeiet In alle costlich speis
Und erlaubt In mus vnd gersten.

Augspurg hatt ain weisen ratt.
Das prüft man an ir kecken tatt
Mit singen tichten vnd klaffen
Sy händ gemacht ain singschul
Vnd setzen oben vff den stul
Wer vbel redt von pfaffen.

Sj sind gen veinden nicht als saur
Als da sj unser frawen Mour
Mit gwalt darnider välten
Sj stritten kecklich mit der zungen
Wer an sj satzt mit plutigen lungen
Jr keiner liess sich behalten.

Wirtemberg das edel plut
Verdrüsst der Vlmer vbermut
Er will sj visitiern
Sj sullen fürbas wollseck pinden
Gott wöll das sj mit iren chinden
Land vnd Lewtt verlieren.

Und sol der krieg noch lenger weren
So werden zwar die stangen geren
Die stätt an allen enden
Es gat In als sj hand verschult
Die gmaind hatt pillich vngedult
So glück sich nit will wenden.

Gelück bestand dem adel bey
Verpewt den pawren ir geschray
Wunsch ich von gantzem Hertzen
Das sj sich vor dem adel schmiegen
Und nicht gewynnen au den kriegen
Dann reie Laid vnd schmertzen.

Luftreise neuer Art.

Zwey Amerikaner, aus der Stadt Quito in der Republik Kolumbia, die sich eben jetzt zu Neapel befinden, haben mit vieler Mühe zwey Kudors (Condors) zahm gemacht, welche sie ganz klein und nackt auf dem Chimborasso ausgenommen haben. Man kann nicht ohne Erstaunen an die Ausdauer, Fertigkeit und Kraftanstrengung dieser Menschen denken, denen es doch endlich gelungen ist, diesen größten, stärksten und fürchterlichsten aller Raubvögel wie ein Turteltäubchen zu zähmen. Der Kudor vereinigt, nach Buffons Beschreibung, alle Eigenschaften der Stärke und Gewalt des Adlers in sich. Er mißt mit ausgebreiteten Flügeln achtzehn Fuß und sein Körper, sein Schnabel und seine Krallen stehen mit seinen Flügeln in demselben Verhältnisse. Sein Muth ist nur mit seiner Stärke zu vergleichen. Er raubt und zerfleischt Schafe und Lämmer, er fällt selbst Hirsche und Menschen an. Sein Blick ist grausam und durchbohrend. Er bewohnt nur die freyen Höhen, zu denen die Waldung nicht mehr emporzuklimmen vermag, und sein Nest ist auf dem Gipfel steiler Felsnadeln, an denen der verwegene Menschenfuß kaum einen fingerbreiten Ruhepunct gewinnen kann.

Es ist jenen Amerikanern gelungen, zwey solcher Vögel auf eine Weise abzurichten, daß sie mit ihnen jetzt, in der größten Sicherheit, mehr oder minder bedeutende Luftreisen unternehmen können. Sie haben zu diesem Zwecke einen Luftballon erfunden, unter welchem sich ein Nachen befindet, der mit einer Seemuschel viele Ähnlichkeit hat. Die Kudors werden an den beyden Außenseiten angespannt; man legt ihnen Zaum, Zügel und Gebiß an, um sie desto besser und bequemer lenken zu können; die beyden Luftreisenden setzen sich in zwey neben einander befindliche Bergeren, das Zeichen wird gegeben, der Ballon erhebt sich allgemach und sobald er eine Höhe von ungefähr hundert Klaftern erreicht hat, werden die Vögel, welche sich bis dahin mit im Nachen befanden, losgelassen, und hui! geht es hin mit Blitzesschnelle durch den unermeßlichen Raum. Die beyden modernen Pegasus, ohne Huf und Eisen, werden, ein jeder besonders, von ihren Führern und Leitern bewacht, die ihre Luftkutsche nach Laune und Willkühr zu leiten vermögen, bald hinauf, bald hinab, rechts- und linksumkehrt euch und selbst gegen den Wind, sobald er nicht zu stark und schneidend ist.

Die Reisenden haben vor Kurzem zu Neapel ihren ersten Ausflug gemacht. Sie haben das Marsfeld, in dieser Stadt, um vier Uhr Abends verlassen, sind zehn Minuten nachher auf dem Gipfel des Vesuvs angelangt, von wo sie über den belebten Meerbusen hinweg, nach dem Vorgebirge von Micaena sich gewendet haben. Diese vier Stunden, in der geradesten Richtung, sind von ihnen in neunzehn Minuten zurückgelegt worden, wobey sie noch alle Mühe haben anwenden müssen, die Kudors zurückzuhalten, um die Neapolitaner dieses merkwürdige Schauspiel mit größerer Bequemlichkeit bewundern zu lassen. *)

*) Wohlunterrichtete Männer in Neapel, wissen nichts von dieser, in geschätzten Zeitungen und Zeitschriften erzählten Luftreise.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

““Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 10. Jänner 1825.

(4)

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXX.

Der Teufelssitz von Studein.

Studein ist ein unansehnlicher Marktflecken in einer kahlen Gegend des Iglauer Kreises in Mähren, und wiewohl in der mährischen Geschichte (z. B. bey der Fehde der Stadt Iglau mit den Herren von Rotenstein, (Rostein) unter des letztern Gefährten auch Herren von Studena vorkommen, so ist keine Spur eines Rittersitzes vorhanden; das meyerhofähnliche Schloß, daß sich daselbst befindet, ist augenscheinlich kein Gebäude der Vorwelt, und könnte durch den ersten besten Dorfmauermeister erbauet seyn. Seitwärts von dem Dorfe, auf einem Hügel, im Anfang eines kleinen Haines, liegen einige Felsmassen und in einem dieser Felsen ist en basrelief die hintere Seite eines riesenmäßigen Mannskörpers zu sehen. Die Sage erzählt: es habe ein armer Sünder, bestimmt in die Klauen des Satans zu fallen, in seinem letzten Stündlein sich an die gnadenreiche Mutter Gottes von Teltsch gewendet, und diese sey mit dem Jesukindlein auf dem Arme, den Sternenmantel um die Schultern, die Sternenkrone auf dem Haupt, umrungen von einer Schaar lobsingender Englein an das Sterbebette des Sünders gekommen, habe die reuige Seele aus den Klauen des Bösen gerissen und im schnellen Flug über Dörfer und Städte in die himmlische Heimath getragen. Satan aber, voll Grimm und schwarzer Galle, setzte nach, um die Menschenseele doch noch zu erjagen; sofort flog er denn in unendlicher Wuth und Schnelligkeit über die Erde hin, und wo sein Athem wehte, da erstarben die Blumen, da verwelkte das Gras, da wurde das Land kahl.

Endlich, nahe bey Studein, hohlte er sie ein, erreichte er fast die zitternde Seele, aber der rauhe schneidende Wind auf dem kalten, gebirgigen Landstrich preßte den schnaubenden Busen. Matt, athemlos, gezwungen, ein Weilchen zu rasten, fuhr er erdenwärts und setzte sich auf oben beschriebenen Felsen nieder, und als wäre der Stein nur Wachs, so drückte sich zischend die Form des Fußes, der Schenkel, des angelehnten Rückens, der angestemmten Hand in den Felsen ein.

Indessen war Maria mit der Seele in der Wohnung der Seligen angelangt und Satan stürzte sich grimmig in die Hölle.

Aber die ganze Gegend, über die er flog, in der er saß, ist noch bis heutigen Tag kahl, die Blüthen wollen nicht sprießen und im späten May doch hier und da aus dem Boden hervorgelockt, hängen sie die Kelche und wollen nicht duften. Rauhe Lüfte ziehen beständig, die Vögel halten sich da nicht auf, sondern ziehen nur rasch über diese Fluren und die Fische in den großen Teichen sollen nicht wie an andern Orten aus dem Wasser rauschen und aufspringen, um des Anblicks der Oberwelt zu genießen.

Joh. Schön.

Das Mährchen von der Zeit und ihren Töchtern.

Die Zeit hat drey Töchter, ich nenne sie nicht!
Die Erste ist immer jung von Gesicht.
Die Zweyte war einst nicht so alt, als sie ist,
Die Dritte — kömmt nie auf die Welt, wie ihr wißt.

Ein Garten ward jeder von ihnen verliehn,
Doch jede hat ihre Gärtnerinn,
Die ihr den Garten zieret und baut,
Daß jeder mit inniger Lust ihn schaut.

Der Garten der Ersten ist eng und schmal
Doch niedliche Häuschen darin ohne Zahl,
Und Blumen und Früchte allerhand,
Die Gänge bestreuet mit rothem Sand.

Die Gärtnerinn gehet mit Scheer und Maß,
Und ordnet und regelt ohn' Unterlaß.
Erinnerst du an die Gärtnerinn dich?
Frau Philosophia nennet sie sich.

Der Garten der Zweyten ist groß und weit,
Darinnen fast jede Seltenheit,
Es regt sich in Höhlen des Drachen Wuth,
Es hauset auf Eichen des Adlers Brut.

Und weite Schlößer — so fest und grau
Und Kirchen von wunderseltsamem Bau,
Und kräftige Männer wandeln umher,
Die Glieder gekleidet in blanke Wehr.

Und holde Frauen wandeln am Bach,
Und winzige Zwerge hintennach,
Und Harfner und Sänger da und dort,
Und singen und spielen immerfort.

Die Gärtnerinn wandelt auf und ab
Und hüthet und wehrer mit ihrem Stab,
Und wenn du ihren Nahmen nicht weißt,
So wisse, daß sie — Frau Historia heißt.

Der Garten der Dritten — ist wunderhold,
Da stehen Bäume mit Blättern von Gold,
Und Reben mit Trauben aus echtem Rubin,
Und Blumen, — statt Thaues, Perlen darin.

Und auf den goldenen Zweigen springt
Ein Heer von farbigen Vögeln und singt
Und in den Seen — krystallenklar
Ziehn goldene Fischchen, Paar an Paar.

Und mitten — ein diamantenes Haus,
Und liebliche Töne klingen heraus,
Und Genien fliegen aus und ein
Und wiegen sich in fröhlichen Reih'n.

Die Gärtnerinn aber, die liebliche Fee,
Die sitzet lässig auf blumigem Klee,
Ein tönendes Saitenspiel in der Hand,
Und Frau Poesia wird sie genannt.

Im Garten der Ersten sein Häuschen baun,
Recht oft in den Garten der Dritten schaun,
Recht oft in den Garten der Zweyten gehn,
Das macht uns alle drey Schwestern schön.

Joh. Schön.

Die Tonkunst in Böhmen von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten.

Von J. A. von Rittersberg.

(Fortsetzung von Nro. 49. J. 1824.)

Friedrich Dionys Weber (geboren zu Welschau in Böhmen 1771). Ein glückliches Kunsttalent durch unermüdetes Studium gründlicher Lehrbücher und classischer Meisterwerke fleißig gepflegt, stellte ihn auf die hohe Stufe musikalischer Matadorschaft, auf welcher er in Böhmen mit Ausnahme Tomascheks und Wittasseks keinen Rivalen kennt. Auf diese Kunststufe schwang er sich durch sich selbst, ohne, außer dem Unterricht in den ersten Anfangsgründen, den er noch im väterlichen Hause erhielt, einem nennenswerthen Meister die Einführung in die höheren Mysterien der Tonkunst danken zu müssen. Tiefe Gründlichkeit, reiner solider Geschmack und echt kritisches Urtheil sprechen sich in allen seinen Compositionen aus. Noch während seiner Studienjahre, denen er eine vielseitige literärische Bildung dankt, da er die Studien der philosophischen und theologischen Facultät auf der Universität zu Prag zurück gelegt hat, machte er sich durch mehrere kleinere, recht gelungene Compositionen, meistens Tanzmusik: Eccossaisen, Quadrillen, Menuetten, Deutsche, kleinere Lieder, bekannt und beliebt. Im Jahre 1797 wurde sein erstes größeres Werk, eine Cantate: Böhmens Errettung durch den Helden Carl, Erzherzog von Österreich, aufgeführt. Die Prager Universität beschloß die Siege des kaiserlichen ruhmgekrönten Heerführers am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers im National-Theater zu feyern. Professor Meinert, Meißners ausgezeichneter Nachfolger auf der Lehrkanzel der Ästhetik, dichtete die Worte der Cantate. Weber wurde vor allen vaterländischen Tonsetzern gewählt, sie in Musik zu setzen. Zu ihrer Aufführung wurden alle dazumahl in Prag befindlichen ausübenden Tonkünstler unter Leitung des tüchtigen unvergeßlichen Orchester-Directors Wenzel Praupner versammelt. Der Erfolg dieser Aufführung, die am 12. Februar Statt hatte, wo ein so colossalisches Orchester, die vortreffliche Composition vortrefflich wieder gab, übertraf die günstigsten Erwartungen so sehr, daß eine zweyte Production dieser Cantate dem lauten allgemeinen Wunsche gemäß am 22. April Statt finden mußte, welche nicht weniger beyfällig aufgenommen wurde. Zu derselben Feyerlichkeit dichtete Meinert das Volkslied der Böhmen: „Gott erhalte unsern König", wozu Weber die Musik schrieb. Text und Musik blieben bis jetzt ein Lieblingslied der Böhmen, unter denen keiner ist, den dieses schöne National-Lied, das zugleich in's Böhmische übersetzt wurde, nicht begeisternd ergreift. Diese Melodie wurde später, obwohl ziemlich verstümmelt, einer Volks-Hymne zum Lobe des heiligen Wenzels unterlegt, und wird häufig vom Volke gesungen. In dieselbe Periode gehören mehrere Compositionen, die Weber, veranlaßt durch Zeitereignisse, verfertigt hatte, als der Trauergesang auf den Heldentod des kaiserl. Generalen Landgrafen von Fürstenberg, die Hymne an den Frie-

den u. s. w. — Seine spätern bis jetzt gelieferten Compositionen bestehen in mehreren Sammlungen deutscher Lieder und italiänischer Canzonette, Clavier-Sonaten, Concerten, Solo's für alle Musik-Instrumente, Quarteten für 4 Waldhörner, zahlreichen Harmonie-Stücken und Märschen, mehreren Hunderten von Tänzen aller Gattungen, Quartetten, für Streich-Instrumente, vielen Gelegenheitsstücken und zwey Opern, von denen die eine, ganz vollendet, vielleicht bald den Musikfreunden Prags einen sehr angenehmen Genuß gewähren wird. Vieles von diesen Arbeiten erschien im Druck. Webers Anstellung als Director des Conservatoriums nimmt, seit diese Anstalt bestehet, (seit dem Jahre 1810) seine ganze Zeit so in Anspruch, daß er jetzt seltener, als es sonst möglich wäre, durch eigene Schöpfungen die Summe unsers musikalischen Reichthums erfreulich vermehren kann. Er hat sich nicht nur durch rastlose Thätigkeit, welcher das Conservatorium seinen Aufschwung verdankt, sondern auch in andern Hinsichten durch ein ausgezeichnetes Verdienst um die Musik in Böhmen, ein bleibendes Denkmahl in der Kunstgeschichte seines Vaterlandes gegründet. Als Lehrer der Theorie der Musik war er einer der ersten Beförderer des Studiums der Harmonie unter seinen Landsleuten, welche er mit den neuern theoretischen Werken des Auslandes vertraut zu machen suchte. Wer seinen Vorträgen und Prüfungen über dieses Fach in der Lehranstalt des Conservatoriums beywohnt, kann kaum begreifen, wie er im Stande ist, diese abstracte Lehre selbst den kleinsten Knaben, die oft kaum der deutschen Sprache mächtig sind, beyzubringen, und die Kunst so faßlich auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführt zu sehen, aus denen sich in leichter und natürlicher Folge, das ganze System der Harmonie-Lehre nach und nach entwickelt. Weber begleitet im Institut einen dreyfachen Posten. Er leitet erstens als Director das mannigfache Ganze der Anstalt; zweytens liest er Stunden über die Theorie der Musik, und drittens leitet er die practischen Orchester-Übungen. Wie viel er in diesen Fächern nach allgemeiner ehrenvoller Anerkennung geleistet, wurde bereits früher in diesem Aufsatze bey Gelegenheit, wo vom Conservatorium die Rede war, ausgesprochen. Er war es, der aufgefordert von den edlen, dort genannten Kunstfreunden Böhmens, die Pläne zu diesem Institute entwarf, und sie bis in das kleinste Detail ausführte. Weber war hauptsächlich der verbessernde Reformator der Tanzmusik in Böhmen, welcher den in früherer Zeit eingerissenen Unfug, beliebte Opernstücke, gleichviel ob lustig oder traurig, zu Tänzen zu travestieen, durch eigene gesangreiche und rhytmische Melodien bannte. Auch schuf er in dieser Gattung eine neue Form, indem er über manche echte Tanzmelodien, Variationen für das ganze Orchester schrieb, deren Wirkung für Tanzlustige beynahe unwiderstehlich schien. Aus seiner Schule gingen bereits mehrere vorzügliche Schüler als Clavierspieler und Tondichter hervor, unter denen die Nahmen Moscheles und C. M. von Bocklet rühmlich bekannt sind. Weniger sind es noch bis jetzt Joseph Dessauer und Elise Barth, welche letztere unter den jetzt lebenden weiblichen Virtuosen für das Forte-Piano eine der bedeutendsten werden dürfte. Von den tüchtigen Individuen, welche unter seiner Leitung vollkommen ausgebildet aus dem Conservatorium getreten sind, ist schon früher gesprochen worden.

Zunächst nach Weber, und als ebenfalls dem Conservatorium angehörig, muß Friedrich Pixis, Professor der Violine an dieser Anstalt, und seit dem Jahre 1817 Orchester-Director bey der Oper des ständischen Theaters genannt werden. Als einer der ersten Violinspieler unserer Zeit rühmlich bekannt, ist er zugleich eine der wichtigsten Stützen des Conservatoriums und des Theater-Orchesters. Seinem Talente und seiner vortrefflichen Lehrmethode gelang es, bereits viele ausgezeichnete Schüler für die Violine zu bilden. — Friedrich Pixis (mit seinem Bruder Peter, dem virtuosen Piano-Forte-Spieler und Compositeur, der gegenwärtig in Paris ist, nicht zu vermengen,) wurde im Jahre 1785 zu Mannheim geboren, wo sein Vater aus Abbe Voglers Schule als braver Orgel- und Clavierspieler und Compositeur hervorgegangen war. Seine ersten Lehrer waren theils der eigene Vater, theils der allgemein geschätzte Concertmeister Fränzl. Später bildete er sich auf Reisen aus. In einem Zeitraume von 7 Jahren besuchte er das ganze nördliche Deutschland, Dänemark, Rußland, Pohlen, Schlesien und Sachsen. Überall fand seine Kunstfertigkeit den entschiedensten Beyfall. Man zollte dem 9jährigen Knaben, der die schwierigsten Compositionen, die ihm zum ersten Mahle vorgelegt wurden, mit der größten Geläufigkeit vom Blatte las, und ganz fehlerfrey vortrug, Bewunderung. Später ließ sich seine Familie in den österreichischen Staaten nieder. Friedrich Pixis kam im Jahre 1807 nach Böhmen, — und gehört seit dieser Zeit Prag an. Er schrieb für die Violine mehrere Concerte, Variationen und Quarteten, die Genie im Compositions-Fache und gründliche Kenntniß des Satzes beurkunden und angenehm ansprechen. Im Drucke ist davon bis jetzt nichts erschienen. Es scheint, er wolle durch Vermeidung des Druckes diesen braven Arbeiten bey gelegenheitlicher Aufführung derselben einen größeren Reitz der Neuheit bewahren *).

*) Es ist hier nicht am unrechten Orte zu bemerken, daß der Präsident des Conservatoriums der k. k. F. M. L. und Commandeur des Theresien-Ordens, Joh. Graf Nostitz

Über Johann Theobald Held, Med. Dr. und Decan der medicinischen Facultät, sagte der viel zu früh verstorbene Professor der Ästhetik J. H. Dambek folgendes:

Held, Johann Theobald, geboren zu Hohenbruck, Königgrätzer Kreises in Böhmen, den 11. December 1773 rühmlich bekannt als geschmackvoller Tonsetzer; zugleich Meister im Spiel der englischen Guitarre, ehemahls ein ausgezeichneter Sopransänger, und gegenwärtig als einer der ersten Ärzte Prags allgemein bekannt. Sehr frühzeitig entwickelten sich seine musikalischen Talente. Im Jahre 1783 kam er nach Prag, um in die lateinischen Schulen einzutreten. Früher schon war er dem allgemein geschätzten um die präcise Execution vielstimmiger Tonstücke jeder Art so sehr verdienten Chorregenten und Opern-Director Herrn Wenzel Praupner empfohlen worden. — Es war eben die Charwoche, wo bey den kirchlichen Feyerlichkeiten gewöhnlich schwierigere Singpartien vorzukommen pflegen. Praupner, ohne erst einen vorläufigen Versuch mit dem Knaben zu machen, ließ ihn, ganz auf die erhaltene Empfehlung vertrauend, sofort als Sopransänger im Chore treten. — Der Erfolg entsprach vollkommen der Erwartung des erfreuten Musik-Directors, der ihn bis zum Jahre 1787 in seinem Hause behielt, in der Musik vervollkommnete, und allen gleichzeitigen Schülern, zumahl im Adagio, vorzog. Mit Anfang des Jahres 1788 ward der junge Held aus der Kirche des ritterlichen Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Sterne als erster Sopransänger aufgenommen, und von nun an, da er sich so vielseitig, und unter andern selbst durch seinen äußern Anstand empfahl, immer mehr und mehr gesucht. Er fand allmählig Eintritt in sehr ansehnliche Häuser, und man fing an, seine musikalischen und darstellenden Talente auf Privat-Theatern zu benutzen. So spielte und sang er in seinem 14. und 15. Jahre auf ansehnlichen Privat-Theatern verschiedene weibliche Rollen, als Prima Donna in den Opern: Fra i due Litiganti etc. L'avaro deluso, la Grotta di Trofonio etc. mit ungetheiltem Beyfall. Im Jahre 1794 wurde Held zu Ihro k. Hoheit, der damahls in Prag residirenden Erzherzoginn Marie Anne berufen, um Höchstdieselbe im Spiel der englischen Guitare zu unterrichten. Er hatte es in Behandlung dieses Instruments nicht nur zu einer ungemeinen Gewandtheit, Präzision und Delicatesse gebracht, sondern sogar eigene, den besten englischen Guittarespielern bisher verborgene Vortheile aufzufinden gewußt. Der Unterricht bey Ihro königl. Hoheit dauerte 2 Jahre lang zu Höchstderselben vollester Zufriedenheit. Mehrere der angesehensten Häuser wünschten nun ebenfalls seine Anweisung hierin zu erhalten; aber das ernste Studium der Arzeneykunde, das ihn nun immer mehr und mehr beschäftigte, gestattete ihm nicht, ihren Wünschen zu entsprechen. Nur wenigen der ersten Damen wurde sein Unterricht zu Theil. Auch eigene Tondichtungen hatte Held frühzeitig versucht. Eine der ältesten darunter ist Röschen, ein Lied, das im Jahre 1795 bey C. Widtmann erschien. Geist des Ganzen sowohl, als gelungener Ausdruck des Einzelnen sprechen schon in diesem frühen Versuche seine entschiedenen Anlagen zur Kunst, besonders zu Compositionen für den Gesang aus. Mehr noch zeugen dafür seine zu Leipzig bey Breitkopf und Härtel herausgegebenen sechs Lieder mit Clavierbegleitung, und mehrere seitdem einzeln, oder in musikalischen Sammlungen erschienenen Gesänge von ihm. Treffendes Auffassen des Textes, Wahrheit und Schönheit so ernster als scherzhafter und humoristischer Empfindung, entsprechender Rhytmus, leichter, natürlicher Fluß der Melodie charakterisiren diese Tonstücke.

So sehr nun auch Held von Seite seines Genies dazu geeignet wäre, große Erwartung zu befriedigen, so verhindert es doch Hygina, die seine Zeit und Kraft zu sehr für den Ernst des Lebens in Anspruch nimmt. Dennoch gesteht er selbst, daß er jährlich wenigstens zweymahl einen unwiderstehlichen Drang zur Composition in sich fühle, den er mit einem humoristischen Ausdrucke gern sein musikalisches Fieber zu nennen pflegt. In solchen Momenten einer stärker erregten Schöpfungsgabe — den wahren Zeugen und Bürgen seines Kunstberufs — ist es ihm durchaus nicht anders möglich, er mußte dem Genius huldigen, der ihn mit lebendigerm Odem anweht, muß irgend ein Tonstück schaffen, und wär es auch ein noch so kleines Liedchen. Auf diese Art ist Johann Negedly's Pinka, aus dem „Hlasatel Cesky" von ihm in Musik gesetzt worden, und sind einige Melodien zu Texten aus Tiedges Liedercyclus entstanden, die ganz den Geist des Dichters athmen, und eben so sehr zum Herzen sprechen, als sie aus dem Herzen flossen. Dem feinsinnigen, hellsehenden Alterthume war Apoll eben sowohl der Gott der Arzneykunst, als der Musen; und wahrlich! Held — man darf es freudig vom ihm rühmen — hat seine Weihe zweyfach empfangen. Seine Freunde bedauern lebhaft, daß ihm das Amt, welches er begleitet, jetzt beynahe gar keine Zeit gönnt, seinem entschiedenen Kunstberuf zu huldigen. —

(Die Fortsetzung folgt).

als Compositeur und ungemein fertiger Violinspieler, den ausgezeichnetesten Tonkünstlern in Böhmen beygezählt werden muß. Mehreres von seinen geistvollen Compositionen, Simphonien, Phantasien &c. für das ganze Orchester wurde zu verschiedenen Mahlen vom Orchester des Conservatoriums mit vielem Beyfalle aufgeführt. Auch eine Oper von ihm „Feodora" wurde im Nationaltheater vor einigen Jahren beyfällig aufgeführt.

Aus Alfreds Duvaucel-Reise in Ostindien, in den Jahren 1821 und 1822.

Mit Empfehlungsbriefen des General-Gouverneurs von Ostindien (des Marquis von Hastings) versehen, ohne welche er schwerlich seine Reise hätte unternehmen können, schiffte sich Herr Duvaucel am 22. July 1821 zu Chandernagor in einem Bazarra, oder großen, flachen Boote, welches gewöhnlich in zwey Zimmer abgetheilt ist, wovon jedes sieben oder acht Fenster hat, auf dem Hugly ein. Das Gefolge des Reisenden bestand aus einem Malabaren, der ein guter Jäger und Ausstopfer war, einem jungen Malayen, den er Jumahat (Freytag) genannt hatte, einem Mulatten, der sehr gut zeichnete, und einem Koch, der noch besser die Thiere zu zerlegen, als sie zuzubereiten verstand.

Der erste merkwürdige Ort, den der Naturforscher berührte, war die Stadt Hugly, in welcher sich ein Industempel befindet, der in nicht minder hohem Ansehen steht, als die Pagoden von Jagrenat. Man feyert daselbst das hohe Fest des Rott, eines Wagens mit sechsunddreyßig Rädern, zu dem die frommen Indus wallfahrten, um sich von ihm mit Lobgesang zermalmen zu lassen. An demselben Orte befindet sich auch der Tscharok, eine Art von Galgen mit einem eisernen Hacken, an dem die getreuen und gläubigen Diener Wischnu's an der Rückenhaut sich aufhängen lassen, und die man dann so lange herumdreht, bis sie ihre Seele unter den gräßlichsten Schmerzen ausgehaucht haben. Zu derselben Stelle verfügen sich endlich auch noch die Witwen, welche sich mit ihren verstorbenen Gatten verbrennen wollen.

Immer den Hugly hinaufsteuernd, erreicht man, am rechten Ufer desselben, die heilige Stadt Guptipara, fast nur aus Pagoden und Priesterwohnungen bestehend. Man bewahrt daselbst den Haarschmuck der Göttinn Durga auf. In der Umgebung dieses Ortes halten sich ganze Heerden von Affen auf. „Ich bin", sagt der Reisende, „über die Menge und Schönheit dieser Hulmann's (simia entellus) nicht wenig erstaunt gewesen. Sie flohen bey meinem Anblick mit fürchterlichem Geschrey. Die Indus, welche an dem Gewehr leicht den Zweck meines Besuchs vermuthen mochten, sendeten eine zahlreiche Deputation mir entgegen, die sich alle mögliche Mühe gab, mir recht anschaulich zu machen, welchen Gefahren ich mich aussetzen würde, auf Thiere zu schießen, die nichts weniger als verwandelte Prinzen seyen! Ich beobachtete ihr Geschwätz eben nicht sonderlich, indessen wollte ich ihnen doch den Jammer ersparen und mich wieder unverrichteter Sache einschiffen, als ich eben eine so verführerische Prinzessinn erblickte, daß ich dem Wunsche nicht länger widerstehen konnte, sie näher zu betrachten. Ich schoß auf sie, und war Zeuge einer wirklich rührenden Scene. Das arme Thier trug einen jungen Affen auf dem Rücken, es fühlte die Kugel nahe am Herzen und raffte nun noch alle Kräfte zusammen, um den Kleinen auf einem Ast festzusetzen; sodann stürzte es todt zu meinen Füßen herab. Dieser Zug der Mutterliebe machte einen tiefern Eindruck auf mich, als alle Reden der Braminen, und das Vergnügen, ein schönes Thier zu haben, vermochte nicht ganz, mein Bedauern zu beschwichtigen.

Seitwärts von Guptipara befindet sich ein beträchtliches Dorf, in welches sich alle die Indus zurückziehen, die sich ihrer Kaste auf folgende Weise unwürdig machen: „Sobald ein Bengali seinem Tode nahe zu seyn glaubt, ist er genöthigt, das Wort Oriboll auszusprechen, welches wörtlich bedeutet: ich rufe Gott; das aber nächstdem noch folgenden Sinn hat: Traget mich an das Ufer des Stroms, und gebet meinen Sinnen die letzte Öhlung dadurch, daß ihr mir den Mund, die Nase, die Augen und Ohren mit dem geheiligten Schlamme anfüllt. Diese Zeremonie findet auf der Stelle statt, und der Sterbende entgehet ihr selten nur. Aber da es dennoch Menschen gibt, die dem Einflusse des geheiligten Schlammes widerstehen, so wird ihr Wiederaufleben als ein Zeichen der Verstoßung betrachtet, und die Unglücklichen, welche nicht haben sterben können, müssen ihr ganzes ferneres Leben im Exil zubringen. Weder ihre Kaste, noch ihre Familie hat die geringste Gemeinschaft mit ihnen." Das sind die Bewohner jenes Dorfs.

Am 16. August betrat der Reisende den Ganges, und am 28. desselben Monaths, den Burramputer, einen der größten Ströme der Erde, in welchem die Indus sich, wie im Ganges, reinigen. Er sah daselbst den Raja von Tanjaur, der seine weit entfernten Staaten verlassen hatte, um die Schuld von drey oder vier Morden von sich abzuwaschen. Die andern Könige, denen diese Reise zu weit ist, schicken alljährlich einen Krug herab. Zu Sylhet wurde ein Fest, die „Feuerprobe" genannt, gefeyert. Die Fakirs spazierten auf glühenden Kohlen, wobey sie alle ihre Gottheiten anriefen. Ein anderes Fest heißt das der „Wünsche." Alle Weiber, deren Männer abwesend sind, setzen eine Lampe auf einen kleinen schwimmenden Altar, und schleudern ihn unter Gebethen in den Strom. Man glaubt sodann eine Vorbedeutung in den brennend bleibenden, oder von Wind und Wellen umgestürzten Lampen zu finden.

An den Ufern des Flusses, der Sylhet bewässert, bemerkt man an mehrern Stellen tiefe Höhlen, welche die Gräber einer gewissen Induskaste, Boshtuun genannt, sind, in welcher die Frauen noch mehr Muth zu haben scheinen,

als die zu Malabar. Sobald der Mann gestorben ist, höhlt die Familie ein cylindrisches Loch von acht Fuß Tiefe aus. Im Grunde desselben befindet sich eine Bank, auf welche der Todte, mit seinem schönsten Schmuck bekleidet, hingesetzt wird. Die Witwe hockt sich auf die Knie des Verstorbenen, und sobald die Lampe angezündet worden ist und sie Früchte und Reis und alles zur Reise Nothwendige erhalten hat, wirft ein jedes Glied der Familie eine Handvoll Erde auf das Ehepaar. Während dem ruft die Frau: Oriboll! und man verschließt das Grab mit einer schweren Fallthür, auf welche man noch Steine und Erde häuft.

Um den Entschluß auszuführen, die Gebirge von Cossya und Gentya zu besuchen, war der Reisende genöthigt, die Erlaubniß von dem Bergkönig zu erhalten, der nicht mehr zu den Beschützten der Kompagnie gehört. In Erwartung einer Antwort, besuchte er einen Ort, Chattack genannt, von wo alle Orangen herkommen, welche man in Bengalen sieht. Er verließ seinen Bazarra, mit dem er nicht höher hinaufzuschiffen vermochte, und machte sich mit vierzig bewaffneten Soldaten auf den Weg. Eine angenehme Kühle herrschte in den Gärten von Cossya. Die größten Orangenbäume waren ungefähr vierzig Fuß hoch, aber weder ihr Laub, noch ihr Grün war so frisch, als das derjenigen, welche man in den europäischen Gewächshäusern sieht. Ihre Stämme sind ungefähr so dick als ein Mann in Mitte des Körpers, und ihre Zweige so stark als ein Bein und mit langen Stacheln bedeckt. Diese Orangerie nimmt beyläufig vier Quadratstunden ein, aber sie ist sehr übel unterhalten. Die Bäume stehen bald sehr dicht, bald zerstreut, und die Erde bringt eine große Menge Pflanzen hervor, die den Menschen und den Bäumen gleich schädlich sind. Die Eigenthümer dieses ungeheuern Gartens wohnen im Gebirge und kommen nur zur Ärntezeit herab, um die Früchte einzusammeln und den Indus zu verkaufen. Die einzige Wohnung in diesem duftreichen Walde ist ein aus Stroh erbauter Tempel, einer Gottheit geweiht, deren Nahmen man nicht zu erfahren vermochte, da der Fakir, welcher den Dienst des Altars versah, ihn selbst nicht einmahl kannte.

Die Gesandtschaft, welche der Naturforscher zum König von Cossya geschickt hatte, brachte ihm die Erlaubniß dieses Monarchen, sein Gebieth zu betreten. Er hatte die Vorsicht gehabt, sein Gesuch durch ein Geschenk von zwey Ellen rothen Tuchs zu unterstützen, woraus Se. Majestät sich einen Mantel machen lassen konnte. Diese Aufmerksamkeit wurde vom König des Gebirges so hoch aufgenommen, daß er den Reisenden vier seiner ersten Staatsbeamten mit seiner erlauchten Bewilligung zusendete. Der Erste trug die königliche Betelbüchse, aus welcher Jener, als höchste Gunstbezeugung, ein „Maulvoll" nehmen durfte; der Zweyte breitete sechs Netze voll der schönsten Orangen vor ihm aus; der Dritte both ihm einen Pfeil dar; dessen zerbrochene Spitze ihm andeuten sollte, daß man ihn als Freund empfangen werde, und der Vierte hing ihm ein Halsband von Schildkröteneyern, mit Goldkörnern geschmückt und mit einem schönen rothen Vogel in der Mitte, um, der, wie er sagte, den Männern verrathe, wenn ihre Frauen ihnen untreu sind? Er empfing die Bothen des Königs in seinem Bazarra und beköstigte sie so gut, als es in seinen Kräften stand.

Von den vier cossyaischen Beamten, vierzig indischen Soldaten, seinen Bedienten, einem Dollmetscher und einer großen Menge Indus begleitet, die die Gelegenheit benutzen wollten, um eine Wallfahrt nach der Höhle der Bonbonne zu machen, welche man auch die „Teufelshöhle" nennt, trat der Reisende seine Wanderung zum Gebirge an. Nach einer sehr ermüdenden Tagreise, durch ein von den starken Regengüssen hoch angeschwollenen Bächen fast gänzlich überschwemmtes Land, und nach einer im dichten Walde, durch den man sich mit der Axt in der Hand einen Weg zu bahnen genöthigt war, zugebrachten Nacht, erreichte er endlich den Fuß der Berge, wo ihn ein zahlreiches Musikchor und der König in Person, nebst seinem ganzen Hofstaate, seinen Priestern und Soldaten erwartete. Se. Majestät war ein langer Greis, mit einem tartarisch-chinesischen Gesichte. Ein langer himmelblauer Tuchrock hing um seine Schultern, während seine Arme und Beine nackt waren. Er hatte einen schönen Dolch an der Hüfte, und Halsband, Arm- und Strumpfbänder von rohen Goldkörnern. Hinter dem Monarchen befanden sich die Sclaven mit dem Bettelsack, dem königlichen Bogen und Köcher und mehrern Gefäßen mit Orangen, Bananen und Ockeknüssen. Die königliche Familie befand sich zu beyden Seiten und bestand aus fünf oder sechs fast ganz entblößten Waldteufeln, die sich vorsätzlich mit Koth besudelt zu haben schienen, und die mit ihrer abenteuerlichen, übertriebenen Bewaffnung ein seltsames Ansehen hatten. Doch lassen wir ihn selbst erzählen:

„Nachdem mir der König ein Compliment gemacht hatte, welches ich nicht verstand und folglich nicht zu erwiedern vermochte, reichte er mir mit vielem Anstande seine Hand und führte mich unter einem starken Platzregen über schlüpfrige Felsen, auf denen eine ungeheure Menge von Blutigeln sich an unsere Füße ansaugten, bis an den Eingang der Höhle Bonbonne. Auf dieser ganzen Wanderung umlärmte uns eine höllische Musik, die mich des Vergnügens beraubte, Se. Majestät zu verstehen, und mich zugleich der Mühe überhob, ihr zu antworten. Was jedoch den Monarchen

am meisten in Erstaunen setzte, das waren nicht etwa meine zerrissenen Strümpfe und meine ganze zerlumpte Bekleidung, oder mein mit Blut und Staub ganz überdeckter Körper, sondern nur, daß ich von Zeit zu Zeit auf das Ehrfurchtvollste meine Hand aus der seinigen zog, um einige Schnecken zusammenzuraffen, welche ich in meine Tasche steckte. Der ganze Hof war darüber nicht weniger erstaunt; denn so oft ich mich bückte, brach ein wüthendes Gelächter aus, vor dem man selbst die schreckliche Musik nicht mehr zu hören im Stande war."

„Endlich gelangten wir zur Höhle, deren Eingang ein enges Loch durch die ungeheure Felswand ist. Das Gefolge des Königs hatte sich so außerordentlich vermehrt, daß ich meiner Instructionen, einer großen Vorsicht, eingedenk, eine Salve von sechzig Flintenschüssen geben ließ, wodurch die Äste über den Köpfen der Versammlung zerschmettert wurden. Dieser kleine Denkzettel hatte die besten Folgen, denn das Gedränge ließ nach und unsere Wirthe zeigten sich mit ängstlichen Mienen die Spuren der Füsillade. Sie konnten meinen lauten Gruß nur mit dem Gerassel ihrer Trommeln erwiedern."

Es würde zu weitläufig seyn, hier eine vollkommene Beschreibung der Höhle geben zu wollen, die nur für den Naturforscher merkwürdig ist. Wir begnügen uns allein, ein Bruchstück davon auszuheben. „Der Weg, den wir in diesem finstern Labyrinthe verfolgten, war von vielen Fußwegen durchschnitten, welche steil hinab zu tiefen Abgründen führten. Ich war neugierig genug, einen der zugänglichsten etwas näher zu untersuchen, und nachdem ich mich nebst zwey Laternen an eine Strickleiter hatte festbinden lassen, fuhr ich zwanzig Klafter tief in das Innere des Loches hinab. Bis zur vierten Klafter war der Durchgang ziemlich enge, so daß ich mit Händen und Füßen den Felsen berühren konnte, sodann aber erweiterte er sich plötzlich, und auf fünfzig Fuß Tiefe vermochte ich nicht das Geringste mehr zu berühren, obgleich ich meine Leiter so stark als möglich hin- und herbewegte. Auf achtzig Fuß Tiefe befand ich mich auf dem Gipfel einer ungeheuern Wölbung, die mir die Gestalt eines umgekehrten Kegels zu haben schien und deren Grund ich mit dem schwachen Lichte meiner Laternen nicht zu erspähen vermochte. Einige Steine, welche ich hinabwarf, berührten den Boden erst nach zwölf Sekunden. Ich ließ mich wieder hinaufziehen und oben an verschiedenen Orten den Boden mit aller Gewalt schlagen. Überall hörte ich ein lautes, wiederhallendes Getöse, welches mich vermuthen ließ, daß die ganze Höhle, vielleicht der ganze Berg, über einem großen unterirdischen Gewölbe sich befinden."

Kunst *).

Wanderung durch die Atteliers unsrer Künstler.

Joseph Führich ward geboren in Krazau (Städtchen zur Graf Clam Gallasschen Herrschaft Grafenstein im Bunzlauer Kreise Böhmens gehörig) am 9. Febr. 1800.

Führich darf schon jetzt mit allem Rechte unter den jungen Künstlern Böhmens einen hohen Rang ansprechen, und es hängt

*) Da wir in diesem sechzehnten Jahrgange des Archives, das Kunstblatt regelmäßig wieder fortsetzen, so dürfte es den Lesern allerdings willkommen seyn, zugleich eine alphabetische Zusammenstellung zum bequemen Nachschlagen hier zu finden, welche Hauptartikel über Kunst diese Zeitschrift enthalte, welche Kunstausstellungen, welche Ateliers, Werkverzeichnisse und Biographien der Künstler? aus welchen dereinst füglich ein österreichisches Künstlerlexicon, bloß zusammengedruckt zu werden braucht.

Die Wiener Kunstausstellung von 1822, Nr. 92—98, jene von 1824 Nr. 104 und 105.

Die permanente Kunstausstellung bey S. Anna 1822 Nr. 2, 20, 152, die Prager Kunstausstellung von 1821, 22 und 23 Nr. 35 und 50 von 1822 und 56, 60 von 1823, dann Nr. 66, 68, 116 und 143 von 1824.

Das Wiener lithographische Institut und sein, selbst in England hochgeschätzter Ambrasser Stammbaum 1821 Nr. 68 und 1822 Nr. 122, 134. — Die Nr. 31 Märzheft 1824 gab eine Übersicht der Nachrichten über die Ausstellungen in Breslau, Carlsruhe, Zürich, Dresden, Berlin und London, der giustinianischen Gallerie in Berlin, die schönen Sammlungen Quandt's und Speck's in Leipzig, Correspondenzen aus Rom, Venedig, Padua etc.

Die Künstler, deren Lebensnachrichten und Werke hier zum ersten Mahle dem Publicum vorgelegt wurden, sind:

Ammann, Hofarchitect Nr. 101 von 1824; Arnold Nr. 35 von 1822; Bär Nr. 1 von 1821; Director Bergler in Prag Nr. 152, 155 von 1823; Emailleur Bodemer Nr 118 von 1824; Daniel Böhm Nr. 128 von 1824; Adam Braun Nr. 106 von 1823; Craffonara Nr. 17 von 1821; Dallinger Nr. 40 von 1823; Decker Nr. 130 von 1821; die Brüder Ender Nr. 31 von 1824; Eißner Nr. 156 von 1823; Fendi Nr. 27, 92, 152 von 1822; und 104 von 1824 Ferenczy Nr. 135 von 1822; Frey Nr. 37 von 1824; Füger 29—34 v. 1819; Nr. 52 v. 1821; Führich Nr. 4 v. 1825. Gauermann Nr. 43 v. 1821; Girdlitsch Nr. 95 v. 1823; Prof. Heß Nr. 36 von 1824; Höfel Nr. 40 von 1823; Jaschke Nr. 112, 115 von 1821; Käsmann 1823 Nr. 54; Kaiser 1821 Nr. 132; Kasimir 1824 Nr. 4; Kirsling 1821 Nr. 38 und 1822 Nr. 152; Knapp 1821 Nr. 21, 35; Glasmahler Kothgasser 1823 Nr. 101; Koterba 1823 Nr. 81; Joseph und Peter Krafft 1821 Nr. 1, 34, 47 und 1822 Nr. 6, 152; Lanzer 1823 Nr. 86; Leybold 1823 Nr. 75; Machek 1821 Nr. 43; Mohn 1824 Nr. 143; Neidel 1823 Nr. 90; Nußpammer 1822 Nr. 86; Perger 1821 Nr. 49; Peter 1821 Nr. 1, 37, 53 dann 1822 Nr. 152, 1824 Nr. 104 Pfeiffer 1823 Nr. 86; Pichler 1821 Nr. 17; Ponheimer 1823 Nr. 128; Rahl 1821 Nr. 129 und 1824 Nr. 29, 30; Rebeberg 1821 Nr. 6; die Brüder Reinhold 1821 und 1822 Nr. 27 und 152; Rhomberg 1821 Nr. 37; Custos Ruß 1819 Nr. 96, 1821 Nr. 1, 55 und 1822 Nr. 5, 32, 92, 152; Sacchetti 1824 Nr. 41. Schaller 1821 Nr. 27 und 1823 Nr. 54, 101; Scheffer 1822 Nr. 15; Schiavone 1821 Nr. 129; Schnorr 1819 Nr. 8, 13, — 1822 Nr. 40 und 1823 Nr. 38; Schönmann 1824 Nr. 143; Schöpf 1821 Nr. 6; Bildhauer Schrott 1823 Nr. 38, Schuster 1821 Nr. 111; Stadler 1821 Nr. 17; Starl 1822 Nr. 129 und 1823 Nr. 137; Steinfeld 1821 Nr. 108; Tkadlik 1822 Nr. 14; Zauner 1810 Nr. 61.

nur vielleicht von der weitern Richtung seines Kunststudiums ab, ob einst sein Vaterland seinen Nahmen an die berühmtesten im Fache der Mahlerey reihen soll? Er erhielt seine früheste Erziehung von einem sorgsamen Vater, der selbst Künstler ist. Sein Erziehungsplan ging vorzüglich darauf aus, alle körperlichen und geistigen Kräfte des Knaben nach und nach zu entwickeln, und indem sie zugleich stufenweise im Leben angewandt und benützt wurden, sie immer höher zu stellen und zu festen. Hierzu glaubte er weit besser durch Erregung eigener innerer Gemüths- und Lebenswärme, denn durch äußeren Impuls wirken zu können. Um sie von diesem letzteren unabhängiger zu machen, lehrte er ihn frühzeitig die schwerste der Künste des Lebens, wenn sie später erlernt werden soll, — die Kunst zu entbehren. Ohne Machtsprüche und direct ausgesprochene Befehle, ohne förmlichen Unterricht und Lehrstunden, wurde der junge Führich ein liebender gehorsamer Knabe, und wußte in seiner frühesten Kindheit weit mehr, als gewöhnliche Kinder seines Alters. So unterschied er schon als Kind von 2 Jahren, Holz, Rinde und Blätter von 16 Baumgattungen, in seinem 6. schon war es sein Lieblingsgeschäft, Erzählungen und Mährchen, die er hörte, in gezeichneten Umrissen anschaulich zu machen und ehe er noch in die öffentliche Schule kam, konnte er geläufig lesen, schreiben rechnen und zeichnen und wußte vieles aus der Weltgeschichte, Erdbeschreibung und Religionslehre. Später erhielt er von Hauslehrern förmlichen Unterricht im Gesang, im Clavier- und Violinspiel und in der französischen Sprache. Sein Vater beobachtete aufmerksam, welchen Weg die Lebensthätigkeit der von Zeit zu Zeit entwickelten Kräfte Führichs nehmen werde? Diesen Weg suchte er nach Möglichkeit zu ebnen und angenehm zu machen. Vertraute Gespräche, Erzählungen, Vorlesungen dienten als Vehikel dazu, mitunter auch Zeichnungen und Kupferstiche, die auf geschichtliche Gegenstände, welche besprochen wurden, Bezug hatten. Es war eine eigene Erscheinung, daß Führich nie die geringste Neigung zeigte, Kunstproducte nachzuzeichnen, aber immer bereit und thätig war, die eigene Idee, wie sie Gespräch und Erzählung erweckt hatten, in originellen Compositionen auf das Papier zu übertragen. Vorstellungen von Jagden schienen ihm damahls der anziehendste Zweig der Kunst. Das Wort Regel war bey jeder Gelegenheit für seine freye Phantasie von wehethuender Wirkung. Es schien dem Vater zweckmäßig, dieses Wort nur von Zeit zu Zeit als Andeutung eines Vortheils für symmetrisch- und perspectivische Richtigkeit der Form u. s. w. hinzuwerfen. Vom 12. bis zum 15. J. entwickelte sich, so zu sagen, bey ihm eine zweyte Kunstperiode in einem ganz eigenen, auf sein Herz und Gemüth einwirkenden Kunstzweige, in der Idylle, von welcher er sich unwiderstehlich angezogen fühlte. Land- und Hirtenleben war für ihn nun der irdische Himmel. Es war ihm durchaus nicht befriedigend, nur in der Idee in selben zu schwärmen, er ruhte nicht, bis er sich auch in Wirklichkeit in selber versetzt sah. Hierzu war die Möglichkeit um so mehr da, als der Vater einige Grundstücke besaß. Es mußte eine Kuh gekauft werden, welche der junge Führich zwey Sommer hindurch alle Tage des Morgens zu mehreren Kühen und Hirten trieb, und dort einen halben Tag mit ihr verweilte. In der andern Tageshälfte zeichnete er, auch fing er an, in dieser Periode zu mahlen. Bey diesem Hirtenleben studierte er practisch alle möglichen Eigenheiten der Hausthiere, das Leben unter den schönsten Thiergruppen, die mannigfaltigen Situationen in den anmuthigsten Landschaftsparthien, die unendlichen Abwechslungen der Wolken und der Luft, die Wirkungen der Beleuchtung, die Veränderung der Farbentöne bey jedem Witterungswechsel u. s. w. Diese Beobachtung der schönen Natur gab ihm den höchsten Lebensgenuß und es schien, als wenn dieser Gegenstand der Kunst, die Lieblingsbeschäftigung seines ganzen Lebens bleiben würde. Doch entwickelten später neue Verhältnisse, unter welche besonders der Besuch der Hauptstadt und erweiterte Lectüre, besonders im Gebiethe der Geschichte, bald eine Neigung zur historischen Mahlerey, womit eine neue und bedeutendere Kunstperiode für ihn begann. Schon seit mehreren Jahren sehnte sich der junge Führich, die Hauptstadt Böhmens und ihre Merkwürdigkeiten zu sehen; allein häusliche Verhältnisse machten es unmöglich, diesen Wunsch früher als im Sommer 1818 zu erfüllen. Hier hohlte sein scharfer Beobachtungsgeist neue Ausbeute für die Kunst. Das wünschenswertheste für ihn mußte die Bekanntschaft des würdigen Altmeisters Directors Bergler seyn, und die Gelegenheit, die akademische Kunstanstalt und manche ansehnliche Gemähldesammlung kennen zu lernen. Ein kurzer Auszug aus dem Tagebuch seines Vaters aus jener Zeit lautet so: „Am 28. May 1818 Vormittags kam ich mit unserm Joseph nach Prag, es war ein neblichter Morgen und da er Prag das erste Mahl sah, so machte die in Nebel gehüllte Stadt, einen um so imposantern Eindruck auf ihn ꝛc. ꝛc. — Am 24. ging ich mit Joseph zum Herrn Director Bergler und zeigte diesem, Josephs mitgenommene Zeichnungen und Compositionen, über welche der Herr Director Freude und Beyfall bezeugte. Wir fanden eine über unsere Erwartung freundliche Aufnahme. Er lud uns ein, ihn während der Zeit unsers dasigen Aufenthaltes oft zu besuchen, und seine Kunstschätze, welche er uns zeigen wolle, mit Zeit und Muße zu betrachten, welches uns sehr erfreute. ꝛc. ꝛc. — Am 30. waren wir wieder bey Hrn. Director Bergler, und weil er während unsers Beysammenseyns einigemahl sagte, ich wundere mich sehr über ihre Compositionen, so nahm ich dieses als einen Zweifel auf, und ersuchte ihn um einige mündliche Aufgaben, welche Joseph gleich in flüchtigen Compositionen zeichnen sollte. Er verstand mich, und erwiederte: „Ich wundere mich eben über die Kraft und Dreistigkeit, welche in den Zeichnungen herrscht, weswegen ein Kenner ihre Originalität nie bezweifeln wird. Zu ihrem Vergnügen werde ich ihnen etwas aus der Bibel vorlesen. „Er las das 6. und 7. Kapitel aus dem Buche Tobias, und meinte, Joseph sollte sich aus dem Gelesenen etwas wählen, was er zu einer bildlichen Darstellung am zuträglichsten finden werde. Joseph entwarf heute am 31. May, aus dem 6. Kapitel Tobiä, die Reise mit dem Engel Raphael und den Vorfall mit dem Fisch am Tigris. Heute (am 1. Juny) componirte Joseph aus Tobias 7. Kap. die Vermählung des jungen Tobias. Der Beyfall des H. Directors war für ihn eine wahre Aufmunterung. Auch lud er ihn ein, im kommenden Winter etwas zur Ausstellung zu schicken ꝛc.

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 12. Jänner 1825.

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung).

Hierauf nahm der Bischof des ersten Sitzes das Wort und sprach: wenn es Eurer Heiligkeit gefällt, so mögen nun die den Stand der Kirche betreffenden Angelegenheiten verlesen werden, um derentwillen ich Eure einmüthige Heiligkeit zu mir bemüht habe. Doch damit, weil nun die Sache wegen des Metropoliten-Sitzes entschieden ist, unsere Verfügung als begründend und erschöpfend erschienen, so möge uns unter Leitung Gottes vorerst der Glaube der Väter vorgelesen werden. Die heilige Versammlung antwortete: „Es ist sehr billig vorzulesen, was sehr heilsam zu hören ist."

Der Notar Epiphanius las also aus dem Synodal-Buche:

Die heilige, große und allgemeine Kirchenversammlung, welche durch die Gnade Gottes und auf Befehl unserer frömmsten und christlichsten Kaiser Valentinian und Marcion zu Chalcedon, der Metropole Bythiniens, in der Kirche der heil- und ehrwürdigen Euphemia versammelt war, hatte Folgendes festgesetzt: Unser Herr und Erlöser Jesus Christus, indem er die Glaubenslehre bestätigte, sagte zu seinen Jüngern: Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlasse ich euch, daß Niemand eine, von seinem Nächsten abweichende Lehre der Frömmigkeit blicken lasse. Weil jedoch der Böse nie ruhet, sein Unkraut zu säen, indem er immer etwas Neues gegen die Wahrheit auffindet, so hat unser Herr von je für das Menschengeschlecht vorkehrend, den frömmsten und getreusten Fürsten zum Eifer für den Glauben erweckt, welche von allen Gegenden die Priester-Vorsteher zu sich berufen, um durch die glücklich erflehte Gnade des Herrn den Lehrsatz der Lüge von den Schafen des Herrn zu entfernen, die Saat der Frömmigkeit und Wahrheit aber zu vermehren. Was wir denn auch durch einen gemeinschaftlichen Beschluß gethan, indem wir die irrigen Lehrsätze fliehen, und uns ganz auf den Glauben der 318 Väter berufend, ihre Glaubensformel bekennend und uns gleichsam, die wir dieses Werk der Frömmigkeit annehmen, als zur Familie jener Väter gehörend unterschreiben, welche nachmahls an der Zahl 150 in Constantinopel zusammengekommen und ebenfalls diesen Glauben unterschrieben haben. Wir genehmigen ebenfalls diese Ordnung und bewahren alle die Glaubensform. Zu Ephesus wurde einst eine h. Synode gehalten, worauf, heiligen Andenkens, Cölestin, Vorsteher der römischen und Cyrillus der alexandrinischen Kirche den Vorsitz hatten. (Wir bekennen) daß die Erklärung des rechten unverfälschten Glaubens der 318 zu Nicäa zugleich mit Fürst Constantin frommen Andenkens versammelten Väter allen vorleuchte, und daß wir aber auch die zur Ausrottung der entstandenen Ketzereyen gegebenen Erklärungen der 150 heiligen Väter zu Constantinopel, so wie die Bestätigung unsers katholischen Glaubens der 318 Väter zu Nicea annehmen.

Wir glauben an einen Gott, allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde und an Gottes eingebornen Sohn, der geboren aus dem Vater von Ewigkeit, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht erschaffen, eines Wesens mit dem Vater, durch welchen alles erschaffen worden; der wegen uns Menschen und wegen unserm Heil herabgestiegen, Fleisch geworden, Mensch geworden ist, gelitten hat, am dritten Tage auferstanden und im Himmel aufgefahren ist, und daß er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Und an den h. Geist. Diejenigen aber welche sagen: Er war einst, als er nicht war und bevor er geboren wurde, war er nicht u. s. w. Diese verdammt die katholische und apostolische Kirche Gottes."

Die Synodalacten (welche jedoch von dem Geschichtsforscher de Rubeis in Zweifel gezogen werden) haben unterschrieben: Elias, Bischof von Aquileja, Laurentius, Priester und Legat des apostolischen Stuhles. Die [illegible] Marcian von Opitergium. Leonian von Teurnio,

Petrus von Altinum, Vindemius von Ceneda (oder besser Cissa aus Istrien) Virgilius (von Pettau oder Padua?), Johannes von Cilly, Clarissimus von Concordia, Patricius von Ämona, Adrian von Pola, Maxentius von Zuglio, Severus von Triest, Solatius von Verona, Johannes von Parenzo, Aron von Avoricum, (Avronzo, bey Cadore an der Gränze Tyrols?), Priester Marcian anstatt des Bischofs Ingenuin des zweyten Rhätiens oder von Seben, Agnellus, Bischof von Trident, Vigil, Bischof von Scarabantia, Priester Lorenz statt Fontejus, Bischofs von Feltre, Marcian, Bischof von Biben, die Priester Laurentius, Emarus, Sergius, Dorotheus, Laurentius, Albin, Leo, Marcian, Severin, Lucill, Castus, Provinzialis."

Der Patriarch Elias benützte auch die Anwesenheit seiner Suffragan-Bischöfe, um die Gebeine der Heiligen Hilarius, Tacian und Quirin mit geziemender Feyerlichkeit in der Kirche der h. Euphemia beyzusetzen. Ein Gleiches geschah mit den Gebeinen der h. Familie Cantius, Canzianus und Canzianilla in der Kirche Johannes des Evangelisten, ferner mit den Überresten der h. Jungfrauen Euphemia, Dorothea, Thecla und Erasma in der Kirche des h. Vitalis. Diese Kleinodien der aquilejischen Mutterkirche waren alle von dem Festlande auf die Insel in Sicherheit gebracht worden, denn sie waren der geistliche Schatz und das Erbtheil der alten Erzkirche, erinnernd an die ersten Zeiten des Christenthums in diesen Gegenden und höher geschätzt als Gold und Edelsteine. Übrigens wurde alles, was in dieser Synode auf Grado geschehen, dem Kaiser Tiber zugesendet und von ihm bestätigt. In der Folge überschickte der fromme Kaiser Heraclius, den Glanz der neuen Mutterkirche zu erhöhen, noch den Stuhl des h. Evangelisten Marcus, den weiland Helena, die Mutter Constantins von Alexandria mitgebracht, nach Grado, damit er neben dem Sitze des h. Hermagoras aufgestellt würde, wo der h. Marcus nähmlich zuerst das Evangelium gepredigt hatte. Der Patriarch Elias starb, nachdem er 14 Jahre 10 Monathe und 21 Tage seiner Kirche vorgestanden und wurde bey St. Euphemia begraben *). Ihm folgte 586 Severus von Ravenna gebürtig, und wie es heißt, früher Bischof von Triest, im Patriarchate. Damahls saß Kaiser Mauritius auf dem Throne in Constantinopel und Smaragd der Patricier war Exarch zu Ravenna, ein Mann der voll des Diensteifers für seinen Hof und dem römischen Papste zur Handhabung der Kircheneinheit ein rüstiges Werkzeug war.

Die longobardischen Herzoge, welche das Bedürfniß eines gemeinsamen Oberhauptes und Einigungspunctes der Gewalt durch die Kriege mit den von Byzanz heraufgehetzte Franken kennen gelernt, wählten 586 den Prinzen Autharis, Sohn des ermordeten Königs Cleph, zu ihrem Oberhaupte und Könige. Damit er habe, wovon er seinen Hofhalt bestreiten und seine Diener oder Getreuen bezahlen könne, traten ihm die Herzoge die Hälfte ihrer Besitzung ab; die bedrückten Eingebornen aber theilten mit den Longobarden ihr Hab und Gut, Gewaltthätigkeit, Nachstellung hörte auf, Niemand wurde ungerechter Weise von seinem Eigenthume vertrieben, Niemand beraubt. Diebstähle, Räubereyen hörten auf, öffentliche Sicherheit herrschte im Lande *) Wenn dieses alles auch nicht ganz die Italiener zufrieden stellte, so war doch für jeden Fall ein besserer Zustand der Dinge eingetreten; die Longobarden schienen mildere Sitten annehmen zu wollen. — Alles dieses gilt denn auch für Friaul, wo Gisulf noch immer Herzog war. Diesem konnte nicht wohl angenehm seyn, daß die Geistlichkeit seines Herzogthums mit dem Patriarchen auf Grado in Verbindung blieb, ja dahin auf Synoden reisete, denn mittelst dieses Patriarchen hatte der Exarch, hatte Byzanz leichtes Spiel, auf die Eingebornen in Friaul zu wirken und somit die Longobardenherrschaft heimlich zu untergraben. Konnte der rechtgläubige Friaulische Eingeborne seinen arianischen Herrn und also Ketzer ehren, konnte er ihm gern gehorchen? —

Kaiser Mauritius schickte dem König der Franken Childebert 50000 Dukaten mit der Bitte, die Longobarden aus Italien zu vertreiben. Das fränkische Heer rückt an, die Longobarden zogen sich in die festen Städte zurück und behaupteten sich nicht nur, sondern durch Gesandte und Geschenke wurde sogar der Friede vermittelt. Nun sah sich der Exarch von Ravenna Smaragd genöthigt, mit dem neuen Longobarden-König Autharis ebenfalls Frieden zu machen, wenn auch nur auf drey Jahre (586) **) Der neue Patriarch Severus auf Grado weigerte sich, die obenerwähnten drey Capitel zu verdammen und die fünfte allgemeine Kirchenversammlung anzuerkennen, d. h. er entsagte der Gemeinschaft mit dem Oberhirten zu Rom. Darum wurde er mit noch andern istrischen Bischöfen Johannes von Parenzo, Vindemius von Cissana und dem Greise Antonius von dem Patriarchen Smaragd und dessen Soldaten mit Gewalt von Grado hinweg und nach Ravenna geführt, wo man ihn unter Mißhandlungen und Androhung der Landesverweisung nöthigte, die drey Capitel zu verdammen und so mit dem Erzbischofe Johannes von Ravenna in Glaubens-Gemeinschaft

*) Dandal. Chron. l. 6. cap. 1. et Chron. in append. apud de Rubeis.

*) Paul Diac.

**) Paul Diac.

zu treten. Darüber entsetzte sich die ganze Erzdiözes von Gradus dergestalt, daß als Severus mit den istrischen Bischöfen nach einem Jahre heimkehrte (587) weder das Volk noch seine Suffraganbischöfe ihn aufnehmen und mit ihm Gemeinschaft haben wollten. Smaragdus soll deßhalb vom Kaiser getadelt und nach Constantinopel zurückberufen worden seyn. An seine Stelle kam Romanus und auf diesen folgte Gallinicius. Die schismatischen Bischöfe der Erzdiözes Grado aber, veranstalteten eine Versammlung in Marano, auf welcher Severus alles widerrufte, was er in Ravenna gethan und so in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen wurde. Die zu Marano versammelten zehn Bischöfe waren aber folgende: Petrus von Altinum, Clarissimus von Concordia, Ingenuin von Seben, Agnellus von Trident, Junior von Verona, Hevontius von Vicenza, Rauracius von Treviso, Johannes von Feltre, Agnellus von Acilium, Laurentius von Belluno, Maxentius von Zuglio und Adrian von Pola *).

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Königinn Elisabeth von England.

Wir finden in dem „neuen dänischen Sammler," unter andern merkwürdigen Actenstücken, welche nach den in den königlichen Archiven zu Koppenhagen befindlichen Originalen wörtlich abgeschrieben sind, auch den Brief Elisabeths, den sie kurz nach Maria Stuarts Hinrichtung an den König von Dänemark Friedrich II. schrieb. Dieser Brief ist in lateinischer Sprache, von der Königinn eigener Hand unterzeichnet, und mit ihrem Siegel versehen. Obgleich er nicht datirt ist, so kann man doch vermuthen, daß er vom Anfange März sey, weil er am 23. desselben Monaths im Jahre 1587 zu Koppenhagen angelangt ist. Nach der Aufzählung aller Verbrechen der Königinn von Schottland, und nach der Äußerung, daß die drey Stände des Staats in offener Parlamentssitzung sie zum Tode verdammt hatten, fügt sie noch hinzu:

„Wir haben demungeachtet diese Sentenz nicht anders bestätigen wollen, rücksichtlich der Verwandtschaft zwischen Uns und dieser Königinn, als in dem Fall irgend eines Unternehmens ihr zum Nutzen und uns zur Gefahr. Wir haben dieses Actenstück einem Geheimschreiber anvertraut, und ausdrücklich verbothen, Niemanden, wer es auch sey, davon zu reden, und diese Angelegenheit zu beenden, ohne vorher, neuerdings Uns darüber zu referiren. Aber dieser unbesonnene Mensch hat sich begnügt, einige Unserer Räthe zu befragen, welche allein die Besorgniß vor Augen hatten, daß Wir selbst das Opfer Unserer zu großen Milde werden möchten; und also hat er mit zu großer Schnelle und ohne Unser Verwissen (nobis insciis) die Befehle zur Hinrichtung gegeben. Also geschah es, ohne Unsern Willen (praeter Nostram voluntatem), durch das verwegene Betragen dieses Geheimschreibers allein, und ohne daß wir Uns dessen versehen konnten. (Nobis nihil tale suspicantibus). Wir nehmen Gott zum Zeugen (Deum testamur)! daß diese Königinn den Verbrechertod gestorben ist und man nicht abläugnen kann, daß sie höchst schuldig war (quamquam quod negari non potest nocentissimam). Dem zufolge haben Wir den Geheimschreiber nach dem Tower bringen lassen, nicht nur weil er Unsere Befehle verachtet hat, sondern auch, damit er uns Rechnung von seinem Betragen ablege. Dieses haben Wir Eurer Heiterkeit bezeugen wollen, nicht weil Wir fürchten, daß man Uns den Tod dieser Königinn zur Last legen könnte, welche Wir übrigens nach vollem Recht und Gerechtigkeit würden haben hinrichten lassen können (quod et justissime exequi potuimus), wozu Wir selbst gezwungen gewesen seyn würden, wenn Wir bloß über Unsere persönliche Gefahr hätten nachdenken wollen; sondern um Euch als gute Schwester kenntlich zu machen, welches der eigentliche Hergang der Dinge war? und das Uns nichts in Unserm Leben bitterer betrübt hat, als eben diese Begebenheit! (nec quicquam nobis in vita hoc uno facto acerbius contigisse)."

Ein besonderer Umstand, der bemerkt zu werden verdient, ist, daß Lord Willoughby unterm 4. März 1587 an denselben König von Dänemark schrieb, daß seine sehr milde Königinn, ungeachtet ihres Abscheues, Blut zu vergiessen und ihrer Entfernung gegen alle Rache, selbst gegen die allergerechteste, aber überwunden durch die Vorstellungen der Stände des Staats, und durch das allgemeine Verlangen aller ihrer Unterthanen, sich bewogen gefunden habe, die Vollstreckung der Sentenz zu verfügen (eam jussit exequendam sententiam), welche durch die Großen des Königreichs ausgesprochen und durch die ganze Nation gegen die sehr schuldige Königinn genehmigt worden sey." (S. 267—269.)

Niels Krag, Doctor und Professor der Rechte auf der Universität zu Koppenhagen, wurde im Jahre 1598 nach England geschickt, um einige von den Engländern, während des Krieges gegen Spanien, gemachte Prisen be-

*) Dandal lib. 6. c. 2. Vitae Patriarch. apud Muratori Script. rer. Italic. t. 16.

nischen Eigenthums zurück zu fordern, und sich zugleich zu beschweren, daß die englischen Schiffer bis an die Küsten von Norwegen und Island kämen, obgleich ihnen das durch die bestehenden Verträge untersagt sey. Man hat noch die Original-Erzählung dieser Gesandtschaft, in lateinischer Sprache, in Gestalt eines Tagebuchs, von der Person selbst, die mit dieser Angelegenheit beauftragt war. Krag hatte seine erste Audienz bey der Königinn zu Westmünster am 17. December. Nachdem sie mit vieler Aufmerksamkeit seine lateinische Rede angehört hatte, antwortete sie ihm in derselben Sprache, wonach, excusans malam latinitatem, petit sibi veniam dari, tantum latine annis septem vix locutae.

Am 6. des folgenden Monaths wurde der Gesandte nochmahls bey der Königinn aufgeführt, die ihn persönlich einlud, den Hoffesten beyzuwohnen (ad choreas et splendorem aulae visendum). Elisabeth tanzte mit dem Grafen von Essex, und nachdem sie selbiges sehr wohl gethan, wendete sie sich zu Krag und sagte zu ihm: „Solches ist seit langer Zeit nicht geschehen; aber ich habe gewollt, daß ihr dem Könige eurem Herren verkündigen möget, daß ich noch nicht so alt und schwächlich bin. Ihr wisset, was ich sagen will! fügte sie hinzu, indem sie eine Anspielung auf die schottischen Gesandten machte. (Invitata a comite Essexiae ad saltandum, primo se mihi joco quodam excusavit; postea eum secuta, saltavit admodum artificiose. Dixit: hoc se mei gratia fecisse quod multis annis intermisisset, jussitque me renunciare regi meo, non ita invalidam, quin saltare adhuc posset et alia facere quae vegeti corporis. Addidit: scis quid velim, Scoticos legatos perstringens. Seite 18). Elisabeth war damahls schon über die fünfundsechzig hinaus.

Der brennende Strom.

Bey den Salzhöhlen, ungefähr drey (englische) Meilen von Sparta (Turna), hat sich auf dem Calf-Killerstrom eins der allersonderbarsten und merkwürdigsten Phänomen gezeigt. Eine Feuermasse von beynahe 40 Fuß Höhe erhob sich plötzlich mitten aus den Fluthen. Sie war ungefähr 50 Ruthen breit und erhellte alle Gegenstände ringsum auf eine Entfernung von mehr als 200 Ruthen. Man vermuthet, daß am Abend vorher die Arbeiter, welche auf Salzwasser gruben, plötzlich eine Höhle geöffnet haben, die mit geschwefeltem Wasserstoffgas angefüllt war, und daß dasselbe im Hinaufsteigen eine andere Öffnung gefunden hat, aus welcher es endlich durch die Felsspalten bis in das Flußbett hat vordringen können, wo es, mit Gewalt die Gewässer durchbrechend, endlich auf deren Oberfläche erschienen ist. Man konnte sich nicht erklären, woher dieses Geräusch der Fluthen rühre? und wollte daher die Stelle, von welcher das Getöse kam, näher untersuchen. Kaum hatte man sich aber derselben so behutsam, als man immer mochte, mit einer Fackel genähert, als das Ganze plötzlich in hellen Flammen stand und wie eine ungeheure Feuerwolke zischend sich in die Luft erhob. Beym ersten Anblick hätte man glauben sollen, der Strom brenne aus seinem tiefsten Grunde herauf. Die leichten Dunstgewölke, welche diesen Lichtherd umspielten, nahmen die schönsten und wunderbarsten Farben an. Das dunkle Roth, welches die ganze Landschaft erleuchtete, mahlte die verschiedenen Gegenstände in den wechselnden Schattirungen von roth, grün, gelb und blau. Die Vereinigung der beyden so sehr entgegengesetzten Elemente trug noch das Ihrige dazu bey, dieses Schauspiel so imposant als möglich zu machen. Das Phänomen dauerte mehrere Stunden lang.

Ausbeutung der mexikanischen Goldminen.

Die gegenwärtige Lage Mexikos hat die Eigenthümer der reichen Goldminen dieses Landes genöthigt, fremdes Gold zu erborgen, um dasjenige, welches ihr eigener Boden enthält, ausbeuten zu können. Die Aufmerksamkeit Englands hat sich bald gegen dieses Eldorado gewendet, und es haben sich verschiedene Gesellschaften gebildet, welche bedeutende Kapitalien an die neu zu unternehmenden Arbeiten verwendet haben. Die erste dieser kaufmännischen Gesellschaften hat sich unter dem Vorsitze des mexikanischen Ministers Don Lucas Alaman constituirt. Sie sollte zuerst zu Paris unter dem Nahmen der französisch-mexikanischen Gesellschaft zusammentreten, was jedoch durch verschiedene Umstände verhindert wurde, worauf sie sich „vereinigte mexikanische Gesellschaft" genannt und ein Kapital von 240,000 Pf. St. (5,760,000 Fr.) zusammengebracht hat, die in 600 Actien zu 40 Pf. St. (960 Fr.) getheilt sind. Ihr Zweck scheint darin zu bestehen, Erz zu kaufen, es zu schmelzen und zu reinigen. Eine zweyte hat den Nahmen einer „englisch-mexikanischen Gesellschaft" angenommen. Ihre Pläne sind ausgedehnter und ihr Kapital beläuft sich auf eine Million Pf. St. (24 Millionen Fr.), in 10,000 Actien zu 100 Pf. St. getheilt. Ihre vorzüglichsten Operationen betreffen die Minen der Provinz Guanaxato, in welcher sich auch die berühmte, reiche Mine von Valenziana befindet. Eine dritte Gesellschaft ist unter dem Nahmen der „Unternehmer der Minen in der Provinz del Monte" bekannt, eines Districts, der 60 (engl.) Meilen nördlich von Mexiko sich befindet. Man ist mit dem Agenten des Grafen Regla über die Bearbeitung der Minen, welche er in Biscaina und ferner besitzt, übereingekommen. Außerdem soll dieser ergiebige Bergbau so viel als möglich noch mehr ausgedehnt und mit Eifer betrieben werden.

Als Titelblatt des Jännerheftes und dieses ganzen sechszehnten Jahrganges des „Archives für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", fügt der Verleger das Porträt des Herausgebers bey.

F. Ludwig.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.



JOSEPH FREIHERR VON HORMAYR

K. K. Hofrath, des Leopoldordens Ritter, Historiograph des kaiserlichen Hauses,
geboren zu Innsbruck am 20. Jänner 1781.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 14. Jänner 1825.

(6)

Die Katakomben von Mauttern.

Es ward durch die alles vergrößernden Volksberichte so Vieles und so Großes ins Publicum gebracht, daß hiermit der diesem Berichte vorgesetzte Titel, so wie er selbst gerechtfertiget erscheinen mag.

Am 7. August wurde von einem Bauersmanne (dießmahl kein Bosius) der östlich von Mauttern, rechter Seits der Straße dahin, sein Feld pflügte, und die Pflugschare etwas tiefer einlegte, als er diese an einen Stein zersprengte, weitere Untersuchung angestellt. Nach einem sehr kleinen Aufwurf der Erde, beyläufig einen und einen halben Schuh tief unter der Oberfläche, wurde ein Grab entdeckt von aufrechtstehenden unbehauenen Steinen, mit einer dergleichen Steinplatte gedeckt, eine Art Granit, (Granulit oder Weißstein) wie er am Fuchaberg gebrochen wird. In diesem Grabe fand er zwey Gerippe stückweise, die in entgegengesetzter Richtung der Länge nach von Osten gegen Westen zu liegen schienen. Außer einigen Stücken ehemahliger Geschirre von rothem römischen Töpferthon und einigen Stücken eines Ringes von gelbem Metall, fand der Suchende nichts. Um die Steine aus der Grube zu bringen, mußte er einen Nachbar zu Hülfe nehmen. Besonders die Steinplatte war ihnen sehr brauchbar, und sie glaubten dadurch ihre Mühe nach ihrer Äußerung hinlänglich vergolten. Die vollbackige Fama wußte freylich, daß sie auch viel Geld gefunden hätten, welches sie unter sich theilten und verbargen, die Auffinder selbst aber wollten natürlich davon nichts wissen.

Der alte Straffenzug der Römer, den man mehr nördlich am linken (?) Ufer der Donau fort sucht, und die bekannte Annahme, daß Mauttern vielleicht durch Jahrhunderte ein römisches Kastell gewesen, kann es entschuldigen, wenn die Alterthums- und Geschichtsfreunde unseres Hauses sich in Etwas mit der Hoffnung schmeichelten, eine neue Via Appia oder Ardeatina zu finden, und sogleich den Entschluß faßten, bey einiger günstigerer Witterung weitere Nachforschungen anzustellen.

Da es sehr leicht war, mit einem 3 bis 4 Schuh langen eisernen Meißel, den man in die Erde einschlug, bis er auf eine Steinplatte stieß, ein Grab zu finden, so wurde ein solches auch am 9. Aug. ausgegraben. Man grub damahls der Steinplatte nach, öffnete das Grab, ohne es vorher, wie nachdem geschah, erst rund herum von Erde befreyt zu haben. Es erschien dem Berichterstatter als ein geräumiger, viereckigter Sarkophag mit überragendem Deckel. In demselben waren vier Gerippe gegen einander liegend zu sehen, und mehrere Töpferscherben gefunden, deren einstmahlige Figur man aber nicht mehr errathen konnte.

Am 12. August gruben einige in mehreren Feldern. Sie fanden wieder ein Grab mit einem Gerippe, dann eines mit zweyen, diese wieder einander entgegen liegend, dann eines mit dreyen, darin auch das Töpfchen blauen Thons. In demselben wollte man ein weißes Kiessteinchen gesehen haben, welches aber verworfen wurde; weil die Leute zu begierig nach Münzen waren. Sie fanden endlich einen Ring von Messing, der vielleicht gedient hat, ein Oberkleid zusammen zu halten. Der Stein, welcher das letzte Grab deckte, war 6 Schuh 3 Zoll lang, die Seitenwände zwey und einen halben Schuh tief, die Steine derselben Art, 2 auch 3 bis 4 Zoll dick. Nur in dem allerersten Grab lagen die Gerippe auf einer ähnlichen Steinplatte, bey den übrigen aber war die Unterlage gewöhnlicher Donauschotter oder Kiesgerölle. In den Gerippen fand man keine Abnormitäten wie selbst Kunstverständige urtheilten, einige ließen auf bedeutende Größe schließen, übrigens war es schwer, die Gerippe ganz zu erhalten und zu sehen, ob weibliche Skelette mit vorkämen, auch waren sie durch Nässe doch etwas angeschwollen. Ref. fand nur ein Schenkelbein, welches offenbar einen geheilten Beinbruch bewies, so sehr war es übereinander gewachsen. Es gab nun freylich Manchen, der zum Leid

der Antiquare darthun wollte; es seyen Judengräber, weil vor hundert und mehreren Jahren sehr viele Juden in Mauttern gelebt haben sollen, die außer der Stadt begraben worden wären. Allein außer dem, daß das nicht beurkundet werden konnte, so sprachen auch dagegen die aufgefundenen, wenn gleich sehr unbedeutenden Überreste römischen Ursprunges, welches wenigstens wahrscheinlicher wieder erschien.

Endlich wurden einige Gräber aufgefunden, unter welchen eines viel kleiner als die übrigen war. (Ref. sah es nicht.) Dessen Unterlage waren zehn römische Ziegel, welche, was Größe und Dicke betrifft, fast alle einerley Form hatten. Zwey Stück hatten 1 Schuh 1 1/2 Zoll Höhe, 10 Zoll Breite mit dem Stempel FIG (lina??) IVES. Ein Stück 14 Zoll Höhe ISIVFS. Dann wieder ein Stück derselben Höhe und Breite wieder mit demselben Stempel, welcher in seiner Form, etwas schief über den Ziegel liegend, den bekannten gleicht. Sind es Equites Scutarii? Equites Sagitarii? Stablesiani?? — Wer wird das entscheiden? Dann waren 6 Ziegel derselben Höhe, Breite, ohne Stempel. Alle haben eine Dicke von zwey Zollen. In diesem Grabe, von dem die gemeinen Leute sagten: Es müsse das eines kleinen jungen vornehmen Herrn gewesen seyn, fanden sie wenigere Gebeine, dafür zwey Töpfe von schönerer classischer Form von rothem Thon, dann zwey eherne Münzen. Die größere mit dem rechten belorberten Brustbild, wahrscheinlich Gratians, der über Lorch den Gothen entgegengezogen, könnte wohl auch des in Carnunt und Vindobona wohlbekannten Valentinian zu lesen seyn, doch gleicht der Kopf nach unserer Münzsammlung mehr dem Gratian. Rückseite: Gloria romanorum, der Römer schleppt den Barbaren bey den Haaren, beyderseits R P, unter dem Querstrich assis. Größe (nach Appels Münzmaß) 10. Von der kleineren, Größe 7, die etwas mit Schlacke überzogen ist, bin ich schlechthin nicht im Stande, die Legende oder das Emblem herauszubringen. Ferner fanden sie ein Stückchen Metallschlacke, indem noch eine Münze lag und eine kleinere steckte.

Die Größere davon (nach Appels Mm) 10 mehr oval, auch viel mit Schlacke überzogen, ist wahrscheinlich ein Constantius. Rückseite ein Kranz, in diesem etwas von der Legende leserlich VOT. MVLT??? Die kleinere steckende ist so sehr mit Schlacke überzogen, daß von ihrer Legende schwerlich jemand etwas entziffern wird. Ihre Größe ist 6. Es scheint die ganze Masse Schlacke, Münze gewesen zu seyn, und die Veränderung weiset offenbar auf Feuer hin. Hält man nun mit diesem den Umstand zusammen, daß in diesem Grab sehr weniges Gebein gefunden wurde, so wird die Vermuthung nicht zu gewagt erscheinen: Diese Leiche sey verbrannt worden, welches auch für die vornehmere Abkunft oder höhere Amtswürde des Verstorbenen spräche. Hat man denn schon auch in christlichen Gräbern Münzen heidnischer Kaiser gefunden, (Arring. Roma Subterranea Tom. I. p. 495) so ist doch die Art des Vorkommens ganz eine andere. Endlich fanden sich auch in diesem Grabe eine sehr kleine Fiole, deren Struktur man noch besser erkennt und von einem andern gläsernen Fläschchen der Hals mit dem Taubenhals Glanz.

Es wurde auch den 31. August gegraben, und man fand zwey Gräber. — Die äußere Grube hatte in Länge 11 Schuh, in Breite 10 Schuh. — Die Länge des südlichern Grabes hatte 8 1/2 Schuh, in Breite 4 Schuh. — Die obere Steinplatte konnte nur mittels zwey starker Pferde aus der Grube geschleppt werden. Die Länge des nördlicheren Grabes war 6 Schuh 11 Zoll. Breite 3 Schuh 4 Zoll. Die innere Lichte betrug in Länge 6 Schuh 8 Zoll, in Breite 2 Schuh 6 Zoll. Es erschien dem Ref. nach der Oberfläche. Es lagen in jedem vier Gerippe gegen einander. Nur eine Schnalle ward in einem derselben gefunden, fast ganz, stark mit Rost, der Stengel mit Malachit überzogen.

Desselben Tages Abends ward noch ein Grab geöffnet. Hierin lagen vier Gerippe, aber alle vier in gleicher Richtung neben einander. Die Köpfe schienen aufgebogen zu seyn. Sonst hatte das Grab dieselbe Länge und Breite. Man fand nur ein Töpfchen von blau gebranntem Thon, und einige Stückchen von Ringen, die aus Draht geflochten schienen.

Späterhin hat man noch einige Mahl gegraben, aber nichts Erheblicheres gefunden. — In einigen dieser Gräber fand man theils Trümmer, theils neun ganze Canal-Ziegel. Ref. nennt sie so, weil sie vielleicht zu einer Wasserleitung gedient haben können? Es sind keine Hohlziegel, wie sie heut zu Tage gemacht werden, sondern der Boden flach. Der ganze Ziegel 1 Schuh 7 Zoll lang, 1 Schuh 1 Zoll breit mit einem aufstehenden Rand beyläufig 1 1/2 Zoll tief zu beyden Seiten. Unter andern Trümmern war das Stück eines Ziegels, seines besondern ausgezeichneten Stempels wegen auffallend. Aus den vier noch übrigen Buchstaben ITALP??? ist es wohl schwierig etwas Ganzes zu enträthseln.

In den ersten September-Tagen ward letztlich ein Grab aufgefunden, wo Decke und sonstige Seitenwände von unbehauenen Steinen waren, wie gewöhnlich; nur einige Stücke dieser Seitenwände waren Überreste alter Grabsteine. Drey derselben fanden sich in einem zusammen. Was vor an-

dern nicht unbemerkt bleiben darf, ist das Material, aus dem diese ehemahligen Grabsteine gehauen sind. Eine Breschie, Nagelfluhe, wie sie noch jetzt unweit Hollenburg, (dem österreichischen Albanum) gebrochen wird. Schwerlich kann sich ein plastischer Künstler einen unbequemeren Stoff zu seinen Gebilden wählen. Er ist wohl leichter zu behandeln, als der in der Gegend vorkommende Granit, dafür aber hemmt dieses Conglomerat verschiedenen Gesteines, als Kiesgeschiebe, feinkörniger rother Sand, Urkalk u. s. w. den Künstler fast in jedem seiner Schritte. Die ausgesprungenen Kiese sind auf der Zeichnung wie sie im Original sich finden, angezeigt. Das Material beweist, daß das Ganze in der Gegend gearbeitet ist, und auch als Bruchstücke müssen sie uns darum wichtig seyn. Das Basrelief stellt uns einen Jäger zu Pferde in vollestem Galoppe vor. Er sieht zurück auf einen Hund im Sprunge. Der Jäger hat den rechten Arm erhoben, als wollte er einen Wurfspieß werfen. Mit den Vorderfüßen hat das Pferd den Hasen schon erreicht. Im Hintergrunde sieht man einen Nadelholzbaum und einen Laubholzbaum. — An jedem Ende sieht man in den beyden Ecken einen Delphin mit breitem Kopf, in entgegengesetzter Richtung so, daß sie eine Schluß-Arabeske bilden. Ob dem Basrelief scheint eine Figur zu sitzen, sie hat aber in dem Bruchstück keinen Kopf. Ref. ist weit entfernt, erklären zu wollen, und noch entfernter, hier einen Mythum zu suchen, aber dürfte das Erhabenbild nicht auf einen Dux equitum sagittariorum hinweisen?? Den äußeren Umrissen nach hat das Erhabenbild sehr schöne Formen. Das Pferd, der Hund haben einen herrlichen Schwung, der Hase die volleste Wahrheit; und hierin möchte die Zeichnung dem Urbilde am meisten nachstehen.

Die Inschrift lese ich D. M.
AE IVSTO
AI LXX
F C, es ist aber gewiß Manches abgängig. Die Buchstaben haben eine sehr gefällige Form. Stehende lateinische Lettern mit Köpfen, nur der Buchstabe M ist nicht vollendet, vermuthlich wegen Besorgniß des Ausspringens; denn Platz wäre genug, und man müßte den zweyten schiefen und senkrechten Strich sehen, wären sie gemacht worden. Auch hier darf sich Referent nicht getrauen, Erklärungen zu versuchen, nur einen vorübergehenden Gedanken wagt er schüchtern auszusprechen. Ist es dem Älio errichtet der (wie Graev. Thes. Antiq. Rom. Vol. VII. p. 1960 bemerkt wird) nach Spartianus vom K. Hadrian adoptirt wurde? Dann wäre der Stein zu Ende des 2. Jahrhunderts der christl. Zeitr. entstanden, und spätere Römer im 4. Jahrh. hätten sich der Bruchstücke bedient, wie die heutigen Römer im Gefühl ihrer eigenen Kunstkraft noch jetzt sich mancher Überreste des classischen Alterthums bedienen? — (Vergl. Kephalides Reise durch Italien 1 B. p. 51). Von den andern Überbleibseln alter Grabsteine, hat Ref. nur noch eines in Zeichnung darzustellen versucht und in natürlicher Größe. Es scheint ein Eck des obern Theils eines Grabsteins gewesen zu seyn. Das Erhabenbild stellt einen römischen Soldaten, in der Rechten die Hasta, in der Linken das Streitroß haltend, vor. Er selbst nackt, hat nur über dem Rücken die Toga zurückgeworfen. Das Pferd, ein starkes Thier, obwohl beydes nur als Brustſtück erscheint.

Alle übrigen Stücke, deren eines vielleicht zu dem vorhergehenden gehört haben mag, auch ein Eckstück, auf dem man eine geschürzte Figur sieht, doch ohne Kopf, an der ein Hund aufspringt, sind zu unbedeutend. Ein großes Stuck, welches das Piedestal eines Leichensteins, vielleicht desselben?, gewesen seyn muß, biethet auch nichts dem spähenden Auge dar. Alle sind jedoch rücksichtlich des Materials von demselben Gestein, einer fein körnigeren Breschie. Was wohl schlüßlich noch einer Erwähnung werth seyn kann, ist ein großes Stück, vielleicht einer Gußmauer. Ein Theil der Decke war nicht Stein, sondern ein Gemengsel, eine Composition von Kalk und gestoßenen Ziegeln, auf beyden Seiten ziemlich geglättet und 3 1/2 Zoll dick, auch ziemlich fest, doch zerfiel es beym Herauswerfen in mehrere Stücke.

Wenn das Ganze, was zur Schlußbemerkung dienen mag, dem nachdenkenden Ökonomen eben nicht eine erfreuliche Erscheinung seyn möchte, insofern es ihm einen Beleg darboth, daß durch die von den nahen Höhen ablaufenden Gewässer die fruchttragende Erde schon mehr der Donau und mit ihr dem Meere zugeführt ward, weil doch jetzt diese Gräber schon so nahe der Oberfläche sind; so gaben auch diese Nachgrabungen auch den Geschichts- und Alterthumsfreund nicht ganz befriedigende Resultate, weil das Aufgefundene auch nicht einmahl zu vielen Vermuthungen reitzt, denn es bleibt bis jetzt nur ein reicher Beytrag zu Thümels Scherbensammlung. *)

Göttweih den 23. December 1824.

D. K.

*) Die notitia utriusque imperii, setzt Bogenschützen (sagittarios) nach Quadriburgum (Altenburg?) Flexo (bey Hochstraß?) Gerulata (Carlburg) Lentia (Linz) ein Geschwader stablesianischer Reiter nach Arrabona (Raab) dalmatische Reiter, maurische Reiter, und equites promotos oder felices (die dem Hof- oder Gardedienst, der vexillatio palatina schon näher standen und die untern Dienststufen bereits zurückgelegt hatten) zwischen Haimburg und

Miscellen.

Wenn man auch, wie dieß durch das Beyspiel der Lady Portsmuth bewiesen wird, in England Xantippen findet, welche ihre getreuen Eheherrn, selbst wenn sie nichts weniger als Sokratesse sind, prügeln: so gibt es hingegen auch Männer, welche sich ihrer Frauen zu entledigen wissen, indem sie dieselben auf öffentlichem Markt verkaufen. Man würde es kaum glauben, daß bey einem zivilisirten Volke eine solche Barbarey noch statt finden könne, wenn nicht von Zeit zu Zeit neue Beyspiele sie beurkundeten. Der gewöhnliche Verkaufspreis war zwischen 10 und 12 Schilling er ist aber letzthin zu Halifax, zum Erstaunen von ganz England, bis auf eine Guinee gestiegen. Kurz darauf versteigerte ein Anderer auf der Messe der Smithfield zu London seine Frau an einen Eigenthümer, zu Foley-Place wohnhaft, um die Summe von fünfzig Pfund Sterling.

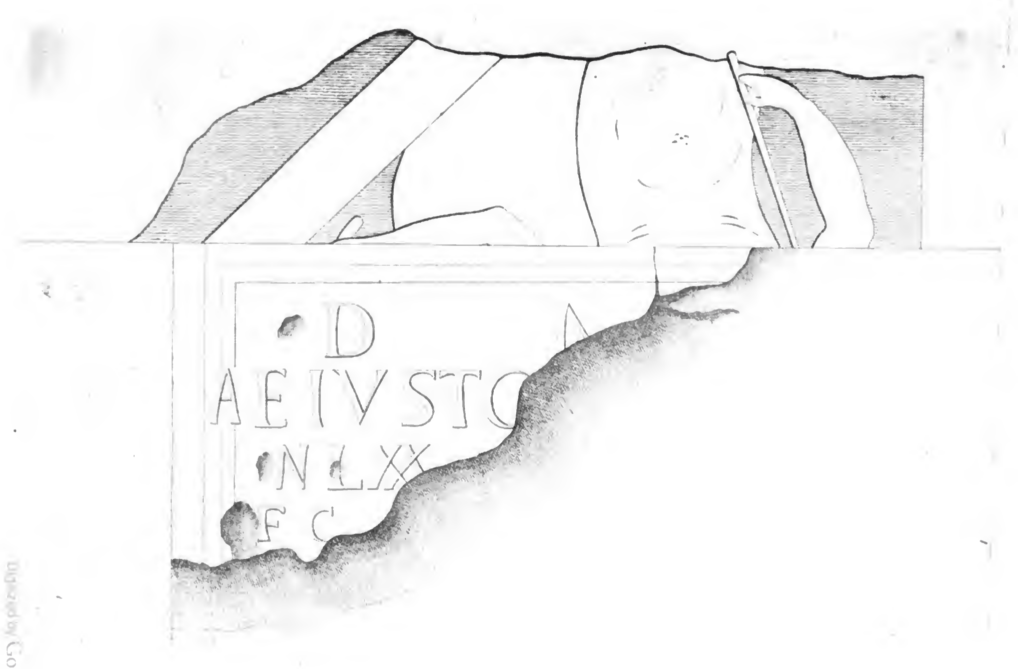
Es ist fast unglaublich, auf welche Weise die englischen Buchhändler die geistigen Producte einiger in Ruf gekommenen Schriftsteller bezahlen. Die verstorbene berühmte Anna Radcliffe erhielt für ihren „Beichtstuhl der schwarzen Büßenden" die Summe von 40,000 Franken. Der unerschöpfliche Walter Scott gibt seine Bände nicht wohlfeiler, und man berechnet die Summe, welche er bis jetzt von den verschiedenen Buchhändlern bezogen, auf beyläufig 100,000 Pfund Sterling (2 1/2 Millionen Franken). Lord Byron erhielt für jeden Vers eine Guinee, und seine drey letzten Werke: Die Mysterien Kains, Sardanapalus und die beyden Foscari, haben ihm einen reinen Ertrag von 25,000 Pfund Sterling abgeworfen. — In Deutschland scheint bisher noch, wenigstens hinsichtlich der Autoren, ein diametral entgegengesetztes Verhältniß obzuwalten und noch immer in der Steigerung begriffen zu seyn.

Wien, Carnuntum und Vindobona, — nach Carnunt den Präfecten der XIV liburnischen Legion, nach Vindobona den Tribun der Markomannen, den Präfecten der X. Legion und den Admiral der Donauflotille, die von dem durch die Quaden in Schutt gelegten Carnunt herauf übertragen ward, wahrscheinlich auch die dortige große Gewehrfabrik ꝛc. alles unter den Befehlen des hochansehnlichen Herzogs des Ufer-Noricums und des ersten Pannoniens (viri spectabilis, ducis Norici ripensis et Pannoniae primae.)

Man vergleiche hiermit auch Nr. 12 Archiv 1824. Pechlarn und seine Römersteine, — über Carnunt Nr. 155, 156 Jahrg. 1816. Laureacum 1818 Nr. 65. Bösendorf und Muthmannsdorf, 1822, Nr. 5 und 83. Emona (Laibach) 1818 Nr. 53. 55. 56. 91. 132. 133 und 1821 Nr. 34. Pettau 1813 Nr. 13. 53. 83. Cilly 1818 Nr. 134. Die Salzburger Mosaik 1815 Nr. 122 und 1816 Nr. 9. 15. 17. Tyrolersteine 1815 Nr. 104 dann 1816 Nr. 150 und 1817 Nr. 1. 2. 5. der Aquäduct zu Triest, das Amphitheater und der Augustustempel zu Pola Nr. 152 und 153 Jahrgang 1815 ꝛc. ꝛc. In dasselbe J. 1824 traf die Ausgrabung dieser Begräbnißstätte, (wahrscheinlich eines römischen Forts, einer Uferwache, gegen die Barbaren der Germania Magna, des linken Donauufers, eines Castells an der großen Heerstraße von Carnunt und Vindobona nach der Augusta der Vindeliker, Augsburg) bey Mauttern, nächst dem, schon in der Carlowingenzeit berühmten Krems, zusammen, mit der Ausgrabung einer Begräbnißstätte an Wiens Kaisergruft, bey den Kapuzinern am neuen Markte. — Auch dort fand sich nähmlich ein Sarg von großen römischen Ziegeln und im Sarge ein wohlerhaltenes Gerippe, dabey eine große Metallspange und Metallplättchen auf den Ziegeln die Legions-Nummer der IV. und der X. (nebst der XIII, XIV, XV und XXX, öfters die Garnison des alten Wien und Carnunts), sie kömmt auch auf Denksteinen und auf den, beym Canalbau, dann zu Hernals, am Thury, beym leopoldinischen Burgbau, im Trattnerhof, am Berghof, angeblich dem ältesten Hause Wiens ꝛc. ausgegrabenen Ziegeln vor. Auf diesen Ziegeln erscheint neben der LEG. X. G. P. F. und IIII. G. M. V. (gemina, pia, felix, — martia, victrix,) auch noch ein Praef. Coh. Sagittariorum. Dann fanden sich noch zwey Gerippe ohne Sarg, mit einer Kupfermünze von Hadrian, einer großen Armspange oder Fibula, Metallplättchen und einigen Bruchstücken von Glas- und Thongefäßen. Jene Metallplättchen wurden zur Zierde der Rüstung an Lederriemen an dieselbe gehängt und zeigten in getriebener Arbeit, eine Flötenspielerinn mit der Doppelflöte und Kämpfe aus dem Circus mit Löwen und Bären, wobey auch die Schutzhütten angedeutet sind, in denen die Kämpfer wider den plötzlichen überlegenen Anfall der wilden Thiere sich retteten und zu neuem Angriff bereiteten.

Das 2. Heft des II. Jahrganges der Geschichte Wiens durch den Freyherrn von Hormayr, wird in der Härter'schen Buchhandlung Montags den 17. Jänner ausgegeben.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.


D
AEIVSTO
N LXX
F C

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 17. Jänner 1825.

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXI.

Der alte Johannes.

In der Zeit, als Carl der Große alle Welt mit seinem Ruhme zu erfüllen begann, wurde an der Seine von einer edlen Frauen ein Knabe, Nahmens Johannes geboren, der bestimmt war, Methusalems Alter zu erreichen! (778)

Der Knabe erwuchs herrlich unter Waffen- und Kriegsspielen, und manche holde Dame begehrte den jungen Reiter zu ihrem Edelknaben, er aber führte höheres im Sinne, als der Minne zu pflegen! — Er nahm seine Waffen, bestieg sein gutes Roß und ritt an des Kaisers Hoflager nach Paris. Da neigte er vor Carln geziemlich das Knie und sagte, ich bin edler Ältern Kind, Johannes ist mein Nahme und begehre von ganzer Seele, in eure Dienste zu treten.

An eurer Seite, Herre, in eurem Dienst und Sold
Gewinn ich sonder Zweifel mir beydes, Ehr' und Gold.

Der Kaiser lächelte huldreich den jungen Recken an und erwiederte, indem er ihm die Hand zu küssen reichte: du bist ein wackerer Kämpe, so viel ich sehe und gerne zähl' ich dich unter meine Diener, du sollst mein Waffenträger seyn."

Da geschah es, daß der Kaiser einen Feldzug gegen das große marahanische Reich unternahm. Die Ursache war diese. Carl hatte im Sinne die Pohlen zu bekriegen und begehrte von dem marahanischen Könige Samoslav freyen Durchzug durch sein Land, und dieser schlug ihm sein Ansuchen ab! Darob erglühte der Kaiser vor Rachedurst und fiel mit seinen Kriegsschaaren sofort in Mähren ein; dazumahl aber saß Hormidor auf dem königlichen Stuhle zu Wellehrad. Als der Kaiser mit seinen Mannen an das Flüßchen Iglawa gelangte, so fand er daselbst viele hundert Abkömmlinge der alten deutschen Bewohner Mährens, die da ein Städtchen für sich zu erbauen anfingen. Der Kaiser unterstützte das Brüdervölkchen in seinem Werke, und vor allen bewies sein Waffenträger Johannes sich überaus thätig und trug mit seinen starken Händen sogar Bäume und ungeheure Steine zum Baue herbey.

Der Kaiser sah dieß, lächelte und sagte zu seinem Waffenträger, ey Johannes, du baust dir ja gar eine Hütte. Dir behagt es baß in Mähren!

Herre, versetzte Johannes, wohl dünkt mich Mähren ein schönes Land und wollte gerne darin leben und sterben, wenn das Heidenthum ausgerottet wäre!

Was geschah? — Der große Kaiser verließ Mähren, und zog nach Paris zurück, bald hörte er auf zu Felde zu ziehen und legte die goldne Krone sogar aus den Haaren. Wie sich Carl nun aufs Sterbebett streckte, da begann sofort in seinem Hause unsägliches Elend, und auf den großen Vater folgten lauter kleine Söhne und Enkel! Wie Lichtlein erloschen die Nachkommen Carls! — Das konnte der treue Waffenträger Johannes nicht ohne Thränen sehn und er überfuhr die Seine, er überfuhr den Rhein und zog nach Mähren, um nicht den kläglichen Fall der Carlovingen vor Augen zu haben.

Johannes zog in dem Städtchen ein, das er hatte erbauen helfen und siehe, es war eine große Stadt geworden, Nahmens Iglau!

Übrigens hatte Mähren seine ganze Gestalt geändert. Die marahanischen Heidenkönige zu Wellehrad waren nicht mehr, die Götzenbilder des Perun, des Rhadagast, der Krasna Pana waren durch Cyrill und Method umgestürzt, die christlichen böhmischen Herzoge hatten das Land von den deutschen Kaisern zu Lehen erhalten: aber kein Wunder, es waren ja bereits anderthalbhundert Jahre vergangen; — der fast zweyhundertjährige Johannes lebte in Iglau noch mehr als anderthalbhundert Jahre! Wenn einer die Thränen sammeln möchte, die der Treue weinte, als

nun in Deutschland auf den letzten Karlovingen, Ludwig das Kind, der Franke Conrad und nach diesem das sächsische Haus auf dem Throne saß und in Frankreich Hugo Capet mit seinem Geschlecht die französische Krone trug, wenn einer also die Thränen sammeln möchte, die Johannes darüber weinte, es würde ein großer See entstehen! Und wenn man alles erzählen wollte, was Johannes erlebt und gesehen oder doch erfahren konnte, man würde ein Buch von vielen tausend Blättern zu Stande bringen.

Im Jahre eilf hundert neun und dreyßig gab ihm der Engel der letzten Stunde erst den sanften Friedenskuß, nachdem er gerade 361 Jahre alt geworden war! Der Engel:

„Trat an Johannes Bette, und küßte ihn und rief,
„Wohlauf du treue Seele, Carolus frägt nach dir,
„Bereite dich, du gehest ins Himmelreich mit mir."
Johannes aber lächelt im Schlafe wundersüß,
Es ist als sey die Seele bereits im Paradies,
Und als er nun die Augen mit Freuden aufgethan,
So flog mit seiner Seele der Engel himmelan.

Joh. Schön.

Frivolität der Zeit.

Des Tages laute Stimmen schweigen nun,
Die Straßen und die Plätze werden dunkel,
Nur daß mit immer matterem Gefunkel
Noch gold'ne Wolken ob den Dächern ruhn.

Wie Schatten gehn die Menschen jetzt herum
Und flüstern von des Tages Neuigkeiten,
Indeß der Mond erglänzt in dunkeln Weiten
So wie die Lamp' im düstern Heiligthum.

Sie ahnen jetzt nicht Gottes Gegenwart,
Und keine Stimme muß es ihnen künden,
Daß sie in einem Tempel sich befinden,
Worin der Ewige sich offenbart.

Die goldnen Wolken sind das Altartuch,
Das Altarbild blitzt aus den lichten Fernen,
Der Nahmenszug des Herrn, gesät in Sternen,
Das Abendroth ist Opferwohlgeruch.

Die Welt ist kalt, und ob des Menschen Haupt
Zieht unbemerkt dahin das Heilge, Hohe,
Der wahren Andacht reine Himmelslohe
Ist den Bewohnern unsres Sterns geraubt.

Drum wird es manchem zarten Herzen weh,
Wenn schwermuthsvoll der Abendglocke Läuten,
Das schmerzlich mahnt an alte, wärmre Zeiten,
Herniederklinget von des Thurmes Höh'. *)

Joh. Schön.

Ansichten von London.

1.

London ist gleichzeitig des Reiches Hauptstadt und der Mittelpunct des innern wie des äußern Handelsverkehrs von England. Aus der Vereinbarung dieser drey Ursachen ist die reichste, die ausgedehnteste und die bevölkertste unter allen gegenwärtig blühenden Städten der alten Welt hervorgegangen.

Es kann diese Hauptstadt als der Verein vier zusammenhängender, aber durch Natur und Beschäftigung ihrer Bewohner ganz verschiedener Städte angesehen werden. In der westlichen Stadt stehen die Paläste des Königs, des Parlaments und der Gerichtshöfe, nebst den Wohnungen der Minister; hier befand sich vormahls das westliche Kloster, Westminster; hier wohnen die obern Regierungsbeamten, der Adel und die großen Eigenthümer; hierher kehren jeden Abend die reichsten Kaufleute zurück, um ihren Luxus zur Schau zu legen und ihres Reichthums zu genießen, nachdem sie den Tag über ihre Geschäfte in der nördlichen Stadt, der eigentlichen City, verrichtet haben. Diese City, das wahre Handelsquartier der Hauptstadt, erstreckt sich von den Grenzen Westminsters bis in die Gegend der Londonbrücke. Bey dieser Brücke fängt der Seehafen an, der sich in die Länge weit ausdehnt und die östliche Stadt bildet. Diese drey Städte sind am nördlichen Themseufer erbaut; auf dem jenseitigen steht die südliche Stadt, die ihrer Lage willen den Nahmen Southwark führt. Hier blüht der Gewerbfleiß vorzugsweise, weil die Hemmungen, welche ihn in der City von den Corporationen her treffen, daselbst wegfallen.

Ohne die Seestadt würde London weder an Ausdehnung noch an Bevölkerung, Paris übertreffen; und wenn, wonach ohne Zweifel gestrebt wird, Paris wie London eine Seestadt werden mag, so wird alsdann die Hauptstadt Frankreichs derjenigen von Großbritannien sehr bald auch an Größe und Reichthum gleichen.

Merkwürdig erscheint in der Zentralstadt oder City von London die Abnahme der Bevölkerung. Innerhalb der alten Grenzen (intra muros) beträgt dieselbe nur noch zwey Fünftheile dessen, was sie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Diese Abnahme beruht zum Theil auf den seit diesem Zeitpuncte beträchtlich erweiterten Straßen; jedoch mag hieraus allein jene große Verminderung noch keineswegs befriedigend erklärt werden.

*) Bekanntlich soll Herder beym Geläute der Abendglocke, die die erbittertsten Gefechte und wildesten Leidenschaften augenblicklich auseinanderriß und Gottes Frieden (treuga dei) verkündigte, immer gewünscht haben, im Mittelalter geboren worden zu seyn.

Im Verhältniß des zunehmenden Luxus und des sich erweiternden Verkehrs bedurften die Bewohner der City ansehnlichere Wohnungen. Die Reichen überließen die alten, engen, dunkeln und räucherigen Häuser ihren Handlungsdienern, um in geräumigere, luftigere und für Familien von gutem Ton (fashionable people) ziemendere Wohnungen überzuziehen; denn die Herrschaft der Mode ist in Großbritannien strenger und über mannigfachere Verhältnisse ausgedehnt, als sonst irgendwo. Wenn in Paris die gutgeartete Frau und der wohlerzogene Mann als Ehrenleute (gens comme il faut), nach Maßgabe ihres Verdienstes und ihrer Liebenswürdigkeit, empfangen und gehalten werden, gleichviel ob sie im Quartier vom Marais, in der Vorstadt Saint-Germain, auf der St. Ludwigs-Insel oder an der Chaussée d'Antin wohnen: so ist in London hingegen, wer nicht auf dem linken Flußufer und auf der Westseite von Somerset-Pallast wohnt, keineswegs berechtigt, sich den fashionablen Familien beyzuzählen, und sein Nahme erhält auf den Verzeichnissen der vornehmen Gesellschaft keinen Platz. Dieses ungereimte Vorurtheil ist für die reichen Kaufleute hinreichender Beweggrund, um den Vereinigungspunct ihrer Geschäfte zu verlassen, und sich in noch so großer Entfernung von ihren Schreibstuben und Comptoirs anzusiedeln.

Während die Mode solche Herrschaft ausübte, führten die Fortschritte des Handels noch weitere Änderungen in der City herbey. Es wurden größere Kaufbuden und geräumigere Waaren-Niederlagen erforderlich, die in Folge der Arbeitstheilung und der mit dem Handelsverkehr selbst verhältnißmäßig zunehmenden Betriebsamkeit, für ausgedehntere Leistungen, in einem gegebenen Raume wenigere Arbeiter bedurften. Eine große Anzahl neuer Gewerbsstätten in der Seestadt sowohl als in Southwark haben hinwieder auch viele Handelsdiener und Arbeiter aus der City an sich gezogen.

Westminster und dessen sogenannte Freyheiten haben seit länger denn einem Jahrhundert nur sehr geringen Zuwachs der Bevölkerung veranlaßt; diese Stadt, die weder Fabrikation noch Handelsverkehr besitzt, mußte auf geringen Zuwachs beschränkt bleiben. Ihre Freyheiten befaßten viel ödes Land, worauf Wohnungen gebaut wurden zum Behuf der seit einem Jahrhundert hinzugekommenen Familien, oder derer, welche die eigentliche Stadt verlassen wollten. Auf der vormahls schon mit Wohnungen besetzten Stätte hat die Einwohnerzahl sich vermindert, weil zunehmender Wohlstand die Bürger veranlaßt hat, minder enge beysammen zu wohnen und geräumigere Häuser aufzuführen.

Obgleich nun das alte Westminster sich ungefähr gleich blieb, die City selbst aber in ihrer Bevölkerung tief gesunken ist, so haben dagegen die übrigen Theile der Hauptstadt einen dermaßen ansehnlichen Zuwachs erhalten, daß die Bevölkerung der Metropolis des Reichs seit der Mitte des letzten Jahrhunderts sich beynahe verdoppelt hat. Damahls war die Zahl ihrer Einwohner 676,050; gegenwärtig übersteigt sie diejenige von 1,200,000.

Mit Verwunderung bemerkt man, daß im Zeitraum von 1700 bis 1750 die Hauptstadt nicht volle zweytausend Personen Zuwachs erhielt. Seit 1750 erst wurden ihre großen Erwerbungen gemacht. Hinwieder haben die Britten seit 1750 die wichtigsten Fortschritte in den nutzbaren Künsten gethan, und jene großen Arbeiten der innern Landesverbindungen, die dem Gedeihen des Handelsverkehrs unentbehrlich sind, zu Stande gebracht.

London besitzt eine dem Verkehr, welcher dieser Stadt die größten Vortheile gewährt, so günstige Lage, daß in jedem Zeitpuncte, wo Englands Handel neuen Schwung erhielt, auch sie selbst schnell sich vergrößert hat.

Eine bemerkenswerthe politische Erscheinung gewährt jene unruhige Besorgniß, womit die brittische Regierung lange Zeit die natürliche Erweiterung der Hauptstadt betrachtet hat. Statt in diesem einfachen Ergebniß einer gleichzeitigen Zunahme des Reichthums und der Bevölkerung das sichere Zeichen von blühendem Handel zu erblicken, schien dieselbe vielmehr jene Entwickelung für eine den Schmarotzerpflanzen ähnliche Erscheinung zu halten, deren Wachsthum den Stamm erschöpft, auf dem sie gedeihen *).

Im Jahre 1580 erließ die Königinn Elisabeth eine Kundmachung, um Londons fernere Ausdehnung zu hindern. Im gleichen Geiste widersetzte sich Jacob der Erste, im Jahre 1618, dem Zuwachs der Hauptstadt. Cromwell war in dieser Hinsicht nicht aufgeklärter; im Jahre 1656 stimmte auch er das alte Klaglied gegen Fortschritte an, über die er sich vielmehr freuen sollte. Ein im Jahre 1674 vom Carl dem Zweyten erlassener Rathsbeschluß will, daß alle diejenigen zur Strafe gezogen werden, die, sey es in den Vorstädten oder in der Nähe von London, auf neue Baustätten Häuser aufführen ließen oder deren schon aufgeführt hätten. So mangelhafte Begriffe herrschten damahls noch über die Rechte des Eigenthums! Der Erfolg solcher Maßnahmen beschränkte sich freylich auf Geldbußen,

*) Königliche Ordonanzen des 17. und 18. Jahrhunderts thun dar, daß die französische Regierung in gleichen Vorurtheilen befangen war. Sie suchte durch Polizey-Maßnahmen der Vergrößerung der Hauptstadt entgegen zu wirken, die sie wohl mit erlaubtem Stolz als unzweydeutigen Beweis von zunehmendem Wohlstande des Königreichs betrachten sollte. (??)

welche die Zuwiderhandelnden zahlten; und diese waren eine Art Gerichtsgebühr, welche für die Verschönerung der Hauptstadt bezahlt werden mußte.

Die Vereinbarung Englands mit Schottland, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, hatte London vergrößert. Großbritanniens Vereinbarung mit Irland, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mußte nothwendig eine gleiche, wenn auch minder bedeutsame Wirkung hervorbringen. Des brittischen Reiches ungeheure Eroberungen in allen Welttheilen, welche für eine Menge Menschen das Mittel wurden, sich im Auslande große Reichthümer zu erwerben, die sie alsdann im Vaterlande genießen wollen, tragen ununterbrochen zur Vergrößerung der Hauptstadt bey. Mit einem Worte: alle Ursachen des kommerziellen und politischen Wohlstandes wirken übereinstimmend, um diesen Wachsthum zu befördern, dem die höchste Gewalt über anderthalb Jahrhunderte entgegen zu wirken vergeblich bemüht war.

2. Die großen, dem allgemeinen Handwerksverkehr zudienenden Gebäude befinden sich alle in der City von London, und die Nähe, in der dieselben bey einander stehen, ist sehr bemerkenswerth, zumahl sie eben dadurch an Bequemlichkeit und Nutzbarkeit für alles, was im Verkehr der Schnelligkeit bedarf, wesentlich gewinnen. So stehen das Bankhaus, das Postgebäude, die Börse, das Stadtgemeinhaus gleichsam unmittelbar neben einander, und rings um dieselben finden sich eine Menge anderer gruppirt, die um den Mittelpunct dieser kommerziellen Kraft, deren Anstoß bis in die entferntesten Länder verspürt wird, sich zu drängen scheinen.

Die Gewerbsamkeit der Stadt London ist in neunundvierzig Stände abgetheilt, welche eben so viele Körperschaften bilden, denen ausgedehnte und wichtige, theils kommerzielle, theils Munizipal- und politische Rechte zustehen. Jeder derselben hat einen Versammlungssaal (Hall) zum Behuf ihrer Berathungen und für ihre Mahlzeiten oder Feste, welche letztere unter ihren Geschäften nicht die letzte Stelle einnehmen.

Wenn diese Corporationen in der That wohl große Stücke auf sinnliche Vergnügungen halten, so gereicht ihr Geist der Mildthätigkeit hingegen ihnen zu größerer Ehre. Man berechnet, es übersteige, was sie jährlich an Dürftige vertheilen, die Summe von sechsmahlhunderttausend Franken. Wo immer Unterzeichnungen eröffnet werden, sey es um ein großes Unglück zu erleichtern, oder um einem verdienten Bürger eine National-Belohnung zu ertheilen, oder um ein gemeinnütziges großes Unternehmen zu befördern, da zeichnen die Corporationen von London sich durch die schnellen und großen Beyträge aus. Die angesehensten Männer, und sogar Prinzen von Geblüt, rechnen sich den Eintritt in diese Corporationen der Hauptstadt zur Ehre, oder sie würdigen wenigstens die Vortheile einer daraus erwachsenden ausgedehntern und gesichertern Popularität. Ein besonderes Gewicht aber erhalten diese Verbindungen dadurch, daß, um des Stadtbürgerrechts theilhaftig zu werden, man Mitglied einer Corporation seyn muß. Zu den einflußreichsten unter diesen gehören die der Fischhändler, Tuchhändler, Eisenhändler u. s. w.

Die Vereinbarung aller Corporationen bildet die Bürgerschaft von London (the livery), die sich für Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten im alterthümlichen Saale von Guildhall, der im J. 1411 erbaut ward, versammeln. Dieß Gebäude, dessen Nahme schon (die Gildenhalle) seine Bestimmung andeutet, und dessen gothische Bauart, Zierlichkeit mit Größe vereinbart, enthält, zu seinem nicht geringen Schmucke, die Denkmähler, welcher der Handelsstand zur Ehre berühmter Krieger, weiser Staatsmänner und großer Bürger, die sich um die Stadt London und um das gesammte Vaterland Verdienste erworben hatten, setzen ließ.

Nicht die Wahlrechte nur für die Stellen in der Stadtgemeinde und im Parlament, welche die Londonerbürger in den Versammlungen von Guildhall ausüben, sondern auch die Munizipalstellen sind an Corporationsglieder gebunden. Die Stadt ist in vierundzwanzig Bezirke getheilt, welche Wards heißen, deren jeder durch einen Munizipal-Beamten (Alderman) verwaltet wird, ungefähr eben so wie Paris in zwölf Kreise getheilt ist, deren jedem ein Maire vorsteht. Den Mairen von Paris aber ist nicht vergönnt, für gemeinsame Angelegenheiten der Hauptstadt sich zu versammeln, während die Aldermans allerdings solche Befugniß haben, und unter dem Vorsitz des Lord-Maire eine Rathsversammlung bilden. Die Aldermans und der Lord-Maire werden von den Bürgern und allezeit aus der Classe der Kaufleute gewählt. Der Lord-Maire bewohnt das Hotel Mansion-House, vor dessen Eingang ein prächtiger Säulengang steht, von hohen korinthischen Säulen mit ansehnlichen Unterlagen. Die innere Einrichtung entspricht der Pracht dieses Zugangs, so wie nicht minder die kostbaren Feste, welche der Lord-Maire hier gibt, der Pracht des Gebäudes entsprechen. Die Stadt zahlt jährlich 200,000 Fr. an die Repräsentations-Kosten dieser Magistrats-Person, die noch 100,000 bis 200,000 andere aus eigenem Beutel hinzuthut.

Der Lord-Maire vereinbart in verschiedener Hinsicht die Befugnisse eines Präfekten, eines Ädils und eines Volks-

tribuns. Mächtig genug für Erhaltung der öffentlichen Ruhe *) und zum Schutz der bürgerlichen Freyheit, fehlt es ihm hingegen an Macht für Störung der Ordnung, mehr noch für Hemmung des Ganges der Regierung, und vollends für Lähmung der Aussprüche des Gesetzgebers, vor dem sich jede andere Behörde gehorsam und ehrfurchtsvoll beugt.

Das schöne Bankgebäude ward im Jahr 1732 zuerst aufgeführt, nachher, um den zunehmenden Bedürfnissen finanzieller Verhandlungen zu genügen, verschiedentlich in den Jahren 1770 und 1789 vergrößert, und erst im Jahre 1804 vollendet. Das große rechtwinklichte Gebäude ist durch vier Straßen gesondert. Der Zentral-Theil, welcher zuerst und allein erbaut ward, hat etwas über 24 Meter Länge; seine Vorderseite ist mit einer jonischen Säulenhalle geziert, so wie auch die beyden später hinzukommenden Flügel. Die vierte Seite stellt eine große massive und nackte Mauer dar, die nur für ein großes Einfahrt-Thor durchbrochen ist, dessen sich die in den Zahlhof (Bullion-Corut) fahrenden Wagen bedienen. Das Innere des Gebäudes erregt Bewunderung durch die Weitläufigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Einzelntheile und Einrichtungen. Mit Erstaunen findet man hier, wie in der Adrianischen Villa, treue Nachahmungen verschiedener Denkmähler des Alterthums. So ist die Schreibstube des ersten Cassenverwalters dem Tempel der Sonne und des Mondes in Rom nachgebildet; der Eingang vom sogenannten Lothbury-Hof ist ein Nachbild von Constantins Triumphbogen; der Hof selbst ist durch seine kostbare, Griechenlands Säulenhallen nachgeahmte Bauart merkwürdig. Dem Kunstfreunde fallen allerdings, neben diesen zierlichen Baustücken, andere phantastische und höchst geschmacklose Bilder widrig auf.

Zu den schönsten innern Abtheilungen gehört die mit einem zierlichen Dom bedeckte Rotonde, wo sich die Wechsel-Sensalen versammelten, bevor sie eine eigene Börse besaßen **); gegenwärtig noch wird jene von Wechselmäcklern und Agioteurs, die in dieser nicht zugelassen werden, fleißig besucht.

Die Halle ist ein 24 Meter langer und 12 breiter Saal, in dessen Mitte die Bildsäule König Wilhems III. steht, während dessen Regierung die Bank gestiftet ward. Mehrere Reihen kleiner Zimmer sind daselbst allezeit den Partikularen geöffnet, welche Bankbillets lösen wollen. Von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Abbends finden sich hier, wie in den Rechenstuben der Douane, die Beamten ohne Unterschied zugänglich.

3. Die Börse oder Royal-Exchange ist vom Bankhause nur durch den Raum einer Straße gesondert. Das im Jahr 1656 durch Sir Thomas Gresham aufgeführte Gebäude ward im Jahre 1665 beym großen Brande eingeäschert und in der Folge ungleich prächtiger wieder aufgeführt. *) Seine Form ist rechtwinklich, und obgleich die darin vorkommende Mischung gothischer und römischer Bauart keinen reinen Geschmack verräth, so mangelt dem Ganzen noch weder Größe noch Eleganz. Ein kühner und leichter Thurm wird so eben über dem Haupteingange neu aufgeführt. Widrig fallen die in der äußern Säulenhalle angebrachten vielen Buden und Kramladen auf. Den innern Hof ***) faßt eine gothische Kolonnade ein, und hier stehen die Bildsäulen der brittischen Könige, in der äußern Säulenhalle die der Kaufleute Gresham und Bernard.

Über den vorgedachten Säulenhallen und der Gallerie befindet sich eine Reihe von Zimmern, die der berühmten Anstalt der Seeversicherung zustehen, welche gesetzlich unter dem Nahmen Royal-Exchange anerkannt, gewöhnlicher aber unter Lloyds Nahmen bekannt ist. Das Lloyds-Kaffeehaus, von dem dieser Nahme herrührt, ist ein Gesellschaftssaal für die Unterzeichner, die bey ihrer Aufnahme 25, und nachher jährlich 4 Guineen bezahlen. Das Geld wird auf Abonnements von Zeitschriften und Tagblättern, so wie für laufende Ausgaben der Gesellschaft verwandt. Um als Unterzeichner zugelassen zu werden, muß man durch sechs Mitglieder vorgeschlagen, und hernach vom Verwaltungs-Comite genehmigt seyn. Lloyds Versicherungsanstalt

*) Ohne Einwilligung des Lord-Maire darf die Regierung keine Truppen in die City einrücken lassen.

**) Das neue Gebäude führt den Nahmen Stock-Exchange (Capoul court, Bartholomew lane, Trogmorton Street) und ward im Jahr 1802 von den bedeutsamen Wechsel-Sensalen mittelst Actien von fünfzig Pf. St. erbaut. Nur die durch Ballotirung in einem jährlichen Comité zugelassenen Personen, die für ihre Aufnahme zehn Guineen zahlen, dürfen hier Geschäfte machen. Dadurch werden die nur auf Steigen und Fallen der Staatspapiere speculirenden Agioteurs auf die oben genannte Bank-Rotonda beschränkt. Im Saale vom Stock-Exchange ist ein Verzeichniß der Ausbleibenden oder Wortbrüchigen (defaulteurs) aufgehängt, welche die von ihrem Verkehr mit Staatspapieren herrührenden Differenzen unbezahlt ließen, und deßhalb nie wieder Mitglieder des Vereins werden können. Der Verkehr im Stock-Exchange beschränkt sich ausschließlich auf Kauf und Verkauf von Staatspapieren. Die Commissarien der Staatsschuld-Liquition haben hier ihr eigenes Comtoir, wo sie vier Mahl wöchentlich Staatsrenten kaufen.

*) Das aus schönen Portlandsteinen aufgeführte Gebäude hat 80,000 Pf. Sterl. gekostet.

**) Seine Länge beträgt 44, die Breite 36 Metres; des Gebäudes äußerer Umfang 62 und 52.

hat dem Handelsverkehr des brittischen Reiches sowohl als anderer Staaten wesentliche Dienste geleistet. Sie hält bestellte Geschäftsträger in den wichtigsten Seehäfen aller Welttheile, und macht die von ihnen erhaltenen Handel- und Seeberichte bekannt: daß Publicum setzt auf diese Neuigkeit ein Vertrauen, das durch ihre Zuverlässigkeit seit länger als einem Jahrhundert gerechtfertigt wird.

Die Commercial-Hall ist ein zum öffentlichen Verkauf der Colonial-Erzeugnisse, der Baumwolle, des Indigo, Tabak, Zucker, Kaffee u. s. w. bestimmtes Gebäude, das zwey abgesonderte Flügel, und in denselben Zimmer für Ausstellung und Besichtigungen der Waaren, für deren Versammlungen u. s. w. enthält.

Von den gewöhnlichen Märkten für Lebensmittel soll hier nicht die Rede seyn. Wenn dieselben besser aussehen, als die vormahligen französischen, so mögen sie hingegen mit den seit wenigen Jahren in der Hauptstadt Frankreichs errichteten, welche unstreitig die schönsten in Europa sind, keine Vergleichung aushalten.

Die Prachthäuser und Magazine der inkorporirten Gesellschaften befinden sich meist alle in der City. Die wichtigsten davon sind die der ostindischen Gesellschaft angehörenden. Das in einer zunächst zur Börse führenden Straße gelegene Hotel der Compagnie ward im Jahr 1726 erbaut, und später durch eine, aus gehauenen Steinen aufgeführte Vorderseite verschönert. In Mitte von dieser steht ein Porticus, aus sechs Säulen jonischer Ordnung gebildet, über dem ein mit sinnbildlichen Darstellungen geschmückter Giebel steht; sie stellen den durch Georg III. beschützten Handel der Compagnie vor. Über der Spitze des Giebels erhebt sich das Standbild von Großbritannien, am östlichen Winkel dasjenige Asiens auf einem Dromedar, und auf dem nach Westen gerichteten Winkel das Standbild Europa's. Die innere Einrichtung des Gebäudes entspricht der Größe und dem Ansehen eines Vereines, welcher achtzig Millionen Unterthanen zählt. Hier werden aufbewahrt die Büchersammlung, die Waffen und der Thronhimmel vom Sultan Tippo-Saib, der goldene Löwenkopf, der seinen Thron schmückte, die durch General Harris aus Seringapatnam mitgebrachten Trophäen ꝛc.

Unweit vom Hotel der Compagnie befindet sich (New-Street, Bishopsgate) ein großes Gebäude, das als Magazin ihrer asiatischen Erzeugnisse dient. Die Verwalter und Besorger dieser Magazine bewohnen zwey hübsche anstoßende Häuser. Noch viel andere Magazine und Keller werden von der Compagnie gebraucht, welche sie sich nach dem Verhältniß ihrer wechselnden Bedürfnisse zu verschaffen im Fall ist, unabhängig von den zu den Schiffswerften gehörigen Magazinen.

Ein schönes und großes Gebäude in der Straße Threeadneedle dient für die Geschäfte der Süd-Compagnie. Wenn die ostindische Gesellschaft auf solidem Weg zu ungeheuern Reichthümern gelangt ist, so hatte die Süd-Gesellschaft hingegen sich zu einem übermäßigen, plötzlichen aber auch schnell vorübergehenden Wohlstand erhoben, weil ihr alle Grundlagen mangelten, worauf Handelsverbindungen mit gesichertem Erfolg gestützt seyn müssen. Gegenwärtig ist die Süd-Compagnie anders nichts als eine finanzielle Korporation.

Die Versicherungshäuser gegen Feuerschaden u. s. w. sind Eigenthum von Vereinen, bey denen man Häuser, Mobilien, Waaren u. s. w., gegen Feuer oder andere Zufälle, die der Wahrscheinlichkeits-Rechnung unterworfen werden mögen, versichern kann. Die meisten sind in der City gelegen, obgleich einige auch in andern Theilen der Hauptstadt sich befinden. Bereits ward oben schon der Versicherung von Royal-Exchange; die ihre Bureaux im Börsenhause hat, gedacht. Sie ist, gleich den unter den Nahmen London und Globe bekannten Compagnien, durch königliche Schirmbriefe als Corporation anerkannt. Die von Royal-Exchange und London sind die einzigen Gesellschaften, welche Schiffe versichern dürfen; aber viele Seeassekuranzen sind durch einzelne Kapitalisten gegründet.

Unter den Versicherungs-Vereinen verdienen bemerkt zu werden, vorerst der sogenannte Hand-in-Hand (Bridge Steet, Blackfriars), der älteste von allen, im Jahre 1696 errichtet; hernach die Phönixgesellschaft vom Jahre 1706, die erste, welche Mobilien und Waaren versichert hat. Es gibt Gesellschaften, die auf das Leben und verschiedentliche andere Ereignisse, hingegen nicht auf Feuersgefahren versichern. Von den bürgerlichen Wohnungen zeichnen sich die Häuser dieser Versicherungsanstalten meist alle durch Säulenhallen vor dem Eingange und durch Vorderseiten von gehauenen Steinen aus.

Sechs große sogenannte Wasserwerk-Compagnien (Water Works Companys) bringen und vertheilen unter die Einwohner von London, das für allerley Haushaltsbedürfnisse erforderliche Wasser. Die älteste unter ihnen ist die seit länger als zwey Jahrhunderten bestehende vom sogenannten Neu-Fluß. Das Wasser, wenn es ihren Sammler erreicht, steht bereits sechsundzwanzig Meter höher als dasjenige der Themse, und es wird durch Dampfmaschinen noch um 10 1/2 Meter höher gehoben. Von da bringen Leitungsröhren dasselbe bis in die obersten Stockwerke der höchsten Häuser. Die Röhren waren, wo sie un-

ter dem Straßenpflaster gelegen sind, anfänglich hölzerne; nach Maßgabe wie sie erneuert werden müssen, gebraucht man jetzt eiserne Röhren. Die sogenannte Neu-Fluß-Compagnie allein nur liefert 13,482,000 Pinten Wasser alltäglich, zu dem Preise von zwey Schilling für 6300 Pinten.

Die übrigen dieser Gesellschaften sind unter den Nahmen von Grand-Junction (zu Paddington), von London-Bridge, Castlondon, South-London und West-Middlesex bekannt. Diese Nahmen schon, bezeichnen auch ihre Lage. Einem hochwichtigen staatswirthschaftlichen Grundsatze zufolge, sollte man glauben, die bedeutsame Anzahl derselben müßte wenigstens ihre Preise mäßig halten; ihnen aber sind hinwieder die Grundsätze des Monopols bekannt, und so scheinen sie sich dahin verständigt zu haben, ihre Wasser gleich theuer zu verkaufen; wodurch den Einwohnern der Vortheil entzogen wird, durch Auswahl der einen Compagnie von den andern, wohlfeiler einzukaufen.

Ein neuer Gewerbszweig hat plötzlich durch ganz Großbritannien neue Gesellschaften für seine Betreibung veranlaßt; es ist dieß die Gasbeleuchtung. Die zuerst für diese neue Beleuchtungsart unter dem Nahmen Cay-et Coke Company errichtete Gesellschaft, besitzt drey große Werkstätten, im West-, Ost- und Nordtheile der Hauptstadt (Peter Street, Westminster Norton folgate und Brick lane-) Später haben sich zwey andere Compagnien in der Südstadt gebildet.

(Die Fortsetzung folgt).

Correspondenz-Nachricht.

Neapel, Dec. 1824.

(Beschluß.)

Wie genau der jüngere Plinius den Untergang dieser einst blühenden Stadt beschrieben, bezeugt die Aufgrabung der vulkanischen Asche, unter der sie durch siebzehn Jahrhunderten bedeckt gelegen. Wo früher Umwühlungen dieser Decke nicht Statt gehabt hatten, finden wir sie in folgender Ordnung gelagert. Die erste Schicht auf dem alten Boden bildet sehr schwarze feine Asche, etwa 8 Zoll hoch; die zweyte 6 1/2 Schuh hoher Lapill, — unter dieser Benennung versteht man die kleinen schlakenartigen Steinchen — diesem folgt wieder ein paar Zoll Asche, und dann auf denselben ein paar Zoll Lapill. In der fünften Schicht finden wir abermahl Asche 1 1/2 bis 2 Schuh hoch, auf diese in der sechsten 4 Zoll Lapill, in der siebenten 3 Schuh Asche und diese ist endlich mit 4 Schuh fruchtbarer Erde bedeckt.

Das ganze vulkanische Lager trägt auch nicht eine Spur irgend einer Vegetation, zum untrüglichen Zeichen, daß es einzig und allein dem Ausbruch vom Jahre 1779 zuzuschreiben ist.

Als der Vesuv von seiner ausgeworfenen Verheerung wieder in ruhigen Zustand zurück gekehrt, werden wir nicht bezweifeln, daß die unglücklichen, nur ihr Leben rettenden Pompejaner zu der Stelle ihrer ehemahligen Wohnplätze gezogen kamen, um unter dem Schutt, der sie bedeckte, dasjenige aufzugraben und hinwegzuschleppen, was nur immer fortbewegt werden konnte, da der Anblick dieser vulkanischen Verwüstung sie wohl überzeugte, daß vor vielen Jahrzehenden an Wiederanbau des Bodens nicht zu denken seyn, und sie sich also anderwärts anzusiedeln gezwungen waren.

Dieß also die natürlichste Ursache, warum so häufig die Decke umgewühlt, die Wände der Häuser durchbrochen, und diese selbst ihrer vorzüglichsten Geräthschaften beraubt gefunden werden. Die Erdbeben, die der Eruption mehrere Tage, und besonders in der letzten Nacht vorangingen, hatten die Wohnungen schon über einander geworfen (Plin. lib. VI. ep. xx.) und die Bewohner verjagt. Pompeji war schon zusammen gefallen, als der Vesuv seinen Aschenregen über die Trümmer schleuderte, und diese bedeckte, wie die Pflanze unter dem Schnee verborgen wird.

Daß besonders der Boden um die öffentlichen Gebäude durchwühlt, sie selbst von der Marmor-Bekleidung Statuen und andern Denkmählern entblößt, dagegen aber i. Stukatur- und Mahlerarbeiten unversehrt getroffen worden, läßt sich leicht darans ableiten, weil von soliderer Struktur, als jene der Privaten den Naturereignissen besser widerstanden, und vielleicht bey ihrer Höhe anfänglich über die Asche hervorgeblickt, und so den Suchenden zu sich geleitet haben. Aus diesem Grunde sehen wir auch noch in der Basilica die Theile von mehr den 60 mit Gyps überkleideten Säulen, wogegen in der Halle der Priesterinn Eumachia von 48 Marmorsäulen kaum ein Stück mehr vorhanden ist. Gleiche Bewandtniß hat es mit den musivisch eingelegten Fußböden, die meist alle wohlerhalten ausgegraben werden, während die Marmor belegten ihrer Bestandtheile beraubt sind. Geschmeide, Geld und andere Kostbarkeiten finden sich mehrentheils nahe den Skeleten der Pompejaner, die zu lange bey ihren Schätzen verweilten, und hier vom Tode überrascht worden sind.

Die vom November 1823 bis Ende Febrnar 1824 geschehene Ausgrabungen faßten eine 26 Schuh breite Straße nordöstlich des forum in sich. Buden und die Eingänge zu den Häusern sind auf beyden Seiten geöffnet. Nach 80 Schritten stößt man bey einem kleinen Platze auf ein großes gewölbtes Thor (vielleicht ein Triumphbogen), das aber aller seiner Zierrathen entkleidet ist. Am 4. November 1823 wurden hierbey die Bruchstücke einer Equester-Statue von Bronze hervorgezogen. Der Körper des Ritters — muthmaßlich ein Tiberius — ist ziemlich ganz, von dem Pferde aber sind nur der Schweif und zwey Füße zum Vorscheln gekommen. Nahe daselbst lag auch ein Marmorstück mit der Inschrift.

. . . STO. CAESARI.
PARENTI. PATRIAE.

Ohnfehlbar wird dieses Fragment zu den besagten Bogen gehören, und sich auf die bronzene Statue bezogen haben. Hier wurde auch ein Skelet ausgegraben, das seinen kleinen Schatz aus zwey Kupfer- und sechzig Silbermünzen bestehend, umfaßt hielt. Die leeren Räume in den Stadttheilen wurden nach Strabos Zeugniß von den Lateinern Areae genannt. An der Südwestseite dieser Straße lesen wir in dem Lava-Pfeiler eines Hauses eingegraben:

M. TVLLII. M. F.
AREA PRIVATA.

Es war also dieser leere Raum das Eigenthum des Marcus Tullius, auf welchem er zur Ostseite desselben der Göttinn Fortuna einem Tempel erbaute, wie die Inschrift eines darin gefundenen Marmors bezeugt. Der Tempel im corinthischen Styl erbaut, war in- und auswendig mit Marmor getäfelt,

hat 27′ in der Breite und 70′ in der Länge, und seinen Zugang über 3 Stiegen, von einem Podium durchschnitten, worauf das Gestell zu einer Statue eingemauert ist.

Eine Vergitterung von Eisen am Anfange der Stiege vertrat die Stelle des Thores. Über acht Stufen gelangt man zum Vorsaale mit zwey Colonen in den Seiten und vier in der Front, gleichlaufend mit vier Pfeilern an der Wand der Zelle, die ihren Eingang durch die mittleren derselben erhielt. Die Zelle enthält in jeder Seite zwey viereckige Nischen, und eine große ovale im Hintergrunde; vor derselben dem Eingange gegenüber, stand unter einem mit Säulen gestützten Dache, die Bildsäule der Fortuna. Der marmorne Unterbalken des Hauptgesimses verwahrt noch die Inschrift:

M. TVLLIVS. M. F. D. V. I. D. TER. QVINQ. AVGVR.
TR. MIL.
A. POP. AEDEM. FORTVNAE. AVGVST. SOLO. ET
PEQ SVA.

(Marcus Tullius, des Marcus Sohn, zum dritten Mahle Triumvir, quinquennalis, Augur, Tribun des Heeres vom Volke erwählt, erbaute diesen kleinen Tempel zu Ehren der Fortuna Augusta auf seinem Grund und Boden, und mit seinem Gelde.)

Diese Inschrift bezeugt, daß der Erbauer einer der angesehensten Männer in Pompeji gewesen; ob er aber zu dem Geschlechte der Cicero gehört habe, dürfte wohl bezweifelt werden, weil dieser Zunahme nicht ersichtlich ist und man doch annehmen kann, daß dieser um so weniger hier ausgelassen worden wäre, da doch die ganze Titulatur angegeben ist. Indessen sind in der Zelle zwey marmorne Statuen in Lebensgröße gefunden worden, wovon die eine die Gesichtszüge des großen Redners trägt. Vielleicht wollte dieser Marcus Tullius damit die Ehre andeuten, der Familie anzugehören, aus deren einem Zweige Cicero entsprossen ist. Diese Statue ist mit der Toga pretexta angethan, welche durchaus violet bemahlen ist, woraus wir schließen können, daß die Toga der römischen Magistratspersonen nicht bloß mit dieser Farbe umsäumt, sondern vielmehr ganz von derselben gewesen.

Das Gesicht dieser Bildsäule war colorirt, wie noch aus dem Haupthaar und Augenbraunen zu erkennen. — Die 2. in der Zelle gefundene Statue, eine weibliche, trägt die Tunica mit vergoldetem Rand und über dieselbe eine Toga mit einem purpurnen 1 1/2 Zoll breiten Gürtel um den Leib befestigt. Das Vordertheil des Kopfes ist im Winkel herausgesägt, vielleicht war das Gesicht einer andern mächtigen Frau zur Verehrung im Fortuna Tempel dafür bestimmt, und der fremde Körper mußte aus ökonomischer Rücksicht dieser Schmeicheley dienstbar werden. Beyde Statuen sind von guter, der griechischen sich nähernden Sculptur.

Auf einem marmornen Postament, das, dem rund umlaufenden Einschnitt nach zu urtheilen, zu irgend einem geheiligten Gebrauch gedient haben mag, ist folgendes eingegraben:

AGATHEMERVS. VETTI.
SVAVIS. CAESIAE. PRIME.
POTHVS. NVMITORI.
ANTEROS. LACVTVLANT.
MINIS. PRIM. FORTVN. AVG. IVSS.
M. STAI. RVFI. CN. MELISSAEI. D. V. I. D.
P. SILIO. L. VOLVSIO. SATVRN. COS.

Ein anderes Postument, worauf eine Statue gestanden, überliefert uns die Inschrift:

TAVRO. STATILIO
TI. PLAVTILIO AELIAN. COS.
L STATIVS. FAVSTVS. PRO
SIGNO. QVOD. E. LEGE FORTVNAE
AVGVSTAE. MINISTORVM. (sic) PONERE
DEBEBAT. REFERENTE. Q POMPEIO AMETHYSIO
QVESTORE. BASIS. DVAS. MARMORIAS. (sic)
DECREVERVNT.
PRO SIGNO PONIRET. (sic)

Inschriften übersetzen heißt sie auslegen. Nach reifer Prüfung von den Herkulanensischen Academikern dürfte erst mit der Zeit eine genügende Übersetzung dieser beyden erwartet werden. Vor der Hand lassen sie uns über diesen der Fortuna geweihten Tempel nicht in Zweifel, wenn auch die früher angeführte diese Widmung nicht klar ausgesprochen hätte. Durch die zweyte werden wir von dem bestandenen Gesetz unterrichtet, welches die Priester der Fortuna verpflichtete, eine Statue in ihrem Tempel aufzustellen, wovon bey dem Statius Faustus in so ferne eine Ausnahme gemacht worden, daß er statt derselben mit zwey marmornen Gestellen seine Aufnahme in das Collegium der Priester bewirken konnte. Auch der Boden um dieses schöne Gebäude trägt die unverkennbare Spuren älterer Nachgrabungen. Das vulkanische Lager ist durchwühlt, und der Tempel seiner Ornamente beraubt, gefunden worden. Wenige Säulenstücke, Unterbalken, Gesimse und d. gl. Trümmer sind die einzigen Zeugen seiner einst gewesenen Pracht.

Wir übergehen die mannigfaltige den Häusern in der Fortuna Straße aufgemahlten Inschriften, womit die Gewerbstreibende Classe der Pompejaner, die Protection irgend einer angesehenen Person sich zu erbeten suchte, und begnügen uns als Beyspiel für alle nur der e i n e n zu erwähnen, die an einem Pfeiler, dem Trimphbogen gegenüber, zu lesen ist.

(mit schwarzer Farbe) V. A. HA.....

(mit rother Farbe) AED. O. V. F. / HYPSAEVM.

(mit schwarzer Farbe) QVINQ. D. R. P. / C. IVLIVM POLIBIVM. D. I. D.

(mit rother Farbe) O. V. F. / M. LVCRETIVM PRO....

Der Anfang dieser Inschrift fehlt, da die Mauer allda abgerissen ist, es scheint jedoch, daß das schwarz geschriebene abgesondert von dem rothen gelesen werden muß.

In den Läden und in den Eingängen zu den Häusern dieser Straße sind noch folgende Gegenstände gefunden worden.

V o n G o l d. Ein Paar sehr gut erhaltene Ohrgehänge.

V o n S i l b e r. Eine kleine Statue, eine Göttinn vorstellend. Ein runder, 4 Zoll langer Löffel. Eine zwey Zoll hohe Fortuna von sehr schöner Arbeit. Auf dem Hauptschmuck trägt sie den Halbmond und die Lotusblume. Die Haare flattern ihr über die Schultern. In der rechten Hand hält sie ein Steuerruder, in der linken das Füllhorn, um den rechten Arm läuft eine Schlange. Ein eyrundes Glöckchen.

V o n B r o n z e. Merkur auf einem Felsen sitzend 2 1/2 Zoll hoch. Nackt mit geflügelten Füßen und dem geflügelten Helme auf dem Kopfe. Zu seinen Füßen links eine Schildkröte, rechts eine Eidechse. Einen Widder zur Seite. Pausanias beschreibt auf diese Weise das Sinnbild des Merkurs, wie es in einer Straße zu Korinth zu sehen war. Eine weibliche 6 Zoll hohe Figur sehr beschädigt. Ein kleiner stehender Merkur (3 Zoll) die Chlamys über die linke Schulter hängend; den Merkurstab in der Linken und eine Börse in der rechten Hand. Sehr viele Lampen und Gestelle zu solchen, wovon e i n e überaus geschmackvoll gearbeitet ist. Allerley Geschirre in verschiedenen Gestalten, Glocken, Kämme ein kleines Schreibgefäß, Springfedern, Schlößer, Ringe, Verzierungen, Formen zu Bäckereyen u. dg. m.

V o n G l a s. Zweyhundert sechs und fünfzig kleine Gefäße, gleich den irdenen Thränengefäßen. Vierzig andere von grünlichtem Glase und dann mehrere Trinkgeschirre, Tassen, Teller u. s. w. Sämmtlich diese wurden in dem Laden eines Glashändlers, nahe dem Fortuna Tempel, gefunden.

V o n M a r m o r. Halbstatue eines lachenden Fauns (93.) Ein Diskus vom grünen Porphyr 9 Zoll im Durchmesser. Der Wirbel zu einer Spindel von Alabaster mit Elfenbein eingelegt.

V o n B l e y. Ein Gewicht mit eisernem Ring (3 1/2 Zoll hoch)

V o n T h o n. Mehrere Lampen, Sparbüchsen, Teller und Töpfe; von letzteren einige glasirt. In einer dieser Sparbüchsen befanden sich 13 Münzen von den Kaisern Titus und Vespasianus und von Domitian als Cäsar in seinem 2. Consulat, mithin lange bevor er zur Regierung gekommen.

Seit dem Monath März gehen die Nachgrabungen gegen Westen, dem Fortuna-Tempel gegenüber fort. Auch hier sind bereits sehr merkwürdige Monumente zu Tage befördert worden, deren Beschreibung in Bälde nachgetragen werden wird.

Redacteur: Joseph Freyherr von H o r m a y r. Gedruckt und im Verlage bey Franz L u d w i g.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 19. Jänner 1825.

(8)

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung.)

Der unterdessen auf den päpstlichen Stuhl gelangte h. Vater, Gregor der Große, sah mit Schmerz diese unglückliche Kirchenspaltung und gab sich alle Mühe, den Patriarch Severus wieder zu gewinnen. Er schrieb deßhalb an Severus, lud ihn zu einer Kirchenversammlung nach Rom ein, hatte sogar von Kaiser Mauritius einen förmlichen Befehl ausgewirkt, daß Severus in Rom erscheinen sollte. „So sehr wir uns freuten, heißt es in dem päpstlichen Schreiben, dich der Einheit der Kirche einverleibt zu wissen, um so mehr hat es uns erschüttert, daß du dich wieder davon losgesagt..... Darum wollen wir, daß du in Gemäßheit des Befehles des allerchristlichsten und durchlauchtigsten Herrn, des Kaisers Mauritius, mit deinen Anhängern zu den Schwellen des h. Apostel Petrus kommest, damit durch göttliche Fügung in einer Kirchenversammlung über die zwischen uns obwaltenden Zweifel gerichtet werde." Kaum hatten die abtrünnigen Bischöfe hiervon Nachricht erhalten, als sie dem Patriarchen Sever sagen ließen, er möchte in dieser gemeinschaftlichen Sache ohne sie keinen Schritt thun. Sie beriethen sich untereinander und es wurde beschlossen, im Nahmen des Patriarchen, der Bischöfe Istriens, Venetiens und Rhätiens eine Bittschrift an den Kaiser zu senden, seine Gnade anzusuchen, die Hirtensorgfalt des Papstes zu vereiteln und sich der Gewogenheit des Exarchen Romanus zu versichern (591) dieses Schreiben lautet im Wesentlichen also:

An unsern gütigsten und frömmsten Herrn und Kaiser Mauritius Tiberius die demüthigen Bischöfe der Venetien und des zweyten Rhätiens, Ingenuin, Marentius Agnellus, Fontejus, Laurentius, Agnellus, Felix, Augustus, Junior und Horontius. Eure Frömmigkeit, gnädigster Herrscher, ist gewohnt die Bitten der demüthigen Priester ihrer kaiserlichen Aufmerksamkeit zu würdigen, um was wir denn auch gegenwärtig flehen durch Gott unsern Herrn Jesus Christus, den Erlöser Aller, bey dem katholischen Glauben und Reiche, das Euch von Gott verliehen, bey dem Heile Eurer Herren Söhne, denen die Herrschaft durch Gottes Fügung verbleibe, damit unsere Bitte Zugang finden zu Euren frommen Ohren, und wir, indem wir uns vertrauungsvoll zur kaiserlichen Hülfe wenden, verdienen, die Erfüllung unserer Bitte zu erlangen. Denn obwohl wir durch unsere Sünden unter das schwere drückende Joch der Barbaren gerathen, so hat uns dennoch keine auch noch so schwere Bedrückung in der Reinheit des katholischen Glaubens wankend machen können. Auch haben wir keineswegs auf Eure heilige Regierung vergessen, unter der wir einst so glücklich lebten, sondern wir eilen aus allen Kräften, unter dieselbe mit Gottes Willen zurückzukehren. (Hier wird der drey Kapitel-Streit auseinander gesetzt) Und obgleich in der Folge Einzelne allmählig durch die kaiserliche Macht dazu gebracht worden, zur Verdammung der drey Kapitel ihre Zustimmung zu geben, so haben doch unsere ehrwürdigen Vorgänger in diesen Provinzen, deren unwürdige Nachfolger wir sind, von weiland Papst Vigil unterrichtet, nie dazu gebracht werden können, deren Beyspiele mit dem ganzen uns anvertrauten Volke durch Gottes Gnade folgend und in allem uns nach den Aussprüchen der heiligen Chalcedonischen Kirchenversammlung haltend, verehren wir die drey Kapitel und enthalten uns, wie bekannt, mit der Gnade Gottes jeder Gemeinschaft mit denen, welche sie verdammen. Und als Smaragd, der berühmte Chartular, unsern Vater Elias, heiligen Andenkens, Erzbischof von Aquileja, in dieser Sache mehrere Mahle betrübte, hat dieser schon damahls mit unserm Wissen und Willen zu den Füßen Ew. Thrones eine Bittschrift gelangen lassen, flehend, man möchte die Barmherzigkeit Gottes abwar-

ten, nach Zusammenberufung aller Priester unserer, unter der Herrschaft der heiligen Republik stehenden, Erzdiözes, die Sache zur Kenntniß Eurer Huld gelangen lassen und sodann Euer Urtheil abwarten. Was denn auch Eure Frömmigkeit und Leutseligkeit zum Vortheile und Ruhm des Reiches gnädig aufgenommen und an den besagten Smaragd ruhmwürdiger Gedächtniß den Befehl ergehen lassen, daß er sich nicht erlauben solle, Jemand auf irgend eine Weise in Sachen der Glaubensgemeinschaft zu beunruhigen, sondern daß durch die Barmherzigkeit Gottes die Sache auf sich beruhen möge, bis nach Vertreibung oder Vertilgung der Fremdlinge, alle Priester unserer Erzdiözes wieder unter die Herrschaft der h. Republik zurückkehren. Hierauf ist besagter unser Erzbischof Elias gestorben. Wie aber durch dessen erhörte Bitten mit allen unsern eifrig gläubigen Heerden zu größerer Anhängigkeit angespornt, würden, wenn es möglich gewesen wäre, in jenen Tagen schon unter Eure Herrschaft zurückgekehrt seyn; wir dankten Gott und sendeten die heißesten Gebethe hinauf zu seinem Throne für die Erhaltung Eures Kaiserthums; Gott weiß es. — Aber als hierauf Severus zum allerheiligsten Bischofe unserer h. Kirche von Aquileja geweiht wurde, da dürfte ohne Zweifel zu den frommen Ohren unsers Herrn gelangt seyn, welche Schmach demselben widerfahren, und wie er unter Mißhandlungen und Stockschlägen mit Gewalt nach Ravenna geschleppt, in Kerker geworfen, durch Mangel und Elend gepeinigt und gedrückt worden ist. Wir aber, die wir unsern Vater und Erzbischof so unerhörte Unbilden leiden sahen, wie noch nie unter christlichen Fürsten erlebt, sind unheilbar gekränkt und verwundet worden...... — Nun hören wir noch, daß der hochwürdige Papst Gregor zu Folge eines heiligsten Befehles Eurer Frömmigkeit Bothen geschickt habe, daß unser Vater (Severus) in Angelegenheit der Glaubens-Gemeinschaft nach Rom abgeführt werden solle. Darüber nun, obwohl wir gewiß wissen, das ein solcher Befehl bey unsern Herrn einzig von der gottlosen Zudringlichkeit unserer Feinde erschlichen worden, sind wir erschrocken, dieß hat uns sehr betrübt: wir sind auf das ärgste gekränkt und bis zur Verzweiflung gebracht, daß unser Metropolit vor dem Richterstuhle desjenigen zu erscheinen gezwungen wird, mit dem wir eben bekanntermaßen den Streit haben und dessen Gemeinschaft gleich von Anfang dieses Handels unsere Vorfahren und wir mit allem Volke vermeiden. Denn wir sind zu besagtem unserm allerfrömmsten Erzbischofe gegangen und haben ihn beschworen, daß er ohne uns, die wir gegenwärtig von ihm getrennt sind, nichts in der gemeinschaftlichen Angelegenheit der Kirche zu bestimmen wage. Denn, frömmster Herr, durch diese Angelegenheit sind die Gemüther aller unserer Kirchkinder so aufgereitzt, daß sie eher den Tod leiden, als sich von der alten katholischen Gemeinschaft werden losreißen lassen. In der That, gnädigster Herrscher, ist nicht zu glauben, daß es Gott oder Eurer Frömmigkeit wohlgefällig seyn könne, daß diejenigen, welche den katholischen Glauben bewahren und die Entscheidungen des Conciliums von Chalcedon in allen Stücken verehren, bey jeder Gelegenheit betrübt werden sollen. Darum sanftmüthigster Herrscher ist das unterthänigste Gutachten unserer Versammlung, so wie wir es auf dem besagten Erzbischof unserm Vater geschrieben, dieses, daß es uns, die wir ohnehin durch Gottes Fügung unter dem Joche der Barbaren leiden, bey günstiger Zeit erlaubt sey, vor Eurer Frömmigkeit selbst zu erscheinen, die Beyspiele der Glaubenstreue vor Augen, durch die wir belehrt worden, nachdem alle Streitigkeiten beygelegt sind... Dieß einzige bitten wir fußfälligst, daß weil durch die zum Wohle der h. Republik wirkende Barmherzigkeit Gottes und durch thätige getreue Sorgfalt des preiswürdigen Patriciers Romanus, Italien wieder einem besseren Zustande würdevoll zugeführt worden, und wir glauben, recht bald nach Besiegung der Fremdlinge, zur alten Freyheit zurück zu kehren, die militärischen Gewaltthätigkeiten aufhören und unter Eurer glücklichen Regierung mit Gottes Zulassung nie wieder kehren. Man verstatte uns nur Frist und wir werden mit Erlaubniß Eurer geheiligten kaiserlichen Macht bereit seyn, uns Ew. Frömmigkeit zu Füßen zu werfen und Rechenschaft von unserem Glauben so wie von unserer Einigkeit abzulegen. Unmöglich können wir den als Richter annehmen, mit dem wir den Handel haben, und dessen Gemeinschaft wir vermeiden; das was selbst durch Euee allerheiligsten Gesetze verordnet ist, daß nähmlich Niemand Richter in einer Sache seyn könne, darin er als Gegenpartey befunden wird. Darum so wie Gott noch immer die kirchlichen Streitigkeiten durch Dazwischenkunft christlicher Fürsten schlichten lassen, bitten wir auch, daß es wieder so geschehe, denn geschieht es anders, sollte was Gott verhüthe, gnädigster Herr unser Erzbischof mit Gewalt nach Rom abgeführt werden, so ist alle Hoffnung auf Gerechtigkeit dahin, und es bleibt nichts, als die Last der drückendsten Gewaltthätigkeit. Wir bekennen nähmlich, frommer Herrscher, daß ein Jeder von uns Priestern bey Einsetzung in unsere Kirchen dem aquilejischen Metropoliten als Oberhirten die schriftliche Versicherung übergibt, daß wir den unverfälschten Glauben der heiligen Republik bewahren wollen, was denn auch, wie der Herr weiß, bisher von ganzem Herzen geschehen ist und noch geschieht. Wenn aber diese Störung, dieser Zwang, durch Eure Verfügungen nicht beseitigt wird, wenn zufällig einer von uns jetzt Lebenden stürbe, so werden unsere Kirchsprengel keinen

nach Aquileja um die Weihung schicken, sondern weil die Erzbischöfe der Franken in der Nähe sind, wird ohne Zweifel bey diesen die Weihe angesucht werden und die Metropolitan-Kirche Aquileja, die doch zu Eurem Reiche gehört, wird sich auflösen, was vor einigen Jahren ohnehin schon einmahl statt gefunden; in drey Kirchen unsers Concils, das ist in der zu Beconium, Teurnia und Augustana haben die fränkischen Bischöfe schon einmahl ihre Priester eingesetzt. Und wenn damahls auf Befehl des Fürsten Justinian seligen Andenkens unseru Beschwerden nicht wäre abgeholfen worden, so würden die fränkischen Priester zur Strafe unserer Sünden schon damahls alle Kirchen eingenommen haben, welche zur aquilejischen Synode gehören. Darum frommer Herr, weil die Rechtgläubigkeit der frömmesten Fürsten jeder Zeit über die Ruhe der Kirche gewacht und eben deßhalb gleichsam zur Belohnung die feindlichen Völker durch die Hand Gottes gebändigt wurden, mögen wir demüthigste Priester einen günstigen Erfolg unsers Bittgesuchs erfahren. Diejenigen, die Anders bey unserm Herrn zu erschleichen suchen, haben weder Gottes Gericht vor Augen, noch den Nutzen Eurer h. Republik, noch den Ruhm Ew. frommen Kaiserregierung, den zu zerreißen und zwar durch das allgemeine Murren des Volkes in diesen Gegenden diejenigen kein Bedenken tragen, welche offenbar dem christlichen Volke Verfolgung zubereiten. So möge denn dieses gegenwärtige Bittgesuch von Ew. Frömmigkeit und Gnaden huldvoll aufgenommen werden, auf daß wir mit Gottes Hülfe, der Euch erleuchten möge, uns eines günstigen Erfolges freuen, daß unsere aquilejische Mutterkirche durch allerheiligste Verfügungen beruhigt werde und fürderhin eifrig für das Wohl unsers Herrn und Eurer Herren Söhne zu Gott dem Herrn bethen (Unterschrieben) Ingenuin, Bischof des zweyten Rhätiens, Marentins, B. der h. Kirche in Zuglio, Laurentius, B. v. Belluno, Augustus, B. v. Concordia, Agnellus von Trident, Agnellus v. Acilium, Junior v. Verona, Fontejus v. Feltre, Felix von Treviso, Horontius von Vicenza. — Kaiser Mauritius willfahrte dieser Bitte der Schismatiker und schrieb zu ihren Gunsten sowohl an Papst Gregor als auch an den Exarchen Roman. — In dem Schreiben an den Papst heißt es unter andern. „Weil deine Heiligkeit die gegenwärtige verwirrte Lage Italiens keunt und weiß, daß man zeitgemäß handeln müsse, so befehlen wir, deine Heiligkeit wolle jene Bischöfe nicht weiter belästigen, sondern sie ruhig lassen, bis durch die Vorsehung Gottes sich die Sachen in jenen Gegenden Italiens anders gestalten und die übrigen Bischöfe Istriens und Venetiens zur alten Ordnung zurückgeführt werden u. s. w.

Mit dieser zweydeutigen Politik war aber Papst Gregor nicht einverstanden, sondern er fuhr fort, alle ihm zu Gebothe stehenden Mittel anzuwenden, um der unseligen Kirchenspaltung ein Ende zu machen.*) Und weil Autharis kurz vor seinem Tode 590 verordnet, daß kein longobardisches Kind nach römischem Ritus getauft werden sollte, so gab er sich alle Mühe, daß die königliche Witwe und nachher Gemahlinn des Königs Agilulf selbst für die römische Kirche gewonnen wurde, damit sich die widerspenstigen Bischöfe desto eher zur Glaubensgemeinschaft mit Rom bequemten. Er schickte der Königinn Theodolinde seine salbungsvollen Schriften, fügte Ermahnungsschreiben an sie und den neuen König hinzu und gewann somit den königlich longobardischen Hof für sich. Anderseits arbeiteten ihm die Feldherren des Exarchats, Basilius und Mastalo, in die Hände. Auch der an des 597 verstorbenen Romanus Stelle gekommene Exarch Callinicus beförderte des Papstes Absicht aus allen Kräften, aber die Schismatiker, gestützt auf die kaiserlichen Befehle, beharrten auf der Trennung. Der Patriarch Severus, nachdem er 21 Jahre und 31 Tage der Erzkirche auf Grado vorgestanden, starb in der Spaltung. (607) Er hatte all sein Vermögen der h. Euphemia-Kirche vermacht, für sich alle Samstage eine h. Messe und eine Armenspeisung gestiftet und wurde in derselben Kirche begraben. **)

3. Landplagen, Krieg wider das Exarchat und Einfall der Avaren.

Während dieser religiösen Spaltung wurde Friaul und die Nachbarschaft von mancherley Landplagen heimgesucht. In den letzten Tagen der Regierung Autharichs war in dem äußersten Landstriche der Venetier eine solche Wasserüberschwemmung, als man seit der noachischen Fluth nicht gesehen hatte. Viele Menschen, eine Menge Vieh, kamen darin um, Villen wurden fortgeschwemmt, die Straßen verdorben, die Etsch trat aus, also, daß das Wasser außerhalb Verona bis an die Fenster der Kirche des h. Zeno reichte Es war im Spätjahre den 17. October und diese Wassergüsse waren mit schweren Gewittern und Donnerschlägen verbunden. Hierauf folgten in den ersten Zeiten der Regierung Agilulfs, eine große Trockenheit, die vom Januar bis zum September dauerte, Hungersnoth und Heuschrecken. Letztere waren besonders groß in der Gegend von Trident und sie kamen das Jahr darauf wieder. Bey Ravenna auf Grado und in Istrien herrschte die Pest. Das Übel wurde meistens in den Ingeweiden verspürt. Dazu kam, daß Agilulf bald nach seiner Thronbesteigung wider einige seiner Herzoge zu Felde ziehen mußte, die ihm den Gehorsam versagten. Ulfaris, Herzog von Treviso, war darunter, wurde aber von Aistulf belagert und gefangen genommen; ***) dieß letztere wahr-

*) De Rubeis c. 21 et 22.

**) De Rubeis, l. c. Paul. Diac. et Dandal. l. c.

***) Paul. Diacon. l. 3. et 4.

scheinlich mit Hülfe des Arichis, der in Friaul geboren, ein Anverwandter und der Erzieher der Kinder Gisulfs war, sodann vom Könige Agilulf zum Herzoge von Benevent befördert wurde. (591)

Der neue Exarch Callinicus, brach den von seinen Vorgängern mit den Longobarden geschlossenen Frieden, rückte mit einem Heere gegen Parma, nahm den Gotschalk sammt seiner Gemahlinn, einer Tochter Königs Agilulf gefangen und schleppte sie nach Ravenna. Darüber entstand ein verheerender Krieg der Longobarden wider das Exarchat, darin Agilulf Padua berannte und einäscherte, bey dieser Gelegenheit flüchteten sich die edelsten Familien sammt den übrigen Bewohnern Paduas nach den Lagunen. *) Agilulf damit nicht zufrieden, schickte Gesandte an den Chan der Avaren, der die Zeit her immerfort die Byzantiner geängstigt hatte, und verband sich mit ihm auf das engste wider den griechischen Kaiser. Die longobardischen Gesandten hatten wirklich einen ewigen Frieden mit dem Avaren-Chane abgeschlossen und führten einen avarischen Bevollmächtigten mit sich, welcher an den fränkischen Hof reisete, um im Nahmen seines Herrn auch die Franken zum dauerhaften Frieden mit dem Longobarden-Könige zu vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderung in die Ateliers unserer Künstler.

Joseph Führich.

(Beschluß.)

Dieser Einladung zu entsprechen, arbeitete Führich im Verlauf des Sommers in Krazau an 2 größern Öhlgemählden, von denen eines den Tod Ottos von Wittelsbach, das andere den Einsiedler Ivan und Herzog Borziwog im Walde vorstellte. Diese 2 Gemählde wurden im Jänner 1819 zur Kunstausstellung nach Prag geschickt. **) Beyde Führichs, Vater und Sohn, reisten ebenfalls dahin, um auch die von ihnen noch nie gesehene Ausstellung zu sehen. Da sie jedoch etwas zu früh kamen und die kleine mitgenommene Baarschaft nicht hinreichen wollte, um damit bis zur etwas später eintretenden Eröffnung der Kunstausstellung in Prag leben und auch die Rückreise bestreiten zu können, so mußte bald wieder an die letztere gedacht werden. Schon war der Tag der Abreise bestimmt, als am Vorabend derselben beyde Künstler den Auftrag erhielten, sich am folgenden Tage bey dem Grafen Christian Clam Gallas einzufinden. Dieser thätige Menschen- und Kunstfreund empfing sie nach eigenthümlicher Weise äußerst gütig und versicherte dem jungen Führich eine Unterstützung, wenn er in Prag bleiben und die akademische Kunstanstalt benützen wolle; zugleich machte er dem Vater ein kleines Geschenk im Gelde, um ihn in Stand zu setzen, bis zur Eröffnung der Kunstausstellung in Prag bleiben zu können. Beyde waren von des Grafen Gnade und dem unerwarteten so vortheilhaften Antrag eben so betroffen als gerührt. Natürlich, daß er mit der größten Erkenntlichkeit angenommen wurde. Doch beschloß der Vater vorerst noch mit seinem Sohne auf einige Monathe nach Hause zu ziehen und dort seine häuslichen Verhältnisse so zu ordnen, daß er selbst mit der ganzen Familie nach Prag übersiedeln könnte; denn er hielt hier seine Gegenwart für künftiges Glück und Wohl seines Sohnes für unentbehrlich, weil er allein die Erziehung und den Charakter des Jünglings kannte, und also auch nur sich allein für fähig hielt, die Eindrücke, welche alle mögliche Lagen, in die seinen Sohn der Zufall und das neue Verhältniß führen mochten, auf das junge Künstlergemüth machen würden, berechnen und zum Besten lenken zu können. Er fürchtete einen nachtheiligen Einfluß des städtischen Treibens für den höhern Lebenszweck und eine feindselige Störung des bisher gewohnten ruhigen Kunststudiums durch mannigfache fremde Eindrücke auf das reitzempfängliche Gemüth, vor dem sich hier eine neue Welt erschloß. Der entworfene Plan wurde ausgeführt und die Familie Führich übersiedelte im Juny 1819 nach Prag, nachdem in Krazau Haus und die kleinen Grundstücke verpachtet und der Cassadienst und Schulaufsicht, die der Vater im Städtchen versah, in Ordnung übergeben waren. Hier genießt nun der junge Führich ununterbrochen Schutz und Unterstützung des Grafen Clam Gallas, welche ihn in den Stand setzt, sich ganz der Kunst zu weihen. Ohne sie würden so viele seiner ganz originellen und schätzbaren Kunstproducte, — von welchen sein Porte-feuille eine zahlreiche Schaustellung enthält, — nicht entstanden seyn. Auf Bestellung arbeitete er während seines fünfjährigen Aufenthalts in Prag fünf Altarblätter für Kirchen, nähmlich eine heil. Dreyfaltigkeit und eine heilige Barbara für den Grafen Wratislaw, eine heil. Katharina und einen Franz von Assisi für die Kirchen in Neustadtl und Raspenau auf der Gr. Clamschen Herrschaft Friedland und eine Madonna für den Kaufmann Remisch in Schönlinde für die Kirche von Nixdorf. Ferner lieferte er die Zeichnungen zu den Titelkupfern zur Taschenausgabe des Kotzebueschen Theaters (neu bey Enders verlegt) mehrere lithographirte Blätter zur von Machek unternommenen Herausgabe der böhmischen Geschichte und andere zerstreute Sachen. Seine in den Kunstausstellungen der Jahre 1823 und 1824 befindlichen Öhlgemählde und Compositions-Zeichnungen, welche zu den vorzüglichsten der Ausstellung gehörten, sind in eigenen Aufsätzen umständlich besprochen und die meisten nach Verdienst gewürdigt worden.

Übrigens wird der Wunsch vieler den Vortheilen des Augenblicks nicht huldigenden Kunstkenner hörbar, daß die großen Erwartungen, wozu das seltene — fruchtbare Talent Führichs, und sein anhaltender Fleiß berechtigen, durch die Beachtung wohlmeinender Winke, welche ihm in Beziehung auf die Richtung des Kunststudiums gegeben worden sind, erhöht, und begünstigt werden möchten! —

R. — g.

*) Paul Diacon l. 4. 21 et Dandul. lib. 6. c. 2.

**) Und später vom Grafen Thun gekauft. Zwey seiner frühern Versuche in Öhlmahlerey besitzt J. U. D. Wenzel Lichtner.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 21. Jänner 1825.

Die schottische Missions-Colonie zu Karaß am Kaukasus.

(Aus den Berichten der Baselschen Missionäre Hohenacker und Lang, während ihres Aufenthaltes zu Karaß vom May bis August 1823.

Die schottische Mission in Karaß wurde im J. 1802 durch die Prediger Heinrich Brunton und Alexander Paterson begonnen und in den folgenden Jahren durch hingesendete neue Missionarien so verstärkt, daß im dritten Jahre die Missionsfamilie neben den losgekauften Tscherkessen aus fünfundzwanzig Personen bestand. Durch häufige Gefahr, von den ganz in ihrer Nähe wohnenden Tscherkessen beraubt und weggeführt zu werden, lebten sie besonders früher, oft in großer Noth und Bedürfniß. Sie waren auch in großer Gefahr, von der Pest angesteckt zu werden, die eine lange Zeit über rund um sie, und oft in ihren nächsten Umgebungen, große Verheerungen anrichtete. Karaß aber blieb immer verschont. Mehrere Mahle hatten schon die Tscherkessen beschlossen und die Zeit festgesetzt, die Kolonie zu überfallen, und immer ist sie, oft auf merkwürdige Art, bewahrt geblieben. Grade bey unserer Ankunft war man wegen Nachrichten von Georgiews, in dessen Nähe die Tscherkessen ein russisches Dorf verheert, die Leute theils getödtet, theils gefangen weggeschleppt und ihr Vermögen, so viel sie konnten, geraubt hatten, in banger Erwartung. Die Anstalten zur Verhinderung solcher Einfälle erscheinen jetzt freylich von Seite der Russen immer kräftiger, je mehr die nahe liegenden Bäder in Aufnahme kommen und angebauet werden. Indessen möchte es eine schwere Aufgabe bleiben, diese kriegerischen Gebirgsvölker, vom angebornen Freyheitssinn und muhamedanischen Fanatismus zu Thaten angefeuert, von den Gränzen Rußlands abzuhalten, die größtentheils das Land ihrer Väter und deren heilige Orte enthalten, wenn sie nicht, von Bothen des Friedens überwunden, von selbst ihre Schwerter in Pflugscharen verwandeln. Gepanzert in Eisen, gleich den alten Rittern Deutschlands, von Jugend auf geübt in Waffen und auf stattlichen Rossen zu reiten, von Thaten der Altvordern begeistert, ungewohnt zu fliehen und die Waffen niederzulegen, jagen sie fünfzig Werste dem Ziel ihres Überfalles entgegen; mit einbrechender Nacht beginnt der Kampf rasch und furchtbar, und in wenigen Stunden ziehen sie sich in nächtlicher Sicherheit mit reicher Beute auf ungebahntem Wege zurück in die Gebirge. Jahre lang mußten die Deutschen, um ihre Niederlassung zu sichern, in Gemeinschaft mit den Missionarien alle Nächte unter den Waffen Wache halten und nicht selten sich sogar in kleine Scharmützel einlassen.

Karaß liegt nicht am kaspischen Meere, wie es in der großen Missionskarte gezeichnet ist, sondern 35 Werste westlich von Georgiewsk, Hauptstadt der Provinz Kaukasien, auf der südöstlichen Seite vom Fuß des Beschtau, eines ziemlich beträchtlichen Berges, der zu dem Anfange des Kaukasus gehört. Er ist der Lage, dem Boden und Klima nach einer der lieblichsten Plätze, die ich noch in Rußland gesehen habe, und hat mich oft an unsere glückliche Schweiz erinnert. Beynahe ringsum erblickt man kleinere Berge, zum Theil felsicht, zum Theil mit Gebüsch bewachsen oder mit Gras bedeckt, das aber wegen des sonstigen Überflusses nicht benutzt wird. Bey hellem Wetter kann man auch den Kasbeg (am Wege nach Tiflis) sehen, und steigt man etwas höher, so sieht man einen großen Theil der Schneegipfel des Kaukasus. Der Boden ist reichlich durch Bäche, die vom Beschtau kommen, bewässert und sehr fruchtbar. Auch ist Regen sehr häufig, der sonst in diesen Gegenden mangelt, wodurch sie so unfruchtbar werden. Das Klima von Karaß ist gesund und angenehm; seine höhere Lage und die Nähe der Schneegebirge, von denen beynahe immer ein angenehmer Wind kommt, mildern die Hitze, die in den niedrigen Gegenden dieses Theils von Rußland im Sommer so drückend und angreifend

ist. Auch stellt der Winter sich selten sehr strenge ein. Die Colonie besteht aus zwey langen Reihen von Häusern, die durch eine breite Straße von einander getrennt sind, und auf deren beyden Seiten man jetzt Pappeln gepflanzt hat, die mit der Zeit dem kleinen Orte ein angenehmes Ansehen geben werden. Die Häuser sind klein, meist ziemlich unansehnlich von Holz gebaut und mit Schilf gedeckt. Schilf ist in großer Menge hier zu finden, und wird nebst getrocknetem Pferde- und Kuhmist zur Feuerung benutzt, was, den Geruch ausgenommen, die Stelle des Holzes recht gut vertritt. Hinter jedem Hause hat der Bewohner einen ziemlich großen Garten. Obenan befinden sich die Hütten der Soldaten, deren oft bis hundert, meist jedoch minder, da sind, um nebst einigen Kosaken vor Überfällen zu sichern; in Mitte der Colonie steht eine Kanone; auch werden zwey Hauptausgänge derselben immer von einigen Soldaten oder Kosaken bewacht.

Vordem war Karaß wohl noch einmahl so groß als jetzt, bis vor drey Jahren der größere Theil der Deutschen nach Madschar zog, wo sie fälschlich hofften, ihr Brod besser zu finden und in günstigern Verhältnissen zu leben. Jetzt wohnen hier siebenzehn deutsche, drey schottische und zwey tscherkessische getaufte Familien. Die Deutschen kamen größtentheils aus den um Saratow liegenden Colonien nach und nach hierher; einige sind aus Sarepta, die übrigen von andern Orten hergezogen. Bloß drey dieser deutschen Familien sind eigentliche Mitglieder der Colonie, und haben mit Recht Theil an den Privilegien derselben. Die übrigen sind eigentlich nur angesiedelt, genießen jedoch dieselben Vortheile, nur haben sie kein Recht daran. Sie ernähren sich reichlich durch den Verkauf ihrer Kartoffeln, Gemüse, Tabak, Brod u. s. w. bey den Heilquellen, die sich nahe bey Karaß befinden, und je länger je mehr besucht werden. Die nächste und besuchteste (die kleinen Wasser) ist zehn Werste (ungefähr drey Stunden), eine andere stark besuchte (der Sauerbrunnen) vierzig Werste Weges entfernt. Und diese können Brod und Gemüse von nirgends her als von Karaß bekommen. Die Badgäste sind meist nur aus den reichsten und vornehmsten Familien aller Gegenden des Reichs, und daher ist die Lage von Karaß, in Hinsicht auf das äußere gute Fortkommen desselben, äußerst vortheilhaft, wird es auch immer mehr werden, da erst seit einigen Jahren der Anfang gemacht wurde, bey diesen Heilquellen die nöthigsten Bequemlichkeiten für Badgäste einzurichten, und mit jedem Jahr nimmt die Zahl der Besuchenden sehr zu. Dieß Jahr waren sogar Leute aus Wien da. Soviel vom Äußern dieser deutschen Landleute. Und nun noch Einiges von ihren kirchlichen und innern Angelegenheiten.

Ungeachtet der mancherley Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, haben sie doch eine gewisse Ordnung der Erbauung und öffentlichen Gottesdienst behalten. Der Schullehrer, Herr Lieblich, in der Gemeinde zu Sarepta erzogen, ein verständiger Mann, leitet den Gottesdienst, indem er vorsingt und eine Predigt lieset; er hält Schule und Kirchenlehre, und genießt dabey die Achtung der Ältern und Kinder.

Gegenwärtig befinden sich drey Missionarien zu Karaß: die Herren Alexander Paterson, James Galloway und John Jack. Ersterer besorgt die äußern Angelegenheiten der Colonie, so wie die Geschäfte mit der Regierung und besucht, soviel es ihm diese Besorgungen und sein durch Entbehrungen und Mühsale geschwächter Körper erlauben, die nächst um Karaß gelegenen Dörfer: die beyden letztern besuchen sowohl die näher gelegenen als entferntern Dörfer und Tartarenstämme. Herr Jack ist noch nebenbey der Pastor dieser kleinen Gemeinde, die ihre eigene kleine Kirche hat. Nächst an Karaß sind bloß einige tartarische und tscherkessische Dörfer, und das nächste von diesen ist ungefähr eine Stunde entfernt. In Rußland wird aber dieß nicht für eine Entfernung gerechnet. Ihr weiter entferntes Arbeitsfeld aber biethet noch für viele Missionarien Arbeit dar. Vom Kuban an bis nach Kislar liegen in einem Halbzirkel eine große Anzahl von tartarischen Dörfern und mehrere Tartarenstämme, die in der Steppe nomadisiren, von welchen die entferntesten sich ungefähr 150 Werste von Karaß befinden. Diese mögen sich vielleicht bis auf zwanzig- oder dreyßigtausend Seelen belaufen. Die Missionarien besuchen beynahe täglich die ihnen näher liegenden Dörfer zu Pferde, und machen auch von Zeit zu Zeit Besuchsreisen bey den entferntern Tartaren. Gewöhnlich gehen sie bey ihren Besuchen in eine Stube oder auf einen offenen Platz, und lesen den sich sammelnden Leuten etwa ein Kapitel aus dem neuen Testament vor, sprechen darüber, und beantworten die oft sehr häufigen und unbescheidenen Einwürfe. Die Geduld der Missionarien erscheint wirklich unbegreiflich groß, wenn man bedenkt, daß nun schon zwanzig Jahre lang unter diesen Leuten gepredigt worden, ohne daß Frucht zum Vorschein gekommen ist. Wir waren Augenzeugen davon, mit was für kalter Gleichgültigkeit, ja Spott und Verachtung die Predigt des Evangeliums von Einzelnen derselben abgewiesen wird; früher soll dieß noch viel häufiger vorgekommen seyn, als jetzt.

Wie es Ihnen schon bekannt seyn wird, haben die Missionarien früher tscherkessische Sclaven, besonders Kinder, losgekauft und sie erzogen. Diese sind nun alle groß gewachsen und der Mission dadurch nützlich, daß sie theils die Hausgeschäfte der Missionarien besorgen, theils in der Druckerey arbeiten. Einer derselben hilft auch in Gemeinschaft mit den Missionarien in Orenburg das Evangelium verkündigen. Sie sind auf alle vier Stationen vertheilt. In Karaß eine Familie und zwey unverheirathete Brüder, die ihre eigene

Wirthschaft treiben. Sie sprechen alle außer ihrer Muttersprache fertig Tartarisch, Englisch, Russisch, die meisten auch noch Deutsch und einige Persisch. Die Zahl der Ranzionirten beläuft sich jetzt auf neun Personen männlichen und fünf weiblichen Geschlechts, und die meisten davon sind getauft. Sulton Kattegeray wurde als ein armer verfolgter Waise von ihnen aufgenommen, erzogen und getauft. Nachher hielt er sich einige Zeit in England auf, und suchte nun, durch einen jährlichen Gehalt von 6000 Rubel vom Kaiser unterstützt, durch den Unterricht tartarischer Jünglinge das Evangelium unter diesem Volke zu verbreiten. Während unsers Hierseyns kam er eben auf einen freundschaftlichen Besuch, weil die Remasan (Fasten) war, während welchem Monathe die Muhamedaner den ganzen Tag über fasten, und daher nicht in die Schule gehen. Seit dem Anfange dieses Jahres hat er das Institut begonnen. Er hat zwey Lehrer dabey angestellt, für die tartarische und russische Sprache. Er selbst gibt den Religionsunterricht, wobey er oft von den Zöglingen bestritten wird. Die Zahl derselben ist sieben und ihr Alter von sechszehn bis zwanzig Jahren. Drey derselben muß er ganz erhalten, und einer erwirbt sich seine Kleider durch einen kleinen Handel, den er am Freytag, Samstag und Sonntag treibt, an welchen Tagen wegen dem muhamedanischen (Freytag) und christlichen Feyertage kein Unterricht gegeben wird. Die schottische Missionsgesellschaft hat ihn bey diesem Unternehmen mit 25 Pf. Sterling und eine fromme englische Dame mit derselben Summe unterstützt. Das Übrige bestreitet er aus seinem eigenen Einkommen.

Ansichten von London.

(Fortsetzung).

4. Zu den der Regierung angehörigen Commerzial-Gebäuden gehört die Briefpost, ein unansehnliches, in einer engen und krummen, vom Stadthause ausgehenden Straße gelegenes Gebäude. Man geht damit um, diese Verwaltung in ein größeres und besser eingerichtetes Gebäude nahe bey der St. Paulskirche zu verlegen. Ungleich viel wichtiger als architektonische Verhältnisse sind hier die stattfindenden Ordnungen für Ankunft und Abgang der Curiere, Versendung, Empfang und Austheilung der Briefe. Hierin haben die Engländer eine Schnelligkeit und Regelmäßigkeit erreicht, die musterhaft heißen können, und wodurch ihr Handelsstand für Zuverlässigkeit und Beförderung seiner Geschäfte den wesentlichsten Gewinn erhält.

Das Douanen-Gebäude ward im Februar 1814 ein Raub der Flammen. Alle dahin gehörenden Rechnungsschriften, die nicht damahls geschlossen und entweder dem Schatzamt oder dem Parlament überreicht waren, gingen bey diesem Brande verloren, und es entstand daraus eine bedauerliche Lücke in den statistischen Urkunden der Schifffahrt und des Handelsverkehrs von Großbritannien für das Jahr 1813 und für einen Theil von 1814. — Das neue Douanen-Gebäude ward im Jahre 1817 vollendet, und ist, wie durch Umfang und Größe, so durch regelmäßige Bauart ausgezeichnet*). Seine der Themse zugewandte Vorderseite macht einen sehr gefälligen Eindruck. Von zwey halberhabenen Bildern (bas-reliefs), die diese Façade zieren, ist das östliche die Vorstellung der zur Aufnahme und zum Vortheil des Handels und der Gewerbe vereinbarten Wissenschaften und Künste; das westliche enthält bezeichnende Sinnbilder der verschiedenen Länder, mit denen England in Handelsverkehr steht. Mitten inne lieset man in Bronzeschrift die Nahmen der Stifter des Gebäudes und seine Jahrzahl; über ihnen ist eine Uhr angebracht, von zwey kolossalen Figuren, des Gewerbfleißes und des Überflusses, getragen. Ein Vorsprung in der Mitte des Erdgeschosses biethet den Eingang zu dem Magazine dar; über demselben befindet sich das Reichswapen, von emblematischen Standbildern des Weltmeeres und des Handels getragen.

Ein geräumiger Kai dehnt sich vor dem Gebäude aus, längs welchem die Schiffe zum Behufe des Ein- und Ausladens ihrer Waaren in der Zeit der Fluth eine sechs Meter tiefe See finden. Man beabsichtet die Verlängerung dieses Kai's, einerseits bis zum Thurm und anderseits bis zur Brücke von London.

Das Erdgeschoß enthält, nebst den Douane-Magazinen, die Bureaux der Stromaufseher und des verschiedenen Schifffahrtsbedarfs. Die obern Stockwerke enthalten eine große Zahl dem Dienst der mannigfachen Douanen-Zweige gewidmeter Gemächer. In der Mitte des Gebäudes befindet sich ein Saal, von 58 Meter Länge, 20 breit und 16,7 hoch, der in drey Abtheilungen durch massive Säulen getheilt ist, auf denen drey reich verzierte Kuppeln ruhen. Sein weiter Raum wird durch sinnreiche Einrichtungen erwärmt und gelüftet. Gegen jede mögliche Feuersgefahr sind in allen Theilen des Gebäudes bemerkenswerthe Vorkehrungen getroffen. Die Thüren, welche die Hauptabtheilungen im Innern schließen; sind eisern; sie werden nach stattfindendem Bedürfniß mittels einer Schraube in die Wand geschoben, zur Öffnung oder zum Schließen hervorgezogen. Die Nacht über bleiben die Thüren geschlossen; man würde sie auch bey eintretendem Brande schließen, um die Verbreitung der

*) Auf 33 Meter Breite beträgt seine Länge 146 1/2 Meter. Sein Kostenbetrag war 167,050 Pf. Sterl. Die Plans dafür hatte Herr David Laing geliefert.

Flamme zu hindern. In jedem Stockwerk befinden sich Zimmer, deren Bekleidung und Geräthschaften unverbrennlich sind und zur Niederlage wichtiger Papiere dienen; die Rechnungsbücher werden jeden Abend dahin verwahrt.

Das Dreyfaltigkeits-Haus (Trinity-House) gehört der Corporation der Schiffleute auf der Themse und den großbritannischen Südmeeren an. Das nicht eben große aber durch einfache und zierliche Bauart, wozu Hr. Wyatt die Plane geliefert hat, empfehlenswerthe Gebäude steht auf dem Platze des Londner Thurms. Die Corporation seiner Besitzer ward von Heinrich VIII. gestiftet, und ihr Nahme erinnert an die theologischen Begriffe dieses tyrannischen Reformators. Ihr steht die Obhuth über die Interessen der brittischen Kriege und Handelsschiffsahrt zu, und es sind ihr dafür sehr ausgedehnte Berechtigungen ertheilt, die wesentlich in Folgendem bestehen: Sie ordnet die Prüfungen der Zöglinge in der Schule der Meßkunst von Christ-Church an, so wie hinwieder diejenigen der Masters von der Kriegs-Seemacht; sie bestellt die Lothsen auf der Themse; sie errichtet Leuchtthürme und Signale längs der Seeküsten; sie ertheilt dürftigen Schiffern, die nicht Gefreyte der City sind, Licenzen für die Fahrt auf der Themse; sie leitet die Vertiefungs- und Reinigungsarbeiten dieses Stroms u. s. w. So bald die Corporation inne wird, daß sich irgendwo Sandbänke oder andere Hindernisse bilden, beauftragt sie ihre Arbeiter und Lichter, dieselben wegzuschaffen. Ihr steht die ausschließliche Befugniß zu, den Themsefahrern den für ihre Schiffe benöthigten Ballast zu liefern, wovon sie sehr ansehnlichen Gewinn zieht. Endlich darf sie Schenkungen für wohlthätige Zwecke annehmen, und sie reicht auch alljährlich an dürftige Seeleute zahlreiche Unterstützungen ab.

(Der Beschluß folgt.)

Böhmische Volkslieder.

Verlegt bey Härter in Wien, und Carl Barth in Prag. Herausgegeben von Johann Ritter von Rittersberg, k. k. Hauptmann in der Armee, und Friedrich Dionys Weber, Director des Conservatoriums der Musik in Prag. 19 Bogen Noten, 8 Druckbogen Text. Mit einem Titelkupfer. Gezeichnet vom Akademie-Director Bergler. Lithographirt von Machek in Prag.

Vor zwey Jahren veranlaßten Se. Excellenz der Herr Oberstburggraf Böhmens, auf den dieses Land als einen seiner edelsten Söhne eben so stolz seyn darf, als es ihm für das mannigfache Gute, das durch sein weises patriotisches Streben schon erzielt ward, und noch täglich mehr wird, dankverpflichtet ist, eine Sammlung böhmischer Volkslieder in allen Kreisen dieses Königreichs. Sie zu benützen ward den Herausgebern die Erlaubniß, und diese Sammlung ist so zu sagen der Grundstein der gegenwärtigen, welche durch eine fleißige Nachlese bedeutend vermehrt dem tonfreundlichen Publicum des klangreichen Czechiens dargebothen wird.

Was von Sachkundigen nach genauer Prüfung und Sichtung als echt volksthümlich befunden wurde, ward aus dem Reichthume der eingegangenen Gesangstücke ausgeschieden, zweckmäßig zusammen gestellt, und unter folgende drey Hauptabtheilungen gebracht: a) Böhmische Volkslieder; b) Volkslieder aus deutsch-böhmischen Kreisen im Dialecte des Landvolks, und c) Nationaltänze.

So erschienen mehrere Hunderte von beliebten und bekannten Tonweisen alter und neuerer Zeit, welche noch nie in eine Sammlung gebracht wurden. Der Zweck der Herausgabe ist ein doppelter: Erstens, das, was als kostbarer Nachklang der Laune und Jovialität der Väter in Gesängen übrig blieb, der Vergessenheit zu entreißen, und auf spätere Enkeln zu verpflanzen. Zweytens, den Zeitgenossen im Vaterlande ein gewiß recht willkommenes Geschenk, sehr geeignet, manche trübe Wolke des Alltagslebens zu zerstreuen, darzubiethen. Laute Wünsche sprachen sich über diesen Gegenstand so vielseitig aus, daß die Hoffnung nicht ungegründet seyn dürfte, eine thätige Theilnahme werde die Unternehmung glücklich unterstützen. — Daß der Preis 10 fl. W. W. auf das billigste bemessen sey, ergibt sich aus der oben erwähnten großen Anzahl der Tonstücke. Der Text zu denselben auf schönem Druckpapier im geschmackvollen Umschlag und Format, und die schöne Zeichnung des Titelblattes bilden eine eigene Beylage.

Volkslieder sind geschichtliche Denkmähler. In ihnen ist des Volkes innere Welt aufgethan und dem Forscher zur geistigen Anschauung wahr dargelegt. Sie schließen jede höhere Forderung der Ästhetik aus. Einfache Feldblumen, keine Prachtblüthen kunstvoller Gärten, Kinder einer frühern gemüthlichen Zeit, welche in anspruchloser Bescheidenheit blühen und duften, und weder durch Schimmer und Glanz der Farben blenden, noch durch narkotische Kraftgerüche betäuben. Die meisten gehören lange vergangenen Jahrhunderten, viele auch neueren Zeiten an. Im Gewirre der Gegenwart, wo durch Verbildung sich beynahe allgemein das nationelle der Völker täglich mehr verwischt, und ihre unterscheidenden physiognomischen Züge — intellectuel und physisch — stets mehr verflachen, muß alles, was abzielt, Form und Gestalten der Urzeit auf die Nachwelt gefestet zu übertragen hoch willkommen seyn. Dieses ist zum Theil das Ziel des preiswürdigen Strebens der National-Museen, dieses war der Herausgeber Hauptzweck. Ihr guter Wille, ihren Landsleuten eine in dieser Hinsicht schätzbare Gabe zu biethen, verdient gewiß freundschaftliche Anerkennung, und wird ihnen der vollkommenste Ersatz für Mühe und Kosten ihrer Unternehmungen.

Die Melodien sind treu möglichst niedergeschrieben, wie sie der Landmann singt, und tragen alle den Stempel ihrer slavischen Heimath.

Mögen diese Lieder sich einer günstigen Aufnahme freuen. — Mögen folgende Worte eines früheren schätzbaren vaterländischen Schriftstellers nicht auch unserer Zeit zum Theil gelten.

„Cuicunque inest vere patrie mens, et patrius cantus saltusque placebit; sin minus, movebit nauseam. Quod cum ita sit, paucissimos nunc patriae amatores veros licebit numerare. Mos bohemice canendi et tripudiandi exulat penitus urbibus, et proh dolor! et magna pagorum parte. Simiarum instar Bohemi saltitant germanice, anglice, scotice, russice, hungarice etc., tantum non — bohemice. Cur? quia sunt filii majorum (qui quondam in Europa maximo fulsere splendore) degeneres et fere jam oderunt, quodcunque patriam olet.»

„Multi vanitate seducuntur, juniores praeprimis; ne moris praedominantis dicantur ignari, exotice canentes saltant.

„Quia vice versa actus externos agere in sensum internum nemo dubitat; auctis, quae in patriam mentem influunt, augebitur numerus Bohemorum nomine et omine.»

„Numne proderit nisus in provehendo Czechico cantu et saltu?» — —

*) Österreichische Volkslieder. Von Ziska u. Schottky.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 24. Jänner 1825.

(10)

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXI.

Die Sagen von Königsberg.

Königsberg, — (Klinkowitze mit dem slavischen Nahmen,) ist ein kleines offenes Städtchen, mit Wochen- und Jahr-Märkten, auf welchen sich die häufig und zahlreich erscheinenden Zigeuner ganz besonders ausnehmen, aber übrigens ein todter Ort — zwey starke Meilen von Troppau entfernt, an der linken Seite der Oder.

Es soll vor Zeiten eine große Stadt gewesen seyn, und viele Mühe kostete es 1241 den Tartaren und Mongolen, die Einwohner, die sich hinter gewaltigen Mauern auf's Tapferste vertheidigten, zu überwältigen!

Die Tartaren nahmen — ein Beweis des ihnen geleisteten kühnen Widerstandes — öfters zur List ihre Zuflucht. Sie zogen sich in die nahen Waldungen zurück, ihre besten Bogenschützen krochen an die Stadtmauer, äfften Stimme und Sprache der Klinkovitzer nach, und riefen die tapfersten Einwohner auf den Wall heraus — in böhmischen Verschen und Liedchen, die wie folgende deutsche klingen möchten:

Janu, Koba, komm heraus,
Sieh die Teufel zogen aus!

Wenn nun die getäuschten Helden frohlockend auf den Wall traten, so schoßen die lauernden Tartaren dieselben hurtig zu Boden. Endlich wurde Klinkowitze von der unmenschlichen asiatischen Horde mit Sturm eingenommen, über den Haufen geworfen, verbrannt, entvölkert, dem Erdboden gleich gemacht. Es würde ermüden, wenn ich alle die Züge der verübten Grausamkeiten aufzeichnen wollte, welche die Sage Jahrhunderte lang in frischer Erinnerung behält, wie denn der Mensch überhaupt ein besseres Gedächtniß für Leiden hat, denn für Freuden.

Wenn man von den Sicilianern erzählt, daß sie in der sicilianischen Vesper ungeborne Kinder der Franzosen aus dem Mutterleibe herausrissen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Sage die Söhne der Sandwüsten und Steppen Asiens beschuldigt, das Blut unschuldiger Kinder getrunken, und an ihrem zarten Fleische den Hunger gestillt zu haben!

Nach dem bey Ollmütz über sie ergangenen Gottesgericht und nach dem hierauf erfolgten Abzug derselben lag Klinkowitze in Schutt und Asche, bis Przemysl Ottokar II. der goldene, der gastfreye, der siegreiche 1255 (mit seinem Freunde, dem ritterlichen Bischof Bruno von Ollmütz, aus dem edlen Geschlechte der Schaumburge, in seinem Gefolge die edelsten Herren von Böhmen, ja sogar nach vielen den Stammherrn unseres Herrscherhauses, den Grafen Rudolph von Habsburg unter seinen Marschällen) den berühmten Zug gegen die heidnischen Preußen unternahm, und zum ewigen Angedenken der glorreichen Unternehmung Königsberg in Preußen gründete, wie eben so Bruno Braunsberg — und andere Herren, Lemberg und andere Städte!

Bey Gelegenheit dieses Feldzuges will auch unser kleines Klinkowitze von dem Könige Ottokar aus den Ruinen hervorgezogen, zum Theile hergestellt, und mit dem neuen Nahmen: „Königsberg" beehrt worden seyn, (wie alle alten Städte römischen Ursprungs, sich durchaus von Cäsar herzuleiten bemüht sind.) Eben so soll auch das kleine nachbarliche Braunsberg in Mähren von Bruno Ursprung und Nahmen herleiten!

Diese Sage kann wohl einigen Grund haben; vielleicht also:

Als Ottokar aus Preußen zurückkehrte, beging seine Nachhuth im Gebiethe des Herzogs Wladislaw von Ratibor, einige Räubereyen und Mäutereyen, und wurde deßwegen

von dem Herzoge angefallen, verjagt, erschlagen, gefangen. Der König in seinem Grimme geboth sofort dem Bischof Bruno von Ollmütz diese Schmach zu rächen und der Bischof richtete denn auch seinen Auftrag vollkommen aus. Diesen Feldzug als ein Nachspiel zu Ottokars Zug gegen die Preußen zu verewigen, mochte der Bischof Klinkowitze zu Ottokars Ehren hergestellt, und Königsberg genannt, wie von sich ein Dörfchen Braunsberg benahmset haben. Dieß scheint mir der Umstand auch zu bestätigen, daß Bischof Bruno den Flecken Braunswerda, oder Brunsberg um eine Summe Geldes an sich kaufte.

Das hohe Alter von Klinkowitze beweiset ein uralter Thurm, dessen Bauart auf jeden Fall an die graue Vorzeit mahnt. Beweis des ehemahligen großen Umfangs der Stadt ist, daß man auf den nahen Feldern häufig auf Mauerwerk stieß, Münzen und Waffen ausgrub, ja an einigen Orten noch die Spuren einer weiten Ringmauer antrifft.

Die Einwohner von Königsberg wissen die ehemahlige Herrlichkeit ihrer Stadt noch immer nicht zu vergessen, und sonderbar genug, seit Jahrhunderten trägt man sich mit der Hoffnung, Königsberg werde zu seinem alten Glanze und Umfange wieder gelangen. Auf dem Wege nach Troppau steht eine alte Linde, und unter dieser soll sich ein unterirdischer Gang voll Goldes und Silbers befinden.

Einstmahls kamen zwey unbekannte Männer mit Äxten und Schaufeln traten unter die Linde, stießen auf den Boden der sich gehorsam öffnete, stiegen hinab in den Gang, und kehrten mit vielen Goldklumpen wieder zurück, nachdem sich alles wieder wohl verschlossen hatte.

Einer von Königsberg sah das viele Gold bey den Fremden, faßte ein Herz, und fragte: woher sie es haben? Die Unbekannten gaben dem Manne wahren Bescheid, fügten aber sogleich hinzu; daß es wohl nicht sobald einen gelingen werde, ungestraft in den Gang hinab und lebendig heraus zu kommen, und daß von dem Golde, das sich allda befinde die Stadt Königsberg einst herrlich und schöner, als sie je war, wieder solle erbaut werden!

Diese Geschichte, von einem ehrwürdigen Alten, mit funkelnden Augen erzählt, ist wahrhaft rührend. Des einzelnen Menschen innerstes Sehnen und Weben tritt in Träumen vor seine Seele, das Sehnen und Weben eines Volkes, eines Stammes, einer Gemeinde — offenbart sich in Sagen! — Sagen sind die Träume nicht des Menschen sondern der Menschheit!

Der Mahler Ruß.

Es ist ein vaterländischer Mann
Der das Mahlen recht wundersam kann,
Um ihn ein Häuflein währliger Kleinen —
Alle die nennet er die Seinen —
Hundert und hundert Gemähld' an der Wand,
Alles Gebilde seiner Hand,
Alles heimische Mährchen und Helden,
Eine Volksgeschichte in Gemählden —
Sitzt er mit immer heiterem Sinn
In dem kleinen Stübchen darin,
So voll Lust und voll frischem Leben
Wie die Spinn' auf ihren Geweben!

Sitzet er so an der Staffeley,
Sind die heimischen Vögel so frey
Sich auf das Fensterbret zu setzen,
Und ihn gratis mit Sang zu ergötzen.
Auch die Sonne hat Achtung für ihn,
Und erspart's ihm, am Vorhang zu zieh'n.
Selber der Wind läßt sanfter sich hören,
Um nicht den mahlenden Meister zu stören:
Denn man sage mir, was man will,
Die Natur hat für Künstler Gefühl,
Allenthalben auf Wegen und Stegen
Kommt sie ihnen ja freundlich entgegen.

Aber auch edle Damen und Herrn
Haben den wackeren Meister gern!
Hört ihr die kleine Thüre erschließen?
Sehet, mein Meister scharrt mit den Füßen,
Legt die Palette schnell aus der Hand,
Und verneigt sich, zur Thüre gewandt.
Aber es kömmt auch Einer der Größten,
Einer der Höchsten und einer der Besten,
Hat einen glänzenden Stern auf der Brust,
Eines noch schönern sich drinnen bewußt.
Rulf *), an der Wand, hochherrlich zu Rosse
Grüßet den Kommenden: Enkel und Sproße!

Kaum daß der Hohe vom Meister geht,
Pocht' es leis' an der Thür und seht!
Eintritt der Mann, der sein ganzes Leben
Unsren Geschichten hingegeben,
Der das heimische Sagen-Gold
Aus den Minen ans Licht gehohlt,
Und die ausgeschachteten Massen
Mahler und Dichter gestalten lassen,
So, daß das historische Bild
Und das historische Lied, erst gilt,
Seit er mit vaterländischem Streben,
Rüstig eingriff in Kunst und Leben.

Wieder ist jemand an der Thür
Eine Dame tritt nun herfür,

*) Rudolf.

Männer lesen, loben und lieben,
Was diese deutsche Frau geschrieben.
Horch, schon wieder klopft Jemand an,
Und herein tritt der stille Mann,
Der mit Heimischem zu vollbringen,
Was er im Griechischen wollt' erringen,
Nun Uns sang: wie aus Östreich, dem Land,
Östreich, das Haus, durch Rudolf erstand,
Als die unerschütterte Lehre:
Daß die Macht dem Rechte gehöre!

Wieder kamen Andere heran,
Andre seh' ich noch dorten nahn,
Die da kommen, und die da kamen,
Wer vermeldet alle die Nahmen?
Alle, das weiß ich, sehn an die Wand,
Und sie reichen dem Meister die Hand:
„Bravo, Mahler, so fortgefahren!
„Wahrlich, das heißt die Vorzeit bewahren!"
Und der Meister nicket erfreut: —
„Nun wills hoffen! Es war an der Zeit
„Ein Mahl in unsern Bergen zu graben,
„Um eine heimische Kunst zu haben!"

Freylich gibt es auch manche Herrn,
Und die sehn auf die Fehler nur gern
Wollen den schweren Anfang nicht wägen,
Stellen selbst Gutem sich entgegen!
Aber wie sprach jener edle Mann,
Der auf Lorbeern süß schlafen kann,
Weil er im Grabe nicht hört das Weinen
Der verlassenen, lieben Seinen!
„Wer den Besten seiner Zeit
„That genug in der Sterblichkeit,
„Der hat gelebt für alle Zeiten;"
Möge mein Meister die Worte sich deuten! *)

Joh. Schön.

Die Tonkunst in Böhmen von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten.

Von J. A. von Rittersberg.

(Fortsetzung).

Kucharz Johann (geboren zu Chotecz 5. März 1751) Sohn eines Landmannes dankte seine erste Bildung in Musik und Schulgegenständen den Jesuiten in Königgrätz und Gitschin. Er vollendete sie in Prag, wo er das Glück hatte, im Orgelspiele und Composition des berühmten Fegerts Unterricht zu genießen, wobey er zugleich die Partituren Fuchs, Bachs, Marpurgers und anderer großen Meister täglich und fleißig studirte. Nachdem er die philosophischen Studien vollendet hatte, faßte er den Entschluß, Musik zur Brodkunst zu wählen. Er fand bald eine Anstellung als Organist an der Heinrichskirche, und viele Schüler aus den besten Häusern, die ihn als Sing- und Clavier-Meister begierig suchten. Was ihm an Zeit übrig blieb, widmete er der Composition, in der er sich zeitig und mit vielem Glücke versuchte. Ein anderes und zwar nicht geringeres Verdienst erwarb er sich durch den Satz der Mozartschen Opern im Clavierauszug, welcher vor allen andern Arbeiten dieser Art den Vorzug verdient. Schon im Jahre 1790 wurde er von der Heinrichskirche an die Prämonstratenser Stift- und Pfarrkirche auf dem Strahof als Organist versetzt. Diese Stelle begleitet er noch jetzt als ein Greis von 73 Jahren und Senior aller Prager Tonkünstler. Später wurde er Kapellmeister am Opern-Orchester der italiänischen Oper in Prag. Mozart, Haydn, Abbée Vogler, Naumann und andere große Meister ehrten ihn durch persönliche Freundschaft. Als ihn der letztere einige Mahl spielen hörte, äußerte er, er wünsche von Grunde seines Herzens, Europa könnte sich mehrerer Orgelspieler seiner Art erfreuen. Von seinen Compositionen wurden folgende bekannt: 1) Zwey Concerte für die Orgel. — 2) Mehrere Sonaten für das Piano-Forte, für zwey und vier Hände. — 3) Präambulen, Fantasieen, Toccaten und Deducationen für die Orgel. — 4) O Salutaris Hostia, mit Organo concertante, für das Strahöwer Kirchenchor. — 5) Übersetzungen der großen Mozartschen Opern: Figaro; Don Giovanni; Cosi fan tutte, Clemenza di Tito, wie auch der Zauberflöte, zu welcher er die Recitative im Jahre 1794 machte. — 6) Cantate am Nahmensfeste des Abten Milo-Grün. — 7) Opfer der Freundschaft. Cantate. — 8) Das Opfer kindlicher Liebe. Cantate. — 9) Verschiedene Stücke für die Harmonika und Mandoline, die er beyde meisterlich spielt.

Anton Thomas Kunz (geboren zu Prag am 21. December 1756), Sohn des königl. böhmischen Hofarchitekten Anton Kunz. Sein Vater, der an ihm eine ausgezeichnete Neigung und Fähigkeit zur Musik wahrnahm, ließ ihm schon im fünften Jahre seines Alters im Clavierspielen Unterricht ertheilen. Sein Lehrer darin und im General-Basse war der geschätzte Organist Joseph Prokop. Im 15. Jahre fing er an, den Contra-Punct zu studiren, hörte zugleich die Philosophie und die sämmtlichen Rechte. Schon in seinem 12. Jahre war er ein sehr fertiger Clavierspieler, und fing im 17. an, gefällige Compositionen zu liefern. Nach vollbrachten Studien widmete er sich ganz der Tonkunst, hielt sich aber, ungeachtet seiner gründlichen

*) Über das vielbesuchte Atelier des Custoden, Carl Ruß im obern Belvedere, sehe man dieses Ar[illegible]ke 1819 Nr. 96 dann 1821 Nr. 1, 55 und 1822 Nr. 5, 32, 92, 152.

Kenntnisse, nur immer in der Reihe der Dilettanten. Zugleich legte er sich auf das Studium der musikalischen Mechanik, und einige in die Mathematik und Physik einschlagende Lieblingswissenschaften. Er hat eine Menge Opern, Cantaten, Lieder ꝛc. überhaupt für den Gesang mehr, als für das Clavier componirt, jedoch sind nur wenige seiner Compositionen aufgeführt oder gedruckt worden. Aufgeführt wurden von der Scholzischen Gesellschaft im gräflich Thunschen Hause auf der Kleinseite: 1) König Wenzel. Historisches Drama von August Zitte. In 2 Theilen. 1778. — 2) Die Bezauberten. Eine Oper in 2 Acten 1779, welche ungemein gefiel, und in Zeit von 5 Monathen 40 Mahl aufgeführt wurde. — 3) Verschiedene Cantaten und Scenen in den sehr glänzenden musikalischen Akademien der Juristen der Jahre 1793 und 94, denen er als Director vorstand. In den Jahren 1817 bis 1822 wurden mehrere seiner Ouverturen von dem Conservatorium der Musik aufgeführt. Von seinen Schriften wurden durch den Druck bekannt: Pygmalion. Eine Cantate für einen Sopran im Clavierauszuge. Prag 1781. Drey Gesänge für eine Singstimme, mit Clavierbegleitung. Prag 1789. Vier und zwanzig deutsche Lieder. Leipzig bey Breitkopf 1798. Sechs Canzonetten. Italiänisch und deutsch. Prag bey Enders 1816. Ob er gleich ganz zurückgezogen lebt, so ist er doch ausgezeichneten Männern, im In- und Auslande, nicht unbekannt. Von seinem mit großen Kosten und ausdauerndem Fleiße verfertigten Orchestrion und Bogen-Clavier, finden sich in vielen Journalen Nachrichten. Kunz war, wo nicht in Europa, doch zuverlässig in dem österreichischen Staate der erste Erfinder dieser eigenen Art von Orchester-Instrumenten. Das seinige hat er seit den bekannten Beschreibungen um vieles vermehrt und verbessert. Er ließ beyde in den Jahren 1796 bis 1798 unter seiner Leitung verfertigen, welche nach ihrer Vollendung den ungetheilten Beyfall einer Menge von Personen höchsten Ranges, dann der berühmtesten Virtuosen und Kenner erhielten. Im Jahre 1812 den 25. Juny erzeugten ihm die vier österreichischen Erzherzoge k. k. Hoheiten, Ferdinand IV. Großherzog von Toskana, Erzherzog Ludwig, Erzh. Anton, Erzh. Rudolph die höchste Gnade, ihn zu besuchen, und beyden Instrumenten ihren hohen Beyfall zu schenken.

(Der Beschluß folgt.)

Über Shakespeare.

In Nro. 148 vom Dec. 1824 in der Zergliederung des Lear und der Darstellung desselben auf den Bühnen Wiens durch Brockmann und Iffland, durch Eßlair und Anschütz, thaten diese Blätter ihren Lesern das Gelübde einer Zusammenstellung dessen, was die vorzüglichsten Schriftsteller deutscher Zunge, von Lessing und Goethe, bis auf die Gebrüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel und bis auf Franz Horn, über den geheimnißvollesten und klaresten, reichsten und zugleich tiefsten aller Dichter ausgesprochen haben. Wahrlich von ihm muß man es glauben, „er sey gesessen in der Götter uraltestem Rath und behorche der Dinge geheimste Saat!" — — Macht daher die gegenwärtige Musivarbeit auch nicht den geringsten Anspruch auf Originalität, so dürfte es doch gar vielen Lesern, die in keiner Hinsicht im Falle sind, eigene Studien über Shakespeare anzustellen, sehr willkommen seyn, hier beysammen zu finden, was sie sonst mit nicht geringem Aufwande von Zeit, Mühe und Unkosten an zwanzig Orten und Oertchen zusammen suchen müßten? — Alles scheint Uns verdienstlich, was immer zur allgemeineren Erkenntniß und Verbreitung dieses erhabenen Genius führt, in welchem jene heilige Drey, der Religiosität, der Nationalität und der Kunst, wie kaum in irgend einem andern menschlichen Werke, als jenes unauflösliche und unüberwindliche Pfeilebündel hervortritt, das der sterbende Dschengis Chan seinen Söhnen zum warnenden Beyspiele vorwies! Zu solchem Zwecke ist auch die unscheinbarste Mühe und die geringfügigste Handreichung, ein ernstes und ein würdiges Geschäft. — Wehe dem Dünkel, der darüber erröthen möchte, Farbenreiber bey — Raphael — gewesen zu seyn! Wehe dem Dünkel, der das unmüdbare Studieren und Copiren der größten alten Meister verwerfend, dem Drange nicht widerstehen kann, die unzeitigen Ausgeburten seiner eigenen Phantasie, ohne Reife und ohne Vollendung, nur immer recht schnell von sich zu schütteln, in die Breite zu gehen, statt in die Tiefe und die Höhe des Kunstgenius, nach der Zahl solcher Aborte zu bestimmen! — Das unscheinbare Samenkorn liegt in der dunkeln Erde, und oft deckt Koth seine Wurzeln. Sie treiben aber um so zarter, um so schneller und mächtiger, — nur geringe Zeit noch — und ein wogendes Meer goldener Saten, woget und nickt schon der lohnenden Ernte entgegen, — „der Kern allein im schmalen Raum verbürgt den Stolz des Waldes, den Baum! —" Alles Gute und Große wirkt durch seine eigene Expansionskraft Wunder und verdrängt das Schlechte und Gemeine aus Zeit und Raum. — Die Epoche in unserer Literatur ist nicht so ferne, wo schale und schlüpferige Romane, Ritter- und Gespenster-Geschichten, Wahnsinnige und Selbstmörder, gefaseltes Unglück und erträumter Jammer, unsere Bücherkataloge und Lesezirkel ausschließend erfüllt haben. — All dieses Schlechte und Gemeine, die Zeit, die Sitten, die Sprache und den Geschmack Verderbende, ist aber plötzlich und spurlos verschwunden und so gut wie gänzlich verschollen, seit Goethe und Schiller, Johannes Müller und Herder und Tieck und die beyden Schlegel, ein Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, seit insbesondere der edle

und reine Schiller, so sehr durchgegriffen hat und jene Classiker deutscher Zunge einen ganz andern Wärmemesser und eine bedeutende Erhebung in Sprache und Sache, in Geist und Geschmack hervorgebracht haben!? — Zur anschaulichen Ueberzeugung bedarf es nur eines einzigen, vergleichenden Blicks in den nächsten besten Buchhändler-Catalog von 1794, von 1804 und von 1824!! — Seit mehr als einem Jahrzehend, ist auch Shakespeare*) (schon unter Theresia und Joseph, durch Stephanie, Schröder und Brockmann auf unserer Burgbühne heimisch,) häufiger als je wiedergekehrt „auf die Bretter, die die Welt bedeuten" — und zwar in seiner ursprünglichen Gestalt und Herrlichkeit, ohne die frühern, eigenwilligen Abänderungen und meist kleinlichen und widersinnigen Zustutzungen. Dennoch ist sehr vielen, auf Bildung Anspruch Machenden von Shakespeare nur bekannt, was sie jetzt auf unserm Theater gesehen haben: Lear, Othello, Macbeth, Hamlet, Romeo und Julie. — Nur sehr Wenige erinnern sich aus früherer Zeit, auch noch an Julius Cäsar, an Heinrich IV. und Richard III., dann an den Kaufmann von Venedig und noch an einige dem Geiste des Urbildes nicht immer analoge, oft ganz verhunzte Nachbildungen und Bearbeitungen, aus denen manche wohl gar keinen zeitgenossen Augenzeugen mehr übrig haben? — Z. B. Imogen (Cymbeline); Gleiches mit Gleichem; die bezähmte Widerbellerinn; der Sturm (opernähnlich appretirt); Timon von Athen; die Drillinge (Comödie der Irrungen); die Quälgeister (viel Lärmen um Nichts). — Aber wie unvollständig und wie unvollkommen bleibt auch nach allem diesem die Erkenntniß und der Genuß des großen Dichters, dessen einzelne Arbeiten wir hier alle vorführen wollen: ein Werk, das unlängst Franz Horn wieder begonnen, aber bis zur Stunde nur über acht der herrlichen Dichtungen Shakespeares ausgebreitet hat. — Wir halten es für zweckmäßig, den nähmlichen Gang einzuhalten und zuvörderst geschichtlich zu berühren, wie dieses Kleinod von Alt-England auf germanischer Erde bekannt und verkannt, geschmäht und bewundert und nach und nach so eingeführt wurde, daß seine Kenntniß oder Nichtkenntniß, das Schibboleth geworden ist, wodurch der Anspruch, zum wahrhaft privilegirten Stande der Höhergebildeten zu gehören, unwidersprechlich behauptet oder verwirkt werden mag!

* *

Die Aufnahme, welche Shakespeare in Deutschland erlebte, wurde von Franz Horn in genügender Vollständigkeit entwickelt. — Der Erste, der ihn, wenigstens nahmentlich anführte und zwar in Gesellschaft von Beaumont, Fletcher, Otway und andern, war im Jahre 1700 Morhof in seiner „deutschen Poeterey." Aber er bezeichnete ihn nicht näher, und die ganze erste Halbscheide des 18. Jahrhunderts hindurch, blieb der unsterbliche Genius der brittischen Inseln, mit wenigen Ausnahmen, in Deutschland völlig unbekannt: — Ausnahmen, die um so rühmlicher sind, da sie von selbstthätiger Erkenntniß des großen Meisters, ein um so rühmlicheres Zeugniß geben.

Dahin gehört die 1741 zu Berlin, freylich in gräulichen Alexandrinern erschienene Übersetzung des Julius Cäsar. — Ein Mann, der an Shakespeares Todestage, am 23. April 1616 geboren wurde, Andreas Gryphius wurde in seiner honetten Armuth mit jenem überreichen Genius verglichen, selbst von des hehren Britten Vertheidigern, wie Elias Schlegel, der von Shakespeare bey dem allerbesten Willen, gleichwohl mit der ganzen kümmerlichen Beschränktheit seiner Zeit spricht, wie von einem Manne voll Talent, der aber leider von Regeln und Geschmack blutwenig wisse. Er meinte übrigens, man könne ja seiner Begeisterung herrliche Blüthen genießen, ohne sich selbe durch die mancherley Excentricitäten und Monstruositäten verkümmern und verderben zu lassen (!!) und wollte Shakespeare eben darum recht gelinde einführen und seine deutschen Landsleute ganz unvermerkt damit aufblasen. — Trotz dieser Erbärmlichkeit, doch immer ein wichtiger Schritt, da man nun doch nach dem von Schlegel für Shakespeare eingelegten Fürworte, selben nicht mehr gänzlich ignoriren konnte, ja sogar bey öfterem Lesen auf den eben nicht sehr kühnen Gedanken gerieth, es könnte vielleicht in Shakespeare noch mehr, als im Gryphius anzutreffen seyn? Ein Solches aber laut werden zu lassen, wagte man um so weniger, je heftiger Gottsched und seine Schule, sich auch gegen Schlegels doch so mäßiges Lob empörten. Der eigenen bittern Armuth in Sprache und Phantasie, trotz alles Bettelstolzes darauf, sich gleichwohl dunkel bewußt, wollte sie das Ärgerniß jenes Lobes mit widerlichem Scherz und seichter Pedanterey für immer niederschlagen. Gerade ein halbes Jahrhundert nach jener ersten Nennung durch Morhof, stellte Jöchers Gelehrten-Lexicon 1750, die Gesammtheit von Ansicht und Einsicht, gar redlich dar, die das größere gebildete Publicum Deutschlands damahls von dem großen Dichter haben mochte:

„Shakespeare (Wilhelm), ein englischer Dramaticus, geboren 1564 zu Stratford, ward schlecht auferzogen, und verstand kein Latein, brachte es aber dennoch in der Poesie sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe, konnte aber doch auch sehr ernsthaft seyn. (!!) Er excellirte in Tragödien und hatte viel sinnreiche und subtile

*) Schon in Nro. 148. December 1824 erwähnten wir, welches mächtiges Vehikel der Nationalbildung und des Nationalstolzes es in England sey, daß man dort unzählige Ausgaben von Shakespeare besitze, vom kleinsten Taschenformat bis zur Prachtausgabe in gr. 4. auf pergamentähnlichem Velin und mit prächtigen Kupfern. Mahler und Kupferstecher wetteifern, Scenen seines Genius zu verherrlichen, und es ist keine Kunstausstellung, die nicht die berühmte Shakespeares-Gallerie bereicherte. In Wien gab Anton Pichler (1810—1812) den Shakespeare nach Eschenburg und Schlegel in 20 Bänden heraus. Nun erscheint bey J. P. Sollinger im Zwettelhofe eine sehr elegante Ausgabe im Metrum des Originals und im Taschenformat, der Band zu dem äußerst geringen Preise von 15 kr. C. M.; eine Pränumeration, deren bisheriger reißender Fortgang ein erfreuliches Zeichen des veredelten Geschmackes ist.

Streitigkeiten mit Ben Jonson, wiewohl keiner von Beyden viel damit gewann. Er starb zu Stratford 1616 den 23. April im 53. Lebensjahre. Seine Schau- und Trauerspiele, deren er sehr viele geschrieben, sind 1709 zu London in vier Theilen zusammengedruckt."

Um so ruhmeswerther bleibt es daher für immer und ewig, daß immitten dieser ästhetischen Rückenmarksaustrocknung und Luftröhrenschwindsucht der Phantasie, der unvergeßliche Gotthold Ephraim Lessing 1758 in den berlinischen Literaturbriefen eine ganz andere Sprache führte, mit der wärmsten Ehrfurcht und Liebe und mit unbeschränktem Lobe von Shakespeare sprach, und zu dessen unaufhörlichem Studium ermunterte. — Da konnten Widerspruch und Widerstand freylich nicht ausbleiben!? — Die Lauen und die Halbherzigen und die, in ihrer Impotenz, vor jeder Begeisterung Erschreckenden, meinten: „so mit vollen Backen müsse man überhaupt gar nichts loben. Solch' knabenhaftes Auflodern, solch' bäurische Hingebung, sey in jedem Falle eines Mannes von ruhiger Besonnenheit, Klarheit und feiner Bildung unwürdig. Am wenigsten aber hätte gerade Shakespeare so gelobt werden sollen, der, weil er gar so wenig Geschmack habe, vielmehr für den guten Geschmack gefährlich sey"!! — Die damahligen Kritiker, die sich den hohlen Kopf, zwar nicht gleich dem Dietrich in Tiecks Fortunatus, mit verwunschenen Hörnern, aber doch mit ihrem Aristoteles und seinen mißverstandenen Einheiten in der Wand fest gerannt hatten, lärmten gar viel von Verletzung eben dieser Einheiten und aller poetischen Gesetze, und die müßige, seichte Menge, die nur in Gemeinplätzen denkt und mit Sprichwörtern regiert, war sehr froh, einige voltairesche Sätze bey der Hand zu haben, die den großen Britten ridiculisiren und dadurch für immer als verschollen erklären sollten, z. B. jenes unvergleichliche Kraftwort über Hamlet, „daß er von einem betrunkenen Wilden verfaßt scheine", u. d. gl. mehr. — Die Wahrnehmung war in der That komisch, wie so manche literarische Philister von der unwiderstehlichen Übermacht des großen Genius mit fortgerissen, mit grimmigen Gesichtern, wie der Böse, dem man die Hand ins Weihwasser taucht, Shakespeares Talente priesen, dabey aber unter dem schmählichen Mantel der Anonymität, mit Steinen und Koth nach ihm warfen. — Als vor 62 Jahren, Wieland eine Übersetzung der shakespearschen Dramen begann, fing einer derselben sein kritisches Urtheil mit den Worten an: „Von Rechtswegen sollte man einen Mann, wie Shakespeare, gar nicht übersetzt haben ꝛc." (!!) — Gottsched fest überzeugt, daß jeder, der nur ernstlich wolle, in seiner kritischen Dichtkunst alle die Ketten und Bande im Überfluß finde, in welche Shakespeare zu schlagen sey, trat wie das Unwesen doch nicht nachlassen wollte, ja der große Britte immer mehr Verehrer fand, in seinem Hand-Lexicon der schönen Wissenschaften, mit folgendem, eben so kurzen als bündigen Urtheil an den Tag: „Die Engländer machen gar viel Wesens aus Shakespeares theatralischen Gedichten, die freylich an der Zahl sehr groß sind, doch hat sich in neuern Zeiten eine gewisse Frau Lenox gefunden, die vielen seiner berühmtesten Stücke die Fehler gewiesen hat." (!!) — Als auch dieser großartige Machtspruch in die Dauer nicht helfen wollte, donnerte Gottsched im 2. Theil seines: „nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst," — daß er berühmte heutige Schriftsteller vor sich habe, und eingebildete große Kunstrichter (worunter er aber nur den einzigen Lessing meinen konnte,) die den brittischen Abgott Shakespeare und andere neuere Helden dieses Volkes auf den Knieen anbethen, obgleich sie eben so wenig Zucht und Ordnung auf der Bühne beobachten, als die deutschen Fastnachtspieldichter Rosenplüt oder Scherenberg und sich eben so einfallen lassen, Gespenster und Tod, Himmel und Hölle aufs Theater zu bringen!!

All dieser dürftige Aberwitz und das leere Stroh des Hin- und Herredens geschwätziger Müßiggänger und geckenhafter Halbkenner, das dem Manne von Geistes- und Willenskraft unerträglich ist, bewogen Lessing, 1768 mit seiner Dramaturgie aufzutreten, um die Herrschaft der französischen Aftermuse zu brechen, mit eben so viel Gründlichkeit als Witz den ungeheuern Irrthum zu zeigen, auf dem die tragische Bühne der Franzosen erbauet ward und mit edlem Zorn, die Deutschen zu sich selbst, zur Wahrheit und Natur zurückzuführen, auf Shakespeare als auf ein vollendetes Muster zu verweisen und in scharfsinnigen Bemerkungen über manche seiner berühmtesten Charaktere, die ersten Grundlinien zu einer damahls völlig neuen, kräftigen und reinen Kritik des erhabenen Dichters zu legen.

Es hat früher und später nicht an Leuten gefehlt, die dieses große Verdienst Lessings zu schmälern eifrig bemüht waren. Er habe, sagten sie, die Deutschen aus der allerdings etwas argen Schule der Franzosen genommen, sie aber dafür in jene der Engländer geschickt, somit am Ende doch nur eine Abhängigkeit mit der andern verwechselt. — Aber nie hat Jemand kräftiger vor aller Nachahmerey gewarnt, als gerade Lessing. Er hat die neuere Tragödie der Engländer, selbst vor des vielgepriesenen Addison dürftiger Nüchternheit gewarnt, einigen ältern z. B. Beaumont und Fletcher nur ein sehr mäßiges Lob ertheilt und dem einzigen Shakespeare den Thron angewiesen, der ihm gebührt und auf welchem er durchaus unnachahmlich ist. — Dann hieß es wieder: was wirkte denn Lessing auch am Ende in jener völlig französirten Zeit durch sein Buch? — Anfänglich freylich bey den meisten Deutschen nur Schrecken, der aber gar bald in Bewunderung und endlich in Liebe überging. Wenigstens war es nicht mehr möglich, wie bisher, den ganzen Shakespeare zu ignoriren, man mußte ihn wirklich lesen, wenn man über ihn reden wollte und so gewann er mehr und mehr Raum. Man lernte ihn mit Entzücken verstehen und dieses köstliche Verständniß Allen eröffnen, denen man eine solche Perle nicht vorenthalten wollte, denen man den Sinn zutraute, Shakespeare zu fassen und ein Herz, ihn zu fühlen.

Wieland, der deutsche Ovid, vom Anfang und seiner

innersten Natur nach, Franzose, darf gleichwohl dieses als das schönste Blatt in seinen Lorber fügen, der erste Übersetzer Shakespeares gewesen zu seyn und wenn ihn gleich die dabey erfahrnen Unbilligkeiten ermüdeten und er die ruhmeswerthe Arbeit aufgab, so fand sich doch in Eschenburg ein Stellvertreter von unermüdbar ausdaurendem Fleiß für jene Zeit, wenn er auch manchmahl den gediegenen Text in den nichtssagenden Anmerkungen der englischen Glossatoren ersäufte, da er sich mehr um das, was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmerte und leider oft sehr prosaisch übersetzte, was doch so höchst poetisch gebildet ist. Wie Wenige ahnten damahls jene vollendete Einigkeit in Inhalt und Form, jenen unnachahmlichen rythmischen Wohllaut in des Dichters Sprache! Für jene Zeit hat und behält Eschenburg sein unvergängliches Verdienst. — Des unglücklichen Lenz Übersetzung des Lustspiels: „der Liebe Müh' ist umsonst", war bald verschollen. Darauf abertraten Gerstenberg und Herder als Herolde des großen Genius auch hervor und stachelten die Polemik der Unvermögenden, Zahmen und Lauen, die mitunter auch das Ansehen haben wollten, als begriffen und als liebten sie den großen Dichter, kam es aber dazu und lobte man ihn recht offen und unbedingt und muthig, so zogen sie sich gleich, unter vielerley Verbeugungen zurück und kamen wiederum „auf besagten Hammel", von der Gefährlichkeit Shakespeares für den guten Geschmack zurück. Am handgreiflichsten äußerte sich darüber, in Wien Ayrenhoff, dem es tiefe Seufzer kostete, wie man denn doch nur ein so unbändiges Genie so erheben und daß ein so feiner Mann, wie Wieland, seine Zeit damit habe verlieren können, Shakespearen zu übersetzen, der doch überaus roh und ganz entsetzlich sey!

Endlich kam auch der Mann, der nicht nur in den sybillinischen Büchern Shakespeares zu lesen, sondern was er mit und durch ihn erschaut, auch darzustellen vermochte. — Der große Goethe, der schon als Jüngling in seinem Götz von Berlichingen, eine zusammenhängende Reihe herrlicher historischer Porträts und Compositionen aufgestellt hat, Er, der, wie Schiller ihn begrüßte

— — — Uns vom falschen Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erdrückt, die unsern Genius umschnürt
Er, den Natur, die heilige, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert —

Und seit dessen großartigen, an Productivität und practischer Kritik gleich herrlichen Leistungen, es den Freunden der deutschen Bühne erst erlaubt ist, zu sagen:

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Lorber zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt,
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt
Und auf der Spur der Griechen und des Britten,
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten!

und wie gab uns Goethe in seinem Wilhelm Meister das Wort des Räthsels der erhabensten shakespeareschen Dichtungen? — und wie wenig ist die Einwirkung des brittischen Genius, auch auf die Morgenröthe des Schiller'schen zu verkennen, in den Räubern und im Fiesco, bey aller Befangenheit und Unbeholfenheit des edelherzigen und talentvollen Anfängers; der späterhin als gereifter Mann, das bloße Auftretenlassen von „Shakespeares Schatten" (M. S. Nr. 148 des Archivs Dec. 1823) für hinreichend hielt, um eine falsche, dürftige Tendenz, zu der die Zeit heruntergerissen war, mit einem Schlage zu erdrücken.

Es ist hier und da gesagt worden, die Unzahl der Ritterschauspiele, die sich auf die deutsche Bühne drängten, sey eine unmittelbare Folge der Lesung Shakespeares und eine sehr ungünstige Nachwirkung derselben gewesen! — Man hat hierbey nicht gedacht, daß es wohl nichts Entgegengesetzteres gäbe, als den unerreichten historischen Tact Shakespeares, dessen Cyclus der Heinriche durch und durch eine verklärte Geschichte ist und jene Stücke in denen, außer den Harnischen und Humpen, Verließen und Vehmrichtern, fast gar nichts ist, was der Zeit und vollends gar nichts, was dem Geiste des Ritterthumes angehört. — Von einem Studium Shakespeares ist schon gar nicht die Rede, aber selbst kennen konnten ihn die Verfasser dieser Ritterstücke nur aus den damahls üblichen Bearbeitungen oder vielmehr Zerfleischungen. — Eher könnte man dem Götz einen solchen Vorwurf machen, der Vorläufer jener Ritterstücke und Ritterromane gewesen zu seyn, thörichter Vorwurf, als wenn jede Nachahmung, als wenn die Manier, dieß unausbleibliche Erbtheil der großen Mehrzahl der Mittelmäßigen, jemahls vermieden werden könnte!! außer etwa durch die Weisheit derjenigen, die im Hungertod und im Kehlabschneiden das einzige, allerdings unfehlbare Mittel gegen Indigestion und Migraine finden! — und dann haben jene rohen Ritterstücke wenigstens nicht die Sünde auf sich, irgend welche nationale, dramatische Meisterwerke verdrängt zu haben, vielmehr hätte aus diesen Polterstücken, welche die französirten Dramen allerdings aufwiegen, mit der Zeit vielleicht doch noch etwas Besseres werden, sie hätten vielleicht doch einigen wahren deutschen Lebensodem gewinnen können, wenn nicht das (an und für sich willkommene) Gegengift der Familiengemählde mit ihrem Schuldenwesen und guten Herzen, Hunger und Kummer, die Oberhand ausschließend an sich gerissen hätte.

Es war ein wichtiger Schritt, daß Shakespeare nun auch die deutsche Bühne betrat. Dieß hohe Verdienst gebührt vorzüglich dem großen Schauspieler F. L. Schröder, der längst empfunden hatte, daß ein tragisches Schauspielertalent, schlechterdings gar keinen würdigen Spielraum zur Entwicklung seiner Kräfte in den halb deutschen halb französischen Stücken jener Zeit habe, wogegen im Shakespeare eine ganze Welt lebendiger Gedanken und Leidenschaften und großer Charaktere vor ihm hinwogte und fast gar keine unbedeutenden oder physiognomielosen, gar keine sogenannten Nebenpersonen, bey denen man mit Routine und mechanischer Fertigkeit auslangte. Mit einer imposanten Metallstimme, plausibler Declamation und mahlerischen Stellungen war hier nichts gethan. — Der großen Mehrzahl der

Manieristen und Routiniers ging es somit freylich sehr übel und sie arbeiteten auch mit allen erdenklichen Maulwurfskünsten den Dingen entgegen, die da kommen sollten; aber die echten großen Künstler feyerten ihre herrlichsten Triumphe: Schröder, Brockmann, Koch, Reinecke, Böckh, Fleck ꝛc.

Freylich wurden mit Manchen der shakespeareschen Stücke, theils weil man das große und gemischte Publicum noch nicht reif dafür glaubte, theils aus scenischen und rhetorischen Rücksichten, Abkürzungen, Veränderungen und Verbesserungen (!!) vorgenommen, die zum Theile den Kern und das innerste Mark angriffen. Vom Schröder'schen Lear haben wir Solches bereits gezeigt. Auch Hamlet, wiewohl innerlich schon durch und durch ertödtet, mußte dennoch äußerlich fortleben und recht viel Prosperität von seiner Regierung hoffen lassen! Gleichwohl blieben die also zerrissenen und verkümmerten Stücke, ein Magnet, dessen Polen alle guten Köpfe, mit stürmischer Freude zuflogen. Die beyden Theile Heinrichs IV. wurden, wie mit einer ungeheuern Baumscheere, in einen einzigen zusammengestutzt. — Weisses Romeo und Julia und Richard III. sind noch in unseligem Andenken. — Etwas glimpflicher verfuhr man mit Macbeth und Othello, denen der ungeheuerste Beyfall entgegenbrauste, mit dem Kaufmann von Venedig (gleichfalls von Schröder bearbeitet), mit Julius Cäsar (den zuerst Dalberg mit großer Pracht und mit großer Liebe auf die Bühne brachte) ꝛc.

Nun trat in seiner spätern Epoche Goethe mit seinem Wilhelm Meister hervor, der nach manchen Irrfahrten im Gebiethe des Geschmacks, endlich auf Shakespeares Zaubereiland landete, wo sich ihm dann ein schönes Wunder nach dem andern erschloß. Dazu wählte Goethe das bekannteste aber auch reichste und am wenigsten erschöpfte Werk den Hamlet; zergliedert den wunderbaren Charakter desselben, löset manche von superfeinen Kritikern hineingetragene Verwirrung und zeigte, einfach und klar den Pfad, auf welchem in Shakespeare einzudringen sey?

Das große Verdienst wahrhaft poetischer Übersetzung mit welcher die allgemeinere Verbreitung, die höhere Freude und das eigentliche Studium erst anging, gebühret August Wilhelm Schlegel. — Viel später widmeten die ausgezeichneten Dichter und Philologen Voß, Vater und Söhne, ihre Kräfte diesem wichtigen Werke mit allen ihren Vorzügen, öfters aber auch mit unleidlichen Härten.

(Die Fortsetzung folgt).

Kunst.

Wanderung in die Ateliers hiesiger Künstler. — Schon in Nr. 128 des Jahrg. 1823 wurde der Künstler Ponheimer (Vater und Sohn) erwähnt, und bey ihren Biographien die Anzeige ihrer bis dahin gelieferten Arbeiten gemacht. — Seit dieser Zeit vollendete Ponheimer (Sohn) eine seiner besten Leistungen. Eines der schönsten Gemählde und ein wahrer Schatz der k. k. Gallerie im Belvedere ist nähmlich der Blumen-Altar von de Heem. — Diesen wählte sich der Künstler, um denjenigen, welchen die Gelegenheit entzogen ist, dieses Meisterwerk in der Gallerie zu bewundern, die Ansicht fast so zu gewähren, als hätten sie das Original vor sich. Es wurde zwar schon in der wohlbekannten Haas'schen Bilder-Gallerie der Blumen-Altar von de Heem, von Ponheimer (Vater) meisterhaft gestochen, geliefert; allein so brav dieses Blatt ist, so können doch Kunstkenner und Kunstschätzer die Farbenpracht und den Schmelz des Originals nicht deutlich genug erkennen, noch weniger konnten die winzig kleinen Insecten und andere Gegenstände, welche von dem außerordentlichen Fleiße des Künstlers de Heem zeugen, in ihrer ganzen Deutlichkeit dargestellt werden.

Herr Ponheimer (Sohn) hat daher dieses Blatt in einem größeren Formate geliefert (10 1/2 Zoll hoch, 9 Zoll breit), welche Größe ihm gestattete, alle Gegenstände so zu versinnlichen, daß sie, im Vergleiche mit dem Original-Gemählde, deutlich zu erkennen sind. Über dieß soll man aber auch die Farbenpracht des Originals nicht ganz vermissen; deßhalb wird jedes Blatt auf's sorgfältigste von dem Künstler selbst, der auch Porträt-Mahler ist, dem Originale ausgemahlt.

Dieses Werk ist ein neuer Zeuge des ausharrenden vaterländischen Kunstfleißes, und man findet, im Vergleiche zu dem Fleiße, den der Künstler darauf wendete, den Preis von 50 fl. C. M. für ein fein ausgemahltes Blatt nicht zu hoch. — Mögen die hochsinnigen Kunstschätzer und Kenner den Künstler in seinem Fleiße ermuntern! Die Wohnung desselben ist: Wieden, nächst der Carls-Kirche, in der Wohllebengasse Nr. 83, wohin sich entfernte Kunstliebhaber in portofreyen Briefen mit ihren Bestellungen wenden können.

F. H. Böckh.

Miscelle.

Gegen die Butterweichen, die da wollen, daß man auch das Schlechte und Gemeine nur mit Sammthandschuhen berühre, daß man die Ansprüche der aufgeblasenen Mittelmäßigkeit anerkennen, mit offnen Augen doch nicht sehen und das offenbar Mißlungene gelungen finden solle, möchte man gar oft anwenden, was der, im rauhesten schweizerischen Hochgebirg, zu Einsiedeln geborne Paracelsus einst denjenigen zurief, die ihn der Grobheit beschuldigten: — „von Natur bin ich eben nicht fein gesponnen. Auch ist es nicht meines Landes Art, daß man Etwas mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Seiden erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrod: aber mit Käs, Milch und Haberbrod. Das kann nicht subtile Gesellen machen. Zu dem, daß einem all sein Tag anhängt, was er in der Jugend empfangen hat, derselbige ist sehr grob gegen jene Subtile, Katzreine, Superfeine. Denn die in weichen Kleidern und Frauen-Zimmern erzogen werden, und die wie in Tannzapfen erwachsen, verstehen einander nicht wohl. Darum muß der Grobe grob zu seyn geurtheilt werden, ob derselbige schon gar subtil und holdselig zu seyn vermeint. Also geschieht mir auch: was ich für Seide achte, heißen die Andern Zwillich und Trillich.“

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 26. Jänner 1825.

(11)

Antwort

auf die Stimmen gegen meinen Bericht über die Prager Kunstausstellung im Junius-Hefte des Archivs Nr. 66, 67, 63 und 69.

Veritas odium parit. Ich habe auf vielfältige Aufforderung gesagt, was ich mit klarem Bewußtseyn der Gründe über die heuer vor uns dargelegten Kunstwerke denke, worin Hochgebildete, denen ich mein Urtheil vorwies, mit mir übereinstimmten. Ich habe es in ruhigem, aber ernstem Tone gesagt, und werde dafür angegriffen. Die Stimmen jedoch, die sich gegen mich erheben, sind so unbedeutend, daß ich gar nichts entgegnen würde; und nur um mich zu diesem Urtheile öffentlich zu bekennen, wie ich mündlich schon gethan, will ich Einiges erwiedern.

Die Berichtigung des Kunstfreundes (sollte wohl heißen Künstlerfreundes; denn nur als solchen gibt er sich kund,) die sich in Nr. 116 und 117, im September-Hefte dieser geschätzten Zeitschrift vernehmen ließ, wurde durch die scharfsinnige Bemerkung der Redaction dermaßen berichtiget, daß ich der Mühe überhoben war, irgend etwas dagegen zu erinnern. Nur kann ich dem Berichtiger mein Befremden nicht bergen, daß er immer von einem unbekannten Kritiker spricht; während doch die hiesigen Künstler — so wenig hatte ich meine Ansichten hehl — mich recht gut als Verfasser kannten, was sie denn ihrem Freunde kaum werden verschwiegen haben. Daß ich auch in anderm Sinne nicht zu den „Unbekannten" gehöre, war dem Herrn auch nicht unbekannt. Vielleicht ignorirte er es jedoch absichtlich, um das Einzige, was in seiner Berichtigung gegen mich gerichtet war, anbringen zu können, nähmlich die Inurbanitäten.

Eine jedoch ist so stark, daß sie einer Beleuchtung bedarf. Als ein neuer Held zu Tiecks Skaramuz, sieht er in mir einen ABC-Schüler der Kunsttheorie, der „die byzantinische Kunst nicht kenne, und nicht einmahl Werke der Skulptur mit dem gehörigen Kunstwort zu benennen wisse." Ich habe wohl die byzantinische Kunst, wenn auch nur historisch, gekannt; aber ich weiß auch, daß die Souterrain-Capelle schwerlich solchen Zierrath aufzuweisen hatte; denn ich dürfte nicht irren in der Behauptung, daß die Capelle, wie wir sie noch jetzt in Altbunzlau sehen, wenn auch nicht eine Reliquie jener Zeit, doch nach der Urgestalt in späterer Zeit hergestellt ist. Wenn man ferner ganz der Urbedeutung und der Analogie zuwider, die zeichnenden Künste, bildende nennt, und ich dieser Redniß mich aus Grundsatz nicht bedienen mag, so dürfte das weniger Unwissenheit von meiner Seite verrathen, als von meinen Opponenten, die beyde mir dieses hoch aufgerechnet haben. Sie möchten allenfalls das ABC der Sprache lernen, ehe sie sich es herausnehmen, mich das ABC der Kunst zu lehren. Was heißt denn, in ursprünglichem und eigentlichem Sinne bilden? — Formen den Stoff, nach allen Dimensionen des Raumes. Unterscheidet nicht der Sprachgebrauch ausdrücklich Bildwerke von Gemählden und Schildereyen? Lies't man nicht in der Bibel: „Gott bildete den Menschen." — Er hat ihn doch nicht gemahlt, oder in Kupfer gestochen?

Gegen meinen Grundsatz, daß man in der Kunst nicht einseitig die Erzeugnisse einer Zeit, eines Volkes als einzig giltige, einzig würdige Muster aufstellen sollte, am wenigsten die der deutschen Schule, läßt sich der Kunstfreund in einer unnützen, langen, pomphaften, kunst- und weltgeschichtlichen Tirade vernehmen, deren Eingang nichts anders ist, als Paraphrase eines bekannten Gedichtes von Schlegel. — Im Verfolge jedoch setzt er Manches zu aus Eigenem, was gar seltsam zu vernehmen. So sagt er 643, l. 32 und ff.: „Die neue, durch den christlichen Glauben herbeygeführte Vergeistigung und Begeisterung habe die Werke des Meißels ungenügend gefunden, und deß-

halb zu Pinsel und Palette greifen müssen." — Arme Bildhauer! Ihr müßt nun durchaus Heiden seyn und bleiben! Das hat sich der wackere Vischer, als er die herrlichen Apostel für die St. Sebaldus-Kirche in Nürnberg, Alexander Collin, als er Maxens, Ferdinands und Philippinens Welser Mausoläen zu Innsbruck, Niklas Lerch, als er jenes Fridrichs IV. im Wiener Stephansdom, Dannecker, als er seinen großartigen Christus schuf, und die andern Bildner wohl nicht träumen lassen, daß ihre Werke Götzenbilder seyn müßten, weil sie das Unglück haben nicht gemahlt (oder vielleicht bemahlt?) zu seyn. Weiter heißt es: „Man habe, statt der unbegriffenen altdeutschen Münster, Kirchen mit griechischen Säulen und geschmacklosen Zierrathen (sic) aufgebaut" — dazu gehört das Wunder der neuen Welt, St. Peter in Rom, St. Paul in London vermuthlich auch? Das nenne ich mir doch einen Geschmack!

Seine Absicht scheint es zu seyn, Führich gegen mich in Schutz zu nehmen. Ließ ich der schöpferischen Phantasie dieses trefflichen jungen Künstlers nicht volles Recht widerfahren? Zeigte ich irgendwo feindselige Gesinnung gegen ihn? Hätte ich ihn auch nur vor dem Schwindel bewahren wollen, in den ihn der Weihrauch unberufener Bewunderer wohl versetzen könnte, so hätte ich ihm schon hierin einen Freundschaftsdienst erwiesen. Ich rieth ihm in meinem Aufsatze, 352, II., 4, die Werke anderer Mahler zu studiren und zu copiren, weil er sich so schneller vervollkommnen werde; ich glaubte ihm das, eben aus Achtung, mit aller Schonung, und eben darum nicht unumwunden sagen zu müssen; ich machte ihn aufmerksam darauf, daß er nicht Gefahr laufe, seine Originalität darüber einzubüßen, und wies auf die Gründe nur hin, ohne sie genau durchzuführen. Sein Freund ergreift dieses, um dem wackeren Künstler (soll die Berichtigung parallel mit meiner Kritik gehen, so kann diese Stelle keinen andern Sinn haben) Herberes zu sagen, als ich je gedacht; denn er räth ihm gar, (644, II. 2.) erst das Technische und Mechanische zu lernen.

Überhaupt hat dieser Kunstfreund meinen Aufsatz nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit gelesen, um ihn zu verstehen, geschweige um ihn berichtigen zu können. Er hätte sich sonst (644, I. 37) die eingeschalteten Fragen erspart, da sie der Zusammenhang, und noch mehr die Stelle 351, II. 57 ganz überflüßig macht. Er hätte ferner nicht behauptet, daß ich Dahls Landschaften bloß als Studien gelten lasse, da ich das (siehe 375, I. 39) ausdrücklich nur von einigen der kleineren Gemählde Friedrichs gesagt.

Wir verlassen nun den Kunstfreund und wenden uns gegen den Künstler, der uns durch sein gewichtig Wort zu Boden zu werfen gedachte. Herr Martin Teiczek galt bisher für minder glücklich in Ausübung der Kunst, doch maß man ihm, in hohem Grade theoretische Kunstbildung bey. Mir thut es leid, daß ich ihm Anlaß gab, dieses günstige Vorurtheil auf so auffallende Weise durch seinen Aufsatz in Nr. 143, vom 29. November dieser Zeitschrift zu widerlegen. Es hat mich Mühe gekostet, mir Alles in eine verständliche Sprache zu übersetzen, um ihm darauf antworten zu können. Zwar ist sein Aufsatz gleichsam nur die äffende Freykugel, die statt zum Ziele, vielmehr in des Schützen eigne Brust gefahren; doch damit er nicht glaube, er dürfe quasi re bene gesta triumphirend davon ziehen, wollen wir ihm Einiges entgegnen.

Für's erste räth er mir, zu bedenken, daß von andern Künsten und Wissenschaften (!) abgezogene Theorien, auf bildende Künste angewendet, in der Kunstausübung und in der Kritik — nahmentlich in der meinigen — Beschränktheit und Einseitigkeit herbey führen. Meines Wissens kann man wohl Theorien von Kunstwerken abziehen, nicht von Künsten, noch weniger von Wissenschaften. Oder hatte er etwa die weiland schönen Wissenschaften Eschenburgs im Sinne? Zudem gibt es ja eine allgemeine Theorie der Künste. Weiß er das nicht, und daß die Künste alle dem Wesen nach eines sind? Doch er spricht von verschiedenen Tendenzen der Kunst. Wieder einmahl ein Wort, das man so häufig im Munde führt, ohne recht zu wissen, was man sich darunter denken soll. Meines Wissens haben alle Künste nur eine Tendenz, Darstellung des Schönen, und werden nur durch das Darstellungsmittel unterschieden, das natürlich die Form der Darstellung und der Kreis des Darstellbaren bestimmt.

Darstellung des Schönen soll aber ausschließend das Princip meiner Theorie, und dieses nicht begründet in seiner Gränze (?) durch Kunstwerke, folglich ein falsches Princip seyn. Wir haben sonach eine Reform der Kunstphilosophie von Herrn Teiczek zu erwarten; denn meines Wissens war mein Satz von Allen, die über Kunst gedacht anerkannt. Wir wollen hören, was er an die Stelle des entthronten Princips setzt. Das Charakteristische, das Bedeutsame. Was man sich darunter zu denken habe? wird freylich nirgends gesagt, und läßt sich auch nicht enträthseln, nur erfahren wir, daß Mahler, die von der Schönheit ausgegangen, (wir glaubten bisher, sie strebten darnach) nicht hätten ein charakteristisches Ganze zu Stande bringen können, ihre Gebilde wären einförmig und ohne inneres Leben, und endlich nicht schön

gewesen; denn das Schöne habe sich erst aus dem Bedeutenden entwickelt."

Gleichwohl verarget er mir die ausgesprochene Anforderung an Kunstwerke, daß sich Leben und Kraft darin offenbare. Wie reimt sich nun beydes zusammen? Inneres Leben fordert er und läugnet auf derselben Seite, daß Leben etwas Wesentliches sey. Er wird mir doch die Behauptung nicht unterschieben wollen, daß ich fordere, im Werke des Mahlers sollten sich Gestalten bewegen, etwa wie auf gewissen Uhrgemählden? Wenn ich Leben vom Kunstwerke fordere, so kann das wohl nichts anderes heißen, als es soll sich darin die Thätigkeit, und zwar eine höhere, der Menschennatur offenbaren und Gegenstände der leblosen Natur müßten in Beziehung gebracht werden auf ein thätiges, folglich Kraft und Leben voraussetzendes Princip, um anzusprechen. Ist das nun etwas anderes, als was er das Charakteristische nennt, wenn er ja sich etwas Denkbares darunter denkt? Wenn man eine Recension schreibt, wird man vielleicht in Hinkunft immer ein ganzes Lehrbuch mitliefern müssen, um von solchen Kunsttheoretikern verstanden zu werden.

Meines Wissens ist Schönheit ohne Charakteristik undenkbar, wohl aber diese ohne jene. Auch erkennt Hr. Teiczek, daß jene sich aus dieser entwickelt habe; und zeigt sich doch indignirt, wenn ich mir unsere Künstler im Fortschritte denke, und von ihnen das Höhere erwarte. Bedeutet nicht jedes das, was es ist? Eine Nulle, darunter ein eyrunder Kreis, aus dem lothrecht herab zwey Striche und zu jeder Seite einer wagerecht, bedeuten dem Kinde einen Mann; sind sie darum schon ein Kunstwerk? Wir fordern wohl auch Charakteristik, nur im höheren Sinne. Wir kennen nähmlich schöne Einzelndinge, nicht Gattungen, Arten; fordern eben deßhalb Individualisirung in Kunstwerken. Wir erkennen ferner Schönheit an, in der Anordnung und in den Verhältnissen; müssen daher den Gegensatz und Abstufungen nach Graden in der Schönheit der Einzelntheile an sich dem Künstler in seiner Composition nicht nur einräumen, sondern als Gesetz aufstellen. Ich habe die Beobachtung desselben insbesondere an Tkadliks Madonna mit Jesus und Johannes gelobt, habe die Charakteristik im Porträt des Herrn Professors Klar von Vogel gerühmt und in Führichs heiligem Antonius gefordert, in Quaisers heil. Joseph vermißt, als Bedingungen der Schönheit, so sehe ich denn nicht ein, wozu der ganze An- und Ausfall soll?!

Hiermit habe ich auch den Vorwurf zurückgewiesen, daß ich das Gebieth der Kunst zu sehr beschränke; denn Einförmigkeit steht der von mir geforderten Lebendigkeit, und eben deßhalb der Schönheit entgegen. Auch schloß ich das todte und leblose als Motiv, als untergeordnetes Mittel zu einem künstlerischen Zwecke nirgend aus, wohl aber als Object künstlerischer Darstellung an sich. Ich glaube nicht, daß irgend jemand, außer Teiczek, etwas dagegen zu erinnern hat. Freylich sagt dieser, für den Künstler müsse Kunstleben auch im Reiche des Todes walten. Wer doch nur so glücklich wäre, den hohen Sinn dieser Worte zu fassen! — Wenn ich Klarheit der Darstellung, Verständigkeit in der Anordnung und im Gebrauch der Motive fordere, so schließe ich damit die echte Romantik nicht aus. Ich möchte nur den Künstler beschränken im Gebrauch von bizarren und eben darum das Ganze nicht nur störenden, sondern auch (exempla sunt odiosa) zerstörenden „bedeutsamen" Darstellungsmitteln, ich möchte ihn nur auf Klarheit und edle Einfachheit, von mystischen Nebeln und zweckloser Überladung zurückweisen. Daß es übrigens nur wohlthätig, nur förderlich für die Kunst und den Künstler seyn kann, wenn man auf das Darstellbare hinweist, warnt vor Verschwendung der Kraft und Mühe an das Unerreichbare wird Niemand läugnen. „Cui lecta potenter erit res, non facundia deseret hunc, non lucidus ordo" — d. i., wer seinen Gegenstand mit Umsicht und Selbstkenntniß zu wählen weiß, dem wird es nicht an Mitteln fehlen, ihn kräftig, mit Geist und lichtvoll darzustellen. Das sagt schon der altehrwürdige Flaccus, und ich möchte das allen Künstlern zurufen, und dürfte hoffen, daß alle, Herrn Teiczek vielleicht ausgenommen, mir Recht geben werden.

Wenn ich in Kunstwerken des Mahlers, Schönheit körperlicher Formen suche, so fehle ich nach der Behauptung meines Opponenten. Das innige Gemüth und das Bedeutende, müsse, sagt er, der Mahler darstellen. Wie kann er das aber ohne körperliche Form? — Wir ersuchen Herrn Teiczek, zur nächsten Kunstausstellung so ein korperloses inniges Gemüth uns zu bringen und wir wollen die ersten seyn, die seiner Genialität den schuldigen Zoll der Bewunderung darbringen.

Meine Mahnung an den Künstler, sein Auge durch Anschauung der Natur zu kräftigen, über sie zu denken, sich die Empfindungen klar zu machen, welche diese Anschauungen in ihm erwecken, die Warnung endlich vor dem blinden und einseitigen Hingeben an die Manier einer Schule, nennt er Ultraästhetik. Man hat bisher unter dem Worte Ästhetik das System von Vernunftwahrheiten verstanden, die als leitende Gesetze bey Hervorbringung von Kunstwerken und bey Beurtheilung derselben gelten. Ultraästhetik wäre demnach das Werk einer auf das Hochste oder wenigstens mehr als gewöhnlich, potenzirten Vernunft, die, eben weil sie nothwendig ist in ihren Äußerungen, nicht über das Rechte hinaus kann. Ultraromantik setzt er dieser entgegen, folglich sieht er sie an, als die auf das Höchste potenzirte Unvernunft. Ich kann mit seiner Entscheidung zufrieden seyn.

Zu dem schon Angeführten wollen wir noch ein Pröbchen geben, wie er sich selbst widerspricht. Erst läßt er den Künstler sich stillschweigend jedem Urtheile unterziehen und doch nicht einmahl berechtigt (!?) seyn, irgend eines als entscheidend anzunehmen. In der Folge verbittet er jedes Urtheil, was nicht von Künstlern herrühre. Wollen also die Herrn nur für Mahler mahlen? Sind nur Kunstrichter mit dem Zollstabe in der Hand, um die Anzahl der Kopflängen in der Körperlänge herauszufinden, die einzig rechten? Kann über Wahrheit des Teints, über Ebenmaß der Glieder, Richtigkeit der Perspective (diese ist wohl schwer zu beobachten; aber eben so leicht sind die Fehler dagegen zu bemerken) nicht jeder entscheiden, der Augen hat zu sehen und der seine Augen zu brauchen weiß? Ist das Anmaßung, wenn man sagt, was man sieht, mit gesunden Sinnen sieht? Doch genug schon, es sind ja, um mit Hamlet zu reden „Worte, Worte, nichts als Worte."

Aber er greift auch meinen Charakter an, und das er-

fordert eine ernste Antwort. Er beschuldigt mich der Vorliebe. Ich hege sie für das Wahre, Gute und Schöne; somit auch Abneigung gegen das Schielende, Schlechte und Verschrobene. Der Vorliebe für Personen, und daß durch sie mein Urtheil bestimmt werden, dessen wagt mich Niemand zu zeihen. Ich habe gelobt, was zu loben war, ich habe den schöpferischen Geist Führichs gewürdigt nach Verdienst. Daß ich selbst dem minder Guten eine vortheilhafte Seite abzugewinnen suchte, daß ich selbst des früher geleisteten Bessern erwähnte, wo die Gegenwart minder Erfreuliches both, darin spricht sich vermuthlich die mir angeschuldigte Inhumanität aus. — Eine Absicht muß jedes vernunftbegabte Wesen haben, wenn es etwas unternimmt; so war denn meine Absicht, als ich mein, nun angefochtenes Urtheil niederschrieb, die Kunstübenden aufmerksam zu machen auf die Forderungen, die ich an sie und ihre Werke stelle, mit Grund und klarer Überzeugung stelle, damit sie sich „herausnehmen, was ihnen darin Förderliches dünkt" und dessen dürfte nach dem Urtheile Vieler nicht zu wenig seyn. Unlöblicher Absicht mich zu zeihen, dazu hat Niemand Grund, am allerwenigsten jener, eine löbliche vaterländische Anstalt zu verkleinern, den aufstrebenden Geist heimischer Künstler zu unterdrücken. Eben weil ich Kunst und Vaterland liebe, so wünsche ich beyden das Höchste, Beste. Wenn endlich ein Mann ein Urtheil fällt über Werke einer Kunst, die verwandt ist denjenigen, mit der er vertraut seyn muß; so glaube ich nicht daß man ihn mit Fug der Anmaßung zeihen könne.

Die Anschuldigung wegen unlöblichen Willens muß ich auf ihn zurück wälzen. Wenn er zerstreute Bemerkungen als Hauptsätze zusammenstellt, ist das redlich? Wenn er absichtlich Stellen mißdeutet, entstellt, ausdehnt, zeigt er nicht unlöblichen Willen. Man sehe aus welchen Theilen meines Aufsatzes die Stelle von der letzten Zeile der ersten Spalte bis zur fünften der folgenden zusammengetragen ist. Das zweyte thut mein Gegner, indem er behauptet, ich hätte eine ganze Gattung mahlerischer Compositionen mit dem Nahmen Wolfsschluchtmahlerey belegt, während ich dieses nur von einem Bilde gesagt. Das thut er, indem er mir vorwirft, ich lege keinen Werth auf Richtigkeit an Zeichnung, und spreche verächtlich von ihr. Ich konnte sie nur bedingt einem Bilde, Quaisers heil. Joseph, zuerkennen, das keiner der übrigen Anforderungen, auch nicht denen meines Gegners entsprach. Das thut er, wenn er behauptet, ich hätte die Gemählde der deutschen Schule mit Firlefanz verglichen. Ich tadelte das Erheben der altdeutschen Manier entgegen der Herabsetzung der größten Meister Italiens, selbst Raphaels, von dem Zeitpuncte an, wo er Perugino's Manier verlassen. Diese Thorheit spuckt in der That in den Köpfen nur zu vieler Kunstjünger, und ich könnte eine sehr erbauliche Stelle aus dem Briefe eines ausgezeichneten Kunstveterans anführen, der über diese Verkehrtheit klagt. Diese nun vergleiche ich mit der neumodischen Vergötterung Rossinis, nehme (man sehe meinen Aufsatz Nr. 341, II die letzten Zeilen) die bessern alten Meister ausdrücklich aus, und wie haben das meine beyden Opponenten entstellt!

Er wirft mir unrichtige Angaben selbst des deutlich Dargestellten vor, ohne auch nur einen Beleg anzuführen. Es ist wahr, ich habe mich geirrt bey Führichs englischem Gruße, wo ich dem Engel eine Lilie in die Hand gelegt, da er im Bilde ein Scepter führt; wohl ein verzeihlicher Irrthum, der den Künstler schwerlich beleidigen konnte, wenn man statt eines Facultätsscepters das Symbol jungfräulicher Unschuld dem Gottes-Bothen in die Hand legt, der diese zu verherrlichen kommt. Zeige man mir noch eine Unrichtigkeit! Mein Urtheil soll ich ferner nur vom Hörensagen haben und doch soll es wieder abweichend von den übrigen seyn. Welcher Widerspruch? Wäre das der Fall, so hätte ja folgendes Urtheil, was ich gehört zu haben betheuere, wohl nicht fehlen dürfen! Die in Moos ausgelegten Landschaften habe für dieß Mahl Teiczeks Landschaft ersetzt, die allenfalls mehr für den Tastsinn berechnet sey, denn für das Auge. Das quasi-Witzwort mit dem Lebemann ist wahrlich schaal. Ich bin ein Lebemann, rüstig und thätig, ich lebe, das heißt ich wirke und habe mich dessen nicht zu schämen. Wie? wenn es mir nur einfiele, zu sagen: mein Opponent gebe sich als Sterbemann kund in Leben und Kunst, aus seinen Gemählden blickt zwar nicht der blasse, doch der schwarze Tod hervor.

Es freute mich, eine gute Eigenschaft, nähmlich das ehrfurchtsvolle Vertrauen zu dem wahrhaft ehrenwerthen Kunst- und Lehrmeister der hiesigen Anstalt zu entdecken. Aber man lege die Hand auf das Herz, und sage, ob man immer so gedacht und so gesprochen, wie man sich hier vernehmen läßt? Auch der gutmüthige Trost, der Vogel und Führich für meinen Tadel entschädigen soll, zwang uns ein Lächeln ab. Ich habe am ersteren die verunglückte Glorie getadelt, die Niemand loben kann, weiß, daß dieses Meisters Werke anerkannt sind nach Verdienst, daß seine Freskogemählde ihm dauernden Ruhm sichern, aber auf ganz anderen Wegen, als den er hier wandelte, und weiß eben deßhalb, daß er mein Urtheil ertragen wird, und prüfen. Auch der wackre Führich wird seinen Tröster überleben, wenn er sich nicht abhalten läßt vom ernsten Studium der Kunst, nicht blenden von unzeitiger Bewunderung. Doch warum wurde gerade mein Urtheil angegriffen? Weil es ein Urtheil war, weil es den wunden Fleck traf, und das sind die Convulsionen verletzter Eigenliebe, die sich in diesen Protestationen bergen wollen, aber um so mehr ihre Blöße zeigen. Die Herrn wollen nur Lob, und je unbedingter, je toller, je besser; denn da ist es gleichsam die Wunderkraft des Künstlers, die den Beschauer ganz betäubte, die sich also in seinem Lobe spiegelt. Warum hatten denn beyde Opponenten nichts gegen das Urtheil im Kranze, wo von Führichs Landschaft im allem Ernste preisend gesagt wird, daß sie in allen Farben des Tages spiele; folglich Morgen, Mittag und Abend zugleich ist! — Warum hatten sie gegen die seltsame Bemerkung im Gesellschafter nichts zu erinnern, daß Vogels heil. Johann, an Raphaels Werke erinnern? Wie sehr widersprechen sich die Herrn ferner, da sie das Altdeutsche ohne Unterschied preisen und doch die Landschaft in Tkadliks Madonnenbilde als altdeutsch tadelten! Wenn also die Herrn nur gelobt seyn wollen, nicht beurtheilt, so mögen sie eine Sammlung von unbedingten Lobphrasen veranstalten, aus denen man in Hinkunft den Bericht über ihre Leistungen zusammensetzen könne..

Prag am 26. December 1824.

Wenzeslaw Aloys Swoboda
k. k. Professor der Rhetorik und Poetik.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 28. Jänner 1825.

Die erste Besteigung des Dach- oder Thorsteins am 5. August 1823.

Durch Jacob Buchsteiner (Schladminger Jackl 1) und Georg Kallschmied aus der Ramsau. Auf Veranlassung des k. k. Herrn Lieutenant Mikitsch vom Peterwardeiner Gränz-Regiment und Triangulateur der Catastral-Vermessung in Steyermark.

Seit dem Jahre 1811 ist mir der Thorstein, weil ich damahls mit ihm durch eine Anwesenheit von 3 Tagen auf den ihn umgebenden Eisfeldern und Felsenspitzen bekannter geworden bin, ein höchst interessanter Punct. Seine Elevation über der Meeresfläche (der höchste Punct in dem östlichen Theile von Europa nähmlich von 31°15′ gegen Osten) seine für Millionen Menschen unersteiglichen Giebel, seine Bestimmung als Gränzpunct dreyer Länder, sein Gletschr, der nächste von Wien, Grätz, Linz ꝛc., seine schauderlichpittoresken Umgebungen, fangen immer mehr an die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen, und ihre Bewunderung zu erregen. Was dieses Anziehende noch vermehrt, ist, daß er von einer Seite der Schlußstein des von so vielen Fremden jährlich mit dem höchsten Interesse besuchten ob der Ennsischen Salzkammerguts, von der andern Seite eine Seitenwand des herrlichen an großartigen Perspectiven so reichen Ennsthales in Steyermark ist, den man selbst aus tiefen Thälern in seiner Pracht gewahren kann, wie zum Beyspiele von der Pötschenstraße, gleich aufwärts von Aussee, vom alten Ausseer See, aus dem hintern Theile des Gosau Thales in Österreich, dann von allen hohen Bergspitzen des Ennsthales, aus dem Kalkzuge zwischen der Mur und Enns, von allen Hochgebirgs Spitzen in Oberösterreich und vielen von Salzburg, und endlich er ist bis zu dem obgenannten Tage nie von einem Menschen bestiegen worden. In Erwägung dieser Umstände wünsche ich die gegenwärtige mir von dem Hrn. Lieutenant Mikitsch mitgetheilte Nachricht über die endliche Besteigung dieses Bergriesen, wörtlich durch diese geachtete Zeitschrift zu verbreiten, und selbe durch einige Anmerkung aus meiner eigenen Erfahrung zu begleiten.

Carl Schmutz. *)

Nordwestlich von Schladming im obern Enns-Thale, ober dem Dorfe Ramsau liegt das unter dem Nahmen, der Stein, der todte Schnee, oder die verfallene Alpe bekannte Gebirge.

Von der Scheuchenspitze, einer gerade nördlich, von dem Ramsauer Bethhause gelegenen Felsenspitze, westlich bis an die Salzburger-Gränze, und nordwärts bis hinter den Gejadstein im Gebieth von Österreich, befindet sich eine mehr als 3000 1) Wiener Klafter breite und eben so lange Eisebne, aus welcher sich die kegelartigen Felsenspitzen Landfriedstein, Koppenkohrstein, Hochkreuz, der mittere Thorstein, und am westlichen Rande derselben, der mit seiner höchsten Kuppe die Gränzen zwischen Steyermark, Österreich und Salzburg scheidende große Thorstein erheben. 2)

*) Verfasser des historisch topographischen Lexikons von Steyermark 4 Bände Grätz 1823 der „orographisch hydrographischen Karte von Steyermark. Grätz 1823 ꝛc.“

1) Die nichts weniger als Ebenen sondern ziemlich abdachenden Eis- und Schneefelder enthalten nach Bergmeister Mooshammers Aufnahme über 10,000 Q.Klafter Flächeninhalt, und theilen sich eigentlich in 3 Theile, nähmlich in das nördliche Eisfeld, welches vom Dachstein abwärts zwischen dem hohen Kreuz und hohen Gejaldstein in der Richtung gegen Aussee hinzieht, dann das westliche vom Dachstein abwärts gegen den hintern Goßaussee zwischen dem hohen Kreuz und den schroffen vielzackigen Gränz-Kögeln Österreichs gegen Salzburg, und das östliche abwärts des Dachsteins gegen den Lohnfriedstein und Koppenkahrstein.

K. S.

2) Vergebens sucht man diesen Dach- oder Thorstein auf vielen Karten, die General-Stabs-Karte von Salzburg führt ihn mit seinen Umgebungen zuerst, aber ziemlich unrichtig, und

Ich kam im Anfange des Monaths July zur Fortsetzung der, mir von der hohen Catastral-Behörde anvertrauten Triangulirungs-Arbeiten im Markte Schladming an, und nahm vor Beginn meiner wirklichen Operationen, aus der Gegend am schwarzen See, über Kieseck, den, nach der neuen Militärgeographie von Hohnzog auf 10,142 Fuß hoch angegebenen Hochgolling, und so fort an der Gränze von Steyermark und Salzburg, bis an den Fuß, des erst-erwähnten Thorsteins eine Recognoscirung vor.

Die mit mir bey dieser Bereisung, als Wegweiser und zur Tragung einiger Lebensmitteln gewesenen Landleute, machten unter Beantwortung der an sie gestellten verschiedenen Fragen auch noch die Bemerkung: der Thorstein, (der uns auf allen, auf dieser Reise betretenen nur etwas erhöhten Puncten, ausgezeichnet aber vom Hochgolling mit seinem Schneekleide majestätisch entgegen stand) sey bisher nie von eines Menschen Fuß betreten, und kann, wegen von denselben brettartig herabhängenden steilen Wänden, um so weniger erstiegen werden, als den Zugang zu diesem Berge die vielen umliegenden Eisklüften äußerst gefährlich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung.)

Hierauf fielen die Longobarden vereint mit Avaren und Slaven in Istrien ein, das noch byzantinisch war, hausten darin mit Feuer und Schwert, plünderten und verwüsteten alles. Auch Cremona, Mantua, Monselice und andere Orte gingen an die Longobarden über. Dieses hatte wahrscheinlich zur Folge, daß der Exarch Callinicus gleich nach der Entthronung des Kaiser Mauritius abberufen wurde und daß der ehemahlige Exarch Smaragdus wieder nach Ravenna kam. Dieser entließ die Tochter Agilulfs und ihren Gemahl Gotschalk sogleich aus der Gefangenschaft und machte mit den Longobarden 605 einen Waffenstand. Agilulf, dem eben damahls ein Sohn Adaloald von Theodolinden, geboren wurde, söhnte sich jetzt auch mit den beyden Herzogen Gaidoald von Trident und Gisulf von Friaul aus, theils um seine Dynastie mehr zu befestigen, theils weil diese Herzoge gleichsam die Gränzhuth gegen Avaren und Franken in Händen hatten.

Der Chan der Avaren mochte es übel aufgenommen haben, daß die Longobarder sich so schnell zum Frieden mit Byzanz herbeyließen, auch mochten die Avaro-Slaven, welche in den letzten Jahren als longobardische Hülfstruppen in Italien gefochten, Gefallen am Lande gefunden haben. So geschah, daß zwischen den Jahren 611 und 615 der Chan der Avaren seine Waffen wider die Longobarden kehrte und mit unzähligem Volke an den Gränzen der Venetien erschien. Gisulf, der Herzog von Friaul ging ihm mit seinen Longobarden, so viel er in Eile zusammen bringen konnte, muthig entgegen, aber wie wohl er mit seinem kleinen Haufen sich tapfer wehrte, so wurde er doch bald von ungeheurer Menge der Feinde umringt und zusammengehauen. Romilda, Gisulfs Gemahlinn, schloß sich hierauf mit den der Niederlage entronnenen Longobarden, mit den Weibern und Kindern der Erschlagenen in die Burg Friaul ein, die sie verfestigte. Sie hatte vier Söhne, davon Taso und Caco schon erwachsen, Radoald und Grimoald noch sehr jung waren, ferner vier Töchter, darunter eine Pappa, die andere Gaila hieß. Die Nahmen der übrigen sind nicht bekannt. Auch in den übrigen Burgen und Städten befestigten sich die Longobarden, wie in Cormons Nemas, (Niamis) Osopo, Artegne, Ragogna, Glemona, Iblis, (Ibligine — Ibligo, Biligo, Biliris) welches letztere durch seine Lage fast unüberwindlich war. Die Avaren durchstreiften ganz Friaul, plünderten, verbrannten und verwüsteten alles, umzingelten endlich die Stadt Friaul und strengten alle Kräfte an, diesen Punct in ihre Gewalt zu bekommen. Der Chan begleitet von seinem Gefolge zu Pferde, umritt selbst die Mauern um den vortheilhaftesten Platz zum Sturme ausfindig zu machen. Als Romilda von den Mauern herab den königlichen Jüngling bemerkte, entbrannte sie von heftiger Lust zu ihm und ließ ihm bald darauf bedeuten, daß wenn er sie zur Gemahlinn nähme, sie ihm die Stadt sammt Bewohnern und Besatzung überliefern wolle. Der königliche Barbar ließ sich die Kunde gefallen und versprach mit boshafter List in ihr Begehren zu willigen und sie zur Gemahlinn zu nehmen. Alsogleich öffnete sie die Thore und ließ den Feind herein, aber zu ihrem eigenen und aller Inwohner Verderben. Denn die Avaren fingen sogleich an, die Stadt rein auszuplündern. Sie zündeten sie an, schleppten alle Einwohner gefangen mit

undeutlich vor die Augen der Welt. Sehr richtig und schön erscheint er mit seinen Umgebungen in der General-Stabs-Karte von Österreich ob der Enns, in den Umgebungen von Hallstadt. Er dankt diese Berichtigung dem damahligen Hrn. Oberlieutenant (jetzigen Major) Alexander v. Rodischitz von Ignaz Gyulay Inf. der im Jahr 1812 in der Du Hamelschen Aufnahms-Brigade zugetheilt, diesen gefährlichen Theil zu bearbeiten erhielt, und vorzüglich bearbeitete. Von ihm rührt der Nahme Carlsfeld des südlichen Gletschers zwischen dem Gejaidstein und hohen Kreuze, welches er Sr. Kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Erzherzog Carl zu Ehren sogenannt wissen wollte, und in dieser Karte auch so schrieb. K. S.

sich fort, fälschlich versprechend, daß man sie an die Gränze Pannoniens bringen wolle, wo sie sonst wohnten. *) Als man nun mit ihnen in ihrem Vaterlande und zwar auf dem sogenannten heiligen Felde angekommen war, wurde beschlossen, alle erwachsenen Longobarden umzubringen. Weiber und Kinder aber wurden als Sclaven durch das Loos unter die Sieger vertheilt. Taso, Caco und Radoald die drey älteren Söhne Gisulfs und der Romilda, als sie diese Bosheit der Avaren merkten, warfen sich eiligst auf ihre Pferde und nahmen die Flucht. Einer derselben wollte den jüngsten Bruder Grinwald, weil er noch nicht zu Pferde sitzen konnte, lieber tödten als ihm dem traurigen Loose der Gefangenschaft Preis geben, und da er schon die Lanze erhob, um ihn zu tödten, weinte der Knabe und schrie: verschone mich, denn ich kann mich schon auf dem Pferde halten. Dieß rührte den ältern Bruder, er ergriff den Kleinen beym Arme, setzte ihn auf ein ungesatteltes Pferd und ermahnte ihn, sich fest anzuhalten. Der Knabe faßte die Zügel und trabte hinter seinen fliehenden Brüdern drein; die Avaren erfuhren nicht sobald die Flucht der Prinzen, als sie sich sogleich auf ihre Pferde schwangen und ihnen nachsetzten. Die ältesten drey Söhne entkamen glücklich, aber der Knabe Grinwald wurde eingeholt. Der ihn gefangen, wollte sich jedoch mit dem Blute des Kindes nicht beflecken, sondern er schenkte ihm das Leben und wollte ihn für sich zum Sclaven aufbewahren. Und als er den kleinen Flüchtling, dessen Gaul am Zaume nachziehend, ins Lager zurückführte, frohlockend über eine so vornehme Beute (denn das Kind war von edler Bildung, sein Auge feurig, und das blonde Haar wallte über seine Schultern herab) da reifte in der Brust des Knaben der sich mit schmerzlichem Gefühle dergestalt als Gefangener fortschleppen sah, ein heroischer Gedanke. Er zog sein kleines für sein Alter eben passendes Schwert aus der Scheide, und hieb damit aus Leibeskräften nach dem Kopfe des Avaren. Der Streich drang bis zum Gehirn, der Avare stürzt vom Pferde, der kleine Grinwald wendet sein Pferd um und eilt frohen Muthes seinen Brüdern nach, die er glücklich erreichte. Deren Freude war außerordentlich, als er ihnen seine Befreyung und den Tod des Avaren erzählte. Der Chan hatte richtig, wie er geschworen, das Beylager mit Romilda der Urheberinn all dieses Greuels gehalten, gab sie aber dann zwölfen seiner Leute Preis und befahl mitten auf dem Felde einen spitzigen Pfahl aufzurichten, woran sie endlich gespißt wurde. Verhöhnt von den Barbaren *) hauchte die schändliche Verrätherinn unter den schrecklichsten Schmerzen ihre Seele aus und büßte somit ihre Lust, der sie ihre Unterthanen und ihre Blutsverwandten aufgeopfert hatte. — Ganz anders benahmen sich die Töchter, das Beyspiel ihrer Mutter verabscheuend, auf Zucht und Ehre haltend, die Keuschheit liebend, griffen sie zu einer List, um vor der Zudringlichkeit der Barbaren ihre Unschuld zu bewahren. Sie banden sich rohes Fleisch zwischen die Brüste, das in Fäulniß übergegangen, einen so eckelhaften Geruch verbreitete, daß die Avaren, wenn sie den Prinzessinnen in die Nähe kommen wollten, es nicht aushielten und meinend, das sey der natürliche Schweiß der Jungfrauen, denselben schon von weiten auswichen mit den Worten: die Longobardinnen stinken wie die Pest. Auf diese Art entgingen die fürstlichen Töchter der Sinneslust der Avaren und bewahrten ihre Unschuld. Nachdem sie in der Folge aus einem Lande in das andere waren verkauft worden, hatten sie endlich das Glück an Männer vermählt zu werden wie ihre vornehme Geburt sie forderten. Die Eine wurde an einen alemannischen König, die andere Gaila, an den Bayernherzog Garibald **) verheirathet ***).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Stelle bey Paul Diac. ist zweydeutig. Denn es ist hier entweder überhaupt von den Longobarden die Rede, die einst an der Gränze Pannoniens wohnten oder von solchen longobardischen Familien, die ihren Grund und Boden oder ihre Allodien zu Folge der Theilung Friauls unter die lombardischen Faren an der äußersten Gränze Pannoniens erhalten und sich in gegenwärtiger Noth nach dem Herzogssitze geflüchtet hatten.

*) .... eandem in ejus acumine inseri mandavit, hoc in super exprobrando inquiens: talem te dignum est, maritum habere.

**) Aventin.

***) Paul. Diac. b. 4. c. 38.

Method Erzbischof von Mähren und Papstes Johann des VIII. Briefe.

(Abbé Dobrowsky an den Herausgeber, dd. Prag, am 15. Jänner 1824.)

Sie haben sich also, verehrter Freund, selbst nach Durchlesung der Blumbergerischen Recension meines historisch-kritischen Versuches über Cyrill und Methods, (im 26. B. der Wiener Jahrbücher der Lit.) in Ihrer Überzeugung von Methods mährischem Erzbisthum nicht stören lassen und sind, laut Ihres letzten Briefes, mit den Hauptumrissen der cyrillisch-methodischen Geschichte, wie sie nach der Meinung des Recensenten ausfallen dürfte, ganz und gar nicht zufrieden. Nach der Entfernung der Briefe Johanns VIII., die er geradezu ohne Umstände für unecht erklärt und bey der vorgefaßten Meinung von dem hohen Alter und Werthe der grie-

chischen Biographie des bulgarischen Erzbischofs Clemens, konnte sie wohl nur dürftig und unvollkommen ausfallen. Allein wer wird so leicht sich bereden lassen, eines wie das andere ohne bessere Gründe dafür zu lesen, anzunehmen? Sie glauben noch immer, daß die zwey heiligen Brüder, Cyrill und Method, auf Einladung des mährischen Fürsten Rastislaw (gewöhnlich in den alten Jahrbüchern Rastices, Rastitz genannt) in Ihr Vaterland Mähren, auf der Nordseite der Donau, an den Flüßen March, Waag und Gran belegen, gekommen sind, um das Evangelium daselbst zu predigen, und wollen von einem andern Fürsten Rastislaw, der in Pannonien an den Gränzen Mösiens herrschte und etwa den Bulgaren unterworfen war, gar nichts wissen? Der griechische Biograph kennt ja selbst keinen andern Rastislaw, als denjenigen, nach welchem Sfentoplik (Swatopluk) über Mähren herrschte. Wer kann hierbey an ein anderes Mähren, an einen andern Rastislaw denken? Sie halten noch immer dafür, daß der Papst Adrian II. den Method zum Erzbischofe von Pannonien und Mähren eingesetzt und dahin abgeschickt. Der griechische Biograph selbst S. 102 theilt dem mährischen Erzbischof die pannonische Eparchie zu, ohne bey der Benennung Μοραβος an eine Stadt dieses Nahmens zu denken. Und wenn er einmahl (S. 105) zu dem Worte Morawos noch της παννονιας hinzusetzt, so will er damit nur das an Pannonien gränzende Land Mähren genauer bezeichnen und das Land Mähren von dem Gebiethe der Stadt Morawa in Mösien unterscheiden. Zu seiner Zeit dehnte man schon Pannonien über die Donau aus, wie man jetzt Pannonien auch auf das ganze Ungarn bezieht. Des Biographen Morawos lag über der Donau. Denn als die Vertriebenen aus Mähren sich den Istergegenden näherten, kamen sie an die Ufer des Isters und mußten über den Fluß setzen, um nach Belgrad zu kommen. Ein drittes Mähren, wovon Rec. S. 282 spricht und sein Morabos, dessen Lage zwischen der Drave, der Donau und Save auf die untersten Theile von Pannonien fallen soll, ist ein Unding. Wenn der Biograph den slawischen Fürsten Cotzel über ganz Pannonien herrschen läßt, so wird man aus ihm die Geographie jener Zeit nicht schöpfen wollen. Es kommt Ihnen ferner, wie mir, ganz unglaublich vor, daß Swatopluk dieses vermeintliche Gebieth von Morabos in Pannonien erobert, daß er daselbst und nicht zu Neutra, den Wichin und zwar erst nach dem Tode Methods, zum Bischofe bestellt habe? Sie äußern endlich Ihre nicht ungerechte Verwunderung über die unbegreifliche Verwegenheit oder Übereilung des Kritikers, der die vielgebrauchten vier Briefe Johanns VIII. kurzweg als unecht verwirft und anstatt dieser, die etwa im fünfzehnten Jahrhunderte von einem Griechen geschriebene Biographie des bulgarischen Clemens für eine Hauptquelle ansieht?! Wem ist es je eingefallen, gegen die vier bestrittenen Briefe (den 194., 195., 247. und 268) seitdem sie aus päpstlichen, zu Rom noch aufbewahrten Regesten in Druck gelegt und in die Collectionen der Concilien aufgenommen worden sind, auch nur den geringsten Zweifel zu erregen? Selbst diejenigen Schriftsteller, denen die Briefe vom J. 900 des Maynzer Erzbischofs Hatto, und des Salzburger Erzbischofs Theotmar an Papst Johann IX. gar wohl bekannt waren, fanden den directen Widerspruch nicht darin, der dem Rec. gegen die Briefe Johanns darin obzuwalten schien. Und bloß dieser (wohl nur scheinbare) Widerspruch soll das Urtheil begründen: die betreffenden Briefe Johann VIII. sind u n e c h t!? In diesen Briefen der deutschen Bischöfe, worin sie sich über die neue Einsetzung eines Metropoliten mit drey Suffraganen in Mähren beschweren, geschieht des Erzbischofs Method gar keine Erwähnung, wohl aber Wichins, den auf Verlangen Swatopluks der Papst geweihet, aber nicht in die alte Passauer Diöcese, sondern zu einem neubekehrten Volke, das Swatopluk bezwungen, geschickt hätte. Wie sollen nun die Bischöfe die Verfügungen zweyer Päpste über den Erzbischof Method, meint. Rec., so ganz mit Stillschweigen übergangen haben? Hierauf läßt sich erwiedern, es schien ihnen nicht rathsam, dieses Vorganges zu erwähnen, da nach dem ersten Eintritt Methods als vom Papste Adrian angestellten Erzbischofs unter Rastislaw sogleich der Krieg ausbrach und Rastislaw gefangen, geblendet und in ein Kloster eingesperrt worden und bey der zweyten Sendung nach Mähren im Jahr 880 durch Papst Johann ihm zwar Wiching als Suffragan untergeordnet wurde, aber die weitere Anstellung mehrerer Bischöfe unterblieb und Er selbst sich vieler widrigen Begegnisse wegen, ohne ein ganzes Jahr auszuhalten; nach Rom begab. Erzbischof Hatto konnte in seinem Briefe wohl schreiben, daß nie ein Metropolitensitz in Mähren vorher gewesen sey. Denn Method hatte weder in Mähren, noch in Pannonien einen bestimmten Sitz, sondern zog in diesen Ländern als Missionär, doch mit der Würde eines Erzbischofs bekleidet, herum, wo seine Gegenwart erforderlich war. Theotmar aber an der Spitze der bayerischen Bischöfe sagt ausdrücklich, daß auch schon früher (vor dem J. 900) die Diöcesanrechte des Passauer Bischofs in Mähren beeinträchtigt worden wären, so oft es nähmlich die Mährer versucht haben, sich unabhängig zu machen: adeo, ut via episcopo et praedicatoribus illo non esset, sed lubitu suo egerunt, quae voluerunt. Nunc vero etc. Und steht nicht die Berufung Cyrills und Methods in Verbindung mit dem letzten Kampfe, den Rastislaw für seine Unabhängigkeit wagte? Man glaube ja nicht, sagt Nikolaus Richter (Adaukt Voigt) in seiner Schrift über den Gebrauch der Volkssprache, Wien 1783, daß dieser vorgebliche Eifer des Rastices für die Ausbreitung der christlichen Religion unter den Mährern, der einzige, oder auch nur eigentliche Beweggrund der Berufung des h. Cyrillus und Methudius in sein Land gewesen sey. Dieser Fürst lebte seit dem J. 855 mit Ludwig König in Deutschland in stäten Feindseligkeiten, welche in öftere Kriege ausgebrochen waren. Er ward also den von bayerischen Bischöfen nach Mähren abgesandten deutschen Priestern von Tag zu Tage mehr abgeneigt; und um alle Abhängigkeit von den Deutschen gänzlich zu vermeiden, ergriff er begierig die Gelegenheit aller dieser deutschen Priester auf einmahl loszuwerden, indem er u. s. w. „Wie grundlos die Behauptung sey: das eigentliche oder große Mähren ist nur der e r d i c h t e t e Schauplatz der Brüder, ergibt sich nun von selbst.

Redacteur: Joseph Freyherr von H o r m a y r. Gedruckt und im Verlage bey F r a n z L u d w i g.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 31. Jänner 1825.

Pengö. *)

(Aus des Grafen J. Mailath magyarischen National-Sagen.)

XXXII.

Es war einmahl ein König, der hat drey Söhne gehabt. Als er zum sterben kam, befahl er seinen Söhnen, daß sie ihre Tsizmen **) täglich erneuern sollten, dieß würde ihnen großes Glück bringen, darauf starb er. Die Söhne folgten seinem Wort, weil die Tsizmen aber viel Geld kosteten und ihr Königreich klein war, verarmten sie. Da sprachen die beyden älteren Söhne: wir haben sehr thöricht gehandelt, uns täglich neue Tsizmen machen zu lassen, wenn wir sie gewichst hätten, wären sie auch erneuert gewesen. Pengö antwortete: Nein meine lieben Brüder, am Befehl des Vaters muß man nichts deuteln. Laßt uns in die Welt wandern, unser Glück versuchen, es wird uns sicher irgendwo blühen, die andern stimmten ihm bey und sie gingen fort. Als sie eine Weile gewandert waren sprach der Älteste: wir müssen doch auf unser Nachtlager denken. Wo mein Pfeil hinfällt, dort werden wir schlafen und somit drückte er seinen Pfeil ab. Sie gingen seinem Fluge nach, einen Tag und eine Nacht, endlich gelangten sie an den Ort, wo er niedet gefallen war. Da sprach der Älteste, legt euch zur Ruhe, heute Nacht will ich wachen, und unser Feuer hüthen, die beyden jüngern legten sich nieder. Um Mitternacht kam ein ungeheurer Eber, er hatte goldne Hauer, der Älteste kämpfte mit ihm, erschlug ihn, riß ihm die beyden Hauer aus und steckte sie ein. Am nächsten Morgen gingen sie weiter, da begann der Mittere: unser nächstes Nachtlager bestimme ich. Er drückte seinen Pfeil ab, und sie mußten drey Tage und drey Nächte gehen, bis sie dorthin kamen, wohin der Pfeil geflogen war. Da sprach der Mittere, heute Nacht will ich Wache halten, die beyden andern legten sich nieder. Um Mitternacht kam ein Geyer, auf dem Kopfe hatte er zwey silberne Federn, der Wachhabende kämpfte mit ihm, erschlug ihn, riß ihm die beyden silbernen Federn aus, und steckte sie ein. Am nächsten Morgen sagte Pengö: heute ist es an mir, unser Nachtlager zu bestimmen, sein Pfeil flog, und sieben Tage und sieben Nächte mußten sie wandern, bis sie zu ihm gelangten. Als das Feuer aufgethürmt war, sprach der älteste Bruder, du bist ein junger Mensch, dir thut der Schlaf wohl, lege dich nieder, ich will für dich wachen. Nein entgegnete Pengö, ich halte mich auch für einen Menschen nach Cavalier-Art, ich will die Nacht Wache halten und so geschah es auch. Gegen Mitternacht vernahm er ein leises wehmüthiges Singen, das Lied gefiel ihm, und er ging dem Ton nach. So kam er zu einem kleinen Bach, dort lag ein kleines Goldfischchen, dieses sang so traurig. Was bist du denn so betrübt? fragte Pengö. Ach entgegnete das Fischchen, jener Bach dort trat aus seinen Ufern, ich schwamm mit den Wogen fort, und nun fiel das Wasser plötzlich, und nun kann ich nicht mehr in das Wasser zurück und muß hier auf dem Lande sterben. Nein sagte Pengö, das sollst du nicht, ich trage dich selbst zurück ins Wasser, und somit hob er es auf und trug es zum Bach. Da sprach das Fischchen: reisse mir eine meiner Goldschuppen aus, wenn du jemahls in Noth bist, so hauche darauf, ich steh dir bey, Pengö befolgte seinen Rath, das Fischchen verschwand in den Wellen. Pengö ging zu seinen Brüdern zurück, indessen war aber das Wachfeuer erloschen. O weh! rief Pengö aus, nun werden meine Bruder glauben, ich hätte auf der Wache geschlafen. Wo nehm ich nur schnell Feuer her? er kletterte auf einen Baum, und spähte umher, er gewahrte in der Ferne ein Licht, dort will ich hin, dachte er und ging. Er war noch nicht lange gewandert, da begegnete ihm die Mitternacht. Ich grüße dich Pengö, sagte die Mitternacht.

*) Pengö, klingend, der, die, das Klingende, hier heißt es der Klingende.

**) Tsizmen die magyarischen Stiefeln.

Ich danke dir Mitternacht entgegnete Pengö, sey doch so gut und bleibe hier, bis ich mir Feuer von jenem Licht gehohlt. Hoho! sprach die Mitternacht ich komme und gehe sieben Mahl bevor du von jenem Feuer zurück kömmst. Du willst nicht warten? sprach Pengö, so muß ich dich wohl zwingen, und hiermit band er die Mitternacht an einen Baum. Als er nun weiter ging begegnete ihm die Morgendämmerung. Ich grüße dich Pengö, sprach die Morgendämmerung, ich danke dir Morgendämmerung, antwortete Pengö, mir ist das Wachefeuer ausgegangen, von jenem fernen Licht will ich mir neues hohlen, warte bis ich wiederkehre. Hoho! entgegnete die Morgendämmerung, ich komme und gehe sieben Mahl bis du von dort zurück kehrst. Du willst nicht warten? sprach Pengö, so muß ich dich schon zwingen, und somit band er die Morgendämmerung an einen Baum. Nun ging er weiter und weiter fort bis er zum Feuer gelangte, das er aus der Ferne gesehen. Zwölf Riesen umstanden das Feuer, Pengö legte den Pfeil an, und schoß einen Brand aus dem Feuer heraus. Plötzlich fiel ihm bey; nun werden die Leute sagen, daß ich sogar das Feuer stehle, er ging also gerade auf die Riesen zu, und sprach: seyd so gut und gebt mir etwas Feuer. Die Riesen schauten ihn verwundert an und fragten, bist du derjenige, der den Brand aus unserm Feuer herausgeschossen? Pengö antwortete Ja. Wir geben dir Feuer, sagten nun die Riesen aber zuvor mußt du unsern Braten wenden. Pengö ergriff den Spieß, auf welchem ein ganzer Ochs aufgezogen war, und wendete ihn mit dem kleinen Finger um. Gebt mir jetzt Feuer sagte Pengö. Noch nicht, antworteten die Riesen, erst mußt du jenen Hahn erschießen, der dort auf den Mauern des Felsenschloßes wacht. Pengö schoß und der Hahn fiel, die Riesen jubelten laut. Sagt mir, begann Pengö was soll dieß alles bedeuten? die Riesen erzählten: wir dienen dem spannlangen Mann, dieser läßt jene Felsen-Burg belagern, weil der König drey wunderschöne Töchter hat, die er an unserm Herrn nicht geben will. Will er denn alle drey heirathen? fragte Pengö verwundert. Nein erwiederten die Riesen, er will nur die jüngste für sich, die mittlere aber für seinen ältesten Sohn, der ein gewaltiger Geyer ist, mit zwey silbernen Federn, die älteste aber muß den zweyten Sohn, den Eber mit den Goldhauern heirathen. Ey dachte Pengö bey sich, da bleiben die Mädchen ohne Männer, denn meine Brüder haben sie erschlagen. Er sagte ihnen gar nichts davon, die Riesen fuhren fort: wir hätten die Burg schon lang erobert, denn um diese Zeit schläft alles in der Burg, aber der Hahn, den du erschossen, krähte sie immer aus dem Schlaf und sie wehrten unsern Sturm ab. Jetzt ist er todt, nun mußt du mit uns hinauf, es ist ein kleines Loch in der Mauer, durch dieß kriechst du hinein und öffnest uns das Thor, dann ist die Burg unser. Meinetwegen sprach Pengö. Mach aber geschwind sagte einer der Riesen, denn auf der andern Seite der Burg lagert unsers Herrn Muhme, die große Schlange, und es würde uns zur Schande gereichen, wenn sie die Burg eher erstiegen als wir. Während sie aufwärts gingen, vernahm Pengö wie die Riesen flüsterten: wenn die Burg erstiegen ist, erschlagen wir den Mann, so bleibt die Ehre des Sieges uns allein. Das soll euch übel bekommnen, dachte Pengö. Er kroch die Burg hinein, und rief dann heraus; ich kann nicht das Thor aufmachen, aber durch das Loch will ich euch hereinziehen. Als nun der erste Riese den Kopf hineinsteckte, hieb er ihm den Kopf ab, und zog den Rumpf in den Hof, so tödtete er nach und nach alle zwölf Riesen. Nun ging er durch die Gemächer der Burg. Jede Prinzessinn saß in einem andern Gemach, vor jeder stand eine halb abgebrannte und eine ganze Kerze, jede hatte ein Halstuch um, und einen Ring am Finger. Bey der Ältesten zündete er die ganze Kerze an, und steckte die halbabgebrannte ein, der Mitteren nahm er das Halstuch weg, der Jüngsten zog er den Ring vom Finger. Als er in das Zimmer des Königs trat, ließ sich eben des spannlangen Mannes Muhme, die große Schlange, von der Wand herab, sie war so dick wie ein Wisbaum. Pengö nahm eine Gabel vom Tisch und spißte sie an die Wand, schnitt ihr die Zungenspitze ab, steckte sie ein, entfernte sich aus der Burg, und ging zu seinen Brüdern zurück. Unterwegs nahm er aus dem Feuer der Riesen einen Brand, und band die Morgendämmerung los. Es ist Zeit daß du kommst, sprach die Morgendämmerung. Seit 7 Tagen ist nicht Tag geworden weil ich nicht weiter konnte. Darauf band er die Mitternacht los. Was machen meine Brüder? fragte er sie, die schlafen fest, war die Antwort. Nun kam Pengö zu seinen Brüdern, zündete das Feuer an, der Tag erschien, sie setzten ihre Reise fort.

Nach einer Zeit kamen sie in ein Wirthshaus, dort durfte kein Gast bezahlen, er konnte verzehren was und so viel er wollte, er konnte bleiben, so lang es ihm beliebte, nur mußte er beym Scheiden seine Geschichte oder ein Märchen erzählen. Der Wirth war der König, den der spannlange Mann einst belagern lassen. Die Königstöchter waren die Kellerinnen. Sie hofften durch die Erzählungen der Reisenden ihren Retter kennen zu lernen. Pengö erkannte sie sogleich, und erzählte seine und seiner Brüder Geschichte. Die Erzählung war noch nicht zur Hälfte geendet, als der König winkte, worauf sich eine der Prinzessinnen entfernte und gleich wieder zurück kam. Eben als die beyden Brüder die goldnen Hauer und die silbernen Federn auf den Tisch legten, Pengö aber die abgebrannte Kerze, das Halstuch

den Ring, und die Zungenspitze der Schlange vorwies, rollten vier goldene Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt vor das Haus. Im ersten fuhr der König, in den drey andern die drey Prinzessinnen mit den drey Brüdern, die Älteste mit dem Ältesten, die Mittere mit dem Mitteren, die Jüngste mit Pengö. Im Königsschloß hielten sie eine große Hochzeit.

Als die Hochzeit vorüber war, sprach Pengö zu seinen Brüdern, seht ihr liebe Brüder, daß es recht war unsers Vaters Geboth zu befolgen, nimmer wären wir sonst in die Welt gegangen, und hätten nicht so liebe Frauen bekommen. Du hast Recht erwiederten die beyden älteren Brüder, aber jetzt wird es wohl an der Zeit seyn, daß wir unser Königreich auch wieder einmahl besuchen, so meinten die beyden Brüder. Pengö stimmten ihnen bey. Der König gab jedem ein Regiment Soldaten, und sie fuhren ab. Im ersten Wagen fuhr der älteste Bruder mit seiner Frau, der sah im Koth einen spannlangen Mann, sein Bart war aber sieben Ellen lang. Hilf mir aus dem Koth mein Prinz! so rief der kleine Mann, der Prinz aber gab ihm keine Antwort und fuhr weiter. Darauf kam der zweyte Prinz im Wagen mit seiner Frau; auch diesen rief der kleine Mann, hilf mir aus dem Koth Prinz! dieser aber sprach; schweig sonst tret ich dich noch mehr in den Koth, und fuhr weiter. Endlich kam Pengö mit seiner Frau, abermahls rief der kleine Mann, hilf mir aus dem Koth mein Prinz! Pengö stieg aus und zog ihn aus dem Koth, kaum aber war der kleine Mann heraus, so sprang er in den Wagen Pengös und verschwand mit dessen Frau. Sogleich ließ Pengö seinem ganzen Regiment Trauer anlegen, sandte es dem König seinem Schwiegervater zurück, er aber ging fort seine Frau zu suchen.

Er war schon einen ganzen Tag gewandert, als er an einen Bach gelangte, hier gedachte er seines Freundes des Goldfischchens. Er rief es, und sieh! Das Goldfischchen erschien. Wo ist meine Frau? war Pengös Frage. Das kann ich dir nicht sagen, erwiederte das Fischchen, aber über jenen Berg wohnt ein Weiser, der weiß alles, was auf der Erde ist, drey Dinge ausgenommen, der wird es dir sagen. Pengö ging zu ihm. Bevor noch Pengö gesprochen, sagte der Weise: ich weiß, was du von mir verlangst, du sollst deine Frau haben, zuvor mußt du mir aber helfen, ich sitze schon hundert Jahr auf diesem Felsen und kann nicht aufstehen, weil mir meine Braut mit dem Trauring abhanden gekommen ist. Beydes, die Braut und den Trauring, mußt du mir verschaffen, dann bekömmst du deine Frau.— Wo treffe ich deine Braut? entgegnete ihm Pengö. Da sprach der Weise: dieses ist eines von den drey Dingen, die ich nicht weiß. Pengö ging hinaus an einen Bach und rief das Goldfischchen. Dieses kam und sagte: Die Braut des Weisen ist im diamantenen Schloß, du wirst viel zu dulden haben, wenn du sie befreyen willst, und wenn du unvorsichtig bist, gehst du zu Grunde. Nimm also ein Fläschchen Wasser und lege mich hinein, ich will dir mit Rath und That beystehen. Pengö that wie das Fischchen ihm geheißen und gelangte zur diamantenen Burg. Nun sprach das Fischchen: genieße nichts, bis man dir nicht weiße Speisen bringt, und rede nichts, es mag geschehen was da wolle. Alle Zimmer des Schlosses waren schwarz, schwarzer Wein und schwarze Speisen standen auf dem Tisch, Pengö aber genoß nichts. Als es Nacht geworden und er sich niedergelegt, kamen schwarze Gestalten und prügelten ihn durch, Pengö aber schwieg. Am nächsten Morgen war das Zimmer roth, Wein und Speisen roth, Pengö aber genoß nichts. Als es Abend geworden und er sich niedergelegt, kamen rothe Gestalten und walkten ihn ab, Pengö aber sprach kein Wort. Am dritten Tag war das Zimmer weiß, Wein und Speisen weiß, Pengö aß und trank reichlich. Als es Abend geworden und er sich niedergelegt, erschienen ihm weiße Gestalten und sangen ihm die schönsten Lieder. Pengö aber gab kein Zeichen des Wohlgefallens. Am vierten Morgen sprach das Fischchen, du hast dich gut gehalten, nun geh hinunter in den Stall, dort stehen vier Rappen. Diese Rappen sind vier Mädchen, die eine ist die Braut des Weisen, die andern drey sind die Bräute des Wolf-, Adler- und Rabenkönigs. Die Hexe, welcher dieses Schloß gehört, raubt Bräute, wo sie kann und verwandelt sie in Pferde, mit denen sie spazieren fährt. Sobald sie einen neuen Postzug beysammen hat, ersäuft sie den älteren Postzug. Im Stalle wirst du sie als Bremse herumfliegen sehen, sie wird sich bald auf das eine, bald auf das andere Roß setzen, dann schlag du nur zu so lang du kannst und vermagst, bis du die Bremse triffst. Pengö that, wie ihm das Fischchen geheißen, die Rappen waren schon tüchtig durchgehauen und noch immer war die Bremse frisch, endlich traf sie Pengö, sie fiel herab und verwandelte sich in ein altes Weib, die Rappen aber in vier wunderschöne Mädchen, während nun Pengö diese von der Krippe los band und von den Halftern befreyte, war das alte Weib hinaus gekrochen und von der diamantenen Burg ins Meer gesprungen. Pengö brachte die vier Mädchen zu dem Weisen, als sie eintraten, wollte dieser aufstehen, aber er vermochte es nicht. O weh! rief er aus, wo ist mein Ring? — Ach! rief seine Braut, als mich die Hexe von hier weggelockt, entriß sie mir den Ring, was sie damit gethan hat, weiß ich nicht. Der Weise sann eine Zeitlang nach. Auf der Erde ist er nicht, so sprach er, sonst müßte ich es wissen. Er ist also in der Luft, oder im

Wasser. Indem war der Wolfkönig, der Adlerkönig und der Rabenkönig gekommen, um ihre Bräute abzuhohlen. Die beyden letzteren sagten, in den Lüften ist der Ring nicht; denn sonst wüßten wir es. Da sprach das Goldfischlein, vielleicht ist der Ring im Meer. Es berief sogleich alle Fische zusammen, aber keiner wußte etwas von dem Ring. Endlich fragte das Goldfischlein: sind denn schon wirklich alle Fische beysammen? Der hinkende Hecht geht noch ab, rief eine Stimme. So warten wir bis der kommt, beschloß das Goldfischlein. Endlich kam der hinkende Hecht. Wo bist du denn so lang geblieben? zürnte das Goldfischlein. Wo ich geblieben bin? entgegnete der hinkende Hecht, in einem Wirthshaus war ich und habe einen Ring versoffen, den ich jüngst gefunden. Sogleich schaffe mir den Ring zur Stelle, redete das Goldfischlein streng, sonst ist Tod auf deinem Haupt. Der hinkende Hecht ging murrend davon, und brachte den Ring, kaum war der Ring in des Weisen Händen, als er aufstand, seiner Braut um den Hals fiel, dann aber zu Pengö sprach: deine Braut ist auf der neun und neunzigsten Insel des Meeres, geh hin, wenn sie dich noch liebt, so wird sie dir das Geheimniß der Stärke ihres Mannes entdecken und dann thue was dir gut dünkt, ich kann dir hierüber nichts sagen; denn dieß ist das zweyte jener Dinge, die ich nicht weiß. Auf des Goldfischleins Geheiß erschien ein Wallfisch, auf diesen setzte sich Pengö und schwamm zur neun und neunzigsten Insel des Meeres.

Als er ans Land stieg, begegnete ihm seine Frau. So sehe ich dich endlich wieder, mein lieber Pengö! rief sie aus, du kommst gewiß mich zu befreyen. Allerdings, erwiederte Pengö, aber sage mir zuerst, wo ist des spannlangen Mannes Stärke aufgehoben? Die Prinzessinn erwiederte: das weiß ich nicht, allein Morgen um diese Zeit will ich dir es sagen. Jetzt ist er nicht zu Hause, er pflegt immer um diese Zeit auf der sechs und sechzigsten Insel des Meeres seinen Nachmittagsschlaf zu machen; geh jetzt fort und verstecke dich bis Morgen. Pengö that wie ihm seine Frau geheißen. — Bald darauf kam der spannlange Mann nach Hause. Die Prinzessinn sprach zu ihm: du sagst immer, daß du mich liebst, gibst mir aber keinen Beweis davon, darum traue ich dir nicht. Der spannlange Mann entgegnete: was verlangst du für einen Beweis? sie aber sagte: vertraue mir, wo deine Stärke aufgehoben ist. Der spannlange Mann antwortete: in jenem Holz, welches in der Thüre liegt, da rief die Prinzessinn aus: das muß man also nicht so frey liegen lassen, lief hin, und schloß das Holz in den Kasten. Da lachte der spannlange Mann und sagte: ich habe dich betrogen, meine Stärke ist in jenem Besen, sogleich lief die Prinzessinn hin, und schloß den Besen auch in den Kasten, der spannlange Mann lachte wieder und sagte: ich habe dich betrogen, meine Stärke ist in jener Ofengabel. Alsbald eilte die Prinzessinn hin, und wickelte sie behuthsam in mehrere Tücher und schloß die Ofengabel sorgfältig ein. Da sprach der spannlange Mann: nun sehe ich, daß du mich wirklich liebst, meine Stärke ist weder im Holz noch Besen oder in der Ofengabel, sondern weit im Wald. Dort fließt ein goldener Bach, an diesen Bach kommt, wenn ich schlafe, ein goldener Hirsch, in dem ist meine Stärke. Wenn der Hirsch erlegt wird, springt ein Lamm aus ihm heraus, kann dieses entkommen, so bleibt mir meine Stärke, wird das Lamm erlegt, so fliegt eine goldene Ente aus ihm, entkommt die Ente, so bleibt mir meine Stärke, wird die Ente auch erlegt, so fliegt ein goldener Käfer aus ihren Magen, entkommt der Käfer, so bleibt mir meine Stärke, wird aber der Käfer getödtet, so ist alle meine Kraft dahin.

Als der spannlange Mann auf der sechs und sechzigsten Insel des Meeres wieder sein Nachmittagsschläfchen hielt, erzählte die Prinzessinn ihrem Pengö, was der spannlange Mann ihr vertraut hatte, sogleich ging Pengö in den Wald. Unterweges sah er einen Wolf, er wollte auf ihn schießen, der Wolf aber sprach, schieße nicht auf mich, ich warte hier länger als du, der Wolfkönig schickt mich dir zum Beystand. Wie er weiter ging, rauschte ein Adler über seinem Kopf, Pengö zielte nach ihm, der Adler aber sprach: ziele nicht nach mir, ich warte hier länger als du; der Adlerkönig schickt mich dir zum Beystand. Hart am Wald krächzte ein Rabe, Pengö legte auf ihn an, der Rabe aber sprach: leg nicht an auf mich, ich warte hier länger als du. Der Rabenkönig schickt mich dir zum Beystand. Pengö ging in den Wald.

Als er zum goldenen Bach gekommen war, stellte er sich im Gebüsch auf den Anstand. Bald darauf erschien der goldene Hirsch, er trank und badete sich in den goldenen Wellen. Als Pengö seinen Bogen spannte, sah der Hirsch sich um und lauschte, weil aber alles stille blieb, plätscherte er wieder in den Fluthen. Pengö schoß, und der Hirsch fiel todt nieder, als aber Pengö hinzutrat, um ihn auszuweiden, sprang das goldene Lamm heraus und lief davon, der Wolf setzte ihm jedoch nach, fing und zerriß es, aber lustig stieg die goldene Ente in die Höhe, der Adler stürzte aus den Lüften auf sie nieder, fing sie mit seinen Krallen und begann sie zu rupfen. Sogleich schwang sich der goldene Käfer aus ihr heraus und gaukelte durch die Lüfte, der Rabe aber flatterte ihm nach, haschte ihn vorsichtig mit dem Schnabel, und brachte ihn unbeschädigt zu Pengö, dieser band den Käfer in sein Schnupftuch und ging zu des spannlangen Mannes Haus.

Pengö trat eben ein und sagte der Prinzessinn: ich habe des spannlangen Mannes Stärke, als dieser auf der sechs und sechzigsten Insel erwachte. Er warf sogleich, wie es seine Gewohnheit war, seinen Buzogany *) bis nach Haus und sprang mit einem Sprung auf die sieben und siebzigste Insel. — Pengö warf den Buzogany zurück, und drückte den Käfer ein wenig, da vermochte der spannlange Mann nicht mehr den Buzogany zurück zu werfen, er fühlte wohl, daß seine Kraft gefangen sey, hoffte aber den Käfer doch noch zu befreyen, nahm also den Buzogany auf die Achsel, und ging Schritt vor Schritt nach Hause. Die Prinzessinn hitzte indessen einen Backofen, daß er von außen wie von innen Funken sprühte. Der spannlange Mann kam nach Haus, er sprach zu Pengö: du hast meine Kraft gefangen, gib sie mir heraus, ich löse sie mit allen meinen Schätzen und will künftig Frieden mit dir halten. Er war aber falsch im Herzen, und dachte, wenn ich meine Stärke wieder bekomme, tödte ich Pengö und nehme die Prinzessinn und meine Schätze zurück. — Pengö sprach: du bist ein schlechter Bursch, du hast mir Gutes mit Bösem vergolten, du mußt sterben. Er warf den goldenen Käfer in den Backofen, und wie der Käfer schmolz, ward auch der spannlange Mann zu Staub und Asche.

Pengö brachte die Prinzessinn zu ihrem Vater, der ihm die Hälfte seines Königreichs übergab, dann lud er seine beyden Brüder mit ihren Frauen, den Weisen mit seiner Braut, den Wolf-, Adler- und Rabenkönig mit ihren Gemahlinnen zu sich ein. Sie hielten nochmahls eine große Hochzeit, waren froh und guter Dinge, und leben noch, wenn sie nicht gestorben sind.

*) Buzogany, der ungarische Streitkolben.

Auf Lord Byron.

1.

Du hast geendet, friedenloser Geist!
Die dich bewundert und die dich gehaßt,
Versammelten um deine Leiche sich,
Um dich zu preisen oder dich zu schmähn.
Du aber blickest wohl in stolzer Ruh
Und unbekümmert um die Meinungen
Der Erdbewohner auf die Prediger
Von jenen heiligen Sieben-Sternen nieder,
(Wenn anders sich die Gräber und die Sterne
In die Gestorbnen theilen und die Seelen
Der Todten aus den sieben tausend Jahren,
Die diese Erde zählet, oben wandeln
In jener sieben Welten lichten Au'n).
Gleichgültig hör' auch, was ein stiller Mensch,
Der ruhig in das fremde Treiben schauet,
Nun über dich zu sagen sich getrauet.

2.

Du irrtest ewig unbefriediget
Von einem Ort der Welt zum anderen,
So wie ein Mörder, wie ein Flüchtiger:
Doch wen mit deiner Feuerseele ließe
Das platte Einerley des Menschenlebens
Auf einem Fleck der Erde lange ruhn?
Der Tod und dessen kleiner Bruder Schlaf
Nur, bindet Menschen, wie du einer warst,
An eine Scholle. — Ewig her und hin
Muß eine mächt'ge Fantasie ja ziehn.

3.

Du warst ein ernstes, finsteres Gemüth,
Und lachtest selten nicht der Frauenunschuld,
Und spottetest der Tugend selten nicht:
Allein deß' ungeachtet hegtest du
Gefühl für alles Edle, alles Beßre,
Nicht niedrig dachtest du und warst ein Feind
Der kleinen Sünden, welche alles Große
Darnieder halten, wie Empfindeley,
Gewinnsucht, Heucheley und Kriecherey!

4.

Du warst ein übermüthig stolzer Mann,
Und weigertest die Hand der Führerinn,
Der Menschentrösterinn, Religion,
Als hättest du im Busen Kraft gefühlt
Des Himmels, der Unsterblichkeit entrathen
Zu können!! — Doch du warst der Kleinen keiner,
Die allzustumpf, ein himmlisch Licht zu fühlen
Die Welt belügen und den Riesen — spielen.

5.

Du warst Vasall, und thatest wie ein Fürst,
Freythätig, eigenmächtig griffest du
Mit starken Händen in das Weltgeschick!
Nicht wünsch' ich einem Staate solche Bürger,
Die ihrem Fürsten vorzugreifen wagen,
Ich tadle dich: doch staun' ich auch des Manns;
Der aus des eignen Busens enger Kluft
Ein Heer zum Kampf mit stolzen Mächten ruft.

6.

Du warst gehaßt und trägst wohl selbst die Schuld,
Du warst nicht klug, du prägtest deine Worte
Nicht mit dem Lieblingsstämpel deiner Zeit,
Und sprachest deine Meinung kecklich aus,
Ob alle Welt sich feindlich auch erhübe:
Doch war auf dich zu bauen wie auf Alles,
Was schroff und starr vor unsern Blicken liegt,
Oft gellend war wohl deiner Stimme Schall,
Doch nie warst du ein leerer Wiederhall.

7.

So war der Mensch an dir — so auch der Dichter
Denn Lieder sind ja nur Bekenntniße. —
Ein Stöhnen nur aus tiefer Mannesbrust

Ist dein Gesang. Es fehlt die Melodie,
Des süßen Wechsels zauberischer Reitz,
Was in das Herz sich stiehlt zu allen Zeiten,
Das Schöne fehlt dem Spiele deiner Saiten.

8.

Du hast geerntet in der Gegenwart!
Ein halber Weittheil sah dich staunend an,
Doch künd' ich die Unsterblichkeit dir nicht.
Du warst ein seltner Mann, ein seltner Dichter,
Und wärest groß geworden und unsterblich,
Wenn dir das Eine, Hohe nicht gefehlt,
Die Mutter alles Ewigen, die Ruhe,
Die Reinigende, die Verklärende,
Sie, die den Blitzstrahl, der das Aug bethört,
Zur Flamme bildet, welche immer währt!

9.

Das sag' ich denn von dir mit freyer Stirne,
Nicht dich verkleinernd, nicht dich überschätzend,
Denn mit dem Lobe karg' ich und dem Tadel.
Fahr wohl und wo du immer mögest seyn,
Es sey der Frieden und die Freude dein!

Joh. Schön.

Über Shakespeare.

(Fortsetzung).

Die Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, welche August Wilhelm Schlegel im Frühjahre 1808 zu Wien gehalten, als er mit der Frau von Stael Süddeutschland durchreiste, waren durch ihren Zeitpunct, durch ihren Inhalt und durch ihren Einfluß bemerkenswerth. — Unstreitig haben sie manchen neuen und wichtigen Ansichten die Bahn gebrochen, ihnen den Übergang vom bloß wissensch 'tlichen ins gesellschaftliche Leben eröffnet, Einiges dazu beygetragen, dem Theater selbst erhöhte und veredelte Bedeutsamkeit zu geben und hinwieder in den heiligen Kreis der Wissenschaft und Kunst hinaufzuziehen, was bis dahin nur zur Tödtung der langen Weile, zur Zerstreuung oder Speculation gedient hatte. — Nebst diesen Einwirkungen auf das Publicum, mußten aber auch die Schauspieler ihrer Kunst um so lebhafteres Interesse abgewinnen, je mehr sich der Kreis ihrer Wirksamkeit vertiefte und erweiterte, je mehr allmählich Alles zur Kunst ward und vom Handwerk nur der unvermeidliche Weinstein zurückbleibt. — Jene Vorlesungen aber hatten auch noch durch den Zeitpunct ein rührendes Interesse. Sie waren einerseits die erste Ausnahme von der Regel einer, für die Dauer einer unheilbringenden Geistespest, nothwendig gewesenen und durch den Erfolg als heilsam bewährten Geistessperre. Anderseits war 1808 das Jahr jener grandiosen Vorbereitungen zu dem unvergeßlichen Kampfe von 1809. Es war das Jahr, in welchem dieß alte Österreich wie ein Fels aus der Sündfluth aus dem todten Meere des Fremdlingsjoches, noch allein, kühn und gewaltig hervorragte, wo das ganze Reich nur ein einziges großes Heerlager schien, ohne daß die allgemeine Begeisterung und der edle Nationalstolz durch die leiseste Störung der bürgerlichen Ordnung getrübt worden wären. — Es waren eben die Tage jener schändlichen Verlockung des spanischen Königshauses nach Bayonne, als in diesen Vorlesungen die scharfsinnigen Worte über die herrliche Nationalität des spanischen und des englischen Theaters und über den großen Beruf der vielfach getrennten, doch seit der Urzeit, in ihren Wohnsitzen unvermischt gebliebenen deutschen Nation ertönten. Diese Worte erfüllten den glänzenden Kreis von beynahe 300 Zuhörern und Zuhörerinnen aus den Edelsten Wiens, neuerdings mit den theuersten Gelübden für Kaiser und Vaterland — 'eine Versammlung, welcher Schlegel ohne Schmeicheley nachrühmen durfte: „er habe in ihr die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt gefunden, die oft dem deutschen Ernste versagt ist und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet." — Schlegel leistete den Wienern nur Gerechtigkeit, wenn er beyfügte, „sie hätten längst die Sitte gehabt, nachtheilige Schilderungen durch manche norddeutsche Schriftsteller von dieser Hauptstadt entworfen, durch die wohlwollendste Aufnahme der gerade aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler und durch die uneigennützigste Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht gedämpft worden sey!" — Gleich in der ersten Vorlesung verbreitete er sich über den Gegensatz zwischen dem Geschmack der Alten und der Neuern, — über die Grundlage der klassischen und der romantischen Poesie und Kunst, in der gesammten Bildung des Alterthumes und der neuern Welt und über die daraus hervorspringende Haupteintheilung der dramatischen Literatur. — Die Alten und ihre Nachahmer — und die romantischen Dichter. — Wir heben zur Anwendung auf Shakespeare, den erhabenen Vordermann der letzteren, die wichtigsten Sätze aus.

Ja wohl ist Poesie im weitesten Sinne, als die Fähigkeit das Schöne zu ersinnen und vorzustellen, ein allgemeines Geschenk des Himmels und selbst sogenannte Barbaren haben nach ihrem Maße Antheil daran. — Innere, aus der Wurzel unsers Daseyns stammende Vortrefflichkeit entscheidet allein und wo sie wirklich vorhanden ist, darf man sich nicht an Äußerlichkeiten stoßen. Was aber ohne einen lebendigen Keim, nur von Außen angeklebt oder aufgehängt ist, gleicht den Gärten der Kinder, die die nächsten besten, schönen Blumen, Zweige oder Bäumchen in die Erde stecken und sich der schnellen Schöpfung erfreuen. Aber sie nimmt eben so schnell ein klägliches Ende, die wurzellosen Pflanzen hängen und welken, indeß der ohne alle Kunstpflege emporgewachsene dunkle Wald, unerschüttert steht und stehen wird und den einsamen Betrachter mit heiligem Schauer durchdringt!

Wie es überhaupt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter oder für gewisse Völker gibt und der Despotism des Geschmacks, womit diese, gewisse, vielleicht ganz willkührlich bey ihnen festgestellte Regeln, unbedingt

und allgemein durchsetzen wollen, immer eine ungültige Anmassung ist, so war auch die Abgötterey, die man mit den alten Classikern Roms und Griechenlands trieb, welche allerdings in unserer Bildungsgeschichte eine entscheidende Epoche machten, nicht ohne folgenreichen Mißbrauch. — Die gelehrten Hellenisten und Lateiner, die sich durch eigene Werke auszuzeichnen nicht vermochten, setzten mit lautem Geschrey alles Heil in die Nachahmung der Alten, schätzten an den Neueren nur das, was den Alten nachgebildet war oder schien — und verwarfen alles Übrige schlechterdings als barbarische Monstruosität oder Excentricität.

Ganz anders die großen Dichter und Künstler, die bey allem Enthusiasm und Wetteifer mit den unsterblichen Alten, selbstständige Eigenthümlichkeit gleichwohl nie verläugneten. — Dante hieß den Virgil seinen Lehrer; doch ist die „göttliche Komödie" von allen Werken, die sich nennen lassen, das von der Äneide verschiedenste. — Eben so verkehrt war die Vergleichung Ariosts mit Homer, — Raphael und Michelangelo, große Kenner der Antike, brachen doch ihre ganz eigene Bahn. — Da die Dichter meist an der gelehrten Bildung Antheil nahmen, entstand in ihnen ein Zwiespalt zwischen dem Trieb des eignen Genius und zwischen der vermeintlichen Pflicht der Nachahmung der Alten. — Wo sie letztere erfüllten, wurden sie von den Gelehrten gelobt, wo aber der eigenthümliche Genius sie mit fortgerissen, liebte sie das Volk. — Camoens und Tassos Gesänge leben bis auf diesen Tag im Mund und Herzen ihrer Nation, etwa nicht durch ihre unvollkommene Verwandtschaft mit Virgil oder gar mit Homer, sondern Tasso durch die melodischen Anklänge des Rittergeistes in Glauben, Liebe und Ehre, Camoens aber durch das willkommene Andenken der goldnen Zeit Portugalls und durch die glühende Begeisterung patriotischen Heldenmuthes.

Gerade jene Zeitalter, jene Völker, jene Stände, die das Bedürfniß einer selbstgeschaffenen Poesie am wenigsten fühlten, ließen sich die todten Schulübungen bloßer Nachahmung der Alten am besten gefallen. — Die handwerksmäßigen Nachäffer wurden immer häufiger, die echten Nachfolger und Wetteiferer blieben selten. Die Kritiker aber ließen, in der Form befangen, die Erstern weit lieber als die correcten neueren Classiker gelten, während sie die großen, lebendigen Lieblingsdichter, die sich eine Nation nun ein Mahl nicht nehmen ließ, höchstens als rohe wilde Genies dulden wollten: — wahrlich eine thörichte Trennung zwischen Genie und Geschmack! — Das Genie ist eben die, bis auf einen gewissen Grad bewußtlose Wahl des Vortrefflichsten, also Geschmack in seiner höchsten Wirksamkeit.

Erst spät kamen einige, besonders deutsche Denker darauf, dieß Mißverständniß zu schlichten, zugleich die Alten nach Gebühr zu ehren und dennoch die davon gänzlich abweichende Eigenthümlichkeit der Neueren anzuerkennen. Es beruht ja das ganze Spiel lebendiger Bewegung auf Einstimmung und Gegensatz; worin auch der wahre Schlüssel zur alten und neuen Geschichte der Poesie und der schönen Künste liegen mag? — Die, welche dieß annahmen, erfanden für den eigenthümlichen Geist der modernen Kunst, den Nahmen der romantischen, im Gegensatz mit der antiken oder classischen: — romanisch, romance, heißen nähmlich die Volkssprachen, die sich durch die Vermischung des Latein mit den verschiedenen Mundarten des Altgermanischen gebildet hatten. Eben so entsprang auch die neuere Bildung aus der Zusammenschmelzung der fremdartigen Eroberer, rauh und kalt und melancholisch wie ihr Norden, mit den Bruchstücken jener warmen ewigen Jugend des Alterthums in den durch Ost- und Westgothen, Longobarden und Franken überschwemmten Provinzen des römischen Weltreiches, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war. — Der Geist der gesammten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, so wie der modernen, pittoresk.

Schlegel erläutert dies durch ein Beyspiel aus einer andern Kunst. — Im Mittelalter entwickelte sich bis zur vollkommensten Reife, die sogenannte gothische oder besser altdeutsche Baukunst. Als das Wiederfinden der unsterblichen Werke der Alten und ihre allgemeine Verbreitung durch den gleichzeitigen Bücherdruck und durch die Flucht der Griechen aus Constantinopel und aus den Inseln, alle guten Köpfe entflammte, brachte sie auch die Nachahmung der griechischen Architektur dergestalt an die Tagesordnung, daß sie ohne Beachtung der klimatischen und Sitten-Verschiedenheit und des Zweckes der Gebäude, überall angebracht, die bisherige gothische Baukunst düster und barbarisch gescholten und gänzlich verworfen wurde: eine Ungerechtigkeit, die den Italiänern am ersten hingehen mag, wegen der angeerbten Überreste alter Gebäude und wegen der climatischen Verwandtschaft mit den Griechen und Römern, während sich ihr das nordische Clima häufig entgegensetzt, sie selbst dort nie heimisch war und des Nordländers düsterer Ernst der gothischen Baukunst weit verwandter ist, die nicht nur ungemeine Charakterstärke und mechanische Fertigkeit, sondern auch bewunderungswürdige Erfindungskraft zeigt.

Es ist aber das Pantheon nicht verschiedener vom Stephansdome zu Wien oder von Londons Westminsterabtey, als der Bau einer Tragödie des Sophokles von dem eines Shakespeareschen Drama. — Vorliebe für die einen oder andern dieser Wunderwerke der Poesie und der Architektur wird man bey Einzelnen immer finden; denn die Welt ist weit und unendlich Vieles kann und muß in ihr, nebeneinander bestehen, ohne daß deßhalb die Bewunderung des einen, durchaus die Geringschätzung des andern geböthe!

Die Bildung der Griechen, war vollendete Naturerziehung, ihre gesammte Kunst, Harmonie aller Kräfte, Freude, ewige Jugend, ihre Religion Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens, ihre Götzen waren Ideale, doch hatte ihre Bildung keinen höhern Charakter als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit. — Im neuern Europa hat das Christenthum die erschöpfte und versunkene alte Welt wiedergeboren, das sich nicht, gleich der Heidenwelt, mit gewissen äußern Leistungen begnügte, sondern den

ganzen, innern Menschen mit all' seinen Gedanken und Gefühlen umschlang. — Das entartete Geschlecht der Alt- und Neurömer (Byzantiner) und ihrer Unterjochten, ward durch die germanischen Eroberer *wieder aufgefrischt*. Der spielenden freyen Entfaltung der Sinne weniger zugänglich, faßten sie das Christenthum desto inniger und tiefer auf. — Ihr rauher, treuer Heldenmuth, durch die Lehren der ewigen Liebe gemildert, ward Geist des *Ritterthumes*, das die Ausbrüche zuchtloser Gewalt und *physischer* Übermacht durch die *Idee* bändigte, und die *zeitlichen* Schrecken, wendete heilsame Furcht vor den *ewigen* ab. — Achtung des schwächeren Geschlechtes, und ein sittsamerer Geist der *Liebe*, Huldigung echter Weiblichkeit, ging aus dem Ritterthum, aus der Heiligung der *Ehe*, aus dem hocherhabenen Vorbild jungfräulicher Mütterlichkeit hervor, das auf den christlichen Altären prangte. — Neben der *religiösen* Sittenlehre, bildete sich die *weltliche* der *Ehre*, nicht selten im Widerstreit mit jener, aber ihr doch darin verwandt, daß sie nie die Folgen berechnete, sondern sich gewissen Grundsätzen unbedingt unterwarf, als über alles Grübeln menschlicher Kurzsichtigkeit erhaben. — Die Legenden und Rittersabeln sind der alten Mythologie ganz entgegengesetzt. — Bey den Griechen war die Menschennatur sich selbst genug und auf sich selbst beschränkt. — Eine höhere Weisheit lehrte: dieses Geschlecht habe durch eine große Verirrung, die ihm ursprünglich bestimmte Stelle eingebüßt und ihres irdischen Daseyns ganze Bestimmung sey, dahin zurückzustreben, welches sie jedoch, (sich selbst überlassen,) nicht vermöge. — Jener sinnliche Heidenglaube, wollte nur äußre Segnungen erwerben, *vergänglich* wie der Augenblick und wie das Leben. — Das andere Leben, in so ferne daran geglaubt wurde, stand in dunkler Ferne, wie ein abgeschwächter Traum *dieses* wachen, hellen Lebens! — In der *christlichen* Ansicht hat sich Alles umgekehrt. Das *Unendliche* hat das *Endliche* vernichtet, das *Ewige* hat das *Zeitliche* verdrängt, das Leben ward zur Schattenwelt, zur Nacht und der wahre Tag dämmert nur von jenseits herüber, *Tod* ist *Leben* geworden. Die Seele, unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ist davon erfüllt, daß wir in diesem unserm Übergangszustande, nach einer, *hier* durchaus unerreichbaren Glückseligkeit trachten; *Sehnsucht* ist ihre Poesie, — wie die der *Alten*, der *Besitz*. Diese fußte im Boden der *Gegenwart*; — jene wiegt sich zwischen *Erinnerung* und *Ahnung*. — Das griechische Ideal der Menschheit war *Eintracht* und *Ebenmaß* aller Kräfte, — das Christenthum hat uns zum Bewußtseyn unserer innern *Entzweyung* gebracht, daher will die Poesie der Neuern, beyde entzweyte Welten, die geistige und sinnliche mit einander aussöhnen und verschmelzen, die sinnlichen Eindrücke durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höheren Gefühlen gleichsam heiligen und die Ahnungen des Unendlichen in der sinnlichen Erscheinung sinnbildlich niederlegen. — In der *griechischen* Kunst und Poesie (die *Römer* waren größten Theils nur Übersetzer und Nachahmer) war *ursprüngliche, bewußtlose Einheit der Form und des Stoffes*. In der *neueren*, wird innigere Durchdringung beyder, als zweyer Entgegengesetzter gesucht. — Das Gefühl ist im Ganzen bey den *Neuern* inniger, die Fantasie unkörperlicher, der Gedanke beschaulicher geworden. Aber wie, selbst in der Griechen heiterer Weltansicht, die *herbe Tragödie* dennoch möglich war, so kann auch die aus jener düstern Sehnsucht entsprungene *romantische Poesie*, *alle* Stimmungen, bis zur *fröhlichsten* durchgehen, aber sie wird immer in einem nahmenlosen Etwas, Spuren ihrer Quelle an sich tragen. — Die *Griechen* haben ihre Schauspielkunst von keinem andern Volke *ererbt* oder *entlehnt*, sie war ursprünglich und national, *darum* konnte sie *eine so lebendige Wirkung* hervorbringen! Die *Römer* haben sich von der griechischen Form nie emancipirt, darum nehmen sie auch eine so unbedeutende Stelle ein. — Im neuern Europa haben bis jetzt nur die *Britten* und die *Spanier* ein durchaus originales, nationales und in seiner eigenen Gestalt zu einer festen Ausbildung gediehenes Theater und eine Menge fruchtbarer und talentvoller dramatischer Dichter.

Ihr Theater ist ohne Wechselwirkung, denn die spanischen Dichter kannten die englischen gar nicht. Es hat eben so wenig Zusammenhang mit dem Italienischen und Französischen oder mit den *Alten*. Darum meinen auch die Kritiker, die alles Heil bloß aus der Nachahmung derselben erwarten, die spanische und englische Bühne hätte lauter regellose Werke, die vielleicht wohl durch *einzelne, herrliche Züge* glänzen mögen, an denen aber die barbarische Formlosigkeit des Ganzen, immerdar verderblich bleibe. — *Shakespeare* also und *Calderon* würden niemahls einem der Alten verglichen werden dürfen und könnten höchstens *darum* merkwürdig scheinen, weil der Eigensinn ihrer Nationen, sich durchaus nicht unter das Joch der Regeln beugen zu wollen, ihnen desto unbeschränkteren Spielraum gelassen habe, ihre angestammte Originalität, wiewohl gleichsam hinter dem Rücken der Kunst!! zu offenbaren.

Allein hier muß man sich zuerst über den Begriff der *Form* verständigen, der von den Meisten nur *mechanisch*, nicht *organisch* aufgefaßt worden ist. Der *unvergängliche*, aber gleichsam *durch verschiedene Körper wandernde* Geist der Poesie muß, so oft er sich im menschlichen Geschlechte neu gebiert, aus den Nahrungsstoffen eines ganz veränderten Zeitalters, sich auch einen anders gestalteten Leib anbilden! Mit der Richtung des *dichterischen Sinnes*, wechseln auch die *Formen* und wenn man die *neuen* Dichtungsarten nach den *alten* Gattungsnahmen benennt, so ist dieß eine ganz unbefugte Anwendung von dem Ansehen des classischen Alterthums. Niemand soll vor einer Gerichtsbarkeit belangt werden, unter die er nicht gehört! Ja man kann gerne zugeben, die meisten Werke der Britten und Spanier, seyen weder *Tragödien* noch *Komödien* im Sinne der *Alten*: es sind eben *romantische* Dramen.

(*Die Fortsetzung folgt*).

Redacteur: Joseph Freyherr von *Hormayr*. Gedruckt und im Verlage bey Franz *Ludwig*.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 2. Februar 1825.

(14)

Die Schneebraut.

(Eine Schweizersage.)

Die Gletscher-Nymphe liebt so heiß
Den schönen Jägersmann,
Und blickt aus ihrem Haus' von Eis
Ihn oft begehrend an;
Allein des Gemsenjägers Sinn
Ist rauh, wie seine Welt:
Sie schmeichelt ihm, sie warnet ihn; —
Er bleibt der Felsenheld.

Als Alpenröslein neigt sie oft
Ihr Blüthenhaupt ihm zu:
Als Zephyr wiegt sie unverhofft,
Ihn still in weiche Ruh':
Oft droht sie wild als Nebelbild
Vom Schreckhorngipfel ihm:
Durchbrauset oft das Schneegefild
Mit bösem Ungestüm.

Er aber stehet unverzagt
Trotz Schmeicheln und Gefahr:
Ob es ihm gleich sein Ahnen sagt,
Daß es die Nymphe war.
Sein Spiel ist kühne Gemsenhetz;
Sein Reichthum keckes Blut;
Er achtet nicht der Nymphe Netz,
In seinem Übermuth.

Drob glüht die Nymph' in grauser Gluth,
Er hat ihr's angethan;
Und, sey's in seinem rothen Blut,
Sie muß ihn doch umfah'n;
Sie muß an seine Brust die Brust
Anschmiegen, weich und warm;
Muß einmahl büßen ihre Lust
In Gemsenjägers Arm!

D'rum schmückt sich, wild von Wuth erfaßt,
Mit vollem Schmuck die Maid:
Wirft um den Leib, in toller Hast,
Ihr Berglawinenkleid;
Reiht um ihr Haupt das Zackenband
Mit eisdemant'nem Haft;
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da steht der schöne Jägersmann
Am hohen Alpensteg:
Die Nymphe schaut's, und eilt heran
Auf schrägem Felsenweg.
Er sieht sie nah'n; sie sieht ihn flieh'n;
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er sich; da faßt sie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da stürzt sie sich mit ihm hinab
Auf's himmeltiefe Pfühl;
Und hat, im kühlen Felsengrab,
Mit ihm ihr Liebesspiel. —
Manch' einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht, wohin er kam:
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam!

Joh. Gabr. Seidl.

Die erste Besteigung des Dach- oder Thorsteins am 5. August 1823.

Durch Jacob Buchsteiner (Schladminger Jackl) und Georg Kaltschmied aus der Ramsau. Auf Veranlassung des k. k. Herrn Lieutenant Militsch vom Peterwardeiner Gränz-Regiment und Triangulateur der Cataster-Vermessung in Steyermark.

(Fortsetzung.)

Da dieser Punct von der, für die Steyermarke früher veranstalteten trigonometrischen Triangulirung (als vor

jedermann für unersteigbar gehalten) mit keinem künstlichen Gegenstand ausgezeichnet, folglich auch nicht genau hat observirt werden können, so mußte mir die Bestimmung desselben um so mehr ans Herz fallen, weil ich die Überzeugung hatte, daß ich ohne solchen ganz außer Stande bin, die für Steyermark westliche, über das Eisgebirge fallenden Quadratmeilen graphisch zu trianguliren, und mit dem Caraster in Österreich eine genaue Verbindung zu halten, *) ich beschloß daher zur Ersteigung dieses Punctes in der, denen Steyerern angebornen aufrichtigen Bereitwilligkeit für jede gute Sache, die Möglichkeit zu suchen; nicht um mich bey dem Gelingen dieses Versuches, eines großen Verdienstes rühmen zu wollen, sondern bloß, um einigen Beweis meines guten Willens, für die mir anvertraute Beschäftigung an den Tag zu legen. 3)

Meine Bemühungen bey öftern Unterredungen, mit den berühmtesten Bergsteigern dieser Gegend, blieben längere Zeit, ohne Erfolg, und ich fing auch wirklich an, zur Bearbeitung dieser Quadratmeile alle Hoffnung aufzugeben, als sie in meinem Innern ein, mit dem Jäger der Stadminger Cammeral-Herrschaft, Jakob Buchsteiner, zufällig angeknüpftes Gespräch, während welchem er auch versicherte, schon einmahl hoch am Thorstein, jedoch nicht auf der höchsten Kuppe desselben gewesen zu seyn, **) erneuerte, wenn gleich er hinzuzusetzen nicht vergaß, es sich niemehr einfallen lassen zu wollen, Beweise seiner Entschlossenheit im Bergsteigen auf diesem Thorstein zu suchen.

Den Buchsteiner bey seinem Alter von 55 Jahren und bey einer schwächlichen Leibes-Constitution, für keinen Verwegenen ansehend, und glaubend, daß es unter den Bewohnern des obern Ennsthales, doch wenigstens einen Mann geben könne, der dem Buchsteiner im Bergsteigen nicht nachstehe, äußerte ich bey Gelegenheit einer Zusammenkunft, mit dem mir in meinem Geschäfte immer thätig an die Hand gehenden, ganz von ungeheuchelter Freundschaft durchdrungenen Hrn. Cammeral-Verwalter Hofer, mit dem Hrn. Cammeral-Waldmeister von Gaßer, und mehreren Landleuten, denjenigen, der eine nur 6 Fuß lange Stange auf der höchsten Kuppe des Thorsteins aufstellt, mit einem Ducaten zu belohnen; allein diese Äußerung blieb, so wie meine frühern Versuche alle, wenn nicht sehr lange, doch länger als ich es wünschte, zwecklos.

Nachdem mir die Erklärung eines Mannes für dieses Wagniß immer weniger und weniger zu Ohren kam, so ließ ich am 3. August, an einem Sonntage, den Jäger Buchsteiner auf ein Frühstück laden. Er kam mit seinem, mit einem alten Gemsbart und ein paar Auerhahnfedern gezierten, nach einer Seite gesetzten Hute, und ich konnte schon bey seinem Eintritte in mein Zimmer, recht viel heitern, entschloßnen Gemüthes vermuthen.

Nach mehreren scherzhaften Reden, lenkte er auf die Erzählung eines, mir früher durch andere Leute bekannt gewordenen, von ihm unter dem Hochgolling ausgeführten Abenteuers, daß er nähmlich herumsteigend auf den Wänden dieses Berges, einmahl Gemsen gerade an einer solchen Stelle bemerkt habe, der er sich nicht anders, als im Angesicht dieser Thiere hat nähern können, daß er dabey auf einen Einfall gerathen, seine ganze Kleidung, ja sogar das Hemd auszuziehen, um auf diese Art ganz in die Nähe des Wildes zu kommen, und daß sein Lohn für diesen Einfall ein recht herrlicher Gemsbock gewesen seyn. Seiner Sage ganzen Glauben beymessend, ihn aber zufrieden lächeln sehend, glaubte ich, das Gespräch auf den Thorstein lenken zu können, fragte ihn daher, ob es ihm nicht bekannt sey, daß derjenige, der den Thorstein besteigt, eine Belohnung von einem Ducaten zu erhalten hätte: und ob er nicht Lust habe, diesen Ducaten zu verdienen, so wie zu beweisen,

*) Dank diesem Herrn Lieutenant, der hier seinen Dienst hätte umgehen können. Dank dem guten Geist, welchen der Herr Provinzial-Director Major Moor in seine Individuen legte, daß es der Catastralvermessung gelang, diesen wichtigen höchsten Punct der Steyermark durch ein Zeichen zu bestimmen. möge es nur ebenfalls gelingen, die noch unerstiegene Rinka im Cillierkreise zum Besten der genauen Catastralvermessung und der wissenschaftlichen Landeskunde zu bestimmen, welches indessen schwerer werden dürfte, da die Wenden verführt durch den lustigen Weinbau an den Füßen der Alpen die Häupter derselben nicht so genau kennen als die Oberländer unseres Vaterlandes. K. S.

3) Es kann hier nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß diese Triangulirungs-Arbeit in der Steyermark vorzüglich anstrengend und sehr oft lebensgefährlich sey. In der großen Triangulirung werden nur auf die Q. M. 3 Puncte erfordert, während man bey dieser Triangulirung oft wohl 60 Puncte benöthigt, indem die Q. M. in 20 Cataster Sectionen getheilt ist, wovon jede 3 Puncte bedarf und es sich nicht immer trifft, daß ein Punct gemeinschaftlich werde für 2 oder mehrere Sectionen. Man denke sich hierzu unser zerrissenes Kalkgebirge oder die tiefen Einschnitte unseres Urgebirges, die großen Elevationen über der Meeresfläche, die häufigen Elementar-Einflüsse ꝛc.

K. S.

**) Es ist also das im Jahre 1822 durch Herrn Weidmann im Wiener Modejournal bey Gelegenheit des Abdruckes seines steyrischen Sonetten-Kranzes und im steyrischen Nationalkalender vom Jahre 1823 bey der nähmlichen Gelegenheit verbreitete Gerücht, als habe dieser nähmliche Jacob Buchsteiner schon im erstgenannten Jahre die höchste Spitze des Dachstein bestiegen, ganz unrichtig. K. S.

daß ihm dasjenige möglich sey, was der Welt unmöglich schiene? Er sann etwas nach, und gab mir einen tiefgehohlten Seufzer zur Antwort: Er sehe, wie sehr mir an der Ersteigung dieser Spitze liege, er wolle (nicht um die verheißene Münze, da selbst das elendste Leben eines Menschen kein Gold überwiegt) sondern aus Gefälligkeit für mich und weil meine Beschäftigung sich von dem Willen unsers guten Kaisers herleitet, versuchen, ganz auf die Höhe zu kommen, obwohl er nach dem, was er schon bey seinem ersten Wege erfahren, an der Möglichkeit stark zweifle, nur bitte er, da er Gatte und Vater sey, einen Menschen zu suchen, der ihn so weit er nach seinen Kräften vermag, deshalb zu begleiten hätte, damit falls Buchsteiner verunglücken sollte, doch sichere Nachricht nach Schladming kommen könne.

Mit der Mitsendung eines sichern, mir früher empfohlenen und bekannt gewordenen Georg Kalkschmied aus der Ramsau, glaubte ich dieses billige Begehren, am besten erfüllt zu sehen. Ich schrieb daher, sogleich an den Ramsauer Gemeinde-Richter an die Bitte, diesen Kalkschmied ohne Verzug, nach Schladming senden zu wollen.

(*Der Beschluß folgt.*)

Über Shakespeare.

(*Fortsetzung.*)

Daß die mit fremden Vorbildern völlig unbekannte Bühne eines Volkes, manches seltsam Abstechende gegen die Theater anderer Nationen haben wird, denen ein gemeinschaftliches Muster der Nachahmung vorgeschwebt, ist ganz natürlich. Wenn aber die *gleichzeitig entstandenen* und einander *dennoch unbekannt gebliebenen* Bühnen zweyer *so verschiedenen* Völker, wie Britten und Spanier, doch die auffallendsten Züge der *Verwandtschaft* tragen, so drängt sich wohl die Vermuthung gewaltsam auf, bey ihrer Entwickelung müsse *ein gleichartiges* Princip obgewaltet zu haben?

Diese Ähnlichkeit des englischen und spanischen Theaters, besteht nicht bloß in der kühnen Vernachläßigung der (so oft mißverstandenen) *Einheiten der Zeit* und des *Ortes*, sondern in dem *Geist der romantischen Poesie, dramatisch ausgesprochen*. Das spanische Theater blieb fast bis zu seinem Verfall im Anbeginne des 18. Jahrh. durchaus romantisch. Das englische ist es nur in seinem Stifter und größtem Meister Shakespeare auf vollkommene Weise. — Es ist hier nöthig, über Ursprung und Wesen des Romantischen, Einiges beyzufügen. Die *antike* Kunst und Poesie geht auf *strenge Sonderung des Ungleichartigen*. Die Romantische gefällt sich in *unauflöslichen Mischungen*. Aufs innigste verschmelzt sie alle Contraste der Natur und Kunst, Poesie und Prosa, Ernst und Scherz, Erinnerung und Ahnung, Geistigkeit und Sinnlichkeit, Irdisches und Göttliches, Leben und Tod. Die gesammte *alte* Poesie und Kunst ist gleichsam ein rythmischer Nomos, eine harmonische Verkündigung der Gesetzgebung einer schönen und jungen, die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt. — Dagegen ist die *romantische*, der Ausdruck des geheimen Zuges zu dem immerfort nach neuen und wundervollen Geburten ringenden Chaos, das im Schooße der geordneten Schöpfung sich verbirgt und des immer wieder neu über den Wassern schwebenden, lebendigmachenden Geistes, der ursprunglichen Liebe bedarf! — Die *alte* Kunst ist einfacher, klarer und der Natur in der selbstständigen Vollendung ihrer Werke ähnlicher. Die *romantische* ist, (ihres fragmentarischen Aussehens ungeachtet,) dem Geheimniße des Weltalls weit näher.

Es hieß oben: der Geist der gesammten *antiken* Kunst und Poesie sey *plastisch*, so wie der *modernen, pittoresk*. — Dieses Gleichniß bedarf näherer Ausführung. Die *antike Tragödie* ist wie eine Gruppe in der *Sculptur*: die Figuren entsprechen dem Charakter, die Gruppirung der Handlung und hierauf ist, als auf das einzige Dargestellte, die Betrachtung bey beyden Arten von Kunstwerken ausschließlich gerichtet. Das *romantische Drama* hingegen, gleicht mehr einem *großen Gemählde*, wo nebst der *Gestalt* und *Bewegung in vielreicheren Gruppen* auch noch die *Umgebung* der Personen mit abgebildet ist, auch en bedeutender Ausblick in die Ferne, und dieses Alles unter einer magischen *Beleuchtung*, die den Eindruck erst so oder Anders vollendet. Ein solches Gemählde wird nicht so in sich abgeschlossen seyn, wie die Gruppe; denn es ist ein ausgeschnittenes Bruchstück aus dem optischen Schauplatze der Welt, aber das gesammelte *Licht*, die Einfassung der *Vorgründe*, die *Perspective* wird den Blick gehörig festhalten. — Die *Sculptur* gibt natürlich die Umrisse der Gestalt weit schöner und getreuer. Dagegen ertheilt die *Mahlerey* ihren Nachbildungen weit mehr Lebendigkeit durch die *Farbe*, durch den *Blick*, der allein die Charakteristik der *Physiognomien* vollendet, endlich dadurch, daß sie in körperlichen Gegenständen sichtbar macht, was am wenigsten köperlich ist, *Licht* und *Luft* — und *gerade dergleichen Schönheiten* sind dem *romantischen* Drama vorzugsweise eigen. — Es *sondert nicht so strenge wie die alte Tragödie* unter den Bestandtheilen des Lebens. Es faßt *das ganze laute Schauspiel* desselben, mit allen seinen Umgebungen zusammen, und indem es das zufällig neben einander befindliche abzubilden scheint, befriedigt es die unbewußten Forderungen der Phantasie, vertieft uns in Betrachtungen über die unaussprechliche Bedeutung des durch Anordnung, Nähe und Ferne, Colorit und Beleuchtung harmonisch gewordenen Scheins, und leiht gleichsam der Aussicht, eine *Seele*.

Der *Wechsel der Zeit* und des *Ortes* (vorausgesetzt sein Einfluß auf die Gemüther sey mit geschildert, und er nütze der theatralischen Perspektive, in Bezug auf das, in der Ferne angedeutete oder von deckenden Gegenständen halb versteckte), der *Contrast von Scherz und Ernst* (in der Art und im Grad einander proporzionirt) endlich die *Mischung der dialogischen und lyrischen* Bestandtheile,

wodurch es der Dichter in der Gewalt hat, seine Personen mehr oder weniger in poetische Naturen zu verwandeln, sind im romantischen Drama nicht bloße Licenzen, sondern dessen wahre und wesentliche Schönheiten. — Darum sind sich auch hierin die schönsten spanischen und britischen Werke vollkommen ähnlich, wie weit sie auch sonst von einander abstehen mögen.

Shakespeare, der Stolz seiner Nation, war schon der Liebling seiner Zeitgenossen und wurde es neuerdings, als der Zwischenraum des puritanischen Fanatismus, der alle freye Geistesbildung hemmte, vorüber war und er wird mit Jahrzehenden und Jahrhunderten anwachsen, gleich einer von den Alpen herunterrollenden Schneelavine. — Für das südliche Europa bleibt hierin vielleicht ein Hinderniß der allgemeinen Anerkennung, die Sprache und die Unmöglichkeit, ihn treu zu übersetzen und nicht etwa den ärgerlichen Vorgang Voltaires mit der Übersetzung einiger Bruchstücke aus dem Hamlet und aus Julius Cäsar zu wiederhohlen. — Shakespeares Commentatoren in England sind zu einer ganzen Bibliothek angewachsen und im Bezug auf sie, wurde der unsterbliche Dichter eben nicht mit Unrecht, dem „von seinen eignen Hunden zu Tode gehetzten Actäon" verglichen. Doch ist die Vorstellung ziemlich alt, Shakespeare sey ein rohes Genie gewesen und schon Ben Jonson, der gleich nach Shakespeare, ziemlich unglücklich die englische Bühne nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten zu bilden strebte, meinte: Shakespeare verdanke der Natur mehr als der Kunst und hätte in seinen Stücken nur recht viel streichen sollen!! Selbst Milton sagte: „unser süßester (ja wohl!) Shakespeare, dieß Kind der Phantasie, wirbelt seine angebornen, wilden Waldgesänge;" — ja einige Nachfolger geben nicht nur die Regellosigkeit der Stücke Shakespeares in Folge einiger, ganz und gar nicht auf sie anwendbarer Grundsätze oder vielmehr Gemeinplätze) zu, sondern beschuldigen ihn auch noch des Bombastes, verkehrter Possenreisserey und einer verworrenen, undramatischen, witzelnden Schreibart! Alle, einen kleinlichen, verzärtelten Geschmack nicht zusagenden Auftritte und Stellen wurden eigenmächtig und willkührlich auf die Rechnung verfälschender Schauspieler gesetzt und man war auf dem besten Wege, uns einen schmählich verstümmelten Shakespeare zu bescheren!! — Auch was man von einem „barbarischen Zeitalter" spricht, dessen Spuren Shakespeare nicht verläugnen könne, ist eben so ungegründet. Besonders gebährden sich dabey die Franzosen so, als wäre erst durch Ludwig XIV. die Menschenfresserey in Europa abgestellt worden!! Die große Elisabeth und ihr Nachfolger Jacob, der unglücklichen Maria Stuart Sohn, unter denen Shakespeare schrieb, achteten die Gelehrsamkeit und die Kunst. Handel und Schiffahrt hatte die Engländer mit allen Theilen des bewohnten Erdballs in Verbindung gesetzt. Ihre Literatur hatte einen Bacon aufzuweisen und gewaltige Charaktere traten hervor, am Hof, im Rath, im Feld, in fernen Zonen und auf fremden Meeren, ganz andere Charaktere und Gestalten, als in dem ausgetrockneten philosophischen Jahrhundert. — Was die damahlige Geselligkeit anbetrifft, muß man wohl unterscheiden zwischen wahrer Bildung und zwischen jener Abgeschliffenheit, die Alles in die fade Einförmigkeit gewisser Formeln zwängt und jeder geistreichen Wechselmittheilung ein völliges Ende macht. Gesunde Kraftfülle war noch da, die sich oft keck, ja muthwillig kund gab. Noch waren, (trotz dem, daß der grausame Krieg der rothen und der weißen Rose den alten Adel größtentheils ausgerottet hatte), Reste der Feudalunabhängigkeit. Der Adel hielt auf Pracht und fast jeder große Herr hatte einen kleinen Hof um sich. Schon im Erlöschen, loderte der Rittergeist noch ein Mahl auf, entflammt durch eine Königinn, die weit mehr für ihr Geschlecht als für ihre Würde, Huldigung begehrte. — Shakespeares häufige Wortspiele ridiculisiren eine, (vorzüglich durch die Liebhaberey König Jacobs) allgemein gewordene Mode. — An tausend Stellen legt Shakespeare ausdrücklich großes Gewicht auf den feinen Weltton, stellt ihn in allen seinen Abstufungen nach Stand, Alter und Geschlecht dar und warnt vor den Abwegen. — Wären die hier und da vorkommenden Unanständigkeiten ein Beweis von Rohheit, so müßte dieser Beweis in noch weit höherem Grade vom goldnen Zeitalter des olympischen Perikles und des Augustus gelten. Die Zuschauerinnen besuchten damahls nur maskirt das Theater und Frauenrollen wurden von Jünglingen dargestellt. Das sittige Urtheil der Völker ist darin bis auf den heutigen Tag ungemein verschieden, man vergleiche z. B. den Engländer und Franzosen, den Ungarn, Deutschen und Italiener! — Kein Dichter der Welt hat weibliche Tugend und Unschuld und die zarteste Jungfräulichkeit, so himmlisch geschildert, wie Shakespeare! — Übrigens haben es Länder- und Völkerkundige und selbst Gesetzgeber bemerkt, daß eine ängstliche Splitterrichterey, die in jedem Scherz oder Muthwillen gleich eine Sünde wittert, ein sehr zweydeutiges Kennzeichen von Sittenreinheit sey und daß hinter solchem Heuchelschein, sich nicht selten das Bewußtseyn einer nicht mehr reinen Einbildungskraft verberge. Sollte jede Beziehung auf eine der Klammern des Weltbaues, auf das Verhältniß der beyden Geschlechter durchaus vermieden werden, so wären die schönsten Verwicklungen vieler berühmter Kunstwerke mit einem Federstrich proscribirt.

Eben so unrichtig ist, was man über die niedrige Dunkelheit von Shakespeares Geburt, Erziehung und Leben gesagt hat. Sein Vater war ein begüterter Mann, die Voreltern waren wappenmäßig und hatten in Stratford obrigkeitliche Ämter verwaltet. Freylich vermählte sich Shakespeare bloß aus häuslichen Rücksichten schon im 18. Jahre und der Überdruß dieses engbegrenzten Lebens lockte ihn nach London, wo er Schauspieler wurde und bald als lyrischer und dramatischer Dichter Ruhm erwarb. Elisabeth und Jacob achteten ihn, letzterer ehrte ihn durch ein eigenhändiges Schreiben. Des unglücklichen Essex Pylades Southampton war sein Gönner und Freund. Er wurde Mitbesitzer und Vorsteher der Bühne, für die er schrieb und verzehrte das also erworbene Vermögen in den letzten Jahren seines allzukurzen Lebens, in Ruhe an seinem Geburtsort, an der Seite einer geliebten Tochter und erhielt gleich nach seinem Tode, an seiner Grabstätte ein prächtiges Denkmahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 4. Februar 1825.

(15)

Bearbeitungen von Johann Gabriel Seidl.

I. Einsamkeit.

(Nach Alphonse de la Martine.)

Hier sitz' ich oft, umschirmt vom alten Baume,
Das Antlitz hell von Abendsonnengluth:
Mein Auge weidend am begrünten Raume,
Der bunt und schön zu meinen Füßen ruht.

Dort rollt ein Strom die lauten Wogenhügel,
Und gräbt in dunkler Ferne träg sich ein;
Hier schläft des See's bewegungsloser Spiegel
Und lächelnd blickt der Stern des Abends drein.

Dort, wo die waldumkrönten Berge ragen,
Hat seinen letzten Strahl der Tag versandt,
Und dampfend steigt der Schattenfürstinn Wagen,
Und bleicht des fernen Horizontes Rand.

Indessen schwingt sich aus den goth'schen Trümmern
Ein Ton der Andacht durch das Luftgebieth, —
Der Wand'rer stutzt — des Siedlerglöckleins Wimmern
Singt nun dem Tag' ein schaurig' Sterbelied.

Doch kalt und stumm beschau' ich diese Matten,
Kein Laut verklärt, noch düstert mein Gesicht,
Mich dünkt die Erde wie ein irrer Schatten;
Der Tag der Lebenden wärmt Tode nicht.

Wie ich von Berg' zu Berg' mein Auge wende,
Vom Nord zum Süd, vom Ost zum West zurück,
Wie ich's durchmesse dieses Rund ohn' Ende —
Ich rufe doch: „mein harret nirgend Glück!"

Was sollen mir die Villen, Berg' und Felder,
Für dieses Auge blüht ihr Reitz nicht mehr;
Ihr Ström' und Höh'n', ihr einst geliebten Wälder,
Ein Wesen fehlt euch — ihr seyd alle leer.

Ob nun die Sonn' aufwach', ob untersinke,
Gleichgültig folgt' mein Blick der Spur des Lichts:
Ob trüb' der Himmel, ob er bläulich winke,
Sey's — ich erwarte von den Tagen nichts.

Und könnt' ich an das Sonnenrad mich hangen,
Ich sähe nichts doch, als ein wüstes Feld; —
Um nichts, worauf sie scheint, trüg' ich Verlangen,
Ich frug' um nichts in dieser Riesenwelt.

Doch wenn vielleicht ich einstens schauen würde,
Wo andre Himmel and're Sonne säumt,
Schau'n, von mir streifend dieses Staubes Bürde,
O schau'n, wovon mein Herz gedacht, geträumt!

Wie wollt' ich mich am Lebensborn berauschen,
Wie freudig Lieb' und Hoffnung wiederseh'n,
Wie jeden Zug des Ideals erlauschen,
Das blöde Menschensinne nicht versteh'n!

O daß ich auf mich schwäng' mit dir, Aurore,
Um meines Wunsches Ziele nah' zu seyn!
Was öffn' ich nicht des Erdenkerkers Thore,
Was hätt' ich mit der Erde noch gemein?

Die Blätter, so zum Fall' im Herbste reiften
Erfaßt und trägt hinab in's Thal der Nord;
Ich gleiche ja dem Blatt', dem abgestreiften, —
Nord, faß' auch mich und trag' in's Thal mich fort!

Ansichten von London.

5. Der Hafen von London.

Bey der London-Brücke nehmen die Anstalten der Kauffahrtey-Schifffahrt ihren Anfang. Weil die Schiffe weiter nicht auffahren können, so werden die Fahrzeuge unterhalb

der Brücke in fünf, sechs auch wohl siebenfachen Schiffsreihen auf eine Länge von etwa achttausend Meter, neben einander geordnet. In einer so ansehnlichen Ausdehnung ist die Themse an vielen Stellen tief genug, um die meisten Fahrzeuge, auch bey niedriger See, flott zu erhalten. In Mitte des Flusses bleibt, selbst wenn der Hafen am stärksten besucht ist, ein weiter und freyer Raum übrig, zum Behuf der wo immer eintreffenden oder immer absegelnden Schiffe.

Der Reisende, wenn er gleich durch pomphafte Beschreibungen vorbereitet und seine Phantasie vorhinaus mit dem prachtvollen Schauspiele beschäftigt war, findet jedoch seine Erwartung in der Wirklichkeit übertroffen. Unangenehm hingegen überrascht es ihn, wenn er statt breiter Fußdämme, die hinwieder von gleichförmigen Reihen großer Magazine und kostbarer zum Dienst aller Zweige eines ausgedehnten Welthandels bestimmter Gebäude eingefaßt sind, den Fluß vielmehr mit schlechtem Mauerwerk, oder mit rohen Grundbalken und Pfählen eingefaßt und über diesen empor, alte rußige Gebäude sich erheben sieht, welche die häßlichen Ufer decken und nicht einmahl einen ununterbrochen freyen Fußweg dem Strom entlang übrig lassen.

Diesen ärmlichen Anblick einer alten Stadt ersetzen jedoch auch wieder einige Vortheile. Wenn Wagen und Karren aller Art nicht bis an's Flußufer gelangen können, um die Schiffsladungen hin und her zu bringen, so sind die Schiffe selbst hingegen, wenn sie bey den Kais anlegen, mit senkrechten Brücken zur Verbindung mit den Krahnen und Zugwinden der Magazine versehen. Diese Magazine aber sind die gewaltigen Niederlagen, welche aus allen Ländern des Erdballs die Erzeugnisse der Natur und der Kunst in Empfang nehmen, um solche weiterhin ins Innere der Hauptstadt und des ganzen Reiches zu vertheilen.

Seit vielen Jahren ist das Parlament mit Entwürfen zu Verbesserung und Verschönerung der Uferdämme der Themse beschäftigt. Alle bedeutsameren dafür eingereichten Plane sind auf Staatskosten bekannt gemacht worden, eine Auswahl aber ist noch nicht getroffen. Wo sich's um große gemeinnützige Maßnahmen handelt, hält der brittische Senat dafür, er könne nicht langsam und vorsichtig genug zu Werke gehen, auf daß Jedermann für Prüfung und Einspruch die erforderliche Zeit erhalte. Jeder, sey es von Privaten, sey es von Gemeinheiten und Vereinen eingereichte Entwurf für einen neuen oder zu verbessernden gemeinnützigen Gegenstand, wird beynahe immer in Untersuchung genommen. Die Kundwerdung der hiefür getroffenen Einleitung macht das Publicum aufmerksam. Die Individuen oder Vereine, denen der Entwurf Vortheil verheißt, treten zusammen, um dessen Nutzbarkeit und Empfehlungswürdigkeit durch Vorstellungen (Petitionen) die den Gegenstand und seine jetzigen und künftigen Vortheile von allen Seiten beleuchten, darzuthun und geltend zu machen. Anderseits vereinbaren sich eben so diejenigen Privaten oder Gemeinheiten, denen der Entwurf irgend einen Nachtheil bringen kann, um mit vereinten Kräften ihm entgegen zu wirken; sie machen dafür alle Nachtheile geltend, von denen sie selbst betroffen würden, so wie hinwieder auch alles, was den Sieg der Gegner hemmen oder wenigstens verzögern kann. Dieser Kampf wird mit unglaublichem Eifer und Selbstsucht angehoben. Jeder Theil hat sich verpflichtet, einzig nur seine Sache zu verfechten, und er thut es mit Gewandtheit, Nachdruck und Beharrlichkeit. Im Parlament findet jeder Bittsteller, unter den Deputirten seiner Provinz, seiner Gemeinde, oder seiner politischen Partey, einen Beschützer, der es übernimmt, die in Schrift verfaßten nüchternen Gründe, mit lebendiger Kraft der Beredsamkeit unterstützt, vorzutragen. Wie nach und nach die Acten dieses Prozesses dem Parlament eingereicht und vorgestellt sind, so werden sie einem Comite überwiesen, das den Entwurf im Ganzen und in seinen Einzelntheilen prüfen soll. Dieses Comite zieht die sachkundigsten Männer zu Rath; es sammelt statistische Angaben über jeden auf die Frage bezüglichen Punct, es würdigt die von beyden Seiten geltend gemachten Behauptungen und Thatsachen, und sie wiegt Gründe und Gegengründe ab; alsdann wird ein Bericht für's Parlament abgefaßt, beynahe immer einfach und klar, wie sich's für ernste, dem Gesetzgeber zu unterlegende Vorwürfe ziemt. Es wird darin alles, was über den in Frage liegenden Gegenstand Licht zu verbreiten geeignet ist, entwickelt. Diese ausführlichen Berichte werden fast immer durch Abdruck bekannt gemacht; die in der Sache Betheiligten erhalten damit Gelegenheit zu Antwort und Erwiederung. Wenn sich's vollends um einen eigentlich wichtigen Gegenstand handelt, so wird ein zweyter, zuweilen auch wohl ein dritter Bericht verlangt, bevor das Parlament, welches über die Berichte hinaus durch die jedes Mohl darüber statt gefundenen mündlichen Erörterungen aufgeklärt ward, die befriedigend und sattsam gewürdigten Fragen entscheidet.

Wenn nun aber der Entwurf genehmigt und der Arbeitsplan gutgeheißen ist, alsdann folgt dem langsamen Rathschlage alsbald die thätige Vollziehung, und es werden die größten Unternehmungen in einem Zeitraume zu Stande gebracht, dessen Kürze öfters nicht minder erstaunenswerth ist, als der Umfang der Arbeiten und das Genie, welches ihre zahllosen Schwierigkeiten überwindet.

Diese kluge und einsichtsvolle Bahn verfolgend, hat das brittische Parlament seit dem Beschlusse des abgeschlosse-

nen Jahrhunderts ausnehmend wichtige Verbesserungen für die Polizey und den Handelsverkehr der Themse genehmigt und angeordnet. Noch sind keine zwanzig Jahre verflossen, als beynahe alle Schiffe im Strombette selbst vor Anker zu liegen genöthigt waren. Das kleine Grönlandbecken einzig nur konnte von einigen für die Fischerey in den Gewässern, deren Nahmen es führt, bestimmten Fahrzeugen benutzt werden. Die Schiffe waren demnach dicht an einander gedrängt, und zwey Meilen in der Länge auf vier- bis fünfhundert Meter Breite waren für ihre Menge unzureichend. Bey einem so gewaltigen Zusammendrang von Fahrzeugen mußten nachtheilige Zögerungen und öftere Beschädigungen unvermeidlich seyn. Eben so unmöglich war es, in irgend einem andern Verhältniß vollständige Ordnung zu handhaben, trügerische Benachtheilungen des Fiscus zu hindern und selbst auch Diebereyen am Privateigenthum auf den Schiffen zu verhüthen. In einem merkwürdigen von Colquhoun bekannt gemachten Werke über die Polizey der Themse kann nachgesehen werden, zu welch' unbegreiflichem Grade von List und Kühnheit das Raubsystem der Plünderer der Handelsschiffe gediehen und ausgebildet ward. Sie hatten eine methodische, nach Waffenarten und Verrichtungen einsichtig geordnete Organisation. Die leichte Schiffsräuberey (Ligthorsemenn) besorgte die nächtlichen, die schwere (Heasyhorsemenn) hingegen die Streifzüge bey Tage. Die Diebsbrigaden hatten ihre Bötcher, Schlosser, Thürerbrecher, Lastträger, übersetzende Schiffleute, Magazinhehler u. s. w. Jeden Abend wurde die für eine jedesmahlige, gegen ein bezeichnetes Schiff zur bestimmten Stunde auszuführende Unternehmung erforderliche Mannschaft dieser verschiedenen Korps aufgebothen und der Raub ward mit dem Einverständniß, mit der Stille, der Schnelligkeit und der Entschlossenheit einer Kriegsunternehmung vollzogen.

Der Hafen von Liverpool hatte seit bald einem Jahrhundert der Hauptstadt des Reichs die Maßnahme vor Augen gelegt, wodurch allein möglich wird, solchen Verbrechen Einhalt zu thun, die den Wohlstand des Handels bedrohen und die Entsittlichung einer zahlreichen Bürgerclasse herbeyführen und befördern. London faßte den Entschluß, hinlänglich weite Bassins zur Aufnahme der kostbar beladenen Schiffe zu erbauen, woraus sich der doppelte Vortheil ergab, die darin aufgenommenen Fahrzeuge gegen Plünderung zu schützen und gleichzeitig auch für alle übrigen eine leichtere und wirksamere Aufsicht und gegen räuberische Überfälle die erforderliche schützende Polizey zu erzielen.

Ueber die Schifffahrt und den Krieg unterm Wasser.

(M. S. Nr. 1 Jännerheft 1825.)

Die „unsichtbaren Fahrzeuge" sind die besten, aber nicht die einzigen Mittel, um mit einer fast magischen Leichtigkeit die größten Schiffe, so wie überhaupt alle die Gefäße zu zerstören, welche nicht in den Schoos der Gewässer versenkt werden können. Wir wissen bereits, wie man im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert sich der Taucher bediente, entweder um Schiffe zu durchbohren, oder sie in Brand zu stecken. Diese letztere Methode wurde von Friedrich Zambelli vervollkommt, der im Jahre 1585 für die Bürger von Antwerpen die sogenannten höllischen Maschinen verfertigte. Crescentio beschrieb 1607 eine Art von Flattermine unterm Wasser, durch welche man Fahrzeuge in die Luft sprengen könne, die den Eingang eines Hafens mit Gewalt erzwingen wollten. Die Engländer warfen 1628 eine große Menge blecherne Büchsen in's Meer, um der französischen Flotte zu la Rochelle zu schaden. Sie waren mit Pulver angefüllt und mit einer Springfeder versehen, welche die Explosion bewirkte, sobald sie irgend einen festen Körper berührte. Zu derselben Zeit erfand Van Drebbel eine Art von Petarde, die sich an einem Stock von 20 bis 30 Schuh Länge befand, mit dessen Hülfe man ebenfalls die feindlichen Schiffe hätte durchbohren können. Der Doctor Desaguliers gab 1720 auf der Themse ein Feuerwerk, bey dem er mit Schlagschwärmern unterm Wasser die schwersten Schiffe erhob und einige kleinere Fahrzeuge zertrümmerte. Bushnell sprengte 1777 auf ähnliche Weise im Delaware einige Gefäße in die Luft. Die Engländer richteten i. J. 1804 gegen die Flotte von Boulogne mehrere kleine Flöße, Catimarans genannt, die drey- oder vierhundert Pfund Pulver enthielten, und eine unbeschreibliche Unordnung und Verheerung anrichteten.

Fulton, dessen Dienste einst von Bonaparte verworfen worden waren, both sie, um dieselbe Zeit, der englischen Regierung an. Er ließ auf der Rhede von Walmer ein altes dänisches Brigg fliegen. Er erfand darauf die Petarden, welche unterm Wasser losgingen, und denen er den Nahmen Torpillen gab. Sie enthielten 180 Pfund Pulver, und wurden gegen die Boulogner Flotte in Anwendung gebracht. Derselbe wiederholte 1807 zu New-York seine Versuche mit Erfolg. Er brachte 1814 unterm Wasser selbst mehrere Feuerschlünde von verschiedenem Kaliber in Anwendung. Diese Erfindung des Pater Meersenne war bis dahin nie in Ausübung gebracht worden. Eine Kolumbiade, unterm Wasser angewendet, durchbohrte, auf eine Entfernung von zwölf bis fünfzehn Schritten eine Scheibe von Holz, die

so dick war, als der Kiel eines Schiffes vom ersten Range. Der Friede allein verhinderte die Amerikaner, sich dieser furchtbaren Waffe zu bedienen, welche man vor Kurzem noch mehr zu vervollkommnen gesucht hat. Ein gewisser Joshua Blair hat etwas Ähnliches erfunden und American-torpedo genannt. Der zur Untersuchung derselben beauftragte Ausschuß war einstimmig darüber, „daß ein einziges Fahrzeug, mit einer Batterie American-torpedoes bewaffnet, mit Vortheil die zahlreichsten Flotten bekämpfen könnte." Man vermuthet, daß dieses neue Geschütz nichts weiter, als Wasser-Raketen von bedeutendem Umfange seyen. Schon Desaguliers bediente sich derselben mit Erfolg, und ein Jahrhundert später, nähmlich i. J. 1813, machte Paixhans auf der Bassin von Villette mehrere Versuche damit, welche eben nicht vollkommen gelangen. Die Raketen schwammen, statt unterzugehen, die Explosion geschah in der Luft und hätte nicht die nothwendige Kraft gehabt, ein Schiffskiel zu durchbohren.

Während dem letzten Kriege zwischen Großbrittanien und den vereinigten Staaten von Nordamerika hat man in der Stückgießerey des Generals Masson, die sich im District von Kolumbia befindet, eine Art von Carronaden gegossen, wovon die Kugel hundert Pfund wiegt. Sie haben den Nahmen Kolumbiaden erhalten, im Gegensatze eben jener Carronaden, die in der berühmten Stückgießerey zu Carron in Schottland fabrizirt werden. — Man bedient sich dieses Geschützes folgendermaßen. In den innern Schiffsraum wird, an einer oder mehrern Stellen, eine Art von Platteform gegen die Wand erbaut, auf welcher sich eine Laffette mit einem Schiebladen befindet, der nur in perpendikulärer Richtung auf- und zuschlagen kann. Die Kolumbiade wird nun horizontal auf jene Laffette gebracht. Dicht vor der Mündung des Geschützes befindet sich ein Loch oder eine Stückpforte, die genau von der Größe derselben ist und durch ein Ventil verschlossen wird, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Man nehme nun an, daß die Kolumbiade genügend von der Stückpforte zurückgezogen worden ist, um mit Bequemlichkeit geladen werden zu können, so bringt man zuerst ein mit Pulver gefülltes Säckchen in die Röhre, sodann eine Kugel oder Haubitze und endlich einen Pfropfen von Werg, der fest zusammengedrückt und fett geschmiert seyn muß. Sodann wird das Zündloch mit Pulver versehen und die Mündung des Geschützes so genau in die Stückpforte gepaßt, daß sie vollkommen davon ausgefüllt wird. Hat man sich nun dem feindlichen Schiffe bis auf ungefähr fünfzehn Fuß genähert, so wird die Stückpforte geöffnet und in demselben Augenblick das Geschütz abgefeuert. Die Stückpforte aber ist auf eine solche Weise eingerichtet, daß sie durch das mit dem Schusse verursachte Zurückprallen zugleich sich verschließt, so daß nur sehr wenig Wasser in das Fahrzeug kommen kann, das nach dem innern Raum fließt und durch die Pumpen sogleich wieder fortgeschafft werden kann.

Man hat zu New-York 1813 und 1814 eine Kolumbiade und zwey Kanonen von kleinem Kaliber mehrmahls unterm Wasser versucht. Eine sehr dicke Scheibe von Eichenholz wurde jedes Mahl von der ersten zersplittert. Fulton hatte den Vorschlag gemacht, mit diesen neuen Feuerschlünden mehrere gemauerte Vertheidigungswerke an dem Eingang der Hafen, und zwar an der engsten Stelle derselben, zu versehen. Er empfand, gleichfalls die gewöhnlichen Schiffe und Dampf-Fregatten damit zu bewaffnen; vorzüglich aber wollte er sie auf seine Muten anwendbar machen.

Miscellen.

Nach Hassel's „Vollständiger und neuer Erdbeschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerika", gibt es daselbst zwanzig Orte, die Fairfield, zehn, die Lafayette (ungerechnet noch zwey, die Fayetteville), sechs, die Frankfurt, acht, die Lancaster, neunzehn, die Monroe, zwey und vierzig, die Franklin und fünf und fünfzig, die Washington heißen. Welche Confusion wird das nun einst geben, wenn alle diese Orte, deren einige jetzt noch sehr unbedeutend sind, erst mehr bevölkert seyn und dadurch eine ausgebreitetere Correspondenz mit fernen Ländern, vielleicht Erdtheilen, haben werden!

Nach dem Morning-Chronicle rechnet man jetzt, daß 500,000 Kinder in den vereinigten Staaten Unterricht in öffentlichen Schulen genießen. In den verschiedenen Collegien daselbst, die befugt sind, gelehrte Würden zu verleihen, studiren 3000 junge Leute; auf den verschiedenen Akademien 1200; in den theologischen Seminarien 500. Mehr als 1000 widmen sich den Rechten. In den gesammten Staaten leben ungefähr 10,000 Ärzte und mehr als 6000 Advocaten. Man zählt daselbst 9000 Tempel, Kirchen und Capellen und ungefähr 5000 Geistliche. 4400 Patente auf Erfindungen oder Verbesserungen wurden ertheilt; das Capital, welches jährlich durch den Druck der Bücher, Journale u. s. w. umgeschwungen wird, schwankt zwischen 2 bis 3 Millionen Dollars; 1000 Zeitschriften (Zeitungen u. dgl. inbegriffen) erscheinen daselbst, und mehr als 100 Dampfschiffe befahren regelmäßig die Ströme, Seen und Küsten. Im Allgemeinen segeln die Schiffe der Nordamerikaner um 1/3 schneller, als die der Engländer. Die Zahl der Ärzte, welche dort die Ansteckung des gelben Fiebers leugnen, verhält sich zu der, welche die Ansteckung annehmen, wie 567 zu 28. — (Gewiß eine bemerkenswerthe Differenz!).

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 7. Februar 1825.

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXIV.

Die Eulenburg.

In Mährens nördlichem Theile, wo so viele Hochburgen und Mauerwerke der Vorwelt auf den trotzigen Bergen die Blicke der Wanderer fesseln, da befindet sich auch die in dem schwedischen Kriege hochberühmte Eulenburg.

Eine weite ununterbrochene Ebne, von Olmütz bis nach Mährisch-Neustadt und auf der andeen Seite bis nach dem großen Marktflecken: Langendorf ist ein sanftes Friedensbild. Auf ein Mohl erheben sich aber Berge, und so steil, daß in Dörfern, die fast an einander hängen, wie Eulenburg und Kreuz ein bedeutender klimatischer Unterschied Statt findet. Dort gedeihen auf der einen Seite noch herrliche Obstgattungen, und hier nur wenige Obstbäume, und auf diesen nur wenige Frucht!

Aus dem gedachten Marktflecken Langendorf zieht sich ein schmales romantisches Thal ins Gebirge hinauf, und theilet sich da in zwey, engere, wildere, und an dem Ende des rechten, von dunkeln Fichten verfinsterten Thales, steigt nun ein steiler, von dem fortlaufenden Gebirge abgesonderter Felsenberg in die Höhe, und hoch auf der Spitze desselben steht die Eulenburg, ein imponirender Anblick — theils unter sich — theils über sich, auf den Gebirgsrücken, das dorfähnliche Städtchen: Eulenburg. — —

Diese Burg auf dieser einsomen Höhe, in einem engen herrlichen Bergkessel, grau — weitläufig — mit der Warte und mit den Zinnen kühn aufsteigend — wenn auch nicht mit Buchlau und Pernstein und einigen onderen mährischen Burgen zu vergleichen, verdiente gewiß ein besseres Schicksol, als jenes ist, welches sie traf.

Früher wohnten nähmlich die obrigkeitlichen Wirthschaftsbeamten daselbst, und bauten und klecksten an das alte Gemäuer, neueres für ihre Bedürfniße.

Als diese nun in dem mürben Schloße nicht mehr wohnen wollten oder nicht konnten, und in das neue Ober-Langendorfer Schloß herunterzogen, so wurde die Burg im Wege der Versteigerung an einzelne Parteyen — an Taglöhner, an Handwerker und dgl. theilweise, stückweise verkauft!!

Das muß zur Entschuldigung dienen, daß dieses noch in jener Zeit geschah, die alles ehrwürdige Alte über den Haufen stieß und unter die Füße trat.

Was die Geschichte dieser Burg betrifft, so bestehet das Merk ürdigste darin. Die Eulenburg ist das Stammschloß eines nun lange schon ausgestorbenen, aber weiland herrlichen und mächtigen Geschlechts, die Stammburg der Herren von Eulenburg mährisch Sowineg; der Nahme aber (der deutsche wie der böhmische) stammt von den vielen Eulen (Sowy) her, welche in dem hohen Gemäuer ihre Wohnung hatten und noch haben (schauerlich zu vernehmen, wenn man um Mitternacht aus dem Gebirge in's finstere Thal heruntersteigt.)

Wie reich diese Herren waren, beweiset schon das, daß Heinrich von Eulenburg 1326 die zwey Stunden entfernte nun königliche Stadt Mährisch-Neustadt aus dem Schutte herstellen ließ.

Im Jahre 1570 starb mit Johann von Eulenburg das edle Geschlecht aus, und die Burg gelangte nun zuerst an die Herren von Boskovitz, hierauf 1588 an Lorenz Eder von Stianvenitz, sodann on Hans Kobilka von Kobili und von diesen endlich 1622 an den Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian und an den deutschen Orden.

Ihre Wichtigkeit als Veste bewies sie in dem Jahre 1642, wo sich mancher Schwede an ihren Wällen den ver-

wegenen Schädel zerfließ, und zum Beweise dessen diene, daß, als Torstensohn 1643 aus dem eroberten Lande freywillig hinausging, und zum Behufe eines künftigen Einbruchs in den wichtigsten Puncten eine zahlreiche Besatzung hinterließ, dieses Loos nebst der Hauptstadt Ollmütz, nur Neustadt und die Eulenburg traf.

Darf ich es aber aussprechen, daß diese Burg nebst dem alten Verdienst als Veste noch ein lebendes als Denkmahl habe, und daß ich dieses jenem gleichsetze, wo nicht gar darüber? — Die imposante Lage macht die Burg nähmlich fähig, nationale Empfindungen und vaterländische Bilder in der Seele der Vorübergehenden zu erwecken.

Oft sah ich gemeine Bauersleute und wandernde Handwerker vor ihren Mauern stehen, still, ernst, in tiefer Betrachtung — mit glühenden Augen! Wir Dorfkinder aus Langendorf wandelten jeden Sonntag zu dem herrlichen Mauerwerk, erzählten Geschichten der Vorwelt — stiegen in die unterirdischen Gänge, sahen, entdeckten jedes Mahl etwas Neues — und kehrten in ganz eigner Stimmung heim.

Als Dank für diesen jugendlichen Hochgenuß steht diese kurze Nachricht in diesen Blättern und man erlaube mir, ein Gedicht beyzufügen, auf Eulenburgs Mauern geschrieben, und betrachte es als Gegenstück zu Matthissons „Elegie auf den Ruinen eines Bergschloßes", von der ich mir eine mehr nationale Tendenz gewünscht hatte.

An eine altdeutsche Burg.

Sey willkommen Zeuginn alter Stärke,
Stolze Burg voll edler Herrlichkeit!
Deine Mauern, kühner Hände Werke,
Trotzen immer noch dem Sturm der Zeit.
Hier auf deinen moosigen Ruinen
Seh' ich nun dich an mit ernsten Mienen
An der Burgherrn Glanz und Mißgeschick,
An die Vorwelt denke ich zurück.

Mancher Sicking, mancher Berlichingen
Lieh in dir den Unterdrückten Schutz!
Und es both so mancher Salm den Klingen
Einer ganzen Welt von Feinden Trutz.
Dieser Söller sah mit ihren Kleinen,
Auf den Armen, oft die Fraun erscheinen,
Und erfrischen ihrer Männer Muth
In des zweifelhaften Kampfes Gluth.

Dort in jenem sanften Blumenthale
Sprengten Helden ihrer Dränger Reih'n.
Die Gefallnen ehrten Leichenmahle,
Und zum Wandrer sprach ein Marmelstein:
„Hier ruhn sie, die einst mit edler Treuheit
„Für das Vaterland und seine Freyheit
„In der Todesschlacht gefallen sind!"
Schlummert sanft, wie meine Thräne rinnt!

Mancher Agnes zauberisches Prangen
War wohl jener Nachtgemächer Zier,
O wie glühten, Jungfrau, deine Wangen,
Wenn das erste Mahl bey dem Turnier
An der Mutter Seite du erschienen!
Welche Anmuth strahlt' aus deinen Mienen!
Ha wie um den Preis aus deiner Hand
Eifernd da die Ritterjugend stand.

Wenn der Sieger dann vor dir, du Holde,
Zitternd auf ein Knie sich niederließ,
Reich umwallt von seiner Locken Golde,
Und im blauen Aug ein Paradies
Wenn du wie dem Irdischen entrücket,
Auf die Lippen ihm den Kuß gedrücket,
O wie pochte lauter jedes Herz
An des Panzers leuchtend Silbererz!

Mancher Meister schlug die helle Zither
Wohl in jenem alten Saale dort,
Freudig horchten seinem Lied die Ritter,
Scholl von Liebe sein geheiligt' Wort,
Oder sang er von den Kreuzeszügen,
Kecken Fahrten, schwererrungnen Siegen,
Oder that sein wahrheitsvoller Mund
Hatto's *) Hinterlist den Biedern kund.

Doch gesunken sind die Kraftgestalten,
Sie umschließet ihrer Särge Nacht,
Du allein hast aufrecht dich erhalten,
Stolze Burg voll edler alter Pracht,
Du erblickest immer noch mit Freuden,
Wie zu deinen Füßen Heerden weiden,
Hörest noch des jungen Hirten Lied,
Welcher fröhlich hinter ihnen zieht.

*) Hatto, Erzbischof von Mainz, berüchtigt durch sein schmähliches Ende im Mäuselthurm. Graf Albrecht von Babenberg, mit der Reichsacht belegt, widerstand sieghaft den Gegnern. Da ging Ludwigs des Kindes Rath und Kanzler, Hatto, auf Albrechts Burg, lud den Grafen unter dem Angelöbniß der kaiserlichen Gnade in Ludwigs Lager, und schwur hoch und theuer: „er wolle auf jeden Fall den Grafen ungefährdet und unversehrt in das Schloß zurückführen. Albrecht traute und zog mit Hatto, doch siehe, da klagte dieser über Leibesschmerzen, und heischte einen labenden Trunk und Imbiß und bewog den Grafen, mit ihm noch ein Mahl zurückzukehren. Hatto aber glaubte, seinem Eide nachgekommen zu seyn und überlieferte den edlen Grafen Ludwigen — und dem Henkerbeile. Diese arglistige Schandthat lebte in einem Spottlied viele Jahrhunderte im Munde des Volkes.

Bliebest du nicht stehn, um uns zu mahnen
An den Heldenmuth und freyen Sinn,
An die Tugend, an die Kraft der Ahnen?
Ja du bist erwählt zur Hütherinn,
Daß wir nicht, wenn Feinde näher ziehen,
Voll Verzweiflung auf die Erde knien,
Und zu unsern starken Vätern flehn,
Aus der Gräber Nacht hervorzugeh'n.

So behüthe treu denn diese Gegend,
Wache, daß nicht welke Muth und Kraft,
Daß die beyden in dem Herzen hegend,
Unsre Jugend nimmermehr erschlafft;
Wache stets darüber, alte Veste!
Künden sollen deine Überreste:
„Was im Sturm der Zeit nicht untergeht,
„Ist nur, was auf festem Grunde steht.

Joh. Schön.

Die erste Besteigung des Dach- oder Thorsteins am 5. August 1823.

Durch Jacob Buchsteiner (Schladminger Jackl:) und Georg Kalkschmied aus der Ramsau. Auf Veranlassung des k. k. Herrn Lieutenant Mikitsch vom Peterwardeiner Gränz-Regiment und Triangulateur der Catastral-Vermessung in Steyermark.

(Beschluß).

Die Leute dieser Gegend, waren während meines ganzen dortigen Aufenthalts zur Erfüllung eines jeden meiner Wünsche, in so weit es in ihren Kräften lag, sehr willig (mag dieses nun in der, ihre Bereitwilligkeit erzeugenden von mir nie außer Acht gelassenen Behandlungsart, oder bloß in ihrer Gewohnheit, zum pünctlichen Befolg aller Anordnungen gelegen seyn, ist gleich viel, das Lob gehört nur immer ihnen) und es kam auch Kalkschmied, noch am nähmlichen Tage zu mir, mit welchem verabredet wurde, daß er gleich Montags in der am Fuße des Eisgebirges befindlichen Neustadtalpe mit Buchsteiner zusammen treffe, allwo sie auf ein für diesen gefahrvollen Weg, günstiges Wetter zu warten müssen.

Diese beyden waren also am 4. August Nachmittag abgegangen, und am 5. früh, kündigte die reine Helle in Osten den schönsten Morgen an.

Je mehr sich die Sonne aus den Tiefen erhob, und je reiner von jedem Wölkchen das Firmament erschien, desto lebhafter freute sich meine Seele, an diesem Tage, den Stolz, die höchste Kuppe des Thorsteins, noch nie von Menschen betreten zu seyn, besiegt zu sehen.

Für den gänzlichen Genuß dieser Freude, wählte ich mir südlich von Schladming, eine kleine, gegen den Thorstein gänzliche Aussicht gewährende Anhöhe, auf welche ich mich, da ich vermuthete, Buchsteiner und Kalkschmied könnten doch, wenn sie auch nur um 5 Uhr Morgens aufgebrochen sind, den Weg in 9 Stunden zurück gelegt haben, um 2 Uhr Nachmittag begab, allein ungeachtet meines angestrengten Suchens und Herumsehens, konnte ich, am Thorstein nichts entdecken, und mußte glauben, der Versuch sey gänzlich mißlungen. Um 4 Uhr Nachmittag, verfügte ich mich wieder auf diesen gewählten Observations Punct, verließ ihn aber noch mehr freudenleer, als das erste Mahl, denn weder ich, noch einige dahin aus Neugierde gekommene Leute, waren trotz der starken Einbildung im Stande, auf dieser in Rede stehenden Felsenspitze, etwas neues zu finden. Mit dem Schlage der 6. Nachmittagsstunde, mußte ich meinen Beobachtungs-Platz neuerdings betreten. Schon in einer gewissen Entfernung von dieser Stelle, verkündigte mir die daselbst mit ihren papiernen Fernröhren noch immer gestandenen Leute wie wenig ich mehr hoffen darf, den Thorstein ganz erstiegen zu sehen, da sie mir zuriefen, es wäre schon so spät, und noch nichts zu sehen, der Jäger und der Georg, müssen entweder umgekehrt, oder aber in eine Eisklüfte gestürzt seyn.

Weil der Mensch für sich selbst, immer das bessere zu glauben geneigt ist, so wollte auch ich mich, wenigstens für einen sehr kurzen Augenblick damit trösten, daß ich diesen Leuten erklärte: sie seyen durch ihre auf Gläser wenig geübten Augen, und noch mehr durch ihre schlechten Perspective getäuscht. Ich richte mein Fernrohr gegen den Thorstein und im Objectivglas stand senkrecht eine Stange, und damit für die Welt den Beweis, daß Jakob Buchsteiner, wirklich auf der höchsten Spitze dieses allgemein für unersteigbar gehaltenen Berges gewesen ist.

Da es schon so spät Nachmittag war, und die Stange erst zwischen 5 und 6 Uhr aufgestellt worden seyn muß, so war an die Zurückkunft der Beyden an diesem Tage, nicht zu denken, und der Umstand, daß sie auch am folgenden Tage nicht kamen, mußte die Besorgniß erregen, daß Buchsteiner, von der Spitze nicht mehr herabgekommen, und Kalkschmied wenn er auch nicht ganz auf die Höhe gegangen seyn sollte, den Rückweg zwischen den vielen Eisklüften nicht habe treffen können, allein diese Besorgniß, und daß sie erst am 3. Tage d. i. am 7. August zurückkehrten, war nur dadurch herbeygeführt, daß Sie aus Vorwitz die ganze Eisebene zu überschauen, nicht ihren ersten, sondern einen ganz andern Weg nach Hause nahmen. Dasjenige, was Buchsteiner und Kalkschmied, von dieser ihrer Reise erzählten, besteht in folgendem. Sie seyen am 5. August zeitlich früh aus der Neustadt-Alpe, ihrem gewesenen Nachtquartier aufgebrochen

haben eine Hacke, einen Krampen auf kurze Stiele gestellt und am Fuße des Thorsteins, wo noch etwas Holz wächst, eine 8 Fuß lange Stange genommen, sind dann auf der westlichen Seite des Berges bey der Patcher Schwaigerhütte vorbey, um 8 Uhr früh auf die Scharte, (Windling genannt) gekommen, bey welcher sie auch schon das ewige Eis erreicht hatten. Von dieser Scharte wandten sie sich südlich in der Richtung gegen die früher verlassene Alpe, und ihr weiterer Weg an der Ostseite des Thorsteins zwischen den häufig, über einander gekreuzten, grundlos scheinenden weit geöffneten Eisklüften war so beschwerlich, und gefahrlos, daß sie erst gegen 3 Uhr Nachmittags an jene Stelle kamen, von der man in das schöne Thal Ramsau, und in einen Abgrund gegen die Neustadtalpe sieht. Von hier mußten sie sich nordwestlich wenden, und nach einigem Fortschreiten gelangten sie auf einen, durch das Schmelzen und Wiederfrieren des Schnees zu hartem Eise gewordenen, sich gegen die Bergspitze hinziehenden schneidigen Rücken.

Nachdem auf allen übrigen Seiten, von der Bergkuppe nur brettartige Felsensteine herabhängen, so war es natürlich, daß sie nur auf diesem Eisrücken, ihrem Ziele sich nähern konnten; da sie von diesem Rücken westlich, in einem tiefen Abgrund, östlich aber in die vielen Schlünde von Eisklüften sahen, glaubten sie den weitern Versuch um so mehr aufgeben zu müssen, als Kalkschmied sich auf dieser Schneide, nicht mehr im Gleichgewicht erhalten zu können, noch weniger aber, von dem mitgenommenen Werkzeuge etwas zu tragen erklärte. Jedoch sammelte der alte Buchsteiner nach einer kleinen Erhohlung neuen Muth, äußerte seinen Begleiter aneifernd, nicht umkehren zu wollen, geschehe mit ihm was wolle. Er nahm daher von Panner eigentlich Kalkschmied die Hacke und den Krampen, hing solche in eine, um den Leib genommene Schnur, und schritt damit und mit der aufzustellenden Stange, auf diesen schmalen Eisrücken dessen Ähnlichkeit man sich durch die Betrachtung eines hochgestellten Handfaches, aber wohl mit dem Unterschiede am leichtesten vorstellen kann, daß das Dach gleich eben, dieser Rücken aber aus vielen geformten Stuffen besteht, von Kalkschmied begleitet, vorwärts.

Wenn ich bemerke, daß dieser Eisrücken 4), nach, aus meiner spätern Arbeit erhaltenen Überzeugung, auf der horizontalen Fläche, nicht mehr als 400 Schritt beträgt, und von dessen obern Ende, bis auf die Spitze, am nackten Felsen mehr nur 120 Schritte sind, so wird in der Versicherung dieser beyden Menschen, daß sie auf demselben, theils sitzend, theils nach einer Seite gewendet, haben weiter schreiten müssen, Jemand um so weniger eine Unwahrscheinlichkeit suchen, als es gewiß ist, daß sie zur Zurücklegung dieser Distanz von 400 Schritten, die Zeit von 3 bis halb 6 Uhr, folglich ganze dritthalb Stunden nöthig hatten, und als sich nur derjenige, von solchen Wegen, einen richtigen Begriff zu machen vermag, der so wie ich, bey meinen Operationen auf diesem Eisgebirge, Gelegenheit gehabt hat, die Abwechslung furchtbarer gräßlichen Einöden, mit schönen fruchtbaren Thälern, den Übergang von der Höhe zur Tiefe mit eigenen Augen zu betrachten.

Um halb 6 Uhr Nachmittags also, befanden sich diese zwey verwegenen Bergsteiger, auf der öfter erwähnten, aus verwittertem Gestein bestehenden Kuppe, versenkten in der Mitte derselben, um welche nicht mehr als drey Menschen knapp an einander stehen können, die Stange (wie es bey solchen Leuten, so oft sie sich auf einer Anhöhe befinden, gewöhnlich ist) unter Jauchzen und Singen; wozu aber, so bald sie den Rückweg antraten, dem Kalkschmied gar bald die Freude schwand, weil sie sich da beym Herabsteigen, im steilen Gebirg, mit dem Leibe vorwärts gekehrt, entweder an der Seite oder Rückwärts mit den Händen festhaltend, ein weit kleineres Ausschreiten mit den Füßen, rückwärts herabkriechend aber, die größte Ungewißheit des Trittes zum Nachtheil hat, in einer weit größern Gefahr, als bey ihren Weg aufwärts sahen. — So kamen sie an eine Stelle, über die Jäger Bachsteiner mit einem gewagten Sprung aufs Glatteis bey 10 Schuh tief glücklich kam, an der aber Kalkschmied, da seine Fußeisen schon ganz krumm, und die Zacken derselben sehr stumpf waren, seine Unvermögenheit zum Weitergehen mit dem Zusatze äußerte, da, wo er sitze, zu bleiben und zu erfrieren, wenn er auch nach einer kleinen Erhohlung, noch nicht genug entschlossen seyn sollte, auf diesen nähmlichen, sehr engen, rechts über eine weit offene Eisklüfte, links über einen tiefen Abgrund befindlichen Platz, so wie Bachsteiner zu springen, oder sich in den daselbstigen Abgrund zu stürzen.

Buchsteiners Empfindung für das Unglück seines treuen Begleiters war nicht gering. Er ließ ihn eine gute Weile ausruhen, und genoß selbst einer Erhohlung, dann aber sprach er Kalkschmieden zu, nicht gar so verzagt zu seyn, bath ihn, seinen Stock herabzuwerfen, und mit diesem und dem seini-

4) Einen ähnlichen Eissattel hat man hoch auf dem hohen Kreuze einem Nachbaren des Dachsteins zu passiren, welches ich im Jahre 1812 hin und zurück glücklich vollbrachte. Die spiegelglatten Wände auf beyden Seiten erlauben keine andere Bewegung als sitzend auf der Kante, die Steigeisen auf die Hände gebunden, nach und nach hinüber zu rutschen. Der Verlust des Gleichgewichtes würde auch Verlust des Lebens gewesen seyn. K. S.

gen die Füße des Kalkschmieds stützend, gelang es ihm, ihn glücklich herabzubringen.

Nach Hinterlegung noch einiger weniger gefährlichen Stellen, befanden sie sich in Sicherheit, weil aber mit dieser die Dämmerung auch eintrat, und sie ihren weitern Rückweg auf der mit Klüften angefüllten Eismasse, in der finstern Nacht fortzusetzen nicht wagen durften, so lagerten sie sich auf einen aus dem Eise hervorragenden Felsen, und brachten, nachdem sie aus Furcht vor gänzlichem Erfrieren nicht einzuschlafen für räthlich fanden, die Nacht im Gespräch und Tabakrauchen zu. Am 6. August nahmen sie, nachdem es ganz Tag geworden, ihren Weg nach Hause, nicht mehr gegen die Windling, sondern sie gingen östlich gegen den Koppenkahrstein über die ganze Eisebene, über die sie, den unzähligen Eishöhlen nach allen Richtungen ausweichend; erst um 1 Uhr Nachmittag zu den Sennenhütten in Feisterkahr kamen, daselbst ausruhten, am Abende dieses Tages in dem Dorfe Ramsau eintrafen, und am 7. August früh um 8 Uhr nun in Schladming dasjenige zu erzählen anfingen, was ich von ihrem Gange niedergeschrieben, und worüber ich, bis auf jenen Weg über den genannten Eisrücken, während der Bearbeitung dieser Quadrat-Meile viele Überzeugung erhalten habe.

Ich kann nicht umhin (um denjenigen, der nie in die Lage kommen wird, in einem solchen Gebirge zu wandern, einen nähern Begriff von der großen Gefahr zu geben) noch zu erwähnen, daß dieses Eis durchaus so hart, und an vielen Orten so glatt ist, daß man sich auf demselben nur mit sehr scharfen vielzackigen Fußeisen zu erhalten vermag, daß, weil dieses Eis unter sich ordentliche Berglehnen bildet, jeder auf denselben gemachte Schritt, um so mehr eine schauderhafte Ahnung in dem Innern des Menschen erregt, als man sich immer und auf allen Seiten von diesen Klüften und Abgründen, umgeben sieht.

Über Shakespeare.

(Fortsetzung).

Beynahe bis zum Lächerlichen, stritten seine Comentatoren über Shakespeares Unwissenheit oder Gelehrsamkeit? — Er war vielleicht arm an todtem Wissen, besaß aber sehr viele lebendige und anwendbare Kenntnisse. Die größten Probleme des häuslichen und öffentlichen Lebens, des Friedens und Krieges, des Volksthumes und Königthumes finden das Wort des Räthsels in Shakespeare. — Unübertrefflich nennt ihn Goethe: einen Bothen vom Himmel, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen, der in den aufgeschlagenen ungeheuern Schicksalsbüchern, den Sturmwind des bewegtesten Lebens sausen läßt, mit einer Stärke und Zartheit, mit einer Gewalt und Ruhe, die den Gefaßtesten aus der Fassung hinausschleudert, und dessen Menschen vor uns handeln, gleich Uhren mit Zifferblatt und Gehäuse von Crystall, die nicht bloß den Stundenlauf, sondern zugleich auch das innerste Räder- und Federwerk zeigen.

Seine Unwissenheit will man besonders durch einige geographische Schnitzer und geschichtliche Anachronismen beweisen. Er läßt im Wintermährchen, Schiffe in Böhmen landen, Hamlet studirt auf der Hochschule von Wittemberg, Heinrich V. spricht von Türken in Constantinopel, Richard III. von Machiavell, und Löwen und Schlangen und arkadische Schäferinnen hausen im Ardennerwald! — Aber in derley Dingen ist Shakespeare nur bey einheimischen, historischen Gegenständen genau. Zumahl wo er nach Novellen erzählt, versetzt er seine Zuhörer geflissentlich aus aller Wirklichkeit hinaus, auf einen bloß poetischen Boden, den er nach Belieben in einer gänzlich unbestimmten Ferne hält. — Den Nahmen Machiavells nimmt er bloß sprichwörtlich und war auch Constantinopel, wie Heinrich V. davon spricht, noch nicht in den Händen der Ungläubigen, so war es doch längst von allen Seiten umgarnt, ja in seinem Rücken hatten schon längst die Türken über die Ungarn gesiegt. — Wittenberg war durch Dr. Faust und Luther, ein in England überaus populärer Nahme, der sogleich den Begriff freyer Geistesentwicklung anregte und ohne in jene alte Nordensage den Ton der Gegenwart und der modigen Geselligkeit zu verflechten, wäre es nicht möglich gewesen, Hamlet zum philosophischen Grübler zu machen!? Das wesentliche Costume, die Charaktere, den Geist der Zeit und der Völker hat Shakespeare wohl herrlich getroffen. Übrigens wurden auf der damahligen Bühne auch die griechischen und römischen Stücke in der neuesten europäischen Tracht dargestellt, wie auch die Alten, die sehr abweichenden Mythologien fremder Völker, alle nach der griechischen umzudeuten pflegten, wie in der Sculptur für die allerverschiedensten Barbarenvölker, ein für alle Mahl die nähmliche Kleidertracht, nähmlich die phrygische angenommen war und im Mittelalter, die heroische Vorwelt von Theseus und Achill bis auf Alexander und Cäsar in wahre Ritterbücher umgestaltet wurde. — Darin sind Wir freylich viel weiter gekommen, aber auch ins entgegengesetzte Extrem verfallen. Die dramatische Kunst und die Historienmahlerey stehen auf dem Puncte, zur pedantischen Antiquitäten-Krämerey zu werden, wo der völlige Unwerth der Erfindung oder die sklavischen Reminiscenzen, nicht selten durch die Genauigkeit des Costumes ersetzt und entschuldigt werden wollen. — Shakespeare hatte noch mit keiner so krittelnden Zeit zu thun, wo man in der Poesie, immer etwas anderes sucht, als die Poesie! Seine Zuschauer gingen ins Theater um der Dichtung und Darstellung willen, aber nicht um dort die wahre Chronologie, Geographie, Tracht und Faltenwurf, in Rom oder Milet, oder in allem Ernst über das Costüm, auf bloß romantischem Boden und in Ländern zu studiren, die nie existirt haben! —

Shakespeare ist ein tiefsinniger, planvoller Künst-

ler und kein blindes, wildlaufendes Genie! — Wunderlich sind auch die *Widersprüche* derjenigen, die ihm nur das *Letztere* zugeben wollen. Sie räumen ein, er sey voll der tiefsten Ideen über Charaktere und Leidenschaften, über alle großen Verhältnisse der Welt, über jeglichen Gang des Schicksals und alle Zweige menschlicher Verfassung, voll herrlicher Bilder und Wendungen. Das *mußte* man freylich zugeben, denn *ein einziger seiner goldenen Sprüche* reicht dazu hin! — und nichts ist leichter, als — wie für Dichter, für Kritiker und für gemüthvolle Beschauer, so auch für Könige, für Staatsmänner, Feldherren und Volksredner eine äußerst lehrreiche *Anthologie aus Shakespeare* zusammenzustellen. — Und bey solcher *Tiefe* und bey solchem *Reichthum*, soll man glauben, er habe nur für die *Hauptsache*, nähmlich für die *Anordnung* nur für den *Bau* seiner Stücke, auch nicht einen Gedanken übrig gehabt und selbe dem blinden Zufall überlassen!? Abgesehen auch von jedem höhern Ehrgeitz in Bezug auf die *Kenner* und auf die *Nachwelt*, hatte ihn, (den Schauspieler und Schauspiel-Director) ja schon der bloße *Effect* darauf zurückführen müssen, daß das Gelingen oder Mißlingen jedes Drama ganz besonders von dem *Verhältniß seiner einzelnen Theile* zu *einander* abhängt, und daß selbst die *vortrefflichste* Scene bey Zuschauern von reinem, unbefangenen Sinn und natürlichem Verstande schlechterdings *durchfällt*, wenn sie ihrer Erwartung an *dieser* oder *jener Stelle* widerspricht, wenn sie dem einmahl gefaßten Interesse Abbruch thut! — Mögen allenfalls auch die scherzhaften Einmischungen bloß als eine Art von *Erhohlung* und *Zwischenspiel*, zwischen den unerbittlichen, ernsten Geschicken gelten, (so lange man dafür keine bessere Ansicht zu gewinnen weiß,) aber im *Gang der Hauptsache*, in der *Verknüpfung*, in der Causal-Unterordnung der *Erfolge*, muß der Dichter, (*wenn* er nähmlich *kann*!!) noch weit mehr Überlegenheit des disponirenden Verstandes bewähren, als in der Darstellung der einzelnen, wenn auch noch so kräftig von ihm hingezeichneten Charaktere und Situationen. — Vielmehr sind Shakespeares Compositionen, eben ihrer *tiefen* Absichtlichkeit wegen, eben weil jeder mehr als mittelmäßige Beobachter im Stande ist, die innere *Nothwendigkeit* aller Auftritte und des gegebenen Kreises von Nebenpersonen, Umständen und Verhältnissen zu zeigen, dem Mißverstand am meisten ausgesetzt gewesen. — Schlegel hat dieses insbesondere an *Romeo* und *Julie*, in seinen Charakteristiken und Kritiken musterhaft entwickelt und den Schluß gezogen, daß man bis auf einige, den damahligen Gesellschaftston bezeichnende, dem heutigen Geschmack fremde, ja unverständliche Spiele des Witzes nichts verändern könne, ohne die hohe Vollendung zu verstümmeln oder zu entstellen.

Es ist wahr, daß im Shakespeare manchmahl *Schuldige* und *Unschuldige* mit einander zu Grunde gehen, daß manchmahl etwas Ähnliches wie der *alte*, tragische *Untergang* hereinbricht oder nur eine gemischte, halbe Befriedigung eintritt. Aber *seine* poetische Gerechtigkeit ist nicht aus dem *Reichsanzeiger*, sie ist keine polizeyliche Anstalt, sondern ein Spiegelbild der großen Weltgeschicke. — Der tiefsinnige, nordische düstere *Engländer*, ist vom *Spanier*, klimatisch und national allzuverschieden, als daß er immer mit *Calderons* liebeglühender Verklärung hätte endigen können! — und doch treffen wieder Beyde im besondersten *Nationalgefühl* selbst, so haarscharf zusammen — und alles Herbe schwindet vor des hehren Britten unwiderstehlicher Begeisterung für die *Heldenzeit seines Volkes*! — Gerne gibt man übrigens *Friedrich Schlegeln* zu, daß aus Shakespeares Gebilde zugleich überall eine mächtige Naturbedeutung hervordringe, so daß sein Tiefsinn in der Ahnung der *Natur*, ihn beynahe über die Gränzen der *dramatischen* Dichtung emporschwinget, während er in der Klarheit der *sichtbaren* Darstellung, als Grundlage und Vorbild zu verehren ist.

Shakespeare hieß von jeher „*der Herzenskundige*." Seine Menschenkenntniß ward längst zum allgemeinen Sprichwort. Die ausgezeichnete Eigenschaft des *großen Charakteristikers* steht hoch über der bloßen Fertigkeit, auch die feineren unwillkührlichen Äußerungen der Seele zu *beobachten* und durch Erfahrung und Nachdenken, die Bedeutung dieser Zeichen, mit Sicherheit anzugeben, und über dem Scharfsinn, aus solchen Einzelnheiten noch weiter, nach dem Probabilitäts-Calcul, ein *zusammenhängendes Ganzes* zu folgern. — Der große Charakteristiker muß sich in *alle* Arten zu seyn, auch in die fremdesten versetzen und gleich einem Bevollmächtigten der ganzen Menschheit, ohne besondere Instruction, für jeden einzelnen Fall, im Rahmen *eines Jeden* reden und handeln können. — Er besitzt die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbstständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an seinen *Träumen* gleichsam Erfahrungen anstellt, eben so vollgültig, wie die an *wirklichen* Gegenständen. — Das *Unbegreifliche* und *Unerlernbare* hierbey bleibt, daß die Personen ja nicht scheinen müssen, irgend Etwas *um der Zuschauer willen* zu sagen, oder zu thun und der Dichter dennoch sie bis ins Innerste durchschauen läßt, ohne Anschlagszettel und erklärende Ziffern, ohne Section der Motive, die einige Neuere so kleinlich und zugleich so sichtbar angelegt haben, daß aus ihren Helden ein *Rechenexempel* von Für und Wider streitenden Motiven, eine eckelhafte *anatomische Figur* geworden ist, an der die Functionen des Herzens, des Magens, der Lungenflügel ꝛc. ganz offen am Tage liegend, sich freylich selbst erklären!! — Wie Jeder sey? das offenbart Shakespeare auf das unmittelbarste. Er fordert und er erhält unsern Glauben auch für das *Abweichende* und *Seltsame*. Bey ihm handeln der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit. Unübertrefflich schildert er (wenn auch mit einigen scheinbaren Verletzungen des Costums) den Geist der alten Römer, der Franzosen in ihren Kriegen mit den Engländern, der alten nordischen Vorwelt und der damahligen gebildeten Gesellschaft. Er läßt die Pforten des Geisterreichs sich aufthun, Hexen ihr Unwesen treiben, Elfen und Sylfen durch die Lüfte scherzen und alle diese Geburten der Einbildungskraft haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch Mißgeburten wie *Caliban* sie

uns dennoch die Überzeugung abnöthigten, gäbe es derley Wesen, so würden sie sich genau *so* und nicht anders benehmen.

Charakteristik ist aber doch nur ein *Bestandtheil* der dramatischen Kunst, und nicht *diese selbst*! Sobald das *Musikalische* oder bloß Imaginative die Oberhand gewinnt, muß das *Charakteristische* zurückweichen. Viele Figuren Shakespeares tragen daher auch nur äußerliche Bezeichnungen an sich. Ihre Stelle, ihre feyerliche Tracht und Verrichtung macht sie allein bedeutend.

Eben so wunderwirkend wie in den *Charakteren*, ist Shakespeare auch in der *Darstellung der Leidenschaften* von der Gleichgiltigkeit oder vom vertraulichen Scherz, bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung. Seine Leidenschaften stehen nicht gleich vom Anfang auf derselben Höhe, wie bey so vielen Trauerspieldichtern, die sich, wie der Dichter des Nathan sagt, etwa auf den „*Kanzleystyl*" derselben verstehen und zeigt (wie Lessing fortfährt) ein lebendiges Gemählde aller der feinsten und geheimsten Ränke, durch die sich ein Gefühl in unsere Seelen einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen es jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unserer Begierden und Verabscheuungen wird!! Unter *allen* Dichtern hat vielleicht *nur Shakespeare*, eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln, mit so unwiderstehlicher Wahrheit geschildert, daß der *Arzt* daran, wie an einem *wirklichen Falle* seine Beobachtungen bereichern kann.

Zahme Nüchternheit hat freylich Shakespeare hier und da unnatürliches und exaltirtes Pathos vorgeworfen, nicht bedenkend, daß die Macht der Leidenschaft, alle Kräfte *convulsivisch* erhöht und reiche Naturen selbe auch sinnreich und bildlich ausdrücken, wie denn öfters der Ärger witzig macht und die Verzweiflung in Lachen ausbricht. — Shakespeare, der immer seiner Sache gewiß war, stark genug zu rühren und zu erschüttern, sobald er nur wollte, hat mitunter durch freye Spiele die Eindrücke absichtlich gemäßigt, wo sie sonst zu schmerzlich geworden wären, und gleichsam eine musikalische Linderung der Theilnahme angebracht, nicht glaubend, daß der Dichter, (wie der Bauer im Sprichwort,) zwey Mahl auf eine Stelle schlagen müsse. — Manche tadelten auch die oben angedeuteten *Wortspiele*, die selbst erhabenen Stellen beygemischt sind, wie z. B. jene des *sterbenden Gaunt* in *Richard II.* Aber davon abgesehen, daß solche Wortspiele sich auch bey *Moses*, *Homer* und *Sophokles*, bey Rednern und Dichtern von der feinsten Bildung, wie *Cicero* und *Petrark*, daß wir sie bey *Kindern* und bey *Naturvölkern* finden, so wirft sich ja nach alltäglicher Erfahrung eine heftig angeregte Einbildungskraft, gern auf übereinstimmende Laute, die ihr ein glücklicher Zufall eben biethet, um hierdurch in einem einzelnen Falle, die verlorne Ähnlichkeit zwischen Wort und Sache, sich um so schneidender zurückzurufen.

Wichtiger war der Vorwurf: Shakespeare *beleidige öfters das Gefühl*, durch unverhüllte Schilderungen der größten moralischen Verworfenheit, zerreiße schonungslos die Gemüther und empöre selbst die *Augen* durch unerträglich gräßlichen Anblick! — Freylich hat er niemahls wilde Leidenschaften mit einem heuchlerischen, gefälligen Äußern überfirnißt. Er hat niemahls die Bosheit mit einem falschen Schimmer von Seelengröße bekleidet und dafür sollte ihm ja doch *nur Lob* gebühren!? — Ein paar Mahl hat er *eigentliche Bösewichter* geschildert. Wie meisterhaft er aber hierbey allen gar zu peinlichen Eindrücken vorbeugte, zeigen unläugbar sein *Richard III.* und *Jago* im *Othello*. — Mögen auch verschiedene seine Scenen eben so wenig als des *Äschylus Eumeniden* krankhaften Nerven anzurathen seyn, aber die beständige Rücksicht auf unsere heutige Verzärtlung müßte alle Kühnheit des tragischen Dichters lähmen — und dann gehört Shakespeare einem viel gewaltigern Geschlechte an. Religion und Staat standen noch in einer ganz anderen Wechselwirkung! Die Nachwehen der Bürgerkriege, das wechselweise Ausrotten der Zweige des Königshauses von der *rothen* und der *weißen Rose*, die Austilgung des alten Adels, der *Feudalherrschaft*, der *Hierarchie*, lagen ihm noch ganz nahe. *Heinrich VIII.*, manchmahl ein Caligula, hatte, wie jener giftige Wind der Wind der Wüste, Alles getilgt, was noch aufrecht stand, und kaum derer geschont, die sich niederwarfen! Er hatte drey Gemahlinnen dem Blutgerüste geweiht, die Freunde der neuen Lehre als *Ketzer*, die Gegner und seines Supremats, und seines Abfalls von Rom, als *Rebellen* verurtheilt, und fast alle Familien in Trauer gestürzt — und selbst noch unter *Elisabeth*, bluteten die eignen *Lieblinge*, und einer schönen und schuldlosen *Königinn* heiliges Haupt, und war nicht selbst der unglücklichen Maria Stuart Sohn, Elisabeths Nachfolger *Jacob*, manchmahl ein theosophisch-pedantisch halbverrückter Zwingherr und die Hinrichtungen und (von der Pulververschwörung an) die wahren, erdichteten oder zusammengeblasenen und gehörig aufgeputzten Conspirationen noch immer nicht außer der Mode? — Jener himmelstürmende und an den Angeln der Welt rüttelnde, tragische Titane, besaß neben allen Donnern, auch allen Honig der Sprache, er tändelt mit der Liebe wie das Kind mit dem Löwen. Seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hingehaucht. Diese, fast bis zum Eigensinn zarten lyrischen und idyllischen Himmelsklänge beweisen wiederum, daß er gar nicht darstellte, *wie er selber war* und fühlte, sondern *die Welt*, wie er sie klar vor sich stehen sah, weit geschieden von sich und seinem Zartsinne, ohne verhüllender und verschönernder Schmeicheley, aber mit überall durchschimmernder Erinnerung an die *ursprüngliche*, verlorne Erhabenheit des Menschen, von der jedwede Gemeinheit, nur ein *Abfall* ist. — *Hohes* und *Tiefes*, ja die unvereinbarsten Eigenschaften wohnen in ihm *friedlich* neben einander. — An *Kraft* ein *Halbgott*, an *Tiefblick* ein *Prophet*, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er gar nichts um seine riesige Überlegenheit, und ist anspruchslos und unbefangen wie ein *Kind*!

Nie kann ein Mensch ganz abgesondert und *für sich allein*, sondern nur in seinem *Verhältniß zu andern*, nach seinem wahren Werthe beurtheilt werden. Dieß zeigte sich vor allen in Shakespeare. So fest und richtig seine einzelne Charakterzeichnung ist, so übertrifft er gleichwohl sich selbst in

ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Einwirkung. Jede seiner Hauptpersonen ist ein Spiegel der übrigen und welcher Abgrund von Scharfsinn ist nicht selten in der Charakteristik angebracht, z. B. jener leise Selbstbetrug, die halbselbstbewußte Heucheley, womit auch bessere Gemüther, die in der menschlichen Natur fast unvermeidliche Eindrängung selbstischer Triebfedern verkleiden und verschleyern?! So läßt er auch die zweydeutige Gesinnung manchmahl von lobenswürdigen Grundsätzen überfließen und der Albernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben sind! — Aber im Shakespeare bezieht sich die Ironie nicht bloß auf die einzelnen Charaktere, sondern umrankt häufig das Ganze der Handlung. — Wenn der Dichter, statt für seinen Helden Partey zu nehmen und seinen Lesern blinden Glauben zuzumuthen, durch eine geschickte Wendung auch die Rückseite der Münze nach Vorne dreht, setzt er sich mit dem auserlesenen Kreis der Einsichtsvollen, wie in ein heimliches Einverständniß. Sie sehen ihre Einwendungen, gleichsam schon in vorhinein zugegeben. Sie sehen den Dichter keineswegs in seinem Gegenstande befangen, sondern über denselben erhaben, so daß er sein schönes Gebilde, wenn er wollte, unerbittlich vernichten könnte. — Wo das eigentlich Tragische beginnt, hört freylich alle Ironie auf, allein von dem eingestandenen Scherz der Komödie an, bis dahin, wo die Unterwerfung sterblicher Wesen unter ein unvermeidliches Schicksal dem strengen Ernste verfällt, gibt es eine Menge menschlicher Verhältnisse, die ohne jene ewige Markung zwischen gut und bös zu verwirren, mit Ironie betrachtet werden dürfen. Diesem Zwecke nun dienen die komischen Personen und Auftritte, die Shakespeare seinen edelsten, romantischen oder historischen Dichtungen eingeflochten hat. Sie sind das Vorzimmer derselben, wo die Bedienten sich aufhalten. Diese prosaischen Gesellen dürfen sich nicht so laut machen, um das Gespräch im Salon zu übertäuben. Destomehr verdienen sie in den Zwischenzeiten, wo die idealische Gesellschaft sich zurückgezogen hat, belauscht zu werden. Sie geben manchmahl den besten Aufschluß über die Verhältnisse und über die Geheimnisse ihrer Herrschaften. Ihre anmaßenden Nachäffungen, ihre dreisten Spötterenen erhöhen den Eindruck statt ihm zu schaden, wie die neben dem Triumphwagen gesungenen, satyrisch neckenden Soldatenlieder, wahrlich nicht das geringste Blättchen eissen aus dem Lorber der triumphirenden Imperatoren, vielmehr nur ihre Popularität im Heere desto mehr beurkundeten.

Shakespeares komisches Talent ist eben so erhaben wie das pathetische oder tragische. Nicht nur viele Arten der Narrheit, auch die bloße Dummheit wußte er in den feinsten Zügen ungemein ergötzlich darzustellen. Überdem hat er in mehreren Lustspielen, unter den Trauerspielen aber bloß im Lear, eine wirkliche Sitte der Vorzeit dargestellt und den Narren mit der Schellenkappe und in scheckiger Tracht, den Lustigmacher, englisch clown auf die Bretter gestellt. Fast jeder der großen Herrn Englands, die Geistlichen nicht ausgenommen, hielt damahls noch seine Hofnarren. Der berühmte Staatskanzler Thomas Morus ließ sich zugleich mit dem seinigen, von Holbein mahlen. — In Shakespeares Tagen kamen die Hofnarren ab, wahrscheinlich aus Mangel an gescheidten Leuten, um diese Narrenchargen gehörig zu besetzen. Auf der andern Seite wurde die Vernunft, trotz des lächerlichsten Dünkels auf sich selbst, zu zaghaft, um eine so verwegne Ironie, so nahe an sich zu dulden, die ihr alle Augenblicke den Pfauenschweif der Gravität zu derangiren drohte und hat darum die Rolle der Lächerlichkeit selbst übernommen, aber einer etwas schwerfälligen und unerquicklichen! In „wie-es Euch gefällt" heißt es: „seit das Bischen Witz, was die Narren hatten, völlig zum Schweigen gebracht ist, macht freylich das Bischen Narrheit der sogenannten gescheidten Leute um so größere Parade" — und in: „was ihr wollt", sagt Viola:

> Der Bursch ist klug genug den Narr'n zu spielen
> Und das geschickt zu thun, will ein'gen Witz.
> Die Launen derer, über die er scherzt,
> Die Zeiten und Personen muß er kennen
> Und wie ein Falk auf jede Feder schießen,
> Die ihm vors Auge kommt. Dieß ist ein Handwerk,
> So voll von Arbeit, als des Weisen Kunst.
> Denn Thorheit, weislich angebracht, ist Witz,
> Doch wozu ist des Weisen Thorheit nutz?

Alle Hervorbringungen Shakespeares tragen das Gepräge seines originellen Genius, aber Niemand ist weiter als er entfernt, von einer durch Angewöhnung und durch persönliche Einseitigkeit entstandenen Manier. — Jede Schöpfung dieses Proteus ist eine in sich abgeschlossene Welt, ein Kunstwerk im durchgeführtesten Styl, die Freyheit und die besonnene Wahl des Urhebers beurkundend. — Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in seine kleinsten Theile nach einer Hauptidee, die Herrschaft des beseelenden Geistes über jegliches Mittel der Ausführung, Correctheit zu heißen verdient (und außer der Grammatik ist dieß wohl der einzige richtige Sinn des Wortes) so muß Shakespearen auch noch der Ehrennahme eines correcten Dichters werden, nachdem die Bewunderung all seiner andern, höhern Eigenschaften erschöpft ist.

Seine Sprache ist hier und da etwas veraltet, jedoch im Ganzen weit weniger, als aller übrigen Schriftsteller seiner Zeit. Die meisten Gelehrten schrieben damahls lateinisch. Er, dem die wissenschaftliche Büchersprache wenig helfen konnte, griff die seinige unmittelbar aus dem Leben auf, verschmelzte sie meisterhaft mit dem höchsten poetischen Schwunge im Starken und Erhabenen, wie im Gefälligen und Zarten. — Kein einziges Stück ist ganz in Prosa geschrieben, die Versart seiner meisten Schauspiele ist großentheils der zehn- oder eilffüßige reimlose Jambe, nur zuweilen darein untermischt, häufig aber mit prosaischen Theilen abwechselnd. — Prosa und Verse wechseln in überaus feiner Unterscheidung nach dem Stande, noch mehr aber nach dem Charakter und nach der Gemüthsstimmung der Personen. Wie wahr und wie ungescheut groß, läßt er nicht oft dieselben Personen die erhabenste und wieder die gemeinste Sprache führen. wie spricht z. B. Hamlet, des Vaters Geist beschwörend, der Mutter in die Seele donnernd, sich selber zu Blutrache befeuernd? und wie hinwiederum mit Polonius und mit den übrigen Schranzen? wie mit den zu unterrichtenden Schauspielern? wie mit den Todtengräbern? — Auch im Gebrauche des Reims und bis in die geringsten Nebendinge der Form hinein, handelte Shakespeare, nie nach Laune und Zufall, sondern als ein echter und großer Künstler und Kunstschöpfer, nach klaren innern Gründen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 12. in dem Schreiben des Hrn. Abbe Dobrowsky über Johanns VIII. Briefe und über Cyrills und Methuds Apostolat in Mähren, hat sich nebst der Jahrszahl 1824 statt 1825 noch ein gänzlicher Nonsens eingeschlichen; statt: Ihr Vaterland Mähren, soll es bloß heißen: Mähren.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 9. Februar 1825

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung.)

4. Ferneres Schicksal der Söhne Gisulfs und Zustand der Kirche in Friaul.

Nach dem Abzuge der Avaren übernahmen Taso und Caco, die ältesten Söhne Gisulfs, das Herzogthum Friaul (615). Sie bezeichneten ihre Regierung gleich anfangs durch eine kriegerische Unternehmung gegen die Slaven im Norden Friauls, sie eroberten nähmlich das Gailthal bis gegen Mauten hin, daher diese Slaven bis auf die Zeiten des Herzogs Rachis (737) nach Friaul Tribut bezahlten. Aber die beyden Herzoge erlagen einer schändlichen Treulosigkeit des Patriciers Gregorius, Exarchen von Ravenna. Dieser war nähmlich auf den Exarchen Eleutherius gefolgt, welcher stolz auf seine Siege in Unteritalien und vertrauend auf die Freundschaft des Papstes, die Kühnheit hatte, sich während Kaiser Heraclius wieder die Perser focht, zum unabhängigen Herrn des Exarchats zu machen, aber von den Soldaten zu Ravenna ermordet wurde.

Die vornehmen Longobarden, obwohl von ihren langen Bärten, als einer vorzüglichen männlichen Schönheit, also benannt, hatten sich nähmlich, wie in manchen andern Dingen, so auch darin nach der Sitte der Italiener bequemt, daß sie sich beym Eintritte in das männliche Alter, feyerlich das erste Mahl den Bart abnehmen ließen. Für dieses Geschäft wählte man sich gewöhnlich irgend einen angesehenen Mann, der sich dadurch nicht nur besonders geehrt fühlte, sondern noch überdieß denjenigen, dem er diesen Dienst erwies, gleichsam zu seinem Sohne annahm. Wie dann die christliche Kirche so manche unschädliche noch aus dem Heidenthume stammende Gewohnheit anfangs den Gläubigen hingehen ließ, und ihr wo möglich eine religiöse Beziehung gab so auch dieser ersten Bartschur. Der Jüngling, dem das erste Mahl der Bart geschoren werden sollte, wurde von seinen Ältern, Verwandten und Freunden in die Kirche geführt und der Priester, oft sogar der Bischof bethet bey dieser Gelegenheit zu Gott um Glück und Segen für den jungen Mann. Papst Gregor verordnete für diese Handlung sogar ein eigenes Gebeth. Der junge Herzog Taso hatte sich vermuthlich zur Befestigung der Freundschaft mit dem Exarchate den Patricier und Exarchen Gregor erbethen, daß er das Geschäft der ersten Bartschur an ihm verrichte und ihn, den Vaterlosen, an Kindes Statt annehme. Der Exarch hatte es mit einem Eide zugesagt. Diesen trauend und nichts Arges ahndend, begab sich Taso mit seinem Bruder Caco und seinen Freunden, lauter Edeljünglingen, nach Opitergium (Oderzo) der nächsten Stadt des Exarchats. Kaum waren sie durch die Thore eingeritten, als der Patricier Gregor sogleich die Stadt sperren ließ und seine Bewaffneten wider Taso und dessen Geleite sendete. Diese merkten sogleich den Verrath und bereiteten sich zum Kampfe. Sie gaben sich wechselseitig die Hände, nahmen Abschied von einander und so empfingen sie den aus allen Gassen der Stadt über sie herfallenden Feind. Sie trieben zwar alles zurück, was sich ihnen näherte, und richteten eine große Niederlage unter den Römern an, aber endlich blieben sie doch von der Übermacht gleichsam erdrückt, auf dem Platze. Der Exarch ließ sich, dem Eide Genüge zu leisten, den Kopf des Taso bringen, schnitt ihm die Barthaare ab und entledigte sich dergestalt durch den schändlichsten Meineid seines Versprechens (616). Hierauf wurde Grasulf, Bruder Gisulfs, zum Herzoge über Friaul gesetzt. Gisulfs jüngere Söhne Rodoald und Grimoald, als sie schon fast das Junglingsalter erreicht hatten, bestiegen, weil sie es unter ihrer Würde hielten, ihrem Oheime unterthänig zu seyn, ein Schiff und begaben sich nach Benevent, zu Herzog Arichis

ihrem ehemahligen Erzieher, der sie sehr gütig aufnahm und wie seine eigenen Söhne hielt.

Unter diesen, für Friaul und das Gisulfische Haus höchst traurigen Begebenheiten, ereignete sich, daß die aquilejische Erzdiözes in Anhänger des römischen Stuhles und in sogenannte Abtrünnige oder Dreykapitel-Vertheidiger gespalten wurde. Nach dem Tode des Patriarchen Severus wählte nähmlich die unter der Herrschaft des griechischen Kaisers stehende Geistlichkeit Istriens und der Venezien, einen gewissen Candidanus bey Rimini gebürtig, zum Patriarchen, welcher vom Papst Gregor dem Großen bestätigt wurde, ein Zeichen, daß er und die ihn wählende Geistlichkeit der Spaltung entsagt hatten und in der Dreykapitel-Sache der fünften allgemeinen Kirchenversammlung beygetreten waren. Diesem setzte der Herzog Gisulf von Friaul mit Gutheißen des longobardischen Königs Agilulf, einen andern Patriarchen einen gewissen Abt Johannes für Alt-Aquileja entgegen, welcher von drey Provinzial-Bischöfen gewählt und geweiht war, und welcher das alte System der Spaltung unter dem Schutze des friaulischen Herzogs standhaft beybehielt. Die drey Bischöfe die ihn gewählt hatten, erhielten hinterher einen Verweis vom Papst Gregor und unterwarfen sich. Damahls entwich auch der Bischof Johann von Concordia sammt Geistlichkeit und Volke seines Anhangs aus dem longobardischen Gebiethe und verlegte seinen Sitz nach Caorle. Demnach gab es zwey Patriarchen und eine Diözes; jeder dieser Patriarchen betrachtete sich als den rechtmäßigen, jeder wurde von seinem Landesherrn geschützt und dieses dauerte von 607 — 698 oder bis auf den altaquilejischen Patriarchen Petrus, welcher die Spaltung abschwur und sich mit dem römischen Stuhle vereinigte. Es ist begreiflich, daß in solcher Lage die byzantinischen oder dem Patriarchen von Gradus ergebenen Christen, politische und Glaubensfeinde der longobardisch-schismatischen Christen wurden, daß ein Patriarch dem andern so viel Gläubige als möglich zu entziehen suchte, jeder am Hofe seines Landesfürsten dahin wirkte, daß mit Erweiterung der Reichsgränzen auch die geistliche Gerichtsbarkeit des alt-oder neuaquilejischen Patriarchen vergrößert würde. Daher in der Folgezeit die Eroberungsversuche der Longobarden in Istrien daher zum Theil die ewigen Fehden gegen das Exarchat. Weil nun der altaquilejische Patriarch eben so gut noch Anhänger im byzantinischen Istrien und Venezien hatte, wie der Patriarch von Gradus auf dem Festlande in Friaul, weil überhaupt beyder Sprengel durch die ganze Zeit der Spaltung nicht geschieden wurden, so ist billig, daß hier sowohl die rechtgläubigen Patriarchen auf Grado als auch die Abtrünnigen oder Longobardischen ihren Platz finden.

Auf Grado also folgte dem Candidanus (607 — 611) Epiphanius (—613). Er war aus Umago in Istrien gebürtig, ein schriftkundiger Mann, darum auch unter dem Patriarchen Elias Notar und später unter Severus Primicerius oder erster Notar. Auf ihn folgte Cyprian von Pola in Istrien gebürtig, ein Mann von eben so schöner Seele als schönem Körper und im Rufe der Heiligkeit (— 628) Nach dessen Tode schickte Papst Honorius den römischen Diacon Primogenius als Patriarchen mit dem Pallium geschmückt, nach Grado und ermahnte die dortige Geistlichkeit zum Gehorsam gegen diesen neuen Kirchenvorsteher. (— 648). Auf Epiphanius, welcher vom Kaiser Heraclius für seine Kirche schöne Geschenke an Gold und Silber, ferner den Hirtenstuhl des h. Evangelisten Markus erhalten und die Überreste der heiligen Hermagoras und Fortunatus nach Grado übertragen hatte, folgte Maximus, ein Dalmatiner (— 668), welcher das Kloster in Barbano bey Triest reichlich beschenkte; auf diesen Stephan II. von Parenzo gebürtig (— 673) endlich Agatho aus Justinopolis in Istrien — 683. Dieser war mit seinen Suffraganen 679 auf der Kirchenversammlung zu Rom, welche Papst Agatho in der Sache der Monotheliten hielt, und unterschrieb auch die Acten dieser Synode. Die mit unterschriebenen und also dem Patriarchen von Grado untergebenen Bischöfe waren folgende. Cyriacus von Pola, Aurelian von Parenzo Ursinus von Cessa in Istrien, Andreas von Veglia (oder Cilly)? Gaudenz von Triest, Benenat von Opitergium, Ursinian von Biben, Paulus von Altinum, Paulus von Rimini. Auf Agatho folgt Christoph — 715, ein Freund der Armen und Kirchenbauer.

Die friaulischen oder altaquilejischen Patriarchen waren aber folgende. Auf den Schismatiker Johannes folgte Marcian von Pirano in Istrien gebürtig, (610 — 613) auf diesen Fortunat —628. Er plünderte von den Longobarden unterstützt, die Metropolitankirche auf Grado, nahm alle goldene und silberne Geschirre sammt den Kirchenkleidern mit sich fort und verlegte seinen Sitz nach Cormons bey Görz. Nach ihm waren noch drey friaulische Patriarchen, Felix (der Gramatiker) der am Hofe des longobardischen Königs Cunibert sehr beliebt war und von demselben einen mit Gold und Silber gezierten Hirtenstab zum Geschenke erhielt; ferner zwey Johannes, von denen man jedoch nichts Besonderes weiß.

5. Friaul unter den Herzogen Grasulf, Ajo, Lupus und Warnefried und was aus Gisulfs Söhnen Rodoald und Grimoald geworden.

Herzog Grasulf war sicher schon in einem hohen Alter als er die Regierung Friauls überkam. Nach einem früheren unglücklichen Versuche, sich Istrien zu unterwerfen,

scheint er ein friedliches System gegen das Exarchat angenommen zu haben. Zu dem Letzteren möchte er wohl vorzüglich durch die Unvorsichtigkeit oder Feigheit seines Sohnes Gisulf verleitet worden seyn. Dieser junge Mann, welcher wieder gut machen wollte, was sein Vater in Istrien verdorben, ging den Römern, (angeführt von dem Exarchen Roman) entgegen, ergab sich aber alsogleich mit seinen Hauptleuten und dem ganzen Kriegsheere an dieselben. Dieß ereignete sich lange vor dem Einfalle der Avaren und zwar um das Jahr 590. Wie sollte demnach Grasulf, zur Herzogs-Würde in Friaul gelangt, feindlich gegen das Exarchat handeln, da er seinen Sohn in der Byzantiner Händen wußte? Nicht einmahl den Tod seiner Neffen Taso und Caco durfte er rächen, und es ist sich nicht zu wundern, daß Rodoald und Grimoald Friaul verließen und nach Benevent auswanderten: sie mochten, so jung sie waren, dennoch einsehen, daß ihr Oheim und dessen Sohn mit dem Exarchen wider sie unter einer Decke steckten. Grasulf regierte in Friaul bis zum Jahre 661. Unterdessen war um das Jahr 641 Herzog Arichis in Benevent dem Ende seiner Tage nahe. Er hatte zwar einen Sohn Ajo, den er vor wenig Jahren zu König Rotharis geschickt, sich mit dem Herzogthum Benevent belehnen zu lassen. Dieser Jüngling hatte seinen Weg über Ravenna nach Pavia genommen. Aber zu Ravenna bekam er von den giftmischerischen Römern einen Trank, der seinen Verstand zerrüttete, also daß er in der Folge nie ganz seiner Sinne mächtig war. Der alte bejahrte Herzog, wie sehr er auch seinen Sohn liebte, sah wohl ein, daß derselbe in dem traurigen Zustande der Geistzerrüttung, dem Herzogthume nicht wohl würde vorstehen können, und empfahl darum seinen Longobarden nachdrücklich die Brüder Rodoald und Grimoald, die Söhne Gisulfs, wie seine eigenen zu ehren: sie würden, da sie sich eben in der ganzen Kraft des männlichen Alters befänden, das Herzogthum besser regieren als Ajo, sein unglücklicher Sohn.

Arichis starb nach einer fünfzigjährigen Regierung und Ajo trat die Regierung im alten Samnium an. Rodoald und Grimoald, obwohl nach dem Willen des seligen Herzogs zur Mitregentschaft berechtiget, gehorchten demnach diesen Ajo in allen Dingen, wie ihren ältern Bruder. Es war eben sieben Monathe, daß Ajo dergestalt in Benevent herrschte, als eine Menge Schiffe mit Slaven bemannt unfern Siponto landeten. Die Abenteurer schlugen nächst dieser Stadt ihr Lager auf und umgaben es ringsum mit Gräben, die sie jedoch also überdeckten, daß man sie für ebenes Land hielt. Damahls waren eben Rodoald und Grimoald abwesend und Ajo zog an der Spitze seiner Krieger aus, um die Freybeuter zu bekriegen. Allein er stürzte mit seinem Pferde in einen der versteckten Gräben, die Slaven fielen über ihn her und tödteten ihn mit noch einigen seiner Leute. Als dieses Unglück zu den Ohren Rodoalds gelangte, eilte er herbey, redete die Slaven in ihrer eigenen Sprache an und, als er sie dergestalt zum Streite aufgereitzt, stürzte er sich über sie her und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Vollgültig war die Rache, die er für den Tod Ajos genommen. Die Slaven, die seinem Schwerte entgangen, verließen eilig das beneventanische Gebieth. Jetzt erhielt Rodoald das Herzogthum Benevent und herrschte fünf Jahre. Ihm folgte sein Bruder Grimoald um das Jahr 648 und regierte 25 Jahre über Samnium. Er erzeugte mit einer Gefangenen von edler Geburt einen Sohn Romuald und zwey Töchter, und war der tapferste, allgemein geachtetste Fürst seiner Zeit unter den Longobarden. Unter ihm geschah es, daß die Griechen landeten und die Gnadenkirche zum Erzengel Michael auf dem Berge Gargano plündern wollten. Grimoald stürzte sich mit seinen Kriegern über sie her und machte sie alle nieder. Das Jahr 661 war der longobardische König Aripert gestorben, und hatte das Reich seinen beyden Söhnen Bertarid und Godobert hinterlassen. Jener hatte zu Mayland, dieser zu Pavia seinen Hof. Zwischen diesen zwey Brüdern säeten boshafte Menschen gar bald Zwietracht und wechselseitigen Haß also, daß einer den andern zu verdrängen suchte. Darum schickte der König Godobert den Herzog von Turin, Garibald, nach Benevent zu Herzog Grimoald, den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, und ließ ihn ersuchen, ihm so schnell als möglich wider seinen Bruder Bertarid zu Hülfe zu kommen, er wollte ihm dafür die Prinzessinn, seine Schwester zur Ehe geben. Der Abgesandte meinte es aber mit seinem eigenen Herrn nicht gut und redete Grimoalden zu, er möchte sich aufmachen und das Reich der Longobarden, das die zwey königlichen Jünglinge zu Grunde richteten selbst übernehmen. Er sey ein Mann von reifen Jahren, von Einsicht und Vorsicht, tapfer und mächtig und darum ganz dazu gemacht. Grimoald gab diesem Einschlage Gehör und ermuthigte seine Seele zu dem Entschluße, die longobardische Krone zu erwerben. Er vertraute seinem Sohne Romuald die Regierung über Benevent und machte sich mit einem gewählten Heere auf den Weg gegen Pavia. Überall wo ihn die Reise durchführte, in allen Städten, suchte er sich Freunde zu machen und Streitgenossen an sich zu ziehen, die ihm bey Erwerbung des Reichs Hülfe leisten sollten. Den Grafen von Capua, Trasemund, schickte er voraus über Spolet und durch Tuscien, daß er die Longobarden jener Gegenden für ihn gewänne, was diesem auch voll-

kommen gelang: denn er führte ihm viele Streitgenossen zu und vereinigte sie mit dem Hauptheere auf der Aemilischen Straße. Mit diesen mächtigen Haufen starker Männer zu Placenzia angelangt, schickte Grimoald den Gesandten Garibald voraus nach Pavia, König Godoberten von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Als nun Garibald vor dem Könige erschien, meldete er, daß Grimoald alsobald eintreffen werde, und als ihn der König fragte, wo er meinte, daß man Grimoalden die Wohnung zubereiten sollte, äußerte er, es sey billig, daß man dem Herzoge von Benevent, der für des Königs Sache zu streiten komme und desselben Schwester zur Ehe erhalten solle, die Wohnung im königlichen Pallaste anweise. So geschah es auch. Grimoald zog in die königliche Burg ein. Nun aber überredete Garibald, dieser abscheuliche Urheber der ganzen Sache, den König, er möchte ja nicht anders als mit einem Harnische unter dem Rocke mit Grimoalden Unterredung pflegen, denn dieser habe die Absicht ihn zu tödten. Hierauf begab sich dieser verschmitzte Betrieger zu Grimoalden und rieth ihm gleichfalls sich gut fürzusehen, wenn er nicht von Godobert umgebracht werden wolle, versichernd, dieser werde mit dem Harnische unter dem Rocke zur Unterredung kommen. Wie gesagt, so geschehen. Des andern Tages, als Grimoald vor dem Könige erschien, grüßte er denselben und schloß ihn in seine Arme. Da fühlte er nun wirklich, daß Godebert unter dem Kleide gepanzert sey und nun sicher glaubend, es sey auf sein Leben abgesehen, zog er sein Schwert und stieß ihn nieder. Hierauf bemächtigte er sich der Regierung und unterwarf sich das ganze Reich. Godebert aber hatte einen kleinen Sohn Roginbert; den retteten die Getreuen des Ermordeten und erzogen ihn heimlich. Grimoald achtete es nicht, weil der Knabe noch klein war. Als die Nachricht von diesen Vorfällen nach Mayland kam und Bertarid hörte, sein Bruder sey umgebracht worden, ergriff er schleunig die Flucht und begab sich zum Chan der Avaren, seine Frau Rodelinde und einen kleinen Sohn Cunibert zurücklassend, welche Grimoald nach Benevent verwies. G a r i b a l d, durch dessen Anstiften und Einleitung dieses Alles geschehen war (und er hatte noch mehr gethan, er hatte auch einen Theil der Geschenke, die er als Gesandter an Grimoald überbringen sollte, für sich zurückbehalten), genoß die Früchte seiner Schändlichkeit nicht lange. Zu Turin befand sich ein kleiner unansehnlicher Mensch der dem ermordeten Godebert anverwandt war. Dieser gut wissend, daß Garibald am Ostermontage in die Kirche des heil. Johannes zur Andacht kommen würde, stieg auf den Taufbrunnen, wo der Herzog vorbey mußte, und indem er sich mit der linken Hand an eine Säule stützte, hielt er mit der rechten ein blankes Schwert unter seiner Kleidung versteckt. Als nun Garibald vor ihm vorbey kam, haute er mit allen Kräften nach ihm und spaltete ihm den Kopf vom Rumpfe. Das Gefolge fiel nun freylich über den unansehnlichen Mörder her und hieb ihn mit vielen Streichen zusammen, aber dieser starb dennoch mit dem Bewußtseyn, Godebert, seinen Herrn, vollgültig gerächt zu haben. Zur selben Zeit als Grimoald auf den longobardischen Thron gelangte, starb sein Oheim Grasulf, der Herzog von Friaul, und ihm folgte A g o. (Hugo, Hakon) Von diesem Herzoge hatte noch zu Paul Warnefrieds Zeiten ein Haus in Friaul den Nahmen. Er regierte bis 663, wo er starb. An seine Stelle kam Lupus, welcher mit dem friaulischen Patriarchen F o r t u n a t an der Spitze eines Reiterhaufens über den Damm, welcher vom Festlande durchs Meer vor Alters nach Grado führte, diese Insel überfiel, die Stadt ausplünderte und alle Kirchenschätze, wie es heißt, auch die Urschrift vom Evangelium des h. Markus fortschleppte. Er war beym König Grimoald so beliebt, daß ihm dieser seinen Pallast zu Pavia anvertraute, während er seinen Sohn nach Benevent gegen den griechischen Kaiser Constans zu Hülfe zog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstnotizen.

Die Kupferstecherey in Italien theilt sich immer kenntlicher in zwey Schulen, die des M o r g h e n und die des L o n g h i. — Bey der M o r g h e n'schen ist die Ausführung die Hauptsache, zu viel Conventionelles in der Behandlung, wobey das Geistige sich verknöchert. Auch kömmt zuviel darauf an, ob die Zeichnung von anderer Hand, ob sie gut oder schlecht sey? dagegen ahnen wir bey der L o n g h i'schen Schule, die F a r b e. Da sie selbst zeichnen was sie stechen, geben sie ihm auch einen tiefern Sinn durch die Betrachtung des Originals und seiner Eigenthümlichkeiten während des Copirens.

N ä k e ist im verfl. December nach siebenjährigem Aufenthalt in Rom wieder in Dresden angekommen, wo er bey der Akademie angestellt ist.

Der französische Viceconsul in Athen, Casimir D e j e a n hat das Monument des Lisikrates vor Zerstörung gerettet. Durch den Brand des nahen Kapuzinerklosters war nähmlich der aus einem Stück bestehende Architrav zersprungen, die erschütterten Säulen vermochten ihn nicht mehr zu tragen und die Kuppel drohte den Einsturz.

Äußerst wichtig ist, daß unlängst ein R u n e n s t e i n in G r ö n l a n d g e f u n d e n worden, zum Beweise, daß schon in der frühesten Zeit I s l ä n d e r oder N o r w e g e r dort gewesen. — Er ward nach Koppenhagen gebracht und die Inschrift durch Prof. R a s k entziffert.

Redacteur: Joseph Freyherr von H o r m a y r. Gedruckt und im Verlage bey Franz L u d w i g.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 11. Februar 1825.

(18)

Die beyden Lichtgestalten.

Zur Feyer des 12. Februars.

Die Nacht versank; die ersten Nebel grauen,
Ein schwaches Roth umglänzt des Ostens Thor;
Aus Strahlen sieht man einen Steg sich bauen,
Durch den sich wogend drängt der Wolken Chor;
Und drüber, einem Gotte gleich, zu schauen,
Schwingt flammend sich der junge Tag empor;
Man merkt ihm's ab an seinen gold'nen Schwingen,
Er sey genaht, dem Land' ein Fest zu bringen!

Ein herrlich Fest, das wie mit einem Zuge
Durch alle Seelen einen Nahmen schlingt; —
Ein Fest erblüht, das zum Begeist'rungsfluge
Den Fönix „Lieb'„ in uns'rer Brust beschwingt!
Ja würden Blumen, unterm Demantpfluge
Des Winters, all' die Flocken, die er bringt,
Und hätten all' die Blumen Lipp' und Stimmen:
Ein Ruf nur würd' auf allen Lippen schwimmen!

Denn hört! Der Tag, den ihr erblühen sehet,
Er gab uns Ihn, für Den sich Jeder gibt;
Für Den die Lippe fleht, so oft sie flehet,
Der Sich in uns und uns in Sich nur liebt;
Vor Dessen Burg die Treu' als Wächter stehet,
Der wie ein Vater sorgt und schafft und übt,
Und uns, wie Kinder, mild zu allen Tagen
In seinen Kaisermantel eingeschlagen.

Und wie der Festtag also prächtig schimmert,
Und höher stets sein heilig' Haupt erhebt,
Und jedes Band, das uns beengt, zertrümmert
Und jede Faser, die noch schlief, belebt,
Und wie er kommt, sein Diadem umflimmert
Vom Nahmenszug', der jedes Herz durchbebt,
Da nah'n alsbald zwey hehre Lichtgestalten
Die Hand und Herz ihm traut umschlungen halten.

Vom Haupt der Einen wallt ein blauer Schleyer,
Des heit'ren Himmels heit'res Ebenbild;
Aus ihrem Auge leuchtet Ruh' und Feyer,
An ihrem Arme blüht ein Rosenschild;
Ein Hauch von ihr und Welten athmen freyer,
Und Amor naht und Aganippe quillt,
Sie kennt nur eine — des Entzückens Thräne,
Ihr Amt ist Frieden und ihr Nahm' — Irene!

Mit jungen Rosen kränzt sie nun die Horen
Des jungen Tags und ihre Lippe spricht:
„Wohl zwölf Mahl hat das Jahr sich neu geboren,
„Seit mich dies Land mit Kindeslieb' umflicht!
„Die Städte blüh'n bey friedlich off'nen Thoren
„Und meinen Tempeln fehlt das Opfer nicht!
„Das Meer des Lebens sonnt die ebnen Wogen
„Und drüber webt ein ew'ger Regenbogen!"

„Mein Schleyer fließt als Purpurschmuck vom Throne,
„An meines Kaisers Herzen ruht mein Haupt!
„Mein Auge schmückt, als Demant, Seine Krone,
„Von meinen Rosen ist Sein Haar umlaubt;
„Mein Odem weht in Seiner Lippen Tone;
„Eh' als ich Ihm, wird Er Sich selbst geraubt;
„Drum ruft Ihm Heil im Leben und im Liede,
„Wer Frieden liebt, den liebet auch der Friede!"

Die zweyte Lichtgestalt steht fromm und bieder,
Die Treue glänzt als Stern auf ihrer Brust,
Ein wallend' Kleid umgürtet ihre Glieder,
Ihr Hort ist Gott, Ergebung ihre Lust,
Sie sieht mit Stolz auf ihre Spötter nieder
Des Schatzes wohl den sie umschließt, bewußt,
Und fühlst du dich so traut in ihrer Nähe,
Es ist ja Vindobona, die ich sehe! —

Und lächelnd tritt sie jetzt dem Tag entgegen
Und legt die Hand ihm an das Herz und ruft:
„Du Tag der Tage, bringe Gottes Segen
„Ihm, Der durch dich, durch Den dein Ruhm besteht!

„„Laß mich Ihn lang in meinen Armen hegen,
„„Denn daß mein Haupt der Schönheit Hauch umweht,
„„Daß ich vor Seinem Thron' so reizend liege,
„„Dank' ich nur Ihm, — Sein Herz war meine Wiege!"'"

„„Vor Kurzem starrt' ich düster noch in's Leben,
„„Der Zeiten Schmähung schändete mein Kleid!
„„Sein Ruf erklang: — Da blüht' ich auf gleich Heben,
„„Das Siegel meiner Stien ward Freundlichkeit;
„„Von Blüthen fühlt' ich meine Schläf' umgeben,
„„Und in Entzücken schmelzt mein Blick den Neid;
„„Wie wer vom Lotus zehrt, vom wundersüssen,
„„Will wer mich je gelüst, mich ewig küssen!"'"

So sprachen sie, die beyden Lichtgestalten,
So weihten sie des jungen Tages Lauf;
Doch wie er aufthat seine gold'nen Falten,
That Herz um Herz, sich laut und preisend, auf.
Wohl ist des höchsten Preises werth zu halten,
Wer für den Ruhm sein Alles schlug in Kauf:
Gebt Seinem Wollen, Seinen Thaten Zungen
Und leicht entbehrt Er and'rer Huldigungen.

Allein was bringt der Dichter Seinem Ohre',
Was legt er schüchtern auf den Opferheerd?
Der Dichter stiehlt sich aus dem lauten Chore,
Schleicht durch die Straßen, fromm in sich gekehrt,
Schlüpft still hinein zu einem nied'ren Thore,
Und in ein Stübchen, das nach ihm begehrt,
Wo volle Becher auf dem Tische stehen
Und Freundesaugen ihm entgegen sehen!

Und um die Treuen seinen Arm geschlungen,
Erhebt er froh und friedlich den Pokal,
Und allzumahl wird jubelnd angeklungen
Und innen klingt es wieder allzumahl;
Von edler Gluth fühlt sich die Brust durchdrungen,
Schwur folgt dem Schwure, sonder Wahl und Zahl,
Und eh' der Klang der Becher noch verschallte, —
Singt jeder Mund ein herzlich: „Gott erhalte!"

Joh. Gabr. Seidl.

Die brittische Handelsstadt Liverpool.

(Nach Ch. Dupin's Voyages dans la Grande-Bretagne, Tome VI. Paris 1824. 4.)

1. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts zählte Liverpool noch nicht viel über fünftausend Einwohner, und seine Marine beschränkte sich auf eine kleine Zahl Fischerschiffe. Gegenwärtig steigt die Zahl seiner Bewohner auf 118,972 und die Stadt besitzt 1113 Schiffe von 173,782 Tonnen Gehalt, die von 10,338 Seeleute bedient werden! Es wetteifern diese bedeutsamen Fahrzeuge mit denen der Hauptstadt, und sie werden gleich diesen nach allen Weltgegenden versandt. Die nachstehende Übersicht mag einen Begriff von der Zunahme des Handelsverkehrs im Zeitraum eines halben Jahrhunderts geben; sie begreift die Zahl der Schiffe, die aus Irland und vom Auslande im Hafen von Liverpool eingetroffen sind.

Jahre	1760	1770	1780	1790	1800	1810
Zahl der Schiffe	1245	2073	2271	4223	4746	6729
Douanegebühr.	2330	4143	3528	10037	23379	55702

Dieser steigende Wohlstand mag keineswegs eine Frucht des Zufalls genannt werden, und eben so wenig läßt sich darin das Ergebniß einer vorzüglich günstigen Natur erkennen; den Liverpool liegt am Gestade einer gefährlichen Bucht und an der Ausmündung eines Flusses, wo natürliche Verhältnisse durch große Kunstanstrengung überwunden werden mußten. Inzwischen war diese Stadt, mitten auf der Westküste Englands, gegenüber von Dublin und der Insel Man, allerdings der Standpunct, wo die Hauptverbindung dieser Insel und des westlichen Irrlands mit dem östlichen und mittlern England am füglichsten sich ausbilden konnte. Eben so mußte Liverpool für die Westküste Schottlands der bequeme und nothwendige Markt werden.

Arbeitsame Irrländer, durch Partheyungen und die Schrecknisse der Anarchie aus ihrem Vaterlande vertrieben, brachten nach Liverpool ihre Thätigkeit und Genügsamkeit. Hierauf begann ein Wettstreit des Kunstfleißes zwischen dieser Stadt und allen übrigen Seestädten der Westküste Englands. Chester und Lancaster, als die nächstgelegenen wurden zuerst besiegt; während dieses Sinkens verpflanzten mehrere reiche Häuser dem regsamen Handelsverkehr in diesen neu aufblühenden Sitz des Wohlstandes, und in Kurzem war auf dieser ganzen Küste nur noch von Wettstreit zwischen Liverpool und Bristol die Rede.

Jeder bedeutende Handelshafen ist ein Mittelpunct, welcher die Erzeugnisse, denen er zum Stapelplatze dient, nach allen Richtungen aussendet, und welcher zum Behuf der Rückfrachten seiner Sendungen die Erzeugnisse der Nachbarstädte wie der umgebenden Landschaft an sich zieht. Wenn in der gleichen Gegend zwey Seehafen sich öffnen, so dehnen sie den Kreis ihres Handelsverkehrs bis zu einer mitten inne liegenden Linie aus, die dem einen oder dem andern genäherter ist, je nach Beschaffenheit des zwischen inne befindlichen Landes, nach dem Verhältniß der Straßen und der Binnenschifffahrt, nach den Bedürfnissen und Neigung der Provinzen, u. s. w. So ward durch das Aufblühen von

Liverpool die Stadt Bristol, welche zuvor den irrländischen Handel mit London getheilt hatte, oder die denselben vielmehr großentheils allein besaß, um die Hälfte ihres Handelsgebiethes in den drey Königreichen verkürzt; doch aber behielt sie wenigstens noch diese eine Hälfte.

Der auswärtige Handel mochte eine ähnliche Theilung nicht wohl gestatten. Die Entfernung zweyer Hafen der nähmlichen Insel verschwindet vor dem weiten Raume, welcher Europa vom Äquatorial-Afrika und von Amerika trennt. Für die Seefahrer gleicht Alles sich ungefähr aus. Das Übergewicht beruht einzig nur auf den Vortheilen, welche speculativer Handelsgeist, Kühnheit der Unternehmungen und Sparsamkeit gewähren, welche letztere den Gewinn zu vervielfältigen und zu sichern weiß, indem sie auf sich selbst Gewinn macht und die Zahl der durch mäßige Preise angelockten Konsumenten vermehrt.

Diese Eigenschaften sind es nun noch vorzugsweise, welche die Seefahrer von Liverpool auszeichnen. Sobald sie einen billigen Theil am innern Verkehr von Großbritannien sich erwirkt hatten, wandten sich ihre Blicke nach Amerika. Anstatt müßig abzuwarten, ob die Erzeugnisse des europäischen Kontinents mittelbar ihren Hafen berühren würden, bevor solche die Konsumenten der neuen Welt erreichten, trachten sie vielmehr, auf vaterländischem Boden ähnliche oder vorzügliche Erzeugnisse ausfindig zu machen. Schottland liefert ihnen mancherley Stoffe und Irrland den Leinwandbedarf für die amerikanischen Pflanzer, welchen Bristol bis dahin deutsche Leinwand zugeführt hatte. In Kurzem machte auch das in der Nähe von Liverpool aufblühende Manchester die erstere Stadt zur Niederlage seiner Baumwollstoffe, deren Schönheit, Menge und niedrige Preise, alle Mitwerber hinter sich zurückließen.

Dieser erste in den englischen Besitzungen errungene Sieg ermuthigte Liverpool, nach gleichen Handelsvortheilen auch in den spanischen Besitzungen zu streben. Eine Handelsgesellschaft, die sich das Monopol der Einfuhr in die Colonien verschafft hatte, ließ sich die von den Colonisten begehrten Waaren vierfach gegen die zuvor gewohnten Preise bezahlen. Mittels der Liverpool'schen Schiffe ward hierauf alsbald von den brittischen Inseln nach dem spanischen Festlande ein Schleichhandel zu Stande gebracht, der, mit Kühnheit und Gewandtheit betrieben, durch großen Erfolg lohnte.

Auf solche Weise erwarb sich Liverpool sehr bedeutende Reichthümer; allein auch diese Wohlstandsquellen mochten ihm nicht genügen, und es wurden auf andern, nicht weniger fruchtbaren und nicht minder unreinen Gewässern nochmahlige gewinnreiche Bahnen eröffnet. Bristol war im Besitze des Negerhandels für die brittische Colonie; derselbe mußte ihm streitig gemacht, anfänglich getheilt, hernach aber vollständig erobert werden. Im südlichen Amerika bestand unter Spaniens gesunkener, gespaltener Regierung, für den Sclavenhandel wie für alle übrigen Einfuhren, ein Monopol. Dieser neue Zweig des Schleichhandels both sich hier also von selbst dar, Liverpool verkehrte sehr bald als vorzüglicher Unternehmer desselben und machte mit der Waare dieser Menschenrace eben so gute Geschäfte, wie mit jeder andern Kaufmannswaare.

Während des Unabhängigkeitskrieges der Anglo-Amerikaner erlitt der Handel von Liverpool unstreitig Einbußen aber nach hergestelltem Frieden wählten die vereinten Staaten, deren Reichthum und Bevölkerung schnell und mächtig anwuchs, sich den Hafen von Liverpool als ihren Hauptmarkt in Europa. Für ungeheure Summen hohlten sie sich daselbst alljährlich Steinkohlen, Baumwollenstoffe, Töpferwaare, rohes sowohl als verarbeitetes Eisen u. s. w. Als endlich Großbritannien durch einen mit Portugal geschlossenen Handelsvertrag das Monopol in Brasilien erworben hatte, wußte Liverpool sehr bald sich den wichtigsten Theil der davon abfließenden Vortheile zuzueignen.

Durch solchen Kunst- und Gewerbsfleiß geschah es, daß eine Stadt, die vor hundert Jahren nicht den zweyundvierzigsten Theil von Englands Gesammthandel besaß, jetzt den sechsten Theil davon in Besitz hat; die Zunahme ihres Wohlstandes war demnach sieben Mahl größer, als jene der Masse einer Nation, die uns durch Ausdehnung und Schnelligkeit ihrer gemeinsamen Fortschritte in Erstaunen setzt.

Ich konnte mir nicht versagen, in flüchtiger Zeichnung die vielfältigen Anstrengungen einer einzelnen Stadt und den glücklichen Erfolg derselben darzustellen, der jedes anscheinende Mißgeschick ihr zur Quelle neuen und reichern Gewinnes gemacht hat.

Der Abstich ist wahrlich groß zwischen einem so wohl berechneten kühnen Verfahren und dem beschränkten Geist jener lässigen Seehafen, die zu glauben scheinen, es sey hinreichend, ihre Uferdämme und Mauern von Gebühren und Zöllen befreyt dem Auslande zu öffnen, um Handelsschiffe in Orte hinzulocken, wo keine der Einfuhr entsprechenden Absatzwege gerüstet sind. Frankreich mag an Englands Vorgange lernen, was seinem Handel noth thut. „Ihr müßt (so spricht dieser Lehrer), wofern ihr andauernden Wohlstand für einen Seehafen verlangt, die Binnenfahrt seiner Umgebung möglichst zu erweitern und zu erleichtern Bedacht nehmen; es müssen Ortschaften, wie Manchester

Sheffield, Birmingham, die Erzeugnisse ihrer Hunderte von Arbeitsstätten, auf den durch Natur oder Kunst dargebothenen Wasserstraßen, dem Hafen zuführen, dessen Größe und Glanz erzielt werden soll. Die durch Reichthum erzeugten Bedürfnisse von Wohlstand und Luxus werden alsdann bald auch eine reiche Zufuhr herbeylocken; und es werden hinwieder eure eigenen mannigfachen Erzeugnisse auf jene Art zugerüstet, wie der Geschmack und die Geldmittel aller Classen sie verlangen, auch mit geringen Kosten in den Stapelplatz des Seeverkehrs verpflanzt, dem Ausländer vielfache und vortheilhafte Tauschmittel darbiethet. Leicht und gerne gewöhnt er sich an den Besuch eines solchen Marktes er selbst wird eure Anstrengungen unterstützen, um seinen eigenen Gewinn nebst dem eurigen zu vervielfältigen; denn in der That sind die Vortheile eines wohlberechneten Handelsverkehrs stets und immer gegenseitig."

(Die Fortsetzung folgt).

Correspondenznachrichten.

Prag, am 24. Jänner.

(Aus einem Briefe des Abbé Joseph Dobrowsky an den Herausgeber.)

———— Während ich Sie, verehrter Freund, über das in Ihrem Archiv wiederhohlt und lebhaft besprochene Fragment einer vermeintlichen, vaterländischen Reimchronik darauf verweise, was ich im 27. Bande der Wiener Jahrbücher S. 99 — 114 ein für alle Mahl sagte, gelegenheitlich von Rakowieckys Prawda ruska, komme ich noch auf einige Artikel der letzten Hefte Ihres Archives zurück, dessen XV. Jahrgänge wirklich ein reichhaltiges Magazin und Repertorium unserer Geschichte und Diplomatik und den Literatoren dieser Fächer, jetzt beynahe der einzige Punct der Mittheilung sind.

Wenn Sie von dem Cyniker Arent von Altona (Archiv 1824 Nr. 140) etwas noch erfahren wollen, so mögen sie sich an den Wirth vom weißen Wolf und an die Hofbibliothek, auch an das Antikenkabinet wenden. Mich suchte er im J. 1821 zu Wien auf und wollte von mir eine Erklärung der slawischen Gottheiten, die er verzeichnete, einhohlen. Ich äußerte nur leise meine Zweifel gegen die zu Prilwitz gefundenen, jetzt zu Rostock aufbewahrten Gußwerke, da fuhr der Zänker ganz wüthend auf und von der Zeit an, vermied ich jede Conferenz über gelehrte Sachen mit ihm. Auch Pertz hatte seine Noth mit ihm. Für die Ausgabe deutscher Quellenschriftsteller übergab er einen mit Bleystift geschriebenen halben Bogen, worauf er die gothischen Wörter im Jordanes aus dem Norwegischen erklärte. Mir ist dieser halbe Bogen zugeschickt worden, um davon Gebrauch zu machen.

Mit D. Rumy's Antworten auf meine Anfragen (Archiv 1823 Nr. 38 und Nr. 154 von 1824) kann ich mich nicht zufrieden stellen. Die Herren sind noch nicht über den Pelsois (bey Jordanes) einig und wenn Pelsois der Neusiedlersee ist, wie ich selbst glaube, so kann die Scarniunga nicht die Leita seyn, weil der dritte Bruder zwischen der Leita und dem Neusiedlersee blutwenig Raum gehabt hätte? Ist aber Scarniunga etwa die Sarviz, das Scharwasser und aqua nigra die Drau, so nehmen die drey Brüder zu gleichen Theilen Pannonien ein. Dricca ist kein Druckfehler, wie Rumy meint. Alle Handschriften lesen Dricca, die neben der Theis zu suchen ist. Nedao kann nicht Hernad und Bollia kann nicht Blawa seyn. Denn beyde gehören zu Pannonien und dürfen nicht auf der entgegengesetzten Seite der Donau gesucht werden.

Ich hatte das Glück, zum Besitze eines Codex zu gelangen, der nebst unserm Vincentius, auch des Mühlhauser Abts Gerlach Fortsetzung enthält. Dieser Abt nahm vom J. 1187 an eine Geschichte des Kreuzzuges auf, die ein österreichischer Clerikus, der den Zug mitmachte, verfaßt hat, Nahmens Ansbert. In dieser Geschichte steht nun ein Brief von H. magister Fratrum S. Hospitalis Jerusalem an Herzog Leopold: Illustrissimo Domino et benefactori suo precipuo Leopoldo duci Austriae nobilissimo. Nachdem er K. Richards Gefangennehmung erzählte, schaltet er auch die Convention mit dem Kaiser ganz ein: Haec est forma conventionis sive tractatus habiti inter dominum Heinricum Rom. Imperatorem et Liupoldum ducem Austriae super incolumitate et pace regis Anglorum aliisque negotiis. Ego Liupoldus u. s. w. Ist Ihnen oder einem andern österreichischen Geschichtsforscher diese historia de expeditione Friderici Imperatoris edita a quodam Austriensi clerico, qui eidem interfuit, nomine Ausberto, bekannt? oder ist sie irgendwo zu finden? Mein Nachsuchen führte mich auf keine Spur.

Miscellen.

Zufolge eines der Kammer in Stockholm übergebenen Berichts betrug die Zahl der besoldeten öffentlichen Beamten 1817, 17,740, und ihre Besoldung 9,156,267 Thaler Banko. Die Armee zählte 49,605 Köpfe und kostete 4,855,622 Thaler Banko. Die Civilliste bestand, ohne den Hof, aus 5835 Personen, welche 2,381,918 Thaler Banko bezogen. Der besoldeten Geistlichen waren 4760. (Month. Mag. März 1824.)

Außerordentliche Hitze fand im Februar 1823 in Neu-Süd-Wallis statt. Der Thermometer stieg bis auf 212° Fahrenheit, also bis zum Siedepunct oder 80° Reaumur und blieb auf dieser außerordentlichen Höhe eine ganze Woche stehen. Menschen und Thiere waren dem Ersticken nahe. Wäre die Temperatur noch um einen Grad gestiegen, hätten sie erliegen müssen. (Edinb. philos. Journ. Febr. 1824.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 14. Februar 1825.

(19)

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXV.

Die Goldhöhle *).

Auf dem Wege von Freywaldau nach Schwarzwasser in Schlesien gelangt man zu zwey in der Umgegend vielberühmten Bergen, wohin die Sage bald Räuber, bald Hexen setzet und von welchen vor nicht gar zu vielen Jahren, die wüthigsten Wölfe auf die Hirten und Herden herabstürzten, und so vielen Schaden verursachten, daß die Leute noch immer jeden Fremden damit unterhalten, als wäre es vor einigen Wochen geschehen. In dem Thale, welches diese zwey Berge bilden, befindet sich ein großer Stein, dessen Bedeutung und Merkwürdigkeit ein alter Landmann, der mich führte, umständlich mir offenbarte.

Als wir dem Thale zufuhren, fingen die Pferde an zu schnauben und sich zu scheuen. Hum — sagte der Fuhrmann, weiß doch so ein Roß gleich, wo es nicht geheuer ist.

So — versetzte ich gedehnt — sollt' es da unsicher zu reisen seyn?

Das nicht — entgegnete jener — aber seht ihr Herr den großen Stein im Thale da unten? Ja der verbirgt gar wunderbare Dinge. Wäre viel davon zu sagen.

„Erzählt, was ihr wißt, ich liebe gar sehr dergleichen Merkwürdigkeiten."

Nun wenn es euch gefällt, Herr, so höret zu. Dieser Stein verstopft den Eingang in eine große, schöne Höhle, in welcher euch die Wände von purem Gold und Silber glänzen, daß einem das Herz vor Freude lacht. Das Gold hängt euch in Eiszapfengestalt an den Wänden, schon gediegen und es könnten viele hundert arme Teufel wie Unsereins von dem tausendsten Theile gemachte Leute seyn.

„Ey so hätt' ich den Stein weggewälzt und mitgenommen, was ich hätte tragen können."

Gute Nacht, Herr! Das Gold ist mir lieb, das Leben noch lieber. Glaubt ihr, daß das Gold nicht seinen Herrn und Hüther habe? Die Höhle ist der Pallast des Berggeistes, und das ist ein wunderbares Wesen! Alle Gestalten nimmt er euch an. Hu, ich hab' ihn ein Mahl gesehen! Der sieht aus! — Einen Schweinskopf, den Leib eines Lindwurms, die Flügel von einem Drachen, so sitzt er euch auf dem Gold wie eine Bruthenne auf ihren Eyern! Vor einigen hundert Jahren, als ihr und ich noch nicht auf der Welt waren und unsere Ältern auch nicht, da sind manche rüstige Bursche in die Höhle gestiegen und haben reiche Leute werden wollen, aber kein Mensch hat sie zurückkommen sehen.

Mein Lindwurm hat die Verwegenen erpackt, mit Haut und Haaren gefressen, und die Knochen zum ewigen Warnungszeichen ausgespieen! — Vor vielen Jahren war wieder so ein junger Naseweis, ein ungläubiger Thomas, der hat die Leute ausgelacht, wenn sie von dem Lindwurm sprachen und ist ein Mahl ganz heimlich in die Höhle gegangen, aber wie er den Berggeist gesehen hat, ist er ausgerissen und zähneklappernd und bebend in sein Dorf zurückgeloffen.

Ja Herr, das ist geschehn und um fürderes Unglück zu verhüthen, hat die Gemeinde diesen Stein vor die Höhle gewälzt.

„Jetzt dürfte es nicht mehr den Kopf kosten, wenn man den Stein wegwälzte, denn der Lindwurm ist hoffentlich nicht mehr da."

Hab' ich euch nicht gesagt, daß ich ihn selber noch ge-

*) Eine ähnliche Sage wurde unter den „Sagen von Königsberg" angeführt, bey welchen übrigens der Nahme des verdienten Mittheilers, Joh. Schön, durch ein Versehen des Setzers eben so zufällig ausblieb, wie im Taschenbuch 1824 bey den Balladen: Die arme Sünderblume — und die Burgfrau von Neuhaus.

sehen? Gott sey bey uns, da läuft ein alter Kater über den Weg — ist wohl der Berggeist, seht, wie er uns anglotzt und knurrt. Im Nahmen des Vaters u. s. w. Fahr zu Schimmel!

„Seyd gescheidt, es ist eine zahme Katze, die aufs Feld mausen geht."

Herr, das müßt ihr mir nicht sagen wollen! — Und wenn es nur eine Katze wäre, so wisset ihr doch, daß diese Bestien im sechsten Jahre Hexen werden *) und laufen sie einem über den Weg, so setzt es ein Unglück ab.

Kaum war dieß gesprochen, so fiel der Wagen um, ohne uns oder sich zu beschädigen. Da haben wirs, brummte der Fuhrmann und bethete ein „Vater Unser."

Joh. Schön.

*) Dieser Wahn setzt die armen Thiere der grausamsten Begegnung aus.

Die Lawinenschlucht im Höllenthale am Fuß des Schneeberges.

Von des Kaiserbrunnens Fluthen
Wo wir an dem Quelle ruhten
Führet der Pfad ins Höllenthal,
Himmlisch ist das Thal revieret,
Und die Teufelsbrücke führet
Nur zur Freude nicht zur Qual,
Grämlich erbrauset die Schwarza daneben,
Welcher Forellen die Schwäeze nur geben.

Bald eröffnet sich zur Rechten
Aufgethan von finstern Mächten
Gähnend das Lavinenthal,
Das Gebirg steigt auf als Riese,
Einz'ge Bahn ist Scheiteeriese
Wie die Scheidungsbrücke schmal,
Höher und höher stets führet sie weiter
Mitten durch Schichten der Klötze und Scheiter.

Ohne je zu schauren zurücke
Gehn einst auf der Scheidungsbrücke
Fein wie Haar und scharf wie Schwert,
Alle Guten froh und munter
Nur der Böse stürzt hinunter
Wie Moslimensage lehrt *);
Jene, von schmeichelnden Lüften getragen,
Diese von glühenden Winden geschlagen.

Endlich sind wir auf der Stelle
Wo im Lenz mit Blitzesschnelle
Die Lawine niederbrach;
Von des Berges höchsten Zinnen
Durch der Felsgeklüfte Rinnen
Lös'te sie sich allgemach.
Kugelnder immer und immer gerollter
Stürzend herunter mit Donnergepolter.

Vorne stürzten eit'ge Felder,
Dann dem Grund entwurzelt Wälder,
Felsenmassen folgten nach,
Heulend wie ein Meer Orkane
Brandend wie die Oceane
Rasselnd und prasselnd und knitternd und zetternd
Qualmend zermalmend zersplitternd zerschmetternd.

Auf des Bauers stille Hütte
Der zurück aus Waldes Mitte
Kaum gegrüßt sein friedlich Dach,
Kaum begann er zu erwarmen
In des treuen Weibes Armen
Als er ward zum Tode wach.
Plötzlich begraben mit allen den Lieben
Er und das Weib und die Kinder die sieben.

Jahre sind seitdem verflossen
Und noch schauet ihr den großen
Ungeheueren Ruin.
Wald zersplittert, Fels zerknittert
Von Kriechpflanzen nur umgittert
Und von falben Mooses Grün.
Dorten sogar wo die Luft nur gestreifet
Felsen zersplittert und Wälder geschleifet.

Schrecklicher als die Ruinen
Von Vulkanen und Lavinen
Ist die Löwinn Volksaufstand
Wenn sich ballen Völkermassen
Und in ihrem Grund erfassen
Thron, Altar und Stadt und Land
Wenn dann zertrümmern die Bande die festen,
Wehe den Hütten und weh den Pallästen!

Jos. v. Hammer.

*) Sirath die Scheidungsbrücke scharf wie ein Schwert schmal wie ein Haar nach der Lehre des Islams.

Der böhmische Feldherr Pandobes.

Im Novemberhefte des Archivs für Geschichte u. s. w. vom Jahre 1824 Nr. 134 und 135, S. 730, hatte der gelehrte H. Verfasser des Aufsatzes „Königs Mathias schwarze Banden" sich bemüht, den Geschlechtsnahmen des böhmischen Feldherrn Pandobes, — auch Pandobles genannt, — auszumitteln, von dessen Schaaren die zur Wiedereroberung der Stadt Haimburg herangerückten und schon in der Belagerung derselben begriffenen deutschen Hülfsvölker K. Friedrichs zurückgeschlagen wurden. Zu diesem Zwecke hieß es daselbst: „daß sein Familiennahme nur Dobes oder Dobles gewesen; die erste Sylbe aber, (Pan, im böhmischen, Herr) von Bonsin nur aus Unkunde der

Sprache, zum Nahmen selbst, gezogen worden zu seyn scheine: — daß zu Königs Mathias Zeiten, in Böhmen eine mächtige Familie von Duba oder Dubsky, bestand; davon einer Landmarschall war, wie aus einem Friedensschluße zwischen Mathias und Wladislaw ersichtlich ist: — daß es aber in der von Bonfin selbst oder von seinem Verleger, bey der Nachricht über die Belagerung von Haimburg und bey dem Nahmen Pandobes angebrachten Randglosse, Panpoplet heiße; worunter wahrscheinlich Herr von Popel verstanden ist; eine berühmte böhmische Familie, welche gegenwärtig noch im Stamme der Lobkowitze fortblüht: — daß auch Engel, dessen unermüdlicher Fleiß, selbst Kleinigkeiten gründlich untersuchte, diesen Feldherrn Popel nannte: — daß dieser letztere einen Bruder mit Nahmen Jaroslaw gehabt, der die geheimen böhmischen Angelegenheiten bey K. Mathias besorgte: — daß der Kriegsmann nach dem traurigen Ende dieses Königes (im Jahre 1490), in Kaiser Friedrichs Dienste getreten sey: — endlich in der Note: daß jener Jaroslaw, dem mächtigen mährischen Geschlechte der Boskowitze (M. S. Archiv Nr. 104. von 1818) angehörte. —

Wer war nun jener Feldherr Pandobes, und welchem Geschlechte war er entstammt? Hieß er wirklich mit seinem Geschlechtsnahmen Dobes oder Dobles? War er aus dem Stamme der Herren von Duba oder Dubsky? oder aus jenem der Lobkowitze? oder aus jenem der Boskowitze? — Dieß erfährt der Leser aus jener Behandlung dieses Gegenstandes nicht, so sehr er auch, es zu erwarten, berechtiget war.

Richtig ist es allerdings, daß die Erste böhmische Sylbe Pán, der Herr, von Bonfin nur aus Unkunde der Sprache, zum Nahmen selbst, gezogen wurde. Somit erübriget bloß der Nahme Dobes, der das l seiner zweyten Form Dobles, nur einem Schreib- und Druckfehler zu danken haben mag. Allein Dobes, (eigentlich Dobeß; man lese Dobesch,) ist kein Familien-sondern der Taufnahme Tobias dessen Form der fremde Benennungen stäts nach dem Geiste seiner Sprache modelnde Böhme sich bildet (Dobeß, Dobyas Tobias in Fr. Alters Beytrag zur practischen Diplomatik u. s. w. Wien 1801. S. 122) Auch im Diadochos des Paprocki, u. z. im Herrnstande, heißt es: Dobeß z Bechine: im Texte selbst: Dobeslaw; und im Latein: Tobias de Bachin. Wo man also findet: Pán Dobessi; dort ist dieß blos durch die Worte: der Herr Tobias; zu übersetzen. Auf welche Weise die oben geäußerte Vermuthung, daß der Nahme Dobes oder Dobles, ein Familiennahme gewesen, von selbst entfällt.

Hiemit bleibt es nur noch zu erörtern, welchem Stamme dieser Feldherr Tobias entsprossen war?

An die Herrn de Duba, wie auch an das hochedle Geschlecht der Lobkowitze, ist hier nicht einmahl zu denken; da es in keinem dieser beyden Stämme, so viel mir davon bekannt ist, einen Dobeß oder Tobias gab. Weit mehr als in den böhmischen, war dieser Nahme in den mährischen edlen Stämmen beliebt. So z. B. kommen in jenem der Pernsteine (bey Balbin) vor Dobeslaus I. eques de Pernstein. — Dobeslaus II. eques de Pernstein. — Dobeslaus III. Abbas in Zdiar; den jedoch Otto Steinbach in seiner diplomatischen Sammlung nicht anführte: Dobesius IV. — Dobeslaus monachus Hraeisstii. — In jener der Boskowitze, (gleichfalls bey Balbin; womit der Aufsatz des Hrn. Jos. Edm. Horky über die Boskowitze, im Archiv 1818. Nr. 103. u. s. f. zu vergleichen ist, der jedoch blos bis zur Mitte des XV. Jahrhundertes reicht,) kommen vor:

Dobes III. abbas in Zdiar; aus einem argen Versehen, vermuthlich der schon oben angeführte.

Ferner Dobeslaus, filius Domini Wankonis, supremi judicis Olomucensis, postea supremi capitanei Moraviae et ducis militiae bohemicae anno 1426. Die Mutter dieses Dobeslaw, war Elisabeth von Sternberg; seine Gattinn aber Kunka von Sowinetz.

Endlich Dobes, filius Joannis cancellarii regni Bohemiae, subscripti literis regis Mathiae anno 1481 et uxoris ejus, Christina de Lichtenstein.

Dobes selbst wird als unverehlicht angeführt. In welchem Verwandtschaftsgrade er mit Jaroslaw von Boskowic, cancellarius regis Bohemiae, subscriptus literis A. 1484 gestanden? zeigt nachfolgender Stammbaum nach Balbin an:

Wanko.

Berthold.	Heinrich.	Dobeslaus.
Wenzel.	Wenzel.	
Jaroslaw.	Johann.	
	Dobes.	

Daß aber dieser Dobes, also ein Tobias von Boskowitz, jener Feldherr der Böhmen, Pandobes, gewesen: daß folglich die beirrende, vermuthlich nur aus einer Verwechslung der Nahmen Boskowitz und Lobkowitz, entstandene Randglosse Bonfins, Panpoplet; sammt der von Engel darauf gestützten Vermuthung eines Popel von Lobkowitz, gänzlich aufzugeben sey; lassen Nahme, Zeit, Stand und Verhältniß dieses Dobes zu Jaroslaw,

schon jetzt mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, während es bloß künftigen historischen Entdeckungen vorbehalten bleiben muß, es durch grundhältige Belege gegen kritische Zweifel vollends zu sichern.

Neueste Ansichten von Columbia.

Bruchstücke aus dem so eben erscheinenden Werke: Voyage dans la République de Colombia en 1823, par G. Mollien. Ouvrage accompagné de la carte de Colombia et orné de vues et de divers costumes; 2 vol. in-8. Paris, chez A. Bertrand.

1. Unter den Städten des neuen Freystaates Columbia gewährt Carthagena den düstern Anblick eines Klosters. Was man zu Gesichte bekommt, sind lange Gallerien, plumpe und niedrige Säulen, enge Straßen, denen weit vorspringende Terrassen die Hälfte der Tageshelle rauben. Die Wohnungen sind größtentheils schwarz von Rauch und elend: schmutziger noch, schwärzer und ärmlicher, was darin lebt. Tritt man jedoch in ein solches Haus ein, so findet man die beym ersten Anblick so seltsam erscheinende Bauart mit Geschicklichkeit darauf berechnet, daß die Kühlung überall freyen Zugang habe. Wirklich sind die Gemächer nichts weiter, als ungeheuer große Vorhallen, unter denen man mit Lust die zwar ziemlich selten heranwehende frische Luft einathmen würde, wenn man sich nicht durch die Stiche von Insecten-Schwärmen zerfleischt sähe, welche jedoch noch weniger belästigen, als die Fledermäuse, deren Nahme Legion ist und deren Stich sehr gefährlich seyn soll. Das gewöhnliche Ameublement dieser von Backsteinen aufgeführten und mit Ziegeldächern versehenen Hallen besteht in einem halben Dutzend hölzerner Stühle, einem Gurtbette, Handfasse und ein paar Leuchtern. Carthagena ist ein äußerst fester und sehr weitläufiger Platz, zu dessen Vertheidigung auf allen Puncten wenigstens 9000 Mann erforderlich seyn dürften. Zwey Belagerungen, welche dieselbe auszustehen hatte, haben die meisten Familien um ihr Vermögen gebracht. Ein Gegenstand der Bewunderung sind die ungeheuer großen Zisternen, welche ihre Mauern in sich schließen. Das Wasser, dem sie zum Sammler dienen, ist sehr gut. Carthagena ist demnach eben ein Waffenplatz, als ein Handels-Port, und muß letzteres gänzlich aufhören zu seyn, wenn es nicht mehr der Stapelplatz von Panama seyn wird. Die Temperatur ist, bey einer Entfernung von 20 Lieues Äquator, brennend heiß und ungesund; das gelbe Fieber richtet häufige Verheerungen an. Die Bevölkerung beläuft sich auf 18,000 Seelen und besteht größentheils aus farbigen Menschen, von denen die meisten Fischer oder Matrosen sind. Doch halten mehrere derselben auch Buden von Krämeroder Eßwaaren; andere treiben nützliche Handwerke und entwickeln einen Kunstfleiß, der, zwar noch im Aufkeimen begriffen, vielleicht bloß einiger Ermunterung und Nacheiferung bedürfte, um ganz gut zu gedeihen. Die Bewohner von Carthagena verfertigen auch sehr niedliche Arbeiten in Schildkrot, sind geschickte Juwelliere, gute Zimmerleute, vortreffliche Schuster, leidliche Schneider, mittelmäßige Schreiner, mehr Schmiede als Schlosser, Maurer ohne alle Idee von Verhältnißen, schlechte Mahler, aber leidenschaftliche Musikliebhaber.

Die Gefahren der See, und eine Industrie, die öfters in Anspruch genommen und jedes Mahl gut bezahlt wird, haben den Farbigen von Carthagena einen Stolz eingeflößt, der manchen gerechten Anlaß zu Klagen gibt. Ihre Lebhaftigkeit, und ihr Ungestüm contrastiren auf eine auffallende Weise mit der Schlaffheit und dem sanften Wesen der sogeheißenen Weißen, so daß sie, trotz ihrer Trägheit, thätig und arbeitsam erscheinen. Die Weiber der Farbigen sind, wenn sie von Negerinnen und Weißen abstammen, groß und ungleich einnehmender, als in der Regel die zu wohlbeleibten Mullattinnen der Antillen. Die Töchter von Indianerinnen und Negern sind feiner und haben ausdrucksvollere Gesichtszüge. Wenn auf der einen Seite die Menschengattungen unter den Wendekreisen in eben dem Verhältnisse an Kraft verlieren, in welchem sie an Weiße zunehmen, so gewinnen sie auf der andern Seite an Schönheit. Daher stehen alle Mulattinnen in dieser Hinsicht den weißen Frauen bedeutend nach, und verlieren nicht wenig, so oft sie sich mit ihnen zusammenfinden, was unter den Spaniern, bey denen es keine privilegirten Plätze in den Kirchen gibt, wie in den vereinten Staaten, häufig der Fall ist.

2. Es kostete Hrn. Mollien, nachdem er auf dem Magdalena-Flusse die Stadt Monpor erreicht hatte, Mühe, über den Schutt der Kais, womit der gedachte Fluß vormahls eingefaßt war, und den das Wasser großentheils zerstört hat, hinauf zu gelangen. Als er oben war, führte man ihn über einen regelmäßigen Platz nach dem Hause des Gouverneurs, wo ihm seine Empfehlungsschreiben zu einer sehr gefälligen Aufnahme und einem Quartier verhalfen. Der Gouverneur nahm Abends einen Spazierritt mit ihm durch die Stadt vor, und machte ihn auf alle die Vorkehrungen aufmerksam, welche er, auf den Fall eines Angriffes von Morales, zur Vertheidigung der Stadt getroffen hatte. „Hier“, sagte er unter anderm, „standen Häuser und ein dichtes Gehölz; das alles habe ich verbrennen lassen, um des Feindes desto leichter ansichtig zu werden. Diese Graben müssen seine Kavallerie aufhalten; die meini-

ge hingegen wird, von der Infanterie unterstützt, nicht ermangeln, ein großes Gemetzel unter den feindlichen Truppen anzurichten, indeß auch meine Kanonierschaluppen ein furchtbares Feuer auf dieselben machen." — Allein vergeblich sah ich mich nach allem dem um, worauf er mich hinwies: denn seine ganze Armee bestand aus vierzig so geheißenen Dragonern, nähmlich ganz nackten Reitern, die mitten auf dem Felde unter einem mit Stroh bedeckten Schoppen campirten, und zweyhundert in einem vormahligen Jesuitencollegium kasernirten Milizen; seine Marine aber bildeten fünf Fahrzeuge, deren jedes mit einer Kanone besetzt war.

Monpox hat übrigens eine interessante Lage. Die Straßen haben die erforderliche Breite und sind zum Theil mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind niedrig, aber von regelmäßiger Bauart, die Fensterstangen von Eisen und daher minder unerfreulich anzusehen, als die von Carthagena, welche von Holz sind. Die Häuser hat man auf möglichste Kühle, keineswegs aber auf möglichste Helle berechnet. Durch das Innere desselben dehnen sich lange Gallerien, niedrig gebaut, um der Sonne den Zugang zu verschließen. Die Handelsverhältnisse von Monpox, obgleich lange nicht mehr so bedeutend wie vormahls, biethen auch jetzt noch ein gewisses Interesse dar. Die Stadt bezieht nähmlich Tabak, Zucker und Cacao, über Ocana, Mehl von Pamplona und Cucuta. Antiochia sendet ihr Gold, und Santa-Fee die Producte des obern Theiles von la Magdalena, so daß sie fortwährend ein wichtiger Punct bleibt. Das Klima ist brennend heiß (25 bis 30°)! die Nächte bringt man sitzend auf den Straßen zu, um Kühlung einzuathmen und von den Muskiten weniger geplagt zu werden. Der Himmel ist fortwährend überzogen; zur Seltenheit erfreut man sich eines wolkenlosen Tages; die Nächte hingegen sind eigentlich herrlich und erscheinen in funkelnder Klarheit. Überaus ergötzlich ist es, nächtlicher Weile durch die Straßen zu spazieren. Man findet da ganze Gesellschaften, fröhlichen Sinnes an den Hausthüren versammelt. In das von allen Seiten erschallende, lang anhaltende Gelächter stimmt auch der Vorübergehende ohne Rückhalt mit ein, und ärgert durch die Freyheit, die er sich damit herausnimmt, nicht nur nicht, sondern er macht sich im Gegentheil sehr wohlgefällig, denn in allen solchen Vereinen herrscht die unbefangenste Herzlichkeit. Auf diese Weise verbringen die Einwohner von Monpox den Tag in ihren Hamaks, die Nacht an den Thüren ihrer Häuser. Nichts würde ihr friedliches Daseyn trüben, wenn sie nicht mit Kröpfen, welche sie auf eine schreckliche Weise entstellen, behaftet wären; dieses, im Alter von 30 bis 40 Jahren, so zu sagen, allgemeine Gebrechen abgerechnet, haben sie ein angenehmes Äußeres, obgleich ihnen der lebhafte Ausdruck der Einwohner von Carthagena, und jene sanfte Färbung des Teins, wie man sie in Bogota findet, fehlen. Die Lebensart des Volkes zu Monpox ist von derjenigen, an welche sich die sämmtlichen Einwohner der Terras calientes von Südamerika gewöhnt haben, wenig verschieden. Alle Classen haben einen verderblichen Hang für starke Getränke, so daß verschiedene Zeitpuncte des Tages eigentlich zum Trinken angewiesen und bestimmt sind, als: las siete, las onse, las dos, las quatre u. s. w. und mancher schon vor Anbruch der Nacht seine Flasche Branntwein geleert hat. Doch begnügen sich die Monporier bey den Mahlzeiten bloß mit Wasser. Für das ekelhafte Schwein, dessen Fleisch in Menge verspeiset wird, trägt man eine solche Vorliebe, daß viele Frauen es sich zum Vergnügen machen, Schweine groß zu füttern, und sich von denselben, wie von Hündchen, begleiten zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der seine Mörder anklagende Todte.

Vor einiger Zeit hat sich folgende merkwürdige, fast wunderbar scheinende Begebenheit, in der Nähe von Aberdeen in Schottland, zugetragen. Der protestantische Pfarrer des Orts hatte, am ersten Sonntage des März, ganz ruhig die Kanzel bestiegen. Er öffnete die Bibel, um die gewöhnlichen Gebethe abzulesen, und bemerkte an der Stelle, wo sich dieselben befanden, ein zusammengebogenes Billet, das er für eine jener gewöhnlichen Bekanntmachungen hielt, welche der Sakristan ihm auf solche Weise einzulegen pflegte. Er öffnete es also ohne Bedenken, und las den Anfang mit lauter Stimme vor, bis er auf einmahl plötzlich inne hielt, die Farbe verlor, und nach einer langen Pause, mit fast erstickten Lauten, die Gemeinde zum Bethen einlud. Dieser Auftritt war keinem der Anwesenden entgangen; man steckte die Köpfe zusammen, und rieth hin und her, welches die Ursache dieses Benehmens seyn dürfte? Einige der Neugierigsten oder Theilnehmendsten redeten nach dem Gottesdienste sogar den Geistlichen an, und fragten ihn um den Grund seines Schreckens; aber er dankte ihnen ausweichend, und zog sich noch ganz verwirrt in seine Wohnung zurück.

Der Inhalt des Billets lautete folgendermaßen:

„Gestern, Samstag, Abends um 10 Uhr, auf der Rückreise nach Aberdeen, bin ich, in geringer Entfernung vom Dorfe, von Ihrem Sakristan und dem Schulmeister angehalten, bestohlen und ermordet worden. Mein Körper ist in der Dee begraben. Bitten Sie Gott für den unglücklichen Jeremias Brus."

Dieser Brus war ein reisender Handelsmann von Aberdeen, den der Pfarrer sehr genau kannte, und der gewöhnlich bey dem Sakristan wohnte, welcher zugleich Gastwirth im Dorfe war. Die ganze Begebenheit schien dem Geistlichen so wunderbar und wichtig, daß er darüber alle Eßlust verlor, und, im tiefen Nachdenken versunken, nach Tische wieder die Bibel ergriff, mit der er zum Friedensrichter ging, um ihm den Vorfall mitzutheilen, und sich mit ihm über die fernern Maßregeln zu bereden. „Sehr wohl!" sagte dieser: „wo ist das Billet?" Er öffnete es, um es zu lesen, und fand auch nicht die geringste Spur eines Schriftzuges darauf. „Sie erlauben sich einen ganz besondern Spaß" sagte er zu dem Geistlichen, der mit weit geöffnetem Munde vor ihm stand, und sich umsonst die Augen rieb, um das früher Gelesene wieder zu erblicken — das Blatt war und blieb nur weiß. Es war indeß keine Vision gewesen, er hatte die gräßliche Anzeige gelesen, und fest überzeugt, sich nicht getäuscht zu haben, außerdem auch als ein vernünftiger und aufgeklärter Mann überall bekannt, vermochte er endlich so viel über den Friedensrichter, daß die Sache nicht verworfen, sondern näher untersucht werden sollte. Man kam daher überein, ein tiefes Schweigen zu beobachten und heimlich nach Aberdeen, zur fernern Unterrichtung, sich zu verfügen.

Der Handelsmann, den man am ersten Samstag Abends in seiner Behausung zurückerwartet hatte, war noch nicht erschienen. Man stellte alle möglichen Nachforschungen an, aber er war nirgends aufzufinden und man hatte ihn nirgends gesehen, obgleich ihn jedes Kind im ganzen Lande kannte. Darauf entschloß sich der Richter endlich, die beyden Beschuldigten vor sich erscheinen zu lassen, und sie einzeln zu befragen. Sie äußerten das größte Erstaunen über eine Vermuthung, die sie zu empören schien. Durch die Menge der Fragen und der darauf erfolgenden Antwort hatten sich indeß einige Zweifel und Widersprüche ergeben, welche in einer so ernsten Sache nicht unbeachtet bleiben konnten. Aber über die Hauptsache blieben ihre Aussagen immer dieselben, nähmlich: daß sie nicht wüßten, was man von ihnen wolle, daß ein so schrecklicher Verdacht sie empöre, daß sie verlangten, man solle ihnen den Ankläger nennen, oder Zeugen und andere Beweisgründe vorstellen. Da man keiner dieser, an und für sich gerechtscheinenden zu entsprechen vermochte, so war man schon auf dem Puncte, sie wieder in Freyheit zu setzen, als eben der Körper des unglücklichen Brus von Fischern in der Dee aufgefunden und zum Richter gebracht wurde. Man bemerkte sogleich, an mehreren bedeutenden Wunden, die er am Schädel trug, daß er auf eine gewaltsame Weise ums Leben gekommen war.

Von ungefähr bemerkte einer der Anwesenden, daß der Todte die linke Hand krampfhaft verschlossen habe. Er suchte sie zu öffnen und fand einen metallenen Knopf, nebst einem Stückchen Tuch daran, in derselben. Man erinnerte sich sogleich daß dem Schulmeister an seinem gewöhnlichen Rocke ein Knopf gefehlt habe, und daß es wohl der hier gefundene seyn könne. Die Untersuchung bewies denn auch klar, daß man sich nicht geirrt hatte. Tuch und Knopf paßten vollkommen in das Loch, und der Schuldige, auf solche Weise überrascht und überführt, gestand, ohne Rückhalt, sein und seines Gefährten Verbrechen. Die beyden Mörder, welche die aufrichtigste Reue bezeigten und einstimmig den Tod verlangten, sind vor Kurzem zu Aberdeen hingerichtet worden.

Aber woher kam das geheimnißvolle Billet in des Pfarrers Bibel? die öffentliche, bestimmte Beschuldigung, in deutlicher, sehr lesbarer Schrift, und ihr plötzliches Verschwinden auf demselben Blatte! Denn der Geistliche erinnerte sich genau, im ersten Schrecken einen ängstlichen Strich mit dem Daumnagel darüberhin gemacht habe, der sich auch deutlich noch auf dem weißen Papiere befand, mit dem man alle möglichen Experimenten gemacht hatte, damit die Schrift wieder erschiene: aber immer umsonst.

Der Bediente des Pfarrers, ein eben so furchtsamer als schüchterner Bursche war es, der jenes, vom Pfarrer am Sonntag Morgen in der Bibel gefundene und halb abgelesene Billet geschrieben hatte.

Er war nähmlich an demselben Abende, wo der Mord in einem kleinen Gehölze in der Nähe des Dorfes, verübt wurde, Zeuge desselben gewesen, weil er, nahe dabey hinter ein Gebüsch versteckt, die Ankunft seiner Geliebten, aus der nahen Meyerey erwartete. Ohne diese jedoch länger zu erwarten, hatte er, nachdem die Mörder den Leichnam in die dicht daran vorüberströmende Dee geworfen hatten, wobey er sie genau erkannte, sich wieder nach seiner Behausung verfügt, wo er die Nacht in der peinlichen Unentschlossenheit zubrachte, ob er das Verbrechen bekannt machen solle oder nicht? Sein Gewissen geboth ihm das Erstere, aber seine übertriebene Furchtsamkeit hielt ihn davon zurück. Zudem glaubte er noch, sich zu kompromittiren, weil er nichts als seine einfache Aussage aufzustellen, und keinen andern Beweisgrund zu geben vermochte. Er schämte sich vielleicht auch seiner Feigheit, dem Angefallenen nicht zu Hülfe gekommen zu seyn, und vermuthete wohl gar, daß man dieselbe ihm zum Vorwurfe gereichen lassen, und ihn deßhalb bestrafen könnte. In dieser Unentschiedenheit ergriff er das Mittel, jenes Billet zu schreiben, das für die obwaltenden Umstände schwerlich bestimmter hätte seyn dürfen, und von der Gewohnheit seines Herrn vollkommen unterrichtet, legte

er es zusammengefaltet in die Bibel. Kaum aber war der Pfarrer in unverkennbarer Bestürzung aus der Kirche zurückgekehrt, so fürchtete er, zu weit gegangen zu seyn, und durch seine Schriftzüge verrathen zu werden. Daher benutzte er geschickt einen günstigen Augenblick, um statt des beschriebenen ein weißes Papier in die Bibel zu practiziren, welches er auf dieselbe Weise, wie das andere, mit dem Nagel bezeichnete. Erst nach der Hinrichtung der Schuldigen hat er den Muth gehabt, sein Verfahren zu entschleyern.

Die Hafen von Taganrock und von Kertch im azowschen Meere.

(Aus dem Asiatique Journal, April 1824.)

Die Uferbewohner des Dnepr, des Bog, des schwarzen und azowschen Meeres, so wie die des Chersones, der Krimm und Tauriens, sind, mit nur sehr geringer Ausnahme, fast eben so reich durch ihren Boden, eben so begünstigt durch ihr Klima, eben so glücklich gelegen für den Handel des Innern und Äußern, als die vereinigten Staaten von Amerika. Die Menge der Erzeugnisse dieser Länder ist ungeheuer, und kann noch immer außerordentlicher werden; und um denselben Grad von Wohlstand, als das Land jenseits dem Ozean, zu erlangen, bedürften sie nur einer Regierung, die dem Handel eine ähnliche Freyheit und eben eine so große Sicherheit gewähren könnte. Denn selbst bey den gegenwärtigen Umständen, und ungeachtet der früheren Kriege Rußlands mit der Türkey und Persien, welche mittel- und unmittelbar ihr Emporblühen verspäten mußten, stehen sie doch gegenwärtig auf einer Stufe der Opulenz, welche wirklich erstaunenswürdig genannt werden mag.

Seitdem jene Länder den Türken und Tartaren abgenommen sind, sind die Fortschritte derselben, so rasch gewesen, daß man sie jetzt als die am meisten versprechendsten Provinzen des russischen Reichs, und als den Speicher betrachten kann. Die Städte Odessa, Theodosia, Kertch und Taganrock, die vor vierzig Jahren nur aus einigen elenden Fischerhütten bestanden, haben jetzt viele Tausend wohlhabender, gewerbfleißiger Bewohner, deren Wohnungen von Geschmack und selbst von Luxus zeugen. Die ungeheuern Wüsteneyen, welche sich rings darum ausbreiteten, sind jetzt in die furchtbarsten Getreidfelder verwandelt worden. Aber obgleich der Ertrag des Landes als ein großer Handelsgegenstand betrachtet werden darf, so ist es mehr doch ein Zentrum des Handels im Allgemeinen für eine Menge anderer Gegenstände, welche von fernher kommen und von da weiter befördert werden, wie z. B. das Eisen, Kupfer, Wachs, Leder, Häute, Pelzwerk u. s. w. Es gibt fast kein Erzeugniß des Norden und Süden, welches nicht auf diesem Plätzchen vorhanden ist und einen vortheilhaften Absatz findet. Mit der Zeit wird man auch die Rebe und den Öhlbaum pflanzen, denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie vortrefflich gedeihen würden, da der zarte Kapernbaum jetzt schon wild an den Küsten des azowschen Meeres wuchert.

Taganrock wurde von Peter dem Großen im Jahr 1696 erbaut, um den alten Handel Rußlands mit dem Morgenlande wieder herzustellen. Dieser Plan wurde durch den Frieden von Pruth vertagt, von Katharinen II. wieder aufgenommen, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach, über kurz oder lang in Erfüllung gehen. Der jetzt regierende Kaiser hat den Hafen ausbessern und bedeutend erweitern, und eine große Anzahl zum öffentlichen Verkehr bestimmter Gebäude erbauen lassen. Die Stadt hat einen besondern Gouverneur erhalten, fremde Kaufleute von allen Nationen haben sich in ihr angesiedelt, und die meisten Regierungen Europa's haben ihre Consulen dorthin gesandt. Man zählte vor zwey Jahren nahe an der Börse 170 Magazine, deren Erbauung nicht weniger als zwey Millionen Rubel gekostet hat. Nach den genauesten Berechnungen hat sich die Einfuhr zu Taganrock von 1808 bis 1818 auf 47,549,785 Rubel, und die Ausfuhr auf 67,433,828 Rubel belaufen. Die Fortschritte des Handels waren nur stufenweise, denn im Jahr 1809 betrug die Einfuhr nur 808,775 Rubel, und die Ausfuhr 1,418,251 Rubel, während sich im Jahr 1818 die erstere auf 8,516,775 Rubel, und die letztere auf 13,756,680 Rubel belief.

Mehrere Ursachen haben zu der schnellen Vergrößerung des Handels dieses Hafens beygetragen. Seine Lage nahe der Wolga und der Mündung des Don hat ihm den Vorzug vor allen übrigen Hafen des schwarzen Meeres verschafft. Jene beyden Flüsse bringen ihm nähmlich im Überfluß und zu den billigsten Preisen, die Erzeugnisse aus dem Innern des Landes, und der Transport der Industriegegenstände aus der Fremde wird von hier, selbst bis nach Siberien, mit der größten Leichtigkeit betrieben. Das Getreide aus der Umgebung ist zugleich das geschätzteste, und dessen Preis bleibt fast immer derselbe, weil man fast nie Mißernten hat. Außerdem findet man hier alle Lebensmittel in so großem Überfluße und so wohlfeil, daß die Seefahrer sich vorzugsweise hier verproviantiren. Alle diese Vortheile werden noch viel bedeutender werden, wenn die Regierung den Vorsatz ausführt, den Don mit der Wolga zu verbinden. Um die Gefahren der Schifffahrt auf dem azowschen Meere zu vermindern,

wo jährlich gewöhnlich zehn bis zwölf Fahrzeuge verloren gehen, hat man einen Leuchtthurm auf dem Vorgebirge Bieloraskara, 150 Werste von Taganrock, errichtet, und fünf andere auf großen Schiffen erbaut, welche sich eben da befinden, wo dieses Meer am gefährlichsten ist. Wenn es Rußland gelingt, den Landhandel mit Indien und der Tartarey zur Ausführung zu bringen — ein Project, welches schon seit einigen Jahren mit vielem Eifer betrieben wird, und weßhalb man die verschiedenen Gesandtschaften an fast alle Staaten und Stämme des mittlern und inneren Asiens abgesendet hat, so wird die Wichtigkeit von Taganrock, selbst die von Venedig in frühern Zeiten übertreffen, denn es wird zu gleicher Zeit der Marktplatz des Orients und der nordischen Länder seyn.

Der Kaiser Alexander hat einen neuen Hafen zu Kertch erbauen lassen, einer kleinen Stadt, die sich am Fuße einer Hügelreihe befindet, deren höchster Punct noch heute den Nahmen Mithridatsstuhl trägt. Es ist nahe bey den Ruinen der alten Stadt Pantikapea, an der Meerenge von Yenikale. Man weiß, daß Pantikapea durch eine griechische Kolonie von Milet erbaut, nachher die Hauptstadt des europäischen Theils des Königreichs vom Bosphor wurde und daß der große Mithridat in ihr starb. — Dieser Hafen, welcher dem von Konstantinopel sehr ähnlich ist, besteht aus einem Meerbusen von vier englischen Meilen, und bildet eine Halbinsel, die mit der Krimm durch den Isthmus von Theodosia zusammenhängt. Eine Festung, am Fuße derselben man noch die Überreste eines alten Hafendammes erblickt, sondert den Hafen in zwey Becken. Von allen Seiten durch die Natur gegen Wind und Wellen beschützt, ist er zugleich außerordentlich geräumig, bequem und sicher. Die Schiffe können zu jeder Zeit ohne die geringste Gefahr ein- und auslaufen. Kertch befindet sich mit Yenikale, auf der andern Seite der Meerenge, nur unter einer Obrigkeit. Die Einwohner der Erstern, welche unter Katharinens Regierung sich hier niedergelassen haben, belaufen sich jetzt auf 4000 bis 5000. Jeder Schritt auf der Halbinsel von Kertch bietet den Forscher irgend ein Denkmahl der Industrie und des Handels der Griechen, der Venetianer und Genueser dar, welche nach und nach auf diesen Küsten sich niedergelassen hatten. Dank sey es der Entwickelung einer größern Unternehmungs-Sphäre, und dem fortschreitenden Studium der Verhältnisse, es wird auch für diese Gegenden eine neue und glänzendere Aussicht als jemahls sich eröffnen. Die Abneigung nd Unerfahrenheit der Tartaren in Betreff des Ackerbaus, sind bis jetzt allein schuld, die Umgebungen von Kertch noch nicht denselben lachenden Anblick gewähren, als die von Taganrock; aber wenn nur einige betriebsame Europäer sich hier niederließen, so würde ihre Mühe bald durch großen Gewinn belohnt werden, denn dieser Kanton ist einer der fruchtbarsten der ganzen Provinz. Die fetten Wiesen der Halbinsel nähren jetzt unzählbare Heerden von großem Hornvieh, Pferden, schwarzen und grauen Hammeln von Astrakan und Angola, deren Häute sehr geschätzt sind. Der Kaiser Alexander hat dem Hafen von Kertch dieselben Freyheiten und Privilegien zugestanden, als denen von Taganrock und Theodosia, woraus sich denn, so wie aus seiner Lage leicht schließen läßt, daß er sehr lebhaft und von großem Nutzen für den Trafik des schwarzen und azowschen Meeres werden wird.

K u n st.

Obgleich in dem Werke „Merkwürdigkeiten Wiens, 2 Theile (Wien bey Tendler und von Manstein) eine bedeutende Anzahl der öffentlichen und Privat-Kunstschätze in Kürze angezeigt worden ist; so blieb doch noch manche herrliche Sammlung unbekannt. Als Ergänzung zu dem obigen Werke und damit diese trefflichen Kunstschätze nicht noch länger der verdienten Öffentlichkeit entzogen bleiben, soll von Zeit zu Zeit in diesen der Literatur und Kunst gewidmeten Blättern eine kurze Anzeige dieser Sammlungen gemacht werden. — So besitzt, unter anderen, der Herr General Freyherr Sorriot de l'Höst (Tuchlauben im Schönbrunner-Hause Nr. 562) eine Öhlgemählde-Sammlung, bestehend in mehr als 160 Stück, worunter viele von den größten Meistern sind, als z. B. Michael Angelo Caravaggio, Morillos, Honthorst Carlo Maratti, Garofolo, Luca Giordano, Albano, Metzu, Mieris, C. Poussin, Asselyn, Lingelbach, H. Roos, Swaneveld, Lampi (Vater), Fugee, Lutherburg, Salvator Rosa, Teniers (beyde), Ostade, de Heusch, Cl. Lorrain, Breughel (beyde), Peter Laar, Saftleven, A. Cuyp, Poelemburg, Berkheyden, Van Maas, Begyn, Muscheron, Tullinbourg, Van Bent, Van Hock, Fyt, Schellinks, Schalch, Bourguignon, Gambarini, Rizzi, C. Netscher, Gobert Flink, Dietrich, Omeghang, Wutky, C. Molinaer, Momers, Dornstieth, Wythos, le Duc, Thilbourg rc. rc.

Die Ansicht dieser Kunstsammlung ist Kunstkennern und Künstlern wenn sie sich vorher wegen des Tages und der Stunde mit dem Herrn Besitzer einverstehen, gestattet.

Außer der Ansicht der herrlichen Sammlung wird Gebildeten noch ein anderer Hochgenuß gewährt. Der Herr General besitzt nähmlich noch das Original der von ihm in 30 Blättern zu 2' 6'' Breite und 1' 8'' Höhe verfaßten Carte générale orographique et hydrographique de l'Europe, welche ein sinnliches Bild des Zusammenhanges aller Höhenzüge oder Wasserscheiden auf unserem Erdtheile darstellet, wodurch die Größe und Form jedes Flußgebiethes ersichtlich wird.

Die reducirte Karte in 5 Blättern erschien 1817 bey Artaria in Wien, von der Meisterhand des Herrn Joseph List gestochen.

Das Ganze, gereicht durch das Sinnreiche der Ansicht, durch das Mühevolle in der Ausführung, durch die Genauigkeit der Darstellung, durch die Mannigfaltigkeit der dargebothenen Gesichtspuncte, den weiten Umfang der Nützlichkeit und durch die vereinten Vorzüge der Zeichnung und des Stiches unserer vaterländischen Literatur und Kunst zur Ehre. F. H. B.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 16. und Freytag den 18. Februar 1825.

(20 und 21)

Kundmachung.

Zu Folge der Kundmachung des Vereins der ersten österreichischen Spar-Casse vom 4. October 1824 wird am 12. Februar l. J. die Administration der allgemeinen Versorgungsanstalt für die Unterthanen des österreichischen Kaiserstaates, nach den, in einer eigenen Beylage gegenwärtigem Blatte angeschlossenen Statuten, in Wirksamkeit treten, und es werden am besagten festlichen Tage, — dem Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers und Königs, — sowohl bey der Administration der Versorgungsanstalt, als bey der Direction der ersten österreichischen Sparcasse im eignen Hause der Letztern, am Graben und Peter Nr. 572 die ersten Einlagen angenommen werden. — Sobald die Administration der Versorgungsanstalt die Verhandlungen mit allen Vermittlern in den Hauptstädten der Monarchie, welche mit gewohntem Edelsinn für alles Gemeinnützige sich bereits erbothen haben, nach §. 15. der Statuten, Einlagen anzunehmen, und die Dividenden ohne Abzug auszuzahlen, beendet haben wird, werden diese Menschenfreunde unverzüglich durch die öffentlichen Blätter bekannt gegeben werden.

In Folge Auftrags Sr. Exc. des Hrn. Hofkanzlers Grafen Goes.
R. v. Schönfeld.

Statuten und Reglement der mit der ersten österreichischen Spar-Casse vereinigten allgemeinen Versorgungs-Anstalt für die Unterthanen des österreichischen Kaiserstaates.

Einleitung.

Der Wunsch, sich oder seine Angehörigen für das vorgerückte Alter zu versorgen, und nach Verhältniß der Personen den ganzen Lebensunterhalt, oder doch einen Theil desselben, vollkommen zu sichern, muß in jedem rechtlich denkenden Staatsbürger entstehen, und eine Anstalt, welche den Genuß dieser glücklichen Lage auf die leichteste Art verschafft, ist ohne Zweifel unter die nützlichsten zu zählen.

Die Ausführung einer solchen Anstalt hat der Verein der ersten österreichischen Spar-Casse auf der Grundlage eines durch höchstes Hofdecret, dd. 1. May 1823, von Sr. kaiserl. königl. Majestät genehmigten Plans im Geiste des Spar-Casse-Reglements und Instruction, dd. 24. Jänner 1822, mit Vorwissen der hochlöblichen k. k. nieder-österreichischen Landesregierung, übernommen.

Das Wesentliche der Anstalt besteht darin, daß aus einzelnen Einlagen ein großes Stammvermögen zusammen gebracht, selbes mit größter Vorsicht und nach feststehenden Grundsätzen fruchtbringend benützt, und zugleich sowohl durch den Abgang der einzelnen Theilnehmer, als durch mehrere andere Zuflüsse allmählig zum Vortheile der Interessenten so vermehrt werde, daß jedem derselben aus einer ursprünglichen, sehr mäßigen Einlage, ein bedeutender Genuß erwachsen muß, welcher auf eine andere Weise mit solcher Sicherheit nicht wohl zu erzielen seyn dürfte.

Damit jedoch der Verein der ersten österreichischen Spar-Casse, der die Administration der allgemeinen Versorgungs-Anstalt nur des öffentlichen Wohles wegen übernimmt, den eigenen Fond keiner Gefährde aussetze, so erklärt derselbe, daß von der im §. 23. für die drey ältesten Classen V., VI. und VII. festgesetzten ursprünglichen Dividende an die Intressenten nur jener Betrag baar werde erfolgt werden, welcher bey jedesmahliger Vertheilung der Dividende aus dem Erwerbe des Institutes selbst vorhanden seyn wird, und im ungünstigsten Falle immer einem Zinsenfuße von fünf Prozent gleichkommen muß, dagegen der zur Vollmacht der ursprünglichen, den Zinsenfuß von fünf Prozent übersteigenden Dividende allenfalls noch abgängige übereistliche Betrag den Interessenten der vorbenannten ältern Classen in

so lange werde vorgemerkt werden, bis die hiezu erforderliche Baarschaft aus den verschiedenen Zuflüssen der Versorgungs-Anstalt gesammelt wird.

Denjenigen Intressenten jedoch, welche diesen Zeitpunct nicht abwarten könnten, oder nicht abwarten wollten, steht frey, sobald sie durch die jährlich zu erfolgende öffentliche Bekanntmachung in die Kenntniß gesetzt seyn werden, welcher Theil der ursprünglich festgesetzten Dividende den Intressenten der drey älteren Classen erfolgt, und welcher nur vorgemerkt werden wird, entweder den bereits liegenden Betrag sogleich zu erheben, oder nach drey Monathen (von Tage der dießfalls gegebenen schriftlichen Erklärung) ihre Einlage sammt 5 % Zinsen nach Abschlag der allenfallsigen Empfänge und gegen Zurückstellung ihrer Aufnahms-Urkunde (ihres Rentenscheines) zurück zu ziehen.

Die den Statuten angehängte Wahrscheinlichkeits-Berechnung dient zu Verdeutlichung des Plans.

Statuten. Erster Abschnitt. Einrichtung der Anstalt.

§. 1.

Jeder Staatsbürger der gesammten Erbländer Seiner Majestät des Kaisers und Königs, ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes, Standes und Wohnorts in den Erbländern, hat das Recht, an der Anstalt Theil zu nehmen. Österreichische Unterthanen, welche sich nur auf Zeit im Auslande aufhalten, sind von dem Eintritte nicht ausgeschlossen; dagegen konnen aber moralische Personen, Communitäten jeder Art, nicht daran Theil nehmen.

§. 2.

Man tritt in die Gesellschaft mittelst der Einlage von zweyhundert Gulden Conventions-Silbermünze, zwanzig Gulden eine feine kollnische Mark. Über diese Einlage wird ein Renteuschein ausgestellt, dessen Erwerbung das Recht auf den jährlich davon abfallenden Gewinn oder die Dividende gibt.

§. 3.

Jedermann steht es frey, diese Einlage so vielmahl zu machen, als er will, und darüber einzelne Rentenscheine, oder einen gemeinschaftlichen, zu verlangen.

§. 4.

Um den Vortheil dieser Anstalt der möglich größten Zahl von Theilnehmern zuzuwenden, wird auch gestattet, theilweise einzulegen; jedoch fängt der Anspruch auf den Bezug der Dividende erst an, wenn die Einlage vollständig geleistet ist.

§. 5.

Die Theilnehmer, welche in einem und demselben Jahre, und zwar vom ersten Hornung bis zum ersten December die ganze Einlage, oder die erste theilweise Einlage machen, bilden eine besondere Jahresgesellschaft.

§. 6.

Die Theilnehmer jeder Jahresgesellschaft werden wieder und zwar nach Verschiedenheit des Alters, welches sie mit dem letzten December des Eintrittsjahres erreicht haben werden, in sieben Classen abgetheilt, nach folgendem Schema:

Vom 1. bis inclus.	10.	Jahre	geht	die	Classe	I.
„ 10. „	„	20.	„	„	„	II.
„ 20. „	„	35.	„	„	„	III.
„ 35. „	„	50.	„	„	„	IV.
„ 50. „	„	60.	„	„	„	V.
„ 60. „	„	65.	„	„	„	VI.
„ 65. und darüber			„	„	„	VII.

§. 7.

Die Einlagen können zwar (§. 4.) theilweise geleistet werden, jedoch wird festgesetzt, daß in jeder Jahresgesellschaft die Intressenten der 1., 2., 3., 4. und 5. Classe wenigstens zehn Gulden, jene der 6. wenigstens 50 Gulden, und jene der 7. wenigstens einhundert Gulden als ursprüngliche Angabe auf einen Rentenschein erlegen müssen.

§. 8.

Fände Jemand bequem auch theilweise Nachträge zu leisten, um die Vollständigkeit der Einlage früher zu erreichen, so würden auch diese, nie aber ein minderer Betrag, als zwey Gulden angenommen werden.

§. 9.

So, wie man (§. 3) mehrere vollständige Einlagen machen kann, so kann man auch mehrere unvollständige Einlagen machen; die Zahl derselben ist jedoch beschränkt, und es können in einer und derselben Jahresgesellschaft, von einem Gesellschafter in der siebenten Classe nicht mehr als fünf, in der sechsten nicht mehr als zehn, in der fünften nicht mehr als fünfzehn, in der vierten nicht mehr als zwanzig, in der dritten nicht mehr als fünf und zwanzig, in der zweyten nicht mehr als dreyßig, und in der ersten nicht mehr als fünf und dreyßig unvollständige Einlagen angenommen werden.

§. 10.

Obschon erst die vollständige Berichtigung der Einlage den Anspruch auf dem Bezug der vollen Dividende gibt; so fällt doch schon von jeder theilweisen Einlage eine theilweise Dividende ab, und dem Gesellschafter, welcher eine unvollständige Einlage gemacht hat, wird daher die Ergänzung der Einlage dadurch erleichtert, daß ihm die bereits erworbene jedesmahlige theilweise Dividende zur Einlage geschrieben wird.

§. 11.

Da die Berechnung durchaus in runden Zahlen geschieht

so entsteht jährlich aus den Bruchtheilen von Kreuzern, die sich sowohl bey den vollen und theilweisen Dividenden, als den Einlagsnachzahlungen ergeben, eine Summe, welche den Gesellschaftern weder hinausbezahlt, noch zugeschrieben wird. — Diese Summe wird jährlich zur Ergänzung der unvollständigen Einlagen nach Entscheidung des Loses verwendet werden, und zwar dergestalt, daß mit der ersten Jahresgesellschaft, und zwar mit der siebenten Classe angefangen, wann alle Einlagen dieser Classe vollständig sind, zur sechsten, und so fort bis zur ersten Classe fortgeschritten, sodann zur zweyten Jahresgesellschaft nach der Classenreihe weiter gegangen, und so durch alle Jahresgesellschaften fortgefahren wird.

§. 12.

Da ferner auch die theilweisen Einlagen nur nach runden Zahlen in die theilweise Dividende einrücken, so entstehen auch durch die jährlichen Zuschreibungen auf den Folien dieser Gesellschafter Capitalien, deren Zinsen Niemanden bestimmt zugewiesen sind. Auch diese Zinsen werden jährlich zur Ergänzung der unvollständigen Einlagen jener Jahresgesellschaft und Classe, in welcher sie entstanden sind, nach Entscheidung des Loses verwendet.

§. 13.

Da sich endlich in dem weiter unten §. 60 vorkommenden Falle durch den Ankauf von öffentlichen Fonds-Obligationen ein Rabatt ergeben kann, so wird auch dieser Gewinn zur Ergänzung der unvollständigen Einlagen nach Maßgabe des §. 11. verwendet.

§. 14.

So, wie man mehrere vollständige Einlagen in einer Jahresgesellschaft machen kann, so kann man auch auf die eine oder andere Weise in verschiedene Jahresgesellschaften treten. In jeder Jahresgesellschaft wird der Gesellschafter betrachtet, als ob er nur in dieser wäre, und auf seine anderen Verhältnisse in anderen Jahresgesellschaften nicht die mindeste Rücksicht genommen.

§. 15.

Damit die Einlagen auch in andern Provinzen gemacht und die Dividende dort bezogen werden können, wird die Anstalt in den Hauptstädten aller Provinzen entweder Handelshäuser, oder Geschäftsstuben nahmhaft machen, welche als Vermittler, und ohne einen Abzug von der Dividende, die Einlage annehmen, und die Dividende bezahlen.

§. 16.

Erst dann, wenn eine Einlage vollständig ist, wird der Rentenschein nach dem Formular A ausgefertigt, welcher das Jahr der Einlage, die Classe, die Summe der Einlage, den Vor- und Zunahmen des Einlegers enthält.

§. 17.

Wenn theilweise eingelegt wird, erhält der Einleger einen Interimsschein nach dem Formulare B, auf welchem, auf Verlangen, jeder folgende Ergänzungsnachtrag angemerkt wird.

§. 18.

Wann die ursprünglich theilweise Einlage vollständig ist, wird der Interimsschein gegen den Rentenschein ausgewechselt, in welchem die Tage der erfolgten theilweisen Einlage, und die von dem Einleger baar eingelegten Beträge werden ersichtlich gemacht werden.

§. 19.

Wer in diese Gesellschaft eintreten will, hat seinen Vor- und Zunahmen, den Tag und Ort der Geburt, und die Einlage zu verzeichnen, und sein Alter durch Beybringung des Tauf- und Geburtsscheines, oder bey Unmöglichkeit dieser Beybringung auf eine sonst gesetzliche Art zu beweisen.

§. 20.

Personen, welche im Auslande geboren sind, haben auch ein Zeugniß der Ortsobrigkeit über die erhaltene Staatsbürgerschaft beyzubringen.

§. 21.

Zugleich mit der Einrichtung dieser Erklärung wird der Betrag gegen einen Casseschein erlegt. — Nach einigen Tagen wird der Rentenschein, oder bey unvollständigen Einlagen der Interimsschein ausgefertigt.

§. 22.

Man kann auch für andere Personen einlegen, welche zur Theilnahme an dieser Gesellschaft geeignet sind. — Diese Einlage für eine andere Person muß nach Maßgabe der §§. 19 und 20 gemacht werden, und die Person, für welche eingelegt wird, wird dann betrachtet, als ob sie selbst eingelegt hätte.

§. 23.

Die ursprüngliche Dividende, welche allmählig höher steigt, und jedem Gesellschafter jährlich nebst dem Zuwachse zufällt, ist nach den Classen der Jahresgesellschaften (§. 6) verschieden, und sie beträgt von jeder vollständigen Einlage pr. 200 fl. Conv. Münze

in der Classe in Conv. Münze	fl.	kr.
I. „ „ „	8	—
II. „ „ „	8	30
III. „ „ „	9	—
IV. „ „ „	9	30
V. „ „ „	11	—
VI. „ „ „	12	—
VII. „ „ „	13	—

§. 24.

Die ursprüngliche Dividende könnte und müßte nur dann geändert werden, wenn jemahls durch die Staatsverwaltung über den allgemeinen Zinsenfuß etwas anders, als dermahls besteht, verordnet werden, oder derselbe, auf welche Art immer, eine Herabsetzung erleiden sollte.

§. 25.

Um große Unbequemlichkeiten der Berechnung zu vermeiden, werden die Dividenden immer nach runden Zahlen berechnet. Wer daher z. B. zehn Gulden eingelegt hat, behält die dafür ausfallende Dividende so lange, bis seine Einlage durch Zuschreibung der theilweisen Dividenden, oder durch Nachzahlung, zwanzig Gulden erreicht hat, u. s. w. — Die Zinsen des die runden Summen übersteigenden Betrages der unvollständigen Einlagen werden aber nach Maßgabe des §. 12 zur Ergänzung unvollständiger Einlagen verwendet.

§. 26.

Alle Beträge, welche den unvollständigen Einlagen allmählich zuwachsen, werden als ein, zu fünf Prozent verzinsliches Capital dem Stammvermögen jener Jahresgesellschaft, und zwar jener Classe derselben, in welche die Einlagen gemacht worden sind, zugeschrieben, ohne auf die Dividende, welche diese Classe an und für sich zu genießen hat, Rücksicht zu nehmen.

§. 27.

Wenn ein Gesellschafter abgeht, das ist, entweder stirbt oder nach den Statuten als todt betrachtet wird, können seine Erben zweyerley Beträge ansprechen; erstens den Betrag, welchen er ganz oder theilweise erlegt hat, jedoch nach Abzug der Summe, welche er aus der Anstalt bereits bezogen haben dürfte; zweytens, und zwar auf jeden Fall die Dividende des Jahres, in welchem er abgegangen ist.

§. 28.

Der Überrest, welcher sich auf dem Folium der Abgegangenen zeigt, wird zu Gunsten der Anstalt eingezogen, und zwar dergestalt, daß zehn Prozente der Administration als Ersatz für Zuschüsse und Regiekosten, neunzig Prozente aber den Mitgliedern seiner Classe seiner Jahresgesellschaft zugeschrieben werden.

§. 29.

Die Erben sind indeß nicht berechtiget, eine zergliederte Rechnung zu verlangen, sondern sie sind verbunden, sich mit dem Rechnungs-Resultate, welches von zwey Administratoren, oder deren Stellvertretern, und dem Hauptbuchhalter gefertigt ist, zu begnügen.

§. 30.

Wenn der Besitzer eines Rentenscheines durch ein ganzes Jahr nach der öffentlichen Kundmachung, daß die Dividenden zu erheben seyen, die ihm zugefallene Dividende nicht erhebt, wird er nahmentlich, mit Bemerkung seines Geburtsortes und der Nummer seines Rentenscheines, auf neue sechs Monathe vorgeladen, seine Dividende so gewiß zu erheben; wie im widrigen Falle er für todt gehalten werden würde; wenn er sich aber auch in diesem Zeitraume nicht anmeldet, dann wird er für todt geachtet, und nach Maßgabe des §. 27 vorgegangen. Hätte er aber während dem Laufe dieser Termine selbst, oder durch eine andere Person, der Administration die Anzeige von seinem Leben und das Ansuchen gemacht, die Dividende für ihn zu verwahren, dann würde seinem Ansuchen willfahren werden. Da es aber doch möglich wäre, daß ein Gesellschafter nach der Hand mit rechten Gründen darthun könnte, daß es ihm schlechterdings unmöglich gewesen sey, die Dividende in der vorgeschriebenen Zeit zu erheben, und selbst, oder durch eine andere Person, die Anzeige von der Unmöglichkeit dieser Erhebung zu machen, könnte er sich mit seinem Gesuche an die Administration des Institutes wenden, welche dasselbe jedoch dem Ausschusse des Vereins, als dem Repräsentanten der Gesellschaft, vorzulegen hätte, von dessen Entscheidung, durch Stimmenmehrheit, die Bewilligung allein abhängt.

§. 31.

Wenn ein Mitglied gestorben ist, oder statutenmäßig für todt gehalten wird, müssen die Erben desselben denjenigen Betrag, welcher ihnen hinaus zu zahlen ist, binnen der gesetzlichen Verjährungszeit erheben, oder die Abforderung desselben durch die Verlassenschaftsbehörde veranlassen. Bis dahin bleibt dieser Betrag, zu fünf Prozent anliegend, in den Händen des Instituts, und die hiervon abfallenden Zinsen werden jährlich jener Summe zugeschlagen, welche überhaupt nach §. 11 zur Ergänzung unvollständiger Einlagen verwendet wird. Haben sich aber binnen der gesetzlichen Verjährungszeit die Erben nicht gemeldet, so wird auch der Capitalsbetrag auf gleiche Weise zur Ergänzung unvollständiger Einlagen gewidmet.

§. 32.

Wenn eine ganze Classe einer Jahresgesellschaft ausstirbt, so zieht die Administration zehn Prozent der Dividende der letzten Gesellschafter ein, und neunzig Prozente derselben fallen den übrigen Classen dieser Jahresgesellschaft dergestalt zu, daß 45 Prozente jener Classe, in welcher sich die ältesten Gesellschafter befinden, zugeschrieben, die andern 45 Prozente aber zu gleichen Theilen unter die übrigen Classen derselben Jahresgesellschaft vertheilet werden.

§. 33.

Wenn eine ganze Jahresgesellschaft ausstirbt, dann bezieht die Administration ebenfalls zehn Prozente der Dividenden der letzten Gesellschafter, und neunzig Prozente werden allen damahls bestehenden Jahresgesellschaften zu gleichen Theilen, und zwar in jeder derselben jener Classe zugeschrieben, in welcher sich die ältesten Mitglieder befinden.

§. 34.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich deutlich, daß die Dividenden der Gesellschafter durch die verschiedenen Zuflüsse allmählich immer erhöht werden müssen; indessen darf doch die Rente eines einzelnen Gesellschafters nicht so unverhältnißmäßig steigen, daß dadurch die Mehrzahl gefährdet würde, und es wird daher festgesetzt, daß die Dividende eines einzelnen Rentenscheines nicht höher als auf jährliche fünfhundert Gulden Conventionsmünze steigen dürfe.

§. 35.

Sollte jedoch ein Gesellschafter mehrere Rentenscheine erworben haben, so kann er ungehindert mit jedem dieser Rentenscheine insbesondere, und ohne eine Beschränkung, eine Dividende von jährlichen fünfhundert Gulden Conventionsmünze erlangen.

§. 36.

Wenn nun der Fall einträte, daß sämmtliche Rentenscheine einer Classe die Dividende von jährlichen 500 Gulden erreicht hätten, und ein Gesellschafter dieser Classe abginge, dann würde mit dem Übermaße des Stammvermögens dieser Classe, welches durch den Abgang eines Gesellschafters entsteht, folgender Maßen verfahren werden. Die Administration würde zehn Prozente der Dividende des ausgetretenen Gesellschafters beziehen, 45 Prozente würden derjenigen Classe dieser Jahresgesellschaft, in welcher sich die ältesten Mitglieder befinden, zugewiesen, die übrigen 45 Prozente aber zu gleichen Theilen unter die übrigen Classen derselben Jahresgesellschaft vertheilt werden.

§. 37.

Sollten aber sämmtliche Rentenscheine einer ganzen Jahresgesellschaft die Dividende von 500 Gulden erreicht haben, und ein Mitglied abgehen, so würde mit dem hierdurch entstandenen Übermaße des Stammvermögens dieser Jahresgesellschaft folgender Maßen verfahren werden. Die Administration würde gleichfalls zehn Prozente der Dividenden der abgegangenen Gesellschafter beziehen, und die übrigen neunzig Prozente würden allen damahls bestehenden Jahresgesellschaften zu gleichen Theilen, und zwar in jeder derselben derjenigen Classe zugeschrieben, in welcher sich die ältesten Mitglieder befinden.

§. 38.

Stehen Eigenthümer für ihre Person unter Vormundschaft oder Curatel, so wird die Dividende nur den sich legitimirenden Vormündern oder Curatoren ausbezahlt, welche daher in Zeiten die Administration schriftlich von der Unfähigkeit ihrer Pflegebefohlenen, ihr Vermögen selbst zu verwalten, zu unterrichten haben.

§. 39.

Wenn Jemand fremdes Gut, oder eigenes, worüber er zu disponiren gesetzlich nicht fähig ist, in die Anstalt einlegt, ist nach Vorschrift der Gesetze zu verfahren.

§. 40.

Wenn ein Gesellschafter mit Bewilligung aus der Österreichischen Monarchie auswandert, so ist selber ohne fernerem Antheile an der Anstalt, gegen Zurückstellung der in Händen habenden Urkunden mit seinem Guthaben (§. 27) abzufertigen, und hat sich wie ein Erbe (§. 29) mit dem Rechnungsresultat zu begnügen.

§. 14.

Nach dem Schlusse eines jeden Jahres wird öffentlich kund gemacht:

a) wie hoch sich die Dividende jeder Classe in jeder Jahresgesellschaft belaufe;
b) welche unvollständige Einlagen ergänzt worden seyn, damit die erworbenen Rentenscheine ausgefertiget werden können;
c) wann die Dividende zu erheben sey;
d) welche Gesellschafter allenfalls nach Maßgabe des §. 30 für todt geachtet werden;
e) das Resultat der Verwaltung.

§. 42.

Die Dividende wird nur gegen Vorzeigung des Rentenscheines ausbezahlt, und da die Administration wesentlich nothwendig die volle Überzeugung vom Leben der Gesellschafter haben muß; so wird auch unerläßlich bedungen, daß bey jeder Behebung der Dividende, eine Lebensbestätigung beygebracht werde, welche von der Ortsobrigkeit, unter welcher der Gesellschafter wohnt, oder einer vorgesetzten öffentlichen Behörde ausgestellt seyn muß.

§. 43.

In Verlust gerathene Renten-, Interims-Casscheine werden nur nach erwirkter Amortisirung, gegen eine kleine Schreibgebühr durch neue ersetzt. Verletzte werden nur dann ersetzt, wenn über die Echtheit kein Zweifel seyn kann, sonst müßten auch diese amortisirt werden.

§. 44.

Sollte diese Anstalt in Berücksichtigung ihres großen und dauerhaften Nutzens durch Schenkungen unter Lebenden

Erbschaften und Vermächtnisse, besondere Zuflüsse erhalten so würde der bestimmt ausgedrückte Wille des Gebers gewissenhaft erfüllt werden.

§. 45.

Erhält der Betrag die allgemeine Bestimmung, zur Ergänzung der unvollständigen Einlagen verwendet zu werden; so wird damit, und zwar mit dem Capitale selbst, oder nur mit den Zinsen, je nachdem der Geber sich ausgedrückt haben wird, nach Maßgabe des §. 11 verfahren.

§. 46.

Wenn ein Betrag, ohne nähere Bestimmung, einer ganzen Jahresgesellschaft gewidmet wird; so wird er derjenigen Classe derselben zugeschrieben, in welcher sich die ältesten Gesellschafter befinden; wenn er aber einer bestimmten Classe, einer bestimmten Jahresgesellschaft gewidmet wird, so wird er dem Capitale dieser Classe zugeschrieben. Wird aber ein Capital zum Vortheile der ganzen Anstalt gewidmet, so wird es allen damahls bestehenden Jahresgesellschaften und zwar in jeder derselben jener Classe, in welcher sich die ältesten Mitglieder befinden, zu gleichen Theilen als Stammvermögen zugeschrieben.

(Der Beschluß folgt.)

Kaiser Ludwigs Tod.

Von mehreren Seiten gewaltig bedrängt, wurde Kaiser Ludwig, Herzog in Bayern und Pfalzgraf im Rhein, am 11. October 1347 vom Tode überrascht; indem er bey München auf einer Bärenjagd vom Pferde fiel, und in den Armen seiner Diener entschlief. Mit Blitzeseile hatte die schauerliche Kunde hiervon, ringsum sich verbreitet. Auch K. Carl der IV. erhielt sie bald. Nach Lupazens Angabe, soll dieß kurz vor seinem Einbruche zu Tachau! geschehen seyn. Pubitschka und Mehser sagten: daß K. Carl jene Nachricht nach seinem Einzuge in Bayern bekommen habe! Pelzel meldete (mit Berufung auf den Benessius Dolneri pag. 32) am richtigsten, daß er sie zu Taus erhielt; — womit auch die neuesten und gelungensten Beleuchtungen der Geschichte jener Zeit, vollkommen übereinstimmen. — Wie wichtig sie für ihn gewesen, geht aus den wechselseitigen Verhältnißen jener beyden Herrscher von selbst hervor *). In dieser Hinsicht muß es interessant seyn, den Inhalt jener Urkunde kennen zu lernen, mittelst welcher K. Carl selbst, dieß unerwartete Ereigniß den Vorstehern der Stadt Prag berichtete: wenn gleich der Einsender vermuthet, daß er sie seinem Notar nicht wörtlich in die Feder dictirt haben mag, und daß ihre einzelnen Ausdrücke somit mehr ein Werk des Letzteren als des Ersteren seyn dürften. Sie lautet:

*) S. Österreich unter H. Albrecht dem Lahmen. Von H. Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Linz 1819. S. 244 und 245.

Carolus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus, et Bohemiae Rex: fidelibus nostris dilectis; Judici, Juratis, et toti communitati civitatis nostrae Pragensis; gratiam nostram cum letitia magna.

Vestram fidelitatem non lateat: quod gressus nostros, ut nostis, cum exercitu militiae nostrae, versus terras hostium et nobis rebellium, Christo duce dirigentibus, nuntii quam plurimi nobis occurrerunt, nuntiantes mortem Dei indignatione plenam Ludwici de Bawaria, qui quondam se Romanorum pro imperatore gerebat. Tandem nobis in Thust applicantibus, per fideles nostros, viros utique fide dignos, qui ibidem personaliter affuerunt et viderunt; non rumor, sed rei veritas, auribus nostrae majestatis insonuit; quod praefatus Ludvicus de equo, cui insederat, de sella corruens, fractis cruribus exspiravit. (Welche Ausdrücke wohl mehr auf einen tödtlichen Sturz vom Pferde, als auf einen Schlagfluß hinzudeuten scheinen; während der von einigen Schriftstellern geäußerten Vermuthung einer Vergiftung, hier auch nicht einmahl auf die leiseste Weise gedacht wird.) Igitur Dominum Deum nostrum et sanctos nostros patronos, una nobiscum cum magna gratiarum actione magnificetis, qui nostrae majestatis devotionem et vestram propitius respexit — — (vielleicht orationem) sperantes de ipsius exuberanti misericordia, qui caput rebellionis et hostilitatis concussit, membra ipsius indubitanter sua incircumscripta potentia domabit. Gloriose enim honorificatus est: equum et assessorem projecit in mare. Cujus ergo protecti adjutorio, iter inchoatum cum fidelibus nostris universis sumus prosecuti. Datum nostro sub anno. (sic)

E cod. membr. sec. XIV. olim Abbatiae Aulorегensis: nunc Abbatiae Osecensis in Bohemia. Num. 37.

Meister Wenzel Gai.

Obschon das bekannte, durch Erfahrung leider! nur zu sehr bewährte Sprichwort: Pluribus intentus minor est ad singula sensus, — manches historische Gebrechen, wenigstens gewissermaßen, zu entschuldigen vermag; so bleibt es dennoch unverzeihlich, auch bey solchen Gegenständen,

die im Wohnorte des Verfassers sich befinden, bloß auf die Angaben Anderer sich zu stützen, und selbe ohne persönliche Prüfung und Sachkenntniß, nach jenen Quellen sofort öffentlich zu besprechen. Dadurch mußte im Bereiche der vaterländischen Geschichte und jedes einzelnen Zweiges derselben, ganz unvermeidlich jene reiche Saat von Irrthümern entstehen, welche, sobald Leichtsinn oder Unwissenheit sie gezeugt hatten, äußerst üppig wucherten; leicht und häufig sich fortpflanzten; und vorzugsweise in den, ihrem Umfange nach, größeren literärischen Producten der Vorzeit und Gegenwart, heimisch geworden sind.

Einen der auffallendsten Belege hierzu, liefert der vom H. Jaroslaus Schaller vor etwa 32 Jahren ganz widerrechtlich ins Leben gerufene, vom H. Gottfried Johann Dlabacz vor 8 Jahren für ebenbürtig erkannte, wie auch von Beyden gegen die handgreifliche Angabe seines Geburtsbriefes, dem XV. Jahrhunderte zugeschriebene böhmische Metalloplaste, Meister Wenzel Gai. Über denselben ist im Künstlerlexikon für Böhmen, 1. Th. S. 439 zu lesen: „Gai, Meister Wenzel; ein sehr geschickter Gießer in Prag, 1402, wo er für die Trinitätskirche in Podskal — unter dem Stifte Emaus — den zinnernen Taufbrunn mit der Aufschrift verfertiget hatte: 1402 me fecit Magr. Wenceslaus Gai. S. Schallers Beschr. der k. Neustadt Prag. B. 4. S. 68." — Hier aber hieß es: „Man trifft daselbst einen zinnernen Taufbrunnen an mit der Aufschrift: 1402 me fecit Magr. Wenceslaus Gai."

Zum Gewinne der Kritik ist jener Taufkessel daselbst noch immer vorhanden. Jedoch lautet die an seinem oberen Rande ringsum angebrachte Inschrift, nach genauer Prüfung auf folgende Art:

Anno † Domini † M † CCCCC † secundo † hoc † fecit † Magister † Wenceslaus † † Qui † crediderit † et † baptisatus † fuerit † salwus † erit. †

Bloß bey den Worten hoc — crediderit — und erit —, sind einige Buchstaben durch die später, nähmlich nach dem Guße der Schrift, als Handhaben angebrachten drey Köpfe gedeckt. Im Worte Qui gleicht das Q dem G der großen deutschen Druckschrift; während das u hier umgekehrt d. i. wie ein a erscheint. Wodurch Schallers Referent veranlaßt wurde, statt Qui hier Gai zu lesen: wenn gleich das demselben unmittelbar vorstehende doppelte Abtheilungszeichen, wie selbst auch der Sinn des nachstehenden Satzes ihn darauf hätte aufmerksam machen sollen, daß dieß Wort nicht zum vorhergehenden, sondern zum folgenden gehört. Schaller und Dlabacz aber sahen diese Schrift nie, weil sie sonst das dem C. im Worte crediderit ganz ähnliche Verzierte C. nach M. bemerkend, in Bestimmung der Zeit nicht um 100 Jahre weniger angegeben, den Inhalt nicht als Bruchstück, sondern ganz geliefert hätten, und durch die Worte crediderit u. s. w. belehrt worden wären, daß hier anstatt Gai, nothwendigerweise Qui gelesen werden müsse. Aus welchen Prämissen, folgende Resultate sich ergeben:

A. Daß es nie einen böhmischen Zinngießer, Meister Wenzel Gai, gegeben; und daß derselbe folglich im erwähnten Künstlerlexikon unerläßlich gelöscht werden müsse, weil er bloß aus dem an jenem Taufkessel irrig gelesenen Worte Qui entstand.

B. Daß jener Taufkessel nicht dem XV., sondern erst dem XVI. Jahrhunderte angehöre, und folglich einem Meister Wenzel des letzteren zuzuschreiben sey: wenn nicht etwa der Meister Wenceslaus Glattovinus, (der im Jahre 1528 den Launer Taufkessel verfertigte,) hier sich blos Magister Wenceslaus nannte.

Anmerkung. Ähnliche Berichtigungen solcher Versehen, — deren in den beyden genannten Schriften wohl recht viele vorkommen — würden der Redaktion dieser Blätter um so willkommner seyn, je mehr sie seit einiger Zeit, Böhmen zum Gegenstande ihrer dießfälligen Abhandlungen sich erwählte, je wichtiger jene Werke selbst, als Erstlinge dieser Art, für Böhmen sind und jemehr Jedermann davon überzeugt ist, es sey, um bessere Gebilde schaffen zu können, dringend erforderlich, die bereits bestehende vorläufig zu vervollkommnen. —

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung).

3. Sehr merkwürdig ist das Volk, welches die Ufer des Magdalena-Flusses bewohnt; um so merkwürdiger, weil es in einzelne Familien zusammengezogen lebt und alle Arten von gesellschaftlichen Verbindungen zu meiden scheint. Alte Bogas, welche, des Reisens auf den Strömen müde ihren Kindern die Frucht ihrer mühsamen Arbeit hinterlassen möchten, Freygelassene, Deserteurs, allen Racen oder viel mehr allen Farben angehörig, haben sich an den ungesunden Ufern jenes Flusses niedergelassen. Obgleich sie von einander isolirt leben, so haben sie sich doch in so weit nicht gänzlich von aller menschlichen Gesellschaft losgesagt, als oftmahls die Fahrzeuge (Champans) und Pirogen bey ihren Wohnungen landen, und sie hierdurch Mittel und Weg finden, den Überfluß ihrer eingesammelten Producte abzusetzen: sie müs-

sen aber für einen Piaster eine solche Anzahl Pisangfrüchte hergeben, daß sie, selbst bey einem beträchtlichen Reichthume an Vegetabilien, nicht einmahl Geld genug bekommen können, um sich Kleider anzuschaffen. Alle diese Menschen sind demnach sehr arm und unglücklich; denn von den zehn Plagen des alten Ägyptens lasten nicht weniger als fünf auf ihnen: verdorbenes Wasser, Eiterbeulen, allerley kriechende Thiere, große Fliegen und der Tod der Erstgeburten. In der That lassen die Kinder sich kümmerlich groß ziehen. Wenn indeß die Natur die Luft, welche der Uferbewohner des Magdalenen-Flusses einathmet, nebst den Freuden, die ihm bescheert sind, verpestet und die Gegenden, wo er sich aufhält, mit giftigen Thieren bevölkert hat, so hat sie hinwieder überall wohlthätige Pflanzen wachsen lassen, deren Kraft ihm recht wohl bekannt ist und die, wenn sie ihn auch nicht von Grund aus zu heilen vermögen, immerhin ihm seine Noth erleichtern. Die einsiedlerischen Familien, welche die Magdalena-Ufer bevölkern, bestehen gemeiniglich aus einem Hausvater, seinem Weibe und zwey bis drey Kindern. Greise gibt es wenige unter ihnen. Mit den auf diesen Menschen lastenden, allen gemischten Racen zwischen den Wendekreisen gemeinen Übeln lebt man nicht lange. Die Wohnhäuser dieser Uferbewohner sind aus Schilf- und Bambusrohr zusammengesetzt. Gewöhnlich stehen sie mitten in dichten Gebüschen, wo man sich begnügt hat, einen beengten Raum zum Anpflanzen von Pisangs, Zuckerrohr, Cacao- und Melonenbäumen, Piment und Blumen, zum Behufe des weiblichen Kopfputzes, zu lichten. Das Geholz, welches solch ein Wohnhaus umgibt, ist kein unentwirrbares Labyrinth. Es enthält vielmehr eine Menge von Fußpfaden, deren Windungen der Eigenthümer allein kennt. Hier durch geht er, um die eben noch um seine Wohnung streifenden Thiere in ihren fernen Schlupfwinkeln aufzusuchen; dort führt ihn ein Weg zu seiner auf jeden Fall außer dem Bereiche der Überschwemmungen angelegten Maispflanzung; an einem andern Platze tieft er seine Piroge aus, und schneidet die Balken seiner Hütte zurecht, die er allein dann einzig mit Hülfe von Walzen nach den Ufern des Flusses hinfördert. In seinem Stalle treiben sich ein Dutzend Hennen herum. Er schätzt sich glücklich, wenn er seinen Viehstand mit einer Kuh oder wenigstens mit einem Schweine vermehren kann. Hierzu ist er aber selten reich genug und lebt daher meist nur von Pisangfrüchten, Fischen und etwas Wildpret. Zwey oder drey Jagdhunde und Katzen verzehren die Überreste seines frugalen Mahles. Gewöhnlich besitzt er auch Pfeile, Netze, einen Zylinder, um den Guarapo, einen gegohrnen Zuckersyrup, zu verfertigen, einen Werkstuhl, um Matten zu flechten, und Schalen von Schildkröten, deren eine Seite als Schüssel, die andere als Stuhl dienen muß. Zu seinem Hausgeräthe gehören ferner Kürbisflaschen, eine Axt, ein Säbel und irdene Kochtöpfe. Er kann für vorsichtig und haushälterisch gelten, wenn er einige Stücke geräuchertes Fleisch und einige Körbe mit Mais im Vorrathe hat. Der Bewohner des Magdalena-Ufers führt folglich kein müßiges Leben; da er allein ist, so muß er ohne irgend eine Hülfe in eigener Person für Alles sorgen; er muß Baumeister, Jäger, Fischer und geschickter Handwerksmann zugleich seyn. Bald ist er im Walde, einen Jaguar verfolgend, der ihm einen kostbaren Hund weggestohlen hat; bald treibt er sich, mit seinen Pfeilen auf einen Fang lauernd, oder seine Netze auswerfend, auf dem Flusse herum und ist sonach nie unthätig. Vollends aber, wenn der austretende Fluß seine Grundstücke unter Wasser setzt, sieht man ihn seine Piroge an die Bäume seines Gartens befestigen, seine Familie in dieselbe einsetzen und sie dann über die Fußpfade, die ihm noch vor wenigen Tagen zur Hirschjagd dienten, hinweg nach seinem Maisfelde führen, wo er in aller Eile einen Ajoupa errichtet, um sie gegen die gewaltigen Regengüsse sicher zu stellen. Nicht immer ist es der Mann allein, welcher die Bürde des Haushaltes und seiner Arbeiten zu tragen hat! auch die Frau übernimmt nicht selten einen Theil davon. Sie arbeitet auf dem Felde, rüstet die Mahlzeiten, begleitet ihren Mann auf den Fischfang und hält dabey das Steuerruder. Durch trübselige Ereignisse werden die Gemüther dieser unglücklichen Wesen zum öftern mit Muthlosigkeit erfüllt. Ein Vater unterliegt einem langwierigen Siechthume, ein Kind den Anfechtungen der frühesten Jugendjahre; ein hitziges Fieber rafft die Gattinn dahin und auf den Hausvater fällt, zu allem andern Ungemach seines elenden Lebens, auch noch die Last des Leichenbegängnisses. Indeß kann er ohne eine Gefährtinn nicht leben. Kaum daß er einige Monathe in der Trauer des Witwerstandes verbracht hat, so besteigt er seine Piroge und fährt den Fluß hinab, um in irgend einem Weiler einer zweyten Frau, zwar der Entbehrungen und Mühsale genug, aber ein ungetheiltes Herz anzubiethen....

(Die Fortsetzung folgt).

K u n st.

Original-Zeichnungen von J. H. Roos, lithographirt von Professor J. Schindler 4 Blätter in quer Folio, jedes zu 24 kr. C. M.

Diese Originalzeichnungen befinden sich in der fürstlich Esterhazyschen Kunstsammlung und sind noch nicht copirt erschienen. — Herr Professor Schindler hat die Genehmigung, dieselben in Stein zu zeichnen und wird die noch vorhandenen 4 Blätter nachliefern. — Es wäre hier überflüssig zu loben, indem der Meister als gediegen anerkannt, so wie die Hand des Copisten bewährt genug ist, um nur Vorzügliches erwarten zu dürfen. Da die Originalzeichnungen eigentlich Skizzen zu nennen, so ist in der Copie, der Geist des Originals durch mehrere Ausführung bestimmter geworden und wir können solche mit Recht als fertige Zeichnungen des berühmten Heinrich Roos genießen.

Auf allen diesen Blättern zeigen sich anmuthige Gruppen ländlicher Figuren und Thiere, meist im Vorgrunde charakteristisch gebildet und theils in liebliche, theils ernste Landschaften gehüllt, an denen sich der Beschauer — obgleich sie nur Umgebung (Nebensache) nicht minder ergötzen kann.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 21. Februar 1825.

Blick auf die Wienerbühnen.

X.

Referent hat nun geraume Zeit die hiesigen Bühnen nicht besprochen, aus dem Grunde, weil der lärmende Gott der Freude, der sich wohl weislich die geheitzten Winter-Säle dieser Monathe zum Tummelplatze auserkohren, mit Melpomenen immer siegreich in die Schranken tritt und selbst Thalia, als eine Frau, sich dem mit Epheu umrankten Zepter des bocksfüßigen Ungethüms fügen, und ihr lächelndes Antlitz mit einer Maske vertauschen muß. Wir wollen deßhalb für jetzt auch nur die neuen Leistungen des Burgtheaters erwähnen, als des, der äußeren Einwirkung minder unterworfenen Kunsttempels.

Die Zufälle, Original-Lustspiel in fünf Aufzügen von Franz von Holbein. Nicht das Gewirre von Erscheinungen, die auf der Bühne, wie die bunten Steinchen im Kaleidoskop, der Zufall zusammenfügt, noch die Dunkelheit, oft der gänzliche Mangel an Motiven, die die Ereigniße erst zu Handlungen machen sollten, sind es, die es Referenten beynahe unmöglich machen, eine klare, zusammenhängende Übersicht des Inhalts dieses Lustspieles mitzutheilen; sondern der Mangel einer eigentlichen Haupthandlung, an die sich alle übrigen anschlößen und um sie bewegten, und das völlig abgesonderte Fortschreiten der drey Theile, aus welchen es besteht, die mit einer Heirath enden und wozu noch ein Anhängsel, auch mit einer Hochzeit schließend, hinzutritt. Um unsere Ansicht zu rechtfertigen, wird es genügen, wenn wir dem Leser sagen: daß Graf Kronau, nachdem er Witwer und seine erste Geliebte, Baroninn Wallborn, auch ihres Gemahles los geworden, mit ihr zusammentrifft, sie liebt und zur Frau nimmt; daß eben dieser Graf Kronau sich anfänglich der Verbindung seines Neffen, des Uhlanen-Rittmeisters Carl, mit seiner Stieftochter, Comteße Sophie, entgegensetzt, aus dem Grunde, weil Carl seine militärische Cariere durch eine Heirath verderben würde, (Ref. kann nicht umhin, obwohl er beschlossen hat, erst am Ende seine Bemerkungen mitzutheilen, die Schwäche, ja Grundlosigkeit dieses Motivs in Berücksichtigung der Vorkehrungen, die er zur Verhinderung dieser Verbindung trifft, anzudeuten) aber zuletzt selbst durch die Bande Hymens überselig gemacht, seine Einwilligung dazu gibt; (ist denn dadurch der Grund seiner ersten Weigerung gehoben, oder durfte er einer eingebildeten Kleinigkeit halber, die beyden Liebenden nicht nur trennen, sondern sie sogar mit solcher Härte behandeln?) und daß zuletzt Randau, ein reicher Plantagen-Besitzer und Freund des Rittmeisters mit diesem von Ungefähr, da seinem Wagen ein Rad bricht, im Posthause zusammentrifft, in der Tochter der Postmeisterinn jenes liebenswürdige Mädchen erkennt, das er einst, als sie sich eben von einem, durch die untergehende Sonne beleuchteten Fels stürzen wollte (!!?) gesehen, vom Abgrund zurück gezogen und geliebt hat und der er jetzt seine Hand gibt. Alle diese Pärchen, sammt dem Amtsschreiber Apfel, der in dem Kammermädchen Sophiens, eine alte verlassene Geliebte findet, werden in eine Grotte des Schloßgartens per fas et nefas zusammengebracht und Alles endet unter Beleuchtung, die ein Freund zu Kronaus Geburtsfeste veranstaltet hat. Die Verbindung also, wie man aus dieser Skizze selbst leicht einsieht, ist keine andere, als daß die Leutchen größten Theils mit einander verwandt sind, oder doch mit einandee Bekanntschaft machen. Die Personen kommen gleich Anfangs im Posthause wie aus allen vier Winden zusammen, und man wird bey einigen erst gegen das Ende des Stücks von ihren Verhältnißen unterrichtet; ja der Verfasser sucht absichtlich ihr Zusammentreffen zu vermeiden, was nicht nur der Deutlichkeit, sondern selbst der Wahrscheinlichkeit geoßen Abbruch thut, aber im entgegengesetzten Falle auch in manche blindgeladene Theater-Kanone, zu früh die Lunte stecken würde. Nahmentlich ist dieß mit Baroninn Wallborn der Fall, die Kronau

auf sein Schloß bittet, ihr aber nie so nahe kömmt, um sie zu erkennen. Auch die Verkleidung Sophiens in der Uhlanen-Uniform muß Ref. als einem weiblichen Charakter unangemessen mißbilligen. Hätte sie der Verfasser doch wenigstens in einem Monologe ihre Desertion ein bischen beschönigen, oder zuletzt in weiblicher Kleidung erscheinen lassen. — Oft werden Erwartungen erregt, die zuletzt bloß Abspannung und Unbefriedigung zurücklassen. So hat die Verkleidung des Amtschreibers und die verwickelte Geschichte mit der geheimnißvollen Schale gar keine Einwirkung auf die Hauptsache. — Wir haben uns vielleicht zu lange mit den Gebrechen des Stückes beschäftigt und berühren nun seine Vorzüge: (viele Lebendigkeit, einen großen Theils witzigen Dialog mit treffenden Zügen aus dem Leben,) vielleicht zu kurz, aber die Schönheiten werden weit allgemeiner gefühlt, als die Fehler verstanden und das Wohlgefallen bedarf der Erkenntnißgründe weniger, als das absprechende Urtheil. Übrigens rathen wir H. v. Holbein nicht, diese Zufälle seinen „sämmtlichen Werken" anzuschließen, obwohl sie unter diesem Titel wenigstens besser paßten, als die Verstümmlung der Meisterwerke Kleists.

Das ändert die Sache, Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen von F. A. von Kurländer. Man sollte für dieses Pygmäen-Völkchen französischer Abkunft einen eigenen Maßstab festsetzen, um nicht durch das immerwährende Herabstimmen des absoluten Kunstmessers, diesem selbst einen schwankenden Stand zu geben. Unter diesen Maßstab würden sodann ziemlich alle Erzeugniße unserer überrheinischen Nachbarn passen, ohne denselben eben rücken zu dürfen. Dazu taugte nun so eine allgemeine Kritik, die, wie das Recept zu einer Pastette, alle Ingredienzen solcher Artigkeiten enthielte, dadurch ihre Gattung bestimmte und wornach leicht die etwaigen individuellen Abweichungen zu beurtheilen wären. Ref. will es versuchen, einen kleinen Beytrag zu diesem Recept aus vorliegendem Lustspiel zu abstrahiren. Ein alter, reicher, gutmüthiger Onkel (mit einer wächsernen Nase) der ebenfalls eine reiche Mündel hat, nebst einem jungen feurigen Neffen, (der Officier ist) welcher wünscht, daß das Geld seiner Mündel nicht aus der Familie käme. Der Neffe beschließt ohne weiters sich des Onkels Wunsche zu fügen (Charakterlosigkeit). Auf die Kunde aber, daß der Gemahl seiner ersten Geliebten gestorben sey, (eine erste durch die Heirath des einen Theils getrennte Liebe) ändert er seinen Entschluß und der Onkel meint: „das ändert die Sache" (detto Charakterlosigkeit). In einem Brief von seiner geliebten Witwe, an die Mündel Betty, den er nur halb gelesen, wird er als aufbrausend ꝛc. geschildert, dieß bewegt ihn, seine Liebe wieder der, von ihm verlassenen Betty zuzuwenden und der Oheim meint wieder: „das ändert die Sache." Als er aber den Brief vollends auslieſt, sieht er, daß dieser Tadel nur ein Programm zum Lobe war; er reicht der Gräfinn seine Hand und der Oheim meint neuerdings: „das ändert die Sache." Zum Gemahl der Mündel substituirt er einen Freund, den Betty ohnedieß liebte. Außerdem, daß wir die Aufführung allgemein gelungen nennen, müssen wir noch dem Oheim Planenau das Lob spenden, er habe seinen Charakter auf die einzig mögliche Art aufgefaßt, um doch noch eine Art von Charakter daraus zu bilden, nähmlich von Seite rechthaberisch-aufwallender Raschheit und blinder Liebe für seinen Neffen, woraus sich seine so oft ändernde Handlungsweise erklären läßt.

Das Schubladenstück nach Scribe: Eins für Zehn, hat lediglich keinen andern Werth, als einem jungen Mädchen Gelegenheit zu verschaffen, ihr Schauspielertalent zu zeigen. In dieser Rücksicht ist sein Erscheinen auf dieser Hofbühne auch recht erfreulich: denn die kleine Mathilde wurde auf eine Art dargestellt, die manche gute Erwartung für die Zukunft erregt. Sie erschien als polternder Knabe, als ein kleiner, eßlustiger Phlegmatiker, als Stutzer und als stilles, gemüthliches Mädchen und ärntete entschiednen Beyfall. Wenn Referenten ihr Spiel in anderen Stücken für solche Jugend etwas zu ernst und abgemessen erschien, so stimmte sie dieß Mahl vollkommen für sich.

Nach solcher leichten Waare, über die mehr als ein Paar Worte zu sagen, in der That sehr schwer seyn dürfte, die aber als Lückenbüßer ganz an ihrer Stelle ist und immerdar ihre Liebhaber findet, wenden wir uns um so freudiger zu einer Erscheinung, die in den Jahrbüchern dieser Hofbühne, wie überhaupt in jenen vaterländischer Wissenschaft und Kunst eine sehr bedeutende Stelle nimmt. — Nach einem mehrjährigen Zwischenraume, seit seiner Trilogie der Medea, tritt nähmlich Grillparzers historisches Schauspiel: „König Ottokars Glück und Ende", das eben bey Wallishauser erschienen ist, hervor. — Wir wollen es zuvörderst versuchen, den scenischen Bau des ausgezeichneten Kunstwerkes im gedrängten Auszuge mitzutheilen, alsdann seine Anordnung und seine einzelnen Schönheiten zergliedern, über das Historische in demselben, Einiges bemerken und diese umständliche Anzeige mit einigen allgemeinen Betrachtungen über die Nationalität der Kunst beschließen.

Erster Act. **Auf dem königlichen Prager Schlosse**, im Vorgemach Margarethens von Österreich, Ottokars Gemahlinn, vernimmt man durch die nach Ärzten und Arzney hin und her eilenden Frauen, mit wenig Worten, wie die Königinn in ihrem Leid sich mit bewundernswerther Standhaftigkeit aufrichte! Die Wache hält vor ihrer Thüre, der junge Seyfrid von *Merenberg*. Zu ihm tritt aus der Königinn Gemach, sein greiser Vater, ein mächtiger Landherr aus Untersteyer und treuer Anhänger der erloschenen Heldendynastie der Babenberger, die von keinem Fürstenstamme deutscher Zunge übertroffen, durch dritthalb Jahrhunderte, in Ruhm und Flor über dieses Land geherrscht und deren letzter Sprosse, Margarethe, ihren Nachlaß an Ottokar gebracht hat. Man erfährt zugleich, daß das übermüthige Haus der *Rosenberge* den raschen König umgarnt und den Gedanken der Scheidung seiner kinderlosen Ehe in ihm groß genährt habe, in dem stolzen Wahn, Ottokarn zu einer Verbindung mit ihrem, aus der alten Roma stammenden und nun in Böhmen übermächtigen Hause, mit *Bertha*, des Beneß von Diedicz Tochter zu bewegen. — Der junge Merenberg, ungläubig an alle diese Gerüchte, ist darüber empört und wiewohl schwer gekränkt durch das heimliche Verständniß zwischen Ottokar und Bertha, die *er* geliebt und um deßwillen ihn Ottokar im letzten Ungarnkrieg zu Hause gelassen, will er doch nicht dulden, daß man Unwürdiges ausbreite vom Könige, diesem Abglanz aller kriegerischen Ehren, diesem Spiegel des Ritterthums und Königthums, der ihm von Jugend an vorgeleuchtet und ihn mit seiner Gunst beglückt! der alte Merenberg aber bestätigt die leidige Wahrheit aller dieser Gerüchte. Bald kömmt auch in wahnsinnaher Verzweiflung, Bertha, die wohl von des Königs erwünschter Scheidung, aber auch von seiner neuen Ehe, nicht mit ihr, sondern mit Kunigunden, des Ungarnkönigs Bela Enkeltochter vernommen hat und jetzt sogar Seyfrid Merenbergs verschmähte Liebe, um Wahrheit und Barmherzigkeit anruft. Seyfrid schirmt sie vor den Vorwürfen ihres Vaters, der doch alle jene Hoffnungen in ihrem Busen geweckt und genährt hat und nun die Schmach der Vereitlung nicht tragen und sie mit fortschleppen will.

Nun kommen auch die beyden andern Rosenberge, des Beneß Bruder, der vierschrötige, unbeugsam tapfere *Milota* und ihr Vetter *Zawisch*, der erste Ritter Böhmens an Adel der Gestalt und des Thuns, in Padua und Bologna gebildet, ein weitgefeyerter Sänger und Kampfesheld. — Während Milota und Beneß über die doch von ihnen selbst herbeygeführte Schmach ihres Hauses blind wüthen und toben, gibt ihnen Zawisch zum Troste, Hohn auf Hohn, zwischen welchem doch immer auch seine eigene Feindseligkeit gegen die, durch den Sieg und das Glück immer noch gesteigerte Zwingherrschaft Ottokars durchblitzt und die Vettern zu dem unausgesprochenen Entschlusse bringt, ihre Rache der Überlegenheit des schlauen, undurchdringlichen Zawisch zu vertrauen. — Bertha, welcher jede Sylbe dieses Wortwechsel ein neuer Dolchstich ist, stürzt ganz außer sich, ins Gemach der schwerbeleidigten Königinn ab, um zu ihren Füßen zu sterben. — Bald tritt auch *Margarethe* heraus mit dem Grafen *Rudolph* von *Habsburg*, Ottokars Gefährten auf der Kreuzfahrt wider die heidnischen Preußen und in der Marchfeldsschlacht wider den Ungarnkönig Bela. Margarethe befiehlt die mit herausgetragene Bertha nach ihrem Zimmer zu bringen und für sie zu sorgen, als für ein armes, thöricht eitles Kind, dem sie nicht zürnen könne, das ein Opfer des frechen Übermuths der Ihrigen geworden sey. Sie deutet auf die eben abgehenden Rosenberge, als auf wilde Wetterwolken, die, wenn sie sich entladen, gegen Aufgang ziehen. — Margarethe legt dem Grafen von Habsburg ihr ganzes Leben dar, wie sie den vielgeliebten Gatten, den römischen König, Heinrich von Hohenstauffen, des harten Kaisers Friedrich allzumilden Sohn, wie sie ihre beyden Knaben, im fernen Kerker Apuliens durch zweydeutigen Tod verloren habe, wie darauf ihr Bruder Friedrich der Streitbare, der letzte Babenberger, in der Leithaschlacht gefallen, sie selbst im Kloster zu Trier und in der Einsamkeit Heimburgs keine Ruhe gefunden, wie die Landherrn zu ihr getreten, ihr die durch Blut und Graus und Flammen vom Ehrgeitz der ländersüchtigen Nachbarn verödeten Fluren gezeigt und wie nur ein einziges Mittel übrig sey, vom Land ihrer Väter nahmenloses Elend zu wenden, nähmlich: „des *Stärksten* Recht durch *ihres* zu verstärken" und so habe sie, die Alternde in Kummer und Jammer Verblühte, dem feurigen Jüngling Ottokar die Hand gereicht, wohl wissend, er habe nicht *sie* gesucht, sondern den Nachlaß der Babenberger: Nun auf einmahl, seit der letzten Ungarnschlacht, die ihm auch Steyermark zurückgebracht, seit das wetterwendische Glück ihn mit seiner Gunst gleichsam verfolgt, gelüste ihm nach einem Erben. Er habe Trennung von ihr beschlossen, aus lauter nichtigen Gründen, allzunaher Verwandtschaft und eines von ihr im Kloster gethanenen Gelübdes. Nie sey dieß Gelübde ein feyerliches gewesen, doch hätte sie es dem Schatten ihres Heinrich halten sollen, und das Unheil fange schon an, für diesen Bruch sich zu rächen. Auf Rudolphs Frage, was er denn Ottokarn zu melden habe? erwiedert sie, sie suche nicht den Glanz des Hofes, nur daß das Band, das sie vereinte, nicht befleckt, daß nicht der letzten Jahre Lauf zu Gräuel und Ärgerniß gemacht werde. Sie gebe es Ottokarn auf sein Gewissen, er möge sich vor Unrecht wahren. Rudolph mahnt sie, daß eigentlich auch ihr kein Recht auf Österreich und Steyer zugestanden, indem die Freyheitsbriefe nur von der *Tochter*, nicht von der *Schwester* des letzten Herzogs sprächen; sie erwiedert blos, sie habe Ottokaren das Recht übertragen, das sie selbst gehabt.

Zur ruhmbekrönten Heimkehr Ottokars vom Sieg über Bela, der ihm Österreich, Steyer, Krain und die windische Mark versichert und während dessen er vom alten kranken Herzog Ulrich, dem letzten Sponheimer, die Anwartschaft auf Kärnthen erworben und ganz Mitteleuropa mit dem Ruhm seines Nahmens erfüllt hatte, versammeln sich im Thronsaal die Großen *Böhmens* und seiner *Nebenreiche*. Sogar eine Gesandtschaft des Chans der *Tataren* wartet seiner. Sie zieht des Eintretenden Aufmerksamkeit vor Allem auf sich. Er nimmt einem Tataren den krummen Säbel, ihn versuchend und heißt sie wiederkommen. Den Füllenstein, einen seiner besten Kriegsobersten frägt der gewaltige Zwingherr, wie der Ort heiße, seines letzten Sieges?

Marcheck, antwortet dieser, weil in der Ecke dort die March sich wendet, und Ottokar erwiedert: „Marcheck, sey denn der Markstein meines Glücks" und so soll auch die Stadt heißen, die er auf diesem Siegesfelde bauen will. — Den Bürgermeister Prags frägt der ungeduldige Zwingherr, ob in der Zwischenzeit alles vollendet worden, was er verordnet? Die Mauer auf dem Wissehrad ist fertig, zu der neuen Brücke, ward gestern erst der letzte Stein gefügt; (haha, meint Ottokar, weil ihr wußtet, daß ich heute kam!?) aber die deutschen Handwerker und Künstler aus Sachsen, Franken und vom Rhein, die er in der Vorstadt anzusiedeln und die dortigen Einwohner mit reichlicher Entschädigung nach Chrudim zu versetzen befohlen, sind noch nicht untergebracht und der Bürgermeister macht dagegen neuerdings Vorstellungen, über welche Ottokar tobt und schwört, kein Herr seyn zu wollen, der das Volk in der alten Trägheit fort vegetiren zu lassen gedenke, Böhmen müsse unter ihm die höchste Stufe des Ruhmes und der Macht ersiegen. Er wolle sie inmitten des Berges hinstellen, daß sie noch weiter klimmen oder den Hals brechen müßten! Er entfaltet vor ihnen seinen herrlich gestickten, in Augsburg eingekauften Königsmantel, fragend, ob sie denn auch wirklich so schöne Arbeit zu liefern vermöchten? und wenn sie es nicht vermöchten, sollten sie wenigstens diejenigen achten, die es könnten und ihres Königs wohlgemeinte Absicht fördern. — Margarethe, von Habsburg und Merenberg hereingeführt. Die Stände Österreichs, die in ihr noch immer ihre angeborne Herrinn ehren, treten gleichfalls auf mit Herzogshut und Kleinodien. Ottokar auf dem Giebel seines Glückes, erklärt das Vorhaben der Scheidung von Margarethen und seiner zweyten Vermählung.

So hoch ein Mensch mag seine Größe setzen,
So hoch hat Ottokar gesetzt die seine.
In Böhmen herrsch' ich und bin Mährens mächtig
Zu Östreich hab ich Steyer mir erkämpft
Mein Oheim sircht, der Kärnthen nach mir läßt
(Im nahen Ungarn hab ich meine Hand,
Die Großen sehn auf mich, die Mißvergnügten.
Es will mir Schlesien wohl und Pohlen schwankt
Wie sturmgepeitscht ein Schiff in meinen Hafen.)
Vom Belt bis fern zum adriat'schen Golf
Vom Inn bis zu der Weichsel kaltem Strand,
Ist Niemand, der nicht Ottokarn gehorcht.
Es hat die Welt seit Carol Magnus Zeiten
Kein Reich noch wir das Meinige gesehen.
Ja Carol Magnus Krone selbst,
Sie dünkt mich nicht für dieses Haupt zu hoch.
Nur eines fehlte noch, nur eins und Alles
Der Erbe, ders empfängt aus meiner Hand.
Den Giebel setz' ich auf an meinen Bau
Marg'rethe, weiß ich, wird mir's nicht mißgönnen.

Er verlangt von Margarethen die Briefe der Hohenstauffen, der Frauen Erbfolgsrecht an Österreich bewährend und will darum in der Königinn Gemach senden. Sie aber sagt, sie müsse die Handfeste aus dem Schrein selber hohlen.

Noch hat kein menschlich Aug' des Schreines Inhalt,
Den Schatz gesehn, den mir sein Schloß bewahrt.
Bey meines Heinrich theurem Abbild liegt sie,
Bey meiner theuern Kinder Todtenhemd
Beym Schreckenspfeil, den an der Leitha Strand,
Man blutig zog aus meines Bruders Herzen!

Die Stände von Steyer kommen, auch die Stände Kärnthens, es ist Ottokarn heimgefallen und der alte Ulrich todt. — „Was? noch mehr Kronen?" (ruft Ottokar) nun Erde steh' mir fest, du hast noch keinen Größeren getragen!" — Gesandte vom Reich erscheinen, Ottokarn die durch des Schattenkaisers Richard von Cornwall Tod erledigte Krone des römischen Reichs zu biethen. Zugleich reitet der Ungarnkönig Bela ein. Seine schöne Enkeltochter Kunigunde, des ihr bestimmten Königsgatten ungeduldig, ist gleich mitgekommen, in Kalpak und Reitermantel verhüllt, die sie nun wegwirft. Zawisch von ihrem Anblick bezaubert, ruft aus: „o schöner Krieger!" Sie und Ottokar bemerken es und fragen nach dem kühnen Rufer. „Aus jenem Winkel sey die Stimme gekommen", entgegnet keck der Zawisch. — Indem kömmt Margarethe mit den Briefen. Ihre Schwäche übermannt sie bey diesem Anblick. Der alte Merenberg eilt ihr zu Hülfe, von Ottokarn deßhalb hart angefahren. Da geht Rudolph zu der Verlassenen, „stäts war bey Habsburg der Gekränkten Schirm!" Aus den Machtbothen des Reichs tritt der Kanzler des Erzkanzlers von Mainz hervor, derselbe Ordensmann, der zu dem Kranken eilend, vom angeschwollenen Wasser aufgehalten wurde, dem Rudolph auf die Jagd ziehend begegnet und ihm das eigene Pferd zum Dienst des Herrn anerbothen, der darum seines Herrn, des Mainzers Augen auf Rudolph gelenkt hat. Er nimmt Margarethen, in Schutz und Geleit des Reiches, sie hinwegführend, wo ein Taumel von Sieg und Glück und Hochzeitsjubel Alles ergriffen hat. Schon wähnt Alles Ottokaren, den ersten Fürsten der Christenheit. Einer erhebt seinen Schild, ergreift aber durch einen ahnungsvollen Zufall den rothen Löwen Habsburgs, statt des weißen Löwen Böhmens!! und Alles, Jeder nach seinem Land und Stand jauchzen durcheinander: Glück und Heil dem großen Ottokar, Beherrscher Böhmens — Österreichs — Steyers — Kärnthens — Krains — und künftigem Kaiser!

Zweyter Act. Schnell trübt sich der schimmerblendende Horizont. Zawisch der eben im Hochzeitsturnier den Preis erkämpft, tritt auf, sich selber Hohn lachend, daß er verliebt und daß sein Herz fort sey und zwar durch keinen geringern Gegenstand, als durch seine neue Königinn, die wunderschöne, kühne Wilde aus dem Ungarnland. Mit tiefer Schadenfreude sieht er des Königs Stern sich abwärts neigen und seit der Trennung Margarethens, der Österreicher und der Steyerer Herzen von ihm weichen. Indem bringt Milota den jungen Merenberg gefangen, den sein Vater mit Brief und Bitten für Margarethens Recht an den Mainzer abgeordnet, der sich aber aus Mitleid bey der in Wahnsinnsschwermuth gefallenen Bertha verweilt hatte. Seyfrid bittet den Zawisch, ihn zu retten. Der, den Fall und den Brief, boshaft erwägend, läßt ihn fliehen. Er sieht in des Königs Seele lieber ein Meer von Argwohn, als einen Tropfen Gifts. Er lauert auf Kunigunden, will nur aus ihrer Hand den Dank des Turniers und steckt, da er sie mit ihrer Kammerfrau kommen sieht

und sich von ihr erblickt weiß, ein Liebeslied an eine Statue der Liebesgöttinn. Von Kunigunden gebietherisch zurückgerufen und zur Rechenschaft gefordert, bekennt er, (sie zu reizen und zu verwickeln,) Liebe für ihre Kammerfrau, der auch sein Lied gehöre. Dieß verfehlt auch seine Wirkung auf die schöne Halbbarbarinn nicht, der Alles auf ihrem neuen Boden nicht gefällt und die auch bald darauf ihrer getäuschten Erwartung in einem lebhaften und höchst anziehenden Selbstgespräche Luft macht:

Der Hof und die Ritter des Turniers sammeln sich. Des Zawisch Absicht wird vollständig erreicht. Ottokar weiß von des alten Merenberg Brief und daß sein Sohn entkommen. Er verwünscht, daß, statt aus dem Brief die Verräther nahmentlich zu kennen, er nun *Alle* hüten müsse und befiehlt heimlich dem Füllenstein, *Alle* die er ihm bezeichne, wie sie vom Feste weggingen, in enge Gewahrsam zu bringen. Zwischen Ottokar, *Füllenstein* und andern Großen auf der einen, zwischen Kunigunden, Zawisch und der Kammerfrau auf der andern Seite, währt ein lebhaftes und verhängnißvolles Doppelspiel. Zawisch sucht durch anscheinende Kälte, die heftige und ihn liebende Kunigunde immer mehr zu reitzen und immer tiefer zu verwickeln. Er fordert keck von der Kammerfrau seinen Zettel mit dem Liebeslied zurück und da sie ihn nicht mehr hat, freut er sich übermüthig, der Zettel müsse *nun* wohl in der *rechten* Hand seyn! In Zorn und Verwirrung, reicht ihm Kunigunde auch von Ottokar hiezu gemahnt, endlich des Turnieres Dank, die Schärpe. Wie sie hiezu sich bückt, entfällt ihr eine Schleife. Zawisch steckt sie verwegen in den Busen. Ottokar, der zu seiner Umgebung, vom Verrath des alten Merenberg und von des Sohnes Flucht sprechend, jenes heimliche Geflüster argwöhnisch beobachtete, bemerkt auch dieß und frägt die Kammerfrau, wer heute die Königinn angekleidet? künftig solle sie nicht wieder, nur mit *einer* Armschleife erscheinen. — Zawisch ist sehr geschäftig, die Schleife zu suchen. Ottokar aber sagt, sie werde sich füglicher finden, wenn der Saal leer sey. Er solle den Finder mit diesem Ring belohnen, denn — Königinnen von Böhmen schenkten Diamanten, doch nicht Schleifen! Kunigunde aber, hocherzürnt, sagt, was sie immer schenke, Diamant oder Schleife, ändere dadurch die Natur und sey nichts mehr als ein Geschenk der Königinn! Erboßt verläßt sie den Saal und kehrt auf Ottokars wiederholtes Bitten und Befehlen, nicht wieder dahin zurück, sich unpaß meldend.

Ottokar hat seinen redlichen Kanzler Bruno von Ollmütz nach Frankfurt auf den Wahltag gesendet. Schon sind Briefe von ihm da, die Wahl sey nahe, auch meldet er vom Mainzer, vom Pfalzgrafen bey Rhein und von andern Fürsten, manches Ottokaren Unliebsame. Die in Prag zurückgebliebenen Reichsgesandten dringen indeß auf eine Antwort Ottokars, der immer gezögert, in der Hoffnung, man werde die Kaiserkrone um jegliche Bedingung zu seinen Füßen legen. Während nun der stolze König, vorne den Gesandten eine harte Bedingung nach der andern vorschreibt, tritt der von Frankfurt heimgekehrte Kanzler in den Hintergrund, von Zawisch und andern Großen begierig umdrängt und sagt schmerzvoll, was Zawisch sogleich weiterrufst: des Reiches Kürer hätten gewählt, aber *nicht Ottokarn*, sondern — *Rudolph von Habsburg*!! — Ottokar von diesem Nahmen gespenstisch aufgeschreckt, eilt plötzlich in sein Gemach und überläßt die Versammlung ihren Eindrücken, die natürlich nicht gering sind bey den Österreichern und Steyerern und selbst bey den, seiner Willkür und seiner ewigen Kriege müden böhmischen Großen. Ottokar kömmt wieder, den Sturm im Innern mühsam bergend. Rasch erscheint auch der vom neuen Kaiser abgeordnete Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, Ottokaren zur Lehenspflicht als Kurfürst und Erzschenk und die dem Reich entzogenen Lande der Babenberger zurückzufordern. — Heinrich von Lichtenstein stürzt herein und mehrere ihm nach: „die vor dem Pallaste aufgestellten Häscherrotten fingen Alles auf was nicht böhmisch." Auf die Frage, was dieß bedeute und was sie denn *verschuldet*? erwiedert Ottokar, auf Merenbergs sogenannten Verrath zurückkommend: „sie seyen verhaftet, *damit sie nichts verschulden*." Zugleich fährt er die Reichsgesandten an, wie es denn möglich sey, daß, während sie noch hier, in ihrer Sendung an ihn verweilten, die Fürsten indeß einen andern König gewählt hätten? Die Antwort ist schnell bey der Hand: sie hätten ihm die Krone angetragen als einem Herrn, der *gnädig und gerecht*! Was des Mainzers Kanzler von Margarethens Loos und von seinem Walten überhaupt nach Frankfurt gebracht, habe sie geschreckt und der jetzige Auftritt erspare vollends jede Rechtfertigung. — Ottokar schlägt — und jetzt stimmt Kunigunde freudig ein, — die Rückgabe der dem Reich vorenthaltenen Länder rund und trotzig ab, weiset den Machtbothen verächtlich weg und Alles stürmt in das lustige Gleichniß des Krieges, in die tobende Jagd hinaus.

Dritter Act. — Der alte *Merenberg* begrüßt aus den Fenstern seines Schlosses, dankbar und freudig, die Morgenröthe des neuen Tages und zugleich den über Österreich und ganz Deutschland aufgehenden neuen Tag durch die Wahl Rudolphs und durch die Endigung der kaiserlosen schrecklichen Zeit. Unter frommen Wünschen fürs Vaterland und für den zum neuen Kaiser entkommenen Sohn, meldet ihm seine Frau die Ankunft zweyer fremden Ritter, die auch schnell eintreten mit geschlossenem Visir zum Morgenimbiß sitzen, bald aber sich als Bothen Ottokars ankündigen, gesendet, um den alten Merenberg in Ketten vor ihn zu führen. Der Füllenstein ists, der sich mit einigen Helfern zu dem dunkeln Auftrag gedrängt. Vergebens betheuert der alte Merenberg seine Unschuld, vergebens meldet ein Knecht, es streiften Kaiserliche in der Nähe und das ganze Land sey in Bewegung wider Ottokar. Dem Greis die Schwerter auf die Brust setzend, mit der Drohung ihn bey der geringsten Bewegung der Seinigen niederzustoßen, bringt ihn Füllenstein aus seiner eigenen Feste hinweg, dem König als ein Opfer seiner Rache.

Ottokar, Rudolphen entgegenrückend, der mit rascher Thatkraft aus dem beruhigten Reich heruntergekommen ist und *Wien* belagert hält, rathschlagt in seinem Lager am linken Donauufer mit dem treuen Kanzler Braun von Ollmütz und mit dem, über des Königs Fall innerlich frohlockenden Zawisch. Dieser räth treulos, der Gewalt, Gewalt entgegenzusetzen und will den

König durch übertriebene Bilder seiner Hülfsquellen und Bundsgenossen jeden Weg der Unterhandlungen und des Friedens durchaus verwerfen machen. Der Kanzler hingegen, wohl einsehend wie das weitläufige Gebäude überall wanke und in seinen Grundfesten erschüttert sey, warnt vor den Hirngespinsten des Ehrgeitzes und räth flehentlich zum Frieden. Ottokar gibt endlich des Kanzlers Gründen nach, vermeinend, den armen neuen Kaiser, ohnschwer durch die bloße Erinnerung seiner alten Größe und seiner noch ungeschwächten Macht, ohne Schwertschlag zu beugen und leichter Dingen, ganz allein durch seine Persönlichkeit, den rühmlichsten Sieg davon zu tragen! Aufbrechend befiehlt er den Seinigen, sich in ausgesuchter Pracht zu rüsten und zu schmücken und dadurch allein den Feind zu besiegen und zu demüthigen.

Auf der Donauinsel Kaumberg ist des einfachen Kaisers prächtiges Gezelt. Schon hat der Ruf seiner milden Leutseligkeit unzählige Menschen herbeygezogen. Der junge Merenberg bittet für seines gefangenen Vaters Sicherheit. Der Kaiser, der die Beulen seines Helms selbst mit dem Hammer ausgeklopft, gibt Allen guten oder tröstlichen Bescheid, unterhält sich mit einem Kinde, sagt seinen schwytzerischen Söldnern offen, er habe jetzt eben kein Geld, ihren ausständigen Sold zu bezahlen. Durch ein Gleichniß aus der Landwirthschaft getröstet, finden sie, er sey doch ein guter Wirth und wollen bis zu einem günstigen Umschwung der Dinge ausharren. — (Wie Rudolph hier mit allen Altern, Ständen und allen Geschlechtern spricht, dem Bedürfniß eines Jeden gegenwärtig, mit grandloser Einfachheit liebreich bemüht, Jeden zu hören und wenigstens zu trösten, wo er nicht helfen kann, ist zugleich eben so geschichtlich treu in Rudolphs Charakter, als die rührendste Symbolik von jener unerschöpflichen Audienz-Leutseligkeit seiner erhaben Nachkommen.) Ottokar von Horneck, der gepriesene Verfasser der Reimchronik dieser Lande, Dienstmann Herrn Otts von Lichtenstein, Landeshauptmanns der Steyermark, gesellt sich gleichfalls den Flehenden zu. Rudolph fragt ihn: wer seyd ihr? und er antwortet:

Ottokar von Horneck, Dienstmann
Des edeln Ritters Ott von Liechtenstein,
Den König Ottokar sammt andern Landherren
Ohn' Recht und Urtheil hält in strenger Haft.
O nehmt euch sein, nehmt euch des Landes an.
Er ist ein guter Herr, es ist ein gutes Land,
Wohl werth, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt ihr dessen Gleiches je gesehen?
Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen;
Mit hellem wiesengrünen zarten Gold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Thälern hin.
Ein voller Blumenstrauß so weit es reicht
Vom Silberband der Donau rings umwunden,
Regt sichs empor zu Hügeln voller Wein
Wo auf und auf die goldne Traube hängt
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze,
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin
Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf sand'ger Steppe schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden
Und was er thut, ist frohen Muths gethan.
S' ist möglich, daß in Sachsen und beym Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen,
Allein was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der helle, richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor Jeden.
Denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden.
O gutes Land! o Vaterland! inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst Du der wangenrothe Jüngling da;
Erhalte Gott Dir Deinen Jugendsinn
Und mache gut, was Andere verdarben!

Rudolph hängt dem edeln Sänger und Geschichtschreiber seine goldene Kette um, und erwiedert den darob stutzenden Edelherrn:

Euch, Herren, scheint die Gunst wohl allzuhoch? —
Wenn diesen Mann ich mit dem Schwert berühre,
So steht er auf als Ritter, wie so Mancher,
Doch Manchen wüßt ich nicht, womit berühren,
Sollt er mir Reimwerk schreiben, so wie der! —
Doch davon nichts in deine Chronik Freund,
Das hieße sonst: in Dir mich selber loben.

Ind—n nähert sich ein lebendiges Gewühl und Gebrause vom Hintergrund, dem im schlichten Überrock auf seinem Feldsessel sitzenden Kaiser. Es ist Ottokar, der die Fürsten und Ritter höhnisch fragt, wo sie denn ihren Kaiser haben? er habe schon vergeblich rechts und links gesucht! Endlich wird er ihn ansichtig, mit einem: „Gott grüß euch Habsburg". — Rudolph, entschlossen aufstehend, spricht zu der, in tiefer Ehrfurcht dastehenden Versammlung:

Warum steht Ihr entblößten Hauptes da?
Kömmt Ottokar zum Habsburg, Mensch zum Menschen,
So mag auch Hinz und Kunz sein Haupt bedecken,
Ist er doch ihres Gleichen: Mensch. — Bedeckt Euch!
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
Der Böhmen pflicht'ger Fürst zu Deutschlands Kaiser,
Dann weh dem, der die Ehrfurcht mir verletzt! — —
Wie geht's euch Ottokar? was führt euch her?

Ottokar, welcher Rudolphen zu überraschen und zu demüthigen allzu gewiß war, ist es nun selbst. — Zu der unstreitigen Pflicht des Empfanges der Lehen, würde er sich allenfalls herbeylassen, aber das Loos der von ihm eingenommenen Länder, könnten und sollten nur allein die Waffen entscheiden. — Rudolph warnt ihn:

Noch vor zwölf Monden kamt ihr mir zurecht
Wenn ihr der Waffen blut'gen Ausspruch wähltet!
Ihr seyd ein kriegserfahrner Fürst, wer zweifelt?
Und euer Heer, es ist gewohnt zu siegen.
Von Gold und Silber starret euer Schatz.
Mir fehlts an Manchem, fehlts an Vielem wohl
Und dennoch, Herr, bin ich so festen Muths,
Wenn diese mich verließen alle hier,
Der letzte Knecht aus meinem Lager wiche,
Die Krone auf dem Haupt, den Scepter in der Hand
Ging ich allein in Euer trotzend Lager
Und rief Euch zu: Herr, gebet was des Reichs!

Ich bin nicht der, den ihr voreinst gekannt!
Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolph nicht,
In diesen Adern rollet Deutschlands Blut
Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen. —
Als mich die Stimme der Erhöhung traf,
Als mir, dem nie von solchem Glück geträumt,
Der Herr der Welten auf mein niedrig Haupt
Mit eins gesetzt die Krone seines Reichs,
Als mir das Salböhl von der Stirne troff,
Da ward ich tief des Wunders mir bewußt
Und hab gelernt auf *Wunder* zu vertrauen.
Kein Fürst des Reichs, der mächtiger nicht als ich
Und jetzt gehorchen mir des Reiches Fürsten
Die Friedensstörer wichen meiner Stimme.
Ich konnt es nicht, doch *Gott* erschreckte sie!
Fünf Schilling leichtes Geld in meinem Säckel
Setzt ich in Ulm zur Herrfahrt mich ins Schiff.
Der Bayerherzog trotzte, er erlag,
Mit wenig Kriegern kam ich her ins Land,
Das Land, es sandte selbst mir seine Krieger!
Aus *euern* Reihen traten sie zu *mir*
Und Östreich bezwingt mir Östreich.
Geschworen hab ich Ruh und Recht zu schirmen.
Beym Alles sehenden dreyeinigen Gott!
Nicht so viel, sieh, nicht eines Haares Breite
Sollst Du von dem behalten, was *nicht Dein*
Und so tret ich im Angesicht des Himmels
Vor Dich hin, rufend: gib, was zu dem *Reich*!

Ottokar pocht darauf, Rudolph sey in einer weit gefährlichern Lage als Er! Mit seinem Häuflein Wien belagernd, könne er gar leicht vom zahlreichen Böhmenheere und von dem aus Steyermark anrückenden Milota, den Rücken an der Donau, eingeschlossen werden und kaum mehr einen Pfad der Flucht finden. Klosterneuburg sperre den Strom! — Aber Wien ist so eben über. Der Bürgermeister Baltram Vatzo legt seine Schlüssel, Rudolphen zu Füßen. Kriegslist und Überfall haben gestern schon den Pettau in Neuburg überliefert. Den Milota, ihren grimmigen Tyrannen, haben die steyerischen Landherrn in Ketten zu Rudolph gebracht, der ihn jetzt frey entläßt, während die Banner von Österreich und Steyer, sich auf *seine* Seite schaaren. — Noch einmahl spricht ihm Rudolph in die Seele:

Ihr war't ein mächtiger Fürst, ein großer König,
Eh die Gelegenheit des Mehrbesitzes
In Euch entzündete auch den Wunsch dazu.
Ihr werdets bleiben, mächtig, reich und groß,
Wenn auch verloren, was nicht halten konnte.
Denn Gott verhüthe, daß ich einen Finger
Ausstreckte nach dem Gut, das euch gehört.
Auch könnt' ichs nicht! Euch bleibt ein mächtig Heer
Und zweifelhaft ist aller Schlachten Glück.
Allein thuts nicht! Verkennt nicht Gottes Hand,
Die Euch gewiesen, was sein heilger Wille.
Mich hat, wie euch, der eitle Drang der Ehre
Mit sich geführt in meiner ersten Zeit.
An Fremden und Verwandten, Freund und Feind,
Übt ich der raschen Thatkraft jungen Arm,
Als wär die Welt ein weiter Schauplatz nur
Für Rudolph und sein Schwert.
Da nahm mich Gott mit seiner starken Hand
Und setzte mich auf jene Thronesstufen,
Die aufgerichtet stehn ob einer Welt.
Und gleich dem Waller, der den Berg erklommen
Und nun hinabsieht in die weite Gegend
Und auf die Mauern, die ihn sonst gedrückt,
So fiels wie Schuppen ab von meinen Augen
Und all mein Ehrgeitz war mit Eins geheilt —
Die Welt ist da, damit wir *Alle* leben
Und groß ist nur der ein allein'ge Gott.
Der Jugendtraum der Erde ist geträumt,
Und mit den Riesen, mit den Drachen, ist
Der Helden, der Gewaltgen Zeit dahin.
Nicht Völker stürzen sich wie Berglavinen
Auf Völker mehr, die Gährung scheidet sich
Und nach den Zeichen sollt es fast mich dünken,
Wir stehn am Eingang einer neuen Zeit.
Der Bauer folgt in Frieden seinem Pflug,
Es rührt sich in der Stadt der fleiß'ge Bürger
Gewerb und Innung hebt das Haupt empor,
In Schwaben, in der Schweiz denkt man auf *Bünde*.
Und raschen Schrittes strebt die muntre Hansa
Nach Nord und Ost um Handel und Gewinn,
Ihr habt der *Euren Bestes* stets gewollt;
Gönnt ihnen Ruh; ihr könnt *nichts Bessres* geben.

Ottokar bequemt sich endlich die bereits verlornen Lande aufzugeben und über Böhmen und Mähren die Lehen zu nehmen und tritt zu diesem Ende in Rudolphs verschlossenes Gezelt. — Der böse Dämon Zawisch, der Zeremonie wohl kundig, haut die Stricke ab und man sieht Ottokar vor Rudolph auf den Knien, der voll Schaam und Wuth aufspringt und aus dem Zelte eilt. Rudolph geht ihm einige Schritte nach, fragend: ob er nicht auch die Lehen über Mähren nehmen wolle? Ottokar außer aller Fassung, kniet noch einmahl vor ihn, auch dieß Lehen empfangend, im Angesichte der erstaunten Seinigen. Der Zawisch ruft es überall aus: *der König kniet!* Wie die Belehnung vorüber ist, scheidet Rudolph mit den Seinen, mit einer würdigen Rede von dem Sieg, den Ottokar über sich selbst errungen. Dieser aber, ganz außer sich, reißt Krone und Königsmantel ab und stürzt fort. Sein letzter grimmiger Blick fällt auf den, ihm bittend nahenden jungen *Merenberg*.

Vierter Act. — Im Vorhof des königlichen Schlosses vertrauen sich Füllenstein und Milota: seit jener Schmach der Belehnung, sey Ottokar plötzlich von seinem streitbaren Heere verschwunden. Er traue sich nicht nach Prag, noch zur Königinn, und irre mit nur einem Diener, bald hier bald dort umher. Beyde gönnen ihm den tiefen Fall, der seine strenge Willkühr beugen werde und erzählen, es sey ein Reichsherold da, den Vollzug des Friedens und vor Allem die Freyheit, der aus den abgetretenen Landen weggeschleppten Geißeln begehrend. Wie sie weg sind, kömmt Ottokar, in gemeiner schwarzer Tracht, voraus sein Diener, der späht, ob Jemand in der Nähe? Der Bürgermeister und Prager Bürger sagen die härtesten Dinge über das, was geschehen, als lauter Folgen seines Eigenwillens. Mit Schrecken erkennt einer derselben den, ganz in sich versunkenen, vor dem kleinen Pförtlein sitzenden König. Auch Beneß mit seiner wahnsinnigen Tochter Bertha, hat sich aus dem Schloß ins Freye zu stehlen gewußt. Er fordert die Tochter auf, sich über die Vergeltung zu freuen, die an ihrer statt, der Himmel selbst genommen und den bösen König zu schelten, der so arg an ihr gehandelt. — Kunigunde mit Zawisch aus der Burg kommend,

läßt sie hinwegführen, scheltend, daß man den Aberwitz vor die Thür gelassen. Sie schmäht nun auf das Bitterste Ottokarn, der des Reichs Gesandten so entschlossen den Weg gewiesen, der dann doch die schönen Länder alle, ohne Schwertstreich hingegeben und auf die Kniee, in den Staub gesunken sey vor dem Habsburg, den er verachte; Er, der jetzt wie ein Bettler, dort vor seiner eigenen Thüre liege, mit einem: „Helf euch Gott", seiner Knechte begnügt! Ottokar aus allen Adern der Seele blutend und vergebens ein Tröpflein Milde erwartend von dieser Frau, um deretwillen er die milde Trösterinn Margarethe verstoßen, ermannt sich endlich wieder und hört den Herald, der des Friedens Vollzug begehrt, wiewohl nicht ohne Widerstreben. Des Herolds Aufruf durch die Gassen Prags an Alle, die des Reiches Schirm zu begehren und darum Etwas von Ottokar zu fordern haben, schneidet ihm in die Seele. Die Geißeln werden vorgeführt. Er durchgeht ihre Reihen. Des alten Merenberg Anblick stachelt seine Wuth aufs neue. Diesen will er durchaus nicht geben. Er sey keine Geißel, er sey zum Verräther an ihm geworden vor der Abtretung und daher ihm mit Hals und Haupt verfallen. Er wird auch späterhin in den Kerker geschleppt. Ottokar verheißt dem eine Belohnung, der ihm die Nachricht bringe, der greise Schurke sey todt und wirklich stößt ihn ein Suppan so unbarmherzig in den tiefen Thurm, daß er den Fall nicht überlebt. — Ottokar immer wüthender durch das Andenken seiner Schmach, durch des Herolds Widerspruch wegen Merenberg, reißt ihm die Friedensurkunde aus der Hand, beruft Kunigunden, die doch endlich damit zufrieden seyn werde, reißt den Vertrag in Stücke und treibt den Herold fort. — Inmitten seiner Großen entwirft er einen neuen Kriegsplan, ruft durch den Kanzler Bundsgenossen auf und empfängt durch so viel Abfall eingeschüchtert, neuen Eidschwur von den Seinigen. Zawisch antwortet mit kaltem Hohn, „der allgemeinen Noth werde er sich nicht entziehen. Was seine Brüder thäten, thue er auch!" — Aber Ottokars Grimm ist ihm eine Warnung. Er bereitet sich zu heimlicher Flucht mit Kunigunden. — Ottokar durch so viele und heftige Seelenstürme erschöpft, hat kein anderes Gefühl mehr, als das der äußersten Ermüdung und kein anderes Bedürfniß als den Schlaf. Er läßt die Königinn zu sich bitten, Sie weigert es. So legt er nun das müde Haupt in seines einzig treuen Dieners, des Kanzlers Schooß. Merenberg erscheint seinem unruhvollen wachen Traum. Er ruft ihn, als wäre er hier, sinkt aber gleich wieder in den unruhvollen Schlummer zurück, der seiner ewigen Ruhe nur so kurz vorhergeht.

Fünfter Act. — Auf der Vorwache des Böhmenheeres bey Götzendorf nahe dem Kirchhof und der Kirche. — Füllenstein und Milota liegen vorne neben verglimmenden Wachfeuern, murrend über die mit des Königs früherem Falkenblick und Falkenschnelligkeit im auffallendsten Widerspruch stehende, jetzige Langsamkeit und Umsicht desselben. Er selbst, der Kunigundens und des mächtigen Zawisch Flucht indessen erfahren, starrt tiefsinnig auf seines Schwertes Knauf gestützt, auf einem kleinen Hügel des Hintergrundes, über einem Wachfeuer in die Nachtgegend hinaus, des Schlachtmorgens gewärtig, der zwischen ihm und Rudolph, wie über das Loos dieser Lande, die Würfel der blutigen Entscheidung rütteln soll. — Milota und Füllenstein äußern dem König unverhohlen ihre Unzufriedenheit über das ihm sonst so völlig fremde Zaudern und über den Zeitverlust bey der Belagerung, Drosendorfs. — Auf einmahl heißt es, Drösing brenne im Rücken des Heeres. Es haben nähmlich die, mit den Ungarn bey Rudolph stehenden Kumanen (in den alten Chroniken, von ihrer Farbe, die Falben genannt) sich kühn bis dahin geschlichen. Ottokar befiehlt, daß Jemand auf den nächsten Thurm eile, wahrzunehmen, wo es denn brenne? Der Küster aber wehrt den Eintritt, es seyen Damen darinnen, das Gefolge „der Königinn von Böhmen." Ottokar meint Kunigunden und da werde wohl Herr Zawisch auch nicht fehlen! Er stürzt hinein, findet aber — Margarethen im Sarge! Sie hatte zu Rudolph gewollt, nach Marchek, um zu vermitteln, zu versöhnen, war aber unter Wegs gestorben am gebrochnen Herzen! Der Anblick erschüttert Ottokarn im Innersten. Er klagt der Todten, wie diejenige, um die er sie verlassen, sein Herz zerspalten und die, die er gehoben und getragen, ihn verrathen und verkauft hätten. Er bittet sie um Trost, die ihn sonst wohl oft getröstet und hört von ihrer Kammerfrau, ihr, letztes Seyn und Wirken und daß sie mit der Leiche hier nur warten wolle, bis der eben hereinbrechende Tag, — so oder so — entschieden habe und sie dann hinführen wolle, nach Lilienfeld zur Ruhestätte ihres Vaters und ihres Bruders Friedrich, den sie streitbar nennen. Ottokar scheidet schmerzvoll von ihr, die dahin sey und ihm nicht verziehen habe! Er tritt nochmahl an den Sarg, legt seinen Ring in denselben und ladet die Kammerfrau, falls er diesen Tag überlebe nach Prag, um ihre Treue zu belohnen.

Indem lärmen die Feldherrn, wo der König sey? der Tag sey voll und hell bereits hereingebrochen und die Vortruppen — handgemein. Milota erhält einen Brief von Zawisch, daß er zum Kaiser übergegangen; dieß und seines Bruders Beneß Schmach und Unheil entscheidet in ihm für diesen Tag einen Entschluß des Verderbens.

Rudolph überschaut mit seinem Erstgebornen Albrecht das Schlachtfeld, mit Worten, die keines Östreichers Brust unbewegt lassen können, der des unvergeßlichen Jahres 1809 gedenkt:

Das Feld das rings sich breitet, heißt Marchfeld,
Ein Schlachtfeld, wie sich leicht kein zweytes findet,
Doch auch ein Erntefeld, Gott seye gedankt!
Und dafür soll es immerdar dir gelten —
Da fließt die March, dort, wo noch Nebel ringt
Liegt Wien, die Stadt, die Donau blinkt daneben,
Von vielen Inseln mannigfach getheilt,
Dort wirst Du wohnen, gibt Uns Gott den Sieg!

Er übergibt dem Sohn die Kreuzesfahne, dem Markgrafen von Hochberg den Reichsadler und Östreichs flatterndes Panier dem greisen Conrad von Haslau, ihm zum Schirm, Heinrichen von Liechtenstein zuordnend.

Ha wohlverwahrt! Sucht' ich nach einem Schützer
Für dieß mein Haupt, ich wüßte keinen Bessern
Als einen Liechtenstein! — — —

Mit Befremden erblickt Rudolph die Flüchtlinge, Kunigunden und Zawisch und weiset sie hinter das Heer. Er sagt zu den Seinen, ihm sey kund geworden, es sey unter den schwerbeleidigten Rittern von Österreich und Steyer, ein Verbündniß Ottokaren aufzusuchen, in der Schlacht und ihn der Blutrache zu weihen? — Er vernichte diesen Bund und befehle streng des Gesalbten Haupt zu schonen, den Fall der Nothwehr allein ausgenommen. — Die Schlacht beginnt. Füllenstein dringt auf den Kaiser, den er vor allen zum Kampf sich ausgesucht. (Man weiß, daß der König im Gegensatze mit Rudolphs großartiger Sorgfalt, hohen Preis auf sein Haupt gesetzt, daß Füllenstein gerade auf der Stätte der heutigen Pfarrkirche zu Marcheck, „diesem Markstein von Ottokars Glück," des Kaisers Pferd erstochen und ihn in die äußerste Gefahr gebracht habe, endlich aber doch von ihm gefällt und gefangen worden sey.) Ottokar, der in der Schlacht wie ein Held gefochten, unzählige Feinde getödtet hatte, aber mit seinem erstochenen Pferde gestürzt war, wird von den Seinigen hereingeführt, ruft um ein anderes Roß und hält sich an einem Baum. Der Tag ist schon so gut wie verloren; doch verzagt er nicht und nur die Vergangenheit, die Zeit beugt ihn, wo ihn das Glück geblendet:

Die Meinen fechten matt, wie man wohl ficht
Für einen Ungeliebten, nothgedrungen
Die Östreichsmänner und die Steyrer aber,
Die sonst nur träg mir ihren Dienst erwiesen,
In Todesengel scheinen sie verwandelt
Und jeder ist ein Held nun wider mich,
Der Zahltag ist erschienen und — sie zahlen!
Ich hab' nicht gut in Deiner Welt gehaust
Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über Deine Fluren,
Du aber bists allein, der stürmen kann,
Denn Du allein kannst heilen, großer Gott!
Und hab ich auch das Schlimme nicht gewollt,
Wer war ich Wurm, daß ich mich unterwand,
Dem Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen
Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten?
Den Menschen, den Du hingesetzt zur Lust,
Ein Zweck, ein Selbst, im Weltall eine Welt
Gebaut hast Du ihn als ein Wunderwerk
Mit hoher Stirn und aufgerichtetem Nacken,
Gekleidet in der Schönheit Feyerkleid
Und wunderbar mit Wundern ihn umringt.
— — — Kein Königsschloß
Mag sich vergleichen mit dem Menschenleib.
Ich aber hab sie hin zu Tausenden geworfen,
Um einer Thorheit, eines Einfalls willen,
Wie man den Kehricht schüttet vor die Thür —
Und keiner war von den Gebliebnen allen,
Den seine Mutter nicht, als sie im Schmerz geboren,
Mit Lust gedrückt an ihre Nährerbrust,
Der Vater nicht als seiner Stolz gesegnet
Und aufgezogen, jahrelang gehütet.
Ich aber hab' sie schockweis hingeschleudert,
Dem starren Eisen einen Weg gebahnt,
In ihren warmen Leib. — Hast Du beschlossen
Zu gehen ins Gericht mit Ottokar,
So triff mich, aber schone meines Volks!
Geblendet war ich, so hab ich gefehlt,
Mit Willen hab ich Unrecht nicht gethan!
Es ist nicht Todesfurcht, die also redet.
Der Du die Herzen Aller kennst,
Du weißt, ob dieses Herz die Furcht bewegt?
Doch wenn Dich eines Mannes Reu erfreut
Den nicht die Strafe, den sein Unrecht schreckt,
So sieh mich hier vor Deinem Antlitz knien
Und hör mich bethen, wie ich jetzo bethe,
Geh' als ein Gott der Gnade zu Gericht!

Kaum hat er geendet, so erscheint hinten sein Todesengel, der junge Merenberg mit dem Anruf: „wo ist mein Vater?" wie Kain antwortet Ottokar: du hast mich nicht zum Hüther über ihn gesetzt! Er will nicht mit dem Jüngling kämpfen, seine Züge mahnten ihn so sehr an jene des Vaters; aber Merenberg reizt und nöthigt ihn, ungeachtet der dazu kommende Schenk von Emerberg, ihn an das Verboth Rudolphs erinnert. Seyfried aber, nur des ermordeten Vaters gedenkend, will ihn stacheln bis er ausfällt und die Nothwehr eintritt, mit der das Verboth erlischt. Indem zieht Milota vorüber und auf den Anruf: ob Freund, ob Feind? erwiedert er dem Schenk und Merenberg: „nicht euer Feind! Glückauf ihr Herren! Geht hier der Weg nach Mähren?" und läßt seinen König im Stiche. — Empört ob dem schändlichen Verrath und durch Liechtensteins Siegesruf: „die Feinde fliehen"! gestachelt, fällt Ottokar wider Merenberg aus, der ihn nach einigen Gängen todt niederstreckt.

Der Sieger Rudolph mit seinen Heeresfürsten tritt auf, tief bewegt über diesen Anblick. Merenberg ist (wie der große König, einst sein Vorbild und sein Beschützer, durch ihn gefallen) an seiner Leiche zur Bildsäule erstarrt. Rudolph heißt ihn fliehen und auf ewig sich verbergen gleich dem ersten Mörder! Auch Kunigunde und Zawisch treten ein auf das vorschnelle Gerücht, der König sey gefangen. Die vom Schlachtlärmen, selbst aus ihrem Friedhof vertriebene Leiche Margarethens wird hereingetragen. Ihre Begleiter suchen des Kaisers Schutz. Auch die wahnsinnige Bertha findet sich ein; ein vollständiger Kranz der Hebel seines Falles, ein echter, großartiger Hohlspiegel der über Ottokar ergangenen Vergeltung! Rudolph, gleich Allen tief davon ergriffen, spricht zum Schluße:

So liegst Du nackt und schmucklos, großer König!
Das Haupt gelegt in Deines Dieners Schoß?
Und ist von Deinem Prunk und Reichthum allem,
Nicht eine arme Decke Dir geblieben,
Als Leichentuch zu hüllen Deinen Leib? —
Den Kaisermantel, dem Du nachgestrebt,
Ich nehm ihn ab und breit ihn über Dich. —
Bringt ihn nach Wien und stellt ihn fürstlich aus,
Bis man ihn hohlt zur Ruhstatt seiner Ahnen. —
Und nun, mein Sohn, im Angesicht der Leiche,
Vor diesem Todten, der ein König war,
Belehn ich Dich mit Östreichs weitem Erbe.
Sey groß und stark, vermehre Dein Geschlecht,
Daß es sich breite in der Erde Fernen
Und Habsburgs Nahme glänze bey den Sternen!
Steh auf! — und Du — und niemahls knie wieder.
Ich grüße Dich, als dieses Landes Herrn —
Und ihr auch grüßt ihn, laßt es laut erschallen,
Daß weit es sich verbreite, donnergleich,
Dem ersten Habsburg Heil in Östreich!

Alles läßt sich auf die Knie nieder, dem neuen Herrn des Landes zu huldigen und unter Kriegsmusik und unter dem Jubelruf: „Hoch Östreich!" — und: „Habsburg für im-

mer!" verschwimmt und verklingt dieß treue und schöne Abbild einer, nicht nur für Östreich und Deutschland, sondern für ganz Europa entscheidenden Epoche.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Grillparzer, als sein Ottokar erschien.

Glück auf, Du wackrer Sänger! Wandle weiter
Auf diesem Pfade, den Du eingeschlagen.
O sieh, wie schön umblüh'n ihn frische Kräuter,
Wie steil er ist, so hoch wird er Dich tragen!
Sey Du (stolz auf den Vorzug,) Andern Leiter,
Denn dieser Pfad, — mit Jubel kann ich's sagen: —
Er führt zu dem, was wir noch nicht errungen,
Zum Kranze, von der Muse Hand geschlungen.

Ob Vielem ist schon Österreich gepriesen
Dieß bunte Reich, der Strauß von blüh'nden Ländern,
Von seiner Kriegskunst wissen Serviens Wiesen,
Der Po, der Rhein mit seinen Rebenrändern.
In seiner Staatskunst hat es sich gewiesen
Und ließ sich von den Zeiten nicht verändern:
In solchen großen Künsten groß auf Erden
Darf es wie Rom nicht, — klein im Schönen werden *).

Drum nicht zu Fremden darf es betteln gehen
Nein! Eigne Kunst und Art soll es erlangen,
Daß ehrerbietig Uns die Nachbarn sehen,
Der Muse Ruf ist nun an Uns ergangen.
Nur unsre eignen Todten laßt erstehen
Und hauchet neue Gluth in ihre Wangen
Wie siegreich sie die Welt durchschritten hatten,
Erobern in der Kunst, noch ihre Schatten.

Und Heil dem Kaiser, welcher seine Väter
Zum zweyten Mahl in's Leben treten lassen!
Geweiht dem Höchsten sind der Bühne Bretter,
Da sie die hehren Schatten dürfen fassen.
Die Kunst tritt freudig näher an die Götter,
Die Bande fallen, die am Arm ihr saßen,
Darf nach dem Höchsten frey sie einmahl greifen,
Läßt sie die Früchte, die am Boden reifen.

Wenn auf der Bühne, dieser Welt im Kleinen,
Dann alle heim'sche Frau'n und Helden gehen,
Die Guten, so vor unsrem Blick erscheinen,
Wie sie in unsrem Geist und Herzen stehen,
Die Schlimmen nur uns zwingen, d'rob zu weinen,
Daß wir in jeder Zeit, auch Übles sehen —
Dann wird das Schauspiel seine Frucht erst zeigen
Und Österreich zu Östreich liebend neigen!

Denn ein Gemeingut ist ja die Geschichte
Und Alle Alle haben gleiche Theile.
Der Niedre sitzt ob Hohen zu Gerichte,
Der Hohe fängt des Ruhmes goldne Pfeile.
Froh blüht's und glüht's in jedem Angesichte,
Uns selbst und auch dem Throne selbst zum Heile.
Denn spricht für ihn was wärmer zu den Landen,
Als die Jahrhunderte, die er gestanden?!

Drum rufe mit mir: Glück auf Du wackrer Sänger!
Und fortgefahren, wie Du angefangen,
Collin — ihn hemmte nur der fremde Dränger, —
Er wäre sonst auch diese Bahn gegangen.
So ward er Römer, — doch ist er's nicht länger,
Die Toga wirft er weg, die ehrnen Spangen,
Und tritt Dir, edel wie er war, entgegen:
„Folg mir nicht nach! und geh' auf eignen Wegen!"

Joh. Schön.

*) Die welterobernden Römer blieben in der Kunst, immer nur Nachahmer der Griechen und häufig nur mittelmäßige Manieristen. — Rufen ihnen ja selbst die eigenen Dichter zu, sie sollten die Künste den Überwundenen lassen: Des gesammten Erdkreises Völker in Ketten zu schlagen, sey des Römers Tagewerk: excudent alii spirantia mollius aera; orabunt caussas melius, coelique meatus, perscribent radio et surgentia sydera dicent; vivos ducant de marmore vultus, Tu regere imperio populos, Romane, memento! — hae tibi erunt artes: pacique imponere morem; parcere subjectis et debellare superbos! — haec pater Anchises etc. (Virgil VI.)

Kunst.

Pot-Pourri. Ein kleines Geschenk für junge Zeichner, entworfen von H. Professor Schindler Vier Hefte, jedes von 12 Blättern im netten Schuber. à 30 kr. C. M. wird fortgesetzt. (Lithograph. Institut.)

So viel auch Kunstgegenstände erscheinen, so war doch bisher ein sichtbarer Mangel an solchen, die zur Unterhaltung und Übung zugleich dienen, die das Auge des Kenners sowohl als dieß des Anfängers anziehen, durch die ausdrucksvollsten Bilder und Gedanken wie sie nur ein so talentvoller Mann erschafft, der sich auch sogar in Spielereyen nur großartig zeigen kann.

Die lieblichsten Ideen paaren sich hier mit erfindungsreichen Devisen, mit den artigsten Vignetten, die zugleich reichen Stoff für Souvenirs, Titelkupfer zu Büchern, Almanache, Verzierungen zu allen Arten von Gebäuden erst darbiethen, ja, die ein kleines Magazin für jeden Künstler bilden, besonders für den, der eben um einen Gedanken verlegen ist, den er darzustellen gesonnen.

Fürwahr keine böse Zeit, wo wir um einen höchst geringen Preis den Geist und ästhetische Gefühle nähren, wo wir so viele Gelegenheiten haben und ohne die geringste Aufopferung uns bilden können. Der ist der Glückliche, der die reichlich gebothene Gelegenheit benützt, benützen kann, durch seinen Kunstsinn, durch seine Mittel.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 23. und Freytag den 25. Februar 1825.

(23 und 24)

Theater. — Grillparzers Ottokar.

(Fortsetzung.)

Ein eigenthümlicher und der schönste Vorzug dieses vaterländisch-geschichtlichen Schauspiels, liegt unläugbar in seiner wahrhaft dramatischen, unaufhaltsam dem Ende zueilenden Richtung und Anordnung, in seiner Totalität. Es ist hier keine, der so oft vorkommenden Verwirrungen in den Gränzmarken der verschiedenen Künste und ihrer Zweige, etwa wie die Plastik, lange genug die Mahlerey versteinert hat; keine weitläufigen epischen oder lyrischen Seitenflügel im dramatischen Gebäude, — ja man darf sagen, der Dichter habe sich mit großer Umsicht gehüthet, den Blumen der Rede, allzuviel Spielraum zu gönnen, sich von der Macht einzelner Situationen, einseitig fortreißen zu lassen und dadurch dem schönen Ebenmaß und Gleichgewicht, der Unterordnung der einzelnen Theile und dem strenge fortschreitenden Causalzusammenhang Etwas zu vergeben. Es ist kein Zweifel, manche einzelne Rede, manche einzelne Scene, könnte noch weit mehr ausgeführt und reicher geschmückt seyn, allein es wären Partien von Mieris und Gerard Dow — in den Stanzen oder in der sixtinischen Kapelle!!

Die rührendsten und anmuthigsten Bruchstücke sind kein Ersatz, ja nicht einmahl ein Surrogat für die zerstreuten Lichter, für die Zersplitterung des Totaleffects. — Eben so gelungen, wie die übrigen optischen Winkel, unter denen uns der Verfasser seinen großartigen historischen Stoff, dramatisch erblicken läßt, ist auch der Schleyer der Täuschung, den er über die Zeit ausgebreitet hat, in der das Stück spielt, von Ottokars Trennung von Margarethen nähmlich, und von seiner zweyten Vermählung mit der machovischen Kunigunde, bis zu Rudolphs Wahl, bis zum ersten Frieden mit Ottokar und dessen Rückstellung der dem Reiche heimfälligen österreichischen Lande, dann bis zum Bruche dieses Friedens durch Ottokar und zu seiner Niederlage und Tod in der zweyten Marchfeldsschlacht und zur Gelangung eben jener Lande an Rudolphs von Habsburg Söhne, Albrecht und Rudolph. — Selbst diejenigen, die in der französischen Schnürbrust aufgewachsen und in den so arg mißverstandenen Einheiten der Zeit und des Ortes festgerannt sind, dürften schwerlich wollen, daß das Stück so lang daure, als die Begebenheit, die es verewigt? Jene engherzigen Schranken würden uns der herrlichsten tragischen Stoffe berauben, sie würden das erfinderische Genie in einen so engen Kreis bannen, in dem es sich nimmermehr mit Lust und Liebe zu bewegen vermag und uns nur die Ergebnisse von Schillers „Pegasus im Joche" wiederhohlen. Alle die großen Meister haben sich nach Maßgabe des Stoffes längst darüber hinweggesetzt und jene sclavischen Einheiten der Zeit und des Ortes, sind höchstens noch gut genug, um den unbändigen Dünkel und die fort und fort todtgebärende Productivität dramatisirender Wildfänge, noch durch einige Zeit an der heilsamen Corda laufen zu lassen. Wir erinnern hier an Manches, was diese Blätter in Nr. 10, 13, 14 und 16 über Shakespeare bemerkten. — Dagegen hat der Dichter etwas weit Höheres, Wichtigeres und Wesentliches, er hat die Einheit der Handlung, so strenge beobachtet und den Causalzusammenhang der Begebenheiten mit solcher Wahrheit und solcher geschichtlichen Treue aufgegriffen, daß nicht der geringste Widerspruch der Möglichkeiten darauffällt und was wir vor Augen sehen, eben so gut im Zwischenraum so vieler Monathe, ja Wochen, als so vieler Jahre hatte vor sich gehen können.

Ein eben so großer Vorzug, liegt in der Charakteristik. Keine, selbst der geringsten Personen, ist physiognomielos oder unbedeutend. Durch wenige Striche sehen wir hier mehrmahls weit Treffenderes bewirkt, als ander-

wärts durch absichtliche oder allzu sichtbare Häufung der Motive oder breite, theoretische Entfaltung. — Wir erlauben uns, aus der Geschichte Wiens, die Wort für Wort, den gleichzeitigen Quellen getreuen Hauptumrisse dieser großen Begebenheit anzuführen, um die völlige Treue zu bewähren, womit der Dichter der Geschichte gefolgt ist, den äußerst glücklichen Tact, womit er ihr hier und da nachgeholfen und die oftmahls dürren Conturen der Chronik, durch Licht und Schatten und Farbe belebt und ergänzt hat, den Unterschied recht anschaulich machend, zwischen Erdichtung, die aus der Historie auf ewig verbannt und zwischen Dichtung, ohne die ein großes geschichtliches Gemählde gar nicht denkbar ist.

„Die erste Marchfeldsschlacht mit Bela IV. (1260) hatte in wenigen Stunden die Steyermark wieder gewonnen. Sie hatte die Rivalitätsfrage mit Bela, welcher Friedrich der Streitbare siegend unterlag, unwiederruflich entschieden. Diese Siegesfeyer war der letzte Tag Margarethens. In dem Gezelt an der March, im siegjauchzenden Ring der Fürsten von Pohlen, Kärnthen und Brandenburg, vieler böhmischen und österreichischen Helden, gab sie mit Ottokar, als Frau des Landes, die Grafschaft Retz dem Bruder des Zawisch, Wok von Rosenberg, der mit Heinrichen von Lichtenstein, der Vordermann des glorreichen Tages gewesen. Das Glück hatte Ottokarn mit all' seinen Blüthen überstreut; um so tiefer wurzelte nun der Groll seiner Erblosigkeit. — Margarethens Hand hatte eigentlich nur einen Vorwand mehr, zur Besitznahme des babenbergischen Erbes gegeben. Ihn hatte der Wille der Landherren, ihn hatte die Ermüdung des Volkes, die nachbarliche Rivalität mit Bela, die eigene Macht und der mit der Sättigung immerdar wachsende Ehrgeitz berufen. Nur ungerne hatte Margarethe in die ungleiche Verbindung gewilligt. Zu oft hatte sie Dank gefordert von dem Lande, dem sie sich geopfert, von dem jungen König, den sie so groß gemacht habe! Ein Gemüth, wie Ottokar, unterwirft sich eher jeglicher Müh und Gefahr, als jahrelanger, unaufhörlicher Schonung und peinlicher Hingebung. — Er brauchte jetzt nichts mehr zu schonen und hatte sich bereits ganz andern Hoffnungen hingegeben. — Mit dem Frieden, den er dem überwundenen Bela vergönnte, nahm er zugleich von ihm eine Blume jugendlicher, glühender Schönheit, Kunigunden, Tochter des Herzogs zu Machow und Bosnien, Rostislaw und Annas, der ältesten Prinzessin Belas (1261) und da der Titel seiner Heirath nun nichts mehr galt, nahm und empfing er die Lehen über Österreich und Steyer von dem kaiserlichen Abenteurer Richard von Cornwall, K. Johanns ohne Land jüngerem Sohn. (1261 — 1262.) Margarethe habe zu Trier wirklich Gelübde abgelegt, die Ehe sey also nie gültig gewesen, sagte man dem Volk, das nach sechs Jahren, die sie in ihrem Hoflager zu Krems und auf dem Felsenschlosse Krumau an der Kamp, fromm und wohlthätig verlebt, sie haufenweise und mit Thränen ins Grab nach Lilienfeld beleitete (Octob. 1267.)

Jene den dunkeln Faden durch alle großen Geschicke fortspinnende Vergeltung, gefiel sich sichtbarlicher als irgend anderswo und Schritt für Schritt, an dieser gewaltigen Königsnatur ihr Amt zu handeln. — In ebendem Marchfelde führte Ottokarn das eilende Glück dem lauernden Unglück entgegen. Seinem Reich ward ein Erbe ihm selbst aber keinerley Frucht seiner That. Eben diese Kunigunde trieb ihn dereinst ins Verderben und in den Tod. Verhehlen konnte er sich es nicht, daß er in all seiner Königspracht, in all seinem Heldenglanze, doch nicht der Mann ihrer Wahl, der Mann ihrer Gluth sey. — Wie überhaupt seit jenem Wendepuncte, sein hoher Sinn, sein kühner Muth, täglich mehr in Hochmuth und Übermuth, seine kraftvolle Klugheit in blindwüthenden Argwohn entartete, wie er allen, auch erlaubten, auch gebothenen Widerspruch nicht leiden, nichts vermeiden, nichts vergeben, nichts mehr erwarten konnte, übte er auch in dem mächtigen Haus der Rosenberge, wilde Liebesgewalt und machte das Maaß seiner Unthat voll durch unschuldig vergossenes Blut und eben aus diesem Hause Rosenberg kam ihm auch der bitterste und der letzte Schlag. — Er verlor Kunigundens Liebe und Treue an Zawisch von Rosenberg, einen Götterjüngling, gleich Achill, schön und kühn, mild und wild, gleich mächtig des schmelzenden Liedes, wie des donnernden Schlachtrufes! Eben dieser Zawisch verrieth und sein Oheim Milota verließ dann Ottokaren in der zweyten Marchfeldsschlacht (26 Aug. 1278) wider Rudolph, daß ihm nichts mehr übrig blieb, denn — als Held zu fallen! — die Königswitwe Kunigunde gab hierauf dem Zawisch ihre Hand."

„Schon die Außenseite Rudolphs machte ihn zu einem ächt populären Helden, im edelsten Sinne. Er war groß und schlank von ungemeiner Gewandtheit und Stärke. Die hohe gewölbte Stirne, der Mund, die große Adlernase, (ihm selbst häufig ein Stichblatt des Witzes) blieben noch lange bis auf Max des I. burgundische Heirath, ein unterscheidender Zug seines Geschlechts. Die blauen Augen waren voll Feuer, der Vorderkopf schon im frühen Mannesalter ganz kahl. Die Haare hingen noch in späten Tagen, in langen goldenen Locken um den Nacken. Schwieg er, so umwölkte sein Antlitz ein majestätischer Ernst, sprach er, so belebten sich seine Züge in zuvorkommender Freundlichkeit und scherzhaftem Witz. Eben so als Graf von Habsburg, wo

ihm oblag, mit Wenigem Vieles zu leisten, wie als König; im häuslichen Leben, wie in den großen Geschäften, behauptete er in jeder Stunde, Ruhe, Heiterkeit, großartige Einfalt. — Seine Nüchternheit und Mäßigung war der Völlerey des Zeitalters durchaus fremd; darum wohnte dem Greise noch das Feuer des Jünglings bey. Im Feldzuge wider Savoyen aß er rohe Rüben, als die köstlichste Speise, seine murrenden Völker beschämend. Gewöhnlich deckte ihn ein schlichter, blauer oder grauer Rock, den er nicht selten mit eben der Hand selber ausbesserte, die in so stürmischen Tagen den Scepter, in so vielen Schlachten das Schwert sieghaft geführt. Aber das Kleid, das er bey der festlichen Zusammenkunft mit dem Papste trug, kostete 900 Mark Silber und Niemand vermißte an ihm, ob der höchsten Einfachheit die höchste Majestät. — Er stieg vom Throne, dem alten Jakob Müller von Zürich die Hand zu reichen, er besuchte jedes Mahl wieder den reichen Gärber von Basel. „Bin ich denn Kaiser geworden, um mich zu verschließen?" antwortete er der Leibwache, die den armen Greis vom neuen Könige zurückwies. — „Des Hauses meines Freundes hat kein König sich zu schämen," erwiederte er Meinharden von Tyrol auf die Frage, ob er das Verlöbniß zwischen ihren Kindern auch jetzt noch als bindend betrachte? Zehn Kinder hatte er von seiner ersten Gemahlinn Gertrud, Gräfinn von Hochberg, und seine Ehe war glücklich. „Er war fester als ein Diamant an männlichem Preis, ein Dieb der Minne in seiner Jugend, er hätte noch im Alter um einer Maid willen einen Löwen bestanden," (sagt Horneck von ihm.) An freudigem Muth und Gewandtheit, wie an erfinderischer List, waren die Fehden seiner Jugend überreich. — „An Treue und Wahrheit fest und ganz, den Spiegel und die Krone jeder Mannestugend" nennen ihn die Zeitgenossen. — Seine Jugend war hart, und der Geist den Glücksgütern weit voraus. Sein ärgster Feind war im Beginne seiner Laufbahn, die eigene Gluth. — Noch hatte er seines Lebens viertes Jahrzehend nicht vollendet, und sah sich schon zwey Mahl vom Bannstrahl getroffen, mit seinem eigenen Hause in Feindschaft und Fehde, von beyden Oheimen enterbt. Aber die begangenen Fehler, das daraus entsprungene Mißlingen, die Widerwärtigkeiten belehrten ihn, ohne ihn zu beugen, oder zu entmuthigen. — Er beobachtete und beachtete, alsdann beherrschte er seine Zeit. — Weit entfernt (was nach dem oberflächlichen und leidenschaftsvollen Antrieb des Augenblickes, das Leichteste und Natürlichste schien,) mit seines Gleichen zusammen zu treten, des Adels Übermacht und Übermuth zu stärken, die an der Tagesordnung stehende Unterdrückung und Vertheilung fremden Gutes mitzumachen und daraus für sich den möglichst größten Vortheil zu ziehen, errang er vielmehr gar bald, nah und ferne den Ruf eines ritterlichen Hortes der Schwachen wider Unrecht und Gewalt. — Achtzehn Jahre behauptete er den Thron, der Guten Vater, der Bösen Schrecken, Allen das lebendige Gesetz. Eine einzige große Räuberhöhle war Deutschland, und in wenig Jahren erzwang Rudolph, daß die Wölfe wieder Lämmer wurden, daß der Kaufmann und der Pilger gar keines Geleites bedurften, um die finstern Wälder und die trotzigen Burgen ungefährdet vorüber zu ziehen.

Wie höchst denkwürdig, daß unter so mancher Ahnung und Erinnerung, Weissagung und Vorherbestimmung in diesem edlen und großartigen Leben, Habsburgs ganze Größe, sein völliger Gesammtbestand, seine große Rolle als Mittelmacht und Schwerpunct Europas, bereits vor Rudolphs Adlerblicke lag! Nebst Österreich, Steyer, Krain, der windischen Mark und eventuell Kärnthen, bereitete er durch Verträge auch schon die Nachfolge in Ungarn und Böhmen vor.

Eben so anspruchslos und heiter, wie ihn die Krone gefunden, verließ er sie; — bis zum letzten Augenblicke, (um mit Shakespears Lear zu reden) „jeder Zoll ein König!" — Zu Germersheim, beym Schachspiel, eröffneten ihm die Ärzte des Todes Nähe. — „Wohlan denn, hin nach Speyer!" war sein letzter Ausruf. Dort wollte er neben den alten Kaisern der Deutschen ausruhen, von dem vielen Guten und Großen, das er gethan, „seit ihn" (wie er oft zu sagen pflegte,) „die Vorsehung aus der Hütte seiner Väter in die Kaiserpfalz erhöht."

Der sterbende Greis nahm Urlaub von dem weinenden Gesinde und ritt zwischen zwey Geistlichen, die ihm von Gott redeten, heiter zu seinem Grabe hin. Vom ganzen Land an beyden Ufern des himmlischen Rheins, eilte das Volk an die Straße herbey, daß es ihn noch einmahl sehe, sich an dem Anblick dieser scheidenden Sonne wärme!

Nach den zwey Hauptcharakteren Ottokars und Rudolphs, dürfen auch Kunigunde und Zawisch als vollendet gepriesen werden. Planvoll und gehalten, wie Zawisch an und für sich ist, erscheint er es noch mehr, durch das Gefühl seiner Überlegenheit, das er allen Umgebungen einflößt.*) Die

*) Auch das Ende des Zawisch war ungemein tragisch. Er vermählte sich mit Kunigunden und erhielt aus dieser Ehe einen Sohn Johann, der in der Folge Probst auf dem Wissehrad, Großmeister der Kreuzherrn und Bischof von Ollmütz wurde. Innocenz IV. und der unmündige König Wenzel bestätigten diese Ehe und Zawisch behauptete, sowohl bey Kunigundens Lebzeiten, als nach ihrem Tode,

Anklänge halber Barbarey und nomadischer Unruhe in Kunigunden sind vortrefflich und eine Paralelle zwischen ihr und der Sultanstochter in Tiecks „Kaiser Octavian," möchte gerade bey der klimatischen, nationalen und individuellen Verschiedenheit Beyder, eine anziehende Aufgabe seyn? Die *Exposition* ist überaus einfach. Das besorgte Durcheinanderrennen der Frauen kündet uns den schmerzvollen Eindruck der beschlossenen Scheidung auf Margarethen an. Unwillig bestreitet selbe und schildert Ottokaren begeistert als einen, solchen Undanks nicht fähigen Spiegel des Ritterthumes und Königthumes gerade derjenige, der zuletzt, als Bluträcher seines Vaters, *Ottokarn erschlägt*, ein biederer unbedeutender Jüngling, *Seyfried von Merenberg*. — Eben sein Vater ist es, der dem Zweifler die Richtigkeit des bevorstehenden Unheiles kündet. — Margarethe selbst vollendet die Exposition und höchst bedeutend tritt mit der Gekränkten, Rudolph auf, „aller Gekränkten Hort und Schirm." Margarethens Erzählung über ihre Vermählung mit Ottokar ist eben so geschichtlich richtig, als zur allseitigen psychologischen Zergliederung zweckmäßig und kein unwürdiges Gegenstück zur Entwicklung des salischen Gesetzes in Shakespeares Heinrich V. — Die *Rosenberge*, welche gehen da sie kömmt, haben uns schon die ganze Rückseite der Münze gewiesen, Ottokars häuslichen Mißmuth, die Gefahren, die ihn umgeben, die Unzufriedenheit, die seine Tyranney erregt hat, den lauernden Verrath. — Der Dichter hat es ungemein wohl verstanden, uns selbst in lauter Polykrates umzuschaffen, denn unheimlich wird man über all diese Gaben des Glücks, die sich aus übereichem umgestürztem Füllhorn auf Ottokars „des goldenen, des gastfreyen des siegreichen" ruhmbekröntes Haupt ergießen. Man glaubt aus schwarzen Wolken jenes dumpfe Drohwort zu hören: „man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, nicht blind vertrauen auf das lange Glück, dem *Unglück* sey die *Hoffnung* zugesendet, denn ewig schwanke des Geschickes Wage!" — Man glaubt den verblendeten König selber anreden und warnen zu müssen, der da wähnt, weil sich ihm lang alle Pfade ebneten, alle Thore öffneten, es müsse immer so seyn und ihm selbst liege ob, seinem Alles verschlingenden Glück, nur immer neue, immer größere Beuten vorzuwerfen, wo denn zuletzt die vollkommenste Verblendung sich seiner bemächtigt, der überhaupt nie gerne dornichte Wahrheit gehört hat. — Es ist die unausweichliche Folge, daß wie der nie gebrochene Wille ein Mahl gebrochen, des Glückes lange Gewohnheit unterbrochen, der Nebel der Unwiderstehlichkeit dahin und die allgemeine Meinung gewendet war, Ottokar zuerst wurde *wie andere Fürsten*, dann — *minder*, — denn bey diesen hatte Glück und Unglück in kurzen Fristen abgewechselt, bey ihm zerfielen sie in zwey große, scharf und plötzlich auseinandergerissene Hälften. — Hat aber nur einmahl nach der alten Mythe, das lauernde Verhängniß den am Fuße wieder heruntergezogen, der schon mit gieriger Faust den Giebel umklammert hält, so fahren dann ringsum, auf einmahl, die lange geduldigen Schaaren der Getäuschten, Verdunkelten, Niedergehaltenen, Mißhandelten, gleich zahllosen Rachegeistern empor.

Lauter Worte, in dem schon vor siebzehn Jahren beschriebenen Leben dieses großen Königs ausgesprochen, in Grillparzers edlem Kunstwerk aber weit überbothen durch viele höchst charakteristische Züge, würdig in den „Büchern der Richter und der Könige" zu stehen, wenn auch hie und da nicht im völligen Einklange mit den Nervenübeln, mit der Verzärtlung und mit der blasirten Frivolität der heutigen Salons; — Worte, die gleichfalls hinreichen mögen, Ottokarn in seiner Zerwürfniß, als er auf das erste Hinderniß stößt, das er nicht umwerfen kann und als er zum ersten Mahl seinen Übermuth vor Rudolphs äußerer Einfalt und innerer Majestät beugen mußte, in seiner tiefen Zerschlagenheit, Wuth und Schaam, nicht etwa aus seiner Rolle fallend, sondern in einer unvermeidlichen Steigerung derselben zu erblicken.

die erste Stelle im Reich. Er wurde auch durch seinen kräftigen Widerspruch wider die ungetreue brandenburgische Vormundschaft und durch die sieghafte Beendigung des großen Räuberkrieges, ein recht populärer Held. Er vermählte sich zum zweyten Mahl mit der ungarischen Prinzessinn Judith. Sein Stolz hatte eine mächtige Parten unter den Großen Böhmens wider ihn aufgeregt. Der junge Wenzel, dem man schon lange zugeflüstert, er strebe ihm nach Krone und Leben, ließ ihn auf eine, sehr unkönigliche Weise durch seine eignen Verwandten und Freunde aufs Prager Schloß locken und dort in den weißen Thurm sperren, 1288. Auch da noch verließ ihn sein starker heiterer Geist nicht. Die Lieder, die er im Kerker gedichtet, tönten noch lange von den Lippen des Volkes fort. Endlich wurden alle seine Burgen begehrt als Lösegeld und er von einer nach der andern geschleppt und den Burgvögten gedroht, ihn Angesichts des Schlosses hinzurichten, wenn sie es nicht aufgäben. Alle thaten es, nur sein Bruder Witko weigerte sich und Herzog Niklas von Troppau, Ottokars Sohn von der schönen Kuenringerinn, Margarethens Hofdame und des Zawisch ärgster Feind, dessen Händen Wenzel den Gefangenen anvertraut, ließ ihn eilends enthaupten. Ein prächtiges Grab fand er im Kloster *Hohenfurth*, das sein älterer Bruder Wok gestiftet und er selbst öfters reich beschenkt hatte.

Mit eben so sicherm Blick und geübter Hand arbeitete der Dichter darauf hin, uns mit Ottokarn, wieder zu versöhnen, dessen tyrannische Willkühr unser Gefühl nothwendig empören mußte. — Was leidet der Stolze nicht bey der plötzlichen Kunde von Rudolphs Wahl, während er noch den Reichsgesandten um eben diese Krone schmähliche Bedingungen setzt! bey dem Belehnungsact, dann auf der Flucht vor sich selbst, von Wald zu Wald und von Ort zu Ort, bis er endlich, gleich einem schämigen, gehetzten Bettler, vor der Pforte seines eignen Königsschlosses niedersinkt und da, unerkannt die Urtheile der Niedrigsten und gar wohl erkannt, Kunigundens Schmähungen und des Zawisch Schadenfreude, aus vollen Zornesschalen über sich ausgießen sieht?? — Die Überraschung, Margarethens Leiche zu finden, löst endlich seinen bittern Haß und Groll gegen seine Feinde und gegen das Geschick in Wehmuth auf. Das Selbstgespräch des verwundeten, vom Pferde gestürzten, auf ein frisches Roß zum erneuten Kampfe wartenden Königshelden, enthüllt wieder (wie vor dem Sterben häufig das Licht des jahrelang verdunkelten Verstandes und die ganze heilige Macht der Empfindung wiederkehren,) die ganze ursprüngliche Erhabenheit, ja Kindlichkeit dieses Riesengeistes. — Wie die ewige Vorsehung sich in alter und neuer Zeit oft darin gefiel, erst wenn Menschenwitz und Menschenkraft völlig am Ende, wenn die Besten umsonst gefallen waren, aus den Wolken zu greifen, mächtige Heere gleich Ameishaufen zu zerstören, Pyramiden und Obelisken langer Triumphe mit Strohhalmen zu stürzen und den Riesen durch die Schleuder des Hirtenknaben zu fällen, so fällt auch hier der größte König seiner Zeit, durch das unberühmte Schwert seines Waffenschülers, des jungen Merenberg, der ihn einst rein und innig geliebt, jetzt aber eines guten Vaters blutiges Ende an ihm zu rächen hat! Er fällt und der edle Rudolph tritt tieferschüttert ob solchen Wechsels alles Irdischen zu seiner Leiche. — Bessere Warnung konnte er seinen, zur neuen Herrschaft erhobenen Söhnen nimmermehr geben, mit hausväterlicher Milde zu regieren und erhabneren Commentar fand auch wohl niemahls Horazens goldner Spruch: vis consilii expers, mole ruit sua, vim temperatam Dii quoque provehunt in majus; iidem odere vires, omne nefas animo moventes!

Mindere Winke „des großen gigantischen Schicksales, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt," sind nebst dem bedeutungschweren ersten Auftreten Rudolphs und des jungen Merenberg, noch sehr viele und sehr ergreifende: — „Marcheck soll sein der Markstein meines Glücks" sagt der von der ersten Marchfeldsschlacht trunkene Ottokar — und so ward es auch in der zweyten Marchfeldsschlacht. In Marcheck mißlang Füllensteins Angriff auf Rudolph. Nach Marcheck wurde zuerst Ottokars Leiche gebracht, von da nach Wien zu den Schotten, alsdann von Rudolph mit dem Purpur geschmückt und in feyerlicher Begleitung, doch ohne Lichter und ohne Glockenschall, weil der Bann auf Ottokarn lag, zu den, von ihm besonders geliebten Minoriten, wo sein Herz noch ruht. — Eben so unheimlich ist die Verwechslung, wie unter dem stürmischen Jubelruf so vieler Länder, Ottokar auch schon als künftiger Kaiser begrüßt wird und einer der Gesandten, statt des weißen böhmischen, den rothen habsburgischen Löwen ergreift und emporhebt! Schon die Zeitgenossen hatten einen ähnlichen Gedanken, denn Ottokar Hornecks Reimchronik erwähnt einer alten Prophezeihung: „der Reichsadler werde sich niederlassen in eines Löwen Nest. Anfangs verstand freylich Alles den weißen Löwen darunter, aber nein (sagt Horneck), der Adler, lange hin und her geflogen, ersah sich den rothen Löwen um bey ihm zu wohnen, nähmlich den Habsburger, welcher ganzer Mannheit ein Recke (Held) war." — Wir haben bereits bemerkt, wie glücklich Rudolphs majestätische Einfalt in seinem Gespräche mit dem Volke geschildert sey. Nicht minder glücklich ist die Wahl des Repräsentanten und Fürsprechers für das, durch Ottokars tyrannisches Regiment gebeugte Land und Volk, in einem Zeitgenossen all dieser Auftritte, in dem Verfasser der schätzbarsten Quelle jener Zeiten, Ottokar Horneck. Seine Reimchronik hat Wolfgang Lazius, (Bürger und Geschichtschreiber Wiens und Ferdinands I. Historiograph, Leibarzt und Oberhofbibliothekar, seßhaft im Doctor Latzenhof und bey St. Peter begraben) aufgefunden, gleich der nicht minder wichtigen Chronik des Wiener Bürgers Enenkel und dem vorzugsweise unserm theuern Wien gewidmeten und wahrscheinlich unter Leopold dem Glorreichen durch Heinrich von Ofterdingen in Wien vollendeten Niebelungen-Liede. — Dieser Ottokar Horneck war, wie er uns selbst belehrt, ein Schüler des an König Manfreds Hofe zu Neapel hochgeehrten Sängers Conrad von Rotenberg. Sein Herr war Ott von Liechtenstein, der Gute und Gerechte genannt, Landeshauptmann in Steyer, Sohn jenes Sangeshelden des „Frauendienstes" und des „Witz", Ulrich, der als König Artus und als Königinn Venus, weite Lande durchzogen und Neffe eben des Heinrich von Liechtenstein, der der wilden Anarchie müde, eigentlich der Mann war, der Österreich mit Margarethens Hand, Ottokarn gab (und dafür Nikolsburg erhielt) und es ihm, als er Tyrann wurde, wieder nahm. —

Dieser Heinrich war der Held der preußischen Kreuzfahrt, der Leithaschlacht und in der ersten und zweyten Marchfelds-schlacht, was ein halbes Jahrtausend später, sein Enkel, der Fürst Johann, auch in einer ersten und zweyten Marchfeldsschlacht, bey Aspern und Wagram gewesen; ein würdiger Ahnherr der Liechtensteine, dieser unerschöpflichen Wiege tapferer Kriegesfürsten, dieser „Erstgebornen der Fahnen Österreichs!" — Der Zug, daß Rudolph dem Sänger und Geschichtschreiber die eigne goldne Kette umhängt und seine Antwort auf den Unwillen der Ritter, sind sehr glücklich hierher verpflanzt. — Es geschah eigentlich im Heerlager vor Basel.

Das hier unserm Landsmanne Grillparzer gespendete Lob treuer und trefflicher Benützung der geschichtlichen Momente, dürfte vielleicht manchem von jenen erhabenen Kritikern unmäßig, ja sogar unrichtig dünken, die mit Domitians gewissenhafter Geschäftigkeit in einem guten Buche die Druckfehler zählen und auf einem schönen Gemählde den Fliegenunrath und ins Theater zu gehen scheinen, nicht um der Dichtung und Darstellung willen, sondern um dort über die „art de verifier les dates", über Heraldik, Archäologie und Costume, Vorlesungen zu hören, die in eine starke, erhabene Vorwelt, überall nur die marklose Gegenwart und ihr eignes Ich hineintragen, dadurch aber die Kunst zuletzt wieder auf Hunger und Kummer und Schulden des larmoyanten bürgerlichen Schauspiels und auf Übersetzungen und Nachbildungen aus dem Französischen einengen würden! — Je beschränkter eines Menschen Kenntnisse und Fähigkeiten sind, desto mehr verschwinden ihm alle die zahllosen und grandiosen Nuancen, Schattirungen und unendlichen Verschiedenheiten der großen Weltgeschicke, desto mehr sieht sich bey ihm Alles gleich, er kennt nur ein Sich und ein Heute, sieht daher gar leicht in Allem Beziehungen, Anspielungen, Einkleidungen, Mystificationen! So wie Horazens erhabenes nil admirari ewig bestehen wird, wird auch jede große Begebenheit, jede tragische Catastrophe, jeder Charakter, dem die Gewalt vor dem Rechte ging, mit irgend einem andern, diesen oder jenen hervorstehenden Zug, diese oder jene der am meisten sichtbaren äußern Umrisse gemein haben. Somit aber sind überall krasse, materielle Paralellen zu erzwingen, Beziehungen und Anspielungen herauszugrübeln! — In dieser vermeintlichen Einheit, die unendliche Mannigfaltigkeit, die überaus große Verschiedenheit zu bemerken, dazu würde — Denken — und ein etwas mehr als höchst oberflächliches Eingehen, mehr als ein vornehmer Dedain und ein wohlfeiles Ridiculisiren erfordert; Beydes sehr ungelegene Dinge! So ist es auch sehr bequem, Metalle, Salze, Inflammabilien, Alles miteinander, Steine zu benennen!! — Das Schlimmste ist, daß dieses specifische Talent der Mißdeutung, nicht nur der Kunst alle Unbefangenheit und Freyheit raubt und unvermeidlich zu lauter Restrictionen führt, sondern noch überdieß nirgend eine Gränze, nirgend einen sichern Maßstab hat, vielmehr der Laune und der Willkühr Thür und Thor eröffnet, weil der Nächste Beste, nach seiner Individualität, nach dem engen Kreise seiner Einsicht und seiner Empfindung, nach der Einwirkung des Augenblickes und unvorherzusehender Zeitereignisse, gerade da Beziehungen und Anspielungen zu treffen meint, wo der tiefer Unterrichtete, der höher Gebildete, dem mit den zufälligen äußern Ähnlichkeiten zugleich die wesentlichen innern Verschiedenheiten ins Auge fallen, an gar nichts dergleichen denkt.

Wohl möglich, daß irgend Jemanden beyfällt, Friedrich der Streitbare ruhe zu Heiligenkreuz und nicht bey seinem Vater, Leopold dem Glorreichen und bey der Schwester Margarethe zu Lilienfeld, dieß sey daher kein geringer Fehler! oder es folge in diesem Trauerspiel, Ottokars Tod und die Belehnung Habsburgs mit Österreich, allzurasch auf einander, wogegen in „Lambachers österreichischem Interregnum" und in andern guten Büchern, viel gründlicher auseinandergesetzt sey, wie ein Kurfürst nach dem andern, den Willebrief dazu gegeben und Rudolph eingesehen, ohne Hausmacht lasse sich die Kaiserwürde und das reichsoberstrichterliche Ansehen, in so schwerer Zeit nicht behaupten. — Gesundem Urtheil kann es aber nicht entgehen, gerade in dieser raschen Folge liege eine große dramatische Kraft. — Man hat unter andern Übertreibungen des Schranzenwesens, eine Art von Ehrensache daraus gemacht, das Einstürzen der Zeltwände, während Ottokar vor Rudolph kniend die Lehen nimmt, als ein Märchen zu erklären. Freylich schweigen die Gleichzeitigen davon; aber es würde ein Leichtes seyn, aus bloß negativen Inductionen der halben Geschichte den Laufpaß zu schreiben! Man glaubt doch in andern Dingen den ältesten Gewährsmännern dieser Angabe, Arenpeck und Äneas Sylvius Piccolomini, Minister Friedrichs IV. und nachmahls Papst! — Zweifelhaft bleibt es inzwischen immer, unbezweifelt aber, Rudolphs Wort: „Ottokar hat gar oft meines grauen Rocks gespottet, so möge dann mein grauer Rock auch einmahl seiner spotten!" Um so mehr war es dem Dichter erlaubt, jenen Auftritt als verstärkendes Motiv zu gebrauchen, das

er noch dazu, sehr charakteristisch, durch den Zawisch und nicht durch Rudolph herbeygeführt! —

Über die glückliche Wahl, über die Vortrefflichkeit des Stoffes sprachen wir uns in diesem Archive schon (Nr. 173 Dez. 1823) gelegenheitlich der Rudolphias Sr. Exc. des Patriarchen von Venedig aus. Der Stoff ist universalhistorisch. Rudolph gründet auf das Land Österreich ein Haus Österreich, dieß Erz-Haus, diese wohlthätige Mittel- und Binnen-Macht auf dem Kreuzweg der Nationen. An die Stelle der Macht stellte dieser unvergeßliche Ritter und Retter, das Recht wieder her, zugleich der erste deutsche Hausvater, welche Tugend er seinem Stamm vorzugsweise hinterließ, auch wieder zum erhabenen Symbol, daß kein Staat mehr auf innere Herzenskraft, mehr auf ein patriarchalisches Verhältniß und auf den ursprünglichen Hausvaterstand gegründet sey als Österreich, denn durch so vielerley Umstände (meist durch Heirath) aus so verschiedenen Stämmen und Zungen, Sitten und Verfassungen zusammengesetzt, ist die Dynastie das einzige Bindungsmittel der Einheit unter alle den Verschiedenheiten und die erste Vorbedingung ungetheilter Fortdauer.

Rudolph ist eine so großartige Heldenfigur, daß (was im Strome der Jahrhunderte sehr selten), über ihn nur eine Stimme und gar keine Gegenparteyist! — Er und Ottokar, sind jeder in seiner Art so groß, daß keiner verkleinert werden darf, um den andern zu heben. Ottokar ist die vis consilii expers, mole ruens sua und an Rudolphen erprobte es sich glänzend: vim temperatam Dii quoque provehnnt in majus! — Friedrichs des Schönen und Leupolds Bruderliebe und der Thronzwist mit dem edeln Gegner Ludwig aus Bayern, fand bereits viele Bearbeiter, Uhland glänzet vor allen. Albrechts I. blutiger Ausgang, die spätern Bruderzwiste und Bürgerkriege, biethen zwar der tragischen Stoffe viele und schöne dar, doch nicht von so großen Charakteren und Begegnissen, nicht von solcher Befriedigung und alle hätten weit mehr Steine des Anstoßes für diejenigen, die eine Tragödie, worin blindwüthende Leidenschaft Jemanden ermordet, oder gar die Fackel des Aufruhrs schüttelt, trotz der gehandhabten poetischen Gerechtigkeit, für eine halblaute Einladung zum Ermorden und zum Aufruhr halten! — Im Grunde gibt es doch nur zwey wahrhaft dornichte Perioden unserer ganzen, an dramatischen Stoffen reichen Geschichte, die böhmischen Unruhen unter Ferdinand II. und die ungarischen unter Leopold I. und selbst aus diesen, haben Wir (vom Präfecten Schön trefflich bearbeitet) eine — Catharina von Wartemberg, den Untergang des Hauses Smirczizky. (Archiv Nr. 124. Oct. 1824).

Diesen Absatz unserer Betrachtungen schließt nicht unpassend, was der uns gleich seinem Bruder Heinrich, allzufrüh entrissene Matthäus von Collin sprach in seinem trefflichen Aufsatz: über die nationale Wesenheit der Kunst." (Archiv Nr. 122. October 1811.)

„Man hat gar viel darüber zu sagen gewußt, daß die Kunst ihren Zweck in sich selbst habe, und daß die Erhabenheit ihrer Natur nicht gestatte, fremden Absichten zu dienen. Man hat hiermit gewiß eine unumstößliche Wahrheit ausgesprochen. Die Schönheit des Daseyns ist es, welcher die Kunst durch ihre Schöpfung huldigt; auch der Staat kennt keinen andern Zweck, als das Ideal seines Lebens durch That und Handlung zu verwirklichen. Wie es aber nicht möglich ist, das Leben ohne Selbstvernichtung zu verlassen, so vermochte auch die Kunst dem Daseyn des Staats, durch welchen sie lebte, ohne die Strafe des Todes nimmermehr zu entfliehen.

Welchen Stoff der Darstellung der echte Künstler auch immer wählen mag, und wäre es der seinem Staate fremdartigste, die eigenthümliche Sinnesart seines Vaterlandes wird er darin doch niemahls verläugnen konnen, denn sie ist die nothwendige Bedingung seines Daseyns. — Die Kunst der Spanier und der Engländer hat den Kreislauf der Welt vollendet und ist nichts desto weniger, eine vaterländische Kunst geblieben. Wenn es sich aber um die Frage handelt: wie der Staat eine erst aufkeimende, durch das Einwirken, eines oft einseitigen Wissens, der Verirrung bloß gestellte, keineswegs noch auf sich selbst fest begründete Kunst auf den wahren Weg ihrer Bestimmung leiten sollte? so ist hier wohl die Behandlung vaterländischer Gegenstände, das einzige Mittel.

Die Kunst soll das Weltall überblicken: der Punct aber, von wo aus sie ihre kühne Beschauung wagt, liegt im Vaterlande. — Wie sich einst alles Leben vom Staate trennen, und vereinzelt für sich bestehen wollte, so hat auch die Kunst gleiche thörichte Verwegenheit gezeigt, und dieselbe Strafe, Ohnmacht, und gänzliche Auflosung gefunden!! Sie hat sich neu verjüngt, als sie der erkannten Bestimmung näher rückte; sie wird unverwüstliche Lebenskraft gewinnen, wenn sie, ein stolzer Baum im vaterländischen Boden festgewurzelt, den Reichthum ihrer Äste durch den heimathlichen Äther ausbreitet, und verwandten Völkern milde Kühlung herniederthaut!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Nach dem Ende des Stücks, sprach Hr. Koch mit dem Danke der Regisseurs, folgenden vom Freyherrn von Zedlitz verfaßten Epilog:

Das alte Heldenbild, das eurem Blick
Wir heut enthüllt, der Strom der Zeit hat längst
Auf seinen Wellen es hinab geführt:
Und, doch beseelt zu einem neuen Leben
Vom Hauch des Dichters, taucht es aus der Tiefe
Der alten Tage wunderthätig auf,
Und übt auf eure Herzen Zauberkraft;
Euch selbst ein Räthsel, füllt mit edlem Feuer
Es eure Brust, und Thränen des Gefühls
Lockt es in euer Auge mild herauf.
Soll ich dieß Räthsel lösen, euch erklären? —
Östreicher seyd ihr! — Östreichs Sohn wie ihr,
Sprach euch der Dichter in verwandten Tönen.
Ein tausendfaches Echo klang sein Wort
Aus jeder heimathlichen Brust zurück.
Denn seht? — die alte Zeit besteht noch fest;
Was sie begann, ein unauflöslich Band,
Kein Wechsel hat es, kein Geschick getrennt.
Es lebt der Stamm des ersten Habsburg noch,
Ein Stern des Glücks glänzt er ob unserm Haupt.
Der Dichter sprach nur aus, was jeder glaubt,
Die alte Treue lebt, die alte Liebe! —
Wo wär' ein Auge, das da trocken bliebe!?

Bearbeitungen von Johann Gabriel Seidl.

Anruf.

(Nach Alphonse de la Martine.)

O du, die mir in meiner Nacht erschienen,
Du Erdengeist, du Himmelsbürgerinn!
Die mit den sanftverklärten Friedensmienen
Beruhigung geblickt in meinen Sinn!

O laß mich einmahl dir im Auge lesen, —
O nenne Nahmen, Heimath mir und Ziel,
Ob deine Wiege diese Welt gewesen,
Ob du ein Himmelshauch? Ein Gaukelspiel?

Mußt du die Heimath morgen wieder sehen?
Bist du an diesen dornenvollen Strand,
An seine Schrecken, seine Qual und Wehen,
Wie Unsers Gleichen, seufzend festgebannt?

Woher auch immer stammt dein heilig' Leben,
Wess' Vaterland's, und Looses auch du seyst,
Mein ganzes Daseyn ist dir hingegeben,
Dich fühlt mein Herz und dich nur denkt mein Geist.

Mußt du, wie wir, hiernieden duldend weilen,
So sey mein Schutz, mein Anker und mein Hort,
Laß deinen Staub mich küssen, laß mich theilen
Die Luft mit dir, mich lauschen deinem Wort.

Doch mußt du heim in deinen ew'gen Frieden,
Und unter Engeln wieder Engel seyn,
So liebe mich nur einen Tag hiernieden
Und denke dann in deinem Himmel mein.

Kunst.

Bey Artaria und Compagnie ist neu erschienen und zu haben: Karte von Alt- und Neu-Griechenland. Gezeichnet und nach den besten Materialien bearbeitet von F. Fried, gestochen von List. 4 Bl. 8 fl. C. M.

Das Studium des classischen Alterthums und der neuesten Geschichte hat nirgends einen so gleich wichtigen Schauplatz für beyde Zeiträume, als Griechenland mit seinen nächsten Colonial-Ländern, Italien westlich, Klein-Asien östlich. Eine Karte, welche neben einer möglichst treuen, klaren und verständlichen Darstellung der Oberfläche, insbesondere der Gebirge und Gewässer, die alte und neue Eintheilung der Staaten und Provinzen: die alten und neuen Benennungen aller historisch oder statistisch merkwürdigen Orte, Gebirge und Gewässer, die alten und neuen Hauptwege enthält, gehört daher sicher zu den Bedürfnissen der Zeit. Man hat durch Nummern, Buchstaben und Wechsel der Schrift, den Nachtheilen der Überladung und Undeutlichkeit zu begegnen gesucht, welche man den neuesten Arbeiten in diesem Felde vorzuwerfen Ursache fand. Der Freund der Länderkunde wird so gut als der Forscher und Liebhaber der Geschichte, der Kaufmann, der Krieger und Staatsmann, ohne mühsames Suchen Befriedigung finden, er mag die Karte über die natürliche Beschaffenheit und den Zusammenhang der Länder, über die Bewegungen der Völker oder über die Wohnsitze derselben in der ältesten, wie in der neuesten Zeit zu Rathe ziehen.

Die Verleger haben sich bemüht, durch zweckmäßige Ökonomie in der Zeichnung des Terrains, durch Verhältniß in den einzelnen Theilen, durch reinen Stich und Druck, sie dem schwächsten Auge klar zu machen und glauben überzeugt zu seyn, daß es schwerlich möglich sey, auf einem gleich beschränkten Raum und um gleichen Preis etwas Besseres liefern zu können.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 28. Februar 1825.

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXVI.

Der Schmied zu Mrakotin.

Es waren bereits zwey Jahre vorüber, seit die Schlacht am weißen Berge das Schicksal der böhmischen Utraquisten entschieden hatte. In allen Gegenden Böhmens und Mährens zogen spanische, italienische, wallonische und deutsche Kriegsvölker in verschiedenen Richtungen umher, um die hier und da wieder emporglimmenden Funken zeitig genug zu unterdrücken und das durch mannigfache Bedrängnisse gereitzte Volk nieder zu halten.

Eines Morgens frühe stand, wie gewöhnlich, in dem, zur Herrschaft Teltsch gehörigen Flecken Mrakotin, Meister Buresch, der Schmied, vor seinem Amboß, mit gewaltigen Schlägen dem glühenden Eisen beliebige Formen aufzwingend. Da trat seine siebzehnjährige Tochter, die schöne Anezka, heraus aus der Stube in die an der Straße gelegene Werkstätte. „Habt ihr, Vater!" sprach sie hastig: „habt ihr nicht Trompetenstöße vernommen; mich dünkt, als ziehe so eben ein schmucker Reiterhaufe durch unser Ort. Ja, ja, fuhr sie, hinaus auf den Markt sehend, fort: seht nur hin, dort oben kommen sie herangesprengt. Wie heiter und erfrischend tönt nicht ihr Jubel zu dem Schmettern der Trompete!" Da blickte auch der Meister auf seinen Hammer gestützt, hinaus. „Wie sie da jubeln, sprach er vor sich hin: wie sie da jubeln, während Verzweiflung unsere Hütten heimsucht." — Seht nur Vater; sprach Anezka, das sind die Reiter, die wir unlängst in Teltsch gesehen, des wilden Torquato Conti Reiter; sie mögen wohl jetzt nach Böhmen ziehen. — Gott genade dem schwer heimgesuchten Lande, seufzte der Vater. — Seht, Vater! sprach jetzt Anezka, da trennt sich ein stattlicher Reiter von dem Haufen, er spricht mit Nachbars Friedrich. Seht mahl, seht, der zeigt nach unserer Wohnung, — seht, da kömmt er hergesprengt.

Wo ist der alte Ketzer? tönte auf einmahl eine barsche Stimme zur Werkstatt herein, und der Stimme folgte ein schlanker Jüngling in glänzender Reiterstracht, das Pferd am Zügel haltend. Da, Schmied! fuhr der Reiter zu Buresch gewendet fort, während sich Anezka in einen Winkel zurückzog: da, beschlage meines Rosses rechten Vorderhuf und mache schnell, wenn du nicht willst, daß mein Säbel sich zum Frühstück röthe! Mit entblößtem Haupte, sprachlos beynahe, nahte sich der Schmied dem Rosse, den Huf zu besichtigen. Da erblickte der Reiter die schüchtern im Hintergrunde sich bergende Anezka: Ey sieh da! rief er mit freundlicherer Stimme, hätt' ich doch nimmer geglaubt, in der schwarzen Halle solch eine holde Dirne zu finden. Komm heran, schmuckes Ding, möcht ich doch beynahe deinem Vater gut seyn um deinetwillen! Erschrocken suchte Anezka die Stubenthüre zu gewinnen, doch rascher war der Reiter, er fing die Bebende auf und drückte einen Kuß auf ihre Rosenwange; dann blickte er sie, die hocherröthend, gesenkten Auges, von ihm gehalten dastand und blickte sie wieder an. — Wer könnte dir Leides thun, liebliches harmloses Geschöpf! sprach nun mit sanfterer Stimme der Jüngling und ließ es geschehen, daß sie sich seinen Armen entwand und in die Stube eilte. Da stand schon mit dem erhobenen Hammer der Schmidt vor ihm und mit funkelnden Augen rief er ihn an: Herr Soldat! lasset die Dirne in Ruh, sonst zerschmettert der Hammer eure Hirnschale. — Da lachte der Jüngling laut auf. Geh, Alter, beschlage ruhig mein Roß; so ich etwas thun will, magst du mich doch nicht daran hindern! — Nun ging der Schmidt, der seine Tochter in die Stube eilen gesehen hatte, wieder an die Arbeit, doch weniger auf diese, als auf die Bewegungen des Reiters achtend, dessen Blick bald an der Stubenthüre hing, bald lächelnd die argwöhnischen Blicke des

Schmiedes maß. Endlich war das Pferd frisch beschlagen und der Reiter schwang sich leicht hinauf. Nun, Alter! rief er dem Schmiede zu, noch einen Liebesdienst. Du selbst befehle deiner Tochter, mir einen frischen Morgentrunk zu bringen. Das bist du dem durstigen Kriegsmann schuldig. Halb versöhnt blickte Buresch zu dem Jüngling herauf. — Das mag geschehen, sagte er und rief der Tochter zu, eine Schale Milch herbeyzubringen. Gute, schmucke Dirne, sagte freundlich sich herabneigend der Reiter, als sie zitternd die Milch ihm reichte, so wohl ist es mir lange nicht geworden. Ist es mir doch so schwer, mich von dir zu trennen, der ich dich doch kaum erst erblickt. Sie blickte schüchtern, aber mit einem halben Lächeln auf und in die großen, schwarzen Augen des Jünglings tauchte sich ihr Blick. Noch ein Mahl sah er mit einem hörbaren Seufzer die Jungfrau an. Auffordernd bliesen die Trommeter. Da rief er Ade! wandte sein Roß und sprengte dem langsam sich fortbewegenden Heerhaufen nach. Lange verfolgte des Mädchens Blick den Reiter, bis er sich in der Ferne verlor.

Ein wilder Junge! sprach der Vater. Ein schmucker Jüngling! sagte Anezka, als die Reiter aus dem Orte waren. Schade um das junge Blut, daß es sich zum Verderben eines wackern Landes brauchen läßt, meinte Buresch. Anders lautete die Meinung der Tochter: Ach Schade, daß die wilde Kriegsfluth ihn hinreißt zum frühen Tode. Noch viel und manches sprachen sie hierüber und selbst nach Monathen gedachte Buresch mitunter des schönen, kühnen Reiters; aber Anezka gedachte früh und spät, an jedem Tage seiner. Sie ward stiller, einsamer, blieb fast nur für ihren Vater gesprächig, wo sie denn stets hoch erröthete, wenn dieser zufällig mitunter des Reiters erwähnte. Sie wußte nicht, wie das so alles anders war. Sie, die so gerne sonst bey Nachbars Röschen zu weilen pflegte, die nicht böse ward, nur böse schien, wenn Nachbars Friedrich sie neckte, zog sich zurück und blieb fest am Fensterchen der eigenen Stube sitzen. Schallte ein Hufschlag auf der Straße, so sah sie hinaus, ließ sich des Hirten Horn hören, so hielt sie es oft für Trommetentöne und eilte flugs an das Fensterlein, den vermeintlichen Zug Reiter zu schauen. Mit einem Worte, sie liebte den unbekannten Reiter, ohne daß sie sich es selbst gestand.

So vergingen mehrere Monathe und noch immer dachte Anezka des Reiters. Eines Abends war sie in der kleinen Küche beschäftigt, um ein kleines Imbiß für ihren Vater zu bereiten, der nach Teltsch gegangen war, dort Eisen zu kaufen und den Schmidepacht an den Rentschreiber zu erlegen. Da tönte es wie Hufschlag in ihre Ohren; sie blickte hinaus zum Fensterlein und siehe! ein Reiter stieg vor der Werkstätte vom Rosse und ging gerade auf die Stube zu. Es war der rechte Reiter. Hoch pochte das Herz des Mädchens; sie wußte nicht, ob sie sich in der Küche verborgen halten oder ob sie sich nach seinem Begehren erkundigen sollte? Theils die Nothwendigkeit, theils Trieb des Herzens hieß sie das Letztere thun. Der Reiter erblickte sie kaum, als er, ohne ein Wort zu sprechen, in ihre Arme sank, die sich unwillkührlich öffneten. Mädchen, sagte er endlich, als sie zitternd seinen Kuß erwiedert hatte, hätte ich es doch nimmermehr geglaubt, daß dein Bild so sehr in meinem Herzen haften werde; nun ich es weiß, konnte ich es nicht über mich gewinnen, ohne dich zu sehen, diese Gegenden zu verlassen. Wir sollen nach dem fernen Mecklenburg aufbrechen; harre meiner und sey meiner Liebe und Treue gewiß. Und nun erst gewann Anezka wieder Worte. Sie gelobte ihm Treue bis übers Grab. So nimm denn dieses Unterpfand, sprach er, indem er einen prächtigen Ring an ihren Finger schob, daß nur du und keine Andere dereinst meine Ehegenossinn wird. Noch wenige Worte sprachen sie, doch jedes war hinreichend ihre Herzen enger an einander zu fesseln. Noch ein Abschiedskuß, ein Händedruck und der Cornet Gherardi, so hieß der Reiter, ritt weiter. Mit thränenden Augen, im Herzen Wonne und Trauer, kehrte Anezka an den Herd zurück. Der für den Vater bestimmte Imbiß war indeß angebrannt und verdorben.

Ehe Buresch noch sein Haus erreicht hatte, war ihm bereits von seinen Nachbarn erzählt worden, ein Reitersmann sey vor seinem Hause abgestiegen, habe darin einige Augenblicke verweilt und sey dann spornstreichs wieder fortgeritten. Ihm ward sonderbar dabey zu Muthe und als er seine Stube betrat, war seine erste Frage, was denn der fremde Reitersmann hier gewollt habe? Da mußte denn Anezka erzählen, so gut es sich thun ließ; indeß ließ sie manchen Kuß als unwichtig aus ihrer Erzählung weg. Der Alte wußte nicht ob er schelten oder staunen sollte, er ließ sich den Ring zeigen und kaum hatte er ihn erblickt, als er ihn halb außer sich anfaßte und an einer verborgenen Schließe drückte. Da öffnete sich die Fassung des großen Amethysten und Buresch ließ seine Tochter hinter demselben das Bildniß eines engelschönen Frauenzimmers, in fremde Tracht gekleidet, schauen. — Wie nannte sich der Reitersmann? fragte der Vater. Antonio Gherardi; glaube ich, antwortete die Tochter. Wo ist er hin? wann kommt er wieder? diese und eine Menge ähnlicher Fragen strömten nun in einem fort aus dem Munde des sichtbar bewegten Vaters, nur leider konnte die erstaunte Tochter die wenigsten davon beantworten. Vater! sagte sie, Ihr scheint so viel Antheil an ihm zu nehmen, seyd ihr ihm noch gram? — Was dir nicht

einfällt, Dirne! wenn er nur bald heckäme, der Herzens-junge! erwiederte der Vater. Die freudigsten Hoffnungen erblühten in Anezkens Seele. Ach! Vater! so wär' es denn möglich, sagte sie nun, daß ich Antonio's Gattinn würde? — Nie — nein, in Ewigkeit nicht! sprach der Vater und erzählte ihr, was für ein Bewandtniß es mit ihm und diesem Ringe habe.

Etwa vier und zwanzig Jahre früher, befand sich Buresch, als ein lediger, junger Schmiedegesell auf der Wanderschaft. Er hatte das Reich und die Schweitz bereiset und kam nun nach Wälschland, das er staunend und verwundernd nach allen Richtungen durchschnitt. So langte er endlich in Neapoli, diesem „auf die Erde gefallenen Stück Himmel" an, fand daselbst bey einem deutschen Meister Arbeit und Unterkunft und lebte guter Dinge. Einst ging er Abends einsam die herrliche Strada di Toledo herab und betrachtete die stolzen Paläste, die sie zierten. Da trat eine alte Matrone heran und winkte ihm, ihr zu folgen, indem sie ihm zugleich durch Geberden zum Stillschweigen ermahnte. Buresch, der sich nicht vorstellen konnte, was die Alte haben wolle, folgte ihr von Neugier getrieben nach. So ward er denn nach vielen Umwegen endlich in einen stattlichen Palast geführt, wo er sich die Augen verbinden lassen mußte, und von wo er neuerdings, nicht nur durch lange Gänge, sondern auch, wie ihm schien, durch Straßen geführt wurde. Endlich wurde ihm die Binde abgenommen und er sah sich allein in einem erleuchteten, prächtigen Gemache vor einer jungen Dame von außerordentlicher Schönheit. — Wundere dich nicht, Fremdling! redete sie ihn mit ihrer Silberstimme an, daß ich dich auf eine so seltsame Weise einführen ließ. Die äußerste Noth drängt mich, dich zu sprechen, den ich, wenn ich nach der Kirche des heil. Januarius zur Messe gehe, stets rüstig am Ambos arbeiten sehe. Sage mir auf deine Ehre, bist du schon an irgend ein Weib gebunden? Nein! entgegnete Buresch, den der Anblick des holden Wesens ganz verwirrt hatte. — Wohlan! so sage mir, sprach sie, ob du mich zur Gattinn nehmen möchtest, wenn auch in diesem Falle große Gefahren deiner harren? Buresch war mit dem Jaworte sogleich fertig. Da erzählte sie ihm, sie sey eines armen Schmiedes Tochter von Rossano, wo sie ein alter, vornehmer Neapolitaner gesehen, sie ihren Ältern abgekauft, sie erzogen und vor einigen Monden zum größten Mißvergnügen seiner Verwandten sie gar geehliget habe. Höre noch mehr, fuhr sie fort, mein Gatte schied vor zehn Tagen von dieser Welt, nachdem er mich förmlich zur alleinigen Erbinn seines ganzen Vermögens erklärt hatte. Hatte schon die Heirath mit mir die Gemüther der Verwandten wider mich aufgeregt, so wüthen sie jetzt. Ich erboth mich wohl, um sicher zu seyn, gegen einen geringen Witwengehalt auf das gesammte Vermögen zu verzichten, allein damit scheinen sie eben so wenig einverstanden. Meine Ältern und Geschwister sind erst unlängst zu Rossano das Opfer einer heftigen Pestilenz geworden und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll, um den Dolchen zu entgehen, die allenthalben auf mich lauern und bestimmt sind, eine Schmidstochter aus den stolzen Reihen der Cassignani hinwegzutilgen? Wenn du mich beschützend ins Römische geleitest, so will ich gerne die Mühen des Lebens mit dir tragen. Entschließe dich schnell, jeder Augenblick ist kostbar; denn was geschehen muß, muß jetzt geschehen. — Ich bin bereit, euch bis ans Ende der Welt zu geleiten, entgegnete Buresch. Nun hieß sie ihn ihrer warten und kam nach einer kleinen Weile in der Tracht eines gemeinen Weibes wieder hervor. Zum Unterpfande ihres Versprechens steckte sie ihm jenen Ring mit ihrem Bildniß an den Finger und ein Kästchen mit Juwelen mit sich nehmend, verließen beyde zur selben Stunde den Pallast. Kaum waren sie zehn Schritte vorwärts auf der Straße fortgegangen, als ein Bravo hervorsprang, Dianoren ins Gesicht blickte und sofort nach dem Dolche griff; doch ehe er ihn noch gezuckt hatte, lag er schon von des Schmidgesellen Stoßdegen durchbohrt am Boden. Die dunkelnde Nacht schützte die Fliehenden. Erst als sie Aversa erreicht hatten, wagten sie die ersten Laute. Ein Vetturin führte sie nach Frascati. Hier fiel Dianore ihren Begleiter, der sie in der ersten schrecklichen Nacht, bald sie führend bald sie tragend, nach Aversa gebracht hatte, zum ersten Mahle liebend in die Arme. Wisse, sagte sie, wie wohl es mir thun muß, mich in Freyheit zu sehen; denn noch sagte ich dir nicht, daß die Bosheit der Cassignani, um mich desto sicherer zu verderben, den Abend vor unserer Flucht, wie ich von einer getreuen Freundinn erfuhr, unter dem Vorwande, als hätte ich meinen Gatten vergiftet, um einen Verhaftsbefehl wider mich ansuchte, den sie am nächsten Morgen erhalten sollten.

Die Liebe hatte unter ihnen, die das Schicksal zusammengeführt hatte, schon während der Reise, hinlänglich Wurzel gefaßt. Noch zu Frascati traute sie ein Priester, worauf sich Buresch unter dem Nahmen Gherardi in Spoleto niederließ und hier an der Seite seiner schönen Dianore stille, aber höchst glücklich die Stunden dahin eilen sah. Drey selige Jahre, während denen ihm Dianore einen Knaben, wie der Tag so schön geboren hatte, waren vorüber, als Dianore den Wunsch äußerte, lieber, nachdem sie nicht so leicht mehr Nachstellungen zu befürchten hätten, nach Rom zu übersiedeln. Buresch stimmte um so lieber in diesen Wunsch, da er ohnehin längst Sehnsucht nach dem einzigen

und ewigen Rom, der Stadt der Gnaden und der Wunder fühlte. Die Ehegatten machten denn ihr sämmtliches Vermögen zu Gelde und fuhren wohlgemuthet nach Rom ab. Es war ein herrlicher Abend, als sie die Campagna di Roma erreicht hatten; beyde sahen freudig in das prachtvolle Glühroth, das die sinkende Sonne am Himmel verbreitete. Antonio, der Knabe Gherardis hatte hingegen Dianorens Ring an des Vaters Hand erblickt, und mühte sich mit den kleinen Händchen, ihn los zu kriegen. Buresch bemerkte die fruchtlosen Bemühungen und die steigende Ungeduld des Kindes, zog ihn vom Finger und band ihn mit einer Schleife an die Jacke des Knaben. In demselben Augenblicke fiel ein Schuß; er traf Dianoren in die Brust; Räuber umgaben plötzlich den Wagen, und bemächtigten sich vorerst des Schmiedes, der gleich einem wüthenden Löwen, aber vergebens, sich zur Wehre setzte, und nun die Juwelen und Kostbarkeiten von der Seite seiner sterbenden Gemahlinn hinwegnehmen sah. Darauf schleppten ihn die Räuber, unter denen auch Gherardis Fuhrmann war, ins Gebirge, wo er unter ihnen Wochenlang schmachten mußte.

Endlich, nachdem er lange in halben Wahnsinne hier geweilt hatte, fand er Mittel, zu entkommen. Ohne Geld, ohne Wegweiser fand er den Ort wieder, wo er seine Gattinn verloren hatte, in der nächsten Villa erfuhr er auch, sie sey im nächsten Dorfe zur Erde bestattet worden. Hier weinte er an ihrem Grabe, doch nichts weiter erfuhr er von seinem Sohne, als daß ihn ein fremder Herr mit sich genommen habe. Er ging nach Spoleto und Frascati und wieder nach Rom zurück, durchirrte bald als Pilger, bald als Bettler und Bänkelsänger ein ganzes Jahr hindurch Italien nach allen Richtungen, ohne die geringste Spur von Antonio aufzufinden.

So, schwer gebeugt, von Gram gebleicht, verließ er ein Land, wo ihm die schönste Blüthe des Lebens so herrlich schnell erwuchs, aber auch furchtbar schnell verwelkte, und ihn alles nur an seinen Verlust erinnerte. Er kehrte des Reisens müde nach seinem Vaterlande, ärmer als er gekommen war, zurück, nichts desto weniger war er in Mrakotin willkommen. Der Schmidt in diesem Orte war vor kurzem gestorben, und die Witwe, ein junges frisches Weib nahm den Heimgekehrten nicht nur sofort in die Arbeit, sondern nach Jahresfrist auch zur Ehe. Die einzige Frucht derselben war Anezka, die ihre Mutter schon im dreyzehnten Jahre verlor.

Nun ahnst du, sprach Buresch zu seiner Tochter, wer Antonio ist? War es mir doch dazumahl schon so sonderbar zu Muthe, als er mich den Huf seines Rosses zu beschlagen zwang. Wie keck mir der Junge, als ich im Ernst drohend, den Hammer wider ihn erhob, ins Gesicht lachte! Der Alte war halb außer sich vor Freude, doch weit gemäßigter benahm sich Anezka. Sie wußte nicht, ob sie sich freuen, daß sie einen Bruder gefunden, oder ob sie weinen sollte, daß sie einen Geliebten verloren hatte? Aber trotz dem, daß sie ihn nun in ihren Gesprächen mit dem Vater nur Bruder nannte, so brannte doch die Liebe, die ein Mahl dort Wurzel gefaßt, fort. Sie hatte in kurzem schon fühlen gelernt, wie ein Bräutigam geliebt werden könne? Daß Geschwisterliebe andere Triebe hege, ahnte sie nicht.

Jahre vergingen, das Haupthaar Bureschs ward immer weißer und weißer; die Sehnsucht und der Gram zehrte mächtig an den Reitzen der blühenden Jungfrau. Nie hörten sie etwas von Antonio, nur so weit glaubten sie gewiß zu seyn, daß er in Friedlands mächtigem Heere diene, das in ganz Deutschland von den adriatischen Meresküsten bis an den Belt zerstreut war.

So war der Sommer 1631 herangekommen. Die Gegend von Teltsch war ganz von Kriegsvölkern entleert, nur selten ließen sich Krieger sehen, theils um Neugeworbene abzuhohlen, theils um die Einlieferung der repartirten Lebensmittellieferung zu betreiben. In den letzten Tagen des Augustmonaths kamen einzelne versprengte Truppenabtheilungen in diese Gegend, mit der niederschlagenden Kunde, der alte, nie besiegte Tilly, habe bey Leipzig eine gänzliche Niederlage erlitten, und die Schweden näherten sich den Gränzen des ihnen überall offenen Böhmens. Endlich kamen Transporte Kranker und Verwundeter, die im Herzen Österreichs in Sicherheit ihrer Genesung entgegen sehen wollten. Es waren meist Offiziere, und an einem Sonntage Mittags hielt ein solcher, durch Mrakotin führender Transport während des Mittags einige Stunden Rast. Es ist, sagte der Schmied zu seiner Tochter, als wäre es unserem Pfarrer heute von Gott eingegeben worden, das Evangelium vom barmherzigen Samaritan zum Text seiner Predigt zu wählen. Das Weitzenkorn soll bey uns nicht auf dürren Boden gefallen seyn. Schaffe herbey, was das Haus vermag, bereite kräftige Brühen, und laß uns dann die Kranken laben. Anezka dachte an Antonio und besser und schneller als je war das Nöthige bereit. Nun ging der Schmied mit ihr zu den Wägen, und vertheilte Suppen und nahrhafte, leichte Speisen unter die Kranken und Verstümmelten. Da erblickte Anezka einen Offizier, der an den meisten Orten des Körpers verbunden in todtähnlicher Bewußtlosigkeit auf der Strohschütte lag. Antonio! rief Anezka, und stürzte ohnmächtig auf den Verwun-

beten hin. Es war Antonio. Der Schmied, schmerzlich und doch auch froh überrascht, behielt doch soviel Besinnung, den Commandanten des Transportes zu bitten, den verwundeten Offizier bey ihm in Mrakotin zu lassen, wo er ihm alle Pflege angedeihen lassen wolle. — Sehr gerne wackerer Meister! war des Commandanten Antwort, sehr gerne überlasse ich diesen tapferen Krieger Eurer Pflege, denn ich fürchtete bereits, ihn nicht lebendig an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Antonio war, da sich inzwischen Anezka erhohlt hatte, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen, in das Haus des Schmiedes gebracht, und Vater und Tochter bothen alles auf, um den Theuren, Wiedergefundenen wieder zu sich zu bringen. Dieß gelang ihnen zwar; aber der herbeygerufene Bader des Ortes schüttelte bedenklich das Haupt, als er die Wunden Antonio's untersucht hatte, indessen unterließ er nicht, die jammernde Anezka zu trösten.

Ein Wiederschein von Freude röthete das Gesicht des Kranken, als seine Besinnung zurückgekehrt war und er Anezka mit sich beschäftigt sah. Er wollte reden; aber der Arzt verboth es. Erst nach dreyen Tagen erlaubte er ihm einzelne Worte, und diese waren hinreichend, die Familie von dem Schicksale ihres Pfleglings zu unterrichten, und zu erfahren, daß es wirklich Antonio Gherardi, Buresch und Dianorens Sohn sey.

Kaum hatten sich die Räuber, mit Buresch, für den sie noch ein ansehnliches Lösegeld zu erhalten hofften, in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, als Marschese Landerini von einer großen Anzahl Diener begleitet, des Weges daher zog, und die Kutsche traf. Dianore lebte noch, er erfuhr aus ihren abgebrochenen Worten das vorgefallene Unglück, und nahm sie sammt ihrem Sohne mit sich. Doch schon im nächsten Orte hatte sie ausgelebt, und wurde dem dortigen Pfarrer zur Beerdigung übergeben. Landerini nannte sich zwar, aber der Pfarrer vergaß den Nahmen und konnte Gherardin, als er sich erkundigte, nur Dianorens Grab zeigen und die Nachricht geben, daß sein Sohn gerettet sey. Antonio, dem man den Ring zum Andenken aufbewahrte, und erst dann gab, als er das Jünglingsalter erreicht hatte, begab sich auf den Rath seines Pflegevaters in österreichische Kriegsdienste, und ward auf Verwendung desselben, in dem Corps des Torquato Conti als Cornet aufgenommen. In der letzten Zeit hatte er sich vergebens auf baldigen Frieden hoffend, unter Tilly bis zum Rittmeister emporgeschwungen, wurde aber in der Schlacht bey Leipzig gefährlich verwundet.

Buresch gab sich ihm als Vater zu erkennen. Antonio äußerte innige Zärtlichkeit und wahre Freude über diese Eröffnung. Als aber der Schmied von seiner zweyten Heirath sprach, und Anezken ihm als seine Tochter, als Antonios Stiefschwester vorstellte, als Anezkas Augen hier überströmten, da schien die heftigste Bewegung ihn zu ergreifen. Doch immer schwächer und schwächer wurden die Bewegungen, die sichtbar sein Inneres aufregten. Er schien sich sogar in das neue Verhältniß zu finden; er nannte Anezka mit dem zärtlichsten Ausdrucke Schwester, sie ihn Bruder.

Der Arzt gab schon Hoffnung einer baldigen Besserung, die Wunden heilten, aber eine neue Krankheit fesselte den Rittmeister noch ferner an das Siechbette. In seinen bewußtlosen Phantasien nannte er Anezken seine Braut, drohte jedem, der sie seine Schwester nennen würde, den Tod, — bald aber führte ihn seine Phantasie wieder in das Kampfgewühl; sterben wolle er, rief er da aus: weil das Schicksal ihn geäfft, — sterben! — Thränen ohne Zahl vergoß Anezka, die Tag und Nacht seiner pflegte. In stummer Verzweiflung wandelte der Schmied umher, zu jeder Arbeit untüchtig.

So waren vierzehn Tage vergangen, als eines Nachmittags plötzlich mit aller Anstrengung, Antonio nach Anezken rief, die in der kleinen Küche, Umschläge bereitete. Sie kam herein. Mit schwacher Stimme eröffnete er ihr, er fühle, daß er nicht länger leben werde, er bath sie, sein Andenken in ihrem Herzen, wie das eines Geliebten zu bewahren; er habe, seit er sie das erste Mahl gesehen, stets nur ihrer Liebe gelebt, der Gedanke an sie habe ihn mitten unter dem Kugelregen Muth gegeben, ihr Nahme habe ihn zum Losungsworte gedient, wenn er in die Feindeshaufen gesprengt. — Schluchzend sank Anezka an die Brust des Geliebten. Sie suchte ihn zu trösten, aber lächelnd verlangte er noch den letzten Kuß. Mit diesem floh auch sein Leben dahin.

Nichts von der Verzweiflung Anezkens, nichts von den Schmerzen des Vaters. Die Trostgründe des Predigers reichten bloß dahin, daß sie den Schmerz in die Tiefen ihrer Brust verschlossen. Es wurden die Anstalten zum Begräbnisse gemacht; sechs Junggesellen aus dem Orte sollten ihn zu Grabe tragen, ein Kranz sollte seinen Sarg zieren. Anezka, obgleich durch den tiefsten Schmerz zu allen unfähig gemacht, ließ es sich nicht nehmen, den Kranz selbst zu winden. Unter Thränen, die den halberstorbenen, rothgeweinten Augen entströmten, wand sie Myrthen, Ringelblumen und Immortellen zu Kränzen; in der Betäubung wand sie deren zwey. Die Stunde war da, den Leichnam zum Grabe zu befördern. Nachbarn kamen der Leidenden beyzustehen. Zu was zwey Kränze? fragten sie — So? — habe ich denn zwey Kränze gewunden? Ich wußt' es nicht!

sprach Anezka mit ungewöhnlicher Fassung. Nun denn, fuhr sie fort; er wird wohl frisch bleiben, bis er meinen Sarg deckt.

Antonio ward begraben. Der Schmerz raste zu tief in dem Mädchen, als daß sie ihren Bruder zur Ruhestätte hätte begleiten können. Als ihr Vater, von seinen Verwandten begleitet, von dem traurigen Gange nach Hause kam, fanden sie todtähnlich die Tochter am Boden hingestreckt. Sie kam nicht mehr zu sich. — Am andern Morgen war sie Leiche. Sie hatte den zweyten Kranz nicht umsonst gewunden. — Bald folgte auch der kinderlose Vater seinen Geliebten. Er ruht in ihrer Mitte.

Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung der zweyten Abtheilung des Handbuches für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate, von R. E. v. Jenny. — Insbesondere Ungarn betreffend. — Vom Freyherrn von Mednyansky *).

(Fortsetzung.)

Die Straße von Rosenberg nach Szent Miklos ist unrichtig angegeben, außer man wollte das Sprichwort „Alle Wege führen nach Rom" geltend machen. Die Dörfer Zißkofaloa, Lazy, und Millossiny liegen allerdings wie der Verfasser angibt auf dem nördlichen Ufer der Waag, aber die Straße läuft fortwährend auf dem südlichen, und überschreitet den Fluß, erst zu Szent Miklos selbst, wo eine hölzerne Jochbrücke die Verbindung erhält. Statt jener drey Orte, ist also der ansehnliche Mark Deutsch Lipts, und das Dorf Szokoltz anzugeben, worauf Pettendorf, und Kis-Palugga der Stammort der gleichnahmigen Familie, folgt. Szokoltz gegenüber erhebt sich auf halber Bergeshöhe das äußerst mahlerisch gelegene Dörfchen, Szent Maria, dessen gothisches Kirchlein hohes Alter verräth. Wirklich soll es noch aus den ersten Zeiten der Christianisirung dieser Gegend stammen, und die Mutterkirche der ganzen Liptau, so wie später ein Eigenthum der Templer gewesen seyn? Diese letztere Angabe läßt sich zwar urkundlich keineswegs erweisen, erhält jedoch wegen der Nachbarschaft des von diesem Orden bewohnten Mönchsberges, einige Wahrscheinlichkeit.

Als nächster Ort zu der Drachenhöhle bey Demenfalva ist nicht Okolicsna, (Postwechsel) sondern Szent Miklos zu nennen, wo der Besucher sich mit Lichtern und Mund-Vorrath zu versehen pflegt. Der Kammern in der Höhle sind nicht drey, sondern wohl an zwanzig, jene ungerechnet die noch nicht erforscht sind. Auch ist nur eine der Seitenkammern mit Eis angefüllt, das sich über eine — vielleicht grundlose — Tiefe gewölbartig auszuspannen scheint, da jeder Fußtritt dumpf wiederhallt. Nach einer starken Stunde geraden, ziemlich mühsamen Fortschreitens hemmt endlich ein Sumpf von verdickter Bergmilch die weitere Wanderung, obwohl das Ende der Höhle bey weitem nicht erreicht ist. Die Thierknochen, mit denen der Boden einst besäet war, von denen aber nur wenige Überbleibsel jetzt noch zu bemerken sind, schreibt die Sage, der Freßlust eines Drachen zu, der zur Heroen und Chimären Zeit, in diesem unterirdischen Pallast hausete. Von ihm kömmt auch der Nahme. In der Nähe befinden sich noch mehrere kleinere Höhlen, die aber außer dem schwarzen Loch, aus dem sich ein Bach ergießt, wenig besucht sind, und der Nachhülfe stark bedürften, um zugänglich zu werden.

Bey Potturnya lenkt die nach Bries führende Seitenstraße rechts aus, läuft bey Porubka über die zum Gebirgsbach herabgesunkene Waag, und windet sich bergauf der fürchterlichen Teufelshochzeit zu, wahrscheinlich dem höchsten Punct in der Monarchie, den eine Commerzialstraße ersteigt.

Maluzcina ist eine königliche Kupferhandlung mit 2 Hämmern, 1 Spleißherd und Hochofen, deren Producte auf der Waag verführt werden, und verdient besucht zu werden. Der Ausflug von der Poststraße nimmt kaum über 2 Stunden Fahrt hinweg, da der Weg mit großem Aufwand kunstmäßig hergestellt, und trefflich erhalten ist. Weiter aber gegen Botza zu, eröffnet sich ein wahres Jammerthal, in dem sich alles vereiniget, was sonst auch nur einzeln eine Straße in den übelsten Ruf bringt.

Die Goldbergwerke von Botza waren einst sehr bedeutend, aber schon seit Jahren, hat der Segen abgenommen. Was aber gewonnen wird, erhält noch den alten Ruf vorzüglicher Feinheit. Übrigens ist die Felsschlucht, in der sich die einzelnen Häuser des Ortes über 2 Stunden lang fortziehn, so rauh und unwirthlich, daß keine Halmfrucht, und außer Erdäpfeln und etwas schlechtem Gemüse, durchaus nichts wächst, weßhalb sich auch kein Sperling hier aufhält.

Noch bevor das Gebieth von Hradek betreten wird, sollte sich zu Potturnya von der Poststraße ablenkend, kein Reisender, den Umweg einer Viertelstunde gereuen lassen, um die Merkwürdigkeiten, mit welcher die Natur das Dorf Szent Iwany ausgestattet hat, zu besehn. Hinter der Kirche, die auf einem runden ganz freyen Kalkhügel erbaut, seit Jahrhunderten unverweste Leichname, der von dem Ort zubenannten bereits unter den Arpaden hier ansäßigen

*) M. Z. 1824. Nr. 144, 154 und 157.

adelichen Familie, bewahrt, und noch innerhalb der Ringmauer, sprudelt eine Quelle beynahe armdick mit Geräusch in ein selbstgeformtes Becken, das binnen wenigen Minuten gefüllt ist. Das Geräusch und die Menge des herausgestoßenen Wassers nimmt gegen die Zeit des Sonnen Aufgangs merklich zu, aber dann ist auch der Brunnen mit einem schweren, dicken Nebel bedeckt, der sich nur langsam erhebt, und so giftig ist (mit Stickluft gesättigt) daß kleine Vögel, darüber fliegend, augenblicklich todt niederfallen. Das Wasser selbst, ist ziemlich rein, und von gewöhnlichem, nur durch einen etwas harzigen Geschmack unterschieden. Wenigstens konnte ich, da mir alle chemische Hülfsmittel mangelten, keinen andern Unterschied entdecken. In einiger Entfernung von der Kirche, kann man sich mit einem Echo unterhalten, das 7 Sylben sehr deutlich, die 8. und 9. aber weniger vernehmlich wiederholt. Etwa 100 Schritte außer dem südlichen Ende des Dorfes, erhebt sich mitten auf der Straße kaum eine Klafter hoch vom Boden, und auch wenig länger, ein Block von Kalkstein, der wohl an 40 Orten etwa zolldicke Löcher hat, als wären sie von Menschenhand eingebohrt. Aus diesen quillt unaufhörlich lauwarmes Wasser, dessen Temperatur im Winter, beynahe bis zur Siedhitze steigt. Dagegen rieselt aus der Anhöhe, die nur der Weg scheidet, ein trefflicher kalter Born, der zum trinken verwendet werden würde, wenn nicht der auf der andern Seite, auch nur kaum über 100 Schritte entlegene, den Gaumen kitzelnde Sauerbrunnen, ihm den Vorrang streitig machte. So sind denn hier auf engem Raum vier äußerst verschiedene Quellen versammelt, die weiter unten ihre Fluthen vermischen, und in brüderlicher Einigkeit, der alle Gewässer — wie die Mutter Erde ihre Geschöpfe — aufnehmenden Waag, zuwälzen.

Der Ort Hradeck mit einem alten Schloß von weniger Bedeutung, in seinem unterm Theile von einem Wirthschaftsbeamten bewohnt, sonst aber Ruine, biethet durchaus nichts Sehenswerthes dar, und ist wohl zu unterscheiden von der gleichnahmigen königl. Niederlage, deren Einrichtungen durch Herrn Franz Wisner von Morgenstern, auf jenen Grad der Vollkommenheit gebracht worden sind, die Hradeck zum Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit erhoben. — Eine ausführliche Beschreibung derselben, liegt außer dem Zweck und den Gränzen dieser Ergänzung. Daher nur die Bemerkung zu dem von Verfasser Angeführtem, daß die Feuer-Gewehr-Fabrik (die circa 24,000 Stück vollkommene Röhre jährlich lieferte) zwar eingestellt ist, aber auf den ersten Befehl der Regierung, wieder in Wirksamkeit treten kann; ferner daß die Holz und Eisen-Erzeugungs-Manipulation, mit einer Ordnung und einem Ineinandergreifen der verschiedenen Verwaltungszweige betrieben wird, wie man sie in dieser Ausdehnung und von ähnlichen Hülfsmitteln unterstützt, nicht leicht finden wird; und endlich daß der Reisende, der einige Tage der Erweiterung seiner Kenntnisse hier widmen will, die besonders, wenn er die herrlichen Klausen und Wasserbauten an der schwarzen Waag zu besehn gesonnen ist, äußerst schnell und lehrreich vergehen, ein wohl eingerichtetes Gasthaus zu beherbergen, bereit steht.

Von der Straße gegen Hradek zu, hat man die beste Ansicht des Kriwans, dessen krummes Horn, weit alle andern Berge überragt, die doch der Alpenregion angehörend, nicht zu den unbedeutenden zu zählen sind, ja wären sie den ebenen Gegenden näher gerückt, als mächtige Himmelssäulen, die staunenden Blicke auf sich ziehn würden. — So bestimmt gewöhnlich Standpunct und Umgebung, den Begriff von Groß und Klein, nach dem die Welt zu messen pflegt. Noch erlaube ich mir zum Nutzen und Frommen aller Reisenden, daß sie nie vergessen mögen, ihre Straße sey hier in der Ebne, gegen 400 Toisen über der Meeresfläche erhoben, und die Nähe der Alpen verursache häufigen Wechsel der Temperatur, der dem Unvorsichtigen höchst schädlich werden kann, obwohl das scharfe Klima die Bewohner lang kräftig erhält. In Vichodna befindet sich ein Postwechsel — der letzte in der Liptau und Vaszetz wird gemeinhin als Ursprung der Waag wiewohl fälschlich angegeben, denn eigentlich erwirbt der Fluß den Nahmen erst bey Lehota, wo die schwarze mit der weißen Waag — die erste von Königsberg, die zweyte vom Kriwan kommend — sich verbindet.

Der Liptauer Kriwan ist von dem Zipser (gewöhnlich die Lomnitzer Spitze zubenannt) wohl zu unterscheiden, obwohl beyde eigentlich demselben Gebirgszuge angehören, der mit dem Nahmen Tatra bezeichnet wird, und nur die höchsten Erhöhungen desselben sind, mit einem Unterschied von etwa 50 Toisen, zu Gunsten des Zipser Riesen, übrigens ohne Widerrede die erhabensten Puncte des ungarischen Gebiethes.

Poprad hat ein Filial-Postamt von Horka. Auf dem städtischen Grunde findet man eine Art aschgrauer Lava, die wenn sie wirklich vulkanischen Ursprungs ist, einer Zeit angehört, bis zu welcher weder schriftliche noch mündliche Kunde hinaufreicht.

Die Ruinen des Fleckens Stoisdorf sind nur in so fern merkwürdig, weil sie auf dem „Goldfelde" stehen, dessen Benennung daher kömmt, weil die Poprader für die Benützung sämmtlicher Gründe, dieses 1412 durch die Pest verödeten Fleckens, einen jährlichen Zins von 27 Goldgulden — in Goldmünze — an die Stadt Leutschau zu entrichten verpflichtet sind.

Von **Donnersmark** schreiben sich die preußischen Grafen Henkel, deren Vorfahren, zur Reformationszeit von hier auswanderten und in ihrem neuen Vaterlande zu Ehre und Vermögen gelangten. Viel wichtigere Ereignisse ließen sich vom Zipserhaus — das wohl nicht gar so leicht zu repariren wäre, wie der Verfasser meint — angeben, als die hier angeführten, wenn es sich um ausführliche geschichtliche Bemerkungen in einem Reisehandbuch handeln konnte. Indeß mag genügen, daß wir es für einen Druckfehler halten, Kaiser Carl I. habe hier einen Sieg erfochten, da doch nur von König Carl I. aus dem Hause Anjou die Rede seyn kann. Überdieß wäre es zweckmäßiger, den Gegenkönig Wenzel von Böhmen zu nennen, als Ladislaus, denn obschon er bey der Krönung allerdings den letzteren Nahmen annahm, ist er doch in der Geschichte unter ersterem viel mehr bekannt. — Zu **Hotkotz** verdient das Schloß und die englischen Anlagen Sr. Excellenz des Grafen Emanuel Csaky Obergespans der Zips, gesehen zu werden. Bey **Lisotz** dürften noch die Ruinen einer ehmahls festen Burg eingetragen werden, die gleich allen alten Gebäuden, von denen man nichts bestimmtes anzugeben vermag, den Tempelrittern zugeschrieben wird.

Die Opalgruben bey **Czerwenitza** verdienen die höchste Aufmerksamkeit des Reisenden, denn sie liefern edle Opale die den schönsten Orientalischen an Glanz und Feuer nicht nachstehn. Auch wird die, von aller anderer Art Bergbau abweichende Gewinnungsart derselben, dem Beobachter nicht entgehen. **Sovars** Sud und Gradierhäuser haben seit dem vor einigen Jahren statt gehabten großem Brand eine neue sehr verbesserte Einrichtung, erhalten, und sind die einzigen im Lande; weil in allen andern Salzwerken, bloß Steinsalz gewonnen wird. Einst befand sich hier ein festes Schloß zur Deckung der Werke die bereits zu den Zeiten Andreas II. in Gang waren. Nun finden sich kaum Spuren davon.

In den Merkwürdigkeiten der Umgegend von **Kaschau** ist noch das Bergwerk von Arany Idka zu rechnen, wo etwas Gold, und bedeutende Quantitäten Silber und Kupfer erzeugt werden. Einst war die Ausbeute, wie schon der Nahme „Goldnes Idka" andeutet, viel bedeutender. — Die Gerichtstafel zu Kaschau ist bloß für das Abaujvarer Comitat bestimmt, denn das Torner, obwohl das kleinste von allen, übt doch dieselbe unabhängige Jurisdiction wie jedes andere, und hält seine Versammlungen, so wie Gerichtssitzungen in dem gleichnahmigen Markt, wo sich das Comitatshaus befindet.

Bey **Munkatz** ist Theodor Keriatowits statt Kuniatowitz zu besetzen, und der deutsche Nahme „Krobatendörfel" weil er bezeichnend ist, den unter der Festung gelegenem Dorf Palanka oder Varallya anzuschließen. Vormahls war Munkats ein Herzogthum, dessen Titel sowohl Keriatowits als Rakotzy führte, und nebst Großwardein der wichtigste Punct gegen Siebenbürgen. — Hinter Nagy Szöllös ist durch einen Druckfehler Kankowas, statt Kanko-var gesetzt, und im Verfolg der Straße sogleich über der Theiß sind die **viel bedeutenden** Ruinen des Schloßes **Ugotsa**, von dem die Gespannschaft ihre Benennung herleitet, ausgelassen. — **Halmi** befindet sich nicht bloß unweit, sondern beynahe mitten des Morastes, weßwegen der Weg, außer bey anhaltendem trockenen Wetter viele Beschwerlichkeit hat. Sogleich außer Misz-Jotfalu betritt man Siebenbürgisches Gebieth, das aber kaum nach einer halben Stunde wieder verlassen wird. **Felsö Banya** liegt eigentlich außer der Poststraße, verdient aber besucht zu werden, so wie **Kapnik** um den Überblick sämmtlichen ineinander Greifens, der Bergwerks-Manipulation zu gewinnen. Wenn man Kapnik verlassen hat, geht es abermahls eine Strecke hindurch auf Siebenbürgens Boden, obgleich dieß nur so kurz dauert, daß man gerade sagen kann, dieses Land betreten zu haben. — Statt **Farkas-rö**, soll es heißen Farkas-rev (Wolfs Ufer) und bey **Szigeth** — welches mit der vorzüglich durch Zrinyis Vertheidigung und Suleymans Tod berühmter gleichnahmiger Veste, nicht verwechselt werden darf — ist zu bemerken, dieß sey der Hauptstapelplatz des in der Marmarosch gewonnenen Steinsalzes, von wo es auf der **Theiß** weiter verführt wird. Die Anstalten hiezu verdienen alle Aufmerksamkeit.

Zum Schluß erinnern wir blos noch darauf, daß wem es nicht gerade darum zu thun ist, die allerdings sehr interessanten Bergwerke des Nagy Banyer Berg-Distriktes zu besehn, oder einen kleinen Abstecher nach Siebenbürgen zu machen, der findet eine viel (beynahe um die Hälfte) kürzern Straße von Munkats nach Szigeth, über Huszth — das ihm auch manche historische Erinnerung in seinem Schloß Ruinen und mit Blut (1576) gedüngten Umgebungen zurückrufen kann — Decsö und Hoszu-mezö, fortwährend den Windungen der Theiß folgend. Es ist zwar auf diesem Weg kein Postenlauf eingerichtet, allein wem die Beschaffenheit von den Hauptstädten so weit entfernter Posten bekannt ist, der wird sich hieran keineswegs stoßen, und Mittel des Fortkommens leicht finden, wenn er mit dem Mittel der Mittel, das nach der Äußerung des Marschalls von Sachsen (wenn ich nicht irre) zum Kriegführen eben so unentbehrlich wie zum Reisen ist, sich wohl versehn hat.

(Die Fortsetzung folgt).

Redacteur: Joseph Freyherr von **Hormayr**. Gedruckt und im Verlage bey Franz **Ludwig**.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 2. März 1825.

(26)

Polytechnische und merkantilische Neuigkeiten.

Von Karl Karmarsch.

XVI. Lieferung.

Inhalt.

Wenige Metallmischungen (außer dem allgemein bekannten und benützten Messing, Glockenmetall ꝛc.) verdienen größere Aufmerksamkeit, als das besonders in dem verflossenen Jahre zur Sprache gebrachte Pakfong oder chinesische Weißkupfer, über dessen Bereitung, Eigenschaften und Anwendung ich in diesen Neuigkeiten um so mehr sprechen zu müssen glaube, da auch im Inlande die Darstellung und Verarbeitung desselben kürzlich der Gegenstand zweyer ausschließenden Privilegien geworden ist. Das chinesische Weißkupfer ist eine silberweiße, ziemlich harte, polirbare und klingende Metallmischung, welche in China auf eine nicht genau bekannte Art bereitet wird, und über deren Bestandtheile man erst in der neuesten Zeit richtige Aufschlüsse erhalten hat, nachdem die früheren Angaben viel zu sehr mit einander im Widerspruche standen, um einen sichern Schluß auf die Natur des in Rede befindlichen Metalles zu gestatten. Fyfe in Edinburgh hat eine geringe Menge desselben chemisch zerlegt und gefunden, daß es aus 40, 4 p. Ct. Kupfer, 31, 6 p. Ct. Nickel, 25, 4 p. Ct. Zink und 2, 6 p. Ct. Eisen bestand. Der thätige Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, welcher schon 1823 einen Preis auf die fabrikmäßige Verfertigung einer dem 12löthigen Silber an Farbe gleich kommenden, aber nur 1/6 vom Werthe desselben kostenden Legirung gesetzt hatte, wurde durch Fyfe's Analyse veranlaßt, diesen Gegenstand zu verfolgen und die Resultate mehrerer von dem geh. Rathe Hermbstädt und von Frick zu Berlin angestellten Versuche in seinen schätzbaren Verhandlungen (Jahrgang 1824, 4. Heft) öffentlich bekannt zu machen. Es geht daraus hervor, daß durch Vereinigung von 55 Theilen Kupfer, 30 Th. Zink und 18 Th. Nickel eine dem Silber an Farbe und Klang sehr nahe kommende Mischung erhalten wird, welche härter als Silber, sehr zähe und dehnbar ist und wovon das Pfund bey der Bereitung im Großen nur auf 4 Th. zu stehen kommen soll. — Ähnliche Legirungen sind das in Suhl zu Gewehrverzierungen, Sporen u. a. Gegenständen angewendete Weißkupfer, und das von Dr. Geitner zu Schneeberg in Sachsen bereitete Argentan, wovon das Pfund roh 3 Th. kostet und woraus J. E. Hochheim in Leipzig verschiedene Waaren, z. B. Kinnketten, Steigbügel, Schnallen, Sporen ꝛc. verfertigt. Über das Verhältniß der Bestandtheile in diesen beyden Arten des Weißkupfers weiß man jedoch nichts Näheres. — Wenn das Weißkupfer als Surrogat des Silbers zu Eßgeräthen Anwendung finden soll, so muß es nothwendiger Weise voraus auf sein Verhalten gegen schwache Säuren und gegen fette Öhle untersucht werden. Folgendes sind die Resultate, welche der preußische Gewerb-Verein bey der Behandlung eines Suppenlöffels erhielt, der aus einer Mischung von 16 Th. Kupfer, 10 Th. Zink und 6 Th. Nickel verfertigt war. Dieser Löffel wurde einen Monath lang täglich bey Tische gebraucht, nach dem Gebrauche gereinigt, und, wie man es

mit silbernen Löffeln zu thun pflegt, mit feingepülvertem Blutsteine geputzt. Sodann wurde derselbe eine Zeit lang bey Tische gebraucht, ohne mit Blutstein polirt zu werden; er wurde bloß in Wasser abgespühlt und abgetrocknet. Durch diese Behandlung verlor er seine silberähnliche Farbe merklich und lief an. Derselbe Löffel wurde sodann einer Probe mit Essig unterworfen. Er wurde in eine Mischung von 1 Theil concentrirtem Essig und 4 Th. Wasser so eingelegt, daß ein kleiner Theil des Stiels nicht mit Flüssigkeit bedeckt, sondern der Luft ausgesetzt war. Der unter der Flüssigkeit befindliche Theil war nach Verlauf von 72 Stunden nicht verändert, aber an dem freyliegenden Theile hatte sich ein Rand von Grünspan gebildet. Nach dem Abspühlen und Abtrocknen erschien der Löffel weißer; er hatte eine dem Weißsieden des Silbers ähnliche Operation erlitten und am Gewichte 9 1/2 Gran verloren. Ein Löffel von 12löthigem Silber, derselben Operation unterworfen, zeigte ganz dieselben Erscheinungen und verlor 8 3/4 Gran. Beyde Löffel, sowohl der aus Weißkupfer, als der silberne, wurden mit Olivenöhl überzogen, 96 Stunden der Luft ausgesetzt; an beyden hatte sich Grünspan angesetzt. Der Löffel aus Weißkupfer hatte 10, der aus 12löth. Silber aber 9 1/2 Gr. am Gewichte verloren. Beyde Löffel wurden endlich einem ähnlichen Versuche mit geschmolzener Butter unterworfen; auch hierbey hatte sich eine dünne Lage Grünspan erzeugt; der aus Weißkupfer war um 9 3/4, der silberne um 9 Gran leichter geworden. Aus diesem Verhalten des Weißkupfers (welches ich so weitläufig mitgetheilt habe, damit man es mit den Resultaten meiner eigenen, unten angegebenen, Versuche zusammenhalten könne) geht hervor, daß man sich desselben zu Löffeln, Gabeln und andern Tischgeräthen eben so gut bedienen könne als des 12löth. Silbers, daß es der Gesundheit nicht nachtheiliger als dieses ist.

Das Vorstehende möge einer Notiz als historische Einleitung dienen, welche ich nun über das im Inlande fabricirte Weißkupfer mitzutheilen denke. Der als geschickter Chemiker bekannte k. k. General-Münzprobirer, Herr Johann Rudolph von Gersdorff ist unterm 26. August v. J. auf die Erfindung patentirt worden: „aus der bey den Blaufarbenwerken abfallenden Kobaltspeise, oder, in Ermanglung derselben, aus Nickel- und Kobalterzen, Nickelmetall darzustellen und durch Legirung mit diesem weiße, dehnbare Metallcompositionen zu Stande zu bringen", und am 30. September desselben Jahres wurde ein anderes ausschließendes Privilegium dem landesbefugten Knöpf-Metall- und Plattirwaaren-Fabrikanten, Hrn. Friedrich Arlt (Landstraße, Ungargasse Nr. 526) ertheilt, auf die Erfindung: „aus der von Hrn. von Gersdorff erfundenen weißen Nickel-Composition Gußwaaren, Draht, geschlagene und gewalzte Bleche, mit dem Hammer getriebene, auf der Drehbank von außen aufgezogene oder von innen herausgedrückte, gestampfte oder gepreßte Arbeiten, endlich Knöpfe und zwar alle diese Gegenstände in allen Gattungen, zu verfertigen." Was ich von diesen Fabrikaten des Hrn. Arlt, wovon bis jetzt nur wenige in den allgemeinen Verkauf gekommen sind, gesehen habe, waren einige kleinere Gegenstände, nahmentlich Speiselöffel und Lichtscheren, die durch ihre Schönheit zu sehr bedeutenden Erwartungen berechtigen. Das im Folgenden Gesagte gilt insbesondere von einigen Löffeln, die mir hinreichend lange zu Gebothe standen, um sie nach Muße untersuchen zu können. Diese Stücke hatten eine sehr hohe Politur, und eine weiße Farbe, welche aber durch einen sehr merklichen dunkelgelben Schein von jener des polirten Silbers unterschieden und überhaupt von solcher Art war, daß eine Verwechslung mit Silber nur für den Fall einer oberflächlichen, ohne Vergleichung vorgenommenen Ansicht als möglich gedacht werden konnte. Die Härte der untersuchten Stücke war ungefähr jener des Messings gleich; sie besaßen einen durchdringenden hellen Klang und so viel Zähigkeit, daß erst nach mehrmahligem mühsamem Hin- und Herbiegen Theile abgebrochen werden konnten. Farbe und Glanz sind jetzt, nach ein paar Monathen, noch ganz unverändert, und es ist daher kein Zweifel, daß die Metallmischung, woraus diese Löffel bestehen, an der Luft eben so gut wie Silber seine Schönheit behält. Sie dürfte deßwegen auf Beschläge von Kutschen und Pferdegeschirren, zu Leuchtern u. s. w. mit großem Vortheile angewendet werden. Um das Verhalten des Metalles gegen die in Speisen vorkommenden sauren Stoffe zu erfahren, rieb ich einen der erwähnten Löffel mit zerquetschtem Äpfelmark und ließ dieses noch 24 Stunden lang (an einem kühlen Orte) darauf liegen. Während dieser Zeit erlitt der Löffel eine kaum merkliche Verminderung seines Glanzes, ohne eine Spur von Grünspan oder Rost anzusetzen. Hierauf wurde gemeiner Essig in diesen Löffel gegossen, und letzterer in dem geheitzten Zimmer aufbewahrt. Einzelne Tropfen, welche an der äußern Fläche hängen geblieben waren, zeigten sich schon nach weniger als vier Stunden grün gefärbt. Nach zehn Stunden zeigte der Essig, mit den gewöhnlichen chemischen Reagentien geprüft, starken Kupfergehalt, der sich auch durch den metallischen Geschmack bemerkbar machte. Als der Löffel gereinigt, wieder mit Essig bestrichen und dieser in der Zimmerwärme darauf abgetrocknet wurde, zeigte der Löffel sich bedeutend angegriffen, war matt angelaufen, und an einzelnen Stellen grün geworden. Zur Vergleichung füllte ich nun auch einen Löffel aus dreyzehn-

löthigem Silber mit Essig, allein dieser zeigte nach 10, ja nach 24 Stunden noch keine Spur von Kupfergehalt. Hieraus scheint die Folgerung gezogen werden zu können, daß die Anwendung der in Rede stehenden Metallmischung zu Eßgeräthen nicht ohne Vorsicht versucht werden dürfe, und daß nahmentlich sehr auf Reinhaltung solcher Geräthe gesehen werden müsse, wenn ihr Gebrauch nicht wenigstens einige Unbequemlichkeit mit sich führen soll. Die Resultate der wenigen von mir angestellten Versuche stehen im Widerspruche mit den von dem Gewerb-Vereine zu Berlin erhaltenen; allein diese Verschiedenheit kann wohl größtentheils in der nicht gleichen Beschaffenheit des angewendeten Weißkupfers gesucht werden. Für Niemanden wird es, wie ich glaube, schwer zu begreifen seyn, das 13 löthiges Silber, welches 18 3/4 Prozent Kupfer enthält, und noch überdieß durch die Operation des Weißsiedens auf der Oberfläche seines Kupfergehaltes beraubt wird, mehr der Einwirkung saurer Flüssigkeiten widersteht, als das von mir untersuchte Weißkupfer, dessen Kupfergehalt, wie man sich ohne große Schwierigkeit überzeugen kann, auf wenigstens 50 p. Ct. steigt.

In der vorigen Lieferung dieser Neuigkeiten habe ich Gelegenheit gehabt, über die Patent-Spielkarten des Papierfabrikanten Hrn. J. G. Uffenheimer meinen Lesern zu berichten. Seitdem sind nun auch Tarokkarten aus der nähmlichen Fabrik in den Verkauf gekommen, und ich habe (um mein früher gegebenes Wort zu lösen) die Pflicht auf mir, auch über diese zu sprechen, wenn ich gleich nicht nöthig habe, sie zu empfehlen, da sie sogleich nach dem Erscheinen, als ihre eigenen Sachwalter, beym spielenden Publicum sich beliebt gemacht haben. Der glücklichste Gedanke bey der Ausführung dieser Tarokkarten war, statt der gewöhnlichen, meist äußerst abgeschmackten Zeichnungen, auf den Tarokblättern eine Sammlung von Ansichten merkwürdiger Gebäude von Wien und aus dessen nächster Umgebung anzubringen. Die Darstellungen muß man fast ohne Ausnahme sehr gelungen nennen, wenn dabey die Kleinheit des Raumes, auf welchen sie beschränkt sind, berücksichtigt wird. Folgendes ist ein Verzeichniß der vorkommenden Ansichten, wovon immer zwey auf einem Blatte vereinigt sind: Carlskirche; Spinnerinn am Kreuze; Ritterschloß in Laxenburg; eine Parthie im Laxenburger Garten; Pallast des Fürsten Rasoumovsky; (erst zu erbauender) Kettensteg nächst diesem Pallaste; Schloß Weilburg bey Baden; Tempel in der Brühl; Curty'sches Kaffehhaus auf der Bastey; Kaffehhaus im Volksgarten; Parterre zu Schönbrunn; Ansicht von Baden; Theseus-Tempel im Volksgarten; ein Theil der k. k. Burg; Burgthor; Engelsbad in Baden; Ferdinandsbrücke; Belvedere; Ruine Liechtenstein in der Brühl; Sauerhof in Baden; Ruine im Garten zu Schönbrunn; Lustschloß Schönbrunn; Pallast J. k. H. der Erzherzoginn Beatrix; Dianabad in Wien; Gloriette in Schönbrunn; Ursprung in Baden; polytechnisches Institut; Burg Mödling; Carolinenbad in Baden; Theater in Baden; Schweizerhaus daselbst; Scheiner'sches Kaffehhaus daselbst; gräfl. Friesischer Pallast; Theater an der Wien; k. k. Hoftheater an der Burg; k. k. Hoftheater am Kärntnerthore; Hauptansicht des Schönbrunner-Schlosses; Pallast des Fürsten Liechtenstein; Reichskanzley; k. k. Hofbibliothek. — In Bezug auf die Güte der Karten finde ich, mein bereits gegebenes Urtheil im vollen Umfange zu bestätigen, Ursache; und die Erfahrung hat ohne Zweifel jeden Spieler von der Wahrheit desselben überzeugt. Zu loben ist insbesondere an den Tarokkarten die etwas beträchtlichere Größe, und die deutliche Form der Steine oder Augen, wodurch auch der kurzsichtigste Spieler zufrieden gestellt seyn wird. Die Preise sind mäßig, und auf folgende Art für die bis jetzt vorräthigen zwey Sorten festgesetzt: 1) Sehr feine Tarok-Tappkarten Nr. 8. das Dutzend Spiele 18 fl. W. W. einzeln das Spiel 1 fl. 45 kr. 2) L'Hombre-Karten Nr. 10, im Dutzend 19 fl. W. W. einzeln 1 fl. 50 kr.

(Die Fortsetzung folgt).

Die brittische Handelsstadt Liverpool.

(Fortsetzung).

Welche Unternehmungen und Arbeiten sind es aber wodurch die Keime von Liverpool's erstaunenswerthem Wohlstand befruchtet wurden? Der preiswürdigen Einrichtungen der Binnenschiffahrt, deren Ausmündung auf der Westküste Englands der Hafen jener Stadt ist, ward anderswo gedacht; hier soll annoch von einigen Hauptwerken des Hafens selbst und der Stadt die Rede seyn.

Bereits schon unter Elisabeth's Regierung wurde außer der Stadt und am Ufer der Mersey, zum Behuf sicherer Überwinterung der Schiffe, ein Wehrdamm erbaut. Im Jahre 1710 kam die erste Docke in England zu Stand, um die Schiffe flott zu erhalten. Das Bedürfniß dafür mußte unstreitig in Liverpool am lebhaftesten gefühlt werden. Bristol und London, landeinwärts und an schlammichten Flußufern gelegen, konnten ihre Fahrzeuge, ohne Nachtheil für derselben Erhaltung und Sicherheit, der freyen Strömmung überlassen und zur Zeit der Ebbe dieselben auch stranden lassen. Die Verhältnisse Liverpools waren so günstig nicht an der Mündung beynahe von einer breiten, offenen und den Windstürmen ausgesetzten Bucht: hier mußte die Benutzung der Docken oder mit Schleußen geschlossener Becken hochwichtig und unentbehrlich werden.

Zwanzig Jahre wurden auf die Erbauung der ersten Docke verwandt, die jetzt den Nahmen Alt-Docke führt.

Von 1750 bis 1760 ward einzig nur dem ersten Becken ein zweytes beygefügt, dem der Nahme Salt-House-Dock gegeben ward, weil es in der Nähe eines großen Gebäudes liegt, worin das aus der Shire Chester auf der Weaver und Mersey zugeführte Salz gesotten wird.

Neben diesen beyden allzeit mit Wasser gefüllten Becken ward ein mit ihnen und der Mersey zusammenhängendes Trocken-Becken (bassin d'assèchement) gegraben, mittels dessen man aus der einen in die andere Docke gelangt, ohne in den Fluß austreten zu müssen, auch werden die Küsten-Fahrzeuge darin aufgenommen, die ihrer Kleinheit wegen ungefährlich bey jeder Ebbe stranden können. Die Küstenfahrer bringen von der Nordküste her Getreide, Vorräthe aller Art, Steinkohlen, Steinplatten u. s. w. Ihre Rückfracht besteht in Kolonialwaaren und in Erzeugnissen des baltischen und Mittelmeers sowohl als Portugals.

Nördlich von den vorgenannten wurde unter der Regierung Georg des II die Georgsdocke erbaut. Sie ist größer als jene, hat 525,000 Franken gekostet und wird zur Aufnahme der Westindienfahrer gebraucht. Südwärts von allen diesen Anlagen findet sich, in der Reihenfolge ihrer Erbauung, das vierte Becken, die Königsdocke, zum Behuf der Grönlandsfahrer, welche aus Virginien und anderswoher Taback bringen u. s. w. Der Zeitrechnung nach folgt hierauf die fünfte, die Docke der Königinn, welche mit der Königsdocke ein gemeinsames Vorbecken hat und hauptsächlich für die amerikanischen und vom baltischen Meere herkommenden Schiffe gebraucht wird.

Zwischen diesen beyden letzteren und drey erstern Docken inne findet sich das Becken des Herzogs von Bridgewater, welches den auf dem vom Herzog gegrabenen Kanal fahrenden Schiffen zudient. Das große und schöne Magazin, welches die Ladungen dieser Fahrzeuge aufnimmt ist zwischen dieser und der Königsdocke gelegen. Beyde Becken sind mittels eines mitten durchs Magazin unter einem Gewölbe hingeführten Kanal verbunden.

Die fünf großen ältern Docken, ohne diejenige von Bridgewater, nebst beyden zwischen inne liegenden Becken die jenen als Vorbecken dienen, haben eine 4295 Meter betragende Dammausdehnung und ihr Flächenraum befaßt 1112 Aren. Seit dem hergestellten Frieden hat man inzwischen gefunden, daß diese weite Ausdehnung für den neuen Zuwachs des Seehandels nicht mehr hinreichend ist. Herr John Rennie, welcher über die erforderlichen neuen Vorkehrungen zu Rath gezogen ward, hat berechnet, daß vom Sommer 1805 bis zum Sommer 1808 im Durchschnitt jederzeit in den Docken vierhundert Fahrzeuge flott waren, und daneben dreyhundert Sloops oder flache Fahrzeuge in den Trockenbecken oder am Ufer der Mersey strandeten. Er hat gezeigt, daß, um diese Anzahl Schiffe ohne Sperrung flott zu erhalten, die Ausdehnung der Docken mindestens verdoppelt werden müßte.

Zu Erreichung dieses großen Zwecks und für Erzielung eines regelmäßigern Zusammenhangs der Gesammteinrichtung ward vorgeschlagen, die Alt-Docke auszufüllen und auf ihrem ausgefüllten Grund eine Reihenfolge von Handelsgebäuden für Douane, Steuereinnehmer, Polizeybedarf und Hafenaufsicht zu errichten. Der Einbuße einer Docke unerachtet, ward durch die Vergrößerung von drey andern und die Ausgrabung von zwey neuen, der einen auf der Süd- und der andern auf der Nordseite von den alten, für die Docken von Liverpool eine Erweiterung von 25 Hectaren Umfang gewonnen.

Von einer Docke zur andern führen, mit ihrem gemeinsamen Bodengrund wagerecht, unterirdische Kanäle, die zur Reinigung dieser Becken dienen *), deren stehendes Wasser nothwendig vielen Schlamm absetzt. Will man eine Docke reinigen, so werden vorerst die Schleussen geöffnet, um zur Zeit der Ebbe ihre Wasser abfließen zu lassen; hierauf werden die Schutzbretter der unterirdischen Verbindungskanäle aufgezogen, damit das in den übrigen Kanälen vorhandene Wasser in die leere Docke einströme und sie ausspüle. Eine Anzahl mit Rechen versehene Arbeiter lockern gleichzeitig den zähen Schlamm auf, damit er vom ausspülenden Wasser leichter weggeführt werde. Sobald eine Docke gereinigt ist, kann sie zur Renigung der übrigen gebraucht werden. Die jährliche Wiederholung dieses Verfahrens, während zwölf bis vierzehn Tagen, wird nöthig geachtet und man findet sich dabey auch schon seit langer Zeit recht gut.

Im Verhältniß wie diese See-Bauten von Liverpool jünger sind, ward wenig Holz und mehr Eisen dazu verwandt. Zahlreiche, für Öffnung sowohl als Schließung und die übrige Behandlung der Docken dienliche Stücke, die vormahls hölzern waren, werden jetzt ausschließlich nur aus Eisen verfertigt. Eben so verhält sich's mit den Brücken zur Wagenfahrt über die Eingangskanäle der verschiedenen Docken. Die neuen Brücken sind eisern, wogegen um die Gruppe der ältern Docken her annoch hölzerne angetroffen werden, deren Struktur jener der holländischen Zugbrücken ähnlich ist. Dieser fortschreitende Gebrauch des Eisens statt anderer Materialien für große Bauten, darf nicht etwa für das Ergebniß einer besondern Liebhaberey oder vorübergehenden Mode gehalten werden, sondern es ist solches vielmehr die nothwendige Folge der niedrigen Preise dieses Metalls, im Gegensatze mit den außerordentlichen hohen Holzpreisen in England.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Jedes Becken steht unter der Aufsicht eines eigenen Dockmeisters, der einen Jahrgehalt von ungefähr 100 Pf. St. bezieht. Er ordnet an, was auf Ein- und Ausfahrt der Schiffe Bezug hat und weiset denselben ihre Plätze an, theils wenn sie bloß sollen flott behalten werden, theils wenn es um Ladung oder Entladung zu thun ist: er ist Hafenkapitän der Docke. Diese sämmtlichen Dockenmeister, nebst den unter ihren Befehlen stehenden Schleussenaufsehern und den Hütern bey Tag und Nacht, kosten jährlich 4968 Pf. St. Zur Abwendung von Feuersgefahr sind viele sorgfältige Anordnungen getroffen: Es ist verbothen: 1. Schießpulver an Bord zu haben; 2 das Tabakrauchen, so wie überhaupt die Zulassung von Brennstoffen irgend einer Art auf den Verdecken oder auf den Hafendämmen; 3. alles Feuer und Licht (außer in Schiffslaternen) am Bord der in den Docken liegenden Schiffe.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 4. März 1825.

Bibliographisch-kritische Uebersicht der in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke.

(Fortsetzung von S. 588 v. J.)

Vierter Zeitraum von dem Tode Selims des II. 1574 (982) bis auf den Tod Murad's des IV. 1639 (1049).

Mit der Eroberung Cyperns hatte das osmanische Reich den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht, auf welchem es sich durch die folgende Epoche so ziemlich erhielt, ungeachtet des schon überall aufschießenden Samens von Empörung und Thronumwälzung. In der auf Murad den IV. folgenden Zeit wuchs die Schwäche und die Zerrüttung von innen, aber ungeachtet derselben und ungeachtet mehrerer in Persien und Ungarn erlittenen Niederlagen war das Reich noch mächtig und fürchterlich von außen, Wien sah zum zweyten Mahle seine Mauern von den Türken bedroht, und erst zum Ende des XVII. Jahrhunderts wurde die Macht des osmanischen Reiches auch von außen gebrochen, so daß (wie es Eichhorn in seiner Weltgeschichte sehr richtig angegeben) der Frieden von Carlowiz die eigentliche Gränzlinie ist, von wo der Verfall des türkischen Reiches anhebt. Die zwey folgenden Epochen also, nähmlich die von Selims des II. bis Murad's IV. Tod (1574 bis 1639) und dann die bis auf den Carlowizer Frieden (1699) können also aus Einem Gesichtspuncte zusammen genommen als eine einzige, nähmlich als die der schwebenden Aufrechthaltung osmanischer Größe betrachtet werden. In diesem ganzen hundert fünf und zwanzigjährigen Zeitraume ist nur ein einziges nahmhaftes historisches Werk erschienen, welches die osmanische Geschichte aus einigen ihrer Quellen bearbeitet liefert, nähmlich:

Lewenklau's türkische Chronica, Histori und neue musulmanische Histori. Dasselbe erschien zwar erst zu Ende des XVI. Jahrhundert sowohl deutsch als lateinisch, und mehrere der folgenden Werke gehen demselben in chronologischer Ordnung voraus, aber da dasselbe über ein ganzes Jahrhundert lang (bis zur Erscheinung der Geschichte Seadeddins) das einzige aus Quellen bearbeitete Grundwerk osmanischer Geschichte blieb, welches von Engländern, Franzosen und Italienern bloß ausgeschrieben ward, so verdient dasselbe hier die erste Stelle.

Hans Lewenklaw von Amelbeuern, ein fleißiger und kritischer Kopf, hat sich durch seine über die türkische Geschichte herausgegebenen verschiedenen Werke das größte Verdienst um dieselbe in Europa erworben. Seine Kritik hat er vorzüglich in seinem Pandecten türkischer Historie an den Tag gelegt, und wiewohl sehr viele geographische Bestimmungen durchaus falsch sind, weil er dieselben oft auf Nichts als auf die Ähnlichkeit verstümmelter türkischer Nahmen mit angeblichen griechischen gründete, so hat doch er eigentlich in der Geographie des türkischen Reiches der Erste die Fackel aufgesteckt und seinen Nachfolgern wenigstens reichen Stoff zu ferneren Untersuchungen hinterlassen. Er sammelte in seinen Werken nicht nur alles vor ihm über die Türken geschriebene, sondern verfaßte selbst eine osmanische Geschichte in achtzehn Büchern, er hatte die Reise nach Constantinopel in Begleitung des kaiserlichen Gesandten Herrn Heinrichs von Lichtenstein unternommen und hatte noch das Jahr vor seinem Tode den türkischen Feldzug in Ungarn mitgemacht. Sein erstes Werk ist:

286) Newe Chronica Türckischer nation, von Türcken selbs beschrieben: Volgendts gemehrt, vnnd in vier Bücher abgetheilt: Das Erst, Gitabi Teuarichi, Chronic oder Zeitbuch der Fürsten Osmanischen Stammes: von jhrem Vrsprung, Auffnemen, Regiment, Gewalt, Kriegen, Tugendt, Vntugendt succesion vom ersten Osman Chan, biß auff den Sultan Suleiman Chan, vnd das 1550. Jar Christi: Welches der Edel vnd Gestreng, Herr Jeronymus Beck von Leopoldstorff, ꝛc. ꝛc. im nechstfolgenden 1551 Jar

von Constantinopel mit sich bracht. Das Ander, Von Türckischen Geschichten, die nach dem 1550. Jar Christi biß auffs 1590. zugetragen. Das Dritt, Pandectes Türkischer Histori, das ist, vollkommner Bericht allerley Türckischer Sachen vnd Erklärungen derselben. Das Vierd Etliche Particular Beschreibungen merklicher, vnd zur Türckischen Histori gehörigen Geschicht. Alles jetzo durch Hansen Lewenklaw von Amelbeuern, vnser Teutschen Nation zu sonderm Nutz vnd Wolgefallen zusammengefasset, gestellt vbersehen vnnd in Truck verfertigt 1595. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Andreo Wechels seligen Erben, nehmlich Claudi de Marne vnd Johann Aubri.

Das Erste dieser vier Bücher ist die im Jahrgang des Archivs 1822 S. 307 Nr. 25 aufgeführte türkische Chronik Mohijeddin's Ben Dschemali (auf der königl. Bibl. zu Berlin unter den v. Diez'schen Handschriften Nr. 32) welche Herr Beck von Leopoldsdorff von Constantinopel mit sich gebracht, und der Hofdolmetsch Hans Gaultier Spiegel auf Kaiser Ferdinand's des I. Befehl ins Deutsche übersetzt hatte. Lewenklau verglich die deutsche Übersetzung mit dem Original mit Hülfe eines der morgenländischen Sprachen kundigen Ungarn Stephan und übersetzte sie in das Lateinische. Der zweyte Theil enthält die Fortsetzung vom J. 1550 — 1590., der dritte den geographischen Commentar unter dem Titel „Pandecten"; den Inhalt des vierten Buches spricht der besondere Titel desselben ganz aus:

Etliche Particular Beschreibungen wolmercklicher Geschicht zur Türkischen Histori gehörig, so vor dieser Zeit nie in Druck ausgangen: Nemlich, die Türkisch Belägerung der Statt Wien im Österreich, im 1529. Jar, sampt Anzeigung aller Namen deren Fürsten, Grafen, Herrn, und vom Adel, auch anderer fürnemmen Personen, so in der Belägerung geweßt: beschrieben durch Paul Pesel, damahls Ferdinandi Königs zu Hungarn vnd Böheim, ꝛc. ꝛc. Heralden. — Außführlicher Bericht von den vnerhörten wunderbarn Ceremonien, Gepräng, vnd Pracht der Beschneidung Sultan Mehemets, deß jetztregierenden Sultan Murat Sohns, zu Constantinopel im 1582. Jar. celebrirt, vnd fleißig daselbst beschrieben durch Niclas Haunolth von Preßlaw, Röm. Keys. Maiest. Diener. Herrn Heinrichs Herrn von Liechtenstein, von Nicolspurg, ꝛc. ꝛc. Röm. Keys. Maiest. Abgesandten, ꝛc. ꝛc. Reyß auff Constantinopol, im 1584. Jar. — Verzeichnuß der Hochzeitlichen Fest die der Ibrahim Vezir Bassa mit deß Türckischen Keysers älteren Tochter, Huma Kissi genannt, im Monat May, deß 1586. Jars, zu Constantinopol gehalten: durch vorgemeldten Niclas Haunolth, ꝛc. ꝛc. 1595. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, bey Andres Wechels seligen Erben, nemlich Claudi de Marne vnd Johann Aubri.

Lewenklau verarbeitete den auf seinen Reisen weiters gesammelten Stoff in einer besonderen osmanischen Geschichte von achtzehn Büchern, welche vier Jahre vor seinem Tode erschien; Historiae Musulmanae Turcorum de monumentis ipsorum exscriptae. Libri XVIII. Francofurti 1591. Er übersetzte dasselbe dann ins Deutsche und gab bey seinen Lebzeiten die ersten drey Bücher heraus *) er war bis zu Ende des XII. Buches gekommen, als ihn der Tod überraschte. Ein Jahr darnach gaben die Buchhändler Claudi de Marne und Johann Aubri das Ganze Deutsch heraus. Die Quellen aus denen Lewenklau dieses Werk zusammentrug, und deren er zu wiederhohlten Mahlen und nahmentlich zu Anfang des X. Buches erwähnt, sind: Chalcondylas, die Chronik Becks von Leopoldsdorf, das ist Muhijeddin Ben Dschemali, die Veranzische Chronik d. i. das Werk eines ungenannten Verfassers und die Haniwaldische Chronik oder das vortreffliche Werk Dschihannuma d. i. Weltschau Neschris, welches der Dolmetsch Murad übersetzte. Jenes brachte der Dalmate Veranzius (der College Busbeks als Bothschafter an Suleiman), dieses Haniwalden der Gesandtschaftssekretair Herrn von Preyners mit sich aus der Türkey und bis zu dem durch Bratutti aus Seadeddin verfertigtem Auszuge wurden keine anderen Quellen osmanischer Geschichte bekannt.

287) Neuwer musulmanischer Histori, Türckischer Nation, von jhrem Herkommen, Auffnemen, Geschichten, Auch jhren Sultan oder Keyser Leben vnd Verrichtungen, wie sie auff einander gefolgt, biß auff Suleiman den andern dieses Namens, Achtzehn Bücher dermassen auß jren selbs eigenen Historien vnd geschriebenen Büchern, trewlich und fleissig zusammengezogen, beschrieben, vnd auß dem Latein verteutscht, daß dergleichen von jhrem Sachen vnd Geschichten nichts so gründlich vnd eigentlich an tag kommen, Sampt zu ende angehengten vollkommenen Register. Gestellt durch Hansen Lewenklaw von Amelbeurn. 1595. Mit Röm. Keys. Majest. Gnad vnd Freyheit. Gedruckt zu Franckfurt am Meyn, bey Andres Wechels seligen Erben, Claudi de Marne vnd Johann Aubri.

(Die Fortsetzung folgt).

---

*) Wachler in seiner Geschichte der historischen Forschung und Kunst. I. S. 233. nennt bloß die Übersetzung der drey ersten Bücher und nicht die folgende spätere Ausgabe des ganzen Werkes.

Statuten und Reglement der mit der ersten Oesterreichischen Spar-Casse vereinigten allgemeinen Versorgungs-Anstalt für die Unterthanen des Oesterreichischen Kaiserstaates.

(Beschluß).

Reglement. Zweyter Abschnitt. Von der Verwaltung der Anstalt.

§. 47.

Die Anstalt wird durch eine aus dem Vereine der ersten österreichischen Spar-Casse gewählte Administration, nebst dem zur Manipulation nothwendigen Personale, verwaltet, welche sich über ihre Verwaltung gegen den Ausschuß des Vereins, als Repräsentanten der gesammten Gesellschaft der Versorgungsanstalt, auszuweisen hat.

§. 48.

Der Ausschuß wird nach Erforderniß der Geschäfte für die Abtheilung der Versorgungsanstalt die Administrationsglieder aus sich selbst ernennen, einem die Stelle des Präsidenten, einem zweyten jene des Stellvertreters übertragen, und die Referenten, welche jederzeit Rechtsgelehrte seyn müssen, bestellen.

§. 49.

Der Präsident und dessen Stellvertreter, dann die übrigen Administrationsglieder sind zur Beobachtung der vorstehenden Statuten, und des Reglements der ersten österreichischen Spar-Casse vom 21. Jänner 1822 verpflichtet, und empfangen, wie Curatorium und Direction der Spar-Casse vom Ausschusse die nöthigen Weisungen.

§. 50.

Jedes Jahr tritt der Präsident aus, auf dessen Platz der Stellvertreter vorrückt; statt dessen wählt der Ausschuß unter den Curatoren oder den Vorstehern, oder den sonstigen Mitgliedern der Anstalt, d. i. der Abtheilung der Versorgungsanstalt.

Auch der austretende Präsident kann wieder gewählt werden.

Die Referenten sind permanent, können jedoch auf ihr Ansuchen oder auf den Antrag des Curatoriums und des Präsidenten ihrer Stelle enthoben werden.

Aus den übrigen Mitgliedern treten jedes Jahr zwey durch das Loos aus, welche der Ausschuß durch Wahl ersetzt, die Austretenden können wieder gewählt werden.

§. 51.

Auch der Präsident und die Abtheilung der Administration der Versorgungsanstalt steht unter der Oberaufsicht des Ober-Curators; ohne des letztern Genehmigung ist keine Verfügung gültig.

§. 52.

Alle Berathungen werden bey Sitzungen vorgenommen, bey welchen die Referenten nach Weisung des Ober-Curators, Präsidenten, oder seines Stellvertreters vortragen.

§. 53.

Bey diesen Berathungen entscheidet die Mehrheit der Stimmen, oder jene des Ober-Curators, oder seines Stellvertreters, bey gleichgetheilten. Zur Gültigkeit eines Beschlusses wird erfordert, daß wenigstens vier Stimmführer zugegen seyen.

Das Sitzungsprotocoll führt entweder ein Mitglied, oder ein hierzu gewählter Beamter, unter Aufsicht der Kanzleyvorsteher.

§. 54.

Die Firma der Versorgungsanstalt ist jene der ersten österreichischen Spar-Casse, eben so gleiches Siegel und Stämpel mit dem Beysatze: Abtheilung der allgemeinen Versorgungsanstalt.

§. 55.

Die durch die Übernahme der Versorgungsanstalt sich ergebenden Pflichten des Vereins der ersten österreichischen Spar-Casse sind:

Erstens: die Capitalien der Anstalt für Rechnung der Gesellschafter (Interessenten) gegen Pupillarsicherheit zu den jedesmahligen gesetzlichen Zinsen anzulegen, die Urkunden an einem sichern Orte zu verwahren, über die redlichen Gebahrungen mit dem Vermögen der Anstalt sorgfältig zu wachen, und immer so viele Capitalien in Evidenz zu halten, als zur Bedeckung der jedesmahligen Dividenden aller Gesellschafter erforderlich sind, und bey etwa unzureichenden Zinsen den allenfallsigen Abgang an der ursprünglichen Dividende nach Maßgabe des in der Einleitung gemachten Vorbehalts den Intressenten vormerken und seinerZeit ausfolgen zu lassen. Zweytens: Mit dem Schluße jeden Jahres dem Ausschuße, als Repräsentanten der Gesellschaft, bey einer abzuhaltenden Sitzung den Rechnungszustand und die Rechnung vorzulegen, und den Besitz der Capitalien auszuweisen.

§. 56.

Bey diesen Sitzungen sind sämmtliche Ausschußmitglieder, außer wichtigen Hinderungsfällen, zu erscheinen verpflichtet; die Anwesenheit von wenigstens fünfzehn Ausschußmitgliedern ist aber zur Fassung eines Beschlusses unerläßlich. Die Ausschußmitglieder haben das Recht, und die Pflicht, sich von der Pupilarsicherheit der angelegten Capitalien zu überzeugen, und die Richtigkeit der abgeschlossenen Jahresbilanz, allenfalls auch durch Einsicht der Detail-Rechnung zu untersuchen, allenfällige Gebrechen zu rügen und abzustellen, und die etwa den Administationsmitgliedern zur Last fallenden Ersätze für die Gesellschaft in Anspruch zu nehmen.

§. 57.

Wenn sie nach absoluter Stimmenmehrheit alles in Ordnung gefunden haben, sind sie verpflichtet, den vorgelegten Ausweis schriftlich zu verfertigen. Diese von wenigstens fünfzehn Ausschußmitgliedern gefertigte Urkunde gilt als das Absolutorium der Administrationsmitglieder, in so ferne demungeachtet nicht erst später eine Handlung oder Unterlassung derselben entdeckt oder wirksam wird, welche den Statuten, der Instruction, oder den sonst gesetzlichen Pflichten der Administrationsglieder als Verwaltern fremden Vermögens zuwiderläuft.

§. 58.

Die Obliegenheiten der Ausschüsse, als Repräsentanten der Gesellschaft, sind persönlich.

§. 59.

Obschon der Fall kaum denkbar, daß ein Capital, ungeachtet der strengsten Vorsichtsmaßregeln, ganz oder zum Theil verloren gehen sollte; so wird dennoch für diesen Fall festgesetzt, daß der verlorne Capitalsbetrag zuvörderst denjenigen Classen der bestehenden Jahresgesellschaften, deren Dividende über den ursprünglichen Betrag (§. 23) gestiegen ist, sodann aber sämmtlichen übrigen Classen der bestehenden Jahresgesellschaften pro rata ihres Stammvermögens abgeschrieben werden müsse.

§. 60.

Erst dann, wenn sich keine Hypotheken finden sollten, welche Pupilarsicherheit geben, und nur in diesem Falle ist den Administrationsmitgliedern gestattet, öffentliche Fondsobligation, welche in Metallmünze verzinslich sind, einzukaufen, worüber der Ausweis bey dem Jahresabschluß mit Beylegung der Schlußzettel beeidigter Sensale vorgelegt werden muß. Der ausgewiesene Rabatt wird (§. 13) zur Ergänzung unvollständiger Einlagen verwendet.

§. 61.

Da hiernach der Ankauf öffentlicher Fondsobligationen ausnahmsweise Statt hat, so wird festgesetzt, daß in jenen Fällen, in welchen (§§. 33 und 36) das Vermögensübermaß einer Jahresgesellschaft den übrigen Jahresgesellschaften zu gleichen Theilen zuzukommen hätte, der dießfällige Capitalsbetrag in vorhandenen öffentlichen Fondsobligationen aus der Casse genommen, an der Börse verkauft, und nur der Erlös den übrigen Jahresgesellschaften zugeschrieben werden könne.

§. 62.

Die Administrationsglieder nehmen als Vermögensverwalter alle wie immer eingehende Beträge gegen Bescheinigung in Empfang. Damit eine Bescheinigung als eine wirkliche Urkunde des Institutes angesehen werden könne, muß solche von zwey Mitgliedern der Abtheilung der Versorgungsanstalt und dem Cassier unterfertigt, wie auch mit dem Siegel des Institutes versehen werden. Rentenscheine erfordern dieselben Unterschriften; bey den Interimsscheinen genügt die Unterschrift eines Administrationsmitgliedes und eines Cassebeamten, eben so bey Cassescheinen. In den Rentenscheinen müssen die Tage, an welchem Theilzahlungen geschehen sind, oder das Capital des Interessenten statutenmäßig angewachsen ist, ersichtlich seyn.

§. 63.

Die Abtheilung des Spar-Casse-Vereins, welche die Administration der Versorgungsanstalt eingeräumt ist, schlägt das zur Manipulation nothwendige Personale und die Beamten, ihre Gehalte, so wie ihre Cautionen an das Curatorium vor, welches ernennt, und die Gehalte, so wie die Cautionen, bestimmt.

Das Curatorium ist für die Anzahl des Personals und der Beamten, dann die Größe der Gehalte, an die Vorschriften des Ausschusses gebunden.

Alles Personal der Anstalt muß beeidet seyn.

§. 64.

Die mit der Administration der Spar-Casse Versorgungsanstalt nimmt nur frankirte Zuschriften an.

Schlußbemerkung.

Aus des aufmerksamen Durchlesung dieser Statuten wird sich folgendes Resultat ergeben:

Erstens, daß Jedermann mittelst dieser Anstalt sich oder anderen auf die leichteste Weise einen hinreichenden, ja nach Verhältniß reichlichen Lebensunterhalt verschaffen kann.

Zweytens, daß kein Gesellschafter an Capital verlieren, ja selbst noch seinen Erben mehr, als seine Einlage hinterlassen kann.

Drittens, daß, während in andern Anstalten für Witwen und Waisen, selbst nach vollständig entrichteter Einlage, jährliche Nachzahlungen gemacht werden müssen, in dieser Anstalt die Einlage selbst durch andere Zuflüsse möglichst erleichtert wird.

Viertens, daß in der Begünstigung der verschiedenen Classen, das genaueste Ebenmaß beobachtet ist, indem einerseits jenen Cassen, in welchen sich die ältesten Mitglieder befinden, die Vermehrung des Stammvermögens, und andererseits den jüngeren Gesellschaftern die Ergänzung der Einlagen auf mehrfache Weise erleichtert wird.

Fünftens, daß kein Besitz für alle möglichen Ereignisse des Lebens so gesichert seyn kann, als der Genuß eines Rentenscheines.

Sechstens, daß die Vortheile desto schneller werden erreicht werden, je mehr und schneller die Anstalt sich ausbreitet.

Vom Vereine der ersten österreichischen Spar-Casse, und der damit vereinigten allgemeinen Versorgungsanstalt.

Wien, den 4. October 1824.

Peter Graf von Goeß,
Ober-Curator.

Franz Edler von Bogner,
Ober-Vorstehers-Stellvertreter.

Ignaz Ritter von Schönfeld,
Kanzley-Vorsteher.

Leopold Mathias Weschel,
Kanzley-Vorsteher.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 7. März 1825.

(28)

Ueber die ungarischen Eisenwerke.

Vom Grafen Carl Andrassy.

Da sich die wenigen älteren ungarischen Geschichtschreiber mit der Geschichte der Literatur, Industrie und Kunst nicht sehr befaßten, so ist aus dem Mittelalter, fast keine Nachricht über das Berg- und Hüttenwesen Ungarns. Noch eher läßt sich aus den römischen Geo-Historiographen, eins und das andere auf unsere Gebirgsgegenden und ihre Bewohner anwenden. Die unverwerflichsten Zeugen für das Alter des Berg- und Hüttenwesens, sind die häufigen und großen Schlacken-Haufen, deren Oberfläche oft schon zu Humus verwittert, als Acker oder Wiese benützt wird; die unzähligen Pimgen und verfallenen Schächte und Stolle mit Schlegel und Eisen bearbeitet; die Spuren von Pachwerken und Wasserleitungen rc. (die augenscheinlich durch Menschenhände gemachten vielen Vertiefungen an den Ufern des Gran-Flusses scheinen aufs Goldwaschen hinzudeuten). Nach Severinus, Timon und andern, waren diese Gegenden (hier gilt es meistens nur vom Gömörer, Soler und Zipser Comitat, besonders aber wird das erste gemeint) von Sarmaten, Galliern, Gothen und Chrobaten, von Jaszigern und Quaden wechselweise bewohnt, der Bergbau aber vorzüglich von letztern als Hauptbeschäftigung betrieben worden, wie dieses Ptolomäus, Cäsar und Constantin Porphyrogenitus anführen, die diesen Völkern die Montes Lunä oder Montes Sarmaticos und Babigori als Wohnsitze anweisen, deren Identität mit unsern Carpathen kaum bezweifelt werden kann. Im Mittelalter findet man zuerst den Csetneker Stahl erwähnt, der in Ochtina und Fekete Lehota erzeugt wurde. Anno 1326 ließ Nicolai Filius, Ladislaus Kun, Genere Bebek (von der Linie der Csetneky) eine deutsche Colonie nach Dobschau ziehen, die er mit Freyheiten begabte, nicht um den Bergbau zu gründen, den er war schon vorhanden, sondern um ihn neu zu beleben *), eine Grenz-Urkunde der Bergstadt Schmöllnitz von 1333 erwähnt ebenfalls dortige Eisenhütten. Andere Documente derselben Stadt Dobschau zeigen bald darauf einen großen Umtrieb im Berg- und Hüttenwesen und der Stahlmanipulation. Dieselbe Betriebsamkeit zeigt sich im Csetneker Thale und jene hochberühmten altungarischen Fringia Kling'en mit Blutrinnen, scheinen dieser Epoche und diesem Thale angehört zu haben. Von 1542 fand man unter einem der alten Schlackenhügeln in Cserna Lehota eine eiserne Tafel mit folgender Inschrift:

Anno 1542 den 9. October haben wir unser Cassa 200,000 Gulden in das Gewelble 36 gute Mans Schritt ob den Hamer gege Slabos zueffast grod gegen den Fels uber der im Zinberg stekt, vor den Turka und Tartar fersteckt und das Gewelble uber und uber mit Schloken für man hoch versüt. Zum Bericht haben wir das eiserne Bleih in unser Kommer unter das 6. Bret von der benk verbergt. Gott geb nur bald den liebe Frid wider zuruck I. H. B. und G. L. S. Diese Tafel wurde dem damahligen Vicegespan Ladislaus von Pletrich überbracht, der sie ins Archiv des Comitats legen ließ.

Doch geschah dieß erst nachdem der Finder et Comp. den ganzen Hügel nach dem vermeinten Schatz umgekehrt hatten.

Die Größe der Summa, obgleich wahrscheinlich nur ungarische Gulden gemeint sind, läßt sich bloß dadurch einigermaßen begreifen, daß (wie die Sage meldet) eine sehr reiche Besteller Compagnie daselbst bestanden habe, woher auch der Gebrauch unter den täglich weniger werdenden kleinen Eisenwerkseigenthümern (vulgo Bestellern) geblieben seyn mag, sich jährlich ein Mahl zum Zechen zu versammlen und gemeinschaftliche Maßregeln wegen den Preisen zu nehmen, wobey dann jenen die den Preis muthwillig ver-

*) Dieses Document ist im Archiv der Stadt Dobschau.

dorben zu haben überwiesen waren, ein neubeschlagenes Rad um den Hals gehangen wurde. Dieser Flor nahm mit Ende des XVI. Jahrhunderts stark ab, doch wird Anno 1637 in Dobschau wieder ein neuer Stahlofen errichtet. Endlich fängt unter den rakotzischen Unruhen die Stahlerzeugung wieder an, stärkere Geschäfte zu machen und so wie der Tokayerwein den Fürsten Franz Rakotzy seine Qualifizirung und seinen großen Ruf verdankt; so hat auch das Eisenhüttenwesen ihm die Errichtung des ersten Hochofens nach Elsaßer Muster in Dobschau zu danken *). Er ließ die nöthigen Leute aus Sachsen kommen, errichtete Feuerrohrhämmer und Säbelschmieden (es sollen auch damascirte Säbel gemacht worden seyn).

Paul Lany war sein Director dabey, Er nennt ihn: ferri et salis nitri inspector noster dilectus. — Nach Rakotzis Sturz blieb Lany im Besitz des Hochofens; nach diesen sind die ältesten Hochöfen in der Herenger Pußta und im Prädio Meletz (beyde verödet). Dieß ist beyläufig alles, was sich historisch sagen läßt und wobey Gömör als das Centrum der Eisenerzeugung angenommen wurde, denn die andern zerstreuten Eisenwerke sind alle und selbst die Siebenbürger, größtentheils neuern Ursprunges, doch bezeugen die großen Schlackenhaufen in Dazien, den Gewerbfleiß der Römer.

Betriebs-Art.

Es scheinen in diesen Gegenden immer größere Öfen, selbst in den ältesten Zeiten im Gebrauch gewesen zu seyn, denn während man ganz kleine Häufchen Kupferschlacken oft im größten Gebirge findet, trifft man die Eisenschlacken in der Regel immer nur im großen Thal am Rand des Mutterflusses und zwar ganze oft beträchtliche Hügeln formend an. Die ältesten, ja auch jetzt noch, hie und her üblichen Blau- oder Flößofen scheinen am längsten regiert zu haben; erst seit ungefähr 25 Jahren fängt man an Hochöfen an ihre Stelle zu setzen und den Nutzen der an Kohlen und am bessern Product ist, einzusehen. Dennoch sind bloß im Gömörer Comitat noch 27 lebende, außer mehreren mechanisch todten Blauöfen, trotz dem mit Riesenschritten herankommenden Holzmangel. Diesem wird überhaupt auf die leichtsinnigste Art entgegen gegangen, ohne sich im geringsten um die Nachkommenschaft zu bekümmern. Beynahe die Kammer allein kann in Hinsicht des Holzes für die Zukunft ruhig seyn; auch diese hat es aber nicht bloß ihrer sehr guten Administration, sondern hauptsächlich der ungeheuern Ausdehnung ihrer Waldungen zu danken. So hat zum Beyspiel der Terrain des Ortes Wallaska auf dem die Rohnitzer-Werke stehen, 100 Tausend Joch Waldfläche nach der Josephinischen Messung. Steinkohlen gibts zwar in der Entfernung einer mäßigen Tagreise, aber nur Schieferkohlen und so droht denn von Seite des Holzes den Gömörer Werken erdrückender Mangel, während der Schoos der Erde mit Vorrath an Erzen für Jahrtausende gesegnet ist. In dieser Hinsicht bleibt das Gömörer Comitat sowohl an Zahl und Mächtigkeit der edlen Gänge, als auch an Mannichfaltigkeit der Stuffen unerreicht. Die vorzüglichsten sind 1. die Dobschauer Gänge, worunter jedoch auch die benachbarten Blachower und Ober-Slaner verstanden werden. Sie sind zahlreich, einige derselben bis 25 Klafter mächtig, gewähren den seltnen Anblick von am Tage stehenden großen Felsenwänden, die ganz rein ohne fremde Mischung aus den reichsten Eisenspäten bestehen, und nur so wie Steinbrüche behandelt werden. Von diesen arbeiten mehr oder weniger alle Gömörer, Torner, Zolyer und Borsoder Werke. 2. Der Banyodol auf dem Rosenauer Terrain; 20 Kl. mächtig, wird größtentheils vom Betlerer Eisenwerk benutzt; seine Gänge sind durch ihre mannigfaltigen Stoffenformation merkwürdig. 3. Hradek, worunter noch die übrigen Gänge des Tsetneker Thals gehören; es gibt 20 Kl. mächtige Gänge. Er wird in den Gombazeger Hochofen und in den noch übrigen Blauöfen verblasen, nur mittelst diesen leichtschmelzbaren und von allen Untugenden freyen Steins, können dieselben noch ein Eisen erzeugen, welches dem Hochofeneisen beynahe gleich kommt. 4. Szirk; das dortige Brauneisensteinlager, ist 24 bis 40 Kl. mächtig, es versieht die unter dem Nahmen Union und Coalition bekannten 2 Eisenhüttengewerkschaften, auch die Kammeralwerke beziehen etwas von hier. Die Zipser Werke haben jedes seine eigenen Gruben außer dem Gräflich Alexander Csakischen und Palzmanischen, die von Dobschau beziehen. — Noch gibt es hier im engsten Wortsinn ganze Berge von reichhaltigen Eisensteinen, die man darum unbenutzt läßt, weil sie schlechtes Eisen geben, wenn nicht die Nachkommenschaft geschickter als wir die fremden schädlichen Bestandtheile zu scheiden wissen wird.

Die Marmarosser, Banater, Siebenbürger und Bukowiner Werke.

Machen den zweyten Verein der ungarischen Werke aus; doch sind sie mehr zerstreut als die vorigen und das Eisen derselben steht dem Gömörer in Quantität und Qualität nach, auch beschuldigt man es des Kaltbruches. An Holz sind sie viel besser daran als die Gömörer. Urwälder beschatten noch viele ihrer Berge; Eisensteine finden sich:

1. Im Matzkamezöer Urgebirge: Ein von Braunstein

*) Ich habe selbst eine sehr gut gegoßene Tafel von Roheisen aus jener Zeit, mit den Wapen meiner Urgroßmutter, gebornen Balassa, die damahls lebte.

begleitetes Spat Eisenstein Lager, eins der mächtigsten in der Monarchie, oft 30 Kl. mächtig; es erstreckt sich mehrere Stunden, ist aber häufig von Glimmerschiefer verschoben und vertrümmert.

2. In Suppríslop, Szermetyer, Pleska und Rußzinosza wird in 4 Schuh mächtigen Flötzen, Sumpferz gewonnen. Sein Gehalt ist zwischen 20 und 40 Procent. Die Hochöfen von Strimbu und Olah-Lapos schmelzen Nr. 1 und 2, obschon letzteres seit mehreren Jahren außer Umtrieb zum Verkauf ausgebothen wird.

3. Der Kobolopojaner Hochofen verbläßt Rotheisenstein, der bey Teebusan im Lichipataker Thale erzeugt wird, dann Braun Eisenstein von den Rehäer und Lonkaer Gebirgen.

4. Der Szelesztover Hochofen verbraucht die Thoneisensteine, welche theils okricht theils dicht zwischen Kustanfalva und Podhering dann bey Laska und unter Wißnitze gefunden werden.

Die Hochöfen zu Toplitza und Alt Limpert beziehen Eisenglanz mit ochrigtem Eisenstein aus dem Hatszeger Thale, doch benützen sie auch das.

6. Spularer Braun Eisenstein Lager, welches über Runk gegen Morgen nach Telek 1 1/2 Stunde weit fortstreicht, an manchen Orten 20° mächtig ist und sowohl die 2 gräflich Banfyschen Blaufeuer als auch die 4 Stucköfen und den Sensenhammer zu Nadrob ernährt.

7. Der, in Thonschiefer zu 2 — 3° mächtig gelagerte ochrige und derbe Torotzkower Brauneisenstein versorgt mehrere Privat-Blauöfen.

8. Jakobeny in der Bukowina hat 1. Magnet Eisenstein in der Pretilláer St. Antony Zech. 2. Roth Eisenstein in der Zech „Willkommen der Kaiserinn.“ 3. Braun Eisenstein in den Aurotäer und Arschitzäer Gruben mit Quarz und Schiefer; in der Negrier und Kollakäer mit Spath Eisenstein endlich, 4. Spath Eisenstein allein auf dem Kirlibabäer Lager.

Zerstreute Werke.

Darunter verstehe ich die von den beyden Massen am meisten getrennten Zempliner und Ungwarer Werke, diese schmelzen fast alle den Banszkaner Thon Eisenstein und mitunter pohlnische ziemlich elende Halbopale.

Da es unmöglich oder wenigstens langweilig wäre, alle die unzähligen Gänge der Gömörer, Zipser, Solyer Comitate nahmentlich anzuführen, so habe ich bloß die für Sammler interessantesten Steinarten Sub X verzeichnet, die dann auch größtentheils (den viele kommen nur periodisch vor) bey den Graf Andrasischen Eisenwerks-Director und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, Johann Wallner in Betler im Gömörer Comitat um Geld oder in Tausch zu haben sind.

Sub Y sind sämmtliche ungarische Eisenwerke und ihre Besitzer nahmentlich.

Producte.

Diese zerfallen 1. in gegoßenes, geschmiedetes und gewalztes Eisen. 2. Stahl. Der Verschleiß des Gußeisens ist leider noch sehr unbedeutend, da es an Fabriken aller Art und Maschinen im Lande mangelt; da den Ökonomen, Architekten und andern Technikern unseres Landes die Unschätzbarkeit dieses solidesten aller Materialien und dessen Verwendung noch beynahe gänzlich unbekannt ist, welches um so wünschenswerther wäre, da ein Hauptartikel dieses Erzeugnisses, der Verbrauch zu Geschütz und Munition (der in England so viele Werke für die unzähligen Schiffe ꝛc. ausschließlich beschäftigt) bey uns immer geringer seyn dürfte.

Bis dato befleißen sich nur das Kammeralwerk Rosnitz, das Graf Andrasische Werk in Betler und das Graf Staray'sche Werk (letzteres erst seit kurzem) mit der Gießerey und auch diese haben nicht sehr viel zu thun. Die einzigen gangbaren Artikel sind Öfen, Kessel, Platten und einige Kleinigkeiten. Von Gußstahl ist nicht die Rede. In der feinen Galanteriegießerey werden wir die Preußen schwer erreichen aus Mangel guter harter oder Steinkohlen in die Kuppelöfen. Auch schadet der starke Braunstein Gehalt der Eisenerze den Gußwaaren. Doch könnte dieß letztere bey größerer Nachfrage durch eigene Bestellungsart vermieden werden *). Geschmiedetes Eisen. Dieses ist es eigentlich ganz allein, welches die ungarischen Werke beschäftigt und worin sie es so weit gebracht, daß in Hinsicht der Quantität und der Qualität, uns die Einfuhr des Auslandes ganz entbehrlich geworden ist. Denn obschon im ungarischen Eisen (weil es aus ganz verschiedenen Erzen und Gängen herrührt; ja auch selbst die Erzeugungsart unter den Werken sehr ungleich ist), nicht dieser gleichförmige Charakter der Eisengüte herrschen kann, den das steyrische beynahe aus einerley Erz und auf dieselbe Art erzeugte Eisen darbiethet, so ist es doch größtentheils, (besonders das unter dem Nahmen Gömörer bekannte) sehr gut. Hierher sind wohl auch die Zeughämmer zu rechnen. Von diesen gibt es bey uns 3 Gattungen. Kratzenhämmer, die sich ausschließlich mit Hauen und Schaufeln

*) Welches im Gömörer Comitat bey der großen Mannigfaltigkeit der Erze leicht möglich wäre.

befassen *) Sensenfabriken! deren gibt es nur 3, zwey in Siebengürgen dem Grafen Banfy und eine in Pömörer Comitat den Fürst Kohary angehörig, da sie für unser Wiesenreiches Vaterland nicht hinreichen, so ist in diesen Artikeln noch bedeutende Einfuhr aus Steyermark. — Endlich die eigentlichen Zeughäminer, die allerhand Kessel und andre Blechwaaren erzeugen. Sie arbeiten oft mehr in Kupfer als in Eisen, ihre Anzahl ist nicht groß; in Görmör sind 2. ein Andrasischer und ein anderer. Gewalztes Eisen wird noch bis jetzt nirgends als in Rosnitzer Kammeralwerk erzeugt, da das kostspielige eines Waltzenwerks (daß überdieß mit Stahlhämmern, Bohr- und Drechselmaschienen verbunden seyn, und sehr viel Wasser haben muß) bis jetzt jedem abschreckte. Auch in Rosnitz wird bloß Blech erzeugt, weil die meistens schlechte Qualität des Eisens bis jetzt alle Versuche mit Stangeneisen fruchtlos gemacht hat.

2. Stahl. — Mit diesem sind schon mehrere sehr glückliche Versuche geschehen. (ich meine den feinsten) In Doisgyör hat ein Herr Tasola so guten Stahl erzeugt, daß die Pester Uhrmacher und Messerschmiede ihn dem englischen vorzogen. Die Rasiermesser, des leider mit seinem Geheimniß verstorbenen Stecklin in Pest, übertreffen die besten englischen in hohen Grad, wie sich jeder überzeuget hat, der so glücklich war, eins zu bekommen.

In Rosnitz wird noch immer ein vorzüglicher feiner doppeltgegärbter Stahl fabrizirt. Die Güte des daselbst erzeugten groben Stahls haben die Gewerbfabriken in Neusohl und Hradek (die in Friedenszeit ruhen) durch die Güte der daselbst erzeugten Waffen aller Art (mitunter auch demascirten) hinlänglich bewiesen. Deßgleichen bezeugen die guten Koharischen Sensen.

Commerz.

Beynahe sämmtliche Erzeugnisse des Banats und Siebenbürgens consumirt die Türkey. Mit dieser vortheilhaften Ausfuhr ist noch das Gute verbunden, daß der Türke mit dem schlechtesten Eisen zufrieden und sehr rechtlich im Handel ist. Für sich selbst hingegen hohlen die Siebenbürger und das Banat ungeachtet der weiten Fuhr, daß viel bessere Gömörer Eisen.

Die Marmarosser Kammeralwerke versenden ihre Eisen auch größtentheils in die Moldau und Walachey. — Die Neusohler und andern Kammeralwerke, haben die große

*) Deren gibt es eine Menge, besonders beschäftigen sich die in ganz Ungarn als Teichgräber berühmten Einwohner von Metzenseifen, zwischen Caschau und Schmölnitz damit.

Consumtion der königl. Bergstätte zu versorgen, und schicken den Rest nach österreichisch Schlesien und Pohlen. Die Pömörer Privatwerke versorgen hingegen beynahe das ganze ungarische Binnenland während Zipser und die an Pohlens Grönze in Zemplin und Ungvar zerstreuten Werke, das beynahe ganz an Eisen entblößte Pohlen bedienen. Doch ist der Verkauf nach Pohlen durch die bedeutende Mauth gegen 1 fl. C. M. p. Ct. sehr erschwert. *) Was den Preis und den Verschleiß des Eisens im Allgemeinen betrifft, so hat sonderbar genug der Preis und der Absatz mit der Erzeugung zugleich zugenommen, denn während sich vor dem die wenigen, auch nur periodisch arbeitenden Werken theils kümmerlich, theils gar nicht erhalten konnten **) erhalten und beleben die jetzt zahlreich klopfenden Hämmer ganze Provinzen. Den größten Schwung gab diesen, wie jedem Oeconomiezweig, die Bankozettel-Zeit, und damit eingerißene Bau-Lust ***) 2. Krieg und Mißjahre und die daraus folgenden hohen Fruchtpreise. Letztere sind auch darum für die ungarischen Werke eher nützlich als schädlich, weil dann der Bergbewohner wohlfeiler arbeitet, denn da er nur von heut auf Morgen denkt, so ist er in fruchtbaren Jahren nur um hohen Preis zu bekommen. Seit einigen Jahren fängt der Eisenverschleiß an, den Krebsgang zu gehen, obschon das maximum der Consumption noch nicht erreicht ist, denn noch gibt es Gegenden genug in Ungarn und in Pohlen, wo Edelmann und Bauer mit unbeschlagenen Pferden und Wägen fahren, ja selbst rein hölzerne Pflüge ohne allem Eisen kann man noch antreffen, die an die ersten Bewohner Griechenlands erinnern.

*) Zwischen Wien und Ungarn schwankt die Eisensendung noch so sehr, daß man oft Schiffe mit denselben Eisen-Sorten zu gleicher Zeit Donau auf- und Donau abfahren sieht; aufwärts gehts damahls am meisten, wenn das steyerische Eisen in Triest starke Nachfrage hat.

**) Ich selbst las eine alte Instanz an die Herrschaft von einem Dernoer zinsbaren Eisenbesteller, daß er unmöglich mehr bey dem Pacht von 100 fl. bestehen könne. Er hatte nicht nur das Werk in Pacht, sondern das Holz fürs Werk durchs ganze Jahr gratis!!

***) In Ungarn war sie so stark, daß ich mich zu wetten getraue, daß in den letzten 40 Jahren auf dem Lande (und in einigen Städten z. B. Pest, Neusatz rc.) mehr gebaut wurde, als in den übrigen 800 Jahren, die Ungarn zählt. Doch will ich davon die Kirchen und Klöster ausgenommen wissen. Es ist kaum begreiflich, wie sich unsere Vorfahrer so gänzlich ohne Wirthschaftsgebäuden behelfen konnten, daß es ganze Comitate gab, in denen nicht ein einziges zu finden war.

Y.

Im Gömörer, Zipser, Zolier, Borsoder und Torner Comitat sind folgende Eisenwerke, und zwar:

Benennung derselben.	Hoch-öfen.	Frisch-feuer.	Blau-feuer.	
Kameralisch.				
in Hronetz	2			
— Theisholz	1			
— Mittelwald	1			
— Hradek	2			
— Lublau	1			
Kameralisch mit Privatgewerkschaft gemischt.				Dazu gehören beyläufig 36 Frischfeuer, 4 Rohrhämmer in Hradek, die nur in Kriegszeit arbeiten, Drathzieher, Nagelschmied und Zeug-Hammer in Hronetz und die nöthigen Streckhammer.
in Diosgyör	1			
— Libeten	1			
bey Hronetz.	1			
Privat Werke.				
In Sajer Thal, Grafen Andrassy.	5	14		Der in Dernö hat das schönste Zylindergebläs in der Monarchie. Inselbem Thale vegetiren 2 Blauöfen.
Stadt Dobschau	2	2		
Hrn. v. Hamos in Pombasricz	1	2		
Siebenbürgen, Marmaros, Banat und Bukowina.				
Kameralisch.				
und Olahlapos	2			
Kobolopojana	1	5		
Szeleszto	1	5		nebst Schlagwerken und einem Sensenhammer.
Toplitza und alt Limpert	2	5		
Zerstreute Werke an der pohlnischen Gränze im Zempliner und Ungvarer Comitat.				
Kameralisches Werk, in Ungvar	1	4		
Graf Schönborn	1	2		hat beynahe noch gar nichts gearbeitet.
Graf Forgats im Saroser Comitat	1	2		hat sehr schön eingerichtete Frischfeuer.
Herr von Roll in Szinna	1	2		sehr schöner Hochofen mit preußischem Cylindergebläß.
Graf Christoph Stáray in Remete	2	5		
Tsetnecker Thal.				
Verschiedene Eigenthümer besitzen			11	nebstbey ein Zeughammer.
Muraner Thal.				
Muraner Union	3	11	2	
Mehrere Privaten			10	
Fürst Kohary	2	5		1 Sensenhammer.
Rieme Thal.				
Coalition	2	9		
Graf Csaky	3	6		ist ganz neu errichtet.
in Kronpach	1	2		
Graf Keglowitz in Torna			2	
in Sylvas.	1	4		
Caschauer Stadt.			2	
Jasrover Kloster	1	5		
Brezro Banya	1	2		

Anm. Daß die sämmtlichen Werke ihre proportionirte Anzahl Streckhämmer und die Blauöfen ihre Schlagwerke haben, versteht sich von selbst.

Seit der Betrieb der Werke an Solidität gewonnen, ist selbes auch mit dem Preis der Fall geworden; er ist jetzt immer zwischen 16 und 19 fl. W. W. das ordinäre Stangen Eisen. In diesem Augenblick fängt der Preis bey 16 fl. an meist bis 9 Stangen in Ct. gerechnet, dann steigt der Preis nach der Zahl der Stangen.

Der Haupt-Stappelplatz ist und bleibt Pesth, wo auch beynahe alle ungarische Eisen-Werke Niederlagen haben, die übrigen sind ohngefähr wie folgt: Debretzin, Szegedin, Klausenburg, Arad und Caschau, die zwey letztern ziemlich unbedeutend.

Noch zweyer allgemein zu empfehlenden Industriehebeln muß ich erwähnen, weil selbe sich für unsere Werker wohlthätig erwiesen haben: 1. die Bereitung von Chaußeen, worin sich besonders das Gömörer Comitat und sein verdienstvoller Vicegespann Stephan v. Mariaßy ausgezeichnet haben, und wozu der Fürst Kohary auf seinen großen Gütern daselbst das erste fruchtbare Beyspiel gegeben hat. 2. Das Zusammentreten von Gesellschaften. Eine Menge kleiner Werksbesitzer die mit unendlichem Kohlen- und Zeitverlust tändelten, einander den Holz- und Arbeitspreis hinauf lizitirten und den Eisenpreis verdarben, traten in Compagnien, zerstörten ihre Blauöfen, errichteten Hochöfen und Frischfeuer, und erzeugen jetzt, statt dem wenigen schlechten, viel und gutes Eisen in weit geringerem Preis. — Zu wünschen wäre, daß dieses Beyspiel mehrere Nachahmung hätte *), daß Ungarn endlich einmahl von dem Wahn zurückkommen möchte, daß dergleichen Unternehmungen nur durch die unmittelbare Unterstützung der Regierung gelingen könnten! Sieht man denn nicht, daß in England die größten Unternehmungen von Privatgesellschaften ausgingen? Warum könnten in Ungarn nicht Canäle und Fabriken durch Gesellschaften errichtet? warum nicht für den Absatz von Producten (besonders Wolle) gemeinschaftliche Maßregeln ergriffen werden?

X.

Magnet-Eisen-Stein atractorisch und cetractorisch derb und kristalisirte — Magnet Kiese, — Eisenglanz, Rotheisenstein, Brauneisenstein, — Schwarzeisenstein, — Spatheisenstein, — Blau-Eisenerde, — Thoneisenstein, (Bohnenerz, Roseneisenstein, — Rubin in Spath) — Rubinglimmer kristalisirt. Glasköpfe von der verschiedensten Art und schönsten Bildungen, Eisenpecherz — Manganerz derb kristalisirt, Mangan Schaum. Rother Eisenrahm — Titanschürl kristalisirt. Mergeleisen, — Eisen-Kiese — Alaphor auf Eisen, Thonschiefer Igloit, Wolnin — Cashelon — Röthl — Blutstein — Eisenkiesel — Eisenlebererz, Eisenschwärtze — von gothisch gestelteten Kreisen jeder Farbe gibts vorzüglich schöne Handstücke. — Allerhand Metalle auf und mit Eisenstein ꝛc.

*) Die Kanalgesellschaft im Stuhlweißenburger Comitat, die Comorner und Wieselburger Frucht- und Schiff-Compagnien, mehrere Kupferhüttengesellschaften in Zipsen sind meines Wissens noch jetzt im Stande.

Der Hirtenstein in Mähren.

Das Mährisch-Schlesische Gesenke das zwar nur in seinen nördlichsten Verkettungen den Charakter des Hochgebirges annimmt und dort in seinem spieglitzen Schneeberg, in seinem Vaterberg, Geppernik, Fuhrmannsstein und andern Bergen mehr als 4000 Fuß über die Meeresfläche hinausreicht, ist in tausendfacher Beziehung ein Gebirge, das von dem Freunde und von dem Forscher der Natur wohl mehr Aufmerksamkeit und Würdigung verdiente, als es bis jetzt noch immer der Fall gewesen.

Bald in schwermüthiger bald in lieblich anziehender, bald in phantastischer Gestalt treten dort die Gebilde der Natur vor das Auge des Beobachters und erfüllen das Innere desselben mit stillem Entzücken und mit jener heiligen Regung, die ich die innere Huldigung des Weltgeistes nennen möchte.

Von den Merkwürdigkeiten, die sich in der Umgebung von Goldenstein vorfinden, erwähne ich einer einzigen, an die sich eine einfache Volkssage anknüpft. Auf der Südseite dieses, auf einem Berge gelegenen und von Gebirgen romantisch umschloßenen Städtchens gelangt man in ein enges Thal, durch das ein schmaler Weg hart an einer hohen und schroffen Felsenwand zu einer etwas freyeren Fläche leitet. Von dort aus erblickt man in östlicher Richtung eine bedeutende Anhöhe, auf deren Felsenspitze sich eine Gestalt erhebt, die in die Umgebung düster hineinschaut. Der Wanderer glaubt den Oberleib eines kolossalen Hirten mit Stab und Hut zu erblicken und staunt über das wunderbare Spiel der Natur. Erklimmt er die Höhe, von welcher der Felsenmann niedersah, zerfließt die Täuschung — nichts als formlose Massen umgeben ihn.

Der Hirtenstein — so nennen die dortigen Bewohner jene Felsengestalt — verdankt nach einer Volkssage folgender Begebenheit seinen Ursprung:

Ein Sohn führte eines Morgens auf das Geheiß seines Vaters eine Heerde von Lämmern zur Weide. Der Vater gab dem Sohne zur Stillung des Hungers schwarzes Brod, wie es in seinem Vermögen war, und etwas Käse mit. Der Sohn, finstern und stärrischen Sinnes, gelangte mit seiner Heerde zur Anhöhe, auf der gegenwärtig der Hirtenstein emporragt. Dort warf er sich mürrisch auf das Graslager hin, und stieß die zutraulich sich nähernden Lämmer so unbarmherzig mit Füßen, daß die unschuldigen Thierchen mit Schmerzensgeblöcke hinwegsprangen. Das muntere Herumtaumeln der Heerde war dem unzufriedenen Hirten zuwider. Die Morgensonne sendete die mildesten Strahlen auf den Sitzenden herab; aber kein Funke erleuchtete das Mitternachtsdunkel seines innern Lebens. Die erwachten Waldsänger frohlockten im Morgengesange, Alles athmete Freude; nur in der eisigen Brust erzitterte kein Strahl der Lust.

Die gewöhnliche Zeit zum Frühstücke war da. Der Hirte zog seinen Nahrungsvorrath aus der Tasche; betrachtete sein schwarzes Brod, dieses sprechende Zeichen seiner Dürftigkeit mit Mißmuth und Bitterkeit und schleuderte es in wilder Hast den Felsen hinab. In demselben Augenblicke aber, als das Brod vom Felsen herabrollte erstarrte der Körper des über sein Schicksal erzürnten Hirten — und wurde Stein.

So schaut der Versteinerte noch gegenwärtig in das Thal hinab und fordert den Wanderer auf, nach der Geschichte seiner Entstehung zu forschen.

Die einfache Volkssage über den Ursprung des Hirtensteins scheint wohl in der tiefen Verehrung begründet zu seyn, welche die Bewohner des Gesenkes, wie überhaupt Gebirgsbewohner, gegen das Brod offen an den Tag legen. Daß die Ehrfurcht gegen dieses Hauptnahrungsmittel zuletzt von der kargen Productivität des Bodens und der mühsamen Bearbeitung desselben herrühre, bedarf keiner Erwähnung.

C. M. Sellinger.

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung.)

Die Natur — so äußert der Reisende sich noch im Allgemeinen, in Betreff des Magdalena-Flusses und seiner Ufergegenden — die Natur scheint absichtlich das Bett jenes Flusses mitten durch die Cordillères von Columbia gebrochen zu haben, um aus demselben einen Verbindungskanal zwischen den Gebirgen und dem Meere zu bilden. Immerhin aber würde sie aus demselben bloß einen unschiffbaren Waldstrom gemacht haben, hätte sie nicht seinem Laufe an mehreren Stellen Massen von Felsen also entgegengestellt, daß durch ihre Anordnung die Heftigkeit seiner Wellen sich brechen muß. Hierdurch gehemmt, durchfließen seine Gewässer in langsamem Laufe die Ebenen der Provinzen von Santa-Martha und Carthaga, die sie befruchten und deren heiße Luft sie durch ihre Ausdünstungen erfrischen. Drey, durch bestimmte Gränzen von einander abgesonderte Temperaturen beherrschen den Magdalena-Fluß. Die periodischen Seewinde wehen von seiner Mündung bis nahe an Monpox. Von dieser Stadt an bis Moralès wird die brennende Gluth der Atmosphäre durch keine Winde gemildert, und ohne den, während der Nacht von Moralès bis zu den Quellen des Magdalena-Flusses fallenden Thau, müßte der Mensch solch brennender Hitze erliegen. Der Südwind aber mildert die Hitze des Tages und bildet die dritte Temperatur, diejenige der Landwinde. Dieser ist es zuzuschreiben, daß die Schiffahrt auf dem Magdalena-Flusse für die Europäer selten tödtlich wird. Wenn auch der Mensch rücksichtlich auf sein Leben keine Gefahr läuft, so ist ihm hinwieder auch nicht ein Augenblick von Ruhe beschert. Dem Flusse entlang macht ein Heer von Insekten ihm einen grausamen Krieg. In der Nähe des Meeres sind diese Feinde die Muskitos, weiter hinauf bedecken ihn kleine Mücken-, Gagens genannt, mit ihren brennenden Stichen. Tritt er zuletzt in eine noch kühlere Gegend ein, so trinken die Tabanos, eine ungewöhnlich große Fliegenart, sein Blut. Wenn er sich baden will, so muß er befürchten, von den Caimans verschlungen zu werden, und steigt er an's Land, so ist er vor dem giftigen Bisse der Schlangen nicht sicher. Das Reisen auf dem Magdalena-Flusse ist demnach ein schreckliches Reisen, und selbst dem Auge wird selten ein ergötzlicher Anblick zu Theil. Denn die Ufer des Fußes, welche vermöge ihrer natürlichen Fruchtbarkeit mit Cacao-Bäumen, mit Zuckerrohr und Kaffee-, Baumwollen-, Indigo- und Tabakpflanzungen bekleidet seyn, dem ermatteten Reisenden die ausgesuchtesten Früch-

te der Tropenländer darbiethen und ein glänzendes Blumengewimmel in ihrem Schoose tragen sollten, sind dicht mit Strauchwerk, Lianen und Dornen bewachsen, aus welchen Kokosbäume und Palmen emporstehen.

4. Unter einer großen Anzahl von Städten, welche die Provinz Socorro in sich faßt, ist diejenige, von welcher die Provinz den Nahmen trägt, die Hauptstadt. Hier hält sich der Gouverneur auf, dem einige Milizen und Invaliden zu Gebothe stehen, die von der Regierung einen Monathsold von vier bis fünf Piaster erhalten. Socorro ist sehr schlecht gebaut und noch schlechter gepflastert. Am Abhang eines Berges gelegen, erhält die Stadt, wegen der sich nord- und südwärts bis zu den Ocana-Gebirgen erstreckenden Bergkette von Opon, selten erfrischende Kühlung durch die Winde, daher auch die Hitze ungemein groß ist. Das Thermometer sinkt zur Seltenheit unter 20°. Zur Zeit, als der Verfasser sich in diesen Gegenden aufhielt — es war im July — fing es gewöhnlich um ein Uhr Nachmittags zu regnen an, der Donner rollte und das Gewitter dauerte fort bis Sonnenuntergang. Die Winde bliesen von Norden. Das Wasser ist hier von sehr schlechter Beschaffenheit und widrig zu trinken. Vielleicht daß auf Rechnung dieses Umstandes die Kröpfe zu setzen seyn möchten, welche die ganze Bevölkerung und selbst den Fremden entstellen, der eine längere Zeit in diesem Lande zubringt. Sogar die Thiere werden von diesem Übel ergriffen und sterben zuletzt daran. Auch Fieberanfälle sind häufig und unter den Greisen gibt es viele Wassersüchtige. Gleichwohl zählt Socorro nahe an zwölftausend Einwohner, die außerordentlich thätig und verständig sind, sich mit unausgesetztem Fleiße der Agrikultur widmen und bedeutende Fabriken unterhalten. Das Land liefert viel Baumwolle, Zucker und Reis und diese Artikel stehen insgesammt äußerst niedrig im Preise, weil es an brauchbaren Straßen fehlt. (Cassanade wird 6 Pf. zu 1 Real, Stockzucker 25 Pf. zu 5 Realen, Baumwolle 25 Pf. zu 10 R. und Reis 25 Pf. zu 4 R. verkauft.) In allen Hütten und Häusern sind die sämmtlichen Hausgenossen mit Spinnen, Färben und Weben beschäftigt. Überall erblickt man Werkstühle. Eine große Anzahl von Einwohnern beschäftigt sich am liebsten mit Flechten von Strohhüten und die Arbeiter dieser Gattung erkennt man an dem Nagel des Zeigefingers, den sie ungewöhnlich groß werden lassen. Die Stoffe, welche zu Socorro verfertigt werden, sind grob, aber dauerhaft. In den Provinzen, wo man ihnen bey gleichen Preisen vor der auswärtigen Kattunleinwand den Vorzug gibt, wird ein beträchtliches Quantum davon abgesetzt. Dessen ungeachtet sind die Fabrikanten sehr arm. Eine Spinnerinn verdient mit ihrer Tagesarbeit nicht über einen Real, und ein Stück Kattunleinwand von vierundsechszig Vares (166 Fuß) bringt dem Weber nicht einmahl einen Gewinn von sieben Realen. Der Handelsmann allein ist reich. Dieser läßt die Stoffe von Socorro und Giron, Cuenta und Zipaquira schaffen, wo er sie an ersterem Orte gegen Taback und Gold, am zweyten gegen Cacao, am dritten gegen Salz und englische Zeuge umtauscht, welche, vermöge eines der National-Industrie nicht zur Aufmunterung gereichenden Vorurtheils, allein gesucht sind. Selbst die Frauen wollen jetzt alle englisch gekleidet seyn, und ihre dießfallsigen Phantasien sind um so leichter zu befriedigen, da die Kattunwaaren von Manchester wohlfeiler sind, als die im Lande fabrizirten, und ein solches Kleid nicht über zehn Francs zu stehen kommt. Die Häuser zu Socorro sind größtentheils schmutzig und schlecht gebaut, biethen jedoch mehr Bequemlichkeiten dar, als die der kalten Länder. Sie sind mit Betten versehen; bey Tische bedient man sich silberner Bestecke, auch fehlt es nicht an Servietten und Tafeltüchern. Andere Gerichte als Kartoffeln, Reis, Pisangs und Schweinefleisch werden selten aufgesetzt. Bemerkenswerth ist an den Einwohnern von Socorro die Kühnheit und Energie des Karakters, die sie zu allen Zeiten bewiesen haben und die mit ihrem plumpen und abgestumpften Aussehen den stärksten Kontrast bildet. Auch jetzt noch geben sie sich unter einander fortwährend bloß den Titel: Bürger, und hören nicht auf, eine standhafte Ergebenheit an das republikanische System zu Tage zu legen. Sie sind es auch, die schon lange bevor man vermuthen konnte, daß Amerika jemahls unabhängig werden könnte, die Fahne der Insurrection aufgesteckt haben.

(Die Fortsetzung folgt).

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 9. März 1825.

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung.)

Flavius (so hießen alle longobardischen Könige seit Autarich) Grimoald, hatte sich gleich nach seiner Thronbesteigung, mit der Tochter Ariperts, Schwester Bertarids und des ermordeten Godebert, vermählt hatte, hatte sein tapferes Heer gut beschenkt und nach Benevent zurückgeschickt, denjenigen seiner Krieger aber, die er bey sich behielt, reiche Besitzungen gegeben. Als ihm gemeldet worden, daß Bertarid zu den Avaren geflohen, ließ er dem Chan durch Gesandte zu wissen machen, daß der zwischen Longobarden und Avaren bisher bestandene Friede nicht länger dauern könne, wenn er Bertariden noch länger in seinem Reiche dulden würde. Worauf der Chan den unglücklichen Flüchtling kommen ließ, und ihm sagte, er möchte sich von ihm hinweg, wohin er wolle, begeben, damit die Avaren wegen ihm nicht mit den Longobarden in Feindschaft geriethen. *)

Bertarid kehrte also nach Italien und zwar zu Grimoalden zurück, denn er hatte gehört, dieser sey ein sehr gütiger Herr. Zu Lodi angelangt, schickte er seinen getreuen Hunulf voraus zu Grimoald und ließ ihm seine Ankunft melden. Dieser trat demnach vor den König und sprach, Bertarid komme auf Treu und Glauben des Königs der Longobarden. Hierauf erwiederte Grimoald; wenn Bertarid im Vertrauen auf mich kommt, so soll ihm nichts zu Leide geschehen. So kam denn Bertarid nach Pavia, trat vor Grimoald und wollte sich ihm zu Füßen werfen. Dieser empfing ihn sehr gütig, hob ihn auf und küßte ihn. Hierauf sprach Bertarid: Ich bin dein Knecht, ich weiß du bist ein guter Christ und frommer Mann, obwohl ich unter den Heiden hätte leben können, so bin ich doch im Vertrauen auf deine Milde zu dir gekommen. Da entgegnete der König und schwur: „Bey dem Urheber meines Lebens! Da du im Vertrauen auf meine Rechtschaffenheit gekommen bist, so soll dir nichts Böses geschehen; im Gegentheile werde ich Verfügungen treffen, daß du anständig leben kannst. Hierauf ließ er ihm ein geräumiges Haus zur Wohnung anweisen und sagte ihm, er solle nach so viel ausgestandenen Mühseligkeiten der Ruhe pflegen, sein Unterhalt und alles Nothwendige sollte reichlich aus den öffentlichen Einkünften bestritten werden. Als nun Bertarid das ihm zubereitete Haus bezog, drängten sich die Bürger von Pavia haufenweis herzu, ihn zu sehen und zu begrüßen. Davon nahmen böse Zungen und hinterlistige Schmeichler Anlaß, sogleich zum Könige Grimoald zu eilen und ihm begreiflich zu machen, daß, wenn er Bertariden nicht schleunig umbringen ließe, es um sein Reich und auch wohl um sein Leben geschehen sey. Die ganze Stadt laufe bey Bertarid zusammen. Grimoald lieh diesen Einstreuungen nur allzu williges Gehör und ließ sich seines gegebenen Wortes vergessend, zur Ermordung des unschuldigen Bertarid aufreitzen. Es wurde Rath gepflogen, wie er am füglichsten des folgenden Tages, denn für jetzt war es schon zu spät, dem Rivalen das Leben nehme. Er schickte ihm zum Nachtessen eine Menge Speisen, die besten Weine und verschiedene Gattungen Getränke in der Hoffnung, er werde sich berauschen, und so seiner Sinne beraubt und gleichsam im Weine begraben, selbe Nacht nicht auf seine Rettung denken. Aber einer aus den Dienern weiland Ariperts, welcher Bertariden ein königliches Lieblingsgericht auftrug, beugte sich, als wollte er seine Reverenz machen, mit dem Kopfe bis unter den Tisch und flüsterte ihm zu, der König treffe Maßregeln ihn zu ermorden.

*) Nach Eddius in der Lebensbeschreibung des heil. Wilfried bey Mabillon in appendice T. 4. Fol. Benedict. sollen die longobardischen Gesandten dem Chan einen ganzen Scheffel Goldstücke für Bertarid gebothen und dieser ihn ausgeschlagen haben.

Hierauf befahl Bertarid sogleich seinem Mundschenk, ihm in einem silbernen Becher nur ein wenig Wasser einzuschenken. Und als diejenigen, die ihm vom Könige verschiedene Getränke gebracht hatten, ihn im Nahmen des Königs bathen, auf dessen Wohl einen vollen Becher zu leeren, versprach er es zu thun, trank aber nur ein wenig Wasser aus dem silbernen Kelche. Als nun diese Diener dem Könige berichteten, daß Bertarid sichs fürbaß munden lasse, sagte Grimoald heiter: er möge nur trinken der Saufbold, morgen werde er diesen Wein, mit Blut gemischt, wieder hergeben müssen. Bertarid aber ließ eilig seinen Hunulf zu sich kommen und vertraute ihm die Anschläge Grimoalds auf sein Leben. Alsogleich schickte Hunulf einen Sclaven nach Hause, ließ sich sein Bettgeräth hohlen und sich das Lager neben dem des Königs bereiten. Es war auch hohe Zeit auf Rettung zu denken. Schon ließ Grimoald das Haus durch seine Leibwache besetzen, damit Bertarid nicht etwa durch die Flucht entkäme. Nach geendigter Abendmahlzeit entfernten sich alle übrigen; nur Hunulf und der Haushofmeister blieben bey Bertarid zurück und diesen, als seinen Vertrautesten, eröffnete er nun seinen Plan, daß er mit Hunulf fliehen wolle und beschwor den Haushofmeister, die Entdeckung seiner Flucht so lange als möglich hindan zu halten durch Vorwenden, er (Bertarid) befinde sich noch immer in seinem Zimmer. Und als der Haushofmeister dieses zugesagt, legte Hunulf seine Bettlinnen, Pfuhl und Bärenhaut über Kopf und Nacken Bertarids und fing an, ihn vorsetzlich aus dem Hause zu treiben gleich einem gemeinen Sclaven; ja er schimpfte ihn aus, schlug ihn mit einem Prügel und stieß ihn ohne Unterlaß so, daß Bertarid mehrmahls niederfiel. Als nun die königlichen Trabanten, die das Haus umstanden, Hunulfen fragten, was dieß sey, sprach er: dieser Taugenichts von einem Sclaven hat mir meine Lagerstätte in dem Gemache des besoffenen Bertarid zubereitet, der voll des Weines wie todt da liegt. Allein ich habe es satt, der Begleiter seiner Sinnesabwesenheit bis jetzt gewesen zu seyn; fortan will ich, so lange mein Herr und König Grimoald lebt, in meinem eigenen Hause wohnen. Die Wächter, dieß hörend, hielten alles für Wahrheit und freuten sich darüber, denn sie glaubten wirklich, Bertarid, dessen Gesicht sie vor dem Bettzeuge nicht sehen konnten, sey Hunulfs Knecht; sie machten Platz und ließen Beyde davon ziehen. Der getreue Haushofmeister aber riegelte das Gemach fest zu und blieb allein. Hunulf ließ den königlichen Flüchtling mittels eines Strickes über das Eck einer Mauer nächst dem Tessino und gesellte ihm so viel Begleiter zu, als er in der Eile aufbringen konnte. Sie warfen sich auf Pferde, die sie auf der nächsten Hutweide fanden und eilten nach Asti, wo Bertarid noch einige Anhänger hatte. Von hier ging es eilig nach Turin und an die Päße, welche aus Franken nach Italien führten und so gelangte Bertarid glücklich ins Reich der Franken. Dergestalt errettete der allmächtige Gott durch seine barmherzige Fügung den Unschuldigen vom Tode und hinderte den im Grunde Gutes wollenden König Grimoald an einem Verbrechen. Dieser Letztere, noch immer in der Meinung, Bertarid liege im tiefen Schlafe in seiner Wohnung, ließ von derselben, bis zum königlichen Pallaste zwey Reihen Krieger aufstellen, durch welche Bertarid geführt werden sollte, damit er nur ja nicht entfliehen könnte. Als nun die königlichen Bothen kamen, um ihn abzuhohlen und an die Thüre des Gemaches pochten, bath der Haushofmeister von innen: Habt doch Mitleid mit ihm und laßt ihn noch ein wenig ruhen, er ist gar so müde von der Reise und schläft noch fest. Die Bothen ließen sich damit abfertigen, gingen zurück zu Grimoald und meldeten ihm, daß Bertarid noch sehr gut schlafe. Hierauf erwiederte dieser: sollte er sich denn wirklich vom gestrigen Weine so betrunken haben, daß er noch nicht wach seyn kann? Er befahl neuerdings, ihn zu wecken und in den Pallast zu führen. Die Bothen kamen zum zweyten Mahle an die Thür des Gemaches, darin sie Bertarid schlafend glaubten und pochten heftiger. Aber der Haushofmeister fing wieder an zu bitten, sie möchten seinen Herrn nur noch ein kleinwenig schlafen lassen. Aber diese schrien zornig: der Versoffene habe schon genug ausruhen können, stießen die Thür mit den Füßen ein und eilten, Bertariden aus dem Bette zu nehmen. Als sie ihn aber dort nicht fanden, vermutheten sie er sey auf die Seite gegangen. Da sie ihn aber dort auch nicht fanden, fragten sie den Haushofmeister, was mit Bertarid geschehen sey? Dieser gestand ihnen nun, daß er entflohen sey. Wüthend fielen sie nun über ihn her, packten ihn bey den Haaren und schleppten ihn vor den König. Bertarid ist entflohen, riefen sie, der ist der Mitwisser und habe darum das Leben verwirkt. Der König aber befahl, ihn loszulassen und fragte ihn auf welche Art und Weise Bertarid habe entfliehen können? Nun erzählte der Haushofmeister alles, wie es sich zugetragen hatte. Grimoald aber sprach zu den Umstehenden: Was dünkt euch von diesem Manne, der solches vollbracht? Alle antworteten einmüthig: er verdient den allerpeinlichsten Tod. Da nahm der König das Wort und sprach: Bey dem Urheber meines Lebens, der Mann verdient, daß es ihm stets wohlgehe, er hat redlich sein Leben an die Rettung seines Herrn gesetzt. Er nahm ihn sogleich unter seine Hofdienerschaft auf und ermahnte ihn, ihm eben so treu zu dienen, wie er Bertariden gethan, er werde ihn reichlich zu beloh-

nen wissen. Und als sich nun der König erkundigte, was aus Hunulf geworden, hinterbrachte man ihm, daß er sich in die Kirche des h. Michael geflüchtet habe. Sogleich ließ er ihn hohlen und ihm sagen: es soll ihm nichts Leides geschehen, er möchte immerhin auf das königliche Wort vertrauen. Als Hunulf dieses hörte, eilte er sogleich in den Pallast, warf sich dem Könige zu Füßen und wurde gleichfalls gefragt, wie doch Bertarid habe entkommen können? Dieser erzählte den ganzen Hergang der Sache aufs Neue und der König lobte nicht nur seine Treue und Klugheit, sondern ließ ihm gnädigst alle seine Güter, all sein Eigenthum einhändigen. Noch mehr, einige Zeit darauf fragte der König Hunulfen, ob er nicht vielleicht gern bey Bertarid seyn möchte? und dieser schwur, er ziehe vor mit Bertarid zu sterben, als irgend wo anders im höchsten Freudengenuß zu leben. Desgleichen fragte der König den Haushofmeister, was ihm lieber sey, in seinem Pallaste zu bleiben oder mit Bertarid von Land zu Land zu pilgern? Aber auch dieser antwortete wie Hunulf. Grimoald nahm es gütig auf, lobte ihre Treue und erlaubte Hunulfen, alles aus seinem Hause zu nehmen, was ihm beliebe, Knechte, Pferde und mannigfaltig Hausgeräth und sich damit unverletzt zu Bertarid zu begeben. Gleiches erlaubte er auch dem Haushofmeister. Diese nun nahmen von der Gnade des Königs, so viel ihnen genug dünkte und reisten demnach vom Könige selbst unterstützt, nach Francien zu ihrem geliebten Bertarid. Um diese Zeit fiel ein fränkisches Heer aus der Provence in Italien ein, welchem Grimoald mit seinen Longobarden entgegenzog und das er durch eine List besiegte. Denn er stellte sich, als könne er dem Anfalle der Franken nicht wiederstehen, nahm die Flucht, ließ aber das Lager mit Zelten, Schätzen und eine Menge guten Weines zurück. Als nun die Franken beym Lager ankamen, glaubten sie, die Longobarden hätten im ersten Schrecken Alles im Stiche gelassen und seyen geflohen. Froh darüber, zerstreuten sie sich durch das Lager und schickten sich an, ein reichliches Mahl einzunehmen. Aber nachdem sie vollgegessen und betrunken im tiefsten Schlafe lagen, stürzte Grimoald um Mitternacht über sie her und richtete ein solches Blutbad unter ihnen an, daß nur wenige davon in ihre Heimath entkamen. Der Ort, wo sich dieß zutrug heißt Rivo unfern von der Stadt Asti (vielleicht Reoigna).

Bald darauf landete der griechische Kaiser Constans zu Tarent, um den Longobarden Italien zu entreißen. Obwohl ihm ein frommer Einsiedler gesagt, es sey jetzt noch nicht Zeit, die Longobarden anzugreifen und sie aus Italien zu vertreiben, so überschritt er dennoch die Gränzen des Beneventer Herzogthums, nahm alle auf seinem Wege liegenden Städte weg berannte das reiche Luceria in Apulien und machte es der Erde gleich. Acherontia jedoch konnte er wegen seiner festen Lage nicht einnehmen. Hierauf umzingelte er Benevent, darin der junge Romoald, Sohn Grimoalds, Hof hielt, und setzte der Stadt heftig zu. Romoald aber hatte, so bald er die Ankunft des griechischen Kaisers erfuhr, seinem Obersthofmeister Sesuald an seinen königlichen Vater nach Pavia abgesendet, mit der Bitte, so schleunig als möglich und mit großer Macht dem Sohne und den Beneventern zu Hülfe zu kommen, die er einst in eigener Person so gnädig regiert habe. Grimoald brach sogleich mit einem Heere gegen Benevent auf, seinem Sohne Hülfe zu bringen. Auf dem Wege dahin verließen ihn viele Longobarden und kehrten in ihre Heimath zurück, indem sie sagten, er habe den Pallast zu Pavia ausgeplündert und werde wohl nicht mehr wiederkehren, sondern in Benevent bleiben. Unterdessen fuhr der griechische Kaiser fort, Benevent mit allerhand Kriegsmaschienen zu ängstigen; aber Romoald mit seinen Longobarden leistete tapferen Widerstand. Konnte er sich wegen der kleinen Anzahl seiner Krieger auch nicht mit dem Heere des Kaisers messen, so überfiel er doch gar oft mit den herzhaftesten Jünglingen unversehens das feindliche Lager und richtete darin großen Schaden an. König Grimoald näherte sich indessen mit schnellen Schritten der Stadt Benevent und schickte obengenannten Obersthofmeister voraus, daß er dem Sohne von seiner Ankunft Kunde überbrächte. Als dieser aber die Stadt schier erreicht hatte, wurde er von den Griechen gefangen und vor den Kaiser geführt. Auf die Frage, woher er komme, antwortete er: von König Grimoald, der in kurzer Zeit selbst hier eintreffen wird.

Darüber erschrack Kaiser Constans, berieth sich alsogleich mit seinen Hauptleuten, und beschloß, mit Romoalden Frieden zu machen, um ungehindert nach Neapel abziehen zu können. Wahrscheinlich hatten die Griechen die Bedingung gemacht, daß wenn innerhalb einer bestimmten Zeit von König Grimoald keine Hülfe anlangte, Romoald die Stadt den Griechen übergeben sollte. Zur Sicherheit wurde Gisa, die Schwester Romoalds, dem Kaiser als Geisel ins Lager geschickt. Nun aber ließ Constans den Obersthofmeister Sesuald an die Stadtmauern führen, ihm mit dem sicheren Tode drohend, wenn er Romoalden oder den Bürgern nur eine Sylbe von Grimoalds Ankunft sagen, und nicht vielmehr betheuern würde, daß der Longobarden-König nicht kommen könne. Er versprach es zu thun, wie ihm befohlen worden. Als er an der Stadtmauer angekommen, verlangte er, den Herzog Romoald selbst zu sprechen. Dieser erschien sogleich und Sesuald sprach zu ihm: „Romoald

mein Herr, seyd standhaft, getrost und fürchtet Euch nicht denn Euer Vater wird bald da seyn und Euch Hülfe bringen. Wisset das er diese Nacht mit einem mächtigen Heere am Fluße Sagrus steht. Dieß Einzige bitte ich Euch, erbarmet Euch meines Weibes und meiner Kinder denn dieses treulose Volk wird mich sicher ermorden". Wirklich wurde ihm, als er kaum ausgeredet, auf kaiserlichen Befehl der Kopf abgeschnitten und mittelst einer Wurfmaschiene in die Stadt geschleudert. Romoald ließ sich ihn kommen, küßte ihn indem er schmerzlich weinte, und ließ ihn dann begraben. Der griechische Kaiser die schnelle Ankunft Grimoalds fürchtend, hob die Belagerung Benevents auf und zog sich nach Neapel zurück. Aber sein Heer wurde von Mitola (Motlas) dem Grafen von Capua, beym Fluße Caler,*) der davon den Nahmen Sugna (Treffen) erhielt, übel zugerichtet: Als der Kaiser in Neapel angekommen war, verlangte Suburrus, einer aus den Großen des Gefolges zwanzigtausend Mann (wie es heißt) er wolle nochmahls Romoalden bekriegen und als Sieger zurückkehren. Mit diesen Truppen bey Formii (Torrens Eoranus) angelangt, ließ er das Lager aufschlagen. Als Grimoald, der mittlerweile in Benevent angekommen, dieses hörte, wollte er gegen ihn ziehen. Aber Romoald sprach zu seinem Vater: „dessen bedarf es nicht; vertraut mir nur einen Theil Eures Heeres an. Ich allein will mit Gotteshülfe mit ihm kämpfen, und siege ich, so wird der Ruf Eurer Macht nur desto größer seyn". So geschah es auch. Romoald nahm eine Abtheilung vom Heere seines Vaters, vereinigte sie mit seinen Leuten und zog wider Suburus. Dieser, bevor er die Schlacht begann, ließ er von vier Seiten die Posaunen blasen, und griff die Longobarden muthig an. Als nun beyde Heere handgemein waren geschah es, daß ein Longobarde vom Heere des Königs, Amolong welcher die königliche Lanze (Contum) zu tragen pflegte, indem er dieselbe in beyde Hände nahm, einen Griechen damit aufspießte, aus dem Sattel hob, und ihn hoch in der Luft hielt. Als dieß das griechische Heer sah, wurde es von außerordentlichem Schrecken befallen, ergriff die Flucht, wurde aber ganz aufgerieben. Romoald und die Longobarden erfochten einen glänzenden Sieg. Suburrus, der dem Kaiser in Vorhinein den Triumph über die Longobarden versprochen hatte, kehrte mit Wenigen beschämt nach Neapel zurück. Romoald aber zog als Sieger in Benevent ein, zu großer Freude seines Vaters und aller Einwohner für deren Ruhe und Sicherheit er gefochten. Die unglückliche Gisa aber, Tochter Grimoalds, welche der Kaiser als Geisel fortgeschleppt hatte, starb in Sicilien. König Grimoald nachdem er das Herzogthum Benevent von den Griechen gereiniget hatte bereitete sich zur Rückkehr nach Pavia. Vorher jedoch vermählte er Trasimunden, der lange der Graffschaft Capua vorgestanden und ihm zur Erlangung der Krone sehr behülflich gewesen, seine Tochter Romoalds andere Schwester und machte ihn zum Herzoge von Spolet.

*) Er ergießt sich in den Volturno.

(Die Fortsetzung folgt).

Kunst.

Im lythographischen Institute sind neu erschienen: Pittoreske Scenen aus denen in dem k. k. Kärnthnerthortheater aufgeführten beliebtesten Balleten. Gezeichnet vom Hrn. Professor Schindler, sehr schön illum. auf Velinp. das Blatt 1 fl. C. M.

Aus dem Ballet: Der Blaubart: Pas de deux der Mademoiselle Brugnolli mit Herrn Samengo im zweyten Act. — Hierin bewährte dieselbe, die Weihe Terpsichorens erhalten zu haben und besonders im letzten Acte: Scene des Herrn Goja und Mademoiselle Brugnolli, als Blaubart sie tödten will, wo sie in mimischer Hinsicht besonderes Studium und Natur zeigt. Aus dem Ballete: Die Fee und der Ritter. Herr Rozier und Dlle. Brugnolli tanzend. Aus dem Ballet Psyche. Dlle. Brugnolli und Torelli die mahlerische Scene als Amor und Psyche darstellend. Pas de deux von Dlle. Brugnolli und Hrn. Rozier von Magueders lieblichen Violinspiel begleitet.

Diese fünf Blätter, denen noch mehrere folgen, sind sowohl durch die höchst elegante Zeichnung und richtige Darstellung zu beachten, als sie zugleich den momentanen Eindruck dieser Scene als bleibend beabsichtigen, die angenehme Erinnerung stets erneuernd und als charakteristische Bilder erscheinen, deren Wahrheit und mythischer Sinn auch jene ansprechen muß, die Ballete nicht besuchen.

Miscellen.

Mumien von Spitzbergen. — Der Hauptmann Sabine hat den wohlerhaltenen Körper eines neben mehreren andern auf Spitzbergen vor 85 Jahren begrabenen Russen nach England gebracht. Die Offiziere des Gripers hatten, bey ihrer Landung auf diesem Eilande, jenes berühmte Grab besucht. Es gelang ihnen, mit einiger Mühe die schweren Steine bey Seite zu schieben, welche es bedeckten. Sie fanden die Leichname darunter vollkommen wohl erhalten, und ohne das geringste Zeichen der Verwesung. Haut und Fleisch waren frisch und geschmeidig und die Wangen selbst geröthet, wie im Leben. Auch die Bekleidung in der Landestracht, mit Nachtmützen, Strümpfen und Stiefeln, war durchaus unversehrt. Der Kapitän beschloß, einen dieser Körper der Seltenheit wegen mitzunehmen; man zog also den ersten besten hervor, den man noch eben so schwer fand, als wenn er gelebt hätte, verschloß das Grab sorgfältig wieder und langte am 19. Dec. 1823 damit glücklich in Deptford an.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 11. März 1825.

(30)

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung).

Während der Abwesenheit des Königs hatte sich aber Lupus, der Herzog von Friaul und Aufseher des königlichen Pallastes zu Pavia in der Meinung, Grimoald werde nicht mehr zurückkehren, so Manches erlaubt, was er wußte, daß ihm mißfallen würde. Er begab sich daher nach Friaul und empörte sich wider Grimoalden. Dieser aber einen Bürgerkrieg scheuend, ersuchte den Chan der Avaren, mit einem Heere in Friaul einzufallen und den Herzog Lupus zu vernichten. So geschah es auch. Der Chan zog mit einem gewaltigen Heere gen Friaul, bey Fiume stellte sich ihm Lupus mit den Friaulern entgegen und schlug sich mit ihm vier Tage hintereinander. Den ersten Tag tödtete er dem Chan viel Volk, während er selbst nur wenig Verwundete zählte; den zweyten Tag verlor er schon einige Leute und mehrere Verwundete, dennoch wurden viele Avaren erschlagen. Auch dem dritten Tage leistete er mit geringem Verluste an Todten und Verwundeten dem Chan muthigen Widerstand, schwächte dessen Heer und machte große Beute. Aber des vierten Tages sah er den Feind in solcher Menge anrücken, daß er mit seinen Leuten die Flucht ergreifen mußte. Er wurde getödtet und die Longobarden, die dem Blutbade entronnen, warfen sich in die festen Burgen. Die Avaren durchstreiften das Land, plünderten und verbrannten alles. Nachdem sie einige Tage so gehauset hatten, ließ ihnen Grimoald sagen, sie möchten nun von der Verwüstung des Landes abstehen. Allein sie ließen dem longobardischen Könige durch Gesandte erwiedern „sie würden Friaul das sie durch ihre Waffen erobert, nie wieder verlassen." Dergestalt sah sich Grimoald gezwungen, ein Heer zu versammeln, um dieses Volk wieder von den Gränzen zu vertreiben. Er ließ sein Lager gerad über von dem der Avaren aufschlagen und weil sein Kriegsheer nicht sehr groß war, der Chan aber eben Gesandte an ihm schickte, so ließ er seine wenigen Krieger immer anders gekleidet und auf das verschiedenartigste bewaffnet, mehrere Tage in Gegenwart der avarischen Gesandten die Heerschau passiren, als kämen immer neue Truppen an. Die verschiedenen Waffengattungen und wie sie meinten Heeresabtheilungen schauend, glaubten die Longobarden sehr zahlreich; und als Grimoald nun noch hinzufügte: mit dieser Menge von Leuten, die ihr gesehen habt, werde ich über euern Chan herfallen, wenn ihr nicht alsogleich Friaul räumt, reiseten sie ab und erzählten ihrem Könige, was sie gesehen und gehört hatten, und dieser ließ unverzüglich aufbrechen und kehrte in sein Land zurück.

Nun wollte aber Warnefried, des erschlagenen Herzogs Lupus Sohn, dem Vater im Herzogthume Friaul folgen. Allein aus Furcht von Grimoalds Macht, floh er zu den Carantaner oder Gebirgs-Slaven. Als er an der Spitze derselben zurückkehrte, um mit ihrer Hülfe das Herzogthum einzunehmen, schlug er bey Stinus nicht weit von der Stadt Friaul sein Lager auf, wurde aber von den Friaulern überfallen und aufgerieben. (664) Jetzt wurde Wectaris zum Herzoge von Friaul eingesetzt. Er war aus Vincenza gebürtig, ein gütiger, das Volk liebreich behandelnder Herr. Als das Volk der Slaven hörte, daß er nach Pavia zum Könige gereiset sey, sammelte sich dessen ein großer Haufe und wollte die Burg Friaul überfallen. Bey Broxas unweit der Stadt Friaul, hatten sie ihr Lager aufgeschlagen. Durch eine besondere Fügung Gottes war aber, ohne daß es die Slaven wußten, Herzog Wectaris den Abend zuvor von Pavia zurückgekehrt, schon waren die Grafen, die ihn begleitet hatten, jeder in seine Heimath gezogen, als Wectaris die Absicht der Slaven erfuhr. Demnach stellte er sich an die Spitze von höchstens fünf und zwanzig Kriegern, und ging den Slaven

entgegen. Als diese ihn mit so geringer Anzahl kommen sahen spotteten sie seiner, indem sie sagten „der Patriarch mit seinen Clerikern kommen daher gezogen." An der Brücke angelangt, welche über den Natiso führt, wo eben jene Slaven wohnten, nahm er seinen Helm herab und zeigte ihnen sein Gesicht; er war nähmlich kahlköpfig. Sie erkannten ihn sogleich und schrien ganz erschrocken: Wectari ist da. Statt sich mit ihm zu schlagen, nahmen sie, wie von Gott selbst getrieben die Flucht. Nun fiel Wectaris über sie her und richtete eine solche Niederlage unter ihnen an, daß Wenige mit dem Leben davon kamen.

König Grimoald vermählte seinem Sohne Romoald, dem Herzoge von Benevent, Thruderaden, die Tochter des gegen die Avaren gefallenen Herzogs Lupus von Friaul, aus welcher Ehe die Söhne Grimoald, Gisulf und Arichis erzeugt wurden. So wie er an Lupus gethan, so strafte er nach der Reihe alle übrigen Vasallen, die ihm auf dem Zuge nach Benevent verlassen hatten. Aber auch Forlimpopoli, eine Stadt des Exarchats, erhielt seinen verdienten Lohn, dafür, daß es Grimoalden auf seinem Zuge nach Benevent Hindernisse gemacht und dessen Gesandte aufgefangen und beleidigt hatte. Er zerstörte den Ort auf folgende Art. Er überstieg noch in der Fastenzeit die Alpe Bardo und rückte in Tuscien ein, ohne daß die Römer etwas wußten. Am Ostersonntage überfiel er unvermuthet die Stadt um die Stunde, da man eben die Taufe ausspendete, und richtete eine solche Niederlage an, daß selbst die Diaconen, welche die Jugend tauften, in dem h. Taufbrunnen umgebracht wurden. Die Stadt verwüstete er so, daß sie sich lange nachher nicht erhohlen konnte. Gleiches Schicksal hatte die Stadt Opitergium (Oderzo). Den Frevel welchen sie einstens an Taso und Caco, Grimoalds Brüdern begangen hatte, büßte sie mit ihrer gänzlichen Verwüstung. Ihr Gebieth wurde unter die Städte Friaul, Treviso und Ceneda getheilt.

Um diese Zeit ereignete sich auch, daß Alzeco Sohn Orbats oder Crobats, Fürsten der Bulgaren, mit seinen Völkern friedlich nach Italien zu König Grimoald kam, ihm seine Dienste antrug und für sich, so wie für sein Volk um Wohnsitze bath. *) Grimoald schickte ihn nach Benevent und befahl Romoalden seinem Sohne, ihm und dessen Volk Wohnplätze anzuweisen. Romoald nahm diese Bulgaren gütig auf und gab ihnen die Landstrecken, die (noch von den Verheerungen der Griechen) wüste lagen, nähmlich Sepianum, Bavianum, Isernia und andere Ortschaften. Alzeco mußte jedoch der Herzogswürde entsagen und sich mit dem Titel eines Gastalden begnügen. Diese Barbaren lernten bald die lateinische Sprache, behielten aber auch die ihrige bey und redeten die letztere noch zu Ende des VIII. Jahrhunderts. König Grimoald starb nach einer neunjährigen Regierung 671. Er hatte nähmlich zur Ader gelassen. Aber den neunten Tag darauf, als er in seinem Pallaste Bogen und Pfeil nahm, um eine Taube zu schießen, sprengte er sich die Ader und starb wie man sagte an Gift, das ihm die Ärzte beygebracht. Dieser Fürst hat das von Rotharis verfertigte longobardische Gesetzbuch durch einige Capitel vermehrt. Er war der stärkste und kühnste Mann unter den Longobarden, Kahlkopf, und trug einen langen herabhängenden Bart. Seinen Körperkräften entsprach eine gereifte Weisheit. Er wurde in der Kirche des h. Ambrosius begraben, die er selbst lange vorher zu Pavia erbaut hatte. Sein Sohn Garibald, den er mit Ariberts Tochter erzeugt hatte, war damahls noch ein Knabe und wurde gleich nach der Rückkehr Bertarids entfernt.

Der erstgeborne Sohn Romoald aber erbte das Herzogthum Benevent und vergrößerte dasselbe, indem er an der Spitze eines mächtigen Kriegsheeres sich die Stadt Tarent, Brundusium und die Nachbarländer unterwarf. Seine Gemahlinn Theuderade baute hierauf zu Ehren des h. Petrus eine Kirche außer den Mauern von Benevent, und stiftete ein Nonnenkloster dazu. Romoald regierte seit dem Tode seines Vaters noch 16 Jahre (— 988) und hinterließ das Herzogthum seinem Sohne Grimoald, welcher mit Wigilinda, einer Tochter Bertarids, Schwester Cuniberts vermählt, 3 Jahre regierte. Diesem folgte sein Bruder Gisulf der mit Weinberga, einen Sohn Romoald zeugte und 17 Jahre über Benevent herrschte. *)

6. Was sich unterdessen in Friaul geändert und wie die friaulische Geistlichkeit unter den Gehorsam des römischen Stuhles zurückgekehr.

In den letzten Jahren der Regierung des friaulischen Herzogs Wectari ereignete sich, daß Alachis, Herzog von Trient, vor dem Könige Cunibert, seinem Wohlthäter und jugendlichen Spielgenossen, gegen den er sich aufgelehnt hatte, nach Austrien, d. h. in die östlichen Länder der Lombardey flüchten mußte. Hier bezwang er Vicenza und Treviso und nöthigte die Friauler, welche dem Könige

*) Bedenkt man, daß der ungenannte Verfasser der histor. miscella von dem Bruder des Alzeco erzählt, daß er sich dem Chan der Avaren unterworfen, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß diese Bulgaren ihre erste Probe in Diensten des Chans wider Lupus den Herzog von Friaul gemacht und daß Alzeco mit seinen Völkern bey dieser Gelegenheit auch nach Friaul gekommen.

*) Paul Diac. l. 5 et 5.

Cunibert getreulich zu Hülfe ziehen wollte an der Liquenza Brücke, ihm (Alachisen) den Eid der Treue zu schwören, indem er die Truppen, so wie sie zerstreut angezogen kamen, aus seinem Hinterhalte in dem Walde Capulanus überfallen und auffangen ließ, sorgfältig sich hüthend, daß Keiner entkam, um diesen Streich etwa den Nachzüglern zu melden. Wectaris regierte bis zum Jahre 695 und ihm folgte Laudaris (Leutarich, reich an Leuten) im Herzogthume Friaul, diesem wieder Rodoald. Als der Letztere einstens abwesend war, zog Ansfrid (Ansfrit) Graf von Ragegna (Meunia), daher und bemächtigte sich des Herzogthums wider den Willen des Königs. Als Rodoald dieß hörte, floh er nach Istrien, schiffte hinüber nach Ravenna und begab sich von hier nach Pavia zu König Cunibert. Ansfried nicht zufrieden sich das Herzogthum Friaul so widerrechtlich angemaßt zu haben, lehnt sich sogar wider Cuniberten auf und wollte ihm vom Throne stürzen. Er wurde aber zu Verona ergriffen und vor dem Könige geführt, der ihm die Augen ausstechen ließ und ihn des Reiches verwies. Hierauf übernahm Ado, Romoalds Bruder, als dessen Stellvertreter das Herzogthum und verwaltete es ein Jahr und sieben Monathe.

(Die Fortsetzung folgt).

Die brittische Handelsstadt Liverpool.

(Fortsetzung).

Betrachtet man die Liverpool'schen Seebauten, die mit einer allezeit nur auf das Nutzbare gerichteten, dafür aber auch keine Kosten sparenden Pracht aufgeführt sind, so mag man nicht zweifeln, es werde diese Stadt den nähmlichen Geist auch in ihren Entwürfen, so wie in der Ausführung anderer öffentlicher Arbeiten und das Gemeinwohl bezweckender Institutionen zu Tage gelegt haben. Und allerdings ist es der Fall, daß auch durch diejenigen Arbeiten und Anstalten, von denen hier weiterhin die Rede seyn wird, Liverpool unter den bedeutsamsten Städten Großbritanniens seinen Rang behauptet.

Nordwärts von der Alt-Docke befindet sich eine enge Straße, die den Nahmen Pool-Lane (Sumpfgasse) führt. Weiterhin wird die Straße breiter; zur Rechten findet sich ein großer unregelmäßiger Platz, in dessen Mitte die durch schöne Bauart ausgezeichnete St. Georgs-Kirche steht. Die Ansicht aber, welche hier die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers fesselt, ist die einer prächtigen sich beyderseitig immer mehr erweiternden und gegen die Vorderseite des Stadthauses zugekehrten Straße. Diese zierliche Façade vereinbart, von den Arkaden ihres Untertheils, über denen korinthische Säulen stehen, bis zum Dome, welcher aus der Mitte des Gebäudes emporragt, alle Vorzüge einer ernsten, wohlgeordneten, zierlichen und imponirenden Baukunst. Den Dom krönt, statt der Spitze, eine Bildsäule: sie stellt eine sitzende weibliche Figur vor, welche eine mit dem Zeichen der Freyheit geschmückte Lanze in der Hand hält. Diese kriegerische und freye Gestalt ist das Bild von Großbritannien.

Der Rücken des überall freystehenden Stadthauses bildet die Mittagsseite des gevierten Platzes, den die Börsengebäude (alle von übereinstimmender Bauart) einfassen. Nelson's Mausoleum steht in Mitte des schönen Börsenplatzes; dieß Denkmahl aus Marmor und Bronze hat über 225,000 Fr. gekostet. Auf einem runden Fußgestell aus inländischem Marmor erblickt man den britischen Helden, wie er einen besiegten und sterbenden Feind mit Füßen tritt. Nelson streckt seinen Degen aus, um eine letzte Krone aus der Hand des Siegesgottes zu empfangen, während gleichzeitig das Bild des Todes mit seiner Knochenhand die linke Brust des Admirals berührt, um den Todesstreich anzudeuten, den dieser Krieger im letzten seiner Gefechte erhielt. Nelson ist nackt!! und in keineswegs edlen Formen dargestellt. Alles dieß muß wahrlich seltsam erscheinen, und zeugt von wunderlichem Ungeschmack; die Vorstellung ist jener vier nackten und angeketteten Sclavenbilder-würdig, die der Künstler dem Admiral zu Füßen legte.

Die Bewohner von Liverpool haben den Armen, den Waisen, den Blinden und den Kranken bequeme und geräumige Wohnung bereitet, die mit jener Reinlichkeit unterhalten, welche den beklommenen Geist des leidenden Geschöpfes aufrichtet, indem sie ihm sorgsame Hülfe oder, wofern die Krankheit der Kunst überlegen ist, jene mildernde Pflege, durch die das Leiden erträglicher wird, zusichert.

Das öffentliche Krankenhaus hat eine freye und gesunde Lage. Geräumige Höfe und schöne Säulengänge gewähren den Genesenden für die Bewegung im Freyen, die zu Herstellung ihrer Kräfte beytragen soll, bey guter und schlimmer Witterung die erforderliche Gelegenheit. Die Säle befassen ungefähr zweyhundert Betten und jährlich werden zwölfhundert bis fünfzehnhundert Kranke aufgenommen. Die für Bestreitung der Ausgaben zureichenden Einkünfte rühren von freywilligen Unterzeichnungen großmüthiger Bürger her. Ein Subscribent, der zwey Guineen zahlt, ist berechtigt, die Aufnahme eines Kranken zu verlangen. Die Kranken aus allen Kirchspielen der Stadt werden ohne Unterschied aufgenommen, und, was in England, wo jede Stadt für ihre Armen und nur für diese sorgt, selten ist, Unglückliche, die zu keinem dieser Kirchspiele gehören, erhalten dennoch Aufnahme.

Das Marine-Hospital, in der gleichen Häu-

fergruppe mit dem allgemeinen Krankenhause gelegen, gehört den Matrosen-Invaliden von Liverpool, ihren Witwen und Waisen an. Ein mit beyden Häusern zusammenhängender Pflanzengarten dient theils den angehenden Gesundheitsbeamten zum Unterricht, theils liefert er Arzneypflanzen für die Apotheke.

Das Irrenhaus (Asile of lunatics) befindet sich in der Nähe beyder vorgenannter Krankenhäuser, und alle drey standen, als ich sie besuchte, unter gemeinsamer Besorgung eines vortrefflichen Arztes, des Dr. Barrow, der seither ein Opfer seines Pflichteifers geworden und am Typhus gestorben ist. Die Kranken im Irrenhaus werden sehr milde behandelt; sympathisirende Irren haben gemeinsame Zimmer und nur die Tobenden werden vereinzelt eingeschlossen.

Noch ist das sogenannte Arzneyhaus (Dispensary) eine sehr beachtenswerthe Anstalt. Dasselbe wird durch fünfhundert Unterzeichnungen, die zusammen jährlich 700 Pf. Sterling ertragen, durch Geschenke, Vermächtnisse u. s. w. unterhalten. Seine Unterstützungen kommen jährlich mehr denn zehntausend Personen zu gut. Die Ärzte und Wundärzte desselben besuchen und besorgen die dürftigen Kranken in ihren Wohnungen unentgeltlich, so wie hinwieder ihre Apotheker denselben allen nöthigen Arzneybedarf gleichmäßig zukommen lassen. Wenn ein Kranker sich nicht selbst zur Annahme im Dispensary melden kann, so ist hinreichend, daß einer von den Actionairs seinen Nahmen und Wohnung anzeigt, damit er mit allem Nöthigen versehen werde.

Im Jahr 1775 ward die menschenfreundliche Gesellschaft (humany society) gestiftet, deren Zweck die Wiederbelebung der Ertrunkenen oder die Rettung der im Wasser Verunglückten ist. Sie zahlt Prämien von einer Guinee für jede lebend aus dem Wasser gezogene, und die Hälfte für eine todt demselben enthobene Person. Die Gesellschaft läßt im Umkreis der Docken lange mit Hacken versehene Stangen aufbewahren, damit überall die zur Rettung der in diese Wasserbecken gefallenen Personen erforderliche Geräthschaft zur Stelle sey.

Bemerkenswerth ist auch wohl ein unter dem Nahmen der Freunde der Ausländer bekannter Verein. Er ward durch die Methodisten gestiftet, deren Secte in Großbritannien neuerlich erstaunenswerthe Fortschritte gemacht hat, und welche in Verbindung mit den übrigen Dissitenten, die anglikanische Kirche bald zur privilegirten Sekte der Minorität machen dürfte. Ohne irgend eine Rücksicht auf Religion und Vaterland der unglücklichen Nothleidenden, sobald ein Fremder um Hülfe ansucht, wird einzig nur die Richtigkeit seines Nothstandes und Bedarfs erwahret, um ihm, je nach Beschaffenheit desselben, das nöthige Geld für seinen Unterhalt, Kleider für seine Bedeckung u. s. w. abreichen zu lassen. Ein solcher, der Schüler eines Penn oder Sokrates würdiger Verein, sollte man denken, kann nur das Werk eines auf musterhafte Duldsamkeit gegründeten Glaubens seyn. Es verhält sich aber gerade umgekehrt, indem die Methodisten Verwünschung und ewige Verdammniß gegen alle diejenigen aussprechen, welche nicht unbedingt allen Spitzfündigkeiten ihres von gestern herrührenden Bekenntnisses huldigen. Mit der Concurrenz der Sekten verhält sich's aber wie mit allen andern Concurrenzen; durch dieselben angespornt und um Gunst und Vorzug in der öffentlichen Meinung zu gewinnen, biegt sich die Selbstsucht und macht der Gemeinnützigkeit Platz.

Das Genesungs-Haus (Recovered-House) ist zur Aufnahme von solchen Fieberkranken bestimmt, die aus Mangel nöthiger Sorgfalt und Pflege theils selbst gefährdet sind, theils Andern durch Ansteckung gefährlich werden könnten. In einer auf Sumpfboden erbauten Stadt, die, obgleich gepflastert, in ihren ältern Bestandtheilen, wo die engsten, unreinlichsten und bevölkertesten Straßen beysammen sind, wo es immerhin kothig ist, muß eine Anstalt sehr nutzbar seyn, welche die Entstehung epidemischer Krankheiten verhüthet, durch sorgsame Pflege derer, die den Keim davon entwickeln und verbreiten könnten. Auch das Steuerhaus und die Frauenanstalt für Unterstützung armer Wöchnerinnen dürfen nicht unerwähnt gelassen werden.

4. Als Georg III. sein fünfzigstes Regierungsjahr erreicht hatte, war sein Geist verdunkelt und er lebte unter dem Volke in der That nur noch durch die Erinnerung seiner populären Tugenden. In fast allen großen Städten wurde darum nichts desto minder durch dankbare Burgerschaften das Jubiläum des geliebten Herrschers gefeyert, und es ward diese Feyer durch wohlthätige Stiftungen auf die würdigste Weise begangen. Hier kann einzig nur derjenigen von Liverpool gedacht werden, und zunächst der Gesellschaft für Verbesserung der Verhältnisse der Armuth. Ihren Zweck sucht dieselbe durch sittlichen Unterricht und durch Aufmunterung des Arbeitsfleißes zu erreichen. Sie ertheilt Belohnungs-Prämien für musterhaftes Betragen. Sie macht dürftige Leute mit solchen haushälterischen Einrichtungen und Vortheilen bekannt, welche den Wohlstand ersetzen können, und sie trachtet insonderheit jene Angewöhnungen der Ordnung und Mäßigkeit unter ihnen zu verbreiten, welche die zuverlässigsten Ersatzmittel des Reichthums heißen können.

(Der Beschluß folgt.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 14. März 1825.

(31)

Correspondenznachrichten.

Neapel den 18. Februar 1825.

Aristides.

Marmorstatue; nach Wienermaaß 5 Schuh 7 Zoll hoch.

Wer je in Neapel gewesen, und unter den Kunstgenüßen im Bourbonschen Museum geschwelgt hat, wird in diesem Bilde die freundliche Erinnerung an eines der vorzüglichsten Stücke dieses Kunsttempels, und derjenige, der diesem Genuß bis jetzt entsagen mußte, die leise Andeutung des erhabensten der Monumente finden, die aus der siebenzehenhundertjährigen Lavadecke Herculanums gezogen worden sind.

Wenn gleich keine andere Abbildung von dem großen Sohne des Lysimachus — dem edlen Rivalen des ehrgeitzigen Themistokles — auf unsere Zeiten gekommen, so rechtfertigt doch diese Statue selbst hinlänglich die allgemeine Stimme der Kunst- und Alterthumsforscher, daß in ihr dieser Mann und kein anderer mit dem Meißel verewigt ist. Wie der Charakter des Aristides über seine Zeitgenoßen hervorragt, so erhebt sich dieses sein muthmaßliches Ebenbild über die meisten Werke der Skulptur; es ist ein Meisterstück griechischer Kunst, die Lieblingsstatue des Phidias unserer Zeit, dessen Gefallen an ihr bey jedesmahligem Besuche des Museum sich steigerte, deren hohe Vollkommenheit er jedesmahl — in ihrem Anschauen versunken — bezeugte. Den berühmtesten Producten griechischer Bildnerey an die Seite gestellt, wetteifert sie mit jedem um den Siegespreis. Kenner und Nichtkenner bleiben überrascht und bezaubert vor ihr; was in dem dunklen Gefühle des einen anschlägt, drückt sich der Erkenntniß des Anderen auf.

Die beredte Einfachheit in der Anlage, die gewichtige Leichtigkeit in der Ausführung, die natürliche Schönheit mit Idealität verbunden, haben ihr den Stempel der Vollendung aufgedrückt. Aristides lebt in diesem Marmorblocke! Ob es der Augenblick ist, wo seine große Seele sich über die erbärmliche Feigheit seiner Mitbürger erhebt, die — überdrüßig ihn immer „den Gerechten" nennen zu hören — von ihm das Opfer verlangten, sich selbst zur Verbannung aufzuschreiben, und er stillschweigend und gelassen diesem ungerechten Ansinnen gehorcht hatte, oder — ob der Künstler den Moment gedacht, wo er durch eine kräftige Anrede die Lacedämonier beseelte, den Atheniensern zu Hülfe zu eilen, als diese von den Barbaren überfallen waren — dürfte schwer entschieden werden können? Welcher dieser beyden Meinungen auch gehuldigt werden wolle, jede findet in dem Ausdruck des Ganzen ihren Vertreter, und die Kunst das Geheimniß gelöst, wie der wunderbarste Effekt ohne Gebehrdenspiel, die Arme unter dem Mantel umwunden, in diese Handlung gelegt werden konnte.

Die Ehrfurcht, die dieser zum Theile kahle Schädel, dieses mit Bart umkränzte Kinn gebiethet, vereint sich mit den Zügen der heitersten Gewissensruhe; in ihnen liegt das edelste Selbstbewußtseyn, der Stolz einer großen Seele; sie drücken die Empfindungen aus, womit Aristides — als er sich selbst der Verbannung preisgegeben hatte — auf seine unwürdigen Mitbürger herabblickt. In der edlen Haltung des Körpers, wie er mit vorgesetztem Fuße seine Worte zu verfolgen strebt, erkennen wir den Redner, der ein erschlafftes Volk zu begeistern vermochte.

Wo so oft in anderen Statuen die Absicht des Künstlers sichtbar ist, das Nackte durch das Gewand durchschimmern zu lassen, als ob dieses genetzt und der Wahrheit entfremdet wäre, und die Manier der Kunst unterliegen muß, finden wir in dem Standbilde des Aristides, den Gewandwurf so natürlich, daß man glauben möchte, ihn dem Körper entwenden zu können; unbeschadet der Form des Nackten legt er sich um die Vorderseite, und zeigt uns, daß diese die wahre Kunst sey, welche die Kunst zu verbergen versteht.

Die vielen in Pompeji und Herculanum erbeuteten Monumente bringen uns die Überzeugung auf, daß der schreckliche Ausbruch des Vesuv's — weit entfernt diese Städte zu zerstören — sie vielmehr in ihren Kunstschätzen erhalten hat, die sonst unter dem Jahre Zeit und den Wechselfällen der Jahrhunderte längst untergegangen wären. Dieser Artikel allein, schon leitet uns zu der Erkenntniß, welche prächtige Stadt Herculanum gewesen sey, da sie Gegenstände von so hohem Kunstwerthe in sich vermehrte. Wie viele andere ließen sich noch daraus verhoffen, wenn je der beschwerliche Zugang zu ihnen gelüftet werden sollte. *)

Beyträge zum gelehrten Oesterreich **).

XLIV.

Franz Adam Graf v. Waldstein-Wartenberg.

Wenige der Helden, welche in den schicksalsvollen Tagen der blutigsten Kriege, des vergangenen und laufenden Jahrhunderts in das Schlachtengewühl mitgedrungen, sind es, die, so oft die kriegerische Minerva zu schlummern schien, selbe verlassen haben, um der lieblichen, duftenden Flora die Hand zu biethen, und so oft jene erwacht, rege geworden, dieser wieder vergaßen, und unter der Ägide jener, mächtig die Waffen zu schwingen. Männern dieser Art sind die Zeitgenossen, die ihr Vaterland lieben, zwey Denkmahle schuldig; das eine gilt der Tapferkeit, das andere den Musen.

Unter diese wenigen gehört Franz Adam Graf von Waldstein, ein erlauchter Sproße des uralten, edlen, czechischen Hauses Wartenberg ***), Sohn des Grafen

*) Diese Correspondenznachricht, so wie die meisten aus Neapel nahmentlich die in Nr. 2, 17, 37, 50, 59: 82 und 88 sind aus der Feder eines trefflichen Beobachters, des Hrn. Hauptmanns Weikersreuter vom Regiment Deutschmeister, die übrigen aber von dem, durch sein classisches Werk über Pompeji (Nr. 150) zu verdientem Ruhme bekannten Hrn. Hauptmann Gore von Geniecorps.

**) Im Jahrgang 1823 und 1824 auch unter der Rubrik: „Nekrolog verdienter Böhmen," Cornova, Dittrich, Puchmayer, Parzizek, Wander von Grünthal, Graf Bucquoy, Dobrowsky ꝛc.

***) Das Urstammhaus des erlauchten böhmischen Geschlechtes ist die dermahlige Ruine Skalsko (und nicht so oft falsch gedruckt Ralsko) genannt. Die Besitzer im grauen Alterthume schreiben sich „Pani z Skalska" d. i. Herrn von Skalsko, später Herrn von Deena, Michalowitz, Rohosetz, v. Zwierzetitz, v. Wesely, v. Wartenberg und Waldstein. (Balbin, Czerwenka, Pessina, Crugerus.)

Emanuel Waldstein-Wartenberg und der Fürstinn Maria von Liechtenstein, welcher den 14. Februar 1759 zu Wien das Licht der Welt erblickt hat. — Im Schooße der zärtlichsten Mutter wuchs dieß liebe Kind unter Liebkosungen zum schönen Knaben heran und erhielt seines erlauchten Hauses gemäß, eine ausgezeichnete Erziehung, verbunden mit classischer Bildung. Hierauf betrat er die Hallen der Weltweisheit mit Eifer und Liebe, wo sich die Blüthe seines gelehrigen Geistes vollkommen entfaltet hat. In den Naturwissenschaften fand sein Geist die reichhaltigste Nahrung, vorzüglich aber in der Kräuterkunde. Diese ward und verblieb auch sein Lieblingsstudium in den Pilgertagen seines ganzen Lebens und ihre Wohlgerüche, ihre mannigfaltigen Schönheiten versüßten die trüben Stunden seines männlichen Alters, deren jeder Sterbliche wenigstens einige zählt. Aber auch die religiöse Bildung, durch welche der Mensch seine erhabene Würde in ihrem vollen Glanze erkennen lernt, faßte tiefe Wurzel in seiner Seele, zumahlen da er noch als blühender Jüngling in den erlauchten Maltheserorden aufgenommen wurde.

Nach glänzender Vollendung der höheren Studien und glücklicher Gestaltung seiner geistigen und physischen Kräfte, erhielt er den hohen Ruf sich dem Wehrstande zu widmen, der über das Schicksal von Millionen entscheidet und in dessen Hand die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes ruht. Daher (um die Worte eines erlauchtesten Verfassers anzuführen) ist ein kluger, erfahrner und zugleich entschlossener Feldherr, der edelste Stein in der Krone seines Monarchen *). Schrecklich ist zwar das Gesetz des Krieges, dessen sich der Herr der Heerschaaren bedient, um das menschliche Geschlecht aus dem sündhaften Taumel zu wecken, zu strafen, noch entsetzlicher ist aber jenes, welches auf dem Weltall lastet. Schon die Elemente wüthen mit furchtbarer Zerstörung wider einander, Pflanzen werden von Pflanzen erdrückt; die Thiere walzen sich mit Wuth über die Thiere, aber über alle zerstörende Wesen thront der Mensch. — Unbegreiflich wäre die Erhaltung der Wesen, bey dem allgemeinen und ewigen Zerstören und Verschlingen, wenn selbe die göttliche Allmacht nicht schützen möchte.

Diesem hohen Berufe gemäß, dessen Bild wir nur schwach bezeichnet haben, verrichtete unser Waldstein als künftiger Maltheserritter im Jahre 1777 — 78 seine Caravane gegen die Muselmänner und die afrikanischen Raubstaaten mit Gefahr seines Lebens und Aufopferungen jeder Art. Demselben Stern folgte er

*) Grundsätze der Strategie. Wien 1814. 8.

im Jahre 1779 und kehrte mit Ruhm geschmückt in festlichem Gepränge in seine frühern Verhältnisse zurück.

Im Jahre 1787 — 89 war die kriegerische Minerva rührig geworden, als sich der orientalische Krieg entzündete. Unser erhabenes Kaiserhaus nahm in dem Vorspiele desselben nur die defensive Gestalt an, die später in offensive übergegangen, zwey hintereinander folgende Feldzüge eröffnet hat. Dieß both unserm Waldstein Gelegenheit dar, seine strategischen Kenntnisse, die zeitmäßig gebildet waren, geltend zu machen und seinen Heldenmuth allenthalben zu begründen. Der Erzherzog Franz, dermahlen unser erhabener Monarch und Kaiser, Erhalter des Friedens von Europa, feuerte die erste Kanone auf Belgrad ab. — Nach Vollendung der beyden Feldzüge kehrte die siegende Armee zurück und unser Waldstein in ihr. — Auch an dem Feldzuge gegen die tapfern Überreste der Heere des großen Kriegers, Friedrich II. nahm Waldstein glänzenden Antheil; allein der baldige Friedensschluß, welcher keine neuen strategischen Begebnisse erwarten ließ, bewog ihn den Wehrstand zu verlassen und mit dem Charakter eines k. k. Rittmeisters auszutreten.

Im Genuße der scheinbaren Ruhe, begrüßte er die liebliche, duftende Flora. — Mit dem botanischen Pilgerstab, welchen seine Gattinn als ein theures Kleinod verwahrt, von gränzenloser Begierde ergriffen, reiste er in der Gesellschaft des classischen Botanikers, Herrn Professor Kitaibel auf dem steilen Gebirge Ungarns, sieben volle Jahre herum, um die Seltenheiten des Pflanzenreiches, die der Lage nach, Ungarn in seiner ganzen Ausdehnung hervorbringen muß, zu sammeln, zu beschreiben und der literarischen Welt in einem Prachtwerke kund zu machen. Zwar hatten wir schon durch Herrn von Jacquin einige Gewächse dieses Königreiches kennen gelernt; allein, ein Werk, welches ausschließend nur die neuen, seltenen Gewächse Ungarns enthalten möchte, fehlte bis dahin noch gänzlich.

Kaum hatte er seine mühsame Reise beendet, legte er den botanischen Wanderstab bey drohender Gefahr nieder, die Waffen muthig ergreifend, als nähmlich im J. 1797 die französischen Heere von Italien aus die österreichische Monarchie bedroht hatten, und trat bey dem in Wien errichteten adeligen Cavalleriecorps ein. Der Friede von Leoben machte der Gefahr ein Ende, und unser Waldstein zog sich auf eines seiner Landgüter in Ungarn zurück. In diesem Zeitpuncte erfreute er die literarische Welt mit den Resultaten seiner botanischen Reise, indem er die Erstlinge derselben im Jahre 1800 unter nachstehenden Titel herausgab: Plantae rariores Hungariae indigenae descriptae et iconibus illustratae a Comite Francisco Waldstein, et Paulo Kitaibel. Viennae. fol. grand. Decas I-III und 50 illum. Kupf. Jede Decas 15 fl. Ladenpreis 11 fl. Pränumeration. 10 Decaden für einen Band bestimmt. Im Jahre 1802 wurde die Aufschrift geändert, das Werk selbst bis zum Jahre 1812 fortgesetzt und ist erschienen unter dem Titel: Francisci Comitis Waldstein et Pauli Kitaibel ... Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae. Viennae typ. Matth. And. Schmid. fol. grand. Vol. 3. Das Werk ward allgemein sehr günstig aufgenommen und die gelehrten Gesellschaften zu Moskau, Berlin, Prag u. s. w. krönten unsern Waldstein zu ihrem Mitgliede. Nicht minder verewigte ihn der berühmte Wildenow, indem er eine neue von ihm entdeckte Pflanze, Waldstenia genannt hat.

Durch die so günstige Würdigung in den literarischen Zeitblättern ermuntert, arbeitete er an der Vollendung dieses Prachtwerkes, welches den Nahmen unsers erhabenen Monarchen und allergnädigsten Landesvaters an der Stirne trägt, als ihn die kriegerische Minerva abermahls die ländliche Ruhe und Freude verlassen und die Waffen muthig ergreifen hieß. Er erhielt nähmlich mit dem Range eines Oberstwachtmeisters das Commando über drey Bataillons der Wiener Landwehre und machte den Feldzug v. J. 1809 mit, in welchem er sich glänzend ausgezeichnet hat. Mit welcher schmeichelhaften Anerkennung Se. Majestät unser glorreicher Kaiser seine Verdienste gewürdigt hat, beweiset die hohe Auszeichnung, die ihm nach Auflösung der Truppen zu Theil geworden, indem er mit dem Commandeurkreuz des Leopoldsordens geziert, den erworbenen Oberstlieutenants-Charakter für immer zu behalten befugt geworden.

Im J. 1814 erblickten wir in unserm Waldstein einen wahren Schöpfer des Menschenglückes, als er nach dem Hinscheiden seines Bruders, die Fideicommiß-Herrschaften Dux, Oberleutensdorf, Maltheuern in Böhmen und die Allodial-Herrschaften Großskall, Zwigan, Laukowitz, Sicherhof u. s. w. übernahm. Wie viel Menschenhände wußte er nicht zu beschäftigen, ihnen durch Arbeitsamkeit und nicht durch schaamlose Betteley den gerechten und ehrenvollen Erwerb und Nahrung zu schaffen und das Glück zahlloser Familien zu gründen, welches auf dem heiligen Spruche beruhet: „Du wirst die Arbeit deiner Hände essen; du bist glücklich; denn es wird

dir wohlergehen" *). Dafür sprechen die geschmackvollen Umstaltungen mehrerer Schlösser, besonders in Dux und Oberleutensdorf, welches erstere eine herrliche Augenweide den Badegästen zu Teplitz gewährt; dann die neuen Einrichtungen des Naturaliencabinetts, der Porzellänsammlung, der Kunstgallerie und der Waffenkammer; endlich der kostspielige Bau so vieler Schulen für Erziehung der Landjugend und schließlich die Verschönerung der Umgebung, die durch Arbeitsamkeit in ein irdisches Paradies umgewandelt erscheint, in welchen Waldsteins Weisheit den Baum des Lebens gepflanzt hat. So wie er überhaupt das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen wußte, förderte er auch mittels Thätigkeit vieler Menschen Glück durch das Wiederbeleben der bedeutenden Tuchfabrik in Oberleutensdorf. Selbe bestand zwar seit einem Jahrhunderte im In- und Auslande durch Erzeugung der feinsten Producte gleichberühmt, allein der Drang der Zeit, so wie auch ungünstige Umstände, brachten die blühende Fabrik in Stockung und nur unser Waldstein war es, der durch Anschaffung neuerfundener Maschinen, durch Herberufung tüchtiger Manufacturisten den Verfall gesteuert und selbe in blühenden Zustand ersetzt hat, wofür das Sekularfest im Jahre 1815 **) deutlich sprach.

Auch seine Wohlthätigkeit gegen die Unterthanen, in welchen er nur seine Kinder sah, so wie die hochgepriesene Menschenliebe hatte keine Gränze, kein Opfer war für ihn zu groß, wenn es darauf ankam, Arme und Verunglückte zu unterstützen und jedes Leiden nach Kräften zu mildern.

In so einer thätigen, nützlichen Lebensbahn rückte er seine Bestimmung immer näher, bis ihm nach langwieriger Krankheit, die Parze den Faden geschnitten. Er starb am 24. May 1823 im 65. Lebensjahre, als k. k. Krämmerer, Oberstlieutenant in der Armee, Commandeur des k. k. öster. Leopoldordens, Maltheserritter, Erbvorschneider des Königreichs Böhmen, Ehrenmitglied der Petersburger-chirurgisch-medicinischen Akademie, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, der k. k. ökonomisch patriotischen Gesellschaft in Böhmen, der Londner physikalischen Gesellschaft und des vaterländischen böhm. Museums.

Seine irdischen Überreste ruhen zu Oberleutendorf, in einer neuen von ihm gegründeten Familiengruft.

Auf sein kühles Grab fielen bittere Thränen seiner Gattinn nebst einigen Trauerblumen eines jugendlichen vaterländischen Dichters. Der Verewigte aber lebt im Gedächtniß aller Böhmen, aller Freunde der Wissenschaft und Kunst.

Die ehrwürdige Ruhestätte bezeichnet ein prachtvolles Grabmahl, errichtet von seiner Gattinn, in einer nach korinthischer Ordnung erbauten Kapelle. In der Mitte prangt das heilige Kreuz, verschleyert bis zur Grundlage, die einem Altane gleich, mit dem eigentlichen Geschlechtswappen geziert ist. Unter dem Kreuze trauert seine Gattinn. Zwey Genien zieren die Ecken der Grundlage und die Oberfläche zwey Leuchter. Rechts in der Mauer glänzt die Inschrift: Franz Adam Graf v. Waldstein Wartenberg kais. königl. wirklicher Kämmerer, Oberstlieutenant in der Armee, Erbvorschneider im Königreiche Böhmen, Commandeur des Leopold-Ordens 2c. 2c. geboren den 24. Februar 1759, gestorben den 24. May. 1823.

Als Held ein Mensch, als Mann ein Held,
Im Schlachtendampf und auf des Wissens Feld,
Im Besten niemahls übertroffen
Kannst du mein Schlummender nue hoffen,
Auf süßen Lohn in jener bessern Welt.
Geehrt von Musen und vom Vaterland,
Geliebt so wie ein Vater von den Seinen,
Gingst du durchs Leben an der Tugend Hand
Wie soll ich nicht um Dich Geliebter weinen?

Geweiht von seiner Gattinn Caroline verwitweten Gräfinn Waldstein-Wartenberg.

Seine botanischen Schätze (Herbarium vivum) fielen kraft des Vermächtnisses dem böhm. vaterländischen Museum zu, wo sie als ewiges Denkmahl prangen und an einen Mann erinnern, der es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Die Guten sterben nicht, sie schlummern nur!!

Heinrich Collin an Grillparzer.

Aus meiner Gruft steig ich empor zum Lichte,
Zu schau'n die Kunst in flammender Verklärung,
Vermählt der strenge richtenden Geschichte. —
O heißen Wunsches freudige Gewährung! —
Wornach am End' der Bahn, auch Ich gerungen
In trüber Zeit und feindlich bittrer Störung,
Es ist o Sangesbruder Dir gelungen.
Du magst die glänzenden Gestalten zeigen,
Wie sie vor deinen Seherblick gedrungen.
Und Er, vor dem sich alle Häupter neigen,
Der Habsburg Sproße, Franzens Kaisernahme,
Er führt voran den glanzumwogten Reigen;
Und schwingt des Friedens hochgeweihte Fahne,
Die, wo die Zwietracht, Krieg, Verwirrung schaltet,
An heil'ge Ordnung, ernsten Anblicks mahne.

*) Psalm 172.

**) Lobrede der Arbeitsamkeit und ihrer Beförderung, als in Oberleutensdorf das hundertjährige Jubelfest am 25. Sep. 1815 gefeyert wurde, von Dr. J. Cron. Prag 1819. 8.

Der strenge an der Moldau-Fluth gewaltet,
Der mächt'ge Ottokar, so unbesieget
Von Nord nach Süd sein stolz Panier entfaltet,
Ihn zeigtest du, wie er dem Recht erlieget,
Der trotzend auf die viel erprobten Speere
Sich in der Herrschaft Schmeichelwahn gewieget. —
Und wie nicht durch die Eisenmacht dee Heere
Nur durch den deutschen Sinn und Gottvertrauen,
Der schlichte Rulf gerettet Deutschlands Ehre,
Und in der Donau rebumkränzten Auen
Ein neues Haus, des Rechtes Wehr entstanden,
Daß es mit Lieb des Erdtheils Völker schauen,
Dem ersten Habsburg Heil in Östreichs Landen!

Und dreyfach Heil muß ich dem Kaiser rufen,
Den hohen Sinn für Alles Schöne, Gute,
Verbunden schaut, an seines Thrones Stufen.
Denn, wie beym altererbten Herrscherhute
Sich Völker von dem Po zur Weichsel regen,
So schützt Er sie mit ungebeugtem Muthe.
Er brachte uns des Friedens milden Segen,
Und Jeder freut sich an dem eignen Herde,
D'rum können sich die Künste frey bewegen.
Erschollen ist an sie ein mächtig Weede,
Und Vaterlandes Kunst, und heim'sche Dichtung,
Veeherelichet die vaterländ'sche Erde.
O Heil! vom Throne kam die schöne Richtung,
Welch Blüthenkranz von wundersamen Mähren
Droht dem verwöhnten Fremdlingessinn Vernichtung! —
O naht ihr Hohen, die uns angehören,
Geschmücket mit des Sieges Feyerkleide
Den kaiserlichen Vater zu verehren.
Und Sie, die mit der Anmuth Huldgeschmeide
Begabt, so gern des Sängers mächt'gen Tönen
Horcht, und dem Lied gewebt aus Lust und Leide!
Zu ihren Füßen legt den Kranz des Schönen,
Der Vorwelt Frau'n, und Österreichs Kampfeshelden
Weiht Ihr die Lorbeeren, die das Haupt umkrönen.

Und nun, mein Sangesbruder, laß' Dir sagen,
Welch' Grüße mir, aus heitern Himmelsräumen
Herzlieb, und traut, an dich sind aufgetragen.
Du sah'st wohl oft in der Begeistrung Träumen
Viel Lichtgestalten zu Dir niederschweben,
Mit lautem Ruf! Warum so langes Säumen,
Mit Habsburgs Sang zu treten in das Leben!?
O sah'st du nicht des Jünglings edle Züge?
Des Theodor, der fromm und Gott ergeben.
Sich freudig fand zum heil'gen Rettungskriege.
Er rief aus Szigeths schuttverfallnen Wällen,
Den Helden größer in dem Fall, als Siege
Ihn neuverherrlicht vor den Blick zu stellen. —
So schien auch ihm der Tod erwünschte Labe,
Verbrüdert Lützows feurigen Gesellen
Warf er von sich des Lebens süße Gabe.
Und sollte ich den Andern Dir benennen
Den Sänger Leupolds, und des Streits am Grabe,
Wer sollt' in Östreichs Marken ihn nicht kennen?
Zu früh' verstummte seine goldne Leyer
Geweiht der Vorzeit wechselndem Geschicke,
Des zweyten Friedrichs düstrer Todtenfeyer, — —
An ihn hast du dich würdig angeschlossen.
Gezeigt in deiner Dichtung Zaubeeschleyer,
Das Mißgeschick von Bambergs letztem Sprossen, —
Und wie die Sonne Perlenthau der Nächte
So trocknet Rudolph Thränen, die geflossen,
Und Alles huldiget in Ihm, dem Rechte.

Ich rufe Heil Dir! nimm aus meinen Händen
Des Sängee-Kranzes köstliches Geflechte,
O möchtest Du den heil'gen Kreis vollenden
Der Rittee mit so fürstlich hohem Sinne,
Des Sieges Pracht, der Kämpfe blutig Enden,
Und Ihrer Feauen Züchtigkeit, und Minne.
Dann kann ich Dir der Zukunft Wort verkünden,
Du stehest nah', dem herrlichsten Gewinne,
Und konntest keine beßre Bahn ergründen.
So lang die Sonne in dem Donaustrome
Sich spiegelt, wird auch Rudolphs Bild nicht schwinden,
Es stehet fest in Österreichs Sänger-Dome.

V. Canaval.

Richards Löwenherz Gefangenschaft in Oesterreich.

Der Herausgeber des Archives weihte diesem merkwürdigen Ereigniß, aus deutschen und englischen Quellen eine eigene Abhandlung, die in Nr. 143 des Jahrganges 1811 dieser Zeitscheift mitgetheilt wurde. — Noch immer blieben die wenigen Zeilen der Zwettler-Chronik, herausgegeben vom Melker Benedictiner Hieronymus Petz, die einzige Beweisstelle, daß Leopold der Tugendhafte, den zu Erdberg gefangenen Richard in der Felsenburg Dürrenstein bey Krems verwahrte und daß es die Kuenringer waren, deren Obhut er den erlauchten Gefangenen vertraute.

In Nr. 18 des Archivs vom 11. Febr. 1825 ist ein Brief des Herrn Abbe Dobrowsky aus Prag, dieses großen historischen Kritikers und Schlözern würdig zur Seite stehenden Altmeisters, welcher unter andern den köstlichen Fund eines Codex meldet, der nebst dem Vincentius, auch die Fortsetzung des Abtes Gerlach von Mühlhausen gibt. Dieser Codex enthielt zugleich auf dem Einbande von den letzten drey Jahren des großen Barbarossa, eine unseres Wissens noch völlig unbekannte Geschichte des großen Kreuzzuges von 1190, verfaßt von Ansbert

einem österreichischen Cleriker, der den Zug selbst mitmachte, wie der Geschichtschreiber desselben, Tageno Domherr zu Passau. — Herr Abbé Dobrowsky hatte die Güte, die betreffende Stelle zur Bekanntmachung im Archive mitzutheilen. Dieses Stück ist um so merkwürdiger, als weder die deutschen, noch die englischen Quellen, selbst Rymer nicht in seinem großen Urkundenwerk, das Geringste enthalten über die Convention wegen Richards Auslieferung, zwischen Leopold und Heinrich VI. dann über den diesfälligen Verkehr zwischen unsrem Herzog Leopold und dem großen Könige Frankreichs, Philipp August, über die Stimmung zwischen Leopold und dem neuen Kaiser Heinrich über des jungen Leopolds des Glorreichen ersten Zug nach Apulien, über die Trennung der Herzogthümer Österreich und Steyer bey Leopolds Tode und die Zuweisung des ersteren an den Erstgebornen Friedrich, Steyermarks aber an Leopold. — In Rymers großem Werke findet sich nur der Vertrag zwischen dem Kaiser Heinrich und dem König Richard wegen des letzteren Loslassung, des Kaisers kurzes Schreiben an Philipp August, Richard sey gefangen und ein späteres an die englischen Baronen wegen seiner Erledigung, dann Richards Schreiben an seine Mutter und an den Erzbischof von Canterbury um Beschleunigung seiner Freyheit, Briefe seiner Mutter, jener berüchtigten Elesnore von Guyenne an den Papst und des Bischofs Peter von Blois an den Erzkanzler von Mainz über denselben Gegenstand. — Die oberflächlichste Vergleichung dieser, wenig spezielle Thatsachen liefernden und sich nur in allgemeinen Kanzleyformen bewegenden Stücke zeigt die Wichtigkeit des nachfolgenden Fragmentes, welches also lautet:

Fol. 23 „Dux vero Liupoldus sequenti anno post reditum suum, ducatum Stirensem mortuo nepote suo Otacharo, qui ei sine herede morienti (soll moriens heißen) terram coram Imperatore Friderico sub testamento assignavit, post multos labores suscepit, et a Filio suo Imperatore Heinrico Wormacia tam ipse, quam filius suus Fridericus excellentissime investiti sunt. Rex Angliae Richardus, qui gloria omnes anteire voluit, et omnium indignationem inruit, in obsidione terrae et haereditatis Domini plus ceteris et post ceteros moratus eodem anno incarnationis DominiN. videlicet.C.LXXXXII.*) nescio utrum timore regis Franciae, qui prius ante eum recesserat, vel taedio peregrinationis affectus, pacem cum Saladino et turcis ad V. annos faciens et firmans cum uxore navigio post alios revertitur et ventorum impulsione in mari periculis multis circumductus jactatur, tandemque ad Polam civitatem Ystriae ad litus fertur et applicare cogitur, Ubi uxorem et Familiam totam incertis undis maris relinquens, ipse per Forum Julii cum paucis, de periculis maris egressus et viam per terram aggressus, licet incognitus esse cupiens, a pluribus tamen cognitus et in via, suis aliquibus captis, aliquibus truncatis rebus etiam suis perditis, Austriam ducis Leupoldi terram transivit. Ubi latenter transire volens et terra principis, quem prius graviter et plurimum offenderat, incognitus exire volens, judicio Dei tactus in laqueum incidit ejus, quem prius illaqueare voluit. Dum itaque arrogantiam ejus divina aequitas diutius non sineret transire inultam, eum manibus et potestati tradidit illorum, quos ipse prius quasi contemptos abjecerat et contumeliose reprobaverat. Iusto siquidem Dei judicio, ut cum ipse in prosperis successibus suis illos honorare noluerit, quos dignos honore scire potuerat, ab eisdem etiam dedecorandus judicaretur. Circa Wiennam siquidem latenter moratus, pedes, duobus tantum sociis comitatus, in vili hospitio per exploratores inventus et captus est ab hominibus ducis Autsriae. Cum itaque idem dux illustris Austriae plures causas adversus ipsum efficientes habuerit, jure ipsum in manus ejus divino judicio traditum tenuit, sed tamen praeter meritum ipsum honeste tractavit, et in castro suo Tyrnstein juxta Danubium sito servari praecepit. Una siquidem et efficiens causa fuit, quod eum in obsidione Aconae quasi abjectum reputavit, quod etiam Ysaachium principem Cypri et uxorem suam ad sanguinem suum pertinentes captivavit, quod etiam Chunradum filium amitae suae interemisse suspectus habebatur. Idem siquidem Chunradus, princeps nobilissimus et adleta Dei invictissimus, consilio omnium sapientium, qui expeditioni domini interfuerunt, rex ierosalimorum ordinatus, et uxore illa sibi data, quae prius conmanebat Hunfredo ejusdem terrae rege dicto, nescio quo divortio inter eos facto, ab omnibus ipso solo rege renuente Angliae, est elevatus. Post cujus mortem, quae supra dicta est, comes Heinricus de Campania in eadem expeditione diu cum multis expensis moratus tam in regno, quam in uxore sibi successit. Itaque rex Angliae diu observatus a duce Liupoldo, Imperatori Heinrico, quem etiam in negotiis regni et in filio sororis suae, duce videlicet Heinrico quondam dicto Saxoniae (Heinrich dem Löwen)

*) Am obern Rande steht neben dieser Jahrzahl noch in autumpno.

multis modis contra Dominum suum concitato et in aliis regni impedimentis provocaverat, est representatus, sed non statim oblatus. Sinistra siquidem consilia ibi, quae inter aemulos ducis Leupoldi versabantur, finem rei imponere non sinebant. Dictum quippe fuit ei, quod Imperator per consilia pravorum quorrundam eum violenter rapere vellet et in suam potestatem redigere. Tandem omni suspicione remota inter eos conventio facta est, ut reductus in Austriam in proximo Pascha, ad Nebdunam, quae et Spira dicta est, Domino Imperatori committatur, hoc condicto inter eos facto, cujus exemplar jure subjunximus.

(Die Fortsetzung folgt).

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung.)

Unter den Städten von Columbia ist Panama die bedeutendste, Carthagena die festeste, Santa-Fe die angenehmste, Popayan die wohlgebauteste, Guayaquil die reichste, Zipaquira die lebhafteste, die bestgeleyene; Caracas liegt, trotz seines vormahligen Glanzes, in Ruinen. Quito, welches die volkreichste Stadt seyn soll, ist doch nicht viel bevölkerter, als die Hauptstadt Santa-Fe. Diese ist es auch, die sich von der Natur größerer Vortheile, als keine andere kolumbische Stadt, zu erfreuen hat. Wenn sie weniger reinlich ist, als die andern Städte, so mag dieß theils von dem Klima, theils von dem Regen, daselbst einen Tag wie den andern herrschenden Leben herrühren. Santa-Fe de Bogata, am Fuße zweyer hoher Berge in der Ebene desselben Nahmens gelegen, hielt zur Zeit ihrer Gründung nicht mehr denn zwölf Hütten und vielleicht sechszig Einwohner! Allein sie erweiterte sich schnell und so sehr, daß sie schon zwey Jahre nach ihrer Erbauung (1530) vom spanischen Hofe zu einer Ciudad (Stadt) erhoben wurde. Gegenwärtig zählt sie 30,000 Seelen. Ihre Lage ist sehr wohl gewählt. Durch die zwey Berge zwischen denen sie emporsteigt, bleibt sie gegen die Wuth der Orkane aus Osten gesichert. Dieselben Berge liefern ihr fürdauernd kühles und frisches Wasser. Die Ebene beherrscht sie so, daß sie sich gegen jeden von dieser Seite heranrückenden Feind zu vertheidigen vermöchte. Man erblickt die Stadt Santa-Fe und nahmentlich den Glockenthurm ihrer Cathedrale von sehr weitem; der Rahmen aber, welcher die Stadt einfaßt ist so erstaunlich groß, daß sie selbst in den Schatten, welche die Gebirge auf ihre Denkmahle hinsenken, verschwindet. Das Klima ist im Ganzen kalt und regnerisch. Das Thermometer steigt selten über 12 — 14°, sinkt aber oft auf die Hälfte dieser Höhe. Der Himmel ist immer bewölkt; der schönen Tage sind wenige. Zu sechs Regenmonathen, April, May, September bis Dezember, kommen drey Monathe Schlagregen, Juny bis August; die übrigen drey sind ungewiß. Die Nord-Nord-Westwinde führen viele Gewitter herbey, die oft mehrere Tage nach einander anhalten und in der Ebene große Wassermassen bilden. Ungeachtet der außerordentlichen, in den Häusern herrschenden Feuchtigkeit, ist das Klima zu Santa-Fe nicht ungesund. Von Epidemien weiß man nichts. Der Europäer, um einer guten Gesundheit zu genießen, darf nur die Vorsicht gebrauchen, seine Füße nicht naß zu machen. Einzig bey seiner Ankunft hat er einige Tage vom Fieber zu leiden, was eine Folge der ausgestandenen Strapazen oder eher noch des tropischen Einflusses seyn mag, der, wenn auch geschwächt, durch die hohe Lage der Gegend für den Europäer gleichwohl vorhanden ist. Ungleich größern Gefahren als diesen, ist der Bewohner der Terras calientes ausgesetzt. Das frische krystallhelle Bergwasser, welches er mit Lust einschlürft, zieht ihm die Ruhr zu, deren Wuth ihn in Bälde dahinrafft. Selbst die Einwohner von Bogota sind öfter krank als die Ausländer, wovon die Ursache vielleicht nicht so fast in dem Klima als in der Lebensart, die man führt, und in den Nahrungsmitteln, deren man sich zu bedienen pflegt, liegen mag. Die Damen zu Santa-Fe gehen selten aus. Dieß Stubenleben mit seinen Angewöhnungen, in Verbindung mit gräßlichen, durch häufigen Gebrauch des Knoblauchs, des Tabaks, Schweinfleisches und der Chicha *) verursachten Magenbeschwerden, macht, daß sie, so zu sagen, an einen fort unpäßlich sind. Einem andern schrecklichen Übel, dessen Grund weniger im Klima, als in der unregelmäßigen Lebensart zu suchen ist, geben bey beyden Geschlechtern allenfalls unzählige Gebrechen im Gefolge. Die rheumatischen Beschwerden histerischen Zufälle, Zahn- und Halsschmerzen, über die sich Jedermann beklagt, gewinnen nicht selten, aller möglichen Vorsichtsmaaßregeln unerachtet, den allerfurchtbarsten Charakter.

Der häufig sich ereignenden Erdbeben wegen, sind die Häuser niedrig, übrigens aus Backsteinen gebaut, die an der Sonne getrocknet werden, meist mit Ziegeln bedeckt und die Mauern auswendig geweißt. Die innere Eintheilung ist nicht preiswürdig. Neben ganz kleinen, immerfort mit dicken, hölzernen Querstangen verrammelten Fenstern, finden sich andere, sehr große. Selten ist ein Balkendurchzug durch einen Plafond maskirt. Die Mauern haben gewaltige Vorsprünge. Die Thüren sind von allen Größen;

*) Indisches Bier.

vom Gebrauche der Schlösser scheint man wenig zu wissen, auf jeden Fall gewähren die im Lande verfertigten, keine Sicherheit. Von Glasscheiben fängt man erst jetzt an Gebrauch zu machen. An einigen neuen Wohnhäusern bemerkt man Verbesserung und einen weniger barbarischen Geschmack. An die Stelle jener schwerfälligen und ungeheuer großen Gallerien sind leichte und bequemere Balkons getreten, das Deckengewölbe wird nicht mehr auf eine so widerliche Weise von Querbalken durchschnitten. Vor den Fenstern sieht man kein Gitterwerk; die Thüren nach der Straße hinaus sind etwas besser bemahlt und die Reinlichkeit hat bey mehrern der Einwohner angefangen, einheimisch zu werden. Gewöhnlich geht es, bevor man in den Hof gelangt, durch zwey Thüren. Der Vorhof, durch welchen derselbe von der Straße getrennt ist, dient häufig der Unreinlichkeit der Vorübergehenden zum Sammelkasten. Rings um den Hof zieht sich in der Regel, entweder, wenn das Haus bloß aus einem Erdgeschoße besteht, eine Gallerie, oder, wenn es ein Stockwerk hat, eine bedeckte Terrasse. Die Treppen sind insgemein steinern und in gothischem Geschmacke angelegt. An der Mauer des ersten Quarre findet sich meistentheils ein Riese angemahlt, der in der einen Hand ein Kind, in der andern eine Kugel hält. Dieß ist der heilige Christoph. Um die inwendige Gallerie zieht sich eine lange Reihe von Gemächern, die ihr Licht einzig durch die Thür erhalten. Jedes Haus hat zum wenigsten ein Gesellschaftszimmer und einen Speisesaal, indem man es für unschicklich hält, im Schlafzimmer Freunde zu empfangen oder zu bewirthen. Die Küche ist aller Orten von großem Umfange, aber nicht so fast rücksichtlich auf die Menge der Gerichte, die sie liefert, als aber auf die Menge unnützen Gesindes, deren Versammlungsort sie ist. Von Kaminen weiß man nichts und jedermann bedient sich der Öfen. In allen Häusern finden sich Fußteppiche; Leute von großem Tone aber bedienen sich nicht mehr jener alterthümlichen Strohmatten der Indianer, sondern lassen Teppiche von europäischer Manufaktur an derselben Stelle treten. Diese, wie jene, sollen dazu dienen, in Ermanglung des Feuers, das Zimmer zu erwärmen und die Unebenheit des Fußbodens zu verdecken; aber leider läßt die Nachlässigkeit der Dienerschaft die garstigen Insekten sich in Menge in dieselben einnisten. Es gibt Leute, welche die Mauern ihrer Gemächer mit Tapetenpapier bekleiden, die meisten lassen in plumper Manier Blumenguirlanden und Genien darauf hinzeichnen, deren Styl den schlechten Geschmack des Mahlers nicht weniger, als seiner Kommittenten beurkundet. Das Ameublement ist einfach. Zur Seltenheit findet man in einem Gesellschaftszimmer mehr als zwey, mit Leinwand bezogene Canapees, ein paar Tischchen, einige mit Leder ausgeschlagene Stühle im Geschmacke des fünfzehnten Jahrhunderts, einen Spiegel und drey von der Decke herabhängende Lampen. Die Betten sind gut ausgerüstet und bestehen aus zwey wollenen Matrazen. Die Häuser gleichen sich übrigens alle. Die Wohnungen der Minister zeichnen sich durch nichts aus, und ohne die Schildwache an der Thüre, würde selbst das Haus des Präsidenten nicht kennbar seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Marchfeldsschlacht von Aspern.

Nach Peter Kraffts Gemählde im Wiener Invalidenhaus, gestochen von Carl Rahl.

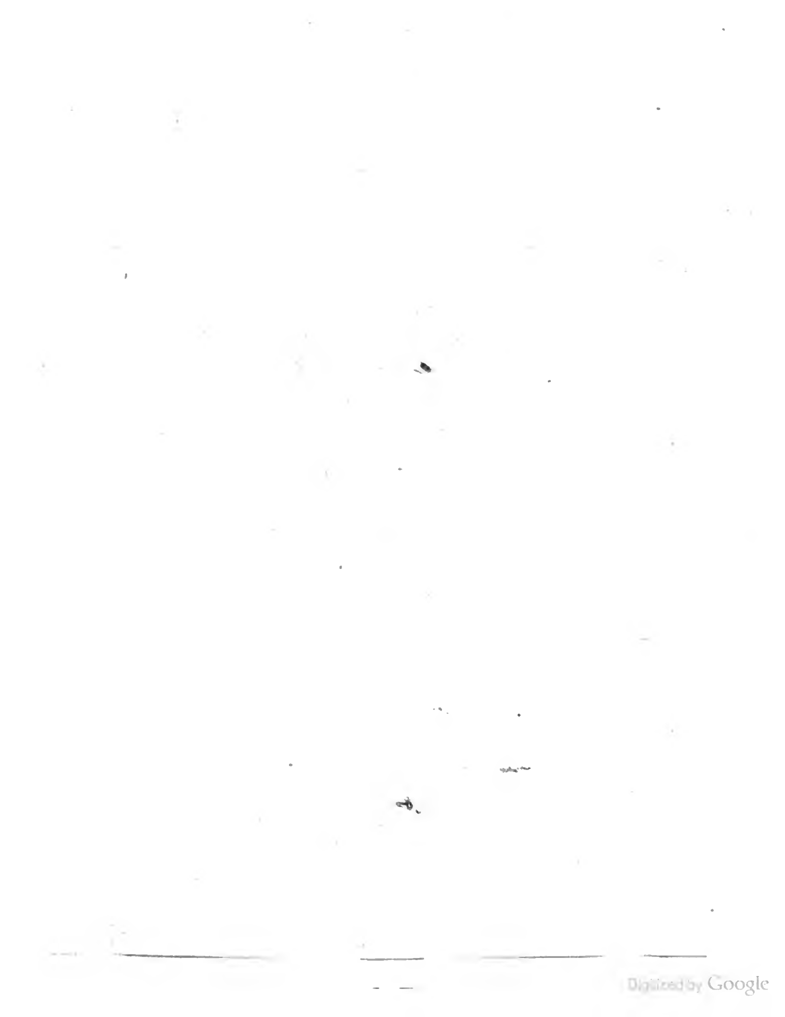
Die Künstlerlaufbahn und die Werke des wackern Rahl finden sich in diesem Archive gewürdigt 1821 Nr. 129 und 1824 Nr. 29, 30 — Des gegenwärtigen Kupferstiches der Asperschlacht gedachte bereits Nr. 47 von 1821. Er ist nun vollendet und bey Artaria und beym Künstler selbst, (Alseegrund, Florianigasse Nr. 36) für 15 fl. C. M. zu haben. Eine zahlreiche Subscription in der Armee, welcher dieser Tag, mit hohem Rechte, so wie dem gesammten Volk heilig ist, hat das rasche Erscheinen möglich gemacht. Ein mitausgegebenes Blatt gibt die auf dem Bilde befindlichen Porträts. Es sind der Erzherzog Carl Generalissimus, der Fürst Johann Liechtenstein, die Corpscommandanten, Graf Bellegarde, die Fürsten Hohenzollern und Rosenberg, F. M. L. Baron Hillee, der Generalquartiermeister Maximilian Freyherr von Wimpffen, die F. M. L. Stipsics und Grünne und die Generaladjutanten Graf Colloredo und Steininger, Oberst Stutterheim und Major Baron Rothkirch vom Generalstab, Oberst Smola von der Artillerie, G. M. Graf Wartensleben, Fürst Kinsky, Major der böhmischen Legion, Oberstlieutenant S. Quentin von der Wiener-Landwehre und der auf dem Bette der Ehre gebliebene Artillerielieutenant Zabrazil.

Der Aufstellung des Kreuzes auf dem steyrischen Erzberge; diesem vom Prof. Höfel in der Neustadt, nach Loders Zeichnung so wohl ausgeführtem Blatte, das überall mit Beyfall, in der Steyermark aber mit herzlicher Liebe und Freude aufgenommen wurde folgte schnell dieser zweyte, vaterländische Gegenstand. Die Sicherheit und Festigkeit der Behandlung, die wohl beobachtete Verschiedenheit der Stoffe, Geschmack und Umsicht der Striche, verdienen hohes Lob und es erübrigt vielleicht nur der einzige Wunsch, daß in den Figuren des Vorgrunds, zumahl in dem sterbenden Franzosen die Vollendung noch weiter getrieben worden wäre. Unstreitig nimmt dieses Bild seinen Rang vor den Schlachtbildern von Leipzig und Waterloo von Scott und Burnet. Letzteres hat ein höchst seltsames winterliches Ansehen und man sollte es durchaus für noch nicht fertig halten. Im Leipziger Bilde fehlt es vollends an zartem Verständniß und Wechsel der Töne, in Luft und Rauch. Auch führt die häufig verknöcherte und schülerhafte Porträtähnlichkeit, die allzuleichtfertige Charakterisirung der verschiedenen Stoffe und zu wenige Correctheit und Delikatesse in der Zeichnung, billig auf lauter Dinge, die in der verdienstlichen Arbeit Rahls mit weit mehr Sorgfalt und Kunstfertigkeit behandelt sind und dem Künstler wahre Ehre bringen, der sich durch die gediegene Behandlung eines, allen Herzen theuern Gegenstandes, ein bleibendes Andenken gestiftet hat.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.



Lith. bey J. Trentsensky in Wien.



Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 16. und Freytag den 18. März 1825.

(32 und 33)

Beyträge zum gelehrten Oesterreich.

XLV.

Joseph Ignaz Butschek, Ritter von Heraltitz, Königlicher Rath, der Philosophie und beyder Rechte Doctor, Decan der juridischen Facultät, Censor und öffentlicher Professor der Landwirthschaft und der practischen Wissenschaften u. s. w. (geboren zu Freyberg im Prerauer Kreise in Mähren am 6. März des Jahres 1741 gestorben am 26. desselben Monaths im J. 1812) Butschek studierte die Humaniora zu Freyberg, die Philosophie in Ollmütz, die Rechte und die politischen Wissenschaften — letztere unter Hofrath von Sonnenfels — in Wien. Ohne Unterstützung vom Hause mußte er, um die Möglichkeit die öffentlichen Schulen besuchen, und sich den Studien widmen zu können, zu verschaffen, den mühsamen, oft so undankbaren Pfad als Hauslehrer betreten. Da er nicht nur der deutschen, lateinischen, französischen, italienischen und griechischen, sondern auch der slavischen Sprache nach den meisten ihrer Dialekte ganz mächtig und hiedurch für des Landes Commissariats Geschäft der Armeen vollkommen geeignet war, wurde er im siebenjährigen Krieg bey der Armee angestellt. Als solcher lernte er Böhmen, Mähren, Österreich, Hungarn, und nebst Sachsen, wo er bey der Kriegs-Casse diente, mehrere Länder Deutschlands kennen. Im Jahre 1766 concurrirte er um die in Prag eben neuerrichtete Lehrkanzel der politischen Wissenschaften, erhielt sie, und mit ihr noch in demselben Jahre einen Gehalt von 600 fl, welcher 4 Jahre später um 400 fl. vermehrt wurde, weil er sich als Referent und Mitarbeiter bey der Compilations-Commission durch mehrere Jahre unentgeltlich mit Vortheil verwenden ließ. Sein dießfälliges Elaborat wurde durch Verordnung vom 3. Aug. 1770 dieser Commission als fernere Norm vorgeschrieben. Im J. 1772 wurde er Polizey-Commissions-Beysitzer. Er blieb es 13 Jahre, bis eine neue Regulirung dieser Stelle eintrat, unentgeltlich. Ein Hofdecret in eben diesem Jahre (von 10. October) ernannte ihn mit dem schmeichelhaften Beysatz: aus eigener allerhöchster Bewegung zum königl. Rath und Assessor bey dem böhmischen Consessu Delegato in Causis summi Principes etc. mit Nachsicht der Taxen. Auch war er in diesem Jahre schon als Kreishauptmann nach Gallicien resolvirt, doch unterblieb diese Anstellung in der Folge. 1775 erhielt er mittelst eines Concurses die Lehrkanzel der Landwirthschaft. Ihm wurde die Zensur aller politischen in- und ausländischen Schriften aufgetragen. Er versah sie unentgeltlich bis zur erfolgten Anstellung besoldeter Zensoren. Mehrere allerhöchste Belobungsdekrete und Zusicherungen von Beförderungen waren der Lohn seiner unermüdeten Thätigkeit und seines vielseitigen allgemein anerkannten Strebens, nützlich zu seyn. Besonders zeichnete er sich durch menschenfreundliches eifriges Wirken und Helfen in der Schreckenszeit der großen Überschwemmung in Prag im J. 1784 aus. Mit dem Zutrauen des damahligen Landes-Chefs, Oberstburggrafen Franz Anton Grafen von Nostitz beehrt, und von ihm mit der Aufsicht über die eingeleiteten Rettungs- und Hülfsanstalten beauftragt, entsprach er vollkommen der Erwartung, die man von ihm hatte, und öffentlich sprach sich hierüber ein allerhöchstes Hofdecret vom 24. Juny d. J. zu Butscheks Ruhme aus.

Ruhmenswerth war besonders sein ausdauernd rastloser Eifer für sein Lehrfach und seine Amtsgeschäfte. Als zunehmendes Alter des verdienten Lehrers Gesundheitsumstände so zerrüttet hatte, daß Ärzte auf Entfernung von Geschäften und Luftveränderung, als dem einzigen Mittel seiner Erhaltung drangen und er sich gezwungen sah, ihrem Rathe nachzugeben, suchte er, nach noch so kurzer, und nur etwas leidlicher Erhohlung, seine Vorlesungen mit aller ihm ganz eigenen Lebhaftigkeit des Geistes wieder fortzusetzen. Da endlich die Rückfälle seiner Krankheit zu häufig

und zu schnell wiederkehrten, wurde der verdienstvolle Lehrer und Staatsdiener mittelst Hofkanzleydekretes v. 20. October 1807 unter Bezeigung der allerhöchsten Zufriedenheit für langjährige rühmliche Verwendung mit dem ganzen Gehalte von 1200 fl. in Ruhestand versetzt. Drey Jahre später wurde er in den Ritterstand des österreichischen Kaiserstaates für sich und seine Nachkommen mit dem Prädicat von Heraltitz erhoben nach dem Wortlaut des Hofkanzley-Decrets „in Anbetracht seiner dem Staate geleisteten ausgezeichneten und ersprießlichen Dienste."

Eine hartnäckige Gichtkrankheit endete nach einem vierthalbjährigen ununterbrochenen Krankenlager im 71. J. seines Alters am 26. März 1812 sein Leben. Er starb auf einer kleinen Besitzung, die er nächst Prag hatte, und wurde nach seiner eigenen Verfügung im Dorfe Klein Buben zur Ruhe bestattet. Im Druck erschienen von ihm folgende Werke:

Des Marquis Beccaria Werk von Verbrechen und Strafen, übersetzt und commentirt, bey einer feyerlichen Prüfung ausgetheilt.

Von den Absichten einer Landes-Regierung bey Leitung der Landwirthschaft.

Von den eigentlichen Gränzen und Bedeutung des Polizeywesens.

Grundriß der Forstwissenschaft.

Geschichte und Betrachtungen über das böhmische, alte und neue Finanzwesen.

Nebst diesem erschienen von ihm verschiedene Aufsätze für die böhmischen Gesellschaften des Ackerbaues und der freyen Künste zu Prag, deren Mitglied er war; auch mehrere anonyme Schriften über Landeskultur und Staatswirthschaft. Manches Gute über diese wichtigen Gegenstände blieb noch im Manuscript zurück.

Von J. Ritter von Rittersberg.

Die Tonkunst in Böhmen von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten.

Von J. A. von Rittersberg.

(Fortsetzung.)

Tomaschek Wenzel Johann (Tonsetzer des Herrn Grafen Georg von Bouquoy geboren zu Skutsch in Böhmen 17. April 1774;) verrieth schon in frühester Jugend so ausgesprochene Anlagen und Liebe zur Musik, daß sein Vater hiedurch bewogen ward, ihm Unterricht in derselben ertheilen zu lassen. Die Erstlinge dieses Unterrichtes erhielt er von einem Regens Chori zu Chrudim, wo er binnen zwey Jahren im Gesang- und Violinspielen große Fortschritte machte. Nach Verlauf dieser Zeit übte er sich erst im Hause seiner Ältern, und später als Altist im Minoritenkloster zu Iglau mit unermüdlichem Fleiße im Clavier und Orgelspiel. Um günstigere Gelegenheit zu finden, sich für die Kunst auszubilden, verließ er nach einem Aufenthalt von 3 Jahren (1787 — 1790) Iglau und ging nach Prag. Hier entwickelten sich seine Anlagen auf das Glücklichste, und kein Hülfsmittel, um in Theorie und Ausübung zur Meisterschaft zu schreiten, blieb unbenützt. Die Lehrbücher eines Türk, Marpurg, Kirnberger, Matthesen, Vogler u. a. m. waren seine Leitsterne. Sie leuchteten fruchtbringend seinem Kunststreben durch den schönen Tag der blühenden Mozart'schen Schule, welcher eben dazumahl in seinem vollen Glanze aufgegangen wurde.

Nach mehreren Jahren des fleißigsten Übens hatte er als Clavier-Spieler solche Fortschritte gemacht, daß er von den ersten Häusern zum Unterricht auf diesem Instrumente berufen wurde. Während dieser Zeit hatte er sich zugleich mit allem Eifer der Composition gewidmet, und die juridischen Studien absolvirt. Da die Güte seines Schülers im Clavierspielen, des vielseitig gründlich ausgebildeten, im Gebiethe der Wissenschaften rühmlichst bekannten Grafen Bouquoy, ihn durch Zusicherung eines anständigen Lebensunterhalts der Sorge um Amt und Brod überhob, erlangte er dadurch die erwünschteste Gelegenheit, sich ganz der Kunst weihen zu können. Diesem edlen Mäcen dankte er es, daß er ihr nun ganz allein leben kann. Durch eine Menge sehr gelungener Compositionen rechtfertigte er seit lange die Hoffnung des Grafen, und erwarb im Gebiethe seiner Kunst einen bedeutenden Ruf. Von seinen Werken erschienen bis jetzt im Druck: 1. X. Var. p. P. F. sur un Theme (dell' op. il sacrifizio interrotto) auf Kosten des Verfassers. — 2. Sechs Lieder mit Begleitung des Pf. — 3. Cantate zur Vermählung des Fürsten Kinsky für den Sopran und Chor mit Begleitung des ganzen Orchesters. — 4. IX. Var. p. Pf. sur le Theme: O du lieber Augustin. — 5. X Var. p. Pf. sur un Theme (aus dem Waldmädchen). — 6. Sechs Lieder mit Begleitung des Pf. — 7. Grand trio p. Pf. Violon et Viola. — 8. X Var. p. Pf. — 9. Fantaisie pathetique et Sonate. — 10. Sonate p. Pf. — 11. Rondeau in G. p. Pf. — 12. Bürgers Leonore für den Sopran mit Begleitung des Pf. Unlängst erschien eine 2. Auflage. — 13. Sonate in Es p. Pf. — 14. Grande Sonate in C. p. Pf. — 15. Grande Sonate in G. p. Pf. — 16. Var. p. Pf. — 17. Sinfonie in C a grand Orchestre. — 18. Concert in Ep Pf. avec accompagnement de grand Orchestre. — 19. Sinfo-

nie in Es à grand Orchest. — 20. Grand Concert in Es p. Pf. avec accompagnement de grand Orch. — 21. Grand Sonate in F. p. Pf. — 22. Quatuor p. Pf. Violon, Viola e Basso. 23. Cantate zur Vermählung des Kaisers von Österreich Franz I. mit der kaiserlichen Erzherzoginn Ludovica Beatrix für Sopran, Tenor, Baß und Chöre mit Begleitung des ganzen Orchesters. — 24. Hektor und Andromache von Schiller für Sopran und Baß mit Begleitung des Pf. — 25. Schillers Leichenfantasie für Sopran mit Begleitung des Pf. — 26. Sonate in A. p. Pf. — 27. Gellerts Bußlied für Sopran mit Begleitung des Pf. — 28. An Laura für Sopran mit Begleitung des Pf. — 29. Heloise für Sopran mit Chor vom ganzen Orchester begleitet. — 30. Sinfonie in D, à grand Orchester. — 31. Schillers Elegie an den Tod des Jünglings, für Sopran mit Begleitung des Pf. — 32. Fantasie für die Harmonika am Grabe der Dem. Kirchgessner. — 33. Drey Gesänge mit Begleitung des Pf. — 34. Selma von Voß, und zwey Gesänge mit Pf. Begleitung. — 35. Six Eglogues p. Pf. 36. Seraphine oder Großmuth und Liebe, eine heroisch-komische Oper in 2 Aufzügen. — 37. Der Taubstumme für Sopran mit Begleitung des Pf. 38. Ouverture à grand Orch. — 39. Six Eglogues p. Pf. Liv. 3. — 40. Six Rapsodies p. Pf. — 41. Six Rapsodies p. Pf. Liv. 2. — 42. 2 Gesänge für drey, und 1 Gesang für vier Singst. mit Begl. des Pf. — 43. 2 Gesänge für drey, und ein Gesang für 5 Singstimmen mit Begleitung des Pf. — 44. 3 Gesänge mit Begleitung des Pf. — 45. 3 Gesänge mit Begleitung des Pf. — 46. Missa sacra per il Canto, Alto, Tenore, Basso Con accompagnamento 2. Violini, Viola Flanto, Oboi, Fagotti, Corni, Clarini, Basso e Timpani. — 47. Six Eglogues p. Pf. — 48. Sestero Pjsnj w hudbu uwedenych. — 49. Marien Stuarts Abschied von Frankreich ein poetischer Nachlaß dieser unglücklichen Königinn für eine Stimme mit Begleitung des Pf. — 50. Sestro Pjsni pro geden hlas pri Fortepianw. — 51. Six Eglogues p. le Pf. Liv. 4. — 52. Fre Allegri capriciosi di bravura per il Pianoforte dedicati ai perfetti suonatori. — 53. Erstes Heft Göthes Gedichte mit Begleitung des Pf. — 54. Zweytes Heft. 55. Drittes Heft. 56. Viertes Heft. 57. Fünftes Heft. 58. Sechstes Heft. 59. Siebentes Heft. 60. Achtes Heft. 61. Neuntes Heft. 62. Die Entstehung der Cisterzienser-Abtey Hohenfurth in Böhmen, Ballade von Caroline Pichler für eine Stimme mit Begleitung des Pf. — 63. Six Eglogues pour le Piss. — 64. Vier Lieder mit Begleitung des Pf. — 65. Tre Ditirambi per il Pf. — 66. Six Eglogues pour le Pf.

Nebst diesen sind mehrere Manuscripte, unter welchen sich ein großes Requiem befindet, für den Druck vorbereitet. — Seine musikalischen Schöpfungen tragen die Spur gründlicher Kenntniß der Harmonie und des Contrapunctes. Sie zeichnen sich durch Originalität und guten Geschmack aus. Als ausübender Künstler muß Tomaschek den stärksten Clavierspielern unserer Zeit zugezählt werden.

Wittaßek Johann Nepomuk (geboren zu Horzin 20. Febr. 1771). Dieser vorzügliche Musikmeister, den man wegen ungemeiner Lieblichkeit seiner Compositionen, sehr treffend den Anakreon der Tonkunst in Böhmen nennen könnte, wurde zuerst von seinem Vater, der Schulrector in Horzin und ein sehr gründlicher Musiker war, sowohl in Musik als in literärischen Gegenständen unterrichtet. Die überraschenden Fortschritte, welche er noch im zarten Alter im Clavierspielen gemacht hatte, wurden für die Obrigkeit seines Geburtsortes (die Fürsten von Lobkowitz) ein Beweggrund, den so hoffnungsvollen Knaben, der außerordentliche Talente für Tonkunst entwickelte, nach Prag zu nehmen, und ihn zu höherer Ausbildung den Händen des als Mensch und Tonsetzer gleich vortrefflichen Musiklehrers Franz Dussek zu übergeben, der ihm mit eben so viel Eifer als Güte, sowohl im Clavierspiel als in der Composition unentgeltlichen Unterricht ertheilte. Nebstbey vollendete er die philosophischen Studien, obwohl er bereits früher den bestimmten Entschluß gefaßt hatte, sich in der Folge ausschließlich der Kunst zu weihen. Diesem Entschluße getreu, trat er im Jahre 1808 als Concertmeister und Clavierspieler in die Dienste des Grafen Friedrich Nostitz, dessen Secretair er zugleich wurde. Im Hause des Grafen blieb er bis zum Jahre 1814, wo ihn das Prager Domkapitel zu St. Veit nach Johann Kozeluchs Tode als Kapellmeister an die königl. Metropolitankirche berief, und so sein ausgezeichnetes musikalisches Verdienst öffentlich und würdig anerkannte. Wittaßek erfreute in früherer Zeit öfters auf die genügendste Weise durch sein vortreffliches Clavierspiel die Musikfreunde und Musikkenner Prags. Als die Tonkünstler dieser Stadt zum Besten der hinterlassenen Familie Mozarts eine große Akademie im National-Theater gaben, — ein dankbares Todtenopfer seinen Manen — spielte er mit größtem Beyfalle, ein großes Concert dieses unsterblichen Meisters. Wittaßekens Compositionen zeichnen sich alle durch einen ungekünstelten Ideengang, Anmuth, Gefälligkeit und Gründlichkeit aus. Seine ersten Versuche in der Composition bestanden anfänglich bloß in verschiedenartigen Tanzmelodien, Liedern und Clavierstücken. Später schrieb er: a) 6 Sonaten für Pf. mit Begleitung einer Violine dem Fürsten Anton Isidor von Lobkowitz dedicirt. — b) Quartetten für

2 Violinen Viola und Violoncello dedicirt dem ehemahligen k. k. Appellationspräsidenten Grafen von Spork. — c) 1 Concert fürs Pf. mit Orchester-Begleitung. — d) Ein Concert für die Violine mit Orchester-Begleitung. — e) 1 Concert für die Clarinette mit Orchester-Begleitung — f) 1 Concert für den Fagot mit Orchester-Begleitung — g) Mehrere Sinfonien für ein kleineres Orchester und Gelegenheit Cantaten. — h) Eine kurze Messe. — i) Ein kurzes Requiem. — In dem Zeitraume von 1805 bis 1810 schrieb er: k) — Ein großes Concert fürs Pf. mit Orchester-Begleitung. — l) Zwey Concerte für die Harfe mit Orchester-Begleitung. — m) Eine große Sinfonie. — n) Zwey große Messen. — o) Ein großes Requiem. — p) Mehrere größere und kleinere Clavirrstücke. — q) Mehrere Gelegenheit-Cantaten, Arien und Chöre und r) ein Melodrama in 3 Acten unter dem Titel David, gedichtet vom Freyherrn von Münch-Bellinghausen, aufgeführt im J. 1810 im ständischen Theater der k. Altstadt Prag. ꝛc. ꝛc.

Nun beschäftigt er sich größtentheils mit der Kirchenmusik, und hat bereits manches zu diesem Behufe componirt, jedoch nicht zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Ein öfteres, unter dem musikgeneigten Publicum laut geäußertes Bedauern, daß von seinen Arbeiten selten etwas bekannt wird, klingt zwar wie eine Art Vorwurf, zeugt aber unverdächtig für den Werth und Gehalt derselben.

Blicke auf die Nationalität der Kunst.

Österreichs Geschichte hat sich sehr lange und beynahe bis vor zwey Jahrzehenden mit der Sammlung und Säuberung ihres Stoffes, mit der Hinwegräumung unzähliger Vorfragen und Steine des Anstoffes beschäftigt. Es ergab sich daher nicht so leicht ein verbindendes Mittelglied zwischen der Historie und der redenden und bildenden Kunst. Seit dem wahrhaft medizäischen, goldnen Alter Maximilians und der Curiositätenjagd Rudolph's II. (bey dem sich zu zahllosen Alchymisten, Rosenkreutzern, Astrologen, Geistersehern und andern Charlatans, doch auch ein Keppler und ein Tycho Brahe und Schöpfungen wie das Münz-Gemmen- und Cammeen-Cabinet und die Rudolphische Kunst- und Wunderkammer in Prag befanden), seit der vielfältigen Zerstörung und Verwilderung durch die Reformation, durch die innere Parteywuth, durch den 30jährigen Krieg, die Schweden und Türken, fand die Kunst, blos noch in Kirchen und Klöstern und geistlichen Dramen ein Asyl, und dort auch die einzige Nahrung und Beschäftigung. Erst Carl VI., als kaum der Szathmarer Frieden Ungarn beruhigt, war es, der einen andern neuen Boden legte, der nebst seinen großen Handels- und Straßenanlagen, die schönen Bauten durch Fischer von Erlach in Wien begonnen, den Adel zur Nachfolge angeeifert hat, und Historie und Kunst wurde wenigstens gleichzeitig und eifrig, wenn auch vor der Hand noch ohne innige und innere Vermählung und Vereinigung betrieben. — Die Kunst sollte zuvörderst den Ruhm der Waffen verewigen, und den Glanz des Hofes vermehren. In beyden Fällen, entweder der vaterländischen Vorzeit oder der Gegenwart huldigend, mußte die Kunst doch gewissermassen national werden, so widersprechend und lächerlich auch, die damahlige Haarbeutelzeit mit dem griechischen und römischen Alterthum vermengt wurde und es ganz und gar nicht auffiel, einen nackten Ludwig XIV. mit Herkules Keule und Löwenhaut, und mit einem Lorbeer in der Allongeperücke zu sehen, wie er den pyrenäischen Frieden erzwingt, oder durch Luxenburgs Marsch auf dem Eise, die Holländer aufs Äußerste treibt! — Wir haben aus jener Zeit einen Nahmen, der wahrlich Alles in Allem war, den eigentlichen „Wiederhersteller Österreichs", den unübertroffenen Eugen von Savoyen. Er hat auf die Höhen des alten römischen Standlagers bey Vindobona, sein Belvedere hingebaut, er hat die Rotonde des herrlichen Musentempels der kaiserlichen Hofbibliothek mit seinen köstlichsten Sammlungen erfüllt, den Pallast in der Himmelpfortgasse, wo er starb, mit Ebenbildern all seiner Waffenthaten und Waffengefährten geschmückt. Sein Grab in der Kreuzkapelle des Stephansdomes ist jedem Österreicher ein Heiligthum. Von den brittischen Inseln bis nach Sicilien, hatte Eugen überall seine Emissäre, nach jedem unbeachteten Kleinod der Wissenschaft und der Kunst zu spähen. Sein einsames Kabinet in Schloßhof, mit dem romantischen Thebner Gebirge, mit dem weiten Marchfeld, mit den römisch und germanisch classischen Hügeln von Petronell und Heimburg, erfrischte seine starke und milde Seele, stündlich mit den größten Erinnerungen der Vorwelt! — Zog auch die Nationalität der Kunst aus den Dichtungen Metastasios und Apostolo Zenos blutwenig Gewinn, war man auch selbst in der Sprache noch so sehr zurück, daß man eine deutsche Bühne überhaupt für einen höchst komischen Einfall hielt, der sich nur durch seine drollichte Verwegenheit empfahl und regierten in den wenigen Versuchen dieser Art, der Hanswurst und die Fastnachtspiele noch uneingeschränkt, so gab doch die Art und Weise, womit die Geschichte hier und da betrieben und wie das einheimische Talent ermuntert wurde, allmählig eine andere Richtung. Der Staatskanzler Graf Sinzendorf, hatte fast auf jedem der damahls zahlreichen Congresse, österreichische Gelehrte oder Künstler in seinem Gefolg und der von ihm zwischen der Congregation St. Maure und der österreichisch-bayerischen Benedictinerprovinz gestiftete Verein, war nicht nur für das Quellenstudium von entscheidenden, sondern auch für die Kunst von erheblichen Folgen. — Der Reichshofraths-präsident Graf Wurmbrand, brachte in die sonst so trockene Genealogie eine neue Seele. Nicht nur die Nahmen, auch die Thaten der Ahnen zog er ans Licht, in dem Style, wie zu Rom, die cerae majorum (die Wachsbilder der Ahnen, Stammbäume in Porträts), im Allerheiligsten des

Hauses standen, und das jus imaginum, das Recht, diese Bildnisse zu führen, ein glänzender Vorzug war. Keine Revolution vermag es, dem *historischen* Adel, den ehrwürdigen Nimbus zu rauben. Das *Gute* und *Große* wechselt wohl von *Zeit zu Zeit*, von *Land zu Land*! Aus der Mode aber, kömmt es nie, so lange der Mensch Gottes Ebenbild ist. Der Fürstabt von St. *Blasien* auf dem Schwarzwalde, begann das unsterbliche Werk: Monumente des erlauchten Kaiserhauses Österreich." Er schickte seinen *Heer* und seinen *Hergott* nach Wien, in alle Provinzen, in alle Städte und Städtchen des Auslandes, wo irgend eines Habsburgers Grab oder Bild zu finden war und diese ihrer Natur nach, zum Theile blos *sammelnde*, zum Theile blos *kritische* Arbeit, rettete zugleich unzählige Denkmahle echt *nationaler* Art und Kunst von Stein, Erz und Holz; im Gemählde und im Lied, in der Liturgie und Musik. — Wie Niemand vor ihr, empfand die große *Theresia*, es gäbe *kein inniger es Bindungsmittel* zwischen *Dynastie* und *Volk*, als eine *recht nationale Geschichte* und die *Verherrlichung des Herrscherstamms und des um ihn errungenen Verdienstes durch die Kunst!* — Sie bewirs es durch die eben so fromme als staatskluge Sorgfalt für die irdischen Überreste ihrer Ahnen. Ihre Säle zierten häufig Gemählde von den Thaten ihrer Vorfahren und von jedem erheblichen Ereigniß ihrer eigenen Regierung. In der Hauptstadt und in den Provinzen, schmückte sie die Rathsversammlungen, die Spaziergänge, Plätze und Brunnen, mit geschichtlichen Denkmahlen, mit den Bildsäulen oder Brustbildern der Fürsten und ihrer im Felde oder Rathe ausgezeichnetsten Diener und errichtete ihnen wahrhaft *geschichtliche Grabes-Denkmahle*. Mit Sorgfalt wachte sie gegen die Unterdrückung oder Vergessenheit *alter Gebräuche, Jahrestage, Gedächtnißfeste*. — Ihr eben so *planvolles* als *gemüthliches* Handeln, zeigte Schritt für Schritt, daß sie eine edle und heroische *Vorzeit*, für ein heiliges Saatfeld der That und der Aufopferung für Gegenwart und Zukunft hielt! Niemand vor Ihr verstand es besser, jedem ihrer zahlreichen Völker seine *individuelle* Entwicklung belassend, dennoch alle mit fester Hand, zum gemeinsamen Staatszwecke zu leiten und über den verschiedenen *provinziellen* Nationalitäten, die *große und allgemeine* Nationalität *Österreichs*, den leitenden und bindenden Geist der *Dynastie*, keinen Augenblick außer Acht zu lassen, und es war nur ein nothwendiger Folgesatz aller obgedachten Schritte Theresiens, daß sie auch durch die *Krone jeglicher Dichtung*, durch die *dramatische*, wie in allen andern Zweigen redender und bildender Kunst, *vaterländische Gegenstände* zu verherrlichen gestrebt hätte, wäre das Volk hierfür schon reif, wäre die *Sprache* schon genugsam ausgebildet gewesen. — Hätte ein gleicher Geist fortgewirkt, so konnte dieses das Werk weniger Jahrzehende seyn. Allein es trat eine ganz und gar entgegengesetzte Richtung ein. Da nähmlich *Frankreichs* Sprache und Sitte überall vorherrschten, *deutsche* Art und Weise lange darniederlag und die Spaltung Deutschlands eine *eigentliche* Nationalität gar nicht aufkommen ließ, *slavische* und *magyarische* Bildung aber, die langsam heilenden Wunden jahrhundertalter Meinungskriege an sich trugen, verdrängte Frankreichs gesellschaftlicher Ton, seine Literatur, seine Philosophie, alles Andre. Die *Nationalität* war überall als engherzige Beschränktheit ausgetrieben. Die edelsten Mannestugenden wurden durchaus *nur im classischen Alterthume* gesucht, immer nur als ein Ergebniß der *republikanischen* Staatsform Griechenlands und Roms dargestellt. Ein eiskalter *Indifferentism*, eine alles gleichmachende und verflachende *Weltbürgerlichkeit* zeigte das Vaterland als einen Pfuhl der Rohheit und Barbarey. In diesem Wahn trachtete man recht eifrig, aller *Phantasie* den Laufpaß zu schreiben, alle Sage, alle Überlieferung zu vernichten, verfolgte den Wunderglauben bis auf's Theater, verrief alle Romantik ohne Unterschied als närrisches Zeug. — *Das ganze Mittelalter* galt mit allen den großartigen und edlen Erzeugnissen seiner Kunst, für eine Monstruosität, die in allen ihren Auswüchsen *zu vertilgen*, unserer aufgeklärten Zeit Pflicht seyn sollte! — Diese Ansichten haben denn auch ihre Wirkung nicht verfehlt. In jener Periode des Verstandes-Fanatismus hatten sich *Geschichte* und *Dichtung* zum Volke geflüchtet, das sich ewig gegen sie hinneigt. Aber jene Periode war schon lange in ihr Nichts gesunken, als die vermeintlich höher Gebildeten den für einen *ungeschickten Schmeichler* hielten, der mit Wärme aussprach, wie viel Gutes und Großes in unsern Fürsten und daß eine ganze Welt unvergleichlicher *poetischer Stoffe* für *Lied, Bild und Bühne*, in unserer *heimathlichen Vorwelt* begraben läge. Keiner der *Unsrigen* hätte es vor 40 Jahren für schicklich gehalten, mit solcher Wärme und Lebendigkeit von den alten Habsburgern zu reden, wie gerade damahls *Johannes Müller* es that, der Republikaner, der Reformirte, der Geschichtschreiber eben der schweizerischen Eidgenossenschaft, die mit den alten Habsburgern durch zwey Jahrhunderte auf Leben und Tod gekämpft! — So wich denn auch der Geist der *Poesie* für einige Zeit gänzlich aus den lachenden Gauen um Wien, in denen er schon unter den *Babenbergern* so herrliche Blüthen trug, wo der Niebelungen Lied zuerst in seiner Vollendung erklang, wo Walter von der Vogelweide und Heinrich von Osterdingen, wo Meister Klinsor und der Tannhauser, der Herr Pfeffel und der Nidhardt gesungen! — Französische Schule, beschreibende oder Lehr-Gedichte, Parodien und Travestien, und (was ja nirgend fehlen durfte), philisterhafte Späße über das Mönchthum und über die sogenannten privilegirten Stände war das einzige, was wir aus dieser Zeit aufzuweisen haben. — *Bayern* unter *Carl Theodor* galt wohl nicht für die Wiege höherer Bildung, aber eine kräftige Gemüthlichkeit, eine edle Selbstzufriedenheit, dem eignen, angebornen Fürstenstamme zu gehören, zeigte sich in den biedern, kernigten Gemüthern. Dem Otto von Wittelsbach, der Agnes Bernauerinn, Caspar dem Törringer, folgten der vaterländischen Gegenstände, noch viele auf den Bretern nach. Die Törring, die Preising, die Lerchenfeld, Seinsheim und Sandizell &c. &c. erglühten im Anschauen solcher Ahnen, neuerdings dafür, der Wittelsbacher älteste und treuste Diener zu seyn. — Hand in Hand mit der *Kunst*, ar-

beiteten Lori und Westenrieder für die Geschichte, im wärmsten nationalen und dynastischen Geist und wir Österreicher dürfen ja nicht sagen, jener Geist sey eine unbedeutende Waffe gewesen?! — Immer noch stand in Oberdeutschland die geringe Cultur der Sprache entgegen. Selbst Klopstocks Deutschheit war von einer wundersamen Eiseskälte. Seine Bardietten und seine Hermannsschlacht hatten zugleich etwas Landschaftliches. Man befand sich nähmlich selbst in dem naßkalten germanischen Urwald, wo die Legionen des Varus untergingen. — Welche Zustutzungen, welches allseitig demüthige um Verzeihung Bitten, war nicht, durch ganz Deutschland nothwendig, auf daß Schröder den unsterblichen Shakespeare auf die Bühne bringen durfte und meinte nicht selbst ein damahls gefeyerter Wiener Dichter, General Ayrenhoff, „es sey doch kaum zu begreifen, daß ein so fein gebildeter Mann wie Wieland, Zeit und Mühe damit habe verlieren können, diesen rohen und manchmahl ganz entsetzlichen Shakespeare zu übersetzen"?!

Aber im Sturmschritt folgte dieser überklugen Zeit generalisirenden Selbstvergessens, dieser Zeit eines amphibischen, indifferenten Cosmopolitism und um so leichter sich versteinernder Egoism, die schwere Zeit der Prüfung nach: — der beyspiellose Kampf beynahe eines Vierteljahrhunderts, in welchem Österreich, unter einem reißenden Wechsel von Niederlagen und Triumphen, sowohl in der politischen Anciennetät als in der Ausdauer, den alten Rang seines Herrschers als ersten Fürsten der Christenheit ruhmvoll behauptete. Donnergleich wiederhallte dieser Kampf an allen Bergen und Küsten den erhabenen Refrain seiner ganzen Geschichte; daß dieser unerschöpfliche Riese, auf seine heimathliche Erde niedergerungen, immer stärker wieder auferstehe! — War Rudolphs Begegnung mit dem Priester auf der Jagd und die aus ihr entsprungene „Erhöhung dessen, der sich selbst erniedrigte", eine grandiose Symbolik aller Geschicke des frommen Kaiserhauses, so mögen Wir ja auch der milden melodischen Klänge nie vergessen, in denen der blutige Kampf endlich verklang! In den ersten Octobertagen 1273 zog Rudolph als Wiederhersteller des Friedens und Rechtes, den Aargau hinunter nach Aachen, Carls des Großen Stadt. — 542 Jahre darauf, in denselben Octobertagen 1815 zog Franz I. als Wiederhersteller des Friedens und Rechtes, aus dem zwey Mahl ersiegten Paris, den Aargau hinunter, um die letzte Heerfahrt zur Weltbefreyung durch eine Wallfahrt nach der Habsburg zu schließen!

Diese schwere Zeit der Läuterung, binnen deren langen Dauer, gebietherische Nothwendigkeit, alle Staatskräfte nach außen wendete, zeigte Uns im Innern ein rührendes Schauspiel. Die großen Erschütterungen zwangen Jeden, aus jenen thörichten oder heuchlerischen Träumen von Weltbürgerlichkeit heraus, in den eigenen Busen zu greifen, mit seiner Person zu bezahlen, zum Vaterlande zurückzukehren, mit erneutem, verjüngtem Interesse, seinem nächsten Kreise sich zu weihen. — Wer vermöchte die Ströme Blutes und Gutes zu zählen, die dem heiligen Kampfe flossen? wer die Nahmen alle zu nennen, die durch That und Opfer der schönsten Tage des classischen Alterthums würdig sind? *) — Die möglichste Erhaltung und Wirksamkeit der Individualität in der großen, strengen Unterordnung zum allgemeinen Staatszwecke, ist gesetzliche Freyheit, ist Vorbedingung eines lebendigen Interesse am Bestehenden und Samenkorn mannhafter Entschlüsse und Thaten zur Behauptung desselben wider jeden freveln Umsturz. Nie ist die Individualität und Nationalität entschiedener und edler hervorgetreten und nie haben die Einzelnen und die Völker, dem Haus und dem Staate sich inniger und gänzlicher geweiht als 1809, im lebendigen Gefühl, wie sie nur als Österreicher, nur in diesem Verein noch Daseyn, Ehre und Würde gerettet hätten, wie jedes aus ihnen, für sich allein schon längst der Willkühr des fremden Drängers hingeworfen und es auch an ihnen selber, wahr geworden wäre:

> Der fremde König, der von außen kömmt,
> Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
> In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
> Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
> Dem unsre Sprachen nicht zum Herzen tönen?
> Kann der — ein Vater seyn zu unsern Söhnen?! **)

Was die große Theresia begonnen, das verfolgte ihr erhabener Enkel, der Erbe ihres Reiches, ihres Herzens und ihrer Grundsätze, inmitten der härtesten Prüfungen, mit hausväterlichem Sinn und fester Hand.

Das zugleich mit der vermeintlichen Allmacht der Ziffern und Massen an die Tagesordnung gekommene Centralisiren alles Urkundlichen, aller Denkmahle, aller Kunstschätze, würde statt vieler kleinerer Mittelpuncte von Vorbild und Lehre, die Hauptstadt überfüllt und den Provinzen sehr wenig eigenthümliches Leben zurückgelassen haben. Überdieß haben geschichtliche Überreste nur durch die Lokalität ihren entscheidenden Werth.

Nun traten in einer Provinz nach der andern Musäen hervor. — In Ungarn zeigte der unvergeßliche Graf Franz Szecheny in dieser Hinsicht zuerst, daß dieß gottgeliebte Reich Große zähle, die Kraft und Willen für ein so schönes Ziel haben. Prag folgte dem edlen Beyspiel und der in vergangenen Jahrh. von den Blitzen des Himmels hart getroffene Baum, schlug wieder frisch und mächtig von der Wurzel aus. Das Franzensmusäum in Brünn, durch die Grafen Salm und Auersberg begonnen, ward bald mit regem Eifer und glücklichem Erfolge fortgeführt. Das Joanneum in Gratz führt im Nahmen seines Stifters gleichsam das Leibbanner der „Nationalität der Kunst" denn eben Er hat sie vorzüglich gehegt und gepflegt, viele Talente dafür geweckt, und beschäftigt, manches edle Werk hervorgerufen. Laibach und Innsbruck, zeigten bey geringern Mitteln, ruhmeswerthen Eifer für die gleiche Sache. — In den Abteyen regte sich allerwärts der Geist ver-

*) Atheniensium res gesta, sagt Sallust, minores quam fama feruntur, per terrarum orbem, tamen pro maximis celebrantur, quia ibi provenere, magna scriptorum ingenia.

**) Schillers Jungfrau von Orleans.

ständigen Sammelns und kritischer Forschung. Es regte sich die Erinnerung, welche Mittelpunkte sie der Cultur des Bodens und des Volkes in den alten Tagen gewesen, daß in jenen Zeiten des Faustrechtes, an ihren Altären alles verzeichnet wurde, was Kraft der urkundlichen Eingangsformel „praesentibus atque futuris et universis Christi fidelibus" kund werden sollte, wo ein eignes Gesetzeswort, die Klöster als loca credibilia erklärte, als Stützer und Bewahrer alles urkundlichen Rechtes, als Asyle der Kunst. Zugleich erhoben sich in dieser sturmbewegten Zeit in allen Provinzen die alten Gesellschaften zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde und mancher neue Verein in wissenschaftlicher und wohlthätiger Richtung. Der Kaiser ergriff das unfehlbarste Mittel für die wahre nationale Bildung, jenes Mittel, das mitunter Carln IV. und Mathias Corvin zu sprichwörtlichen Lieblingen ihrer Völker erhob: die (weit mehr als alle Lateiner, die denn doch nur Nachahmer der Alten waren,) wirkende Cultur der nationalen, der slavischen und der magyarischen Sprache, durch Preisfragen, durch gesetzliche Verfügungen, durch Lehrstühle. — Haben wir von dem Monarchen nicht Jahr für Jahr dieselben Züge der rührendsten Sorgfalt für die irdischen Überreste seiner erhabenen Ahnen *) für jegliches Denkmahl alterthümlicher Art und Kunst, für Sitte und Herkommen? Bey jeder Kunstausstellung waren es die vaterländischen Gegenstände, denen der Monarch vorzugsweise nachfragte, die er belohnte und bestellte. Selbst geringere Leistungen aus den Jahrbüchern des Kaiserhauses, z. B. Zieglers Fürstengröße, erfreuten sich auf der Bühne seiner ermunternden Nachsicht und der allgemeine freudige Zuruf, sprach das allgemeine Gefühl für Kaiser und Kaiserhaus bey Grillparzers Ottokar aus. — In der bildenden Kunst regt die Nationalität, Jahr für Jahr **) kräftiger ihre Schwingen, daß mit Grunde zu hoffen ist, die Zeit sey nicht mehr so ferne, wo die knospenden Bäume der Ballade und Romanze, Dramaturgie, und Historienmahlerey, sich über Nacht in einen grünen Frühling, in ein schönes Laubdach zusammenfügen werden! — Successiv zu wirken, ist der von der Natur aufgedrückte Charakter des aus so verschiedenartigen Bestandtheilen entstandenen Österreich, welches darum der historische Staat par excellence ist. Mit London, dem Markte der Welt, mit Paris, das schon sein siecle de Louis XIV. hatte, als Böhmen und Österreich von langen Kriegen noch wüste lagen, Wien selber von den Türken aufs Äußerste gebracht wurde und der Halbmond noch auf den Zinnen Ofens prangte, werden wir doch nicht jetzt schon wetteifern sollen? Was die Historienmahlerey der Britten, ihrer Geschichte und ihrem Shakespeare und überhaupt der bey ihnen von der Wiege an geförderten Nationalität der Kunst schuldig sey? brauchen wir dem Kenner eben so wenig ins Gedächtniß zurückzurufen, als die Einwirkung derselben Triebfeder auf die französische Mahlerschule, die mehr als jedwede andere, die Apotheose des Nationalruhmes ist!

Als jene Zeit die durchaus zu wissen strebte, was man nur glauben kann und mit den sciences exactes dem Ewigen helfen wollte, das Universum zu verbessern, jene Zeit monotoner Nachahmung, wiederkäuender Manier und musivischer Eklektick, durch das dornenvolle Sieb der nachgefolgten Prüfungszeit gerüttelt war, dauerte es doch noch eine gute Weile, bis eine wärmere und bessere Stimmung völlige Oberhand gewann, bis die innige Überzeugung erwachte, die Kunst müsse vorzugsweise religiös und national seyn, worin weder ein Widerspruch noch eine Zersplitterung liegt, denn Vaterland und Dynastie sind auch heilig. — Wir können uns aber gar sehr trösten in dem Vergleich, wie es mit dieser Tendenz 1804 ausgesehen habe, und wie 1824!? — Damahls war Schillers Graf v. Habsburg, die einzige rühmenswerthe, vaterländische Ballade. Sie war in ihrem ganzen Ton eben so sehr als der Wallenstein, das Meisterstück des Unvergeßlichen, die beste Widerlegung der rhetorischen Einseitigkeit seines „dreyßigjährigen Krieges." — Wir hatten vier unsterbliche Meisterwerke, den Geschichten des Hauses Habsburg, spanischer und deutscher Linie angehörig und drey davon, nur im Sinne der Gegenpartey aufgefaßt, Tell und Wallenstein, Carlos und Egmont, um so erwünschter also, auch einmahl die andere, die Lichtseite zu sehen! — In der Heimath ruhte auf diesem Kunstgebiethe noch ein dunkler, widrig fröstelnder Nebel. — Dem mehrfach verdienten Ritter von Kalchberg, ständischen Verordneten und Curator des Joanneums gebührt das Lob, unter uns der Erste nationale Stoffe aufgesucht, sie dem Lied und dem Roman vertraut, sie auf die Bühne gebracht, und hiedurch den Gegenständen selbst und ihrem Boden, in unausbleiblicher Wechselwirkung, ein doppeltes Interesse beygelegt zu haben! Sein Wilfing von Stubenberg, sein Andreas Baumkircher, sein Bertram von Dietrichstein, oder die Kreuzfahrer ꝛc. erhoben sich zwar nicht aus der Menge der gewöhnlichen Ritterstücke, sondern verfielen noch obendrein in das Weinerliche und Siegwartisirende des bürgerlichen Drama. Dennoch bleibt ihr nationales Streben um so dankenswerther, als Kalchberg zugleich in mehreren Erzählungen, z. B. in der Frauenburg, im Erasmus Lueger, im Rauberhof, in Eva von Gall und den Edeln von Tüchern ꝛc. ꝛc. auf sehr brauchbare Stoffe aufmerksam gemacht hat. Es wurde schon öfters bemerkt, daß die verschrieenen Ritterstücke selbst, vielleicht am ehesten eine eigentliche Nationalbühne herbeygeführt hätten. Die allgemeine Stimme neigte sich so ziemlich gegen sie

*) Z. B. an den Kaisergräbern zu Speyer, an den lothringischen von Nancy, — an den von Königsfelden nach St. Blasien und von dort nach St. Paul in Kärnthen übertragenen Leichen der ältesten Habsburger, am Grabe Ottos des Freudigen, am Mausoläum des Erzherzogs Carl in den aufgehobenen Stiftern Neuberg und Seckau ꝛc. ꝛc.

**) Dieses Archiv rechnete es sich in all seinen 16 Jahrgängen zur Pflicht, dieser Tendenz und überhaupt der Kunst und den Künstlern, einzelner Werke und ganzer Expositionen in mehreren hundert Artikeln, zum Magazin und Repertoire zu dienen. In Nr. 4 vom 10. Jänner 1825 findet sich das alphabetische Verzeichniß aller dieser Artikel zum leichteren Überblick dessen, was vorzüglich in nationalen Gegenständen, Kraft, Bergler, Petter, Ruß, Schnorr, Stadtlik, Perger, Bär, Böhm, Fendi, Führich, Jaschke, Machek, Markowsky, Mohn, Rahl, Rehinberg, Schuster, Stark. ꝛc. ꝛc. geleistet haben.

hin und ein frischer, sonniger Wald romantischer Herrlichkeiten konnte sich wenigstens darin aufthun, während das ewig winselnde und in kleinlichen Sorgen und Mühen ersäufende Conversationsstück, mit seinem (meist so handgreiflich wie der Zeiger einer Kneipe hervorgestellten) ökonomisch moralischen Prinzip, unaufhörlich daran erinnerte, wie in Tiecks Blaubart, ein wohlweiser Stadtmagistrat, die leichtfertige Landstreicherinn Poesie nöthigte, Alles was unter dem Rathstisch von ökonomisch moralischen Brocken herumlag, sorgfältig zusammenzuklauben und ihren farbenglühenden Rosenkorb damit zu beschweren. Dadurch sollte besagte Poesie dem Leser neben irgend einer schönen Helden- oder Liebesgeschichte, immer zugleich auch das Stehlen, das Ermorden und derley böse Gewohnheiten verleiden, ihn einerseits mit dem Kunstgenuß unvermerkt aufblasen, und zugleich andererseits es ihm recht leicht machen, sich auf einige Minuten zu bessern!! Die Rathsdiener luden nun der Poesie all jenen Kram ohne weiters auf, als sie aber mit dieser Last einige Tage nach einander in die Stadt zu Markte mußte, sollen ihr Gang und ihre Haltung, von jenem der andern Buttenweiber nicht mehr zu unterscheiden gewesen seyn!

Jene Ritterstücke fanden nur keine, dem reichen und übermächtigen Stoff gewachsene Dichter. Die Riesenrüstung der Alten, wollte den Zeitgenossen in keiner Beziehung mehr passen. Solch eine unübertreffliche Folgenreihe historischer Tableaux und Portraits wie im Götz von Berlichingen und jene Wunderwelt der Genovefa, konnte nur ein Göthe und ein Tieck hervorzaubern. Für alle Tage blieb nur eine widerliche Grundsuppe von einseitiger Rohheit, von Humpenklang und Schwerterklirren, Burgpfaffen und Vehmrichtern, Verließen und Gespenstern. Können sich ja selbst noch in unsrer Zeit, manche sogenannte Gebildete, nur mit genauer Noth, mit den so genannten Unarten Shakespears versöhnen! Wie wenn man ihnen den herrlichen König Johann oder die drey Theile Heinrichs VI. Cymbeline, das Wintermährchen rc. ganz unverändert und unabgekürzt, vor Augen stellte, während doch das längst abgedorrte griechische Franzosenthum, der unnatürliche, aus Gefühl und Anschauung ganz in die Reflexion hinüberschleudernde Chor in der Braut von Messina und selbst das Darstellen Terenzischer Lustspiele mit Maske rc. sie weniger zu verwunden schien? — Die jetzt mit Recht gepriesene Göthesche Iphigenie machte 1800 bey der ersten Darstellung in Wien so wenig Eindruck, daß sie über ein volles Decennium liegen blieb, Schillers Jungfrau, Shakespeares Romeo und Julie erfuhren Anfangs ein gleiches Schicksal entschiedener Verwerfung, bis endlich Mad. Stich aus Berlin, nach langer Zwischenzeit, ihnen eine glänzende Aufnahme errang.

(Der Beschluß folgt.)

Die Zahl der Häuser in Preßburg in drey verschiedenen Zeiträumen.

Je seltner statistische Data aus den verflossenen Jahrhunderten sind, desto mehr Interesse gewähren sie jedem Staatsbürger. Demzufolge dürfte wohl nicht unwillkommen seyn, die Zahl der Häuser in der königl. freyen Stadt Preßburg in verschiedenen Zeiträumen zu erfahren, um somit die alte Ausdehnung der Stadt mit der gegenwärtigen zu vergleichen.

Im Jahre 1382 war nach dem Ausweis eines gleichzeitigen autentischen Registers, so über den sämmtlichen Häusern in der Stadt Preßburg eincassirten Königs-Zins abgefaßt wurde, folgende Zahl der Häuser:

In der innern, d. i. mit Mauern eingeschlossenen Stadt	129
In den um dieselbe liegenden Vorstädten, und zwar in der Gaißgassen	4
In der Michaelgasse, welche heutiges Tages Viereimer, oder Vierempergasse heißt	17
In der Schöndorfergasse	30
Tunawneusidel	30
Wedritzergasse	34
Slutergassen	11
Hochstrasse	42
Spital-Newsidel	28
Newstatt	24
Summa —	349

Im Jahr 1720 im July wurden in der Stadt Preßburg folgende Häuser beschrieben:

In dem ersten Viertel der innern Stadt	76
zweyten detto	93
In den die Stadtmauern umgebenden Vorstädten, als in der Geisgasse	14
St. Michaelgasse, die nun Viereimergasse genannt wird	41
Nunnenpahn, nach jetziger Schreibart Nonnenbahn	36
Hochstrasse	47
Schöndorfergasse	70
Spitalgasse	61
Donaugasse	51
Neugasse, Neustadt, Donauneustift	64
Weidritzergasse	55
Summa der bürgerlichen H.	608
Wenn man dazu die öffentlichen Gebäude und Klöster zählt, so betrug die ganze Summa der Häuser im Jahr 1720.	635
Im laufenden Jahr 1825 vorfinden sich in der innern Stadt	223
In den weitläufigen innern und äußern Vorstädten	1152
Zusammen also Häuser	1386

Die außer der Stadt-Pomoerien, als im Steinbruch, im Weidritzer Thal, im Weingebirge, in den Waldungen und Auen zerstreuten 53 Gebäude sind in dieser Zahl keineswegs enthalten.

Wenn man nun diese drey Zeiträume gegeneinander hält, so ergibt sich folgendes Resultat: Vom Jahre 1382 bis 1720 während 338 Jahren wurde die Zahl der Häuser in Preßburg um 286 vermehrt; vom Jahre 1720 bis 1824, das ist binnen 124 Jahren stieg die vermehrte Zahl der Häuser um 731, aus welchen nicht blos neue Gassen in den innern Vorstädten, sondern auch die weitläufige äußere Vorstadt, Blumenthal genannt, entstanden.

Georg v. Spurikovits.

Das III. Heft des II. Jahrg. der Geschichte Wiens ist in der Härter'schen Buchhandlung so eben erschienen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 21. März 1825.

(34)

Literatur.

176. Der Tausend und Einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen, Erzählungen und Anecdoten, zum ersten Mahle aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Joseph von Hammer, und aus dem Französischen ins Deutsche von Aug. E. Zinserling Professor. Erster Band 1823. Zweyter Band 1824. Stuttgart und Tübingen. Cotta.

Das Abendland verdankt, wie es aus dem Titel hervorgeht, dem Herrn von Hammer eine neue Gabe. Wer die vielgelesenen und vielerzählten Mährchen der tausend und einen Nacht kennt, weiß, was er zu hoffen und zu finden hat, und wer die Mährchen einer Nation außer dem Vergnügen, welches sie gewähren, in Beziehung auf die ganze Literatur dieses Volkes zu setzen versteht, wird leicht begreifen, welcher wichtige Beytrag zur Erkenntniß des arabischen Volkes hiemit niedergelegt sey? Ein Freund äußerte öfters, das Mährchen entstehe aus dem Bedürfnisse einer kindlichen Seele, welche durch ihre reale Umgebung nicht befriedigt, sich entschädigt in Erdichtung gerade dessen, was ihr fehlt, um ihrer Meinung nach ein vollendet schönes Leben in Materie und Form zu genießen. So läßt sich auch das arabische Volk erkennen. Tapferkeit, Schlachtenbegierde, Großmuth, Stammesliebe und Stammesrache, Rechtgläubigkeit, Hang zu Abenteuern, die glühendste Liebe, Gesang, Dichtung, anmuthige Gärten, liebliche Speisen, köstliche Tränke, echter Rittersinn für Religion, Liebe und Ruhm sein Leben hinzugeben, dabey Gewandtheit und List, blicken von allen Seiten hervor, und es fehlt auch nicht an theologischen und juristischen Sentenzen und ausgesponnenen Streitigkeiten. Nur ist es auch ein wenig nöthig, um diese Producte und das Volk, das sich an ihnen ergötzt, mit Umsicht zu würdigen, bey ihrer Lectüre auf unserm bequemen Sopha, jenen lebensfrischen Sinn mitzubringen, der in dem Araber wohnt, wie das scharfe Schwert in der Scheide, und angeregt wird durch kunstfertige Erzähler, die ihr Studium darein setzen, alle leidenschaftlichen Sinnen hervorzuheben, so daß der Hörer bey den Beschreibungen der Schlachten entzückt emporspringt, ans Schwert schlägt und sein edles Roß mit den Augen sucht, da er bey den Beschreibungen weiblicher Schönheit, laut dankend Gott lobt für ihre Schöpfung, daß er aus voller Natur auflacht bey den komischen Scenen in Träume versunken, muthig und fröhlich hinschaut, wo ihm die Gärten des Paradieses vorgebildet werden, und auch aufgeregt über das Maß des Lobes und Tadels urtheilt, welches dem Erzähler gebührt, der ihn den Cyclus der Empfindungen an dem Ariadne-Faden des Mährchens durchgehen ließ. Wie man in ein Kleid kostbare Perlen einwirken, oder sie in wohlgefälliger Form auf dasselbe nähen kann, so sind hier einzelne Gedichte in die Mährchen verwebt, und springen so naturgemäß aus den Situationen hervor, daß man nicht läugnen kann, der Dichter habe oft einen Gegenstand gesucht, und gern das Mährchen gewählt, wo er bey der größten Unbeschränktheit, seine Talente und seine Empfindungen nach Lust und Laune konnte wirken und sich ergießen lassen. Herausgerissen aus dem Ganzen, könnte man sie in ein ästhetisches Fachwerk ordnen, wer wollte aber diese unlohnende Mühe sich geben, und den persischen Mährchengarten zerstören wollte! Doch Beyspielweise mag Folgendes gelten: Als der König Schebur die Nachricht erhielt, seine Tochter werde vermißt, warf er seine Krone auf die Erde, riß sich seinen grauen Bart aus, und fiel in Ohnmacht. Als er die Augen wieder aufschlug, sprach er folgendes in Versen: Ich rufe die Thränen und die Geduld herbey, die Thränen kamen, aber die Geduld kommt nicht. Das Schicksal und die Zeit sind es, die mich von ihr trennen; das Schicksal und die Zeit sind nie gerecht gewesen. — Was fehlt hier zur schönsten Ode? Die Sitte zu improvisiren, so möglich den Arabern, und hier sehr häufig angewendet, hat ungeachtet uns die Harmonie der Ursprache

und des Verses abgeht, und wir uns bloß an dem Sinne begnügen müssen, so viel Reitzendes, daß das Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt sich in die Länder, ja in die Zeiten versetzt, wo **Salomo's** hohes Lied von der Liebe gesungen wurde, oder das erste und erhabenste Schauspiel, in welchem der schwergeprüfte **Hiob** seinen Glauben der Wüste, den Winden und seinen harten Drängern verkündet, gefeyert wurde. „Der Stern ihrer Augen (klagt der Liebende) bereitet lange Leiden leidenschaftlicher Herzen, der Stern ihrer Augen zerstört die Zaubereyen der Phantane. Ich rief die Nacht, ich rief die Finsternisse, ich sagte: O Nacht, warum verlängerst du deine Schatten, nur der Morgen lächelt den Sterblichen. Tadle mich nicht, antwortete sie: du wirst mich segnen, wenn du in ihren Armen wirst glücklich seyn." Die leidenschaftliche Liebe dürfte kaum irgendwo eine so glühende Farbe und eine solche Kühnheit der Sprache zeigen, und die körperliche Schönheit kaum irgendwo höher geschätzt werden. Das Bestreben unserer Natur, alle Erfahrungen zur Verstandes- und Gefühlseinheit zu bringen, geht überall durch, und **Salomo**, der ruhmreiche König, im unmittelbaren Verkehre mit Gott und den Geistern stehend, predigt schon den Islam, wodurch er über Geister und Menschen so ungeheure Kräfte besitzt. Auch das Abenteuer des Ulysses in der Höhle des **Polyphem** (Gul Eli Fenium) hat alle Episode seine Anwendung gefunden, wie manche andere jüdische und griechische Sagen, doch ist wie natürlich das Arabische allüberwiegend. Der Schrecken, mit welchem der Islam sich ausbreitete, und die unterjochten Heiden zwang, sich zu ihm zu bekennen, indem er ihnen nur die Wahl zwischen Tod und dem neuen Bekenntnisse ließ, dürfte nirgends Tadel finden nur in dem freyen Mährchen (Adschib und Gharib d. i. der Wunderbare und Seltsame) war es erlaubt, in einer fortlaufenden Erzählung, welche bey aller Darstellung heldenmäßiger Tapferkeit der unbefangenste Spott ist, den Satz als eitel und nichtig darzustellen, daß schon das bloße Nachsprechen der Glaubensformel den echten Muselmann mache. Es ist interessant, in des Herrn **Hofraths von Hammer** Vorrede belehrt zu werden, daß der Hauptstamm dieser Mährchen persisch sey, wahrscheinlich in dem indischen Boden gewachsen, und daß er einige Jahrzehende vor **Harun al Raschid**, der ein Zeitgenosse und Freund unsers großen Kaisers **Carl** war, durch Übersetzung arabisches Eigenthum geworden ist. Haruns auserlesener Hof gab Gelegenheit geistreiche Anecdoten und anmuthige Vorfälle aufzuzeichnen, und sie, da ihr Stoff und die handelnden Personen geehrt und beliebt waren, in wohllautende Rede eingekleidet, dem ersten Schatze anzufügen. Noch einen Hauptzuwachs fanden die Mährchen in späterer Zeit an dem Fürstenhof in Cairo, jener Berichtigungen nicht zu gedenken, welche von Einzelnen zwischen den Hauptepochen bis zur Eroberung Ägyptens durch die Türken (1517) als kleine Gaben mögen seyn hinzugefügt worden. Ungeachtet die Verschiedenheiten dieser Nationen einem aufmerksamen Leser sich zu erkennen geben, weht der arabische Geist doch am lautesten und mit staunendem Vergnügen muß ein Werk erfüllen, an welchem, wie an einem großen nationalen Werke, Väter, Söhne und Enkel in sich folgenden Jahrhunderten ihre ausdauernde Liebe ausgewiesen haben, indem sie ihm die geistreichsten Stunden ihres Lebens schenkten, den Genius ihres Volkes anmuthig und dauernd zu offenbaren, und in den Nachkommen fortzupflanzen, während die Individualität der einzelnen Dichter und Erzähler unbekannt und ungenannt verschwinden mußte, wie ein Ambrastäubchen im Meere. — Der Anecdoten sind im ersten Bande sehr viele, wir heben, sie übergehend, nur einige der schönern Erzählungen aus, als das Abenteuer mit dem Korbe; die komischen Aufschneidereyen dessen was im Sacke war; der Urtheilspruch des Emir Chaled über den hochherzigen Dieb, das Mährchen von Sittal-Badur, das überraschen muß, wenn man seine Tiefe und die zarten leicht verletzlichen Forderungen des feinsten Liebesgefühls in Acht nimmt; das Mährchen von Liebetraut und Rosenärmel; die Liebschaften des Abu Isa; das bunte (persische) Mährchen von der Schlangenköniginn. Der zweyte Band enthält die eherne Stadt voll erhabener Ideen über Vergänglichkeit, das Mährchen von Dschudder Adschib und Gharib; das Grab Asba's und Ria's, eine rührende Novelle, mehrere Anecdoten, worunter Samra und seine Geliebte von wunderbarer Tiefe; Streiche Delilens der Gaunerinn und ihrer Tochter Seineb der Spitzbübinn, zum Theil in einem der gelesensten Blätter abgedruckt; Erdeschir und Seelenleben und das Mährchen vom Prinzen Königskeule und Prinzessinn Wunderschönchen. Die deutsche Übersetzung ist fließend, und liest sich leicht, und es steht mit Zuversicht zu erwarten, daß diese vortrefflichen Mährchen überall eine willkommene Gabe seyn und daß sie auf ihre Schwestern lüstern machen werden, die noch zu erwarten sind.

---

177. **Baki's**, des größten türkischen Lyrikers, **Diwan**. Zum ersten Mahle ganz verdeutscht von **Joseph von Hammer**, Ritter &c... Wien 1825. Beck.

Mit der Übersetzung des **Baki**, ist die Trias der größten Lyriker auf deutschen Boden verpflanzt, welche die vorderasiatischen Völker (die Perser ihren **Hafis**, die Araber ihren **Motenebbi**, die Osmanen ihren **Baki**) dafür hal-

ten, und mit enthusiastischem Preise erheben, und die deutsche Welt verdankt es wieder der vasten Gelehrsamkeit und der rastlosen Thätigkeit des Hrn. Hofraths von Hammer, der diese drey genannten Dichter in unsere Sprache übertrug, daß sie bereichert mit dem dreyseitig geschliffenen Edelsteine orientalischer Lyrik, sowohl in die Fundgruben morgenländischer Poesie wie in das Leben und Meinen jener farbenreichen Völker tiefer eingehend, beyde reiferen Urtheils, umsichtig und vielseitiger würdigen kann. Es wird unglaublich erscheinen, zu vernehmen, daß Baki (um von diesem zu reden) den Rang vor tausend Dichtern seines Volkes errungen habe, und ihm zugerufen wurde:

Schreib, Baki! deine Verse in des Himmels Blau,
Damit der Freund sie dort als unerreichbar schau',

allein vieles wird schon erklärlich, durch die Zeit, in welcher er lebte, nähmlich in der Zeit des großen Suleimans II. der die Hälfte Ungarns unter sein Joch beugte, die Wälle Wiens zwanzig Mahl vergebens bestürmte (1529) Asien, Europa, Afrika mit dem Schrecken seines und seines Volkes Nahmen erschütterte, die Unterworfenen durch weise Gesetze erfreute, die mildernde Dichtkunst schützte und — wie wunderbar — selbst noch im höheren Alter übte: also in einer Zeit, wo die Türken im Zenith ihrer Größe standen, und alle Nationalkraft frisch und lustig in hellen Bogen empor stieg. Nicht zu übersehen ist es, daß in Bakis Todesjahre (1600) auch der größte türkische Geschichtschreiber (Seadeddin) und der größte Mufti und Gesetzgeber (Ebulsund) starben. Da die Osmanen so wenig als die Römer eine eigenthümliche Poesie haben, sondern sie von den Persern herüber pflanzten, so ist es nicht zu wundern, wenn sie eben so oft durch kühne und glänzende Bilder gefallen, als sie sich dadurch zu Schwulst und Übertreibung hinreißen lassen, und es aufgeben durch Originalität durchgreifender Ideen und Formen, einen abgesonderten Ehrenplatz einzunehmen. In allen Dichtungen Bakis herrscht eine überreiche Empfindung der Naturschönheiten vor, die gewürzreich wie Moschus und fast betäubend wie Opium wirkt, aber gewisser Maßen nothwendig ist in jenen schönen Ländern, für welche die Natur dreyfach mütterlich sorgte. An überraschender Neuheit kann es nicht fehlen, und wo er die Ankunft des verheerenden Herbstes betrauert, kommt die Stelle vor:

O sey nicht stolz, wenn Glück aufsetzt die Krone!
Denn viele Herrscher hat der Herbst gemäht.
Der Winter kommt, und schonet nicht des Baumes,
Der sich entkleidete nun als Athlet.
Es raubt die Äste ihm noch der Orkan,
Indeß der Held, Beyfall zuklatschend, steht.

In der Beziehung, die Gegenwart zu genießen, und zum Trunke aufzumuntern, hat Baki unstreitig, wie der Hr. Übersetzer durch Parallelstellen hinweiset, Ähnlichkeit mit Horaz, natürlich aber mit dem Unterschiede, daß dieser sich den feinsinnigen Griechen nähert, jener der lebensfrische, sinnliche Morgenländer ist. Die Schönheit der Geliebten und der Schmerz der Trennung, sind der Gegenstand wiederkehrenden Lobes und heftiger Klagen. Am meisten Ruhm brachte dem Dichter unter seinen Landleuten das Trauergedicht auf den Tod Sultan Suleimans II.

Er der Reiter des Glücks, deß weit ausgreifendem Rosse
Als ein Tummelplatz lange zu enge die Welt;
Er, des funkelndem Schwerte die Ungarn die Köpfe verbeugten
Und die Franken sich huldigend warfen in Staub;
Er senkt nieder zur Erde das Haupt wie Blätter der Rosen;
Steigt in den Sarg, wo das Loos Ihn wie Juwelen verschließt!

und in der That, jeder europäische Leser wird dem Urtheile beypflichten, weil der erhabene Schwung, das tiefe Gefühl und der edle, herzkräftigende Schluß, der neben der Trauer um das Verlorne, der Herrlichkeit des Lebenden sein volles Recht wiederfahren läßt, ansprechen muß. Außer vierzehn Kaßides, worunter dieses Trauergedicht gehört, enthält Bakis Diwan zwey hundert vier Ghaselen und einige Distichen. Von der zweyten Gattung mag hier folgendes als Probe stehen, worin der Dichter ganz im Contraste mit seiner lauten Fröhlichkeit und mit dem erhebenden Bewußtseyn seiner Dichtervortrefflichkeit, sich in trüber, vorübergehender Gemüthsstimmung ausspricht:

Ich, dem kein Staub als Eigenthum ward zugeschlagen,
Wie soll mich denn der Neid um Sonnenstäubchen plagen?
Nur Thränenströme sinds, was ihr für Saiten haltet.
Wenn ihr beym Festgelag mich seht die Leyer schlagen;
Ich scheine euch gekrönt mit Kronen aus Smaragd,
Wenn um den Leib empor die Flammenwirbel schlagen;
Und wer den blauen Rauch der Seufzer schauet, wähnt,
Ich sey im schwer damast'nen Mantel eingeschlagen.
Auf diesem Markt der Ungerechtigkeit, o Baki!
Nur Leiden als Gewinn zuletzt davon wir tragen.

Übrigens kann der Nahme Baki der deutschen Literatur nicht unbekannt seyn, da Johannes Müller durch die Vermittelung des Hr. von Hammer herausgab: „Die Posaune des heiligen Krieges". Leipz. 1806, worin nach Baki's Übersetzung der arabischen Urschrift, des Propheten Mohammed Aussprüche über die Belohnungen tapferer Krieger und die Vortrefflichkeit der heiligen Kriege gesammelt und gefeyert sind.

Blicke auf die Nationalität der Kunst.

(Beschluß).

Seit Denis sein goldenes Saitenspiel an Theresiens Grabe aufgehangen, war der vaterländische Parnaß so gut wie verwaiset. Was hier und da erschien und sich nur im Einzelnen

über das Mittelmäßige erhob, kam in kein rechtes Verhältniß zum Volk und zu keiner eigentlichen Einwirkung auf den allgemeinen Bildungsgang, bis die Gebrüder Heinrich und viel später, Matthäus von Collin auftraten und bis die Geschichte nicht mehr blos kritische Sammlung und Forschung, sondern vielmehr begeisterte Anschauung der Vorzeit und Gegenwart und in die redende und bildende Kunst herüber gerettet ward. — Als ein würdiger chronologischer Wendepunct, dürfte dießfalls wohl das Jahr 1808 gelten, jenes Jahr der Vorbereitung zu dem unvergeßlichen, wahrhaft nationalen Kampfe von 1809. Collins Landwehrlieder behaupten fort und fort ihre hohe Popularität, wenn auch die Donner der heiligen Opferschlacht von Aspern längst verhallt, wenn die Flammen an den Thermopylen von Predil und Malborghett längst verlodert sind, wenn jenes neue Murten und Granson in Tyrol, das Würgen von Ebersberg, der imponirende Rückzug von Wagram und das letzte Wort bey Znaym, längst viel weltgeschichtlicheren Ereignissen Platz gemacht haben.

Heinrich Collin war in seiner frühern Epoche und bis zu jenem Wendepunct, ganz der Nachbildung des antiken Trauerspieles hingegeben, und manche seiner frühern Stücke konnten allerdings für vortreffliche Übersetzungen französischer Tragödien gelten. Er hatte Anfangs noch weit mehr die Darstellung als die Dichtung im Auge, es für eine Art von Präjudiz achtend, daß gerade die größten Meisterwerke (z. B. Goethes Faust, Tiecks Octavian und Genoveva, Werners Söhne des Thales und selbst Schillers Trilogie des Wallenstein und der ursprüngliche Carlos ꝛc.) die Exclusive für die Bühne hatten! Die neuesten Fortschritte der deutschen Poesie durch Schillers inhaltschwere Untersuchungen, durch Tieck und die Gebrüder Schlegel, wurden ihm erst ziemlich spät und fragmentarisch bekannt. Bis nach der Vollendung des Balboa, hielt er das historische Schauspiel mehr für eine krankhafte Abart, als für eine wirkliche und so vorzügliche Gattung der dramatischen Kunst, für eine Abart, welche unter dem übermächtigen Stoff erliege, welche nie eine im Theater nur zu flüchtiger Zerstreuung versammelte Menge festzuhalten und für die tiefsten Räthsel des Daseyns zu begeistern vermögen und sich niemahls zu strenger Einheit emporarbeiten könne! — In der josephinischen Epoche und in deren Nachwehen aufgewachsen, war er damahls nicht ferne davon, einen polemischen Aufsatz gegen das historische Schauspiel überhaupt und gegen Shakespeare selber zu schreiben!! Auch hielt er zu jener Zeit Österreichs Geschichte für sehr arm an vollkommen geeigneten dramatischen Stoffen, — die böhmische und ungarische mit ihrem ungeheuern tragischen Reichthum und einem ganzen Heere höchst interessanter Heroen, waren ihm ganz fremd. — Das Aufklärungsgips, das Hechenhahn in das nahrhafte Mehl und in den süßen Honig der durch Schwert und Harfe gleich herrlichen Periode der Babenberger that und die beyläufig im Styl der moyischen Augsburger Zeitung geschriebenen Bücher Rauchs, Cäsars, Pubitschkas, Windischs, Geusaus ꝛc. waren blutwenig gemacht, die Historie durch die Kunst zu beflügeln! Selbst in der, Österreich nicht näher berührenden Geschichte der Deutschen des von ihm verehrten Schmidt, konnte Collin nur die polemische Tendenz gegen die große Spaltung Deutschlands finden, überall Fleiß, überall Verstand und Billigkeit, aber weder Feuer noch Innigkeit, weder den Zauber der Charakteristik, noch das Eindringen in den Kern der Ereignisse und der Gemüther und überall mehr Wissen, denn Weisheit, als welche auch im Herzen liegt und nicht nur im Verstand.

Seltsam, daß sein um acht Jahre jüngerer Bruder Matthäus, gleich Anfangs, aus sich selbst, von so ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausging, die seine hier untengesetzten, im deutschen Musäum stehenden Worte mannhaft verkünden *) und er sein geschichtliches Schauspiel: „Belas

*) Die dramatische Kunst der Griechen, (sagt er) ging mit Verschmähung aller Ausbreitung, durchaus in die Tiefe. Dadurch veranlaßte sie bey der ihr eigenthümlichen, hohen Vollendung, den Glauben: das Schauspiel stelle überhaupt vielmehr den Gegensatz der Individualitäten mit dem Ganzen des Weltlebens, als dieses letztere selbst dar? — Allein aus der Unentbehrlichkeit der Scheidung des Individuellen von dem allgemeinen Naturleben, folgt keineswegs die Unfähigkeit der dramatischen Kunst, diesen Widerstreit aufzulösen, sondern vielmehr die Möglichkeit, Werke hervor zu bringen, welche die Dissonanzen des Lebens nicht scheuen, sondern vielmehr gerade von diesem Puncte ausgehen, um noch so harte einzelne Mißtöne, im Einklang des unermeßlichen Ganzen verhallen zu lassen, und hierdurch die Idee einer großartigen Harmonie des Weltalls um so fester begründen. — Sey auch das Glück des Lebens im ungleichen Kampfe wider das Schicksal rettungslos untergegangen, wenigstens die Würde des Lebens zu retten, das Individuelle im Gegensatze der Außenwelt zu verherrlichen, war das volle Streben der hellenischen Tragödie. Sie fügte der bereits im Epos einseitig dargestellten Schönheitsfülle, Ebenmaß und Heiterkeit des Daseyns, auch den Ernst desselben hinzu, auf diese Art den Mangel der in Homers Gesängen ausfallenden Weltansicht ergänzend.

Das durch Shakespeare begründete historische Schauspiel konnte daher nicht, wie die alte griechische Tragödie, jene einzelne Seite des Gegensatzes der menschlichen Freyheit und der Naturnothwendigkeit, willkührlich herausheben. — Alle Kunst, soll sie anders das Gemüth befriedigen, muß das volle ganze Seyn in sich schließen. Ohne etwa, Epos, Lyrik und Schauspiel durcheinander zu mengen, zielt die dramatische Dichtkunst auf Verherrlichung des Lebens überhaupt. Somit kann die Form dieses Strebens nur die Folge der Richtung des Zeitgeistes seyn und sich dem Volkscharakter, der Nationalität, anschließen, um das ganze Daseyn zu umfassen. Andere Dichtungsarten sind entweder nur Vorbereitungen zum Höchsten — oder Krankheiten. — Auf letzterem Abwege galt allmählig das Epos für die reichhaltigste und freyeste Dichtungsart, hingegen das Lust-Schau- und Trauerspiel, für die beschränkteste, deren ganzes Verdienst fast nur in der Überwindung der Schwierigkeiten bestehe!! So sah man denn in unsern dramatischen Gärten, die Gewässer gar mannichfaltig zu Spiel und Ernst gedämmt, gesperrt, in Schlangenwindungen geleitet und dachten nimmer an das heilige Waldesdunkel, wo sie mit eigen-

Krieg mit dem Vater", bereits 1805 vollendet hatte. Obgleich in Bau und Charakteristik gerade auf den Gegensatz der eigentlichen Tragödie gegründet und Scherz und Ernst, Lust und Klage in unmittelbare Berührung bringend, gewann es dennoch Heinrich Collins Beyfall. Dieses, und die zum Theile gemeinsamen Studien mit seinem Freunde Hormayr, die gleichfalls 1808 erfolgte Anwesenheit Tiecks, der Gebrüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel in Wien, die dadurch gestiftete Bekanntschaft mit der romantischen Poesie und deren alten Meisterwerken und die in der Stunde der Gefahr allgemein erwachende, nationale Begeisterung, zogen Heinrich Collin endlich zur tiefern Würdigung der romantischen Dichtung und des Mittelalters, sohin auch Shakespeares, der Nationalität überhaupt, und der Geschichten Österreichs hinüber. — Im Beginne dieses Überganges hatte er Bianca della Porta gedichtet. — Aber wie ein Mahl der edle Durst in ihm erwacht war und je weniger die damahlige trübe Zeit zweifeln ließ, es werde nun bald die verhängnißschwere Stunde schlagen, der Selbstständigkeit des Kaiserstaates und dem alten kaiserlichen Vaterhause, ein festes Bollwerk aus den eignen Leibern aufzurichten, desto weniger kamen Fuggers Ehrenspiegel, Ottokar Hornecks Reimchronik, die Chroniken Hayeks, Thuroczs und Bonfins aus seiner Hand. — Zum Wahrzeichen dieser nähern Befreundung mit nationalen Stoffen, brachte er Hormayrn, als eine theure Gabe, die Ballade: Leupold von Solothurn, dar, welcher späterhin der mit Recht allgemein gepriesene: Kaiser Max auf der Martinswand — und Kaiser Albrechts Hund, nachfolgten; (Archiv 1810 Nr. 4 und 8 und 1811 Nr. 10) In den Tagen einer schweren Prüfung, während der Flüchtung der Hofstellen von Wien nach Pesth, (May bis November 1809) dichtete er die gleichfalls im Archiv 1810 Nr. 53 — 72 erschienenen Fragmente der Rudolphias, als Vorspiele, als Proben seines heißen Lieblingswunsches, Ottokar und Rudolph auf die Bühne zu bringen, wozu ihm damahls, der die Bedrängnisse des Vaterlandes so feurig mitfühlte, das erforderliche Gleichgewicht, die nöthige Ruhe des Geistes durchaus gebrach. — Nach einem kurzen Ideenspiel mit dem 1578 in der Mohrenschlacht bey Alcazar verschwundenen Portugiesenkönig Sebastian, der nach 20jähriger Gefangenschaft und nach drey

thümlicher Kraft, melodischen Gemurmels hinrollend, oder donnergleich und schäumend, vom hohen Fels herunterbrausend, einen Frühling des herrlichsten Lebens um sich erschufen, und immer wieder neu erfrischten.

Nach und nach fast mit eben so vielen zahmen und dürftigen Dichtungsarten beschenkt, als die Schule sogenannte Arten der Empfindung an den Fingern aufzählte, mußte der über Zeit und Ort hinwegschreitende Riesenschritt des historischen Schauspiels, nothwendig ein Zeitalter befremden, das überhaupt verlernt hatte, sich an der Erhabenheit zu erwärmen, dem jede Kraft unheimlich, jedwede Begeisterung höchst uncivilisirt erschien und das sich weit eher bey der Nützlichkeit, Gemeinheit, Frivolität und Ohnmacht verwandt und vertraut fühlte. — Diese Zeit mußte ein Ärgerniß nehmen an der Vereinigung von Dingen, die man glaubte, nicht genug sondern zu können: des Scherzes und der Klage, der Größe und der Niedrigkeit, vor allen aber an jenem kühnen und grandiosen Umstoßen der Einheiten, der Zeit und des Orts, da das historische Drama ganz gegen die sonstige Gewohnheit, sich nicht bey den Geschicken des Einzelnen verweilte, sondern das Gesammtleben der Menschheit und eine ganze Welt sich bekämpfender Elemente zu umfassen strebt!! — Aber gerade das Bedürfniß seiner wechselvollen Zeit, der Charakter seines Jahrhunderts, forderte eine so großartige Form, wie sie Shakespeare gegeben. — In glücklicherer Jugend hatte einst die Poesie an der Hand des Christenthumes, das Leben durch Glauben, Hoffnung und Liebe in Rosennebeln des Morgenhimmels verklärt. Shakespears Zeit aber hatte zu solchem Aufflug allzuviel specifische Schwere. Insonderheit war England durch grausen Wechsel der Geschicke merkwürdig. Alles Streben ging nur auf Besitz und That! Ein ächter Sohn dieser Zeit, im Erkennen ihrer nicht mehr zu verhüllenden Bedürfnisse, mußte er suchen die herben Zweifel des Daseyns aufzulösen, aber eben weil Zweifel zu lösen, weil vom gestörten Einklang auszugehen war, konnte diese Dichtung nicht anders seyn, als dramatisch, denn das Epos gründet sich auf Gleichgewicht, wenn auch entzweyter Kräfte.

Manches von der Form der eben untergehenden romantischen Poesie ging allerdings in die shakespearischen Dichtungen über. Dennoch hat seine Dichtungsweise noch einen andern Charakter, da die Romantik, die zu gemeinen, zu unbefriedigenden Stoffe des Lebens erst zu veredeln und zu vergeistigen trachtet, um sie zur Dichtung zu verarbeiten. Shakespeare hingegen, kraftvoll auf der heimathlichen Erde stehend, strebt in kein unbekanntes Land. Ihn begeistert die Wahrheit, die Sehnsucht, das Leben im großen Ganzen würdig darzustellen, dessen Trübsale ihn zwar oft erschüttern, aber nie ängstigen. In diesem Streben nach Wahrheit der Darstellung, liegt das Geheimniß seiner durchaus einzigen Charakteristik und der Wärme und Liebe, womit er auch das scheinbar Gemeinste gibt. — Eine kühne Rechtfertigung des Schöpfers, wendet sich seine Dichtung mit kräftiger Liebe zur Schöpfung selbst. Die geebneteren Bahnen bloßen Glaubens verlassend, erkennt er die ewige Vorsicht durch den ernsten Blick auf die ungeschmückte Wahrheit. Die Handlung selbst verläßt nie ohne wichtige Kunstmotive den Leitfaden der Geschichte. — Die Charakteristik ist nicht bloß poetisch schön, sondern auch historisch gründlich. Eine von einseitiger Leidenschaftlichkeit durchaus entfernte großartige Ruhe bezeichnet durchgehends diese erhabenste Feyer des wirklichen Lebens.

Auch manche Franzosen blieben in ihren Trauerspielen der Geschichte treu, ohne darum im historischen Style geschrieben zu haben, denn es war ihnen keineswegs um Wahrheit des Lebens zu thun, sondern nur um ein flimmerndes Prachtgewand, um conventionelle Schönheiten, um theatralischen Effect. — Dagegen behandelte Shakespeare, selbst romantische Stücke in jener Bedeutung historisch, und welcher Geist des Lebens, welche vollendete Ansicht des Daseyns webet nicht in seinen Lustspielen"!?

Noch siegender erörterte Matthäus von Collin, den wichtigen Gegenstand in seinem classischen Aufsatz: „Über die Nationalität der Kunst". (Archiv 1811. Nr. 122) und: „über das Verhältniß der Kunst zum Staate". (Wiener Convers. Blatt Nr. 10 von 1819.)

Pseudo-Sebastianen wiederkehrend, als ein Betrüger, von Spaniens Bothschafter zu Venedig arglistig aufgehoben, in einem unbekannten Kerker verschwand, war die letzte Geistesangelegenheit Heinrichs Collin, das unruhvolle Leben Ladislaus Posthumus von Österreich, zu Ungarn und Böhmen Königs. Darin die Trilogie der Alten, im Sinne Shakespeares erneuernd, wollte er zugleich die drey alten Hauptstämme, den deutschen, slavischen und magyarischen in ihrer reichen und glücklichen Wechselwirkung darstellen. — Das erste Trauerspiel sollte der Untergang der Cillys durch die Hunyaden schließen, das zweyte der Fall der Hunyaden, das dritte endlich der frühzeitige Tod des jungen Königs selber und die in Georg Podiebrad und Mathias Hunnyady Corvin emporkeimende neue Welt: geschmückt durch eine Fülle der Charakteristik in jenem Atridengeschlecht der Cillys, in jenen beyden, großen Gubernatoren Podiebrad und Hunyady, im riesigen Baumkircher, im Meinhard von Neuhaus, in Gara und Ujlak, in des Eytzinger, in des Holzer keckem Bürgertrotz, in der unwiderstehlichen Salbung des Kreuzpredigers am Stephansfreithof, des gottbegeisterten Mönchs Johann Capistran!? — Es war ein schmerzvoller Verlust, daß diese Zierde des Vaterlandes im 39. Lebensjahr, einer Anfangs gering geachteten Krankheit erlag.

Was er in diesem Archive niedergelegt und worauf 1808 auch der „österreichische Plutarch" in der deutsch-österreichischen und Haus-Geschichte, zuerst hingearbeitet hatte, ward mit beharrlicher Liebe erweitert und fortgesetzt. Hunderte von vaterländischen Balladen sind seitdem darin erschienen. — Werner, Weissenbach, Caroline Pichler, Matthäus Collin, General Baron Rothkirch, Baron Zedlitz, Fouque, Hammer, Varnhagen von Ense, Castelli, Kalchberg, Knoll, Köffinger, Deinhardstein, Kollmann, Kuffner, Ruprecht, Nell, Horky, Schön, Schröckinger, Seidl, Swoboda ꝛc. legten hier ausgezeichnete Dichtungen nieder. — Hier stehen die Proben der Tunisias und Rudolphias Sr. Excellenz des Patriarchen von Venedig, Ladislav Pyrker und des epischen Gedichtes auf die Marchfeldsschlacht von Aspern von Therese v. Artner. — Nicht minder zahlreich sind darin die Mittheilungen aus sämmtlichen Ateliers unsrer Künstler über die Behandlung vaterländischer Gegenstände. — Mit dem Jahrgang 1817 begann das Archiv eine eigne Rubrik: „ob denn Österreichs Geschichte ärmer sey an poetischen Stoffen für Dramaturgie, Roman, Ballade, Legende und bildende Kunst, als die des classischen Alterthums oder eines fremden Mittelalters? — in den beyden neuesten Jahrgängen fortgesetzt unter der Aufschrift: „Sagen, Legenden und Geschichten."

Die von Hormayr aus gleichem Gesichtspuncte, Anfangs nur für seine heimathlichen Berge, 1802 — 1806 herausgegebenen Tyroler-Almanache, wurden 1810 — 1813 zu Taschenbüchern für die vaterländische Geschichte, als Magazin von Materialien, geschichtlicher Untersuchungen und quellenmäßiger Vorarbeiten, aber noch ohne nähere Hinwirkung auf die Vermählung der Historie mit der Kunst. Es gehört in diese Übersicht vaterländischer, poetischer Stoffe, zu bemerken, daß nach fünfjähriger Unterbrechung, 1820 eine neue Folge dieser Taschenbücher, gemeinsam mit Baron Mednyansky, mit dem laut ausgesprochenen Zwecke begann, die vaterländische Vorzeit, aus den Stuben der Gelehrten mehr ins Leben und in die Herzen einzuführen, die Liebe des Bestehenden, nicht auf blinden Eigensinn, sondern auf die Erkenntniß wahrhafter Vorzüge gegründet, desto tiefer wurzeln zu machen. — Was der Adel Österreichs, welches im europäischen Gemeinwesen selber den Adel repräsentirt, in den alten Tagen heldenkühn vollbracht, welches Leid und welche Freuden über diese Fluren gegangen, wie Glauben, Liebe und Ehre, alle Noth und Trübsal der Zeitlichkeit, ja den Tod selber überwunden!? das trat in den drey Hauptrubriken dieser Taschenbücher, in den Ahnentafeln, von den Zinnen und Wartthürmen uralter Burgen, von den Lippen des Volkes, in Sagen, Legenden, Zeichen und Wundern hervor. — Daß die „Geschichte Wiens" von demselben Gesichtspunct ausgegangen sey, ist überflüßig zu bemerken. — Es kostet eben nicht viel, daß man thue was man nicht lassen kann, und daß einem davon der Mund überfließe, wovon zeitlebens das Herz voll war.

Caroline Pichler, ein Vorbild deutscher Hausfrauen, durch lange Jahre ein Vereinigungspunct für höhere Bildung und echt vaterländische Gesinnungen in ihrem Hause, hat in ihren Schriften für Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts, auf lange Zeit hinaus fruchtbringend, gewirkt. Ihr Agathokles, ward selbst in Frankreich, in England, neben Chateaubriands martyrs und genie du christianismes mit Liebe gewürdigt. Sie hat durch ihre Grafen von Hohenberg, durch ihre Belagerung Wiens, durch einen reichen Kranz, zum Theile trefflicher Balladen, *) durch ihren mit unsern Babenbergern vielfach verschlungenen Heinrich von Hohenstauffen, durch das geschichtliche Drama, Ferdinand II. (Archiv 1816 Nr. 3 und 4) ihre Schuld an das Vaterland redlich entrichtet. Sie hat es aus dem Munde ihres Sant Hilaire, des Retters Ferdinands aus seiner größten Noth, laut verkündet, was 1797, 1800, 1803 und 1809, der Trost jedes echten Österreichers war:

Drum kann ich auch den Glauben nicht verlieren,
Der mir lebendig in der Seele glüht,
Gott wird es auch aus diesem Drange führen,
Wie düster jetzt sein Himmel sich umzieht!
Wie oft stand es am Rand des Unterganges?
Wie oft frohlockte seiner Feinde Chor?
Da riß es sich empor mit frischen Kräften,
Und ging verherrlicht aus dem Sturm hervor.
Ja — trotz der Widersacher kühnem Treiben, —
Zum Wohl der Welt, muß Östreich stehen bleiben.

Wie aber dürften wir in dieser Hinsicht, des uns vor wenigen Monden entrissenen Matthäus von Collin vergessen? Jenes, eine volle Weltgeschichte umfassende Jahrzehend von der

*) Gamming, Kremsmünster, Mariazell, der Markgräfinn Schleyer, Niklas Salm, Leopold der Erlauchte, der hunnyadische Rabe, Herzog Albrechts Rache ꝛc. ꝛc.

ersten Anwesenheit Napoleons in Schönbrunn bis zu seiner Ankunft auf Helena, 1805 — 1815; hatte er der dichterischen Anschauung vaterländischer Gegenstände geweiht. Aber seltsam genug! — wohlbekannt und geehrt als trefflicher ästhetischer Kritiker, allenfalls auch in seinen Bearbeitungen des Essex und des Cid, ist er doch fast ganz unbekannt als selbstständiger Dichter, als welcher er unstreitig, bey hie und da vielleicht geringerer Vollendung des Formellen, mehr originellen Schöpfungsgeist und mehr Kraft, als sein Bruder Heinrich bewiesen hat. — Auch ihn hat, gleich dem Bruder, jener große Stoff eines „Ottokar und Rudolph" entzündet. Er hat das Gerüste dieses Baues vollendet, aber die letzten Babenberger waren der eigentliche Lieblingsgegenstand seiner Arbeit, Leopold der Glorreiche, Vater des Vaterlandes und sein Sohn Friedrich der Streitbare. — Ottokar sollte sodann den stürmevollen Übergang machen zu Recht und Frieden der Periode Rudolphs von Habsburg. — Von diesen Arbeiten erschienen Proben im Archiv (1816 Nr. 138, dann 1817. Nr. 40. 51. 68.) — Als ersten Cyclus dichtete er: die Liebeswerbung (die Gründung Lilienfelds durch Leopold den Glorreichen) die Nacht im Gebirge (in den Pyrenäen nähmlich, auf Leopolds Heerfahrt wider die Mauren in Spanien) den Kampf am Tabor (Leopolds Heidenlauf im gelobten Lande.) Von diesen kleinen Stücken ist nichts gedruckt, nur der Plan und einige Fragmente vollendet. Der darauf folgende Cyclus ist aber bereits erschienen: Belas Krieg mit dem Vater, in völliger Umarbeitung, die feindlichen Söhne, Leopolds nähmlich, Heinrich der Grausame und Friedrich, der Tod Heinrichs, — sohin: Die Kuenringer mit ihrem wahrhaft shakespearischen Vorspiel: der Streit am Grabe, endlich Friedrich der Streitbare, den Collin in zwey Stücke zu theilen gedachte, die Reichsacht und die Preusler. — Es ist ein wahres Zeichen der Zeit (und es ist Uhlands Meisterwerken: Ludwig dem Bayer und Ernst von Schwaben, um kein Haar besser ergangen!) daß diese Stücke im In- und Ausland fast gar nicht bekannt sind, während nicht selten an höchst mittelmäßigen Quark, so viele zwecklose Mühe, so viel falsches und schädliches Lob vergeudet ward! Zum Glücke hat sich in Matthäus Collins Nachlaß, eine vollständige, mit keinerley äußern Hindernissen oder feindseligen Nationalitäten ringende, fürs Theater zugerichtete Bearbeitung der Kuenringer gefunden, in der, der „Streit am Grabe", den ersten Act bildet: die schönste Todenfeyer für den Verblichenen, dem eine solche Blume auf die allzufrühe Gruft, so gut wie seinem Bruder Heinrich gehört!

Die magyarischen Collins, die Brüder Carl und Alexander Kisfaludy *), der greise Virag, den sie Ungarns Horaz nennen, Benjamin Szalay, Szabo, Tokody, Csipaky, Soos, Katona, Eder etc. haben in der neuesten Zeit die ungarische, — Stiepanek, Schön, Linden, Jurinsky, Kirpal, Kliepera und Andere *), die böhmische Bühne mit nationalen Stoffen erfüllt. — Sollte denn nur die deutsch-österreichische Nationalität, jene der Dynastie, am geringschätzigsten behandelt seyn und keine Bearbeiter finden und nur an ihrer Wiege, in ihrer eigentlichsten Heimath, in der Hauptstadt das befremden, was in den Provinzen längst an der Tagesordnung ist? Die Sprache begründet keinen Unterschied, und es muß sich wohl auch deutsch geziemen, was der Ungar, der Böhme, der Winde, in seinem Idiom freudig ausspricht? Wie, wenn man die Volksmährchen, die Volkslieder, ja die alten Kirchengesänge der Böhmen, die alten Sprichwörter der Ungarn, durchaus nur einseitig und splitterrichterisch beurtheilen wollte? Historische Reminiszenzen, die der, durch tausenderley Verhältnisse völlig umgestalteten Gegenwart durchaus nicht mehr anpassen, können wohl nicht mehr in Betracht kommen, seit den alten, vormahls schon ziemlich eingeschlafenen, nationalen Sprachen, sammt allen davon abhängenden Begriffen, Wirkungen und Gegenwirkungen und dem natürlichen, harmlosen Gegensatze gegen die Deutschheit, ein frohes Wiedererstehen gegönnt worden ist.

Alle Stämme des österreichischen Völkerbundes haben gegen äußere Gefahren, dieselbe Standhaftigkeit, alle haben gegen lockende Verheißungen, dieselbe Gleichgültigkeit, alle gegen schwindelnden Neuerungsfrevel, denselben Abscheu bewiesen. Dadurch wurden sie solcher Beweise des Zutrauens würdig, wie der Vater seiner Völker sie ihnen unaufhörlich gegeben hat und noch gibt. — Wenn hier und da ein Bischen Übertreibung, Spielerey und Manie, sich mit einmischt, wenn z. B. im Ungarischen, obsolete Worte hervorgesucht, neue, kühne geformt und von den besten, ältern Grammatikern kaum mehr verstanden wurden, wenn man römische Inschriften in allem Ernste, windisch erklären wollte, wenn die Slaven eine antediluvianische Cultur aus den Steppen Asiens mitgebracht und nicht etwa erst im Abendlande erhalten haben wollen, (wie doch die germanischen Eroberer aufrichtig gestehen, nicht im kalten Norden, sondern im Garten der Erde, auf den Trümmern der griechischen und Römerwelt, an der Leuchte des Christenthums, Menschen, im hohen Sinne des Wortes geworden zu seyn,) so ist dieß eine Erscheinung, die im volksthümlichen und Jugend-Unterricht, alle Tage und auf jedem Wendepunct des Wissens wiederkehrt und worüber ihre eignen Altmeister z. B. Dobrowsky, das rechte Maaß

*) König Mathias oder Volksliebe, frommer Herrscher Lohn; Stella; Johann Hunnyado; Laßzlo Hunnyady; Simon Kemeny; die Tataren in Ungarn; Stibor Vajda; Ilka, oder der Sturm von Griechisch-Weißenburg, Maria von Anjou, Maria Szetsi oder Wesselenys Brautwerbung zu Murano, Niklas Zriny, Lorenz Nyary etc. — Gabriel Döbrenteis, der „die Schuld" so schön wiedergab, Übersetzungen Shakespeares ins Ungarische, werden gewiß Epoche machen.

*) Brzetislav, Böhmens Achill, die Schweden vor Prag von Stiepanek, Jaroslav von Sternberg von Linda, Katharina von Wartenberg, die weiße Frau von Neuhaus, von Schön; Libussa, von Tandler; Wlasta und Scharka, Brzetislaw und Judith, Wallenstein, Carl von Sternberg und Jan von Chaustne, von Tham; Drahomira oder das Bunzlauer Taufmahl, Ulrich und Bozena, König Wenzel und Susanna, Georg Podiebrad, Blanik Waldee, verwunschner Burggraf von Ellenbogen, Przemysl etc.

und Ziel, scharfsinnig getroffen haben. — Jene bacchische Begeisterung für die eben wiederaufgefundenen Classiker, jener affectirte Purism in der Latinität, verbreitete er seine Schwingungen nicht von Neapel und Rom bis in unser Wien und bis in Maxens I. wackere Akademie, die sodalitas danubiana, von der niemand mehr deutsch reden oder heißen wollte, sondern der Spießhammer, Cuspinian, der Stephan Rossel, Rostuus, Gabriel Guthrath, Eubolius, Heinrich Gutgluck, Eutychus, der Bischof von Sialkonia, Chrysippus rc. rc.? und was trieben nicht schon die übergelehrten Lateiner, welche Wiens Eroberer Mathias Corvinus umgaben?

Welche hochtragischen Stoffe geben z. B. nicht der Untergang des gewaltigen Swatopluk und seines großmährischen Reichs, in welchem der ältere herrschende Zweig der moymarischen Dynastie, es mit den alten Göttern, dem alten Nomadenleben, der alten Unabhängigkeit hielt, der jüngere aber, um zum Throne zu gelangen, sich zu den Franken und zum Christenthum neigte, und der Fluch Methods und seine Erfüllung? — derselbe Kampf des Christenthums und des Heidenthums, der Asiatenweise und der abendländischen Bildung in Ungarn? ein Kampf der noch Rudolphs von Habsburg Bundesgenossen, dem jungen Ladislav dem Cumaner, das Leben kostete; welch' ein reiches Füllhorn der mannigfaltigsten europäischen Lebensprincipe und tragisch'sten Motive! Wie viel ärmer ist in dieser Hinsicht nicht der Krieg der rothen und weißen Rose, oder Frankreichs Befreyung vom Fremdlingsjoche durch die gottbegeisterte Hirtinn von Domremy, gegen die Geschicke der Arpaden und Przemysliden?

Es ist wahr, der Widerwille gegen die Deutschen (oder vielmehr gegen die Fremden überhaupt,) kehrt in den Jahrbüchern der Arpaden und Przemysliden oftmahls wieder, aber nicht mehr und nicht weniger, als in den Jahrbüchern jedes Volkes, vorzüglich weil der Kampf für die alten Götter und für den geschäftigen Müssiggang des Nomadenlebens, der Kampf gegen feste Sitze, gegen geschlossene Städte, gegen Ackerbau, Künste, Gewerbe und Sittenverfeinerung damit unzertrennlich verbunden war. — Es wäre wahrlich ein täppisches Zeichen des beschränktesten Provinzialpatriotism, nur mit Ingrimm in einer oder andern vor vielen hundert Jahren vorgefallenen Schlacht, die Seinen, nachdem sie oft und ruhmvoll gesiegt, auch einmahl unterliegen zu sehen, da es eine uralte Gewohnheit ist, daß nicht Beyde zugleich, die nähmliche Schlacht gewinnen können. — Der Dichter muß doch Jeden in seiner gegebenen Stellung, in seinem Charakter sprechen lassen, den Feind als Feind, den Freund als Freund, den Gewaltthätigen gewaltthätig, den Hinterlistigen tückisch, ohne daß deßhalb der Dichter selber, Freund und Feind, gewaltthätig oder heimtückisch wäre! oder daß, wenn der Tyrann, bedrohend oder geringschätzig vom Volke spricht, und ihm, gerade weil es aus diesen Munde kommt, das beste Lob ertheilt, wo er am ärgsten schmäht, deßhalb der Dichter, der jetzigen Generation desselben Volkes, Verachtung bewiesen hätte, sonst müßte zuletzt Brutus wie Cäsar, Orosman wie Lusignan, Macbeth wie Dunkan, Gonerill wie Cordelia, Phädra wie Aricia sprechen und es gäbe eben so viele Injurienprozesse als hochtragischer Stoffe! — Nationalstolz ist erlaubt, ja erwünschlich und das Vollgewicht dieser edeln Münze hat sich in unzähligen ruhmbekrönten Momenten bewährt. Aber nach so vielen schönen Proben, daß wir Alle Brüder und (des eignen Selbstgefühls unbeschadet.) Kinder desselben Vaters, desselben Vaterhauses seyen, ist ja Nationalhaß, heller Aberwitz, da jedes Volk wie alles Irdische, zu seiner Lichtseite auch seine Schattenseite hat und die großen Weltereignisse unsre Völker so eingreifend, an das vom sterbenden Dschengis-Chan seinen Söhnen zu Lehre und Warnung vorgehaltne Pfeilebündel ermahnt haben? — Selbst die vernichtete dramatische Behandlung einzelner Stoffe aus den sturmbewegten Tagen Ferdinands II. und Leopolds I. kömmt nur auf den Dichter an. Freylich muß er nicht, wie es schon geschehen, das Slavische aus französischen Romanen erlernen und bösartige, ja lächerliche Karrikaturen hinstellen. Wohl aber kann und soll er die Gelegenheit ergreifen, in erschütternden Gemählden zu zeigen, wie leicht und oft, selbst ausgezeichnete Köpfe und edle Herzen, vom Flitter täuschender Ideen, oder eines sogenannten Zeitgeistes, oder des Übermuths auf die eigne Kraft fortgerissen, wie sie nur ein Haarbreit vom Pfade des Rechts und des Rechten abgewichen, Sich und den Ihrigen zum Ruin und die Geißel ihres Vaterlandes geworden sind!

Durch die geliebte Dynastie, durch jenes wahrhaft einzige Bindungsmittel so vieler Verschiedenheiten, durch die Lage im Herzen Europas, durch die nahe Verbindung mit dem Morgenlande, durch so verschiedene Nationalitäten, ist Österreich recht vorzugsweise auf die möglichste Einheit in so großer Mannigfaltigkeit hingewiesen und — Einheit in der Mannigfaltigkeit ist — Schönheit! Das welterobernde Rom, dem die Beglückung der Völker so ziemlich das Letzte war, mochte immerhin sich den Schein geben, die Künste zu verachten, *) sie den Unterjochten, den Unterworfenen, oder den Sclaven, als heilsame Beschäftigung überlassend. — Als den höchsten Schmuck seiner Siege, für die Ewigkeit seines Nahmens, und aller großen Momente, nicht nur der Gegenwart, sondern auch seiner ältern und mittlern Geschichte, hat Rom die Kunst doch recht gut zu suchen, und zu finden gewußt — und von Hellas und Rom bis auf das siècle de Louis XIV., galt es eben so sehr einer erlauchten Staatsklugheit, als dem Herzen des Volkes, für ein Zeichen der edelsten Gesundheitsfülle und Mannskraft, wenn die Kunst in der eignen Erde wurzeln, wenn sie vaterländische Gegenstände verherrlichen und eben dadurch vom exotischen Gewächse ein recht einheimisches werden konnte.

Die alten Habsburger liebten es, als Väter angeredet zu werden, Herren ihrer Völker zu heißen, und zu walten als Ritter. — Dieses Hauses kleiner Beginn und lange Verborgenheit, sein plötzliches, weltumfassendes Wachsthum, sein unaufhörlicher Kampf und seine wunderbare Erhaltung, sind die sprechendste Theodizee. — Jener unmuthige Spott Richelieus vom „beständigen Mirakel des Hauses Österreich," erhob sich zu einer regelmäßigen universalhistorischen Erscheinung — und kaum irgend anderswo in der ganzen Weltgeschichte, tritt uns ihre erhabene Religiosität, in allem Farbenschmelz des Regenbogens, wie in allen Gewitterschrecken, so klar und so majestätisch vor Augen! — Oft sind eben die verschiedenen Nationalitäten, ein Palladium und ein Segen gewesen, wogegen eine gänzliche Einförmigkeit, dem Neuerungsfrevel eine weit günstigere Beweglichkeit und Entzündbarkeit dargebothen hätte! — Ungehemmt freut sich jeder seines Besitzes. Altererbtes und neuerworbenes Verdienst bewegen sich friedlich und freundlich gegen denselben Mittelpunct. Keine der lichtvollen Ideen, keine wirklich menschenfreundliche Theorie, ging nutzlos an Österreich vorüber, aber ohne Treibhauskünste, ohne doctrinäre Marktschreyerey, ohne vorschnelles Überspringen der nöthigen Mittelglieder. — Oftmahls ward in diesen Blättern noch darüberhin die Thatsache nachgewiesen, daß unserm Österreich in der Ausführung vieler wahrhaft liberaler, wahrhaft zeitgemäßer Ideen, die Priorität, selbst vor dem red- und schreibseligen Norddeutschland, selbst vor dem freyen England gebühre — und somit mögen und dürfen Wir, auch darüber, das alte Feldgeschrey, die alte heilige Losung anstimmen: „Österreich über alles, wenn es nur will!"

*) Excudent alii spirantia mollius aera, vivos ducant de marmore vultus, orabunt caussas melius! — Tu regere imperio populos, Romane, memento, parcere subjectis et debellare superbos!

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 23. März 1825.

(35)

Oesterreichische Reisende in der neuen Welt.

Eduard, Freyherr von Schack-Rattlow, Med. Dr., Ludwigsritter und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Wenn ein Mann, ausgezeichnet durch Muth und jene rasche Geistesgewandtheit, die den Moment erfaßt und ihm sich bequemt, durch widerwärtige Zufälle sich glücklich hindurchgearbeitet hat und das Schicksal gibt ihm Gelegenheit, der Welt zu nützen, so muß die Erzählung seiner Begebenheiten sich einer allgemeinen Theilnahme erfreuen. Ein solcher war unser wackerer Landsmann, der sich unter anderen auch durch Einführung der Arracacha in Europa (Siehe Archiv Nr. 73 vom 18. Juny 1824) ein bleibendes Verdienst und vielleicht einen Platz neben dem Seehelden Drake erworben hat, dem Wir die Kartoffeln verdanken. So dürfen wir hoffen, diese Skizze seines Lebens werde nicht unwillkommen seyn. Die Nachrichten von seinen Begebenheiten in Amerika sind unmittelbar aus den Briefen gezogen, die er von der Insel Trinidad aus an seinen Bruder, den in unserer Mitte auf seiner Besitzung in der Brigittenau und in seinem Haus in der Leopoldstadt lebenden k. k. Hauptmann Joseph Freyherrn von Schack-Rattlow geschrieben hat, dem wir auch die übrigen Notizen verdanken.

Eduard Freyherr von Schack-Rattlow wurde 1769 zu Wien geboren. Sein Vater stand in k. k. Kriegsdiensten. Er vollendete seine Studien auf der dasigen Hochschule, trat 1786 in Kriegsdienste und nahm im Türkenkriege Theil an den blutigen Gefechten bey Chozim und Rimnik unter des Prinzen von Coburg Heer. Kaum von seinen schweren Wunden genesen, diente er als Rittmeister bey Hompesch Husaren in den Niederlanden, von wo er mit dem Corps des Herzogs von York nach England kam und zu den Scharfschützen überging, mit denen er in Ägypten, Westindien und Irland stritt. Während des Friedens von Amiens besuchte er seine Heimath und privatisirte, mit Botanik beschäftigt, einige Zeit zu Wien. Im J. 1803 faßte er den Entschluß nach Amerika zu reisen; da eben eine österreichische Merkantilfregatte, Vienna, ausgerüstet von einer Actiengesellschaft zu naturhistorischem Zweck und vielleicht auch ein Handlungsetablissement bey Sierra Leona in Afrika zu begründen, von Triest auslief, so ergriff er diese Gelegenheit, gesellte sich der Fregattensocietät als freywillig Mitreisender bey, ihr um so erwünschter, da seine Kenntniß der englischen, spanischen, französischen, italienischen und anderen Sprachen, so wie seine durch mehrjährige Seereisen gewonnene Bekanntschaft mit den überseeischen Ländern und sein Ruf als Botaniker, ihn der Gesellschaft empfahlen. Aber die mittlerweile in Afrika ausgebrochenen Unruhen nöthigten die Fregatte ihre Direction zu ändern und nach Amerika zu steuern. Im Juny 1804 segelte sie von Malaga dahin ab. Im Angesichte von St. Croix wurde sie von 2 englischen Kapern, welche die österreichische Flagge verkennend, sie für die französische nahmen, angegriffen. Die Kaper feuerten und der Capitän strich die Segel und ließ sich gefangen nach Tortola führen, wo man Schiffspapiere, Journale, Facturen und Ladung genau durchsuchte, alles in guter Ordnung fand und das Fahrzeug frey gab, welches nun in St. Thomas landete und seine Waaren mit Glück absetzte. Doch that der Privathandel des Capitäns, der sich vier Mahl so hoch belief, als ihm gestattet war, der Gesellschaft mancherley Eintrag. Gegenvorstellungen erbitterten den gewinnsüchtigen Mann so sehr, daß er im Zorn einen jungen Wiener schlug. Dadurch empört zieht Schack den Hirschfänger und der ergrimmte Spanier, für den Moment zur Ruhe gewiesen, schwört den Baron zu ermorden, sobald sie auf hoher See wären. Darum verließ dieser das Schiff, den Rachgierigen solcher That wohl fähig achtend, und klagte

den Capitän beym Commandanten der Insel. Indeß man den Proceß einleitete, ging Schack mit Empfehlungen an den Generalgouverneur aller dänischen Inseln nach St. Croix und kehrte mit neuen Empfehlungen an den Oberstkommandanten und Oberrichter zu St. Thomas zurück. Ein furchtbarer Sturm und eine noch weit furchtbarere Feuersbrunst, welche vom 23. November bis 1. December dauernd, 3000 Häuser in Asche legte und den größten Theil der Kaufleute der Insel zu Grunde richtete, hielt den Proceß auf, bis ihn des Gouverneurs persönliche Gegenwart in 3 Tagen entschied. Der Capitän wurde gehalten, dem jungen Wiener und dem Baron, jedem 800 spanische Thaler als Entschädigung ihrer Rückreise auf einem anderen Schiffe zu zahlen. Schack hatte in jenem Brande bis auf seine Doppelbörse Alles verloren. Durch nichts gehalten, auf der Insel fortwährend der Rache des Capitäns ausgesetzt, beschloß er sein Glück weiter in Amerika zu suchen und segelte mit guten Kaufmannsempfehlungen nach Surinam, einer holländischen Colonie, aber damahls in englischem Besitz. In der Hauptstadt Paramaribo ward er gut empfangen. Aber sich dort ansässig zu machen hinderte ihn das ungesunde Clima (von 36 Passagieren waren in 2 Monathen außer ihm und einer alten Frau, Alle am gelben Fieber gestorben) und der Umstand, daß die Stadt großentheils aus Juden aller Nationen bestand (der gewöhnliche Fall in den holländischen Colonien) welche sich des Komerzes dergestalt bemächtiget hatten, daß einem Christen keine Hoffnung blieb. Er ging also in das angränzende Cayenne und zwar, da der Krieg Englands mit Frankreich alle Seecommunication gesperrt hatte, zu Lande, eine Reise, die um ihrer unendlichen Mühsal willen, vor ihm kein Weißer unternommen. Kämpfend mit Gefahren, die eben so viel Muth und Geistesgegenwart, als Resignation und Körperkraft erforderten, tummelte er sich 9 Monathe lang herum unter den Völkerschaften der Arravaios, Accoris, Gallibes und Garribons die mitten in kaum durchdringlichen Wäldern an den Ufern fischreicher Ströme hausen, gutmüthige Menschen, aber zum Diebstahle geneigt, und dem Trunk ergeben. Endlich im Dezember 1805 betrat er Cayenne. Aber kaum betrat er es, so sah er sich arretirt von dem französischen Gouverneur, trotz seiner Versicherung, nichts gewußt zu haben von dem erneuerten Krieg Frankreichs und Österreichs. Das Mißliche seiner Lage und die Kühnheit seiner Reiseunternehmung verschaffte ihm viel theilnehmende Freunde und die Bürgschaft zweyer Pflanzer (worunter ein Baron Klangwitz, ein Pariser, der preußischen Linie verwandt) sogar die Freyheit, aber mit dem gemessenen Befehl, inner 8 Tagen nach Suriname zurück zu kehren, wohin er denn auch mit einem französischen Kaper abging. Nachdem er zur Bereicherung seiner Länderkunde und in Handelsabsichten, von dort aus Excursionen nach allen Richtungen gemacht, verließ er Paramaribo im September 1806, auf einer nach New-York bestimmten englischen Brigg, die aber in Sicht von Barbados von einem französischen Korsaren genommen und nach Martinique gebracht ward. Der Capitän hielt ihn für einen Engländer und plünderte ihn gänzlich aus. Er wurde dem Gouverneur Admiral Villaret Joyeuse vorgestellt, einem Altadelichen, den er selber in seinen Briefen einen homme comme il faut nennt und bey welchem er den General Thoudetot fand, gleichfalls einem alten Grafen, der ehedem (im preußischen Rummel 1778) als Volontair in preußischen Diensten gewesen war, und die preußische Linie der Schackischen Familie kannte. In einer halben Stunde hatte unser Landsmann all das Seinige wieder und ward von Thoudetot auf das Gastfreundlichste bewirthet. Dieses zuvorkommende Wohlwollen und mancherley Anträge bestimmten ihn, sich in Martinique zu etabliren und die Stadt St. Piere zum Aufenthalt zu wählen. Von hier aus unternahm er Handlungsreisen nach Barbados, und richtete auf Martinique einen botanischen Garten ein, dessen Anlegung der Gouverneur ihm übertrug. Im Jahre 1808 wurde die Insel von den Engländern blocquirt und aller Handelsverkehr abgeschnitten. Doch eben in jener vielfach unangenehmen Zeit lernte er seine nachherige Frau kennen, die Tochter eines französischen Majors Ihler von St. Hilaire, der 1798 ein Opfer der Revolution geworden war. Anfangs 1809 vermählte er sich mit ihr, deren Schönheit, Edelmuth und häusliche Tugenden nach seinem eigenen Ausdruck unschätzbar waren; und zu eben der Zeit nahmen die Engländer unter General Beckwith die Insel mit Capitulation in Besitz. Nun war die unterbrochene Handelscommunication auf allen Puncten wieder frey und er unternahm mehrere Handelsreisen, besuchte New-York, machte sich mit dem Commerz- und Manufacturwesen der vereinigten Staaten bekannt, sah den Niagarafall, wallfahrtete nach dem Grabe des großen Washington, lernte Moreau kennen, auf dessen Gute, in dessen Familie er einen schönen Monath verlebte u. s. w. Da im Jahre 1811 durch eine Nonintercursacte allen Nord-Amerikanern der Handel nach englischen Besitzungen untersagt ward und alle nordamerikanische Häfen sich englischen Schiffen schloßen, so richtete er seine kommerzielle Thätigkeit nach Venezuela, jetzt Columbia, und machte sich auch mit jenen Gegenden bekannt. So besuchte er 1812 Caraccas, die Hauptstadt der gleichnahmigen Provinz, 3500 Fuß über das Meer erhoben, wo ununterbrochen Erdbeeren, Pfirschen, Äpfel und Quitten blühn. Mit Begeisterung schildert

er seinen dortigen Aufenthalt: „Hier genoß ich mit Entzücken jene Empfindungen, die man nur unter einem milden Himmelsstrich zu empfinden und zu genießen fähig ist. Ich fühlte mich einen ganz anderen Mann und Gesundheit und Kraft nahmen täglich zu. Carracas, obschon unter der brennenden Zone gelegen, besitzt wegen seiner erhabenen Lage das angenehmste Clima. Die Hitze ist nie stärker als 80° Fahrenheit und alle Früchte der heißen und gemäßigten Zone wachsen und keimen in der besten Harmonie mit einander auf. Ich würde es zu meinem Aufenthalte gewählt haben, wäre es nicht von Spaniern bewohnt." Aber er sollte auch Zeuge seyn von der Nachtseite der unendlichen Gewalt jener südlichen Natur, die mit gleicher Kraft Paradiese schafft und im Nu zerstört, denn am 26. März 1812 an einem heiteren Tage, ohne die geringsten Vorzeichen, erschütterte plötzlich ein Erdbeben die ganze Provinz, das 75 Secunden anhaltend, in den wenigen Augenblicken nicht nur fast ganz Carracas, welches 5000 Häuser zählte, sondern auch la Gayra und 36 andere Städte und Dörfer in Schutt legte. Die Erde borst an mehreren Orten und schlang Häuser und menschenerfüllte Kirchen hinab. 60,000 Menschen wurden unter den Ruinen begraben. Schack war der einzige in dem Hause, das er bewohnte, der mit einigen Contusionen davon kam; alle übrigen waren getödtet oder schwer verwundet. Die Ausdünstung der unter der heißen Sonne schnell hinfaulenden Leichen und die täglich fünf bis sechs Mahl sich erneuernden Erdstöße, nöthigten die Übriggebliebenen die Stadt zu verlassen und auf dem Land unter Zelten zu leben. Unser Landsmann fand in dem Zelte eines Verwandten des damahligen Präsidenten Bolivar freundliche Aufnahme; 1000 Thaler baares Geld und seine nach la Gayra gesendeten Waaren hatte diese entsetzliche Explosion ihm zwar geraubt; aber der größere Theil seiner Waaren, den er in Caracas bey sich hatte, wurde gerettet. Nun unternahm er eine Speculation nach New-York, von der er sich großen Gewinn versprach, und nach deren Beendigung er mit seiner Familie nach Europa zurück zu kehren gedachte. Aber eben sie raubte ihm einen großen Theil des früher erworbenen Vermögens. Denn sein waffenloses Handelsschiff wurde von einem Piraten von Portorico mit 60 Bewaffneten am Bord genommen und die Mannschaft an die Masten gebunden. Da der Korsar durchaus nichts fand, was ihm Anlaß hätte geben können, das Schiff zu kondemniren, so nahm er alle Waaren daraus hinweg und schickte dafür Gewehre und Munition an Bord, damit man in Porto Rico Ursache fände, es zu kondemniren, als habe es, dem Kriegsgesetz entgegen, den spanischen Insurgenten Munition zuführen wollen. Darauf brachte der Korsar das Schiff nach Portorico, wo Schack und sein Capitän auf ihr Ehrenwort in der Stadt zu bleiben die Freyheit erhielten, die Matrosen aber gefangen gesetzt wurden. Sogleich sandte Schack einen Brief an den Gouverneur von Martinique mit der Bitte, als englischen Unterthan ihn und das Seinige zu reclamiren. Indeß wurde trotz der einstimmigen Aussage der ganzen Schiffsmannschaft gegen den Korsaren, das Schiff verurtheilt, confiscirt und öffentlich verkauft. Ohne alles Geld, ohne Kleider und Nahrung an dem fremden Ort, befand sich Schack in der verzweifeltsten Lage. Die Spanier spotteten seiner, Deutsche verschmäheten es, nur mit ihm zu reden, wenige hatten Mitleid, unter diesen einige amerikanische Capitäne, die im Gasthof ohne sein Wissen bis zu ihrer Abreise täglich seine Zeche bezahlten. Fast hätte die Verzweiflung ihn zum Selbstmord getrieben, als ein Brief seiner Frau, Trost und Hoffnung bringend, ihn wieder fester an das Leben band. Zu gleicher Zeit both ihm ein edler Britte, Makenzie hieß der brave Mann, Kleider, Wohnung und Tisch, so lang er in Portorico bliebe und 1000 Thaler ohne Schuldschein zu einer Reisspeculation, die viel Vortheil versprach. Kaum hatte er dieß Anerbiethen mit Dank angenommen, als die Reclamation des Gouverneurs von Martinique und ein Brief und Geld von seiner Frau eintraf. Nun erhielt er die Freyheit und eine Entschädigung seines Verlustes in Papieren der Republik Venezuela, die damahls keinen Werth hatten; und das sollte er noch als eine große Gnade hinnehmen, weil „kein einmahl gefälltes Urtheil als ungültig erklärt werden könne". Zwar hatte der Gouverneur von Portorico in einem Briefe an den von Martinique versprochen, den Korsaren, der indeß wieder abgesegelt war, bey seiner Zurückkunft zu voller Restitution zu verhalten; doch dieser war indeß von einer englischen Fregatte eines andern Raubes wegen gefangen nach Providenz gebracht, überwiesen und gehängt worden und somit alle Hoffnung der Restitution verschwunden. Schack verließ Porto Rico am Tage, an welchem die Kriegserklärung zwischen England und Amerika publicirt wurde; und da die Feindseligkeiten den Commerz hemmten, so übernahm er die Direction des botanischen Gartens zu Martinique, den er selbst angelegt hatte. Im Jahre 1813 trug ihm der Gouverneur auf, die englische Insel St. Vincent zu besuchen, um aus dem dortigen botanischen Garten eine Pflanzensammlung nach Martinique zu bringen und zugleich den Vulkan auf St. Vincent, trigonometrisch aufzunehmen und die Circumferenz und Tiefe des Kraters zu messen, welcher in der gerade nach dem Erdbeben von Carracas erfolgten Eruption sich bedeutend erweitert hatte. Während eines dreymonathlichen Aufenthaltes auf St. Vincent erfüllte er diesen Auftrag und kehrte sodann nach Martinique zurück. Während einer bald darauf unternommenen Reise verlor er seine geliebte Frau, die ihm 2 Söhne hinterließ; dieser Verlust ergriff ihn tief. Der Handel stockte, Martinique war von den Franzosen genommen, unter deren Herrschaft er nicht leben mochte. So nahm er den Antrag des Gouverneurs von St. Trinidad gern an, welchen er auf einer Reise kennen gelernt und der ihm eine Anstellung versprochen hatte. Im Nov. 1816 übersiedelte er nach Trinidad, wo man ihm das Inspectorat aller Ländereyen der Stadt und des Gouvernements und die Direction des neu anzulegenden botanischen Gartens übertrug, aber nur 2/3 des versprochenen Gehaltes verabfolgte. Der Park zu Port d'Espagne, welcher noch jetzt die Zierde der Stadt und der beliebteste Spaziergang ist, dankt ihm sein Daseyn. Nachdem er zwey Jahre auf die Vermehrung seines Gehaltes gehofft, gab man ihm statt deren, vermehrte Arbeit, welche ihn während der brennenden Hitze auf der heißen und ungesunden Insel immer im Freyen beschäftigte, das gewisse Todesurtheil eines Europäers in Westindien. Da diese Anstrengung ihm ein Faulfieber zuzog, und sein Gehalt von 2000 Thalern in dem theueren Lande *) kaum seinen Unterhalt sicherte, so legte er seine

*) Ein Maß Wein kostet dort, wo der beständige Schweiß eine stärkere Consumtion des Getränkes zum Bedürfniß macht 1 spanische Thaler, eine Flasche Bier 1/4 Thaler, ein Pfund schlechtes mageres Rindfleisch 1/3 Thaler, Schaf- und Hammelfleisch 1/2 Thaler ein indianischer Hahn 3—5 Thaler, eine moscovitische Ente 2 und eine Henne 1 Thaler. 1 Pf. Butter 1 Th., 1 Pf. Weitzenbrod 1/10 Th. u. s. w.

Stelle nieder, was er auch nicht bereute; denn seine beyden Nachfolger, die der Gouverneur aus England kommen ließ, starben rasch nach einander und ein dritter wollte sich für den tödtlichen Posten nicht finden. Mögen bey dieser Gelegenheit die Bemerkungen ihren Platz finden, die er in seinen Briefen über das Leben in jenem Clima macht. „So schwer, ruft er aus, hält es jetzt, Weiße, die nur das geringste sichere Einkommen besitzen, zu bereden, nach Westindien zu kommen, weil von 100 männlichen Personen gewiß 50 das erste Jahr, 1/3 das zweyte und dritte, und selbst noch im 4. Jahre sterben, besonders, wenn sie sich dem Trunke ergeben (wozu das heiße Klima so viele Veranlassung gibt) oder viel in der Sonnenhitze umhergehen. Mäßigkeit, öfteres Baden in warmem Wasser, keine Excesse im Tanzen, frühes zu Bette gehen und frühes Aufstehen sind die unumgänglich nothwendigen Maßregeln, um sein Leben zu fristen. Diese Sterblichkeit ist auch Ursache, daß keine Weißen sich herbey lassen, als Bediente, Stallknechte, noch viel weniger als Köche zu dienen, weil jeder Weiße, so gering er auch seyn mag, ein Herr ist. Sclaven allein thun diese Dienste im Hause, und wenn ein Weißer oder Europäer ein Gewerbe versteht, so ist er gewiß, in einem Jahre so viel zu gewinnen, um einen Sclaven zu kaufen, der ihm hülft und ihn bedient. Und da man hier keine Gelegenheit hat, sein Geld zu verschwenden wie in Europa, so kann es bey einer sonstigen guten Aufführung nicht fehlen, ein kleines Capital zu erwerben. Für einen Mann von geringem Vermögen ist hier mehr Ressource als in Europa, wo man ein gewisses Vermögen und Einkommen besitzen muß, um durchzukommen. Hier findet man keine Bettler, weil jedermann, der arbeiten kann und will, auch Arbeit findet, jeder den andern brüderlich unterstützt und Europäer, die keine Professionisten sind, sicher darauf rechnen können, als Aufseher in Plantagen angestellt zu werden. Hier hat man nicht nöthig, zwey Mahl des Jahres mit Kleidern zu wechseln, um Federbetten und Winterholz zu sorgen. Eine baumwollene Hängematte, die man überall mit hinnehmen und aufhängen kann, dient statt Bette, Matratze und Kissen; ein Leintuch allein ist hinreichend, sich vor der nächtlichen Kühle und den Mosquiten zu schützen. Leinwandene oder nankinene Pantalons nebst gleichförmiger Jacke, ein Hemd, Hut und Schuhe schützen hinlänglich gegen Hitz und Wetter; auch ist ein rechtlicher Mann, allenthalben angesehen und geachtet. Man lebt übrigens hier, wie in Europa, außer daß man sich keine Komödien, Opern, Ballets u. s. w. verschaffen kann. Doch haben wir auch von Zeit zu Zeit Dinees, öffentliche und Familien-Bälle, freylich nicht so glänzend und lebhaft, wie in Wien oder London; auch hat man hier einige zweyspännige Equipagen, und sehr viele einspännige Cabriolets für 2 Personen, worin man Morgens und Nachmittags spaziren fährt. Von den Frauen macht er die wenig tröstliche Schilderung: „Das Frauenzimmer ist hier, einige Engländerinnen ausgenommen, sehr häßlich, die weißen, die hier geboren werden und Creolen heißen, sind sehr braun, und haben eine rauhe Haut, zudem ist ihre Erziehung sehr vernachläßigt. Die übrigen Classen, Mulattinnen, Capressen und Negressen, sind so garstig, daß ich mich während 22 Jahren an ihren Anblick nicht habe gewöhnen können."

So weit er selbst. Wir fahren in unserer Erzählung fort. Nachdem er sonach auf sein Amt resignirt, lebte er einzig der Botanik, und Natur- und Arzneykunde überhaupt, und erwarb sich große Liebe unter allen Classen, vorzüglich aber unter den Gefärbten, die er mit Rath und Medicamenten unentgeltlich unterstützte. Auch unterhielt er eine beständige Correspondenz mit den berühmtesten Gelehrten von Amerika und Großbritannien. Vorzüglich aber widmete er sich dem Unterrichte seiner Kinder; denn dort gibt es keine Schulen, wo die Jugend nur den geringsten Unterricht erhalten könnte; und wollte ja ein Europäer eine Lehranstalt unternehmen, so wurde er von der Regierung nicht unterstützt. Er hatte sich in der Nähe von Port d'Espagne eine kleine Landwirthschaft angelegt, und beschloß nun, nur noch die volle Restitution seines durch den spanischen Korsaren von Portorico erlittenen Verlustes von mäßig gerechnet 100,000 spanischen Thalern abzuwarten, um dann in seine Heimath zurück zu kehren. Dazu hatte sich nähmlich gegründete Hoffnung gezeigt. Das englische Gouvernement hatte durch seine Minister in Madrid es endlich dahin gebracht, daß man volle Restitution aller seit 1804 von spanischen Korsaren genommenen und confiszirten Schiffe versprach, wenn die Besitzer sich mit authentischen Documenten legitimiren könnten; und in diesem Falle befand sich unser Landsmann. Obwohl er und seine Familie fortwährend kränkelte, und eine größere Sehnsucht als je nach seinem Vaterlande empfand, das er seit 22 Jahren nicht gesehen, so hatte er es sich doch zum Grundsatz gemacht, entweder reich oder gar nicht wieder zu kehren. Indeß sandte ihm die Universität St. Andrä in Edinburg taxfrey das Diplom der medicinischen Doctorwürde, da er seit 4 Jahren durch Pflanzensendungen um Großbritannien sich sehr verdient gemacht, volle Zeugniße seiner naturhistorischen und medicinischen Kenntniße vorlagen, und eine Abhandlung über die Hautkrankheiten in den tropischen Ländern und deren sicherste Kurart, und eine andere Abhandlung und Beschreibung aller medizinischen Pflanzen Westindiens ihn als denkenden Arzt auswiesen. Zugleich erhielt er das Diplom als correspondirendes Mitglied der Academie. In dieser Zeit machte er noch bedeutende Sendungen an Pflanzen und Samen nach England und Frankreich und machte Europa mit der Arracacha bekannt, ein Geschenk, welches im Archive schon ein Mahl besprochen ward, und das dereinst an ausgebreitetem Nutzen sich der Kartoffel an die Seite stellen dürfte. Seiner Gesundheit wegen, unternahm er noch eine Reise nach Nordamerika, auf welcher er allenthalben mit Achtung empfangen ward. Die pensylvanische Akademie der Wissenschaften zu Philadelphia gab ihm ein feyerliches Mahl und ernannte ihn feyerlich zu ihrem Ehrenmitgliede; ein gleiches that die marylandische Akademie der Wissenschaften zu Baltimore und in Washington erfreute er sich der wohlwollendsten Aufmerksamkeit des Präsidenten. Nachdem er von dieser Reise, auf welcher er wieder einen großen Theil von Nordamerika besucht, in Trinidad angekommen, entschloß er sich zu seiner letzten Reise in der neuen Welt, La Guayra, um von da nach Caracas und zur Liquidations-Commission nach Bogotta zu gehen, um daselbst seine colombischen Papiere und die Anforderung von 80,000 Pf. zu realisiren. Dann wollte er mit seinen Söhnen nach Österreich und Wien. Aber anders wollte es das Schicksal und der Tod überraschte ihn zu la Guayra, wo er im Hause eines deutschen Kaufmanns aus Heidelberg am 31. August 1824 starb und am 1. September unter Begleitung der angesehensten Fremden und Einwohner jenes Ortes höchst ehrenvoll beerdigt ward.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 25. März 1825.

(36)

Die Plaßer Denkmünzen.

Bey Denkmünzen ist es recht oft der Fall, daß sie weit mehr durch ihr Daseyn selbst, als durch die Veranlassung zu ihrer Verfertigung, sich empfehlen. Denn wenn gleich Numismatik und Historie Hand in Hand zu ihrem gemeinschaftlichen Ziele wandeln, so ist es doch vorzugsweise das erstere, was den Numismatiker und das zweyte, was den Historiker betrifft.

In die Classe solcher Stücke sind auch die Plaßer Denkmünzen zu versetzen. Sie wurden bey Gelegenheit der am 11. July 1688 unter dem Abte dieses ehemahligen Zisterzienser-Stiftes in Böhmen, Andreas Troier, (zugleich Visitator und Generalvikar in Böhmen, Mähren und in der Lausitz) — durch den Prager Herrn Fürsterzbischof Johann Friedrich Grafen von Waldstein vollzogenen Consecration jener Stiftskirche, und zwar mit zwey verschiedenen Stampiglien, in doppelter Größe geprägt.

Zwar wurden sie bereits von Hrn. Joseph Appel in seinem „Repertorium zur Münzkunde des Mittelalters und der neueren Zeit. Pesth. Hartleben. 1820 1. B. S. 409" beschrieben. Doch ist hierüber, — um Beirrungen vorzubauen, — folgendes nachzutragen.

Schon in der dortigen Aufschrift, soll es nicht heißen Andreas von Troyer, sondern wie auf den Münzen selbst und in allen seinen Actenstücken, bloß Andreas Troyer. Er stammte von Kralowitz in Böhmen ab. Ein Abkömmling des Stammes der Herren und Grafen von Troyer (und zwar Ferdinand,) war von 1747 bis 1759. Erzbischof in Ollmüz. (Cardinalis a Troyer, bey H. Appel S. 381.) — In der Randschrift bey Nr. 1 fehlt das hier vorkommende S. auf der Münze selbst, so wie in der Randschrift Nr. 2 das zweyte T. — welche beyde in dieser Beschreibung angeführten Buchstaben somit nicht nur ganz überflüssig, sondern auch ungemein sinnstörend sind. — Überhaupt sind die Legenden im genannten Werke hie und da sehr entstellt. Z. B. S. 287. Chlumzansky für Chlumczansky, Przestanolk für Przestawlk; interon für inthron. S. 411. Chlumezansky für Chlumczansky; Przestwalk für Przestawlk. S. 513. instrallatus für installatus u. s. w. während man es auch keinerdings begreifen kann, wie der daselbst angeführte, auf die Darstellung des Jesukindes bey den vormahligen Karmelitern in Prag geprägte Anhängpfennig, unserem Herrn Fürsterzbischof, P. T. zugeschrieben werden konnte! — Anstatt des bey Nr. 1. am Ende der Randschrift angebrachten Sternes, soll es heißen, ein Stern, d. h. auf der Münze selbst, indem laut der am Eingange jener Schrift vorkommenden Erklärung der Zeichen, der am Ende der Beschreibung einer Münze vorkommende Stern andeuten soll, daß dieselbe zu den ominösen gehöre, was aber bey diesen Plaßer-Stücken der Fall nicht ist, und selbst mit Rücksicht auf die Veranlassung zu ihrer Verfertigung, der Fall nicht seyn kann.

Sie wurden nicht nur in Silber, sondern auch in Gold geprägt. Die größeren Goldstücke (nach dem Münzmesser G. 22) wogen 10 Ducaten, die kleineren (G. 17.) fünf Ducaten S. Exc. der H. Graf Franz von Sternberg-Manderscheid in Prag, besitzt in seiner, in dieser Art einzigen Sammlung, das größere Stück Nr. 2. in Gold und in Silber, das kleinere Nr. 1. vor der Hand nur noch im Silber allein.

Ihre Anzahl muß nicht unbedeutend gewesen seyn, da laut einer vor nicht langer Zeit aufgefundenen umständlichen Nachricht darüber, — ohne der an besondere Gönner des Stiftes Plaß, wie auch an die Herren Äbte, Äbtissinnen, und Probste der übrigen Stifte dieses Ordens in Böhmen, Mähren und in der Lausitz, vertheilten Stücke zu geben-

ken, — der Herr Consecrator sechs größere von Gold, jeder seiner Herrn Assistenten ein kleineres von Gold, jeder Kapitularpriester dieses Stiftes, (deren es damahls gewöhnlich mehr als 50 gab), ein größeres, jeder Kleriker und Laybruder desselben aber, ein kleineres von Silber erhielt, durch welche sie später dann auch in fremde Hände gelangten. So viel uns bekannt, ist dieß das einzige Zisterzienser-Stift von den vielen in Böhmen, welches durch jene Stücke unsere vaterländischen, und selbst auch einige auswärtigen Münzsammlungen bereicherte. Man will wissen, daß auch in der Verlassenschaft des am 11. Jänner 1825 in Prag verstorbenen ehemahligen Kapitulars, Secretärs und Archivars in jenem Stifte, Herr Joseph Herrmann Scheppl, (dessen Erbe der K. k. Kreiscommissär, Herr J. G. W. geworden) nebst einigen Grießbeck'schen mehrere Exemplare solcher Plaßer-Denkmünzen vorgefunden wurden.

Polytechnische und merkantilische Neuigkeiten.

XVI. Lieferung.

Von Karl Karmarsch.

(Fortsetzung.)

Von der unlängst in den polytechn. Neuigk. erwähnten neuen Bewegungsmaschine des Engländers Brown ist nun die ausführliche Beschreibung bekannt geworden. Man ersieht daraus, daß von ihrer Brauchbarkeit und ihrem angeblichen großen Nutzen nicht sehr viel zu hoffen steht; ja es ist zu fürchten, daß bis jetzt die Maschine bloß ein Project, und ihre Ausführung ziemlich entfernt sey. Meine Leser werden dieses Urtheil schon bestätigt finden, wenn ich ihnen nur folgende kurze Übersicht des Mechanismus vorlege. Zwey mit Luft gefüllte Cylinder sind senkrecht neben einander aufgestellt, in sie wird brennbares Gas geleitet, welches man darin entzündet, um durch die Verbrennung einen luftleeren (oder vielmehr nur luftverdünnten) Raum hervorzubringen. Durch hinabgehende Röhren stehen die Cylinder mit einem Wasser-Reservoir in Verbindung, aus welchem das Wasser durch die erwähnte Verdünnung der Luft aufgesaugt wird. Oben fällt dasselbe in die Zellen eines oberschlächtigen Wasserrades, und setzt so eine beliebige, damit verbundene Maschinerie in Umtrieb. Wer sieht nicht auf den ersten Blick, daß die Wirkung dieses Mechanismus höchst langsam und unbedeutend seyn muß, da (um nur eines Umstandes zu gedenken) nie mehr als im günstigsten Falle 1/5 der atmosphärischen Luft in den Cylindern verbrannt werden kann, nähmlich das darin befindliche Sauerstoffgas. Ist nun gar das brennbare Gas nicht reines Hydrogen, so erzeugt sich überdem noch Kohlensäure, so daß die Luftverminderung sehr unbedeutend wird.

Der schon durch einige frühere Erfindungen (z. B. durch eine im Jahre 1820 ausschließend privilegirte Verbesserung im Baue der Schiffe) bekannte k. dänische Oberstlieutenant C. H. v. Stibolt, zu Essegg, hat gegen Ende des vorigen Jahres ein ausschl. Privilegium auf eine Compressionsmaschine von neuer Einrichtung erhalten. Da ich durch die zuvorkommende Bereitwilligkeit des Herrn v. Stibolt im Stande bin, meinen Lesern eine ausführlichere Nachricht hierüber mitzutheilen, so thue ich dieses, und zwar um so lieber, da in der That die in Rede stehende Maschine sowohl theoretisch interessant, als practisch vortheilhaft ist. Die Compressionsmaschine (Presse) des Hrn. v. St. biethet eine glückliche Anwendung des in England schon mehrmahl bey Buchdruckerpressen (wiewohl nicht ganz in dieser Art) benützten Principes dar, welches bis jetzt noch mit keinem eignen Nahmen bezeichnet wurde, sich aber durch wenig Worte deutlich machen läßt. Man denke sich zwey horizontale Stangen, deren jede an einem Ende mittelst eines Gewindes oder Charniers an einem Puncte festgemacht ist, und welche beyde an ihren gegeneinandergekehrten Enden unter einem stumpfen Winkel so vereinigt sind, daß sie eine Art von Knie bilden. Diese Vereinigung kann wieder mittelst eines Gewindes oder auf beliebige andere Art, muß aber immer so geschehen, daß die Stangen ihre Beweglichkeit behalten. Wenn unter diesen Umständen irgend eine Kraft so auf die Stangen wirkt, daß sie dieselben in eine fortlaufende Linie zu bringen, und also das Knie gerade zu biegen trachtet; so müssen nothwendiger Weise die Befestigungspuncte der Stangen von einander sich entfernen; und die Gewalt, mit der dieses geschieht, hängt außer der angewendeten Kraft noch von dem Winkel ab, unter welchem die Stangen gegeneinander sich befinden. Je größer dieser Winkel ist; je näher also die Richtung der Stangen der geraden Linie kommt, desto größer ist der Effect, welchen eine gleiche bewegende Kraft hervorbringt. Der Druck, welchen die Befestigungspuncte der Stangen gegen irgend einen ihnen dargebothenen Körper ausüben, wächst mithin fortwährend vom Anfange der Bewegung bis an ihr Ende; ein z. B. zum Auspressen der Öhle äußerst zweckmäßiger und günstiger Umstand. Dieses Princip hat Hr. v. St. auf eine sehr sinnreiche Art so benützt, daß in zwey Öhlladen das Auspressen zugleich geschieht. Die Bewegung wird durch eine Kurbel mittelst verzahnter Räder und Stangen hervorgebracht; man ist im Stande, die Presse so zu construiren, daß ihr Druck sich zuletzt bis auf 13180 Centner vermehrt. Dabey sind zu einer Pressung,

wenn die Kurbel in jeder Sekunde einmahl umgedreht wird 9 Minuten, 22 Sekunden erforderlich. — Die Vortheile welche diese Preßmaschine gegen die gewöhnlichen Pressen gewährt, bestehen vorzüglich in folgenden Puncten. 1) Daß der Druck (wie bereits erwähnt) stets zunimmt. 2) Daß sie, absolut genommen, einen größern Druck hervorzubringen vermag, als eine der gewöhnlichen Pressen, wenn man der letztern nicht etwa übermäßig verstärkte Dimensionen geben will. 3) Daß beym Gebrauch dieser Maschine keine Erschütterung entsteht (wie z. B. bey den gemeinen Öhlpressen durch das Einschlagen des Keils). 4) Daß sie weniger Raum einnimmt und weniger kostet als eine Presse von gewöhnlicher Einrichtung. Obwohl die Anwendung dieser Compressionsmaschine sich auf alle Zwecke erstreckt, zu welchen ein großer Druck erfordert wird, so schlägt der Hr. Erfinder sie doch insbesondere zu Öhl-, Wein-, Wachs-, und Tuchpressen vor. Personen, welche eine solche Presse sich anzuschaffen wünschen, belieben sich in portofreyen Briefen nach Esse g g an Hrn. von Stibolt selbst zu wenden, welcher gegen billige Entschädigung die nöthigen Zeichnungen nebst Beschreibungen und allem Nöthigen verabfolgen wird. Eine doppelte Presse für Öhl wird ungefähr 300 fl. Conv. Münze kosten, und eine einfache (mit einer einzigen Öhllade) 260 fl. C. M. Erstere wird täglich beyläufig 400 Pfund Öhl auspressen können, die einfache aber nur die Hälfte.

(Der Beschluß folgt).

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war auf den friaulischen Patriarchen Johannes ein gewisser Petrus gefolgt. (678 — 711) Dieser soll ebenfalls eine Synode gehalten haben, darin der fünften allgemeinen Kirchenversammlung aus Unkenntniß des rechten Glaubens widersprochen wurde. Allein Papst Sergius soll diese Versammlung sammt dem Patriarchen Petrus durch seine Ermahnungen dahin vermocht haben, daß sie sich dem Ansehen des römischen Stuhles unterwarfen und mit der allgemeinen Kirche vereinigten. Petrus saß 15 Jahre auf dem Patriarchen-Stuhle Aquilejas. *) Auf den herzoglichen Statthalter Ado in Friaul folgte Herzog Ferdulf, ein Ligurier, ein leichtsinniger, aufgeblasener Mann. Er dürstete nach dem Ruhme, ein Besieger der Slaven zu heißen und bereitete sich und den Friaulern eben dadurch großes Unheil. Er spendete nähmlich Belohnung an einige Slaven aus dafür, daß sie ein slavisches Heer zum Einfalle in Friaul bewegen möchten, was denn auch geschah. Eben damahls waren einige Räuber slavischer Nation über eine Herde Schafe, die an der Gränze weideten und über deren Hüther hergefallen, und hatten einige Beute davon getrieben. Der Schultheis des Ortes, ein vornehmer, an Geistes- und Leibes-Kräften gewaltiger Mann, hatte sie zwar verfolgt aber nicht einhohlen können. Als dieser von der Verfolgung der slavischen Schafdiebe heimkehrte, ging ihm Herzog Ferdulf entgegen und fragte ihn, was mit den Räubern geschehen sey? Argaid (rüstig oder thätig, der der Ruhe feind, rastlos) so hieß der Schultheis, antwortete, sie seyen entflohen. — Hierauf fuhr ihn Ferdulf zornig an. Wenn wird man wohl von dir einmahl eine männliche That sehen, da du die Faulheit in deinem Nahmen trägst? Dieß brachte den Schultheis, der einer der tapfersten Männer war, in die Hitze und er entgegnete: Gott gebe es, daß wir beyde, ich und du, Ferdulf, nicht eher aus dieser Welt gehen, als bis man gesehen, wer von uns mehr den Nahmen Arga (träg, faul, feig) verdient? Wenige Tage darauf, als diese sich mit derley schimpflichen Worten begegnet, ereignete es sich, daß sich das Heer der Slaven, wofür Ferdulf Belohnung ausgespendet, der friaulischen Gränze näherte. Sie lagerten sich auf dem höchsten Gipfel eines Berges, der von allen Seiten schwer zugänglich war. Als nun Ferdulf mit seinen Streitern dort angelangt war und eben den Berg umritt, um irgendwo einen zum Angriffe bequemen Platz ausfindig zu machen, redete ihn der obengedachte Schultheis also an: „Du wirst dich erinnern, Herzog Ferdulf, daß du mich vor nicht langer Zeit träg und unbrauchbar gescholten und Arga, einen Faullenzer genannt hast. Nun möge der Zorn Gottes denjenigen treffen, der von uns beyden später oben bey den Slaven ist!! Sagt es, gibt seinem Pferde die Sporn und jagt über Fels und Gehölz, wo der Weg recht beschwert war, hinauf, gegen das Lager der Slaven. Ferdulf, der sichs zur Schande rechnete, wenn er nicht auf eben dem beschwerlichen Wege die Slaven angriffe, folgt ihm über Stock und Stein und das Heer, daß sich schämte, dem Anführer nicht zu folgen, ihm nach. — Als nun die Slaven das friaulische Kriegsvolk von dieser rauhen Seite herankommen sahen, bereiteten sie sich zum männlichen Empfange, vertheidigten sich mehr mit Steinen und Hacken als mit Waffen, warfen und rießen die Reiter von dem Pferde herab, erschlugen Alles und siegten nicht so durch ihre Stärke, als durch diesen unglückseligen Wetteifer des Herzogs mit dem Schultheis. Der ganze Adel Friauls, Ferdulf und, der ihn gleichsam herausgefordert hatte, blieben in dieser Schlacht. An jenem Tage kamen überhaupt durch einen unglücklichen Wettstreit, durch einen unklugen Angriff so viel tapfere Männer um, als bey einmüthiger und kluger Anführung hinreichend gewesen wären, um Tausende der

*) Paul Diac. lib. 5. c. 39 l. 6. c. 14 et Bellonus apud Muratori.

Feinde zu erlegen. Ein einziger Longobarde, Nahmens Munichis, der Vater des nachmahligen Herzogs von Friaul und des Grafen Ursus von Ceneda, kam durch seine unerhörte Tapferkeit und männliche Entschlossenheit mit dem Leben davon. Als er nähmlich vom Pferde herabgeworfen und von einem Slaven angefallen wurde, der ihm die Hände mit einem Stricke zusammenband, entriß er diesem mit gebundenen Händen die Lanze, stieß sie ihm in den Leib, stürzte sich gebunden, wie er war, über das scharfe Gestein herab und entkam glücklich.

Hierauf wurde ein gewisser Corvulus als Herzog von Friaul eingesetzt, der aber eben nicht lange regierte, denn er verging sich gegen den König, wurde geblendet und endete sein Leben in Schmach. Nach ihm gelangte (705) Pemmo zur friaulischen Herzogswürde, ein edelsinniger, dem Lande sehr nützlicher Herr. Sein Vater war von Belluno. Wegen eines Aufstandes, den er daselbst veranlaßt, war er nach Friaul gekommen und lebte daselbst ruhig. Dieser Pemmo hatte eine gewisse Ratberge zur Gemahlinn. Diese weil sie nicht schön von Gesicht war, hatte ihren Gemahl schon oft gebethen, sie zu verstoßen und eine andere Frau zu nehmen, die eines solchen Fürsten würdiger wäre. Allein Pemmo war ein vernünftiger Mann und versicherte ihr, daß sie ihm gerade ob ihrer tugendhaften Sitten, ob ihrer Demuth, Bescheidenheit und Züchtigkeit weit mehr gefiele als jede andere Frau von seltener Körperschönheit. Von dieser Gemahlinn erhielt Pemmo 3 Söhne, den Ratchis, Raichait und Aistulf, drey tapfere Biedermänner, deren Geburt die demüthige Mutter zu Ehre und Ruhm erhöhte. Dieser Herzog Pemmo nahm sich dergestalt der Kinder jener in obgemeldeter Schlacht gefallenen friaulischen Edlen an, daß er sie wie seine eigenen Söhne hielt *)

An die Stelle des Patriarchen Petrus war Serenus gekommen (711 — 722 oder 726) ein guter frommer Mann voll Sitteneinfalt und Eifer im Gottesdienste. Papst Gregor II. schickte ihm auf Verwenden des Königs Luitprand das Pallium, welches seit der Wiederherstellung des aquilejischen Bisthums keiner seiner Vorfahren erhalten konnte. Demselben war jedoch die Weisung beygefügt, in fremde Rechte nicht einzugreifen, nicht frevelhaft sich fremder Gerichtsbarkeit anzumassen, sondern mit dem zufrieden zu seyn, was er bisher besessen habe. *) Von dem an gab es also mit Bewilligung des römischen Stuhles zwey rechtmäßige Metropoliten; die Erzdiözes Aquileja war in zwey Theile, in zwey Erzkirchen getheilt, und jeder Metropolit hatte seinen angewiesenen Sprengel. Istrien und das Ufer-Venezien gehorchten dem Patriarchen von Grado; das festländische oder longobardische Venezien dem Patriarchen von Alt-Aquileja, der auch von der Provinz oder Stadt Friaul der friaulische Bischof genannt wurde. *) Diese Theilung mochte indessen nur für die Zeit ihre guten Dienste thun, als der Friede mit dem Exarchate ungetrübt blieb. Bey der ersten Eroberung von Seiten der Longobarden oder Griechen war nichts natürlicher, als daß die Kirchen in den eroberten Gegenden entweder zu dem einen oder andern Sprengel hingezogen wurden. Und wie leicht war dieß bey der Vergrößerungssucht und kriegerischen Stimmung der Longobarden der Fall, besonders in Ansehung Istriens! Darum mußte Papst Gregorius II. demselben Serenus, dem er das Pallium verliehen hatte, schon einen Verweis wegen Eingriffen in die Gerichtsbarkeit des gradischen Patriarchen geben und die istrischen Bischöfe beruhigen, welche sich deßhalb zu Rom beklagt hatten **). Als der Patriarch Serenus gestorben war, erhielt Calistus bisher Archidiacon von Treviso, mit Gutheißung Königs Luitbrand das altaquilejische Patriarchat. (722 — 762) Auch er eignete sich mehrere Orte zu, welche eigentlich zum erzbischöflichen Sprengel von Grado gehörten und wurde deßhalb von Papst Gregor dem III. zur Verantwortung und zur Wiedererstattung verhalten, wie aus folgendem Schreiben erhellet:

Gregor, Knecht der Knechte Gottes u. s. w. Drey Jahre seit dem Tode unsers Vorfahrers sind verflossen u. s. w. Wir haben nähmlich vernommen, wie daß du von der Habsucht verblendet, unrechtmäßig in gewisse Besitzungen mit Nahmen Centenatia und Musiones (Punta della bisana e chuggia) eingefallen bist, welche dem Kloster zu unserer lieben Frau auf der Insel Barbana seit alter Zeit rechtmäßig gehören und der Gerichtsbarkeit der Kirche auf Grado bisher unterstanden. Da es Niemanden, am wenigsten Priestern erlaubt ist, in fremdes Eigenthum einzugreifen, weil dieß Gott zuwider, so befehlen wir dir im Nahmen des Fürsten-Apostels des h. Petrus, den unser Herr und Erlöser die Macht zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden verliehen, daß du alles dasjenige, welches du dir widerrechtlich zuzueignen gewagt, mit allem Zugehör dem Patriarchen von Grado zurückstellest, zu dessen Kirchensprengel es zu gehören scheint; denn wisse, daß im Falle du diesen Befehl nicht achtest und die Zurückgabe fremden Eigenthumes verschiebest, du von dem apostolischen Stuhle verurtheilet und bestrafet werden wirst, falls du schuldig befunden worden. *)

(Der Beschluß folgt).

*) Paul Diac. lib. 6. c. 24. 25. 26.

**) Chron. n. 3. in append. apud de Rub. et Dandal. lib 7. c. 2.

*) De Rubeis. c. 36.

**) Dandol. lib. 7. cap. 2.

***) De Rubeis. c. 37.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 28. März 1825.

Vortrag Sr. Excellenz des k. k. Herrn Hofkanzlers, Ober-Curators der ersten österr. Spar-Casse, Peter Grafen von Goeß rc. rc. in der Versammlung des großen Ausschußes der ersten österr. Spar-Casse, am 10. Februar 1825.

Immer waren wir bedacht, unsere periodischen Hauptversammlungen, so viel möglich, mit den beyden jährlichen Feyern in Verbindung zu bringen, welche sich auf die geheiligte Person unsers allergnädigsten Kaisers und Landesvaters beziehen.

Höchst erfreulich ist es mir, bey der übermorgen eintretenden hohen Geburtsfeyer Sr. Majestät, dem Vereine die Bekanntmachung des Abschlußes und die Darstellung des Zustandes unseres Institutes für das letztverflossene Jahr 1824 zu eröffnen.

An diesem festlichen Tage — dem 12. Februar dieses Jahres — beginnt überdieß, wie bereits am 4. October 1824, der fünften Jahresfeyer seit der Entstehung der ersten österr. Spar-Casse, angekündet wurde, durch dieselbe auch die Wirksamkeit einer Versorgungs-Anstalt für alle Unterthanen des österreichischen Kaiserstaates.

Dem Wahlspruche unseres Vereines gemäß: „Für Gott, Landesfürst und Vaterland!" wird daher übermorgen um acht Uhr früh der hochwürdigste Herr Fürst-Erzbischof, nach inbrünstigem Gebethe in heiliger Messe zu St. Peter für das Wohl des erhabensten Monarchen und Allerhöchstdesselben durchlauchtigsten Hauses, auch den göttlichen Schutz und Segen für die zwey menschenfreundlichen Institute anrufen, — damit durch die Spar-Casse die wichtigen Zwecke redlicher Emsigkeit, gesicherter Sittlichkeit und guter Ordnung befördert, — durch die Versorgungs-Anstalt jedem Unterthane der österreichischen Kaiser-Monarchie die gefahrlose und lohnende Verwendung der Ersparniße für sich und die Seinigen erleichtert, — durch beyde die Bande der öffentlichen Gesellschaft enger verschlungen, Beruhigung und Zufriedenheit der Einzelnen und der Familien auch auf diesem Wege verbreitet werden.

Der Stand des Institutes, und dessen glückliches Fortschreiten, ist aus den erschienenen drey Ausweisen Nr. I. II. III. ersichtlich. Unverkennbar geht daraus hervor, daß dasselbe, bey stiller Anspruchlosigkeit, immer ergiebiger in das Leben einwirke. Die Resultate des Monaths Jänner 1825, welche jene jedes einzelnen Monaths des Jahres 1824 noch weit übertreffen, sind dafür ein neuer Beleg.

Hypotheken mit jener Sicherheit, welche die strengen Grundsätze unsers Institutes erfordern, waren nicht zahlreich genug angebothen worden; es konnten daher nur verhältnißmäßig weniger Summen auf diese Art verwendet werden.

Große Erleichterung für die Spar-Casse in der steten unverbrüchlichen Sorge, mit ihrem Casse-Stande ordentlich, sicher und gemeinnützig zu gebaren, ließe sich hoffen, wenn Credit- und Hypotheken-Vereine bald ins Leben treten dürften.

Bereitwillig und sorgfältig ergreift inzwischen die Anstalt jedes zweckmäßige Mittel, die ihr eigenthümlichen, oder ihr anvertrauten Summen, dem Geiste ihrer Grundsätze entsprechend, inner den Gränzen der österreichischen Staaten, mit sichern, wenn gleich mäßigen Zinsen zu verwenden.

Willkommen mußte ihr der Ankauf eines eigenen Hauses seyn, wodurch sie ein bedeutendes Capital auf gute und gewisse Zinsen anlegt, und zugleich dem von großen Ausschuße bereits vor geraumer Zeit anerkannten Bedürfniße verdoppelter Sicherheit der Cassen und einer den vermehrten Geschäften zusagenden erweiterten Unterkunft Abhülfe gewährt hat.

Eben so war es erfreulich, der Gemeinde Leopoldstadt, durch Darleihung einer Summe von 65,000 fl. C. M.

zum Bau ihres Gemeindehauses, einen sprechenden Beweis aufrichtigen Anerkenntnißes des bleibenden Verdienstes geben zu können, daß in ihrer Mitte, und durch ihre Mitwirkung die erste Spar-Casse in Österreich errichtet wurde.

Je größer der Erfolg unsers Institutes ist, um so mächtiger finden wir uns aufgefordert, bey treuer Erfüllung unserer Verwaltungs-Pflichten, den für moralisches und gemeinwichtiges Gute ausgestreuten Samen immer mehr und mehr zu veredeln. In diesem Streben werden wir kräftigst unterstützt werden, wenn die biederen Bewohner der österreichischen Provinzen, mit dem, wie wir hoffen dürfen, nicht unverdienten Vertrauen, an der neu errichteten Versorgungs-Anstalt lebhaften Antheil nehmen; jeder Erleger wird neben den Vortheilen, welche er unmittelbar selbst zu erwarten hat, zugleich für das öffentliche Wohl nützlich, in so ferne bey der Verwaltung durch unsern Verein nichts für die Mitglieder desselben, sondern statutenmäßig ein Gewinn nur für bleibend wohlthätige Zwecke erworben wird.

Die wichtigeren Verhandlungen im Laufe des letztverflossenen Jahres werden Ihnen nun actenmäßig vorgelegt, die betreffenden Protokolls-Anszüge vorgelesen und endlich die vorgeschriebenen jährlichen Wahlen für die Verwaltung der Spar-Casse vorgenommen werden.

Die Resultate dieser letzteren Nr. IV., sammt den zur Administration der allgemeinen Versorgungs-Anstalt bestellten Mitgliedern Nr. V., können dann sogleich zur öffentlichen Kenntniß gelangen.

Wir schreiten bereits in der neunten Jahres-Periode vorwärts; und neue Pflichten erwarten uns.

Mit des Himmels Hülfe wird unser erweitertes Institut fernerhin gesegnet, ohne Glanz zu suchen, im festen Gange und reinem Streben, seinen Statuten getreu, immer möglichst heilsam wirken, echtes Wohl verbreiten, somit unsers allergnädigsten Kaisers und Herrn landesväterliche Zufriedenheit erhöhen, und dem Wahlspruche nachkommen: „Für Gott, Landesfürst und Vaterland!“

(Die Fortsetzung folgt).

Das k. k. Lust-Schloß Hof, und Jagd-Schloß Nieder Weiden in Oesterreich.

V. Georg v. Gyurikovits, Senator der k. Hauptst. Preßburg.

Das Lust-Schloß Hof, gemeiniglich Schloß-Hof zwey Meilen von Preßburg entfernt, liegt in Österreich im Viertel unter dem Manhardsberg, hart an der ungarischen Gränze im Südosten des weiten Marchfeldes, (jenes, wie in seinem Ottokar, Grillparzer es mit Recht nannte, „Schlachtfeldes, wie sich leicht kein zweytes findet, doch auch ein Erntefeld, Gott seys gedankt,“) auf einer geringen Erhöhung, zwischen dem Marchflusse und Stempferbache. Der Marchfluß, welcher Österreich von Ungarn scheidet, fließt hier vorbey, und gibt diesem Orte eine angenehme Lage. Die beyderseitigen flachen Ufer jedoch, die unverhältnißmäßige Breite, und die fehlerhafte Mündung desselben, verursachen zahllose Überschwemmungen in der umliegenden Gegend. Die lange, bequeme, und dauerhafte Brücke, welche zwischen Hof und Neudorf über die March geschlagen ist, und Ungarn mit Österreich vereinigt, führt die Reisenden von Preßburg über Neudorf, allwo ein k. k. Gränzzollamt, und eine Fürstlich Palffysche Brücken-Mauth sich befindet, nach dem Lust-Schloß und ins Marchfeld. Dieselbe ist wegen Beförderung des Commerzes und Bequemlichkeit der Reisenden auf Veranstaltung der K. K. Maria Theresia im Jahre 1771 erbaut. Zum Andenken hat man aus Dankbarkeit auf dem Neudorfer Damme am Anfang der Brücke ein Monument errichtet, welches eine Tafel von rothem Marmor, und folgende Inschrift mit goldenen Buchstaben enthaltet:

Mar. Theres. Aug. ob Austriam Publici Commeatus Caussa Hungariae ponte junctam M. DCC. LXXI.

Im Jahre 1809 den 29. Jänner ward die Brücke von der erschrecklich zerstörenden Überschwemmung der Donau, durch welche der schwächere March-Fluß zurückgedrängt, und mit Eismassen überzogen war, mit reissender Gewalt zerrissen, und bis Hochstetten, marchaufwärts fortgeschwemmt. Diese mit der Schloßhofer Herrschaft gemeinschaftliche Brücke lag bis zum Jahre 1813 ganz darnieder, so, daß wegen dem gehemmten Übergang über die March bey Neudorf, die meisten Reisenden und Frachtwägen einen großen Umweg über Stampfen und Marcheck machen mußten. Erst im Sommer desselben Jahres hat der Fürst Carl Palffy ungarischer Reichs-Kanzler, und Besitzer der Thebner Herrschaft, wozu die Hälfte der March gehöret, durch den regen Eifer des Güter-Regenten Nik. v. Lacsny binnen 6 Wochen eine herrliche, sehr feste, 150 Klafter lange Brücke, mit einem Kostenaufwande von 102,000 Gulden hergestellt. Zwischen der Brücke und dem Schloß ist auf dem öster. Boden über die nieder liegenden Wiesen ein 900 Klafter langer mit Bäumen bepflanzter Damm errichtet, über den die Chaussée führt.

Das Lust-Schloß ist ein regelmäßiges, zwey Stockwerke hohes, mit Pracht in die Augen fallendes Gebäude, liegt auf einer kleinen Anhöhe, zählt 389 Fenster, und gewährt beym Genuße der stillsten ruhigsten Einsamkeit die reitzendste Aussicht. Man findet hier mehrere in chinesischer Manier meublirte Zimmer. Darunter machte auf mich ein

niedliches kleines Studierkabinet des großen Eugen von Savoyen eine besonders angenehme Wirkung. Es ist in der größten Einsamkeit und in der Mitte des Schlosses angebracht, von welcher die reitzendste Aussicht in den Garten, und auf das Thebner Gebirge ist. Hier wird dem Neugierigen der Schreibkasten gezeigt, dessen sich der Prinz bediente. Man sieht in den Zimmern und Cabineten auf der Südseite viele große Familien-Gemählde des Durchlauchtigsten Kaiserhauses, einen sehr geräumigen hohen Saal nebst einer prächtig vergoldeten und marmorirten Salaterena. Die Spiegel, welche die Zimmer zieren, sind überaus hoch, alle aus Venedig, und jeder davon soll 1000 Thaler gekostet haben. In einem Zimmer steht ein purpurrother weißgesprengter Kamin, der zwanzigtausend Gulden kostete. Die Kapelle ist auch kostbar; rechter Hand steht in selber ein Monument im schwarzen Marmor mit goldenen Buchstaben, und zeigt an, daß im Jahre 1766 der k. pohlnische und chursächsische Prinz Clemens Bischof von Freysingen, nachmahls Churfürst von Trier, die Erzherzogin Christiana mit seinem Bruder Albert dem Prinzen von Sachsen Teschen in dieser Kapelle getrauet habe.

Nichts kann der Herrlichkeit der Aussichten gleichen, welche die Lage des Schlosses dem Auge gewährt. Demselben zur Seite wo sich diesen Gegenden die Morgensonne zuerst ankündigt, erblickt man den Garten mit schattenreichen Alleen nach der Länge und Breite durchschnitten; außer demselben ist die Aussicht von dem Schlosse, und dem Garten-Parterre über die in einem lebhaften Gemählde ausgebreitete Gegend, über Fluren, Wiesen, Gewässer, über die lange Neudorfer Brücke und Damm, über das Ufer der March, und die Gebirge so entzückend, als unerwartet; gegen Süden und Osten liegt sehr mahlerisch die, mit einem Zaubergehölze gekrönte ganze Bergreihe von Haimburg, über Theben, Blumenau, Wisternitz, Marienthal, Ballenstein, bis zur Kuchler Wisoka mit vier mächtigen Burg-Ruinen vor uns ausgegossen; gegen Westen und Norden öffnet sich mit einem Mahle die Aussicht auf die österreichische fruchtbare Ebene, Marchfeld genannt, welche mit den unzähligen Dörfern besäet, mit üppigsten Donau- und March-Auen begränzt, und in der Nähe des Schlosses mit grünen Wiesen geschmückt ist.

Der Erbauer des prächtigen Schlosses war der Wiederhersteller Österreichs, der als Feldherr, Staatsmann, Freund der Wissenschaft und Kunst, gleich große Eugen von Savoyen. Er verwendete viele Tausende darauf, um sich einen reitzenden Aufenthalt zu schaffen. Hier lebte er in Friedenszeit als ein Privatmann, widmete sich den Wissenschaften, der Kunst und der Ökonomie, auf deren Aufnahme und Vervollkommnung er große Summen verwendete. Nach dem Tode des Prinzen Eugenius hat das Schloß nebst den umliegenden Dorfschaften seine Tante eine Prinzessin aus dem Hause Savoyen geerbt, und solches ihrem Gemahl dem Prinzen Joseph von Hildburgshausen zugebracht, welcher es bis 1754 besaß. In diesem Jahre gab der Prinz dem ganzen k. k. Hofe allhier ein sehr prächtiges Festin, das ihm über sechzig tausend Gulden zu stehen kam; bey dieser Gelegenheit gefiel dem Kaiser Franz I. dieß Lust-Schloß ungemein wohl, so, daß er beschloß, selbes dem Prinzen für eine große Summe abzukaufen. Seit dieser Zeit, da es dem kais. Hofe angehört, sind noch viele Tausende darauf verwendet worden. Zu Kaiser Franz des I. Maria Theresia, und Josephs II. Zeiten war es der Sitz tausendfältiger Freuden, und der Lieblings-Pallast des allerhöchsten Hofes, zur Sommerszeit besuchte es der Adel Preßburgs, und die gebildetere Classe stark und sehr oft. In unsern Zeiten pflegt der kaiserliche Hof sich jeden Herbst allhier mit der Fasanen-Jagd zu ergötzen.

Der Garten ist ebenfalls überaus kostbar auf französische Art angelegt, und hat viel Ähnlichkeit mit dem Belvedere-Garten am Rennweg in Wien. Eine hohe Mauer schließt ihn ein, an welcher drey Eingänge angebracht sind und jedes Thor von diesen, das von Eisen ist, hat fünfzehen Tausend Gulden gekostet. Der Garten selbst hat drey Terassen, 3 Fontainen, und 2 Cascaden, die mit kunstreichen Statuen und Vasen besetzt sind. Die 4 gegitterten Lusthäuser und Berceaus sind niedlich angelegt, und mögen beynahe 8000 Ducaten gekostet haben. Der Garten bildet anfangs einen gelinden Abhang, und ist hier ganz ohne Bäume, um dem Pallaste die Aussicht nicht zu rauben, wohl aber mit Blumenbeten, verschnittenen Spalieren, und steinernen Statuen geziert. Am Fuße der Anhöhe gehen die belaubten Gänge, welche aus Reihen von wilden Castanien und Linden Bäumen bestehen, besonders an schwülen Tagen dem Wandelnden erquickende Kühlung.

Der Hof des Lust-Schlosses ist sehr geräumig, und mit einer Ballustrade abgesondert, auf welchem große Gruppen und Vasen stehen. Er ist mit schönen Lindenbaum-Alleen und auf beyden Seiten mit Gebäuden besetzt, wo ehedem Wohnungen für die Haus-Officiere waren, nun aber ist darin die k. Beschäll-Anstalt, zur Veredlung und Ausbreitung der inländischen Pferdezucht. Links demselben war ein kleines Komödienhaus, und hinten ein Thiergarten. In der Mitte des Hofes sieht man eine große Fontaine, wo das Wasser 6 Klafter hoch sprang. Von da rann es kaskadenmäßig in ein Bassin, in welchem zwey große Meerpferde angebracht sind. Von da war das Wasser im Garten zu den da befindlichen Fontainen und Cascaden geleitet. Hier bey die-

sem Wasser-Bassin ist der Haupteingang, und hier muß man eintreten, wenn man das Ganze nach seiner eigentlichen Richtung übersehen will.

Der Anfang dieser Wasserleitung war in zwey wasserreichen Teichen ober dem Dorfe Kroissenbrunn. Da aber dieselben viel tiefer liegen; so wurde das Wasser mittelst eines unterirdischen Canals in das unter der Kroissenbrunner-Anhöhe ausgegrabene Behältniß geleitet, aus diesem mittelst einer Maschine, so vom Winde auf Art einer Windmühle getrieben wurde, in die Höhe gehoben, und in die auf der Höhe des Hügels angebrachten Röhren und Brunnstuben, die noch heutigen Tages an der Straße zu sehen sind, geleitet. Der geradeaus von Schloß-Hof nach Kroissenbrunn zwischen Äckern fortgehende Fahrtweg berührt den leitenden Canal; die Wasserleitung ist jedoch eingegangen.

Außer dem Lust-Schloß und den Beschäller-Stallungen befindet sich in Schloß-Hof ein Bräuhaus, ein Gasthaus, eine Gärtners- eine Verwalters-Wohnung, und ein ansehnlicher Korn-Speicher.

Gleich hinter den Stallungen geht eine bey einer halben Stunde lange, aus wilden Castanien, Rusten- und Linden bestehende Allee bis nach Nieder-Weiden. Sie erhebt sich in ihrem Laufe mit dem Schloß-Hügel links von der über Kroissenbrunn führenden Comerzial-Straße, durchstreift eine fruchtbare anmuthige Ebene, zieht sich bis zum Nieder-Weidner Käserhof, und gibt der ganzen ohnehin mit vielen Dörfern und Schlössern besetzten Gegend ein blühendes Ansehen, besonders weil sie gut gepflegt, und die ausgedorten Stämme mit jungen Bäumchen ersetzt werden. Ihre kühlende Schatten halten die brennende Sonnenhitze sehr wohlthätig ab, und gestatten nur den sanften Winden freyen Durchzug. Ihr Daseyn verdankt sie ebenfalls dem Prinzen Eugen.

Am Fuße des Hügels in der Hälfte der Allee setzt man über den von Lasee herschleichenden Stempferbach, der seine trägen Wellen unter Mark-Hof in die March trägt; und wie man die steinerne Brücke passirt hat, wendet sich rechts von der Allee, über die Felder der nach Engelhardsstätten, und Eckardsau führende Fahrtweg, auf welchen man zwischen Remisen, bey dem kaiserl. Fasangarten und Niederweidner Wirthshaus zu dem kaiserlichen Jagd-Schloß Nieder-Weiden, oder Weiden gelangt.

Dieses ist ebenfalls niedlich gebaut, und pranget mit einer kostbaren Meublirung nach chinesischer Art. Es steht zwar an Pracht und Weitläuftigkeit der Gebäude, Schloßhof weit nach, allein seine Bestimmung erfordert eben diesen leichten Styl, und der herrliche Lustwald macht es zu einem wahren Göttersitz. Der geräumige Saal ist eine wahre Augenweide, vor seinen Fenstern steht eine herrliche Aussicht auf das Thebner Gebirge, Donau-Auen, u. s. w. offen. Jedoch die Gegend um Niederweiden läßt sich nicht leicht aus einem Gesichtspuncte so auffassen, als man sie von Schloßhof sieht. Nicht fern hievon liegen die zu der Familien-Herrschaft gehörigen Örter: Engelhardsstätten, Stapfenreit, Loimersdorf, Witzelsdorf, Eckartsau, hinter diesem prangen dichte hochstämmige Auen, an welche vorüber sich die Donau in ihren mannigfaltigen Krümmungen den Heimburger und Thebner Bergen zu windet, und welche die freye Aussicht auf die am jenseitigen Ufer liegenden Örter bis auf die Thurmspitzen verbergen. Der Wald, so das Schloß umgibt, ist eingefangen, und voll Fasanen. Auch in diesem Walde sind sehr viele angenehme Plätze und Alleen angelegt worden, bald erblickt man hier ein dunkles Gebüsch, bald ein offenes Garten-Theater, Lusthäuser, und andere Annehmlichkeiten der Natur wechseln hier ab, und erquicken das Auge. Der Länge nach ist eine große Kastanien-Allee gezogen, die von dem Jagdschloß zum Käserhof führt. Seit undenklichen Zeiten ist dieses Schloß vorzüglich wegen der Fasanen-Jagd, wozu es die bequemste Lage hat, besucht worden. Im Herbst wird es von dem allerhöchsten Hofe wegen den Jagd-Lustbarkeiten bewohnt.

Von der Geschichte des Schlosses Nieder-Weiden ist mir nicht mehr bekannt, als daß selbes schon im XV. Jahrhundert existirte. Dieß erhellt aus jener Urkunde, welche Wanko von Rachmanau über den mit der Stadt Preßburg abgeschlossenen Waffenstillstandes-Vertrag zu Niederweiden am 24. July 1449 ausgestellt hat, in welcher des Schlosses Nieder-Weiden ausdrückliche Erwähnung geschieht. Da sie den Geschichtschreibern ganz unbekannt ist, so halte ich es für nicht überflüssig, den ganzen Inhalt derselben hier einzuschalten. Sie lautet also:

„Ich Wanko von Rachmanaw gesessen auf Niderweiden bekenne und thu kunt öffentlich mit dem Brief, daß ich mit den Erbern und Weisen, dem Richter, Ratt, und ganzen Gemein arm und reich der Stadt zu Prespurg, auch mit den Juden daselbst in einen trewen kristenlichen Frid getreten bin für mich, und all die mein und für den Edelen Herrn Jon von Sand Miklas, Herr auf den ungerischen Stetten und Hauptlewten daselbit, und auch für allen unsern Mithelfern und Posodkenn, die auf unsern Thall sind mit samt den Schlos Niederweiden in kraft des Briefes in solicher Mas, so ich, oder die unser Tall solichen Frid nicht halten wolten, so soll ich obgenannter Wanko von Rachenaw den egenennten dem Richter, Ratt, und ganzen gemein Stadt zu Prespurg mit einen offenen gewöhnlichen Brief ein Moned fürhin das

zu wissen tun, und das selbig Moneb nach datum des Briefs soll demnach ganz und gar in dem kristenlichen Frid trewlich und ungeuerlich stehen, als oben beredt ist; das alles obbeschriebene versprich ich bey meinen trewen und eren trewlich und ungeuerlich für mich und all die mein, auch für allen unsern Tall zu halten ungebrochen. Mit Urkunt des Briefes mit meinen aufgedruckten Insigel, der geben ist zu Nidernweiden an Sand Jakubstag des heiligen Zwelfpoten Anno Domini Millesimo quadringentesimo quadragesimo nono." Auf dem beygedruckten Sigill ließt man diese Epigraph: S. Wankoni † Rachman. †

Da der Besuch dieser kaiserlichen Patrimonial-Besitzungen für mich sehr interessant ist, so wiederhohle ich denselben seit vielen Jahren jeden Sommer. Der Ausflug geschieht gewöhnlich zu Fuß an einem schönen Sommermorgen früh von Preßburg über das fürstlich Palfische Dorf Kaltenbrunn über dem Gipfel des Kobels über Neudorf, und die obbeschriebene Brücke. Im Schloßhofer Gasthaus wird Mittagmahl eingenommen. Nach Mittag wandert man in der schönen Niederweidner-Allee zum Jagd-Schloß; von da nehme ich den, der Hierherwandlung ganz entgegengesetzten Weg. Nähmlich an der Südseite des Jagd-Schlosses und des Fasangartens gehe ich bey dem Käserhof vorbey, dem Markt-Hof zu; von hier auf den üppigen von anmuthigen Auen umgebenen und von Bächen bewässerte Wiesen, auf welchen die Natur selbst einen englischen Park nach ihrem Geschmack gepflanzt zu haben scheint. Welcher Wohlgeruch, welch angenehme Kühle, welcher frische Naturhauch erquickt uns, die wir durch die Hitze des Tages etwas ermüdet, einer Erquickung bedürfen! Unter dem Thebner Felsen-Schloß setzt man die March bey ihrer Mündung über, und nun kommt man aus der größten Einsamkeit, als man durch die Gassen von Theben wandert, ins munterste Menschengewühl. Die Leute sitzen vor ihren Häusern, genießen des Abends unter Liedern und Schäckereyen, die zwey Gasthäuser ertönen von dem Jubel der vielen Gäste. Nach eingenommener Erfrischung in dem salesischen Gasthause am Ufer der Donau, miethet man einen Kahn, auf dem man in der angenehmsten Abend-Dämmerung binnen 3/4 Stunden auf der Donau nach Preßburg zurück gelangt.

Dem Sänger Ottokars.

Wo sich die Musen schwesterlich vergnügen
Am Helikon, ein üpp'ger Mädchenchor;
Die Wonne glänzt aus ihren Götterzügen,
Und Festgesang steigt aus dem Kreis empor:
Da tritt zu ihnen, die gedränget liegen
Vom Spiele rastend, aus dem Hain hervor
Ein Frauenbild mit würdigen Geberden
Die zu den andern kommt, wie zu Gefährten.

Gleich einer Muse ist sie hold zu schauen,
Doch wie die Pallas blickt sie ernst und hehr;
Die Leyer trägt die Herrliche der Frauen,
Die Rolle auch, der alten Zeit Gewähr.
Gemeßner Eile geht sie durch die Auen,
Ein züchtig Kleid fließt um die Glieder her;
Bey jenen hält sie an die edlen Schritte,
Und also spricht sie in der Götter Mitte:

„Geliebte Schwestern, Töchter griech'scher Lande,
Lustreiche Kinder der glücksel'gen Flur,
Ihr Mädchen mit dem flatternden Gewande,
Chorzieherinnen auf der grünen Spur,
Die glücklich-blühend wohnen an dem Rande,
Wo in den Himmel ausgeht die Natur;
Ich tret' euch heute wieder an, die Jüngste
Aus Eurem Kreis, gewiß nicht die Geringste."

„Ihr kennet mich. Die Zeit hat mich geboren,
Die letzte Muse, eine späte Frucht,
Als schon die Welt der Jugend Reitz verloren,
Und Ernst betrieb der kind'schen Spiele Flucht.
Da hat der Mensch die That zum Preis erkoren,
Und freudig fand er mich, die er gesucht,
Die zu dem gegenwärtigen Gedichte
Verherrlicht die vergangene Geschichte."

„Der Schwestern bin ich lang nicht froh geworden,
Und traurig ging ich auf verlaßnem Pfad.
Nach meinen Ehren sucht ich aller Orten,
Doch wo der Ort, der meine Ehre hat?
Gefühle brüllten sie aus allen Pforten,
Doch keinen kümmert mehr die heil'ge That.
In welcher Zeiten dingelnder Bewegung
Erstarb des Menschenbusens kräft'ge Regung."

„Sich selber schaun sie mit vergnügten Augen,
Und singen sich mit weitgesperrtem Mund.
Kann so verkürzter Blick dem Seher taugen?
Gibt sich die Welt auch ihrem Maulwurf kund?
Die Lippen, die am eignen Marke saugen,
Wie preisen sie das ausgespannte Rund,
Der Sterne Leuchten und das Blühn der Matten,
Des Himmels Wunder und der Menschen Thaten?"

„Begreift auch einer je des Menschen Wanken?
Wie anders fand ich es zu andrer Zeit!
Die jetzo schwächlich an sich selbst erkranken,
Wie strotzten sie in edler Kräftigkeit!

— Noch labt es mir den göttlichen Gedanken —
Wie schlürften sie des Lebens Seligkeit!
Wie haben sie dem Wesen sich befreundet,
Und eitlen Traum des Busens angefeindet!"

„Da rauchten mir die duftenden Altäre,
Da macht ich mich dem frommen Volke kund! —
Doch gab ich vielen, viele mir die Ehre,
Geringe Nahmen spricht euch nicht mein Mund.
Den nenn ich nur, der mit geschwungnem Speere,
Dem zauberkräft'gen, trifft der Herzen Grund,
Den Britten mit dem zeugenden Gehirne,
Den milden Augen und der Jovis Stirne!"

„Da war es regsam in dem Reich der Dichtung,
Da quoll zusammen Leben und Gestalt!
Des Menschen Sinn, die menschliche Verrichtung
In der Erscheinung neu, im Wesen alt,
Die griff der Mann mit wohlbewußter Sichtung,
Und zwang die Geister zu sich mit Gewalt.
Das Wesen hat er nicht zum Schein verdämmert.
Den Schein hat er zum Wesen festgehämmert!"

„So ließ ich meinen ersten Tempel bauen
Mein süßes Pflegekind, Britannia!
Dem Blicke, der begriff, ließ ich mich schauen
Und stark im Herzen wurde, wer mich sah.
Zu andrer Zeit zog ich in andre Gauen,
Mich rief ein kräftig Weib, Germania!
Ich sah mit Lust der Männer starkes Streben,
Ich sahs, und Vielen dacht ich Sieg zu geben."

„Ach stets im Wandel sind der Menschen Sachen! —
Gut war das Land, doch schnöde war die Zeit.
Sie wußten nicht zu weinen noch zu lachen
Von Herzen, wie die Muse jedes beut.
Die edlen Sänger konnt ich fröhlich machen,
Es blieb die Menge meinen Wundern weit,
Die lag verworren in sich selbst begraben,
Und konnte schauend nicht Erkenntniß haben."

„Und schlimmer kams, die edlen Sänger gingen
Jetzt der, und jener itzt; zu Grabe hin,
— Wohl besser sterben, als Verlornes singen! —
Wer diente da der Muse Königinn?
Es ging die Schaar, sich eigne Sänger dingen,
Und lobte den Gesang mit blödem Sinn.
Noch wen'ge Große dienten andern Musen,
Mein hältig Feuer wärmte keinen Busen."

„Und wie ihr wißt, daß von uns Göttern allen,
Seit uns geboren hat die ew'ge Nacht,
Nur diese sich im Himmel wohlgefallen,
Zu deren Ruhme glänzt des Tempels Pracht; —
— Wenn ihm der Preis, wenn ihm die Hymnen schallen,
Steht hold der Gott, und hat der Hymnen Acht!
Also verehrt sind wir im Himmel selig,
Die Menschen, bethend, sind auf Erden fröhlich;" —

„Doch die des Preises, die des Lieds entbehren,
Zu denen keine Opferwolke zieht,
Verbannet gehn sie von der Andern Ehren,
Einsam, mit Leid, auf irdischem Gebieth,
Es treibt den Gott zum Menschen einzukehren,
Obwohl der Mensch auch vor dem Gotte flieht,
So ging auch ich, im Göttermund die Klage,
Einsam auf ird'schem Grunde, viele Tage."

„Und drum ist heut dieß Wort zu euch geschehen,
An diesem Ort, der Götter Heiligthum:
Den Priester hab ich neu mir ausersehen,
Und einem Edlen schenkt ich meinen Ruhm.
Es brennt das Opfer wieder auf den Höhen; —
Sieht es erst Licht, kommt wohl auch Volk herum!
Weil ich dieß alles glücklich nun vollendet,
Hab ich den Schritt zu Eurem Sitz gewendet."

„Den Priester, den ich meine, müßt ihr kennen,
Trägt er ja von euch andern manchen Kranz!
So auch das Land, wo seine Opfer brennen; —
Wie bärge Euch sich solchen Landes Glanz?
Und müßt ich euch des Landes Herrscher nennen
Vom Vater Rudolph bis zum Enkel Franz?
Nur dieß vernehmt: An Vater Rudolph eben
Ist herrlich worden dieses Edlen Streben.'

„Ja solche Bilder hab ich ihm gesendet,
Daß keine bessern noch ein Sang enthielt! —
Den großen Stolzen, der in Demuth endet
Den frommen Weisen, dem der Ruhm vergilt.
So schöne Wahrheit hat die Zeit vollendet,
Die fort und fort sich herrlicher erfüllt,
Daß noch kein Lied von solcher That gelungen,
Bis dieses; das der Vorwelt Hauch durchdrungen."

„Mich kannten viele, wie die Worte trafen!
Wer nicht erkennt, der beßre sein Gesicht! —
Denn ach, den Dichter kann die Muse schaffen,
Den Hörer aber schaffen kann sie nicht!
Doch kämpft der Gott, so führt er sichre Waffen,
Und mit der Muse hält die Zeit Gericht!"
Sie sprachs. Die Schwestern aber, zu erfreuen
Die Göttinn, schloßen neu den sel'gen Reihen.

Joseph Fick.

Über eine merkwürdige Inschrift eines ägyptischen Mumiensarges. Von J. Fick.

Das Pariser Journal des savans vom April 1824 enthält einen Artikel über eine beachtenswerthe Aufschrift eines Mumiensarges aus der ägyptischen Antiquitätensammlung des Generals Minutoli, welche nicht nur durch ihre chronologische und sonstige Merkwürdigkeit ein allgemeines, sondern auch durch eine Beziehung auf unsere vaterländischen literarischen Bestrebungen ein örtliches Interesse zu veranlassen verdient. In letzterer Rücksicht soll indessen nur erwähnt werden, daß die fragliche Inschrift bereits im Jahre 1822 durch die Wiener Jahrbücher der Literatur XX B. p. 46 mitgetheilt worden ist. Was weiter zu diesem Zwecke gesagt werden kann, versparen wir bis zu Ende dieses Aufsatzes, nachdem man den Bericht des Franzosen vernommen haben wird.

Der Berichterstatter ist Herr Raoul Rochette, die behandelte Inschrift folgende zweyzeilige, durchaus unverstümmelte und lesbare Todtennotiz einer ägyptischen, wahrscheinlich unverehlicht verstorbenen Privaten:

ΣΕΝΧΩΝΣΙΣ Η ΚΑΙ ΣΑΠΑΥΛΙΣ ΠΡΕΣΒΥΤΕΡΑ ΠΙΚΩΤΟΣ ΓΕΝΝΗΘΕΙΣΑ ΤΩΙ ΔΙ ΘΕΟΥ ΤΡΑΙΑΝΟΥ ΠΑΧΩΝ ΙΖ

ΕΤΕΛΕΥΤΕΣΕΝ (sic) *ΤΩΙ ΘΙ ΑΝΤΩΝΙΝΟΥ ΚΑΙΣΑΡΟΣ ΚΥΡΙΟΥ ΦΑΜΕΝΩΘ ΙΕ ΩΣΤΕ ΕΒΙΩΣΕΝ ΕΤΗ ΜΔ ΜΗΝΑΣ ΔΕΚΑ ΘΑΡΣΕΙ*, deutlicher:

Σεγχωνσις, ἡ και Σαπαυλις, πρεσβυτερα Πικωτος, γεννηθεισα τω ιδ' θεου Τραϊανου, παχων ιζ

Ετελευτεσεν (sic) *τω 13 Αντωνινου Καισαρος Κυριου φαμενωθ ιε', ὡστε ἐβιωσεν ἐτη μδ' μηνας δεκα θαρσει.*

deutsch:

Senchonsis, auch Sapaulis mit Nahmen, ältere Tochter des Picot (oder Pikos) geboren im 14. Regierungsjahre des göttlichen Trajan am 17. Tag des Monaths Pachon

Starb im 19. Jahre der Herrschaft des Cäsars Antonin am 15. Phamenoth; also hat sie gelebt 44 Jahre und 10 Monathe. Wohlgemuth!

Hören wir nun die Bemerkungen des Franzosen mit seinen eigenen Worten, welche wir nur abkürzungsweise aneinanderzudrängen und jezuweilen durch Zwischenworte zu unterbrechen uns erlauben wollen.

„Das erste, was von vorliegender Inschrift zu bemerken kommt, betrifft die Nahmen der Person, deren Geburt und Todesfall durch dieselbe bezeichnet werden. Der Nahme Senchonsis biethet offenbar eine in griechischen Charakteren getreulich ausgedrückte ägyptische Form. Champollion der Jüngere, in Letronnes Appendice de ses recherches pour servir a l'histoire de l'Egypte, will, daß die häufigen Anfangssylben ägyptischer Eigennahmen sen, sem, sum, das ägyptische Hauptwort se, Sohn *), mit der Partikel m oder n enthält, die wie das französische de einen genitivischen Charakter hat und der Zusammensetzung dient. Die zweyte Sylbe Chon oder Chons rührt an den Nahmen des ägyptischen Gottes Chon, nach Jablonsky und Champollion eine Art von Hercules, so daß nach einer in jenem Lande sehr gewöhnlichen Zusammensetzung der Nahme dieser einfachen Privatperson eine Tochter des Herkules ausdrückt.

*) Die deutsche Philologie hat, wie man sieht, auch noch aus Ägypten Stoffe zu hohlen und der deutsche Fleiß wird gewiß auch aus diesen Ruinen seine geliebte kostspielige Beute hervortragen.

Andere kürzlich aufgebrachte Beyspiele geben dieser Auslegung einen besonderen Halt. Die griechische Urkunde des Herrn Grey, offenbar nur Übersetzung der im königl. Kabinet befindlichen, bringt die analog geformten Nahmen Psenchonsis, Petechonsis und Chapochonsis. Psenchonsis unterscheidet sich von dem Senchonsis unserer Inschrift nur durch den männlichen Artikel π und kann nur einen Sohn des Gottes Chon bedeuten, wodurch mit Rücksicht des Geschlechtes die Bedeutung von Senchonsis als die Tochter dieses Gottes außer Zweifel gestellt wird. Petechonsis mahnt an Petesis und Petosiris, häufig vorkommende Nahmen auf ägyptischen Monumenten und sichtliche Zusammensetzung der Götternahmen Isis und Osiris mit der ägyptischen Präposition πετε angehend, zugehörig." (Eine Beziehung, welche griechisch durch eine ableitende Sylbe, wie in Apollonius, Athenäus, Hephästion, Posidonius, Heraklius; oder durch schärfer bezeichnende Compositionen in γενης, δωρος &c. sich ausdrückt.) „Die griechische Inschrift zur Mumie des H. Calliaud biethet ein neues Beyspiel dieser Zusammensetzung und ihrer Bedeutung. Dort heißt der Todte Πετεμενων, ὁ και Αμμωνιος, jenes die fragliche Zusammensetzung, dieses die erklärende griechische Übersetzung (Εμενων wäre Ammon.) Chapochonsis erklärt Champollion durch dem Chon angenehm. Übrigens erregt die gleich beständige Schreibart des Nahmens Chon in jener Urkunde und unserer Inschrift einen billigen Zweifel an der Vermuthung Letronnes, der den in gleichzeitigen Monumenten oftmahl erscheinenden Nahmen Γωμου für die griechische Form eben dieses Chon annehmen zu können gedachte.

Der doppelte Nahme unseres ägyptischen Frauenzimmers, Σενχωνσις ἡ και Σαπαυλις erinnert an eine Bemerkung Letronnes über die zweyfachen Familiennahmen der Ägyptier; aber seine Beyspiele finden hier keine Analogie. Bey diesen ist der zweyte Nahme entweder ein römisches, modisches Anhängsel an griechischen Stammnahmen, oder Zubenennung und Qualifizirung der bezeichneten Person. Die Individuen der echt ägyptischen Race führen auch wohl das zweyte Wort als griechische Übersetzung oder Erklärung des ersten ägyptischen, wozu die erwähnte Mumie des Herrn Calliaud ein merkwürdiges Beyspiel liefert: Πετεμενων ὁ και Αμμωνιος. In allen diesen Rücksichten biethet unsere Inschrift eine in ihrer Art vielleicht einzige Schwierigkeit; ich meine den doppelten Nahmen eines Frauenzimmers und zwar, aller Wahrscheinlichkeit nach, eines unverehlicht verstorbenen." (Der französische Referent schließt dieß mit Grund aus dem Stillschweigen der Grabschrift über ihre Verehlichung). „Dazu kömmt, daß der nachfolgende anscheinbar griechisch geformte Nahme Sapaulis, dem früheren, rein ägyptischen in keiner annehmbaren Beziehung zu entsprechen scheint.

Des Vaters Nahme ist ohne weitere Bezeichnung, nur allein ägyptisch hingeschrieben: Πικωτος. In Verbindung mit dem Doppelnahmen seiner Tochter scheint dieß abermahls eine bemerkenswerte Singularität."

Hier, erlauben wir uns das erste Mahl, zur Bemerkung

über das angeführte eine größere Unterbrechung. Schätzenswerth sind diese muthvollen Anstrengungen der französischen Gelehrten in einem wenig versprechenden Fache; diese Bestrebungen dem längst schon verstummten Munde jenes Räthselvolkes in der Menschengeschichte einige Töne abzumelken und die gewonnenen verstehen und gebrauchen zu lernen. Unglaublich könnte dem lebendig Redenden der Versuch erscheinen, die sparsamen Reste einer todten Sprache zwischen Hieroglyphen und griechischen Entstellungen herauszuhohlen und zu verständlichen Zeichen der Begriffe reinigen, zusammensetzen und aufhellen zu wollen. Der menschliche Geist, der gerne unermüdlich ist und die Schwierigkeiten gering achtet, wo es einen eigenen, bedeutenden Willen, an dem er sich erhebt, festzuhalten und durchzuführen gilt, der menschliche Geist hat das unmöglich geachtete unternommen und zum Theile ausgefühet, und es nahet vielleicht die Zeit, wo der ägyptische Nahme Bedeutsamkeit für uns, wie der griechische gewinnen wird und die ältesten Steine der Erde die eingegrabenen Geheimnisse der Urwelt vielen geweihten Augen und aufgeschlossenen Sinnen zu zeigen haben werden. Die Wege zu diesem Ziele bereitet die Zeit. Hat der französische Nachbar seinem deutschen, wie es scheint, hierin abermahl um ein Paar Jahrzehende vorgegriffen, so dürfte dieser sein altes Amt der Fortbildung, der Berichtigung und der Vollendung vielleicht wieder einmahl, in der gehörigen Zeit, übernehmen müssen. In den unten folgenden Bemerkungen soll nichts weniger als ein Vorspiel zu diesen künftigen Berichtigungs- und Vollendungsprocesse geliefert, aber es soll der Meinung eine Meinung gegenübergestellt und ein kundigeres Urtheil vielleicht zur Beachtung gereitzt werden.

An die Casual-Präposition n oder m der ägyptischen Sprache zu glauben, wird dem Deutschen schwerer als dem Franzosen. Das formenreiche Alterthum schleppt nicht dergleichen materiellen Ballast in seinen Sprachen herum, wie die formlose Barbarey der eingefallenen Völker in die Töchterlaute der Antiken beschwerend hineinsenkte. Eine Ausnahme bey der Ägyptischen darzustellen, deren Ähnlichkeit mit der griechischen eine annehmbare, wenn auch nur einseitige Verwandtschaft in aufsteigender Linie und ein anmahnender Klang bis zur Wahrscheinlichkeit erhebt, müssen die unterstützenden Belege erst geliefert werden. Überdem gebricht es dieser seltsam aussehenden Proposition von einem einzigen Consonanten an Empfehlung für das Auge, wie für den Mund. Und ist denn jene Anführung gegründet, daß die ägyptischen Eigennahmen so häufig mit den Sylben sen, sum, san rc. beginnen? Ref. den die Gelegenheit nur wenig mit Monumenten zusammenführte, kann sich freylich nur auf historische Nahmen berufen; aber wird denn durch diese die Behauptung auch nur im geringsten gerechtfertiget? Vielmehr erscheinen reichlich und beynahe ausschließend die einfachen Formen sa und se. Man denke an Sethon, Sabako, Sesostris, Sasichis, Sevechus. Wenigstens müßte jenes m oder n also fehlen können? Wie natürlich führt aber dieses und die ganze Beschaffenheit jenes Bindelautes auf den Gedanken einer Ableitungssylbe, die in Zusammensetzung stehen oder fehlen kann, ungefähe wie auch die Griechen die ersten Hälften ihrer Compositionen mit mehr oder minderer Beugung an die zweyten zu schliefsen aewohnt sind? Freylich mag dann eine genitivische Bedeutung in der Biegung liegen; um so leichter erklären sich damit jene anderweitigen Weglassungen, wo vielleicht eine dativische oder sonstige Beziehung die dem Genitiv eigenthümliche Biegung verboth.

Das häufige π als männlicher Artikel ist ein beyfallswürdiger Vorschlag; wohl schon etwas mehr. In Verbindung mit der obigen Sylbe hätten wir also nun schon einen Schritt gethan zur Erklärung des Männernahmen Psammis, Psammetich, Psammenit. Die Worte des V. scheinen übrigens in der Abwesenheit des Artikels einen Ausdruck des weiblichen Geschlechts zu legen, worüber er sich zu unserer Unzufriedenheit nicht weiter verbreitet hat.

Treffend sind die angeführten Nahmensanalogien, wenn gleich die dem Χαποχωνσις zugeschriebene Bedeutung nicht gerechtfertigt wird.

Σαπαυλις kann allerdings griechisch seyn (σηπω und αυλις oder αυλη) aber die Anwendung zu einem Frauennahmen ist schwer und es mangelt der Beweis, daß es nicht ägyptisch seyn kann. Anomalie ist der Nahme doch nun einmahl; die Entscheidung, in welcher Beziehung eine größere erscheint, sey eindringlicheren Kenntnißen behalten.

Den Nahmen des Vaters überlassen wir seinem ägyptischen Dunkel und kehren wieder zu unserem Aufsatze zurück.

(Die Fortsetzung folgt).

Kunst.

In Nr. 19 des Archives laufenden Jahrganges wurde gesagt: „daß von Zeit zu Zeit in diesen der Literatur und Kunst gewidmeten Blättern, eine kurze Anzeige derjenigen Sammlungen, welche in den Merkwürdigkeiten Wiens (bey Tendler und von Manstein, 2 Theile) nicht aufgeführet sind, gemacht werden soll," und es ward damahls die herrliche Gemähldesammlung des Herrn Generals Freyherrn von Sorriot angeführet.

Da nun eine neue merkwürdige Sammlung zu unserer Kenntniß gelangt ist; so wollen wir der Kunstwelt die Anzeige davon alsogleich mittheilen. Das Benedictiner-Stift Schotten ist nähmlich im Besitze einer reichhaltigen Sammlung von Kirchen-Musikalien, der an Gehalt und Umfang wenige in Österreich gleich kommen dürften. Ein bedeutendes Verdienst um diese Sammlung hat sich Herr Theodor Zwettler, Prior des Stiftes Schotten, erworben, der, als bewährter Musik-Kenner, bereits vor mehreren Jahren mit vieler Mühe und Sorgfalt alle Schränke durchmusterte, das Gefundene ordnete, das Mangelhafte ergänzte, und dann den Entwurf zu einem Cataloge machte, an dessen Vollendung noch gearbeitet wird. Bey diesem rühmlichen Unternehmen wurde Herr Zwettler von dem k. k. Hof-Capell-Meister, Herrn Joseph Eybler, welchem durch 30 Jahre die Leitung der Kirchen-Musik bey den Schotten anvertraut war, eifeigst unterstützet. Diese Sammlung enthält Alles, was in der Kirchen-Musik irgend Merkwürdiges oder Meisterhaftes erschienen ist. Seine königliche Hoheit Prinz Anton von Sachsen bereicherte diese Sammlung zur Zeit des Wiener Congresses (im Jahre 1814) mit einer ausschließend für die königliche Capelle in Dresden componirten Messe des rühmlichst bekannten Compositeurs Naumann. Übrigens beeifern sich der hochwürdigste Herr Abt, so wie sämmtliche Mitglieder des Stiftes, möglichst zur Vollkommenheit dieser Sammlung beyzutragen.

F. H. B.

Redacteur: Jo'eph Freyherr von Hormayr. Eedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 30. März 1825.

(38)

Friaul unter longobardischer Herrschaft.

Von Xaver Richter, Bibliothekar zu Ollmütz.

(Beschluß.)

Die Veranlassung zu diesem Eingriffe des Patriarchen Calistus in die Gerichtsbarkeit seines Collegen auf Grado dürften des Herzogs Pemmo siegreiche Waffen wider die Slaven in Istrien gewesen seyn, die, sey es aus eigenem Antriebe, oder auf Anschüren des byzantinischen Hofes, von Zeit zu Zeit in das friaulische Gebieth einfielen. Die Söhne der unter Ferdulfs Anführung von den Slaven erschlagenen friaulischen Edlen waren herangewachsen. Da kam einmahl unvermuthet die Bothschaft, eine ungeheure Menge Slaven seyen bey Laurana (nächst Fiume) angelangt. Pemmo zog mit seinen friaulischen Jünglingen wider sie und richtete beym dritten Angriffe eine große Niederlage unter ihnen an. Von Longobarden war Niemand gefallen, außer dem bejahrten Siguald. Dieser nähmlich hatte in der Schlacht, welche Herzog Ferdulf, wie oben gemeldet worden, den Slaven geliefert, zwey Söhne verloren. Obschon er demnach beym ersten und zweyten Angriffe für seine Söhne genüglich Rache an den Slaven genommen, wollte er dennoch auch den dritten Gang mit machen, was ihn auch Herzog Pemmo und die übrigen longobardischen Waffengenossen davon abzuhalten suchen. „Genug, genug, sprach er, habe ich den Tod meiner Söhne gerächt, sollte auch der Tod meiner harren, ich will ihm freudig entgegen gehen." So geschah es auch; er war der Einzige der in der Schlacht fiel. Herzog Pemmo aber, der genug Feinde hingeschlachtet, besorgte durch Fortsetzung des Krieges einen seiner Tapfern zu verlieren, machte an Ort und Stelle Frieden und von dieser Zeit fingen die Slaven an, der Friauler Waffen zu fürchten. Was ist wahrscheinlicher, als daß Calistus, vielleicht auf Befehl seines Herzogs, seinen Sprengel nach Istrien hin so weit ausdehnte, als die Eroberungen Pemmos reichten? Das päpstliche Schreiben hatte jedoch die Wirkung, daß der friaulische Patriarch zurückstellte, was er der Kirche auf Grado entriffen. *) Wie dieß von Seiten des Herzogs aufgenommen wurde, läßt sich nicht wohl bestimmen, aber daß von der Zeit eine Art Spannung in die Verhältnisse Calist's zu Herzog Pemmo gekommen, läßt sich vermuthen. Wenigstens scheint, was bald darauf sich ereignete, eine solche Spannung vorauszusetzen. Der friaulische Patriarch hatte bisher zu Cormons gewohnt. Am Hofe zu Friaul befand sich jedoch, weil es die früheren Herzoge so wollten, auch ein Bischof Fidentius, nach dessen Hintritte ein gewisser Amator zum Hofbisthume gelangte. Calistus, ein angesehener Herr von edler Geburt, sah mit Mißvergnügen diesen ihm untergeordneten Bischof mit den Herzogen und Edlen des Landes zusammen leben, während er, der Patriarch, unter dem Landvolke seine Tage zubringen mußte. Was geschieht? Calistus begibt sich nach der Stadt Friaul, jagt den Bischof Amator aus dem Hause, nimmt Besitz von demselben und schlägt seinen Sitz daselbst auf. Dadurch entstand große Feindschaft zwischen dem Patriarchen und dem Herzoge. Pemmo berieth sich mit vielen seiner Edlen; Calistus wurde ergriffen, in das Schloß Pucium (Pusini) hart am Meere gebracht und sollte ersäuft werden. Gott verhinderte jedoch die That und Pemmo begnügte sich, den Patriarchen mehrere Tage im Kerker schmachten zu lassen. Als König Luitprand dieses hörte, gerieth er in heftigen Zorn, entsetzte Pemmonen des Herzogthums und gab es dessen Sohne Ratchis. Pemmo wollte hierauf aus Furcht vor dem Könige mit seinen Anhängern zu den Slaven entfliehen. Aber Ratchis erwirkte seinem Vater durch inständiges Bitten, Verzeihung und Gnade beym König. Pemmo nach erhaltener königlicher Versicherung, daß ihm nichts Leides geschehen werde, machte sich mit allen mitschuldigen Longobarden auf den Weg nach Pavia an das Hoflager des Königs. Luitprand, nachdem er

*) Paul Diac. L. 6 et. Dandal L. 7. c 3.

Fano und Forum Sempronii bey einem Walde aufgestellt. Die Spoleter warfen sich auf die Friauler und tödteten einige derselben. Aber Ratchis, sein Bruder, und einige der Tapfersten hielten den Anfall nicht nur aus, sondern wehrten sich männlich, erschlugen viele Spoletaner und zogen sich zurück. Ein ungemein starker Spoletaner, genannt Berto, forderte den Herzog Ratchis heraus, wurde aber von diesem vom Pferde geworfen und war auf dem Puncte erschlagen zu werden. Ratchis erbarmte sich seiner aus angeborner Milde und erlaubte ihm zu fliehen, was dieser auch sogleich that, indem er auf allen Vieren sich in den Wald verkroch. Ahistulfen fielen zwey baumstarke Spoletaner auf einer Brücke von rückwärts an. Er stieß den einen mit dem Hintertheile der Lanze von der Brücke ins Wasser, kehrte sich zu dem andern um, erschlug ihn und warf ihn dem ersten nach. Nun wendete König Luitprand gen Spolet, wo sich ihm der Rebelle Traßmund von selbst auslieferte und auf dessen Befehl ins Kloster ging. *)

8. Die letzten Zeiten der longobardischen Herrschaft in Friaul.

Nach Luitprands Tode (744) gelangte zwar Hildebrand auf den longobardischen Thron, wurde jedoch bald von dem Friauler Herzoge Ratchis verdrängt. (745) Dieser ging jedoch, nachdem er fünf Jahre über die Longobarden geherrscht, auf den Rath des Papstes Zacharias ins Kloster und übergab das Königreich seinem Bruder Aistulf, der Giseltruden, die Tochter Anselms, zur Ehe hatte. Anselm war seit 734 Herzog von Friaul, folgte aber dem Beyspiele seines Königs Ratchis, und wurde ein Mönch. König Aistulf schenkte ihm gleich im ersten Jahre seiner Regierung auf Fürbitte seiner Gemahlinn den Ort Fano nächst Modena. Dort gründete er 752 zur Ehre unsers Erlösers ein Mönchskloster **) mit einem Hosspital, dem er selbst fünfzig Jahre als eifriger Abt vorstand. Friaulischer Herzog scheint nach ihm ein gewisser Petrus ***), Sohn des Longobarden Munichis geworden zu seyn (750), welchem jener Herzog Rabgaud folgte, den Carl der Große nach der Zerstörung des longobardischen Reichs (774) in Friaul fand und ihn in seiner Würde bestätigte. Ratgaud spann jedoch Aufruhr gegen die Franken und verlor (776) Herzogthum und Leben. *)

Der friaulischen Erzdiözes stand 762—776 der Patriarch Sigualb vor. Er stammte von König Grimoald ab, (war vielleicht gar ein Sohn, jenes von König Bertarid verstoßenen Prinzen Garibald) und war aus Cividale gebürtig. Unter ihm stifteten (762) die longobardischen Edlen Erfo, Zanto und Marcus, Söhne der frommen Abtissinn Piltrude, ein Mönchskloster genannt in Serto, nicht weit von Cordovato in der Diözes Concordia, und ein Frauenkloster in Satto, nicht weit von Udine. Derselbe Patriarch ertheilte auf Bitten der Abtissinn Anselberge (772) dem Frauenkloster in Brixen allerhand Freyheiten.

Da die Longobarden unter König Desiderius siegreich in Istrien vordrangen, strebte auch Siguald, gleich seinen Vorgängern Serenus und Calistus dahin, diese Halbinsel und die dortigen Bischöfe, seiner geistlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, was am Hofe zu Pavia sehr gerne gesehen wurde. Carl der Große, als er 776 den friaulischen Herzog Rotgaud besiegt und Treviso eingenommen hatte, besuchte auch die Stadt Friaul und weil er hörte, daß der Patriarch eben dem Tode entgegen sehe, begab er sich zu ihm und fragte ihn, wen er wohl zu seinem Nachfolger wünsche? Der sterbende Greis aber entgegnete dem glorreichen Fürsten: „Herr, dieß Bisthum, das ich, ohne ihm viel in geistlicher Hinsicht genützt zu haben, so lange besessen, stelle ich Gottes und Eurer Verfügung anheim, damit ich nicht zu dem Maße meiner Sünden, das ich im Leben überschritten, noch sterbend etwas hinzufüge, darüber ich bey dem unausweichlichen und unbestechlichen Richter Rechenschaft geben müßte." Der fromme und weise Carl nahm die Worte so auf, als kämen sie von einem der alten Kirchenväter. **)

Aelteste diplomatische Spur von der k. k. Post zwischen Ungarn und Oesterreich.

V. Georg v. Gyurikovits.

Nützliche Anstalten verdienen allerdings, daß man sich um ihren ersten Anfang und Gründer bekümmert. Es ist unstreitig, daß die Anlegung der Posten in jedem Staate für den Handel und Verkehr von wesentlichen Vortheilen und ein mächtiges Hülfsmittel zur Beförderung der

*) Paul Diac. lib. 6

**) Monasterium Nonantulanum.

***) Sein Bruder Ursus war Graf (Paulus Diac. nennt ihn Dux) von Ceneda und darum vielleicht Ahnherr der Fürsten und Grafen von Porcia. Zu de Rubeis Zeiten besaßen die Domherrn in Cividale noch ein elfenbeinernes Kreuz von Herzog Ursus.

*) De Rub. c. 38.

**) Dandal lib. 7 de Rub. c. 38 ex Fragment annal. Franco, et Monacho Sangellensi.

wissenschaftlichen Cultur der Menschen sey. Ich halte daher jede historische Notiz über das Postwesen in Ungarn für wichtig und interessant.

In der Übersicht des Postwesens in Ungarn, welche dem 1. Bande des topographischen Lexikons von Ungarn des Herrn Crusius vorgesetzt ist, werden die ungarischen Posten bis zum Jahre 1623 für bloßes Temporal-Werk erklärt und dieses Jahr als bestimmtes Datum über die Einführung eines beständigen Postwesens in Ungarn angeführt. Aus der, zur Berichtigung dieser Angabe von Mart. Schwartner in der Statistik von Ungarn, zweyter Ausgabe III. B. 328. S. mitgetheilten Urkunde des Kaisers und Königs Maximilian II. vom Jahr 1575, ist klar zu ersehen, daß beständige Posten in Ungarn schon im Jahr 1558 eingeführt waren.

Die älteste mir bekannte Spur von einer ordentlichen Post zwischen Wien und Preßburg jedoch ist in dem Actenstück vom Jahr 1530 nicht zu verkennen, welches mir durch glücklichen Zufall zu Händen fiel. Es ist ein Befehl der Kriegs-Commissäre des Königs Ferdinand des I. an den Schloßverweser von Kittsee im Wieselburger-Comitat an der österreichischen Gränze unweit Wolfsthal gelegen, wegen Herstellung der auf dem gegen Kittsee fließenden Donauarm fürgewesenen, aber von dem Kittseer-Castellan abgetragenen hölzernen Brücke, welche die Landstraße von Preßburg nach Haimburg und Wien verband, und zur Beförderung der zwischen Wien und Preßburg schon dazumahls bestehenden Post unendlich viel beytrug, da der Umweg, welchen die Kittseer-Beamten über Markt Kittsee gewaltthätig einführen wollten, für die Post und Reisenden zu unbequem wäre. Da dieß Actenstück viel zu interessant ist, so will ich den Inhalt desselben hier einschalten, welcher so lautet:

Nos N. N. Regiae Majestatis Hungariae, Bohemiae etc. Archiducis Austriae etc. Consiliarii et Commissarii Belli pro tempore Viennae constitnti universis et singulis jam dictae Regiae Majestatis Subditis tam ecclesiasticis quam secularibus personis in Districtu Posoniensi constitutis et existentibus, et praesertim Castellanis et Officialibus Castri Ketzse salutem. Expositum est nobis in personis Prud. et Circumsp. Judicis, Magistri Civium, Civiumque Juratorum Civitatum Posoniensis et Hainburgensis, quemadmodum olim non longe a vado Posoniensi majori in via ipsorum Posoniensi, qua itur ad Hamburgam, antiqua et libera, per ramum seu brachium Danubii versus Ketzse fluens tendendo, pons quidam vigore Privilegiorum ipsor. Posoniensium ipsis a divis quondam Regibus Hungariae concessorum constructus fuerit, de cujus pontis possessione absque juris remedio vi et potentia mediante dejecti fuerint in praejudicium et derogamen privilegiorum ipsorum Posoniensium valde magnum, humillime supplicando, ut dictum pontem in via eorum antiqua per ramum Danubii, qui nunc per aliam longius quam et indirectam viam circumeat, nostro cum consensu, administratione etiam lignorum et trabium rursus erigere et construere possint, sic etiam omnia necessaria a Posonio versus Viennam, et a Vienna versus Posonium commodius et celerius deduci et pervenire posse. Nos itaque intellecta supplicatione Posoniensium et Hamburgensium, videntes etiam erectionem istius pontis toti Reipublicae conducere, et praesertim Postam a Vienna Posonium versus, in qua Regiae Majestati nunc temporis multum intersit, eo citius et celerius transmitti posse, aliisque multis et evidentibus ex rationibus antedicti Posonienses praefatum pontem loco, quo ab antiquis temporibus constructus fuit, rursus et de novo erigendi et construendi, nomine et authoritate Regiae Majestatis, qua fungimus, dedimus et concessimus potestatem, sicuti etiam damus et concedimus per praesentes, juribus et privilegiis aliorum, si que forte in contrarium exstarent, salvis semper remanentibus. Quare vobis omnibus, et praesertim Castellanis et Officialibus in Kotzse constitutis, nomine et Authoritate Regiae Majestatis firmissime committimus et mandamus, ne quisquam Vestrum praefatos Posonienses Regiae Majestatis Cives in aedificando et construendo ponte dicto pro commodo non solum Regiae Majestatis, sed etiam aliorum isthic procedentium aliquomodo contradicere, aut eosdem impedire praesumatis, executuri in hoc Regiae Majestatis voluntatem seriam. Datum Viennae 15. die Novembr. anno 1530.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 1. April 1825.

Ueber die englische Macht in Ostindien.

Es ist eine ganz eigene Erscheinung, die einer Gesellschaft englischer Handelsleute, welche ungeheure Länder sich unterworfen hat, sie mit unumschränkter Gewalt beherrscht, und welche zur Sicherung ihrer Besitzungen eine große Armee unterhält. Man muß diese Äußerungen bekanntlich nicht auf eine figürliche Weise, sondern in Wirklichkeit verstehen. Es ist Englands Regierung nicht, welche die ostindischen Länder bewacht, es ist die Compagnie vielmehr, welche nach Willkühr darüber verfügt, welche die Nationaltruppen und die aus Eingebornen zusammengesetzten Legionen unterhält, die sich in jenen weitläuftigen Staaten befinden. Sie bestimmt die Militär- und Handelspuncte, welche sie befestigt oder besetzt wissen will, sie verwirft oder nimmt die Pläne an, welche ihr vorgelegt werden, sie ist, mit einem Worte, Gebietherinn im vollsten Sinne des Worts. Krieg oder Frieden hängen von ihrer Willkühr ab und von ihr auch gehen Strafen und Belohnungen aus.

Diese einer ganz gewöhnlichen Handlungsgesellschaft überlassene höchste Vollstreckungsgewalt, weit entfernt dem Staate schädlich zu seyn, ist ihm vielmehr sehr nützlich. Das Ministerium würde, in einer so weiten Entfernung, nicht zur rechten Zeit unterrichtet seyn von dem, was nützlich oder schädlich werden könnte, und könnte nie so kraftvolle Mittel in Ausübung bringen. Seine Ausgaben würden viel beträchtlicher und der reine Gewinn viel geringer seyn. Nächstdem, daß es alle diese Sorgen der ostindischen Gesellschaft überläßt, wälzt es zugleich eine große Verantwortlichkeit von sich ab, indem es die Mittel gewinnt, eine Menge von Offizieren zu bereichern, welche es auf halben Sold zu stellen genöthigt ist, sobald es ihrer Dienste in Europa nicht mehr bedarf. Die Compagnie sucht in England um Offiziere und Generale und Nationaltruppen an. Das Ministerium gesteht sie zu; aber sobald jene einmahl in Indien angekommen sind, so hängen sie durchaus nur von der Handelsgesellschaft ab, welche über ihr Avancement oder ihren Rücktritt verfügt.

Die aus Eingebornen bestehenden Regimenter, obgleich sie mit minderer Freygebigkeit behandelt werden und einer strengern Disciplin unterworfen sind, scheinen dennoch mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn. Einige Handels- und andere Freyheiten, welche meistentheils doch sehr beschränkt sind, entschädigen sie einigermaßen.

Die ungeheuern englischen Besitzungen in Ostindien sind in drey Präsidien abgetheilt, die Insel Ceylan nicht mit inbegriffen, welche eine besondere Regierung hat. In einem jeden dieser Präsidien befindet sich ein General-Lieutenant, welcher die Militärmacht der Compagnie befehligt, und dessen Generalstab mehr oder weniger glänzend ist.

Die Truppen der Präsidenz Bengalen stehen gegenwärtig unter den Befehlen des Generallieutenants Sir Eduard Payet, unter dem die Generalmajore Seynell und Dalzell stehen. Die Truppen bestehen aus einem Regiment leichter Dragoner, in Garnison zu Meerut, einem Regiment Lanzenreiter zu Cawnpore, und fünf Regimentern Infanterie zu Meerut, Berhampore, Fort William, Cawnpore und Ghazeepore. — Der Generallieutenant Sir Alexander Campbell, unter dem der Generalmajor Robert Sewel steht, kommandirt zu Madras. Die englischen Truppen bestehen daselbst aus einem Regiment Dragoner, zu Bengalore, einem Bataillon des ersten königl. Regiment von Trichinopoli und sechs Infanterie-Regimentern zu Secundrabad, Fort St. George, Bellary, Wallajahbad, Cannanore und New-South-Wales. — Die Militärmacht zu Bombay steht unter den Befehlen des Generallieutenants Sir Carl Colville, und nächst ihm unter dem Generalmajor Lionel Smith; besteht sie aus zwey

englischen Dragoner-Regimentern zu Kaira und Guzerat, und drey National-Infanterie-Regimentern zu Bombay, Poonah und Sholapore. — Die Garnison auf Ceylan besteht aus drey englischen Infanterie-Regimentern, unter den Befehlen des Generalmajors Sir J. Campbell. Die Gesammtsumme beträgt also fünf Kavallerie- und neunzehn europäische Infanterie-Regimenter, folglich ungefähr 21,500 M. wovon 2,500 Kavallerie. Aber dieß ist lange nicht die ganze Macht der Compagnie; sie besoldet vielmehr auch eine große, aus Eingebornen bestehende Armee.

Nach den neuesten Verfügungen wird die Armee in Bengalen folgendermaßen zusammengesetzt seyn: 1) ein Geniekorps, ein Artilleriekorps, bestehend aus drey Brigaden zu Pferde und fünf Bataillons zu Fuß; ein Artilleriekorps auf Chevalets (Gdolaudanze), zusammen 4,020 Kanoniere; 2) vierundsechzig indische Infanterie-Regimenter zu zwey Bataillons, zusammen 57,985 Bajonete, und acht leichte Kavallerie-Regimenter, zusammen 2944 Säbel. — Dieß Reglement soll, im gleichen Verhältnisse, auch auf Bombay und Madras anwendbar gemacht werden. Auf solche Weise besteht die Macht der Gesellschaft in Ostindien, nächst 21,500 Europäern, aus 12,068 Artilleristen, 173,352 Infanteristen und 8,832 Kavalleristen, in Summa 194,844 Streiter. Diese Armee übertrifft mit 17,998 Mann das Doppelte der übrigen englischen Macht im Jahr 1819.

Die Rekrutirung geschieht durch freywillige Anwerbung. In Bengalen bildete ehemahls die Kavallerie den wichtigsten Theil der Armee. Die Menschen sind dort, im Durchschnitte, weniger groß als in den von Madras abhängenden Landestheilen. Die 3/4 davon waren Mahomedaner, da die Indus gar schlechte Reiter sind. Die Infanterie hingegen besteht aus 3/4 Indus. Man nimmt keinen Soldaten unter fünf Fuß sechs Zoll an und die Grenadiere müssen wenigstens sechs Fuß *) haben. Die Regimenter rekrutiren sich meistentheils unter den Raijeputen, die schon von Kindheit auf an das Waffenhandwerk gewöhnt werden und welche selbst mit Degen und Schild ihre Felder bebauen. Der Zustand der Mahomedaner und Indus wird fast immer durch den Dienst verbessert. Sie werden dadurch nüchterner, großmüthiger, disziplinirter und treuer, wenn man sie gut behandelt. Weder die Einen noch die Andern sind rachsüchtig von Natur, obgleich sie sehr aufbrausend sind. Den Raijeputen fehlt es manchmahl an Energie, aber nie an Muth. Sie fürchten den Tod nicht, und stellen sich ihm trotzig entgegen. Man rechnet 30,000 bis 40,000 Mann von dieser Nation in der Armee von Bengalen, und man könnte noch eine weit größere Zahl anwerben, was aber der Klugheit der Compagnie nicht gerathen scheint; denn, was gegenwärtig Englands Stärke in diesem Lande ausmacht, könnte einst leicht den Verlust desselben verursachen. — Die Infanterie von Madras besteht aus Mahomedanern und Indus, aus den höhern Classen der ersten Volksstämme. Unter fünf Fuß fünf Zoll wird niemand angenommen. — Die cipayische Infanterie, obgleich sie aus kleinen Menschen besteht, ist dennoch von großem Nutzen. Die Cipayen sind thätig, an Ermüdung gewöhnt und sehr pünctlich und gehorsam im Dienste. Man ist kaum im Stande, sich einen Begriff von ihrer Ausdauer und Mäßigkeit zu machen. — Die Kavallerie besteht durchaus aus wohlgestalteten und kerngesunden Männern. Man nimmt sie nicht unter fünf Fuß sechs Zoll an. Ihre natürliche Stärke wird noch durch ihre Mäßigkeit und ihre militärischen Übungen vermehrt. Der eigenthümliche Charakter der Eingebornen von Madras ist zum blinden Gehorsam geneigt, und sobald sie davon abweichen, so ist es bestimmt immer nur durch ein böses Beyspiel. — Die Infanterie von Bombay ist in Allem der der beyden andern Präsidenzien ähnlich. Sie ist kräftig, kühn und im Stande die größten Beschwerlichkeiten zu ertragen. Sie ist aus Mahomedanern, Indus, Juden und einigen Christen zusammengesetzt.

Der größte Theil der Indus gehört zum Stamme der Mahratten. Die Juden bilden gewöhnlich immer die Elite der Armee, und ein großer Theil der Offiziere wird daraus genommen. Die Eingebornen von Bombay sind geduldig, treu und brav und vorzüglich den europäischen Offizieren sehr zugethan. Sie sind lustig, an das Meer gewöhnt und dadurch zum Seedienst selbst sehr brauchbar. Obgleich die Desertion unter den Rekruten häufig statt findet, so sind sie doch, einmahl erst an den Dienst gewöhnt, dafür auch um desto beständigere Soldaten.

*) Der englische Fuß macht ungefähr die 12/13 des französischen Fußes aus und beträgt 3047 Millimeter.

Die brittische Handelsstadt Liverpool.

(Fortsetzung).

Gleichfalls zur Feyer vom Jubiläum Georgs III. ward das Magdalenen-Asyl errichtet, für unglückliche Verführte, die durch Elend und Schwäche der Bahn der Tugenden ihres Geschlechtes entrückt worden sind. In gleicher Zeit und in gleicher Absicht dann endlich ward ein Verein errichtet, für Sammlung eines Stammvermögens, aus dessen Zinsen verhaftete Schuldner, die durch unglückliche Schicksale in solche Lage versetzt wurden, entweder frey gemacht oder erleichtert werden sollen.

Die gleiche Menschenfreundlichkeit, welche armen Schuld-

nern die Hand biethet, sucht hinwieder auch in die Trauerwohnungen der Kerker Trost zu bringen. Als musterhaft, durch seine Verwaltung nicht minder wie durch seine Struktur und Eintheilung, nenne ich das sogenannte Verhafthaus (House of detention). Es hat die Form eines Halbkreises, der durch zwey gerade Linien verlängert ist, gleich einem antiken Theater. Der Eingang ist in Mitte einer Frontemauer, welche die beyden Enden dieser Art Hufeisen vereinbart: die Thürhüter und Wärter haben ihre Wohnungen unter dem Säulengange, zur Rechten und Linken des Eingangs.

Ein Gebäude, welches die Gefängnißcappelle und die Wohnung des Aufsehers enthält, steht in Mitte des Halbkreises, auf welchem sechs Pavillons in gleichmäßiger Entfernung von einander vertheilt sind, jeder von zwey Stockwerken mit einer Terrasse bedeckt und mit Wasserbehältern, als Vorkehrungen gegen jegliche Feuersgefahr, versehen. Die Pavillons sind einander vollkommen gleich; ihr Vordertheil steht der Wohnung des Aufsehers gegenüber; sie sind innerhalb und außerhalb des Halbkreises, den sie bilden, durch Gitter vereinbart, und die durch diese Gitter gebildeten Höfe werden durch fernere von Innen nach Außen gerichtete Gitter in zwey gleiche Räume getheilt.

In der Höhe der ersten Stockwerke sind aus gegossenem Eisen verfertigte Brücken angebracht, die von einem Pavillon zum andern und vom Zentralgebäude nach allen Pavillons führen; diese Brücken sind mit breiten Steinplatten gepflastert und mit eisernen Brustlehnen versehen. Mittels dieser Verbindungen können der Aufseher und seine Gehülfen, ohne Treppen zu steigen oder durch einen Hof zu gehen, vom Zentralgebäude sich augenblicklich in jeden beliebigen Theil der Anstalt verfügen.

Die Einfangmauer steht in einiger Entfernung hinter den Pavillons, welche sie im Halbkreise umgibt. Die Wächter können demnach ungehindert außer- und innerhalb der Pavillons und der dieselben verbindenden Gitter umgehen. Wenn man beym Eintritt in die Anstalt durch die Bogenhalle kömmt, wo die Logen des Thürhüters und der Wächter sich befinden, so stehen rechts und links hübsche, dem Aufseher zustehende Gartenbetten, und man hat besandete Plätze, Rasenstücke, regelmäßige, gleichartige symetrisch geordnete und durch lustige Wölbung verbundene Gebäude vor Augen. Von allem, was man sieht, erinnert nichts an Strafe oder Leiden: eine Zwangsanstalt, aber keine düstere, sondern eine erheiterte, ist vorhanden, für Menschen, die unter widerwärtigen Schicksalen von der Bahn der Tugend abgewichen sind. Glücklich die Völker, bey denen die persönliche Freyheit in solcher Achtung steht, daß die Gesellschaft einen Ersatz dieser Art selbst den Strafbaren ihrer Glieder, welche sie um der Sicherheit und Ruhe der übrigen willen als Gefangene einschließen mußte, zu Theil werden zu lassen für Pflicht hält.

Was die Anstalten des öffentlichen Unterrichts anbetrifft, so dürfen in Liverpool zwar jene blühenden Universitäten und berühmten Akademien nicht gesucht werden, auf welche die Wissenschaften ihren Ruhm und ihre Hoffnungen setzen; hingegen leistet der Ort dasjenige, was von einem großen Handelsplatz und von einer Stadt, deren Strebungen zunächst alle auf Gewerbsthätigkeit gerichtet sind, gefordert werden darf. Reichthümer und Ansehen auf der gewöhnlichen Bahn des emsigen Arbeitsfleißes zu erwerben, ist hier das für Jedermann geöffnete Ziel. Auch der wissenschaftliche Geist nimmt daher seine Richtung auf die Vervollkommnung mechanischer Arbeiten, Vorkehrungen, Maschinen und Bauwerke. Der Gelehrte und Literator selbst auch wird vom allgemeinen Zuge ergriffen; wenn er den Musen opfert, so thut er es gleichsam nur im Verborgenen und nebenbey, aber er verfolgt gleich allen Übrigen die breite und einladende Glücksstraße. So ist der berühmte Roscoe in einem ansehnlichen Bankhause angestellt, und seine Lebensbeschreibungen der zwey Medicis, Lorenz und Leo X., hat er in Mußestunden ausgearbeitet.

(Der Beschluß folgt.)

Tyroler Zeitschrift.

1. Die Zeitschrift führt den Titel: „Beyträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tyrol und Vorarlberg." 2. Sie erscheint bandweise, und zwar wird jeder derselben aus 18 — 20 Druckbogen bestehen, und nach Erforderniß mit lithographischen oder Kupfer-Abdrücken ausgestattet werden. 3. Die Auflage ist Octav, enggedruckt mit neuen Lettern. 4. Die Bände folgen in unbestimmten Zeiträumen auf einander. 5. Damit die Redaction eher im Stande gesetzt werde, die Stärke der Auflage beurtheilen zu können, wird eine Subscription zu diesem Ende eröffnet, und zwar für das Innland bey der Redaction selbst, oder bey den in allen Kreisen aufgestellten Herrn Mandataren des tyrolischen National-Museums, 1. Hall. Herr Franz v. Grabmayr, k. k. Rechnungsrath der Berg- und -Salinen-Buchhaltung. 2. Botzen. Herr Anton Bacher, k. k. Forstmeister. 3. Brixen. Herr Leopold Bisdomini, Privat. 4. Meran. Herr Delau und Pfarrer, Johann Nep. von Tschiderer. 5. Trient. Herr Podesta Benedict Graf von Giovanelli. 6. Roveredo.

Herr Dr. Joseph von Telani. 7. Imst. Herr Kreisingenieur Raimund Besser. 8. Schwatz. Herr Kreiscommissär Joseph Danler. 9. Vorarlberg. Herr Rentbeamter Christoph Anton Kaiser in Bregenz, und Herr Gymnasial-Präfekt Mainrad Merkl in Feldkirch. 10. Für den salzburgischen Seelsorgs-Bezirk. Herr Dekan und Pfarrer Simon Köfler in Reith. 11. Für den Bezirk Pusterthal. Der ständische Verordnete Johann von Wintler. 6. Für das Ausland hat die Wagnerische Buchhandlung in Innsbruck den Verschleiß und die Versendung übernommen, und es können daher diejenigen, welche darauf zu subscribiren gedenken, sich an dieselbe unmittelbar, oder mittelst der Buchhandlungen, mit denen die genannte in Verbindung stehet, wenden. 7. Die Subscription ist nur auf 8 Bände gültig, dem letzten wird ein vollständiges Register über alle 8 Bände beygegeben. Nach deren Herausgabe wird eine neue Ankündigung erscheinen, welche sich über die Beybehaltung oder Abänderung des Planes und der Fortsetzung der Zeitschrift aussprechen wird. 8. Der Subscriptionspreis für den Band wird in der Überzeugung, daß die Abnahme größtentheils von den Mitgliedern und daher von Wohlthätern des Vereins selbst geschieht, auf 1 fl. 20 kr. C. M., oder 1 fl. 36 kr. R. W. festgesetzt, außer der Subscription ist der Preis für den Band; 2 fl. C. M., oder 2 fl. 24 kr. R. W. 9. Diese Zeitschrift wird ihrem Titel gemäß nur Abhandlungen über vaterländische und rein wissenschaftliche Gegenstände liefern, a) welche der Geschichte des Landes angehören und in irgend einer Beziehung interessante Daten, der Ungestalt und der stufenweisen Erweiterung des Landes, dessen Beherrscher und Einwohner, ihrer Sitten, Gebräuche, Sprachen und Schicksale enthalten; b) welche in das Gebieth der Statistik im ausgedehnten Sinne gehören, daher geographische oder topographische Beschreibungen einzelner Landestheile, Landes- Städte und Gemeinde- Verfassungen, Schilderungen der Landescultur, der Industrie, der Gewerbe und des Handels im Ganzen oder Einzelnen u. d. gl.; c) welche sich zur Naturkunde des Landes mit Rücksicht auf die 3 Reiche der Natur eignen, oder in die Petrefakten-Kunde oder in die Geognosie Tyrols und Vorarlbergs eingreifen; d) welche den Zustand der Kunst in ihren mannigfaltigen Verzweigungen der Gegenwart oder Vergangenheit darstellen, ihr Keimen und Aufblühen; daher auch Beschreibungen gelungener Werke, biographische Nachrichten vaterländischer Künstler, Schilderungen vaterländischer Kunstinstitute, wichtige Erfindungen u. d. gl. e) Einzelne interessante vaterländische Notizen werden in einem Anhange geliefert. 10. Die Beyträge zu dieser Zeitschrift können unter der Aufschrift „an die Redaction der tyrolischen Zeitschrift zu Innsbruck" eingesendet werden. 11. Dieselbe ersucht aber die Einsender den Aufsätzen ihren Nahmen beyzusetzen, welcher sodann auch denselben, wenn es nicht besonders verbethen wird, vorgedruckt wird, damit sie jederzeit im Stande sey, über allenfällige Anstände mit dem Verfasser Rücksprache pflegen zu können. 12. Ungeachtet die Redaction bey dem hohen und gemeinnützigen Interesse, welches ein Unternehmen dieser Art für jeden gelehrten Vaterlandsfreund haben muß, mit Grunde hoffen darf, daß es ihr nie an Mitarbeitern fehlen werde, welche aus reiner Vaterlandsliebe mit Vergnügen ihr die Hand biethen werden; so wird sie doch nie einen Anstand nehmen, die Verfasser wichtigerer Aufsätze auf Verlangen billig zu honoriren; übrigens erhält jeder der Mitarbeiter 6 Abdrücke seiner gelieferten Abhandlungen frey. 13. Sobald ein Band gedruckt ist, wird dasselbe durch den Bothen von und für Tyrol und Vorarlberg bekannt gemacht, und die zureichende Anzahl von Exemplaren an die Commissionärs versendet werden, wo die Subscribenten gegen Erlag des Subscriptions- Preises selbe erhalten. 14. Die Subscription für Tyrol endet sich mit dem Monathe Hornung, außer Tyrol mit dem Monathe März.

Bey der großen Theilnahme und Unterstützung, welche die ehemahlige tyrolische Zeitschrift, unter dem Titel „der Sammler für Geschichte und Statistik von Tyrol", im In- und Auslande genoß, darf die Redaction mit Grunde hoffen, daß auch diese, welche im Zwecke und Umfange mit ihr überein kömmt, beyfällig werde aufgenommen werden. Den ersten Band bilden: I. Antiquarische Abhandlung des Grafen Benedict von Giovanelli „das römische Straßenmonument zu Maretsch." II. Chronik vom Benediktiner-Stifte Mariaberg, frey übersetzt von Joseph Röggl. III. Topographisch- statistische Beschreibung des Thales Stubay, entworfen 1808, mit Anmerkungen. IV. Das verlassene Bergwerk am Röhrerbüchl, von Joseph von Senger. V. Geognostische Bemerkungen über Gebirgszüge in Tyrol, von Alois von Pfaundler VI. Biographie der Künstler Thomas und Joseph Lang.

Innsbruck im Dezember 1824.

Redaktion der tyrolischen Zeitschrift.

v. Mersi.
Aloys v. Pfaundler.
Joseph Röggl.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 4. Mittwoch den 6. und Freytag den 8. April 1825.

(40, 41, 42)

Kaiser Heinrich und Metter.

(Gemählde im Attelier des Hrn. Carl Ruß, Custos der k. k. Bildergallerie im Belvedere.)

Zu Bamberg, wo die Regnitz zum Mayn vorüberwallt,
Da gibts ein Thun und Treiben am deutschen Hofeshalt,
Gewirr von Herrn und Knappen und der Gewerbe Troß
Dort hauset Herr Henricus der Kaiser, fromm und groß.

Es soll der Dom sich heben zu Gottes Ruhm und Ehr'
Dort will der Kaiser ruhen von Sorg' und Kriegsbeschwer,
Den Bau hat er gelobet in feyerlicher Stund,
Da soll das Grab ihn einen mit Frauen Kunigund.

Viel Ritter kamen freudig zu seinem Schutz herbey,
Doch traut der Fürst am meisten auf Herren Metters Treu,
Er war dahergezogen vom Ahnenschloß am Rhein,
Sich unter Heinrichs Banner dem Waffendienst zu weihn.

Und weil der Herr den Jüngling mit solcher Lieb' umfaßt,
Ward er dem Schranzenheere bis in den Tod verhaßt,
Es sollt ein Truggespinnste, gewebt mit schwarzer Kunst,
Entziehn dem Argwohnlosen die wohlverdiente Gunst.

Als einstens Heinrich sinnend am stillen Abend sitzt
Der Zukunft lautre Freude im dunkeln Auge blitzt,
Der Kirche Heil'genbilder vor seinem Blicke glühn,
Des Hochamts Weihgesänge dem Ohr vorüberziehn —

Da schleichet der Verläumder mit leisem Tritt herbey,
Und schwatzend, tief gebeuget, von vielerprobter Treu,
Und wie der Herr vertrauend rings unter Buben schlief —
Reicht er mit Metters Zügen dem Kaiser einen Brief.

Dem frommen Heinrich wollen die Sinne fast vergehn,
Sieht er in grausen Lettern die Unthat vor sich stehn,
Er schweiget lange düster — drauf wird sein Antlitz hell,
Er fordert Herrn und Ritter vor seinen Thron zur Stell.

Und als dem mächt'gen Rufe gehorchend Alle nahn,
Winkt er mit ernster Würde, den Metter sich heran,
Fest blickt auf ihn das Auge, drin Schmerz und Hoffnung brennt
Die Rechte beut zur Prüfung ihm hin das Pergament.

Herr Metter nimmt die Rolle, — Gram zeigt sein Angesicht,
Indeß die sanfte Miene so laut von Unschuld spricht,
Er ruft den Blick voll Treue, gehoben himmelwärts:
„Es sind des Metter Züge, doch nicht des Metter Herz".

Dem Kaiser rollen Thränen die Heldenwang' hinab,
Er spricht, „Gott sey gelobet, der mir den Anschlag gab,
„Dem Auge will ich trauen, nicht diesem Höllenplan,
„Nein! solche schwarze Unthat hat Metter nicht *) gethan.

Herr Metter neigt den Scheitel, der Abendsonne Glanz
Flicht um die blonden Löcken ihm einen goldnen Kranz,
Da hebt sich Kaiser Heinrich so mächtig in die Luft,
Als stünd' sein Riesenbildniß im Dome an der Gruft.

Ihn treibt der Geist zu künden das deutungschwere Wort;
„Ich schaue Metters Sprossen in fernen Tagen dort,
„Die Fürstenkrone blitzet von ihrem Haupte klar,
„Es prangt im Wapenschilde des Reiches Doppelaar."

Drauf vom Gesicht ergriffen, er matt zum Stuhle sinkt,
Die vorgehaltne Rechte die Ritter von sich winkt;
Sie schreiten bang durchschauert den hohen Saal entlang,
Herrn Metter tief zu Herzen die frohe Kunde drang.

Michael Franz v. Canaval.

*) Davon rühre, kündet die uralte Sage, der Nahme Metternich.

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung.)

Trotz der in der Natur eines, häufigen Erschütterungen ausgesetzten Bodens gegründeten Unförmlichkeit der Gebäude von Santa-Fee, und trotz der Nothwendigkeit, in wei-

cher sich die dortigen Architekten von jeher befunden haben, Majestät und Eleganz der Dauerhaftigkeit aufzuopfern, fehlt es doch nicht an Gebäuden von wohlgeordneter Architektur. Ganz besonders zeichnet sich, im Gegensatze mit den übrigen sechsundzwanzig Kirchen der Stadt, welche von Gold wiederstrahlen, die im Jahre 1814 erbaute Kathedrale aus, durch die edle Einfachheit ihres Innern, die den schlechten Geschmack vergessen macht, welchem die Facade einen ganzen Haufen, ohne alle Symmetrie sich durchkreuzender Striche zu verdanken hat. An kostbaren Schätzen fehlt es übrigens dieser Kirche auch nicht. An einer einzigen der Statuten der Jungfrau, die ihre Altäre schmücken bemerkt man 1358 Diamanten, 1295 Smaragden, 59 Amethysten, einem Topas, einen Hyacinth, 372 Perlen; das Fußgestell prangt mit 609 Amethysten, und die Arbeit des Künstlers ist mit 4000 Piastern bezahlt worden. Einem großen Theil nach, gehören die Kirchen von Santa-Fee Klöstern an, die sehr ansehnliche Einkünfte besitzen. Von neun Männer- und drey Weiberklöstern sind die Dominikaner und die Mönche San-Juan-de-Dios am stärksten dotirt. Wohl zwey Drittel der Häuser von Bogota gehören ihnen. Diese regelmäßig gebauten Asyle zeichnen sich weniger durch die Schönheit als durch die Solidität ihrer Bauart aus. Sie sind gewöhnlich von viereckiger Form; im Mittelpuncte findet sich ein mit einem Springbrunnen verzierter Hof, um welchen her zwey Gallerien über einander angebracht sind. Den leeren Raum in der untern derselben, füllen gewöhnlich schlechte Gemählde aus, welche die Geschichte des Heiligen vorstellen, unter dessen Anrufung das Kloster gestiftet worden. Einige dieser Kloster haben Collegien oder auch Krankenhäuser unter sich. Ganz besonders widmen sich die Mönche von San-Juan-de-Dios der Unterstützung der leidenden Menschheit. Wie Schade, daß ihr Verpflegungshaus einen so empörenden Anblick darbiethet! Hölzerne Bettstellen von ekelhafter Unreinlichkeit, auf welchen die Kranken in Sälen ohne Luft und Tageslicht gelagert sind, ganze Haufen von Unrath in den Hofräumen, Küchen, wo die Speisen mit einer Nachläßigkeit und Schmutzigkeit, wie man sie in einer Höhle von Wilden findet, zubereitet werden, Strohmatten, ganz schwarz von Koth und Unreinigkeiten aller Art, Leichnahme auf dem Boden liegend vor den Augen der Sterbenden — alle die Gegenstände müßten auch die stärkste Gesundheit erschüttern, und erklären es sattsam, warum man unter so gräßlichen Umgebungen nimmer genesen kann. Besser sind die Collegien gehalten. Es gibt ihrer drey. Sie sind insgesammt gut gelegen und von solider Bauart. Die meisten Professoren haben die Tonsur, und sehr wenige sind weltlichen Standes. Was da gelehrt wird, ist Latein, Philosophie, Mathematik und Theologie. Die Studierenden sind verpflichtet, täglich vier Stunden zu arbeiten. Nach Beendigung des Schuljahres haben sie drey Monathe Ferien. Der vormahls von den Vizekönigen bewohnte Pallast des Präsidenten der Republik ist nichts weiter, als ein Haus mit flacher Dachung, an welches zwey niedrige, mit Gallerien versehene Gebäude anstoßen, wo sich die Bureaux der Minister, nebst den übrigen Zubehörden des Pallastes und das Gefängniß befinden. Im Innern des Pallastes trifft man auf ganz gemeine Treppen und niedrige, geschmacklose Gallerien. In den Audienz-Saal geht es entweder durch das Schlafgemach des Präsidenten, oder durch ein elendes Vorzimmer. In demselben stehen einige Canapees von rothem Damaste; den Fußboden ziert ein abgenutzter segopischer Teppich, und von einigen Querbalken, die, weil sie nicht gegipst sind, diesem Theile des Saales das Aussehen einer Scheune verschaffen, hängen Lampen herab, so daß man kaum glauben würde, sich in einem Pallaste zu befinden, wenn nicht in demselben Saal auch noch ein Thron von rothem Damaste aufgeschlagen wäre und einige Spiegel, Glasfenstern und schlechte Gemählde denselben verzierten. Dagegen mahnt ein Trupp von zwanzig schlecht uniformirten Husaren, ohne Stiefeln und Pferde, welche die Zugänge des Pallastes besetzt halten, den Fremdling um desto deutlicher, daß er die Stufen eines königlichen Hotels hinansteige. Der Deputirten-Pallast ist ein großes, an einer Straßenecke stehendes Gebäude, dessen Erdgeschoß mit Branntweinbuden besetzt ist. Steigt man die Treppe hinauf, so ist das erste, was in die Augen fällt, zwey an die Mauer gemahlte Göttinnen des Ruhmes, und zu ihrem Füßen die Worte: O h n e G e s e t z k e i n V a t e r l a n d. Ein aus einer kleinen Thüre hervorbringendes Geräusch sagt dem Fremdlinge, wenn er in die innere Gallerie gelangt ist, daß hier der Sitzungssaal sey. Dieser Saal ist ein schmales, langes Gemach, in dessen Mitte eine hölzerne Brustlehne angebracht ist, auf welche die Zuhörer sich stützen. Die Repräsentanten sitzen allein, und auch sie ziemlich eng auf Lehnsesseln von gefirnißtem Holze, die mit gegerbtem Leder überzogen sind und innerhalb der Brustlehne in Reihen stehen. Die übrigen Verzierungen des Repräsentanten-Pallastes bestehen in acht Fackeln zur Beleuchtung der Abendsitzungen, in Glasfenstern und einer großen Strohmatte. Dem Senat ist zum Behufe seiner Sitzungen von den Dominikanern ein Flügel ihres Klosters überlassen worden, wo man nach dem Modelle des Deputirten-Saales ein Gemach eingerichtet und seine Mauern mit sinnbildlichen Figuren verziert hat. Unter einer derselben, welche die Gerechtigkeit vorstellt, steht von

der Hand eines unwissenden Mahlers angeschrieben: die Politik. Da es in diesen Pallästen an Empfangzimmern, Vorsälen und Antichambern gänzlich fehlt, so sehen sich die Minister, wenn sie einer der Kammern eine Mittheilung zu machen haben, in den Fall gesetzt, auf der Treppe zu warten, bis der Gerichtsdiener der Kammer, der zu gleicher Zeit, Theater-Director ist, kommt, ihnen den Regenschirm abzunehmen und sie zu ersuchen, in die Versammlung einzutreten. Das Gefängniß ist im Erdgeschoße und das Fenster niedrig genug, daß die Vorübergehenden sich mit den Verhafteten unterhalten können; die Staatsgefangenen allein werden etwas härter behandelt. Die übrigen öffentlichen Gebäude von Bogota sind die Münze und das Theater. Beyde sind gleich schlecht und unzweckmäßig eingerichtet; immerhin aber muß man sich verwundern, an einem von aller Verbindung mit Europa so entlegenen Orte, Gebäude dieser Gattung zu finden. Aus diesem Grunde gleicht denn auch Bogota einigermaßen den europäischen Handelsniederlassungen an den Küsten von Afrika. Im Innern der Stadt trifft man auf viele Institutionen und Gewohnheiten der übrigen Hauptstädte der Welt; außerhalb der Stadt gewinnt Alles ein verändertes Aussehen; man befindet sich im Mittelpuncte von Afrika, umringt von Barbaren, deren Kleidung in der Regel bloß in einem Hemde und Unterhosen besteht; und selbst der überschwengliche Reichthum der hiesigen Felder, nach welchem sich der Amerikaner, der nach Europa kommt, so lebhaft zurücksehnt, und welchem gegenüber, der industrielle Reichthum des Europäers sich ihm als ein gräulichen Elend darstellt, erscheint dem Europäer als ein Luxus der wilden Natur. Die drey Hauptstraßen von Bogota sind frohmüthig und nach der Schnur angelegt, aber schlecht gepflastert, die Trottoirs bequemer, als in den übrigen spanischen Städten, und durch die Vorsprünge der Hausdächer so viel als gänzlich vor dem Regen geschützt.

(Die Fortsetzung folgt).

Über Grillparzers Ottokar.

(Fortsetzung und Beschluß von Nr. 22 und 23. Febr. Heft.)

Die Nummer 22 des Archivs, gab die vollständige Exposition dieses historischen Drama, die Nummer 23 stellte, nicht als Lückenbüsser, sondern als den unverdächtigsten und treuesten Messer, die Worte der Geschichte, der dramatischen Behandlung gegenüber. Diese Gegenüberstellung sollte Jedem das Urtheil überlassen, mit welcher Treue der Dichter die Einheit der Handlung beobachtet, dem Causalzusammenhang der Begebenheit gefolgt sey und den Tact würdigen helfen, womit er die Überlieferungen der in hoher Majestät langsam vorüberschwebenden Historie mit den Anforderungen der, an ihre Sohlen Flügel heftenden Dramaturgie zu vereinigen getrachtet habe?

Der Schluß dieser, bereits in Nr. 22 begonnenen Bemerkungen wurde, den mehrmahls ausgesprochenen Anforderungen der Leser, länger vorenthalten, um das erste lebhafte Durcheinanderbrausen der verschiedenen Stimmen über diese ausgezeichnete Erscheinung verhallen zu lassen. Er sollte und wollte, nur mit jener parteylosen Ruhe, die der beständige und unverletzliche Charakter jeder wissenschaftlichen Erörterung seyn soll, zu denjenigen sprechen, denen die vaterländische Vorwelt, denen vaterländische Wissenschaft und Kunst wirklich ein theurer Gegenstand sind. — Bey einem Talent wie Grillparzer, der, seit Schiller dahin ist und Goethe für die Bühne zu schreiben aufgehört hat, mit Uhland und Kleist, billig vor andern tragischen Dichtern deutscher Zunge hervorragt, der in der Ahnfrau schon so schöne Hoffnungen, in der Sappho einen solchen Beyfallsjubel erweckt und in der Trilogie, der Gastfreund, die Argonauten und Medea, (unstreitig dem schwächsten seiner Werke), immer noch Schönheiten genug gespendet hat, um das Heer unsrer Dichterlinge mit diesen Brosamen von seiner wohlbesetzten Tafel zu sättigen, bey einem solchen Talent wäre eine unbedingte Lobhudeley, eben so unnöthig als beleidigend. — Über die hohe Bedeutung und über den Nutzen der Nationalität der Kunst, haben wir uns öfters und nahmentlich erst in Nr. 33 und 34 umständlich ausgesprochen. Selbst den Franzosen mag nun das ewige Wiederkäuen der Antike endlich doch zu viel werden und der Seufzer scheint ihnen von Herzen zu gehen: „qui me délivrera des grecs et des romains et de tant de héros noblement parricides et de cette triste famille, que Dieu fasse en paix, du roi Agamemnon, qui ne finit jamais"?! ja man kann mit Bestimmtheit sagen, auch ihre Bühne sey jener Umstaltung um gar vieles näher gerückt, die sich in ihrer Ballade und Romanze, im Roman und in ihrer Historienmahlerey schon seit geraumer Zeit gemacht hat. — Den Ottokar bloß deßhalb ohne Maß und Ziel zu erhöhen, weil diese Tragödie ein vaterländischer Gegenstand und von einem vaterländischen Dichter bearbeitet ist, dünkte uns ein läppischer Stockpatriotism. — Andererseits möchten wir aber auch nicht dem scharfen Messer Lessings anheimfallen, welcher irgendwo der Kritik, wie man sie heut zu Tage liebt, ironisch als Richtschnur vorschreibt: „nachsichtsvoll gegen das Schlechte, verwöhnend gütig gegen das Mittelmäßige, gegen das unbestreitbar Gute aber, unerbittlich zu seyn!" — So lang es noch irgendwo zum guten Tone gehört, in der eignen Heimath ein Fremdling zu bleiben, heimische Wissenschaft und Kunst mit vornehmem Mitleid und verächtlichem Achselzucken abzufertigen, so lange das Ausland, so lange die Fremdlinge, recht eng und eifrig zusammenstehend, unermüdet streben, in all ihren Werken und Werklein, in jedem Versuch und Zeitungsartikel, ja selbst in den Embryonen ihres guten Willens, nach der ganzen Breite anerkannt, ja sehr oft weit überschätzt zu werden, so lange fühlen wir freylich auch keinen Beruf, einen neuen Beytrag zu liefern zu dem alten, bitterbösen Sprichwort: „Kein Prophet im Vaterlande." Auch könnten Wir uns eben nicht erbauen an der Erscheinung, gegen jedes vaterländische Talent, das einmahl über die Mittelmä-

ßigkeit hinaus, eine gewisse Stufe der Bedeutenheit erklommen hat, jene wiewohl stumme, doch überaus faßliche und wohlfeile Lehre sinnbildlich vollstreckt zu sehen, die der alte Abt von Hueska seinem Schüler und Könige Ramiro gab, den er mit ernstem Schweigen in den Garten, vor ein farbenprächtiges Mohnbette führte und (der niedrigen verschonend), allen, die andern überragenden Mohnblumen, mit einer scharfen Gerte, die Köpfe abschlug! — Vielmehr möchten wir dem edeln Zuspruch aus Goethes Tasso folgen:

Wenn Ich zu eifrig bin, so lindre Du,
Und bist Du zu gelind, so will ich treiben.
Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und Andre
Wird er gezwungen, recht zu kennen. Ihn
Wirgt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind: es darf der Freund nicht schonen!
Nur streitend übt er alle seine Kräfte,
Fühlt was er ist und fühlt sich schnell, ein Mann.
Es darf das Vaterland, die Welt sich freuen!

Einer, durch ein volles Jahr auf jede Weise gespannten Erwartung zu genügen, würde selbst dem größten Meisterwerke kaum gelungen seyn. Es ist hier der Ort, wiederhohlt daran zu erinnern, wie bey der ersten Aufführung 1800 und 1802 selbst Goethes Iphigenie und Schillers Jungfrau von Orleans so entschieden durchgefallen seyen, daß sie über ein ganzes Jahrzehend vom Repertoire verschwanden, wie 1816 Romeo und Julie kaum zu Ende gespielt werden konnte, bis 1820 Mad. Stich aus Berlin, dem armen Shakespeare wieder etwas auf die Beine half, wie die Darstellung des Lear 1808 durch Brockmann, wahrlich einen großen Künstler, gar keinen Effect machte und dies hehre Meisterwerk gleichfalls bis 1822 liegen blieb, wie Werners herrliche Söhne des Thales, sich 1811 nur auf unsern Bretern zeigten, um für immer davon zu verschwinden, ein Register, sehr leicht noch durch mehrere Beyspiele zu vervielfältigen. In dieser Hinsicht ist Grillparzers Ottokar unstreitig weit glücklicher gewesen, der das erste Mahl (19. Febr.) einen in den Jahrbüchern des Burgtheaters, unerhörten Zulauf hatte, dann schnell nacheinander zehn volle Häuser machte und im Buchhandel, noch im Verlaufe des ersten Jahres, die zweyte Auflage erlebt! — Die Ahnfrau und die Sappho zählen vier Auflagen, einige ausländische Nachdrücke ungerechnet und letztere ward in alle Hauptsprachen Europas übersetzt.

Dieß vorausgesetzt, durften die Anforderungen an das schöne Talent Grillparzers allerdings hoch gespannt seyn; doch war man deßhalb nicht berechtigt, sogleich einen ungeheuern Maßstab anzulegen, als gäbe es die Goethes und die Schillers scheffelweise, als stünde Shakespeare nicht noch immer im ganzen Laufe der Zeiten, einzig und unerreicht da! Abgesehen von der Feuerprobe der Darstellung, in welcher alle Wernerschen Stücke und mehr als eines von Schiller und Goethe, jaselbst von Shakespeare unterlagen, (wenigstens bis das Publicum besser vorbereitet war), wie würde es mit allen Houwald'schen, wie, selbst mit Öhlenschlägers meisten Stücken aussehen, wenn eben dieser collossale Maßstab daran gehalten würde? von denselben Zuschauern daran gehalten würde, denen einst Octavia und die Hussiten vor Naumburg Thränenströme entlockten und die im Machtspruch, im Totila, im Brautkranz, einen tief verborgenen Geist wahrzunehmen glaubten?! — Darin, daß jetzt auch unsre billigen Forderungen weit höher gestellt sind und wir jene Dinge kaum mehr ertragen können, liegt eine erfreuliche Bürgschaft successiven und eben darum nachhaltigen Fortschreitens. — Allein nicht erfreulich ist, daß Ottokar, wenn er ein griechisches Königlein, wenn er ein römischer Decemvir oder Imperator, wenn er ein nordischer König wäre, ganz gewiß weit wenigern Anfechtungen würde ausgesetzt gewesen seyn, wornach es für den Dichter weit sicherer und weit lohnender schiene, sich im fernen und fremden Land, oder fortan im griechischen Franzosenthum herumzutreiben! Aber um mit dem unsterblichen Dichter Lears, Macbeths, Hamlets, Othellos zu reden: —

Der ist nicht werth des süßen Honigmahles,
Der Bienen weicht, weil Bienen Stacheln haben,
Nur das erhebet, was nicht leicht gelingt,
Was tausendfaltig, Müh' und Kampf umdringt!

Bevor wir uns über den Plan des Stückes, über die Zusammenfügung und den Einklang der einzelnen Theile und über die Charakteristik näher aussprechen, müssen wir noch ein Paar Kleinigkeiten zur Nummer 23 nachtragen, die sich vorzugsweise der Übereinstimmung der Tragödie mit der Historie gewidmet hat. — Schon Goethe sagt in seinem Wilhelm Meister mit leidiger Wahrheit: „die meisten Menschen suchten in einem Kunstwerk, immer etwas Anderes, als die Kunst." So vernahmen wir denn auch manche Stimme, die in diesem Trauerspiel den echten heraldischen Aufschluß über das Alter des weißen Löwen von Böhmen vermißte und ob sein doppelter Schweif, nicht einer viel spätern Zeit angehöre? Andere fanden einen argen poetischen Mißgriff darin, daß von einer Vorstadt der Hauptstadt Böhmens die Rede ist, da doch, wenigstens das neuere Prag keine habe?! (Carolinenthal?) Welcher Barbar muß bey diesen nicht der große Britte seyn, der im Wintermährchen, gar Schiffe in Böhmen landen läßt! o sancta simplicitas des guten Shakespeare! Wieder Andere wollten zum Schluße eine Art von Armeebulletin ausgegeben wissen, worin jeder Anführer, jede Familie mit ihrem Verdienst in Rudolphs Schlacht gehörig aufgeführt sey. Wir könnten, (wollten wir die Lacher auf Uns ziehen) einige geschichtliche Übersehen aufheben und die Poesie durch die wichtige Entdeckung schmücken, daß der Bürgermeister, welcher Wien übergab, keineswegs der gemeinen Meinung nach, Paltram Vatzo, sondern der Paltram vom Stephansfreythof gewesen, daß Kunigunde nur durch einen Gedächtniß- oder Schreibefehler zweyer Buchstaben, aus einer Ungarinn sauf einmahl eine Pohlinn geworden sey und von Massowien heiße, statt von Machowien. Ihr Vater war Rostislaw, der Ban (Herzog) von Machow und Bosnien; Anna, die älteste Tochter Be-

las IV. ihre Mutter. — Der Schlacht, worin Ottokar den Sieg und das Leben verlor, weihte sich in diesem Archive ein eigner Aufsatz Nr. 1, 1814, der alle zeitgenossen Quellen darüber zusammenstellte. Sie erwähnen gar keines andern, jetzt noch blühenden Geschlechtes nahmentlich, als der Liechtensteine. Inzwischen haben uns viel spätere und auch dem Gelehrten nicht immer zugängliche Quellen, z. B. Ahnentafeln, Donationen, Standeserhöhungsdiplome, Grabesdenkmahle ꝛc. manchen romantischen Zug bewahrt, hochwillkommen der Ballade und dem historischen Roman, für die dramatische Dichtung aber, die unter dem Reichthum des Stoffes ohnehin beynahe erliegt, um so schwerer zu gebrauchen, als jene Schlacht den Schluß des ganzen großen Stückes macht, wo Alles, was die gegen das Ende fortrollende Handlung aufhält, die Lichter zerstreut, die Kräfte zersplittert, am allerunzuläßigsten ist! Ohne dem Dichter die oben gerügte Zumuthung eines Extrablattes zu machen, erwähnen Wir dennoch zweyer wahren Zierden jener geschichtlichen Catastrophe: — Schon hat die Schlacht sich ungünstig gewendet, Ottokar aber ficht mit unverminderter Hoffnung löwenkühn fort, bis der Treueste seiner Treuen, Sezima von Kollowrat fällt, worauf er mit gebrochenem Herzen nichts mehr sucht, als ritterlichen Tod und dann die vierzehn Trautmannsdorfe, die diese Schlacht mit ihrem Blute besiegelt! Aber gerade diese beyden, schönen Züge geben uns eine Probe, wie wenig, was in der Erzählung herrlich prangt, für die dramatische Behandlung tauge! Wie wäre das Erstere mit dem entscheidenden Streich der Nemesis durch den Rosenberger Milota und durch den jungen Merenberg zu vereinbaren? und der Heldentod der vierzehn Ritter mit halb rother und halb weißer Rose, gewinnt erst dadurch seine höchste Bedeutung, daß in der Mühldorfer Schlacht zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern, dreyundzwanzig Trautmannsdorfe stritten, von denen nur drey dem Tod oder der Gefangenschaft entgingen! Aber wie zu solcher Andeutung die rechte Stelle finden? Dieser nicht zu bezweifelnden Thatsachen, erwähnt übrigens gar keine gleichzeitige Quelle. Letztere erneuerte wieder dieses Archiv 1817 Nr. 79 im Grafendiplom der Trautmannsdorfe und das historische Taschenbuch von 1822.

In jedem Werke der redenden oder der bildenden Kunst, ist es die Idee, welche lebendig macht, es ist die Composition, die in der Mannigfaltigkeit, die Einheit begründet, die Theile zum Ganzen fügt und durch solches Ebenmaß und Einklang, jenes Gleichgewicht, jene erhabene Ruhe herbeyführt, ohne die ein wahres Kunstwerk nicht denkbar ist. — Die erhabensten Gleichnisse, die blühendsten Bilder, die melodievollste Sprache, gewähren keinen Ersatz für die Divergenz der Theile, für die Alltäglichkeit der Composition, für die Verwirrung und Unsicherheit der Anordnung, für die aus andern Meisterwerken, bewußt oder unbewußt zusammengebettelten Reminiscenzen und mühsamen Variationen über ein bekanntes Thema, für die Vermischung der Gränzmarken und Zwecke der Kunst, für das Durcheinanderschwimmen epischer, lyrischer und dramatischer Bestandtheile, die sich doch, wie Öhl und Wasser, nie recht vermischen und für den unersetzlichen Mangel jenes wesentlichen Grundcharakters aller dramatischen Dichtung, daß sie nähmlich, dem Ende zu, die Schnelligkeit ihrer Bewegung immerfort steigere! — In jener Fundgrube der trefflichsten Ideen über das Schauspiel und die Schauspielkunst, im Wilhelm Meister sagt Goethe wieder eine leidige Wahrheit: „wenig Deutsche und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen überhaupt, haben ein bestimmtes Gefühl für ein ästhetisches Ganzes. Sie loben und tadeln nur stellenweise. Sie entzücken sich nur stellenweise.“ — Diese freylich, werden die Sappho, wegen der Meisterschaft des Styls, werden sie und die Ahnfrau, wegen der großen lyrischen Schönheiten und hinreißenden Stellen, dem Ottokar weit vorziehen, wenn auch jene Vollendung des Styls, welche die Sappho, Goethes Iphigenien in Tauris zunächst stellt, hinweggenommen, eben kein allzugroßer Reichthum und Originalität der Erfindung und Anordnung zurückbleiben werden. — Wir dürfen, was wir in Nr. 23 ausgesprochen, bestimmt und fest wiederhohlen: das Verdienst des Ottokar besteht in der vom Anfang bis zu Ende, trotz des überreichen Stoffes, klar und kräftig durchgeführten Grundidee, in dem scharfsinnigen Zusammenfügen und Anordnen der sich dem Ganzen, ohne die geringste Störung bequemenden Theile, in dem Schleyer der Täuschung, welcher über die Zeit ausgebreitet ist, in der das Stück spielt, so daß Niemanden, der nicht die Kenntniß der Jahrzahlen von vorne herein dazu mitbringt, ein Widerspruch der Möglichkeiten auffällt, daß das, was er vor Augen sieht, nicht eben so gut im Zwischenraum so vieler Monathe, als so vieler Jahre hätte vor sich gehen können! — Wenn dieß eine gar so leichte Sache ist, warum leiden denn so viele, selbst der bessern Stücke an jener unheilbaren Krankheit der vierten und vorzüglich der fünften Acte? Warum hat denn kein Anderer das Wort des Räthsels gefunden? Grillparzer hat sich nicht der erste an diesem herrlichen Stoffe versucht. Welch widerwärtiges Rühreu, hat nicht der Proteus der deutschen Bühne, der von Allem Bescheid wußte und für Alles, Kotzebue, aus den herrlichen Elementen zusammengebraut? — Abgesehen von seinen Fehlern, von denen gleich die Rede seyn wird, sind Natur und Gang des Stückes wahrhaft dramatisch, d. i. mit andern Worten, es ist was es seyn soll und sogar in einem ganz andern Grade, als z. B. des unvergeßlichen Schillers Wilhelm Tell, der mit dem vierten Acte gänzlich geschlossen und dessen fünfter Act das completeste hors d'oeuvre ist! — wie wir denn auch bey der Charakteristik darthun werden, daß sich Grillparzer nirgend zu Schulden kommen ließ, wie z. B. Schiller im Carlos, seinen Helden im schneidendsten, diametralen Gegensatze dessen wiederzugeben, was er in der Geschichte wirklich gewesen ist.

Auf dem Scheitelpunct irdischer Größe und Herrlichkeit, vom Glücke mit Kronen auf Kronen, mit Sieges- und Minnekränzen überschüttet, tritt Ottokar zum ersten Mahle vor unsern Blick. Aber schon nagt der innere Wurm an dem stolzen Baum und man sieht mit Gewißheit vor, daß er ihn fällen, daß der, dem nichts zu widerstehen vermag, sich selber stürzen wird, — vis consilii expers, mole ruens sua! — Wir sehen, wie Nr. 23 sagte, inmitten alles Glanzes und

aller Macht, denjenigen, der schon mit gieriger Faust den Giebel umklammert hält, vom lauernden Veehängniß, am Fuße wieder heruntergezogen. — Die, an der das folgenreiche Unrecht begangen wird, *Margarethe*, tritt als weissagende Cassandra vor ihn. Mit der, um deretwillen er Margarethen verstößt, mit *Kunigunden*, tritt das Verderben in sein Haus. Der, welcher statt der blinden *Gewalt*, das *heilige Recht* wieder auf den Thron setzen wird, und dessen untergeordnete Stelle an *Ottokars* Hof, den scharfsinnigsten Contrast mit seiner baldigen Größe bildet, *Rudolph*, tritt hier schon in seiner nachmahligen Rolle als Ritter und Retter auf. Die großartige Verwechslung des böhmischen und habsburgischen Löwen, weiset uns (erschütternd durch den Verstand des unverständigen Zufalls) auf den nahen Umschwung hin und gleich darauf, noch in Ottokars voller Größe, erhält das Recht seinen ersten Sieg wider die Macht. Eben der Reichsgesandte von Mainz, der in seinem Priesteramt Rudolphen auf der Jagd begegnend, seine Ehrfurcht für das Göttliche gesehen, fordert für die verstoßene Margarethe freyes Geleit zur sicheren Ruhestatt: eine dringende Vorsicht gegen Ottokar, der den eigenen Vater nach Meißen verjagt, die babenbergische Gertrud gefangen und vertrieben und ihre Tochter Agnes zu unstandesmäßiger Vermählung gezwungen hat. Ihre Klage bringt er an das Reich. Eben dahin wenden sich die treuen Freunde des alten Herrscherstammes und so gewaltigen Schrittes geht die *Grundidee des Ganzen*, *die Gerechtigkeit*, daß schon im Beginne des zweyten Actes, der Zawisch schadenfroh es rühmen kann, daß die Österreicher und die Steyrer tüchtig ausreißen, vorzüglich nach Frankfurt auf die Kaiserwahl, „auf daß man ja gewiß Herrn Ottokar erwähle!" — Hier ist kein fades Geschwätz, kein hohles schimmerndes Wörteln. Nicht bloß das allmählige Sinken und der Fall, auch dessen Ursachen stehen vor uns. Alles ist *Anschauung* und Alles ist *Handlung*; von einer *Deutlichkeit* und Glied an Glied fest ineinanderpassenden *Motivirung*, wie wahrlich in wenigen der neuern historischen Schauspiele!

Wie Ottokar in seinem Lande waltet, wie er auf der geknickten Macht der Großen, seine eigne erbaut und befestigt, wie er den Böhmen keine successive nationale Entwicklung gönnt, sondern im gleichen Augenblicke *säen* und *ernten* und ihnen eine *ausländische* Treibhauscultur aus dem Stegreif aufzwingen, die Böhmen durch die Deutschen, die Deutschen durch die Böhmen niederhalten will, wie ihr „mächtiger alter Adel, und wäre er älter als der Engel Fall", dem ersten Wink des Königs, knall! am Boden liegt, wird uns in wenigen Worten der Rosenberge, des Bürgermeisters, Merenbergs, Füllensteins rc. eben so klar, mehr geschnitzt als gemahlt vor die Augen gestellt. Wir sehen in der armen *Bertha*, wie er es liebte, seine Großen durch trügerische Hoffnungen zu heben und sie dann desto tiefer wieder herabzustürzen und wie er es natürlich fand, daß ihm nichts versagt und gar nichts verweigert werde. In gleicher Art, ruht im *Fiesko*, auch auf einer Bertha Verrinas Tochter, ein guter Theil der Entwicklung. Gleicher Frevel an des Grafen Julian Tochter, hat die Mauren nach Spanien geführt, hat mehrmahls in das Rad der Weltgeschicke mächtig eingegriffen. — Wie Recensenten, denen das Verständniß Kunigundens und des Zawisch unschicklich dünkte, gleichwohl noch mehr Anschaulichkeit *darüber* fordern konnten, worin denn das Unrecht bestanden, das Ottokar an Bertha verübt? ist nicht recht zu begreifen! — Grillparzern hat sein Schicklichkeitsgefühl vor jener breitern Entfaltung bewahrt, die uns Schiller im ersten Act des Fiesko zum Besten gibt, die aber unseres Wissens nur auf wenigen Theatern gegeben wird.

Man hat hie und da die Schuld der Verstoßung Margarethens doch gering finden wollen, da Ottokar keine Hoffnung eines Erben von ihr gehabt. Der Verfasser hat dieß durch eine Stelle noch gesteigert, die zwar bey der Aufführung wegblieb, aber doch im Buche steht und die wir schlechterdings weder poetisch rechtfertigen, noch historisch erklären können:

> — — — — — ich bin kinderlos
> Und ohne Hoffnung, je ein Kind zu säugen,
> Weil ich nicht *will*, weit mehr noch als nicht *kann*;

Wir meinen aber, es brauche der Schuld der *Verstoßung* gar nicht, und groß genug sey die Schuld dieser widernatürlichen *Vermählung*, die Ottokar (von seinem Vater Wenzeslaw, gegen den er sich zwey Mahl empört, so eben aus dem Kerker Przimdas losgelassen), aus bloßer Ländergierde schloß, nur um einen *Vorwand* zu gewinnen, denn er wußte wohl, Margarethen stehe kein *Recht* zur Seite, auf das, unstreitig dem Reich heimfällige, babenbergische Erbe, weßhalb er auch eifrig des Afterkaisers Richard Belehnung gesucht, von dem man um Geld, Alles erhalten konnte. — Mit Fug und Recht hat Geillparzer die Marter des alten Merenberg, den Flammentod Ottos von Meissau, die Hinrichtung des Beneß und so vieler anderer Großen Böhmens, gar sehr gemildert oder übergangen. — Es braucht keiner andern Sünde Ottokars als Majestätssiegel der Nemesis auf seinen unvermeidlichen Untergang, als jenes übermüthige:

> *Ich bin das Reich!*

und: „wie seine *Ungnad'* schon ein *Halsverbrechen* und *Strafe* trifft, wo noch *kein Urtheil* war" — jenes empörende: „wozu noch lange eins und zwey, denn erstens, zweytens, drittens, s' bleibt dabey"! — „Ich hauche — und wo war dann Rosenberg? — ich bin gewohnt, wenn ich 'mahl sage: *ja*, so gält's den Kopf, wenn einer spräche, *nein*"! — Wo solch' gesetzlose Willkühr, ohne Scheu sich ausspricht, da ist's nicht einmahl mehr nothwendig, daß man sehe: wie gegen des Landes Rechte, böhmische Hauptleute den alten Merenberg aus der stillen Freystadt seines Hauses reissen und daß Ottokar, vor er zum letzten Kampfe geht, sein tyrannisch Walten dadurch am lautesten kündet, daß er den Großen die Wiedererstattung dessen verheißt, was Argwohn und Gewaltthat ihnen geraubt:

> Was ihr verlort an Gütern und an Schlössern,
> Was ich euch abnahm und zur Krone schlug,
> Ich geb' es wieder, geb' euch mehr dazu!

Das Gewebe des Unrechts ist einmahl angesponnen. Mit jedem Wort, mit jedem Schritt, mit jeder That, umschlingen Ottokarn neue Fäden des Verderbens, der Gegenstoß, der Widerstand treibt ihn immer weiter. Sein langes Glück hat seine Gegner vorsichtiger, der lange Druck hat sie schlauer, die Unbilden seines Ungestüms haben sie hartnäckiger gemacht. — Die

Verwirrung, die völlige Umkehrung der Begriffe bleibt bey der angebornen Selbstliebe, bey dem Trieb der Selbsterhaltung nicht aus. So ist ihm freylich der alte Merenberg, („obwohl nur zu treu,") ein Verräther, so wie Napoleon die ihren alten angebornen Herrscherstämmen in Noth und Tod getreuen Spanier, Portugiesen, Neapolitaner, Hessen, Braunschweiger ꝛc. Verräther und Rebellen schalt. Ein einziger Tag, eine einzige Schlacht endigt diese Terminologie des frevlerischen Umsturzes und zeigt, daß, wer nicht aufs Recht, sondern nur auf die Gewalt gebaut, nur so lang im Scheinrecht und im Besitze wohne, bis ihn überlegene Gewalt hinausstößt. — Das warme Gemüth Ottokars, seine starke, nur allzu ungestüme und durch das lange Glück verwöhnte Seele, ahnet dieß tief und so antwortet er auch in dem einen und andern Sinne, als in der letzten Stunde der junge Merenberg den Vater von ihm fordert, höchst psychologisch „Als Gott den Kain fragte, sagte der: mir hast du ihn zu hüthen nicht gegeben!" — und darauf: „er büßte wie Verräther!" und endlich — „so hat ihn Gott!"

Was sich durch den Totaleffect als trefflich bewährt, wird nie in gleichem Maße im andern Extrem, durch's Detail der Ausführung glänzen. — Das wurzelt tief in der Beschränktheit unsrer Kraft und nirgend ist die Gefahr der Zersplitterung und Zerstreuung größer, als im Drama. So muß uns auch die fortschreitende Bewegung des Ganzen dafür schadlos halten, daß wir von dem übrigen Leben und Weben, von den Vettern und Basen der Nebenpersonen weniger erfahren, als sich vielleicht recht hübsch sagen ließe! Wir erblicken auch darin eine sehr zweckmäßige Allegorie, die immer wieder auf des Königs gewaltthätigen Charakter zurückführt, dem die Unabhängigkeit und Menschenwürde eines freyen Mannes, ein Gräuel ist, der nur der Beschränktheit oder Schelmerey sicher zu seyn glaubt und nichts als blinde Werkzeuge gebrauchen kann! — Wie verkehrt wäre es, wenn z. B. König Bela, wenn die tatarische Gesandtschaft mehr Raum einnähmen! Wohin würde das führen? Bela, der die Nichte herbringt, verstärkt nur das Bild vom Übergewicht des Siegers Ottokar. Die Tataren deuten nur an, wie der Gegenschlag seiner Kämpfe, die äußersten Enden des Welttheils berührt und verbunden habe und charakterisirt seinen ersten Austritt als gewaltiger Kriegesfürst, indem er ihre Wehr und Waffen meistert. Mit gar vielen, alten und neuen Zwingherrn, hat er auch die Züge der Rauheit (oder Roheit?) gemein, mit der er zu den Ständen Österreichs und Steyers, zu der ihn warnenden Margarethe, zu den Reichsgesandten spricht. Der Ungestüm gegen den Prager Bürgermeister kömmt aus der Seele des Mannes, der keinen Widerspruch mehr duldet. Nur Kunigundens Widerstreben bringt ihn zu sich selbst, weil er, ohne sich selbst zu verwunden, mit offener Gewalt nichts dagegen vermag.

Es ist wohl hier und da gesagt worden, der gewaltige Ottokar falle zuletzt ganz aus seinem Charakter, Er, der Anfangs (wir wollen ein edleres Bild wählen, als Manche, die wir vernommen) wie ein Gladiator hauset, endige wie ein Klosterbruder! — Wir könnten hier allerdings entgegnen, was wir in den großen Weltgeschicken so oft gesehen, daß das Unglück für große Seelen nimmer eine verlorne Schule sey, daß lange Selbsttäuschung Ottokarn gewöhnt habe, die Entwürfe seiner Ruhm- und Herrschsucht mit dem Glücke seiner Völker zu identificiren und daß ihn davon erst der ernste Gedanke aufschrecke: „es komme nun zum Sterben, der heut'ge Tag könn' Ottokarn verderben!" — und nun das volle Licht des lange verblendeten Verstandes und die ganze heilige Macht der Empfindung wiederkehren. Wie viele Beyspiele aus den letzten Stunden hochgesinnter Zwingherren, könnten wir hiefür nicht beybringen? An Grillparzer aber müssen wir noch obendrein die individuelle historische Richtigkeit seiner psychologischen Induction rühmen, für die wir, beynahe Zug für Zug, Quellen nachweisen können, die er wahrscheinlich nie gelesen hat! So wie das 127. und 132. Kap. von Ottokar Hornecks Reimchronik, der treue Spiegel der zornentflammten Regungen Ottokars und der versöhnenden Rathschläge seines edlen Kanzlers Braun von Ollmütz sind, so sehen wir ihn auch in dieser schätzbaren Quelle, nachdem er sich der Demüthigung in Rudolphs Zelt unterzogen, völlig in sich selbst zerfallen und vernichtet, von Einsamkeit zu Einsamkeit herumirrend, der Menschen Anblick fliehend und am meisten die Stätten seiner ehemahligen Herrlichkeit. Der Mann, „der die Menschenleben zu Tausenden hingeworfen, wie man den Kehricht schüttet vor die Thür", verweiset jetzt seinem Kämmerer Domislaw aufs härteste, daß er eine schwangere Meuchelmörderinn hinrichten ließ, forschte zugleich im tiefen Wald bey Hexen und Alrunen um seine Zukunft, ließ zugleich in allen Klöstern und Kirchen, für das Glück seiner Waffen bethen und hielt seine treuesten Anhänger, den Wiener Bürgermeister Paltram und Heinrichen den Kuenringer von Weitra ab, zur rechten Stunde, entscheidend für ihn loszuschlagen! (cod. epistol. Primisl. Ottocar. Bodmann et Dolliner.) Mit der vermeintlichen Sicherung seines Rückens durch das zu schwache Drosendorf, vergab er sich die leichte Möglichkeit, Rudolphen mit zehnfacher Übermacht zu erdrücken und durch einen einzigen Schlag, vielleicht durch einen einzigen raschen Marsch, Wien und Österreich und den Nimbus seiner alten Unwiderstehlichkeit und die öffentliche Meinung, Alles auf ein Mahl wiederzuerobern! So ist denn das, historische Wahrheit, was zugleich die edelste tragische Idealisirung ist: die Kindesblöße und Vernichtung aller menschlichen Kraft und Macht, das ewig Unbewegliche im ewig Beweglichen, die ewige Ordnung und gerechte Vergeltung, die Läuterung durch den zeitlichen Untergang und im Tode neues Leben! — Das genaueste Quellenstudium führt auf dasselbe, als lauter Wirklichkeiten, was sich des Dichters Genius als selbsterkohrne Möglichkeiten geschaffen hat und dieses pünctliche Zusammentreffen von Idealität und Realität ist für ihn wahrlich kein geringer Sieg.

Wir haben über den argen Charakter der Königinn Kunigunde so entsetzlich viel vernommen, daß Wir mit aller Welt beynahe hätten glauben müssen, es sey in ihr, zum allerersten Mahle eine verworfene Frauennatur über die Breter gegangen, als hätte selbst das steife und (wie wir aus einer, nicht so kleinen Sammlung respectiver Stellen nachzuweisen, stündlich er-

böthig sind) oft bis zur Indecenz decente, altfranzösische Theater, Uns keine Athalie, ihres ganzen Hauses Mörderinn, keine Phädra, keine Cleopatra in der Rodogune, keine Cleopatra in der Cleopatra und Octavia und (um Shakespeares nicht einmahl zu erwähnen) als hätte Uns der edle, reine Schiller in seiner Johanna, keine Königinn Isabeau gezeigt, jene „Furie und wuthschnaubende Megäre", die den eignen Sohn aus dem Reiche stößt, das fremde Kind von England auf seinen Thron setzt und der der scheidende Lionel verspricht: „die schönsten Frankenknaben nach Meinn zu schicken, die er erbeuten würde." — Dieser Bemerkung muß allerdings auch, nach der natürlichen Billigkeit, eine Stelle vergönnt seyn, wo wiederhohlt so scharfer Tadel öffentlich ausgesprochen ward.

Was die moralische Häßlichkeit anbelangt, darf Kunigunde mit diesen, gegen ihr eignes Haus wüthenden Charakteren, gar nicht verglichen werden. Sie ist ein wildes Kind der Natur, durch ihre Abkunft, durch Geist und Schönheit, über ihre Umgebungen emporragend, durch keinerley Bildung *) oder abendländische Sitte gemildert; dem Rittergeist und Ritterwesen, wie alle Kinder des Aufganges fremd, in den Nachwehen der schrecklichen mongolischen Verwüstung aufgewachsen, wo ganze Tagreisen weit, kein Mensch, nur rauchende Trümmer zu sehen, nirgends das Feld bebaut war und Hunger und Seuche vertilgten, was der Krieg übrig ließ, aufgewachsen unter den nomadenweise unter Zelten lebenden und noch den Götzen dienenden Cumanen, die zwölf Jahre nach der Rudolphsschlacht ihren Vetter den König Ladislav, (von der Vorliebe zu ihnen der Cumaner genannt) erschlugen. „Ihr Führer, ein freudig kühner Held, der Beste unter Ungarns starken Mannen" war Kunigundens erste Liebe.

Da führten sie zum fernen Prag mich hin,
Ein König, sagten sie, regiere dort,
In seiner Jahre, seines Ruhmes Kraft. — — —
Was kümmerts ihn, ob sie vielleicht schon längst
Nach einem andern hingewandt den Blick:
Ob g'rade damahls ein Geringerer
Und doch viel Größrer warb um ihre Hand?
Was kümmerts ihn, Er will ein Weib und Erben,
Mag brechen, was da bricht und damit gut;

Zu der natürlichen Wildheit, zu dem unlöblichen Triebe, überall nur ihren Willen als Gesetz, und in Lieb und Haß, das kochende Blut als die einzige Richtschnur zu erkennen, (eine Gattung Charaktere, wahrlich nicht im überkräftigen Mittelalter allein, sondern auch inmitten der Verzärtlung unserer Tage, häufig genug zu finden) gesellt sich noch der innerste Haß gegen den, der sie von ihrer ersten Liebe hinweggerissen und die getäuschte Erwartung, die „einen mürrischen Greis, rechthabrisch, ungestüm" gefunden, die Klage, „wie eine Magd vielmehr, als eine Fürstinn" gehalten zu seyn, „nicht wie daheim in Ungarn, wo auch die Frau ein Recht hat, eine Stimme und Macht, um zu vollführen, was sie denkt" lauter Züge, die bey dem verständigen und billigen Beobachter, diesen Charakter erklären und weit entfernt, ihn etwa zu billigen, oder sich eine solche Frau zu wünschen, ihn doch gar sehr mildern, gegenüber jenen oben aufgezählten weiblichen Bösewichtern, die wir seit Jahren auf unsrer Bühne, ja noch von der altfranzösischen her, gewohnt sind. Der unverhältnißmäßige Lärm über diesen Charakter dünkt uns also entweder ein arger Gedächtnißfehler, oder ein absichtliches Ignoriren! — Wir verweisen unsre Leser übrigens hier auf das, was in Nr. 14, S. 78, Sp. 2. über Shakespeares Schilderungen weiblicher Charaktere gesagt worden ist. Jenes rednerische Meisterstück der bittern Vorwürfe, welche Kunigunde dem gedemüthigten Stolzen macht, der, verlaßnen Bettlern gleich, vor der Pforte seiner eignen Burg sitzt, ist nicht allein vollkommen psychologisch, sondern auch nach böhmischen und deutschen Quellen, durchaus, ja wörtlich geschichtlich. Sogar jenes hochgetadelte Gleichniß vom Maulthier, steht im Cap. 132 von Ottokars Reimchronik und wie manche Gleichnisse von hoher Naturbedeutung müßten selbst im göttlichen Homer und in den Büchern der Richter und der Könige höchst unpoetisch und gemein erfunden werden? Aus Shakespeare und aus den Spaniern, deren dramatische Herrlichkeit kein anderes Volk je überbothen hat, ist es nicht einmahl nöthig, Beyspiele anzuführen. — Manche, wegen der Länge des Stückes vorgenommene Auslassungen von Stellen, die wir oben angeführt, wirken nicht günstig auf Kunigundens Charakterzeichnung, wie es denn auch am Ende scheint, als liefe Kunigunde mit dem Zawisch in die weite Welt, während sie vor Ottokars gerechtem Zorne fliehend, wieder nach Hause zu König Bela will. — Welche wohlverdiente Demüthigung ereilt nicht diese Kunigunde? Sie, welche unbändig ob der vermeinten Schmach Ottokars bey der Belehnung, ihn zum Friedensbruch und ins Verderben getrieben, muß nun bey eben diesem Rudolph als eine Flüchtige, als eine Flehende erscheinen und aus seinem Munde, trotz aller Ritterlichkeit, das niederschmetternde Wort hören:

Ich kenne Frauen, sonst wohl hohen Muths,
Die aber lieber tod von Gattenhand,
Als daß sie flöhn zu denen, die ihn tödten!

Und nun zum Zawisch von Rosenberg, über dessen wichtige geschichtliche Stellung und tragischen Ausgang, bereits in Nr. 23 das Nöthige angeführt ward. — Dieser Charakter ist von so reicher Bedeutenheit, daß sie leicht die Einheit der Handlung gefährden und aufhören konnte, Nebenperson zu seyn. Wollte doch selbst der große Britte, (Beherrscher seines Stoffes, wie vor und nach ihm kein Anderer) einen Cäsar schreiben und es ist ihm unter den Händen, ein Brutus daraus geworden! — Es ist Jemanden eingefallen, dem Ottokar, statt der Grundidee der Gerechtigkeit und der Hebel individueller Charakteristik, ethnographische Studien als Hauptzweck zu unterschieben, nähmlich die Intuition des Nationalcharakters der drey Hauptstämme, des ungarischen, des slavischen und germanischen, (oder par excellence österreichischen) jeden wieder in einzelne Personalitäten modifizirt. Warum nicht auch, die Leute dieß- und jenseits des Semmering, die vom kärnthnerischen Herzogstuhl und von Portenau in Friaul, die alle hier auftreten? Die Einheit hätte dann beyläufig nur so erhalten werden können, wie unter den vielen Häuten einer und

*) Hieher gehören die meisterlichen Züge: „Bey uns daheim lohnt man die Zitherspieler mit Gold und mit Verachtung! — O Hand von Schnee! Was heißt das"?

und der nähmlichen Zwiebel oder in den Berchtoldsgadner Pokalen, wo sich oft bis an 70 kleine, ineinander in einem großen befinden. Unmöglich konnte Zawisch, ohne Zersplitterung, durch fortwährendes und sichtbares, eignes Thun in die Haupthandlung eingreifen. Darum hat der Dichter wohlweislich, (wie gar oft auch Shakespeare) einen andeen Weg gewählt, uns das Gewicht dieses Mannes zu zeigen, nicht durch das, was er vor unsern Augen redet und thut, sondern durch das, was er bereits gethan, wodurch er sich ein unumschränktes Übergewicht über sein eignes mächtiges Haus und über alle seine Umgebungen errungen hat, so daß diese harten Köpfe, auf das leiseste Woet von ihm, unglaubliche, ja höchst gefährliche Dinge thun und meiden, wie z. B. das Entfliehenlassen des jungen Merenberg, bey welchem Zawisch mit satanischer Richtigkeit beechnet, „ein Meer von Argwohn" greife viel zerstörender in Ottokars Seele, viel förderner in seinen Racheplan, als ein Tröpflein Gift. — Zawisch fühlt sich zur ersten Rolle im Böhmenreiche berufen. Die zweyte genügt ihm nicht einmahl und wie tief unter die zweyte, fühlt er sich durch die gewaltige Faust des Königs herabgeschleudert? — „Ich hauche — und wo war dann Rosenberg?" — und Ähnliches sagt er ihm ins Gesicht. — Zum bloßen Werkzeug erniedrigt, durchzuckt ihn eine ungeheure, grimmige Ironie und ein, bald mit listiger Geschmeidigkeit verhüllter, bald keck hervorblitzender Plan der Rache, Ottokars Zwingherrschaft zu brechen und die Schmach, die er dem mächtigen Haus in Bertha zugefügt, ihm auf gleiche Weise heimzugeben, genug zu thun, um den raschen König zu stacheln und doch zu wenig, um sich nicht immer wieder mit heiler Haut zurückziehen zu können. Eben so trefflich auf das gereitzte Wesen der schönen Wilden berechnet, sind seine Keckheit und seine scheinbare Knechtesdemuth, ein beständiges Angreifen und Zurückziehen, das eine Unsicherheit erzeugt, die Kunigunden aus aller Haltung, aber auch den durch und durch mit vagem Argwohn eefüllten König aus aller Besonnenheit herausdrängt. — Die Scene mit dem Zettel und mit der Schleife, ist eben so neu als originell und Wir wundern Uns nur, über die Recensenten, die selbe unzart und anstößig fanden, während ihnen die Einladungen der Prinzessinn Eboli an Carlos und Fieskos an Julia Imperiali, Amalia in den Räubern, die Königinn Isabeau und Lady Milford, vor Allem aber Mortimers Angriff auf die Königinn Maria Stuart, nicht den mindesten, widrigen Eindruck gemacht hatten, während Eulalia in Menschenhaß und Reue, inniges Mitleid erweckt und im Leuchthurm mit Thränen bewundert wird, daß Graf Holm, nach achtzehn Jahren, die geraubte Frau zurückbringt.

Wenn man die Lieder in der Sappho und die hie und da in der Ahnfrau so mild und wild hingehauchten lyrischen Anklänge betrachtet, kann man schwerlich bezweifeln, daß der Verfasser allenfalls auch ein besseres Lied hätte machen können, als: „o Hand von Schnee und doch so heiß; o Blick so feurig und dennoch Eis!" Um aber dessen vollkommene Übereinstimmung mit dem Ton und Geschmack jener Zeit zu fühlen, braucht es nur eines einzigen Blickes auf die Manessische Sammlung der alten Minnelieder.

In dem Maße, als er seinen Zweck erreicht hat und die Erfüllung seines Racheplanes mehr und mehr sichtbar wird, darf sich auch des Zawisch Peesönlichkeit zurückziehen. Dennoch ist nicht zu läugnen, daß er im 4. und 5. Act gar zu skizzenhaft gehalten ist. Dieß würde vielleicht nicht so auffallen oder sich verlieren, wenn er auf Rudolphs strenges Wort im 5. Act erwiederte: das eigne Loos habe nie ängstlich ihn bekümmert. Ottokars Zwingherrschaft und Ottokars Herz seyen gebrochen und der Rosenberge Schmach gerächt. Nun geb' er sich dem Schicksal preis!

Wir kommen nun auf einen Haupttadel des Stückes, welcher leider ein nur allzugerechter Tadel ist, auf das Ende des dritten Acts.

Ein andeer Tadel dünkt uns seltsam, nähmlich daß der rachedurstige Zawisch, im Bunde mit Ottokars eigner Selbstliebe, ihn im Streit mit dem ruhigen Kanzler, über die Vortheile und über die Gefaheen seiner Lage zu täuschen wage? Geschah nicht den größten, vom langen Glücke verwöhnten Feldherren ein Gleiches, von den Römerzügen wider die Parther, bis auf Carls XII. Zug in die Ukraine, bis auf Napoleons Heeefahrt nach Moskau! — Wir gehen nun über zur Belehnungsscene. — Es wuede unlängst in einem hiesigen Journale gesagt, das Knieen bey Belehnungen, sey etwas so Unumgängliches gewesen, daß durchaus keine Schmach auf den Knieenden fiel und fallen konnte! — Diese unbedingte Äußerung ist ganz unrichtig. — Feeylich war der römische Kaiser, bis auf die letzten Tage des Barbarossa, der eeste Fürst der Christenheit und ein König der Könige, aber eben der Lehensverband war damahls, wo die Herzoge und Wahlfürsten nur Ministerialen, nur Beamte waren, von einer ganz andern Abhängigkeit, als heutzutage. Wer seines Genossen Mann wurde, verlor nach deutschem Rechte, sogar seinen Heerschild! Darum sagt der, die verstoßne Margarethe in Schutz nehmende Rudolph dem hereischen Ottokar sehr kaltblütig: „ich bin nicht euer Mann." — In den Zeiten germanischer Weltherrschaft hatte sich diese Lehenshoheit, für einzelne Epochen, auch über Ungarn, Schlesien, Pohlen, Dänemark auszubreiten gesteebt. In Ungaen daueete dieß nur wenige Jahre. In Pohlen, in Dänemark, erschienen noch in unsern Tagen, grundgelehrte urkundliche Abhandlungen darüber, eine solche Abhängigkeit habe gar nie existirt. In Böhmen gingen der blutige und der gelehrte Streit schon frühe an, ob diese Abhängigkeit, auch das Königreich odee nur die Kur und das Erzschenkenamt betreffe? Darum sagt im vierten Act Prags Bürgermeister sehr bedeutungsvoll: „Böhmen ist nun wieder an dem Reich. Der König hat es feyerlich gelobt, den Eid der Treue knieend übernommen." — Darum wurde, wer keine Lehen hatte, wer Niemands Mann war, im Gegensatze von ministerialis, vasallus, homo suus, vorzugsweise nobilis und vir summae und egregiae libertatis genannt. — Man gedenke nur des heftigen Mißvergnügens der Böhmen darüber,

daß die Herzoge Wratislaw und Wladislaw von Heinrich IV. und Friedrich I. den Königstitel angenommen und wie das Volk den weisen Bischof Daniel bald in Stücke zerrissen hätte, weil man ihn beschuldigte, zu diesem Bande der Abhängigkeit mitgewirkt zu haben!

Daß Ottokarn, der sich schon den Wiedererwecker von Carls des großen Vollgewalt dünkte, nicht so fast der Verlust der Lande, die der Held im ersten günstigen Augenblick wiedererobern konnte, als das Zurücktreten in das stets bestrittene, binnen des großen, langen Zwischenreiches selbst aus der Erinnerung entschwundene Vasallenverhältniß unerträglich dünken mußte, ist natürlich. Dieser Umschwung wird noch auffallender dadurch, daß ein, mit großer Macht unternommener Feldzug, ohne verlorne Schlacht, also endete, dem Manne gegenüber, den Ottokar gering geachtet und den wir selbst im 1. Acte an seinem Hofe sahen, nur allein durch Heldenmuth glänzend und durch Rittersinn. Der hohle vulkanische Boden des unpopulären, willkührlichen Regiments stürzt plötzlich und auf ein Mahl überall ein. — Der Sieg des Rechtes über die Macht ist unwiderruflich und glänzend entschieden und neben der Wirklichkeit auch noch durch das schöne Bild uns vor Augen gestellt, wie gerade das Gegentheil dessen geschieht, was Ottokar erwartet und weßhalb er der Unterredung sich bequemt, nähmlich, daß der schlichte Kaiser „in dem grauen Röcklein" ihn weit überglänzt und während Alles von Ottokar abfällt, „ihn Alles preist und benedeyet als den Retter."

Aber nun ist der große Augenblick der Belehnung da. Rudolph ladet seinen Gegner ins Zelt, weil des Reiches Lehen knieend genommen werden." Der eben herbeykommende Zawisch, seinem stolzen König einen unheilbaren Stachel einzudrücken und den jetzigen schnellen Frieden eben so schnell wieder zum Bruche zu bringen, haut die Zeltschnüre ab und die Böhmen sehen mit laut ausgesprochenem Erstaunen, ihren Herrn vor Rudolph knien. Ottokar stürzt ergrimmt aus dem Zelte, Rudolph geht ihm nach fragend: „wollt ihr die Lehen nicht auch auf Mähren nehmen?" Ottokar, noch ein Mahl kniend, thut es, und Rudolph entläßt ihn mit dem Bruderkuß, freudig daß sie Beyde heute einen so schönen, unblutigen Sieg feyern. Ottokar erblickt noch, unter den Zeugen seiner Schmach den jungen Merenberg, der sich ihm bittend naht. Er reißt sich Königsmantel und Krone ab und stürzt außer sich fort.

Diese Entwicklung wirft unläugbar ein höchst zweydeutiges Licht auf Rudolph, den Schein der Heucheley und einer nicht edeln Verlockung seines Gegners in das Zelt, was Alles noch dadurch auffallender wurde, daß das Zelt, nicht wie der Dichter es gewünscht, nur von Vorne sich öffnet, sondern recht wie in einer Zauberoper, im Nu von allen Seiten einstürzt. In ersterer Weise konnte es allenfalls noch scheinen, daß Rudolph von der Hoheit des Augenblicks durchdrungen und froh, Ottokarn so weit zu haben, wo es die kühnste Hoffnung kaum gewünscht, dieß für einen Zufall halte und sich dadurch eben so wenig stören lasse, als zu Aachen dadurch, daß man ihm den Scepter versteckt und er statt dessen augenblicklich mit dem Crucifix, die Investitur vollbrachte! Auch liegt in dem nochmahligen Niederknien Ottokars inmitten alles Volkes, unläugbar etwas sehr Poetisches und gewissermaßen die Spitze der Sache. Es geht aus der gewöhnlichen Berührung der Extreme und auf seiner Überraschung und Betäubung, ziemlich natürlich hervor. — Aber nicht Alles, was poetisch oder psychologisch richtig gedacht ist, kann deßhalb auch dem Zuschauer innerlich klar werden und eignet sich somit zur Darstellung. — Rudolph hat ein Mahl die Absicht ausgesprochen, Ottokarn zu schonen. Sein nachmahliges Vergessen dieser Absicht, habe er auch das Öffnen der Zeltwände für einen Zufall angesehen, gränzt allzusehr an eine seltsame Zerstreuung und — „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt", — oder an schadenfrohe Hinterlist und verdient deßhalb strengen Tadel. Schon bey der zweyten Vorstellung wurde es auch geändert; Rudolph ruft erzürnt: „was ist das? — Wer hat mir das gethan?" und Ottokar stürzt mit seinen Böhmen feindlich fort. In dieser plötzlichen Auflösung liegt auch die Antwort darauf, warum Rudolph, der es wohl für einen Zufall halten mag; kein peinliches Verhör mit Zawisch, dem Thäter anstellt, auch Ottokar nicht, der nach diesem Austritt, sich selbst und die Seinen verläßt und in Einsamkeit herumirrt. — Dies Übersehen des Dichters ist der einzige Schatten in der Charakterzeichnung Rudolphs. Die Äußerung seines allzudienstfertigen Herolds: „beglückt wer hat, das ist ein alt Gesetz" — und: „nennt's wie ihr wollt, nur handelt wie ihr müßt" — dem Kaiser selbst zur Last zu legen, und für einen Flecken in seinem Charakter zu erklären, wie es einem Recensenten einfiel, ist so bey den Haaren hergezogen, daß wir uns ein Mehreres darauf zu antworten, erlassen können.

Daß Beneš mit seiner armen Tochter Bertha, Beyde in ihrem unseligen Zustande im IV. Acte erscheinen, ist eben so nöthig, um Ottokars Schuld und Demüthigung, (selbst aus dem Munde des Aberwitzes) als auch die Nemesis anschaulich zu machen, die von dem schwerbeleidigten Hause Rosenberg, durch Zawisch und zuletzt durch Milota vollstreckt wird. Bliebe diese Scene aus, so würde der Vorwurf skizzenhafter Behandlung mehrerer wichtiger Nebenpartien noch viel gegründeter seyn. Aber sehr zu tadeln ist, daß der Verf. die wahnsinnige Bertha, nebst Margarethens Sarg, am Schluße des Stücks zu Ottokars Leiche wiederbringt. Die Frage, wie denn die Wahnsinnige auf einmahl von Prag aufs Schlachtfeld komme? ist bey weitem nicht der schlimmste Vorwurf, den man diesem alltäglichen, eines solchen Dichters gar nicht würdigen und auch hier nicht nothwendigen Theaterbehelf machen kann. Darauf könnte man allenfalls antworten, Kunigunde, die sie schon in Prag gefänglich verwahrt, habe Bertha auf ihrer Heimreise nach Ungarn mit sich geführt. Weit schlimmer ist, daß das nochmahlige Erscheinen von Margarethens Sarg, den herrlichen Eindruck, den sein erstes Erscheinen hervorbringt, nicht nur nicht verstärkt, sondern gleich allen Wiederhohlungen, vielmehr schwächt. — Nach Milotas höhnischem Abschied von Ottokar: „mein Bruder Beneš Diedlj läßt euch grüßen; er ist gestorben als ein Sinnberaubter und Muhme Bertha ras't an seinem Sarg", war dies Erscheinen Berthas durchaus unnöthig,

retardirend, schwächend — und dann gehört die *materielle Gruppirung* der Ursachen von Ottokars Fall an seiner Leiche, vielmehr ins *Ballet*, oder ist wenigstens vielmehr *pittoresk* als *dramatisch*.

Mit Recht rühmte ein geistreiches und lesenswerthes Sendschreiben über Grillparzers Ottokar in Nr. 38 und 39 der Dresdner *Abendzeitung* „jene Blitze, die in ihrem Aufflammen die *innern* Abgründe beleuchten und die eigentlichen Mysterien der Kunst ausmachen, indem sie *enthüllen, was nicht ausgesprochen wird*." Wenn der 3. Act der eigentliche *Contrecoup des ersten* ist und die Kronen und Ehren, die dieser mit vollen Händen auf Ottokarn gehäuft, eben so schnell, „wie Laub im Herbst" wieder von ihm abstreift, so ist insonderheit voll jener Fulgurationen, der *vierte* Act, der eigentliche Zenith des Stücks und ein Kunstwerk, das die ganze Sappho und Medea zusammen aufwiegt; — dahin gehört auch, wie Ottokar es verschmäht, den Zawisch mit dessen eigenem Schwerte niederzustoßen. Jene innere Größe und Zartheit gegen sich selbst, die er beym Auftritt mit dem Turniersdank und mit der Schleife beweiset, dringt auch hier durch, gegen seine oftmahlige äußere Roheit und thierisch ungestüme Kraft. Sein böses Gewissen hindert ihn, an einem Rosenberg zu rächen, was er selbst an einer Rosenberg verübt. Sein allmähliges Milderwerden von seiner Glücksverblendung und seiner Willkühr erstem Stillstand in der Unterredung mit dem Kanzler im 3. Act bis zum 5. an Margarethens Sarg und bis zum letzten Selbstgespräche in der Schlacht, ist von unläugbarer Meisterschaft. Vor seiner eignen Burg sitzend erfährt er eine Stufenfolge von Demüthigungen; unwillkührlich, aus dem Munde der Prager Bürger, herzzerschneidende Anklagen aus dem blöden Stillschweigen Berthas und aus ihres Vaters Benesch Sinnesverwirrung, aus den Schmähungen Kunigundens, aus dem Mund des Herolds, der des mächtigen Königs ungefragt, in Kaisersnahmen Ausruf thut in Prag! Durch Keulenschläge des Schicksals fühlt er es: wie ganz verarmt an *Liebe* er sey, der immer *nur die Macht* gewollt und wie die *Liebe* sich nicht befehlen, nicht *erzwingen* lasse, dieser *einzige Trost*, wenn *Glück* und *Macht* gewichen sind. — So arm und so bedürftig der Liebe und des Trostes ist er, und so zerrissen, daß er sein arges Weib zu sich bitten läßt, mit ihr zu reden und bey ihr zu ruhen — und sie verweigert es — und der gänzlich Verlassne sucht und findet Ruhe zu dem letzten zeitlichen Schlaf in seines alten, treuen Kanzlers Schooß, am Schlusse dieses Actes — und er beginnt am Schlusse des nächsten, in eben diesem treuen Schooß, seinen *ewigen Schlaf*! — „*Marcheck* soll seyn der *Markstein meines Glücks*; von dort aus weiter, denn wer *hielte mich*? und wer dort geht noch in den fernsten Tagen, der soll von Ottokar und seinem Streiten sagen!" — und Marcheck wird denn auch der Markstein seines Glücks! Nach Marcheck bringt man seine *Leiche*, die der edle Feind mit dem eignen Kaisermantel deckt: tiefsinnig durchgeführte Ahnungen, Shakespeares selber nicht unwürdig!

Von jener herrlichen Schilderung Österreichs im Munde des Sängers Ottokar Horneck, ist irgendwo gesagt worden, daß sie hier etwas gesucht erscheine, hauptsächlich im Munde Hornecks, welcher bekanntlich kein geborner Österreicher gewesen! Wir können nicht einsehen, warum nicht auch ein *Steyrer*, nach der alten Vereinigung mit Österreich, die beyde Lande recht gut collectiv nehmen läßt, dieß Lob eben so gut aussprechen könnte? Wir wissen nur von ihm aus Cap. 177, daß er *Ottokar* geheißen und 68, daß sein Herr, *Ott von Liechtenstein* und er ein Schüler der deutschen Minnesänger am Hofe König Manfreds von Neapel gewesen. Wir wissen nicht einmahl, warum es dem *Lazius* beliebte, ihm den Nahmen *Hornek* beyzulegen? und die lächerliche Verwechslung Kumars, er sey Mönch in S. Blasius Münster zu Admont gewesen, ward in diesem Archiv Oct. 1817 Nr. 126 genügend abgefertigt. Die Ausdrücke: unser Land. — und: hie zu Steyer, beweisen in dem Contexte, wo sie stehen, auch nicht, daß er ein geborner Steyrer gewesen, was in der That sehr gleichgültig ist — Denjenigen, den das ganze Volk „als Retter preist und benedeyet," das Land dessen Rettung es gilt, mit Begeisterung zu schildern, ist gar sehr an seinem Platze und wie tief das Publikum dieß fühlte, bewies der dreymahlige Beyfallssturm bey der ersten Vorstellung, wo es den Nahmen des Dichters laut aussprach und diese Scene auf ihn übertrug.

An wie vielen Orten erinnert übrigens nicht *Shakespeare* durch ähnliche Stellen daran, daß sein höchster, ja sein einziger Stolz sey, ein *wahrhaft nationaler Dichter* zu seyn? nicht nur durch jenen göttlichen Schwanengesang zum Lob Altenglands von den Lippen des sterbenden Johann von Gaunt im *Richard II.*, sondern auch im *König Johann*, im *Heinrich V.* im *Locrine*, der beynah' ein Gelegenheitsstück auf die Vernichtung der unüberwindlichen Armada heißen könnte, in jenen prophetischen Anspielungen auf seine hohe Gönnerinn *Elisabeth*, (the maiden Queen) und auf die Vereinigung der drey Inselkronen durch Jakob I. im *Heinrich VIII.*, im *Sommernachtstraum*, im *Macbeth*. — Ja's ist dem Dichter vergönnt, sich an eine andere Zeit und andern Ort, sich vom historischen auf einen ganz romantischen Boden zu versetzen, wie Shakespeare so oft gethan hat! Heinrich von *Kleist* hatte in seinem grandiosen *Herrmann*, auch nicht die Absicht, blos allein jene alte Zeit, ihre *Charaktere* und ihre Verhältnisse zu schildern. Vielmehr bringt er uns das von 1806 bis 1813 durch die Neurömer, durch die Prätorianer Bonapartes schwer mißhandelte Norddeutschland vor Augen. Er sah, von der Noth des Vaterlandes und vom heiligen Zorn über das Fremdlingsjoch begeistert, die *Vorzeit* im Spiegel der *Gegenwart*. Das ist eine der Herzwurzeln, welche die *dramatische Kunst* mit dem *Leben* verbinden, daß der Dichter das *Fernste* mächtig umfaßt, indem er vom *Nächsten* ganz und tief durchdrungen ist! — Es liegt viel mehr *hieran*, als daß jeder Zug auch *geschichtlich documentirt*, und jede Falte streng im *Costume* sey, wodurch gar leicht wieder die Gränzmarken und die Zwecke der Künste vermengt würde. Über das Erste.

re wird schon die historische Kritik ihr Amt handeln, das Letztere kann allenfalls noch der Garderobeschneider verbessern.

Nachdem Grillparzers Ottokar zum neunten Mahle das Haus erfüllt hatte, die bedeutende Auflage beynahe schon erschöpft, nachdem er das erste Mahl mit einem Beyfall empfangen worden, dergleichen man im Burgtheater seit Jahren nicht mehr gehört, dem selbst nur einmahl die Bewunderung des Anschütz'schen Lear gleich kam, nachdem er in der letzten wie in der ersten Vorstellung, des Publicums Aufmerksamkeit gefesselt, nachdem er vor Allem, seinen Lieblingszweck erreicht, dem Publicum wieder einmahl Gelegenheit zu geben, laut und begeistert auszusprechen seine innige Liebe für das Kaiserhaus und für den Kaiser, welcher nationale Wissenschaft und Kunst wahrhaft kaiserlich liebt und befördert, tritt in den Nummern 35 und 36 des Sammlers, eine Recension von Hrn. Ebersberg auf, die mit dem Anscheln der Ruhe und mit oft wiederholten, aber gleich wieder durch die That widerlegten Protestationen von Mäßigung, von Achtung für den verdienten Dichter, uns beweisen will, Ottokar sey tief unter den gehegten Erwartungen geblieben; er sey nicht nur kein Meisterwerk, sondern er stehe auch den übrigen Schöpfungen des Verfassers in allen und jeden Erfordernissen eines Dichterwerkes nach!!

Ein Werk wie Ottokar, mußte nothwendig sehr verschiedne Urtheile, sehr getheilte Meinungen hervorbringen. Das Genre des historischen Schauspiels überhaupt und des vaterländischen insbesondere, ist noch allzuneu, besonders ist es die Beymischung des Humoristischen ins Tragische. Vom Bodensatz der französischen Tragödie ist noch allzuviel übrig. Das glücklich wieder aufblühende Studium der Griechen, hatte auch den schwer zu vermeidenden Abweg der Manier und der bloßen Nachahmung in ihrem Gefolge. Es ist wahrlich ein achtungswerther Zug am Österreicher, daß ihn der Kitzel des Neuen und des doctrinären Experimentirens gar nicht juckt, daß er lieber schaut und fühlt, als grübelt und berechnet, daß er das Gute erst durch einige Zeit gewohnt seyn muß, soll es bey ihm den vollsten Beyfall finden. War es doch auch so bey den oben aufgezählten Darstellungen mehrerer Meisterwerke Goethes, Schillers und Werners. Wäre übrigens der Applaus bey der Darstellung, die einzig giltige Probe des Werthes, so würden der Leuchtthurm, Richard von Franken, der Bräutigam von Mexiko rc. eben diesen Meisterwerken, sie würden dem Othello, Romeo und Julien rc. weit vorzusetzen seyn.

Herr Ebersberg sagt S. 139 „Er müsse den Ottokar recensiren, um Österreichs Ehre, um des Verfassers Ehre willen, damit das nicht nachsichtige Ausland nicht glaube, es fehle uns Österreichern die Kraft, ein competentes Urtheil zu fällen (!!) oder der Willen, unsre Ansichten über eine dem vaterländischen Boden entsprossene Frucht, redlich und unparteyisch auszusprechen."

Herr Ebersberg hat in der That keinen geringen Begriff von seiner Stellung zur österreichischen Literatur und von seinem Rang in derselben. Er tritt als Retter ihrer Ehre gegen das Ausland auf und waren die Erwartungen des Publicums vom Ottokar wie er sagt, höchst übertrieben, so muß es uns auch erlaubt seyn zu untersuchen, in wieferne Herr Ebersberg den Beruf, den er sich selbst beylegte, als Verfechter und Vorfechter der Literatur und Kunst Österreichs, mit Scharfsinn und Sachkenntniß, mit Redlichkeit und Unparteylichkeit erfüllt habe? —

Zuvörderst berühren wir die mit der anmaßendsten Sicherheit vorgetragenen, historischen Schnitzer. — „In keiner Zeitepoche konnte es Jemanden einfallen, den deutschen Kaiser dürftig zu nennen!" difficile est, satyram non scribere! — Seit der Hohenstauffen tragischem Untergang, seit die Herzoge und Grafen, aus des Kaisers Beamten und Lehensleuten, mehr und mehr Erbfürsten geworden, seit im langen Zwischenreich (wie es hier im Stück vortrefflich heißt) „die Fürsten sich mit räuberischen Händen in alle Zölle und Gefälle des Kaisers getheilt", war der deutsche Kaiser immerfort arm, wenn ihm nicht eine ansehnliche Hausmacht zur Seite stand und er konnte sein reichsoberhauptliches Ansehen gar nicht behaupten, wenn er sich nicht eine solche errang, wie Rudolph Österreich für Habsburg, Heinrich VII. Böhmen für Luxenburg, Ludwig der Bayer, Tyrol, Brandenburg, Hennegau, Holland rc. Was Zawisch zu Ottokarn sagt, ihn von der Annahme der Kaiserwürde abzuhalten, dasselbe sagten noch die spanischen Granden in dem Abmahnungsschreiben an Carl V. „ein deutscher Kaiser könne als solcher, seiner Familie nicht genug zu essen geben. Diese Würde sey ein unkörperlicher Sonnenstrahl, ein bloßer Schatten." Est altissimae arboris umbra, est solis radius per fenestram intrans, apprehendite manu, si potestis, hujus luminis unciolam! Nec decentem familiam alere potest Imperator ex Imperii fisco, ne dicam exercitus, ad propulsandum illatas injurias!" Wir wollen den Verfasser, der sich als Retter unsrer Ehre vor dem Ausland proclamirt, nicht zumuthen, eine einzige gleichzeitige, deutsche oder böhmische Quelle gelesen zu haben, sondern nur die neuesten Compendien, so wüßte er, daß sogar jede einzelne Rede Ottokars hierüber, geschichtlich sey! — Ein würdiges Seitenstück hierzu ist, daß er von 1261, von der Scheidung Margarethens und Vermählung Kunigundens bis zur Belehnung Habsburgs mit Österreich 1282, sechzehn Jahre zählt! Wir könnten ihm sehr leicht zu Hülfe kommen und ihm vorrechnen, wie lange Macbeth und Lear, Richard II. Heinrich VI. wie lange Maria Stuart und der Tell spielen?

„Transporter dans ces siécles reculés, toutes les idées du siécle, ou on vit, c'est la source de l'erreur celle, qui est là plus féconde," sagt der große Montesquieu in seinem Geist der Gesetze. Ein Gleiches kann man auch mit vollem Fug und Recht auf die hier aufgestachelte Nationalempfindlichkeit anwenden! Wir glauben in Nr. 32 und 34 hierüber, in Beziehung auf die Kunst, alles Nöthige gesagt zu haben. — Wir konnten es mit dem besten Gewissen thun, in diesem Archive, das sich, nebst

dem historischen Taschenbuche, (wie unsres Wissens keine andre Zeitschrift,) die Verherrlichung des böhmischen und ungarischen Nationalruhmes, ihre Ahnentafeln und ihre Burgen, ihre Sagen- und Mährchenwelt, seit einer Reihe von Jahren zum Lieblingsgegenstand erkor und in diesem Streben, eines so freundlichen Entgegenkommens von dorther gewürdiget ward. Die dramatische Kunst ist am Ende, wenn es nicht mehr geziemt, daß jeder in seinem Charakter spreche, daß jeder in seiner Zeit und in seinen Verhältnissen sich bewege! Ottokar und Bela konnten, unmöglich beyde zugleich, die erste Marchfeldsschlacht gewinnen. So muß es denn auch dem überkühnen Sieger erlaubt seyn, als Sieger und nicht als Besiegter zu reden!! Wäre es schon an und für sich seltsam, wenn man auf die Böhmen von 1825 buchstäblich deuten wollte, was höchstens die Böhmen von 1278 angehen könnte, wäre es seltsam, die heutigen Glas- Tuch- Leder- und Porzlänfabriken des industriösen und klangreichen und in Wissenschaft und Kunst vielleicht allen andern Provinzen voreilenden Böhmen „dem Mantel Ottokars" entgegenzusetzen, so müssen wir uns nur wundern, daß nicht ähnliche Klagen über Kotzebues Hussiten vor Naumburg entstanden, in denen die Böhmen als entmenschte Bluthunde erscheinen, die zerfleischte Kinder an ihren Spießen tragen und Menschen schmoren in siedendem Öhl und Pech!! — Es erregt Verwunderung, daß nicht auf den ersten Blick ins Auge fällt, wer denn alle diese Dinge sagt? Ob es ein Historiker thut, als das treue Resultat seiner Forschungen, oder ob Ottokar es sagt, der in der That „den Böhmen die Deutschen in den Pelz setzte" dagegen aber auch dasselbe den Deutschen wieder durch die Böhmen that, (das alte divide et impera) der das mitten durch slavisches Land streichende Riesengebirge zu einer einheimischen Pflanzschule Deutscher machte, dem eine nationale Entwicklung viel zu langsam ging, der den Böhmen mit Gewalt eine ausländische Cultur aufdringen wollte — und (was die Hauptsache ist) den mitunter auch für dieses unzeitige und willkührliche Streben, in dieser Tragödie, vor unsern Augen, die Nemesis ereilt, denn: —

> Die Böhmen fechten matt, wie man wohl ficht
> Für einen Ungeliebten, nothgedrungen —

Die vielbesprochene Stelle:

> Ich weiß wohl, was ihr mögt, ihr alten Böhmen;
> Gekauert sitzen im verjährten Wust,
> Wo kaum das Licht durch blinde Scheiben dringt ꝛc. ꝛc.

hat so wenig etwas national Ehrenrühriges, stammt so aus der innersten Seele jedes gewaltsamen Reformators, daß man nur statt Böhmen zu setzen braucht: Ungarn oder Russen, so paßt sie mit der treffendsten historischen Richtigkeit eben so gut in den Mund Mathias Corvins oder Czaar Peters, als Ottokars.

Grillparzer, in den böhmischen Geschichten nicht fremd und dem poetischen Hagek längst mit Liebe zugewendet, studirt nun emsig auch die ungrischen, des ernsten Willens, aus der reichen Sagenwelt und aus den thatenschimmernden Jahrbüchern beyder großen Völker, ein geschichtliches Drama zu liefern.

Neben der geschichtlichen Unrichtigkeit, müssen wir auch noch Anderes an dieser Recension rügen. Überall sind die Stacheln herausgewendet. Was dagegen den Ruhm derselben Lande betrifft, ist überall verschwiegen. Das Reich ist wahrlich nicht gering, dem derselbe herrische und mit nichts begnügte König zurufen kann:

> In alle Fernen trug ich Böhmens Nahmen,
> Aus allen Fernen strahlt zurück sein Ruhm!

Es ist in dieser Recension fort und fort auch von der Aufführung und deren Eindruck die Rede, aber es ist dabey verschwiegen, daß für die Aufführung alle die Stellen, die hier aus dem Zusammenhang gerissen und so schneidend als möglich hervorgestellt wurden, mit umsichtiger Sorgfalt gemildert oder gestrichen worden sind. Ganz unverständlich war uns die Bemerkung, daß nicht nur Böhmen und Ungarn, sondern auch Kärnthen und Steyer, Deutschland und sogar Österreich, jedes mehr oder weniger mitgenommen worden seyen? Was heißt dieß Mitnehmen? Bezieht es sich auf einige Worte der Ungeduld Ottokars über die Anhänglichkeit an Margarethen, den letzten Sproß des alten Heldenstammes? oder worauf sonst?

„In Hinsicht auf die Behandlung des Gegenstandes, ist die Idee selbst großartig und kühn." — Wir gestehen, daß unser Kunstlexikon zu dürftig sey, um uns den wahren Sinn dieser Rede zu erläutern. — „Dem Totaleffect schadet aber am meisten, der Mangel an Einheit des Ortes, der Zeit." — Zwar pflichtet der Verf. einem Rec. „zum Theile auch bey der sich unlängst gegen die steife französische Ansicht über die drey Einheiten (von Einheit der Handlung, war dort nicht die Rede, diese muß seyn und sie ist es auch) vielleicht — etwas — allzuhart — aussprach." „Nur muß die Verlegung der Handlung von einem Act zum andern nicht so seyn, wie im Ottokar!" — Venedig und Cypern, Chinon und Rheims, Angers und Northampton, London und Azincourt, Florenz und Roussillon, wie in Shakespeare und Schiller, das sind lauter Kleinigkeiten, „aber Wien und Prag, — Wien und Prag! — damahls durch Sprache, Verfassung, Cultur (wie? Wien wäre also doch cultivirter gewesen?) noch mehr als an Meilen getrennt, sind dem Zuschauer ein Mahl viel zu lebhaft im Gedächtniß, als daß er —— selbst im höchsten Enthusiasmus!! —— die Unmöglichkeit einer so schnellen Ortsveränderung vergessen könnte!" Neu wenigstens ist die Entdeckung, „daß daraus auch, die langen Zwischenacte zu erklären seyen", — wahrscheinlich damit Wien und Prag, (von denen es ohnehin heißt, daß sie damahls so weit entfernt waren) Zeit gewinnen, jedes Mahl im Ottokar etwas näher zu rücken oder die Zuschauer sich während der Entreacte auf den Eilwagen setzen und die Distanz möglichst mindern können. — Im Macbeth, heißt es ferners, tritt die lange Zeit nie störend vor, ja dieser und Shakespeares Zusammendrängen ganzer Re-

gentenleben, die bald in England, bald in Frankreich spielen, beehrt der Verfasser sogar mit dem wohlgewählten Nahmen: *sinnig*; den *Beweis* von allem oder auch nur eine einzige Betrachtung uns darüber schuldig bleibend, worin denn der Unterschied bestehe? — Margarethe ging und Kunigunde kam in denselben Octobertagen 1261. — Daß *Cordelia* im 1. Act sich nach Frankreich verheirathet und im 4. mit einem Heer zur Rettung des Vaters landet, macht dem Verfasser gar nichts; daß aber Rudolph, der jüngst erwählte Kaiser, „sich mit einem *ganzen* Kriegsheer in Österreichs Gefilden einfindet“, ist eine pure Unmöglichkeit — und *wegen diesem Zusammendrängen des in Zeit und Raum Entfernten*, vermißt man die *wahre dramatische Kraft und Einheit der Handlung!!* — und doch hat man bisher gerade in diesem Zusammendrängen, die wahre dramatische Kraft und Einheit überhaupt gesucht und insonderheit auch den *Hauptvorzug* dieses Stückes darin gefunden.

Was der Verfasser doch gemeint haben mag, mit der Bemerkung, daß bald das *Historische*, bald das *Romantische* vorwalte, als ob das eine das andere absolut ausschlösse! Auch wären wir begierig, die Stelle zu erfahren, in der jene Präponderanz des Romantischen hervortritt?

Aber es kommen noch andere Steine des Anstoßes. — Der Verfasser zeigt sich nun von der *fixen Idee* eingenommen, *überall*, wo heroische Kraft, mächtige Willkühr und Trieb der Aneignung sich zeigen, durchaus nur: „an einen Eroberer und Usurpator der neuern Zeit“ erinnert zu werden. Sogar das Schwingen des Tatarensäbels im 1. Act muß durchaus ein Anklang desselben seyn, obgleich man von allen Kriegsfürsten, Mathias Corvin, Peter dem Großen, Carl XII, Friedrich II. und von wie vielen fürstlichen Exerziermeistern gleiche Züge aufbewahrt hat. Wir müssen uns hier auf Nr. 23, 32 und 34 beziehen und auf dasjenige, was dort, wahrlich *sine ira et studio*, über die *unselige Sucht, überall Beziehungen und Anspielungen zu finden*, gesagt worden ist.

Darüber, daß Kunigundens Charakter so anstößig, daß ihr Verhältniß zu Zawisch so ganz ungewöhnlich sey, beziehen wir uns auf das oben Gesagte und auf so viele und so eingewöhnte Beyspiele, die wir von der *französischen* und *deutschen* Bühne angeführt. Freylich hat Grillparzer hier das Laster mit keiner buhlerischen Weichheit, mit keinem frivolen Firniß übertüncht, nicht durch *Heucheley* noch *vergrößert*. Er hat es durchaus *abschreckend* und *hassenswürdig* dargestellt und ist wohl etwa darum nicht zu tadeln! Besonders aber die Weise fällt uns auf, womit *ganz gegen den Sinn der Stelle*, „die unzarte Art gerügt wird, womit sich Kunigunde — *gleich nach der vollzogenen Ehe* — über das *Alter* des Königs, den sie einen Greis schilt, beklage. Sie sagt ja:

> Und ist er denn nicht mürrisch, wie ein Greis?
> Rechthaberisch, ungestüm? Beym reichen Gott;
> *Zum Schweigen und Gehorchen kam ich nicht.* —

Darin liegt fürwahr *kein Ärgerniß*. *Der Recens. legt es aus eigner Willkühr hinein* und wir können ihn daher hierbey nicht für unbefangen erklären.

Das nähmliche gilt von dem Angriff auf die *Sittlichkeit* der Dichtungen Grillparzers. „In selben herrscht immer nur eine rauhe *unsittliche* Natur (freylich nicht der Firniß des Leuchtthurms, der Heimkehr, Menschenhaß und Reue, des Bruder Moritz, des Straßenräubers aus kindlicher Liebe rc.) die rohe, verwilderte Kraft und Stärke (Jason, Phaon, des Übermaßes von *Stärke* anklagen zu hören, hätten wir kaum erwartet) „*seine Weiber sind immer nur Buhlerinnen.*“ Auch *Kreusa*? auch *Melitta*? auch *Margarethe*? auch die in gänzlicher Einsamkeit und Unschuld aufgewachsene, in ein entsetzliches Geschick hineingeschleuderte *Bertha* in der Ahnfrau? und würde selbst der geziertteste Franzose jenen Ausdruck, (der allerdings Kunigunden trifft) für *Sappho*, für *Medea* geeignet finden? dessen gar nicht zu erwähnen, daß die kolchische Königstochter der fernsten Vorwelt angehört, einer Vorwelt aus der die Geschichten von Tantalus Geschlecht und von des Atreus Gastmahl, den Butterweichen, die ewig nur von *heute* datiren, selbst in Goethes Iphigenie, Nervenübel verursachen.

Über *Rudolphs* Charakter stehen zwey Bemerkungen da, durch Ausdruck und Richtung einander widersprechend: „Anfangs stellt Ottokars *Glanz*, Rudolphen *zu sehr* in Schatten; in der andern Hälfte tritt er mehr durch einen *grellen Gegensatz*, als durch eignes *Handeln* hervor. Hier wird ihm Ottokar, so wie Anfangs Rudolph Ottokarn aufgeopfert (!!) hiermit auch die Handlung und das Interesse *zersplittert!!* — Ist hier nicht ein förmlicher Widerspruch, wenn gleich dort auf wieder jene preiswürdige Scene zwischen Rudolph und Ottokar, die gerade das enthält, was der Verfasser tadeln will, als trefflich anerkannt wird?! Ist dem Verfasser die alte, hier von Grillparzer in Ottokar und Rudolph, Margarethen und Kunigunden, in dem einzig treuen Diener und in den Wohldienern Ottokars, meisterlich gehandhabte Lehre von den *Contrasten* unbekannt? Ist sie nicht vielmehr eines der gangbarsten Mittel *wider* die Zersplitterung, statt selbst eine Zersplitterung zu seyn? Ist Rudolphs Erscheinen im 3. Acte nicht das Ergebniß aller der vielseitigen *Handlung*, die in kurzer Zeit Unglaubliches vollbrachte, einer Persönlichkeit, die im grauen Röcklein, allen Glanz des Böhmenkönigs überstrahlt und seine stolze Zuversicht mit einem Mahle bricht!? Doch der Recensent hat ja oben der neuen Dectrin das Eis gebrochen: „*wegen* des Zusammendrängens des in Zeit und Raum Entfernten, vermisse man dramatische Kraft und Einheit der Handlung!!“ und fügt hinzu: kein *ganzes* Bild liege hier vor unsern Augen, sondern fünf *nette* (!!) und liebliche Bilder, deren *erstes* und *viertes*, Kunstwerth haben — und gerade vorher pries er das dritte dieser Bilder, mit vollem Recht. Es gehört ein eigenes Talent dazu, mancher wesentlichere Gebrechen zu übersehen und gerade dasjenige an dieser Tragödie zu tadeln, was selbst geistreiche Widersacher derselben, als ihren größten Vorzug erkannten, nähmlich: das kunstvolle Ineinanderfügen aller einzelnen Theile und das über Zeit und Ort

täuschende, wahrhaft dramatische Fortschreiten der Handlung. Nicht geringere Bewunderung muß übrigens in der gebildeten Welt, die Entdeckung erregen, welche Urbilder wir eigentlich in den Grillparzer'schen Charakteren zu verehren haben? Mit Ottokar ist man am bäldsten fertig. Das kann gar Niemand andrer seyn, als jener (wie Rec. ihn nennt) „Eroberer und Usurpator der neuern Zeit", der einst auch ohne weiters in Collins Ezzelino und in Werners Attila gemeint seyn mußte. Was dieser Parallele die Krone aufsetzt und den völligen Einklang beyder Charaktere beurkundet, ist Ottokars letztes Selbstgespräch voll reuiger Selbsterkenntniß, voll mannhafter Ergebung in die Rathschlüsse des Himmels, voll innerer Wahrheitsliebe, verglichen mit den sämmtlichen Memoires von St. Helena!! — Der ritterlich gutmüthige, fast etwas einfältige Seyfrid Merenberg, soll Max Piccolomini seyn!! der Zawisch Fiesko!! und Kunigunde — — die Gräfinn Orsina!! —

Der Rec. gibt uns übrigens keinen Beweis gründlicher Kenntniße in der Metrik und in der Sprachlehre. Er kennt einen „aufgetretenen" Recensenten! „Dann sey des Kampfs gewährt", vermag er „mit unserm Sprachgebrauch nicht zu erklären. Es müßte entweder heißen: dann sey der Kampf gewährt oder: dann sey des Kampfes gewärtig" (!!) — „Dieser Aufsatz (sagt er) ist als ein freymüthiger Nachtrag zu andern Beurtheilungen, bloß für eine kurze Aufzählung jener Gründe bestimmt, die uns zu obiger Ansicht gebracht und welche (die Gründe doch?) einer zahlreichen Stimmung zufolge, nachtheilig für dieses Werk sich ausgesprochen hatten!! Ist dieser Satz logisch und grammatikalisch richtig? — — „Als Gott den Kain fragte, sagte der" — vermag er durchaus nicht zu scandiren. Statt aller Beyspiele aus den ältern Classikern, erinnern wir nur an jenes allbekannte, aus der Schuld: „Kain, müßt ihr sagen! Carlos fiel durch meine Hand! — Daß in den letzten Worten des Trauerspiels, Habsburg im jambischen Versmaß gebraucht wird, wundert uns gar nicht; ein Spondäus ist dort allerdings an seiner Stelle.

Da uns die Zeitungen gar oft Theatertumulte aus London und aus den Provinzstädten überliefern, in denen, um eines einzigen mißfälligen Wortes willen, im Orchester und auf der Bühne, Instrumente und Decorationen zertrümmert werden und Söhne edler Herren im öffentlichen Boxkampf auf dem Platze bleiben, hat uns die ungemeine Zartheit in desto größere Verwunderung gesetzt, womit nach den Nachrichten des Recensenten, alle und jede unmanierlichen Stellen aus dem Shakespeare verbannt sind und England also so glücklich ist, einen verbesserten Shakespeare, zu besitzen!! Der Rec. scheint, wie auf einem schönen Gemählde den Fliegenunrath, so auch im Ottokar sorgsam abgezählt zu haben, wie oft das Wort Schurke und andere derbe Ausdrücke vorkommen? Wenn jenes Wort ein paar Mahl auch höchst charakteristisch gebraucht ist, z. B. „Gott grüß dich Merenberg, du Schurk und du Verräther"! — oder: „Herr Milota, ru'r Hause greift nicht an? ich fürcht', ihr seyd ein Schurk Herr Milota?" so müssen wir gestehen, daß die Derbheiten, wo sie nichts dazu beytragen, die Individualität oder die Situation stärker zu schattiren, uns durchaus vom Übel dunken! Auch Ottokars sprichwörtliche Redensarten: Gotts Feu'r, Gotts Donner, Pest, gehören eher der Soldatesca des 30jährigen Krieges an. — So wie es das leichteste und wohlfeilste Lob Shakespeares ist, seine herrlichen Bilder und Gleichnisse zu preisen, so ist es auch der wohlfeilste Tadel, den Fliegenunrath solch einzelner Derbheiten zu zählen oder zu sagen: wie kann ein Stück gut seyn, das anfängt: „Lauf Barbara, lauf schnell nach Meister Niklas." — Wir fragen dagegen, wie kann ein Stück Etwas taugen, das mit: „Wer da?" anfängt (Hamlet), oder: „Auf mein Wort, Gregorio, wir wollen nichts in die Tasche stecken." (Romeo und Julie), oder: „Packt euch nach Haus, ihr Tagediebe (Cäsar?!) Allein wir fühlens darum nicht minder: die Schönheit sey ein eben so heiliges Gesetz der dramatischen Kunst, als die Wahrheit und keine dürfe der andern aufgeopfert werden. Das minima non curat praetor können wir so wenig, als andere Gemeinplätze und auch keinerley Exemplification, selbst aus den größten Dichtern, gelten lassen. Auch außerdem, dünkt Uns die Sprache nicht überall sorgfältig, bey weitem nicht rein genug und Wir wundern uns nur, daß insonderheit die oftmahlige Auslassung der Artikel, nicht auch als eine unstatthafte Anspielung auf die Böhmen gerügt worden ist? — Vollendung ist der Künstler seinem Werke schuldig und wir vermissen sie an mancher Stelle um so schmerzlicher, als all und jeden Flecken dieser Art, vielleicht mit zwanzig Federstrichen abgeholfen wäre. Fürwahr kein geringes Lob, wenn einem Stücke so wohlfeil geholfen werden kann! Man versuche es ein Mahl und schmelze mit zwanzig Federstrichen den V. Act des Coriolan und den ganzen Leichenpsalm des IV. und V. Acts in Balboa, den V. Act des Tell zu einer Einheit, zu einer fortschreitenden Handlung mit dem Ganzen zusammen! — Ob Ottokar ein Meisterwerk sey? Schwierige Frage, über die, wie uns dünkt, die Zeit allein, entscheiden kann; Setzen doch auch viele unsere Zeitgenossen, den Tell und die Jungfrau und Götz von Berlichingen, in die Reihe der Ritterstücke! Nur die Zeit sondert vom goldnen Weitzen, die Spreue des Neides, leidenschaftlicher Nebenansichten und Nebenabsichten, Lobhudeley, Auswüchse des Zeitgeistes und herrschender Schultheorien oder conventioneller und Salonsorakel. — Jeder, der etwas Ausgezeichnetes leistet und schwach genug ist, noch bey Lebzeiten nach Gebühr erkannt seyn zu wollen, hat nichts Besseres zu thun, als dem Beyspiele jenes wilden, wälschen Mahlers zu folgen, der um seine Bilder höher anzubringen, sich für todt ausgab. — Hätte der Ottokar gar nichts anders bewirkt, als einen lebhaften Conflikt und Austausch der Meinungen, ein ernsteres Eingehen in das wissenschaftliche und Kunstwesen dessen, was gewöhnlich bloß Sache der Unterhaltung und Zerstreuung ist und einen Wendepunct in der lange anhaltenden Gleichgültigkeit gegen das recitirende Schauspiel, so wäre auch dieses schon, kein unerheblicher Gewinn. Wir kennen kein Werk der deutschen dramatischen Literatur des letzten Jahrzehends, das dieses entschieden überträfe. — Das rasche Versetzen in mediam rem, der bald sichtba-

rer, bald verborgener, überall erkennbare Gang der Nemesis, Margarethens Exposition, die Scene mit der Schleife, der Moment, wie Ottokar Rudolphs Wahl vernimmt, das Gebeth des alten Merenbergs, des Kanzlers Schilderung von Rudolph und von Ottokars Lage, die beyden Reden Rudolphs im III. und der ganze IV. Act, endlich die Scene an Margarethens Sarg und (bis auf ein widerwärtiges Bild) auch Ottokars Monolog, gehören unläugbar zu dem Ausgezeichneten im deutschen geschichtlichen Drama und wir möchten den österreichischen Dichter kennen, der sie überbothen hätte? — wohl gemerkt, was wir oben sagten, daß die Goethe und die Schiller, zu keiner Zeit und in keinem Lande, scheffelweise zu haben sind.

Wir sind weit entfernt, nach dem Vorgang des Herrn Ebersberg zu glauben, daß diese Bemerkungen, die nur die Aufmerksamkeit des Lesers schärfen, nicht aber seinem Urtheile Gewalt anthun sollen, ein competentes Urtheil, daß wir zu Rettern der Ehre Österreichs, zu Vormündern und Sprechern des Publicums berufen seyn. — Lessings oben angeführte Ironie, in ihrem eigentlichen Sinne verstehend und nach unsern geringen Kräften redlich ausübend, strebte unsre Kritik von jeher, gegen das Schlechte und Gemeine, gegen Anmaßung und Heucheley in der Literatur, eine unerbittliche Geißel, dem Anfänger ermunternd und hülfreich, der anspruchslosen (und eben darum bessern Hoffnungen Raum gebenden) Mittelmäßigkeit, wenigstens nicht abstoßend zu seyn, jede ausgezeichnete Leistung vaterländischer Wissenschaft und Kunst aber, wie ein uns selbst widerfahrenes Glück zu verehren und jedem wahren Verdienst, die ihm gebührende Huldigung aus vollem Herzen und mit lauter Stimme darzubringen!

Correspondenznachrichten.

Clausenburg 20ten März 1825.

Bey Anlegung eines neuen Straßenzuges über den, sich fest an der Stadt Clausenburg erhebenden Berg Fellek, wurde nicht weit vom Gipfel, unlängst das Mittelstück einer, noch aus den Zeiten der Römer herstammenden kupfernen Tafel gefunden, welche etwas gebogen ist, und an einer runden Säule angeheftet gewesen zu seyn scheint. Die Höhe dieses Bruchstückes beträgt beyläufig 9 Zoll, die darauf vorkommende Schrift ist sehr rein, und schön gestaltet, und die einzelnen, etwas vertieften Buchstaben sind mit Silber ausgefüllt, oder gleichsam plattirt. Die verstümmelte Inschrift lautet folgendermaßen

VS. AEL

FORMIS

RATIOC

D. D. D.

Da es beynahe außer Zweifel ist, daß an dem jenseitigen Fuß desselben Berges, nicht weit von dem Fluß Aranyos und dem jetzigen Marktflecken Thorda, wo auch jetzt Steinsalz gegraben wird, die römische Kolonie Salinae bestanden hat, und noch vor wenig Jahren auf dem drübigen Abhang dieses Berges, bedeutende Strecken einer Römerstraße gefunden wurden, so scheint dieser neue Fund noch mehr zu bestätigen, daß auch auf dem jetzigen Standort der Stadt Clausenburg, eine römische Colonie gehauset, um daß zwischen dieser, deren Nahmen aber noch immer nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden kann, und der Stadt Salinae, eine Verbindungsstraße über den Berg Fellek geführt habe.

Landeskunde.

Der k. k. Generalquartiermeisterstab gibt nach den Versicherungen des Herrn Kunsthändlers Artaria, die Spezialkarten Tyrols Nächstens heraus. Nach den Angaben des Herrn Doktor F. W. Sieber im Bothen für Tyrol und Voralberg, Nr. 70. Jahrgang 1720, soll die Anzahl der Section 48 betragen.

Herr Professor Ludwig von Schedins soll seine vollständige Geographie der ungarischen Erbstaaten, (welche auch Siebenbürgen und die Militärgrenze umfaßt,) im Manuscripte bereits vollendet haben.

Von Herrn Benedikt Pillwein haben wir eine historisch-statistisch-topographische Beschreibung des Landes ob der Enns, und später eine andere von Salzburg zu erwarten.

Wien, den 30. März 1825.

R. G. v. Jenny.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 11. April 1825.

(43)

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung).

Ein altes Wort eines Vizekönigs, welches sagt, es gebe zu Bogata viererley Sanitätsbeamte, um die Stadt rein zu erhalten, die Geyer (gellinasos), der Regen, die Esel und die Schweine, ist auch heut zu Tage noch gültig; es würde jedoch das durch die Straßen fließende lebendige Wasser dieselben noch kräftiger reinigen, wenn nicht die Trägheit der Einwohner sie jeden Abend um acht Uhr in verpestete Kloaken umwandelte. Zu Nacht verschaffen die an einigen Straßenecken angebrachten Laternen eine bloß schwache Beleuchtung, und eine Wache sorgt für die Sicherheit der gleichwohl nicht immer sichern Magazine. Die Plätze sind von weitem Umfange und insgesammt mit Springbrunnen verziert. Auf dem Platz vor dem Pallaste wird der Wochenmarkt abgehalten. Der Anblick der unermeßlichen, demselben zuströmenden und ordnungslos bewegenden Menge hat für den Fremdling etwas Angenehmes. Auf diesem Markte herrscht ein großer Überfluß an Fleisch, Korn, Gemüsen und Baumfrüchten aller Art. Europäische und amerikanische Producte treffen hier zusammen. Hier erblickt man Körbe mit Erdbeeren; dort Körbe mit Ananas, Avogaden und Pfirsichen oder Äpfeln. Neben Haufen von Kohlköpfen, Möhren und Kartoffeln finden sich Ynken und Pisangfrüchte; Säcken mit Mais, Gerste und Korn stehen Ladungen von Cacao und Zuckerhüten zur Seite. Auf einer Seite des Marktes werden von den Indianern Wundkräuter in Menge verkauft, und etwas weiter hat eine Nelken-, Rosen- und Jasminverkäuferinn ihre Waaren zur Schau gestellt. Eine abscheuliche Plage sind für Bogata die Bettler, die sich alle Samstage in die Stadt, als in einem mit Sturm eroberten Platz, hineinstürzen, alle Thüren umlagert halten, und damit das Mitleid sie öffne, dasselbe durch Vorweisen ihrer höchst ekelhaften Gebrechen zu erweichen suchen. Greise, von Kindern geführt, bilden zahlreiche Gruppen, die den ganzen Tag über Straßen und Thürschwellen versperrt halten. In den Umgebungen von Bogata gibt es sehr artige Promenaden, welchen entlang die indianische Kresse rankt, und die mit Weiden und Rosenstöcken eingefaßt sind. Sie werden aber wenig besucht; lieber treibt man sich in gewissen Straßen herum, wo die Trottoirs reinliche und bequeme Gänge darbiethen und von wo aus man mit Muße die durch die Stadt galoppirende Reiter betrachten kann. Von diesen sind die meisten mit Gold ausstaffirt und in buntscheckige Militäruniformen gekleidet. Die Einen tragen Federbüsche auf runden Hüten, die Andern dreyeckige Hüte, weit die Meisten aber Tschako's und Kaskette. Ihre Haltung ist im Ganzen nicht übel, erscheint aber, wegen des tölpischen Ganges ihrer Pferde, ungleich schlechter, als sie es wirklich ist. Der Ausländer erhält, wenn er es verlangt, bey seiner Ankunft in Bogata, wie anderwärts, die Posade, d. h. Feuer und Obdach; sich ordentlich einzuquartieren, hält, sofern er nicht mit Empfehlungen versehen ist, schwer für ihn. Am besten thut er, wenn er sich in den kürzlich eröffneten Gasthof begibt, wo er zu einem Piaster des Tages, so zu sagen, mit Allem, was er bedarf, versehen wird. Wem die Tafel seiner Hauswirthe genügen mag, der lebt hier nicht sehr theuer. Das Essen besteht in der Regel aus einem Stück gesottenen Rindfleisch mit Kartoffeln, aus Ynke und Pisangs. In einigen wohlhabendern Häusern kommen noch Linsen, Erbsen oder Bohnen, mit Schweinschmalz gekocht, hinzu, welche man an Festtagen mit einem Stücke Schweinfleisch zu belegen pflegt. Das Brod ist gut, wird aber sparsam gegessen; dagegen trinkt man dreymahl des Tages Chocolate und verspeiset dazu Käse und Eingemachtes. Am gewöhnlichsten wird Wasser getrunken, mitunter auch Chicha. Der Wein ist selten und wird für eben so verderblich gehalten, als der Branntwein. Um zwey Uhr wird zu Mittage, um zehn Uhr zu Nacht, zwi-

schen ein des Vormittags, neben der Chocolate, noch Fleisch und Suppe gegessen. Silberne Becher sind etwas, das Jedermann hat. Von Servietten weiß man nichts, aber das Tafeltuch darf nicht fehlen. Das Wasser wird am liebsten aus silbernen Näpfen, und zwar meist von allen Tischgenossen aus einem getrunken. Nach Tische wascht man sich die Hände, raucht Tabak und schläft. Letzteres ist so allgemeine Sitte, daß drey Stunden lang in der Stadt das tiefste Stillschweigen herrscht. Mitunter hat wohl ein Einwohner von Santa-Fe, in Folge öfterer Reisen nach Jamaica, europäische Gewohnheiten angenommen, aber es sind gerade nicht solche Kosmopoliten, bey denen man die Sitten eines Landes studieren soll. Es sind in Bogata kaum zehn Kaufleute zu finden, die hunderttausend Piaster, und nicht fünf Rentiers, die mehr besäßen. Der gewöhnlichste Vermögenszustand beträgt fünf- bis zehntausend Piaster. Fast jeder Bürger hat eine Krambude, und vermittelst dieses kleinen Handelsverkehrs läßt sich die Einnahme wenigstens verdreifachen. Die Buden sind eng, schmutzig und nichts weniger als hell, und dennoch der besuchteste Vereinigungsort der Müßigen. Auf seinem Comptoir sitzend, an einem fort und dem Käufer sein Gesuch lakonisch erwiedernd, hat der kolumbische Krämmer viel Ähnlichkeit mit demjenigen von Aleppo und Smyrna.

Die Vergnügungen zu Santa-Fe bestehen in Ballfesten, Hahnen- und Stiergefechten, etwa auch aus Schauspielen, ganz vorzüglich aber aus Hazardspielen, bey welchen bis auf 10,000 Piaster gewagt werden. Zur Ergötzlichkeit des Volkes dienen vorzüglich die vielen Kirchenfeste und der Pomp der Prozessionen. Unter diesen ist die des Frohnleichnamstages die glänzendste. Sie wird am Abend vorher durch ein Feuerwerk angekündigt. An den vier Ecken des großen Platzes, wo die Prozession durchgeht, werden eben so viel, reich dekorirte Altäre gerüstet, indeß, sich auf allen Seiten Kletterstangen aufgestellt finden, Puppenspieler ihr Wesen treiben, und eine Menge Käfiche mit seltenen Thieren die Neugierigen locken. Alle diese Spiele und Vergnügungen werden eingestellt, sobald die, das Anrücken des festlichen Zuges verkündende Glocke sich vernehmen läßt. Die Prozession wird von mehreren durch Menschen gezogene Cabriolets eröffnet. In einem derselben fährt der König David, mit Goliaths Kopf in der Hand; in einem zweyten die Esther, in einem dritten Mardochai. Dann erscheint Joseph auf einem Pferde mit kostbarer Decke und begleitet von einer großen Menge Gardisten, die bloß Pferde von Karton zwischen den Beinen haben. Alle diese Personen sind Kinder aus den vornehmsten Familien der Stadt. Man wendet alles Mögliche an, um zu der Ehre eines Mitspielenden zu gelangen und die Väter, denen dieselbe für ihre Kinder zu Theil geworden, suchen es einer dem andern an Pracht und Aufwand zuvorzuthun, und nehmen Perlen, Diamanten, Smaragde und Rubine zu Hülfe, um das Kostüme der Acteurs bey diesen prunkvollen Zeremonien desto glänzender zu machen. Langsamen Schrittes rückt mitten durch die, den Platz erfüllende Menge, die Geistlichkeit vorwärts. Zwischen zwey Reihen von Priestern wandeln die niedlichsten Töchter der Stadt und tragen, die einen die Bundeslade, die andern die Schaubrode, noch andere den Weihrauch, und wieder andere Körbe mit Blumen. Ihnen folgen junge Indianer, die unter Trommel- und Flötenmusik die seltsamsten Tänze ausführen. Den Zug schließt eine Abtheilung mit gesenkter Fahne und Gewehren. Die Sitten sind zu Bogata lockerer, als in den übrigen columbischen Städten. Von eigentlichen Verbrechen wird wenig gehört; die Trunkenheit erzeugt keine Exzesse, obschon die Zahl der Branntwein- und Chicha-Buden, denen ein Kohlblatt als Aushängeschild dient, sehr beträchtlich ist. Die Bewohner von Bogata sind sanft, ehrlich und haben eine gewisse Fröhlichkeit, die aber nie in Lebhaftigkeit, noch weniger in Muthwillen übergeht. Artige Weiber gibt es sehr viele und der Wohlgewachsenen noch ungleich mehrere. Das Muster zu ihrer seltsamen Kleidung dürfte schwerlich irgendwo zu finden seyn. Das einzige Unterscheidungszeichen zwischen Reichen und Armen, in der Hauptstadt sowohl als in der übrigen Republik, besteht in der Fußbekleidung. Die Töchter aus dem gemeinen Volke gehen insgesammt barfuß. Die meisten bedienen sich dieser Sitte als eines Mittel zu gefallen, um das sie von mehr als einer Signora beneidet werden. Frauenzimmer von niedrigem Stande kommen vermittelst ihrer Reitze oder auch vermöge der Launen des männlichen Geschlechtes, oder des Glückes, zuweilen in den Fall in die Classe derjenigen Personen, die Schuhe und Strümpfe tragen, überzutreten. Allein in Folge eines seltsamen Vorurtheiles und einer unerklärlichen Scheu wird dieser Übertritt nie plötzlich und auf einmahl gemacht. Man bereitet vielmehr die Meinung der Leute auf ein solches Ereigniß dadurch vor, daß man sich in ein sonderbares, genau nach dem Muster und aus den Stoffen der Nonnen-Kleidungen zugeschnittenes Kostüme steckt. Die, welche darin auftreten, nennt man Beaten. Luxus und Kokketterie schlagen auch über die Kleidung die Hand; man trägt sie, sagt man, aus einem heiligen Beweggrunde, um dadurch die Genesung eines Gatten, Anverwandten oder Kindes zu erzielen. Auf jeden Fall heiligt diese Kleidung die, welche sie trägt, und beschwichtigt jede eifersüchtige Vermuthung. Eine solche Beate aber bleibt ihren bisherigen Gewohn-

heiten und Lebensart getreu, und ist einzig verpflichtet, die weiße oder kastanienbraune Farbe zu ihrer Kleidung zu wählen, und dieser einen Schnitt zu geben, welcher nicht weniger seltsam ist, als der ihrer Alltagskleider. Der Geschmack, den einige Männer für Literatur und Wissenschaften zu Tage legen, hat die Regierung bewogen, eine Bibliothek, die sechstausend Bände fassen kann, nebst einen botanischen Garten und einer Sternwarte anzulegen, allein die beyden letztern Anstalten werden gänzlich vernachlässigt. Die drey Buchdruckereyen von Santa-Fe haben, außer zwey Zeitungsblättern wöchentlich und einigen Memorialen von Rechtsgelehrten, nicht viel zu drucken. Neger gibt es in der Hauptstadt wenige; als Bediente werden bloß Mestizen gebraucht. Minder selten sind die Mulatten. Die weißen Damen haben kein Vorurtheil gegen andere Farben und sollen im Gegentheil die farbigen Männer nicht ungern sehen. Ein Fremder hat Mühe, von seinem Gesinde ordentlich bedient zu werden. Zumahl auf Reisen werden, da er sich dem Landvolke fast nicht verständlich machen kann, seine Bedienten zugleich auch seine Dolmetscher, und kommen dann, vermöge der Vertraulichkeit, womit sie von den Wirthen, die gewöhnlich mit ihnen zusammen speisen, behandelt werden, mit dem Herrn, in dieselbe Linie zu stehen.

Die brittische Handelsstadt Liverpool.

(Beschluß).

Vor einigen Jahren ward durch Unterzeichnungen eine Art akademischer Anstalt errichtet, worin angestellte Professoren in den nutzbarsten Wissenschaften Unterricht ertheilen. Die Einrichtung gleicht derjenigen der königlichen Institution in London, die hinwieder in Form und Wesen dem Lyzeum in Paris ähnlich ist. Die Eröffnung des ersten Lehrcurses fand am 13. November 1817 statt. Die Zwecke der Stiftung wurden bey diesem Anlaß in einer trefflichen Rede des Hrn. Roscoe entwickelt, des berühmten Biographen der beyden Mediceer, Lorenzos und seines Sohnes Leos X.

Auch ein Pflanzengarten ist hinwieder durch Unterzeichnungen zu Stande gekommen, nicht einzig nur für den Unterricht der heilkundigen und pharmazeutischen Zöglinge, sondern zugleich für Versuche und für Verbreitung zweckmäßigen Verfahrens in Gärtnerey und Landwirthschaft. Bey dieser Anstalt erzeigte sich nochmahls die einsichtige Theilnahme des Herrn Roscoe sehr wirksam.

Liverpool hat die Ehre, in England die erste große Bildungsschule für Blinde errichtet zu haben. Sie erlernen darin allerley Weberarbeiten, Stroh- und Weiden-Geflechte u. s. w.; die weiblichen Zöglinge erhalten, getrennt von den Knaben, nebst dem gleichen Unterricht auch den für die ihrem Geschlecht eigenthümlich zustehenden Handarbeiten. Einem Theil dieser blinden Kinder wird Unterricht in Gesang und Musik ertheilt, für nützliche Ausfüllung theils ihrer Musestunden und theils als Ersatz für den Genuß des lebendigsten und gleichsam natürlichsten Sinnes, durch Genüsse desjenigen, welcher Seele und Gemüth zunächst in Anspruch nimmt. Sie besitzen eine Kappelle mit recht guter Orgel. Beym Gottesdienste bilden beyde Geschlechter abgesonderte Chöre, und sie singen theils einzeln theils abwechselnd. Ihre, durch das erhebendste aller Tonwerkzeuge, begleiteten Stimmen ertheilen der ohnehin einfachen und rührenden Musik der anglikanischen Kirche einen noch rührendern Reitz. Die Blinden sind während der Arbeit munter und fröhliche Gespräche verkürzen die Stunden ihrer geregelten Beschäftigungen. Wo diese einer etwas angestrengten Aufmerksamkeit bedürfen, da hilft die Abwesenheit aller Zerstreuung und Außendinge, und nachmahl gelangen sie zu Ergebnißen, die der Mensch, dessen Augen dem Lichte geöffnet sind, bey übrigens gleichen Verstandeskräften, so leicht zu erlangen, unvermögend wäre.

Die weibliche Arbeitsschule ist in ihrer Art ganz vortrefflich. In derselben lernen junge Töchter lesen, schreiben, spinnen, nähen, stricken u. s. w. Diejenigen unter ihnen, die durch geschickte Arbeit und gutes Betragen sich auszeichnen, werden mittelst einiger Auszeichnungen und kleiner ihnen übergetragener Verrichtungen, etliche Jahre länger in der Anstalt behalten, und aus den Ersparnissen, die für sie gesammelt werden, empfangen sie, wenn sie sich verheirathen, eine kleine Aussteuer; späterhin reicht die Anstalt ihnen bey jeder Niederkunft eine Gabe von zwey Guineen.

Ein schönes Gebäude von vier Stockwerken dient für Wohnung, Unterricht und die Arbeiten armer Leute; es führt den Nahmen Industrie-Haus. Zwey Stockwerke sind zu Arbeitssälen für verschiedentliche Handarbeit verwandt. Das Refectorium oder Speisezimmer hat Raum für vierhundert Personen. Hinter dem Hauptgebäude stehen zwey abgesonderte Flügel, mit vierundzwanzig Gemächern zu drey Zimmern, wovon jedes für acht Personen Raum hat.

Das Hospitium der blauen Kinder (bluecoat hospital) führt seinen Nahmen von der blauen Jacke, welche die vorschriftmäßige Kleidung der Zöglinge dieser Schule ist. Schon 1799, zur Zeit des ersten Aufblühens von Liverpool, ward durch Unterzeichnung einer Erziehungs-

anstalt für vierzig Knaben und zehn Töchter gegründet, von der sie Kleidung, nicht aber Wohnung und Nahrung erhielten. Bereits im Jahre 1714 hatte diese Stiftung solchen Zuwachs erhalten, daß die Zöglinge nun vollständig in der Anstalt unterhalten wurden; sie begreift jetzt 270 Knaben und 50 Mädchen. Beyden Geschlechtern wird darin nach Bell's Methode, im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht ertheilt. Die Knaben, welche sich der Marine widmen wollen, erhalten auch in Schiffahrtskenntnissen Unterricht. Die Mädchen lernen Stricken, Spinnen und was zur Führung einer Haushaltung ihnen zu wissen nöthig ist. Diese Kinder werden im achten Jahr aufgenommen und im vierzehnten Jahre entlassen, um nach eigener Wahl ein Handwerk zu erlernen.

In Liverpool, wie in allen andern Städten Englands und Schottlands, bestehen Sonntagsschulen (sunday schools), die diesen Nahmen führen, weil nur am Sonntag darin Unterricht ertheilt wird. Diesen erhalten junge Lehrknaben, welche die Woche hindurch mit Handarbeiten beschäftigt sind, unentgeldlich.

In vielen Städten Großbritanniens sind seit einigen Jahren literarische Vereine gebildet worden, für Stiftung von Bibliotheken, die ausschließlich den Subscribenten angehören und womit Lese-Cabinette in Verbindung stehen, in denen die besten politischen und literarischen Zeitschriften Englands und des Auslands gehalten werden. Zum bessern Verständniß der Zeitschriften und zu Verbreitung richtiger Ansichten über die großen Handelsverhältnisse sind eine Menge über Holzcylindern aufgerollte Landkarten an den Wänden befestigt. Durch's Ziehen von Schnüren werden sie mit Leichtigkeit aufgerollt, und wenn die Schnüre nicht mehr angezogen werden, rollt sich die Karte mittels einer Feder von selbst wieder über ihren Cylinderstab.

Oft habe ich beym Eintritt in diese großen Lesesäle, die den Nahmen newsrooms führen, vierzig bis funfzig Personen um die mit Zeitschriften beladenen Tische sitzend angetroffen. Eine von stets Ein- und Austretenden herrührende Bewegung war unvermeidlich, aber dennoch ward kein störendes Geräusch in der zahlreichen Versammlung vernommen; zuweilen nur hatte ein leises Zwiegespräch zwischen Nachbarn Statt, meist aber herrschte vollkommenes Stillschweigen. Diese Sammlung, wobey der Mensch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt ist, gewöhnt ihn an festgehaltene Aufmerksamkeit und verschafft eine Reife des Urtheils, welche höchst selten nur verträglich ist mit dem flüchtigen Wesen jener unbesonnenen Geschöpfe, die allzeit mit Andern schwatzen müssen, weil sie mit sich selbst zu reden oder vielmehr zu denken unvermögend sind.

Liverpool besitzt drey große Anstalten dieser Art, das Athenäum, das Lyzäum und das Unionszimmer. Das für seine Bestimmung eigens erbaute Athenäum hat hunderttausend Franken gekostet. Es ist Eigenthum von fünfhundert Subscribenten, die jährlich zwey Guineen zahlen, was einen Ertrag von ungefähr 27,500 Fr. liefert, welche theils zum Unterhalt des Gebäudes, für Beleuchtung und Wärmung, für Angestellte und Bedienung und theils für Bücherankauf verwandt werden. Seit vierzehn Jahren sind achttausend Bände gesammelt und der Aufsicht eines bezahlten Bibliothekars anvertraut worden. Das Lesezimmer für Tagblätter und Zeitschriften hat eine Flächenausdehnung von nicht weniger als 186 Geviertmeter. Das Lyzäum ist durch einen gedoppelten Verein gebildet; beyde tragen vereint die Unterhaltskosten des Gebäudes, dem einen aber gehört die Bibliothek von mehr denn zehntausend Bänden an, während das Lese-Cabinett für Zeitschriften ein Eigenthum des andern ist. Im Jahre 1807 zählte die Bibliothek 893 Subscribenten, das Lese-Cabinett der Zeitungen hingegen 800. Dies Verhältniß scheint mir beachtenswerth für ein Land, in welchem die Zeitungssucht noch allgemeiner als in Frankreich herrschend ist. Das Unionsgebäude enthält gleichfalls ein Cabinett für Zeitungen und eine jedoch ärmliche und wenig benutzte Bibliothek. Dies Haus ward im Jahre 1800 erbaut.

Neben den vorgedachten drey Anstalten gibt es noch viele andere Versammlungsplätze für Geschäftsleute, worin Zeitschriften gelesen werden: 1. Die Handelskammer. 2. Die Kammer der Auserwählten (Ecclectic Room). 3. Der Zeitungssaal, einer der größten und schönsten in England; auf 30 Meter Länge ist er 15 Meter breit und sein Gewölbe wird von 6,4 Meter hohen Säulen getragen. Dieser Saal befindet sich im Erdgeschoß der Borse; unmittelbar über demselben ist die Assekuranzkammer, welche nach dem Vorbilde der berühmten Lloyds-Assekuranzkammer zu London errichtet ist.

Miscellen.

Im Jahre 1766 fuhren siebenundzwanzig Kutschen täglich von Paris in die verschiedenen Provinzen ab; sie enthielten ungefähr 270 Reisende.

Gegenwärtig nehmen beynahe dreyhundert Wagen täglich ihre Richtung von der Hauptstadt in die Provinzen. Diese Wagen können mehr als 3000 Reisende befördern.

Der Betrag des letzten Pachts der Messagerien, vor 1792, betrug 600,000 Franken.

Der jährliche Ertrag der Taxe auf die öffentlichen Wagen beträgt gegenwärtig vier Millionen Franken.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bezahlte ein Reisender 50 Franken für die Reise mit der Kutsche von Paris nach Lyon. An letzterm Orte kam er den zehnten Tag an.

Gegenwärtig kommt er, um den Mittelpreis von 72 Franken, in weniger als drey Tagen daselbst an.

Der Wagen nach Rouen brauchte sonst drey Tage dahin; man zahlte 15 Franken für den Platz.

Man bezahlt noch jetzt 15 Franken; ist aber nur zwölf bis dreyzehn Stunden unter Wegs.

Im Jahre 1766 fand man in Paris nur vierzehn Anstalten zu Reisewagen, jetzt gibt es vierundsechzig.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 13. April 1825.

(44)

Böhmische Literatur.

In Prag trat so eben folgende Schrift in den Buchhandel ein: Grundlagen der Physik und angewandten Mathematik: nach den bewährtesten Schriftstellern dieser Fächer, (und zugleich in der böhmischen Sprache) verfaßt und herausgegeben von Hrn. Adalbert Sedlaczek (Chorherrn des Prämonstratenser-Stiftes Tepl. Doct. der Philosophie, Professor der Mathematik, lateinischen Psilologie, und böhmischen Sprache am pilsner philosophischen Lehrinstitute wirkenden und sammlenden Mitgliede der Gesellschaft des vaterl. Museums in Böhmen;) 1. Theil 1825 gedr. in der erzbischöfl. Buchdruckerey; 250 S. in 8 mit 4 Kupfertafeln. — Rastlose Thätigkeit, gründliche Gelehrsamkeit und das Bestreben, durch dieselbe der Mitwelt mannigfaltig zu nützen, machten es, daß der Herr Verfasser schon lange in die Classe der vorzüglichsten gegenwärtigen Literatoren Böhmens gehört. Während eine bedeutende Cohorte von Zöglingen, einen wichtigen Theil der Bildung, das Museum zahlreiche Geld- und Materialbeyträge jeder Art, ihm verdankt; trat er schon vor einigen Jahren, durch mehrere, größtentheils in der böhmischen Sprache verfaßten Aufsätze, mit vieler Auszeichnung, auch in die Reihenfolge der vaterländischen Schriftsteller ein. Nahmentlich geschah dieß letztere, durch eine große Zahl von böhmischen Gelegenheitsgedichten, die theils einzeln, theils in verschiedenen Zeitschriften erschienen; — durch seine pilsner Denkwürdigkeiten, (1821) — durch seine Vernunftmäßigkeit der katholischen Religion nach Darup, (1822) — durch sein bömisches Reimlexikon Puchmayers, (1823) — und durch seine (gleichfalls böhmischen) Grundlagen der Geometrie. (1822) — Letztere Schrift (S. Exc. dem Herrn Oberstburggrafen P. T. gewidmet) ist 28 Bogen stark, und mit 7 Kupfertafeln versehen, worin über 350 Figuren enthalten sind. Wo es thunlich gewesen, wurden den Lehrsätzen der reinen Geometerie, auch die practischen Anwendungen beygefügt, um den Leser auf den Werth dieser Wissenschaft recht aufmerksam; sie selbst recht anwendbar zu machen; und so das Angenehme mit dem Nützlichen zu vermählen. Auf gleiche Weise wurden — wo es zum deutlichen Verstehen der geometrischen Sätze nothwendig schien, — auch die erforderlichen Lehrsätze der Arithmetik und Algebra beygesetzt. Insbesondere aber zeichnet die Schrift dadurch sich aus, daß alle darin vorkommenden technischen Ausdrücke, in der böhmischen Sprache angegeben werden; entweder als bereits bekannte und übliche Benennungen, oder abgeleitet aus Wurzelwörtern, oder aus anderen slavischen Dialecten entlehnt. So läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß sie auch von solchen Böhmen, die ohne einer anderwärtigen Vorbereitung der Geometrie sich widmen, gelesen und verstanden; wie auch von Lehrern in Trivialschulen, von der deutschen Sprache noch nicht mächtigen Zöglingen der Forstkunde, Neulingen der Artillerie, u. s. w. (die aus ganz böhmischen Gegenden gebürtig, viele Monde mit Erlernung der deutschen Sprache zubringen müssen, ehe sie zum Studium der Mathematik sich eignen;) mit vielem Nutzen gebraucht werden kann. —

Als eine Fortsetzung dieser Schrift, will der Herr Verfasser obige Grundlagen der Physik und angewandten Mathematik angesehen wissen, welche das Beste und Neueste aus den ältern und gleichzeitigen bewährtesten Schriftstellern dieser beyden Fächer, Wolf, Döttler, Pope, Mayer, Funke, Gilbert, Gren, Schulz, u. s. w. enthaltend, aus 4 Banden bestehen sollen, wovon der 2. sich bereits unter der Presse befindet. Den vorliegenden ersten, hat er seinen Vorstehern und Collegen am pilsner philosophischen Lehrinstitute

gewidmet. Die Vorrede enthält — nebst mehreren beachtungswerthen Worten über die Beschleunigung der Ausgabe — auch einen patriotischen classischen Brief seines (persönlich unbekannten) Freundes, des H. Paul. Schaffarik, Directors der höheren serbischen Schulen an der türkischen Gränze zu Neusatz bey Temeswar. Den Beschluß macht ein, — in solchen Werken fast unentbehrliches — Verzeichniß der darin enthaltenen neueren und weniger bekannten Benennungen, von denen man die Mehrzahl für gelungen ansehen kann. Denn auch hier ließ der Herr Verfasser sich es ganz vorzüglich angelegen seyn, alle technischen Nahmen, (wie es in seiner Geometrie geschah) rein und richtig in der böhmischen Sprache zu liefern; welcher Umstand seinem in jener Mundart und in jenen Fächern ersten Werke, eine in ähnlichen Producten seltene Faßlichkeit, Deutlichkeit und Würde verschafft. Mit seinem Danke nennt er auch jene Gelehrten, die in der Bildung solcher Worte gefällig ihn unterstützten: nähmlich den leitmeritzer Gymnasiallehrer Hrn. Kaube (gest. 1823) — den Canonicus und Rector Herr Teichel zu Königinngrätz, — dann die H. H. Doctoren und Professoren Preßl und Jungmann in Prag. — Papier, Druck und Correctheit sind lobenswerth. — Überflüßig wäre hier eine Zergliederung des Inhaltes dieser Schrift, da sie jedem, der sich mit demselben näher bekannt machen will, ohnedieß zu Gebothe steht. Nur glaubte man, es nicht unterlassen zu sollen, dem würdigen Herrn Verfasser, Gesundheit und Zeit zu ihrer Fortsetzung anzuwünschen, und ihn zu versichern, daß nebst dem beseligenden Bewußtseyn des vollbrachten Guten, und der Achtung aller Theilnehmer daran; von der Mit- und Nachwelt in jeder Hinsicht auch eine dankerfüllte Würdigung seiner dießfälligen Verdienste um das Vaterland, um die Sprache desselben, um die betreffenden Wissenschaften, und um jene, welche nur in dieser Sprache sich ihnen widmen können, zu gewärtigen sey. —

Bibliographisch-kritische Uebersicht der in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke.

(Fortsetzung).

Gleichzeitig mit Lewenklau lebte Philipp Lonicerus, dessen über die türkische Geschichte gesammelten und geschriebenen Werke einen dicken Folioband ausmachen, wie die Lewenklau's, nur mit dem Unterschiede, daß Lonicerus nicht aus orientalischen Quellen schöpfte wie Lewenklau, sondern den Stoff seiner Geschichte bloß aus europäischen Zeitgenossen zusammentrug:

288) Chronicorum Turcicorum in quibus Turcorum Origo, Principes, Imperatores, bella, praelia, caedes, victoriae, reique militaris ratio, et caetera huc pertinentia continuo ordine, et perspicua brevitate exponuntur; Et Mahometicae religionis Instituta; Judiciorumque; processus, et Aulae constitutio; Procerum item ac populi mores, vitaeque, degendae ratio percensetur: Accessere narratio de Bajazethis filiorum seditionibus; Turcicarum item Rerum Epitome; quomodo nimirum captivi Christiani distrahantur, et ab Imperatore Turcico, caeterisque Turcis tractentur: Et Johannis Aventini Liber, in quo causae miseriarum, quibus Christiana Respub. premitur, indicantur, Turcicaeque saevitiae reprimendae ratio declaratur: Tomus I. omnia nunc primum bona fide collecta, sermoneque latino exposita, à Reverendo et doctissimo viro, D. Philippo Lonicero Theologo. Tom. II. Diversa de rebus Turcicis opuscula continet. Tom. III. Georgij Castrioti, Epirotarum Principis (qui propter egregiam belli virtutem Scanderbegus, hoc est, Alexander Magnus, cognominatus fuit) vitam, mores, res gestas, tum Scodrae quoq, urbis expugnationem habet; Autore Marino Barletio: Quae latius post primi Tomi praefationem descripta sunt. Omnia vivis insuper imaginibus illustrata, cum rerum et verborum Indice copioso. Francoforti 1573.

Eine vortreffliche Quelle, besonders über Alles was die Einrichtung der griechischen Kirche betrifft, ist Martin Crusius von Tübingen, welcher während seines Aufenthaltes zu Constantinopel die reichsten Materialien sammelte und im Jahre 1584 herausgab:

289) Turcograeciae libri octo a Martino Crusio, in Academia Tybingensi Graeco et Latino Professore, utraque lingua edita. Quibus Graecorum status sub Imperio Turcico, in Politia et Ecclesia, Oeconomia et Scholis, iam inde ab amissa Constantinopoli, ad haec usque tempora, luculenter describitur. Cum Indice copiosissimo. Basileae.

Ein Seitenstück zu diesem Folianten ist das Werk, welches David Chyträus vier Jahre früher über den Zustand der griechischen Kirche ebenfalls in Folio, wiewohl nur 49 Blätter stark, herausgab:

290) Chytraei Davidis Oratio, in qua de Statu Ecclesiarum hoc tempore in Graecia, Asia, Africa Ungaria etc. narrationes exponuntur, cum acces-

tione aliquot epistolarum in monte Sinai, Constantinopoli et alibi scriptarum. Rostochii 1580 *).

Die Unternehmung wider Tunis berichten die beyden folgenden Extrablätter:

291) Il vero ragguaglio della presa di Biserta con l'ultimo aviso del successo di Tunisi 1573. (nur zwey Blätter).

292) Raguaglio dell acquisto di Tunisi ed altre particolarita. Roma 1573. (zwey Blätter).

Über den wallachischen Feldzug bestehen folgende Schriften:

293) Beschreibung warhafftige des Krieges (v. J. 1574) welchen der Walachische Woiewod Juon mit den Türcken gefürht ꝛc. und schendlich verraten worden. Item: Vom tödlichen Abgang des Türckischen Kaisers Solimanni und von der grausamen Tyranney seines Sons Amurathes. Aus dem Polnischen 1576. 4.

294) Leonardi Gorecii descriptio belli quod Joannis Voivoda Valachus anno 1574 cum Selymo II. gessit; huic accessit. Jo Lascii historia de ingressu Polonorum in Valachiam cum Bogdano et cade Turcarum. Francofurti 1578. 8. dann auf deutsch:

Gorecii Leonardi und Lasciis Joannis walachischen Kriegs oder Geschichten warhaffte Beschreibung, so Juonia der Landvogt oder Waiwoden über die Walachey vom Türcken dahin gesetzt, unversehens i. J. 1574 wider den Türckischen Keyser Selym, damit er die Jochbaren Christen auß seiner Tyranney erlediget, von anfang glücklich gefühet, nachmahls aber durch sein vertraudten Mitgesellen Jeremiam Czarnavieczky schandtlich verrathen und von den Türcken jämmerlich getödtet. Deßgleichen von der Polen Zug in die Walachey, aus Lascio in das Teutsch gebracht durch Nicolaum Höniger. Basel 1578. 4.

Den ungarischen Krieg betreffen:

295) Bericht kurzer, was massen die festung Jula in des Erbfeindes gewalt kommen ꝛc. 1576. 4.

296) Geschichte warhafftige, und Sieg der freidenreichen Türckischen Niederlag, so durch den edlen Herrn Hansen Ferenberger S. M. Oberster Leiden Ampt d. 1. Tag Octob. biß 1578 Jars under Dreschnick in Grabaten löblich und Ritterlich beschehen. 4.

Unter diesen Spezialgeschichten und noch vor Lewenklau erschien die folgende allgemeine kurze Übersicht:

297) Werner Andreas. — Summarischer Bericht von itzigen Türckischen Imperio, welches entstanden ist Anno Christi 1300 ꝛc. Neben angehefftem kurzen Bericht von der deutschen Argonauten und der Tartarn Domination über die Türken im heiligen Lande, auch eigentliche Erinnerung der fürnemesten Türckischen Geschichte von Ottomano ꝛc. biß uff unsere Zeit nemlich 1579. Magdeburg durch Wolffg. Kirchner 1579. 4.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Bey Meusel (Bibliot. hist. vol. III. b. I. S. 381) wo die übrigen Schriftsteller neugriechischer Kirchengeschichte angegeben werden, fehlt Chyträus. Die andern sind: 1) Christophorus Angelus 2) Isac Habertus 3) Jacobus Coar 4) Leo Alatius, 5) Thomas Smith; 6) Paulus Rycaut, 7) Philippus Cyprius, 8) de la Croix 9) Michael Heineccius, 10) Jacob Elsner 11) Michael le Quien, 12) Flaminius Cornelius, auch fehlen noch 13) Hottingeri Archaeologia Orientalis. Heidelberg 1662 und 14) Galani Historia Armena originem Christiana Religionis in Armenia Armenorumque fidem doctrinam etc. complexens. Leipzig 1701.

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung.)

Der Columbier, welcher die heißen Länder bewohnt, ist hager, in der Regel klein von Statur, selten gut gewachsen, und seine Gesichtsfarbe fällt stark ins Gelbe. Der Zustand von Gebrechlichkeit, in welchem er dahin schmachtet, hat seinen Grund in der Verschlechterung der weißen Menschenracen unter den Wendekreisen, welche in eben dem Verhältnisse zunimmt, als das schwarze Blut, womit das europäische daselbst gewöhnlich vermischt ist, sich verändert und verschwindet. Weiter hinauf gegen die kältern Regionen fällt die Farbe der Weißen weniger ins Gelbe, bleibt aber bloß bis in die Höhe von 600 Toisen. In der Höhe von 1000 Toisen wird sie lebhafter und vollends gewinnt sie einen lieblichen Glanz in der Höhe von Santa-Fe de Bogata. Hier sind die Männer, zumahl in der Jugend, meistentheils recht schön, und trotz ihrer Schwächlichkeit und der zahllosen Gebrechen, an denen sie in reifern Jahren zu leiden haben, macht ihr hoher und feiner Wuchs, daß diese frühzeitige Abgelebtheit unbemerkt bleibt. Der Columbier hat wenig Lebhaftigkeit in seinen Gesichtszügen, sein ganzes Aussehen ist finster, traurig und ausdrucklos. Der vorherrschende Zug in seinem Gesichte ist Indolenz, und seine langsamen Bewegungen beweisen sattsam, daß er diese Eigenschaft wirklich besitzt; in der That thut es ihm an Trägheit vielleicht niemand zuvor, als etwa sein Sclave. Die Geduld ist demnach für den Fremden etwas Unentbehrliches. Je mehr er die Handlung der Person, mit welcher er ein Geschäft angebahnt hat, würde zu beschleunigen suchen, desto langsamer müßte er zum Ziele gelangen. Einen Columbier pressiren, heißt einen Schlafenden zur Unzeit aufwecken. Man handelt in diesem Lande lediglich nach Eingebung der Laune; diese zu regeln ist unmöglich, und wer es versucht, thut solches zu seinem eigenen, bedeutenden Schaden. Der Geist des Columbiers ist an sich wohl nicht minder lebhaft, als der des Europäers, aber unter der Herrschaft eines argwöhnischen Volkes erzogen, hat er die Gewohnheit angenommen, unter seiner Impassibilität den Ärger und Widerwillen, den er verspürt, zu verbergen. Es findet übrigens in dieser Hinsicht zwischen dem Bewoh-

ner des Flachlandes und demjenigen der Gebirge ein nicht unbedeutender Unterschied Statt. Der Einwohner von Caraccas scheint jetzt noch Lebhaftigkeit und sogar Eigendünkel zu besitzen, wenn man ihn mit demjenigen von Santa-Fe de Bogota vergleicht, der vielmehr mit einer Grundlage von Gutmüthigkeit und gesundem Verstande ausgestattet zu seyn scheint. Von dem Stolze, der einen Hauptzug des columbischen National-Charaktes ausmacht, rührt die Antipathie her, die vielen Leuten gegen die Ausländer inwohnt, und die sie mit den zärtlichsten Betheuerungen zu maskiren suchen; in der Eifersucht aber und dem Neide, welchen der glänzende Erfolg der Thätigkeit der Europäer den Columbiern einflößt, mag der Grund des Hasses dieser letztern gegen jene enthalten seyn: denn ihr einziger fortwährender Gedanke ist der Eigennutz. Nicht zwar jenes Thätige des Nordamerikaners, das seinen Kunstfleiß keimen macht, und seine Fortschritte entwickeln hilft, sondern das niedrige, selbstsüchtige Interesse des Geitzigen, ein Bedürfniß zusammenzuhäufen und zu wuchern, nicht aber zu haben; und zu genießen und wieder aufgehen zu lassen. Wenn sie in Handlungsangelegenheiten, in welcher Rücksicht sie sich übrigens auf einen kleinlichen Krämergeist beschränken, unter der Außenseite einer uninteressirten Kaltblütigkeit, die möglichste Anstrengung eines tiefrechnenden Eigennutzes zu verbergen suchen, so begnügen sie sich hinwieder, wenn es sich um öffentliche Angelegenheiten handelt, mit einem Lächeln und mit Betheuerungen, deren Falschheit sich leichter, als sie glauben, durchschauen läßt. Ihre politischen Ansichten eröffnen sie ganz unbedenklich, aber die Maaßregeln, die sie ergreifen wollen, lernt man nicht eher kennen, als bis sie zum Ausbruche kommen, und ja die verderblichsten wissen sie am geheimsten zu halten. Wenn man von dem Columbier etwas verlangt, so sagt er allezeit, ja! und nicht leicht wird er jemand eine Gefälligkeit abschlagen: aber er vergißt seine Züge auch eben so schnell wieder, als er sie gegeben hat. Er ist immer bereit zu dienen (far diligentia) und rührt sich nicht; er erbiethet sich aber gleichwohl von freyen Stücken, sich für jemand zu verwenden und stellt alles zu seiner Verfügung (a su disposition). Erkundigt man sich nach seiner Gesundheit, so ist er stets bereit aufzuwarten (para servir à usted) aber man täuscht sich, wenn man ihm glaubt, und sieht sich nicht selten betrogen, wenn man zutrauensvoll auf seine Dienstfertigkeit rechnet. Was man ihm auch sagen möchte, er wird seine Gesichtszüge niemahls verändern. Wer ihn sprechen hört, muß ihm eine übertriebene Bescheidenheit zutrauen; denn er stellt, rücksichtlich auf Talente und Kenntnisse, den Amerikaner weit niedriger, als den Europäer; aber auch diese Versicherungen sind keineswegs ehrlich gemeint und nichts schmeichelt ihm mehr, als wenn man ihm sagt; in seinem Lande mache man alles eben so gut als in Europa. Leidenschaftlich liebt er die Prozesse, verabscheut aber dagegen alles was Zank heißt. Wenn die Frau in den warmen Gegenden des Landes es zugibt, daß der Mann mit einer Cigarre im Munde sich in seiner Hängematte wiege, so vermag nichts den Frieden des Hauswesens zu stören, und auch in den Gebirgsgegenden bleibt durch Gleichgültigkeit und gegenseitige Nachsicht die Ruhe der Ehegatten gesichert. Mit Ausnahme der Liebe zum Spiel und dieser oder jener lächerlichen Unternehmung, die bis zur Raserey betrieben wird, scheinen die Columbier ein geregeltes und vernünftiges Leben zu führen. Das Gold betrachten sie nicht mehr anders, denn als ein gemeines Metall; desto eifriger geht ihr Dichten auf Entdeckung von Diamantgruben. Den meisten von ihnen fehlt es an Kenntnissen und angenehmen Talenten; doch ist hier und da einer der französischen Sprache mächtig; auch lieben sie die französische Literatur vorzugsweise vor denjenigen anderer Nationen; vornehmlich sind die Priester für die geistlichen Schriftsteller der Franzosen enthusiastisch eingenommen. *)

(Die Fortsetzung folgt).

---

*) Indeß hat doch Neu-Granada mehr als einem Mann von ausgezeichneten Talenten das Daseyn gegeben. Vor allen verdienen genannt zu werden: der Mahler Vasques und die drey Botaniker, Mutis, Caldas und Zea. Die columbischen Gemählde sind meist von fehlerhafter Zeichnung, die Figuren ausdruckslos, keine Idee von Perspektive, keine Spur von Phantasie. Was die Poesie und Beredsamkeit betrifft, so läßt sich zwar nicht behaupten, daß die Amerikaner es hierin den Spaniern zuvorthun, doch fehlt es jenen wenigstens nicht an würde- und salbungsvollen geistlichen Rednern, und überhaupt ist die höhere Volksclasse in Amerika in literarischer Hinsicht weniger stehen geblieben, als rücksichtlich auf Wissenschaften und Künste. Übrigens ist der vorzüglichste Dichter der Republik Columbia ein spanischer Priester. Es versteht sich von selbst, daß wenn von ausgezeichneten Männern die Rede ist, hierunter bloß die ansehnlichsten Einwohner von Caracas, Bogata, Quito und Guayaquil zu verstehen seyen; denn auf der Landschaft spricht man nichts, als ein sehr verdorbenes Spanisch, welches die indischen Völkerschaften, deren jede ihre besondere Mundart hat, nicht einmahl verstehen.

Die Redner der Kammern haben in ihren Vorträgen nichts Erhabenes, nichts von jenem Ergreifenden, wodurch ganze Versammlungen in ihren Entschlüssen bestimmt werden. An Gelegenheiten, große Eindrücke hervorzubringen, würde es zwar um so weniger fehlen, da die Kammer schon jetzt in Thal und Berg (valle e montana) getheilt ist: allein die Parlaments-Sprache ist noch nicht ausgebildet, sobald man etwas lebhafter wird, geräth man zugleich auch in Zorn. Ich selbst — sagt Herr Mollien — habe solche columbische Repräsentanten vor Wuth weinen gesehen. Inzwischen gibt es mehr als einen unter ihnen, der mit Leichtigkeit aus dem Stegreife zu sprechen weiß. Der Vizepräsident der Repräsentanten-Kammer, ein Priester von der Oppositions-Parthey, hat in der Discussion über das Patronats-Recht, worauf die Regierung Ansprüche gemacht, dann aber aus Furcht, die Geistlichkeit gegen sich aufzubringen, wieder verzichtet hatte, eigentliche Beredsamkeit an Tag gelegt.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 15. April 1825.

Der Tod K. Ferdinand des III.

Die Frühlingsnacht durchheult den Sturm,
Die Glocke tönet dumpf vom Thurm.

Im alterthümlichen hohen Saal,
Erhellt vom spärlichen Lampenstrahl,
Liegt der Kaiser, und denket das Leben fein,
Und all' das Treiben däucht ihm so klein.
Dahin ist die freudige Heldenkraft,
Die bey Nördling so stark sich emporgerafft,
Getrübet der Sinn, und bedränget das Herz
Durch der Krankheit langsam nagenden Schmerz.
Viel Bilder wechseln vor seinem Blick,
Von blutigen Tagen und Friedensglück. —
Und der Kaiser schaut auf den Prinzen *) hin,
Der neben ihm schläft in der Wiege drin,
Und spricht: „Ein glückliches Loos sey dein,
Entfernt von der Herrschaft betrieglichem Schein.
Mein Leupold stehe, als fester Hort
Im Osten hier, und im Westen dort,
Und drücket ihn auch der goldene Kranz,
So möge er mehren der Habsburg Glanz.
Doch du mein lieblicher Ferdinand,
Nach mir, und dem hohen Vater genannt,
Du wachse hoch unter seiner Huth,
Und koste des Lebens Fülle und Gut — —
Und kömmt des Scheidens Augenblick
Dann schaue froh auf das Leben zurück,
Auch ohne Siege und blutige Schlacht
Ist Schlummer süß in der Grabesnacht.

Da heult es stärker und Feuer ruft
Des Wächters Stimme hinaus in die Luft. —
Die Kaiserinn **) stürzet in das Gemach
Viel Herren und Frauen folgen ihr nach,
„„O schnelle rettet euch hinaus,
„„Hört ihr des Sturmes Pfeifen und Braus,
„„Zum Tage erhellt ist die dunkle Nacht,
„„Die Flamme greift um mit riesiger Macht
„„O folget uns hoher Herr und Gemahl,
„„Eh die Gluthen sich wälzen herauf zum Saal!"" —

Der Kaiser rafft sich vom Lager auf,
Und spricht mit matter Stimme hierauf:
„Mir ist nicht furchtbar des Todes Bild,
Nicht im Gemach, nicht im Schlachtgefild;
Doch jenes sorglos schlummernde Kind,
Entrafft dem schmerzlichen Tode geschwind,
Und ist's nicht in Sicherheit gebracht,
Sey nimmer auf meine Rettung gedacht."

Es brauset näher, des Sturmes Wuth,
Drängt bis zum Saal die verzehrende Gluth.
Da kömmt herbey in keuchender Hast,
Ein Leibtrabant auf Rettung gefaßt,
Und als er höret des Kaisers Wort,
Faßt er die Wiege und trägt sie fort,
Und wie er eilt mit dem theurem Gewicht,
Sieht er des Saales Thüre nicht,
An der geglätteten Marmorwand
Hat er die Wiege in Trümmer gerannt,
Er nimmt den Prinzen und hebt ihn empor
Und rettet ihn glücklich durchs Flammenthor.

Da bleicht sich allmählig der röthliche Schein,
Und Wasserfluthen strömen herein, — —
Es weicht die drohende Todesgefahr,
Der Kaiser eilet zum Burgaltar,
Und ihn umgibt der Getreuen Drang
Laut jauchzend, daß die Rettung gelang.

Doch ehe zwey kurze Stunden vergehn
Erschallet die Burg von Jammer und Wehn:
Denn zwischen Freuden, und Thränensaat
Da ist oft nur ein winziger Pfad;
Entseelt auf goldumzognen Pfühl

*) Des Kaisers letztgebornen Sohn, Ferdinand, geb. den 11. Feb. 1657. gest. 16. Juny 1658.

**) Eleonore von Mantua, Ferdinand des III. dritte Gemahlinn.

Liegt der Kaiser entrückt dem Weltgewühl.
Da eilt des Volks unermeßliche Schaar,
Ein Schmerz wird auf allen Gesichtern klar,
Die Glaub- und Parteyenhaß entzweyt
Verbindet das gleiche, unsägliche Leid.
Und als die Todesglocke ruft
Die fürstliche Hülle zur Ahnengruft,
Da in der Mönche Sühnungsgebeth,
Ein Laut zu dem Herrn der Heerschaar fleht:
Den dem blutenden Reiche den Frieden *) gab,
Er ruhe friedlich im kühlen Grab.

Michael Franz v. Canaval.

Stellung der Mannschaft von der kön. fr. Stadt Preßburg im Jahre 1593 zum Feldzuge gegen die Türken.

Der türkische Kaiser Murath erzürnt über die große Niederlage der Türken bey Sisseck in Kroatien, wobey am 12. Juny 1593 der Bassa von Bosnien, dann Mehmed Schwestersohn des Sultans, über 40 Begen, und andere vornehme Kriegs-Hauptleute, und bey 12,000 Mann umkamen, ließ den 27. August zu Constantinopel und Ofen den Krieg wider den Kaiser und König Rudolph II. öffentlich ausrufen, und ernannte den alten Großvezier Sinan zum Obersten über das ganze Kriegsheer. Dieser mit 40000 Mann streitbaren und erfahrenen Kriegsvolks, worunter 15,000 Janitscharen waren, ausgerüstet, führte den mächtigen Heerzug von Constantinopel nach Ungarn, und kam gegen 12. September zu Ofen an. Als Kaiser Rudolph von diesen Bewegungen der Türken Nachricht erhielt, ließ er Truppen zusammenziehen, und mahnte sowohl Fürsten und Stände des deutschen Reichs durch Gesandte, wie auch alle seine Landschaften, ungarische Gespannschaften, und kön. freye Städte mittelst seines Bruders des Erzherzogs Mathias als seines Stellvertreters in Ungarn, die Hülfe bald möglichst zu schicken. Er gab seinen Feldherrn: Ferdinand Grafen von Hardeck, Niklas Palfy, Gr. Georg Zriny und Gr. Franz Nadasdy, den bestimmten Befehl, die Feinde, nachdem sie den Waffenstillstand zuerst gebrochen hatten, anzugreifen. Es wurden Truppen zusammengezogen, der Adel zum Insurgiren aufgefordert und demselben der Sammelplatz angewiesen. Mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit sammelte sich den 13. October in dem im Neutraer Comitat liegenden Marktflecken Morschonok die ungarische Insurrection vom Neutraer- und Preßburger-Comitat, welche aus 2000 bestens bewaffneten Reitern, und 10,000 Fußvolk bestand, aus dem Trentschiner Comitate aber stießen dazu 2000 Mann. Wenn man auch die aus andern Gegenden angekommenen Truppen dazu zählt, so ergibt sich die Zahl der Freywilligen 30,000 zu Fuß und eine zahlreiche Reiterey der Adelichen. Mit diesem Heer kam Niklas Palfy den 20. October in Comorn an und vereinigte sich da mit der deutschen Armee. Von hieraus rückte die ganze Kriegsmacht unter Anführung des Grafen Ferdinand von Hardeck als obersten Commandirenden, welchem die ungarischen Helden Palfy, Zriny, Nadasdy und Peter Huszar, Oberster zu Papa untergeordnet wurden, den 28. October vor Stuhlweißenburg, belagerte diese Stadt, und schlug den 3. Nov. das türkische Heer, welches Sinan Bassa von Ofen in schneller Eile zum Entsatz gegen Stuhlweissenburg brachte, aufs Haupt.

Zu bekannt ist die große Niederlage der Türken, als daß ich sie hier umständlich beschreiben soll. Der Augenzeuge Istoanfi, Ortelius redio et cont. Cretzwitz, u. a. m. haben sie ausführlich dargestellt. Unbekannt jedoch war bisher die Zahl der durch die kön. Freystadt Preßburg gestellten Kriegsmänner, welche bey Stuhlweissenburg der siegreichen Schlacht beygewohnt haben. Dieß erfuhr ich aus einer gleichzeitigen glaubwürdigen Urkunde, allwo es wörtlich heißt:

Anno 1593 den 9. October sind auf Befehl des Preßburger Stadt-Raths und Gemeinde zum Aufgeboth der löbl. Preßburger Gespannschaft in der Türken-Noth, für Gemeine Stadt Preßburg folgende Soldaten aufgenommen gestellt und nach Stuhlweissenburg expedirt worden:

1. Capitaneus Martinus Wachshändel.

1 Fähndrich Nicodemus Painkhofer	hat monathlich	9. fl. Rh.
1 Führer Hans Guttenauer		9
1 Führer Jacob Alexin		6
1 Wachtmeister		6
4 Männer mit Schlachtschwertern,		6
1 Trommelschläger		8
1 Pfeiffer		5
217 Knechte, wovon jeder		5
228 zusammen.		

Die Aufstellung dieser Mannschaft kostete bar 3015 fl. Rh. nebst dem gab die Stadt auf Pferde und Fuhren, so von Preßburg nach Stuhlweissenburg geschickt wurden, 50 fl. Rh. aus. —

Während der Schlacht fochten die Insurrections-Truppen der dießseits der Donau liegenden Gespannschaften und kön. Freystädte, mithin auch das von der Stadt Preßburg

*) Durch den westphälischen Frieden (geschl. zu Osnabrück am 24. Oct. 1648) erreichte der furchtbare dreyßigjährige Krieg das langersehnte Ende.

gestellte Corps in dem mittern Treffen der kaiserl. Armee, unter dem Feldherrn Zriny und Nadasdy, gegen Hassan Bassa von Ofen, und die türkische Reiterey.

Georg von Gyurikovits.

Bruchstücke aus einer Correspondenz über den Hesperus vom Jahre 1817.

(Das Original ist für das vaterländische Museum in Böhmen bestimmt.)

Wellingtons Würden und Decorationen. S. 53.

Sein Herzogthum in Frankreich heißt Brunoy nicht Bromoy. Das Schloß Brunoy, liegt vierthalb Stunden südöstlich von Paris, an dem Flüßchen Yeres, zwischen den Straßen von Provins und Melun. Um die Mitte des vorigen Jahrhundertes, gehörte es sammt dem nahen, nicht minder prächtigen Grosbois, dem reichen Banquier Paris de Montmartel, dessen Sohn vorzüglich in Brunoy jene Thorheiten beging, durch welche das ererbte unermeßliche Vermögen, in wenigen Jahren entschwand. So ließ er z. B. bey des Vaters Tode, die Bäume des Parks, mit schwarzen Crepeflor bekleiden; die Schloßgräben mit Dinte füllen. Wie König Johann der V. von Portugall, oder wie der im Jahre 1440 zu Nantes als Teufelsbanner verbrannte Marschall von Retz, fand der Marquis Brunoy sein Vergnügen im höchsten Glanze kirchlicher Zeremonien. Daher seine Capelle ganz unglaubliche Summen verschlang. Noch wissen die Einwohner von Brunoy, von den prachtvollen Prozessionen zu erzählen, welche er verordnete, von den unübersehbaren Reihen von Priestern, welche er dazu versammelte, vom Reichthume und von der Eleganz der heiligen Gefäße, welche dabey zur Schau getragen und selbst von den verwöhnten Parisern bewundert wurden. Daher es auch eine Zeit lang zum guten Tone gehörte, an hohen Festtagen nach Brunoy zu pilgern. In dieser Verschwendung fand indessen die Familie des Marquis Veranlassung, ihn des Wahnsinns zu bezüchtigen und auf seine gerichtliche Interdiction anzutragen; welche auch ausgesprochen wurde, obgleich des Beklagten Vertheidiger Alles anwendete, was Kunst und Genie ihm eingeben konnten. Brunoy und Grosbois, (das bekannte Unglücksgut, die französische Bothwell, welches in unseren Tagen nacheinander von Barras, Moreau und Berthier besessen worden), wurden hierauf von Ludwig dem XVIII., damahls noch Grafen von Provence, erkauft; ein Umstand, der den Werth des Geschenkes in den Augen des Herzogs von Wellington, unendlich erhöhen mußte.

Reise durch die Thalwege des Tayaflußes. S. 41.

Das ursprünglich im obern Elsaß einheimische, seit 1712 reichsgräfliche Haus Ostein, ist gänzlich erloschen. Mehrere merkwürdige Männer waren aus seinem Schooße hervorgegangen, wie Johann Heinrich, Bischof zu Basel von 1629 bis 1646. — Franz Gottfried Carl Johann Friedrich, Kurfürst zu Mainz von 1743 bis 1763, der seinem Neffen baare vier Millionen Gulden hinterlassen haben soll; — Johann Franz Heinrich, des vorigen Bruder, kaiserlicher Gesandter an den Petersburger und Londoner Höfen, auch Reichshofrathspräsident. Er hat durch seine Heirath mit Maria Caroline Gräfinn von Berlepsch, einen nahmhaften Theil der Reichthümer, welche die aus dem spanischen Successionsstreite bekannte Gräfinn Berlepsch in Madrid auf eine dem österreichischen Interesse so nachtheilige Weise gesammelt, an sein Haus gebracht, nahmentlich die reichsunmittelbare Herrschaft Mylendonk unweit Neuß im Cöllnischen, für welche, nachdem sie mit dem linken Rheinufer verloren gegangen, die Karthause Buxheim in Schwaben unweit der Iller, als Entschädigung gegeben wurde. (Die Gräfinn Berlepsch hatte sie aus dem Conkurse eines Herzogs von Croy erkauft, desjenigen, welcher im J. 1690 Belgrad an die Türken verlor; im J. 1693 mit geringem Glücke in Ungarn commandirte; endlich als russischer Generalissimus im J. 1700 Narva belagerte und nachdem er das berüchtigte Treffen gegen Carl XII. verloren, als Gefangener nach Reval geführt wurde, und daselbst im J. 1702 starb. Die Leiche sollte nach den Niederlanden gebracht werden, als die nordischen Gläubiger in der Verzweiflung, auf anderen Wegen zu ihrer Zahlung zu gelangen, sie mit Arrest bestritten. Peter der Große fand sich nicht berufen, die sterbliche Hülle seines verunglückten Feldmarschalls auszulösen, und so blieb den Gläubigern zuletzt nichts als eine Mumie, die seit einem an dem sammtenen Todtenkleide begangenen Diebstahle, in der St. Nikolaikirche zu Reval, hinter einem eisernen Gitter aufgestellt ist). — Dazu wurde im J. 1710 Malleschau in Böhmen, um 400,000 und im J. 1728 Datschitz, um 430,000 fl. erkauft. Sein einziger Sohn, Johann Friedrich, geboren 1735 zu St. Petersburg starb im J. 1807 als der letzte Mann dieses Stammes und wurde vom Freyherrn von Dalberg und vom Grafen von Walbott-Baßenheim beerbt. Der erstere erhielt in der Theilung Datschitz und Malleschau; dem anderen blieb die Karthause Buxheim und der herrliche Ansitz zu Griesenheim im Rheingau mit dem berühmten Niederwalde. Das etwa 5000 Gulden ertragende Lehen Bernterode auf

dem Eichsfelde, wurde von dem Könige von Westphalen eingezogen und sammt dem Grafentitel, einem französischen General verliehen.

Verdienste Böhmens um Preußen. S. 144.

Wie die Franzosen meinen, erhielt Königsberg nicht von Ottokar, sondern von ihrem Ludwig IX. dem Heiligen, der bekanntlich auch das Wappen des deutschen Ordens veränderte, seinen Nahmen! Um so minder hätte vergessen werden sollen, daß Bischof Bruno oder Braun von Ollmütz, Ottokars Begleiter auf dem einen Zuge gegen die heidnischen Preußen, der Gründer der nach ihm benannten Stadt Braunsberg; und somit die Veranlassung zu der fünf Jahre später erfolgten Stiftung des Bisthumes Emmeland wurde, welches an Umfang und Bedeutung, den ersten Hochstiften Deutschlands vergleichbar, auf die Cultur der Umgebung den vortheilhaftesten Einfluß gewann; wie denn noch heute das Ermeland sich durch fleißigen Ackerbau und höheren Wohlstand vor der Nachbarschaft auszeichnet; und auch dadurch, daß Männer, wie Hosius, Cromerus, Krasizki, seinen Bischofstuhl einnahmen, wohlthätig geworden ist.

Über einige Basaltberge des Pilsner Kreises. S. 107.

Was Schaller (Jaroslaw) von den Schicksalen des bey Triebel auf dem Wolfsberge gelegenen Schloßes, während des dreyßigjährigen Krieges vorbringt, ist unbezweifelt richtig. Das Theatrum Europaeum liefert im 6. B. S. 4 nebst einer ziemlich brauchbaren Abbildung, eine umständliche Erzählung der daselbst im J. 1647 vorgefallenen Ereignisse. Nach dieser gleichzeitigen Nachricht, wurde diese Burg am 19. August (nicht aber am 22., wie Schaller sagt) genommen; und am 22. wurden die zu spät zum Entsatze herbeyeilenden Schweden auf das Haupt geschlagen und ihr tollkühner Anführer, der Generalmajor Helm (d. i. Wilhelm; nicht aber Hellmold, wie er bey Schaller und noch weniger Hollmold, wie er im Hesperus heißt) Wrangel, getödtet.

Schallers Topographie Böhmens.

Überhaupt scheint es mir, als sey dem würdigen Schaller im Hesperus oft zu wehe geschehen. Einmahl wird gar von ihm gesagt: sein Werk sey nur als das einzige, keineswegs aber als ein vorzügliches zu preisen. Es ist wahr, Schaller bleibt weit hinter dem Ideal einer Topographie zurück. Ihm jedoch das Verdienst, eine Arbeit geliefert zu haben, wie wir sie überhaupt von wenigen Ländern besitzen: und die, wenn man den Umfang seines Unternehmens bedenkt, vorzüglicher ist, als manche ähnlichen, abzusprechen, wäre doch unbillig. Man vergleiche z. B. nur Zimmermanns „Schlesien" damit, selbst wenn man Letzterem zu Gute halten wollte, daß er aus Religionshaß gleich den Geographen der Mahomedaner, die katholischen Orte beynahe unbeachtet und unbeschrieben ließ. Außer diesem relativen, hat Schallers Werk aber auch viel absolutes Verdienst. Es bildet eine brauchbare Grundlage zu einem kunstgerechten Gebäude, und eine bewährte Kontrolle für so manche statistische und ökonomische Angabe. — Bey dieser Gelegenheit will ich einige wirkliche Irrthümer Schallers verbessern.

B. 4. S. 261. heißt es: K. Carl IV. habe Reichenberg und Friedland im J. 1356 um 2300 Schock, an den Hersko von Rozdialowitz verpfändet, wie die Urkunde in Balbins Misc. Lib. 8. lehre. Aber diese Urkunde nennt Reichenberg gar nicht, sondern nur Friedland, das Städtchen, und Freudenberg, das Schloß. Woraus denn hervorgeht, daß hier nicht das böhmische Friedland gemeint sey, sondern Friedland im schlesischen Fürstenthume Schweidnitz, welches Städtchen heut zu Tage sammt der Ruine der Freudenburg, von den Grafen Hochberg besessen wird. Übrigens theilt Balbin diesen Irrthum; indem er diese Urkunde den böhmischen zugesellte, während sie unter die Schlesischen gehört.

B. 5. S. 165. erzählt Schaller: Hynko Berka de Duba, sey am 16. Aug. 1353, von Carl IV. mit dem Schloße Hohenstein belehnt worden; und versteht darunter Hohenstein bey Mariaschein, welches vielleicht niemahls eine Burg gehabt. Es ist aber die Rede von den gegenwärtig sächsischen Hohenstein bey Schandau.

S. 176. meinte er das Dominikanerkloster in Außig sey von den Herren von Rosenberg begründet worden. Es ist dieß aber offenbar eine Verwechslung mit Ustin, Außtje Segimowe oder Alt-Tabor.

B. 11. S. 92 in der Beschreibung der Herrschaft Landskron, eifert er gegen Gudenus, daß dieser einen gewissen Gerhard als Herrn von Landskron aufführt. Gudenus spricht jedoch nicht von dem böhmischen; sondern von einem an der Ahr, an der vormahligen jülichischen und köllnischen Gränze gelegenen Landskron, das mit seinem Zubehör, bis zur französischen Revolution eine unmittelbare, zu keinem Reichskreise und auch nicht zur Reichsritterschaft gehörige Reichsherrschaft bildete. Schaller ist indessen nicht der einzige Schriftsteller, den dieses niederrheinische Landskron auf Irrwege geführt hätte. Büsching, der Vater der neueren Geographie und viele

vor ihm, versetzen solches durch einen Federzug nach Westphalen. Sotzmann und Güßefeld haben auf ihren Karten, der kleinen Herrschaft ihren Platz gar zwischen der Grafschaft Mark und dem Herzogthume Westphalen unweit dem linken Ufer der Lippe, also 20 Meilen von ihrem wirklichen Standpuncte, angewiesen. B. 13. S. 171 erzählt Schaller; die Herrschaft Krumau sey an Friedrich von Schönberg (Schönburg) gekommen und beruft sich deßhalb auf Pelzels „Carl IV." Th. 1. S. 236. In der angeführten Stelle sagt Pelzel dieß wirklich; in der Urkunde aber, woraus er seine Angabe gezogen und die er im Anhange geliefert, heißt es: Friedrich von Schonenbergk, Herr zu Kumathaw (Kommotau).

(Der Beschluß folgt).

Kunst.

Wanderung in die Ateliers hiesiger Künstler. — Franz Caucig (auf der Wieden, Wienstraße 543) wurde den 3. December 1762 zu Görz (im jetzigen Illyrien, geboren. Das in Fueßli's Lexikon angegebene Geburtsjahr 1759 ist, wie so vieles Andere, irrig.) In seinem fünfzehnten Jahre kam er, auf Empfehlung des Grafen Guido Cobenzl, zu seinem Sohne Grafen Philipp Cobenzl nach Wien, wo er sich vier Jahre mit den ersten Elementen der Figuren-Zeichnung nach Mahlerstücken aus der k. k. Gallerie im Belvedere und mit dem Studium der alten Geschichte beschäftigte. — Auf Empfehlung des Grafen Philipp von Cobenzl wurde der kunstbegierige Jüngling von Seiner Majestät Kaiser Joseph dem II. im Jahre 1781 nach Bologna gesendet, um die Werke der Caracci und ihrer Schüler zu studieren. — Von Bologna ging er nach Rom *), diesem Hauptsitze der Kunst alter und neuer Zeit. Hier richtete er sein ganzes Augenmerk darauf, in den practischen Theilen der Kunst die möglichste Festigkeit zu erlangen. Das Historisch-Bedeutende war immer das Hauptziel; weßhalb er sich auch, durch fleißige Lectüre und unermüdetes Nachforschen über die Sitten und das Costume der verschiedenen Völker, vorzüglich des Alterthumes, eine ausgebreitete, gewisser Maßen kritische Kenntniß in diesem Theile der Kunst erwarb. — Nach einem siebenjährigen Aufenthalte zu Rom kehrte er nach Wien zurück; wurde aber, bald nach seiner Ankunft, von dem Staatskanzler Wenzel Fürsten von Kaunitz (1791) mit Kunstaufträgen nach Mantua gesendet, wo er sechs Monathe blieb. Von dort ging er nach Venedig, wo er fünf Jahre und sechs Monathe die Meisterwerke Titians und anderer großen Künstler studierte. — Nach einer sechsjährigen Abwesenheit von Wien kehrte er (1797) auf's neue in diese Hauptstadt zurück, und fand hier die rühmlichste Anerkennung seiner Verdienste; denn schon im Jahre 1799 wurde er zum Professor der Historien-Mahlerey und zum akademischen Rathe an der Kunst-Akademie ernannt. — Er fuhr in dieser Eigenschaft fort, so wie früher, Werke zu liefern, die in jeder Hinsicht der Deutschen Kunst zur Ehre gereichen; worüber das nachfolgende Verzeichniß seiner Arbeiten den richtigsten Beweis liefert. — Einem Manne von so ausgebreitetem Rufe konnte es an fernerer Würdigung seiner Kenntnisse nicht fehlen. Im Jahre 1808 wurde er für die k. k. Porzellan-Manufactur erwählet, um die daselbst angestellten Mahler in den höheren Theilen der Kunst zu leiten. — Nach Zauner erhielt Caucig 1820, die Directors-Stelle für die Schule der Mahler, Bildhauer, Kupferstecher und Mosaik. — Auch in dieser Eigenschaft fährt er in seinem nützlichen Wirken thätigst fort. — Die wichtigsten Arbeiten des Künstlers enthalten fast alle (minder bekannte) Züge aus der alten Geschichte, und Beschreibung und Urtheil über mehrere derselben findet man in Hans Rudolph Füßli's Annalen der bildenden Künste für die Österreichischen Staaten." Wien 1802, bey Schaumburg ꝛc. I. Th. Seite 110 bis 130 und II. Th. Seite 128. —

Der Künstler mahlte: In Rom. Altarblatt für Imola: Der heil. Basilius, Johann der Täufer und Maria mit dem Jesu-Kinde, mitten in der Glorie von Engeln. — Altarblatt für die Stadt Fermo: Den heil. Schutz-Patron der Erdbeben. — Mehrere Gemählde kleinerer Gattung, welche von Liebhabern gekauft und nach Amerika gesendet wurden. — In Venedig. Portia, die Gemahlinn des Junius Brutus, wie sie sich dem Tode gibt. Halbe Figuren, Lebensgröße. — Der am Grabe der Euridice trauernde Orpheus. — Dieses und das vorgenannte Gemählde sind im Joannäum zu Grätz. — Ersteres vom Fürsten Seraphin von Porzia, letzteres vom Künstler selbst dahin verehrt. — In Wien. — Demetrius Poliorzetes mit der Flötenspielerinn Lamia und ihrer Freundinn Demo im Gespräche. Aus Plutarch. In der gräflich Schönbornschen Gallerie zu Wien. Lebensgröße. — Der Held und Philosoph Phocion in Unterredung mit seiner Gemahlinn und einer Jonierinn. Aus Plutarch. Seitenstück zu dem vorhergehenden. Lebensgröße. — Dieses Gemählde befindet sich in der fürstlich Liechtensteinischen Gallerie. — Befreyung des Aristomenes aus seiner zweyten Gefangenschaft durch ein Mädchen, welches seine Hüther berauschte. Halbe Figuren in Lebensgröße. — Zwey Landschaften: die eine Arcadien, nach Pausanias Beschreibung, die andere Ulysses in Phocis, aus der Odyssee. Noch im Besitze des Künstlers. — Zwey Porträte und mehrere andere Bildnisse, als: der triumphirende Amor; — der gestrafte Amor. ꝛc. ꝛc. — Die Dichterinn Sappho, wie sie sich von dem Leucadischen Felsen in Acarnanien herab in's Meer stürzet. In der königlich Böhmischen ständischen Gemählde-Gallerie zu Prag. — Tempel und Fest der Venus zu Melita. Große Composition von vielen sinnreich gruppirten Figuren; letztere 1 1/2 Schuh hoch. Noch im Besitze des Künstlers. — Marius auf den Trümmern Carthagos, wie er eine Bothschaft vom Proconsul Sextilius empfängt. Die Figuren 1 1/2 Schuh hoch. Besitzet der Künstler noch. — Themistokles gibt sich in des Admetus Schutz. Im Besitze des Hrn. Boronofsky. — Kampf des Delphontes, Fürsten in Epidaurus, um seine schwan-

*) Seines Aufenthaltes in Rom erwähnet rühmlichst: „Goethe in Winkelmann und sein Jahrhundert."

gere Gemahlinn Hyrneto, welche ihm zwey ihrer Brüder gewaltsam entführen wollen; ein Kampf, in welchem Hyrneto durch das heftige Drücken und Ziehen eines ihrer Brüder erstickt wurde. Nach Pausanias. Im Besitze des Herrn Boronosky. — Zwey allegorische Gemählde für den Fürsten Seraphin von Porzia. — Vier Porträte: zwey weibliche Figuren nach der Natur, und zwey ähnliche kleinere. — Ein Gemählde mit 16 Figuren, lauter Porträte der Familie Colloredo, für die Gräfinn Colloredo. — Maria und der Erlöser, Brustbilder in Lebensgröße; nach Boßeu. — Drey Marien, Bilder mit dem Jesu-Kinde. — Altarblatt: Christus am Kreuze, mit Maria, Magdalena und Johannes. Lebensgröße. Für den Grafen Brunsvick, Tabernicus in Ofen. — Altarblatt: Die Marter des heiligen Bartholomäus; 17 Schuh hoch; die Figuren über Lebensgröße. Für die Gräfinn Cobenzl, geborne Montlabat, nach Napagedl in Mähren. — Altarblatt: der heil. Bartholomäus, einzelne Figur in Lebensgröße. Für den Grafen von Schafgotsche nach Schlesien. — Salomons Urtheil. Für Seine Majestät den Kaiser. Gegenwärtig in der k. k. Gallerie im Belvedere. — Paris und Helena, die, auf ihrer Flucht gefangen, vor dem Ägyptischen König Protheo angeklagt, und von ihm verurtheilet werden. Die Figuren zwey Schuh hoch. Nach Herodot. Im Besitze des Künstlers. — Eris und Proserpina. — Für Herrn Legations-Secretär Raith. — Adonis und Venus, oder die Entstehung der Rose. Für Grafen Franz von Thurn. — Die Flucht der Vestalinnen aus Rom. Für den Grafen Fries. — Die Koniginn Esther vor Ahasverus. Für Herrn von Niedermayer, k. k. Hofrath der Porzelan-Fabrik. — Diana mit ihren Nymphen. Für Herren von Zeßlinger in Burkersdorf. — Gorgo entdeckt in Gegenwart der Spartanischen Ephoren eine geheime Schrift von Demaratus aus Persien geschickt. Für die Gräfinn Schönborn nach Würzburg. — Aristagoras, Persischer Statthalter zu Miletus, in Unterredung mit Cleomenes. Noch im Besitze des Künstlers. — Zwölf Gemählde, theils Landschaften, theils historischen Inhaltes. Für den Fürsten von Auersberg. — Dions Rückkehr nach Syracus, — Herodis Versöhnung mit seinen Söhnen, — Phorion verschmäht das ihm angebothene Persische Gold, — das Kind Cypselus besänftiget durch sein Lächeln die an ihn abgeschickten Mörder, sämmtlich in der Gallerie Sr. Excellenz des Herrn Oberst-Kämmerers und Präses der k. k. Kunst-Akademie, Herrn Grafen Rudolph Czernin. — Altarblatt: Mariä Himmelfahrt. — Altarblatt: Mariä Heimsuchung, — Altarblatt: Flucht nach Ägypten, — die Geburt Mariä en basrelief, für Grafen Philipp Cobenzl. Dann noch mehrere andere Gemählde.

Während seines Aufenthaltes in Italien machte Caucig pittoreske Skizzen nach antiken Gemählden und mehr als 2000 Zeichnungen, ohne die ausgewählteren nach Rafael und eine bedeutende Anzahl historischer Compositionen aus der Griechischen und Römischen Zeit zu rechnen. Die Zeichnungen sind Groß-Regal-Folio, mit der Feder gezeichnet und mit Tusche schattirt. Sie dienen sämmtlich als Proben der lebhaften Einbildungskraft, der zweckmäßigen Anordnungen und gründlichen Alterthumskenntnisse des verehrten Directors. Es befinden sich mehrere in der Kunstsammlung des Herzoges Albert von Sachsen-Teschen (nun ein Eigenthum Sr. Kaiserlichen Hoheit des Erzherzoges Carl) und in anderen vorzüglichen Privat-Kunstsammlungen des In- und Auslandes.

Fr. H. B.

Die Gebrüder Frommel zu Augsburg haben nun mit allerhöchster Genehmigung eine Lotterie errichtet, die seit Jahr und Tag dort befindlichen Gemählde aus der Gallerie von Malmaison der Kaiserinn Josephine auszuspielen, das Loos zu 5 fl. 30 kr. C. M. Es sind vierzig Gemählde von Tizian, Perugino, Ghirlandajo, Guerzino, Palma, Andrea del Sarto, Albani, Carlo Dolce, Carlo Marati, Spagnoletto, Luca Giordano, Rubens, Rembrandt, Van der Helst, Forbin, Cazas, Tienon &c.

Thorwaldson begann dieses Jahr, mit der colossalen sitzenden Figur Pius VII., dieses durch seinen Charakter und durch seine unvergeßlichen Schicksale für immer denkwürdigen Fürsten der Kirche, die nun unter den Monumenten aller Zeiten in S. Peters wundervollen Dom aufgestellt werden soll.

Der Mayländer Bildhauer Fabris hat jetzt zu Rom ein Denkmahl ausgestellt, welches Graf Melleric seiner verstorbenen Gattinn und seinen gleichfalls verewigten Kindern auf einer Villa unferne Monza errichten läßt, wo schon mehrere Werke Canovas stehen.

Se. königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern, dessen Glyptothek, jetzo München, in Hinsicht auf antike Kunst zur ersten Stadt Europas außer Italien erhebt und der auch auf die deutsche Kunstschule in Rom, seit Jahren, in wahrhaft großartiger Weise den Einfluß eines Medizäers ausübt, drang schon seit einiger Zeit auf eine permanente Ausstellung der Arbeiten der deutschen Künstler in Rom. Dieß ist nun eben erst zur Ausführung gekommen. — Es finden sich hier von Werken der Bildhauerey, die Statue der Fischerin von Pettrich, — Basreliefs. — Wolf. Midas als Richter, sitzend zwischen Apollo und Marsyas, diesem wohlgefällig horchend zugewendet, Apollo steht, in der Linken die Leyer hinter Midas und sieht höhnisch auf Beyde. Marsyas auf einen Baum gelehnt, spielt auf der Syrinx, Midas stützt das Kinn auf die Rechte und hält in der Linken den Lorbeerkranz bereit. Dieses Werk ist sehr schön, sowohl was die Reinheit der Formen, den angemessenen Ausdruck und Styl anbetrifft, als in Hinsicht auf sorgfältige Ausführung. — Pettrich Belisarius sitzend, für ihn bettelt ein Knabe, dem ein Mädchen hinter der ein Krieger steht, ihren Obolus gibt. — Wagner Bacchus, von Amor zu der schlafenden Ariadne geführt, schon früher angezeigt. — Herrmann. Theseus und seine Mutter, vor welcher er das Felsenstück aufhebt. — Büsten. — Pettrich. Ein Christus von gutem Ausdruck. — Herrmann. Dahlbergs Büste für die Walhalla S. k. H. des Kronprinzen von Bayern. — Leeb. Boerhave, Büste für ebendieselbe. — Wolf. Thorwaldsen. — Von besonderer Ähnlichkeit und großem Geiste, wie auch die des Mahler Mila, von ebendemselben und von — Leeb — die Büste des Mahlers Heß. Nur die Büsten von Dalberg, Boerhave, Thorwaldsen und Heß sind in Marmor aus-

geführt, die übrigen von Gips. — Mahlerey. — Geschichte. — Oppenheimer. Susanna im Bade. Etwas größer Abraham, der die Hagar mit ihrem Knaben wegschickt, in der Hütte sieht man die sitzende Sara mit ihrem Sohn im Schooße. — Rittig. Eine heilige Familie in einem Zimmer am Tische sitzend, ein Bild, daß sich durch Natur und einen besondern Zauber der Beleuchtung auszeichnet. Rebeckas Ankunft in Tobias Hause. Die Alten eilen ihr entgegen, der Sohn hebt sich von dem Kamehle. Der barmherzige Samariter. — Müller. Die h. Elisabeth, die Almosen austheilt und Pilger speist. Ein Bild mit sehr vielen Figuren von unendlicher Ausführung und zarter Behandlung. — Heß. Thorwaldsen, sehr schön getroffenes und sinnvoll aufgefaßtes Porträt. — Senff. Eben dasselbe. Beyde lebensgroß, ersteres mit den Händen, letzteres nur der Kopf. — Ein mit vieler Zartheit und Natur ausgeführtes Gemählde von Blumen. — Schnorr. Julius Zeichnungen. Zwey Cartons von den großen Wandgemählden, welche derselbe in der Villa des Marchese Massimi in Fresco ausgeführt. Ein Werk welches eine besondere Beschreibung verdient, sowohl der herrlichen Ausführung als seines Inhalts wegen, da es das unsterbliche Gedicht Ariostos, den rasenden Roland umfaßt. Der eine dieser Cartons enthält die Herunterfahrt Astolfos auf einem Wagen, den der Evangelist Johannes lenkt. Das zweyte Dudons Seeschlacht; ausgezeichnet sind die Cartons durch die Kraft und Lebendigkeit der Darstellung und die glühende Einbildungskraft des Mahlers, der nirgends hinter der Phantasie des Dichters zurückbleibt und ihm würdig zur Seite steht. — Landschaftmahlerey. — Vom Tyroler Koch. Eine große Landschaft mit einem Regenbogen, eine Schweizerlandschaft und eine kleinere italienische. In allen dreyen zeigt sich die Meisterhaftigkeit des phantasievollen Künstlers. — Reinhold. Zwey Landschaften, die eine mit Hagar in der Wüste, die andere mit dem barmherzigen Samariter. Die anspruchlose Innigkeit die Wahrheit und Zartheit der Ausführung erfüllt bey dem Anblick dieser ausgezeichnet schönen Bilder den Beschauer mit tiefem Schmerz, daß der junge, sinnige Künstler, der die Natur mit einer solchen Tiefe, Kraft und Innigkeit auffaßte, eine Bahn, die so glänzend vor ihm lag, so früh beschließen mußte indem er im Anfange dieses Jahrs nach kurzer Krankheit der Kunst und allen schönen Hoffnungen entrissen wurde. — Kupferstecherey. — Thürmer. Zwey Hefte in Folio mit Aussichten von Athen nebst Beschreibungen. Ein ganz vorzügliches Werk, sowohl durch die Wahl der Gegenstände, als durch die geschmackvolle Ausführung des Architektonischen, wie des Landschaftlichen.

Der Gedanke, in einem eigens dazu bestimmten Locale, die fertigen Arbeiten der Künstler auszustellen, muß für diese selbst von großem Nutzen seyn und ist sehr lehrreich und angenehm für Kunstliebhaber und Kenner. Diese Anstalt gibt auch weniger bekannten Künstlern, das Mittel in die Hand, ihre Werke zur Kenntniß des Publicums zu bringen — und wirklich wird die Ausstellung schon sehr häufig von Einheimischen und Fremden besucht. Es ist nur zu verwundern, daß man selbst in Rom, so spät auf diesen, und so dringenden Gedanken kam, während sie in Wien, wo die Localitäten doch weit difficiler sind, schon früh theilweise Verwirklichung in den Salons großmüthiger Kunstfreunde fand, als öffentliche permanente Ausstellung aber an der Akademie bey S. Anna, schon im vierten Jahre, mit dem besten Erfolge besteht (Nr. 2. 20. 152 Archiv von 1822) Über den kürzlich in Rom verstorbenen Reinhold sehe man Nr. 27 von 1821 und 152 von 1822 dieses Archives. — Die Übersicht der sämmtlichen Artikel des Archives über die außerordentlichen und permanenten Kunstausstellungen in Wien und in den Provinzen, dann der Wanderung durch die Ateliers unsrer Künstler, ihre Biographien und das Verzeichniß ihrer Kunstwerke, findet sich in Nr. 4 des Jännerheftes 1825.

Miscellen.

Über den berühmten brittischen Schriftsteller William Roseoe liest man in Dupin's Reisewerk über England (T. 4. S. 227) Folgendes: Die schriftstellerischen Arbeiten des berühmten Roseoe, seine Lebensbeschreibungen der beyden Medicis, Lorenz und Leo X. zumahl, sind nur Werke seiner Musenstunden, denn er arbeitet in einem bedeutenden Bankhause; darum aber wird Niemand versucht seyn, seinen Werken den Vorwurf von Flüchtigkeit oder Oberflächlichkeit zu machen. Man könnte ihn den brittischen Ginguené heißen und merkwürdig ist, daß die gründlichsten Geschichtwerke über die italienische Literatur von einem Engländer und von einem Franzosen herrühren, die Beyde durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wie durch ihren Charakter, rühmlich ausgezeichnete Männer waren. Bey meinem Besuch des Herrn Roseoe in Liverpool fühlte ich mich von seltner Ehrfurcht ergriffen, beym Anblick des sechzigjährigen Mannes, welcher bey hohem und geradem Körperwuchs und durch Alter und Unglück gebleichten Haaren, Edelsinn, Einfachheit und Wohlwollen in seinen Gesichtszügen, die an der griechischen Weltweisen einen erinnern, ausdrückt. Jedoch war er, seiner heitern Blicke ungeachtet, nicht glücklich. Widrige Schicksale hatten seine Vermögensumstände zerrüttet. Bereits hatte er, um die Gläubiger befriedigen zu können, seine Bibliothek veräußert und als ich ihn besuchte, war man eben beschäftigt, auch seine Gemählde, nach dem, für ihren Verkauf bereit gehaltenen Katalog, mit Nummern zu versehen. — Vorstehendes (sagt Herr Dupin) habe ich im Jahr 1817 geschrieben. — Seitdem hat ein großherziger Partikular sich das Verdienst erworben (Herr William Rathbone, Kunstfreund in Liverpool) diesen Bücherschatz, dessen Verlust Herrn Roseoe am meisten schmerzte und die in einer durch Schönheit und Seltenheit der Ausgaben merkwürdigen Sammlung von etwa dreyhundert italienischen Werken bestanden, an sich zu bringen und damit alsbald ihren vormahligen Eigenthümer zu beschenken. Dieser hat sie jedoch nur unter der Bedingung angenommen, daß bey seinem Tod die Sammlung der Bibliothek des Athenäums einverleibt werden soll, die be-

reits schon eine Auswahl vortrefflicher Bücher enthält und deren bedeutsamer Mitstifter Herr Roscoe war.

Aphorismen über Kunst, insonderheit über Mahlerey. *)

Die Poesie ist Musik für das innere Ohr, und Mahlerey für das innere Auge, — aber gedämpfte Musik, aber verschwebende Mahlerey.

Mancher betrachtet Gemählde am liebsten mit geschlossenen Augen, damit die Phantasie nicht gestöret werde.

Von vielen Plafonds kann man wohl recht eigentlich sagen, daß auf ihnen, der Himmel voll Geigen hängt.

Für die so oft verfehlte Kunst, Gemählde mit Worten zu mahlen **) läßt sich im Allgemeinen wohl keine andere Vorschrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenständen gemäß, aufs Mannigfaltigste zu wechseln. Manchmahl kann der dargestellte Moment aus einer Erzählung recht lebendig hervorgehen. Zuweilen ist in localen Angaben, eine fast mathematische Genauigkeit nöthig. Meistens muß der Ton der Beschreibung das Beste thun, um den Leser über das Wie? zu verständigen. Hierin ist Diderot Meister. Er musizirt viele Gemählde, wie der Abt Vogler. Sich von ihm eine Gemählde-Ausstellung beschreiben lassen, ist ein wahrhaft kaiserlicher Luxus. — Das Wenige, was in seinen „Versuchen über Mahlerey." nichts taugt, ist das Sentimentale. Aber Er, überall, wo er recht Diderot ist, bis zur Unverschämtheit wahr, hat den Leser gleich wieder selbst zurecht gewiesen.

Darf irgend Etwas von deutscher Mahlerey, im Vorhof zu Raphaels Tempel aufgestellt werden, so kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu stehen, als der gelehrte Mengs.

Tadelt nicht zu scharf den beschränkten Kunstgeschmack der Holländer. Fürs erste wißten sie ganz bestimmt, was sie wollen? Fürs zweyte haben sie sich ihre Gattungen selbst erschaffen. Läßt sich Eines von Beyden, der englischen Kunstliebhaberey nachrühmen?

Rubens Anordnung ist oft dithyrambisch, während die Gestalten träge und auseinander geschwommen bleiben. Das Feuer seines Geistes kämpft mit der klimatischen Schwerfälligkeit. Wenn in seinen Gemählden mehr innre Harmonie seyn sollte, mußte er weniger Schwungkraft haben oder kein Flammänder seyn.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemahlt, und über die Schönheit geschrieben.

Peter Laar's Bambocciaten sind niederländische Colonisten in Italien. Das heißere Klima scheint ihr Colorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüstigere Kraft veredelt zu haben.

Der Gegenstand kann die Dimensionen vergessen machen: man fand es nicht unschicklich, daß der olympische Jupiter nicht aufstehen durfte, weil er das Dach eingestoßen hätte und Herkules auf einem geschnittenen Steine erscheint noch übermenschlich groß. Über den Gegenstand können nur verkleinernde Dimensionen täuschen. — Das Gemeine wird durch eine kolossale Ausführung, gleichsam multiplizirt.

Wir lachen mit Recht über die Chinesen, die beym Anblick europäischer Porträte mit Licht und Schatten, fragen, ob die Personen denn wirklich so fleckig wären? Aber würden wir es wagen über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit Rembrand'schen Helldunkel gezeigt, und der in seiner Unschuld gemeint hätte: so mahlte man wohl im Lande der Cimmerier?

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wollust als Anbethung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunst ist daher rein, ohne Rücksicht auf die Gegenstände; sie reinigt die Sinne wie die Tragödie nach Aristoteles, die Leidenschaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebey nicht in Betracht, denn in schmutzigen Seelen kann selbst eine Vestalin Begierden erregen.

Gewisse Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen sie erreicht werden, zu herabwürdigend sind. Wenn nicht etwa einmahl ein versoffener Gastwirth wie Jan Steen ein Künstler wird, einem Künstler kann man nicht zumuthen ein versoffener Gastwirth zu werden.

Die einförmigste und flachste Natur erzieht am besten zum Landschaftsmahler. Man denke an den Reichthum der holländischen Kunst in diesem Fache. Armuth macht haushälterisch: es bildet sich ein genügsamer Sinn, denn selbst der leiseste Wink höheres Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künstler dann auf Reisen romantische Scenen kennen lernt, so wirken sie desto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antithesen: der größte Mahler schauerlicher Wüsteneyen, Salvator Rosa, war im Paradiese, er war zu Neapel geboren.

---

*) Athenäum.

**) Auch davon gab das Athenäum der Gebrüder Schlegel, in dem Gespräch: die Gemählde, ein unter uns Deutschen unerreichtes Vorbild.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 18. April 1825.

(46)

Histoire de Napoléon et de la grande-armée, pendant l'année 1812, par Mr. le général comte de Ségur. 2 vols. Paris, 1825. 8.

Dieß Werk fand in Paris ungemeinen Beyfall, ungeheuern Absatz. In England, in Deutschland erscheinen in wenigen Wochen, Übersetzungen. Der Verf. Paul Philipp Segur, General und Offizier des kaiserlichen Hauses, ist der Sohn des Großceremonienmeisters Napoleons, Louis Philipp Segur, Gesandten Ludwigs XVI. in Berlin und Petersburg, bekannt durch seinen Briefwechsel mit dem Marschall Prinzen von Ligne, durch seine Memoires über die Zeit Friedrich Wilhelms III. durch manche Arbeiten für die Bühne. — Es dürfte unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, einige Bruchstücke aus dieser höchst anziehenden Folgereihe weltgeschichtlicher Gemählde eines wohlunterrichteten Augenzeugen zu erhalten.

Noch war Napoleon in Paris, in der Mitte der Großen, die vor dem Stoß zitterten, dem sie entgegensahen. Sie haben nichts mehr zu erlangen, aber viel zu erhalten, so vereinigt sich ihr persönlicher Vortheil mit dem allgemeinen Wunsch der Völker, die des Krieges müde sind, und, ohne den Nutzen des Feldzugs zu bestreiten; fürchten sie seine Annäherung. Nur leise sprechen sie davon unter sich, entweder aus Furcht, zu mißfallen und das Vertrauen der Völker zu stören, oder durch den Erfolg widerlegt zu werden. Sie schweigen in Napoleons Gegenwart und scheinen nichts von einem Kriege zu wissen, der schon lange das Gespräch von Europa ist. Endlich fängt diesem das Schweigen, das er selbst gebothen hatte, an lästig zu werden, er vermuthet mehr Tadel als Zurückhaltung; ihm genügt der Gehorsam nicht, er will überführen, dieß wird eine Eroberung mehr, auch weiß er besser als irgend Jemand den Werth der öffentlichen Meinung zu schätzen, die, nach seinen Worten, „die Monarchen krönt oder tödtet." Kurz, er liebt es, zu überzeugen, sey es nun aus Politik oder Eigenliebe; und so war die Stimmung Napoleons und seiner Großen, als der Schleyer nahe daran war, zu zerreißen, der Krieg augenscheinlich, und das Schweigen gegen ihn unbescheidener wurde, als einige zu rechter Zeit gewagte Worte. Etliche entschlossen sich hierzu, den Übrigen kam der Kaiser zuvor. In dieser Absicht wendete er sich auch an drey seiner Großofficiere (den Herzog von Friaul, Duroc, den Grafen Segur und Herzog von Vicenza, Caulaincourt), deren Dienste und Anhänglichkeit sie zur Aufrichtigkeit berechtigten. Alle drey hatten, als Minister oder Gesandte, Rußland zu verschiedenen Zeiten kennen lernen. Er bemühte sich, ihnen den Nutzen, die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieses Krieges zu beweisen. Der Eine aber besonders (der Herzog v. Vicenza) unterbrach ihn oft mit Ungeduld, denn sobald einmahl eine Streitfrage aufgeworfen war, litt Napoleon die Einwendungen. Dieser Großoffizier rief, indem er sich der heftigen und unbeugsamen Geradheit überließ, welche sein Charakter, seine militairische Haltung, vielleicht auch die Provinz, in der er geboren wurde, ihm liehen: „man dürfe sich nicht täuschen und nicht verlangen, Andere zu täuschen. Sobald man sich des Continents bemächtige und sogar der Staaten der Familie seines Alliirten, (Oldenburg) könne man diesen Alliirten nicht anklagen, gegen das Continentalsystem zu fehlen. Wenn die französischen Armeen ganz Europa überschwemmten, wie dürfe man den Russen ihre Haltung zum Vorwurf machen? Gezieme es Napoleons Ehrgeitz, den von Alexander anzuklagen? Der Entschluß dieses Fürsten sey übrigens gefaßt; wäre Rußland einmahl betreten, dann gäbe es keinen Frieden zu erwarten, so lange noch ein Franzose auf seinem Boden bliebe; darin stimme der hartnäckige Nationalstolz der Russen mit dem Sinn ihres Kaisers überein." Und, nachdem der General weiter so gesprochen, fuhr er, von seinen Collegen unterstützt, fort: „es sey seit 1805 ein Kriegssystem üblich, das den Soldaten zur Plünderung

nöthige und den Samen des Hasses durch dieses Deutschland gestreut habe, welches der Kaiser jetzt durchziehen wolle. Und von wem verlange er Stützpuncte? etwa von Preußen, an dem wir seit 5 Jahren grausam zehrten, und dessen Freundschaft erzwungen oder erheuchelt sey? Er wolle die längste Operationslinie ziehen, die es jemahls gegeben, zwischen schweigender, untergeordneter und verrätherischer Furcht hindurch, die, wie Asche, das furchtbare Feuer verberge, welches der geringste Stoß zum Ausbruch bringen konnte. Endlich, wozu nützten ihm so viele Eroberungen? An die Stelle der Könige Lieutenants zu setzen, die, ehrgeitziger als die Generale des Alexander, ihnen vielleicht nachahmen würden, ohne den Tod ihres Monarchen zu erwarten, der unausbleiblich auf so vielen Schlachtfeldern seiner wartet, und dieß, ehe noch sein Werk befestigt sey, da jeder Krieg die Hoffnungen aller Parteyen wieder anfachte!! Wolle er die Denkart seiner Armee kennen? Seine besten Soldaten, sagten sie, wären in Spanien; die Regimenter, schon zu oft recrutirt, bildeten kein Ganzes mehr, sie kennten sich nicht einmahl untereinander. Vergebens verbärge das erste Glied die Schwäche der beyden folgenden; Mangel der Gesundheit und reifern Alters raffe schon Viele auf den ersten Märschen weg. Und dennoch wäre es bey diesem Feldzuge weniger der Krieg, als das Land, in dem man ihn führen wollte, was mißfiele. Litthauen sey bereits mehr noch Asien, als Spanien Afrika, und das französische Heer, schon durch die ewigen Kriege aus dem Vaterlande verbannt; wolle wenigstens in Europa bleiben. Schon kennten sich die Franzosen nicht mehr in dem Vaterlande, welches keine natürliche Gränze bezeichne, so verschieden seyen Sprache, Sitten und Denkart unter ihnen geworden." Bey dieser Gelegenheit bemerkte der älteste der Großoffiziere (Segur): „man dürfe sich nicht so ausbreiten, ohne sich zu schwächen; dieß heiße Frankreich in Europa verlieren; und bliebe es nicht schon verlassen ohne Oberhaupt, ohne Armee, jedem Einfalle zugänglich durch diesen Auszug; wer solle es vertheidigen?" „Mein Ruhm," rief der Kaiser; „ich lasse ihm meinen Nahmen zurück und die Furcht, die eine bewaffnete Nation einflößt." Nun suchte er alle Einwürfe, indem er sie einzeln durchging; zu schwächen oder ganz zu beseitigen, und, so bis zum Schluße gekommen, setzte er hinzu: „Ihr fürchtet den Krieg für mein Leben? So wollte man mich in den Zeiten der Verschwörungen mit Georges schrecken, überall folgte er meinen Schritten, der Elende sollte auf mich zielen. Nun, er hätte höchstens meinen Adjutanten getödtet: mich zu tödten, das war unmöglich! Hatte ich denn den Willen des Schicksals schon erfüllt? Es treibt mich einem Zwecke entgegen, den ich nicht kenne; wenn ich ihn erreicht habe und nicht mehr nützlich seyn werde, dann wird Ein Atom hinreichen, mich niederzuwerfen; bis dahin vermögen alle menschliche Kräfte nichts gegen mich. Paris oder die Armee, das ist also einerley. Wenn meine Stunde gekommen seyn wird, dann kann ein Fieber, ein Fall vom Pferd bey der Jagd mich so gut tödten als eine Kugel. Die Tage sind gezählt".

(Die Fortsetzung folgt).

Neueste Ansichten von Columbia.

(Fortsetzung.)

Unter allen Ständen findet man eine gekünstelte Freundlichkeit und Höflichkeit, die sich nicht selten bis zum Übertreiben steigert. Leute von guter Herkunft üben auch wohl die Tugend der Gastfreundschaft, die aber nicht immer jenen Charakter der Unbefangenheit an sich trägt, der sie dem Reisenden so schätzbar macht. Überhaupt richtet die Aufnahme, die man dem Fremdling angedeihen läßt, sich nach seinem Kleide; dieses kann machen, daß er mit desto größerer Achtung behandelt wird, und ihn etwa auch Vertraulichkeiten aussetzen. Wenn aber sein Aufenthalt sich allzusehr verlängert, so wird man zuletzt seiner überdrüßig und nicht selten geht die Zuneigung in entschiedene Abneigung über. Jedem Reisenden ist zu rathen, wenn er einmahl in einem Hause einquartiert gewesen, dasselbe so lange als immer möglich nicht wieder zu betreten. Für dieses Benehmen muß er freylich einen Grund angeben, aber mit jedem, den er angibt, ist man recht wohl zufrieden. Denn wenn er neuerdings in solch ein Haus eintritt, so glaubt die eifersüchtige Besorgniß seiner Bewohner, besonders wenn er sich gegen seinen Wirth großmüthig erzeigt hat, er wolle in demselben den Meister spielen und sich Rechte anmaßen, die ihm nicht gebühren.

Die Achtung für die Ältern ist bey den Columbiern allgemein. Die Kinder tituliren ihre Ältern nicht anders, als Monsieur und Madame. Lüge, Eifersucht und Undankbarkeit sind die unter den Columbiern herrschenden Laster; und Rachsucht möchte man hinzusetzen, wenn man an das dortige Volkssprichwort denkt: „Gott mag verzeihen, der Mensch aber niemahls!". Wenn von einem Fremden, unter Vorweisung silberner Bestecke oder dieser und jener Stoffe, verlangt wird, er möchte auf Pfänder borgen, so hüthe er sich ja, auf solche Vorschläge einzutreten, indem nicht der Schuldner sich hierdurch eine Verbindlichkeit aufladet, sondern vielmehr der Gläubiger, der falls er die Kühnheit hat, sein Geld wieder zurückzufordern Gefahr läuft, zum wenigsten als ein Tyrann (tyranno) be-

handelt zu werden. Am allerwenigsten hat man sich auf Billets einzulassen, in denen man unter Phrasen, welche die brennendste Liebe bezeichnen, um eine Unze Goldes, auf einige Tage, mit dem schlauen Beysatze ersucht wird, man werde sie selbst wieder zurückbringen; denn meist bekommt man weder die Borgenden, noch sein Geld wieder zu sehen. Überall hört man, ob man schenke oder leihe, die abgedroschene Phrase: Der Herr gebe es Ihnen wieder (Dios se lo pague)! Durch denselben Ausdruck bescheinen sich die Eingebornen überall ihre Erkenntlichkeit für geleistete Dienste. Passirt einer eine Brücke oder hat er sich mehrere Tage in einem Hause aufgehalten, so dankt er mit einem Vergelt's Gott und geht davon, ohne etwas zu bezahlen. Daher auch die vielen abschlägigen Antworten auf Gesuche aller Art, die, der zarten und höflichen Einkleidung unerachtet, nicht immer der Wahrheit gemäß sind, denn nicht jeder, der eine von ihm verlangte Gefälligkeit mit den Worten: *Somos pobres!* von der Hand weiset, ist wirklich arm. Mit möglichster Sorgfalt hat der in Columbia lebende Fremdling sich zu hüthen, daß er nicht die Eifersucht rege mache; nicht zwar die Eifersucht in Bezug auf das weibliche Geschlecht, deren Stachel die meisten Amerikaner nicht fühlen, sondern er selbst muß so wenig Talente, Kenntniße und Geist als immer möglich blicken lassen, von Luxus nur in so weit etwas zur Schau legen, als er dabey eine unerschöpfliche Freygebigkeit kann walten lassen, er darf ja nicht viel Rühmens von einem Manne machen, in Gegenwart eines andern, noch des Reichthums eines bemittelten Nachbars gedenken vor einem armen Hidalgo, und überhaupt es nie vergessen, daß der mindeste Vorzug, das abgemessendste Lob, das jemandem ertheilt wird, Beleidigungen sind, welche die Jalousie auf keinen Fall zu gute hält. Auch darf er nicht vergessen, daß es unter den Columbiern viele gibt, die darüber seufzen, daß ihr Vaterland in Folge der Revolution in Gefahr steht, verschmitzten Ausländern zur Beute zu werden. Häufig finden sich bey den Columbiern noch frische Spuren von einer Sclaverey, welche die List, ja oft sogar die Unredlichkeit gut heißt, um dasjenige zu erlangen, was man von der Großmuth und Gerechtigkeit der Gebiether nicht hat erhalten mögen. Von Dankbarkeit weiß man in diesem Lande wenig. Mit Zudringlichkeit verlangen, mit lauter Freude in Empfang nehmen, und schnell vergessen, sind Fehler, die man sich ziemlich allgemein zu Schulden kommen läßt. Bey ihren Vergnügungen, Festen und religiösen Zeremonien beobachten die Columbier wenig Anstand; es artet Alles in eine Vertraulichkeit aus, die an Gleichheit, aber nicht an diejenige stolzer Republikaner erinnert, übrigens in ihre Verhältnisse mit den Ausländern etwas sehr Angenehmes und Ergötzliches hineinbringt. Haben sie eine Person einmahl gesehen, so grüßen sie dieselbe; haben sie mit ihr gesprochen, so nehmen sie dieselbe bey der Hand, und tituliren sie mit Zärtlichkeit: mein Freund (mi amigo) und wenn sie mit diesem Freunde denselben Nahmen tragen so heißen sie ihn Torayo (gleichnahmige). Diese Begrüßungen und Zärtlichkeiten hat man mit Höflichkeit; aber nicht eben mit allzugroßem Zutrauen zu erwiedern; denn Geheimniße sind bey ihnen nicht zum besten aufgehoben. Je weniger züchtig die Unterhaltung ist, desto besser gefällt sie, doch läßt man die Ungebundenheit mehr in Gedanken, als im Ausdrucke walten, denn letzteres könnte eine Ahndung von Seite des gefürchteten Pöniteny-Tribunales nach sich ziehen. Zur Stunde fehlt es den Columbiern noch an jener unternehmenden Energie der Regierung von Rußland oder des Volks der vereinigten Staaten, welche diese beyden Länder in verhältnißmäßig kurzer Zeit unter die zivilisirten Nationen vom ersten Range erhoben hat. Die Regierung ist nicht mächtig genug, um die asiatische Weichlichkeit ihrer Einwohner in Thätigkeit zu setzen, und das Volk ist nicht befreundet genug mit den Ausländern, um sie mit Eifer herbeyzurufen, und durch alle ihm zu Gebothe stehenden Mittel zu begünstigen. Mit dem Nordamerikaner läßt es sich besser Geschäfte machen; aber leben wird man lieber mit dem spanischen Amerikaner, weil seine Formen, wenn auch minder unbefangen, wenigstens milder und sanfter sind. Ihre Verkehrtheiten und Laster haben die Columbier mit allen Völkern, welche noch nicht auf die oberste Höhe der Sittigung gelangt sind, gemein, Schandthaten lasten, mit Ausnahme der politischen, welche sie als Repressalien begangen haben, noch keine auf ihnen.

(Der Beschluß folgt).

Rudolph von Habsburg und der Kaufmann.

Im Aargau auf der Habsburg da saß ein edler Graf,
Der pflog sich nicht in Muße, der hegte nicht den Schlaf,
Im Westen und im Osten, von mancher Ritterfahrt
Des edlen Grafen Nahme mit Ruhm genennet ward.

Manch einen Widersacher hat er zu Fall gebracht,
Und kühnes Übermuthen zu Schanden oft gemacht;
Das wußten viel mit Schaden; — doch stand er frommer Treu
Ein recht genannter Rudolph mit Rath und Hülfe *) bey.

Auch wohnte da ein Kaufmann zu Straßburg in der Stadt,
Kein redlicher Gemüthe die deutsche Erde hat;
Der wußt' auch kluge Weise; doch war es schlimm zu sehn,
Wie ers nur trieb, er mußte Gewinnstes müßig gehn.

*) Rathhilf, die alte Herleitung des Nahmens Rudolph. Nach Fuggers Ehrenspiegel.

Däheim in Kümmernissen saß ihm das liebe Weib;
Er nährte recht mit Sorgen der trauten Kinder Leib;
Des Jammers war unmaßen; — das trug nicht mehr der Mann,
Der ging hinauf zur Habsburg und sprach den Grafen an:.

„Herr Rulf, man sagt im Lande, ihr möget helfen geen,
Und seyd auch Glückes mächtig und unter gutem Stern;
Ich bin fast gar verloren; mich drückt die letzte Noth;
Seyd ihr mir, Herr! nicht huldvoll, so ists der Meinen Tod."

„Da seht ihr meinen Säckel, das ist mein letztes Geld;
Nun, wähn' ich, legt von Eurem was zu, wenns euch gefällt;
Wir handeln dann zusammen: drum kam ich jetzt herauf,
Daß ihr mit eurem Glücke helft meinem Unglück auf!"

Der Rudolf spricht mit Lachen: „Wir wollens also treiben;
Doch merkst du ein Bedingniß, sonst laß ich es wohl bleiben:
Wir halten gute Freundschaft und Handelskumpaney,
Doch daß der Sachen Weisung, nur mir behalten sey."

Der Kaufmann hats gelobet; da spricht der Graf hinfür:
„Von Häringen zwölf Tonnen, die sollt du kaufen hier,
Und sollt sie legen sorglich zu Basel auf den Rhein,
Und sollt sie selber führen zur Göllnerstadt hinein."

„Und sollt die Gülden nehmen, wie wenig oder viel
Für alle deine Tonnen zu Cölln man geben will,
Und Fuder Weines handeln. Den führst du heim zu Land
Nach Elsaß oder Breisgau. Nun mach es mit Verstand."

Da ward der Kaufmann unhold. „Herr Rudolf, mit Vergunst",
Sprach er, „daß ihr des Armen Spott habt, ist keine Kunst!
Das wär' ja närr'scher Handel! Wir hätten schlechten Lohn;
Brächt' Einer auch nichts andres als Schmach und Schimpf
davon."

„Ihr wißt ja wohl Gestrenger, den Wein den haben wir;
Die Cöllner aber haben die Häringe dafür:
Nun kauft ich in der Fremde — das wär' ja schlechtes Frommen!
Die Waaren, sie zu bringen, woher sie selber kommen?"

Mit vielen andern Worten noch redt' er her und hin,
Doch konnt' er nicht umstellen des Grafen Rudolfs Sinn.
Der sprach: „Und ist es Schaden, so trag ich ihn allein;
Doch haben wirs vertragen, du mußt mir willig seyn!"

Der Kaufherr fuhr hinunter mit wenigem Behagen;
Da fand sichs, daß zu Meere der Fang war umgeschlagen.
Die Cöllner unten saßen von Häringen ganz bar;
Da both er seine Waare zu gutem Markte dar.

Und machte rechte Preise und strich das rothe Gold,
Ey wie er da dem Grafen begann zu werden hold! —
Die Cöllner trugen lustig die Häringe nach Haus,
Der Kaufherr fuhr mit Weine von ihrer Stadt hinaus.

Und wie er kam zu Straßburg, da war die Lese schlecht,
Die Rebe lag verhagelt, der Wein kam eben recht.
Da tranken sie und zahlten und wurd' es wieder Schein,
Wie daß ein Stern des Heiles muß mit dem Rudolf seyn.

Zu diesem sprach der Kaufmann! „Herr Graf, ich muß Euch sagen
Was traut ihr noch Belieben? Ihr könnet Alles wagen.
Ihr habt mir recht geholfen, deß geb euch Gott den Lohn!
Das war ein gut Geschäfte! Seht den Gewinn davon."

Entgegen sprach der Rudolph: „So ist es recht geschehn!
Nun magst du wohlgemuthet zu deinem Hause gehn;
Und sollt mir wiedergeben nichts ferner als die Lag',
Und mit den Deinen haben recht einen frohen Tag."

„Und dieses sollt du merken: So du willt recht gedeihn,
So machs nicht allerweile, mein Lieber, allzufein;
Wir denkens oft mit Fugen und habens dumm gemacht,
Der Himmel thut das Beste; das sey nur stets bedacht!"

So ward das Glück des Rudolfs dem Kaufmann offenbar,
Zu seinem großen Troste. — Darauf nach manchem Jahr,
Da man im Heil Zwölf Hundert und Siebzig Drey gezählt,
Da ward das Glück des Rudolfs, das Glück der
ganzen Welt.

Joseph Fick.

Miscellen.

Der am 29. Oct. 1753 zu Neapel geborne und am 21. Juny 1824 eben daselbst verstorbene Nikolaus Fergola, war ein Schüler des Abate Genovesi di Giuseppe Cirillo, allein in der Mathematik, worin er sich einen so großen Nahmen erwarb, war sein Lehrer Marcellus Cecere, von welchem er die ersten Anfangsgründe erhielt. In dieser Wissenschaft übertraf er sehr bald seinen Lehrer. Den ersten Beweis seiner scharfen Forschungen gab er in dem Werkchen Nicoloi Fergola Solutiones novorum quorundam problematum Geometricorum. In demselben durch Hülfe der Integral-Berechnungen, fand er die Gesetze jener Curven, in welchen derjenige Theil eines jeden Tangenten, welcher sich zwischen zwey geraden gegebenen Puncten endigt, dem Radius des osculatorischen Kreises einer solchen Curve im Puncte der Berührung oder Zusammentreffens gleich sey, und im andern sucht er, nach der Weise der Alten, in einer gegebenen Parabel einen gegebenen Raum durch eine gerade Linie zu bestimmen, welche durch einen gegebenen Punct geht. Wie während der Zeit die königliche Akademie in Neapel errichtet wurde, stellte man Fergola bey derselben an, und er bereicherte den ersten Theil der Verhandlungen derselben, mit drey Memoiren. Die erste über die Auflösung einiger schweren Aufgaben der Optik. Die zweyte über die wahre Messung der schneckenförmigen Wölbungen. Die dritte über die Art, die Probleme der Lagen zu lösen.

Er schlug ebenfalls vor, die chorographischen Karten unsrer Region zu bilden und trug darauf an, in den Ebnen Apuliens den Grad des Erd-Meridians zu bestimmen, wie auch den Grad der Anziehung des Penduls, welche von der Kette der Apenninen entstehen, zu beobachten, so wie die hauptsächlichsten Seen und Flüsse des Königreichs zu nivelliren.

Darauf wurde er zum Professor der höhern Mathematik am königlichen Lyceum von S. Salvador ernannt und publizirte alsdann die Anfangsgründe zu den Grundsätzen der Mathematik des Newton. Weiterhin, dem dringenden Verlangen seiner Schüler nachgebend, übergab er dem Abte Felice Giamatacio seine Kegelschnitte, daß er sie erläuterte und bekannt mache, welches auch später geschah. Alsdann publicirte er in einer Sammlung kleiner mathematischen Beobachtungen, im Jahr 1811 in Neapel gedruckt, die Probleme de Inclinationibus. In den Acten der königl. Societät zu Neapel finden sich von ihm noch die Auflösung der sogenannten Probleme Tactionum, eine neue Auseinandersetzung der winkeligen Sectionen des Vieta und des Wallis und die Abhandlung über das interessante Theorem von Cotes, welches früher von Pemberton, Bernouilli, Hermann, Simon, Felsi, Walmesley und Klingestierna beleuchtet worden war. Es bleiben noch ungedruckt von ihm: Ein Cursus sehr interessanter Auseinandersetzungen; eine Abhandlung über die analytische Dioptrik und eine über die Anfangsgründe der Astronomie, neben einer unzähligen Menge Memoiren. Er starb in den Armen der katholischen Religion, der er über alles andere ergeben war, und ward bis zu seinem letzten Augenblick vom P. Telesio, einen seiner vorzüglich geachteten Schüler, gepflegt.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 20. April 1825.

Polytechnische und merkantilische Neuigkeiten.

XVI. Lieferung.

Von Karl Karmarsch.

(Beschluß).

Professor Lampadius in Freyberg gibt folgende Vorschrift zur Bereitung des Kartoffelmehles. Man schneidet die gewaschenen Kartoffeln in Würfel, legt diese (um den das Mehl braunfärbenden Stoff daraus zu entfernen) 48 Stunden lang in eine Lauge aus 4 Pfund Holzasche und 1 Eimer Wasser, wäscht sie durch zweymahliges Aufgießen von Wasser, welches 48 Stunden darüber stehen muß, trocknet und mahlt sie. Letzteres kann auf Kaffehmühlen geschehen. 100 Pfund Kartoffeln geben ungefähr 30 Pfund dieses Mehles.

Eduard Hannl in Wien (Wieden, Favoritenstraße, Nr. 158) hat am 16. August v. J. ein fünfjähriges ausschließendes Privilegium erhalten „auf die Entdeckung (?), unter der Benennung argand'scher Kerzen, Kerzen sowohl von Unschlitt als von Wachs mit hohlen Dochten zu verfertigen, welche sich von den gewöhnlichen Kerzen durch ein schöneres Licht, Sparsamkeit im Brennen, da sie nicht ablaufen und dadurch unterscheiden, daß man sie seltener zu putzen braucht." — Solche Kerzen sind seit einiger Zeit in der Specereywarenhandlung des Herrn Hueber in der Weihburggasse zu haben, und zwar Unschlittkerzen das Pf. zu 42 kr., wachsplattirte Kerzen zu 1 fl. 48 kr. und feine Wachskerzen zu 4 fl. W. W. Wenn ich nicht sehr irre, so sind Kerzen mit hohlen Dochten schon vor ziemlich langer Zeit vorgeschlagen worden; daß aber ihre Verfertigung und Einführung in den Gebrauch je an einem Orte mit gutem Erfolg unternommen worden sey, zweifle ich In Bezug auf die Neuheit der Erfindung dürfte daher unserm Patentirten nicht leicht ein Einwurf gemacht werden können; ob sie auch nützlich sey, bleibt noch zu entscheiden. In der oben mitgetheilten Angabe hat Herr Hannl selbst die Vortheile aus einander gesetzt, welche die Kerzen mit hohlen Dochten besitzen sollen; wir wollen die aufgestellten Behauptungen einzeln prüfen. Ich habe zu diesem Behufe das Licht der Patent-Kerzen (wovon 8 auf das Pfund gehen) mit jenem gewöhnlicher gegossener Talglichter von gleicher Schwere verglichen und es, bey längerem Gebrauche, zwar sehr rein und gleichförmig, aber etwas weniger hell gefunden, als das der gemeinen Kerzen. Dem Ablaufen sind die Patentkerzen sehr natürlich aus dem Grunde nicht unterworfen, weil ihre gewebten, röhrenförmigen Dochte keine Ungleichheiten derjenigen Art besitzen, welche man in gewöhnlichen Dochten so oft findet. Dieser Vortheil wird noch erhöht durch die sehr merklich längere Dauer der neuen Kerzen im Vergleich mit den alten. Acht Patentkerzen (die zusammen ein Pfund wogen) brannten bey meinen Versuchen 7 3/4, 8, 8 1/2, 9, 9, 9 1/2, 9 1/2 und 10 Stunden; im Mittel kann also die Dauer einer Kerze zu 9 Stunden angenommen werden. Drey gewöhnliche gegossene Kerzen, wovon ebenfalls 8 auf das Pfund gehen, brannten 7, 7 1/4 und 7 1/2 Stunden; im Durchschnitte dauert also eine solche Kerze nur 7 1/4 St. oder um 1 3/4 St. weniger lang als eine von den patentirten. Die Ursache dieses bedeutenden Unterschiedes liegt ohne Zweifel darin, daß im Innern der Flamme einer gewöhnlichen Kerze eine Menge Theile des Unschlitts unverbrannt verflüchtigt werden, während bey einem röhrenförmigen Dochte die Zersetzung nur am Umkreise desselben, also dort Statt hat, wo die Verbrennung durch den freyen Zutritt der Luft vor sich gehen kann. Dieses möchte, nebst der Verhinderung des Ablaufens, der einzige (aber nicht zu verwerfende) Vortheil der neuen Kerzen seyn; denn ein Luftzug durch das Innere des Dochtes (wie er bey der argand'schen Lampe Statt findet) ist nicht nur keineswegs zu

vermuthen; sondern man kann sich von der Abwesenheit desselben leicht durch die Erfahrung überzeugen, daß weder die Dauer des Brennens, noch die Helligkeit des Lichtes eine Änderung erleidet, wenn man die untere Öffnung des Dochtes verstopft. Die Benennung argandsche Kerzen, ist daher bloß durch die Form des Dochtes gerechtfertigt. — Ich habe es nicht unternommen, durch einen Versuch zu entscheiden, ob die Angabe des Patentirten „daß man die neuen Kerzen weniger oft zu putzen brauche" gegründet sey; allein folgende einfache Betrachtung kann hierüber angestellt werden. Wenn das Putzen jedesmahl dann nöthig wird, wenn der verbrannte Theil des Dochtes bis zu einer gewissen Länge angewachsen ist; so muß es bey zwey Dochten von einerley Länge gewiß gleich oft vorgenommen werden, und mithin macht die Kerze, welche länger dauert, das Putzen in einer gleichen Zeit weniger oft nöthig. — Ob in ökonomischer Hinsicht bey der Anwendung der argand'schen Patentkerzen ein Vortheil Statt habe, würde erst dann streng ausgemacht werden können, wenn man die Intensität ihres Lichtes mit jenem der gemeinen Kerzen genau verglichen hätte. Für solche Fälle jedoch, wo es (wie dieß häufig ist) mehr auf das Daseyn eines Lichtes, als auf eine bestimmte, große Helligkeit desselben ankommt, haben die neuen Kerzen unbestreitbare Vortheile. Ein Pfund derselben, von 8 Stück, brennt (nach meinem obigen Durchschnitte) 72 Stunden, und kostet 42 kr. W. W. folglich kommt die Beleuchtung während einer Stunde auf 583/1000 Kreuzer. Gewöhnliche gegossene Kerzen, wovon das Pfund (8 Stück) 58 Stunden brennt, kosten in dem Augenblicke da ich dieses schreibe 34 kr. W. W. und die Beleuchtung durch eine Stunde kommt demnach auf 586/1000 Kreuzer. Wie klein auch dieser Unterschied, auf diese Art ausgedrückt, erscheint, so kann er dennoch an Orten, wo großer Kerzen-Verbrauch Statt findet, bedeutend werden. Sollte er dieses aber auch nicht, so empfiehlt schon die sichere Vermeidung des unangenehmen Ablaufens die neuen oder sogenannten argand'schen Kerzen.

Kurze Notizen.

England zählt ungefähr 280,000 Baumwollespinner an seinen Maschinen. Es würden, um eben so viel Garn mit der Hand zu spinnen, als gegenwärtig die englischen Maschinen liefern, über 30 Millionen Menschen erfordert werden.

Thee soll von den Chinesen, zur Vermehrung des Gewichts, mit eisenhältigem Sande vermengt werden.

Der französische Fregatten-Capitän von Montgery hat einen schon früher gemachten Vorschlag, der für den Seehandel von höchster Wichtigkeit wäre, neuerdings in Anregung gebracht; nähmlich die Schiffbarmachung der Seine bis nach Paris aufwärts in solcher Art, daß Seeschiffe ihre Ladung unmittelbar nach dieser Hauptstadt bringen können. Paris wäre dann gewisser Maßen ein Seehafen, 25 deutsche Meilen vom Meere entfernt.

In den neuen Goldbergwerken am Ural soll sich zuweilen auch Platina finden.

Zu Frankfurt am Main geht man damit um, eine Privat-Bank zu errichten. Sie soll vorerst einen Fond von 5 Millionen Gulden in Actien zu 500 fl. besitzen, und Geschäfte als Girobank, Esconto-Bank und Leihbank treiben. Sie stellt Anweisungen auf sich selbst aus, die stündlich bey ihrer Casse realisirt werden können.

Die Stadt Rochdale in Lancashire nebst den anliegenden Dörfern liefert wochentlich 20,000 Stück, von 46 Yards, Boy und Flanell, also des Jahres 47,840,000 Yards, im Werthe von drey Millionen Pfund Sterling. 30 Mill. Yards werden in den vereinigten englischen Königreichen verbraucht, das Übrige wird ausgeführt.

Man hat in England Baumwollengarn gesponnen, wovon das Pfund 340 Schneller oder Nummern enthielt, welche zusammen einen 294,000 Yards, oder etwas mehr als 167 engl. Meilen langen Faden bildeten.

Die Classiker unserer Zeit.

Lord Byron und Walter Scott. *)

Die englische Literatur ist uns Deutschen fast so geläufig, als unsere eigene, oder manchem vielleicht noch geläufiger. Woher kommt das? Gewährt unsere Literatur nicht Befriedigung genug, oder herrscht Winterdürre in derselben, oder bekommt die Lesewelt sonst nicht Futter genug? Manche Bewunderer des englischen Parnasses möchten uns aufbüeden, daß auf ihm allein unser Heil zu suchen sey. Sie werden auch von einer Schaar von Übersetzern so nachdrücklich unterstützt, daß die alte deutsche Eiche mit überseeischen Gewächsen voll gepfropft, kaum Säfte zur Erhaltung und Gesundheit ihrer eigenen Früchte hat. Daher ist es kein Wunder, wenn sie immer krüppeliger und elender wird und ihre Producte auf der Leipziger Messe ein sieches und welkes Leben in sich tragen.

Wir wollen gleich bey den Hauptanführern des poetischen Chorreigens auf der meerherrschenden Insel beginnen, da sie, wie die Dioskuren den Schiffern, dem gesammten Poetenvolk ihrer Nation, mit schimmerndem Licht vorleuchten auf jenen Bahnen nähmlich, die zu den Höhen des Parnasses führen. Ein Stern ist zwar in der englischen Poesie zu Anfang des verflossenen Lenzes, wo gerade der Gesang erwacht, erloschen; aber der andre strahlt jetzt um so herrlicher, da er einsam, wie Nordlichtschein, die Nebel und

*) Europäische Blätter.

Mächte erhellte. Byron hat zu dichten und zu schreiben aufgehört, und sein letztes Gedicht „The deformed transformed" ist unvollendet geblieben, so wie sein „Don Jouan" den er fortsetzen wollte; allein er hat über sich schreiben *gemacht*. Die vielen Artikel in den Zeitblättern abgerechnet ist ein ganzes Werk über seinen Charakter und poetischen Genius von Egnerton Brydges (Lettres on the character and poetical Genius of Lord Byron) der manches über die italienische Literatur schon geschrieben, in London erschienen. Der Verfasser hat die Briefform gewählt, weil er so seine Ansichten und Behauptungen ungekünstelter vortragen kann; sie zeugen von einem gebildeten Geschmack und reifen Urtheil. Er spricht Byron's Dichtungen die *Wahrheit* ab; „seine Angriffe auf unsre Religion, sagt er, sind zu positiv und empörend, als daß sie bemäntelt werden könnten." Unter jener Wahrheit ist die sittliche und geistige, also die poetische Schönheit überhaupt zu verstehen. An einem andern Orte sagt er: „Seine (Byron's) poetischen Gestalten tragen alle die Mängel seiner eigenen geistigen und moralischen Natur; es sind Wesen der Gewalt; sie sind parteyisch und mit excentrischen Gaben ausgestattet; sie hassen die moralischen Bande, verachten den Zustand und das Daseyn, in dem sie sich bewegen müssen; sie tragen glänzende Laster an sich und machen geheimnißvolle Ansprüche auf Vorzüglichkeit, die über ihre Bestimmung hinaus gehen, sie von den gemeinen Banden des Lebens losreißen und ihnen ein Anrecht geben, die kühnsten und sonderbarsten Streiche zu begehen, wie es Leidenschaft oder Laune ihnen eingibt, ohne aber dadurch die Achtung und Bewunderung zu verlieren, gleichsam zur Rache, daß sie unter Geschöpfe, die weit unter ihnen stehen, herabgewürdiget worden."

Byrons Grundnatur war nicht unedel; allein er war ein an irdischen und geistigen Gütern reicher Mann, bey dem die Einbildungskraft über alle andern geistigen Fähigkeiten ein entschiedenes Übergewicht erlangt hatte. Er war frey, offen und wahr, die Lüge haßte er über alles. In seinem Betragen konnte er sehr einnehmend und anziehend seyn. Vorherrschend war bey ihm die Eitelkeit, oder die Sucht nach ausschließlicher Berühmtheit; er duldete keinen Nebenbuhler neben sich, darum haßte er den Bonaparte und Wellington, weil sie der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit eine Zeit lang fast ausschließlich wurden; darum fürchtete er den öffentlichen Tadel, obwohl er that, als setze er sich darüber, so wie über die Meinung der Welt und der Menschen überhaupt hinweg. In seinem Äußern wollte er durchaus etwas Auffallendes haben. Allen Leidenschaften gab er sich bis zur Sättigung und zum Überdrusse hin, so dem Trunke, obwohl er sonst gar kein Trinker war, der sinnlichen Ausschweifung und sogar dem Geitze, wie ihn eben sein Temperament und die Laune trieb. Indem er sich von der Welt zu isoliren schien, bedurfte niemand mehr derselben, als Lord Byron, denn wo wäre sonst das Theater für seine widerstreitenden Leidenschaften geblieben? Zuletzt erfüllte ihn die Leidenschaft nach Thaten, und er wollte die Feder mit dem Schwerte vertauschen, um seinem Ehrgeiz eine neue Bahn zu brechen. Er hatte durchaus keine festen, moralischen Prinzipien. Mit einem Worte, er war äußerst reizbar, ungestüm und heftig, launisch, zuweilen sogar kindisch, eigenwillig, ausschweifend, untreu und sinnlich; aber auch muthig und furchtlos, ein leidenschaftlicher aber unbeständiger Freund, und der höchsten Begeisterung und Opfer fähig.

Dieß ist der Charakter eines Dichters, welchen die öffentliche Meinung und die Kritiken eben so sehr erhoben, als herabgesetzt haben, je nachdem man sich bloß an die eine oder die andere Seite seiner Doppelnatur anschließt und daraus sein Urtheil schöpft. Byrons Charakter hängt mit dem seiner Dichtungen unzertrennlich zusammen, nicht daß er *sich* darin dargestellt hätte, sondern weil sie die Momente seines innern Lebens enthalten. So wie ihn die Leidenschaft erfaßte, so gab er sich, kühn in Gedanken und Ausdruck, voll Enthusiamus für das Schöne und Große, voll edler Begeisterung für die Freyheit und voll edler, herzergreifender Klage über hingeschwundene Größe und vergangenes Glück, aber auch voll Bitterkeit und Hohn über die Welt und das Hohe, was wir verehren, gemein, matt und schwach. Seine Poesie gleicht einem ungestümen Bergbach, der von dem Sonnenlichte bestrahlt, seine funkelnden Wasser herabrollt; aber vom Regen getrübt und angeschwollen die schlammgelben Wasser mit Koth, Steinen und Gehölz wild in die Ebenen wälzt und die schönsten Fluren verwüstet. Seine Phantasie faßte nur die äußern Erscheinungen in der Natur und im Leben auf; sie spielte regellos, wie eine rohe Naturkraft, weil nichts sie zügelte, und weil sie den Dichter, der nur der Leidenschaft Gehör gab, gewaltsam fortriß. Darum hatte Byron kein *dramatisches* Talent; er konnte nicht in das innere Wesen der Charaktere dringen und sie unterscheiden. Man muß sein herrliches Talent bewundern, aber zum *wahrhaft großen* Dichter fehlt ihm die sittliche Basis; man möchte sagen, daß die *Eigenliebe* und *Selbstsucht sich bey ihm zur Poesie gestaltet* und *von seinem Talent begünstigt*, die Form und den Reitz einer gewissen äußern Schönheit angenommen. Er ist der *persönlichste* Dichter und als solcher *unnachahmbar*, weil man durchaus *er selbst* seyn müßte; daher er auch nie als Muster gelten kann und kein Dichter

aller Zeiten und Völker ist. Er ist, weil er die Stimme keines andern Gottes, als der Eigenliebe in sich trug, recht eigentlich der reifste Sohn und ein Zeichen der Zeit, die voll Ansprüche auf außerordentliche Vorzüge und Belohnungen, voll Stärke und Schwäche, voll Ringen und Verzweiflung, nur in der Ohnmacht, ihren Charakter und Bestand hat. — Der Eindruck von Byron's Dichtungen ist wie die Wirkung einer zermalmenden Naturerscheinung. Wir staunen, Wir bewundern auch im ersten Augenblick: aber wir werden nicht erhoben, es fehlt der Zusammenhang mit der sittlichen Welt. Nichts löset die schneidende Dissonanz in unserem Gemüthe auf! Byron der Dichter ist eben so unversöhnbar, als Byron der Mensch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel am 2. April 1825.

Daß die Luftreise neuer Art (Archiv l. J. Nr. 3) in das lustige Reich der Mährchen gehört, ist schon in der Anmerkung daselbst angedeutet worden. Vorzüglich sind es die Correspondenten englischer Blätter, welche solche handgreifliche Lügen verbreiten, auf die auch weiter Nichts zu erwiedern ist. Dagegen halte ich für Pflicht, die Unwahrheiten feinerer Art zu rügen, und so den allenfalls durch sie entstehenden irrigen Ansichten vorzubauen. Der Brief eines englischen Reisenden, in der Dresdener Abendzeitung vom 31. Jänner l. J. aus dem Moniteur aufgenommen, gibt mir gleich zu einer solchen Rüge Gelegenheit.

Dieser Reisende schreibt: „daß er zu Pompeji im Hause des Diomedes seine Wohnung genommen habe, welches am Thore nahe der Gräberstraße und gleich neben dem Pallaste des Sallustus stehe." Hierauf muß bemerkt werden, daß mit Strenge gewacht wird, Niemanden — wessen Standes oder Nation er auch seye — ohne Begleitung eines königlichen Aufsehers durch Pompeji wandeln zu lassen; was auch sehr weise angeordnet ist, indem ohne diese Fürsorge schon längst alles nur halbwegs Bewegliche weggeschleppt worden wäre. Um wie viel strenger nun dafür gesorgt wird, daß zur Nachtzeit kein Mensch in den Ringmauern der Stadt bleibe, bedarf keiner weitern Versicherung.

Wenn also dieser Engländer — wegen seinen interessanten Untersuchungen, wie er sich ausdrückt — durchaus in Pompeji Wohnung haben wollte, so war ihm höchstens gestattet, sich in dem, dem Hause des Diomedes angebauten, Wachtzimmer zu dem dort befindlichen Invaliden und Aufseher einzuquartiren; und wenn er schreibt, daß er dieses Haus — als zu seinem Zwecke besser geeignet — den Pallästen näher, dem Forum vorgezogen habe, so ist dieß eine eitle, nichtssagende Prahlerey.

Das Haus des Diomedes steht aber keineswegs am Thore von Pompeji, sondern am Anfange der Gräberstraße und ist das einzige, welches bis jetzt in dem Pagus Augusta felix aufgedeckt ist. Der Pallast des Sallustus, den die Phantasie des Reisenden gleich neben an zu setzen beliebt, ist in der eigentlichen Stadt das 8. Haus linker Hand auf der via consularis, zwischen ihm und dem Hause des Diomedes liegt die lange Gräberstraße, das Stadtthor und dann noch 7 Häuser, zusammen eine Strecke von 400 Schritten, (siehe Jorio's Plan von Pompeji).

Die Nachgrabungen in Pompeji geschehen zwar mit vieler Ordnung und Sorgfalt, jedoch nicht mit dem Eifer, dessen in dem Briefe bemerkt wird; indem täglich nur 30 bis 40 Arbeiter damit beschäftigt sind, die zur Ausgrabung eines Hauses oft Monath lange Zeit brauchen, welches doch mit den gespannten Erwartungen aller Verehrer dieses antiken Heiligthums in keinem Verhältniße steht. — Wer schon zugegen war, wenn der letzte Schutt von den Fußböden weggeräumt wird, unter welchem gewöhnlich die Geräthschaften verborgen liegen, wird bezeugen, daß dieß mit vieler Vorsicht und nicht ohne Mißtrauen gegen die Umstehenden geschieht, und daß Niemand außer dem angestellten Personale irgend etwas berühren darf. Wir werden also die Versicherung des Engländers, daß er selbst ein goldenes Halsband von dem Nacken eines in den Bädern zu Pompeji vorgefundenen Skelets abgenommen habe, zu dem Pallaste des Sallustus stellen können, der mit einem Mahle aus der Stadt in die Vorstadt wandern mußte, wie wir Eingangs gehört haben.

Wenn wir nun ferner in diesem Briefe von der zahllosen Menge kleiner Figuren lesen, welche die Corniche im Hauptzimmer der Bäder tragen, so möge die Einbildung des Lesers sie auf einige und zwanzig Stücke reduciren, und darnach im Voraus die zahllosen Irrthümer und falschen Ansichten bemessen, die wir dereinst von diesem englischen Reisenden zu erwarten haben, falls es ihm gefallen sollte, seine interessanten Untersuchungen durch den Druck gemeinnützig zu machen.

Der Zulauf der Fremden nach Neapel ist seit dem neuen Jahre ungewöhnlich groß; jetzt sind die meisten zu den Osterfeyerlichkeiten nach Rom abgereist. Unter den reisenden Künstlern machen dießmahl die Norddeutschen und Dänen die Mehrzahl aus. Unser wackerer Landsmann, der Mahler Leopold Kupelwieser aus Wien, erhohlt sich hier von seiner ihm in Sicilien zugestoßenen schweren Krankheit und genießt die allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit, die seinem Charakter und seinem Talente gebühre. — Der Mahler Carl Schulze aus Dresden ist in Rom zum katholischen Glauben übergetreten.

In Pompeji ist in diesem Monathe ein Haus — gegenüber den Bädern — aus seinem 1800jährigen Grabe erstanden, dessen Wandgemählde alles übertreffen, was in dieser Art bis jetzt noch aufgefunden worden. Die Lebendigkeit der Farben überrascht, wie die vortreffliche Darstellung der Figuren; die Köpfe sind ausdrucksvoll und lassen nichts zu wünschen übrig.

Die neue, durch das österreichische Militär gemachte, Straße über den Pausilipp gegen Pozzuoli, ist ihrer Vollendung so nahe, daß sie bereits an Sonn- und Feyertagen — wo nicht gearbeitet wird — befahren werden kann, und auch Alles zu sich herbeylockt, da sie die genußreichste Spazierfahrt um Neapel darbiethet.

Lr.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 22. April 1825.

(48)

Bruchstücke aus einer Correspondenz über den Hesperus vom Jahre 1817.

(Das Original ist für das vaterländische Museum in Böhmen bestimmt.)

(Beschluß.)

Das fürstl. Esterhazysche Schloß Forchtenstein. S. 211.

Auch Maximilian von Polheim und die Meggau, erscheinen als Pfandbesitzer von Forchtenstein. Der erstere war es durch seine Gemahlinn Judith, des letzten Weißbriachers Erbtochter, geworden. — Nach Herrn B. (S. 214) wäre es ein Graf von Schwarzenberg gewesen, welcher das in Göding von Bethlen Gabor eingeschloßene kaiserliche Heer befehligte. Gleichwie die Schwarzenberge damahls noch keine Scholle Landes in der Monarchie besaßen, (denn Auspitz — Hestopetsch — welches Adolph von Schwarzenberg als Belohnung wichtiger Dienste, von K. Rudolph II. erhalten hatte, war bereits vor dem J. 1598 wieder veräußert); so scheinen sie damahls auch nicht in der entferntesten Beziehung mit dem Regenten gestanden zu haben. Die eine Linie dieses Hauses lebte in Bayern; die andere in den brandenburgischen Staaten, welche Graf Adam als Minister, Oberstkämmerer und Heermeister zu Sonnenburg, mitten unter den Stürmen einer unglücksvollen Zeit, mit Weisheit und Milde regierte, bis der Tod seines Gönners, des Churfürsten Georg Wilhelm, ihn der gereitzten Empfindlichkeit seines Nachfolgers und der Wuth zahlloser Neider preisgab. (Die brandenburgischen Schriftsteller, selbst die neuesten, sind dermaßen parteyisch, daß sie nicht einmahl die Härte rügen, mit welcher Graf Adams Sohn der Anwartschaft auf das Heermeisterthum Sonnenburg, und der vom Vater mit schwerem Gelde erkauften Ämter Zehden, Saarmund, Seelow u. s. w. in der Mark Brandenburg, entsetzt wurde Gerechter war Johann Adolphs neues Vaterland, welches von ihm rühmte, daß er sey: Cato in foro: Cicero in rostris, Fabius in armis; patriae providus; prodigus sui.) — Zudem wird jener kaiserliche Feldherr, von den gleichzeitigen Schriftstellern stets Conte di Montenegro genannt, womit sie unstreitig eine italienische oder spanische Abkunft bezeichnen. Um aber Herrn B. vollends zu überzeugen, daß er sich die unfruchtbare Mühe gegeben, einen Geschlechtsnahmen zu übersetzen; wollen wir ihm das wenige mittheilen, was uns von diesem Hieronymus Caraffa Marchese di Montenegro bekannt ist. Er war im Jahre 1564 geboren. Sein Vater Rinaldo Caraffa della Statera, obgleich von Philipp dem II. zum ersten Marchese di Montenegro, (unweit des Sangro-Flußes und Citta Borella, im dießseitigen Abruzzo) ernannt; hatte ihn in sehr dürftigen Umständen zurückgelassen. Hieronymus meinte, sie durch seine Heirath mit Hippolyta von Lannoy zu verbessern; fand sich jedoch in seiner Erwartung betrogen. Aus Verdruß zog er nach fünf traurigen, im Ehestande verlebten Jahren, nach den Niederlanden, sein Heil im Kriege zu versuchen. Er focht als Freywilliger, unter Alexander Farnese; und hatte nach drey Jahren, sich eine Schwadron Reiter und solchen Ruf der Tapferkeit erworben, daß Portocarero sich ihn bey seinem verwegenen Unternehmen auf Amiens, und bey der Vertheidigung seiner Eroberung gegen die Franzosen, zum Gehülfen erbath. Nach Portocareros Tode mußte er den Oberbefehl übernehmen; und Amiens ging erst nach der hartnäckigsten Gegenwehr verloren. Zum Lohne wurde Montenegro von dem Erzherzoge Albrecht, zum Mitgliede des Kriegsrathes und zum Obersthaushofmeister ernannt. Er sehnte sich jedoch nach weiterer Beförderung, welche zu erreichen, er die Reise nach Madrid unternahm. Philipp III. empfing ihn mit Achtung und Güte und schickte ihn nach Italien, um das

Mayländische gegen den Herzog von Savoyen vertheidigen zu helfen. Auf der Reise durch Frankreich, wurde er von gedungenen Mördern angegriffen; entging ihnen aber, wie durch ein Wunder nach verzweifeltem Kampfe. Kaum in Monaco von vier schweren Wunden geheilt, eilte er zur Armee, um bey der Belagerung von Vercelli (1617) die Stelle eines Mästro di Campo Generale zu versehen. Der glückliche Ausgang erhöhte den Ruhm des Marchese dermaßen, daß Kaiser Ferdinand II. sich ihn nach Buquoys Tode ausbath, um ihn an die Spitze seiner Heere zu stellen. Gegen Bethlen Gabor war Montenegro jedoch nicht glücklich, vielleicht weil die eigenthümliche Lage von Göding, gleichwie das böhmische und sächsische Erzgebirge, vom Feldherrn, der sich vor Schaden bewahren will, besondere Aufmerksamkeit und sorgfältiges Studium des Terrains erheischt. Nach dem Frieden ging Montenegro nach der Lombardey zurück; befehligte eine Zeit lang die Cavallerie des mayländischen Staates; wurde alsdann nach Aragonien als Vicekönig versetzt und sollte endlich den Cardinal-Infanten nach Nördlingen und Brüssel als Mentor begleiten, als der Tod ihn unterwegs überraschte. Er starb zu Genua, im April 1633, beynahe 70 Jahre alt und wurde von Johann Caraffa, Herzog von Jelci, beerbt.

Der Nahme Napoleone. S. 279.

H. Prof. H. von H. scheint nicht anhaltend gesucht zu haben; sonst würde ihm nicht entgangen seyn, wie häufig der Nahme Napoleon, in einem der größten Häuser der Christenheit, bey den römischen Ursinern gefunden wird. Wir erinnern hier nur an Napoleone Orsino, einen von Robert Guiscards Feldherrn; — an Napoleone Orsino, den Gonfaloniere der römischen Kirche; — an Napoleone, Herrn von Marcellino; — Napoleone, Grafen von Tagliacozza; — Napoleone, Abten zu Farfa; — Napoleone, verdient unter P. Nikolaus den IV. u. s. w.

Übrigens heißt die herzogliche, noch blühende Familie in Frankreich, deren H. Prof. H. von H. gedenkt, Albert; nicht Albret und sie dürfte so wenig ihre Abstammung von den Alberti in Toscana, als ihre Verwandtschaft mit dem P. Innocenz IV. bewähren können. Bekanntlich wurde sie zuerst reich und berühmt durch Carl von Albert, welchem die Fertigkeit, Krähen und Dorndreher zur Sperlings- und Schwalbenbeitze abzurichten, die Gunst K. Ludwig des XIII. — das Gouvernement der Picardie, — die Ämter eines Connetable, Großsiegelbewahrers und Oberst-Falkenmeisters von Frankreich; — wie auch die Mittel zur Begründung des Herzogthumes Luynes bey Tours und zur Erwerbung fürstlichen Reichthums, verschaffte.

Das von dieser Familie Albert ganz verschiedene Haus Albret, hatte seinen Stammsitz und unermeßliche Besitzungen, am Fuße der Pyrenäen. Den Beweis für die uralte Größe dieses Hauses, würde in Ermanglung eines anderen, die einfache Erhabenheit seines Wapenbildes, (ein rother Schild) liefern. Johann von Albert erheirathete das Königreich Navarra; seine Enkelinn Johanna, wurde die Mutter Heinrich des IV., welcher Navarra und das ganze Erbe der ältesten Linie von Albert, mit der Krone Frankreichs vereinigte; gleichwie die endlich noch allein übrige Linie von Miossans, nach dem Tode des letzten Mannes (im Jahre 1678) von dem Hause Lothringen beerbt wurde.

Historische Fragmente über Bayern und Böhmen. S. 318.

Herr B. hat sich durch das blinde Nachbethen der Träume eines Aventin, von der alten Unabhängigkeit und Größe des bayerischen Volkes, von der Tiber, bis an die Saale und den Granfluß, eigentlich außer den Bereich der historischen Kritik, versetzt. Die folgenden Betrachtungen und Zweifel, werden ihm indessen beweisen, daß wir lobenswerthem Bestreben, niemahls die gebührende Aufmerksamkeit versagen. — Es ist gar nicht ausgemacht, daß Arminius mit Herrmann zu übersetzen sey. — Erwünscht wäre es, wenn es Herrn B. gefallen wollte, die Verträge und Bedingniße mitzutheilen, unter welchen der erste bayerische Herzog Garibald von der Nation(!!) eingesetzt worden? — Das nähmliche muß von dem Bündniße, welches die Bayern vorzugsweise, also freywillig, mit den Franken eingegangen seyn sollen, gewünscht werden. Da die bayrischen Herzoge sich darin die Landeshoheit im ausgedehntesten Sinne vorbehalten, so haben sie vielleicht auch für gut befunden, uns zu sagen, was man im VI. Jahrhunderte, unter Landeshoheit verstanden! Bekanntlich wollen einige Grübler kaum im XIII., ja XIV. Jahrhunderte, etwas davon finden. — Die Darstellung des argen Frevels, welchen die Franken unter dem Schutze dieses Bündnißes in Bayern getrieben, ist wohl aus den kürzlich in Bamberg wiedergefundenen „Selbstbetrachtungen König Garibalds" entlehnt? setzt aber nach alledem in gerechte Verwunderung, was der bayerische Reichs-

archiv-Director C. H. Lang, Gemeiner in Regensburg, Reg. Rath. Dolliner in der Abh. über die staatsrecht Verhält. der Ostmark und Hormayr im 1. Band seiner sämmtl. Werke darüber gesagt und die Acten geschlossen haben. — Woher kömmt Herrn B. die Gewißheit, daß das in früheren Zeiten Sarmaten genannte Volk, späterhin unter dem Nahmen der Slawen bekannt wurde! — Übrigens bezeichnet die Geschichte, niemahls als ein Volk von Räubern und Mordbrennern, das emsige und gutmüthige Volk, welches die höchsten Gipfel der Karpathen, die unfruchtbaren Thäler der dinarischen und julischen Alpen urbar gemacht; die böhmischen Wälder gelichtet, den Grund zum herrlichen Anbau von Sachsen gelegt; die Deutschen in Bergbau unterrichtet, an die Wolga und den Baikal, den Pflug und die Webersphule verpflanzt hat. — Zu Worms erzählt Herr B. habe Taßilo zwölf Geisel gestellt, bloß vornehme Bürger! — zu Ingelheim sey der große Carl, in die unwürdige Rolle verfallen, durch die sich Philipp auf dem Schlachtfelde von Chäronea schändete! — Was soll der Ausdruck Bürger, von dem VIII. Jahrhunderte gebraucht, bedeuten? Wo finden sich die Beweise für jene gehäßige Beschuldigung? — Das Kloster Gemeticum, (nicht Gemeticus;) in welchem Taßilo durch mehrere Jahre verwahrt wurde, ist die berühmte Benedictiner-Abtey Jumiege auf dem rechten Ufer der Seine, zwischen Rouen und Caudebec in der Normandie gelegen. Die Kirche enthielt ein höchst merkwürdiges Denkmahl le tombeau des Enervés genannt: welches D. Mabillon und seine Schüler, als das Grabmahl der Söhne Taßilos, betrachten: andere den Söhnen Carlmanns, des Bruders von Carl dem Großen, zuschreiben.

St...berg.

Die Classiker unserer Zeit.

(Fortsetzung).

Walter Scott ist, als Dichter, Byron nicht so unähnlich, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Sie waren übrigens stets in gutem Vernehmen; Byron war stolz auf seine schottische Herkunft und Walter Scott spitzte mehrmahls seine Feder zum Lobe seines hohen Freundes. Scott ist in diesem Jahr auch besonders fruchtbar gewesen, indem er mit zwey Romanen auftrat, dem Ronansbrunnen, von dem wir bey einer andern Gelegenheit geredet haben, und Redgauntlet. In Bezug auf den letzten Roman enthält ein angesehenes englisches Journal folgende Stelle: „Die große Popularität Walter Scotts ist ein Zeichen der Zeit, und das Interesse, welches die gegenwärtige Generation an blos beschreibenden Werken nimmt, welche eine Reihe, alles sittlichen Interesses entblößter Gemählde enthüllen und Charaktere darstellen, deren politisches Treiben eben so verworfen, als ihr Privatwandel entwürdiget ist, ist ein unzweydeutiges Zeichen von schuldvoller Gleichgültigkeit für Recht und Unrecht, und von einer Geistesentmannung, welche die Vorläufer einer allgemeinen Entwürdigung sind. Wie viel von dieser Wirkung den Talenten des Verfassers, oder den Besonderheiten des Zeitalters anzurechnen ist? verdient eine reifliche und ernste Erwägung." — Wir haben von diesem Roman zwey deutsche Übersetzungen, die gewiß in den Händen aller Leser sind, daher wir uns enthalten, des Breiteren darüber zu reden; nur bemerken wir, daß hier Walter Scott, so wie in vielen andern Romanen das sittliche Interesse dem irdischen der Unterhaltung, wie etwa bey einer schönen reichbesetzten Tafel, unterwirft. Man könnte freylich einwenden, daß dergleichen Gemählde, wie eine Welt seyen, wo jeder nach den Bedürfnissen seiner Natur und Erziehung das Gute hineinlegen, oder herausfinden könne. Allein wir wollen in der Dichtung keine alltägliche Welt, sondern eben eine poetische, deren Wahrheit und Schönheit ohne Unverletztheit des sittlichen Ideals nicht bestehen kann.

Lord Byron und Walter Scott sind eigentlich in einem gewissen Verstande mehr dichterische Mahler, als geniale Dichter. Beyde bewegen sich in einem bestimmten Kreise, über den sie nie hinaus schreiten dürfen, ohne aus der Rolle zu fallen. Sie spielen nur auf einem Instrument, das jeder für sich besonders gestimmt hat, ohne den ganzen Umfang und die Tiefe der Musik zu ahnen oder zu verstehen; der eine, wie ihn sein Gott oder Dämon treibt, unbekümmert um den Ton der Saiten und die Harmonie, wenn er nur sein Herz einer Bürde entladet; der andere kennt sein Instrument besser, er hat durch lange Übung dasselbe kunstreicher spielen gelernt. Beyde verfallen in eine gewisse Monotonie; es fehlt ihnen innere Mannigfaltigkeit. Byron dramatisirt die äußere Natur, Scott beschreibt sie. Byrons Dichtungen haben ihn selbst und sein abenteuerliches Leben und alles, was darin vorging, Gutes und Böses, Hohes und Gemeines zum Mittelpunct, die von Walter Scott das schottische Leben und die schottische Natur. Die Grundlage beyder ist historisch, bey dem ersten jedoch autobiographisch.

Das Gemählde aus dem Leben und dem Lande eines eigenthümlichen, kräftigen, heldenkühnen Volkes, haben schon an sich und als bloße Geschichte, etwas sehr anziehen-

des, wenn sie auch nicht mit dem Reichthum eines Talents ausgestattet und dargestellt wären, wie es Walter Scott besitzt. Daß er an diese Fundgrube zu poetischen Darstellungen gerieth, war wirklich ein wahrer Fund für sein Talent und die Poesie: er mußte ein nationaler, wenn auch nicht origineller Dichter werden und konnte des Beyfalls sicher seyn. Aber die schottische Heldenwelt hat; wie die Berge, Thale, Seen und die eintönigen Brandungen des Meers an die Felsklippen, die sie umgeben, etwas abgeschlossenes und lassen nur einen, zwar reichen, aber doch in höchst ähnliche, fast gleiche Gleise zurückführenden, Kreislauf zu. Darum kommen in Scotts Romanen, dieselben Charaktere und Erscheinungen, nur in andern Gestalten und Beziehungen immer wieder vor. Der Reichthum der Geschichte und die Thatenfülle ist mehr scheinbar, denn dieselben Grundsätze, dasselbe Streben, dieselbe Richtung und Beschäftigung der Kraft und des Lebens erben sich in ununterbrochener Folge von den Vätern auf die Söhne und Enkel fort. Dieselbe Erscheinung erblicken wir überall, wo sich neben der Eigenthümlichkeit des Landes, eine derselben entsprechende Eigenthümlichkeit des Volkes gebildet und in einander eingelebt hat. Ohne Schottland gibt es keine schottischen Helden und umgekehrt. Daher ist dem Walter Scott die Schilderung des Landes, des äußerlichen Lebens überhaupt eben so wichtig, als die Personen und die Erzählungen; daher treten bey ihm auch oft die Hauptbelden und Hauptheldinnen im Hintergrunde zurück und scheinen ihm bloß zur Folie seiner Gemählde zu dienen. Dieß Talent zu schildern, womit er eine terra incognita, mit allen Reizen seines mahlerischen Pinsels ausgeschmückt, auf einmahl leibhaftig vor unsere Seele zaubert, ist es auch vorzüglich, das einen solchen Furore, so weit Romane gelesen werden, hervorbrachte. Er zeichnet seine Personen und das äußere Leben bis ins kleinste Detail, bis in die kleinste Falte, und führt mit der Feder aus, was der Landschafts- und Historienmahler mit dem Pinsel thut.

Aber Scotts Gemählde sind von dem innern großen Leben losgerissen, sie stehen isolirt und außer Zusammenhang da. Die Geschichte seines Volkes ist ein Heldenepos, darin nur ein Geist lebt. Er hat sie zerbröckelt und zerstückelt, wir sehen keinen innern Zusammenhang mehr und der innere Genius verstummt in dem Tumult der äußern Erscheinungen und gewaltsamer Leidenschaften. Darum haben englische Kritiker seine Dichtungen „eine reizende Äußerlichkeit" (a pleasing superficiality) genannt. Seine Charaktere leben nur ein äußeres Leben; er schildert nur die Wirkungen und Erscheinungen, wie sie sein mahlerisches Talent auffaßt, aber nicht die Thatsachen und Ursachen; er individualisirt das innere Leben nicht; er zeichnet, aber charakterisirt nicht immer. Zum Romantiker fehlt ihm die Höhe und Tiefe der Phantasie und des Gemüths, zum wahrhaft großen Dichter, die poetische Weltanschauung. Es gibt etwas, das unmittelbar den Genius der Menschennatur erfaßt und erhebt; daß aber, weil es unbeschreiblich ist, Walter Scott nicht hat. Man könnte seine Dichtungen dem äußern, kunstreichen Schmuck und Zierrath eines gothischen Domes vergleichen; jener Schmuck hat an sich etwas Schönes; diese Schönheit wird jedoch nur durch das, was im innern Heiligthum ist, zur höchsten Schönheit und Harmonie, weil sie das Irdische durch die Kunst mit dem Himmel zu vermählen strebt. Jenes innere Heiligthum blieb dem Genius Walter Scotts verschlossen. Er wußte aber das Äußere so reich und kunstvoll zu gestalten, daß die gläubige Welt meint, des inneren Heiligthums entbehren zu können.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit ein Werk anführen, das Walter Scotts Romane historisch erläutern soll. (Illustrations, critical, historical, biographical and miscellaneous of novels by the author of Waverley. By the Rdv. Richard Warner. London 1824. 3 vols.) Der Verfasser desselben mischt viele Persönlichkeiten in seine übrigens geistreichen Erläuterungen und meint unter anderm, Walter Scott sey ein Tory, welches aus des Dichters Werken schwer zu beweisen seyn möchte; denn er mißbraucht die Geschichte nie zu Parteyzwecken, sondern verknüpft die historischen Thatsachen so in seine Romane, wie sie überliefert worden sind. Warners Werk enthält in jeder Hinsicht sehr viel Belehrendes und wichtige Dokumente, die uns zeigen, wie wahr und gewissenhaft Walter Scott in historischen Dingen ist, ein Ruhm, der vielen seiner Nachahmer gänzlich abgesprochen werden muß. Wir glauben nicht sehr irre zu gehen, wenn wir Scotts Dichtervorzüge dem Talent vergleichen, welches er in seinem Knabenalter vor allen übrigen gezeigt und geübt hat. Es war das Talent der Landschaftsmahlerey nach der Natur.

Wie die Planeten sich um die Sonne drehen, und von ihr das Licht borgen, sammelten sich eine Menge untergeordneter Geister um Walter Scott, und zupfren ihm um die Wette, die Federn aus. Man hat bemerkt, daß die Misses und Mistresses Edgeworth, Aussen, Benger, Owenson, Porter, West, Brunton, Opie u. s. w., deren Nahmen sonst auf den Romantiteln glänzten, den Gentlemens das Feld räumen mußten. Diese Revolution hat Walter Scott bewirkt. Ihm sekundiren in Schottland Wilson, Lockhart, Galt, Hogg, in Irland Maturin und Moore,

und in Amerika Brown, Cooper und Washington Irving und außerdem noch viele Ungenannte. Wo so viele Federn thätig sind, darf man ein reiches Erntefest erwarten, und dennoch ist alles so ephemer, daß wenn es einen Tag auf dem Putztisch gelegen und mit zierlichen Fingern durchblättert ist, die Dame den folgenden Morgen gähnend nach neuem Unterhaltungsstoff fragt. Ehe ein englischer Roman ins Deutsche übersetzt ist, hat man ihn in seiner Heimath, von einem andern verdrängt, längst vergessen. Dieser Lesewuth ist nur die Schreibwuth zu vergleichen, man liest und schreibt heutzutage so in einem Athem weg; daß man nicht davon reden, sondern mit Hamann zu sprechen; nur davon keuchen kann.

An Heinrich Anschütz als Lear.

Laß meinen Dank, o Mime,
Von glühender Lippe strömen.
Noch hatt' ich nur Großes geahnet,
Du ließest das Große mich sehn
In jenem Alrunenliede
Vom alten brittannischen König
Und seinen Töchtern und Freunden —
Die Weltgeschichte im Kleinen!
Denn wie hier Menschengeschlechter
Auftreten in blutigen Kämpfen
Sich fassen und zermalmen,
Wie hier und da nur, doch furchtbar,
Der donnernde Richter Uns mahnet,
Und wie von ihnen nur sagen
Sie waren halb gut und halb böse
Und sanken in hüllende Nacht —
Und wie das Leben dennoch
Fortgehet den ewigen Gang:
So Alles im Lear, als hätte
Prometheus-Shakspeare gesprochen:
„Wozu du, im Himmel droben,
Gleich Menschengeschlechter brauchest,
Das zeig' ich im Einzelnen auf."
Auf dieses Geistes Weltmeer —
Wie schwimmen die Mimen, gleich Bläschen,
Du aber ergießest dich drein —
Ein breiter Amazonenstrom —
Schickst deine mächtigen Arme
Umher an alle Gestade
Und hebest und trägst dieses Meer.
O kämpfe gewaltiger Mime
Mit Shakspeares Flammenschwerte
Entgegen dem Weichbild der Zeit!
Nicht todt ist die Welt dem Geiste!
Wohl lag der Teich Bethesda *)
Träg unter dem Fittig der Winde,
Doch hob er sich, rauschte und wogte,
Wenn der Engel über ihm schwebte,
Und ihn mit der Ruthe rührte!!

Joh. Schön.

*) Der Teich Bethesda in Pallästina oder der todte See, der nur rauschte, wenn der Geist über ihm schwebte, heut zu Tage: Sodum und Amur genannt.

Beytrag zur österreichischen Münzkunde.

Die Münzen der, in grauer Vorzeit (um 1150) von den mächtigen Dynasten aus dem Stamme der Wachsenberge, oder Linz am rechten Ufer der nahe wogenden Donau, im Angesichte der Heimath eines Otto, (Ottesheim,) am linken Ufer, begründeten, und noch bestehenden Zisterzienser-Abtey Willering, (aus dem lateinischen Hibaria) — hat H. Appel im ersten Bande seiner numismatischen Schrift, nicht angeführt. Was wohl aus keiner anderen Ursache geschehen seyn mag, als weil er in den dazu benützten Quellen — Sammlungen und Münzwerken, — keine einzige derselben vorgefunden. Gewissermaßen wird ihre Seltenheit schon dadurch bewährt: und man erwartet somit um so mehr, daß ihnen in der Fortsetzung jener Schrift, der gebührende Platz nachträglich angewiesen wird. Ist auch Referent nicht in der Lage, das diesem Stifte über sein Münz-Recht ertheilte Diplom zu liefern; den Umfang seiner Ausübung zu beleuchten; die Reihe der dadurch ins Daseyn gebrachten, bis auf einige Wenigen dem Raube der Zeit wieder anheim gefallenen Münzen anzuführen, u. s. w. — so vermag er es dennoch, über Ein Stück der Art befriedigende Kunde zu geben, das ihm vor geraumer Zeit, tief in Böhmen, in einer Gegend, wohin es vermuthlich durch den Hopfenhandel gelangte, vorgekommen ist.

Av. Umschrift. MARTINUS. GOTTFRIEDUS. ABBAS. Ein Stern. — In der Mitte, unter einer Verzierung, in zwey Zeilen: HILA — RIENSIS. Unter diesem Worte ein gothisches H., fast wie zwey verbundene Kreutze: als Anfangs-Buchstabe des lateinischen Nahmens Hilaria.

Rev. Umschrift. TV. DEUS. ET. NOS. DII. MISERERE. NOS. Ein kleinerer Stern. In der Mitte die Fortsetzung: TRI. Unter dieser Sylbe ein unten halbrunder, oben geschweifter Schild mit der rechten Hälfte des Stifts-Wapens, nähmlich mit dem lateinischen Buchstaben W., der jedoch hier durch eine horizontale Linie, auf welcher das einfache Kreutz ruht, oben ganz geschlossen ist. Kupfermünze, in der Größe eines Zwanzigers: nach Maders Münzenmesser: 17. — Abt Martin

Gottfried hatte vom J. 1545 bis zum J. 1564 im genannten Stifte gewaltet. Ohne Zweifel wurde dieß Stück auch in Gold und Silber ausgeprägt. Sollte Willering selbst, aller numismatischen Denkmahle seiner Vorsteher entblößt worden seyn! —

M. M.

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahr 1823.

Von Franz Petter.

Mit dem Vorzeichen eines sehr guten Wetters verließ ich mit meinen Angehörigen am 12. April, Zara, die Hauptstadt Dalmatiens. Ein mässiger Wind aus Nordwest (maestrale,) schwellte die Segel, und ehe noch Hespers Fackel erglümmte, erreichten wir Strello, wo wir an einem kleinen Molo ankerten. Der Wind hatte sich in der Nacht gewendet, und eine heftige Borra erhob sich, und wüthete den folgenden Tag so heftig, daß an die Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Der Canal von Zara verengt sich, ehe man Stretto erreicht so sehr, daß das feste Land mit der Insel durch eine Brücke verbunden ist, welche bey der Annäherung eines Schiffes geöffnet wird. Der Ort Stretto gewährt, von der Seeseite betrachtet, einen höchst mahlerischen Anblick. Ein hoher fester freystehender Thurm überragt die Gebäude, welche am Abhang der Gebirgskette erbaut sind. *)

Voll freudiger Hoffnung mich und die Meinigen, bey einem Caminfeuer erwärmen und doch wenigstens auf festem Boden unser Mittagmahl halten zu können, begab ich mich schnellen Schrittes in das Dorf, aber der Begriff Lescanda (Gasthaus) schien den guten Einwohnern ganz unbekannt; außer einigen Eyern, wilden Spargel (der in Dalmatien häufig wächst, und wie in Wien der Gartenspargel gekocht wird) war nichts aufzutreiben, da eben Sonntag war, begab ich mich in die Kirche; man kann sich nichts Ärmlicheres vorstellen, als diese Kirche. Vier Mauerwände, über welche sich ein Dachstuhl wölbt, inwendig mit einigen Gemählden, die mehr Zerrbildern gleichen, behangen, machen den Tempel der Andacht von Stretto aus. Bey dem Hochaltar sind rechts und links ein paar Bänke angebracht, welche von Männern besetzt waren, die in zwey Chöre getheilt, in lateinischer Sprache die Messe absangen. Wahrscheinlich waren dieß die Honoratioren vom Stretto. So wie sie hier winterlich in ihrem grobtuchenen dunkelbraunen lichtrothverbrämten Kitteln mit spitzen Kapuzen costumirt waren, könnte Jeder von ihnen den Abellino repräsentiren. Außer der Kirche fielen mir einige flach liegende Grabsteine auf; ich untersuchte sie, aber Schauer wandelte mich an, als ich ein gemauertes Grab unter einem derselben erblickte, in welchem ein menschliches Gerippe lag. Man begräbt hier und in andern Orten Dalmatiens die Todten häufig auf diese Weise, weil der steinige Boden nicht überall solche Gräber gestattet, wie sie in Deutschland üblich sind, und man in Dalmatien überhaupt mit einer jeden Handvoll Erde geitzen muß. Die ganze Insel scheint eine verödete Steinmasse zu seyn. Des andern Tages segelten wir mit gutem Winde weiter, und ankerten in einer kleinen, von schroffen Felsen umgebenen Bucht oder vielmehr Schlucht, unweit der Insel Arcangelo. Den darauf folgenden Tag mußten wir wegen conträren Winden fast immer portigieren, das heißt in der Schiffersprache, bald rechts bald links steuern, um den Wind zu gewinnen, und so auf Umwegen, wie oft auf der moralischen Reise durch das Leben, zu erzwecken suchen, was auf geradem Wege nicht erreichbar ist. Über die Nacht nahm uns die Bucht des Fleckens Geronimo auf der Insel gleichen Nahmens auf, wo wir wegen ungünstiger Witterung den folgenden Tag vertrauern mußten. Diese Insel ist etwas fruchtbar. Wir fanden den Boden, so gut es seine strenge Natur gestattete, cultivirt.

Der Johannesbrodbaum und die Citrone verrieth das südliche Clima, wenn auch der schneidende Nordwind eine Temperatur von 5 Graden über Null zeigte, und demselben durchaus zu widersprechen schien, und uns die Kälte empfindlicher machte, als in den germanischen Gauen Schnee und Eis. Am folgenden Tage war aus Äolus auch nicht sehr hold; denn wir mußten über die Nacht gegen sein Ungestüm Schutz in einer Bucht in der Nähe der Stadt Curzola suchen.

Am 18. April fuhren wir mit wenig Glück und waren froh, zur Mittagszeit in der schönen und weiten Bucht von St. Giuliano Anker werfen zu können. Auch dieser Ort, so zahlreich und freudig die Häuser vor uns lagen, both uns durch die Seereise abgematteten Nordländern, keine erquickende Aufnahme dar. Hühner, Eyer und Wein war alles, was wir für theueres Geld auftreiben konnten. Brod war nicht zu bekommen, hätten wir nicht einen Marinar mitgenommen, der wie alle derley Leute der illyrischen Sprache kundig war, so hätten wir mit leeren Händen abziehen müssen. Als wir uns tiefer in die Insel begaben, breitete sich unsern Blicken ein herrliches,

*) Dieser Ort findet sich auf wenigen Landkarten von Dalmatien. Die besten mir bekannten Karten dieser Provinz sind: die bekannte Administrationskarte von Italien und die Karte von de Traux.

mit allen Reitzen des Frühlings geschmücktes Thal aus. Zwischen frischgrünenden Weinlaub, blühte die Olive mit ihren blaßgrünen Blättern, der Rosmarin (Rosmarinus officinalis, von welchen man auf der Insel, Lesina, einen sehr flüchtigen Geist brennt, der Acqua Regina heißt, und gleich dem Köllnerwasser ein eau admirable seyn soll) mit seiner zarten Blüthe duftete uns überall entgegen. Übrigens trug alles das Gepräge der höchsten Armuth. Die Häuser haben hier, wie an den meisten kleinen dalmat. Insel-Orten keine Glasfenster, sondern blos Balken oder sogenannte Fensterläden. Der folgende Tag war einer der herbsten unserer Reise. Der Wind ging in einem völligen Orkan (fortunall) über; die Brandung an dem felsigen Gestade war so heftig, daß es gar keine Möglichkeit war, mit der Barke (Caiccio) welche ein jedes Fahrzeug im Schleppseil mit sich führt, an das Land zu kommen. So mußten wir den ganzen Tag in dem Kämmerlein des Schiffes schmachten, um uns vollends von der Wuth der Wogen herumschaukeln lassen. Meine Reisegesellschaft, welche schon früher mit dem Wassergotte in einem ganz feindlichen Rapport stand, litt dabey mehr als der auf offenen See. Wie freueten wir uns, als uns mit Anbruch des folgenden Morgens der Schiffpatron mit heiterer Miene ankündete: daß der Orkan sich gelegt habe, und das günstigste Wetter zu hoffen sey. Schnell wurden die Anker gelichtet, die Segel gespannt, und sieh! der Schiffer täuschte sich nicht. Es war das letzte Mahl, daß ich mir dachte, o navis referent, in mare te novi fluctus! Ein ersehnter Maestro trieb uns schnurgerade an unsere Bestimmung.

Mit Blitzesschnelle segelten wir das Städtchen Curzola und bald darauf die Stadt Lesina mit ihren Thürmen, und Kastellen vorbey, und so liefen wir endlich, post varios casus et tot discriminia rerum, um zwey Uhr Nachmittag im Hafen von Ragusa ein. Als wir sämmtlich vor den Herren Sanitäts-Officianten die Revüe passirt hatten, (eine in Seestädten nothwendige Maßregel, welche streng gehandhabt wird) eilte ich sogleich mich meiner Empfehlungsbriefe an meinen biedern Landsmann zu entledigen, durch dessen Güte ich sogleich eine passende Wohnung fand, die ich voll Freude, das unheilschwangere Schiff verlassen zu können, am selben Tage bezog.

Wer etwa von meinen lieben Landsleutrn zur See in das südliche Dalmatien reist, dem rathe ich zum Schlusse dieser Reise-Bemerkungen, sich vom Orte der Abfahrt, wohl mit Lebensmitteln zu versehen. — Es ist besser zuviel als zu wenig Mundvorrath mitzunehmen; denn man hängt bey den besten Auspicien einer guten Witterung, von den Launen des Wassergottes ab, und das alte Sprüchlein der Seefahrer ist. Con un panetto si fa cento miglia, e con cento panetti si fa un miglio. Die Schiffer vermieden absichtlich in den Häfen größerer Orte zu ankern, weil sie dort eine Gebühr, das sogenannte Hafengeld, zu entrichten haben. Sie wählen daher gewöhnlich einsame Buchten und Schluchten, die außer ihnen Niemand bekannt sind; wo man nicht einmahl an das Land gehen kann, um ein wenig auf der lieben Muttererde auszuruhen, oder sie landen in den natürlichen Häfen elender Flecken, wo man ebenfalls auf alle Bequemlichkeiten verzichten muß, die der des Meeres ungewohnte Deutsche zu seiner Erquickung bedarf.

Buntes Allerley aus Ragusa. *)

Die Stadt Ragusa.

Wer Engels Geschichte des Freystaates Ragusa, oder auch nur die Bruchstücke des unsterblichen Johannes von Müller davon gelesen hat, der wird sich der ehemahligen Hauptstadt dieses einst so blühenden Freystaates mit höhern Interessen nähern. Mit den Empfindungen gespannter Neugierde lehnte ich mich an den Mastbaum des Schiffes, und harrte der Dinge, die sich meinen Blicken enthüllten. Den ersten freundlichen Eindruck machte der reitzende Anblick der Vorstadt Pille, deren Häuser sich auf der Nordseite der Stadt zwischen Gärten und Gebüschen amphitheatralisch längst der Gebirge hinziehen. Von der eigentlichen Stadt gewahrt man eher nichts, als bis man sich im Hafen befindet. Vom Hafen aus, biethet sie jene Ansicht dar, welche Engel als Titelkupfer seinem Werke vorsetzte, die aber sehr täuschend ist und zu höhern Erwartungen berechtigt, da sie eigentlich nur eine Ansicht des Hafens, nicht aber jene der Stadt gibt. Im geometrischen Grundrisse betrachtet, hat sie mehr die Form eines Kreises als eines Viereckes. Mit dem festen Lande ist sie durch 2 Thore verbunden, davon dasjenige, welches auf der Nordseite liegt Porta Pille, und jenes auf der Südostseite Porta Ploce genannt wird. Zum Ha-

*) Der Verfasser biethet damit den verehrten Lesern bloße Griffe aus seinem Gedankensacke, die er so gibt, wie er sie erhascht. Jeder mag sich davon nehmen, was seinem Geschmacke zusagt, indem die beschränkten Zeitverhältnisse des Verfassers keine strenge Auswahl und Ordnung der Gegenstände gestatten. Übrigens wird er im Vereine mit seinem Freunde Herrn Klette in Zara fortfahren, in diesen Blättern von Zeit zu Zeit Nachrichten über das in Deutschland noch wenig gekannte und mithin viel verkannte und in mancher Beziehung interessante Dalmatien mitzutheilen.

Anm. des Verf.

sen führen auf der Südseite aus der Stadt 2 andere Thore, davon das untere, welches unfern des schönen Gebäudes der Dogana ist, Porta Pescaria, das obere bey dem k. k. Platz-Commando, Porta Punta heißt; die Porta Pille ist mit der Porta Pescaria durch eine reguläre breite Gasse (Corso) verbunden, welche nicht viel über die Meeresfläche erhoben ist, und die Stadt fast in zwey gleiche Hälften, nähmlich in die östliche und westliche theilt. Diese Gasse ist kaum 400 Schritte lang, und gibt somit einen Begriff von der Kleinheit der Stadt. Sie liegt am Fuße einer kahlen Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden hinabzieht, und deren höchsten Punct, das von den Franzosen weitläufig angelegte aber nicht vollendete Fort Imperial krönt, welches die Stadt und die Vorstadt Pille beherrscht. So wie sich die Stadt auf der Ostseite an den Berg anlehnt, so erhebt sie sich auch westlich bergan. Die Mauern, welche sie auf der Seeseite vom Plocethore bis zum Pillethore umfangen, sind auf sehr steilen, senkrecht aus dem Meere steigenden Felsen erbauet, so, daß die Stadt den Augen der Seefahrenden völlig unsichtbar gemacht wird. Daß bey einer solchen Unebenheit des Terrains, keine Schönheit und Regelmäßigkeit der Gässen statt haben könne, erklärt sich von selbst. Fast parallel mit dem Corso laufen westlich noch zwey andere ziemlich reguläre schmale Gässen, die zwar auch noch in der Ebene liegen, aber nicht ein einziges bemerkungswerthes Gebäude enthalten. Die andere Hauptgasse, welche östlich vom Corso liegt, und mit ihr ebenfalls parallel lauft, ist zwar breit und reguläe, hat abee schmutzige Häuser, und liegt nicht mehr in der Ebene. Alle übrigen Gässen und Gäßchen verdienen von dem Fremden nicht nur nicht gesehen, sondern vielmehe nicht betreten zu werden, weil die Stiegen, mittelst welchen sie mit den obgenannten Hauptgassen comunizieren, in einem sehr schlechten Zustande sind. Von den Gebäuden, zeichnen sich aus: der sogenannte Palazzo, in welchem ehemahls die Regierungsgeschäfte der Republik abgehandelt wurden, und in welchem sich gegenwärtig das Kreisamt, das Justiz-Tribunal, und andere untergeordnete Ämter befinden, und die im nähmlichen gothischen Style aufgeführte Dogana. Von der Dogana ist auf einer im gothischen Geschmacke aufgeführten vierseitigen Säule, ein Mastbaum, mit einem Mastkorb aufgepflanzt, auf welchen an Son- und Feyertagen die k. k. Flagge weht. Kirchen gibt es viele. In architektonischer Beziehung sind die Domkirche und die Kirche zum heiligen Blasius, des ehemahls so hoch gefeyerten Schutzpatrons der Stadt und Republik, und die ehemahlige Jesuiten-Kirche anregungswerth. Alle drey sind im neuern italienischen Style erbauet. In der Domkirche ließ die Republik den berühmten Mathematiker Boscovich, einen ragusaischen Jesuiten ein Denkmahl setzen. Außer diesen gehören zu den sehenswerthen Gotteshäusern, die Dominikaner- und Franziskaner-Kirche. In Allen den genannten Kirchen befinden sich mehr oder weniger, interessante Gemählde, welche von jedem Kunstfreund mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdienen und die ich in der Folge zum Gegenstand eines besondern Aufsatzes machen werde. Alle übrigen Kirchen und Kirchlein, die theils nur selten geöffnet oder zu andern Zwecken verwendet werden, verdienen keine Rüge. Von Privatgebäuden dürfte noch das schöne Haus des israelitischen Handelsmannes Pardo genannt werden. Einen regulären offenen freyen Platz hat die Stadt nicht, da der Raum, in welchen sie zusammengedrängt ist, keinen gestattet. Der größte Tummelplatz für die Einwohnerschaft ist der Corso, welcher ziemlich gleichförmige, meistens zwey Stockwerke hohe Häuser hat, davon ein jedes auf drey Seiten frey steht, indem ein jedes Haus ein Gäßchen bildet. Die Häuser sind hier wie in Zara aus bloßen Steinen, jedoch weit massiver und regelmäßiger als dort, aufgeführt. Eine besondere Eigenschaft der Bauart der Häuser von Ragusa ist, daß die Küchen nicht in den Stockwerken derselben, sondern über denselben, nähmlich unter dem Dache, angebracht sind. Das ist für deutsche Frauen, welche gewohnt sind, an der Hauswirthschaft thätigen Antheil zu nehmen, eine ungemeine Unbequemlichkeit; denn eine deutsche Frau vermag es bey der großen Hitze des Sommers, wo die Dachziegeln so zu sagen glühen, gar nicht auszuhalten.

Als Festung betrachtet, hat Ragusa keine Wichtigkeit. Wenn sie gleich von der Seeseite her unangreifbar gemacht ist, so ist sie doch wegen ihrer natürlichen Lage, auf der Landseite dem Angriffe des Feindes zu sehr bloß gegeben, da es ihm leicht möglich wird, sie mit Wurfgeschütz zu beschießen. Die Franzosen, welche die Wichtigkeit der Behauptung das die Stadt dominirenden Berges Sergio erkannten, haben zwar durch Erbauung des Fort Imperial die Vertheidigungsmittel gehoben, aber sie konnten doch nicht die Beschießung der Stadt von Seite der Österreicher und Engländer in der letzten Belagerung im Jänner des Jahres 1814 aus maskirten Batterien verhindern. Dieses Fort machte die Fronte gegen die Stadt, und hätte nach Plan und Anlage weit größer und fester werden sollen, als es gegenwärtig da steht. Weil dasselbe 424 Metres (1340 Wiener Fuß) über dem Meeresspiegel erhoben ist, so genießt man daselbst eine schöne Fernsicht. Bey sehr günstigem Wetter entdeckt man mit bewaffnetem Auge die Küste von Apulien. Die Inseln: Calamota, Mezzo, Giupana, Meleda, welche sich im Vorbeysegeln riesengroß aus dem Meere gegen die Wolken thürmen, scheinen von diesem erhabenen Standpuncte gesehen, in flache unbedeutende Eilande zu verschwimmen.

(Die Fortsetzung folgt).

Redakteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 25. April 1825.

Histoire de Napoléon et de la grande-armée, pendant l'année 1812, par Mr. le général comte de Ségur. 2 vols. Paris, 1825. 8.

(Fortsetzung.)

Wenn wir Napoleon, auf die im ersten Artikel erwähnte Weise, mit seinen ältesten und treuesten Anhängern, noch ehe der Krieg eröffnet ist, über diesen ganz entgegengesetzter Meinung und nur den Willen des eisernen Herrschers entscheiden sehen, so zeigt uns Segur unter seinen Marschällen eine Uneinigkeit, selbst einen Haß, den der Friede unterhält, und der Krieg noch lebhafter anfacht. — In Marienburg war es, wo der Kaiser Dovoust wiedersah. Natürlicher oder angenommener Stolz ließ diesen Marschall nicht gern ein anderes Oberhaupt anerkennen, als das, was damahls ganz Europa geboth. Sein Charakter war gebietherisch, fest, hartnäckig; er wich den Umständen so wenig als den Menschen. 1809 war Berthier während einiger Tage über ihn gestellt, und Davoust gewann eine Schlacht bey Eckmühl und rettete die Armee, indem er diesem ungehorsam ward. Daher ihr furchtbarer Haß, der im Frieden noch zunahm, obgleich dumpf gestaltet, denn Beyde lebten von einander entfernt, der Eine in Paris, der Andere in Hamburg; dieser russische Krieg führte sie sich gegenüber. Berthier war schwächer geworden. Seit 1805 war ihm jeder Krieg verhaßt. Sein Talent bestand vorzüglich in seiner Thätigkeit und seinem Gedächtnisse. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wußte er die vielfachsten Befehle und Nachrichten zu empfangen und weiter zu befördern, und bey diesen Gelegenheiten hielt er sich berechtigt, selbst zu befehlen. Dieß mißfiel Davoust; ihre erste Zusammenkunft ward ein heftiger Streit, in Gegenwart des Kaisers, zu Marienburg. Davoust drückte sich hart aus und ging so weit, Berthier der Unfähigkeit oder des Verraths zu beschuldigen. Beyde drohten einander; und als Berthier hinausgegangen war, rief Napoleon, von des Marschalls argwöhnischem Wesen hingerissen, aus: „Es geschieht mir zuweilen, an der Treue meiner ältesten Waffengefährten zu zweifeln, dann aber schwindelt mein Kopf vor Kummer, und ich eile, diesen schrecklichen Verdacht zu verscheuchen." Während sich Davoust vielleicht des gefährlichen Vergnügens erfreute, seinen Feind gedemüthigt zu haben, begab sich der Kaiser nach Danzig, und Berthier voll Rachgefühl, folgte ihm dahin nach. Von jetzt an fing Alles, was Dovoust früher gehoben hatte, sein Eifer, sein Ruhm, seine Sorge für die neue Expedition an, ihm zu schaden. Der Kaiser hatte ihm geschrieben: „man würde Krieg in einem ganz entblößten Lande führen, in dem der Feind Alles zerstöre, und deshalb müsse man sich bereit halten, sich dort selbst zu genügen." Davoust antwortete durch Angabe aller seiner Vorkehrungen. „Er hat 70,000 Mann völlig organisirte Truppen, die auf 25 Tage Lebensmittel bey sich führen. Jede Compagnie enthält Schwimmer, Maurer, Bäcker, Schneider, Schuhmacher, Waffenschmiede, kurz, Arbeiter aller Art. Sie führen Alles bey sich, die Armee gleicht einer Colonie. Handmühlen folgen ihr. Er hat alle Bedürfnisse vorausgesehen; alle Mittel, sie zu erfüllen, sind bereit." So viel Sorgfalt sollte gefallen; sie mißfiel und wurde übel ausgelegt. Gehässige Bemerkungen kamen dem Kaiser zu Ohren. „Dieser Marschall", sagte man ihm, „will Alles vorhergesehen, Alles angeordnet, Alles ausgeführt haben. Ist denn der Kaiser ein bloßer Zeuge dieser Unternehmung? Gebührt der Ruhm derselben Davoust?" — „Wirklich", ruft der Kaiser aus, „es scheint fast, als commandirte er die Armee!" Man ging noch weiter, man erweckte alte Besorgnisse. „War es nicht Davoust, welcher nach dem Siege von Jena den Kaiser nach Pohlen gelockt hatte? War er es nicht auch, der diesen neuen pohlnischen Krieg wollte? Er, der schon so große Besitzungen in diesem

Lande hat, dessen strenge Rechtlichkeit die Polen gewann, und den man der Hoffnungen auf ihren Thron beschuldigt."

Endlich, am 23. Juny vor Tagesanbruch, erreichte die Colonne, bey der sich der Kaiser selbst befand, und welche aus 220,000 Mann bestand, den Niemen, ohne ihn zu sehen. Der Saum des großen preußischen Waldes von Pilwisky und die den Fluß begrenzenden Höhen verbargen noch die große Armee, die im Begriff stand, ihn zu überschreiten. Napoleon, den ein Wagen bis dahin gebracht hatte, setzte sich früh um 2 Uhr zu Pferd. Er recognoscirte den russischen Fluß, ohne sich zu verkleiden, wie man fälschlich behauptet hat; indeß bediente er sich der Dunkelheit, um über diese Gränze zu gehen, die er 5 Monathe nachher nur von derselben Finsterniß begünstigt, wieder überschreiten konnte. So wie er auf dem jenseitigen Ufer erschien, strauchelte sein Pferd unter ihm und warf ihn in den Sand. Man hörte eine Stimme rufen: „Dieß ist ein übles Zeichen! ein Römer würde hier zurückgehen." Niemand weiß aber, ob er oder Jemand aus seinem Gefolge diese Worte sprach. Sobald die Recognoscirung beendigt war, befahl er daß, so wie der folgende Tag sich neigte, drey Brücken über den Fluß, nahe am Dorfe Poniemon, geschlagen würden, dann ging er in sein Hauptquartier zurück, wo er den ganzen Tag bald in seinem Zelte, bald in einem pohlnischen Hause, kraftlos hingestreckt, mit unbeweglicher Miene, bey dumpfer Wärme hinbrachte und vergebens Ruhe suchte. Sobald die Nacht angebrochen war, näherte er sich dem Flusse. Einige Sappeurs gingen im leichten Kahne zuerst hinüber. Mit Erstaunen, ohne Hinderniße das russische Ufer zu betreten, landen sie. Hier finden sie Frieden, nur auf ihrer Seite wohnt der Krieg; Alles ist ruhig auf dem Boden, den man ihnen so drohend schilderte. Bald zeigte sich indeß bloß ein Kosakenofficier, der eine Patrouille befehligte. Er ist allein und scheint sich in tiefsten Frieden zu glauben, ja nicht einmahl zu ahnen, daß ganz Europa unter den Waffen vor ihm steht. Er fragt die Fremden, wer sie sind? „Franzosen," antworteten sie. „Was wollt Ihr, und weshalb kommt Ihr nach Rußland?" — „Euch zu bekriegen, Wilna einzunehmen und Pohlen zu befreyen," antwortet ein Sappeur mit Ungestüm. Der Kosak zieht sich zurück und verschwindet im Holze, auf welches drey der französischen Soldaten, von Eifer fortgerissen und um den Wald zu untersuchen, ihre Gewehre abfeuern. So verkündete der schwache Ton von drey Flintenschüssen, die unbeantwortet blieben, daß ein neuer Feldzug begann, und ein großer Angriff seinen Anfang genommen hatte.

So vielseitig, umsichtig und thätig Napoleon sich bey der Einleitung zur Verpflegung seines Heeres in Rußlands unwirthbaren Wüsten gezeigt hatte, so war er doch zu leidenschaftlich für die schnellste Ausführung seines ungeheuern Vorhabens eingenommen, um die nöthige Zeit für jene Hülfsmittel übrig zu lassen. Er trieb so eilig vorwärts, er täuschte sich selbst und wurde getäuscht, er verkannte die ruhige, warnende Stimme der Überlegung und Vorsicht so gänzlich, daß er selbst an die Noth nicht glaubte, die schon in Pohlen über sein Heer, und nahmentlich die Cavallerie und alle Bespannung, eingebrochen war. Die großen Magazine befanden sich noch in Danzig und Königsberg, als die Truppen schon in der Gegend von Wilna eintrafen und Mangel an Lebensmitteln und Fourage, oder von beyden nur schlechte und verdorbene, brachten den Menschen schwere Krankheiten, den Rossen aber einen schnellen Tod. Die Cadavers lagen unbegraben zu Hunderten bis Tausenden am Wege und verpesteten die Luft. Als der Stand der Dinge in dieser Hinsicht schon bedenklich wurde, erschien Balacheff, ein Russe, Polizeyminister des Kaisers, als Parlamentair bey den französischen Vorposten. Er wurde angenommen und die Armee, schon weniger kriegsgierig hoffte auf den Frieden. Er brachte Napoleon Alexanders Worte: „noch sey es Zeit zu unterhandeln. Man habe einen Krieg begonnen, den der Boden, das Klima und der Charakter der Russen nicht würde enden lassen. Noch aber sey nicht jede Annäherung unmöglich worden, man könne sich von einem Ufer des Niemen zum andern noch verstehen." Er setzte hinzu: „sein Herr erkläre vor ganz Europa, nicht er sey der angreifende Theil, sein Gesandter in Paris habe, indem er Reisepässe verlangte, nicht den Frieden brechen wollen, und die Franzosen befänden sich in Rußland ohne Kriegserklärung." Übrigens kein neuer Vorschlag, weder schriftlich noch mündlich, durch Balacheff. Napoleon schwankte nicht. War er in Paris nicht stehen geblieben, wie sollte er in Wilna zurückgehen? Was würde Europa von ihm denken? Welches Resultat sollte er seinen Soldaten und Alliirten zeigen, um mit so viel Mühseligkeit, Kraftanstrengung, einzelnen und allgemeinen Aufwand zu versöhnen. Es hieße, sich für überwunden erklären. Auch seine Worte hatten, in Gegenwart so vieler Fürsten, ihn seit der Abreise von Paris eben so gebunden als seine Handlungen, dergestalt, daß er fürchten mußte, gleichmäßig in den Augen seiner Verbündeten wie in denen seiner Feinde, zu verlieren. Man sagt, daß er damahls mit Balacheff sich von der Hitze des Gesprächs zu weit führen ließ: „Ihr glaubt Alle, den Krieg zu verstehen", sagte er, „weil Ihr Jomini gelesen habt. Denkt Ihr, daß ich sein Buch hätte herausgeben lassen, wenn es Euch dieß lehren konnte? Übrigens hat der Kaiser Alexander sogar Freunde in meinem Hauptquartire," und

indem er dem russischen Minister Caulaincourt zeigte, „hier steht ein Ritter Ihres Kaisers, dieß ist ein Russe im französischen Lager!“ Vielleicht begriff Caulaincourt nicht genug, daß Napoleon sich dadurch in ihm einen Unterhändler bereiten wollte, der Alexander gefiel, denn sobald Balacheff hinausgegangen war, stürzte er auf den Kaiser zu und fragte ihn erbittert, warum er ihn insultirt habe indem er laut rief: „er sey ein Franzose, ein *guter Franzose*, er habe es bewiesen und werde es auch beweisen, indem er wiederhole, daß dieser Krieg gefährlich und unpolitisch sey und die Armee, Frankreich und ihn stürzen werde; daß er übrigens, da er ihn insultirt habe, ihn verlassen wolle, daß er eine Division in *Spanien* verlange, wo *Niemand* leben möge, und *so weit von ihm als möglich*.“ Der Kaiser, der ihn besänftigen wollte, aber nicht zum Worte kommen konnte, ging weg, von Caulaincourt mit beständigen Vorwürfen verfolgt. Berthier, der bey diesem Auftritte zugegen war, hatte seine Vermittlung fruchtlos versucht, Bessieres, weiter zurückstehend, vergebens Caulaincourt am Kleide festgehalten. Am andern Morgen konnte Napoleon nur durch bestimmte und wiederhohlte Befehle seinen Großstallmeister zu sich zurückführen. Er beruhigte ihn endlich durch Liebkosungen und den Ausdruck der Achtung und Anhänglichkeit, welche dieser *so sehr verdiente*; Balacheff aber wurde mit mündlichen, unzuläßigen Vorschlägen zurückgeschickt.

Ob nun wohl Napoleon den Parlamentair unverrichteter Sache hatte gehen lassen, obwohl er die eintretende und stets zunehmende große Noth seiner Armee wenig kannte, selbst in seiner verblendeten Eroberungssucht so wenig gern kennen lernen wollte, als ein sehr Verschuldeter den Zustand seiner Actioen und Passiven, so zeigte ihm doch sein Genie, sein inwohnender großer Kriegstact, daß man ein Reich wie Rußland nicht in der Zeit von etlichen Monathen bezwingen könne. Als er den 28. Julius sein kaiserliches Quartier zu Witepsk betrat, legte er schnell seinen Degen ab, warf ihn auf den mit Karten bedeckten Tisch und rief: „Hier bleibe ich stehen, hier will ich das Land kennen lernen, meine Armee wieder vereinigen, sie ruhen lassen und Pohlen organisiren. Der Feldzug von 1812 ist beendigt der von 1813 wird das Übrige thun.“ Allein diese Vorsätze (welche vielleicht Europas Freyheit auf lange Zeiten vernichtet hätten) fanden nur zu bald in seinem unbegränzten Weiterstreben, ihren und seinen Untergang und wir folgen ihm in seinem fernern Beginnen, wo ihn der Verf. oft körperlich sehr krank darstellt. Die Nacht vor der großen Schlacht an der Moskwa und in derselben sehen wir den Kaiser wie einen unentschloßnen, Alles und Nichts wollenden Fieberkranken. Was ist es doch oft mit dem Ruhm, selbst mit einem solchen, die ganze Erde bis in die entferntesten Winkel erfüllenden, für eine Sache, wenn man ihn in der Nähe betrachten kann! — Die Nacht kam, mit ihr Napoleons Besorgniß, daß, von der Dunkelheit begünstigt, die Russen das Schlachtfeld verlassen möchten. Diese Angst unterbrach seinen Schlaf. Unaufhörlich rief er, fragte nach der Uhr, ob man kein Geräusch höre, und ließ nachsehen, ob der Feind noch stand? Auf Augenblicke dann beruhigt, ergriff ihn die entgegengesetzte Besorgniß. Der Mangel, welchen seine Soldaten litten, schreckte ihn. Schwach und ausgehungert, wie sie sind, wie sollen sie einen langen und furchtbaren Angriff ausführen? In dieser Gefahr blickt er auf seine Garde, als auf seine einzige Stütze; sie scheint ihm für zwey Armeen zu dienen. Er läßt Bessieres kommen, den seiner Marschälle dem er ihr Commando am liebsten vertraut; er will wissen, ob es dieser Auswahl der Bravsten an nichts fehlt? Mehrere Mahle ruft er ihn zurück und erneuert seine dringenden Fragen. Er will, daß man diesen alten Soldaten auf drey Tage Zwieback und Reis aus seinen eigenen Küchenwägen vertheile; zweifelnd, ob man ihm gehorcht habe, steht er auf und fragt die Grenadiere seiner Garde am Eingange seines Zeltes selbst, ob sie die Lebensmittel erhalten? Durch ihre Antwort beruhigt, kehrt er zurück und entschlummert. Bald ruft er aufs Neue. Der Adjutant findet ihn, den Kopf zwischen die Hände gestützt; er scheint über die *Nichtigkeit des Ruhms* nachzudenken. „Was ist der *Krieg*? Das Handwerk der Barbaren, dessen ganze Kunst darin besteht, auf *Einem Puncte der stärkste* zu seyn.“ Nun klagt er über die *Unbeständigkeit des Glücks*, die, wie er sagt, er zu empfinden anfängt. Später scheint er zu beruhigendern Gedanken überzugehen; er erinnert an das, was man ihm über Kutusow's Langsamkeit und Nachläßigkeit gesagt hat und wundert sich, daß man Bennigsen diesem nicht vorgezogen hat. Dann gedenkt er der kritischen Lage, in die er sich gestürzt hat, und setzt hinzu: „daß ein großer Tag anbräche; daß man einer fürchterlichen Schlacht entgegenginge.“ Er fragt Rapp: „ob er an den Sieg glaube?“ „Ohne Zweifel,“ antwortete dieser, „aber an einen blutigen!“ Napoleon erwidert: „Ich weiß es, aber ich habe 80,000 Mann, ich werde 20,000 Mann verlieren und mit 60,000 Mann in Moskau einziehen, unsre Nachzügler und die Marschbataillons werden uns nachkommen, und wir werden stärker als vor der Schlacht seyn.“ Er schien hier weder die Garde noch die Cavallerie mitzurechnen. Endlich von der Gewißheit, daß der Feind noch in seiner Stellung ist, beruhigt, versucht der Kaiser zu ruhen. Die starken Märsche, die er mit der Armee gemacht hat, die Anstren-

gungen der verflossnen Tage und Nächte, die Sorgen und Erwartungen, die ihn bestürmen, haben ihn erschöpft, die Kälte der Luft hat ihm geschadet. Ein hitziges Fieber und ein trockner Husten verzehren ihn, den übrigen Theil der Nacht suchte er vergebens den brennenden Durst zu löschen, der ihn quält. Endlich naht die fünfte Stunde. Ein Officier Ney's meldet, daß der Marschall noch immer die Russen sieht und um Erlaubniß bittet, sie anzugreifen. Diese Nachricht scheint dem Kaiser die Kräfte wiederzugeben, die das Fieber erschöpfte. Er steht auf, ruft die Seinigen und geht mit den Worten hinaus: „Endlich haben wir sie: Laßt uns marschiren und uns die Thore von Moskau öffnen!"

Indeß sehen wir den französischen Kaiser im Gange und Gedränge jener denkwürdigen Schlacht keineswegs, wie sonst oftmahls, in den fechtenden Reihen. Nein, er hat den Platz, von dem aus er seine Befehle geben will, bey einer Redoute genommen, die so gelegen ist, daß beym ersten Vorrücken zum Angriff, alsbald das Terrain die Kämpfenden birgt, und nur, wenn die Franzosen da oder dort gedrängt werden, die Schlacht stückweise wieder in seinen Gesichtskreis kommt. Während dem, daß Napoleon unruhig und still bey seinem Zelte hin und her geht, wo auch nahe dabey die Garden in Reserve stehen, sind die Marschälle sich überlassen, und vergebens suchen sie, durch abgesendete Generale und Adjutanten den Kaiser zu bewegen, wenigstens die junge Garde vorrücken zu lassen, sich nur von ferne zu zeigen und die Höhen besetzt zu halten, das Übrige wollten sie vollenden. Belliard ist deshalb abgeschickt und erklärt, „daß von ihrer Stellung aus der Blick ungehindert auf dem Wege nach Mosaikzk bis hinter die russische Armee dringt! daß man eine Menge Flüchtlinge, Verwundete und Wagen ziehen sieht; daß zwar noch ein Gehölz und eine Bergschlucht sie davon trennen, daß aber in der Verwirrung die feindlichen Generale dieß unbesetzt gelassen haben; daß nur eine schnelle Bewegung nöthig sey, um mitten in dieser Zerstörung zu seyn und das Loos der feindlichen Armee, so wie des ganzen Kriegs, zu entscheiden." Der Kaiser zauderte, zweifelt und befiehlt dem General, sich noch ein Mahl umzusehen und ihm Nachricht zu bringen. Erstaunt eilt Belliard fort und kommt schnell zurück: er verkündigt, „daß der Feind anfängt, sich zu sammeln; daß man ihn schon die Hölzer mit Tirailleurs besetzen sieht; daß die Gelegenheit entschlüpfen wird: daß kein Augenblick zu verlieren ist, wenn nicht eine zweyte Schlacht nöthig werden soll, die erste zu beenden." Aber Bessieres besteht auf der Wichtigkeit der Garde, er erinnert „die Entfernung der Verstärkung; daß Europa zwischen Napoleon und Frankreich liegt; daß man wenigstens die handvoll Soldaten schonen müsse, die für dieß letztere ständen." Nun sagt der Kaiser dem General: „noch sey nichts hinlänglich entwickelt; um seine Reserve herzugeben, müsse er erst besser auf seinem Schachbrete sehen." Dieß war der Ausdruck den er brauchte und mehrmahls wiederhohlte, indem er auf die große Redoute wies, an der die Anstrengungen des Prinzen Eugen sich brachen. Belliard kehrte äußerst bestürzt zum König von Neapel zurück, um ihm die Unmöglichkeit, den Kaiser zu bewegen, anzukündigen. „Er fand ihn," sagt er, „auf derselben Stelle, sitzend, mit leidender und niedergeschlagener Miene, abgespannten Zügen und starren Blicken, nur kraftlos befehlend, in der Mitte eines entsetzlichen Kriegslärms der ihm fremd zu seyn schien." Bey dieser Beschreibung bricht Ney, wüthend und von seinem heftigen Wesen fortgerissen aus, „Sollten sie so weit hergekommen seyn, um sich mit einen leeren Schlachtfeld zu begnügen? Was macht der Kaiser hinter der Armee? Dort können ihn nur die Widerwärtigkeiten erreichen, nicht die Erfolge. Da er nicht mehr selbst Krieg führt, da er nicht mehr General ist, sondern überall den Kaiser spielen will, sollte er in die Tuilerien zurückkehren und uns, anstatt seiner, Generale seyn lassen!" Murat blieb ruhiger, ihm fiel es ein, daß er den Kaiser am vorigen Tage mehrere Mahle in einer leidenden Stellung, den Kopf an eine Kanone gelehnt, gesehen habe.

(Die Fortsetzung folgt).

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahre 1823.

Von Franz Petter.

(Fortsetzung.)

Eine Miglie südlicher hatten die Franzosen schon früher ein kleines Fort angelegt, welches die Straße von Breno bestreicht, und bey dessen Vertheidigung gegen die Montenegriner im Jahre 1806 der französische General Gorgue, von welchen es den Nahmen führte, den Tod fand. Heut zu Tage sind nur Ruinen davon übrig. Die Befestigung der Stadt besteht nach türkischer Art aus starken doppelten Ringmauern, welche mit festen runden Bastionen und Thürmen mit Schießscharten und Schußlöchern versehen sind, über welche der runde Thurm (Mincello) auf dem höchsten Puncte der Nordseite, wie ein gewaltiger Riese emporragt. Diese Art Befestigung gibt der Stadt ein ganz eigenes alterthümliches Ansehen, und versetzt die Phantasie in die Zeiten des Mittelalters. Als wahre Riesenwerke militärischer Baukunst verdienen noch das Fort

St. Lorenzo, und Fort Molo erwähnt zu werden. Das erste liegt gleich außer dem Pillethore auf einem in das Meer vorspringenden bey 160 Fuß hohen Felsen. Der Ursprung seiner Erbauung fällt, in die Mitte des eilften Jahrhunderts und wird auf folgende Art erzählt: der Doge Dominik Contarini von Venedig, soll nähmlich eine Flotte mit Baumaterialien ausgerüstet haben, um dicht an Ragusa ein Kastell zu erbauen, und dadurch die Stadt in Zaum zu halten. Die Ragusäer davon unterrichtet, sollen ihm aber zuvorgekommen, und diese Feste binnen 2 Monathen, wahrscheinlich in einem kleineren Umfang, als sie jetzt ist, hergestellt haben. Das Gefüge der Steine ist so fest, daß das Fort gleichsam eine einzige Steinmasse zu seyn scheint. Es ist mit bombenfesten Gewölben und Schußlöchern und Schußscharten reichlich versehen. Das Fort Molo ist ein Vorwerk, liegt außerhalb dem Ploccethore, wurde im Jahre 1570 bis 1573 erbaut, und vertheidigt den Hafen, und die Straße von Breno her. Es ist ein eben so massives Bollwerk, wie das Fort Lorenzo, dem Sturme der Zeit mächtig Trotz biethend. Hart unter den Kanonen dieser Feste, ist ein mit Mauern umfangener Platz, auf welchen unter den gewöhnlichen Sanitäts-Vorsichten wöchentlich drey Mahl der Wochenmarkt (Bazar) gehalten wird. Auf diesem kleinen sich bergan erhebenden Flächenraume befinden sich oft bey 2000 Pferde und Maulesel mit ihren Führern.

Hier ist der Verkehr zwischen den ragusäischen und türkischen Handelsleuten. Diese Züge, Caravannen genannt, versammeln sich an dem österreichischen, etwa eine Stunde entfernten Gränzposten Vergatto, werden von dem wachhabenden k. k. Officier auf einem eigenen Wege, welchen das übrige Publicum nicht betreten darf, auf den Bazar geführt, und nach dem Ende desselben auf dieselbe Weise zurück an die Gränze begleitet. Die Bosnier bringen Schaafwolle, Wachs, Holzkohlen, Lebensmittel für den Stadtverbrauch, und was mich höchlich verwunderte, sogar Stangeneisen. Dieses Eisen wird aus den Minen von Bosnien gewonnen, verräth aber in seiner Schmiedung eine türkische Unwissenheit der Hammersleute. Übrigens soll es gut und wohlfeil seyn. Die türkischen Handelsleute empfangen dagegen Colonial- und Manufactur-Waaren, welche die hiesigen Handelsleute meistens aus Triest und Sinigaglien beziehen. Nicht selten befinden sich unter diesen Caravanen Handelsleute aus Mostara, Trebigne, Scutari u. s. w. Sie sind meistens Griechen, denn die Mahumedaner unterscheiden sich deutlich durch ihre türkische Kopfbedeckung. Einem Zeichner würden die verschiedenen Costüme und Gruppirungen, der sich auf einem solchen Bazar herumtreibenden Menschen und Thiere manchen anziehenden Stoff für seinen Pinsel darbiethen. Übrigens spricht sich in einem solchen Bazar ganz der Typus türkischer Rohheit aus und gibt ein deutliches Bild der Armuth der Bewohner jenes Landes. Auf mehrere Tage verläßt der bosniakische Bauer seine elende Hütte, den Mulo vor sich hertreibend, nicht scheuend die glühende Hitze des Sommers, den markdurchschneidenden Nordwind des Winters, um die karge Frucht seines Schweißes auf den Bazar zu schleppen. Kein weicher Rasen ist da, auf dem er seine ermatteten Glieder hinstrecken könnte, kein Baum breitet seine erfrischenden Schatten über ihn aus, und kein rieselnder Bach biethet ihm eine Handvoll Wasser für den brennenden Durst. Auf dem Bazar befindet sich zwar ein Brunnen, aber im hohen Sommer versiegt er; so muß sich der Bosniake auf diesem wüsten Felsengrunde den Tag hindurch von den versengenden Sonnenstrahlen braten und im Winter vom Winde zerstieben lassen und am Ende trägt er kaum einige Kreutzer nach Hause. Was den Waaren-Handel von Ragusa betrifft, so ist er ausschließig in den Händen der Griechen und Juden. Die letzten sind ziemlich zahlreich, und bewohnen größtentheils die breite Gasse, welche mit dem Corso parallel lauft. Sie haben in der Stadt eine Synagoge. Viele derselben stammen aus Spanien ab. Als nähmlich diese Glaubensgenossen unter Ferdinand den Katholischen aus jener Halbinsel vertrieben wurden, gründeten sie in Salonika im Jahre 1502 eine Colonie, und bey dieser Gelegenheit siedelten sich auch viele Familien, in dem damahls durch Handel und Schifffahrt sehr blühenden Ragusa an. Wahrscheinlich sind auch viele derselben, bey den Verfolgungen unter Philipp dem II. eingewandert; daß sie aber, wie mich einige meiner Landsleute versicherten, unter sich noch heut zu Tage spanisch sprechen, ist ein Irrthum.

Hafen. Der Hafen von Ragusa ist nebst dem Hafen von Spalato der einzige in Dalmatien, welchen Menschenhände zu Stande gebracht haben. Er ist aber so klein, daß ich seinen Wasserspiegel auf kaum 5 österreichische Joch Flächeninhalt schätze. Er ist, wie aus dem Titelkupfer von Engels Geschichte ersichtlich ist, durch die Festungswerke der Stadt gut von Winden geschützt, allein vom zu kleinen Umfange und dem prädominirenden Sirocco, welcher das Auslaufen der Schiffe verhindert; zu sehr bloßgestellt; daher die Seefahrer, bevor sie absegeln, sich gewöhnlich in den eine Miglie nördlich gelegenen, geräumigen, und weit sicheren natürlichen Hafen von Gravosa begeben.

Clima. Das Clima von Ragusa ist so wie jenes von ganz Dalmatien ungemein mild. Der Frühling und Herbst sind ungemein freundlich, noch jetzt (ich schreibe im December) steht der Weinstock in seiner Blätterfülle da.

Die prachtvolle Sonnen-Wolfsmilch (Euphorbia Helioscopia) hat bereits frische Blätter getrieben, und prangt mit ihrem kuppelförmigen Blätterschmucke. Der Rosenstrauch prangt zum zweyten Mahle in seiner Blüthe. Im Sommer ist der Himmel immer blau, und Regen und Gewitter gehören zu den Seltenheiten. Dieses Jahr fiel seit Ende April bis Ende August kein Regen. Dagegen ist die Temperatur im hohen Sommer ungemein warm; denn zwischen Meer und kahlem Gebirge eingeengt liegt Ragusa, so zu sagen im Brennpunct, der von beyden reflectirten Sonnenstrahlen. Das Thermometer zeigte in meinem Zimmer, das ich so kühl als möglich zu halten suchte, nie unter 20° + 0, und es gab viele Tage, wo ich das Seewasser von gleicher Temperatur von 20° fand. Diese Hitze fällt dem Nordländer ungemein lästig. Ein Hautausschlag, Colori genannt, stellt sich bey dem, des Clima ungewohnten Deutschen ein. Er ist blos eine Folge der Hitze und verursacht außer einem gewissen Jucken, keinen andern Schaden. Ich blieb ziemlich davon verschont, welches ich dem Umstande zuschreibe, daß ich fast täglich im Meere badete. Man fühlt sich in dieser Jahrszeit ganz abgespannt, und untüchtig zur Arbeit, besonders wenn Sirocco eintritt. Die Nächte stärken die erschlafften Naturkräfte nicht, da Morpheus die Augen nicht schließen will. In den vaterländischen deutschen Gauen, hält die Hitze nie Monathe lang in demselben Grade an, Regen und Gewitter kühlen die Atmosphäre ab, des Nachts erfrischt die Erde der perlende Thau, die balsamischen Düfte der Pflanzenwelt verbreiten sich über dieselbe, und der Landmann eilt vom köstlichen Schlafe gestärkt, sein Morgenlied trillernd in die verjüngte Natur hinaus, und vollbringt fröhlich sein Tagwerk. Hier ist es anders, der Städter verschließt sich in sein Zimmer, verriegelt die Balken der Fenster und schützt sich so gut er kann, vor der Sonne. Der Bewohner des Landes bettet sich sein Nachtlager unter dem Schatten eines Feigen- oder Maulbeerbaumes. Die Früchte seiner Mühen gedeihen nur sparsam, der nackte kahle Boden bringt ihm statt Brod nur Disteln und Dornen. Die Gärten, die Pflanzen, die Vögel der Luft schmachten nach Regen, aber der Himmel ist unerbittlich, es fällt keiner. — Mitten im Angesichte einer unermessenen Wassermenge leidet Thier- und Pflanzenwelt Mangel an Wasser; denn das Seewasser ist nicht einmahl zum Bewässern der Gärten, nicht einmahl zum Waschen der Wäsche tauglich. Zwar macht Ragusa in Rücksicht des Trinkwassers eine rühmliche Ausnahme von den meisten übrigen Städten Dalmatiens; denn es hat mehrere Brunnen, aus welchen Quellwasser sprudelt, das durch eine gemauerte Wasserleitung, welche der Republik viel Geld gekostet haben mag, zehn Miglien weit aus einer Quelle im Thale Gionchetto hergeleitet wird; durch den langen Weg, welchen es zu machen hat, wird es jedoch im Sommer lauwarm, und hat nicht jene kräftige erquickende Eigenschaft, wie z. B. das Wasser in Steyermark, und im Sommer fließt es nur kärglich, weil es die Anwohner an dem Canale, ungeachtet des strengen Verbothes, abzapfen. Der Winter ist in Ragusa nicht strenge; aber die Witterung in dieser Jahreszeit ist sehr unbeständig. Schnee und Eis sind Erscheinungen, die sich höchst selten begeben. Für den Nordländer aber hat diese Jahreszeit dessen ungeachtet viel Beschwerliches, weil es keine Öfen, ja nicht einmahl Kamine, wie in Italien gibt. An windstillen Tagen kann man ihrer leicht entbehren, aber desto empfindlicher ist die Kälte, wenn Winde hausen, welche bey einer Temperatur von ein paar Graden über dem Gefrierpunct, die wärmste Bekleidung durchdringen, und den schönsten warmen Tag plötzlich in sybirische Kälte verwandeln. Von der Heftigkeit dieser Winde können sich meine lieben Landsleute keinen Begriff machen. Er tobt in der Stille der Nacht fürchterlich, man meinet, er wolle das Haus in die Lüfte tragen. Von der Seeseite her wüthet der West-Wind (Garbino) am heftigsten.

Es ist ein furchtbar schönes Schauspiel, die See bey einem solchen Winde im Aufruhr zu sehen. Eine Woge drängt die andere vor sich her, und gleichsam, als ob sie zürnte, daß die Natur ihrem Vordringen Gränzen setzt, wälzt sie sich über die Felsblöcke her, schlägt über dieselben zusammen, oder bricht sich mit schauerlichem Getöse an den steilen Felswänden des Ufers, den schneeweißen Schaum wohl über hundert Fuß in die Lüfte spritzend, und nicht selten jagt der Wind den Wasserstaub der geborstenen Wellen bis in die Mitte der Stadt; ja man hat Beyspiele, daß Fische am Ufer gefunden wurden, welche mehrere Stockwerke über dem Wasserspiegel erhoben sind; gleichsam erschöpft von dem fruchtlosen Angriffe tritt die zerschellte Woge zurück, während schon wieder eine andere kampfgerüstet daher braust. Wer die Natur nie in diesem furchtbaren Walten belauscht, wer nie einen Meersturm bestanden, der darf nicht sagen, daß er den Wandelstern kenne, den er bewohnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Richards Löwenherz Gefangenschaft in Oesterreich *).

(Fortsetzung.)

Haec est forma conventionis sive tractatus habiti inter Dominum Heinricum Rom. Imperatorem et Liupoldum ducem Austriae super in-

*) Nr. 31. März. des Archivs 1825.

columitate et pace regis Anglorum aliisque negotiis. — Ego Liupoldus dux Austriae dabo et praesentabo Domino meo Heinrico Rom. Imperatori regem Angliae hoc modo seu tenore, quod idem rex, sicut condictum est, donat Domino Imperatori centum milia marcarum argenti, quarum ego medietatem habebo ad dotandam filiam fratris Anglorum regis (Eleonoren, Tochter Gotfrieds und Schwester des aus Shakespeares König Johann bekannten unglücklichen Arthur) quam ducturus est unus filiorum meorum (Friedrich) in uxorem. Haec autem filia fratris regis Anglorum in festo beati Michaelis uni filiorum meorum, quem ad hoc elegero, erit praesentanda, et medietas de iam dictis centum milibus marcarum argenti in eodem termino erit solvenda, quarum Dominus meus Imperator unam mediatatem recepturus est, et ego alteram; altera vero medietas de eisdem centum milibus marcarum, quae restant, persolvenda est usque ad initium quadragesimae proxime venturae, cujus pecuniae similiter dominus Imperator mediam partem habebit, et ego medium, et quaecunque pars totius pecuniae praedictae sub quocunque numero domino Imperatori infra terminum illum, quo tota debet solvi, illius medietas sine malo ingenio mihi praesentetur. Dominus autem meus Imperator ducentos mihi obsides dabit; quodsi ipse postquam regem Anglorum ipsi praesentavero, quod dominus avertat, in fata concesserit, eodem rege in sua potestate existente, ipse rex mihi sine malo ingenio praesentetur, sed si me prius mori contigerit, eadem conventio uni filiorum meorum, quem ad hoc elegero, per omnia observetur, illi videlicet, qui ducturus est filiam fratris regis Angliae in uxorem, et si illi non fuerit, alii filio meo eadem serretur conventio. Item rex Anglorum dabit Domino Imperatori quinquaginta galeas cum hominibus et expensis et aliis omnibus attinentiis et centum milites cum quinquaginta balistariis in eisdem ponet galeis, et ipse praeter haec in propria persona cum centum aliis militibus et quinquaginta balistariis intrabit regnum Sicilia cum Domino Imperatore et bona fide assistet ei, quousque regnum obtineat, nisi de bona ejus voluntate et licentia ab eo recedat. Et ut idem rex haec omnia fideliter exequatur et persolvat, dabit Domino meo Imperatori ducentos obsides meliores de terra ditionis suae, quos dominus Imperator ab eo requiret, nisi domino Imperatori de veritate constiterit, quod aliquis vel aliqui ex illis ita manifeste se ei opponat vel opponant, quod illum vel illos nullatenus habere posset, et tunc loco illius vel aliorum alium vel alios, quem vel quos dominus Imperator denominaverit, idem rex ei obsidem vel obsides dabit, exceptis filiis sororis suae et Heinrici quondam ducis Saxoniae et filio fratris sui, hii autem, quibus dominus Imperator eosdem obsides servandos committet, jurabunt quidem si dominus Imperator, quod deus avertat, interim dum iidem obsides in eorum sunt potestate, decesserit, ipsos obsides dimittet absolutos et sine malo ingenio in tutum locum conducet. Item si rex Angliae domino Imperatori universa quae promisit, persolverit, dominus Imperator insuper obsides tam diu detinebit, quousque ipse rex me ducem Austriae apud papam absolvet. Si autem dictus rex promissum non persolverit domino Imperatori, in voluntate ejus erit, ut de obsidibus regis agat secundum suum beneplacitum, ita quod ego dux Austriae nichil m (mit jam oder modo) habeam disponere. Ad haec dominus Imperator decem nobiles de imperio suo jurare faciet, tales videlicet quales ego dux elegero, quod si rex Angliae universa, quae ei promisit, persolverit, obsides ejus dimittentur absoluti. Item dominus Imperator regem Angliae in potestate sua tamdiu detinebit, quousque rex Cypri et ejus filia, qui in captivitate regis sunt, absolvantur. Si autem rex Cypri et ejus filia absoluti sunt a captivitate et pro liberatione eorum aliquid datum est vel exactum, dominus Imperator regem Angliae similiter in sua potestate detinebit, quousque illud ex integro restituatur. Item si rex Angliae infra hunc annum praesentem *) videlicet ab hoc capite jejunii usque ad caput sequentis jejunii, neque pecuniam, neque obsides dederit, vel uno istorum completo reliquum obmiserit et transacto illo termino de conscientia mea domino Imperatori de veritate constiterit, quod dictus rex neque pecuniam promissam, neque obsides persolvere possit, vel uno istorum facto, alterum non fecerit et eo cognito si dominus Imperator regem mihi offerre voluerit in optione mea erit, ut de supradictis ducentis obsidibus, quorum dominus Imperator mihi dabit quinquaginta videlicet qui Pueri sint, et non milites, quos egos voluero, retineam aliis dimissis, et rex Angliae in meam recipiatur potestatem. Si autem regem Angliae in potestate domini Imperatoris decedere contigerit, praedicti ducenti obsides Domini Imperatoris erunt absoluti, nisi dominus Imperator de supradicta pecunia aliquid perceperit, cujus medietatem ego non habuerim, qua medietate habita idem obsides erunt absoluti. His autem omnibus secundum quod supra dicta sunt, bona fide et sine malo ingenio completis dominus Imperator saepe dicto Anglorum regi pacem firmam observare tenetur et concordiam. Datum apud Wirzpurch anno incarn. domini M. C. XCIII. XVI. K. Martii.

Dum vero in captivitate in Austria adhuc detineretur, fama velox vicina regna et regnorum principes penetravit, et auditam humiliationem et captionem tanti viri mirati, certitudinem hujus facti a duce Austriae literis suis inquirentes, ipsi scripserunt, ut igitur probabilius esse credatur, quod prius eum diximus suspectum haberi de morte marchionis Chunradi, rescriptum epistolae regis Franciae, qui secum conversatus est in transmarinis partibus, cui etiam rex ex aliqua parte notior erat, subjungere dignum duximus. Phylippus (Philipp August) dei gratia Franc. rex karissimo amico suo duci Austriae salutem et sincerae dilectionis plenitudinem. Quoniam quam perverse et contra Deum et contra hominem Rich. impiissimus rex Angliae in transmarinis partibus vixerit et fecerit; oculo ad oculum vidistis et audistis, singula vobis ad memoriam non oportet reducere. Verum scimus vos fixa tenere memoria, quod Rich. Chunr. marchionem et Dominum Tyri, qui usque ad supremum diei exitum defensor et columpna Christianitatis extitit, sine causa et nullis praecedentibus meritis consanguineum quondam vestrum karissimum et nostrum per Assessinos crudeliter fecerit interfici. Modis igitur omnibus, quibus possumus,

*) Am Rande steht hier: Facta est haec conventio verbi incarn. M. C. XCIII, scilicet in capite jejunii.

preces ex intimo cordis affectu procedentes vobis porrigimus, quatenus intritu misericordiae Dei et respectu cujusque servitii quod unquam vobis potuerimus exhibere, praedictum Richardum sub arta teneatis custodia, nec aliquo modo eum liberetis, donec vobis et nos cum illustri Rom. Imperatore ore ad os aut per nuncios de latere nostro locuti fuerimus.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur.

178. **Cyrill und Method, der Slaven Apostel und Mährens Schutzheilige. Von F. Xav. Richter,** Weltpriester der Olmützer Erzdiözes, emeritirtem Professor der allgemeinen Geschichte und Bibliothekar am k. k. Lyceum zu Olmütz. Olmütz bey Skarnitzl 1825. 8.

Diese, nicht ganz fünf Druckbogen haltende, Schrift nennt der Verfasser selbst in der Ankündigung eine, von Sr. k. k. Hoheit und Eminenz, dem allerdurchlauchtigsten Erzherzoge Rudolph gebilligte, Legende, welche in gedrängter Kürze das Wesentlichste und Glaubwürdigste, was über das Leben und Wirken der mährischen Schutzheiligen theils bey den Bollandisten, theils in andern Werken hin und her zerstreut, gefunden wird, enthalten und überdieß noch den Zweck haben soll, die alten vaterländischen (mährischen) Überlieferungen von den Heiligen, Cyrill und Method, gegen die überscharfe Kritik neuerer Zeit möglichst zu vertreten. Sie ist Sr. k. k. Hoheit und Eminenz geweiht und die huldvolle Annahme der Dedication ist vorgedruckt. Richter hat sich, wie aus der Vergleichung erhellet, fast wörtlich an die, zum 9. März bey den Bollandisten vorfindigen Quellen gehalten und dieselben möglichst mit der Profangeschichte des großmährischen Reiches zu vereinigen gesucht. Irren wir nicht, so ist diese Legende ein gedrängter Auszug aus seinem größeren kritischen Werke über das großmährische Reich, das er schon vor acht Jahren für den Druck zubereitet hatte. Während dieser Zeit ist aber gerade über diesen Gegenstand manche neue Ansicht öffentlich zur Sprache gebracht worden. Sonderheitlich hat Hr. Abbé Dobrowsky in seinem neuesten Werke: **Cyrill und Method, der Slaven Apostel, ein historisch-kritischer Versuch,** die Quellen zur Geschichte der mährischen Schutzheiligen mit streng kritischem Blicke beleuchtet und zu zeigen gesucht, daß die (von ihm so benannte) mährische Legende, bey den Bollandisten unter den Actenstücken das zweyte, eine Compilation aus dem Italienischen des Gauderich und aus dem Böhmen Christanus sey, zusammengeschrieben um das Jahr 1380. Gegen diese Dobrowskysche Schrift erhob sich bald in den Wiener Jahrbüchern von 1824 eine Stimme (Friedrich Blumberger aus Göttweih) welche den gelehrten Slavisten fast des Mangels an Kritik bezüchtigte, weil er die Briefe Papst Johanns VIII noch für echt gehalten (vermuthlich noch ein Dobnerisches Vorurtheil) und den letzten Schritt zum Sturze des mährisch-pannonischen Erzbisthums des h. Method nicht vollends gewagt habe.*) Richter hingegen erklärt sich gleich in der ersten seiner beygefügten Anmerkungen für jene Kritik, **die zu erhalten und zu retten sucht, statt immer nur zu verdächtigen und Zweifel auf Zweifel zu häufen** und sucht als Mährer, soviel sich gegen Dobrowskysche Kritik thun läßt, die mährischen Überlieferungen und also auch die mährische Legende von Cyrill und Method zu vertreten. Er thut dieses im Geiste jener Mäßigung und Bescheidenheit, welche bey literarischen Gegenreden ein gutes Vorurtheil für sich erwecken, und huldiget übrigens mit unumwundener Herzlichkeit Dobrowskys großen Verdiensten um die slavische Literatur wie jenen um die vaterländische Geschichtsforschung. Bey genauer Vergleichung der Dobrowskyschen mit Richters Ansichten ergibt sich, daß Letzterer nur in zwey wesentlichen Puncten dem gelehrten Abbé widerspricht, nähmlich in der Angabe des Sterbejahres des h. Cyrill (Dobrowsky ist für das Jahr 868, Richter für das Jahr 871 oder 872) und im Betreff jenes päpstlichen Schreibens an Zwentar, welchen Dynasten Dobrowsky für einen Bulgaren, Richter für den mährischen Fürsten Swatopluk oder Swentopluk hält. Über Papst Johanns VIII. Briefe und das Archiepiscopat des h. Method sind beyde eines Sinnes, kurz, Dobrowsky und Richter vertreten in dieser Hinsicht gewissermaßen die Dobnerischen Ansichten, nur scheint Richters Hauptzweck eigentlich gewesen zu seyn, seinen Landsleuten eine Legende der mährischen Landespatronen in die Hände zu geben, welche das Unhaltbare früherer Bearbeitungen dieses Gegenstandes, wie eines Hirschenmetzel, Stredowsky u. a. m. vermeiden, den Foderungen einer bescheidenen, bey religiösen Stoffen einzig und allein anwendbaren Kritik entspräche. Wenn er demnach den rücksichtlosen Kritikern nicht völlig Genüge leistet, so dürfte er desto mehr in den Augen derer gewonnen haben, deren Wahlspruch ist: Sancta sancte tractanda sunt. Hinsichtlich der privinaischen Moosburg scheint er den, in den Wiener Jahrbüchern gegebenen, Aufklärungen beygetreten zu seyn, vermuthlich seit dem er den Anonymus Belá näher ins Auge gefaßt, darin von einem Dux Salanus die Rede ist, der nach den deutschen Quellenschriftstellern mit dem kleinmährischen Herzoge Brazlavo eine und dieselbe Person seyn, und dessen Stammburg also auch aus dieser Beziehung eher an der Sala als an der Sana zu suchen seyn dürfte.

Die Echtheit der Welehrader Münzen, darauf sich berufen wird, möchte wohl sehr zu bezweifeln seyn, aber auch ohne diese Münzen bleibt die Tradition von der großmährischen Hauptstadt Welehrad immer noch beachtungswerth; und es gereicht dem Mährer zur Ehre, diese vaterländische Überlieferung in Schutz genommen zu haben. Was Blumberger gegen die Echtheit der Briefe Papst Johanns VIII. ausgesagt, hat Richter ganz unbeachtet gelassen, ob vorsätzlich, ob aus Unkenntniß der Sachen lassen wir dahingestellt seyn; doch dürfte ihm zu Gute kommen, was Doctor **Pertz** in seiner italienischen Reise von den Regesten der Päpste schreibt. (S. 99) „Der letzte Theil dieser Regesten seit Innocenz III. Regierung ist noch jetzt vorhanden, die ältere größere Hälfte in den blühendsten Zeiten der päpstlichen Macht nicht vor dem 13. Jahrhunderte untergegangen. Diese reiche und glaubwürdigste Quelle war schon vorhanden, als die bey der Kirche fortgeführten Papstverzeichnisse zu Geschichten wurden." Der Styl dieser Legende ist übrigens der Wichtigkeit und Heiligkeit eines solchen Gegenstandes würdig; in den Anmerkungen ist ausgebreitete Belesenheit und Vertrautheit mit der Sache unverkennbar, die Assertionen stützen sich auf achtbare Autoritäten oder in Ermanglung dieser, auf beherzigungswerthe Combinationen. Dennoch wird es der Schrift eben so wenig, als Dobrowskys historisch-kritischem Versuche über Cyrill und Method an Gegnern fehlen; denn die Zeiten der Salagius Eisenarz, Mowotny sind zwar vorüber, aber die Acten gegen das großmährische Reich und gegen das mährisch-pannonische Archiepiscopat des h. Method sind darum noch nicht geschlossen.

*) M. S. Nr. 12 des Archives 1825.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 27. und Freytag den 29. April 1825.

(50 und 51)

Histoire de Napoléon et de la grande-armée, pendant l'année 1812, par Mr. le général comte de Ségur. 2 vols. Paris, 1825. 8.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht an der Moskwa ward, wiewohl nicht ohne die größten Anstrengungen, gewonnen, und unaufhaltsam folgten die Sieger dem Feind, der sich auf der großen Straße nach Moskau zurückzog, und keine von den vielen Stellungen zu halten Miene machte, die zwischen dieser Hauptstadt und dem geräumten Schlachtfelde lagen. — Noch blieb den Franzosen eine letzte Höhe zu ersteigen übrig, welche dicht bey Moskau liegt, dieß beherrscht und der „Berg des Heils" genannt wird, weil auf seinem Gipfel die Bewohner des Landes, indem sie ihre geheiligte Stadt überschauen, sich niederwerfen und bekreuzen. Er war bald von den Tirailleurs besetzt. Es war drey Uhr Nachmittags, das Sonnenlicht zeigte die ungeheure Stadt in tausend bunten Farben. Alles blieb bey diesem Anblicke von Bewunderung ergriffen stehen, Alles ruft: „Moskau! Moskau!" Jeder beschleunigt seinen Schritt, man eilt in Unordnung herbey, die ganze Armee klatscht in die Hände, und wiederhohlt mit Entzücken: „Moskau! Moskau!" wie die Seeleute nach einer langen und beschwerlichen Schifffahrt „Land! Land!" rufen. Beym Anblick dieser vergoldeten Stadt, des glänzenden Bandes von Asien und Europa, des majestätischen Sammelplatzes, welchen der Luxus, die Gebräuche und die Sitten der beyden schönsten Welttheile vereinigte, blieben wir stehen, um uns einer stolzen Betrachtung zu überlassen. Welcher Tag des Ruhms war für uns gekommen! wie sollte er für uns die größte, die glänzendste Erinnerung unsers Lebens werden! Wir fühlten, daß in diesem Augenblicke unsere Handlungen die Augen der staunenden Welt fesselten, daß die geringste unserer Bewegungen historisch wurde. — — Napoleon selbst war herbeygeeilt. Er blieb entzückt stehen, ein Ausruf des Glücks entschlüpfte ihm. Seit der großen Schlacht hatten sich die Marschälle unzufrieden von ihm entfernt, aber bey'm Anblick des eroberten, gefangenen Moskaus, bey der Nachricht von der Ankunft eines Parlamentairs, vergessen sie, von diesem Erfolg überrascht, vom Enthusiasmus des Ruhms berauscht, ihren Unmuth. Man sah sie sich um den Kaiser drängen, seinem Glücke huldigen, und, schon nahe daran, selbst seine Sorglosigkeit am 7. Sept. den Sieg zu vollenden, dem Scharfblick seines Genies zuzuschreiben. Bey Napoleon waren die ersten Aufwallungen stets flüchtig; er hatte zu viel zu denken, um seinen Empfindungen lange nachzuhängen. Sein erster Ausruf war: „Da ist also die berühmte Stadt;" der zweyte: „Es war hohe Zeit!" Schon mahlte sich nur Ungeduld in den Blicken, die er auf diese Hauptstadt heftete; in ihr glaubte er das ganze russische Reich zu sehen. Diese Mauern umschlossen alle seine Hoffnungen; den Frieden, die Kosten des Krieges und unsterblichen Ruhm, auch hafteten seine Blicke auf allen Ausgängen derselben. — Wann werden denn diese Thore sich öffnen? wann wird man die Deputation heraustreten sehen, die ihm ihre Reichthümer, ihre Bewohner, ihren Senat und den vornehmsten russischen Adel unterwirft? Von da an wurde dann die glückliche und mit äußerster Verwegenheit vollendete Unternehmung, in die er sich so kühn verwickelt hatte, die Frucht einer tiefen Berechnung; seine Unvorsichtigkeit verwandelte sich in Größe, der so unvollständige Sieg an der Moskwa in seine schönste Waffenthat. Alles, was ihn dem Untergang entgegenführen konnte, vermehrte dann seinen Ruhm; dieser Tag fing an zu entscheiden, ob er der größte Mann der Welt oder der tollkühnste war, ob er sich einen Altar erbaute, oder ein Grab bereitete.

Nach und nach begann er ungeduldig zu werden. Schon sah er zu seiner Rechten und Linken den Prinzen Eugen

und Poniatowsky die feindliche Stadt überflügeln; gerade vor ihm erreichte Murat, in der Mitte seiner Tirailleurs den Eingang der Vorstädte, und — noch zeigte sich keine Deputation. Nur ein Officier von Miloradowitsch war mit der Erklärung erschienen, daß dieser General die Stadt anzünden würde, wenn man seiner Arrieregarde nicht Zeit ließe, sie zu räumen. Napoleon bewilligte Alles. Auf Augenblicke mischten sich die Vorposten beyder Heere untereinander. Murat wurde durch Kosaken erkannt. Zutraulich, wie Nomaden, ausdrucksvoll, wie alle Südländer, umgeben ihn diese, durch Ausrufungen und Zeichen übertreiben sie seine Tapferkeit und berauschen ihn mit ihrer Bewunderung. Der König vertheilt die Uhren seiner Officiere unter diese noch wilden Krieger, deren Einer ihn seinen Hetmann nannte. Murat ward einen Moment versucht zu glauben, daß er unter diesen Officieren einen neuen Mazeppa finden, oder es selbst werden würde; er dachte sie gewonnen zu haben. Dieser augenblickliche Waffenstillstand, unter solchen Umständen, erhielt Napoleons Hoffnungen, so sehr bedurfte er es, sich selbst zu täuschen. Zwey Stunden unterhielt er sich damit. Indeß verstreicht der Tag und Moskau schweigt noch immer; es bleibt stumm und leblos. Des Kaisers Angst wächst, die Ungeduld der Soldaten wird schwer zu besänftigen. Einige der Officiere sind in's Innere der Stadt gedrungen: „Moskau ist wüste!" — Bey dieser Nachricht, die er mit Zorn zurückweist, geht Napoleon vom Berge des Heils herab, er nähert sich der Moskwa und dem Thore von Dorogomibow, bleibt am Eingange des Schlags stehen; aber vergebens. Murat dringt in ihn. „Nun", antwortet er, „so ziehet denn ein, weil sie es so haben wollen!" Er empfiehlt die größte Disciplin; noch immer hofft er. „Vielleicht verstehen diese Einwohner nicht einmahl, sich zu ergeben, denn hier ist Alles neu, wir für sie und sie für uns." Jetzt folgt ein Rapport dem andern; alle stimmen überein. Franzosen, die in Moskau wohnen, wagen sich aus den Schlupfwinkeln hervor, die sie seit einigen Tagen der Wuth des Volks entzogen und bestätigen die unglückliche Nachricht. Der Kaiser ruft Daru herbey. „Moskau wüste", sagt er; „welch unwahrscheinliches Ereigniß! Man muß hineindringen, gehen Sie und führen Sie mir die Bojaren herbey!" Er glaubt, daß diese Menschen, entweder vom Stolze gelähmt oder vom Schrecken ergriffen, unbeweglich in ihren Wohnungen blieben, und er, dem bisher immer die Unterwürfigkeit der Überwundenen zuvorkam, er geht ihren Bitten entgegen und sucht ihr Vertrauen zu erwecken. Wer möchte sich auch überzeugen, daß diese prachtvollen Palläste, diese prunkenden Tempel, diese reichen Comtoirs von ihren Besitzern verlassen wurden, wie die elenden Dörfer, durch welche wir zogen. Doch ist Daru's Versuch wieder gescheitert; kein Moskowite zeigt sich, man sieht nicht den geringsten Rauch eines Küchenfeuers aufsteigen; aus dieser so großen, so volkreichen Stadt tönt nicht das leiseste Geräusch entgegen; ein Zauber scheint ihre 300,000 Bewohner stumm und leblos zu machen, das Schweigen der Wüste in ihr zu herrschen. Aber Napoleons Beharrlichkeit ging so weit, daß er noch immer wartete. Endlich ging ein Officier, der dadurch gefallen wollte oder überzeugt war, daß Alles, was der Kaiser erwartete, in Erfüllung gehen müsse, in die Stadt, griff dort fünf oder sechs Vagabonden auf, trieb sie vor seinem Pferde her bis zum Kaiser und bildete sich ein, eine Deputation herbeygeführt zu haben!! Bey der ersten Antwort dieser Unglücklichen sah Napoleon, daß er nur elende Tagelöhner vor sich habe. Da erst zweifelte er nicht mehr an der gänzlichen Räumung Moskaus und verlor jede Hoffnung, die er auf diese Stadt gegründet hatte. Er zuckte die Achseln und rief mit der verächtlichen Miene, die ihm bey Allem, was seinen Wünschen entgegenstand, eigen war: „Ah; die Russen wissen noch nicht, welche Wirkung die Einnahme ihrer Hauptstadt für sie haben wird." — Mit einbrechender Nacht zog Napoleon in Moskau ein und blieb in einem der ersten Häuser der Vorstadt Dorogomibow. Hier war es, wo er den Marschall Mortier zum Gouverneur der Stadt ernannte. „Besonders," sagte er ihm, „keine Plünderung. Sie stehen mir mit Ihrem Kopfe dafür. Vertheidigen Sie Moskau gegen Alle und Alles!" Die Nacht war traurig; drohende Berichte folgten einander. Es kamen Franzosen, die das Land bewohnten, sogar ein Officier der russischen Polizey, um die Feuersbrunst anzugeben; Letzterer bestimmte sogar alle Vorbereitungen zu derselben. Vergebens suchte der Kaiser, dadurch bewegt, nach Ruhe; jeden Augenblick ruft er und ließ sich die unglückliche Nachricht wiederhohlen. Noch waffnete er sich mit seinem gewöhnlichen Unglauben, als gegen zwey Uhr des Morgens das Feuer ausbrach. Dieß geschah im Kaufhaus, im Mittelpuncte der Stadt und ihrem reichsten Viertel. Sogleich gibt Napoleon Befehle; er verdoppelte sie. Mit Tagesanbruch eilt er selbst hin, er bedrohte die junge Garde und Mortier. Dieser Marschall zeigt ihm Häuser, welche mit Eisen gedeckt sind, noch sind sie verschlossen und unversehrt, man sieht nicht die geringste Öffnung daran, und doch entsteigt ihnen dicker, schwarzer Rauch. Gedankenvoll tritt der Kaiser in den Kremlin. — Der Anblick dieses, zugleich modernen und gothischen Pallastes der Romanows und Runicks, ihres noch stehenden Thrones, des Kreuzes vom großen Iwan und des schönsten Theils der Stadt, welchen der Kremlin beherrscht, und den die noch

im Bazar verschlossenen Flammen ehrerbiethig zu schonen scheinen: dieß Alles belebt seine Hoffnungen wieder. Diese Eroberung schmeichelt seinem Ehrgeitze, und man hört ihn ausrufen: „So bin ich denn endlich in Moskau, im alten Pallast der Czaaren, im Kremlin!" Mit neugierigem und befriedigtem Stolze untersucht er dessen einzelne Theile. Hierauf läßt er sich Rechenschaft von den Hülfsquellen geben, welche die Stadt biethet, und in diesem kurzen Augenblicke der ganz der Hoffnung gehört, schreibt er dem Kaiser Alexander Friedensworte. Eben hatte man einen vornehmen feindlichen Officier im großen Hospitale gefunden, ihm wurde die Besorgung des Briefes übertragen, er sollte seinem Beherrscher die Nachricht dieses Unfalls bringen; die Feuersbrunst blieb dessen einzige Antwort.

Dieß Flammenmeer griff immer weiter um sich, und während die Soldaten die ganze Nacht mit demselben um seine Beute gestritten hatten, erwachte Napoleon, dessen Schlummer man nicht hatte stören wollen, von dem Doppelscheine des Feuers und Tageslichtes. Seine erste Bewegung war, zu zürnen und dem Elemente gebiethen zu wollen, bald aber gibt er nach und weicht der Unmöglichkeit. Verwundert, indem er in das Herz des Reichs trifft, andere Gefühle, als die des Schreckens und der Unterwürfigkeit darin zu finden, fühlt er sich überwunden und an Entschlossenheit übertroffen. Diese Eroberung, welcher er Alles opferte gleicht einem Luftgebilde, daß er verfolgte, zu ergreifen glaubte und nun in Rauch und Feuerwolken verschwinden sieht. Eine außerordentliche Bewegung ergreift ihn, es scheint, als verzehrten ihn die Flammen, von denen er umgeben ist. Mit jeder Minute springt er auf, macht einige Schritte und wirft sich wieder auf seinen Sitz. Schnell geht er in seinen Zimmern auf und ab; kurze, heftige Geberden verrathen seine innere Unruhe. Er verläßt, nimmt wieder und verläßt noch einmahl eine nothwendige Arbeit, um an das Fenster zu stürzen und die Fortschritte der Zerstörung zu sehen. Einzelne abgebrochene Worte entschlüpfen seiner gequälten Brust: „Welch schreckliches Schauspiel; sie selbst sind es; So viele Palläste! Was für ein außerordentlicher Entschluß! Was für Menschen! Es sind wahre Scythen!" Zwischen dem Feuer und ihm lagen ein weiter wüster Platz, die Moskwa und ihre beyden Quais, und dennoch glühten die Scheiben des Fensters, an das er sich lehnte, und die angestrengte Arbeit der Feuertilger, die auf den eisernen Dächern des Pallastes stehen, reicht nicht hin, den Feuerregen abzuhalten, der darauf niederfällt. In diesem Augenblicke verbreitet sich das Gerücht, daß der Kremlin unterminirt sey. Russen haben es gesagt, geschriebene Blätter bestätigen es; aus Furcht fangen einige Bediente an, die Köpfe zu verlieren, unbeweglich erwarten die Soldaten, was das Schicksal und des Kaisers Befehl über sie verfügt, und der Kaiser antwortet der allgemeinen Bestürzung nur durch ein ungläubiges Lächeln. Er geht noch immer krampfhaft hin und her, blickt durch jedes Fenster und sieht das furchtbare Element mit Wuth seine glänzendste Eroberung verzehren: siegend ergreift es alle Brücken, alle Zugänge der Festung, es umzingelt ihn und hält ihn belagert. Mit jedem Moment wird eins der nahe stehenden Häuser davon gefaßt, es rückt ihm immer näher und beschränkt ihn endlich allein auf den Raum des Kremlins. Schon athmeten wir nur Rauch und Asche ein. Die Nacht näherte sich, ihre Schatten sollten unsere Gefahren vermehren, der Wind des Äquinoctiums wehte immer heftiger und schien den Russen beyzustehen. — Jetzt sah man den König von Neapel und den Prinzen Eugen herbeyeilen, sie vereinigen sich mit dem Fürsten von Neufchatel, dringen zum Kaiser und bestürmen ihn mit Bitten, Gebehrden; fußfällig flehen sie, um ihn diesem Orte des Entsetzens zu entreißen. Vergebens! — Napoleon, endlich im Besitze des Pallastes der Czaaren, beharrt fest dabey, diese Eroberung nicht aufzugeben, sie selbst dem Feuer nicht zu überlassen, als plötzlich das Geschrey: „Das Feuer ist im Kremlin," von Mund zu Mund läuft, und uns der mächtigen Erstarrung, die uns ergriffen hatte, entreißt. Der Kaiser geht hinaus, die Gefahr zu beurtheilen. Zweymahl war in dem Gebäude, worin er sich befand, das Feuer angelegt und wieder gelöscht worden, allein der Thurm des Zeughauses brannte noch immer. Man hat einen Polizeysoldaten dabey gefunden, man führt ihn her, und Napoleon läßt ihn in seiner Gegenwart befragen. Dieser Russe ist ein Brandstifter, er hat seine Aufgabe erfüllt, sobald sein Chef die Losung dazu gab. So ist denn Alles der Zerstörung geweiht, sogar der alte und geheiligte Kremlin. Der Kaiser machte eine verächtlich-verdrießliche Bewegung, man führt den Elenden in den ersten Hof, wo er unter den Bajonetten der wüthenden Grenadiere umkam. Dieser Vorfall bestimmte Napoleon. Schnell steigt er die nördliche Treppe hinab, welche das Blutbad der Strelitzen so berühmt gemacht und befiehlt, daß man ihn außerhalb der Stadt, eine Meile weit auf der Straße nach Petersburg, nach dem kaiserlichen Schlosse Petrowsky führen soll. Allein uns belagerte die Gluth, sie umzingelte alle Thore der Citadelle, und wies den ersten Ausgang, der versucht wurde, zurück. Endlich entdeckte man einen engen und versteckten Gang, der durch Felsen zur Moskwa führte, und nur auf diesem gelang es Napoleon, seinen Officieren und seiner Garde, aus dem brennenden Kremlin zu entfliehen.

Aber trotz alles dieses Ungemaches, der immer mehr vorrückenden Jahreszeit, des Mangels an Ergänzungen jeder Art, kurz der Unzulänglichkeit aller Mittel, welches der Kaiser selbst fühlt, bleibt er auf demselben Orte. Der September ist schon vorüber, der October fängt an. Alexander hat ihn keiner Antwort gewürdigt; welch ein Schimpf! wie reizt er seinen Zorn! Nach einer Nacht des Unwillens und der Besorgnisse läßt er seine Marschälle kommen. „Tretet ein," ruft er, sobald er sie bemerkt, ihnen entgegen, „hört, welchen neuen Plan ich gefaßt habe. Prinz Eugen, lesen Sie!" (Alle hören zu.) „„Man muß verbrennen, was noch von Moskau übrig ist, über Twer nach *Petersburg* marschiren und sich dort mit Macdonald vereinigen. Murat und Davoust werden die Arriergarde bilden!"" Voll von Feuer heftete der Kaiser funkelnde Blicke auf seine Generale, deren kalte und schweigende Mienen nur *Erstaunen* ausdrückten. Indem er sich selbst belebt, um auch diese zu beleben, setzt er hinzu: „Wie, seyd Ihr es, die dieser Gedanke nicht entflammt? Nie konnte es eine größere Kriegsthat geben. Von nun an ist nur diese Eroberung unserer würdig. Welcher Ruhm wird uns werden, was wird die ganze Welt von uns sagen, wenn sie hört, daß wir in drey Monathen die beyden Hauptstädte des Nordens eroberten!" Doch Davoust, wie Daru, setzen ihm die Jahreszeit entgegen, den Mangel an Lebensmitteln, den einsamen, entblößten, nur durch Kunst erbauten Weg von Twer nach Petersburg, welchen 300 Bauern in einem Tage unzugänglich machen können. Warum sich noch mehr in den Norden hineinwagen, dem Winter entgegen gehen, ihn herausfordern, ihm trotzen? Schon ist er nur zu nahe, und was soll aus 6000 Verwundeten werden, die in Moskau liegen; — will man sie Kutusow überlassen? Dieser würde der Armee auf dem Fuße folgen, man müßte dann zugleich angreifen und sich vertheidigen, und zur Eroberung wie zu einer Flucht schreiten. — Die Chefs haben versichert, daß sie damahls mehrere Pläne vorschlugen; eine sehr vergebliche Mühe bey einem Fürsten, dessen Genie eines Jeden Einbildungskraft zuvorkam, und welchen ihre Einwürfe nicht aufgehalten hätten, wäre er wirklich entschlossen gewesen, nach Petersburg zu marschiren. Dieser Gedanke war jedoch nur ein Aufsprudeln seines Zornes, die Eingebung seiner Verzweiflung, sich im Angesichte von Europa gedemüthigt zu sehen, zu weichen, eine Eroberung aufgeben und zurückgehen zu müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur.

273. Skizzen aus dem Tagebuch einer Reise durch Frankreich, Großbrittanien und Deutschland, von *Maximilian Löwenthal*. Wien bey Wallishausser 1825. 2 Bde.

Der vaterländischen Literatur mangelt es ganz an guten Beschreibungen von bedeutenden ins Ausland unternommenen Reisen. Die wichtigen Bruchstücke aus der Reise S. k. H. des Erzherzogs *Johann* durch die brittischen Inseln, welche dieses Archiv 1816 und 1817 lieferte, erregten allgemein ein verdientes, frohes Aufsehen und bewiesen an so mancher Stelle, daß das fast immer verkannte Österreich, so manches *Schöne* und *Gute* besitze, das im überschätzten Frankreich und England nicht gefunden, oder nicht überbothen werden kann. Wir erinnern nur an die steyrischen Alpenlandschaften, die der nationalstolze Britte *anstaunte* und *bestellte*! Allgemein möchte daher der Wunsch herrschen, es mögen nur recht viele gebildete und des *Heimischen kundige* Männer in das vergötterte Ausland hinausgehen, nicht sowohl, um dem *Fremden* den übertriebenen Nimbus zu nehmen, sondern vor allem das Heimische gehörig *abzuschätzen*, denn aller *Werth* geht nur aus *Vergleichung* hervor! Mit wahrem Vergnügen zeigen wir daher die wohlgelungenen Reiseskizzen des Herrn *Maximilian Löwenthal* an.

Der Verfasser reiste über *München*, *Augsburg*, *Ulm*, *Stuttgart*, *Heidelberg*, *Mannheim*, *Carlsruhe*, *Straßburg*, *Nancy* in die wahre Weltstadt *Paris*, ging von da nach *Genf*, *Lyon*, *Aix*, *Marseille*, *Toulouse*, *Barreges*, *Bordeaux*, *Orleans* nach *Calais* und schiffte hinüber in das durch Shakespeare uns so theure England. Aus London reiste er über *Oxford*, *Manchester*, *Liverpool*, in das durch Walter Scott uns befreundete *Schottland*, besuchte das *Hochland*, ging nach *Edinburg*, wendete sich nach *York* und ging über *Cambridge* nach *London* zurück. Von England reiste er wieder über *Paris*, *Brüssel*, *Antwerpen*, *Leyden*, *Amsterdam*, nach Deutschland. Er pilgerte durch *Bonn*, *Mainz*, *Frankfurt a. M.*, *Darmstadt*, *Cassel*, durch das kleine, aber in Beziehung auf Literatur weltgeschichtliche *Weimar*, durch *Jena*, *Leipzig*, *Berlin*, *Dresden* und *Prag* nach dem heimischen *Wien*.

Wahrhaftig, eine der interessantesten Reisen, die man sich denken kann. Der Verfasser reiste als gemüthvoller Sohn einer reichen und ruhigen Monarchie, als gebildeter Bürger einer großen Stadt. Seine Reise ist keine bloße Lustreise, keine *artistische*, keine *scientifische*, aber *etwas von Allem*!

So ist denn vorliegendes Werk auch ein überaus buntes Gemählde, worin der Gelehrte und der Nichtgelehrte gewiß mit großem Vergnügen lesen wird und das an den Studierpulten zur Erhohlung, wie auf den Toiletten zur geschmackreichen Belehrung, mit dem besten Grunde empfohlen werden mag.

Die Art der Behandlung, zum Theil auch die Auffassungsweise, ja selbst die fließende Sprache erinnert an *Kotzebues* „*Erinnerungen* ꝛc.", nur daß Kotzebue oft sehr hämisch, fast immer aber, sehr seicht und bald offen, bald versteckt, Parteygänger ist, während unser Verfasser *aus seinem obenbezeichneten Standpunct*, unbefangen sein Herz sprechen läßt!

Seine Äußerungen über die Schwedenlinden bey München, die französische Scheidemünze, die Abtey Denis u. s. w. sind Zeugen von einem edlen Gemüthe. Wo er gegen die französische Philosophie und Poesie zu Felde zieht, spricht er das allgemeine Urtheil aus und nur gegen seine oft bittren Äußerungen über den Geist der französischen Nation läßt sich manches einwenden. Die politischen Betrachtungen sprachen uns am wenigsten an. Anziehend war für Uns alles, was über England und Schottland gesagt wird. Die Darstellungen von den Shakspearischen Schauspielen zu London müssen uns wirklich trösten, die wir klagen: daß wir Deutschen nur einen Lear besitzen (Anschütz), einen Romeo (Korn) und eine Julia (in der Mad. Stich) Des Verfassers Besuch bey Goethe und dessen sonderbare Äußerung: „Wien müsse eine Masse von Musik haben, da die schönen in Wien verfertigten Instrumente schon dazu anreizen" wird man gewiß mit höchstem Vergnügen lesen, trotz dem Gekläffe der Herren, die da das große Gestirn schmähen, weil es untergeht!

Zum Schluße unserer Anzeige erwähnen wir noch eines Urtheils, welches auffallen dürfte.

Der Verfasser gibt dem Wiener Stephansthurme den Vorzug vor dem Straßburger Münsterthurm. Aber man höre ihn selbst: „Der beste Zeitpunct der Entscheidung ist die Nacht, die mondhelle, wenn alles ablenkende Einzelne, aller zersplitternde Zierrath in eine dunkle Ganzheit zusammenfließt, wenn unter dem Funkeln des Sternenhimmels, die durch nichts Größeres und Erhabneres zu überbiethenden Formen altdeutscher Baukunst am reinsten ihre echte Wesenheit und Bedeutung verkünden. Da erhebt sich frey und gewaltig der Riese der Wiener Cathedrale, von unten bis oben sichtbar, weit und mächtig, wie er in der Erde wurzelt, allmählich abnehmend, bis er eine dünne Spitze, in den Wolken sich verliert. Der Münsterthurm hingegen, wird eigentlich nur in der Hälfte seiner Länge gesehen, er wächst dem Auge aus der breiten Platteforme des Vorbaues heraus, und erhebt sich da noch in gleichförmiger Geradheit, die nicht allmählig zur Spitze wird; sein Erscheinen und Wirken ist viel kleiner!"

Wir wünschen diesem angenehmen und geistreichen Buche recht viele Leser. Es wird überall das Bessere anregen! — Papier und Druck sind vorzüglich, wir fanden nur wenige Druckfehler, die nicht angezeigt sind.

Kunst.

Gemähldeausstellung des Professors und akademischen Historienmahlers, Peter Krafft, auf der Biberbastey, nächst der Ferdinandsbrücke.

Kraffts künstlerische Laufbahn und seine vorzüglichsten Werke fanden bereits in diesem Archiv ihre nähere Würdigung im Jahrgang 1821 Nr. 36. Seine Leipziger Schlacht und der dieselbe wiedergebende Kupferstich Scotts in London in Nr. 47 desselben Jahrgangs und eben daselbst das gleichfalls im Invalidenhaus befindliche Gemählde der heiligen Opferschlacht von Aspern, in Rahls wohlgelungenem Kupferstich Nr. 3 v. 1825.

Die jetzt exponirten Gemählde besprach dieses Archiv mehrmahls von ihrem Beginne an, 1821 Nr. 1 und 36, dann 1822 Nr. 6 und 152. Es kann also dieser Zeitschrift, wenigstens nicht Mangel an liebender Aufmerksamkeit auf diese höchst ausgezeichneten Erscheinungen vorgeworfen werden.

Die beyden nun ausgestellten großen Bilder, welchen das dritte bald nachfolgen soll, sind für das Pesther Nationalmuseum bestimmt und durch freywillige Beyträge der edeln Ungarn entstanden. Die Triebfeder des Ganzen war der k. k. Kämmerer, Jakob von Szvetics.

Wir müssen gestehen, daß wir die Wahl des einen Gegenstandes, der ungarischen Thermopylen und des ungarischen Leonidas, Grafen Niklas Zriny, 1566 in mehr als einer Hinsicht ungemein glücklich finden. — Einerseits ist sie rein ungarisch, ohne mächtigen Zuzug auswärtiger Kräfte, dergleichen jede Schlacht der Befreyung Ungarns vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoch unter die heiligen Fahnen versammelte (wie denn insonderheit deßhalb die letzte Belagerung Ofens, sprichwörtlich und allgemein, „der letzte Kreuzzug" hieß). — Zwey allzukühne Schlachten wider die Übermacht, haben wohl Ungarn verloren, die am Sajo an die Mongolen, die von Mohacs an die Türken. Aber der Zufall hat so wunderlich gespielt, daß es nicht leicht seyn möchte, eine eben solche, ganz allein dem alten magyarischen Heldenruhm angehörige Rettungsschlacht zu finden, obwohl der Kampf wider den Islam im Osten Europas auf der ungarischen Erde, jenem im Westen in der pyrenäischen Halbinsel wider die Mauren, in mancher Hinsicht nicht unwürdig zur Seite steht. Selbst die Rettung Belgrads von dem Eroberer Constantinopels, Muhamed, theilt der große Gubernator Johann Hunnyady mit dem unwiderstehlichen Kreuzprediger Johann Capistran und mit seinen Kreuzschaaren, vor allen mit Gott im Himmel, dessen Allmacht im Herzen derer, die den rechten Glauben haben, hier augenscheinlich die Wunder des alten Bundes erneuerte.

Nebstdem, daß der Tag und die That von Szigeth rein ungarisch sind, erscheinen sie auch als ungemein wichtig an und für sich, als eine wahrhaft universalhistorische That, als eine rechte Apotheose der heldenmüthigsten Selbstaufopferung, weit bedeutender, als manche sieghafte Schlacht, für Ungarn, für Deutschland, für die gesammte abendländische Welt, denn vor Szigeth ließ Suleyman der letzte jener furchtbaren Heldenreihe, großer erobernder Sultane Ruhm und Leben. Mit seinem Tode vor Szigeth begann ein ganz neuer physischer Charakter des Regentenstammes, ein Aufwachsen und Leben, nicht mehr im Lager, sondern im Serail, unter Weibern und unter Verschnittenen und nunmehr unter achtzehn Sultanen (als das rechte Widerspiel der Zeiten vor Suleyman) kaum zwey siegbekrönte Sultane und kaum drey muthvolle, glückliche Krieger! — Also auch in dieser Hinsicht, Szigeth von höchster Bedeutung. Hätte Hardeck in Raab, Paradeiser in Kanischa gethan wie Zriny, so wär Ungarns Befreyung in mehr als einem Moment viel früher vollbracht und keine Rede mehr davon, daß der Großvessir Kara Mustapha, troz des, angeblich von Suleyman darauf gelegten Fluches, zum zweyten Mahl vor Wien erschienen wäre!

Nachdem er in früher Jugend, Syrien, Ägypten, Jemen, Algier und Tunis unterwerfen, die spanischen, italienischen und ungarischen Küsten im nähmlichen Augenblicke bedroht, Wien belagert und den ganzen Westen in bange Erwartung versetzt hatte, wollte der Greis Suleymann, „der Große, der Gesetzgeber, der Prächtige, der Sieghafte", die unglücklichen Versuche auf Maltha, durch die Bezwingung eines eben so wichtigen Schlüssels und Waffenplatzes vergessen machen, als in seiner Jugend Rhodis, Belgrad und Peterwardein gewesen. — Dieses Sinnes, erschien er am 5. Aug. 1566 vor Szigeth, mit Schaaren, wie der Sand der Wüste, Xerxe's Züchtigung des Meeres, an der angeschwollenen Drau und dem Hamsabey erneuerud. — Niklas Zriny war kurz vorher von Wien zurückgekommen. Die Conferenzen mit dem Oberfeldherrn, Lazarus Schwendi, hatten ihm gezeigt, an Szigeth hänge Wien und — ein baldiger Entsatz sey unmöglich! — Er (wie einst sein Waffenbruder, der große Palatin Thomas Nadasd) liebte denjenigen, der das Häuflein des Entsatzes führen sollte, den Erzherzog Ferdinand, Gemahl der schönen Philippine Welser, wie den einzigen Sohn. — Nicht Sieg, nur ein glorreicher Tod, der Tod des Leonidas, war also die Losung, und diesen Schwur der Todesweihe nahm auch Zriny von seiner heiligen Schaar in düstrer Stille, als eben das Allah-Geschrey, der Geschützesdonner und die Feldmusik, des Sultans Ankunft verkündigten. Seit zwanzig Jahren war fast keine Türkenschlacht, keine Belagerung, kein unglaublicher Parteygängerstreich, deu nicht Zriny durch Thaten oder durch Wunden, zu einem Maal seines Ruhmes erhob. Hätte Suleyman nicht der Lüge seines Vessirs, des wider den Ban persönlich rachedurstenden kroatischen Renegaten Mehmed Sokolowitsch vertrauend, Zriny noch in Wien geglaubt, er hätte eine andere Richtung genommen und der, dem sich drey Welttheile gebeugt, hätte das stolze Andenken so vieler Siege und die gewaltige Macht über sein Heer gebeugt vor einem einzigen, vor diesem Mann. Er hätte sich anders wohin gewendet und wäre geflohen vor dem bloßen Nahmen des Zriny.

Was das tobende Meer vermag, geschah wider Szigeth von 5. Aug. bis zum 1. Sept. Unzähliges Volk lag davor. Täglich wurde wenigstens sieben Mahle Sturm angelegt, mit solchem Verlust, daß der Sultan das von der Stadt ins Schloß gedrängte Heldenhäuflein um Waffenruhe bitten mußte, seine Todten zu begraben, um die Pest zu vermeiden. Scham und Ingrimm brachen ihm das Herz. Er starb, doch die Paschen verheimlichten seinen Tod, damit das Heer nicht auseinanderlaufe und ließen den Todten, nach wie vor, in seiner prächtigen ganz verschlossenen Sänfte, wie zur Besichtigung der Belagerungsanstalten, in den Trencheen herumtragen. — In wenig Tagen folgte der Zriny seinem großen Feind.

Am 7. Sept nähmlich (die innere Burg war ganz von der bereits verlornen äußern dominiert, Mund- und Kriegsvorrath war größtentheils mit ihr verloren) loderten von allen Seiten die Flammen empor, auch dicht neben der Pulverkammer. Eilig schmückte sich Zriny im köstlichsten Staat, die Schlüssel der Burg, ein treuer Hüther, auf der Brust, in der Faust des Vaters Säbel, mit dem er seinen ersten Sieg erfochten. — Eine Saat des Verderbens in einem glühenden Traubenschuß aus zwey großen Donnerbüchsen sendete er vor sich her (dieses ist der Augenblick der Darstellung). Unter diesem Dampf, Rauch und Verwirrung, stürzte er mit den Seinen zum Thor des brennenden Schlosses, unter die Hunderttausende stürmender Türken hinaus.

Hoch auf seinem weißen Roß, zum letzten Mahl in seinem Prunkkleid, den unschätzbaren Demant am wallenden Reiher, des Vaters Säbel, so vieler Schlachten Donnerkeil, mächtig geschwungen, das glühende Auge, ein Pfeil, auf seines Landes, seines Königs, seines Glaubens Erbfeinde gerichtet, neben sich Ungarns heiliges Banner, geschwungen in der tapfern Faust des Lorenz Juranitsch, bricht eben der Zriny hervor. — Vor, neben und hinter ihm raset schon ein ungeheures Gedränge; über das zertrümmerte Geländer rollen Männer und Rosse in die schäumenden Fluthen hinab. Hier hat Krafft den ganzen Reichthum, die Klarheit und Kühnheit seines Talents entwickelt. Ein Pferd stürzt mit seinem Reiter ganz überschlagen auf einen im Wasser liegenden Baum, dessen Äste es noch aufzuhalten scheinen. Über dieses springt ein anderes hinab, in dem thierische Angst und Grauen meisterhaft ausgedrückt sind. Der darauf sitzende Spahi sendet in fanatischer Wuth eben noch einen Pfeil nach dem kühnen Helden, nicht achtend des Abgrundes, der ihn angähnt. Gleich bewundernder Erwähnung verdient ein drittes, welchem, da es immer mehr zurückgedrängt wird, plötzlich der Boden unter den Füßen schwindet und das, krampfhaft in sich zusammengezogen, mit letzter Kraft versucht, noch festen Grund zu gewinnen. Keine der berühmten Alexanders-Schlachten hat in solcher Gattung Etwas aufzuweisen, das diese Pferde überträfe! — Dahinter und daneben ein großes Gewühl nachstürzender Türken, über alle emporragend ein alter Pascha, voll Kampfesgier.

Ganz im Vorgrunde, dem Beschauer zur Rechten, ist es einigen Türken bereits gelungen, den Wassergraben zu übersetzen und mittelst der aufgethürmten Holzstöße, die Burgmauer zu erklimmen. Einer hat schon den Roßschweif auf dem ersten Absatz gepflanzt, einen Fuß noch auf der obersten Sprosse der Sturmleiter, die unter ihm zusammenbricht, aber zwey Ungarn sind da, seine Kühnheit zu strafen, der eine mit der Streitaxt nach ihm ausholend der andere ihn beym Gürtel herabreißend. Dieser zweyte ein herrlicher Greis stößt einen andern Stürmer mit Axt und Fuß hinunter, darob unbekümmert, jenen ersten mit dem siegprahlenden Roßschweife packend, dessen Zustand meisterhaft ausgedrückt ist, wie er aus Furcht, das schon Gewonnene zu verlieren, sich nicht getraut, die Hand zu eigner Wehre loszulassen, sondern sich lieber in die Mauer hineindrücken möchte.

Das ganze unmenschliche Gewühl und Gedräng auf der schmalen Zugbrücke, hat eine schauderhafte Wahrheit. Der Glaube Jesu und des Korans fatalistische Todesverachtung, begeisterte Vaterlandsliebe und blinde Raserey, umklammern sich so nahe und so grimmig, daß kaum einer Schwerteschneide Raum mehr bleibt die Waffen zu brauchen und Jeder, Aug in Aug und Bart an Bart, den Vertilgungskampf kämpft! Es ist hier

und da die Bemerkung gemacht worden, dieß Gemählde sey nicht geschichtlich und verliere dadurch an seinem Werthe, daß Zriny zu Pferde in den Todeskampf stürzt, da er unsern Nachrichten zufolge, vielmehr zu Fuß, aus Szigeths Schutt und Flammen hervorgeschritten sey! — Wie oft man doch einer gänzlichen Verwirrung der Zwecke und der Gränzen des Wissens und der Künste begegnet! Fordert man ja auch von einem Trauerspiel, chronologische Evidenz, heraldische oder genealogische Ausbeute und rechtet darüber, ob das tragisch Effectvolle auch historisch richtig sey? — Als ob es in einem Kunstwerk darauf ankäme, ob Zriny in einem rothen oder braunen Rock, zu Fuß oder zu Pferde, den letzten Gang gethan! als ob die Mahlerey etwas anderes zu kennen oder zu suchen hätte, als das Mahlerische! als ob auf einem nationalen Bilde, nicht die Symbolik der eigenthümlichsten und glücklichsten Waffe fehlte, wenn nicht der Ungar mit seinem pfeilschnellen, unermüdlichen Roß, wie in einen unzertrennlichen Leib zusammengewachsen erscheint?

Gegenüber diesem Bilde des heftigsten Kampfes, zeigt sich ein anderes, großartiger Ruhe: die Krönung Sr. Majestät Franz's I. zum König von Ungarn in der Garnisonskirche zu Ofen am 6. Juny 1792. — Den an den Stufen des Hochaltares knieenden Monarchen halten der Cardinalprimas Fürst Batthyany und der Palatin Erzherzog Leopold Alexander die heilige Krone über dem gesalbten Haupt. Neben dem Primas stehen der Fürst Grassalkowits, der Banus von Croatien Graf Erdödy mit dem Reichsapfel, der oberste Reichsrichter Graf Carl Zichy mit dem Szepter; neben dem Throne links, steht der ungarische Gardecapitän Fürst Esterhazy.

Neben dem Palatin stehen der Erzbischof von Kolocza Graf Kollonits: der Bischof von Erlau, Graf Esterhazy, der Graf Joseph Maliath mit dem Patriarchalkreuz der Graf Palffy mit dem silbernen Stab, Graf Batthyany mit dem rothsammtenen Kissen.

Neben dem Bethschämmel steht der Wappenherold des ungarischen Reichs. Im Kirchenstuhle rechts befindet sich auch der nunmehrige Palatin, Erzherzoge Joseph in der Uniform seines damahligen Regiments. Der griechische Bischof ist jener von Munkats Bacinsky.

Oben im Oratorium befindet sich die zweyte Gemahlinn Sr. Majestät Maria Theresia, mit ihrer Frau Mutter, der Königinn von Neapel und mit mehreren Hofdamen.

Aus den Krönungsfahnen, Ungarns und seiner Nebenreiche, ist die weiße neben dem Thron, Ungarn; die weichselfarbe, Dalmatien; die braunrothe Croatien; die grüne Slavonien, die hellrothe Galizien; (Halicz) die violette, Lodomerien (Wladimir) die gelbe, Servien die blaue, Rama (Bosnien und die Herzogewina); die dunkelrothe, Bulgarien; die apfelgrüne Cumanien.

Die handelnden Personen sind durchgängig Porträts, die heilige Krone und der Krönungsmantel treu nach der Wirklichkeit, Costume, Colorit und Beleuchtung von seltner Meisterschaft. Außer der Meisterschaft der Technik bleibt freylich dem Künstler in allen bloßen Ceremonielshandlungen fast keine Gelegenheit, seine Weihe zu bewähren. Auch das Leipziger Schlachtbild wurde bekanntlich um ähnlicher Unvollkommenheiten angefochten; allein die Schwierigkeit steckt in der bloß conventionellen Aufgabe selbst und eines Rubens's ungeheure Erfindungskraft erlahmte in solchen antiartistischen Fesseln! Hier war dem Künstler nicht ein Mahl der Spielraum der reichen Gruppen eines zujauchzenden Volkes freygegeben.

Inmitten dieser beyden, über 20 Schuh langen, und über 14 Schuh hohen Gemahlde ist ein drittes, jener denkwürdige Anbeginn unsres kaiserlichen Vaterhauses: Rudolphs von Habsburg Begegnung mit dem Priester auf der Jagd, durch des unsterblichen Schiller Ballade und durch viele mahlerische und plastische Kunstwerke älterer und neuerer Zeit verewigt. — Dieß Bild wurde für Se. k. H. den verewigten Herzog Albert von Sachsen-Teschen, einem vorzüglich gnädigen Gönner des Künstlers verfertigt, als Gegenstück des, in der unvergeßlichen Marchfeldsschlacht von Aspern, die Fahne eines wankenden Bataillons ergreifenden und das Treffen wieder herstellenden Erzherzogs Carl Generalissimus — durch welches, so wie durch die beyden großen Bilder im Invalidenhause, dann durch den Abschied und die Rückkehr des Landwehrmannes in der Gallerie des Belvedere, Peter Krafft sich längst den Ehrennahmen eines vaterländischen Mahlers errungen hat.

Ihre k. k. Majestäten haben die beyden erstern Gemählde noch an der Stelle, wo sie gemahlt worden im ungarischen Gardehof in allerhöchsten Augenschein genommen, dem Künstler die allerhöchste Zufriedenheit bezeugt und Se. Maj. der Kaiser Ihren erhabenen Sinn für Nationalität der Wissenschaft und Kunst neuerdings dadurch bestätiget, daß Sie dem Künstler drey große Gemählde aus der Vaterlandsgeschichte zu bestellen geruhten. — Eben so wenig ist ein Zweifel, daß auch das dritte große Gemählde für das ungarische Regnicolar-musäum zu Stande kommen wird, nähmlich jene, die magyarische Nation für immer verherrlichende grandiose Aufwallung der gesammten auf dem Preßburger Reichstage versammelten Nation 1741 am 7. Sept. (dem Gedächtnißtage von Zrinys Heldentod): moriamur pro rege nostro Maria Theresia — vitam et sanguinem damus! welche die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction und die Integrität der österreichischen Monarchie wider die vereinigten Kräfte von Frankreich, Spanien, Neapel, Preußen, Sachsen und Bayern glorreich behauptete.

Seinen längstbegründeten großen Ruf als Porträtmahler, bewährte Krafft neuerdings durch das gleichfalls hier ausgestellte Bildniß des Majors von Aron von der adelichen ungarischen Leibgarde zu Pferde, in Gallauniform.

Orpheus am Grabe der Eurydice, wurde von Krafft bereits vor zwanzig Jahren, am Schluße seines Aufenthaltes in Paris gemahlt und hat noch gar sehr die Anklänge der david'schen Schule. — Krafft konnte nicht anschaulicher machen, wie weit er seither vorgeschritten sey und seinen eigenen Weg gebahnt habe? als durch die Gegenüberstellung dieses Bildes aus einer so verschiedenen Epoche. — Der Abstand wird am auffallendsten, wenn man dieses Bild jenen beyden Nr. 4 und 5 aus Lord Byrons Manfred vergleicht, die wir ohne Bedenken das Durchdachteste und Vollendeste nennen möchten, was jemahls aus Kraffts Pinsel hervorgegangen ist. — Wir geben unsern Lesern eine kurze Beschreibung derselben.

Vor einem langen, scharfen Gebirgskamm, umgeben von kleinen Gipfeln, Spalten und Thälern, aus denen sich noch in weiter Ferne die Wirbel der blauen Berge und höher die Spitzen des ewigen Eises erheben, ragt kahl und hoch über die Kreise des Lebens, ins Unermeßliche hinaus, eine einsame Klippe. Auf ihrem obersten Felszacken steht Manfred; sein Antlitz bleich und wie blutlos, die Züge scharf ausgearbeitet und fast vertrocknet im nächtlichen Brüten über Zeit und Ewigkeit, über Wahrheit und Wunder, im Umgang und Kampf mit den Geistern, die Kraft in die innersten Nerven zurückgedrängt, das Leben nur noch fühlend — im Schmerz.

Schätze und Genüsse haben die unterjochten Geister nach dem Befehl seiner herrischen Laune herbeygeschleppt. Nur Ver-

gessenheit können sie nicht geben, nur nicht das Vergessen jenes Andenkens, das, ein Wald von Stacheln, sein Herz zerfleischt, gesucht und geflohen, unentbehrlich, und unerträglich zugleich ist, das ihn endlich in lebensverdrossener, ungeduldiger Verzweiflung fort und fort hinauftreibt, zu rasch vernichtendem Absturz, auf jene öde, wolkennahe Felsenspitze.

Er hat schon hinabgeschaut in den grauenden, ungeheuern Schlund, sein Bareet stürzt wirklich herunter. Das Thier in dem Menschen, dessen Übermuth nur in der Geisterwelt Befriedigung suchte, hat ihn mit einem Donnerkeil des Entsetzens getroffen, vor dem aufgesuchten Nichtseyn. Zugleich traf ihn aber auch des wackern Gämsenjägers weckender Anruf und hülfreiche Hand.

Da steht Er vor uns, dem die Welt zu enge und zu gering war; des Schwindels zitternde Schleyer umgeben und umweben ihn. Die Augen ängstlich aufgerissen, der halboffene Mund dem das Wort versagt, starren vor sich hin in die Leere. Der begonnene Schritt stockt. Er traut sich nicht weiter zu treten; krampfhaft klammern die Zehen sich unterwärts. Kräftig sind die Füße angewurzelt und doch die Knie brechend. Baggesen hat in seiner Parthenais den Kobold des Schwindels nicht anschaulicher gemacht und hier hat die bildende der redenden Kunst so treu als glücklich nachgeeifert.

Schwach, der überlegenen Kraft ganz hingegeben, von der Arbeit nie gestärkt noch gehärtet, ruht die eine der zierlichen Hände in der braunen muskelstarken Hand des Gämsenjägers, die andere noch dem Verderben angehörig, greift krampfhaft in den Gürtel. — Mit offenem, biederm sonnverbranntem Antlitz, beynahe lächelnd, schaut der Jäger den seltsamen Verlornen an und schreitet, trotz der schweren Gämse auf der Schulter, mit ruhiger, klarer Kühnheit, die grause Klippe herunter, auf den treuen Bergstock gestützt.

Der Contrast ist vortrefflich, zwischen dem reichen ausgebrannten, in Gräbern selber zum Grabe gewordenen Zauberer, in dem das Leben, kaum mehr im innersten Herzen, ein mattes Grabeslämpchen noch fortflimmert und zwischen dem blutarmen lebensfreudigen Sohne der Alpen, der von ihrer freyeren Luft und Sonne erquickt und im Anblick und Kampf der Naturwunder und Naturschrecken gestählt, mit dem äußern und innern Auge nach oben zum blauen Himmels-Dom, gewendet, sodann Alles mit gläubiger Kraft und hoffender Liebe umfaßt, was sich ihm auf Erden nahet und beut!

Der Augenblick der Darstellung des andern Bildes Nr. 5 ist kurz vor Manfreds Tode; die letzte Scene des dritten Acts.

Manfred.

Du hast mich nicht versucht und konntest's nicht;
Ich war dein Narr nicht, bin nicht deine Beute —
Mein eigener Zerstörer bin Ich, will auch sein
Hernach nur mein. — Zurück, geschlag'ne Feinde!
Die Hand des Todes liegt auf mir — nicht eure!

(die Geister verschwinden)

Man sieht in eine gothische Halle; zur Linken, halb auf, halb unter einem Tische liegen Bücher und Zaubergeräth; oben trägt der Arm eines Kronleuchters noch eine einzelne, matte, verglimmende Flamme. Im Hintergrunde öffnet sich ein mit einfach schwerem Steinschnitzwerk verzierter Fensterbogen, durch den man Mond und Sterne nur über finstere Tannengebirge hin, die Gletscherspitze des Jungfrauhorns vom Schneelicht blinkend, durch die kühle blaue Nacht hereinschauen sieht. Giftigen Herbstnebeln gleich, thürmen sich die Geister in riesenhafter Ausdehnung und vom wildesten Grimm der herrisch bedrohten Hölle zu furchtbaren Gebilden entzündet, schnauben sie die Funken ohnmächtiger Wuth gegen Manfred. Sein innerstes Leben ist vom wildesten Kampf ergriffen und erschüttert, nur durch ungeheure Überspannung aller Kräfte sich zusammenhaltend, daß es nicht vom inwendigen Brand mit einem Schlag zerstäubt, machtlos den blinden Elementen anheimfalle, die es so lange in frevelndem Übermuth unterjochte. Schön und edel hatte die Natur die Züge dieses Hauptes gebildet, auf die hohe, von seinem Haar nur eben beschattete Stirne, die königliche Nase, auf den unendlich bedeutsamen Mund mit feinem Kinn, beyde vom zierlichsten Bare umkräuselt, in das unter dem edelsten Bogen ruhende Auge, hatte sie den Stempel dessen gedrückt, was nur ihren erkohrensten Lieblingen zu Theil wird; glühende unergründliche Leidenschaftlichkeit bey herrschender Klarheit. Aber erfindungsreiche Lüste und die dunkle Kunst der Magie, was die Welt an Entzückung und Schauern in sich faßt; haben in unaufhörlichem Sturm die harmonische Einheit zerrissen. Ein gefallener Engel steht vor uns, der keiner andern Verdammnißqual mehr bedarf, als die ihm das Gefühl des zerstörten Alliedens giebt, aus dem er nun herausgeworfen, einsam und beschränkt dasteht. In gebiethender Stellung ist das Haupt den fliehenden Geistern zugewandt; aber im Auge und im Mund, diesen treuen Bothen des innern Lebens, liegt das unwiderstehliche Grauen menschlicher Natur, vor dem furchtbaren Wagespiel, zu dem der hoffärtige Wille sie trieb. — Die linke Hand ist halb befehlend halb abwehrend, den Geistern entgegengestreckt, die Rechte ist, als suchte sie einen Stab; aber den Abgefallenen stützt nichts, als sein vertrocknetes, ausgezehrtes Selbst. Die Hand ballt sich in verzweiflungsvollem Krampf zur Faust zusammen, als wollte sie sich selber zur Hülfe fassen — und diese Hände, welcher biographische Ausdruck liegt in ihnen? Sie sind nur mehr Knochen und lebendiger Nerv und es scheint auch jede von ihnen die Geschichte ihres Eigners wie ein aufgeschlagenes Buch zu verkündigen. Auf's gewaltigste gespreizt, wie der thierische Instinkt beym Schwindel oder beym Erdbeben dazu treibt, stemmen sich die Beine an den Boden, als wollten sie die mütterliche Erde umklammern und an ihrem Busen Rettung suchen vor dem furchtbaren Andrang übersinnlicher Gewalten. So steht nun Manfred vor uns, trotzig und verzagt, in seinem ganzen Wesen wie von Wirbelwinden nach allen Richtungen gerissen und neben ihm der fromme Abt von S. Mauritz. Welch ein Gegensatz, wie jener wild und bey der höchsten Spannung aller Kraft dennoch unsicher, so er, ruhig, fest und einfach. Eine Hand faßt die verzweifelnde Faust des Zauberers, ob denn nicht die milde Berührung warmen menschlichen Lebens den starren Krampf zu lösen vermöge? Die andere hebt sich so sanft und liebevoll begütigend und das Antlitz wendet sich mit einer wundervollen Mischung von Milde, innigem Kummer und heiß flehender Bitte zum Himmel, ihn nicht um Gnade flehend, denn dieser ist er ja unwürdig, aber wie fragend ob denn von der unendlichen Barmherzigkeit nicht, nur noch ein Tropfe Zeit vergönnt sey, nur ein Augenblick, wo vielleicht doch noch liebevolle Mahnungen einen Eingang zum verhärteten Sinn finden könnten?! — Wie schön und ausdrucksvoll stechen diese zwey Köpfe ab; Manfred, ob zwar noch in der Blüthe mannhafter Jugend, bleich, abgezehrt, aufgerieben, sein Auge nur ein erlöschender Funke, während ihm gegenüber den silberhaarigen Greis noch Farbe und Fülle der Gesundheit schmückt, und sein Auge, obgleich jetzt von Thränen schwer, doch wie klar und ruhig in seiner heitern Bläue, nicht fremd dem Frohsinn des Lebens, so wie mit seinem Ernst vertraut — und doch nicht von ihm niedergedrückt, denn dieser Mann hatte Liebe und gottergebenen Sinn und so tritt er hin, nicht ohne alle Hoffnung, den Unglückseligen doch noch zu retten, wenn er nur erst die Stimme vernähme und die hülfebringende Hand erblickte?! — Psychologisches Studium und tiefes Gefühl spricht eben so unläugbar aus den beyden Manfreds, als in der Krönung, eine seltene Meisterschaft der Technik und in Zrinys Tod, Reichhaltigkeit der Composition ohne alle Verwirrung; ausgezeichnete Eleganz, bey eben so viel Wahrheit und Charakter, warme, kräftige Farbe, bey heller und voller Tagesbeleuchtung. —

Es ist gar keine Frage, daß diese Gemählde in der vaterländischen Kunstgeschichte eine sehr bedeutende Stelle einnehmen, und ihre Exposition den Geschmack des Publicums, nach unsrer Weise, noch ernster und bleibender auf die vaterländische Historienmahlerey hinrichten werde, als die Dioramen der Hrn. Bouton und Daguerre in Paris, von deren Verbindung die geachtetsten Künstler jener Weltstadt bereits Gebrauch gemacht haben. Möchte doch das von Krafft ausgeführte Gebäude, mit seinem herrlichen Licht, auf die Dauer hergestellt, erweitert und eigens zu derley Expositionen benutzt werden!

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 2. May 1825.

(52)

Histoire de Napoléon et de la grande-armée, pendant l'année 1812, par Mr. le général comte de Ségur. 2 vols. Paris, 1825. 8.

(Fortsetzung).

Es war besonders eine Drohung, um die Seinigen, wie die Feinde, zu schrecken, und um eine Unterhandlung herbeyzuführen und zu unterstützen, welche Caulaincourt anknüpfen sollte. Dieser Großofficier hatte Alexander gefallen, aber seit einigen Monathen hatte ihn Napoleon, der seine Billigung dieser Expedition nicht erlangen konnte, von seinem engern Vertrauen entfernt. — Und dennoch war er es, an welchen er sich an diesem Tage wenden und ihm seine Angst blicken lassen mußte. Er ruft ihn herbey, aber allein mit ihm zaudert er. Heftig bewegt, schreitet er auf und ab und läßt ihn seinen Schritten folgen, ohne daß sein Stolz sich entschließen kann, dieß peinliche Schweigen zu brechen. Noch immer drohend, gibt diese Leidenschaft endlich nach; er will bitten, daß man ihn um den Frieden ersuche, als lasse er sich herab, ihn zu bewilligen. Nach einigen unverständlichen Worten beginnt er: „er werde nach Petersburg marschiren. Er wisse, die Zerstörung dieser Stadt werde seinen Großstallmeister betrüben. Um der Katastrophe zuvorzukommen, gedenke er, Caulaincourt an ihn abzuschicken." Allein der Herzog von Vicenza, mehr der Hartnäckigkeit als Schmeicheley fähig, verändert seine Sprache nicht: „diese Eröffnung würde vergebens seyn; so lange der russische Boden nicht ganz geräumt wäre, würde Alexander keine Vorschläge annehmen; Rußland fühlte in dieser Jahreszeit seinen Vortheil zu sehr, ja! noch mehr, dieser Schritt würde sogar nachtheilig werden, indem er zeige, wie sehr Napoleon des Friedens bedürfe, und die ganze Gefahr seiner Lage aufdecken." Er setzte hinzu: „je bezeichnender die Wahl des Unterhändlers wäre, desto mehr Unruhe würde sie verrathen, daher würde er so gut wie ein Anderer scheitern, und dieß um so mehr, da er schon mit dieser Gewißheit abreise." Der Kaiser brach mit den Worten die Unterhaltung schnell ab: „Nun, so werde ich Lauriston schicken." — Dieser versichert, daß er neue Einwendungen zu jenen gefügt, und, vom Kaiser dazu aufgefordert, seinen Rath damit begann, denselben Tag den Rückzug anzutreten, indem man sich nach Kaluga hinwende. Erzürnt erwiderte Napoleon mit Bitterkeit: „Er liebe am meisten die einfachsten Pläne die geradesten Wege, die offenen Heerstraßen, dieselben, auf welchen er gekommen, die er aber erst mit dem Frieden wieder betreten wolle." Dann, indem er ihm, wie dem Herzoge von Vicenza, den Brief zeigte, den er an Alexander geschrieben hatte, befahl er ihm, von Kutusow einen sichern Paß nach Petersburg zu verlangen, und seine letzten Worte waren: „Ich will den Frieden, ich brauche den Frieden, ich verlange ihn durchaus, retten Sie nur die Ehre." Gegen den Grafen Daru sprach er sich offen, doch ohne Schwäche aus: „er sey im Begriff, Kutusow entgegen zu gehen, ihn zu zernichten oder auf die Seite zu treiben, dann schnell nach Smolensk zu wenden." Aber Daru, der bis dahin diese Meinung auch gehabt hatte antwortete: „es sey jetzt zu spät, die russische Armee wieder gesammelt, die seinige geschwächt und sein Sieg vergessen. Stände seine Armee einmahl mit dem Gesicht nach Frankreich hin, so würde sie ihm einzeln entfliehen. Jeder Soldat, mit Beute beladen, würde eilen, vorauszukommen um diese in Frankreich zu verkaufen." — „Und was soll man thun?" rief der Kaiser. „Hier bleiben," entgegnete Daru „aus Moskau ein großes verschanztes Lager machen und den Winter darin zubringen. An Brot und Salz wird es nie fehlen, dafür steht er; für das Übrige wird eine große Fouragirung sorgen, was man von Pferden nicht ernähren kann erbiethet er sich, einsalzen zu lassen; was die Quartiere betrifft, so werden, wenn die Häuser fehlen, Keller ihre Stelle vertreten. Auf diese Art wird man das Frühjahr erwar-

ten und mit ihm die Verstärkungstruppen, und ganz Litthauen mit den Waffen in der Hand, die uns den Weg bahnen, wird sich mit uns vereinigen, und die Eroberung vollendet werden." Bey diesem Vorschlage schwieg der Kaiser Anfangs gedankenvoll, dann antwortete er: „Dieß ist der Rath eines Löwen! was würde aber Paris sagen? was würde man dort thun? was geht seit drey Wochen, die es ohne Nachricht von mir ist, dort vor? Wer kann die Wirkung von sechs Monathen ohne Communication voraussehen? Nein! Frankreich würde sich nicht an meine Abwesenheit gewöhnen, und Preußen und Österreich sie benutzen."

Die Lage, in der sich zu jener Zeit Napoleon befand, wirkte ungeheuer, aber dennoch auf eine Weise auf ihn, die so originell als dieser Mann selbst und von gewöhnlichem Kleinmuthe weit verschieden war. Bis er ein Resultat der Sendung Lauriston's erhielt, mußte er unthätig bleiben und er suchte in dieser Zeit der gezwungen auferlegten Ruhe sich zu betäuben. Er verlängerte die kurzen und einfachen Mahlzeiten, die er bis dahin gehalten, so viel wie möglich. Man sah ihn seine langen Stunden halb liegend zubringen, und, wie erstarrt, mit einem Roman in der Hand, die Entwickelung seines schrecklichen Schicksals erwarten. Als die Seinigen dieses unbeugsame und hartnäckige Genie so gegen die Unmöglichkeit kämpfen sahen, wiederhohlten sie unter sich, daß es, auf den höchsten Gipfel des Ruhms gelangt, wohl fühlt, daß mit seinem ersten Rückschritt sein Fall beginnt und deshalb unbeweglich bleibt, sich festklammernd, um so noch für Augenblicke die Höhe zu behaupten. — Indeß gewannen die Russen die Zeit, welche die Franzosen verloren, und der Feldzug, für diese geendigt, fängt für jene erst an. Kutusow vernachläßigt keinen Vortheil, er läßt das Echo der Kanonen von Aroppiles *) bis in sein Lager widerhallen. „Die Franzosen," sagt er, „sind aus Madrid vertrieben, der Arm des Allmächtigen ruht schwer auf Napoleon. Moskau wird sein Gefängniß, sein Grab und das seiner großen Armee. Frankreich wird in Rußland gefangen!" So sprach der russische General mit den Seinen und seinem Kaiser, und doch verstellte er sich noch immer gegen Murat und Lauriston. Stolz und schlau zu gleicher Zeit, wußte er dem Feinde langsam einen Krieg vorzubereiten, der plötzlich heftig werden sollte, und die verderblichsten Pläne unter schmeichelnden Formen und süßen Worten zu verbergen.

Endlich hatte Napoleon den Rückzug angetreten. Ohne bedeutende Hindernisse auf seinem Wege zu finden, war es ihm gelungen, bis eine halbe Meile von Maloi-Jaroslawecz zu gelangen. Dort, in der elenden Hütte eines armen Webers, sollte sich nun das Schicksal Europas und der französischen Armee entscheiden. Die ersten Stunden der Nacht verstrichen unter beständigem Empfange von Nachrichten. Sie verkündeten, daß der Feind für den andern Tag, sich auf eine Schlacht vorbereitete, die Alle geneigt waren zu versagen. Um 11 Uhr des Abends trat Bessieres ein. Dieser Marschall verdankte seine Erhebung langen Diensten und der Zuneigung des Kaisers, der ihn, als sein Geschöpf, liebgewonnen hatte. Es ist wahr, man konnte Napoleons Günstling nicht wie der eines andern Monarchen werden, man mußte ihm gefolgt, ihm nützlich geworden seyn, denn er opferte dem Angenehmen nur wenig. War man endlich Zeuge von so vielen Siegen gewesen, dann gewöhnte sich der ermüdete Kaiser, durch Augen zu sehen, die er gebildet zu haben glaubte. Eben hatte er den Marschall ausgeschickt, die Stellung des Feindes zu untersuchen. Bessieres hat gehorcht, er hat die Fronte der russischen Stellung sorgfältig durchlaufen, er meldete: „sie ist nicht anzugreifen."—„Himmel!" ruft der Kaiser, indem er die Hände faltet, „haben Sie recht gesehen? ist es wahr? stehen Sie mir dafür?" Bessieres wiederholt seine Angabe und bleibt dabey: „dort würden 300 Grenadiers hinreichen, eine Armee aufzuhalten." Da sah man den Kaiser mit übereinander geschlagenen Armen, gesenktem Haupte und bestürzter Miene in tiefe Niedergeschlagenheit versinken. „Seine Armee ist siegreich, und er überwunden. Der Weg ist ihm abgeschnitten, seine Manoevres sind zerstört, Kutusow, ein Greis, — ist ihm zuvorgekommen. Und er kann seinen Stern nicht verklagen. Scheint nicht Frankreichs Sonne ihm auch nach Rußland gefolgt zu seyn; war nicht gestern noch die Straße nach Maloi-Jaroslawecz frey? Das Glück ist ihm also nicht untreu worden, er aber wurde es dem Glücke." Verloren in einen Abgrund trostloser Gedanken, fiel er in eine solche Regungslosigkeit, daß ihm Niemand ein Wort entlocken konnte. Kaum war, nach vielem Dringen, ein Zeichen des Kopfs von ihm zu erlangen. Er will sich endlich zur Ruhe begeben; eine brennende Schlaflosigkeit verzehrt ihn. Den ganzen übrigen Theil dieser entsetzlichen Nacht bringt er zu, indem er aufsteht, sich auf's Neue hinlegt und unaufhörliche Ausrufungen macht, aber ohne durch ein Wort seine Noth zu verrathen; nur aus der Bewegung seines Körpers kann man auf die seines Geistes schließen. — Gegen 4 Uhr des Morgens kommt einer seiner Ordonanzofficiere, der Prinz v. Aremberg, um ihn zu benachrichtigen, daß im Dunkel der Nacht und des Holzes, durch einige Unebenheiten des Bodens begünstigt, sich Kosaken zwischen ihn und seine Vorposten schleichen. Der Kaiser hatte so eben Poniatowsky zu seiner Rechten nach Kremens-

*) Schlacht in Spanien, welche, kurz vor der an der Moskwa, die Franzosen verloren.

koi geschickt und erwartete den Feind von dieser Seite so wenig, daß er sogar unterlassen hatte, diese Flanke reinigen zu lassen, weshalb er den Wink des Officiers verachtete. Sobald sich die Sonne am Horizont zeigte, setzte er sich zu Pferd und ritt auf der Straße von Kaluga vor, die für ihn nur noch die von Maloi-Jaroslawecz war. Um die Brücke dieser Stadt zu erreichen, mußte er über die, eine halbe Meile lange und breite Fläche hinweg, welche die Konja rings umgibt. Nur einige Officiere folgten dem Kaiser. Die vier Schwadronen seines gewöhnlichen Gefolges, die man nicht benachrichtiget hatte, eilten ihm nach, hatten ihn aber noch nicht eingehohlt. Der Weg war mit Wagen des Luxus, des fliegelnden Lazareths und von der Artillerie bedeckt, man glaubte sich im Innern einer Armee, und Jeder schritt ohne Mißtrauen weiter. Anfangs sah man in der Ferne, zur Rechten hin, einige Pelotons sich bewegen, dann große schwarze Reihen vorrücken. Da erhoben sich laute Stimmen, schon kommen einige Weiber und Packknechte im vollen Laufe, mit verstörten Mienen, ohne Worte und Athem, auf nichts hörend, keine Frage beantwortend. Die Wagenreihe stockte und gerieth in Unordnung, einige wollten weiter fahren, die andern umkehren, sie kreuzten sich, warfen um, bald gab es einen Tumult, eine gänzliche Verwirrung. Der Kaiser sah es, lächelte und ritt, an ein panisches Schrecken glaubend, immer vor. Seine Adjutanten vermutheten Kosaken, die geschlossenen Trupps, in denen sie sie marschiren sahen, ließen sie noch zweifeln, und hätten sie bey'm Angriff nicht geheult, wie sie zu thun pflegen, um sich gegen die Gefahr zu betäuben, *Napoleon wäre ihnen nicht entgangen.* Was die Gefahr vermehrte, war, daß man Anfangs dieß Hurrah! für den Ruf: „Es lebe der Kaiser" hielt. Es war Platow mit 6000 Kosaken, die *im Rücken* unserer siegreichen Avantgarde versucht hatten, durch den Fluß zu schwimmen, und die Fläche, sowie die Heerstraße, zu durchbrechen, indem sie auf ihrem Wege Alles wegnahmen. Einmahl losgelassen, näherten sie sich so schnell, daß Rapp nur Zeit behielt, dem Kaiser zu sagen: „*Sie sind's, kehren Sie um!*" Der Kaiser, entweder weil er schlecht sah, oder aus Widerwillen zu fliehen, beharrte, und wäre umringt worden, wenn nicht Rapp den Zügel seines Pferdes ergriff und es umwendete, indem er ihm zurief: „*Sie müssen!*" Der Kaiser behielt nur einen Augenblick, um zu entfliehen, und Rapp, um den Kosaken die Stirn zu biethen, von denen der Vorderste seine Lanze so tief in die Brust seines Pferdes stieß, daß es stürzte. Die andern Adjutanten und einige Reiter der Garde befreyten den General.

Indeß, Napoleon war es mit großem Verluste gelungen, vorwärts zu bringen, allein der folgende Tag brachte die trüben Aussichten des vorhergehenden. Er entschließt sich, die Chefs der Heeresabtheilungen zu Rathe zu ziehen. Murat, Eugen, Davoust, Berthier, Bessieres folgen ihm in sein Hauptquartier. Smolensk ist das Ziel; wird man aber über Kaluga, Medyn oder Mojaisk dahin gehen? — Napoleon sitzt an einem Tische, den Kopf auf beyde Hände gestützt, die sein Gesicht verbergen und ohne Zweifel auch den Ausdruck der Noth, welchen es trägt. Jeder ehrt ein Schweigen, in dem so wichtigen Entscheidungen ruhen, aber *Murat*, der immer in Sprünge geht, dieses Zauderns müde und dem Genie gehorchend, das bey ihm nur in seinem heißen Blute besteht, entreißt sich dieser Ungewißheit durch eine seiner Aufwallungen, welche entweder erheben oder herabstürzen. Er springt mit den Worten auf: „man könne ihn vielleicht wieder der Unvorsichtigkeit beschuldigen, im Kriege aber wären es die Umstände, welche Alles entschieden und jeder Sache ihren Nahmen gäben, daß da, wo man nur *angreifen* könnte, die Vorsicht Verwegenheit werde, und die Verwegenheit Vorsicht. *Stehen bleiben* sey unmöglich, *fliehen* gefährlich, man müsse also zu verfolgen fortfahren. Was schadete die drohende Stellung der Russen und ihre undurchdringlichen Wälder? er verachte sie. Man soll ihm nur die Überreste seiner Cavallerie geben und die der Garde, so will er in ihre Wälder eindringen, in ihre Bataillons, Alles niederwerfen und der Armee den Weg nach Kaluga wieder öffnen." Hier erhob Napoleon sein Haupt und schmetterte diese ganze Begeisterung nieder, indem er sagte: „Nun sey es der Tollkühnheit genug, man habe nur zuviel für den Ruhm gethan, jetzt sey es Zeit, an nichts zu denken, als *die Überbleibsel der Armee zu retten.*" Bessieres, dessen Stolz sich vielleicht vor dem Gedanken sträubte, dem Könige v. Neapel zu gehorchen, der auch vielleicht die Gardecavallerie erhalten wollte die er gebildet hatte, für welche er Napoleon flehen sollte, und in der sein Commando und seine Nützlichkeit bestanden, Bessieres, der sich unterstützt weiß, wagte hinzuzusetzen: „zu solchen Anstrengungen fehle sogar der Garde der Antrieb. Schon sage sie sich, daß, da die Zufuhren unzulänglich wären, von nun an der getroste Sieger die Beute der Überwundenen bleiben würde. Jede Wunde sey daher tödtlich, und Murat könne nur auf eine laue Unterstützung rechnen. Und in welcher Stellung? Ihre Kräfte hatte man so eben erkannt; gegen welche Feinde? Hatte man nicht das Schlachtfeld des vorigen Tages bemerkt, und mit welcher Wuth die russischen Recruten, kaum gekleidet und bewaffnet, sich todt-

schießen ließen?" Der Marschall schloß mit den Worten: Rückzug! welches der Kaiser durch sein Schweigen billigte. Sogleich erklärte der Prinz v. Eckmühl, „daß, wenn man zum Rückzuge entschlossen sey, er vorschlüge, daß dieser über Medyn und Smolensk gehe." Allein Murat unterbricht Davoust, sey es Feindschaft oder Muthlosigkeit, die gewöhnliche Folge zurückgewiesener Kühnheit, er wundert sich: „daß man es wagt, dem Kaiser eine solche Unvorsichtigkeit vorzuschlagen. Hat Davoust den Untergang der Armee geschworen? Will er, daß diese lange und schwerfällige Colonne sich, unsicher und ohne Führer, auf unbekannten Wegen hinziehe, Kutusow erreichbar, ihre Flanken den Stößen des Feindes darbiethend? Will er, Davoust, sie vertheidigen? Warum, wenn hinter uns Borowsk und Vereja, uns ohne Gefahr nach Mojaisk führen, nicht diesen Weg ergreifen? Dort müssen Lebensmittel gesammelt worden seyn, Alles ist uns bekannt, kein Verräther kann uns irre führen." Bey diesen Worten antwortet Davoust, vor Zorn glühend, den er nur mühsam unterdrückt: „Er schlage einen Rückzug durch eine fruchtbare Gegend vor, über eine neue, noch unberührte fette und nährende Straße, durch noch stehende Dörfer, und dazu den kürzesten Weg, damit sich der Feind nicht dessen bedienen könne, uns den über Mojaisk nach Smolensk abzuschneiden, denselben, welchen Murat angibt. Und welcher Weg ist dieß? eine Wüste voll Sand und Asche, wo Karawanen Verwundeter noch unsre Verlegenheit mehren müssen, wo wir nur auf Trümmer stoßen, auf blutige Spuren, Skelette und Hunger. Übrigens sey er seine Meinung zu sagen schuldig, wenn man sie verlange, er werde aber den entgegengesetzten Befehle mit demselben Eifer gehorchen, mit welchem er das, wozu er gerathen, ausführen werde, allein nur der Kaiser habe das Recht, mit Schweigen zu gebiethen und nicht Murat, der nicht sein Herrscher sey und es nie seyn würde." Da der Streit heftiger wurde, wollten Bessieres und Berthier ihn vermitteln. Der Kaiser, noch immer in dieselbe Stellung versunken, schien ganz theilnahmlos. Endlich unterbrach er sein Schweigen und diese Berathungen durch die Worte: „Es ist gut, meine Herren! ich werde mich bestimmen."

Noch ehe man sich zu dem Überschreiten der traurigen Ufer der Beresina anschickte, fiel in Napoleons Hauptquartier eine Unterhaltung vor, welche die Größe der kritischen Lage zeigt, in der sich nicht bloß des Kaisers Armee, sondern er selbst mit seinen nächsten Umgebungen befand. Die Nacht war vorgerückt, Napoleon lag auf seinem Lager. Duroc und Daru, die ihren Herrn schlafend glaubten, überließen sich noch in seiner Stube den schlimmsten Vermuthungen; er aber hörte ihnen zu, und als das Wort: „Staatsgefangener" sein Ohr traf, rief er laut: „Wie, Ihr glaubt, sie könnten es wagen?" Daru, Anfangs überrascht, antwortete bald: „Wenn man gezwungen sey, sich zu ergeben, müsse man sich auf Alles gefaßt machen, der Großmuth eines Feindes sey nicht zu trauen, es sey bekannt genug, daß die große Politik sich selbst für die Moral hielte und keinem Gesetze gehorche." — „Aber Frankreich", erwiderte der Kaiser, „was würde Frankreich dazu sagen?" — „Was Frankreich betrifft," fuhr Daru fort, „über das läßt sich Tausenderley mehr oder weniger Nachtheiliges vermuthen, Keiner von uns aber kann wissen, was dort vorgehen würde.". Er fügte noch hinzu: „das Glücklichste für den Kaiser und seine ersten Officiere würde seyn, wenn er durch die Luft oder anderswo, da die Erde ihm verschlossen sey, Frankreich wieder erreichen, von wo aus er sie dann sicherer retten könne, als wenn er in ihrer Mitte bleibe." — „So bin ich Euch denn im Wege?" erwiderte der Kaiser lächelnd. — „Ja, Sire!" — „Und Sie wollen kein Staatsgefangener seyn?" — Daru antwortete in demselben Tone: „es würde ihm genügen, Kriegsgefangener zu werden." Der Kaiser schwieg einige Zeit und begann dann mit einem ernsten Gesichte: „Sind alle Berichte meiner Minister verbrannt?" — „Bis jetzt, Sire, haben Sie es noch nicht erlauben wollen." — „Nun so gehen Sie, dieselben zu vernichten, denn man muß gestehen, daß wir in einer traurigen Lage sind." Dieß war das einzige Geständniß, was ihm dieselbe entriß, und bey diesem Gedanken schlief er ein, da er es wohl verstand, wenn es nöthig war, Alles auf den folgenden Tag zu verschieben.

Man hatte endlich die Beresina erreicht, und mit unendlichen Anstrengungen war der Übergang (den wir hier, als sehr bekannt, nicht mit aufführen wollen) erzwungen worden. Die Überreste der Armee, die das andere Ufer erreicht hatten, bildeten hier eine ungeregelte Masse, die sich ohne Ordnung theilte und nach Zembin zu verlief. Dieses ganze Land ist eine mit Holz bewachsene Fläche, wo das Wasser, welches von verschiedenen Anhöhen herabfließt, einen weiten Sumpf bildet. Mit halb freudigem, halb furchtsamem Erstaunen ging nun das Heer auf drey hintereinander folgenden Brücken von 300 Klafter Länge darüber. Diese, prachtvoll aus Fichtenholz gebaut, fingen einige Werste vom Übergange an; Tschaplitz, (der russische General) hatte sie einige Tage hindurch besetzt gehalten. Abgeschlagene Zweige und einige Reisighaufen, die mit schon trocknem Brennholz am Eingange lagen, schienen ihm zeigen zu wollen, was er zu thun habe. Es bedurfte nur des Feuers aus einer

Kosakenpfeife, um diese Brücken in Brand zu stecken. Dieß hätte alle Kraftäußerungen und den Übergang über die Beresina vergeblich gemacht. Zwischen diesen Sümpfen und dem Flusse, auf einem engen Raum ohne Lebensmittel eingeschlossen, ohne Schutz einem unerträglichen Orkan ausgesetzt, wäre die große Armee und ihr Kaiser genöthigt gewesen, *sich ohne Gefecht zu ergeben*. Kutusow langte am Dnieper bey Kopis erst an dem Tage an, wo Napoleon die Beresina erreichte. Wittgenstein wurde von dem französischen Heere, so lange es diesem nöthig war, zurückgehalten. Tschitschagow wurde geschlagen, und von 80,000 Mann gelang es Napoleon, 60,000 zu retten. — Er war ohne Obdach auf diesem traurigen Boden bis zum letzten Augenblicke geblieben, neben den Ruinen von Brilaya, an der Spitze seiner Garde, deren Drittheil das Unwetter zerstört hatte. Am Tage ergriff dieselbe die Waffen und blieb in Schlachtordnung stehen, die Nacht bivouakirte sie im Viereck um ihre Feldherrn herum, und die alten Grenadiere schürten unaufhörlich ihr Feuer an. Man sah sie auf ihren Tornistern sitzen, die Ellbogen auf die Knie, das Gesicht auf die Hände gestützt; so schlummerten sie, in sich selbst verhüllt, um die Leere ihres Magens weniger zu empfinden und ein Glied durch das andere zu erwärmen. Drey Tage und drey Nächte in ihrer Mitte, mit Blick und Gedanken nach allen Seiten hinschweifend, unterstützte Napoleon das vierte Armeecorps durch seine Befehle und Gegenwart, schützte das neunte und den Übergang durch seine Artillerie und vereinigte sich mit den Bemühungen Eblé's, aus diesem Schiffbruch zu retten, was möglich war. Er selbst leitete diese Überreste nach Zembin hin, wohin ihm der Prinz Eugen vorangegangen war. Noch hörte man ihn seine *Marschälle*, die *ohne Soldaten* waren, befehligen, Stellungen auf dieser Straße einzunehmen, als wenn sie noch über Armeen zu commandiren hätten. Einer von ihnen bemerkte dieß mit Bitterkeit gegen ihn, er begann die Auseinandersetzung eines Verlustes, aber Napoleon, entschlossen, jeden Bericht zurückzuweisen, aus Furcht denselben in Klagen ausarbeiten zu sehen, unterbrach ihn lebhaft durch die Worte: „Warum wollen Sie mir meine Ruhe nehmen?" und da Jener fortfahren wollte, schloß er ihm den Mund, indem er mit dem Tone des Vorwurfs wiederhohlte: „Ich frage Sie, mein Herr! *warum wollen Sie mir meine Ruhe nehmen?*" ein Wort, welches in seinem Unglück die Stellung erklärt, die er sich selbst auflegte und die er von Andern verlangte. Jedes Bivouak um ihn herum, während dieser tödtlich langen Tage, wurde durch eine *Menge Sterbender* bezeichnet. Menschen aus allen Ständen, aus allen Graden, von jedem Alter; Minister, Generale, Administrateurs lagen da vereinigt.

(*Der Beschluß folgt*).

Dem Stifter der Eilfahrt.

Ortschaft, Stadt — die Länder enger zu verbinden,
Keuchtest, rastlos, riesenkräftig, du!
Treibt der Genius — dein Schöpfungswerk zu gründen —
Eilig, muth'gen Ringer, dich, dem Siege zu. —
Nicht im schnelleren Verkehr der Länder, Wässer,
Finde Selbstsucht den gewünschten Bund!
Ein Bestreben, werth des Kranzes, edler, größer,
Liegt dem Plan der Eilfahrt klar zu Grund: —
Der Gemeingeist müsse seine Rechnung finden!

Ritterbacher.

Übersicht der Wienerbühnen.

XI.

Nachdem seit einiger Zeit die Hofbühne im Fache des Lustspiels weniger Neues von Belang gebothen hatte, erschienen rasch nach einander: *Flattersinn und Liebe* (eine Bearbeitung des Mari à bonnes fortunes von Bonjour) und: *Die Liebe findet ihre Wege*, Originallustspiel vom *Baron Zedlitz*. Der Inhalt des ersten ist folgender: Ein junger Ehemann, lebensgewandt, flatterhaft, durch die Leichtigkeit seiner Siege an galante Abenteuer gewöhnt, findet die stille treue Liebe seiner Frau in die Länge einförmig und, ohne ihr eigentlich im Herzen untreu zu werden, liebt er es, mit schönen Frauen in selbstgefälliger Eitelkeit zu spielen. Im vollen Vertrauen auf die unerschütterliche Treue der Seinigen vernachläßigt er sie mehr als billig und so nähert sich ihr warmes, edles Gemüth, unwillkürlich und unbewußt ihrem Cousin, dem Freund ihres Mannes, mit dem sie erzogen ward, der in ihrem Hause lebt, sie mit platonischer Idealität liebt, aber nie mit einer Sylbe seine Neigung verräth, ja vielmehr eifrig bemüht ist, den flatterhaften Eheherrn an seine Frau zu fesseln. Nur *ihr* Glück sucht er. Das hindert ihn aber nicht, sie heimlich zu mahlen und ihr Porträt am Herzen zu tragen, an die Lippen zu drücken. Dabey wird er überrascht, er verbirgt es aber sorgfältig und beharrlich, aber ein neugieriges Fräulein spielt es der Cousine in die Hände, die, sich über ihre eigene Empfindung täuschend, es nur ansieht, um den guten Carl vielleicht vom Rande des Abgrunds zurückzuhalten; denn daß er seine Liebe vor ihr ver-

birgt, scheint keine glückliche Wahl anzudeuten, deren üble Folgen zu vereiteln wohl die Pflicht einer redlich besorgten Verwandten sey. Sie sieht ihr eigenes, zum Sprechen getroffenes Bild, sieht ihre Züge seinem Herzen so tief und so lebendig eingeprägt. Sie sieht sich von ihm geliebt und ihr eigenes Herz wird ihr nun mit Einem Mahle klar. Sie will ihn entfernen und beredet ihren Mann, ihm Heirathsvorschläge zu thun, die zurückgewiesen werden. Die Ängstlichkeit ihres Verhältnisses und ihre Standhaftigkeit selbst bringt scheinbare Härte gegen den Cousin in ihr Betragen; er soll fort und er will fort; aber der Ehemann selbst hält ihn mit Gewalt zurück, ja bestimmt ihn zur Gesellschaft seiner Frau, da er selbst eine Reise, angeblich in Geschäften, in der That aber um einer schönen Frau willen, zu unternehmen gesonnen ist. Demungeachtet reißt der Cousin sich los, die Cousine hat indeß durch eine Freundinn die Untreue ihres Mannes erfahren, denn sie erkennt in der Schrift eines Liebesbriefchens von unbekannter Hand, das diese ihr zeigt, die Züge ihres Gemahls. Thut ihr das auch weh, so kann es sie doch nicht zur Vergeltung reizen. Vielmehr verzeiht sie ihm und man beschließt, dem jungen Menschen die Stelle eines Legationssekretärs, zu der sich eben Gelegenheit zeigt und die ihn schon am andern Tage nach Petersburg führen muß, zu verschaffen; aber dazu ist es unerläßlich mit ihm noch ein Mahl zu sprechen, ihn zu überreden. Er seiner Seits wünscht seine theure Cousine auch noch ein Mahl zu sehen und bittet um eine Abendunterredung im Garten, wozu er als dritte Person noch einen Freund ladet, der statt seiner, da ihm das Ganze unbekannt ist und er ein Duell vermuthet, — den Ehemann selbst schickt. Die Einladung ist statt in die Hände der Cousine, der Schwiegermutter gegeben worden, welche sie in die Hände der jungen Baroninn bringt, aber sich selbst in den Garten begibt, um heimlich Zeuge der Unterredung zu seyn. Der Cousin kömmt, der Ehemann auch, der sich nicht genug freuen kann, seinen mathematischen Freund endlich in einer Liebesintrigue verwickelt zu sehen und selbst die Wache übernimmt, damit das Pärchen nicht überrascht werde. Die Beyden nehmen Abschied. Doch spricht die Baroninn selbst hier ihre Neigung nicht entschieden aus und das Verhältniß erhält sich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung. Der Baron erzählt seiner Frau die Geschichte mit dem Rendezvous und will sich todt lachen, die Mutter setzt noch die näheren Umstände hinzu, ihn belehrend, wie treu seine Frau und wie er selbst ihr Rendezvous befördert. Er bessert sich, oder verspricht vielmehr Besserung und das Stück schließt.

Wir haben nur den wesentlichen Gang der Komödie gezeichnet, manche höchst komische Situation übergehend. Wir läugnen nicht, daß wir nicht ohne Bedauern bey der Darstellung wahrnahmen, wie leicht es gewesen wäre, mit einigen geringen Veränderungen das Stück aus der äsopischen Fabelpoesie in die Region des höheren Lustspiels zu erheben, was in dieser Bearbeitung keineswegs geschah. Es durfte nur die innerliche Treue des Barons trotz seiner galanten Flatterhaftigkeit mehr herausgehoben werden und hätte er mit seiner Weltgewandtheit das Verhältniß beyder jungen Leute durchschauend, aber auch die Reinheit ihrer Gesinnung, das Ganze selbst bis zu dieser Spitze geleitet, wo es entschieden auseinander bricht, so hätte es ungemein gewonnen. Glaublich, bey weitem glaublicher, als daß so ein Mann die Besserung, die er verspricht, wirklich hält, wäre es gewesen, ja überzeugend gewiß, daß seiner höheren gewandten Liebenswürdigkeit die, zwischen Freundschaft und Liebe schwankende Neigung seiner Frau zum Cousin weichen muß, so bald er seine Vernachläßigung endend alle Liebe und Sorge ihr zuwendet. Von ihm fiele das Komische dann auf das tugendsam liebende Pärchen zurück, das mit größtem Ernst in vermeinter Heimlichkeit sentimental heroisch sich geberdet, indeß des liebenswürdigen Barons gewandter Geist die Gefahr, welche sein Leichtsinn herauf beschworen, auf eine sehr heitere und so gefährlich es aussieht, auf die sicherste Weise, wie ein geschickter Steuermann von sich abwendet. Dieß oft da gewesene Lächerliche, daß ein Ehemann gegen sich selbst arbeitet, wo er andere zum Besten zu haben denkt, machte einer weit feineren, weit edleren Komik Platz und bedenkt man, wie hier durchaus das Komische mehr in dem schroffen Aneinanderrücken sentimentaler Scenen mit nüchtern heiteren beruht, so müßte bey jenem feinkomischen, durch das Ganze gehenden Faden, das Stückchen eines der anmuthigsten Lustspiele werden, die geschrieben sind, vorausgesetzt, daß der erste und zweyte Act in einen zusammengefaßt und der Sprache mehr Sorgfalt geschenkt würde, auch einige patriotisch moralische Nothschüsse wegblieben. So dachten wir am Abend der Aufführung. Als wir aber nachher das französische Original zur Hand nahmen, das geradezu la leçon heißt, da erkannten wir, wie viel der Bearbeiter schon dafür gethan hatte, ja daß nur seine glücklichen Verbesserungen die Comödie so weit brachten, daß sie die Idee eines gelungenen Lustspieles anregen könnte, was bey dem französischen wohl Niemanden einfallen würde. Bey dem Franzosen nähmlich ist der Wille entschieden durch und durch frivol, dabey ein Geck, der sich für unüberwindlich hält, aber eine vernünftige Frau anwidern muß. Die Frau ihrerseits kennt die Treulosigkeit ihres Mannes und fühlt sich unglücklich, da sie im Deutschen erst durch die handgreifliche Probe mit dem Billet darauf gebracht wird, das am Ende auch noch eine etwas mildere Deutung zuläßt. Ein ganzer Herr und ein ganzer Kammerdiener sind rein überflüßig bey Bonjour; im Deutschen sind sie weggeblieben. Der ganze 5. Act ist nichts als; haec fabula docet, im Deutschen ist er zur Endsceue des 4. Actes zusammengeschmolzen. Man darf sagen, nichts wirklich Gutes fehlt in dieser Bearbeitung, die Veränderungen sind meist Verbesserungen, an Feinheit und Zartheit hat trotz der trivialen Sprache das Ganze unstreitig gewonnen. Gleichwohl bleibt, wie wir oben bemerkten noch viel zu wünschen übrig; und es wäre vielleicht der Mühe werth, daß jemand in einer dritten Bearbeitung (denn es existirt schon eine zweyte, weit unvollkommnere) eine Komödie hinstellte, wie sich daraus machen läßt. Die Franzosen inmitten ihrer überall durchblickenden Frivolität behandeln das Lustspiel häufig zu ostensibel moralisch und werden oft aus lauter äußerer Decenz, innerlich höchst indecent. Nachdem sie, gleich lüsternen Nachtwandlern mit keckem Fürwitz, aber immer mit Protestationen von Anständigkeit und unter dem Firniß von Weichheit, Weltton und Sitte gar häufig am Rande des Schlechten hinklettern und auf schlaffem Tugend-Seil ba-

lanciren, machen sie aus der Bühne ein Collegium, die Schauspieler sollen Professoren seyn ohne den Titel; besonders was das eheliche Leben betrifft, haben sie eine Reihe mehr oder minder ergötzlicher Lectionen eröffnet, welche sie Schulen nennen (Ecoles), die aber auch wirklich nichts anderes und eine stehende Ironie des wirklichen Lebens sind. An diese schließt sich der mari à bonnes fortunes an, ohne doch die besseren unter den früheren zu erreichen, oder etwa die Vergleichung mit der Schule der Alten aushalten zu können, deren Übertragung, wie sie auf unserer Burgbühne erschien, wohl noch lange ein unerreichtes Muster bleiben wird.

Wir kommen zu dem Zedlitz'schen Stücke, das, wie schon der Titel besagt, keineswegs dem Spanischen entnommen ist, so spanisch es auch in vielen Zügen erscheint. Donna Perside liebt den schönen Don Fadrique von Fuentes und folgt ihm von Ort zu Ort, sich gleichwohl schüchtern vor ihm zurückziehend. Er, eben dreyßig Jahre alt, in welchem Alter er, einem Testament zufolge, den Stamm zu bewahren, sich vermählen muß, beschließt die schöne Unbekannte zu wählen. Auf einem Maskenballe sucht er sie zu diesem Ende (er hatte sie auf dem letzten Balle getroffen) und seine Worte bezeichnen das Verhältniß so genau, daß sie hier stehen mögen:

Fruchtlos such' ich in der Menge
Heute nicht begegn' ich ihr;
Und doch wett' ich, sie ist hier
Wo verborgen im Gedränge.
Diese feenhafte Schöne
Scheint fürwahr an Räthseln reich.
Wo ich weil', an jedem Ort,
Gibt ein Wort aus ihrem Mund,
Oder sonst ein Zeichen kund,
Meine Zauberinn sey dort.
Müh' ich mich, sie aufzufinden,
Husch! im Fluge ist sie fort.
So hab' immer Schatten gleich,
Die ein Nebelduft umwallt
Ich sie kommen sehn und schwinden,
Und wohl kenn' ich die Gestalt;
Ihrer Stimme Flötentöne
Hört' ich; doch das Angesicht
Meiner Fee sah ich noch nicht.

Er findet eine Maske, genau wie die neuliche Persidens, und biethet seine Hand — Donna Violen, die Don Alvaren liebt und von ihm geliebt wird, ihn jetzt aber eben hart von sich wies seiner vermeintlichen Untreue wegen; sie hatte nähmlich gesehen, wie er ein weibliches Bild am Herzen trug und küßte. In dieser Stimmung wies sie Fadriques Antrag wenigstens nicht ab. Alle Qualen der Eifersucht verzehren Persiden, welche das ganze Gespräch gehört. Vergebens tröstet ihre Freundinn, Donna Iris sie, welche hier ihren Bruder sucht, der eines Zweykampfs wegen aus Flandern geflohen, sich unter fremdem Nahmen, wie sie weiß, verborgen hält. Don Alvar aber, ergrimmt über die Aufmerksamkeit Fadriques für Violen, nimmt ihre Härte für einen Deckmantel eigener Untreue und so beschließt er sich zu rächen, beleidigt Fadriquen und es kömmt zum Zweykampf, da hält ihn Viola zurück, Fadriquen Perside, und Donna Iris beugt jeder Erneuerung des Kampfes vor, sprechend:

So sey
Denn hiermit gesagt euch beyden,
Daß von nun die Waffen ruhn;
Denn, da heut' an euch drey Damen
Solchen warmen Antheil nahmen,
Fehlt' es sehr euch wohl an Sitten,
Würd' auch jetzt noch fortgestritten.
Wißt, daß Männer nur so hoch
Stehn im Werth, als Frau'n sie stellen.
Darum, was ihr auch gesagt
Habt im Zorn, wir erklären
Euch für Männer, aller Ehren
Würdig, und wie wir die Kinder
Taufen, wißt, so heißen sie.

Donna Iris hat erfahren, daß Don Alvar der gesuchte Bruder sey und daß er Violen liebe. Sie hat Ursache zu vermuthen, nicht ohne Hoffnung. So durch Liebe zum Bruder und zur Freundinn ins Interesse gezogen, beschließt sie die Sache auszugleichen und vor allen Fadriquen für Persiden zu entscheiden. Sie will ihm Nachricht geben von Persidens Liebe.

Wenn erst die Männer sehen,
Daß eine treu sie liebt, so widerstehen
Sie nicht der Häßlichsten, drum muß vor Allen
Fadrique es erfahren,
Perside sey's, die ihn geliebt seit Jahren.
Wenn er das weiß, wird sie ihm schon gefallen.

Perside indeß verkleidet sich als Mann und bittet Fadriquen, sie in seinen Dienst zu nehmen, das geschieht, er sendet sie die Antwort Violens auf ein Billet abzuhohlen, worin er dieser seine Hand aufs Neue gebothen. Crespo, Fadriques Diener, von seinem Herrn seit Kurzem fortgejagt, hat sich in einen adelichen Anzug geworfen, um durch die Damen sein Glück zu machen; er versucht das bey der ersten, die ihm aufstößt, das ist aber keine andere, als Donna Iris, seine ehemahlige Herrschaft, die ihn nach einer komischen Scene wieder in Dienst nimmt und beauftragt, ein Bild und Billet Fadriquen zu übergeben, ohne errathen zu lassen, wer es sende. Gerührt über das glückliche Ende eines sonderbaren qui pro quo sinkt Crespo ihr zu Füßen und küßt ihre Hand, als Fadrique erscheint, der ihm das Bild entreißt, das Crespo als ein Liebespfand von der Dame bekommen zu haben behauptet. Das Bild ist Persidens, ein in ihrem Rahmen geschriebener Brief bekennt ihre Liebe. Er fühlt nun seinen unseligen Irrthum und sucht vergeblich Mittel, dem verhaßten Eheband zu entfliehen, denn Viola, von ihrem Vater zu einer Ehe gezwungen, die sie nicht schließen mag, will heute noch mit Fadriquen fliehn. Verzweifelnd trägt er Persiden auf, alles zur Flucht zu bereiten und Donna Viola heimlich in sein Haus zu bringen; ein Ring Violens soll die Sendung Persidens beglaubigen. Diese klagt ihrer Freundinn die Wendung ihres Geschicks. Donna Iris sendet mit dem Ring Crespo ab, Violen in ihr eigenes Haus zu bringen, wohin sie auch Alvaren bestellt, dem sie verschleyert, so daß Viola es hö-

ren muß, ihre Liebe und Hand anträgt. Die Treue des von Violen verschmähten Ritters ist unerschütterlich. Fadrique gleichfalls dahin bestellt, findet Persiden und erklärt sein Benehmen gegen Violen, die nunmehr hervortretend ihn seines Wortes entbindet und mit Alvaren sich versöhnt, der das Porträt seiner Schwester (Donna Iris) die er nun auch erkennt, am Herzen getragen und geküßt hatte.

Aus des Labyrinths Gehege
Fand die Liebe ihre Wege.

Man sieht, daß die anmuthige Intrigue nicht ganz neu zu nennen ist; man könnte wohl auch an Shakespeares Viola erinnert werden, die hier mit Persiden die Rolle getauscht hat. Aber anmuthig und auf südliche Weise ist der Knoten geschlungen, nur läßt die Anordnung gleichwohl manche Blößen. Dehnungen, eine Menge wie Kettenglieder beynahe an einander hängender Monologe u. d. gl. hemmen das fortschreitende und stets bewegte dramatische Leben. Die Verhältniße, in kleinen Monologen, einzelnen Versen ꝛc. angedeutet, treten dem Zuschauer nicht klar vor das Auge. Das Ganze ist vielleicht auch undramatisch gruppirt; sprechen wir aber von der Ausführung, so finden wir kaum Worte, genügend zu loben. Mit einer Freyheit und Leichtigkeit behandelt, mit einem weichen Fluße hingehaucht bewegen sich die trochäischen und jambischen Verse, wechselnd nach Umständen und Bedürfniß, in mannichfaltigen Reimverschlingungen so anmuthig, so kunstreich und doch so schlicht, daß es nicht zu viel gesagt ist: Kein deutsches Werk dürfte in diesem Punct dem gegenwärtigen Lustspiel den Rang abgewinnen; es steht würdig neben jeder bessern Leistung in diesen Formen. Vorzüglich im Munde solcher Schauspieler, wie unsere Hofbühne sie besitzt, klingen ganze Scenen hin, wie Musik, man wird von einem leichten Behagen über undramatische Dehnungen hingetragen. Bedenken wir, diese selbst in unseren formgewandten Tagen ungewöhnliche Glätte und Freyheit und Schönheit der Form, so kann man den Wunsch nicht unterdrücken, Baron Zedlitz möge wohlerkorne Stücke der Spanier für Deutschland meisterhaft umgestalten. Er ist gemacht dazu; wir sagen wohlgewählte Stücke weil die trefflichsten immer neue Übersetzer anregen werden wodurch endlich das Vollkommene annäherungsweise erreicht, werden wird; verdienstlicher aber und würdiger scheint es uns bey so viel eigener Kraft, wie Baron Zedlitz unstreitig sie besitzt, Stücke, denen noch einiges abgeht, zur vollen schönen Poesie zu erheben, sie zum Materiale eigener Dichtung zu benützen, so daß am Ende die Spanier, wollten sie aus solchen Werken ihres eigenen Landes künstlerisches Leben schöpfen genöthigt wären, die deutschen Bearbeitungen sich hinwieder anzueignen. Es ist keine kleine Würde, selbst geringeren Producten das Siegel und den Stempel der vollen Schönheit aufzudrücken und der Deutsche scheint vor allen gemacht, mit seiner reich empfänglichen Natur Entwürfe der Ausländer in ihrem Sinne auszuführen, daß sie selber darüber staunen, sich daran freuen mögen, so wie es nicht zu viel gesagt ist, daß beynahe alle Völker Europens aus deutschen Kritikern sich die tiefe Erkenntniß ihrer Poesie hohlen müssen. — Des Freyherrn von Zedlitz Verdienst als lyrischer und Romanzen-Dichter ist übrigens zu bekannt, um einer Hinweisung darauf zu bedürfen, aber auch zu anerkannt, um nicht auch bey dieser Gelegenheit dankbar und achtungsvoll erwähnt zu werden.

Miscellen.

In den Amtsgebiethe des zum Stifte Raigern gehörigen Gutes Domaschow hart an der von Brünn nach Iglau führenden Straße stehen neun Kreuze. Die Veranlassung zu deren Ausstellung soll folgende gewesen seyn.

Im 4. Decenium des XVI. Jahrh. reiste, so lautet die Sage, den Iglauer Comerzialweg der jetzt in eine ordentliche Chaussee umstaltet ist, ein ungarischer Handelsmann, den Geschäfte nach Iglau riefen. Er kam in die Gegend der heutigen neun Kreuze, als er plötzlich von einer so heftigen Krankheit ergriffen wurde, daß er, an der Fortsetzung seiner Reise gehindert, nach dem nahe gelegenen Orte Hluboky gebracht werden mußte. Hier fand er bey einem menschenfreundlichen Insassen gute Aufnahme und genoß einer so sorgfältigen Pflege, daß seine Herstellung bald erfolgte. Vorzüglich verdient um ihn machte sich, durch ihm gewidmete sorgsame Pflege, die Tochter vom Hause, welcher der Genesene versprach, sie, bis er seine zu Hause durch die längere Abwesenheit etwa in Unordnung gerathenen Geschäfte geordnet haben würde, zur Frau zu nehmen, und ließ ihr, ehe er abreiste, zum Beweise der Zuhaltung seines Versprechens eine Geldsumme gleichsam zum Pfande zurück. Aber ein zwar armer doch braver Bursche aus dem Orte warb schon früher um des Mädchens Hand.

Das schon zu lang gewordene Ausbleiben des, obendrein todtgesagten Bräutigams, die von diesem zurückgelassene Geldsumme, welche einer Heirath mit einem armen Bauerburschen besonders förderlich seyn kann, überhaupt der Gedanke, daß ein Heimischer dem Fremdling vorzuziehen wäre, bestimmte Vater und Tochter, den fremden Bräutigam nicht abzuwarten, sondern die Heirath mit dem einheimischen zu vollziehen.

Der Hochzeittag wuedr nun festgesetzt, und an diesem ging die Fahrt zur Trauung nach der im nächsten Orte gelegnen Pfarrkirche vor sich. Während dem kam der Handelsmann in Begleitung eines Dieners an, um das seiner Pflegerinn gegebene Versprechen in Erfüllung zu bringen; erfuhr aber, daß seine Braut vielleicht in eben dem Augenblicke einem Andern angetraut werde. Wie er dieß hörte, beschloß er sogleich fürchterliche Rache zu nehmen, begab sich zu diesem Zwecke mit seinem Begleiter, an die Stelle, wo nun die neun Kreuze zu sehen sind, und wo der Weg gegen Hluboky, den der Hochzeitszug nach Hause nehmen mußte, sich von der Straße trennt; wählte sich da einen Hinterhalt, aus welchem er mit Hülfe seines Begleiters, den rückkehrenden Hochzeitszug wüthend überfiel, und nicht nur Vater und Tochter, sondern auch noch zwey Männer und drey Weiber fielen als Opfer seiner Rache. Nicht genug an dem, seine Blutgierde ging so weit, daß er auch das Leben seines Helfers nicht schonte; und er, sey es ob im Anfall einer Raserey oder aber, weil er diese gräßliche That nicht überleben wollte, wurde Mörder an sich selbst.

Redcteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 4. und Freytag den 6. May 1825.

(53 und 54)

Histoire de Napoléon et de la grande-armée, pendant l'année 1812, par Mr. le général comte de Ségur. 2 vols. Paris, 1825. 8.

(Beschluß.)

Am Morgen des 3. December kam Napoleon nach Malodeczno, dem letzten Punct, wo Tschitschagow ihm hätte zuvorkommen können. Man fand dort einige Lebensmittel und Fourage in Überfluß; der Tag war schön, die Sonne in vollem Glanze und die Kälte erträglich. Die Couriere, welche seit langer Zeit ausblieben, kamen alle dort zu gleicher Zeit an. Sogleich erhielten die Pohlen die Richtung über Olita nach Warschau, die Cavallerie zu Fuß durch Marecz über den Niemen; der übrige Theil sollte der großen Heerstraße folgen, die man hier wieder erreicht hatte. — Bis dahin schien Napoleon nicht den Plan gehabt zu haben, seine Armee zu verlassen. Gegen Mittag eröffnete er aber plötzlich Daru seinen Entschluß, unverzüglich abzureisen. Daru sah die Nothwendigkeit nicht ein; er entgegnete: „die Communication sey wieder geöffnet und die großen Gefahren vorüber; bey jedem Rückschritt würde man auf Verstärkungen stoßen, welche Paris und Deutschland schickten." Allein der Kaiser erwiederte: „er fühlte sich nicht stark genug, um Preußen zwischen Frankreich und sich zu lassen. Warum müsse er denn an der Spitze einer geschlagenen Armee bleiben? Murat und Eugen würden hinreichen, sie zu leiten, Ney, sie zu decken. Es sey für ihn unerläßlich, nach Frankreich zurückzugehen, um es zu beruhigen, zu bewaffnen und sich von da aus die Treue der Deutschen zu erhalten, und endlich mit neuen und hinreichenden Kräften den Trümmern seiner großen Armee zu Hülfe zu kommen. Doch, bevor er dieses Ziel erreichte, mußte er allein 400 Stunden verbündeter Länder durchreisen. Um es ohne Gefahr zu thun, durfte sein Entschluß nicht vorhergesehen, seine Durchreise nicht bekannt, das Gerücht seines unglücklichen Rückzugs noch nicht gewiß seyn, er mußte diesen Nachrichten, wie allen ihren Wirkungen und den Störungen, die sie veranlassen konnten, vorangehen. Es sey daher keine Zeit zu verlieren und der Augenblick seiner Abreise gekommen." Nur über die Wahl des Feldherrn, den er der Armee lassen wollte, war er unschlüssig. Er schwankte zwischen Murat und Eugen; er liebte die Besonnenheit und Aufopferung des Letztern, aber Murat hatte mehr Glanz und es kam darauf an, zu imponiren. Eugen sollte bey diesem Monarchen bleiben, sein Alter, sein untergeordneter Rang verbürgten seine Unterwürfigkeit, seinen Charakter, seinen Eifer. Er würde den andern Marschällen ein gutes Beyspiel geben. Auch Berthier, der so lang gewohnte Canal aller kaiserlichen Befehle und Belohnungen, sollte bey ihnen bleiben. Weder die Gestalt des Ganzen, noch seine innern Eintheilungen wurden also verändert; diese Bestimmung, die seine schnelle Rückkehr verkündet, würde zugleich die Ungeduldigsten unter den Seinigen an ihre Pflicht binden und die Feinde in einer heilsamen Furcht erhalten. Nach diesen Beweggründen handelte Napoleon. Caulaincourt erhielt Befehl, sogleich alles im Geheimen für seine Abreise vorzubereiten; der Ort, welcher ihm bezeichnet wurde, war Smorgony, und die Zeit die Nacht vom 5. zum 6. December.

Obgleich Daru Napoleon nicht begleiten sollte und die beschwerliche Stelle der Verwaltung des Heeres behielt, hörte er schweigend zu, ohne so mächtigen Gründen etwas entgegnen zu können. Nicht so war es mit Berthier. Dieser schwächliche Alte, der seit 16 Jahren Napoleon nicht verlassen hatte, empörte sich bey dem Gedanken einer solchen Trennung. Der geheime Auftritt, der daraus erfolgte, war heftig; sein Widerstand erzürnte den Kaiser, der in der Hitze ihm die Wohlthaten vorwarf, mit denen er ihn überhäuft hatte. „Die Armee", sagte er ihm, „bedürfe des

Ruhms, den er ihm beygelegt habe, der aber nur Widerschein des seinigen sey. Übrigens lasse er ihm 24 Stunden, um sich zu entscheiden; beharre er dann noch, so könne er nach seinen Gütern abreisen, wo er ihm geböthe, dann zu bleiben und ihm Paris und sein Erscheinen vor ihm für immer untersage." Am folgenden Tage, den 4. December, entschuldigte Berthier seine Weigerung mit seinem Alter und seiner schwächlichen Gesundheit und brachte ihm eine traurige Ergebung.

Von Kummer verzehrt, war Napoleon in der Mitte einer Menge Sterbender zu Smorgony angelangt, ohne jedoch seine innere Bewegung beym Anblick der Leiden dieser Unglücklichen zu zeigen, die ihm ihrerseits kein Murren hören ließen. In der That war ein Aufstand unmöglich, dieß wäre eine Anstrengung mehr gewesen, und die Kräfte eines Jeden reichten kaum hin, den Hunger, die Kälte und die Ermüdung zu bekämpfen. Es hätte dazu einer Vereinigung bedurft, man mußte sich besprechen, sich verständigen; der Hunger aber und so viel Plagen isolirten, indem sie Jeden mit sich selbst beschäftigten. Weit entfernt, sich in Klagen und Schmähungen zu erschöpfen, schritt Jeder schweigend fort, um alle seine Fähigkeiten gegen die feindselige Natur anzuwenden, und ward durch diese beständige Bewegung und dieß fortgesetzte Leiden zugleich von jedem andern Gedanken abgezogen. Alle moralische Kräfte unterlagen dem physischen Bedürfniß, maschinenmäßig lebte man in seinen Empfindungen, in fortwährender Unterwürfigkeit, aus Gewohnheit, als Folge der Eindrücke besserer Zeiten, größtentheils aber auch aus einem Ehrgefühl, einer Liebe des Ruhms, welche zwanzig siegreiche Jahre vermehrten, deren Wärme noch immer fortlebte, noch immer kämpfte. Auch war das Ansehen der Chefs nicht verringert worden, ihre Gewalt war immer väterlich *) und Gefahren, Siege und Leiden stets gemeinschaftlich geblieben. Alle bildeten eine unglückliche Familie, deren Haupt vielleicht am meisten zu beklagen war. Auf diese Art herrschte zwischen dem Kaiser und seiner Armee ein trauriges, edles Schweigen; man war zu stolz, um zu klagen, und zu erfahren, um nicht zu fühlen wie nutzlos es wäre. Eilig betritt Napoleon sein letztes Hauptquartier, er vollendet da seine letzten Instructionen, so wie das 29. und letzte Bulletin seiner verscheidenden Armee. Maßregeln wurden genommen, damit bis zum folgenden Morgen nichts, was in seinen innern Zimmern vorging, im äußern bemerkt wurde. Doch das Vorgefühl eines letzten Unglücks ergreift seine Officiere; alle hätten ihm folgen mögen. Sie dürsteten, Frankreich wiederzusehen, sich in den Kreis ihrer Familien zurückzuversetzen und diesem schrecklichen Clima zu entfliehen: aber Keiner wagte es, diesen Wunsch laut werden zu lassen, Ehre und Pflicht hielten sie zurück. Während sie eine Ruhe erkünstelten, die ihnen fremd blieb, brach die Nacht an und mit ihr der Augenblick, den Napoleon bestimmt hatte, um den Anführern der Armee seinen Entschluß zu erklären. Alle Marschälle wurden gerufen. So wie sie nach einander eintraten, nahm er jeden auf die Seite und gewann ihn für seinen Plan, bald durch Vernunftgründe, bald durch Ergießungen des Vertrauens. So sah man ihn Davoust entgegengehen, sobald er ihn bemerkte, und fragen, warum er sich nicht mehr sehen ließe, ob er ihn denn verlassen habe? Davoust's Antwort, daß er zu mißfallen fürchte, widerlegte der Kaiser sehr sanft, nahm seine Erwiederungen gut auf, vertraute ihm sogar den Weg, den er nehmen zu müssen glaubte, und empfing seinen Rath darüber. Er war liebkosend mit Allen; dann, nachdem er sie um seine Tafel vereinigt hatte, lobte er ihre Thaten während dieses Feldzugs. Was ihn selbst betraf, bekannte er seine Verwegenheit nur durch die wenigen Worte: „Wäre ich auf dem Thron geboren, wäre ich ein Bourbon, es würde mir leicht geworden seyn, keine Fehler zu machen!" Sobald das Mahl beendigt war, ließ er ihnen durch den Prinz Eugen sein 29. Bulletin vorlesen, und indem er laut erklärte, was er bis jetzt einzeln vertraute, sagte er ihnen: „diese Nacht würde er mit Duroc, Caulaincourt und Lobau (Mouton) nach Paris abreisen. Seine Gegenwart sey Frankreich unentbehrlich und dort auch um seiner unglücklichen Armee willen nöthig. Nur von daaus könne er die Österreicher und Preußen zurückhalten." Ohne Zweifel würden diese anstehen, ihm den Krieg zu erklären, sobald sie ihn an der Spitze der französischen Nation und einer neuen Armee von 1,200,000 Mann sähen." Dann sagte er: „er schicke Ney nach Wilna voraus, um dort Alles von Neuem zu organisiren, würde ihn unterstützen und dann nach Danzig gehen, Lauriston nach Warschau, Narbonne nach Berlin, seine Hausofficiere würden bey der Armee bleiben, in Wilna würde man den Degen brauchen, um den Feind aufzuhalten. Dort würde man Loison, Wrede, Verstärkungen, Lebensmittel und Munition aller Art finden und dann hinter dem Niemen Winterquartiere einnehmen. Er hoffe, die Russen würden vor seiner Rückkehr nicht über die Weichsel gehen." — „Ich gebe, setzte er hinzu, dem König von Neapel das Commando der

*) Väterliche Fürsorge kannte weder Ney, noch Davoust u. s. w.; überhaupt, wo die Generale wie in der französischen Armee, die Brunnen für sich besetzen und die Soldaten mit Säbelhieben davon wegjagen ließen, da konnte von Gewalt sehr wohl, aber von keiner väterlichen, die Rede seyn.

Armee. Ich hoffe, Ihr werdet ihm wie mir gehorchen, und die größte Eintracht wird unter Euch herrschen!" Jetzt — es war 10 Uhr des Abends — stand er auf, drückte ihnen herzlich die Hände, umarmte Alle und reiste ab.

Sey es, daß Napoleon sich selbst mit so angenehmen Aussichten täuschte, als er hier seinen Marschällen entwickelt hatte, oder daß er diese nur vorgab, um sie beym Guten zu erhalten; die Welt weiß es, daß der Erfolg sich ganz anders gestaltete und statt bey Wilna Ruhe und Kraft zu gewähren, von da die regellose, vereinzelte Flucht erst recht anging. Als daher Murat Gumbinnen erreichte, war er sehr überrascht, Ney da zu finden und zu erfahren, daß seit Kowno die Armee ohne alle Arrieregarde marschire. Glücklicherweise für sie war die Verfolgung der Russen, seitdem diese ihr Land wiedererobert hatten, viel langsamer geworden. Ungewiß, ob sie die preußische Grenze als Feinde oder Freunde betraten, schienen sie zu zaudern. Murat benutzte dieß, um sich mehrere Tage in Gumbinnen aufzuhalten und die Überbleibsel des Corps nach den verschiedenen Städten zu lenken, welche an der Weichsel liegen. Es folgten jetzt keine großen Kriegsereignisse der sogenannten großen Armee mehr, und da das Haupt derselben sie verlassen hatte, so sollte man glauben, daß Segur sein Werk deshalb hier um so mehr schließen würde, als er es das „von Napoleon und der großen Armee" betitelt hat. Allein er kann und mag sich so leicht nicht trennen, wenn sich diese auch von ihm getrennt haben. Daher fährt er fort, noch eine Menge von Einzelnheiten anzuführen, die für den Leser, nach Maßgabe seines Standpuncts, mehr oder minder Interesse haben; ja er verschmäht es nicht, selbst Anecdoten zu erzählen, die eben nicht sehr das Gepräge der Wahrheit an sich tragen. Daß demungeachtet auch manches Interessante, gleichsam als Nachklang des vorher Mitgetheilten sich darunter befindet und Alles sich leicht und angenehm liest, wer sollte dieß bezweifeln? Die wichtigste von den letzten Erzählungen, ist die in Betreff des Königs von Neapel, die noch zu Gumbinnen vorgefallen seyn soll. Murat vereinigte in der genannten Stadt die Häupter der Armee, und „ich weiß nicht, welcher böse Geist bey dieser Berathung herrschte", sagt Segur, „gern würde man es für Verlegenheit halten, in die ihn, in Gegenwart so vieler Krieger, seine übereilte Flucht setzte, für Verdruß gegen den Kaiser, der ihm diese Verantwortlichkeit zurückließ, oder auch für Scham, überwunden in der Mitte von den Völkern zu erscheinen, die durch unsere Siege am meisten litten. Da aber seine Worte einen viel verderblichern Sinn hatten, seine Handlungen diese nicht widerlegten, da sie das erste Merkmahl seiner Abtrünnigkeit wurden, darf die Geschichte sie nicht verschweigen. Dieser Soldat, den nur das Recht des Sieges auf den Thron setzte, kehrte besiegt zurück. Beym ersten Schritte auf eroberten Boden glaubte er diesen unter sich zittern und seine Krone schwanken zu sehen. Tausend Mahl hatte er sich in diesem Feldzuge den größten Gefahren ausgesetzt, aber er, der als König sich nicht gefürchtet, wie der Soldat eines Vorpostens zu sterben, konnte die Besorgnisse nicht ertragen, ohne Krone leben zu müssen. Umgeben von den Heerführern, deren Leitung sein Schwager ihm vertraute, klagt er jetzt, um sich frey zu sprechen, den Ehrgeiz an, den er theilte. Er ruft laut: „„es sey nicht möglich, einem Unbesonnenen zu dienen, es gebe kein Heil mehr in seiner Sache. Kein Fürst Europas glaube weder seinen Worten noch Tractaten."" Er ist in Verzweiflung, Englands Anträge zurückgewiesen zu haben; „„wäre dieß nicht, setzt er hinzu, würde er noch ein großer Fürst, wie der Kaiser von Österreich und der König von Preußen seyn."" Ein Ausruf Davoust's unterbricht ihn: „„Der König v. Preußen und der Kaiser v. Österreich"", entgegnete dieser heftig, sind Fürsten durch Gottes Gnade, durch die Geburt, durch die Zeit und Gewohnheit der ihnen treu ergebenen Völker. Sie aber sind König, nur durch die Gnade Napoleons und das französische Blut. Sie können es nur durch Napoleon und im Vereine mit Frankreich bleiben. Es ist schwarzer Undank, der Sie verblendet."" Zugleich erklärt er, daß er ihn beym Kaiser angeben würde. Die andern Chefs schweigen. Sie entschuldigten die Aufwallung des Schmerzes bey dem Könige und schrieben nur seiner unbedachten Hitze die gehässigen und argwöhnischen Ausdrücke zu, die Davoust nur zu gut verstanden hatte."

Fürwahr! Seit langer Zeit hat die Geschichte keinen solchen Gewinn mehr gemacht, als durch die in Paris, mit eben so vieler Sorgfalt als Thätigkeit rasch hintereinander erschienenen Memoires aus der bonapartischen Zeit! Insonderheit ergreifend ist Alles über die Geschichte des Jahres 1812, jenes in den Jahrbüchern der Welt beynahe unerhörten Umschwunges, mit dem der Gewaltige, den nichts aufzuhalten, dem nichts zu widerstehen vermochte, dessen Glück und Macht der Widerstand vielmehr nur immer zu mehren und zu steigern schien, sich selbst gestürzt hat und wo das Erhabene: „nicht uns o Herr, nur deinem Nahmen sey die Ehre!" sich selbst dem ruhmredigsten Dünkel, als unvermeidliches Bekenntniß von den Lippen gedrängt hat. — Wer würde nach der Schlacht bey Smolensk nicht für einen Wahnsinnigen ausgeschrieen worden seyn, der nicht die Schöpfung Peters des Großen so

gut wie verloren gegeben und nur eine Möglichkeit solcher Ereignisse geträumt hätte, wie sie in wenigen Wochen wirklich nachfolgten? Mit welchen Hirngespinsten beschäftigten sich damahls nicht so manche deutsche Schriftsteller und Geschäftsmänner, (Betrüger oder Betrogene,) über Napoleons vermeintliche große Plane zur Wiedergeburt der Menschheit? — Wie ungerne ließen sie sich wieder aus ihrer Assiette heraustreiben, nachdem sie einmahl mit Bonaparte und mit seinen Regenerationsplanen capitulirt hatten und somit am Ende zu seyn wähnten? — Wie sehr beklagten sie, daß Schweden und die Pforte so zur Unzeit Frieden gemacht hätten und nicht auch über Rußland hergefallen seyen! — Noch hatte ja „der General Winter" Alles und Alles gethan. — Der Brand Moskaus mußte ein herostratischer Unsinn seyn und noch einmahl standen bey Lützen und Bautzen, Deutschland, ja Europa auf der Spitze! — Wie lächerlich war ihr Bemühen, nach allen Berechnungen der Theaterperspective und des optischen Betruges, ihre damahlige und ihre nachmahlige, himmelweit verschiedene Sinnesart und Sprache, dennoch in ein consequentes Ganzes zusammenzuschmelzen!? — Mächtiger als irgend eine andere, ruft uns diese Epoche, jene suprema verba des unsterblichen Johannes Müller zurück, womit er in den ersten Wochen von Bonapartes Weltruhm, wie ihn Alles als denjenigen bezeichnete: „cui laurus aeternos honores, italico peperit triumpho," im Juny 1796, seine wahrhaft einzige Universalgeschichte beschloß. „Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschimmernden Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien und ihr Consulen, Dictatoren mit erhabnem Blick, ungebeugtem Nacken, unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — steht auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten. — Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren ineinandergreifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrey und Schmettern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bey jeder Schwingung, bey jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Geboth der Weisheit, — Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet. — Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe? das zeigt die Geschichte!"

Neueste Ansichten von Columbia.

(Beschluß).

An die beschriebene Charakteristik der Columbier mögen sich noch einige Bemerkungen, die der Reisende Mollien über das dortige weibliche Geschlecht mittheilt, anschließen. Um über dieses ein Urtheil fällen zu können, müsse man, meint er, beyde Hauptregionen, aus denen Columbia zusammengesetzt ist, die Cordilleras und das Flachland, in Augenschein genommen haben. Bey aller Verschiedenheit der Himmelsstriche des Andes und der Llanos ist der Einfluß, welchen die Weiber über ihre entnervten und müßigen Männer ausüben, hier und dort gleich unwiderstehlich. Weit entfernt, hinter Gittern leben zu müssen, sind ihnen vielmehr Vergnügungen, Besuche, Bälle, mit einem Worte Alles gestattet, und zwar ohne daß der Mann die Controlle darüber führt, denn er geht bey solchen Anlässen zur Seltenheit mit. In den heißen Ländern wissen allein die Sklavinnen, in den kalten Gegenden die Mägde um das Geheimniß der Ausflüge ihrer Gebietherinnen und begleiten sie auf denselben. Entgegen demjenigen, was in Europa der Fall zu seyn pflegt, sind die Frauenzimmer zu Carthagena, bey wärmerer Temperatur, meist blond, ja mitunter roth; zu Santa-Fee hingegen, wo es so kalt ist, trifft man lauter Brünetten. An der Küste von Columbia, in einer Entfernung von 10° von der Linie, gibt es Frauenzimmer, deren dichter Haarwuchs von einer Länge ist, die man in Europa beneiden würde. Wer solche Haare hat, benutzt sie mit möglichster Sorgfalt zu einem hervorstechenden Theile des weiblichen Putzes. Zu Panama bilden die Haare zwey, frey über die Schultern herabhängende Flechten; zu Carthagena ruhen sie auf dem Vorderkopfe, in dichten Büscheln, die man mit Blumen von verschiedenen Farben kunstreich zu versetzen pflegt, und die gewöhnlich ein Kamm von Schildkrot zusammen hält. In einigen Gegenden der Cordilleras setzt man eine Art leuchtender Insekten, Cucuyos genannt, in die Haare, deren Glanz den des Smaragdes verdunkelt.

In den heißen Gegenden zeichnen die Frauenzimmer sich durch die Niedlichkeit ihrer Körper aus, haben sehr feine Gesichtszüge und sehr glänzende Augen, dazu eine hübsche Hand und einen außerordentlich kleinen Fuß. Letzterer möchte für das Gleichgewicht ihres Körpers, dessen fortwährendes Schaukeln nicht gut läßt, etwas nachtheilig seyn. Inzwischen haben die Damen der Terras calientes dennoch ungleich mehr Würde in ihrer Haltung, als diejenigen der Terras frias; jene haben die Manieren der Damen von Stande, diese gar häufig das verlegene Aussehen von Bürgerlichen. Wenn aber auch die Weiber der Terras frias, was

den Haarwuchs betrifft, den Küstenbewohnerinnen nachstehen; wenn es ihren Augen an Ausdruck gebricht, ihr Fuß und ihre Hand nicht so winzig klein ist, wie bey ihren Rivalinnen, so sind sie hinwieder mit Formen ausgestattet, die sich bis in ein vorgerücktes Alter in ihrer Grazie erhalten und denen auch jene in den Küstenländern etwas vorherrschende Hagerkeit keineswegs zur Last fällt. Noch ungleich reitzender müßten die Frauenzimmer in den Andes erscheinen, wenn sie nicht größtentheils schlechte Zähne hätten. Ihr Teint, obgleich er demjenigen der Europäerinnen lange nicht gleich kommt, muß den Europäern gefallen. Sehr große Ähnlichkeiten haben die Damen der Terras frias mit den Flamänderinnen; sie sind, wie diese, etwas zu wohlbeleibt; sogar ihr Accent ist beynahe derselbe. Auf ihren Lippen schwebt ein liebreizendes Lächeln und ihre ganze Physiognomie trägt das Gepräge von einer mit ihrem humanen und milden Charakter im Einklange stehenden Güte und Sanftmuth. Jenes arabische Näseln, das man an den Weibern des Küstenlandes auf eine sehr bestimmte Art wahrnimmt, macht die Sprache oft unangenehm; hingegen sprechen die Frauen in den Cordilleras abgemessen und langsam. Die weibliche Kleidung in den Cordilleras hat etwas sehr Originelles. Wenn eine Frau ausgeht, so trägt sie einen Rock von schwarzem Seidenzeuge, der enge genug anliegt, um die Formen zu verrathen. Auf den Kopf legt sie ein Stück blaues Tuch, welches triangelförmig bis auf den Gürtel herabhängt und also geordnet ist, daß es die Arme, die man jederzeit bloß trägt, verhüllt und vom Gesichte einzig die Nase und Augen sichtbar bleiben. Über diese Mantille wird ein nicht tief in den Kopf gehender Hut getragen, welcher in Form und Rand den breiten Filzhüten der französischen Seeleute gleicht. In den Küstenländern geht das weibliche Geschlecht immer mehr englisch gekleidet. Die Erziehung der spanischen Amerikanerinnen ist lange nicht so weit vorgerückt, als die der englischen. Ungeachtet jene ungleich bessere musikalische Anlagen haben, als diese, so können doch sehr wenige derselben singen oder ein Instrument spielen: übrigens sind sie lebhaften Geistes, fassen schnell und lernen mit Leichtigkeit; dagegen ist ihr Geschmack und ihre Urtheilskraft etwas schwankend. Die Columbierinnen zeigen nicht allein wenig Liebe zu einander, sondern es verbreiten vielmehr, neben dem Parteygeiste, der Neid und mancherley andere Rivalitäten des Ranges und Vermögens, der Abkunft und der Kasten über das gesellschaftliche Leben einen Geist des Hasses, der sich anfangs, unter der Menge von Liebkosungen, womit man sich fast erstickt, und große Fortschritte in der Verstellungskunst zu Tage legt, nicht leicht bemerken läßt. Wenn aber zwey so geheißene Freundinnen ihre Geheimnisse eine in den Schoos der andern ausschütten, so wird der Nächste unbarmherzig durchgehechelt; man erschöpft sich in allen Sarkasmen der Verleumdung, und diese Art von Unterhaltung ist um so natürlicher bey Frauen, die selten ausgehen und ihre Zeit damit verbringen, in einem Buche zu blättern, das aus langer Weile zehn Mahl auf die Seite geworfen wird, oder ihre Haarlocken zu flechten, oder auf einem Ruhebette Cigarren zu rauchen. Es ist jedoch nicht die Verleumdung allein, welche den Schönen von Columbia zu ihren Plaudereyen den Stoff leiht; auch das Capitel der Liebe wird fleißig abgehandelt. Von dieser sprechen hier zu Lande die Weiber oft mit eben so viel Unbefangenheit, wie die Männer in Frankreich. Man unterhält sich über den Liebhaber der Seraphine, der Conception, der Incarnation u. s. w. mit einer Freymüthigkeit, die eine Europäerinn von Erziehung würde erröthen machen. Von der zartesten Jugend an, der Sorge verdorbener Mägde anvertraut, schöpfen leider viele junge Töchter ihre ersten Ideen aus den Unterhaltungen mit diesen, und kennen schon die Sprache des Lasters, indeß sie noch unbekannt sind mit der Sprache der Tugend, in welcher ein, mitunter unwissender und nicht selten gefährlicher Lehrer, etwa in ihrem zwölften Lebensjahre zu ihnen reden soll. Nach einem Aufenthalte im Kloster, wo sie kaum lesen und schreiben lernen, treten sie, mit fünfzehn Jahren in die Welt ein, und haben, um den Gefahren, die ihnen da aufstoßen, zu widerstehen, nichts, als die ersten Ideen ihrer Kindheit, und anstatt ihre Fantasie mit nützlichen Arbeiten oder angenehmen Künsten zu beschäftigen, kennen sie keine andere Zerstreuung, als das Tabakrauchen. So steht es um sie, wenn ihre Ältern, einer langen und unnützen Oberaufsicht müde, darauf denken sie zu verheirathen. Ihre Wahl ist bald getroffen und wird hauptsächlich durch das Interesse geleitet. Die Heirath wird abgeschlossen; die brennenden Begierden verzehren sich in kurzer Zeit; bald überzeugt man sich, daß man nie sey geliebt worden, und dieser Überzeugung geht Haß im Gefolge. Inzwischen behält man den Schein der Eintracht bey, bis etwa zum zweyten Kinde, und alsdann trennt man sich in Freundschaft. Auf diese Weise enden in den östlichen Cordilleras viele Ehen. Anders verhält es sich in den Küstenländern und in den westlichen Cordilleras. Hier sind die Frauen von etwas strengern Sitten und zurückhaltender, weil sie sich vor ihren Sclavinnen in Acht nehmen müssen, wenn diese ihnen gehorchen und sie achten sollen. Die Columbierinnen überhaupt sind sehr andächtig und lieben die religiösen Übungen ihres Kultus, weil sie auf Zerstreuungen begierig sind. Obgleich die Weiber der

Cordilleras in einer andern Art schön sind, als die des Flachlandes, so sind dennoch in ihren Gewohnheiten und ihrem Charakter keine bedeutenden Verschiedenheiten bemerkbar. Aber über die Maßen groß ist die zwischen ihnen herrschende Antipathie, die sich neben anderm dadurch zu Tage legt, daß die Weiber der Küstenländer diejenigen des Andes, weil sich diese in Tuch kleiden, die Wolligen (lanudas) heißen, während hinwieder diese ihre Mitschwestern mit dem Spottnahmen der Warmen (calentanas) zu bezeichnen pflegen.

Bibliographisch-kritische Uebersicht der in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke.

(Fortsetzung.)

Dann wieder die folgenden Spezialgeschichten:

298) Klesch Christoph. Daniel. Sopron. Hung. Brevis enarratio devastationis et direptionis oppidi Topscha per Turcas factae an. 1584. Extractus germ. ex Edit. Vitteb. an. 1671. 4.

299) Georgio Zavodsky diarium rerum in Hungaria anno 1586 — 1624 gestarum. In Schwandtners scriptoribus rerum Hungaricarum B. III.

Den persischen Krieg beschrieb Minadoi, dessen Werk später auch Bizari dem seinigen einverleibt hat:

308) Historia della Guerra fra Turchi e Persiani di Giov. Thomaso Minadoi da Rovigo, divisa in libri nove; dall' istesso nuovamente riformato ed aggiuntevi i successi dell' anno 1586 con una descrizione di tutte le cose pertinenti alla religione alle forze, al governo ed al paése del regno de Persiani; ed una lettera all ill. L. M. Corrado nella quale si dimostra qual città fosse anticamente quella ch'ora si chiama Tauris etc. Venezia 1588.

Ein historisches Gedicht auf den i. J. 1587 durch Zrini, Nadasdi und Buthiani erfochtenen Sieg erschien zu Grätz:

301) Latomi Frid. Ecclesiastis Virunensis - Victoria Sarkanzigethana, quae Illustribus et Magnificis Dominis Belliducibus Georgio Com. Zrinio in Zakaturn etc. Praesidii Canisiensis Generali Francisco de Nadasdi Com. perp. Terrae Fogaras etc. Balthasaro Buthiani Baroni in Güssing etc. divinitus contigit 11. Augusti an. 87. versibus decantata. Graecii 1594. 4.

302) Frenzelii Salamon Vratisldv. Victoria pusilli Christianorum exercitus contra legionem Turcicam obtenta ad oppidum Sixo in Ungaria 1588. die 8. Octobris (Carmen) Pragae 1588. 4.

Seine Reise nach Constantinopel und den damahligen persischen Krieg beschrieb der Secretär von der Hofkammer Heinrich Pors poetisch und prosaisch:

303) Porsii Henrici, Itineris Byzantini Libri III. Carminum Lib. II. Epigrammatum II. Poeta et Historia belli Persici gesti inter Murathem III. Turcarnm, et Mehemetem Hodabende, Persarum Regem, breviter ac vere conscripta Francofurti excudebat Joan. Wechelus 1583. 8.

304) Decii Barovii Joan. Commentariorum de rebus Hungaricis ac Transylvanicis Decas decima, continens historiam belli Sinanici, ac rerum ab an. 1592 ad an. 1595. gestarum, in Schwandtner Th. II. 233.

305) Episcopi Sirmiens. Epistola, qua expugnationem. Siscii per Turcas an. 1593. describit. Bey Kovachich Script. min. Tom. I. p. 205.

306) Clades Bicinensis a Sigism. de Pisincz descripta.

307) Micatii (Mikocs) Nicol. Tissina - Tisciensis, et Praefectorum Sisciae Epistolae XIX de oppugnatione Sisciae per Turcas, et rebus in Croatia anno 1591 et 1592 gestis. In Kerchelich und Kovachich script. min. I. 201 — 205.

308) Brevis rerum inter Turcas et Christianos per Hungariam et Croatiam à mense Septembri anni 1593. usque ad initium anni sequentis gestarum narratio (Im Syndromus p. 189 — 195.)

309) De Christianorum victoria ad albam Regalem Anno 1593. mense Octobri, narratio incerti auctoris (Im Syndromus 195 — 203).

310) De expugnatione Filleci et alliorum castrorum narratio incerti auctoris (Im Syndromus 203-210.)

311) Türckische Chronica, darinnen kürtzlich zu befinden, Wann, wie, unnd warumb, das Mahometische oder Türckische Reich auffkommen, und so gewaltig worden, und wie es nunmehr fast seine Endschafft erreichet, wider in Abfall kommen und vergehen werde. Deßgleichen, wie sich alle vnnd jede Kriegsleute verhalten sollen, das sie Sieg vnd Glück wider die Türken, vnd sonsten erlangen und überkommen mögen. Sampt vielen Christlichen und andechtigen Gebetlein, Lehren und warnungen ꝛc., Allen betrübten Christen, so von diesem unserm Ertz und Erbfeinde beleidiget werden, oder seine Tyrannische Macht unnd Gewalt fürchten müssen, Zum Trost und Unterricht, aus Gottes Wort und glaubhafftigen Historien beschrieben, durch Michaelem Bapst von Rochlitz. Leipzig 1593.

312) Drey warhafftige newe Zeitung: Die erste, des grawsamen Erbfeindes des Türckens, welche er vor kurtzer Zeit in Persien an der Stadt Morebel begangen, vnd über 20

tausent Menschen jämmerlich ermordet, Aber der König in Persien mit Gewalt an jhn gesetzt, und sich alles Ritterlich gewehret, vnd dem Erbfeind dem Türcken in die 30 tausend Mann abgeschlagen vnd gefangen genommen ꝛc. Die ander newe Zeitung. Vom glückseligen Sieg und Triumph der Christen im Crabatischen Landt, über den Türcken, Erbfeinde der gantzen Christenheit, wie er ist durch Gottes Hülff nider geschlagen, und ein grosse Summa des Türckischen Kriegsvolck umbgebracht, auch was für eine Ausbeut die Christen davon bekommen, geschehen den 21. Juny jetzt lauffenden 1593. Jahr. Wie solchs alles in beyliegenden Kupfferstücken zu sehen ist. Die dritte erschreckliche newe Zeitung, Welche im Landt zu Hessen von dem getrewen lieben Gott, uns allen zur Warnung vorgestellt, und des Nachts am Himmel gesehen worden, damit es nicht verborgen, sondern Jederman zur Besserung kundt-und offenbar sein soll. Gedruckt in der alten Stadt Prag bey Johan Schuman 1593.

313) Ursprung vnnd Anfang jetzigen Türcken-Kriegs in Vngern, darauß zu sehen, wie der mainaydig, Friedbrüchige Türck Amurat mit dem Zunamen Cadobando, vnd seine Bassen solchen Krieg Anno ꝛc. 87. in Crabaten angefangen. Daneben auch ein kurtze Beschreibung deren Königreich Land vnd Fürstenthumb, welche der Erbfeind der Christenheit abgetrungen ꝛc. Dann auch etliche Rathschläg vnd Christliche Bedenken, wie der Erbfeind zu Wasser und Land zu bekriegen. München 1594. 4.

314) Gründtliche vnd warhafftige zeitung, Was sich vor der Festung Gran hat zugetragen, vnnd wie die vnserigen zween sturm verloren haben, darüber 1800 Man der vnserigen sind geblieben. Sampt angehengtem Vorzeichnus des Kriegsvolks, so in der belegerung vor Gran itzt vorhanden ist. Franckfurt 1594. 4.

315) Newe von Gott verliehene Viktoria und Zeitung, welchermaßen abermahl in Krabaten und Windischland der Röm. Keys. Maj. Kriegsvolk etliche Vestung und Gränzhäuser unter Maximilian Erzherzog zu Österreich Administratoren dem Erbfeind christlichen Nahmens den Türcken aberhalten und eingenommen haben, dadurch, Gott Lob, die Christenheit nunmehr erweitert auch das schöne und herrliche Land Duropolia widerumb in unseren Gewalt gebracht worden, aus dem christlichen Feldläger vor Petrinia den 6. 7. 10. 12. August dieses 1594. Jar avisirt und zusammengesetzt.

316) Beschreibung und gründtlicher Bericht von der Eroberung der Hauptfestung Grann in Hungern wie dieselbe durch den durchl. Fürsten und Herren Hn. Mathiasen E. H. von Öst. den 1. und anderten September dieses 95. Jar endtlich in der Christen Gewalt gebracht und mit streitbar Hand erobert worden. Wien, in der Lilien Burschen.

317) Franci (Frey) Jacobi Relatio historica quinquennalis. Wahrhaftige Beschreibung aller denckwürdigen Geschichten so sich von anno 1590 bis auf 1595 in hoch und nieder Deutschland ꝛc. Poln, Behem, Hungern, Crabaten, Siebenbürgen, Wallachey, Moldau, Podolia und Türkey zugetragen haben; mit Kupf. und Karten. Frankfurt am Mayn 1595. Sieben Fortsetzungen desselben Werkes vom J. 1595 — 1598; die folgenden historischen Relationen welche das ganze XVII. Jahrhundert hindurch als Fortsetzung der Frankischen erschienen, wurden unter dem Nahmen Franci, Jacobi, Sigismundi Latomi, Alias Mäurer's Erben verlegt.

318) Rerum in Transsylvania a Sigismundo Batorio Principe Anno 1595 gestarum narratio auctore Joanne Jacobine Claudio Politano (Im Syndromus 211 — 227.

319) Brevis rerum ab illustriss. et fortiss. militiae contra Reipub. Christianae hostes ducae Michaele Moldaviae Transalpinae sive Walachiae Palatino gestarum descriptio, auctore Balthasare Waltheco (Im Syndromus 227 — 255).

320) Strigoniensis obsidionis, et in ea de Turcis partae victoriae per fortissimum Principem Carolum Mansfeldiae Comitem succincta, et diaria synopsis ab Arnoldo Helio digesta Anno 1595. (Im Syndromus p. 255 — 269.)

321) Loew Conrad. — Eigentlicher, wahrhafftiger und kurzer Bericht etlicher, gewisse newe Zeitungen, was sich in Frankreich, Hispanien, Italien, Engelland, Ungern, Crabaten, Polen, Siebenbürgen, Türckey ꝛc. vom Martii bis in den September 1595 zugetragen hat. Cölln 1595. 4.

322) Handlungen, Ungerische, Böhmische, Sybenbürgische, Pollnische, Persische, Tartarische und Türckische. Kurze Verzeichniß, was sich in den nächsten vier Monathen hero, ꝛc. wider und mit dem Erbfeind von Anfang des Monats Decembris biß auff dise Zeyt von Tag zu Tag zugetragen. Sammt einigen Schreiben einiger hohen Potentaten wegen Türckischer Einfälle. 1) Eines Herrn aus Siebenbürgen Schreiben, was sich in der Türkey 1595 v. 10. Dezemb. bis End zugetragen. 2) Extract aus den Kayserl. Landtags-Propositionen 1596. 3) Ein Verzeichnuß des ganzen Ungerischen Kriegsvolks, und mit welchen Obristen solche versehen. Mit Kupfern. Nürnberg 1596. 4.

(Die Fortsetzung folgt).

Literatur.

180. Bey C. W. Enders, Buchhändler in Prag ist erschienen und in mehreren Buchhandlungen der österreichischen Monarchie

zu haben: **Historischer Militäralmanach des 16., 17., 18., 19. Jahrhunderts, mit besonderer Hinsicht auf das letztere und den österreichischen Kaiserstaat, für Freunde der neuern und neuesten Kriegsgeschichte. Von Johann Ritter von Rittersberg.** gr. 8. mit 13 lythographirten Porträts österreichischer Heerführer auf Postpapier 4 fl. C. M., auf Velinpapier 5 fl. C. M.

Unstreitig gewährt es dem Geschichtsfreunde einen eigenen Genuß, wenn er zu jedem neuen Tage, den zu leben ihm das Schicksal gönnt, sich Erinnerungen gesellen sieht, welche früher als Thaten ihrer Mitwelt wichtig waren, und als mächtige Triebfedern in ihr Treiben eingreifend, der Nachwelt umstaltende Folgen bereiteten. Biographien berühmter Helden und Feldherren an ihrem Geburts- oder Sterbetage sind vielleicht der wichtigste Theil eines Soldatenkalenders, wie der gegenwärtige historische Militäralmanach ist, in welchem jeder Tag im Jahre dem Freunde der Militärgeschichte etwas Merkwürdiges biethet.

Der Herr Verfasser dieses interessanten historischen Werkes ist unserer literärischen Welt als Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, für die er zahlreich, eben so gediegene, als angenehm ansprechende Aufsätze, historischen und belletristischen Inhalts lieferte, seit längerer Zeit nicht unbekannt. Das hier angekündigte Buch — eine Schaustellung der wichtigsten Ereignisse aus der Völker- und Kriegsgeschichte der für uns so wichtigen neuesten Zeiten und der sich an sie reihenden nächsten Jahrhunderte, eine Gallerie von Lebensbeschreibungen der berühmtesten Heerführer aus dieser Zeit — wird gewiß kein Geschichtsfreund, für den die Zeitgeschichte Sinn und Deutung hat, unbefriedigt bey Seite legen. Für ihn finden sich in diesem historischen Militärkalender bey jedem Tage des Jahres die wichtigsten Erinnerungen aus der nächsten Vergangenheit, von denen so viele die Gestalt der Jtztwelt vorbereiteten. Der Leser wird darin ein Kapital von Daten finden, durch Zahlenreichthum, Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit politisch-militärischer Ereignisse gleich anziehend.

Daß bey dieser Arbeit unser Jahrhundert und der österreichische Kaiserstaat mehr als frühere Zeiten und andere Reiche berücksichtigt wurden, wird durch das höhere Interesse der Zeit, die uns näher stehet, und durch des Verfassers Verhältniß als österreichischer Unterthan und Militär, dem vor allem der Waffenruhm seines Landes wichtig ist, und der durch seinen Fleiß vor allen anderen seine jüngeren Waffenbrüder nützlich und angenehm unterhalten will, gerechtfertigt. Diese nähere Berücksichtigung geschah jedoch ganz unbeschadet dem weitern — im Titel des Werkes: „Historischer Militär-Almanach des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts", — ausgesprochenen Zwecke, Erinnerungsblätter auch aus diesen Zeiten zu liefern. Große Bilder von Männern und Thaten treten aus ihrem Schooße mit der Palme des Ruhms vor die Gegenwart, ernste Mahner an ihre Söhne, in edlem Wettkampf den Ahnen zu gleichen. In- und Ausland finden darin die mannichfachsten und ausgezeichnetsten Thaten ihrer Helden, welche jeden, auch Nicht-Militär, für den die Zeitgeschichte Wichtigkeit hat, mächtig ansprechen müssen.

Ein Erinnerungsmittel am Tage der nächsten Jahrhunderte, welche in Heroengestalt über unbedeutendere Brüder hervorragen. Ein Hülfsmittel dem Gedächtnisse des Zeitgenossen, der, wenn er auch noch so aufmerksamen Blicks die Ereignisse der Zeit verfolgt, dennoch im Gewirr und Reichthum derselben bald Jahre, Monden und Tage irrig verwechselt. Leise angelegte kleine Skizzen, von Leben und That der ausgezeichnetsten Kriegsfürsten und dem Wirken, welches ihre Zeit und Persönlichkeit bedingten.

Das Erzählte erscheint in einer der Würde der Historie ganz angemessenen Einkleidung. Überall gedrängte Kürze mit möglichster Vollständigkeit und historischer Treue gepaart.

Um gegen die letztere nicht zu sündigen, wurden, wo es nur thunlich war, die veranlassenden Ursachen der Kriege die Folgen verlorner Schlachten, wie auch der Inhalt der Friedensschlüße, welche auf sie folgten, stets angedeutet. Überall wurde den Forderungen der historischen Kritik mit möglichster Treue und Unparteylichkeit entsprochen. Die Richtigkeit der angeführten Tage, Monathe und Jahrszahlen darf verbürgt werden.

Vielleicht dürfte es Manchem auffallen, daß in einem Werke eines österreichischen Militärs, welches im Titel selbst besondere Hinsicht auf den österreichischen Kaiserstaat verspricht, manche für Österreich verlorne Schlachten vorkommen. — Hierauf bleibt nur die Erwiederung, daß Österreichs hoher Waffenruhm zu sehr im glänzendsten Lichte strahlt, als daß er des ärmlichen Behelfs dürftig wäre, seine verlornen Schlachten zu verschweigen, und an ihre Stelle — von denen manche welthistorische Wichtigkeit hat — unbedeutendere Ereignisse zu setzen. Zeigten sich nicht auch in ihnen Österreichs Krieger immer als Männer, die selbst dem siegenden Feinde Achtung gebothen? — Welches Volk der Welt sah noch die unstäte Siegesgöttinn unwandelbar an die Fahnen seiner Heere gefesselt? — Sind die Fälle in der Kriegsgeschichte selten, wo die Tapferkeit der Überwundenen jene der Überwinder überboth? — Das Ausland hat oft früher in zeitverwandter anmaßlicher Prahlerey Thatsachen entstellt. Hier wird es Pflicht des vaterländischen Schriftstellers, Irrthümer zu berichtigen und vom Auge des Zeitgenossen, dem Gelegenheit zu echterer Belehrung fehlte, den täuschenden Schleyer parteylicher Schilderungen hinweg zu heben. Deßhalb wurden Österreichs — dessen offene altverjährte Biederkeit im Felde wie im Cabinette nie einer Makel bedurfte, — verlorne wichtige Schlachten unbedenklich besprochen. — Wer mag den Verfasser des gegenwärtigen Buches darüber mit Grunde tadeln?

Dieses Werk liefert der Lesewelt einen gehaltvollen Beytrag zu angenehm belehrender Unterhaltung. Es ist von Seite der Verlagshandlung nichts versäumt worden, um selbes auch durch äußere Ausstattung dem Auge so gefällig als möglich zu machen.

Es ist wie bereits gesagt in gr. 8. auf dem schönsten Postpapier mit lateinischen Lettern gedruckt. Das sehr ähnliche Bildniß Sr. Excellenz des in Böhmen commandirenden Herrn Generalen und Bans von Croatien Ignaz Grafen von Giulay, der die Widmung annahm, ziert das Titelblatt. Wohlgetroffene Porträte von 12 der berühmtesten Heerführer Österreichs: Baaden (Markgraf Ludwig von), Browne, Eugen, Haddik, Khevenhüller, Königsegg, Lacy, Loudon, Liechtenstein, Schwarzenberg, Veterani, Wurmser, — sind den Biographien dieser Helden beygefügt.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 9. May 1825.

Zur Historienmahlerey in Böhmen.

Seit mehreren Jahren folgt dieses Archiv mit redlichem Eifer dem Zweck, die in Wissenschaft und Kunst, gegenwärtig unstreitig am meisten hervorragende und schon unter Carl IV. und Rudolph II. mit einem reichen literarisch-artistischen Lorber bekrönte Provinz, das herrliche Böhmen, seinen deutschen Brüdern mehr und mehr bekannt zu machen: im Archiv und im historischen Taschenbuche und bey jeder andern Gelegenheit, die alten Großthaten und die neuen Leistungen in diesem schönen Reich, die Ahnentafeln seiner edelsten Geschlechter und die sprechenden Ruinen seiner uralten Burgen, seiner Mährchen und Sagen-Welt zum Gegenstande der Darstellung zu wählen. — Fand dieß Bestreben dort überhaupt ein edles und freundliches Entgegenkommen, so verpflichtete insonderheit zum wärmsten Danke, die thatkräftige Unterstützung, welche Se. Exc. der Herr Oberstburggraf und Gubernator des Königreichs Böhmen, Franz Anton Graf von Kolowrat-Liebsteinsky rc. rc. demselben both; Er, der ein Mäcen und Kenner, gleich den Besten der alten Rosenberge, gleich dem berühmten obersten Landrichter Ritter Hodiejowsky von Hodiejowa, das Große vor Ihnen voraus hat, nicht wie sie; ausschließend die Latinität oder das alte Griechenland, als Richtschnur, Muster, Maßstab und Gränze alles höhern Geistesaufschwunges vorzuzirkeln, sondern vielmehr in Wissenschaft und Kunst den großartigen Impuls der Nationalität zu geben, den Blüthen des Schönen und Wahren nicht mehr als einem fremden Gewächs in Glas- und Treibhäusern ein künstliches Scheinleben aufzuzwingen, sondern sie vielmehr völlig zu acclimatisiren, im kalten Grunde ausdauernd zu machen und dereinst einen herrlichen Wald gesunder, himmelanstrebender vaterländischer Stämme zu erzielen, wo bisher nur Schaugewächse fremder Zonen, mehr der Neugierde und der Prachtliebe, als dem Schönen und Gemeinnützigen dienten! — Fürwahr eine edle und grandiose Richtung in welcher in den frühern Tagen, vielleicht nur der edle Weleslawjn von Weleslawjna eben so besonnen, eben so fruchtbringend vorangegangen ist!! Sr. Exc. des Grafen Kolowrat Schöpfung ist das vaterländische Museum zu Prag und dessen für alle Zweige der Literatur und Kunst unermüdend sammelnde, sorgende und schaffende Gesellschaft deren schönes Wirken seit lange eine stehende Rubrik dieser Zeitschrift bildet, — sein Werk ist, die unermüdete Aufsammlung der lieblichen Nationallieder von allen czechischen Thälern und Bergen, sein, die Rettung und die Wiederkehr (selbst aus dem fernen Schweden,) so mancher theuern Blüthen der schönern Tage der Przmisliden und Carls und Rudolphs, die jene zwey furchtbaren Kriege, in denen Böhmen die Hauptrolle spielte, der Hussiten- und der 30jährige Krieg, ihrer Heimath und der Welt völlig entfremdet hatten. — Er erprobte sich als der vaterländischen Literatoren und Künstler echter Hort. Ihm ihre Werke widmen zu dürfen war so achtungswerthen Männern wie Dietrich Zimmermann Dlabacz, Dlask, Halasska, Sedlaczek, Rittersberg, Palkowicz der liebste Lohn und der kräftigste Sporn! Darum achtete auch das historische Taschenbuch und dieß Archiv, das Ebenbild dieses verehrten Staatsmannes und Freundes vaterländischer Wissenschaft und Kunst, der Kolowrate Ahnentafeln und ihre urkundliche Geschichte, für seine besten Zierden und für ein offen und recht ausgehangenes Banner, daß es sich vorzugsweise Böhmen, seiner Vorzeit und Gegenwart zu weihen gedenke! — Des verewigten Kohl schätzbares Talent in der architectonischen Mahlerey, wurde vorzüglich durch den Grafen Kolowrat beschäftigt und Machek's lithographirter Cyklus aus der böhmischen Geschichte erstand auf

seinen Ruf, eine Arbeit, welche die besten Künstler Böhmens vereiniget, im Archiv bereits besprochen wurde und eben jetzt wieder zur Sprache kömmt. — Vorher reden wir noch von den großen Gemählden aus der böhmischen Geschichte, welche der Veteran der Prager Kunstschule, Director Bergler für Se. Exc. den Herrn Oberstburggrafen verfertiget hat.

Libussa auf Burg Wissehrad den Streit zweyer Brüder um ihr väterlich Erbe entscheidend, und Kaiser Carl des IV. Rettung in Pisa. Vaterlandsgeschichtliche Gemählde aus böhmischer Ur- und Vorzeit, gemahlt für Se. Excellenz den Herrn Oberstburggrafen Franz Grafen von Kolowrat, von Joseph Bergler, Director der Akademie der bildenden Künste im Collegio Clementino. Ersteres ein Gegenstück des früher verfertigten historischen Gemähldes, das Gericht Herzog Spitignew's des II. (Archiv 1818 Nr. 150) vorstellend.

Der Gegenstand des 1. Bildes ist die von verschiedenen Chronisten verschieden erzählte Schlichtung eines Zwistes, der zwischen benachbarten Wladiken über die Grenzen ihrer Besitzungen entstand. Hagek nennt dieser Nachbarn Einen Rozhon, Sohn des Kalow, den Andern Milowec, Sohn des Preslaw, und versetzt die Scene in das moldaubenetzte Dorf Chuchle, (in der Gegend des gegenwärtig so genannten Kuchelbades). Wie bekannt soll dieser Streit, wo Rozhons Wuth, zu dessen Nachtheile er entschieden wurde, sich zu schwerer Beleidigung der jungfräulichen Czechenfürstinn vergaß, die Veranlassung zur Herzogswahl Premisl geworden seyn. Ein kurz nach Begründung unsers vaterländischen Museums an dasselbe gesendete Pergament, Bruchstück eines muthmaßlichen in mehreren Gesängen verfaßten vaterländischen Chronikon, welches die Veranlassung zu dem in den Blättern Nr. 64 und 79 von 1824 des Archivs zur Öffentlichkeit gediehenen gelehrten Streite wurde, erzählt diese Begebenheit abweichend von Hageks Chronik. Nach demselben sind es zwey Brüder Klenauer, Hrubosch und Staglaw, aus dem Geschlechte der Popel, welche um das väterliche Erbe hadern. In Nr. 64 vom 28. May 1824 findet sich dieses Fragment übersetzt von dem, um die czechische Literatur vielfach verdienten Prof. Swoboda.

Der Augenblick, wo Libussa die letzten Worte zur Versammlung spricht, ist der Gegenstand des Gemähldes. Eine hohe Gestalt steht sie im Vordergrunde des Kreises lieblicher Mädchen, im weißen Gewande, über welches ein blauer Mantel in schönen Falten fällt, ihre Stirne mit einem Diadem geschmückt. Die Rechte zu dem Volke hingestreckt, drückt sich der Unwille eines edlen Gemüthes unverkennbar in den Mienen der majestätischzürnenden Jungfrau aus. Man liest in ihnen den Sinn der letzten Worte. Ihr zur Seite sind die Dienerinnen des Gerichtes, Schwert und Gesetztafeln haltend. Im Hintergrunde mehrere Frauen ihres Gefolges, freundliche, kräftige Wesen, Stammesmütter eines kernichten Volkes. Unwillen, Erstaunen, vielleicht auch etwas mädchenhafte Schadenfreude, die der unnütz aufsprudelnden Männerkraft gilt, drücken in verschiedener Nüanzirung die verschiedenen Köpfe aus. Ein rothes Tuch breitet sich unter ihren Füßen in reichen Faltenwürfen über die Tribune aus, auf welcher an der Schwelle des Pallastes die Gruppe stehet. An den Seiten derselben sieht man die heiligen goldenen Gefäße. Vor der Tribune bilden in der Vorhalle Wissehrads die Wladiken sitzend einen weiten Kreis, Männer und Väter slawischen Stammes muß in ihnen jeder erkennen, der mit Nationalphysiognomien nicht ganz unbekannt ist. Mißbilligung des Vorgefallenen liest man in Aller Mienen. Derbe Urväter, dennoch nicht ohne edle Haltung, zeigt die reiche, in glücklicher Mannigfaltigkeit zusammengestellte, Gruppe, welche mancher sprechende und ehrwürdige Kopf auszeichnet. Sie dehnt sich weit in den Hintergrund der Hallen des Burg-Vorhofs. Zwischen der Versammlung und dem Throne Libussens, welcher jedoch gedeckt, durch die mit der Fürstinn vor selbem stehenden Frauen ist, treten die beyden Brüder hervor. Ihr Sitz, auf welchen der erboßte Hrubosch seinen Mantel, als er sich zornig erhob, hingeschleudert hat, ist leer, und ganz im Vordergrunde. Hrubosch hat ausgebrüllt; aber noch arbeitet die erstickte Wuth in ihm. Die linke Faust geballt, die rechte gegen Himmel gestreckt, wirft er mit aufgerissenen Munde, der einen stummen Fluch zu würgen scheint, grimmige Blicke hinauf, sich und ihn verwünschend, daß er nicht zur Selbsthülfe greifen darf. Staglaw, ein kräftiger biederer Slawe, steht ihm zur Seite, und scheint mit Kummer in der Miene den wuthentbrannten Bruder gutmüthig besänftigen zu wollen. Die Haltung dieser beyden Hauptfiguren bringt eine so wirksame Gegenstellung hervor, daß eine die andere hebt. Das Ganze gibt ein meisterhaftes Bild. In selbem ist das Helldunkel, welches in die zahlreiche, den ganzen Hintergrund ausfüllende Gruppe der Wladiken, und die hinter diesem sichtbare, Architektur, ungeachtet der verschiedenen Farbentöne, eine glückliche Harmonie bringt, sehr beachtenswerth. Im Kolorit, besonders der weiblichen Gruppe, in Beleuchtung und Haltung der Figuren, ist es ein äußerst gelungenes Gegenstück zu Spitignews Urtheil, und kann vielleicht diesem den Vorrang streitig machen.

Das 2. Bild beschreibt folgendes wichtige Ereigniß aus Kaiser Carl des IV. Leben.

Kaiser Carl der IV. wollte versöhnend zwischen den alten

Grimm der Guelfen und Gibellinen treten, wovon so manche seiner Verfügungen in Italien zeigt, aber es gelang ihm nicht ganz den verjährten Haß zu ersticken, und er machte es vielen von beyden Parteyen nicht zu Danke. Zu diesem gehörte besonders das Geschlecht der mächtigen Gambacurta in Pisa. Diese traten im J. 1355, als Carl vom Römerzuge, und der Kaiserkrönung in Rom aus Italien zurückkehrte, und sich einige Tage in Pisa aufhielt, an die Spitze der gegen ihn verschworenen Partey. Franzesko Gambacurta einst Statthalter des Pisaischen Gebieths war die Seele des meuterischen Bundes. Auf sein, Demuth und Unterwürfigkeit heuchelndes Zureden, beschloß der Kaiser seine deutschen Kriegsvölker auf dem kürzesten Wege zurückzusenden, und selbst bloß in Begleitung seines Hofgefolges und einer kleinen Anzahl böhmischer Truppen, den Zug über Pisa zu nehmen. Hier brach bald die vorbereitete abscheuliche Empörung aus. Die Verschworenen machten dem Volke glauben, Carl wolle Lucca; als dessen Herrn er die Pisaner vor Kurzem erst bestätigt hatte, wortbrüchig an Florenz verschenken. In der Nacht des 20. May wurde das Rathhaus, in welchem der Kaiser mit seiner Gemahlinn schlief, und wo alle Waffenvorräthe der Pisaner aufbewahrt waren, in Brand gesteckt, und unter den Bürgern ausgestreut, der Kaiser selbst habe das Zeughaus anzünden lassen, um sie wehrlos zu machen. Carl rettete mit der Kaiserinn in großer Hast, mit Noth kaum das Leben. Der Kaiser keinen Verrath ahnend, machte am folgenden Morgen mit wenigen von seinem Gefolge Besuche in der Stadt. Plötzlich erschallte auf dem Markte der Ruf der Verschworenen: „Es lebe das Volk, es sterbe der Kaiser" mit welchem sich der meuterische Haufe, gegen die Wohnung des Bischofs von Ollmütz, wo sich Carl so eben befand, wälzte. Die wenigen, die sich um ihn versammeln konnten, griffen schnell zu den Waffen, der größte Theil der Böhmen aber war in einem andern Stadttheile jenseits des Arno und fand, als er zu seines Herrn Schutz herbeyeilen wollte, die Brücke von den Rebellen besetzt. In hartem Kampfe ertrotzten sie den Übergang, schlugen sich bis zu dem Kaiser durch, und griffen nun selbst die Empörer an, von denen sieben als Majestätsverbrecher auf dem Blutgerüste starben. Diese waren drey Brüder Gambacurta Franzesko, Lotto und Bartolomäo, dann Cecco Cinonini, Nieri Papa, Ugo de Guitto und Giovani delle Brache. Die Nahmen der böhmischen Herren und Edlen, welche hier die Retter ihres Königs wurden, der jedem von ihnen zur Gedächtniß dieses wichtigen Tages eine goldene Ehrenkette verehrte, hat die Geschichte aufbewahrt. Sie sind Benesch, Albert und Georg von Kolowrat, Heinrich von Neuhaus, Czenko von Lippa, Bussko von Hertkowa, Jarosch von Swoykowa,*) Marschik von Habrzinka, Zdienek von Lomnitz, Smil von Daubrawitz, Benesch Lomniczky von Namiesstie, Zibrzid Brzezowsky von Giwina, Buschek Strazkowsky von Wiczkowa, Wilhelm Waneczky von Gemniczka, Johann Waleczky von Walecze. Nur eines dieser edlen Geschlechter blühet noch jetzt in zahlreichen Nachkommen, es sind die in Böhmens Annalen altberühmten Kolowrate. Die übrigen haben im Laufe der 5 Jahrhunderte, die seit jener Zeit verflossen, dem unerbittlichen Schicksal den Tribut der Vergänglichkeit menschlicher Größe bezahlt.

Berglers großes Bild (von 6 1/2 Wiener Schuh Höhe und 8 1/2 Breite) das diese Geschichte mit preiswürdiger Meisterschaft des Pinsels darstellt, gibt den Moment, wo der Kaiser umrungen von den Seinen, welche die gegen den Pallast des Bischofs stürmenden Empörer zurückdrängen, herausgetreten ist. Ein Kolowrat, kenntlich am Wappen des Schildes, dem einfachen weiß- und rothen Adler mit goldener Krone am Halse, schreitet mit gezücktem Schwerte unmittelbar vor dem Monarchen, den er im vollen Sinne des Wortes gegen einen der kühnsten Feinde mit dem eigenen Körper deckt. Carl, dessen Kopf hier ächtes Porträt ist, von Bergler nach einem gleichzeitigen, das in Stein gehauen sich in den obersten Gallerien der Prager Schloßkirche mit mehreren andern seiner Familie befindet, gezeichnet, schreitet mit ruhiger würdevoller Haltung inmitten der Seinen einher. Ein violetter, unten reich gestickter, oben weiß ausgeschlagener, mit goldgefaßter Rubinagraffe zusammengehaltener Überwurf, deckt ein carmesinrothes Unterkleid. Ein gleichfärbiges, mit goldener Dresse und blauer Straußenfeder geschmücktes Barret, die Stirne. Das Schwert hängt in der Scheide an der Seite. Die meisten der Empörer sind schon auf der Flucht nur einer der Vornehmsten scheint noch mit verzweifeltem Entschluß zu Carl vordringen zu wollen. Kolowrat wirft sich ihm entgegen. Zwey andere, welche den linken Vordergrund schließen, wollen die in der Flucht Begriffenen aufhalten, und ihnen Muth zu erneuertem Angriff zusprechen. Der Ausdruck ihrer Phisiognomien zeigt die höchste Angst und Unruhe durch die Überzeugung hervorgerufen, daß es sich bey verlornem Sieg um Gut und Leben handle. Ihr Bestreben ist umsonst. Der Haufe der Rebellen widersteht nur matt, die Böhmen kräftiger und muthiger an Natur und am Bewußtseyn der guten Sache, welches ihren Köpfen, im Gegensatz mit den andern, die ein zweifelhaftes Zagen verrathen,

*) Sollten die noch lebenden Freyherrn Zapanu von Swoykow nicht von diesem Jarosch abstammen?

einen recht interessanten Ausdruck von Zuversicht gibt, schlagen besser d'rein und siegen. Einen auffallenden Contrast, der vom Zuseher nicht unbemerkt bleiben kann, bilden die nordischen und südlichen Phisiognomien der Czechen und der Italiener in den 26 Figuren und Köpfen, aus welchen die große, trefflich verbundene und verschlungene Gruppe der Kämpfer besteht. Die vordersten Figuren haben beyläufig halbe Lebensgröße. Im rechten Vordergrund zeigt ein schöner junger Mann, der die Stuffen eines, dem Hause, vor dem gekämpft wird, gegenüber stehenden Pallastes, hinaufeilt, dem Kaiser ein befreundetes Haus, das den hohen Herrscher gastlich aufzunehmen bereit ist. Hinter diesem Pallaste sieht man das Rathhaus der Pisaner kenntlich an den Buchstaben S. P. Q. P. Das Haus, aus welchem Carl herzukommen scheint (nach der Geschichte jenes, welches der Bischof von Ollmütz bewohnte) hat über dem Thore ein in Stein gehauenes Wappen mit einem Delphin, der sich um einen Anker windet. Hinter diesem Hause ist eine Kirche, über deren Thüre das Bild des segnenden Heilandes mit der Weltkugel. Durch ein, den freyen Platz, wo die Handlung vorgeht, schließendes Thor, sieht man einen andern Theil der Stadt und etwas Landschaft. In den Gebäuden ist eine schöne Architektur sichtlich. Der reine milde italische Himmel glänzt im hellblauen Lichte am Horizont, und vollendet die glückliche Farbenharmonie, welche dem Ganzen eine schöne Haltung gibt. Die Perspektiv ist im Vortreten und Zurückweichen der Personen und Gegenstände trefflich gerathen, eben so die Beleuchtung der letzteren. Ein herrlicher goldener Ramen mit geschnitztem Laubwerk und Perlenreihen 1 1/2 Schuh tief und 2 breit, schließt das schöne Gemählde ein, und gibt ihm einen neuen nicht unwesentlichen Schmuck.

Der Umstand, daß es Berglern, bey seiner auf einen hohen Grad gestiegenen körperlichen Gebrechlichkeit möglich war, so ein Bild zu liefern, gibt einen der erhebenden Beweise mehr, wie sehr es dem starken Geiste vergönnt ist, Herr des Körpers zu seyn, in dem er wohnt. Es erregt den lebhaften Wunsch, daß günstigere Gesundheitsumstände den ruhmwerthen Meister erlauben möchten, die vaterländische Kunstwelt mit noch mehreren ähnlichen Meisterwerken zu bereichern.

(Der Beschluß folgt.)

Zawisch von Rosenberg.

Zawisch von Rosenberg (eigentlich von Falkenstein) war nicht Bruder, sondern Sohn eines Vetters — Geschwisterkindes — des Wok von Rosenberg, (der als Landeshauptmann der Steyermark, schon im Jahre 1262 verschied); — dafür aber Bruder des Wok von Krumau (gest. am 5. Jänner vor 1302) gewesen, der mit dem ersteren ja nicht zu verwechseln ist; was folgender Stammbaum anschaulich machen mag:

Witek von Rosenberg.	Heinrich von Krumau.
|	|
Wok von Rosenberg.	Budiwoy von Krumau.
	|
	Wittigo. — Wok. — Zawisch.

Budiwoy von Krumau sagt in einer schon vor 11 Jahren gedruckten Urkunde vom J. 1259: Woko, patruelis noster; marschalcus videlicet Bohemiae. — In einer andern heißt es: Quod ego Wittigo et frater meus Woko, filii D. Wudwoy piae memoriae de Chrumenaw, dum adhuc in plena rerum nostrarum disponendarum potestate essemus constituti, — ad remedium animae dilecti fratris nostri Zawissii u. s. w. Datum A. D. MCCXC. — Und in einer dritten sagt K. Wenzel: licet ad nostram potestatem eadem bona et alia bona praedicti Zawissii et suorum fratrum, propter excessus ipsorum, dictante regni nostri judicio et justitia, absolute fuerint devoluta; tamen de benignitate regia, dictorum bonorum venditionem per Wittigonem, fratrem antedicti Zawissii, u. s. w. Datum Pragae A. D. MCCXC. 17. Cal. Dec. — Wodurch auch Balbin berichtiget wird, der diesen Wok von Krumau, Bruder des Wittigo und Zawisch, in seiner Stammtafel der Rosenberge, gar nicht anführte.

Von einem prächtigen Grabe des Zawisch im Kloster Hohenfurt, (das somit nicht sein älterer Bruder Wok, sondern seines Vaters Vetter Wok von Rosenberg gestiftet hat), weiß man daselbst nichts. Ja er wurde nicht einmahl in der dortigen Familiengruft, sondern blos im Kapitel beygesetzt. Der Stifts-Nekrolog (im 6. B. der Abhandl. der k. böhm. Ges. der Wissensch.) sagt ja klar: 24. Aug. A. D. MCCXC. D. Zawissius de Falkenstein; — et sepultus est in capitulo nostro; (wo übrigens auch öfters, selbst die Landesherren ihre Ruhestätte erhielten) da er im strengsten Sinne, kein Rosenberg, kein Abkömmling des Stifters Wok gewesen; an dessen Seite damahls auch schon sein erstgeborner Sohn Witek (gest. am 22. Sept. 1277) in jener Familiengruft ruhte.

Der Sohn des Zawisch, Jeschko (Johann) war nicht Großmeister der Kreuzherrn (mit dem rothen Sterne), sondern Großkomthur der deutschen Ritter. Der Königsaaler Abt Peter von Zittau, sagt: in ordine crucifixorum; Domherr Franz von Prag: cruciferorum; Pulkawa aber ausdrücklich: qui postea factus est crucifer de domo theutonica, et commendator per Almanniam et Bohemiam generalis. — Hagek und Paprocki hatten ihn in den Malthesier-Orden versetzt.

Die Angabe, er sey auch Probst auf dem Wyschehrad und später Bischof in Ollmütz gewesen, widerspricht unseren ältesten und bewährtesten Quellen. Nicht er war es, sondern Johann, ein Sohn K. Wenzel des II. Domherr Franz sagt: honorabilis vir Joannes, Wenceslai regis VI. filius, licet illegitimus; regni Bohemiae cancellarius, et Wyschegradensis praepositus — episcopus Olomucensis est effectus.

Und Benesch von Waltmühl: Successit in episcopatu Olomucensi, Joannes praepositus Wyschegradensis, frater reginae Elisabeth (der Gemahlinn K. Johann) a latere. Hiermit stimmen alle übrigen früheren Quellen überein. Erst Balbin, dem dann auch der kritiklose Hammerschmid im prodr. glor. Wyschahr. folgte, vermuthete im Sohne des Königs jenen des Zawisch. Hierzu hat ihn nebst der Ähnlichkeit des Nahmens, vermuthlich die Zeit der Übernahme dieser Probstey (1299) bestimmt; während Johann sie schon als Knabe erhalten haben konnte. Vom Sohne des Zawisch spricht Domherr Franz Lib. I. cap. 5. — vom Sohne des Königs Lib. II. cap. 9. — Deutet nicht auch der im bischöflichen Wappen des letzteren (im Spec. Morav. des Paproesci) vorkommende böhmische Löwe, weit mehr seine Abstammung vom Regenten-Stamme selbst, als vom Zawisch und von seiner königlichen Gemahlinn Kunegunde an? —

Diplomatische Anfrage.

In welchem Diplome des czechischen Königes Wenzel des II, — des Sohnes K. Przemisl Ottokar des II.; und durch Jutta's Hand und Herz, von 1286 bis 1297 auch des Eidams Rudolphs von Habsburg, — mag folgende in mehreren Beziehungen classische Stelle enthalten seyn? „Omnes homines ad augmentum reipublicae sunt astricti. Ipsa enim proficiente, ejus subditi proficiunt universi; et a converso, ipsa deficiente, desinunt proficere subjecti; quia destructo principali, accessoria destruuntur; prout evidentissimum apparuit argumentum in divinae recordationis magnifico rege D. Ottocaro, glorioso principe, patre nostro; cujus vita cunctis actibus claruit virtuosis in tantum, quod etiam suis temporibus sibi in virtutum operationibus nullus mundi principum poterit coaequari. Nam sicut in ejus felici regimine ac profectu, totum suum regimen et incolae regni, in omnibus divitiis profecerant et honoribus abundanter; sic e converso, proh dolor! omnis gloria regni Bohemiae cum hominibus a maximo usque ad minimum, donec ad tempora nostri regiminis, corruerat et defecerat in defactu; quia nullus erat, qui tunc rempublicam gubernaret; et nisi rumores isti de Bohemia dicebantur; Ecce! mucro furit! ignis vorat! manus rapit! pupillo non parcitur! nec excipitur vidua! sacris reverentia non exhibetur! Tunc primo doluerunt incolae regni, rempublicam corruisse; quia non sentitur profectus hominis, nisi cum prodesse desinit u. s. w.

Literatur.

181. **Bittliche Vorstellungen eines Böhmen an Deutschlands Gelehrte, aus Gelegenheit der vom Archivar Lipowsky zu München (1824) erschienenen Biographie Friedrichs V., Churfürsten von der Pfalz und Königs von Böhmen.**

Über die Einrichtung, über die Darstellungen dieses Werkes, wie viel? mit welchem Erfolge? bisher noch unbekannte Dokumente dabey benützt worden? untersagt sich der Verfasser dieses Aufsatzes jedes Urtheil. Zur Steuer der Wahrheit mag man aber hinzufügen, daß Lipowsky einer der unerträglichsten Vielschreiber geworden sey, der, wie eine umgestürzte Bibliothek, ohne Wahl, ohne Kritik, ohne Styl und Anordnung, über Alles schreibt und von Allem, von der Vorzeit des Landes und der Dynastie, Argula von Grumbach, die Freundinn Luthers und die Nationalgarden in Bayern, Agnes Bernauerinn und die Kapuziner in Bayern, Jesuiten und Städtewesen 2c. mit einem Hagel von kreuz und quer einbrechenden Sprüchen griechischer und römischer Classiker und dann wieder Bemerkungen von gestrigen Zeitungen, durchaus Compilationen von geringem Werth und ohne allen Geschmack). — Nur über die Geschichte und Geographie Böhmens erlaubt er sich folgende Bemerkungen:

Seite 25. „Die mißvergnügten Utraquisten zu Prag versammeln sich zahlreich, begeben sich auf das Schloß in die böhmische Kanzley, vergreifen sich allda an den königlichen Räthen, indem sie Heinrich Mathias Grafen von Thurn, Leonard von Weis, Warkel Werka und den obersten Burggrafen Adam von Sternberg aus der Kanzley nach Hause führten; Wilhelm Popel von Lobkowitz, Hanns Lidrian Rizeham, Ulrich Kinsky, Paul Kopliers, Martin Frühwein, dann die 2 Statthalter Jaraslow Borzita von Marinitz und Wilhelm Slawata, sammt dem Sekretär Philipp Fabrizius aber aus dem Fenster in einen 28 Ellen tiefen Graben warfen." — — Diesemnach wären vier Herrn aus der Rathsstube geführt und acht Personen zum Fenster herabgestürzt worden. Von den hier genannten aber ward nur Sternberg hinausgeführt und die 3 letzten herabgestürzt. Alle übrigen dagegen waren selbst jene, die da zugriffen und warfen. Als irrig angesetzte Nahmen erscheinen: Weis statt Feis; Warkel, was gar nichts ist, statt des Vornahmen Bohuchwal, (deutsch: Gottlieb) und Werka statt Berka, ein Familiennahmen, Jahrhunderte hindurch im Lande berühmt; Lidrian statt Lidwin, ein Vornahme, es hieß aber dieser Herr nicht Hanns Lidwin, sondern Paul, ferner Rziczan nicht Rizeham, ein wohl bekanntes Geschlecht, auszusprechen etwa wie Rschitschan; Kopliers statt Kaplirz (sprich Kaplirsch); Jaroslow; (ein Vornahme, bedeutet Frühlingsruhm) Borzita statt Borzita (etwa wie Borschita, d. i. der Zertrümmernde) und Marinitz statt Martinitz.

S. 25 in der Anmerkung. Die Familie Thurn (della Torre) stammt allerdings ursprünglich aus Mayland; allein die Brandfackel des dreyßigjährigen Krieges, Graf Heinrich Mathias Thurn kam aus Görz, indem er als Protestant, unter Ferdinand II., damahl noch Herzog von Steyermark und Krain 1599 sein katholisches Vaterland verlassen mußte und sich in Böhmen niederließ. Übrigens waren die Thurn schon längst in Krain, Kärnthen und im Küstenlande seßhaft.

S. 31 und 32 wird erzählt, den Herzogen Maximilian von Bayern und Carl Emanuel von Savoyen, dann dem Churfürsten von Sachsen, Johann Georg, wäre die böhmische Krone angetragen worden, welche sie aber ausgeschlagen haben sollen. Angetragen ward sie keinem von diesen. Ihre Nahmen kamen

nur bey der Wahl zur Sprache, bis man sich für Friedrich von der Pfalz entschied. Hätten aber auch vielleicht die beyden erstern sie ausgeschlagen, der letztere gewiß nicht; denn eine Hauptursache, daß er sich dann gegen Friedrich und Böhmen erklärte, war bekanntlich die, daß man ihn nicht zum Könige gewählt, als was er wünschte und erwartete.

S. 35 Z. 24. Die Behauptung, daß ehedem mehrere Fürsten aus weiser Vorsicht der böhmischen Krone entsagt, wird mit dem Beyspiele des Kaisers Ludwig von Bayern belegt. Allein eben dieses in der Anmerkung daselbst angeführte Beyspiel spricht ja dagegen; denn es heißt darin deutsch und lateinisch ausdrücklich: Er habe Böhmen an sich zu bringen gewünscht, diesem Plane aber entsagt, weil er ihn nicht durchsetzen konnte. Was es mit dem Ausschlagen der Krone Böhmens durch Albrecht von Bayern, zu Gunsten der Waise Ladislav Posthumus für eine Bewandniß habe? erwies der Florianer Chorherr Kurz urkundlich.

S. 47 die 1. Anmerkung. „Sein Geschlecht (des Grafen Joachim Andreas Schlick) ist im Königreiche Böhmen, besonders im Egerkreise einheimisch." — Es gibt nicht und gab nie einen Eger-Kreis. Bey Eger und im Ellenbogner Kreise, worin Eger liegt, war die Familie Schlick mächtig. Die Unruhen, welche den Hauptgegenstand dieses Werkes ausmachen, zogen den Verfall ihrer Größe nach sich. Jetzt hat sie noch Güter im östlichen Böhmen, bey Gitschin.

S. 79 wird Friedrichs Ankunft zu Santen beschrieben. Ein Ort dieses Nahmens hat nie in Böhmen existirt. Es muß dieß Saatz (böhmisch Zatec, etwa wie Schatez) heißen; denn in dieser noch jetzt bedeutenden Stadt ward Friedrich wirklich, wie H. Lipowsky es beschreibt, empfangen.

S. 80 Z. 8. Bussierad, soll heißen Bussčhrad (sprich Buschtjebrad).

S. 80 Z. 24. Zizka, eigentlich Žiška. (Sprich Schischka, doch das erste sch wie das französische g vor i in gibier.)

S. 109 Z. 1. Tscherotin, statt Žerotin. (Sprich Scherotin, doch das sch wie das französische g vor e in gelé.

S. 111 Z. 2. Thun statt Thurn. Regiment Zarotin statt Žerotin, wie eben erwähnt worden. Sbubena statt Z Bubna d. i. von der Trommel, das z heißt von, Buben und in der hier vorkommenden Endung Bubna, (eine noch jetzt berühmte gräfliche Familie) die Trommel oder Pauke.

S. 112. Bey Zerotin und Sbubena kommen dieselben Fehler vor. Garde des Grafen Tour. Dieser ist derselbe oft besagte Thurn.

S. 114 die 1. Anmerkung. „Görlitz (Gorlicium) soll seinen Nahmen vom böhmischen Horeelecz (Brandstadt) ableiten." — Möglich, aber wahrscheinlicher von Gorlic oder Horlie, d. i. Gebirgsort oder Hochstadt. Kömmt es aber von Horeelecz; so muß es geschrieben seyn, Horzelecz. (Sprich Horschelez, das sche wie das g vor e im französischen gemir.)

S. 125. Z. 11 bis 14. „Mannsfeld zog über Tein, Brasin und Neuhaus nach Pilsen." — Ein Brasin kennt ganz Böhmen nicht, vielleicht Prachin, das jetzt wüste Schloß, von welchem der größte Kreis Böhmens seinen Nahmen hat. Übrigens konnte Mannsfeld nicht leicht über Tein und Neuhaus nach Pilsen ziehen. Pilsen liegt nähmlich westlich, gegen Bayern, Neuhaus östlich, an Mähren und Österreich und Tein, von wo er über Neuhaus nach Pilsen gegangen seyn soll, in der Mitte an der Moldau. Er wäre also rechts, rückwärts und seitwärts, statt links, vorwärts gegen Pilsen gegangen.

S. 125 die 1. Anmerkung. Tein liegt nicht im bechiner (dieser existirt schon lange nicht mehr) sondern im budweiser Kreise. Auch ward die h. Ludmilla nicht hier, sondern zu Tetin bey Prag ermordet, und die Lachse gehen in der Moldau viel weiter als bis hierher.

S. 125. Die 2. Anmerkung. Neuhaus heißt nicht Hradek, sondern Hradec (sprich Hradez) und zwar zum Unterschied von Königgrätz, Gindrichowy Hradec d. i. Heinrichsburg oder Heinrichsgrätz. Ferner heißt der Besitzer nicht Czernim, sondern Czernin, (sprich Tschernin, das i. wie das g. in ogneau) endlich liegt es im taborer, nicht im prachiner Kreise, der hier irrig der brahiner Kreis heißt.

S. 128 Anmerkung 3. Das hier genannte Altenburg kann unmöglich, wie der H. Verfassee meint, das im bunzlauer Kreise, bey Gitschin, gelegene seyn; denn dahin ist Herzog Maximilian und Buquoi ganz gewiß nie gekommen. Es liegt im nordöstlichen Böhmen. Diese Feldherrn aber zogen von Süden her nach Prag, und nach der Eroberung, der Herzog, nach Bayern; Buquoi, nach Österreich und Ungarn. Auch heißt dieses Altenburg nicht Stary (d. i. alt) sondern stary hrady d. i. Altenburg. Übrigens war dort nie ein Kloster. Welches Altenburg hier gemeint sey? ist aber nicht zu errathen, weil rund um Budweis, von wo damahl die Armee zog, keins liegt. Überhaupt scheint es in dieser Darstellung, auf Sprünge von 20 bis 30 Meilen, der Kreuz und der Quer, mit 50000 Mann und Kanonen, gar nicht anzukommen.

S. 128 Anmerkung 4. Budweis liegt im budweiser, nicht im bechiner (irrig angesetzt, behinger) Kreise.

S. 129 Z. 5. Bodina Statt Wodnian. (Sprich Wodnjan, das j. wie g. im französischen regner.

S. 129 Z. 6. Prachaditz und Z. 12. Pragaditz Statt Prachatitz. Dieses Prachatitz aber ist und war nie eine Kreisstadt im prachiner Kreise, wie daselbst die 3. Anmerkung sagt. Wie fehlerhaft aber die 2. Anmerkung sey, fällt sogar ohne Landkarte, wenn man bloß den Herrn Verfasser hört, auf den ersten Blick auf. Der H. Verfasser sagt nähmlich, das oberwähnte Bodina (Wodnian) heiße Budyne, Budin und liege an der Eger, 5 Meilen von Prag. Das letztere ist wohl wahr, allein dieses Budin ist nicht Wodnian. Beyde liegen nichts weniger als 20 Meilen von Süden nach Norden auseinander. Der H. Verfasser erzählt selbst, die kaiserlich-bayrische Armee wäre von Budweis gegen Pisek, von da nach Prag gezogen. Nun liegt Wodnian 4 M. nördl. ober Budweis, 2 M. südl. von Pisek, Pisek 13 M. sudl. von Prag. Budin 5 M. ober Prag. Die Armee hätte also einen Sprung von Budweis über Prag nach Budin gemacht und wäre schnell wieder 18 Meilen zurückgehüpft, um erst Pisek und von da aus Prag zu erobern.

S. 129 Anmerkung 4. Pisek hat kein Schloß. Es ist eine königliche freye Stadt und der Sitz des prachiner Kreis-

amts. Reste eines uralten Schlosses sind übrigens allerdings im Hofe des Rathhauses.

S. 129 und 130 Pisek ergab sich nicht, obschon eine Armee von etwa 50000 Mann davor stand. Nach mehrtägiger Belagerung ward es mit Sturm genommen, verbrannt, und Kind und Greis auf die barbarischste Art niedergemetzelt. Von der 540 Mann starken Besatzung und der Bevölkerung sollen nur sehr wenige Personen dem allgemeinen Verderben entronnen seyn. Die jetzigen Bewohner sind lauter Colonisten, meistens aus den benachbarten Dörfern.

S. 130 1. Anmerkung. Zelehanora Statt Zelenahora (sprich Selenahora, das S. wie z. im französischen zephyre) d. i. Grünberg.

S. 137. Z. 3. Der Herzog brach von Cralov auf und begab sich nach Semmat, soll heißen: von Kralowitz nach Senomat.

S. 149 die 3. Anmerkung. Thurn soll dem Kaiser um so verdächtiger geworden seyn, als die Rebellen bey der Bestürmung des Rathzimmers zu Prag, Schonung mit ihm gehabt. Hier erscheint derselbe starke Irrthum, wie zur S. 25 bemerkt worden. Thurn war ja selbst der Rädelsführer bey jener Bestürmung und ein Haupthebel des ganzen daraus entstandenen dreyßigjährigen Krieges.

S. 156 Anmerkung 2. Dem H. Verfasser wird es nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, wie eigentlich in dem Lande, wo er seine Vorfahren herleitet und dessen Geographie schon darum mehr Aufmerksamkeit verdiente, der Nahme seiner Ahnfrau, Susanna Rzezawsky von Kadow ausgesprochen wird, nähmlich Rschesansky, doch das sch. wie das g. im französischen gelé, und das san, wie das z. im französischen zephyre. Seines Ahnherrn, Lipowsky auf Gewiczey Nahme endlich, wird wie Jewitschei (ei getrennt) ausgesprochen. Es ist aber wahrscheinlicher, daß er Herr auf dem bekannten Gewiczky als auf dem unbekannten Gewiczey gewesen.

S. 160 wird der Einzug des Herzogs von Bayern zu Prag, ganz gegen die einstimmige Nachricht der einheimischen Schriftsteller beschrieben. Nicht barsch und herrisch war seine Anrede an die Deputirten Böhmens, sondern sanftmüthig und sie seiner nachdrücklichsten Fürsprache beym Kaiser versichernd. Da nun alle Besiegte den Sieger eher tadeln als loben mögen; so ist dieser Bericht der Einheimischen, der wahrscheinlichere, und ihn mehr ehrende. Ferner ist es unrichtig, daß der Herzog über die Brücke, in die Alt und Neustadt geritten und an deren Eingänge von den besagten Deputirten empfangen worden, endlich in die Kapuzinerkirche getreten sey. Alles dieses geschah auf dem Hradschin, d. i. in der 4. an die Kleinseite sich anschließenden Prager Stadt, von wo herab man erst zur Brücke, und dann erst in die Alt- und Neustadt gelangt. Auch dieses muß als Wahrheit schon darum jedem Fremden einleuchten, weil es sich wohl schickte, den Sieger, (wie auch wirklich geschehen) gleich beym Eintritt in die erste Prager Stadt, wo er, nach dem H. Verfasser selbst ankam, folglich am Hradschin, nicht am Ende der letzten zu empfangen. Dieses ist um so gewisser, weil erst nach diesem Empfange von Seiten der Deputirten der zwey vordern eingenommenen Städte, die durch das Wasser getrennte, nicht eingenommene Alt- und Neustadt ihre besonderen Deputirten mit gewissen Bedingungen an den Herzog schickte: dagegen im J. 1648 eine wüthende Belagerung der Schweden unbesiegt aushielt, die doch den Hradschin und die Kleinseite inne hatten.

S. 168. die Anmerkung. Daß Carl Fürst von Liechtenstein, geboren im J. 1569 nicht im J. 1726 sterben mochte, beweiset sich von selbst; sein Schwiegervater aber hieß Johann Schembera, nicht Schembra von Boskowitz und Chernochora d. i. Schwarzenberg.

S. 171. Demselben Fürsten als Statthalter in Böhmen vor 100 Jahren, legt der Herr Verfasser viel Herzensgüte bey. Sein eigener Nachkömmling, der letzt verstorbene regierende Fürst wußte und äußerte das in der Ahnengallerie zu Feldsberg besser.

S. 172. Z. 20. Heinrich Matthäus Thurn, Statt Mathias.

S. 175. Z. 2 wird Joachim Andreas, Graf von Schlick, Herr zu Zwichau und Thurnowa genannt. Er schrieb sich aber: Joachim Andreas Schlick, Graf zu Passaun und Ellbogen. Thurnowa hat gar keinen böhmischen Sprachanfang, vielleicht Turnow.

S. 175. Z. 13. Prokop Dworzesky Statt Dworzecky. (Sprich Dworschezky, das sch. wie das g. im französischen je.

S. 178. Anmerkung. 2 wird eintachauer Kreis genannt der nie existirt hat.

S. 204 Anmerkung. 1. Tabor ist die Hauptstadt des taborer Kreises und liegt nicht im bechiner, der gar nicht mehr besteht.

S. 216. heißt es: Der Markgraf von Jägerndorf hätte Neus eingenommen, und die Anmerkung belehrt uns, es sey dieß eine kleine Festungsstadt am Rhein. So weit hin hat sich der gute Markgraf nie verirrt, er war zufrieden mit dem weit größeren und seinem Besitzthume nahen Neiße in Schlesien.

S. 217, erscheint ein Cratzer Kreis, Statt Königgrätzer, ein Schmirsitzky Statt Smirziczky, (sprich Smirschitzko, doch das sch. wie das g. im französischen gilet) dann Costolitz Statt

Kostoletz und in der Anmerkung wird Glatz, nach Schlesien verlegt!!

S. 219 heißt der spanische Feldherr Gonsalvo von Cordova, Consalvo.

S. 257. Anmerkung 1 heißt es: man hätte mehrere gefangene Fürsten und Herrn nach Wien geliefert und dort in der Neustadt verwahrt. Als ob Wien eine Neustadt hätte! Diese Neustadt liegt 6 Meilen südlich von Wien.

S. 258. Mannsfeld soll zu Raccan bey Geray im Bosee gestorben seyn! Er starb bey Zara, der Hauptstadt Dalmatiens. Das Land Bosee und die Örter Raccan und Geray werden selbst die berühmtesten Geographen, höchstens in Utopien oder in den Landkarten zu den artigen Mährchen in tausend und einer Nacht finden. Das daselbst genannte Trenschin endlich in Ungarn, heißt Trentschin.

Solche Bereicherungen der Geschichte, solche vieljährige Forschungen reicht dieses Werk, wie von demselben in der Abendzeitung, der Wegweiser im Gebiethe der Künste 2c. Nr. 50. 1824. S. 200 rühmet.

(Der Beschluß folgt).

Merkwürdig ist in den Familien Bünau und Reuß die seit uralten Zeiten beobachtete Gewohnheit, sich nur gewisser Mannsnahmen zu gebrauchen. Die Bünau's führen schon seit mehreren hundert Jahren keine anderen Nahmen, als Heinrich, Rudolph und Günther, und das fürstliche and gräfliche Haus Reuß bloß den Nahmen Heinrich.

In der Familie Bünau findet man seit dem eilften Jahrhunderte keine anderen Mannsnahmen, und die dießfälligen Familienverträge wurden 1517, 1650 zu Zeitz, und im Jahre 1708 zu Altenburg erneuert. Der wesentliche Inhalt derselben ist: Jedes Familienglied ist bey gewissen Strafen verbunden, ihre Familienangelegenheiten und Zwistigkeiten unter einander vor dem jeweiligen Ältesten der Familie und dessen Beysitzern anzubringen, und sich deren Ausspruch zu fügen; bey den bestimmten Versammlungstagen der Familie, ohne gegründete Ursachen, nicht wegzubleiben; in Heirathen auf Ebenbürtigkeit zu sehen; die von Lehen herkommenden Gelder wieder zu Lehen zu verwenden, oder die vormahligen Mitbelehnten oder die Brüder und Vettern wieder an das Interesse des gesammten Hauses zu knüpfen; wenn ein Lehen verkauft würde, den Brüdern oder Vettern die Vorhand zu lassen; bey Turnieren zu Ehren des Geschlechts einen oder zwey mit Zehrung und Kleidung dahin abzufertigen; das Wappen vollkommen zu führen; die Söhne nicht anders, als Heinrich, Günther und Rudolph taufen zu lassen; nicht über 500 fl. Bürge zu werden; nach vollendetem, ein und zwanzigsten Lebensjahre bey dem Geschlechtsältesten sich zu melden, und sein Siegel der Geschlechtsordnung beyzudrücken, alle Geburts- und Todesfälle der Familie, alle erlangten Vorzüge, Rechte, Privilegien, Gerechtsame, Lehen, und das Haus insgesammt oder einzelne Glieder betreffende Urkunden an die Regierer des Hauses einzusenden, damit sie in den vier Büchern, die auf den vier Schlössern Pilnitz, Wesenstein, Paaren und Treben verwahrt werden, eingetragen würden. Wer sich diesem widersetzt, und sich der auf das betreffende Vergehen bestimmten Strafe nicht unterzieht, gegen den soll ohne Einlager (Obstagium, Bestrickung in einer offenen Herberge) vorgegangen, und endlich gar sein Siegel von der Geschlechtsordnung abgeschnitten, und ihm zurückgesendet werden.

Heinrich III. Reuß von Plauen hatte mit seiner Gemahlinn Bertha, einer gebornen Herzoginn von Kärnthen, vier Söhne gezeugt, denen er auf ihr inständiges Bitten in der Taufe, zum Andenken an ihren Vetter, Kaiser Heinrich VI. den Nahmen Heinrich geben ließ. Auf ihr Einleiten brachte er in der Familie auch einen Vertrag zu Stande, nach welchem alle künftighin von ihm abstammenden Söhne den Nahmen Heinrich führen sollten, was denn auch noch bis heutigen Tages unverbrüchlich gehalten wird. Damit nun keine Verwirrung entstehe, verglichen sich im Jahre 1664 sämmtliche Familienglieder auf einer Conferenz zu Gera dahin, daß sich bey beyden noch dazumahl blühenden Linien, der älteren und jüngeren, und zwar jede für sich, bey der einmahl angefangenen Zahl, als der Erste der Zweyte u. s. w. statt des Beynahmens fortfahren, und so mit ihren Söhnen, obgleich nicht nach der Ordnung, wie sie von einem Vater geboren, sondern, mit Übergehung dieser Ordnung, in jener derjenigen Zeit, Geburt und Anzahl, wie der damahligen und folgenden Gebrüder und Vetter Söhne auf die Welt kämen, gezählt werden sollten. Käme z. B. in der Linie Planen ein Sohn zur Welt, so sollte er Heinrich I., — und würde zunächst darauf ein Sohn in der Linie Greuz geboren, so sollte dieser Heinrich II. heißen u. s. w., bis die Zahl XXX. erreicht würde, worauf wieder mit I. anzufangen wäre, wie denn dieß letztere bereits wiederholt geschehen ist.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 11. und Freytag den 13. May 1825.

(56 und 57)

Der Friedens-Vertrag zwischen dem ungarischen König Uladislav II. und der Königinn Elisabeth, zu Ofen in Ungarn am 21. Sept. 1442. J.

Mitgetheilt von Georg v. Gyurikovits, Senator zu Preßburg.

Obschon gleich nach Albrechts Hintritt *) Ungarns meiste Prälaten, Baronen, Grafen, edeln Herren und Städte-Gemeinden Elisabeth die königliche Witwe als Alleinherrscherinn des ungarischen Reiches begrüßten und ihre rechtmäßige Thronfolge noch ein Mahl urkundlich bezeugten **), haben doch die zahlreicheren, freylich nicht die besten und nahmhaftesten Prälaten und Reichs-Baronen von der Rozgonischen Anti-Cillryschen Partey im Jahre 1440 zu Ofen versammelt, am 12. März den König von Pohlen Uladislav Jagello zum ungarischen König erwählt. Hiermit war der Bruch zweyer Parteyen in Ungarn entschieden, und der Bürgerkrieg mit allen Gräueln und Schrecken unvermeidlich, dessen Wuth im Verlauf der Jahre 1440, 1441, 1442 die Kräfte des ungarischen Volkes geschwächt, und seinen Wohlstand verzehrt hatte. Bey dieser Lage der Dinge hielt der römische Papst Eugenius IV. für das zuträglichste, seinen gewandtesten Unterhändler nach Ungarn zu senden, um durch ihn zwischen der Königinn Elisabeth und dem pohlnischen König Uladislav Frieden zu vermitteln, zwischen den Parteyungen Eintracht wieder herzustellen und die beruhigten Stände wider den gemeinschaftlichen Feind des ungarischen Reiches zu einem Vertilgungskriege zu entflammen. So viel wichtiges zu bewirken kam der Cardinal Julian Cäsarini Anfangs Juny 1442. J. zu Ofen an, und begann sein Werk bey dem Könige Uladislao, welchen er über alle Erwartung zum Frieden geneigt und zur Aussöhnung mit der königlichen Witwe die Hand zu biethen, bereitwillig fand. Schwerer aber ward dem Cardinal-Legaten das Geschäft bey der Königinn Elisa.

Über den Ort und Tag der Verhandlungen, so wie über die Bedingungen des Vertrags sind die Meinungen der Geschichtschreiber Bonfin, Thuroczy, Callimach, Dlugos, Äneas Sylvius, Bartos, Pray, Katona, Feßler und Engel so ziemlich übereinstimmend. Nach dem gleichzeitigen hetrurischen Historiker Callimach (gestorben 1496) de Rebus Uladislai Lib. II. beym Schwandtner Scrip. Rer. Hungar. T. II. p. 97. edit in 4. werden die Unterhandlungen folgendermaßen beschrieben: „Nach langem Unterhandeln, und vielem hin und her Berichten gab Elisabeth endlich zu, daß dem Könige von Pohlen in ihrem Nahmen folgende Friedens-Vorschläge von Raab nach Ofen überbracht wurden: Wladislaw sollte dem ungarischen Königstitel entsagen, aber die Reichsverwaltung und Vormundschaft des Thronerben Ladislao bis zum 15. Jahre desselben fortführen, dann sie niederlegen; nach etwa unbeerbtem Tode Ladislaos soll die Erbfolge in Ungarn auf ihn übergehen; zum Ersatze seiner Kosten sollten die verpfändeten Zipserstädte in völliges Eigenthum der pohlnischen Krone übergehen, und die Ungarn allen Ansprüchen auf Halitsch, Podolien, Moldau und Walachey für immer entsagen; er sollte Elisa's Tochter Anna zur Gemahlinn nehmen, und mit ihr zur Aussteuer 200,000 D. erhalten, und bis zur Bezahlung dieser Summe, Schlesien als Pfand empfangen; sein Bruder Casimir sollte die zweyte Tochter Elisabeth heirathen und erhält 150,000 Duc. als Brautschatz. Diese Bedingnisse schienen dem Könige und seinen pohlnischen Baronen annehmbar; aber bey dem ungarischen Volke und vorzüglich bey dem mannhaften Woiwoden Johann Hunyady erregten dieselben die widrigste Sensation. Dieß machte persönliche Unterhandlungen zwischen beyden nothwendig, und der Cardinal Cäsarini bewog den König, die Königinn in Raab zu besuchen. Aus einer

*) Erfolgt am 27. Oct. 1439.

**) Siehe Litterae Elisab. ad Frid. III. beym Kollar Anal. Vindob. T. II. p. 915.

von Elisabeth am 7. Aug. 1442 zu Preßburg ausgestellten Urkunde bey Katona Hist. Crit. Reg. Hung. T. XIII. p. 201. ist ersichtlich, daß die persönliche Zusammenkunft Uladislaus und Elisabeths auf den 21. Septemb. nach Gran bestimmt wurde. Nach der einstimmigen Behauptung der obbenannten Geschichtschreiber jedoch geschah die Zusammenkunft am 25. November 1442 zu Raab, von den Bedingungen des Friedens-Tractats wäre aber Nichts bekannt geworden. Denselben scheint jedoch wahrscheinlich, daß der zwischen beyden Theilen geschlossene, und am 16. December in der Raaber Domkirche in ungarischer, böhmischer und pohlnischer Sprache verkündigte Friede auf eben jene Bedingungen zu Stande kam, in welche Elisabeth vermöge ihrer Vollmacht vom 18. Januar 1440 gewilligt hatte, nähmlich hauptsächlich auf eine Ehe zwischen Uladislaus und Elisabeth. Siehe Äneas Sylvius Hist. Aust. in Kollars Anal. T. II. p. 116. Endlich nahm Uladislaus von Elisabeth Abschied, entfernte sich am 16. Dec. von Raab mit den Beweisen der aufrichtigsten Versöhnung und schlug den Rückweg nach Ofen ein. Allein schon 3 Tage nachher, nähmlich am 19. Dec. nach dem Chron. Aust. beym Petz T. I. p. 735.; nach dem Böhm. Chron. Bartos beym Dobner Mon. T. I. p. 206 aber am 24. December starb Elisabeth plötzlich.

So lauten die Nachrichten von dem zwischen Uladislav und Elisabeth geschlossenen Frieden nach Angabe der Zeitgenossen, deren Erzählungen ich vollen Glauben beyzumessen gar keinen Anstand nehmen würde, da auch Historiker unserer Zeit die Berichte derselben für wahr halten. Dennoch darf der kritische Geschichtschreiber das, was nur Vermuthung bey den Zeitgenossen geblieben, nicht nach so viel Jahrhunderten zur historischen Gewißheit erheben. Daß Uladislav die königliche Witwe zu Raab im November heimsuchte, daß beyden Theilen mehrere Tage auch im Monathe December in freundschaftlichen Unterredungen dahin flossen, mag wohl wahr seyn; so viel ist aber auch gewiß, daß der oftbesprochene Friedens-Tractat keineswegs in Raab am 16. Dec. sondern zu Ofen am 21. Septemb. 1442 auf Julian's Betrieb geschlossen worden sey. Eine in Urschrift von mir glücklicherweise aufgefundene, allen ungarischen Geschichtsforschern bisher ganz unbekannte Urkunde setzt diese meine Behauptung außer allem Zweifel. Selbe ist von dem König Uladislav zu Ofen am 21. September 1442 ausgestellt und besiegelt, von dem öffentlichen apostolischen Notär Peter Paul von Vironis, Probst des h. Laurenz zu Albinga bestätigt und enthält die Friedens-(wohl nur Waffenstillstands? A. d. R.) Verhandlungen und Verträge, über welche beyde königliche Parteyen übereingekommen sind, welche aber auch von den nach Callimach's Bericht oben angeführten Bedingnissen durchaus verschieden sind. Da diese in der Geschichte noch nicht kund sind, will ich selbe mit dem ganzen für Ungarns Historie sehr wichtigen Inhalt der Urkunde hier mittheilen. Sie lautet so:

Nos Wladislaus Dei gratia Hungariae, Poloniae, Dalmatiae, Croatiae etc. Rex, Lythvaniaeque Princeps Supremus, et Haeres Russiae etc. Notum facimus serie presentium quibus expedit universis, quod cum hoc Inclytum Regnum Nostrum Hungariae ex dolendo dissidio gwerriaque perduris intrinsecus inter nos scilicet et Dominam Elizabeth Reginam exortis acerbam afflictionem patiatur, intestinaque Calamitas bellorum, quae a pluribus diebus bina pars contra se ac hostili insultu in hoc Regno agit, ejusdem Regni gloriosum Statum rabida desolatione gravet, miserati ergo doloribus hujusmodi desideravimus pestem hanc de medio tollere, et ipsi Regno, ad quod pacificandum et defendendum nostra semper aspiravit et aspirat intentio, manus porrigere adjutrices. Ut autem via gwerrarum et insultuum hujusmodi praecludi, pax et tranquillitas, quam uti Katholicum decet principem, magis quam bellum optavimus semper et optamus, exinde sequi possit: cum Serenissima Principe Domina Elizabeth Regina Hungariae, Dalmatiae, Croatiae, etc. ac cunctis Praelatis, Baronibus, Nobilibus, Capitaneis, adhaerentibus Gentibus, Familiaribus et Subditis suis, quibuslibetque ad eam pertinentibus, seu partem suam foventibus cujuscunque Status, Conditionis et lingwagii existant, infrascriptas treugas et veros terminos pacis hinc usque ad festum Nativitatis B. Joannis Bapt. proxime venturum duraturas servandas, et tenendas in nomine Domini firmavimus, inivimus, statuimus et disposuimus, firmamusque, inimus, et disponimus per presentes sub conditionibus infra scriptis. Quas quidem treugas pro nobis et subditis, gentibus, familiaribus, ac adhaerentibus nostris, omnibus et quibuscunque aliis ubique et in quibuscunque aliis Castris et Locis partem nostram foventibus, cujuscunque Conditionis et Nationis existant, firmiter servare ac tenere promittimus: Primo, quod durantibus treugis omnes spoliationes, depraedationes, incendia et hostiles incursus et damnificationes in stratis, villis, et ubique palam et occulte cessent et deleantur, at quod nulla partium his stantibus treugis faciet alteri praejudicium aliquale. De Censu vero, qui vulgo appellatur Hold, solvendo vel non solvendo tempore dictarum treugarum in Dieta proxime Strigonii tenenda videbitur, quid sit agendum, et si pax Regni optata, quam Deus concedat, sequatur, tunc omnino ipsius Census Solutio, et aliae bellorum Calamitates cessabunt; si vero, quod Deus avertat, pax ipsa non sequatur, tunc si circa ipsum Hold solvendum vel non solvendum modis concordiae inter partes reperiri non poterit liceat partibus vel alteri eorum renunciare praedictis treugis, intimando renunciationem hujusmodi treugarum alteri parti ante per quindecim dies, quibus elapsis intelligantur dictae treugae expirasse. Quod si qui damnificatores ubicunque Locorum in Regno existentes ipsum Regnum seu ejus Stratas invadere vellent, quod ambae partes talia fieri non permittant, neque in eorum Castris et Civitatibus, ad quae et quas refugerant, conserventur,

nec hospitentur, quin potius illi, ubi, detineri debeant. Item quod durantibus dictis treugis familiares, adhaerentes, subditi et stipendiarii, hominesque et Servitores tam Nostri, quam dictae Dominae Elizabeth Reginae possint libere et secure transire per Regnum pro Negotiis suis vel alienis sine aliquibus literis Salvi conductus. Item quod tempore harum treugarum Mercatores, et Negotiatores utriusque partis possint ubique per Regnum libere transire, et eorum Negotia exercere, injustae arrestationes eorum non fiant, nisi secundum consvetudinem Regni antiquitus observatam, et quod in nundinis et foris locorum utriusque partis nec domina Elizabeth Regina, neque Nostri et ejusdem Praelati, Barones, Familiares, adhaerentes, et stipendiarii ab aliquo Mercatore equos, boves, aut alia animalia seu alias quascunque res mercimoniales, et venalos sine pretii Solutione aufferre possint. Item quod in dicto Treugarum termino nullum Fortalitium seu Baschta de novo aedificetur vel firmetur, neque aliquod Castrum destructum reformari debeat atque firmari. Item quod per infidelitatem traditiones, vel furtivae aut violentae ablationes Castrorum, Civitatum, Villarum et possessionum per utramque partem nullo modo fieri permittantur, et si quis tale quid permitteret, extunc ambae partes ad id assistant, et auxilientur, quod perpetratores talium puniantur, et in pristinum Statum absque omni exceptione occupata restituantur. Item quod durantibus Treugis Castra et Bona ex nunc sub potestate et Jurisdictione unius cujusque partis habita per utramque partem et ejus adhaerentes pacifice possideantur, ita quod possessores hujusmodi Castrorum in eis, quae hodie ad dicta Castra tenent, et possident, contententur, et quod in his Treugis vicinus ad Bona vicini hactenus non possessa amplius manus non extrudat. Item quod durantibus Treugis Captivi ex utraque parte de Regno Hungariae praedicto non educantur, et nec per quempiam educi permittant, sed unum quemque talium Captivorum utraque pars ad sufficientem fidejussoriam Cautionem per quatuor probos viros ab utraque parte pro Arbitris eligendos moderandam infra terminum ipsarum Treugarum emittere, et de vinculis relaxare seu relaxari facere teneantur, et quod durantibus Treugis non taxati non taxentur. De campo vero vel exercitu movendo contra Turcos, quum partes ambae Strigonium venient, provideatur concorditer, et quid deliberatum fuerit, observetur. Item de extra datione sive solutione Censuum et reddituum Praelatorum, Baronum, et aliorum Dominorum ac Bonorum eorundem Partibus Strigonium convenientibus provideatur, concorditer, ut unus quisque apud suam remaneat justitiam, et quod una pars per aliam non debeat opprimi et impediri, et quod Lucrum Camerae et Tricesimae hujus Regni per quamlibet partem in locis, quae aliqua partium ipsarum sub sua potestate tenet et habet, more antiquitus solito sine omni iniectione calumniae et non aliter recipiatur et exigatur. Quodsi qui Armigeri sive Hungari, Theutonici, Bohemi, Poloni, seu alii quicunque cuiuscunque partem foventes ubicunque, et in quibuscunque locis existentes noluerint hujusmodi Treugas in sua firmitate observare, aut durantibus ipsis treugis [illegible] ipsorum sive spolia continuare praesumserint, contra tales utraque pars tota sua potentia sine fraude et dolo insurgere, Locaque, ubi fuerint, obsidere, et ipsos de Regno Hungariae iam dicto ejicere, et e talismodi actibus reprimere teneatur sine omni allegatione. Item si qui Praelati, Barones, Milites, Nobiles, et stipendiarii alii quicunque nullo dempto propria voluntate taliamodi treugarum dispositionibus et articulis contravenirent, notam et poenam infidelitatis contra utramque partem ipso facto incurrant; et si per aliquos inferiores, sive cuiuscunque Status homines sine voluntate partium aliqua hinc inde damna inferri contingeret, per hoc treugae non intelligantur violatae, sed confestim deputentur quatuor personae, ex una parte duae, et ex alia duae similiter, quae tandem revisis damnis ac injuriis hinc inde illatis reforment commissa, partesque obligentur ad recompensam. Item quod tempore emanationis praesentium litterarum Nostrarum super his treugis Dominae Elizabeth Reginae per Nos tradendarum Nos Wladislaus Rex praescriptus corporale praestitimus juramentum, per quod promisimus, quod in fraudem dictarum Treugarum non procurabimus fieri aliquam turbationem in Regno nostro Hungariae praenotato sub nomine alieno per introductionem Gentium alienigenarum vel etiam terrigenarum durantibus ipsis treugis, sed omnia scripta et sincera fide servabimus. Item quod ad remotiores partes infra viginti dies, in propinquioribus vero locis infra duodecim dies cessare et reprimi debeant discursus et omnia spolia ac illationes injuriarum, et quod infra hos dies utraque pars teneatur notificare suis subditis, adhaerentibus, et Fautoribus ac Stipendiariis hujusmodi treugarum dispositionem, ut omnes et singuli agnitis hujusmodi treugis factis, cessent ab omnibus impedimentis, discursibus, et injuriarum illationibus, spoliis et damnificationibus hinc inde fiendis et inferendis. In evidens testimonium omnium praemissorum praesentes litteras Nostras sigillo Nostro pendenti communitas ex certa Scientia emanari faciendo duximus concedendas. Datum Budae in die festi Beati Mathaei Apostuli et Evangelistae Anno Domini Millesimo Quadringentesimo quadragesimo secundo.

(L. S.
pendens)

In membrana.

In Nomine Domini Nostri Jesu Christi Amen. Anno a nativitate ejusdem Millesimo Quadringentesimo secundo, Indictione quinta die vero Veneris Vicesima prima Mensis Septembris, Pontificatus sanctissimi in Christo Patris et Domini nostri Domini Eugenii divina providentia Papae quarti Anno duodecimo in mei Notarii et Testium infrascriptorum presentia constitutus Serenissimus Princeps et Excellentissimus Dominus Dominus Uladislaus Dei gratia Poloniae etc. Rex volens juxta prefati Salvatoris nostri, qui in suo ultimo testamento pacem commendavit, doctrinam, Inclyto huic Ungariae Regno et Partibus adhaerentibus pacem dare, interveniente Tractatu, et requisitione Reverendissimi in christo Patris et Domini Domini Juliani, tituli Sanctae Sabi se. Sacrae Romanae Ecclesiae Presbyteri Cardinalis Sancti Angeli vulgariter nuncupati, a sancta Sede Applica Legati de Latere ad hoc specialiter destinati, Ipse praedictus Dominus Rex de Consilio et assensu Praelatorum, Comitum, et Baronum suorum, non in dolo seu metu, sed

spoule, voluntarie et excerta scientia doctus, ac libere et matura deliberatione praehabita, Treugas praesentibus a tergo scriptas confecit, acceptavit, firmavit, et stabilivit, ac ipsas suo Sigillo Regio muuiri maodavit, ac easdem Treugas a die datarum ipsarum osque ad tempos in eisdem expressuio firmas teoere, et tanari facere vult et intendit integraliter et cum affectu omni dolo fraodeque cessautibus, dummodo Serenissima, et Excellentissima Domina Domina Elisabeth Dei gratia Regina Uugariae etc. io ipsis Treugis specialiter nomiusta ipsas Treugas etiam pariter servsverit, et servare joraverit, et sic se facturam at observaturam jure juraodo tactis sacro sauctis scripturis in manibus Eximii et Egregii Artium et Medicinae Doctoris, Magistri Thadei de Tervisio in persona predicti Reverendissiosi Domioi Cardinalis at Legati, ac nomine predictae Sereoissimae Dominae Reginae, ac omnium aliorum, quorum interast, intererit, seo interesse poterit quomodo libet in futurum, et quos praesens tangit Negotium, juravit, ac eas eidem Magistro Thadeo praefatis nomioibus acceptanti, et michi Notario poblico, et tanquam personae publicae stipolanti promisit, de et soper quibus omoibus at singulis supradictus Sereoissimus Dominus Rex praefatus mandavit, ac atiam dictus Magister Thadeus rogavit, per me Notarium iofrascriptum fieri debere noum vel plura publicuos seo publica Iostrumentom et Instrumenta ejusdem scilicet continentiae et tenoris io fidem et testimonium omnium singulorum praemissorum. Acta sunt haec in Thesauria Castri Budensis, Vasprimiensis Dioecesis Anno Millesimo quadringeotesimo quadragesimò secuodo, Indictione, die et meose, quibus supra, praesentibus ibidem audientibus, videntibus, et intelligeotibus Magnificis, ac Veoerabilibus Dominis Nicolao de Czuborze Regni Poloniae, et Aodrea Praeposito Collegiatae Ecclesiae S. Joannis Castri Civitatis Quioque Ecclesiensis, Regoi Ungariae Vice Cancellariis Regiis, nec non Francisco Mauruceoo de — — Doctore, et Alberto Trochardo Scriptore Applico testantibus ad haec vocatis specialiter et rogatis.

(Signum Petri Pauli
Publici Notarii)

Et ego Petrus Paulos de Divoois Praepositus Ecclesiae Sancti Laurentii Albinganeosis publicus Applica Auctoritate Notarius Treugarum praefatarum acceptationi Confirmationi, Stabilitioni ac praeparationi Juramenti, et omnibus et singulis praemissis, dum sicot praefertor, per praefatom Serenissimum Dominum Wladislaom Regem at Magistrom Thadeum fierent, dicerentur, et agerentur, uoa cum supradictis testibus praesens fui, eaque sic fieri, ut praefertur, vidi, et audivi, ideo hoc praesens publicum Instrumentum a tergo ipsarum Treugarum praedictarum manu mea propria scriptum confeci, et fidem publicam una com sigoo et nomine meis solitis et consvetis in fidem et testimonium omnium et singulorum praedictorum rogatus et requisitus.

Ueber Ludwig Tieck's Stellung zur deutschen Literatur.

In jener Zeit, da die attischen und die böotischen Herolde nicht geringeres uns ausriefen, als dieß:

„Mit nächstkommender Messe des Michels (Hör' es, o Barbar!)
„Wird alt Hellas und Rom landen am Leipziger Strand;
„Wird dein scythisch Geländ mit Olympischem Staube bedecken
„Und mit kastalischem Naß rhythmisch begießen die Au."

Da war Ludwig Tieck das Vorgebirg unserer guten Hoffnung, an dem die Expedition zu scheitern kam. Seitdem hausen die Zerstreuten als Korsaren in den Bugden oder sind als nutzbare philologische Kauffahrteyschiffe untergekommen, ohne je wieder Front zu machen.

Klopstock hatte diese seltsame Liebhaberey, bonis zu cediren, um der Alimentenfreude zu genießen, vorbereitet und angehens herbeygeführt. — Die romantische Mystik, das reiche zaubernde Farbenspiel der phantastischen Schwärmerey, wie sie den germanischen Völkern ursprünglich eingeboren sind; die unendliche Mannigfaltigkeit der relativen Längen und Kürzen unserer Sylben; zumahl die sehnsuchtvolle Melodie des — Reimes: das alles waren ihm barbarische Gräuel. Dagegen die faßliche, wohlgeordnete Composition sogenannt allegorischer Personen, d. h. personifizieter Abstrakten, wie z. B. der Tapferkeit, oder des Mars (auf deutsch Wodan, wie man meinte) u. s. w.; seltsame, im gewöhnlichen Leben nicht bräuchliche Redensarten und Constructionen, wie sie bey Pindar und Horaz bewundert werden: dazu erschwang sich seine Phantasie, deren Urbilder er bey den Antiken zu finden meinte. — Auch leuchtete ihm die einfache Faßlichkeit der gewöhnlichen epischen und lyrischen Versmaaße der Alten leicht ein, und besonders die Eintheilung der Sylbe in lange, kurze und mittelzeitige; denn aller guten Dinge sind drey.

Diese antike Classicität, wie Er sich sie construirt, bey uns einzuführen, hielt er für ein unsterbliches Verdienst, und, wie er denn von begeisterter Vaterlandsliebe ganz durchglüht war, für seine heilige Pflicht. Nur in dieser Glüth auch konnte es gelingen, den buntspielenden Diamant — unsre Sprache — auf eine Kohle zu reduziren.

Es war kein Wunder, daß Klopstock, der Einzige, welcher dazumahl das Wassertreten verstand, über die Wasser emporragte, und daß man bald die Künste des Pleisse-Frosches, des schwammigen Gotscheds nebst Chorus, vergaß. — Insofern war sein Wirken von großem Gewinn für die Zeit. Aber weder seine, noch der übrigen Schriftsteller, die wir im Verlaufe der Darstellung zu nennen haben, literarische Verdienste — seinen Adel der Gesinnung, jenen religiösen Ernst, jene Erhabenheit seines frommen Gefühls, mit de-

nen er die Nation im ächten Sinne des Wortes **auferbaute**, — an dieser Stelle allseitig zu entwickeln, kann unser Zweck seyn. Wir haben hier es mit einer Geschmacks-Verirrung zu thun, die Er veranlaßte, und die bis heute noch vielfach, wenn auch nicht so oft mehr für den einzig wahren Weg, doch für einen empfehlenswerthen, reizenden Abstecher unserer schönen Literatur, angesehen wird.

Da der Lorbeer auf unsern Feldern nicht wild wächst, so meinte Klopstock: man dürfe ihn ja nur auf unsere kraftvolle, nothfeste, hochstämmige Eiche pfropfen, um ein Gewächs zu erzielen, das Vater und Mutter ums Doppelte überbiethe. — **Ramler**, half das Pfropfreis knebeln und verpichen. Und so steht es, zwar leblos, aber von den **Vossiden** allmehlich, mit Hyppokrene und Arethusa begossen, noch im Garten deutscher Poesie, die steifen Reiser gen Himmel streckend, nackt da, nachdem die poetischen Köche die dürren Lorbeerblätter in ihrer satyrischen Küche verbraucht haben.

Sobald man nähmlich das (von Klopstock so oft verletzte) Gesetz gefunden: daß die deutschen Stammsylben der Substantive, Adjektive und Zeitwörter lang, die Flexionssylben kurz, das Mittelgut mittelzeitig, und daß jedes mehrsylbige Wort mindestens Eine Länge habe: so glaubte man nicht allein den Schlüssel zu aller Art eignen Tonstücken und Bravour-Gesängen, sondern auch eine Wünschelruthe zu besitzen, kraft welcher man alle Schätze der antiken Poesie ohne Weiteres (denn griechisch und lateinisch verstand man ja längst besser in Deutschland, als deutsch) heben, und in Leipziger Curs setzen könne. — Schon waren **Bürger**, **Stolberg** angeregt, den Homer und die Tragiker metrisch zu verdeutschen: allein Voß und die **Vossiden**, in ihrer Art die metrisch und prosodisch tactfesteren, stachen alle Vorgänger und Beyläufer aus, und nicht lange, so sprachen griechische und römische Epiker, Lyriker, Tragiker, Komiker, unter uns, das reinste — Vossdeutsch.

Wie vermogte die Nation mit ihren abgeflachten Ufern, dieser Springfluth des Allervortrefflichsten sich zu erwehren? Eine nied- und nagelfertige Literatur, die von je her der Stolz und die gränzenlose Bewunderung der gebildeten Welt gewesen, diese ward dem Deutschen, um den geringen Preis seiner Originalität, als nutzbares Eigenthum angebothen; oder vielmehr wollte man dieselbe, wie eine gepanzerte Pallas, ihm mit Einem Hiebe aus dem Ammonskopf entbinden, so daß es nur zu sagen brauchte: diese da ist meine liebe Tochter, an der ich Wohlgefallen habe!

Es konnte nicht fehlen, daß diese neue Mode, so unnatürlich und unbequem sie war, doch bald zu einer **gewissen** Popularität gelangte. Denn es hat sicher einen unwiderstihlichen Reiz für jeden gebildeten Nachfahr von Hans Sachs und Jakob Böhme, zumahl aber für einen ästhetischen Landschulmeister, sich der persönlichen Bekanntschaft eines Homers, Sophokles oder gar Horazens zu berühmen. Nun denke man gar an die empfindsamen Juden und an die gelehrten Damen! — Allein auch bey dem wirklich, nur gerade nicht philologisch, gebildeten Theil der Nation, machten diese Übersetzungen der Alten ihr Glük, keineswegs der baroquen, antikmodernen Form, in der sie erschienen, sondern des inneren Gehaltes der Kunstwerke wegen. Denn Gold bleibt einmahl Gold, auch in der Form, in welcher es weiland die Philister den Hebräern als Tribut brachten.

Zufällig war gerade keiner der großen Zeitgenossen dazu angethan, das Prinzip jener Einpfropfungstheorie zu bestreiten. — **Lessing** hatte bis Sonntag Abends zu schaffen mit seinen seichten und erzbösen Philologen, Kritikern und Orthodoxen; zudem fehlte ihm das feine Gehör für die **poetische** deutsche Sprache, so daß er in den Jammer der Prosa bey seinen freylich selbst nicht hochpoetischen, bürgerlichen Dramen herunter kam, den er zum Glücke noch am Ende seiner Laufbahn durch Nathan den Weisen zu beschwichtigen wußte. — Auch war sein eiskalter, ins Mark schneidender Zweifel, (freylich nur eine latente Wärme,) wenig zum Gärtner der Blumen romantischer Poesie geeignet.

Wieland aber trat mit **romantischen** Heldengedichten auf. — Für den ersten Blick hätte man meinen mögen, er werde practisch mindestens eine Opposition gegen die moderne antike Schule bilden: allein genauer besehen, verhielt sich **seine** Romantik zur **ächten**, wie ein heuriger Maltheser zu einem alten. Er benutzte zwar die anziehenden Erfindungen der romantischen Poesie, um sie nach seiner eignen Manier zu modeln: vor dem tiefer liegenden, idealen Gehalte der Romantik aber, hatte er billig eine Gespensterfurcht, die er unumwunden öffentlich bekannte und zu rechtfertigen suchte. Er besorgte einen dädalischen oder gar phaetonischen Flug seiner Phantasie, und befragte in seiner Angst das Orakel der Antiken, von dem er den vielbelobten Spruch der **Maaßhaltung** einzog. Diese glaubte er zu gewinnen, durch eine verhältnißmäßige Mischung von Sinnenreiz, Phantasiekitzel, und den Neutralsalzen Witz und heitere Satyre über alle stoische Parforcejagden und romantische Schwitzbäder; so daß die Wirkung eine nachhaltige genießende Ergötzung sey. — Sein von Natur nobles, ja rigoroses Gefühl sicherte ihn vor der Umarmung des Gemeinen, das ihn wie eine Meduse anblickte; anderseits erschien ihm das Hochphantastische als ein Cherub, dessen dämonischer Blick ihn abschreckte, das Paradies, vor dem er wach-

hielt, zu besuchen; in der goldenen Mitte erblickte er seinen Saal, in dem er seinen Tanz der bekleideten und der nackten Grazien aufzuführen hätte.

Allein die ächte Romantik will ein Anderes. Geistiges und Körperliches, das Irdische und irdisch Erscheinende bezieht sie auf ein Ewiges Jenseits. Deßhalb kennt die Romantik kein maaßhaltendes Gesetz in sich selbst, sondern ihr Maaß und Ziel ist das Unermeßliche selbst. Sie ist daher die christliche Kunst, und ihre Faktoren, Tapferkeit, Scherz, Glaube, Liebe. Der Scherz trennt nur scheinbar, in der That spielt er mit den Gebilden der drey übrigen, um, wie der Wind mit dem jungen Baum, die Festigkeit prüfend, sie zu erhöhen und sie in Wechselwirkung zu bringen, und feyert ihren Triumpf in seinem Selbstverlachen, wie der Wind in den Waldhallen. — Die Aufgabe der Romantik ist, das entsprechende Symbol des Himmlischen irdisch darzustellen; — ein unerschöpfliches Werk, ein ewig in sich selbst kreisender Arabeskenkranz um einen unwandelbaren idealen Punct.

Die antike Kunst kennt kein Jenseits. Ihre Schönheit hat demnach ihr Prinzip nur in sich zu suchen, ihre Vollendung im dießseits. Sie ist daher keine ideale, strebende, sondern eine formale, ruhende Schönheit, wesentlich Plastik, mag sie in der Dichtung oder in der bildenden Kunst sich darstellen. — Diese Schönheit ist aber sonach der Mittelpunct und Zielpunct des Antiken selbst, weil sich alles Verschiedene desselben auf ihn bezieht, und dieses hinwiederum muß, an jenen ruhenden Mittelpunct gelehnt, selbst maaßhalten und ruhen. Daher ruht Groll, ruht selbst die Mutter der heftigsten Leidenschaft, die aus Meerschaum entstanden ist, und Zeus; als Maaßhalter der Lebenskraft, erschüttert den Olymp mit der Augenwimper.

Es liegt nicht in unsrer Aufgabe, diese Ideen hier weiter zu entwickeln: auch sind sie schon vielfach, wiewohl nirgends mit rechter Klarheit, ausgesprochen; noch folgrecht in allen Beziehungen durchgeführt worden. Wir deuteten sie an in der Absicht, um aussprechen zu dürfen: daß es zwar unsäglich kurzsichtig wäre, die Antiken darum zu tadeln, daß ihren Gebilden jenes christlich-romantische Prinzip abgehe, noch unstatthafter aber, die Romantik zu tadeln, weil sie dem antiken Schönheitsprinzip nicht huldige. Es kann nicht mehr verlangt werden, als daß Jegliches in seinem Standpunct aufgefaßt und anerkannt werde; die Standpuncte selbst zu vergleichen, ist eine andre Sache. Und da erscheint uns die Romantik so viel höher, denn die Antike, als das Christenthum über dem Heidenthum, als der lebendige, kühngeschwungne Strom uns mehr befriedigt denn die ruhige Quelle, obgleich sie lauterer ist als er, und wir muthen ihm nicht zu, in sie zurückzukehren — was ohnehin einige Schwierigkeit haben dürfte. —

Und doch, und doch, — nun, man lese z. B. nur Bouterweck's Literaturgeschichte, ob alle so glänzenden Einzelnheiten derselben vermögend sind, einen solchen Mißgriff nur zum Kunstgriff zu wenden! — Denn was ist das Facit, auf das sich Bouterwecks Tadel am Ende reduzirt? kein anderes als: dieß ist nicht schön, insofern es nicht classisch, d. h. antik schön, ist.

Er wird klar seyn, daß Wieland kein Romantiker in unserem Sinn des Wortes war, noch seyn wollte. Zu bedauern aber war, daß Er, so wie Klopstock, obgleich beyde so eng verbunden mit Bodmer, dem unvergeßlichen Wiedererwecker der vaterländischen Literatur des Mittelalters, seine Sprachstudien nicht lieber auf die Quellen führte, als auf den Heuerling Adelung, über dessen Grammatik Wieland das Mitleid erregende Bekenntniß ablegt, daß er sie stets bey seinen belletristischen Arbeiten auf dem Schreibtische liegen habe. — Gleichwohl hatten Wielands Poesieen das große Verdienst, daß sie den Glauben unter den Deutschen erhielten, man könne doch auch ohne die äußere Form der Antiken — dichten. Ja er brachte den Reim wieder etwas zu Ehren, den Klopstock in die Barbarey geschickt. In so weit stand er der Klopstock-Vossischen Schule entgegen, die innere Form aber anlangend, so glaubte er nicht artig und classisch genug seyn zu können. — Daher läßt er sich im Oberon die Musen den Hyppogriphen satteln zum Ritt in's alte — romantische Land; wodurch es begreiflich wird, da das göttliche Thier der Wege dahin nicht kundig seyn mogte, daß er nicht an Ort und Stelle gelangte.

Herder war, wie für alles Schöne aller Zeiten und Zonen, so auch für das der Romantik und aller mittelalterlich deutschen Dichtkunst in hohem Grad empfänglich. Allein seine Natur hatte die Aufgabe zu lösen, universal, eine Weltecho alles Herrlichen zu werden. Er faßte die Individualitäten zusammen, jenem raphaelischen Christuskinde auf dem Arme der sixtinischen Madonna vergleichbar, dessen Seele das Universum aus Kindesaugen hervorzustrahlen scheint. — Herders wissenschaftliche Grundansicht, die der fortschreitenden Entwickelung der Völkerindividualität und wechselseitigen Erlösung, an der Hand Gottes, — war so hoch romantisch, daß er in so fern selbst ein Symbol der Romantik genannt werden dürfte. Allein jener Gräkomanie eigens entgegen zu treten, lag ihm außer dem Wege, und schwerlich hatte er in seiner allumfassenden Universalität nur einen Begriff von jener Beschränktheit und Unnatur. So mogte es kommen, daß er, neben seinem ächtromantischen

Gedichte vom Cid, auch antike Gedichte, die ihm in seine großartig angelegte Versammlung von „Stimmen der Völker" einschlugen, so gut er konnte, in metrischer Form der Originale übersetzte. Diese Übersetzungen sind freylich, was die Verstechnik anlangt, so unantik und in der Zeitmessung unrichtig, daß dermahl ein Vossisch gebildeter Tertianer sie korrigiren könnte; allein es ist auch gar nicht abzusehen, warum die Lavine eine Dornhecke vermeiden solle, obgleich diese Taktik jedem Schulmeister im Examenstaate anzurathen ist.

Über Goethe's Verhalt zur deutschen Literatur nahmentlich über seine bewunderte Antiquität, unser motivirtes Votum abzugeben, vermeiden wir hier; — Romantiker ist er so wenig, als — Wieland, und so viel als Buffon. — Und wenn er im 2. Bande seiner Schrift Kunst und Alterth um nebst einem verachtenden Seitenblick auf die Romantiker, dem Ludwig Tieck alles Kunststudium und alle Kunstkenntniß aboraкelt, — so überläßt man billig die Selbstgenügsamkeit ihrem eignen Appetit. Ein Freund des Geschmähten aber dürfte mit weniger Ungerechtigkeit sagen, daß sich leicht Blätter bey Tieck, oder Jean Paul ausfinden ließen, auf denen mehr Phantasie, Witz, Gemüth, Ideen anzutreffen, als Goethe seit den letzten 20 Jahren, in eben so viel Bänden zu publiziren geruht hat; — freylich gewinnt dieser Schriftsteller seinen Hauptreichthum durch Ökonomie und Pachtwirthschaft.

Schiller vermißte in der romantischen; nahmentlich in der Mittelalterlich deutschen Poesie, etwas, das sein ganzes Leben und Dichten mit tragischem Ernste gesucht hat: die sittlichen Ideale, welche den Himmel auf der Erde durchkämpfen wollen, und im Untergang ihren Triumpf finden. Durch eine wunderliche, aber gangbare Verirrung glaubte er das Gesuchte in der griechischen Tragödie realisirt; deren Helden doch im Ruhme des Volkes, und dann auf dem Kothurn fortleben, allein nicht im Himmel. Die Individualität des antiken tragischen Helden will ihre Unabhängigkeit im Kampfe gegen die Universalität des Volkes behaupten, allein durch dieses Bestreben wird das ganze Ebenmaß der Verhältnisse gestört und damit der innerste Kern des antiken Volkslebens, die maßhaltende Schönheit. So schreitet das Schicksal, nicht zunächst als Rächer, sondern als Wiederhersteller des Gleichgewichts, gegen den Verletzer ein; es ist die Kraft der Peripherie, welche, indem sie gegen den festen Mittelpunct drückt, den neuen Punct, der sich als Mittelpunct zu setzen bemüht, erdrückt. — Gerade das umgekehrte Prinzip ist das ursprünglich germanische und das christliche; da gilt die Individualität alles, die Person hat Recht und allein Recht, und ihr Schicksal ist ihr eignes Gemüth — wie der tiefe Novalis es herrlich ausspricht. — So ist in der großen Tragödie des Niebelungenliedes das Schicksal ein persönliches; wie die Person unendlich, ist die Verletzung ihres Rechtes, mit ihr die Rache, eine unendliche. (Doch hierüber ein anderes Mahl mehr.)

Wie wenig es Schillern überhaupt gegeben war, die Antiken objektiv zu betrachten, zeugen seine Götter Griechenlands, der Schatten des Herakles u. s. w. Sein Kanticismus, der den Himmel mit Vernunftschlüsseln erschließen und erstürmen will, konnte freylich an der naiven Poesie der altschwäbischen Minnelieder sich nicht erbauen, die er als tändelnd verwarf; aber seinem Lehrer Kant entschlüpfte in unbewachter Stunde einmahl der Ausspruch: die Blumen hätten was wunderbares, sie schienen fast etwas zu bedeuten.

Was es aber mit der Romantik recht eigentlich zu sagen habe, die rechte Würdigung und Einführung ihrer großen, schöpferischen Meister, ihre Wiedergeburt durch neuere, deutsche Dichter und ihr Einfluß auf die Nation: diese beginnen mit dem Auftritte Ludwig Tiecks und der Brüder Schlegel.

Die Verdienste der Schlegel um deutsche Literatur werden stets im Danke der Nation fortleben — oder doch in den Geisteswerken jener Periode, zu deren Herbeyführung sie so entscheidend mitwirkten. Mit solcher überlegenen Kraft des glühenden Gefühles für das Schöne, des kritischen mit Witz gewaffneten Verstandes, mit solcher Fülle lebendiger Gelehrsamkeit, zugleich mit solcher Gewalt, Gewandtheit und Wohllaut der Sprache, — waren unter uns noch nie Kritiker und Ästhetiker aufgetreten; und wo sonst? —

Wir sind zwar sehr weit entfernt, allen Urtheilen und Aussprüchen dieser Kritiker und Ästhetiker zu huldigen — z. B., erinnern wir an die über Ossian, — oder die über Bouterweck, welche von diesem freylich leider mit gleicher Ungerechtigkeit zurückgegeben sind; — eben so wenig erfreut uns ihr ungebührliche Vergöttlichung Anderer. Allein bey der Frage, wem unter den Theoretikern (doch bezeichnet dieß Wort nicht erschöpfend), welche das neue Leben unserer schönen Literatur hervorgerufen, der beste Kranz gebühre, stehen wir nicht im Zweifel. — So hätte es, um nur Eines zu gedenken, unter den sprachkundigen Männern vom Fach längst feststehen können, daß Shakspeare, Calderon, Camoens, die großen Italiener, — Wunder der Poesie gethan: die begeisterte Liebe für dieselben ward erst durch der Schlegel überzeugende und begeisternde Empfehlungen, ins besondere auch durch ihre, und zum Theil Tiecks, Übersetzungen der gepriesenen Meisterwerke, bey uns einheimisch. Diese Übersetzungen

waren freylich, den ihnen eigenen poetischen Gehalt anlangend, so verschieden von jenen undeutschen — oder wie ein Romantiker sie classisch getauft hat, steifleinenen Verdeutschungen der Vossiden, als die Antiken generisch von den Romantisch-Modernen.

Vornehmlich auch durch Anregungen der Schlegel geschah es, daß das Auge der Nation auf ihre, seit Bodmer wiederum fast ignorirten, Schätze mittelalterlicher Poesie gewendet ward. Unser Nationalepos, von dem auch Johannes Müller ausgesagt, daß es die deutsche Ilias werden könne, das Lied der Nibelungen trat durch A. W. Schlegels Einwirkung auf einen jungen Gelehrten, zum ersten Mahl vollständig gedruckt, ans Licht. Die Herausgabe vieler andern Werke des Mittelalters folgte. — Ihre historische Grundlage erhielten zwar diese Studien erst neuerdings, vornehmlich durch Jacob Grimms deutsche Sprachlehre. Allein schwerlich hätte dieses Buchs, dessen erster Theil, kaum erschienen, schon vergriffen war, ein besseres Schicksal im Buchhandel gewartet, als Bodmers Manessischer Liedersammlung, wäre der Sinn und Geschmack für unsere ältere Literatur nicht schon der Nation eingelebt gewesen. Ja der Verfasser dieses in seiner Art einzigen Werkes, hatte seine tiefe Liebe zur Sprache ungezweifelt an dem Geist der Werke selbst erst entzündet. In dieser Begeisterung war es ihm möglich, seine große Entdeckung des organisch sich entwickelnden, verständig und schöpferisch fortwaltenden, germanischen Sprachgeistes, zur lichtvollsten Darstellung zu erheben, so daß die Grammatik, jene trockenste Osteologie und Pathologie, sich uns zur Lebensgeschichte einer Geliebten, verwandelt.

Eine literarische Alzidenthat der Schlegel bleibt es, daß sie sich herabließen, jenem Gallerieкönig und Geschmackverderber den kritisch satyrisch Peneus in dessen dramatische Stallungen zu leiten. Sie sahen klar genug, was Mancher heutzutag kurzsichtig übersieht, daß, wo die Grundrichtung des Nationalgeschmacks verkehrt zu werden beginnt, alles vornehme Ignoriren der aufgeblähten, seichten Gemeinheit sehr unzweckmäßig ist, wie ein wackerer Jäger der edlen Beute verzichtet, um das gefährliche, wenn schon ungenießbare, Raubthier zu erlegen. Nicht glimpflicher, d. h. nicht minder gerecht, verfuhr A. W. Schlegel mit Matthissons romantisirender, weichlichen Mattherzigkeit; so wie mit Voß als Poeten, dessen klassische Antikheit, in pedantischer Gliedersteifheit und allerhand capriciösen Eigenheiten besteht. — Dagegen billigte er laut das Übersetzen der Alten im Sylbenmaaße des Originals; er übte es selbst, und beyde Schlegel dichteten mitunter in antiken Versmaaßen. Sie billigten mithin die Nationalisirung des antiken Elements bey uns, der äußeren und inneren Gestalt desselben, so gut als die Wiedererweckung des Romantischen. — Ja A. W. Schlegel spricht in der Elegie an Goethe, verfaßt in Distichen, von unserem „kunsthegenden Land, Hellas geliebterem Kind" — nennt Goethe „der hellenischen Muse Geweihten" — und weiter: „Lehre denn dichtend, und führ' uns den Weg (—) zum alten Parnassos;" was alles Voß so gut könnte gesagt haben, als A. W. Schlegel und in welcher Beziehung er sich selbst in seinem Wettgesang dreyer Poeten hätte miteinflechten dürfen, um vierstimmig zu konzertiren. — Dieß in demselben Hefte des Athenäums, in welchem er mit der Übersetzung des 11. Gesanges von Ariosto uns eine neue Bahn eröffnet, und in der Zuschrift Ludwig Tieck, als poetischen Übersetzer des Don Quixote, mit Jubel begrüßt.

Allein in dieser Halbheit ist kein Segen. Des Deutschen Kritikers Aufgabe wäre die, darzuthun: daß die antike Dichtkunst, aus der Natur des Volkes, mit Nothwendigkeit so und nicht anders sich entwickeln mußte; daß aus der gleichen Quelle die antike Sprache sich adäquat entwickelte, und daß die Dichtkunst ihrem eigenthümlichen Bedürfnisse so wie dem Geiste der Sprache gemäß, auch eine adäquate Verskunst sich gebildet hat; daß aber die deutsche Sprach anderer, grundverschiedener Natur sey, als die antike, mithin weder die antike Dichtkunst noch die antike Verskunst in das deutsche Element eingebürgert werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

In Norwegen bedient man sich des Lycopodium clavatum (daselbst Jävene genannt) zur Blaufärberey, indem man die Zeuche vor ihrer eigentlichen Ausfärbung in der Blauholzflotte zuvor mit einer bestimmten Menge jener Pflanzen kochen läßt. Hierbey verhält sich die Jävene nicht als Pigment, sondern als Beize, sie enthält nähmlich, was sehr merkwürdig ist, eine bedeutende Menge saure, essigsaure Thonerde, also eine wahre Farbenbeize.

Außerdem zeichnet sich diese Pflanze durch einen beträchtlichen Kupfergehalt aus, woher ebenfalls ihre auffallende Wirkung in der Blaufärberey herrühren mag.

Wenn man Campechenholz mit einer Spur Kupferauflösung versetzt, so erhält man einen blauen Niederschlag, welcher eine Indigoblume bildet. Der Niederschlag nimmt, wenn er getrocknet ist, die Tomback- oder Kupferfarbe des natürlichen Indigo an.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 16. May 1825.

(58)

Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung der zweyten Abtheilung des Jennyschen Handbuches für Reisende in dem österr. Kaiserstaate. *)

Vom Freyherrn von Mednyansky.

Zu Nr. 244. Poststraße von Wien über Nittra-Zsambokret nach Trentsin.

Von Nyitra-Zsambokret nach Trentsin geht keine Poststraße, denn in der Stadt Trentsin ist keine ordentliche Post, sondern nur ein sogenannter Veredarius, der die Briefe von jener Station abholen läßt, und auch dahin absendet, meistens durch Fußbothen. Daher ist denn der Weg bis Ban besonders bey anhaltend nassem Wetter äußerst schlecht. Allein auch ohne dieses Umstandes, dürfte wohl schwerlich jemand, der von Wien nach Trentsin zu reisen gedächte (allenfalls in die 1 1/2 Stunde entfernten Schwefelbäder) diese Richtung einschlagen, denn er fährt um 3 Posten um, hat dabey Berge und bedeutende Strecken ungemachter Natur-Straße zu passiren, wohingegen von Tyrnau über Neustädtl an der Waag, mit Ausnahme einer halbstündigen Strecke, fortwährend festgebauter Weg in der Ebene sich hinzieht.

Wir wollen indeß den Herrn Verfasser auf der angegebenen Reiseroute begleiten.

Das erste Dorf des Trentsiner-Comitats ist nicht Ribeny, sondern Nagy Sztricze, worauf Kis-Sztricze, und dann erst jenes folgt. Der Markt Ban hat ein Gräflich Illyeshazysches Kastell, das sehr alt ist, viele Tuchmacher, deren Waare (besonders blaues ord. Tuch) gesucht wird, und wichtige Märkte für die ersten Lebensbedürfnisse. Er verdient unter den ausgezeichneten Emporial-Orten des Comitates angeführt zu werden. Vormahls bestand hier, ein hochberühmtes evangelisches Gymnasium, dessen Lehrer sich auch als Schriftsteller bekannt machten. In der Entfernung von einer Stunde, seitwärts dem Bach Radissa folgend, gelangt man nach Zay Ugrocz, dessen alte Bergfeste zum Theil noch bewohnbar, manche Überreste der Vorzeit umschließt, die sowohl durch sich selbst, als durch die sich an selbe knüpfenden Erinnerungen und Sagen, das Interesse anzuregen geeignet sind. Auch das sehr alte Kastell im Ort, sammt Schloß und Herrschaft ein Eigenthum der Freyherren von Zay, verdient einen Besuch, besonders wenn es von den äußerst humanen und gefälligen Besitzern, denen es zum Winter-Aufenthalt dient, bewohnt ist. — Noch bevor man die königl. Freystadt Trentsin erreicht, eröffnet sich eine mäßige Ebene um das kleine Dörfchen Biskupitz, bemerkenswerth durch die Schlacht, die Franz Rakotzy (1708) gegen Heister und Johann Palffy verlor, da sie die letzte Anstrengung der Mißvergnügten in den an der Waag gelegenen Gegenden war, und selbe für immer — so wie jene von Tyrnau die Donau-Gegenden — vom Krieg befreyte. Das Gräflich Illyeshazysche Bergschloß gehörte wohl einst zu den festesten im Lande, ist aber seit mehr als dreyßig Jahren Ruine. Nur der untere Theil hat noch ein paar gedeckte Gebäude, in denen das Comitats-Zeughaus, der Gräfliche Kastellan und die unter dessen Aufsicht stehenden Gefangenen beherberget sind. Außer einigen Wappen und Inschriften, findet sich in den öden Mauern nichts der Erwähnung werthes, wenn gleich der Boden für jeden Ungar classisch, die erhabensten Erinnerungen in demjenigen der ihn betritt, erwecken muß. An der ehemahligen Jesuiten- nunmehrigen Piaristen Kirche ist auch ein großes Kloster angebaut, das im Range als das nächste nach dem Tyrnauer — folglich als das zweyte in ganz Ungarn — betrachtet wurde, und nunmehr bloß zum Theil bewohnt werden kann. Der Schatz an Kirchensilber, Reliquien und Meßgewändern noch aus der Jesuiten-Zeit, ist beträchtlich, enthält dabey manche Sehenswürdigkeit, so wie einige der Auszeichnung werthe Gemählde. — Die als Seitencapelle der katholi-

*) Begonnen in Nr. 144. Dec. 1824.

schen Pfarrkirche angebaute Gräflich Illyeshazysche Familien-Gruft, verdient eine besondere Erwähnung, wegen des aus Alabaster gemeißelten lebensgroßen Standbildes Caspar Illyeshazys vom Jahr 1649 das dem ungenannten Künstler Ehre macht. Mit vielem Fleiß ist zwar auch das in weichem Metall als Basrelief behandelte Brustbild des Grafen Joseph Illyeshazy (1752) gearbeitet, kann aber die Aufmerksamkeit bey der Nachbarschaft jenes trefflichen Skulpturwerkes nicht fesseln. — Die Zahl der Einwohner besonders der Juden, dürfte um die Hälfte zu gering angegeben seyn. Das adeliche Convict ist zwar als Gebäude noch vorhanden, ward aber noch durch Kaiser Joseph II. dem hier aufgestellten Werbkommando zur Kaserne angewiesen. In dem Wohngebäude des Grafen Illyeshazy trifft man eine zahlreiche Sammlung sehr alter Familien-Porraits, aus denen ein Künstler seine Studien über altungarisches Costüm bereichern könnte. Das Rathhaus besitzt einige merkwürdige Original-Urkunden von Königen und Reichstagsbeschlüssen, aus der Vor-Österreichischen Periode.

Auf dem Wege von Trentsin nach dem Bade Ort *Teplitz* — unter welcher Benennung im Slawischen jedes warme Bad bezeichnet wird — erhebt sich auf einem schroffen Fels am jenseitigen Waagufer eine (zerstörte) Kirche, und bald darauf ein ansehnliches Gebäude, das an der Berglehne zu hangen scheint. Es ist dieß die Abtey Szkalka (de rupibus) einst den Benediktinern, dann den Jesuiten gehörig, und nach deren Aufhebung dem Studienfond einverleibt. Sie umschließt eine beträchtliche Kalksteinhöhle, in der Benediktus, ein frommer Einsiedler, zur Zeit der ersten Verbreitung des Christlichen Glaubens in Ungarn lebte, und dem sich sammelnden Volk das Evangelium predigte. Die Heiden stürzten ihn (1010) von jenem Fels, wo später die nun auch in Ruinen liegende Kirche erbaut ward, in die vorbeyströmende Waag, von wo der Leichnam jedoch nach Neutra gebracht, und bis zur Plünderung durch Matthäus von Trentsin (1311) der öffentlichen Verehrung ausgesetzt blieb. — Schon 1222 stiftete Jacob Bischof von Neutea hier ein Kloster, und begabte es mit Gründen, die Bela's IV. Freygebigkeit ansehnlich vermehrte. Der zu einem Saal sich wölbende Eingang der Höhle, ward zur Capelle umgestaltet, in der sich besonders am Festtage des Heiligen, fromme Waller aus entfernten Gegenden einfanden. Nun ist alles öde und verlassen, in Trümmer zerfallend, ohne eine Spur menschlichen Fußtrittes, außer der welken Kränze mit denen andächtige Mädchen, die im Hintergrund der Höhle aufgestellte Bildsäule Benedikts jedes Jahr feyerlich bekränzen.

Zu *Teplitz* sind rückwärts des Kastells die 2 großen Wohngebäude des Herrn- und Offizierbades angegeben. Dieß ist dahin zu berichtigen, daß jene beyden Gebäude, nicht *Wohngebäude*, sondern *Gehbäder* sind, durch die Aufschrift für die verschiedenen Classen der Gesellschaft bestimmt, wobey noch zu erinnern kömmt, daß unter der Benennung Offizierbad — die Hausoffiziere — nicht aber jene des Militairs verstanden werden, die wie es sich wohl von selbst versteht, zu der ersten Classe gehören. Das kalte Brünnel (sic) liefert eigentlich bloß das trefflichste Quellwasser zum Trinken, aber wohl schwerlich dürfte jemand, die von dem Verf. demselben zugetheilte Eigenschaft bemerken. Wohl aber kann sie dem Sauerwasser nachgerühmt werden, das von Kubra gebracht, des äußerst angenehmen Geschmacks und unbedeutenden Preises wegen, allgemein getrunken wird.

Das Schloß von Dubnitz, der gewöhnliche Aufenthalt des Grafen Illyeshazy, kann noch durch bedeutendere Merkwürdigkeit als die angegebenen, das Interesse anregen. Dahin ist zu rechnen, eine große Bibliothek, mit wichtigen Handschriften, und äußerst kostbaren Kupfern und Prachtwerken; ferner, eine Sammlung von Alterthümern an Waffen aller Art, Münzen, Geräthen, Männer- und Frauen-Schmuck, mitunter von sehr bedeutendem Werth, dabey von historischem Interesse; Pferdedecken und Reitzeuge, als Geschenke des Sultans, so wie durch Kostbarkeit bemerkenswerth; Gemählde; Mälzlische Maschinen; das neuerfundene Eulodikon; im freyen Grunde üppig wachsende Citronenbäume, und ein Lorberbaum, wie ihn nicht leicht ein Privat-Garten des nördlichen Europas aufweisen dürfte. Endlich, aber auch vorzüglich, der großherzige und geistreiche Besitzer selbst, dessen herablassendes Zuvorkommen, den Genuß aller dieser Schätze erhöht.

Die andere hier angegebene Straße von Nyitra Zsambokrett, theilt sich nicht sogleich bey diesem Ort, sondern erst bey Hornyan eine starke Stunde hinter Ban, ist auch bey weitem nicht so gut erhalten wie die zuerst angeführte, und nur mit einem Umweg von mehreren Stunden nach Trentsin führend, daher Niemand anzurathen, der nach dieser Stadt zu reisen Willens ist.

Zu Nr. 245 Reise von Preßburg über Szered, Nyitra Zsambokreth, Privitz nach Rosenberg.

Der Markt Szered liegt nur zur Hälfte in der Preßburger Gespannschaft, denn der andere Theil gehört zur Neutraer. Eine höchst besondere und wohl selten vorkommende Grenz-Verrückung fand hier statt, und veranlaßte diese Theilung, die in Administratioer Beziehung manches Unangenehme hat. In bedeutender Strecke nähmlich (von Var Sur

bis Hoßßufaln) macht die Waag die natürliche Grenze zwischen beyden Comitaten. Bey dem Markt Szered änderte sie jedoch ihren Lauf, und zog sich bis hinter das Gräflich Eßzterhazysche Schloß von Schintau, dessen übrige Bewohner ihre Wohnung verlassen, und sich auf die Anhöhe flüchten mußten. In dem nunmehr trockenen Strombette, so wie rückwärts desselben bis zum Schloß, bauten sich neue Ansiedler an, auf die jedoch die Neutraer-Gespannschaft ihre Ansprüche nicht fahren ließ, und die sie als Bewohner von Szered-Neustadt (Szered Ujvároska) zu ihren Untergebenen zählte. Hieraus ist der, auch in die meisten Geographien eingeschlichene Irrthum entstanden, das Schloß, welches schon vor Ankunft der Magyaren vorhanden war, und zur Deckung eines der wichtigeren Übergangspuncte des Flußes bestimmt, manche historisch bemerkenswerthe Schicksale erfuhr, als zu Szered gehörig anzuführen, von dem es doch eigentlich durch den Strom getrennt war, und wo nie kein Schloß stand. Der Marktflecken Schintau liegt allerdings am jenseitigen Waagufer, das hier sehr hoch und vor Überschwemmung gesichert ist, hat aber kein Schloß auf seinem neuen (auch schon ein paar hundert Jahre zählenden) Standpunct.

Den vollen, wahrhaft bezaubernden Anblick der Stadt Neutra, gewinnt man erst von Könyöck, wo die letzte Anhöhe erstiegen ist, und sich die ganze in die Länge gezogene Stadt, mit dem majestätischen Piaristenkloster: imposantem Comitatshaus, und wunderbar aus der Ebene einsam aufstrebenden Felskoloß, der das befestigte bischöfliche Schloß trägt, von der schlängelnden Neutra umspült, auf grünen Wiesen darstellt, im Hintergrunde von dem gewaltigen doppelt gehörnten Zobor überragt, dessen Nahme, an die Auflösung des von dem welthistorischen Swatoplut gegründeten Groß-Mährischen Reiches erinnert. Unstreitig ist dieser Punct der schönste und einladendste für den Fremden, zum Besuche einer Stadt, in der er nur dann seine Erwartungen erfüllt sehen wird, wenn er mit den Ereignissen bekannt ist, deren Schauplatz sie einst gewesen. Sonst aber möge er hier, wo sich der Weg scheidet, einige Augenblicke verweilen, sich ganz dem Eindruck, die eine weit sich zu seinen Füßen hinziehende, reitzende, alle seine Forderungen überbiethende Landschaft hervorbringt, hingeben, und dann auf der angegebenen Straße fortziehend, dem Ziele seiner Bestimmung entgegeneilen.

Das große Gebäude auf etwa dreyviertheil Höhe des Berges Zobor, diente einst Benediktinern zum Aufenthalt, und war einer jener wenigen Orte, wo die gerichtliche Feuerprobe vorgenommen werden durfte. Nachdem die Mönche bey Annäherung der Hussiten entflohen, und das Kloster zerstört war, blieb es lang verödet, bis es durch einen Neutraer-Bischof hergestellt, schweigsame Camaldulenser zu Bewohnern erhielt. Kaiser Joseph II. hieß die Anachoreten ihre Einsamkeit verlassen, verdammte aber auch mit diesem Befehl das Gebäude zur Zerstörung, in der Menschenhände mit dem Zahn der Zeit, wetteifernd einander zuvorzukommen bemüht sind.

Übrigens haben wir nur noch zu bemerken, daß der hier angegebene Straßenzug eben derjenige sey, den wir bey Nr. 243 allen Reisenden, als viel besser und kürzer, dabey alle Berge ausweichend, empfohlen haben.

Zu Nr. 247 Poststraße von Preßburg nach Brünn.

Stampfen ist nicht dem Fürsten, sondern den Grafen Palffy von der anderen Linie gehörig, und auch ihr gewöhnlicher Sommer-Aufenthalt. Das ober dem Markt gelegene alte Schloß Balleinsten (Borostyan-Kö buchstäblich Epheu Stein, Eppenstein?) ist nicht zu verwechseln — wie hier geschieht — mit Blasen-Stein, Detrekö, welches ein paar Stunden nördlicher gesucht werden muß, und wo auch die Tropfsteinhöhle sich befindet. Das neuere Schloß von Stampfen, ist ein großes Viereck, in dessen anstoßendem Park man oft das Vergnügen haben kann, ganze Rudel Hirsche zu sehen. Kamenni Mlin heißt Steinmühle, und ist kein Dorf, sondern eine allein stehende Mühle, zu dem benachbarten Zankendorf (Csötörtök) gehörig.

Malaczka ist ein Eigenthum des Fürsten Palffy, allein von den 12 Quadratmeilen Ausdehnung der gleichnahmigen Herrschaft, dürfte viel abzurechnen kommen. Der Flugsand deckt hier bereits große Strecken, und fällt auch dem Reisenden lästig, obwohl noch bey weitem mehr, im Verfolg des Weges.

In Groß Schützen erhält sich noch eine Colonie Habaner, d. i. Nachkommen der Mährischen Brüder, die aber noch unter Maria Theresia, sämmtlich den katholischen Glauben angenommen haben, also nur uneigentlich, unter letzteren Nahmen angeführt werden können. Übrigens halten sie noch fest an ihrer Sprache (einem Gemenge von allen deutschen Dialekten) an ihren Sitten, Gewohnheiten, abgesonderten Wohnungen, und eigenthümlicher Bauart, heirathen auch nicht leicht außer ihrer Gemeinde. In St. Johann ist die Poststation, aber wie der Verfasser mit Berücksichtigung der Überschrift dieser Reiseroute, selbe über Sassin und Egbell angeben konnte, ist schwer zu begreifen. Die Poststraße geht von St. Johann stets paralell mit der March, über Kuti und Koptcsan nach Holics, zum Theil

auf einem äußerst kostspieligen Damm in einer sumpfigen Gegend, der über 20 Brücken zum Durchlaß der Wässer zählt. Dagegen kann man zwar allerdings auch über Sassin nach Holics gelangen, aber mit einem Umweg, und auf einer wegen des tiefen Sandes, äußerst beschwerlicher Seitenstraße. Nach Egbell gelangt man dagegen auf keinen Fall, es mag nun die eine oder die andere Richtung eingeschlagen werden. In dieser ganzen Gegend, gehört der Hanf zu den nahmhafteren Erträgniß-Artikeln, weil er in dem Sandboden vortreflich geräth, und deshalb von den nachbarlichen Österreichern und Mährern sehr gesucht wird. Zur Zeit der Reife, kommen sie herüber, und kaufen ganze Felder nach dem Joch, wogegen das Ausraufen und Fortbringen dann ihre Sorge ist. Sehr üppig wachsen in dem Flugsand auch die Föhren, beynahe die einzige Holzgattung mit untermischten Birken, die man auf große Strecken antrifft.

Die Wallfahrtskirche zu Sassin, gehört unter die ausgezeichneteren Werke dieser Art weit umher, aber das anstoßende Pauliner Kloster, beherberget nur mehr den Pfarrer mit seinen Gehülfen, da der Orden bereits unter Kaiser Joseph II. erloschen ist. Die Cattun-Fabrik des Herrn von Puthon beschäftiget viele Menschen, und verdient alle Beachtung, sowohl wegen der Schönheit ihrer Fabrikate, als wegen der Vervollkommnung der mancherley Maschinen, mit denen gearbeitet wird.

Der große Marktfleck Holics ist der Hauptort der gleichnahmigen k. k. Familien-Herrschaft und trägt das Gepräge seines erhabenen Erwerbers, in allen seinen, das Lustschloß umgebenden Gebäuden. Die Einrichtung des Schlosses ist noch im ältern Geschmack, aber in Bezug auf die hohen Herrscher, die nun seit länger als einem halben Jahrhundert, bald längeren bald kürzeren Aufenthalt hier nahmen, aller Aufmerksamkeit werth. Statistisch wichtig bleibt Holits stets in der Hinsicht, daß die ersten Anfänge zur veredelten Schafzucht in der Monarchie hier gelegt, und dieser wichtige Industriezweig dann weiter, von hieraus verbreitet wurde. Nebst den herrlichen, im größten Maßstab behandelten Ökonomie-Anstalten, verdient auch noch der Ententeich besondere Erwähnung, da auf selben mittelst einer sinnreichen Vorrichtung jeden Herbst, mehrere Tausend Wild-Enten (einmahl sogar 18,000 Stück) gefangen werden. Das Gestütt, welches früher die k. k. Hofwägen zu versehen bestimmt war, nunmehr aber durch Herbeyschaffung englischer Pferde mehr auf einen leichteren Schlag hinarbeitet, befindet sich nicht zu Holits, sondern eine starke halbe Stunde davon zu Koptsan. Nebst den schönen Pferden ist auch die Bedachung des im Viereck erbauten wahrhaft kaiserlichen Gestütthofes, aller Berücksichtigung werth, da sie ohne ein einziges Stückchen Holz bewerkstelliget ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

(Beschluß.)

Keinen viel geringeren geschichtlichen Verstoß, als die obgenannten, läßt sich indeß auch der vielgerühmte Eichhorn in seiner Weltgeschichte (Wien 1820 bey Härter) gerade bey diesem Zeitpuncte, in Hinsicht des weltbekannten Fenstersturzes, zu Schulden kommen. Nach seiner durchaus falschen Angabe, setzte sich Thurn an die Spitze der böhmischen Bauern, drang mit ihnen in die böhmische Kanzley zu Prag und ließ durch sie, die Räthe aus dem Fenster stürzen. Jene, die da herabgestürzt wurden, waren die Statthalter und nicht die Räthe; jene, dieselbe herabstürzten, waren die vornehmsten Reichsbaronen, und die Bauern hatten an all' diesen Unruhen so wenig Antheil, daß sie nur gezwungen, der ständischen Armee folgten, ja im Taborer Kreise, der Mißhandlungen dieser Truppen müde, sich zu Tausenden, für Ferdinanden, gegen Friedrich von der Pfalz versammelten und mit Mühe nur beruhigt wurden.

Da will ferner eine ausländische Zeitschrift wissen, zu Wien und Prag gebe es keinen Theologen, der es in seiner Wissenschaft weiter brächte, ein Beweis, daß der Referent weder Wien noch Prag kennen mag; dort wundert sich eine andere, daß bey so viel Humanitätslehreren im Kaiserstaate, gar nichts von Belang gedruckt erscheine, als ob das Vielschreiben ein Beweis besonderer Gelehrsamkeit wäre. Ja eine dritte (die Jenaer Literaturzeitung im Ergänzungsblatt Nr. 27. 1820) versetzt geradezu, auf eine bald nach ihrer Geburt im Herrn entschlafene böhmische Gymnasial-Zeitschrift gestützt, die österreichischen Lehrer und Schulen, auf die niedrigste Stufe der Bildung, als ob die vielleicht mißlungenen Aufsätze der ersten eilf Mitarbeiter, die Summe der Kenntnisse der äußerst zahlreichen Lehrindividuen der Monarchie und zugleich das genaue Bild unsrer Schulverfassungen darstellte!? Eine vierte endlich ist so gütig (Morgenblatt 1823 Literaturblatt Nr. 4.) über Breymayrs Verfassung der k. k. österreichischen Armee zu bemerken, der Styl sey für einen Österreicher ganz gut, als ob die Stylistiker nur in Preußen oder Sachsen geboren würden, in andern Provinzen aber sich niemand auf diese schriftstellerische Stufe (die Gebildeten der deutschen Provinzen sind sich wohl in der Sprache überall gleich) aufzuschwingen vermöchte.

Wenn nun sogar Goethe bey den Gymnasialprüfungen zu Eger gegenwärtig, unverhohlen seine Verwunderung äußerte, nicht vermuthete Gegenstände, wie er gar nicht erwartet, behandelt zu sehen; so ist es wohl klar, daß nicht bloß der Pöbel Deutschlands die schiefesten Begriffe vom österreichischen Staate überhaupt und von Böhmen insbesondere hege, und daß

selbst Deutschlands Gelehrten vieles, was da vorgeht, wahrhaft ein böhmisches Dorf ist. Denn was den Pöbel betrifft; so heben sich die wechselseitigen Verunglimpfungen leicht auf.

Allein die seynwollenden Gelehrten Deutschlands sollten dießfalls besser unterrichtet seyn, um nicht mit demselben vornehmen Mitleid auf die Bewohner der österreichischen Monarchie herabzusehen, das ihnen an den Franzosen, in Bezug auf sich, so unerträglich ist Sie gerathen in denselben Fehler und während, wie Rabener klagt, die Franzosen den Rhein für die Gränze alles Witzes und Verstandes halten; mag manchem Deutschen, das Erz- und Riesengebirge, die Gränze des menschlichen Wissens scheinen und er die Donau bey Wien und dieselbe Elbe, die bey dem deutschen Florenz vorbeyfließt, in Böhmen geboren, mit Schiller für wahre Wässer des schlechten Geschmackes halten. — Aus allen diesen ziehe ich nun folgende drey sich gern bey deutschen Gelehrten äußernde Gebrechen zur gefälligen Beherzigung hervor:

1. Auffallend ist die geringe Kenntniß des österreichischen Staats überhaupt und Böhmens insbesondere. Die in Schriften jeder Gattung wünschenswerthe Genauigkeit, ist, wenn sie hinsichtlich der Geschichte und Geographie Böhmens nicht beachtet wird, vollends gar selten. Böhmen, schon in geographischer Hinsicht auf seine Lage, in geognostischer, als Sammelplatz alles dessen, was an Mineralien in der ganzen Welt zerstreut ist, höchst merkwürdig, war das älteste deutsche Königreich, das vornehmste deutsche Churfürstenthum. Seine Herrscher bestiegen theils selbst den deutschen Kaiserthron und befestigten ihn theils in den mißlichsten Umständen Heinrichs IV., Friedrichs des I. und II. Das Grundgesetz des ehemahligen deutschen Reichs, die goldene Bulle, verfaßte ein Böhme und fast nicht eine bedeutende Staatsangelegenheit ging ohne der Böhmen Zuthun vor sich. Böhmens Eingeborne fochten im 15. Jahrhunderte, gleich den Schweitzern (was übrigens der Gipfel ihrer Ehre eben nicht ist) in allen Theilen Europas, unter den Fahnen jedes werbenden Fürsten; selbstständig aber in Italien, Preußen, Ungarn und Pohlen. Vor und unter Georg Podiebrad endlich wirkten sie Wunder der Tapferkeit, die das Glänzendste, was das alte Griechenland und die Schweitz leistete, beynahe überbiethen.

Zwey Mahl, im 15. und 17. Jahrhunderte, erschütterten sie halb Europa. Vieler deutschen Universitäten Mutter ist die zu Prag. Die Schulen im übrigen Lande waren im 16. und 17. Jahrhunderte, Muster der meisten europäischen und Comenius erschien aus Böhmen, um die Schulen von England und Schweden zu organisiren. Ja, die Deutschen selbst verdanken ihnen Handelskenntnisse und den Bergbau, während die Böhmen nicht ihnen, wie man vielleicht glaubt, ihre Cultur verdanken; (??) denn lesen und schreiben lehrten sie die griechischen Mönche Cyrill und Methudius, ihre Bekehrer (?) und außer ihnen, schon nach dem Italienischen, calamajo, ein Dintenfaß, inchiostro, die Dinte, welche man wenig verändert, im Böhmischen findet, die Italiener.

Die Landessprache war unter Rudolph II. in der höchsten Blüthe literärischer Herrlichkeit, wo die Franzosen noch einen jetzt durchaus veralteten Vortrag hatten und die Deutschen ein barbarisches Gemisch redeten und schrieben. Preußens Hauptstadt gründete Böhmens Przemisl Ottokar II. und die Meißner welche Jean Paul die kreisausschreibenden Fürsten der deutschen Sprache nennt, waren eben so wie die Brandenburger, lange Zeit böhmische Unterthanen. Slawen bewohnten diese Länder, deren Andenken selbst der Büchermarkt der Welt; Leipzig, im Nahmen (Lipsko, ein Lindenhain) trägt. Dasselbe Leipzig, Böhmens Fabrikate, nach Zeitungsberichten, oft den englischen gleichstellend, mitunter wohl gar vorziehend, zeigt wenigstens der Welt, was wir in Kunstfertigkeiten vermögen, wenn man uns gleich sonstige Bildung abzusprechen geneigt wäre; denn diese, dann unsre Schulverfassung und sonstige, hier vorwaltende österreichische Einrichtungen, der jetzigen Zeit zu rühmen, hieße jetzt lebende, ausgezeichnete Männer und die Regierung, ins Angesicht loben, was der Bescheidene nie verträgt und der fremdes Verdienst innig Würdigende, nicht leicht thut.

Wenn übrigens in den dickbesagten Zeitschriften und auch eigentlichen Lehrbüchern, Huß (leider! hat sein ultraböhmischer Nationalhaß gegen die Deutschen, nebenher den Hussitenkrieg herbeygeführt) Hänke in Amerika, Sieber der Naturkündige und andere, als Deutsche genannt werden; so gibt das den Böhmen den Trost, daß, wenn Deutschland sich selbe aneignet sich damit brüstet, ihr Vaterland als eine Mutter von Kindern anerkannt wird, welche, wenn sie sich mit ihnen eben nicht breit macht, sie nicht ausschließlich für sich reklamirt, sie gleichwohl erzeugt, genährt, gelehrt hat.

2. Eine solche Sprache, wie die böhmische, zu lernen, kann allerdings einem Nichtböhmen nicht zugemuthet werden. Das aber kann man wohl wünschen, es möchte der Deutsche, der überall eine so religiöse Scheu gegen die Verstümmlung französischer, englischer, ja indischer, chinesischer Nahmen an den Tag legt, sich selbe nicht gegen seine, im deutschen Bunde mitbegriffene Nachbarn, die Böhmen erlauben, und wenn er es ja noch fernerhin thut, wenigstens andere, z. B. die Franzosen, nicht gar so lächerlich finden, wenn sich diese ähnlichen Frevel an deutschen Nahmen zu Schulden kommen lassen. So finde ich im Bemerker des Gesellschafters 1824, als Beylage zum 122. Blatte Nr. 18, daß man es dem Schauspieldirector Picard zu Paris sehr hoch anrechnet, daß er den Wallenstein, Walstein, Otto von Wittelsbach, Witesbask nennt, das Stück: Reue versöhnt, als: Reue versöimt, betitelt, daß die Römer (Litter. zum Moegenblatt 1824 Nr. 62) Deutschverderber genannt werden. Klingt es aber besser, wenn Khevenmüller, der gräßlichste aller Wortverstümmler, in seinen annales Ferdinandei, Wohubud und Busubut Statt Bohabud, Glotta Statt Klattau, Freyherr Würben Statt Wrbna, Wradislau Statt Wratislaw setzt? Ihn aber (man übergeht die täglich im Umgange vorkommenden Herrlichkeiten der Art) benützte der große Schiller und bis-

dete nach ihm aus Trezka (sprich Trischka ohne daß man ein eingeschobenes e oder s höre) einen Terzky. Ja von diesen, für eine deutsche Sprache mitunter unaussprechbaren Nahmen, kömmt eben das Sprichwort her: Das sind mir böhmische Dörfer.

Wer sollte es dagegen glauben, hätten diese alte Erfahrung nicht abermahl in der neuesten Zeit die gefangenen Franzosen und die kantonirenden italienischen Regimenter bewiesen, daß diese Nationen viel schneller und leichter und lange nicht so verstümmelt als das Deutsche, das Böhmische erlernen? Indeß sind die Deutschen anderweitig wohl auch bisweilen so gerecht, ihre eigenen Gebrechen in fremden Sprachen zu erkennen und entweder im Morgenblatt 1823 Nr. 287 den Bericht der Maria Holderneß aufzunehmen, daß man in der Krimm, wo selbst die Bedienten bis 5 Sprachen kennen, die deutschen Colonisten für unfähig hält, eine andere, als ihre eigene Sprache zu erlernen und daß sie für die mindest kultivirten Bewohner des Landes gelten; oder gar spottweise im Litter. des Morgenblatts 1824 Nr. 5 einen deutschen Professor anzuführen, der sich in einer französischen Rede mit folgenden Wunderdingen hören läßt: La medavisique, je bense pien, doutes les pelles joses, gue, exbrimer, abrendre, gommenzerons che fi, Statt: la metaphysique, je pense bien, toutes les belles choses, que, exprimer, apprendre, commencerons, j'ai vu, was von dem Ohre eines Franzosen, oder der Sprache kundigen Italieners und Slaven (Böhmen, Pohlen, Russen, Kroaten etc.) vernommen, den Hörenden allerdings das Haar sträubt und die Haut schaudern macht.

Und nun komme ich auf ein Hauptübel im Schreiben, auch mitunter im Sprechen, das dem Deutschen (ich kannte deren vom Rhein, der Donau, der Spree, damit behaftet) gleichsam angeboren ist, und das hie und da auch wahrhaft Gebildeten entstolpert d. i. die Verwechslung des d t b p f v u. s. w. Daher kömmt es, das man mitunter den Fluß Thonau, die Stadt Dorgau, das atlandische Meer (Abendzeitung 1824 Nr. Nr. 2 16 S. 19) invita aetas Statt invida aetas, paaren Statt baaren, packen Statt backen, verleiten Statt verleiden, Thumherrn (von il domo, le dome, domus, folglich Domherr) gedruckt findet; daß mancher den übelreichenden Unterschied zwischen pedo und peto übersieht, Statt eines Mantels eine Mandel trägt; ja daß man bis jetzt noch nicht genau entschieden hat, ob man Deutschland oder Teutschland zu schreiben habe?

Haben sich übrigens selbst die Fürsten der deutschen Dichtkunst nicht daran gestoßen z. B. Banden und Gesandten, Zauberworten und Morden, ausgebadet und bratet, zu reimen, was der Slawe, Franzose und Italiener in seiner Sprache nie wagen dürfte, so wird man es natürlich finden, daß niemand geplagter ist, als ein Lehrer deutscher Kinder mit unzarten Ohren, bey denen es Noth thäte, Alles verkehrt aussprechend zu dictiren, damit sie es ortographisch schreiben, und daher theus, bensum, phellum auszusprechen, wenn man deus, pensum, bellum haben will.

Indem ich endlich Scherzes halber folgende zur Einsicht erhaltene Originaladdresse vorlege: An J. Kervaß, Brofesr der Kramadik bey den Battern Vieristen im Khonsent zu Niglspurk; (J. Gerwas, Professor der Grammatik bey den Patern Piaristen, im Konvent zu Nikolsburg) dann an die Anecdote, daß ein Maurer den Nahmen Bhilipp in erhabener Arbeit mit Gyps angesetzt und dieses weichen B. halber gescholten, erwiederte: Das thut nichts, bis Abends wird es schon hart werden (Abendzeitung 1824 Nr. 20) erinnere; so schließe ich mit der Vermuthung, daß die deutschen Lehrer wohl selbst den Grund dazu durch die Benennung, weiches und hartes D oder B. legen. Sie sollten, ohne diesen technischen Ausdruck hören zu lassen, als wodurch das Kind veranlaßt wird, b und p, d und t für denselben, weich oder hart auszusprechenden Buchstaben zu halten, selbes streng als zwey ganz verschiedene Buchstaben angeben, indem sie selbe scharf betonend, im Munde selbst, ohne Definition unterschieden; dann mit dem Wunsche, es möchten die deutschen, so gründlichen Gelehrten, auch in Bezug auf slawische Sprachen, wenigstens für den dringendsten Bedarf, und um nicht lächerliche Blößen zu geben, ihren unermüdeten Forschungsgeist und eisernen Fleiß bewähren. Wie würden dann nicht von den Begräbnissen der alten Deutschen bey Naumburg, zu Rothelethe, Radelethe (offenbar ein verdorbener slawischer Nahme) und ihrer koschila, oder Mantel hören; (koschila oder koschile, ein rein slawisches Wort, heißt Hemd, nicht Mantel) sondern unterstützt von der nöthigen Sprachkenntniß, manchen gründlichen Aufschluß über die ehemahl slawischen, jetzt deutschen Länder am rechten Ufer der Elbe bis ans Meer (Theile von Sachsen, Brandenburg, Lausitz, Pommern d. i. das Land am Meer, Lauenburg bis Hamburg, einst Polabien d. i. das Land an der Elbe, Rügen, wo — Abendzeitung 1824 Nr. 16 — Hertha weniger als die slawischen Gottheiten herrschte u. s. w.) und zum Theil auch am linken, durch das Aufsuchen der vorhandenen slawischen Reste erzielen.

Kein Campe (Reise von Braunschweig nach Carlsbad. Ein Mann übrigens, der Böhmen vielleicht nur zu viel lobt) würde einen Poetsgaller, was fast an Portugall mahnt, sondern einen Podskaler d. i. einen unterm Felsen gewachsenen Wein bey uns trinken. Kein Chletas würde in einer der viel belobten Zeitschriften, in den russischen Nahmen Petrowitsch (der petersche) Paulowitsch (der paulische d. i. Pauls Sohn) das witsch für Sohn ausgeben, da es nur der adjectival-Ausgang ist.

Roller in seiner Weltgeschichte und andere, würden keinen Herzog Bogisla (Kriegsruhm) in Pommern, keinen Wladisla (Ruhmeslenker) Wratisla (Ruhmesrückkehr) u. d. gl. in Böhmen und Pohlen finden, sondern einsehen, daß diese lateinisch gemachten Nahmen als Bogislaus, Wladislaus, Wratislaus, nicht etwa wie Josephus, Albertus, durch die bloße Wegweisung des us deutsch gemacht werden dürfen, indem dieses u nur ein in u verwandeltes v ist, wie im altdeutschen vf Statt auf oder af und dieses v nothwendig zu Bogislav, (sprich Bojislav) Wladislav u. s. w. gehöre.

Endlich würden wir im gemeinen Leben nichts von mischenzker oder maschanzker Äpfeln hören, womit man die borsdorfer Äpfel bezeichnet, als welche aus Meißen (missensko, sprich mischensko) nach Böhmen verpflanzt, und vom Böhmen Meiß-

ner-Äpfel genannt, auch in mancher deutschen Provinz diesen verstümmelten Nahmen erhalten haben.

3. Derselben oft lächerlichen Blößen wegen, sollte kein Protestant und kein oberflächlich unterrichteter Katholik über katholische Gebräuche schreiben, wenn er sich nicht zuvor an Schiller gespiegelt, der in seinem Gang in den Eisenhammer, als Protestant, so richtig alles angibt, als hätte er sein Lebelang am Altare als Meßknabe gedient.

Wie übel nimmt es sich dagegen aus, dicke Bände über römischen und griechischen Gottesdienst gelernt zu haben und den der Katholiken gar nicht zu kennen! Wie übel, wenn ein prätentiöser Reisender in einem Orte, Nachmittags (!) der Messe beygewohnt zu haben, angibt; wenn Kramer in einem seiner Romane uns einen Franziskanerabt (dieser Titel ist bey den Franziskanern unerhört) im Sammtkleide (nie trugen und tragen sie etwas anderes als sehr grobe Kutten) vorführt.

„So heißt es in Kotzebues Geschichte von Preußen:" Die erste Messe sang der Kaiser Sigmund zu Kostnitz im priesterlichen Schmucke. — Das ging wahrhaftig nicht an. Es war das erste Weihnachtsfest, wo man 3 Messen liest und der Papst hielt die erste, wobey Sigmund, mittelst eines den deutschen Kaiser eigenen Privilegiums als Diakon bloß das Evangelium: Es erging ein Decret von Kaiser August u. s. w. absang. Um Messe zu lesen, hätte er unnachläßlich ein Priester seyn müssen.

In der Abendzeitung 1823 Nr. 7 S. 35 finden wir unter den Gefäßen zur Vertheilung des Abendmahls, auch Monstranzen genannt. Schon der Name, von monstrare, zeigen, deutet auf bloßes Vorzeigen des h. Altarssakramentes, die Form, daß es zu dessen Auslvendung unmöglich verwendet werden könne, der Gebrauch, daß es wirklich nie geschehe.

Im Kunstblatt des Morgenblatts Nr. 41. 1824 heißt es: Aus der Benennung Frate oder Fra Giocondo lasse es sich nicht entscheiden, ob dieser Künstler zu einem Orden gehört, oder nur Weltpriester gewesen? Er bediente sich des Kleides eines Weltgeistlichen, daher seine eigentliche Würde nicht bestimmt werden kann. Sehr irrig! Gerade der Beysatz Fra oder Frate bestimmt klar, was er gewesen, nähmlich ein Ordensmann. Weltgeistliche gehen in der Hierarchie, im Range allen Orden vor und heißen nie Frati, Fratres, Brüder; sondern man nennt sie patres, oder Priester, oder bloß bey ihren sonstigen Amtsverhältnissen, oder bloß bey ihren Familiennahmen, und zwar in allen Ländern der Christenheit, in Italien und Spanien wohl auch Don. Ist der Priester ein Ordensmann, so heißt er eben auch pater nur in einigen Orden unterschreibt er sich Frater Pater, zum Zeichen seiner Brüderschaft mit den Laibrüdern, die bloß Fratres sind. Hat sich Fra Giocondo wie ein Weltgeistlicher gekleidet; so war er saecularisirt, oder that es aus Mißbrauch und mit Nachsicht der Obern. Daß er ein Klostermann war, zeigt dieses Fra unbezweifelbar; ob er aber ein Priester oder Laibruder gewesen? das läßt sich daraus nicht abnehmen und müßte anderweitig ergründet werden.

In der Anmerkung daselbst S. 163 wird erinnert, daß bekanntlich die Dominikaner 2 große Kaputzen, die Franziskaner aber nur eine kleine tragen; wogegen (die Beweise wandeln vor unsern Augen und sind in allen diesfälligen Büchern zu finden) bloß zu erwiedern kömmt, daß dieses bekanntlich nicht wahr ist. So heißt es im Gesellschafter 1823 Nr. 10. Der Erzbischof von Gnesen und folglich Kardinal u. s. w. Daß jemand Erzbischof ist, zieht keineswegs das folglich nach sich, daß er auch Kardinal ist.

Eine der abgeschmacktesten Erzählungen dieser Art, endlich kömmt in einer der deutschen Zeitschriften in Bezug auf die Liguorianer zu Wien vor. Es wird berichtet: Es hätten sich diese Geistlichen am Frohnleichnamsfeste aus Ehrgeitz mit einem Skapulier eingefunden und der die Aufsicht führende Weltgeistliche hätte sie genöthigt, es abzulegen!! Somit hält der Referent das Skapulier für ein Zeichen hoher geistlicher Würde. Das ist aber nicht der Fall. Das Skapulier, ein Andenken an die ehemahligen Handarbeiten der Klosterbrüder, tragen nur die eigentlichen Mönchsorden, von regulirten Chorherrn, die Prämonstratenser. Die Weltgeistlichen legten und legen es nie an und folglich ebenso wenig die Liguorianer, welche regulirte (beysammen wohnende) Weltpriester sind.

Doch ich ende. Habe ich mich in diesem Aufsatze, fern von den mitunter groben Schmähungen litterarischer Klopffechter einer ruhigen Darstellungsart beflissen, die sich höchstens hie und da von dem horazischen: Difficile est satyram non dicere — verleiten ließ, habe ich den rühmlichen Fleiß der deutschen Gelehrten, auch auf leicht zu vermeidende Dinge aufmerksam gemacht, habe ich erinnert, wie mancher Gewinn für die Geschichte der ehemahl slawischen Länder Deutschlands erzielt? wie mancher Übelstand in der eigenen Sprache gehoben werden könnte? habe ich durch die Hindeutung, daß der österreichische Staat überhaupt und Böhmen insbesondere, den Vergleich mit dem übrigen Deutschland im Ganzen nicht zu scheuen haben, daß nur die gänzliche Unbekanntschaft mit der Literatur und den Literatoren derselben, übereilte Urtheile erzeugt, das viele Vorzügliche völlig ignorirt, die hie und da sich zeigenden Blößen, deren es wahrlich auch im Ausland nicht wenige gibt, mit gehässiger Übertreibung aufdeckt, daß schülerhafte Correspondenzler aus dem Inland, häufig erbärmlichen Quark als unsre beste Blüthe preisen und das laudo ut laudes, facio ut laudes, laudo ut facias, in ein widerwärtiges System gebracht haben, wodurch freylich das Ausland manche seltsame Begriffe bekommen muß, so habe ich auf der einen und auf der andern Seite nur eine Pflicht der Gerechtigkeit und Wahrheit geübt und jeder, ächt vaterländisch Gesinnte sollte sich gleichfalls ein eignes Geschäft daraus machen, derley Irrthümer zu berichtigen und solche lichtscheue Umtriebe ans Licht zu ziehen.

Joseph Schön.

Ein merkwürdiges englisches Buch über Boxkunst.

Da wir Deutsche unsern Stammverwandten, den neuern Engländern, bekanntlich in so vielen Puncten den Vorrang lassen müssen, so wird es sicherlich Niemanden auffallen, wenn dieses auch in einem Zweige der Nationalbildung der Fall ist, dessen Wichtigkeit bey uns vielleicht nur nicht recht eingesehen wird, nähmlich in der Übung der Körperkraft. Während in einem Theile Deutschlands das Turnwesen als Kunst kaum

kein nothdürftiges Auskommen hat finden können, haben die Engländer einen Zweig desselben, das Ringen oder Boxen, zur wirklichen Wissenschaft erhoben. Freylich bedürfen die Kandidaten dieser Wissenschaft ganz anderer Eigenschaften und Fähigkeiten als es in der Regel bey Kandidaten der Fall ist; allein dieß ändert wenig oder gar nichts an der Sache, sobald der Beweis von dem wissenschaftlichen Betriebe des Boxens geführt ist. Dieß denke ich hinreichend zu thun, indem ich die Ankündigung eines neuen classischen Werkes aus diesem Fache, so viel möglich wörtlich übersetzt, hier mittheile. Eines Commentars wird dieses Actenstück schwerlich bedürfen.

„Neue Ausgabe, nunmehr in wochentlichen Nummern, zu 6 Pence jede, mit einer Fortsetzung bis auf die gegenwärtige Zeit herab, von: Boxiana; oder Skizzen des antiken und modernen Pugilism; einschließend jede Großthat von den Tagen des Figg und Broughton bis herab auf die gegenwärtige Zeit; mit biographischen Memoiren aller Boxer, Details über ihr Alter, Gewicht und ihre Eigenheiten, ihren Fechtstyl und Charakter; einen vollständigen Box-Kalender und ein Auskunftbuch bildend. Verschönert durch Original-Porträte und untermengt mit einer großen Abwechslung charakteristischer, bisher nicht bekannt gemachter Anecdoten; begleitet mit Bemerkungen über das Emporkommen und den Fall der modernen Pugilisten, so wie über die Einführung neuer Boxer. Gleichfalls einige interessante Argumente für die Nützlichkeit der Selbstvertheidigungs-Kunst. In einem nationalen Gesichtspuncte. Von Pierce Egan."

„Der erste Band dieses Werkes (dem Capitän Barclay dedicirt) enthält alle Gefechte und Anecdoten, den wissenschaftlichen Pugilism betreffend, von Figg und Broughton bis zur Periode von Cribb's Championschaft, mit einer Einleitung über den Ursprung, das Emporkommen und Fortschreiten des Pugilism in England. Preis 12 Schilling. Mit Porträten von Figg, Broughton, Stevenson, Paddington Jones, Slack, Bourke, Humphries, Gully, Taylor, Jem Belcher, Pearce (the Game chicken), Mendoza, John Jackson, Caleb Baldwin, Wood, Dutch Sam, Buckhorse Smith, T. Belcher, Gregson, Fosbrook, Warr, Joe Ward, Gibbons, Richmond, Molyneux, Power, Lancaster und Cribb, ein schönes Porträt in ganzer Figur; der Kampf (the set-to) zwischen Broughton und Slack, nach einem Originalgemählde im Besitze des T. Belcher; ein Kampf (a sparring Match) zu Fives Court; eine Vorstellung des Gefechtes zwischen Humphries und Mendoza; do. zwischen Johnson und Perrins; do. zwischen Cribb und Molyneux mit einem schönen Kupferstich des zierlichen silbernen Bechers, der dem Cribb für die Gewinnung der Championschaft zum Geschenk gemacht wurde".

„Der zweyte (dem Grafen von Yarmouth zugeeignete) Band enthält alle Kämpfe und Anecdoten von Cribb's Championschaft bis zum ersten Gefechte zwischen Painter und Spring; mit einer Einleitung über das Alter des Pugilism, und den Gebrauch des Cästus in den Gefechten der Alten, in Gegensatz gestellt mit der Periode des Figg und Broughton, der wissenschaftlichen Zeit des Mendoza, und dem verbesserten tactischen System, wie es heutigen Tages von Jackson verherrlicht wird. Die Vortheile der Handschuhe, so betrachtet, wie sie zu Fives Court angewendet werden; mit einer Abhandlung über den Ursprung und die nationale Nützlichkeit des Pugilisten-Clubbs. Preis 14 Schilling. Mit schön gestochenen Porträten von Ned Painter, Harry Harmer, Ned Turner, Tom Owen, Jack Scroggins und Jack Randall; von Hopwood nach Originalgemählden."

„Der dritte Band, welcher dem Marquis von Worchester zugeeignet ist, enthält, als Zugabe zu den Verdiensten der alten und neuen Boxerschulen, mit ihren eigenthümlichen Zügen, Bemerkungen über das Wiedererscheinen Mendoza's und Owen's in den Schranken. Die Abnahme und der Fall des Scroggins. Die herrlichen Talente Randall's und sein Ellmar-Turner's Praxis in dem Kanzlerhof (Court of Chancery) Des irländischen Champions Besuch in England. Sein Sieg über Oliver und seine Ritterschaft. Donnelly's Rückkehr nach Irland. Sein Tod am Branntweinfieber, (Whiskey fever). Epitaphien, philosophische Reden, klägliche Balladen, Elegien rc. auf dieses traurige Ereigniß. Der Sturz des Helden aus Lancashire. Das Emporkommen des Spring. Bob, der Riese, zweymahl von Shelton überwunden. Richard aus Westen. Die norfolk'schen Klöße vor Freude aus dem Topfe springend. Der herzhafte kleine Zigeuner, welcher in allen seinen Kämpfen (turn-ups) Kapern-Sauce den Gegnern gratis verschafft. Ausgedehntes Geschäft des Archiv-Aufsehers. Fleischschnitte (rump-steaks!) mit Gaslicht zubereitet. Die Ganspastete eröffnet, um alle Liebhaber des Geschmacks zu befriedigen, und der ohne Rost gebratene Speck. Der braun gewordene Myrthen-Sproße. Belcher der erste Sekundant. Cooper's elegantes Gefecht, rc. Dieser Band wird auch reich gefunden werden an Original-Anecdoten, wobey der Autor die Welt versichert, daß nicht ein Stein unumgewendet geblieben sey, um Anecdoten zu verschaffen. Gleichfalls einige neue Lieder. Preis 18 Schilling. Mit Porträten von Dan Donnelly, Tom Oliver, George Cooper, Tom Hickman, Tom Spring, Tom Shelton und George Nichols von Bristol; gestochen von Percy Roberts, nach Originalgemählden.

„Im vierten Bande (der dem Obersten Berkeley dedicirt ist) findet man alle während der Jahre 1821, 1822 und 1823 vorgefallenen Ereignisse, wobey die Fechtergeschicklichkeit der Männer entwickelt wird, ferner kurze Dissertationen über den Faustkampf, mit vielen charakteristischen Zügen und Anecdoten, die früher nicht bekannt gemacht worden sind. Das Ganze begleitet mit einer praktischen Abhandlung über die Erziehung und Bildung der Faustkämpfer, einschließlich der Methode des Capitäns Barclay, nach welcher er den Tom Cribb und sich selbst ausbildete; alles dieses in der Absicht, die Nützlichkeit der Selbstvertheidigungs-Kunst aus einem nationalen Gesichtspuncte zu befördern. Mit höchst vollendeten Abbildungen ganzer Figuren in Attitüde, von George Head, Bill. Neat, E. Davis, Jack Martin Jack Cooper, Josh Hudson, Peter Crawley und Richard Curtis, nach dem Leben gezeichnet, und in einem höhern Style von Vortrefflichkeit gestochen; von Percy Roberts. Preis 18 Schilling."

Carl Karmarsch.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 18. und Freytag den 20. May 1825.

(59 und 60)

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahre 1823.

Von Franz Petter.

(Fortsetzung).

Erdbeben. Unter die climatischen Verhältnisse von Ragusa gehört auch das Erdbeben. Aus Engels Geschichte ist bekannt, daß die Stadt Ragusa öfter mit Erdbeben heimgesucht und daß sie am 6. April 1667 dadurch fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Der größte Theil der Häuser stürzte ein und 5000 Menschen wurden lebendig unter den Trümmern begraben; nur die Festungswerke fielen wegen ihrer früher erwähnten soliden Bauart nicht ein. Am 7. August 1823 drohte der Stadt ein ähnliches Unglück. Es war 1/4 nach 5 Uhr Morgens, als ich durch eine heftige Bewegung meines Bettes aus dem Schlafe geschreckt wurde. Ich blickte auf, sah die Balken, welche die Zinnendecke tragen (Stuckadorböden sind hier selten) mit furchtbarem Geprassel aus ihren Fugen gerückt, hin und her schwanken, und ober mir und unter mir krachten Boden und Wände. Vier Stöße einer heftiger als der andere erfolgten in der Richtung von Süden nach Norden innerhalb 10 bis 12 Secunden. Die Erschütterung schien aufwärts strebend und nicht wie gewöhnlich wellenförmig zu seyn. Ich warf mich wie gewöhnlich in die Kleider, rannte zum Hause hinaus, traf überall leichenblasse Gesichter, oder bethende und sich bekreuzende Menschen. Begierig die Wirkungen am Meeresufer zu sehen, eilte ich zum Hafen, fand das Meer ruhig, den ganzen Gesichtskreis des Himmels heiter, eine allgemeine Windstille über dem Meere verbreitet; der Molo am Hafen war jedoch etwas geborsten. Als mir meine Bekannten, den ausgestandenen Schrecken erzählten, als ich bey ruhiger Gemüthsstimmung darüber nachdachte, trat das Unglück, welches uns drohte, in seiner furchtbaren Größe vor die Seele. Beynahe alle Häuser bekamen mehr oder weniger Risse, in den Mauerwänden; bey einigen öffneten sich die Fugen im Augenblicke der Erschütterung so weit, daß man eine Hand hätte durchstecken können.

Mehrere Schornsteine stürzten herab, Spiegeln und Bilder fielen von den Wänden; in dem eine Stunde südlich gelegenen Dorfe Breno fielen sogar alte Häuser zusammen, doch kostete es kein Menschenleben; die Thürme sollen sich weit außer ihrem Schwerpuncte geneigt haben. *)

Mehrere Individuen liefen in Hemden auf die Gasse; Niemand dachte daran, darüber zu lachen. Es gibt auch in der That kein besseres Rettungsmittel, als schnell möglichst das Freye zu suchen, oder wenn man das Haus nicht mehr zu verlassen Zeit hat, wenigstens unter einen Mauerbogen zu flüchten **).

*) Ich halte das, so wie auch die Behauptung vieler Anderer den Berg Sergio mit dem Fort Imperial schwanken gesehen zu haben, für eine optische Täuschung. Wer das erste Mahl zu Schiffe geht, glaubt auch, das feste Land schwanke, und wer nach einer langen Seereise das Land betritt, glaubt das Gehen verlernt zu haben. — Man behauptet auf dem Meerhorizont gegen West-Nord-West (Ponente maestro) eine schwarze Wolke gesehen zu haben, welche einige Sekunden vor dem ersteren Erdstoß mit einem fernern Kanonenschuß ähnlichen Knalle zerplatzte, und den Himmel wie ein Blitz geröthet haben soll. Fischer erzählten, daß sie während dem Erdbeben viele Fische auf die Oberfläche des Wassers kommen sahen, und daß in dem Ombaflusse eine ungewöhnliche Menge Aale gefangen worden seyen.

**) Die in Nr. 124 des Archivs 1823 über dieses Ereigniß vorkommende Nachricht ist nicht von mir, da ich nicht Ursache gehabt hätte, meinen Namen zu verschweigen. Wohl aber machte ich am folgenden Tage nach dem Erdbeben, welcher ein Posttag war, einen dem obigen ähnlichen Bericht über dieses Ereigniß, welchen ich für ein öffentliches Blatt bestimmt hatte, welcher Gebrauch vom Empfänger gemacht wurde? ist mir unbekannt. Ich hätte wenigstens die öffentliche Erscheinung desselben gewünscht; dadurch würde ich die falschen Correspondenz-Nachrichten der Triester-Kaufleute widerlegt haben, die durch sie in Deutschland verbreitet

Mit diesem Schrecken aber war es noch nicht abgethan. Es hatte sich nähmlich unter den Einwohnern der Stadt die Sage verbreitet, daß dieses Naturereigniß in einem Volkskalender Casa mia betitelt, ausdrücklich in der Witterungsanzeige mit klaren Buchstaben vorher bestimmt gewesen sey, und daß nach eben diesem Casa mia am 15. desselben Monaths, ein noch größeres Erdbeben erfolgen werde. Nun füllten sich die Kirchen, man hielt durch 3 Tage öffentliche Prozessionen, und die Furcht war so groß, daß viele Einwohner ihre Häuser in der als Festung nach dem Zapfenstreich gesperrten Stadt verließen, und in der Vorstadt, ja sogar unter freyem Himmel schliefen; aber die Vorsehung wachte und der 15. August ging ruhig vorüber, auch beruhte die ganze Prophezeihung auf einem Irrthum, da derjenige, welcher sie verbreitet hatte, schlecht buchstabiren gelernt haben muß, und statt Termo, metro, Terramoto, gelesen hatte. Am 23. desselben Monaths aber erfolgte bey ganz heiterm windstillen Himmel, und ohne alle Vorzeichen um 4 1/4 Uhr Nachmittag ein neuer, jedoch unbedeutender Erdstoß. Am 2. vergangenen Monaths November hatte in Spalato zwischen 5 und 6 Uhr Morgens eine ziemlich heftige Erschütterung statt, die aber hier nicht verspürt wurde. Am 17. des nähmlichen Monaths November um 1 Uhr nach Mitternacht hatte hier bey einem heftigen Ostwinde neuerdings ein Erdstoß statt, der zwar von unschädlichen Folgen, aber doch so heftig war, daß er die meisten meiner Bekannten erwachen machte und in Schrecken versetzte. Weil nun fast alle Jahre Erdbeben verspürt werden, so wäre es interessant, den Ursachen nachzuforschen, und doch wenigstens durch mehrere Jahre Witterungsbeobachtungen anzustellen; dazu gehören aber vor allem Andern ein paar gute Barometer. Leider kennt man dieses Instrument in Ragusa nur dem Nahmen nach. Ich besaß eines, welches mir Herr Mathias Stricker in Wien verfertigte, ich nahm aus Vorsicht vor meiner Abreise das Quecksilber heraus, aber hier versteht niemand dasselbe zu adjustiren. Daß diese wiederhohlten Erdbeben auf den Fremden einen unbehaglichen Eindruck machen, ist natürlich. Wer wird dort seine Hütte aufschlagen wollen, wo der Boden nicht sicher ist, auf dem er geht oder schläft, wo jede Gasse eine Ruine, oder einen Steinhaufen weist, der ihn daran erinnert, was (1667) geschehen ist, und was geschehen könnte!

worden sind. Höchst sonderbar und inconsequent kommt es mir vor, daß der Compilator der Triester Zeitung (die Italiener nennen sich compilatori so bescheiden sind unsere deutschen Zeitungsschreiber nicht; denn sie figuriren überall unter der französischen Firma Redacteur) noch im Monath October einen Artikel aus Ancona vom 21. Sept. aufnehmen konnte, worin es heißt: „daß das Meer auf eine Miglie weit das Ufer verlassen, daß sich ein Vulkan gebildet habe, daß das Fort-Napoleon und sehr viele Häuser ruinirt worden seyen." Eben so unwahr ist es, daß die Hitze von 31 Grad im August mali epidemici verursacht habe: Außer einigen Knaben, welche am Scharlachfieber gestorben sind, herrschte hier keine ansteckende Krankheit. Das Scharlachfieber aber soll sich hier im Sommer alle Jahre zeigen. Es ist übrigens von sehr ansteckender und gefährlicher Natur und befällt meistens Knaben; Mädchen und Erwachsene unterliegen dem Übel selten.

Auch der Wanderer hat in seinem Unterhaltungsblatte Nr. 178 seine Leser mit dieser abgeschmackten Neuigkeit unterhalten. Er citirt seinen Artikel aus Livorno und verlegt das Erdbeben vom 26. August auf den 26. September. Der Verdeutscher jenes Artikels wird jedoch gebethen, über folgendes Auskunft zu geben.

1) Wo liegt die Provinz Deutsch-Bosnien, in welcher sich der Ausbruch (?) des Erdbebens zuerst gezeigt und ein Vulkan eröffnet (?) haben soll?

2) Wie ging es zu, daß jenes Meteor, welches über die Stadt Ragusa hinfuhr und sich einen Ausweg ins Meer suchte und nach jenem Artikel das Erdbeben verursachte, dessen ungeachtet sein Entstehen in Deutsch (?) Bosnien veranlaßte.

3) Wie ging es zu, daß das erwähnte (hier aber unbekannte) Fort N poleon, einstürzte, nachdem es nur ein angelegtes Fort, also gar kein Fort war?

Anmerkung mehrerer deutschen Wahrheitsfreunde in Ragusa.

Seit einiger Zeit erregen Naturerscheinungen unterirdischer Art, auf der Insel Meleda, die Aufmerksamkeit der Gebildeten. Man vernimmt in einer Gegend dieser Insel ein, aus einer Berghöhle hervorkommendes Getöse, das einem fern verhallenden dumpfen Donner ähnlich ist und nach jedem solchen Donner ist ein Zittern der Erdoberfläche bemerkbar. Es sind mir hierüber von achtungswürdigen Personen, welche die Insel untersucht haben, Mittheilungen versprochen worden und ich werde nicht säumen, sie den Lesern dieser Blätter zur Kenntniß zu bringen.

Boden. Der Boden des ragusäischen Gebiethes hat denselben Typus, wie der Boden von dem übrigen Dalmatien und des ganzen Himmelstriches längst der Seeküste hinab, das heißt, er ist größten Theils nacktes Kalkgebirg. Nur in den Niederungen trifft man fruchtbare Thäler an, welche, so gut es jene steinigte Natur des Bodens gestattet, cultivirt sind.

Umgebungen. Weil die Stadt am Fuße eines kahlen Berges liegt, so läßt sich in voraus nichts Vortheilhaftes von den Umgebungen erwarten. Auf der einen Seite das unbegränzte Meer, auf der andern der nackte Berg, wo soll ich das Auge hinwenden, um einen heitern Ruhepunct zu finden? Der besuchteste Spaziergang ist nach Gra-

vosa, welches eine Miglie weit vor dem Pillethore liegt und nach welchem eine schöne breite, von den Franzosen hergestellte, doch nicht überall für zartbeschuhte Damen gut geebnete Straße führt. Dieser Spaziergang, so lieb er auch dem Fremden seyn muß, weil es keinen schöneren gibt, wird von den Einheimischen weit mehr gepriesen, als er es verdient, so wie denn auch die Triester ihren Hundsberg und die Wiener ihre Brühl für das Unvergleichlichste in der Welt halten. Der Weg nach Gravosa führt bergauf und bergab und zieht sich längst der Vorstadt Pille hin. — Hier hatten die Adeligen und Reichen ehemahls ihre Villen und Gärten. Die Raubgier und Wuth der im Jahre 1806 herangekommenen Montenegriner hat alles vernichtet, was menschlicher Fleiß durch Jahrhunderte hier zusammengehäuft hatte. Nicht genug, die Häuser vorher rein ausgeplündert zu haben, steckten sie zuletzt recht methodisch Haus für Haus in den Brand. So haußten Sie auch in den benachbarten Dörfern, Canali, Breno, Gravosa und Ombla.

Leergebrannt ist die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein!

Diese Verse des sinnigen Dichters lassen sich buchstäblich auf die Vorstadt Pille anwenden. Es muß ein herzzerschneidender Anblick für die unglücklichen Besitzer jener Gebäude gewesen seyn, von den Wällen der Stadt ihr Eigenthum in Flammen auflodern zu sehen. Unter wildem Jubelgeschrey schleppten die Barbaren dort einen Marmortisch, dort einen Kasten, dort einen Spiegel im Angesichte der Eigenthümer den Berg hinan, oder zertrümmerten die Sachen, wenn das Fortschaffen derselben nicht recht gehen wollte, oder wenn die Räuber zufällig eine feindliche Kugel erschreckte. Dabey wurden die armen Bewohner der Stadt und die Flüchtlinge, welche sich in selbe eingeschlossen hatten, täglich durch das Feuer aus russischem schwerem Geschütze geängstigt. Mit ungeheueren Anstrengungen hatten die Russen Mörser auf den Berg Sergio, wo jetzt das Fort Imperial steht, geschafft, aus welchen sie die Stadt täglich mit Bomben vom schwersten Caliber bewarfen, die, wo sie platzten, fürchterliches Unheil anrichteten, wie die Ruinen mehrerer Häuser noch heut zu Tage zeigen. Dieser Zustand der geängstigten Stadt dauerte bey 6 Wochen, bis endlich in den ersten Tagen des July (1806.) Molitor, der im gegenwärtigen Feldzuge der Erste die Fahne seines Königs auf Spaniens Boden gepflanzt hat, von Zara zum Entsatz heranrückte, und mit 800 Mann eine mehr, als zehn Mahl größere Anzahl Montenegriner nach Hause trieb, indem er dieselben durch verschiedene Märsche so zu täuschen wußte, daß sie glaubten, seine Schaar sey viel größer. Das Andenken an diese Schreckenszeit, lebt noch lebhaft in dem Gedächtnisse aller Ragusäer, und wenn die Leiber derjenigen, die diesem Gräuel der Zerstörung mit eigenen Augen schauen mußten, in Staub zerfallen sind, werden ihn die Ruinen so vieler Gebäude den kommenden Geschlechtern erzählen. Mehr als 100 der schönsten Häuser sind dadurch dem alles vernichtenden Zahne der Zeit Preis gegeben worden. Viele ehemahls wohlhabende Einwohner ergriffen den Wanderstab, oder suchten Dienste auf englischen Schiffen, auf welchen sie als gute Seeleute willkommene Aufnahme fanden. Ich sprach mit mehreren, welche die allmächtige Liebe zur Heimath wieder in das Vaterland trieb, die seit jener Zeit an allen Winkeln der Ost- und Westwelt herumgezogen sind. Ein Viertel-Jahrhundert ist Saturnus über jenen Trümmern geschritten und noch stehen sie da, als ob der Feind sie erst gestern verlassen hätte. Ein Beweis, daß man in Ragusa das Bauen gut verstehe, denn wahrlich! würde man hier so schlecht bauen, wie heut zu Tage anderwärts, längst müßten diese Trümmer bey den zerstörenden Einflüssen des heißen Clima und der heftigen Winde in Schutt zerstiebt seyn und das Erdbeben vom 7. August hätte die Stadt wahrscheinlich zum zweyten Mahl in einen Steinhaufen verwandelt. Verzeihe mir lieber Leser, daß ich auf meinem Wege nach Gravosa einen Seitenblick auf die Gefilde menschlichen Übermuthes warf und folge mir weiter. Hast du die Höhe der Straße erreicht, so gelangst du auf einen freyen Platz, die Vista genannt. Eine lange steinerne Bank ladet dich ein, um dich niederzulassen, und der kühlenden Seeluft zu genießen. Von hier aus hast du eine unbegränzte Aussicht auf das Meer, bey welcher du an Schillers Vers: „Endlos liegts vor deinen Blicken" denken wirst; ein wenig vorwärts verändert sich plötzlich die Landschaft. Ein weites Thal öffnet sich dem Blicke und erquickt das Auge mit dem frischen Grün seiner Weingärten und Olivenwäldchen. Wie ein heiterer See breitet sich der Golf von Gravosa aus, dessen Ufer manche schöne Villa bekränzt. Ein kleiner Hain von schlanken Cypressen, der sich an einen Hügel des Golfo hinanzieht, ladet den Wanderer zur Ruhe und ernsten Betrachtungen ein. Im Hintergrunde des Sees erheben sich amphitheatralisch Berge auf Berge, und gewähren eine herrliche Fernsicht; die Schiffe mit ihren Masten auf den zitternden Gewässer, das schauerliche Dunkelgrün der Cypressen, die Häuser mit ihren flachen Dächern, geben dem Rundgemählde einen ganz eigenen Character und erinnern mächtig daran, daß man sich in einem,

vom deutschen Vaterlande ganz verschiedenen Himmelsstriche befinde. Was dieser Landschaft einen ganz eigenen Reitz gibt, ist, daß sie auch im hohen Winter ihre Gestalt wenig verändert, denn die Oliven grünen immerfort, und so scheint hier ein ewiger Frühling zu herrschen. Den Hafen von Gravosa hat die Natur zu einen der schönsten und besten Häfen der Welt gestaltet. Er ist geräumig und tief genug, um Tausende von Schiffen vom ersten Range aufzunehmen. Er ist auch von allen Winden geschützt. Hier war es, wo die Republik ihre einst so glänzende Marine ausrüstete. Hier wurden die hundert Schiffe gezimmert, die unter dem unglücklichen Zuge des großen Habsburger, Carls V. vor Algier von den Wellen verschlungen wurden. Auf der kleinen Insel Mezzo allein, erzählt die Geschichte, beweinten 300 Witwen ihre Männer, die bey jenem Unfall in dem Abgrund des Meeres den Tod fanden. Hier wurden eben dieselben Schiffe ausgerüstet, die Theil nahmen an dem Geschicke der unüberwindlichen Flotte, von welchen Schiller den Admiral Medina Sidonia zum Könige sagen läßt:

> Dieß graue Haupt, o großer König!
> Ist alles, was ich von der spanischen Jugend
> Und der Armada wiederbringe.

Hier erlitt auch die Marine der Republik den Todesstoß, während der Blokade der Russen, welche 30 große Kauffahrtey-Schiffe, zum Theile beladen, aus dem Hafen hinwegführten, und 10 andere größtentheils neue Schiffe auf den Werften verbrannten. Hier werden noch heut zu Tage die Schiffe gebauet. Zwey derselben liefen seit meiner Anwesenheit vom Stappel. Das geschieht allzeit unter gewissen Feyerlichkeiten. Ernst steht es da, das hölzerne Haus, von Balken und Pfählen unterstützt und mit Fahnen, Wimpeln und Kränzen geschmückt. Der Priester spricht feyerlich den Segen darüber und weiht es unter den ihm gegebenen Nahmen ein. Die Eigenthümer, (es sind gewöhnlich mehrere) leeren die Flaschen auf das Glück desselben, die Pfähle werden umgehauen, der letzte Stützpunct losgemacht, eine Kanone donnert und unter Jubelgeschrey rollt die hölzerne Braut majestätisch dahin, sich mit den Fluthen vermählend. Vom Ufer und von den nächsten Schiffen wiederhallt neuerdings der Donner der Kanonen und Pöller, untermischt mit dem Vivat-Geschrey des versammelten Volkes. Nun mein freundlicher durch deutsche Zunge mir verwandter Leser, oder die holde Leserinn mit blauem Auge und goldenem Gelocke und rosenfarbigen Wangen, hier unbekannten Attributen deutscher Holdseligkeit, besteige mit mir einen Kahn; lassen wir uns von den nervigten Armen eines Fischers dahin schaukeln, auf den Spiegel des Golfo, hier hast du keine Seekrankheit zu fürchten, denn dieses Thal des Friedens entweiht Boreas Übermuth nicht; nur die Barbaren von Montenegro hinter jenen blauen Bergen im Süden, plünderten, raubten, sengten und brennten, und färbten die Erde mit dem Blute schuldloser Menschen auch hier. Lassen wir uns aus dem Golfo hinausrudern und steuern wir an der Mündung desselben, nordwärts an dem Gestade fort. Kaum hat das Fahrzeug das kleine Vorgebirg umschiffet, so öffnet sich ein neues Thal, Valle d'ombla genannt. Dieses Thal gehört zu den reitzvollsten von ganz Dalmatien, ich sage von Dalmatien, denn mit dem Helenenthal bey Baden mit den Thälern der Traun, der Enns und der Muhr hält es gar keinen Vergleich aus. Schiffen wir noch ein paar tausend Schritte vorwärts, so wird der Canal immer enger, endlich schwimmen wir auf einem ganz andern Gewässer, ohne zu wissen, wie wir auf selbes gekommen sind. Dieses Gewässer ist der Ombla-Fluß (der Arion der Alten) welcher hart am Fuße, des uns anstarrenden Berges entspringt. Dieser Fluß hat bis zu seiner Vermählung mit dem Meere kaum 2000 Klafter und quillt in solcher Fülle aus der Tiefe des Felsengrundes hervor, daß er sogleich bey seinem Ursprunge mehrere Mühlen treibt, und Schiffe von mehreren hundert Centnern Ladung zu tragen fähig wäre. Wegen seines kurzen Laufes ist er jedoch für die Schifffahrt von gar keinem Nutzen; das Becken, welches er bey seinem Ursprunge bildet, hat kaum 30 gevierte Klafter Flächenraum. Man wird aber immerhin von Verwunderung ergriffen, am Fuße eines nackten Gebirges auf einmahl das frischeste Wasser, im Sommer ein köstliches Labsal, hervorqualmen zu sehen. Welcher unterirdische Wasserbehälter mag hier verborgen seyn? Dieses Thal ist übrigens von seinen Bewohnern gut cultivirt. Nach meiner Meinung aber ließe sich der große Strich Sumpfland, am rechten Ufer des Flusses, von welchen gegenwärtig gar kein Nutzen für die Ökonomie gezogen wird, in fruchtbare Reisfelder umwandlen. Fremde, welche jenes Thal gesehen haben, wo der zartsinnigste Sänger aller Zeiten, der unsterbliche, in keiner Übersetzung erreichbare Petrarca, seine schönsten Lebensstunden verträumt hatte, versichern, daß es mit dem Thale von Ombla viele Ähnlichkeit habe, und wirklich spricht die Abbildung von Vauclüse in der Paduaner Prachtausgabe seiner Gedichte für diese Behauptung. Seit dieser Entdeckung betrete ich dieses Thal nie, ohne einer gewissen geheimen Ehrfurcht. Es ist mir, als ob dieses das nähmliche Gewässer sey, von welcher der liebenswürdige Schwärmer singt:

> Chiare, fresche e dolci acque.
> Ove le belle sue membra
> Pose colei, che sola a me par donna.

Date udienza — —
Alle dolenti mie parole estreme!

So treibt die Phantasie ihr Spiel mit uns armen Menschenkindern, sie verschönt uns die Wüste zu einem Paradiese, wenn darin der Hauch einer, mit unserm Wesen verwandten Seele schwebt. Das Ombla-Thal, hat mehrere schöne Parthien, sogar wallende Ährenfelder und Wiesen mit üppigem Graswuchs. Auch ist da ein recht artiges Cypressen-Wäldchen. Diese Bäume müssen sehr langsam wachsen, denn dicht an einer Reihe derselben stand eine Mauer, welche bey dem Erdbeben von 1667 umfallen wollte, aber von den darneben stehenden Cypressen im halben Falle aufgehalten wurde; die Cypressen haben sich seither mit der Mauer so zu sagen verwachsen. Seit dieser Zeit können sie nicht viel höher und stärker geworden seyn, als sie damahls waren. — Der Rückweg in die Stadt über den Aquaduct ist der abwechselnd schönen Fernsichten wegen äußerst anziehend.

(Die Fortsetzung folgt).

Kaiser Albrechts Fahrt nach Speyer.

Nieder auf des Rheines deutschen Wogen,
Nordenwärts, mit nicht beglücktem Lauf,
Kommt ein schwarz geziertes Schiff gezogen,
Und die Todtenklage tönt darauf.
Kaiser Albrecht, fürstlich aufgebahret,
Ist der Leichnam, den das Schiff bewahret,
Der von Wetting, wo das Kloster schweigt,
Zu dem Kaisergrabe niedersteigt.

Blutig liegt er, vom Verrath erschlagen,
Den mit königlichem Thränenthau,
Die Verlassene in schlimmen Tagen,
Agnes netzt, die hungarische Frau.
Und die Fährte ist herab gekommen,
Und der Kaiser ist heraus genommen,
Langsam mit erhabner Todtenpracht
Wird der Sarg zu Lande hingebracht.

Um den Eingesargten zu empfangen,
Der des deutschen Landes Meister war,
Her von Speyer zu dem Fluß gegangen
Kommt der Priester und der Fürsten Schaar
Kaiser Heinrich, den sie jetzt erkoren,
Schreitet, köstlich prangend, aus den Thoren,
Vorne, die lebend'ge Majestät,
So die todte zu verehren geht.

Und die heil'ge Sitte wird gehalten,
Und die Lieder klingen fromm und schwer,
Und der Dom des Todes, wo die alten
Herrscher schlafen, schaut von drüben her.
Mit der Ehrfurcht Schauder nur betreten,
Eine Stätte, wo die Deutschen beten,
Majestätisch in die scheue Luft,
Hebt sich grau die alte Kaisergruft.

Vorne zieht der Bischof mit dem Stabe,
Und der frommen Priester langer Chor,
Bringt den Herrn mit Fackelschein zu Grabe,
Diesen folgend ragt der Sarg empor.
An des Kaisers Arm, die thränenreiche,
Wandelt Agnes nach des Vaters Leiche,
Und der Treuen Menge, ohne Zahl,
Folgt mit Scheu ins riesige Portal.

Horch da klingen neue Grabesweisen
Eine zweyte Leiche kommt heran;
Neue Träger in denselben Gleisen —
Vielfach gangbar ist des Todes Bahn.
Friede! Kaiser Adolph wird getragen
Adolph, den des Albrechts Hand geschlagen;
Schweigt und bethet! an des Todes Thor
Geht ein wundersam Begegnen vor!

Es vermengen sich die Todtenlieder,
Und der Beyden Träger gehn hinein;
Und sie setzen ihre Todten nieder,
Und die Särge trägt der gleiche Stein.
Mitten steht der Bischof mit dem Buche,
Beyde segnend mit demselben Spruche,
Und man trägt sie aus der Kirche Pracht
Zu den tiefen Wohnungen der Nacht.

Und geöffnet ist die Todespforte —
Moderduft geht von den Särgen aus
Und sie stehen hier am rechten Orte,
Und die neuen Wohner grüßt das Haus.
Von den Kaisern, die in Reihen stehen,
Scheint es wie Willkommen herzuwehen,
Und wie Antwort tönt's zum Sarg heraus,
Die Lebend'gen faßt ein Geistergraus.

Denn mit Kunst in schöner Form entfaltet,
Auf den Deckel ewig hingestellt
Stehn in Marmor wunderbar gestaltet,
Deren Asche untern Deckel fällt,
Riesig lehnen sich die Kaiserbilder
Auf des Wappens schön geschnitzte Schilder
Und der goldnen Schriften Alterthum
Lehrt die Nachwelt der Begrabnen Ruhm.

Schweigend hinter zierlich schwarzen Schranken
Dehnt die eine Reihe sich hinab.
Kaiser Conrad aus dem Stamm der Franken
Ruht voran, der erste noch im Grab.

Neben, deß der ew'ge Ruhm gedenket,
Liegt der schwarze Heinrich eingesenket;
Und der Vierte nun auf festem Thron;
Und der Fünfte, der nicht fromme Sohn.

Auch der Stauffen Särge stehn darneben:
Leere Mähler nur dem Ruhm geweiht;
Denn im fremden Land, vom süßen Leben
Schieden sie, und schlafen rings zerstreut.
Nur die holden Frauen ruhn zur Seite,
Beatrice, die sich Friedrich freyte;
Unten zu der Mutter Fuß geschmiegt,
Agnes, ihres Bettes Blüthe liegt.

Diese sind es, die entgegen schauen:
Und die Priester treten fromm heran,
Singend, mit anbethungsvollem Grauen
Lebensworte auf des Todes Bahn
Und die lautlos ungeheure Halle
Füllt sich rauschend mit der Lieder Schalle,
Ungewöhnlich strahlt der Fackeln Licht,
In der Bilder bleiches Angesicht.

Und geschäftig an der Todten Stätte
Machen wirkend viele Hände Raum;
Bald bereitet ist das letzte Bette,
Leicht begräbt man und bemerkt es kaum. —
Bey dem Vater liegt der Sohn begraben,
Adolph muß die nächste Stelle haben;
Der mit Albrecht um die Krone traf,
Schläft zu ihm gedrängt, den ew'gen Schlaf.

Eine neue Reihe steht vollendet
Und darüber ist das Mahl gebaut
Und die Träger stehn zurückgewendet,
Und die Todten sind dem Herrn vertraut.
Kaiser Philipp blutig abgeschieden,
Kaiser Rudolph, der entschlief im Frieden,
Kaiser Adolph, der im Streiten starb,
Kaiser Albrecht, den der Mord verdarb.

Joseph Fick.

Über eine merkwürdige Inschrift eines ägyptischen Mumiensarges. *)

Von Joseph Fick.

(Beschluß.)

„Die Formel Θαρσει am Schluße unserer Inschrift ist an einem Monumente von der Bestimmung des Gegenwärtigen nicht minder bemerkenswerth und neu. Wenn von den Todtenmählern der Griechen oder Römer dergleichen Zusprüche an die Lebenden ergehen, so erklärt sich dieß aus dem Gebrauche jener Völker, Straßen und öffentliche Wege mit den Gedächtnißsteinen ihrer Verstorbenen zu bepflanzen, wie unter andern zu Pompeji sichtbar wurde. In dieser Beziehung spricht der ältere Cato bey Cicero, de senectute, c. VII. Equidem non modo eos novi, qui sunt, sed eorum patres etiam et avos; nec sepulcra legens vereor, quod ajunt, ne memoriam perdam; his enim ipsis legendis redeo in memoriam mortuorum. Zu was dient aber in Ägypten, wo man die Särge in den Abgrund einer niemahls betretenen Familiengruft versenkte, eine Anrede wie jenes Θαρσει welche niemahls an ihre Addresse zu gelangen hoffen durfte? Es kann dieselbe nur durch griechischen Einfluß erklärt werden.

Die sonderbaren und zum Theil willkührlichen Behauptungen dieser Stelle stimmen nicht zu der gelehrten Gründlichkeit die in dem ganzen Aufsatze vorherrscht und erinnern an dasjenige, was man bey uns so gerne französischen Leichtsinn genannt hat. Zugegeben auch die erste Behauptung, daß die ägyptischen Särge in geschlossenen Familiengrüften den Blicken der Menschen für immer entzogen wurden, so wundern wir uns sehr, daß der französische Gelehrte sich nur über die Zugabe des kleinen Θαρσει und nicht vielmehr über das Vorhandenseyn der ganzen Inschrift verwunderte. Wenn man den Sarg bey seiner Versenkung wirklich auf ewig der menschlichen Anschauung zu entziehen gedachte, wozu diese genaue Nachricht von der verstorbenen Person, die Bezeichnung mit ihren beyden Nahmen, ihres Vaters Nahmen, den Epochen der beyden Endpuncte ihres Lebens nach Kaisern, Jahren und Monathen? Sey es nun, daß das Dunkel der ägyptischen Grüfte wirklich nicht so undurchdringlich war, als der Verf. es darstellt, oder daß der Schreiber (nicht unmöglich anzunehmen) einen außerordentlichen Fall berücksichtigte, der wirklich eintrat, und uns nach siebenzehnhundert Jahren in Paris und in Wien über jene Inschrift nachdenken und bemerken machte; — dieß oder jenes angenommen liegt in dem Θαρσει nicht die geringste Schwierigkeit mehr als in der übrigen Inschrift, die doch auch von Menschen gelesen zu werden bestimmt war. Herrliche Sitte des Alterthum, die noch von den Behältnissen der Leichname herab Lebensmuth den Lebendigen zuruft! — Aber bedarf es denn überhaupt jenes Zugeständnisses von der Unzugänglichkeit der Grüfte, und woher schöpfte der Verfasser seine Behauptung hievor? Sonderbar ist es, daß während derselbe seine Schrift mit Citationen beschwert, hierüber auch nicht die kleinste Nachweisung gegeben wurde. Vielfach bestätiget ist der Gebrauch der uralten Ägyptier, die Mumien ihrer Vorfahren zu Gastmählern und Lustbarkeiten mitzuführen, und sich vor den hingestellten Todten zum Vollgenuße der Lebenslust aufmuntern zu lassen; eine Gefühlsweise, die Anakreon und Horaz poetisirt haben, und die dem Neuen zur Ehre seiner Religion bis zur Unbegreiflichkeit fremde klingt. Es ist wahr, daß alle Zeugnisse der Alten über jenen Gebrauch von einer viel früheren Zeit sprechen, aber gezeigt hätte werden sollen, in welcher Epoche derselbe zu Ende ging, und einem entgegengesetzten Raum machte? Die Ausdrücke des V. über jene Unzugänglichkeit sind von der äußersten Bestimmtheit. Einmahl: La formule ΘΑΡCΕΙ —— doit être regardé comme une nouveauté remarquable sur un monument de la nature de celui-ce, destine a rester enseveli dans un tompeau de famille, und weiter: Mais en Egypte, ou les ceren-

*) Nr. 37. Mayheft 1825.

eils etoient soigneusement ensevelis dans des souterraens inaccessibles etc.

Was nun folgt, ist der bey weitem wichtigste und chronologische folgenreichste Theil jener Abhandlung.

„Die Lebenszeit der Senchonsis, welches auf 44 Jahre 10 Monathe angegeben wird, fällt in die Regierungen dreyer Kaiser, Trajans, Hadrians und Antonins. Für die Chronologie führt jene Angabe auf folgende wichtige Bemerkung:"

„Um die rechte Stelle jener 44 J. 10 M. in der Zeitrechnung ausfindig zu machen, bedarf es zuvörderst einer Feststellung ihrer Endpuncte. Nun kann aber über den 7 letzten keine Schwierigkeit obwalten, als welchen auf den 15. Pamenoth des 19. Jahres der Regierung Antonins angesetzt wird. Bekannt ist der Zeitpunct der Adoption Antonins, nähmlich der 5 Kalendastag des März (25. Februar) im Jahre Roms 891, oder 138 christlicher Zeitrechnung. Bekannt desgleichen ist der Gebrauch der Ägyptier in Berechnung der Kaiserregierung, nähmlich von dem nächsten Monathe Thot nach der Thronbesteigung eines Kaisers dessen zweytes Jahr zu zählen, sollte sich dieselbe auch nur wenig Monathe zuvor ereignet haben." (Ungefähr wie wenn die heutigen Franzosen vom Jänner 1825, das zweyte Jahr ihres Königs Carl X. zählen wollten, der erste Tag des Monaths Thot aber ist der 29. August, mithin beginnt das zweyte (ägyptisch berechnete) Jahr des Kaisers Antonin mit dem 29. August des 891. Jahres nach Erbauung Roms; nach welcher Berechnung der 15. Phamenoth des 19. Jahres dieses Fürsten (Todestag der Senchonsis) mit dem 10. März des 909. Jahres n. E. R. oder des 156. christl. Zeitrechnung übereinkommt.

Nach Feststellung dieses eines Endpunctes bedarf es nur noch der Ausmittelung jenes andern. Die Regierungszeit des Kaisers Hadrian, welche in ihrer ganzen Dauer zwischen beyde fällt, scheint keine Schwierigkeit zu verursachen; aber es verhält sich nicht desgleichen mit dem Regierungsantritt Trajans und der Dauer seines Reiches, als worüber widersprechende Angaben zu berichtigen kommen. Die Kenner der Geschichte jener Zeit hegen über die Adoptionsepoche des Trajan getheilte Meinungen. Die eine Partey wie Ponvini und der Abbé Belley setzen als solche den 18. Sept. 850 n. E. R. 97 n. Chr. die Andere, als Dodwell, Pagi, Noris und Jobretti wollen lieber den 27. oder 28. Oct. zum Theil selbst einen der ersten Tage des Novembers desselben Jahres. Diese letzten, zu deren Meinung sich auch der gelehrte und scharfsinnige Eckhel bekennt, stützen sich auf folgende Stelle des Aurelius Victor: Hic (Nerva) Trajanum in liberi locum inque partem imperii cooptavit cum quo tribus vixit mensibus; während nach der Berechnung des Abbé Belley eine Gemeinregierung dieser Kaiser von vier Monathen herauskäme. Eine noch größere Schwierigkeit erhebt sich über die Regierungsdauer des Trajan; welche Victor und Julian auf 20, Ptolemäus und andere auf 19 Jahre angeben, während einige tyrische Münzen und ein in Spanien ausgegebener Denkstein von einem 21. Tribunate dieses Kaisers Erwähnung thun. Wir werden auf diesen Punct in der Folge zurückkommen; für den Augenblick haben wir es nur mit der Feststellung der Geburtszeit unserer Senchonsis zu thun, welche in der Inschrift angesetzt wird auf den 17. Tag des Monaths Pachon, im 14. Jahre der Regierung des Kaisers Trajan.

Es mag nun die Adoption des Trajan und seine gleichzeitige Thronbesteigung auf den 18. Sept. 97. oder gegen Ende October dieses Jahres gefallen seyn, so beginnt das zweyte Jahr dieses Fürsten nichts destoweniger für Ägypten mit dem 29. August 98; dergestalt, daß sein 14. Jahr mit dem 29. August 110 (863 n. R. E.) den Anfang nimmt, und den 17. Pachon auf den 12. May 111 zu stehen kommt. Dieß also wäre der Senchonsis Geburtstag: und zwischen diesem und ihrem obenangegebenen Todestag, so unabhängig von einander wir auch diese beyden Zeitpuncte berechnet haben; liegt genau ein Zeitraum von 44 Jahren und 10 Monathen. Eine so pünctliche Übereinstimmung bestätigt auf der einen Seite die Voraussetzungen, woraus sie hervorging, so wie sie auf der andern zur neuen Voraussetzung zu werden geeignet ist, um einige in eben diesem Zeitraum fallende chronologische Schwierigkeiten zu untersuchen und aufzulösen.

Die Schriftsteller, welche auf dem Glauben der tyrischen Münzen oder des spanischen Steines, die Regierungszeit des Trajan bis zu einer 21. Tribunate verlängern, oder ihm mindestens, nach dem Zeugniße des Kaisers Julian, ein 20. Jahr der Regierung schenken, können darum doch nicht die Epoche seines Todes hinausrücken, welche ausgemacht auf den 9. oder 10. August des Jahres Christi 117 zu stehen kommt; ein Umstand, aus welchem eine nicht völlig 20jährige Dauer seines Reichs mit Gewißheit hervorgeht. Von diesem Gesichtspunct auszugehen, den ich für bewiesen erachte, hätte Senchonsis, die am 12. May seines 14. Jahres geboren wurde, 6 Jahre und 3 Monathe unter der Regierung dieses Kaisers gelebt. Folgendes begreift ihre Lebenszeit die gesammte Regierungsdauer Hadrians, über welche die Chronologisten sich nicht weniger streiten. Spartian und Eutropius geben ihm 21 Jahre, 11 Monathe, und der Cardinal Noris hält sich an dieses Zeugniß, welches überdieß durch Inschrift und Denkstein unterstützt wird. Wirklich gehen die in Ägypten geschlagenen Münzen Hadrians bis zu dessen 22. Jahre, und der astronomische Canon des Ptolemäus, der allezeit die Monathe fallen läßt, weiset mit jenen Münzen übereinstimmend, eine Dauer von 21 Jahren aus. Nichts desto weniger steigt die gemeine Angabe dieser Regierungszeit nicht über 20 Jahre, 11 Monathe. Die Vereinigung dieser scheinbar widersprechenden Meinungen ergibt sich von selbst aus der erwähnten Rechnungsweise der Ägyptier. Hadrian bestieg den Thron den 11. August des 117. Jahres, Ägypten zählte von dem nächstfolgenden 29. August bereits das zweyte Jahr seiner Regierung, so daß es beynahe um eine volle Jahresfrist den Angaben anderer Quellen voraneilen mußte. Natürlich fiel also den 10. July 138 der Todestag dieses Kaisers in den Lauf des 22. Jahres ägyptischer Zählung, während er in der Wirklichkeit nur vom 11. August 117 bis zum 10. July 138, d. h. 20 Jahre 11 Monathe das römische Reich beherrscht hatte. Es wird sich bald zeigen, wie diese Berechnung d. h. unsere Inschrift auf eine unumstößliche Weise erprobt wird. Fügen wir zur Lebenszeit der Senchonsis unter Trajan, jenen oben ausgewiesenen 6 Jahren und 3 Monathen diese 20 Jahre und 11 Monathe Hadrian hinzu, so fehlen zu dem

angegebenen Alter noch 17 Jahre und 8 Monathe; ein Zeitabschnitt der Regierung Antonins, den wir nach denselben Grundsätzen feststellen.

In diesem Betracht begreift das erste Jahr Antonins ägyptische Berechnung, von seinem Regierungsantritte, den 10. July 138, bis zum 29. August desselben Jahres, in der That nicht mehr als einen Monath und zwanzig Tage, wenn wir nur dabey bedenken, daß Sanchonsis Sterbefall am 10. März des neunzehnten Regierungsjahres Antonins, sie nur 6 Monathe 10 Tage von diesem Jahre erleben ließ, so folgt, daß die angegebenen 19 Jahre dieser Periode sich für sie auf 17 Jahre 8 Monathe reduciren. Nach gezogener Summe aus diesen einzeln ausgemittelten Perioden gelangen wir zu folgendem beruhigenden Resultat:

Senchonsis lebte unter Trajan,	6 Jahre,	3 Monathe.
„ „ unter Hadrian,	20 „	11	„
„ „ unter Antonien	17 „	8	„
Zusammen	44 Jahre	10 Monathe	

d. i. genau die in der Grabschrift angegebene Zahl v. Jahren und Monathen.

Die Folgesätze aus diesem merkwürdigen Übereintreffen sind von Interesse und Wichtigkeit.

Erstlich: Die Regierungsdauer des Trajan kann von nun an, nicht mehr über das 20. Jahr hinaus verlängert werden, und man wird sich in der Folge vergeblich auf jene Münzen und Steine berufen, das Gegentheil damit zu beweisen. Die Vermuthungen Eckhels über diesen Punct haben sich in Gewißheit verwandelt. (Aber jene Münze und dieser Denkstein hätten doch nicht so ohne weitere Rücksicht entfernt werden sollen. Glaubt man etwa, daß bey den Alten in Stein gehauene Lügen etwas gewöhnliches waren, wie bey uns die gedruckten zum Sprichworte geworden sind? Wohl kann die Behauptung des Verfassers bey Ehren bleiben; ohne daß man darum nöthig hätte, jene Monumente zu verunglimpfen. Ist eine Berechnungsweise, wie die Ägyptische, nicht auch anderswo gedenkbar? Oder ist eine frühere Übertragung des Tribunats durch Nerva, vor geschehenen Adoption, nicht wenigstens gedenkbar? Nerva hat vieles gegen die Sitte der früheren Kaiser gethan.)

„Zweytens. Zu der nähmlichen Gewißheit sind wir gelangt rücksichtlich der Regierungsdauer Hadrians, welche von nun auf 20 Jahre 11 Monathe festgesetzt bleiben wird. Nicht minder über den Regierungsantritt und Todestag desselben Kaisers.

Drittens. Das genaue Zusammentreffen aller dieser Thatsachen mit der in unserer Innschrift angegebenen Zeitpuncten und der völligen Lebensdauer der Senchonsis, ist ein neuer Beleg von der Genauigkeit der chronologischen Berechnungen der Ägypt. rücksichtlich der römischen Kaiserregierungen.

Ich schließe meine Gedanken über diesen Gegenstand mit iner Bemerkung, welche Stoff zum Nachdenken gewähren kann. Während so viele öffentlichen und Privatmonumente, mit Beügen auf die Regierungen Trajans, Handbuch und Antonins uns noch immer über mehrere wichtige Umstände in dem Leben dieser großen Kaiser ohne Gewißheit ließen; ist es nicht merkwürdig, daß diese, seinem Privatschmerz geweihte Inschrift über dem Sarge einer unbekannten Frauensperson, Zeitgenossinn dieser Fürsten, durchaus neue Aufklärungen und authentische Belehrungen über eben dieselben gewährt? Ein neuer Beweis zu der großen Anzahl der schon vorhandenen, daß die scheinbar unbedeutendsten Reste des Alterthums, die rohesten Trümmer von Inschriften, in Vergleichung mit anderen Denkmählern oder in Zusammenstellung mit anderen Thatsachen, eine unerwartete Wichtigkeit gewinnen können, und daß im Fache der Gelehrsamkeit nichts zu vernachläßigen ist, wie nutzlos oder gleichgültig es auch beym ersten Anblick erscheinen mag.

So weit der Commentar des Franzosen. Es ist nicht unklar, und wir bekennen es gern mit deutscher Wahrheitsliebe, daß der größte Theil der mitgetheilten Bemerkung so scharfsinnig als werthvoll, der Kenntniß und dem kritischen Sinne des Verfassers ein gleich ehrenvolles Zeugniß geben. Wir üben dadurch von Seiten unseres Landes und Volkes eine Gerechtigkeit, die der Verfasser der erste an uns verletzt hat. Oder wie sollen wir es annehmen, daß Hr. Raoul-Rochette gleich von Anfange seines Aufsatzes, indem er der vielen merkwürdigen Dinge gedenkt, die er so eben dem Leser mitzutheilen im Begriffe sey, mit einer seitenblickenden Wendung bemerkt, daß auch jemand dieselbe Inschrift in den Wiener-Jahrbüchern der Literatur mitgetheilt, aber gar nichts davon zu sagen gewußt habe? Ref. hat auf diese Anweisung den bezeichneten Band der Jahrbücher vergebens durchgesehen, bis er endlich die verunglimpfte Stelle im Anzeige-Blatte bey mehreren kleinen, nachrichtshalber angefügten Mittheilungen, als eine zu kritischen Untersuchungen erst herausfordernde Belehrung ansichtig wurde. Wir wollen nicht mit dem Franzosen über die Unredlichkeit rechten, daß er von dieser seines und unseres Wissens, ersten öffentlichen in der angegebenen Gestalt geschehenen Bekanntmachung, Untersuchungen zu verlangen scheint, wie diejenigen sind, womit er sich auf 7—8 Quartseiten seines an Ausbreitung und Gehalt den Jahrbüchern weit untergeordneten Journals mit Bequemlichkeit ergossen hat; — aber einen andern hierher gehörigen Umstand glauben wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Den werthvollsten Theil des französischen Aufsatzes bilden zuverläßig die chronologischen Berichtigungen und mit freudiger Anerkennung geben wir darüber dem Verf. seine volle, ungetheilte Ehre. Aber Eines hätte er, der so gerne bemerkt, nicht bemerken unterlassen sollen. Die Wiener-Jahrbücher haben nähmlich, ohne die Anzeige mit einer Abhandlung zu verwechseln, jene Inschrift dennoch nicht ohne erregende Zugabe in das literarische Publicum gesendet; und vielleicht — würde die Abhandlung im Journal des Savans stehen, wenn nicht früher die Anzeige in den Jahrbüchern gestanden hätte? — Wer sich diese Frage beantworten will, den verweisen wir auf die Anzeige in den Jahrbüchern selbst, 1822, 20. Band, p. 46. Notizen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 23. May 1825.

Ausgegrabene Elephanten-Knochen und Zähne in der Gegend von Tyrnau,

von Georg Gyurikovits, Senator der k. Hauptstadt Preßburg.

Außerhalb des weitläufigen Russischen Reichs, nahmentlich Sibirien, hat man noch in vielen andern Ländern der nördlichen Halbkugel, z. B. in Pohlen, Preußen, Schlesien, Gallizien, Mähren, Böhmen, überhaupt in ganz Deutschland, ferner in den Niederlanden, in Frankreich, Italien, Schweitz, Türkey, Spanien und England, so wie in Nord-Amerika, Überreste einer vorweltlichen Elephanten- oder ungeheuern Thier-Art, die man auch Mastodonten, Mammuth nennt, aufgefunden. Aber auch Ungarn kann dergleichen fossile Gebeine und Zähne von Elephanten aufweisen. So wurde im J. 1793 nahe bey dem Dorfe Hont aus einem durch Gußregen gerissenen Hügel eine Menge Elephanten-Knochen zu Tage gebracht. Bey Wist an der Eipel eine Meile von Hont sind auch mehrere Knochen des Mammuth ausgegraben, und dem National-Museum zu Pest verehrt worden. Im J. 1810 wurden bey Sámsonháza einem Dorfe im Neograder Comitat an der Gränze des Hevescher Comitat nach einer Überschwemmung im Sommer, fossile Knochen, Hau- oder Stoß- und Backenzähne, dann mehrere Theile eines Skelets von ungeheuerer Größe ausgegraben. Man hält sie für Überreste des Mammuths. Ein mehreres hiervon Zipsers top. mineral. Handbuch 328. S.

Im J. 1789 wurden unter dem Weingebirg des Städtchens Neustadtl an der Waag im Neutraer Comitat, von den Wegarbeitern, welche Steine zum Straßenbau allda brachen, versteinerte Gebeine eines elephantenartigen Riesen-Thieres entdeckt, welche die Arbeiter zertrümmert und verschleppt haben. Ob dieselben in der That ein Gerippe des Nashorns, wie es die Arbeiter meinten, oder des Elephanten waren? kann ich nicht entscheiden; ich war ein siebenjähriger Knabe als ich sie sah. — Im J. 1803 fand man im Neustadler Weingarten des dortigen Herrn Probsten einen wohl erhaltenen Elephanten-Kopf, mit Ausnahme der Stoßzähne beynahe unbeschädiget. Dieser befindet sich gegenwärtig im Knochen-Kabinet des Pesther National-Museums als Geschenk des erwähnten Herrn Probsten.

Vor einem Jahrhundert sind auf Tyrnaus üppig wogenden Saatfluren, Knochen und Zähne von Elephanten in so großer Menge gefunden und ausgegraben worden, daß sie einen Artikel des Handels der Bauersleute ausmachten. Sie lagen meist gar nicht tief unter der Oberfläche. Es hat sich nicht eine Auflagerung von Schalthieren, oder sonstigen Meerbewohnern um sie gezeigt, auch hat man sie nicht in festen Gebirgsschichten, oder in sehr bedeutenden Tiefen, sondern in der Ebene, die sich um Tyrnau weit und breit ausdehnt, angetroffen. Dagegen ist der gelbe fein geschlemmte Töpferthon, der hier überall unter einer etwa 1 1/2 bis 2 Schuh mächtigen Schichten Dammerde gelagert ist, und bis in beträchtlichen Tiefen sich absenkt, unstreitig ein Wasser-Sediment. Genaue Untersuchung hebt jeden Zweifel hierüber. Das gemeine Volk hohlte die Knochen von Feldern, trug sie in die umliegenden Städte und Marktflecken, und both das Pfund davon um 4 Denar zum Kauf. Manchmahl sind zentnerschwere Stücke dieses fossilen Elfenbeins aus der Erde hervorgezogen worden. Darunter sind vorzüglich bemerkenswerth zwey große, krumme, schneeweisse, überaus schöne, kalzinirte, und ganz unversehrte Hau-, oder Stoß-Zähne von Elephanten, wovon einer in der kön. Fr. Stadt Tyrnau beym Doctor Hennel unter der Einfahrt seines Hauses aufbewahrt wurde; der andere aber befand sich in der kön. Fr. Stadt Modern beym Apotheker Heunel in seiner Apotheke. So lautet der Bericht des reisenden deutschen Doctors der Med. F. E. Bruckmann in Epist. Itiner. L. XI. welcher die zwey Zähne und mehrere fossile Elfenbeine in Tyrnau und Modern im J. 1724 sah.

In der Nähe des slawischen Ortes Spatza (Spatzing) im Preßburger Comitat 3/4 Meilen von Tyrnau sind vor ein paar Jahren ein Schenkeltopf, und zwey Bruchstücke des Schenkelbeines von einem unbekannten Riesen-Thiere auf dem flachen Felde ausgegraben worden, die jetzt zu Weßele im Neutraer-Comitat 2 1/2 Stunden von Tyrnau bey Freyherrn Aloys v. Mednyansky in seiner Sammlung zu sehen sind. Der erstere ist 7 Zoll hoch, und mißt im Umfang 8 Zoll. Da aber, was vorhanden, kaum etwas über den dritten Theil der Peripherie beträgt, muß das Ganze gegen 20 Zoll gemessen haben. Das Gewicht beträgt 3 Pf. 14 Loth. Übrigens ist der Knochen nicht versteinert, und die Textur der Markröhre ganz erhalten. Die Fragmente des Schenkelbeines sind 5 Zoll hoch, und messen 9 Zoll im Umfang, was aber auch um die Hälfte zu wenig für das Ganze ist. Sie wiegen 2 Pf. 24 Loth, und haben einen dünnen Stein-Ansatz von Außen.

In eben derselben Sammlung zu Weßzele, (die jedem ungarischen Patrioten, vorzüglich durch ihre auserlesenen und seltenen Urkunden, Handschriften, Genealogien und andern Originale, theuer ist,) wird ein Zahn aufbewahrt, welcher am jenseitigen Wag-Ufer auf dem Gebieth des zur Temetvényer Herrschaft gehörigen Dorfes Hradek gefunden ward. Er ist vollständig, und scheint mehr einer der vorderen Scheidezähne gewesen zu seyn, denn für einen Backen- oder Stock-Zahn ist er zu klein. Die Breite seiner Grundfläche beträgt 6 1/2 Zoll, die Länge oder Höhe 2 3/4 Zoll; er wiegt 8 3/4. Loth. Der Farbe nach ist er weiß, und der Form nach gerundet, und man erblickt daran keine Spur des Reibens. Er ist ganz unversehrt, und unversteinert. Ein Naturkündiger müßte bestimmen, ob diese bey Spatza und Hradek ausgegrabenen sehenswerthen Überreste einem eigentlichen Elephanten, oder aber der ausgestorbenen Mastodonten-Art angehört haben?

Ob die elephantenartigen Riesen-Thiere, deren Knochen und Zähne jetzt in Ungarn auf der nördlichen Seite der Donau, unter der Erde gefunden werden an dieser Stelle gelebt haben, und heimisch waren? oder ob sie durch gewaltige Wasserfluthen hingeschwemmt worden? oder endlich ob sie aus den Römerzeiten, wo die Elephanten bekanntlich zum Kriegführen gebraucht wurden, und die Römer wider die Quaden — damahligen Bewohner dieser Landes-Strecken, Krieg führten, herstammen? kann ich nicht entscheiden. Der gelehrte Sommer behauptet: daß die Elephanten, und das Nashorn in den Zeiten der Vorwelt über das ganze nördliche Festland bis zum Eismeere verbreitet waren. Siehe Gem. d. phys. Welt. V. B. 169. S. Güßmann Prof. in Lemberg muthmasset, daß die Gebeine und Zähne der Elephanten durch Deutschland, Pohlen, Ungarn, Siebenbürgen, England, nördl. Amerika nicht von einem stillen, oder nur nach der gemeinen Art wüthenden Meere ausgetragen werden konnten, sondern daß ein gewaltiger Einbruch des Süd-Meeres gegen die nördlichen Länder geschehen seyn, dessen gewaltige und außerordentliche Überschwemmung, dieselben auf weite Strecken des festen Landes hingerissen hat. Diese Muthmaßung stützt er auf ihre große Menge, und auf die Beschaffenheit der Lage jener Länder, wo sie so häufig vorkommen, die ihn zwingt, so, und nicht anders zu glauben. Siehe phys. Beyträge zur Bestimmung des Alters unserer Erde. 2. Th. 339. S. Es ist aber auch nicht unwahrscheinlich, daß in den Markomanisch-Quadischen Kriegen, welche auf dem linken Ufer des Isters geführt wurden, manche römische Elephanten umgekommen seyn mögen, doch kann dieses, bey der Zahl der aufgefundenen Überreste, nie einen Einfluß hierauf gehabt haben und der Gebrauch der Elephanten im Felde, beschränkte sich auch bey den Römern, meist nur auf Asien und Afrika, wo diese Thiere zu Hause sind. (Am ungezwungensten scheint dieß aber Rhodes Hypothese zu erklären: „Über den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde", der, zufolge durch eine Veränderung der Erdpole auch der Äquator seine Dichtung änderte, was die größten klimatischen Veränderungen nach sich zog und natürlich auch große Fluthen im Gefolge haben mußte, indem alle Wässer sich gegen den neuen Äquator stürzen mußten; sonach wären die Thiere auf dem Fundort ihrer Knochen wohnhaft gewesen, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß auch Fluthen zu partiellen Aufschwemmungen sehr thätig mögen gewesen seyn?).

Reichenau.

Von Eduard Freyherrn von Feuchtersleben.

So wie wohl kaum ein Bergmann, dem die Zeit nicht allzukarg zugemessen ist, wenn er schon Gelegenheit hatte, den Püttenberg zu befahren, versäumen wird, auch den schon seit Jahrhunderten bebauten Eisenminen zuzuwandern, welche das benachbarte Reichenau umgeben, so sagten auch wir nur noch dem lieben Pütten gute Nacht, überschauten noch ein Mahl vom Friedhofe die Gegend rings umher und ließen zuletzt das Auge im mondbeleuchteten Püttenthale ruhen,

„Heil'ge Stille waltet rings umher,
„Selbst der späte Pilger wacht nicht mehr,
„Aus dem Beinhaus nur fällt Lampenschimmer."

dann überließen wir uns einem kurzen Schlummer und wanderten Reichenau zu.

Auf dem Wege dahin liegt der Markt Glocknitz, in welchem einst eine reiche Benedictiner-Probstey des bayerischen Klosters Formbach blühte, und in dessen Nähe noch vor zwey Jahrhunderten ein Bergbau auf Kupfer und göldisches Silber betrieben wurde, dann im Thalhofe die 1780 erbaute k. k. Blaufarbenfabrik, in der Schlegelmühle genannt, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden verdient.

Der ihr erforderliche Kies wird seitwärts Neunkirchen, die Pottasche größtentheils noch über Wien und der Kobalt von Schmölnitz in Oberungarn bezogen. Nachdem Kies und Kobalt geröstet und gepocht sind, werden sie, so wie der dritte Bestandtheil gesiebt und in einem, von dem Grade der Schmelzbarkeit des Kobaltes und dem Tone der Farbe, die gewonnen werden soll, bedingten Verhältnisse gemengt, in sogenannten Glasöfen geschmolzen, deren hier zwey sich befinden. Das daraus erhaltene Glas wird gleichfalls gepocht, gemahlen und durch das Verwaschen nach den Graden seiner Feinheit gesondert und liefert so die, unter dem Nahmen Schmalte (von Schmelzen) bekannte blaue Farbe. Diese wird vom dunkelsten bis in ein lichteres Blau nach fünf Hauptsorten erzeugt, wovon jede aus Farbe und Eschel d. i. gröbere und feinere besteht, in Fässer zu vier Nürnberger-Zentner (365 Wiener Pfunde) verpackt und in die entferntesten Länder fremder Erdtheile verführt. Nebenfabrikate dieses Blaufarbenwerkes, dessen Manipulation von Keeß und Schultes näher beschrieben*) sind der weiße und gelbe Arsenik, welche bey der Röstung der Kobalterze aufgesammelt werden. Der Abfall wird als Streusand verwendet, von welchem jährlich wohl über hundert Centner abgesetzt werden, und der theils wegen seiner schönen blauen Farbe, theils weil er, wegen seiner Schwere, minder staubt, besonders die Gunst der Damen genießt, von welchen er hastig über Briefchen gesäet und von Herren hastig davon weggewischt wird, indem sie zu sich selbst sprechen, was sie, wenn auch in anderm Sinne, als Kinder gehört: das Blaue ist noch nicht der Himmel.

Eine gegenwärtig noch neue und gewiß nicht uninteressante Erscheinung für die Schlegelmühle ist, daß sich, zwar keine Gold- aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, Silbermacher daselbst befinden, welche einen, bisher von den Metallarbeitern wenig beachteten Abfall, die sogenannte Speise d. i. das, während des Schmelzens an den Boden des Tiegels sich senkende und aus diesem abgelassene Kobaltmetall, eigentlich noch ein Gemenge von Nickel, Kobalt, Eisen, Arsenik, Schwefel und Wismuth, des Nickel-Gehaltes wegen, vortheilhaft benützen.

*) Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens im österreichischen Kaiserstaate. Vorzüglich in technischer Beziehung. Herausgegeben von Stephan Edlen von Keeß u. s. w. Wien 1822 in Commission bey J. B. Wallishauser. 2. Th. 2. B. S. 999 ff. — Ausflüge nach dem Schneeberge in Unterösterreich. Von J. A. Schultes. Wien bey Degen 1807. Th. 1. S. 270 ff.

Man war wohl von jeher bedacht, wie für so vieles andere Edle, welches die Natur nicht in der Menge darbiethet, die mit dem mehr und mehr gewünschtem, sich immer ausbreitendem Verbrauche gleichen Schritt hält, so auch für das Silber, Surrogate zu erfinden.

Allgemein verbreitet und besonders zu vielen tausend Uhrgehäusen verarbeitet ist das Chrysot, welches, zu diesem Gebrauche, das Gold gut genug ersetzt. Zahlreicher machte aber das fortwährend wachsende Bedürfniß die Metallcompositionen, welche das Silber ersetzen sollen. Länger schon ist das Packfong oder Pakfong (nicht Weißkupfer, welches bekanntlich eine Legur von Arsenik und Kupfer ist) der Chinesen, seiner Vorzüglichkeit wegen, in Ostindien sehr geschätzt und, seit Engström, der es 1776 zuerst chemisch untersuchte, auch der Gegenstand der Aufmerksamkeit vieler Chemiker in Europa *). Zink, Nickel, Kupfer wurden darin in verschiedenen und mannigfaltigen Verhältnißen gefunden. Diese Legur soll die Natur in China größtentheils selbst bilden, so, daß man glaubt, dem rohen Metalle, wahrscheinlich nickelhaltigem Kupfererze, werde dort nur noch ein Zusatz von Zink gegeben.

Ein gleiches Bewandtniß sowohl in Hinsicht des Vorkommens des Erzes, als, nach Versetzung mit Zink, seiner Ähnlichkeit mit Silber, hat es mit dem, schon seit 60 bis 80 Jahren in Suhl, im preußischen Regierungsbezirke Erfurt verarbeiteten Pakfong.

Eine, der chinesischen gleichkommende Metallegur verfertigt, unter dem Nahmen Argentan, Dr. Geitner, Besitzer einer chemischen Fabrik zu Schneeberg in Sachsen, und verkauft das Pfund roh für drey Thaler. J. C. Hochheim in Leipzig macht daraus Steigbügel, Kinnketten, Rosetten u. s. w.

Die Aufmerksamkeit, welche dieser Gegenstand mehr und mehr auf sich zog und günstige Dienstverhältnisse veranlaßten auch den dermahligen k. k. Hofsekretär von Gersdorff diesen Gegenstand einer nähern Forschung zu unterziehen, und es gelang ihm dadurch, eine Metallcomposition

*) Über das chinesische Weißkupfer und die vom Vereine angestellten Versuche dasselbe darzustellen. Vom Herrn Dr. Schubart." In den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbsfleißes in Preußen. 1824. Berlin bey Dunker und Humblot S. 134. ff.

zu bereiten, die, wie das Pakfong und Argentan, silberweiß ist, einen Silberklang hat, eine schöne Politur annimmt, an der Luft nicht anläuft, sich feilen, walzen, kalt hämmern, kurz, bequem bearbeiten läßt und dabey wohlfeiler als alle ähnlichen bisher bekannten Compositionen dieser Art, um die Hälfte wohlfeiler als Dr. Geitner's Argentan ist. Mit der Verarbeitung dieser Composition beschäftigt sich der Plattirwaaren-Fabrikant Friedrich Arlt.

Da man schon früher beobachtete, daß Pakfong in Beziehung auf die der Gesundheit nachtheilige Einwirkung von Säuren und fetten Öhlen mit 12löthigem Silber auf beyläufig gleicher Linie steht, so dehnte sich der Gebrauch desselben zum Pferdschmuck und zu größern Luxusartikeln, als: Leuchtern, Glocken, Waschbecken u. dgl., bald auch auf die Verarbeitung zu Löffeln, Gabeln und andern Tischgeräthen aus.

Die Bemerkung, welche in den, in diesen Blättern (1825 S. 141) enthaltenen Mittheilungen über von Gersdorffs Packfong vorkommt, daß „die Anwendung der in Rede stehenden Metallmischung zu Eßgeräthen nicht ohne Vorsicht versucht werden" dürfte, kann diesem Gebrauche zu Tischgeräthen kaum einigen Eintrag thun, denn es kommt nur darauf an, daß Säuren und Öhle in Pakfong eben so wenig als in Silber, längere Zeit stehen bleiben oder aufbewahrt werden, was jeder Hausfrau ohnehin bekannt ist.

Ich wünsche dem thätigen Bearbeiter den reichsten Lohn seiner Mühe und die größte Verbreitung seiner Metallcomposition, welche sich um so mehr erwarten läßt, als sie dem Silber sehr ähnlich und viel wohlfeiler ist, und selbst vor den mit Silber plattirten Waaren die Waaren aus Packfong, wie auch von Gersdorff seine Composition nennt und die man, dem Chrysot entsprechend, wohl nicht unpassend auch Argyrot nennen könnte — dadurch einen entschiedenen Vorzug haben, daß sie, vermög ihrer Härte weniger sich abnützen und selbst beym Abnützen stets dieselbe Farbe erscheinen lassen, während an plattirten Waaren nach Abnützung der dünnen Silberplatte, das Kupferroth hervortritt.

Beyläufig eine Stunde von der Schlegelmühle liegt Reichenau und dabey ein Eisenbergwerk, das sich nicht nur durch sein Alter, — es gehört zu den, in einem weiten Umkreise am frühesten bebauten, — sondern auch durch eine Vollendung und durch günstige Verhältnisse auszeichnet, welche nur bey wenigen Bergwerksbezirken in diesem Umfange zu finden seyn dürften.

Um aus Vielen die, neuerlich in diesen Blättern besprochenen Eisenbergwerke zu Eisenerz und Pütten als Beyspiele anzuführen, erinnern wir uns, daß Beyde die Kohlen zur Schmelzung ihrer Spatheisensteine herbey, das erzeugte Roheisen zur Bereitung des kaufbaren Gutes zu den Eisenhämmern hinweg führen müssen. Günstiger sind die Verhältnisse zu Reichenau. Im Innern seiner Berge ruht der Eisenstein, das Äußere derselben umhüllen Wälder, welche im Thale zu Kohlen gebrannt werden, und seine gewichtigen Eisenhämmer bewegt unermüdlich die aus ihren Schluchten hervorrauschende Schwarza.

So braucht sich der Eisenstein nur in einem Raume von kaum einer Meile zu bewegen, um zum Roheisen, und von diesem zum kaufbaren Gittereisen, Pflug- und Achsblech Rad- und Faßreif und was sonst immer bestellt werden mag, veredelt zu werden. Ja, nicht allein die vollendete Erzeugung, auch der Verkauf des Erzeugten findet größtentheils zu Reichenau selbst Statt.

Dieß vollkommen in sich geschlossene Eisenwerk mit seinen Steinkolossen, hier, jäh, spitz, dort gerundet, von finstern Wäldern umschauert, welche, ob auch der Sturm sich an Fels und Fichten breche, fest stehn

„treu verbündet
„Eine rauschende Gemeinde,"

mit seiner, die enge Felsenbahn wild herabbrausenden Schwarza, — wo fände man leicht einen Winkel der Erde, der sich mehr zur Scenerie eines dramatischen Gemähldes eignete, von Thubalkain, Vulkan, Dwalin oder wie die Völker den ersten „Meister in allerley Erz und Eisenwerken" nennen wollen. Kann uns eine blühende Gegenwart mehr in der Wahl dieses Schauplatzes bestimmen, als eine mährchenhafte Vergangenheit, so wird diese Versetzung auf Österreichs Boden nicht gewagt erscheinen, denn

„Mit Österreichs Sense mäht der Hirt am Nil." —

Von Pütten aus, an der vormahligen Abtey Glocknitz, an deren romantischen Anblick so manche historische Erinnerung sich knüpft, vorüber fahrend, gelangten wir früher zum Schlosse Reichenau, als zu den Berg-, Schmelz- und Hüttenwerken, deßhalb wollen wir auch dieses vorher besprechen, zumahl wir es doch um so weniger unbeachtet lassen dürfen, als es der Sitz des Oberverwesamtes und der Wirthschaftsverwaltung ist.

Gewöhnlich schließt man von der Höhe einer Stimme und vom Alter eines Schlosses auf das Alter der Sängerinn und auf die hohe Lage des Gebäudes. Gesellt sich noch, in Beziehung auf Letzteres zu diesem Glauben die Kenntniß, daß es zu Anfang des 14. Jahrhunderts erbaut und hohen Bergen benachbart ist, so kann ich wohl nicht früh genug die hochstellende Phantasie des geneigten Lesers durch die Versicherung herabstimmen, das Schloß Reichenau ste-

ste, obgleich alt und hohen Bergen nah, in bescheidener Tiefe.

Im schönen Reichenauer-Thale umgeben von Hügeln und Bergen, welche durch ihre Umrisse und ihren Farbenwechsel vom sanftesten Wiesengrün aufsteigend bis zum Schwarzgrün der Wälder und von diesem sich wieder verlierend in das lichteste Grauwolken naher Gipfel die angenehmste Mannigfaltigkeit gewähren, dehnt sich am Fuße des nördlichen Vorgebirges vom Schneeberge und hart an der Schwarza, das Schloß Reichenau mit seinem großen Vorhofe und mit seinen Nebengebäuden in ziemlicher Strecke aus.

Elisabeth, Herzogs Stephan von Bayern Tochter, und erste Gemahlinn Otto des Fröhlichen, Herzogs von Österreich, und jüngsten Sohnes Kaiser Albrecht I., baute das Schloß und zwar zwischen den Jahren 1312 und 1330 in welch ersterem sie mit Otto sich vermählte und in letzterem schon starb.

Das Schloß steht, wegen seiner Lage am Wasser, auf Pfählen, hat aber in seiner gegenwärtigen Gestalt, in welcher es Köpp uns darstellt *), kaum eine entfernte Ähnlichkeit mit seiner ursprünglichen Form, welche wir aus seiner dermahligen kaum mehr herausfinden könnten, hätten nicht Porträtmahler älterer Zeit die Gewohnheit gehabt, in ihren Gemählden hoher Personen, die von denselben etwa erbauten Kirchen, Klöster, Schlösser, Städte u. s. w. diesen auf den Schooß zu setzen oder in die Hand zu geben, eine Gewohnheit, die erfreulicher für die Geschichtsforscher als für den Ästhetiker ist. —

So trägt denn auch Elisabeth auf ihrem lebensgroßen Bilde in jenem Saale, welcher das Kaiserzimmer genannt wird, das Schloß Reichenau auf der Hand, und läßt uns, in der Voraussetzung, daß dieses nach der Natur gemahlt ist, das Schloß mit einer Menge von Thürmen, Gräben und Zugbrücken wahrnehmen.

Auch das lebensgroße Bildniß des zu früh (17. Februar 1339) verblichenen Herzogs Otto befindet sich im Kaiserzimmer; von keinem der beyden Bilder läßt sich jedoch mit Gewißheit angeben, ob es gleichzeitig gemahlt sey, da sich auf keinem die Jahrzahl befindet. Die prunklosen Aufschriften sind:

Otto Hilaris, archidux Austriae, Fundator Novi Montis, Elisabetha, ducissa Bavariae, conjux Ottonis, Novi Montis Fundatoris.

Nach Elisabeths Tode schenkte Herzog Otto das Schloß Reichenau dem von ihm gestifteten Cisterzienser-Kloster Neuberg in der Steyermark.

Aus dieser frühern Periode soll sich noch in der Herrschafts-Kanzley vom Kaiser Friedrich eine Handfeste befinden, datirt: zu Neustadt am Samstag Oculi in der Fasten n. Ch. G. 1455, in welcher früherer Handfesten von Herzog Albert II., 1343, — Herzog Leopold III. 1370, — und von Herzog Ernst, aus Schottwien am St. Erasmustag n. Ch. G. 1422 erwähnt seyn soll, welch letztere Urkunden aber, nebst mehreren andern, von Feuer und Wasser wechselweise zerstört worden seyn sollen.

Das reiche Cisterzienser-Stift Neuberg bewies seinem reitzend gelegenen Schloße Reichenau durch mannigfaltige Erneuerungen eine immer rege Theilnahme, und gewiß bezeichnet auch die in den Schlußstein des Thores gehauene Jahrzahl 1614 die Zeit einer spätern Umstaltung.

Die Erweiterung und Verschönerung der Schloßkapelle, zu der sich unterm Thore der Eingang befindet, und welche ziemlich geräumig, al Fresco gemahlt, und mit drey Altären versehen ist, fällt in die Jahre 1729 und 1738 wie folgende, oberm Altare rechts befindlichen Chronostichen angeben:

Theoba LDVs PraefeCtVs aMpLIaVIt, Otto Vero GIrstorfer exornaVIt Vterqve sVb gratIosIs abbata LIbVs aVspICIIs BaLtasarIs et EMVnDI

Id est anno 1729 et 1738.

Nach Aufhebung des Cisterzienser-Klosters zu Neuberg kaufte (i. J. 1784) die k. k. Innerberger Hauptgewerkschaft, welche vier Jahre früher schon die Berg- und Hammerwerke von Reichenau an sich gebracht hatte, der ihr so nöthigen Waldungen wegen, welche auf die Schwarza abdachen, auch die Herrschaft Reichenau und befindet sich noch gegenwärtig im Besitze derselben.

Daß die Veränderung der Besitzer größtentheils auch das Besitzthum ändert, bezeugen viele Beyspiele. Das Feenschlößchen, wie Schultes Reichenau nennt, ist kein Lustschloß mehr. Die vielen Zimmer der zwey Stockwerke desselben, werden von Kanzleyen und von Beamten des Oberverwesamtes und der Herrschaft eingenommen. Zwischen dem Schloße und der Umfangs-Mauer, in einer Art von Vorhof, sind verschiedene Wirthschaftsgebäude, ein Wirthshaus und eine Sägemühle. Wenn auch nicht auf die Verschönerung, hat doch gewiß auf die Bevölkerung der Herrschaft dieß veränderte Besitzthum den günstigsten Einfluß, da es den Erwerb vermehrt, und bekanntlich mit dem Erwerbe auch die Bevölkerung zunimmt.

Es geht im Schloße Reichenau auch keineswegs so mäuschenstill her, als man aus seiner Lage, abseit von der

*) Historisch-mahlerische Darstellungen von Österreich. Bearbeitet und herausgegeben von den Gebrüdern Anton und Christian Köpp Edle von Felsenthal. Wien bey Artaria 1814. B. 1. S. 43 ff.

Poststraße, eine Stunde entfernt von den Berg- und Hüttenwerken in einem einsamen Thale wohl vermuthen möchte; denn außer dem Leben, welches der Verkehr mit den Unterthanen und Fremden hervorbringt, spielen auch die tobende Schwarza, die knarrende Sägemühle und das auch nicht immer pausirende Gasthaus ein Trio, das an Geräusch selbst manchem in den neuesten Opern kaum nachstehen dürfte. Besonders wird die Lebhaftigkeit durch die herbstlichen Hochgewässer erhöht, die, wenn sie auch nicht immer so furchtbar sind und so schauerliche Spuren darbiethen; wie jene in den Jahren 1803, 1813 und 1821, die Häuser mit sich fortrissen und zerstörend auf die Schloßmauern und Eckthürme einwirkten, doch stets Besorgnisse verursachen, rege Aufmerksamkeit fordern und die Thätigkeit in Anspruch nehmen.

Das Schloß verlassen begeben wir uns zu den Bergwerken, den Verkohlungsstätten, zum Hochofen und zu den Hammerwerken.

Die Bergwerke umklammern gleichsam dasselbe, indem es in der Mitte zwischen dem Grillenberger und Altenberger-Eisensteinlager liegt, welche beyde beyläufig anderthalb Stunden entfernt sind, der Grillenberg gegen Morgen, der Altenberg gegen Abend.

Der Altenberg ist, wie dieß schon sein Nahme andeutet, der weit früher bebaute. In ihm finden sich noch Spuren vom Feuersetzen, von der Schrammarbeit, und weite Zechen. Unter den, in diesem Berge gegenwärtig noch im Bau befindlichen vier Stollen ist der i. J. 1614 renovirte Mariahilf-Stollen mit seinen zahlreichen Gesenken, Übersichbrechen und Seitenstrecken der ergiebigste.

Im Grillenberge, dessen Eisensteine jenen des Altenberges vorgezogen werden, befinden sich drey Stollen im Bau, von welchen vorzüglich der Erzherzog Kronprinz Stollen, zu den schönsten Hoffnungen berechtiget.

Die, ebenfalls zu Reichenau gehörigen Eisensteinlager zu Schendelegg und Schwarzegg wurden verlassen, weil ihre Spatheisensteine mit sehr viel Quarz, Eisenglimmer, Schwefel und Kupferkies verunreinigt sind.

Dermahl werden im Alten, wie im Grillenberge die Eisensteine größtentheils durch Sprengarbeit gewonnen, durch eigene Hundstößer, die sich, wie in mehreren andern größern Bergrevieren, erst nach und nach zu Lehrhäuern und wirklichen Häuern oder Knappen emporarbeiten, in sogenannten niederungarischen Grubenhunden aus den Bergen zu den Erzhalten gefördert, dort, größtentheils von Weibern klein gekobert, sorgfältig geschieden, zu den etwas entlegenen im Breinthale befindlichen Röstfeldern geführt und geröstet. Vom Vorkommen des kristallisirten Eisenglases im gerösteten Spatheisensteine, hatt' ich nicht Gelegenheit mich zu überzeugen.

Aus den Röstöfen geschlagen, werden die Erze auf den Wässerungsplätzen ausgearbeitet und daselbst zwey, wenn es der Vorrath erlaubt, auch mehrere Jahre der Auswitterung überlassen, welche durchs Wässern mittelst zweckmäßig angebrachter Wasserleitungen erleichtert und befördert wird. Nach diesen mühsamen Vorbereitungen, welche die Ausscheidung der miteinbrechenden Bestandtheile nöthig macht, kommen die Eisensteine in den Hochofen.

Ehe wir diesen besuchen, haben wir auch noch die Gewinnung desjenigen Materials näher zu betrachten, mit dessen Hülfe, derselbe die 41 bis 47 Pfund Eisen scheidet, welche jeder Centen Eisenstein einhält.

Daß man sich zum Betriebe des Hochofens zu Reichenau, der Holzkohlen bedient, wird wohl um so weniger befremden, als noch sehr viele Hochöfen von unserm in Reichenau nicht nur bis zu jenem bey Junosuendo, dem nördlichsten Hochofen in Europa; unterm 67. Grad sondern auch gegen Süden mit Holzkohlen betrieben werden selbst in Gegenden, welche mehr und bessere Steinkohlen besitzen als die Gegend um Reichenau.

Die Köhlerey ist sehr ausgedehnt. Man verkohlt hier in liegenden Meilern, weil im Jahre 1811 mit vieler Sorgfalt abgeführte Versuche gezeigt haben sollen, daß sie auf den Köhlereystätten zu Reichenau den stehenden vorzuziehen sind. Die Angabe Karstens daß auf den zur Innerberger Hauptgewerkschaft gehörigen Köhlereystätten überall die italienische Methode angewendet werde*), ist daher nur auf die Köhlereystätten derselben in Steyermark zu beschränken.

Es wäre gewagt aus der Verkohlungsart zu Reichenau zu schließen, nun sey der Rangstreit der liegenden und der stehenden Meiler, der sogenannten italienischen Köhlereystätten auf eine genügende Art beendigt, weil bey sorgfältigen Versuchen, ohne Zweifel also mit Holz von gleicher Art und Menge, auch übrigens gleichen äußeren Umständen, durch vorurtheilsfreye, mit beyden Verkohlungsarten gleich vertraute Männer, in Reichenau bey den liegenden Meilern günstigere Ergebniße sich gezeigt haben, d. i. bessere, ja sogar auch mehrere Kohlen gewonnen worden seyn sollen, denn eine Kubikklafter Holz soll die sehr bedeutende Menge von 20 Innerberger Faß Kohlen geben, das Faß zu 5 Wiener-Metzen gerechnet. Der Andeutung Schultes: daß eine Kubikklafter 32 Faß Kohlen gebe**), unterliegt hiernach irgend ein grober Irrthum.

*) In dessen metallurgischer Reise u. s. w. S. 398.

**) A. a. O. S. 297.

Bey der Frage, ob liegende oder stehende Meiler den Vorzug verdienen, sind die Ortsverhältnisse, d. i. hier insbesondere die Lagen der Meilerstätten zu berücksichtigen, und es wird erklärbar, daß im sturmdurchtobten Reichenauer-Thal, in welchem selbst liegende, von Mauern geschützte Meiler nicht selten abgedeckt werden, der weit höher stehende Meiler, der, wie bey einer frühern Gelegenheit bereits angeführt wurde, in der Hiflau und in Reifling vortheilhaft angewendet wird, seinen Brand nicht ungestört vollenden kann.

Die erwähnten Mauern, Windfänge genannt, auf Anordnung des Gubernialrathes und Directors v. Sybold erbaut, sind zehn Klafter lang und drey Klafter hoch. Sie durchkreuzen die in den Thalschlünden tobenden Windstöße in recht winklichter Richtung, und sind so gebaut, daß je drey und drey Meiler, von welchen gegenwärtig über vierzig im Gange sind, von zwey Windfängen eingeschlossen werden, die das Abdecken der Meiler durch Stürme meistens ganz verhindern, immer mindern.

Die Zubringung des Kohlholzes bis an die Meiler wird auf eine sehr zweckmäßige Art bewirkt. Das Holz, größtentheils im Strombecken der Schwarza wachsend, wird nähmlich auf dieser, — wenn auch mit Aufopferung der Fisch-Colonie, die einst darin blühte, bis zu dem Rechen geflößt der sich in einer überaus mahlerischen Gegend, im sogenannten Kleinofen befindet, einer von hohen schroffen Felsmaßen eng eingeschlossenen Gebirgsschlucht, von der beengten Schwarza brausend durchjagt.

Eine Viertelstunde unterhalb des Rechens ist die Grumbacher-Wehre, von welcher angefangen die Wasserriese am linken Ufer der Schwarza am Gebirge sich hindehnt, hier über Schluchten gehoben, dort in Felsen eingesenkt. Diese Wasserriese und mehrere Seiten-Kanäle durchschneiden die Kohlstätten, und führen das Holz bis hart zu den Meilern.

Von der Gewinnung der Spatheisensteine und der Holzkohlen wenden wir uns zu dem Hochofen, der beyde aufzunehmen bestimmt ist.

Dieser Hochofen, der sich zu Edlach im Breynthale befindet, steht gegenwärtig außer Betrieb. Er maß nur 24 Fuß und sieht seiner Erhöhung auf 31 Fuß noch entgegen. Der Betrieb desselben dürfte kaum von der bereits beschriebenen Art im Wesentlichen abgewichen haben, und den Eisensteinen wurden hier, wie zu Pütten, zur Beförderung des Flusses acht Prozent Kalkstein zugeschlagen, der hinter Grumbach, eine Stunde vom Hochofen entfernt, gebrochen wird, künftig soll auch hier, wie dieß zu Eisenerz der Fall ist, das aus den gepochten Hochofenschlacken gewonnene Wascheisen, bisher zu den Eisenhämmern abgegeben, als Zuschlag verwendet werden.

Bedeutender als die Berg- und Verkohlungswerke in Reichenau, sind die in Hirschwang und Grumbach befindlichen Hammerwerke, um derentwillen auch jene betrieben werden. Da selbst beym ununterbrochenen Betriebe des Hochofens, derselbe nicht im Stande wäre, für die Eisenhämmer, welche die k. k. Hauptgewerkschaft seit dem Ankaufe dieses Bergrevieres von zwey auf neun vermehrte, eine hinlängliche Menge Roheisen zu liefern, so wird dieses gegenwärtig ganz, und während des Hochofenbetriebes großentheils von Eisenerz bezogen, und auf den drey Großzerrenhämmern und den sechs Streckhämmern auf eine Art verarbeitet, die sich ebenfalls von der gewöhnlichen in nichts Wesentlichem unterscheidet, und andeutungswürdig dürfte nur seyn, daß hier die Schabatten (in welchen die Amboße ruhen) nicht aus geschmiedetem, sondern aus Gußeisen bestehen. Auch soll hier die Arbeit auf dem Schwal eingeführt werden, welche, wenn auch den Eisenabgang vermehrt, doch den Kohlenverbrauch vermindert.

Die Stürme, welche sich so störend bey der Köhlerey zeigen, beunruhigen auch oft die Hammerwerke, oder vielmehr ihre Arbeiter und zwingen sie — zu ruhen, Wind zu feyern, weil bey den an ein und demselben Gerinne liegenden, hart aneinander gebauten und von den nahen Wohnhäusern der Arbeiter umgebenen Hammerhütten, Feuerschäden sehr um sich greifen würden.

Wie gern möcht ich nun den geneigten Leser, der, wenigstens in Gedanken, die feuchte Nacht im Alten- und Grillenberge mit mir zubrachte, die, von Myriaden Kohlenstäubchen verdickte Luft, bey den gluthhauchenden Meilerstätten einathmete, mir längs des Breinbaches hin zu dem entfernten Hochofen folgte, und zu den Eisenhämmern, wo die Hämmer toben, das Feuer sprüht, — wie gern möcht' ich ihn aus diesen betäubenden Umgebungen hinausgeleiten in die Arme der reitzendsten Natur! in das furchtbar schöne Höllenthal, zum vielbesuchten Kaiserbrunnen, auf den Schneeberg, den König der Berge Niederösterreichs, uns so nahe, zum Theil durch gute Kunststraßen mit Reichenau verbunden, und dennoch unerreichbar meiner lebendigsten Sehnsucht. Versäume ja keiner dem es das Schicksal vergönnt, dieser Naturreitze zu genießen! Mir winkt mein Beruf nach einer neuen, nicht minder schönen, aber entfernteren Heimath.

Doch nicht nur dem Eisenwerke Reichenau, allen Eisenwerken sag' ich Lebewohl, da meine neue Bestimmung mir auflegt, mich jenen Bergen zuzuwenden, wel-

che das Salz in ihrem Schooße bewahren. — Des edelsten Strebens werth, wie das Eisen ist das Salz, eben so unentbehrlich, deshalb von dem Allgütigen verbreitet, wie jenes.

Wohl besteht aus eisernen Geschützen Schwedens Feldartillerie, eiserne Kriegs- und Kauffarthey-Schiffe durchsegeln Brittanias Meer, in eisernen Fässern klärt sich ihr Wein, durch eiserne Büsten der Gefeyerten des Jahrhunderts, glänzt die k. Eisengießerey zu Berlin, eiserne Glocken rufen den Menschen zur Arbeit und Ruhe, auf eisernen Bahnen eilen Lastwägen dahin, eiserne Trottoirs sind von Fußgängern übersät, eiserne Courtinen, eiserne Ziegel und Schindel, eiserne Treppen hemmen den Lauf zerstörender Flammen; mag sich aber auch der Gebrauch des Eisens von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag vermehren, seine Anwendung auf eine früher wohl kaum geahnte Art sich ausdehnen, verbreiteter, unentbehrlicher, wenn dieses Wort ja eine Steigerung zuläßt, bleibt — das Salz. Doch nicht hier schon, beym Eisen, will ich mich zum Lobe des Salzes hinreißen lassen, sondern dieses auf die Zeit versparen, die mich an der Seite des Lesers bey den dampfenden Salzpfannen finden wird. —

Ihr majestätisch-hehren Felsenmassen!
Du rascher Fluß, der freundlich mich umschlingt!
Mit Liebe wollt den Bergmann ihr umfassen,
Der zögernd sich aus euren Armen ringt!
Ob er euch gut ist, muß er euch verlassen,
Eh noch der Abendglocke Ton verklingt,
Doch wo er immer hin den Schritt mag lenken,
Wird eurer herzlich er doch stets gedenken.

Dir nah' ich paradiesisches Gefilde,
Des schönen Östreichs schönster Blüthenhain!
Gepriesen längst im Sange wie im Bilde,
Dir Salzburg, Aigen, Untersberg, Hallein,
Nach denen schon des Jünglings Sehnsucht zielte,
Laßt freundlich nun den Mann willkommen seyn,
Ihr zeigtet euch dem Gaste einst gewogen,
Er kommt heimisch nun zu euch gezogen. —

Aphorismen über Kunst, insonderheit über Mahlerey.

Die alte Kunst selbst will nicht ganz wiederkommen, so rastlos auch die Wissenschaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar scheint es oft: aber es fehlt immer noch Etwas, nähmlich gerade das, was nur aus dem Leben kommt und was kein Modell geben kann. Die Schicksale der alten Kunst indessen kommen mit buchstäblicher Genauigkeit wieder. Es ist, als sey der Geist des Mummius, der seine Kennerschaft an den korinthischen Kunstschätzen so gewaltig übte, jetzt wieder hie und da von den Todten auferstanden. (1802)

Wenn man sich nicht durch Künstlernahmen und gelehrte Anspielungen blenden läßt, so findet man bey alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunst seltner, als man erwarten sollte. Pindar kann von allen der plastische unter den Dichtern heißen, und der zarte Styl der alten Vasengemählde erinnert an seine dorische Weichheit und süße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben so viele Künstler charakterisiren konnte, ist eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren, große Mahleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung, als Perspective. Es fehlte ihm an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel-Angelo lernen konnte? Im Ariost trifft man auf starke Spuren; daß er im blühendsten Zeitalter der Mahlerey lebte, sein Geschmack daran hat ihn bey Schilderung der Schönheit manchmahl über die Grenzen der Poesie fortgerissen. Bey Goethen ist dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künste manchmahl zum Gegenstande seiner Dichtungen, außerdem ist ihre Erwähnung darin niemahls angebracht oder herbeygezogen. Die Fülle des ruhigen Besitzes drängt sich nicht an den Tag, sie verheimlicht sich auch nicht. Alle solche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunstliebe und Einsicht des Dichters, in der Gruppirung seiner Figuren, in der einfachen Großheit seiner Umrisse unverkennbar seyn.

Als ein Merkmahl der Echtheit antiker Münzen kennt man in der Numismatik den sogenannten edlen Rost. Die verfälschende Kunst hat Alles besser nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Rost gibt es auch an Menschen, Helden, Weisen, Dichtern. Johannes Müller ist ein vortrefflicher Numismatiker des Menschengeschlechts.

Miniatur besteht darin, wenn ein Gegenstand klein und dabey mit einer Deutlichkeit in seinen Theilen abgebildet wird, die sie nicht haben könnten, wenn die Verkleinerung von der Entfernung herrührte. Dieß braucht der Landschaftsmahler so wenig zu thun, daß es vielmehr allen Zauber zerstört, wenn er es sich zu Schulden kommen läßt. — Der weite Horizont, das hohe Gebirge, das grenzenlose Meer drängt sich auf seiner Leinwand selbst zusammen, wie wenn man durch die hohle Hand oder durch eine kleine Fensterscheibe ins Freye hinausblickt. — Die Mahlerey will die Gegenstände nicht abbilden wie sie sind, sondern wie sie erscheinen. Das Auge an sich, kennt ja nur die scheinbare Größe der Gegenstände in ihrem Verhältniß untereinander. Ein naher Raubvogel, der ein entferntes Wölkchen bedeckt, ist ihm eben so groß. Wir schließen nur auf die Entfernung aus den gedämpfteren Farben und aus dem verloreneren Umrisse. Die unbekannte Größe messen wir mit der bekannten. Die in der Landschaftsmahlerey vorzugsweise heimische Luftperspective hat das Mittel ganz in ihrer Gewalt, auf einem kleinen Raume, das Große, groß darzustellen. Ja es läßt sich denken, daß sie in das Kolossalische übergienge.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 25. und Freytag den 27. May 1825.

(62 und 63)

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXVIII.

Lirum Larum.

In dem ersten Viertheil des siebzehnten Jahrhunderts lebte zu Kaltenbach, einem Dorfe bey Schüttenhofen, im Prachiner-Kreise Böhmens, ein ehrlicher Schulmann, Liboslaw Rakusch geheißen. Er war der utraquistischen Glaubensmeinung zugethan, und, wie manche seiner Vorfahren, ein Feind der Deutschen, ungeachtet er selbst meist und gerne deutsch sprach. Weit cosmopolitischer dachte Fritzchen, seine Gattinn. Sie war ehedem Zofe bey einer böhmischen Gräfinn gewesen, mit dieser in mehreren Ländern herumgekommen, und hatte über manche Gegenstände eine andere Ansicht angenommen. Dieß hatte ihr über ihren Gatten, der sein Vaterland nie verlassen hatte, eine Art Übergewicht gegeben, wenigstens entschied in den meisten Vorfällen in ihrer mehrjährigen Ehe ihr Wille und Meinung. Übrigens konnte man die Ehe immer eine glückliche nennen: denn der Unfriede hatte noch nie die Wohnung Liboslaws heimgesucht, außer wenn man einen kleinen Zank ausnehmen wollte, der etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung unter ihnen statt fand, aber bald gütlich beygelegt wurde. Als sie ihm dazumahl ein Töchterlein geboren hatte — das erste und einzige Kind — und es getauft werden sollte, wollte Liboslaw, daß es Libussa genannt werden sollte; dieser Nahme aber gefiel der Mutter keineswegs, und sie begehrte schlechterdings, daß sie nach ihrer Großmutter Anna heißen sollte. Liboslaw bestand nichts desto weniger auf Libussa, seine Gattinn auf Anna. Er beharrte dießmahl fest auf seinem Willen; selbst dazu wollte er sich nicht verstehen, daß sie — wie der Pfarrer von Wattietitz vorschlug — Anna Libussa getauft werden sollte: der böhmische Nahme solle auch der vordere seyn, wollte der Schulmeister haben, die Gattinn sah sich zuletzt genöthigt in so weit nachzugeben, daß das Kind den Nahmen Libussa Anna erhalten könne, allein nichts desto weniger nannte die Mutter von dieser Zeit an ihr Töchterlein Anna, so wie sie hingegen der Vater stets Libussa rief. Das Kind wuchs unter dieser Doppelbenennung zu einem lieblichen, schönen Mädchen heran, ohne sich um die Ursache zu kümmern, daß sie der Vater anders als die Mutter rufe; — hatte sie dieß früher nicht gethan, so that sie es nun noch weniger, weil ein Gegenstand ganz anderer Art ihre Aufmerksamkeit beschäftigte.

Es war im J. 1611, als die ganze Gegend ihres Geburtsortes in große Bestürzung gerieth. Ludwig Graf von Sulz drang plötzlich aus dem Passauischen mit einer Anzahl Kriegsvolkes in Böhmen ein, und bemächtigte sich theils durch Gewalt, theils durch List, der Stadt Piseck und anderer Orte. Vor Schüttenhofen fanden die passauischen Truppen einen ernstlichen Widerstand; eine beträchtliche Anzahl wurden getödtet, mehrere verwundet. Die Schwerverwundeten wurden nach den nächstgelegenen Orten geschafft, wo sie geheilt werdeu sollten. So ward auch ein junger Cornet, der einen Säbelhieb über dem Kopfe erhalten hatte, bewußtlos nach Kaltenbach, und da bereits die meisten übrigen Häuser voll Verwundeter lagen, in die Wohnung des Schulmeisters gebracht. Der Schulmeister, so sehr er auch sonst für das Leiden seines Nebenmenscheu empfänglich war, sah dießmahl einen solchen Gast eben nicht gerne, zumahl da dieser ein Feind war. Er ließ daher geschehen, was er nicht ändern konnte, der Verwundete von dem man bloß erfuhr, daß er Ritz von Mattenfeld heiße, blieb in seinem Hause, ohne daß jedoch Liboslaw vielen Antheil an ihm genommen hätte. Desto mehr Güte und Theilnahme fand der Cornet bey der Schulmeisterinn, und noch mehr bey der eilfjährigen Libussa, die oft den ganzen, laugen Tag bey ihm blieb,

und durch ihre naiven Erzählungen den Kriegsmann erheiterte, während wieder die Nachrichten von den blutigen Auftritten in Prag, welche die dort eingerückten Passauer veranlaßt hatten, den Schulmeister mit innigem Grimm erfüllten. Er zählte die Stunden, die der Cornet im Hause zubrachte, und konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er wieder gesundet seyn würde; indeß ließ es sein übrigens gutes Herz gerne geschehen, daß ihm die weiblichen Hausgenossen die sorglichste Pflege angedeihen ließen. Selbst die Nachricht von dem schimpflichen Abzuge der Passauer Völker aus Prag, so gerne er auch als Böhme gegen ihn damit geprahlt hätte, verschwieg er, um ihm nicht wehe zu thun.

Der Cornet, ein sanfter, biederer Jüngling, der, wie schon erwähnt, die Mutter und die Tochter, die ganz unzertrennlich von ihm waren, für sich eingenommen hatte, erkannte dankbar die Pflege, und gewann das Haus so innig lieb, daß ihm, als er genesen war, und nach Budweis, das damahls noch von den Passauern besetzt gehalten wurde, abreisen sollte, nicht ohne schmerzlicher Rührung trennte: Fritzchen, die Mutter, schied mit Thränen im Auge von ihm, Libussa war untröstlich, und selbst Liboslaw konnte einige Rührung nicht unterdrücken. Mattenfeld schüttelte ihm die Hand, dankte der Mutter, schob Libussen, indem er sie küßte, seinen Ring an den Finger, und sprengte davon.

Fünf Jahre vergingen; Libussa war zu einem sechszehnjährigen Mädchen herangewachsen, ohne daß sie Mattenfeld ganz vergessen hätte: wenn sie den Ring erblickte, dachte sie seiner, und unwillkührlich hob sich ihre Brust. Fragten andere Mädchen, woher sie den Ring habe, so war ihnen jedes Mahl nur eine ausweichende Antwort.

Einst, als sie von Schüttenhofner-Jahrmarkt heimkehrte, ritt von den Anhöhen ein Reiter herab auf ihr Dörfchen zu. „Komm ich da recht nach Kaltenbach?" fragte der Reiter das blühende Mädchen. Sie bejahte dieß, so wie auch seine zweyte Frage, ob sie denn eben nach Kaltenbach ginge, und dort bekannt sey? Sehr unruhig pochte Libussens Brust, der Reiter ein schmucker, junger Mann, reich gekleidet, sprang vom Rosse und ging, das Pferd am Zügel führend, neben ihr einher. Die Schönheit dieses Landmädchens fiel ihm auf; er konnte beynahe sein Auge nicht von ihr abwenden; selbst mit dem Reden ging es ihm nicht so schnell, wie sonst. Auch sie betrachtete durch die seidnen Wimpern den stattlichen Mann. Sie dachte an Mattenfeld und war ers? Es schien ihr so, und doch war sein Bild, wie es sich in ihrer Erinnerung erhalten hatte, diesem nicht so ganz gleich; aber als er zufällig bey einer alten Denksäule vorüberging, und nach der Katholiken frommen Weise den Hut abnahm, entdeckte Libussa eine Schmarre an seiner Stirne, die ihr keinen Zweifel mehr übrig ließen, wer ihr Gefährte sey? Hoch klopfte ihr das Herz; kaum wagte sie es mehr aufzublicken. Mattenfeld fragte seinerseits nach allerley, bald ernst, bald scherzend. Endlich fragte er auch nach dem Kaltenbacher Schulmeister und seine Gattinn: Libussa gab lispelnd Auskunft. „Und was macht denn sein Töchterlein, die holde Libussa, sie muß ja nun schon recht groß seyn?" — Hoch erglühte Libussens Gesicht; sie reichte ihm ihre Hand hin, und ihm den Ring zeigend, lispelte sie: „Sie geht ja mit Euch, edler Herr!" — Mattenfeld blickte das schüchterne Mädchen, das in ihrer vollen Schönheitsblüthe neben ihm herging, mit pochendem Herzen an; so vertraut und kosend mit ihr zu reden, wie er es einst als Siecher gethan, verboth ihm ihr Anstand, — die Erinnerung an die Anhänglichkeit an ihn, ihre Schönheit, ihr Wesen, alles erfüllte sein Herz mit inniger Liebe, wenigstens gestand er sich dieß selbst, nachdem er wieder von Kaltenbach, wo er den Schulmeister und dessen Gattinn besucht, und ihnen für ihre Pflege ein nahmhaftes Geschenk aufgedrungen hatte, wieder heimkehrte. Es hatte ihn nähmlich irgend ein Geschäft aus Bayern wieder nach Böhmen gerufen, bey welcher Gelegenheit er seinen Wohlthätern dankbar zu seyn gedachte.

Auch in Libussens Herz hatte die Liebe Eingang gefunden; Sie dachte nur an Mattenfeld, und dieser an Sie. Weder er noch sie dachten an die Scheidewand, die sie trennte; Stand, Vorurtheil, Religion. Vergebens warben mehrere, selbst ansehnliche Bewohner Kaltenbachs um ihre Hand sie wies alle unter mancherley Vorwänden ab. Der Vater ahnete die Ursache nicht, und ließ sie gewähren. Als aber dieß fortdauerte, Libussa jeden Umgang mit ihres gleichen floh, und selbst des jungen Erbvogten Sohn, einen schmucken jungen Mann, verschmähte, ward er unwillig, die Mutter, die eben auch sehr entfernt war, die eigentliche Ursache zu errathen, war nicht minder über den Eigensinn ihrer Tochter ungehalten, indem sie so gerne mit der Erbvogtinn, der Vornehmsten des Ortes, in Verwandtschaft gestanden hätte. So sah sich nun Libussa von beyden Seiten beengt, und konnte ihr Geheimniß nicht in den Busen ihrer Mutter ausschütten.

So gingen mehrere Wochen hin, als Mattenfeld abermahls bey Liboslaw erschien. Dieß Mahl brachte er mehrere Geschenke für den Schulmeister und seine Gattinn mit; keines aber Libussen. Nichts destoweniger war Libussa, die bisher stets so einsam, still und schwermüthig gewesen war, auf einmahl wie umgewechselt, sie ergriff den alten Ton, scherzte vertraut wie einst mit Mattenfeld, und benahm sich so, als wenn er seit seinem Siechbette das Haus nie ver

lassen hätte. Dieß alles fiel nun den Ältern zwar gerade nicht auf, destomehr aber ihre schnelle Umwandlung, ihr schneller Übergang aus Schwermuth in Frohsinn. Die Mutter errieth, der Vater ahnte die wahre Ursache. Als dieß Mahl der Cornet wieder Abschied nahm, bath ihn der Vater, der ihn ohnehin sehr kalt aufgenommen hatte, ihn nicht mehr zu besuchen, da sie in mehr als einer Ursache nicht gleich und gleich wären. Verdießlich ging Mattenfeld weg, und suchte seine immer wachsende Liebe zu bekämpfen. Umsonst; die Liebe siegte über den Verdruß. Es dauerte wieder einige Wochen, so fand er sich wieder in der Gegend von Kaltenbach ein, ohne jedoch sich zu zeigen. Es gelang ihm, Libussen wissen zu lassen, daß er ihrer hier harre, — und Libusse, die nun wieder allen Trost nöthig hatte, folgte der Einladung nur zu gern. Ein nahes Wäldchen war der Ort ihrer Zusammenkunft.

So fanden sich die beyden Liebenden öfters im Jahre, ohne daß man in ihres Vaters Hause etwas geahnet hätte. Ihre Zärtlichkeit nahm immer zu, und bald konnte Libussa dem Lieblinge ihres Herzens keinen Wunsch mehr verweigern.

Einst saß an einem Sonntage Liboslaw in der Schenke, als des Erbvogts Sohn hereintrat und erzählte: er habe eben einen Fund gemacht. Man befragte ihn von allen Seiten darum endlich zeigte er einen Ring. „Das ist ja der Ring meiner Tochter!“ sagte Liboslaw; „sie mag ihn heute bey dem Heurechen auf der Wiese verloren haben.“ — Da warf ihm der junge Erbvogt lachend den Ring hin: „Gehört er der, so mag ich ihn nicht mehr haben, obgleich ich gern gewußt hätte, was wohl das Lirum sagen will, was man innen im Ringe liest.“ Über dieses Wort lachten die Bauern, der Schulmeister sah hinein in das Innere des Reifen, und brachte ebenfalls das Wort Lirum heraus. „Nun weiß ich doch“ fuhr des Erbvogts Sohn fort: wie Libussens Bräutigam heißt; doch sagt mir lieber Nachbar, was zuerst sein wird? Kindtaufe oder Hochzeit?“ Schwer beleidigt hob nun der Schulmeister an; diejenigen für niederträchtige Schelme zu erklären, die ohne Grund den guten Nahmen seiner Tochter angetaßt hätten; denn was den Ring beträfe so wäre es, wie ihm wohl bewußt, bloß ein Andenken, das sie in ihrem eilften Jahre erhalten habe.“ — „Laßt den Ring gut seyn, Nachbar! „sprach nun der eine Schöppe: „daß Jemand eurer Tochter seit Kurzem ein curioses Lirum Larum vorgemacht haben müsse, das werdet Ihr doch unsern Augen nicht abstreiten wollen, wenn Ihr selbst durchaus blind seyn wollt.“ — Liboslaw sprach kein Wort; aber man sah den Kampf des Zornes und der Scham auf seinem Gesichte. Vernichtet wankte er nach Hause.

Kaum angekommen, fragte nach er Libussen. Sie war nicht da. Nachdem man sie lange genug vergebens gesucht hatte, kam sie endlich. — „Wo warst du?“ — „Sie erzählte, daß sie im Heu ihren Ring verloren, und diesen gesucht hätte. Liboslaw reichte ihr ihn hin, und sah sie lange an. „Weißt du, was man von dir spricht?“ Libussa erschrack, und warf sich schluchzend zu seinen Füßen nieder. „So ist es denn wahr“ jammerte der Vater; „durch dich ist meine Ehre, meine Ruhe vergiftet. Sprich, wer ist der Elende? — Laut jammerte die Tochter, laut jammerte die Mutter. Libusse gestand, daß sie Mutter sey, aber sie betheuerte auch, daß sie niemand nennen dürfe. Wüthend stieß sie der Vater zur Thüre hinaus; die Mutter ergoß sich in einen Strom von Verwünschungen, und diese brachten den Vater wieder zur Besonnenheit zurück. Er rief die Tochter herein, sprach wehmüthig und gelassen mit ihr, und beschwor sie, ihm den Vater ihres Kindes zu nennen. Weinend versicherte Libussa, daß sie dieß nimmer thun werde. Da sprach der Vater: „Bey mir darfst du nicht länger weilen, ich erkenne dich nimmer für meine Tochter; gehe, und komme mir nicht mehr oder als ehrliche Frau wieder vor die Augen.“ Er drang ihr sein weniges Geld auf, und ohne der Mutter zu sagen, wohin, führte er seine Tochter nach Bergreichenstein; hier erklärte er ihr nochmahls, daß sie nun gehen, und nimmer ohne Mann wieder zu ihm kommen sollte. Er ging heim, und ließ Libussen jammernd zurück.

Nichts von dem Unfrieden, der nun in Liboslaws Hause herrschte; kein Freudenblümchen keimte mehr daselbst auf; weinte seine Gattinn nicht, so schalt sie. Vier lange Jahre vergingen, und nie hörten sie etwas von Libussen.

Inzwischen hatten sich die unkatholischen Stände Böhmens wider Ferdinand empört; Friedrich von der Pfalz ward zum Könige gekrönt, um bald darauf als ein geächteter Flüchtling herumzuirren. Das Unglück des Vaterlandes beugte den alten Schulmeister eben so tief, als der Verlust seiner Tochter. Er sollte thätigen Antheil an der Rebellion genommen haben, indem er, wie ihm dann zur Last gelegt wurde, der Jugend schädliche Begriffe beygebracht, und zugleich mit dem Pfarrer alles aufgebothen, um in der Umgegend, die Bewohner der Partey Friedrichs getreu zu erhalten. Nach der Schlacht am weißen Berge ward auch er fest genommen, und nur aus Rücksicht seines Alters zur Landesverweisung verurtheilt. Liboslaw schnürte im stillen Grame sein Bündel, und machte sich mit seiner ganz niedergebeugten Gattinn auf den Weg nach Pirna, wohin die akatholischen Böhmen zahlreich auswanderten.

Müde, ohne Geld und ohne Aussicht, ganz in Gram versunken, waren die beyden Auswandernden in Aussig angekommen. Trostlos setzte er sich auf die Schwelle eines

Gasthofes, während von dem gegenüberstehenden, schönen Hause eine frohe Musik ertönte. Aus den Reden der Vorübergehenden entnahm er, daß ein Gastmahl gehalten werde. Da trat Liboslaw in das Haus, und bath einen der in geschäftiger Eile herumeilenden Diener um etwas Speise. Der Diener, den das elende Aussehen des Schulmeisters rühren mochte, brachte bald darauf Speise für die beyden, und zugleich einen silbernen Becher Weines; der Bediente erzählte: seine schöne und engelmilde Frau, lasse nie einen Dürftigen unerquickt vorübergehen, zudem sey heute ein festlicher Tag, der Geburtstag ihres alten Vaters; „Der Vater" erzählte der Bediente weiter: „wohnt ziemlich weit von hier sie wollte schon früher ihren Vater hierher abholen und mit ihm das Geburtsfest feyern, allein ein kleines Siechthum ihres Sohnes hielt sie bisher ab. Nun befindet sich das junge Herrlein besser, und drum soll sie denn morgen ihre Reise antreten. Sie hat Euch darum den Prunkbecher geschickt, auf daß auch ihr auf das Wohl ihres Vaters trinken möchtet. — „Liboslaw trank mit Thränen im Auge: Es war ja heute gerade auch sein Geburtstag; und im Stillen segnete er die gute Tochter, die ihres Vaters Andenken also ehrte. — Wie er nun den Becher auch seiner Gattinn gereicht hatte, bemerkte er eine Schrift auf dem Becher. Mit Staunen las er in einem Kranze von Myrthen:

LIRVM.
LARVM.

„Um des Himmels Willen," rief er dem Diener zu: „woher kömmt denn dieser Becher — und diese Buchstaben?" — „Ey, sie bedeuten die Nahmen des gestrengen Ritters und seiner Hausfrau sie heißen Ludwig Johann Ritz von Mattenfeld und Libusse Anne Rakusch von Mattenfeld.*) — „Und ihr Vater?" fiel ihm Liboslaw dringend ins Wort. — Soll ein armer Schulmeister seyn," entgegnete jener, und sah die beyden Alten, halb ohnmächtig, bethend und stammelnd niedersinken. Auf das Geschrey, das er erhob, kamen nun die Gäste, der Ritter und seine Hausfrau herbeygeeilt. Kaum erblickte die Letztere — es war Libussa — ihre Ältern, als sie ihnen zu Füßen stürzte. Alle Anwesenden standen erstaunt, und wußten sich dieß Räthsel nicht zu erklären; noch räthselhafter war es ihnen, als der Alte nachdem er sich erhohlt, finster auf seine Tochter herabsah, und mit den Worten: „Wenn du die Gattinn eines meiner Feinde bist, so bist du dennoch auf immer für mich verloren!" seinen Stab ergriff, die weigernde Mutter zum Fortgehen anhielt, brachte Ritz sein siebenjähriges Söhnlein herbey, der bittend die Händchen faltete. Das tilgte den Unwillen des Alten weg; er nahm den Kleinen auf seine Arme, und indem er zu ihm sagte: „Sage deinen Ältern! daß ich verzeihe, und nun gerne mein Vaterland verlasse, da ich eine Tochter wieder habe! „Sie deckte seine Hände mit Küssen, und führte ihn gleichsam im Triumphe in den Speisesaal. Hier erzählte er, wie er hergekommen; und warum er das Land seiner Väter verlassen müsse. „Das soll nimmer geschehen, rief Ritz: „und wenn ich den Statthalter knieend um Eure Begnadigung bitten sollte." Das waren Freudentöne in des Alten Ohr; — er blieb nun in Aussig, während Ritz nach Prag eilte. Während der Abwesenheit seines Eidams erfuhr nun Liboslaw von seiner Tochter, wie sie vier Jahre in der größten Noth umhergeirrt und nur durch Almosen ihr Leben gefristet habe, bis sie Ritz, dem Tode nahe, zu Passau gefunden, worauf er für ihre Herstellung und für ihren Knaben gesorgt, sie dann mit Widerspruch seiner Anverwandten geheirathet, und sich in Aussig das Freyhaus angekauft habe. — Ritz kam, und brachte die Begnadigung, — und Liboslaw hatte das Glück, sein Leben im Lande seiner Väter zu beschließen.

*) Nach der böhmischen Sitte nannte sich jede verheirathete Frau zugleich mit ihrem eigenen Nahmen und jenen ihres Gemahls. War z. B. eine Barbara Othmar von Holohlaw an einen Herrn Hinek Miczan von Klinstein vermählt, so nannte sie sich „Barbara Othmar Klinsteiner."

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahr 1823.

Von Franz Petter.

(Fortsetzung).

St. Giacomo. Die zweyte Promenade ist nach dem aufgehobenen, und jetzt in eine Artillerie Kaserne verwandelten Mönchkloster St. Giacomo, welches eine Miglie weit, außer dem Piocethore liegt. Der Weg dahin führt auf einem schmalen, äußerst unebenen Pfade, zwischen dem Meere und kahlen Gebirge fort, und hat sonst nichts bemerkenswerthes, als den früher erwähnten Platz für den Bazar, und das unferne Quarantain-Gebäude. Dieses Gebäude liegt hart am Meere und ist in mehrere Abtheilungen getheilt. Vor jeder Wohnung ist ein kleiner mit einem Schranken versehener Raum, wo der Türke sich türkisch hinhocken, und seiner gewohnten Beschäftigung nachhängen kann, als z. B. Opium kauen, aus der langen Pfeife schmauchen, seinen Bart kämmen, entomologische Untersuchungen über gewisse Insecten-Arten seines Pelzes anstellen, u. d. g. Dieser Spaziergang ist aber im Sommer so gar jenem von Gravosa vorzuziehen, weil sich der Weg an der See hin-

zieht, und man mehr frische Luft athmet. Auch kann man sich auf halbem Wege auf gut deutsch mit gebackenen Hendeln, aufgeschnittenen Schinken und Seefischen restauriren. Das heißt: ein unternehmender Ragusäer Nahmens Signor Domenico hat da einen quasi Wirthshausgarten mit zwey Kegelbahnen etablirt, und hat auch ziemlichen Zuspruch, besonders an Sonntagen, wo ihn gewöhnlich die Artillerie-Mannschaft in Beschlag nimmt; da wird den von fröhlichen Zungen auch manch fröhliches deutsches Liedchen gesungen, auch manches wohlbekannte Sprüchlein von der lustigen Gesellschaft ausgebracht. Unfern von dem besagten Wirthshause liegt das Exkloster St. Giacomo, von dem ich weiters nichts zu bemerken weiß, als eine der größten Palmen (Phoenix Dattilifera) die ich in hiesiger Gegend bisher sah. Sie befindet sich unter den Fenstern der Caserne, und verdiente von jedem Zeichner abconterfait zu werden.

Lacroma. Nun will ich mit meinen lieben Lesern noch einen Ausflug auf Lacroma machen. Dieses ist eine kleine mit grünem Gestrippe bewachsene felsige Insel gegen über von St. Giacomo. Sie hat geschichtliches Interesse, denn hier landete 1192 der berühmte Richard Löwenherz auf seiner Rückkehr aus Palästina. Weil er auf der Reise von einem heftigen Sturme überfallen wurde, gelobte er dort, wo er glücklich landen würde, der heiligen Jungfrau eine Kirche bauen zu lassen. Er wollte dieses auf dem Eilande Lacroma thun, allein der Senat von Ragusa beredete ihn, diese Kirche in der Stadt zu stiften, so entstand die Domkirche, welche bey dem Erdbeben von 1667 einstürzte und nicht mehr aufgebaut wurde. Da aber der Papst die Abänderung des Gelübdes nur unter der Bedingung gestattete, wenn auch auf Lacroma eine Kirche gegründet würde, so that dieß die Republik und stiftete zum Dienste dieser Kirche zugleich ein Kloster für Benedictiner, welches aber in den neuern Zeiten aufgehoben wurde. Jetzt ist ein hiesiger Gutsbesitzer Eigenthümer dieses Klosters und der dazu gehörigen Olivenpflanzungen und Gärten. Das Kloster verräth übrigens auch in dem gegenwärtigen halbverfallenen Zustande seine ehemahlige Bedeutsamkeit. Im Jahre 1396 landete auf eben diesem Felseneiland König Sigmund von Ungarn, mit Johann von Canischa, Erzbischofe von Gran und Stephan von Canischa, nach dem Verluste der Schlacht von Nikopoli, indem er sich mit ihnen auf einer in die Donau eingelaufene venetianische Galeere rettete und trotz aller Nachstellungen der Türken, das schwarze Meer, die Dardanellen und den Archipel glücklich durchsegelte. Als die Franzosen im Jahre 1806 Ragusa besetzten, legten sie auf dem höchsten Puncte der Insel ein Fort an, welches die Küste und die Einfahrt im Hafen vertheidigt, welches Fort noch unterhalten wird. Auf dieser Insel zeigt sich recht augenscheinlich, daß der Südost der herrschende Wind ist; denn alle dortigen Föhren folgen in ihrem Wachsthume der Richtung dieses Windes. Häufig wächst auf dieser Insel der Erdbeerstrauch (Ramnus palniurus) dessen wunderschöne Beeren gerade jetzt auf einem Zweig reifen, während auf dem andern die glockenförmigen Blüthen hangen.

Flora. Überhaupt biethet die ragusaische Flora, dem Liebhaber der Pflanzenkunde eine interessante Ausbeute dar. Eine große Zahl von Gewächsen, welche in Österreich nur in Gewächshäusern kruppelhaft fortkommen, gedeihen hier im Freyen; denn Glashäuser, und überhaupt die edlere Gartenkunst kennt man hier zu Lande nicht. Die Agave americana, hier gemeiniglich Aloe genannt, wächst so häufig, daß sie allgemein, wie in andern Orten die Weiden zu Einzäumungen gepflanzt wird. Die schöne Lilie, (Iris germanica) wächst an manchen Stellen so häufig wild, wie im Prater die Gänseblümchen und Primeln. Die herrliche Passionsblume (Passiflora Caerulea) überzieht ganze Wände. Die Kappnerstaude (Capparis Sativa) wächst ebenfalls häufig. Der Oleander entwickelt eine Größe und Blumenfülle, wie ich sie im Vaterlande nirgends gesehen habe. Der Abrahamsbaum (Vitex agnus Castus) mit seiner schönen lavendelartigen Blüthe wächst hier häufig auf Lacroma, und unter dem Cypressenwäldchen von Gravosa. Auch die rundblättrige Eiche (quercus rotundifolia quercus Ilex, Ilex major) wächst häufig. Die Eicheln derselben sollen in heißer Asche gebraten, einen Geschmack wie Castanien haben, und zu Plinius Zeiten von den Römern zum Nachtisch gegessen worden seyn. Heut zu Tage füttern die Ragusaer ihre Schweine damit *) Im Sommer

*) Als ich nach Dalmatien kam, war ich neugierig das Wunderkraut kennen zu lernen, mit welchem, wie ich in dem Gräher Aufmerksamen (Nr. 135. Jahrgang 1815) gelesen hatte, S. Ex. der Herr F. J. Baron Brady 1798 — 1806 k. k. Gouverneur in Dalmatien von einem Asthma gänzlich geheilt worden ist!, indem er das Kraut statt Tabak geschmaucht hat. Er soll 15 Jahre lang gelitten und die Ärzte ihre Kunst vergeblich an seiner Heilung angewandt haben. Dieses Mittel ist kein Kraut, sondern ein schottenartiges Gewächs, welches durch den Stich eines Insects auf einem Strauche (Pistacia terebinthus) auf die nähmliche Weise, wie die Galläpfel entsteht; die Schoten haben der Farbe nach Ähnlichkeit, mit dem bekannten Johannisbrod, oder Carobbe, sie werden daher in Dalmatien Carobbe di Juda, illyrisch Schmerdegl genannt und enthalten inwendig harzige Körner. Dieser Baum findet sich in Dalmatien am häufigsten in der Gegend von Makarska. Die erwähnten Schoten] werden von dem gemeinen Volke

entzückt uns die Wunderblume von Peru (maraviglia di Peru) auf allen Wegen. Diese Blume verdient ihren Nahmen mit Recht. Wenn man heute alle Blüthen davon abzupft so hat sie bis Morgen eine weit größere Blumen-Pracht entfaltet, und so biethet sie mit ihrem Blüthenwucher eine Augenweide bis Ende September dar. Da ich mich nicht erinnerte, diese Blumen in Deutschland gesehen zu haben, so habe ich Samen davon an das Joaneum in Grätz gesendet. Wir assen in Ragusa schon mit Ende July die süßesten Trauben. Es gibt eine Traubensorte hier, welche Beeren wie die größten Pelzkirschen treiben, davon ich mehrere Trauben in einem Gewichte von 3 Wiener Pfund fand, übrigens haben die Beeren eine dickere Haut und sind nicht so süß als die gewöhnlichen. Ferner assen wir seit Ende May bis Ende September die schmackhaftesten Feigen, welche so häufig sind, daß man oft 40 bis 50 Stück für 1 kr. kauft, die Melanen und Granatäpfel erquicken in der großen Hitze den Gaumen, und erstere lassen gewiß an Süssigkeit die berühmten Pesther Melonen hinter sich. Übrigens ist die hiesige Flora bey weitem nicht so reich an Arten und Species, wie jene von Deutschland. Besonders arm ist das Fach der Holzgewächse und Cryptogamen.

(Die Fartsetzung folgt).

Kunst.

Wanderung in die Ateliers hiesiger Künstler. — Johann Baptist Ritter von Lampi (Leopoldstadt Nr. 331 im eigenen Hause) wurde den letzten December 1751 zu Romeno im Ronsberge Tyrols geboren, wo sein Vater ein Mahler war, der, das Talent seines Sohnes zur Kunst bemerkend, ihm die Anfangsgründe derselben beybrachte. — Überflüssig ist es, zu bemerken, welch' eine übergroße Zahl bildender Künstler das kleine Tyrol hervor gebracht habe. — Das Wiener Convers. Blatt Jahrg. 1820 gab ein (gerechtes Erstaunen erregendes) Verzeichniß derselben, abgeborgt der unschätzbaren Bibliotheca Tirolensis des Appellations-Präsidenten zu Innsbruck von Dipauli. — Der Jüngling fühlte jedoch bald, daß er, um auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten, eines gründlicheren Unterrichtes bedürfe, als den ihm sein Vater ertheilen konnte. Er reisete daher schon im siebenzehnten Jahre seines Alters nach Salzburg, wo er sich (1768) bey dem Mahler Überstreicher, der einen guten Ruf und bedeutende Arbeiten hatte, durch zwey Jahre im Practischen übte. Hier machte er sich auch ein richtiges Auge und eine sichere und leichte Behandlung des Pinsels eigen. — Im Jahre 1771 wählte er Verona zu seiner weiteren Ausbildung, wo er sich zur Schule des Fr. Lorenzi, eines Schülers von Tiepolo, hielt, und sehr schnell bedeutende Fortschritte machte. Den 28. December 1773 ernannte ihn die Kunst-Akademie zu ihrem Mitgliede. Er kehrte bald in sein Vaterland zurück, wo er sich verehelichte, in Trient ansäßig machte, und viele Bildnisse und historische Stücke für einige Kirchen sowohl, als auch für andere Besteller verfertigte. Damahls entschied sich sein ausgezeichnetes Talent für die Porträt-Mahlerey, welche er seit dieser Zeit zu seinem Haupt-Studium machte, ungeachtet er auch, wie seine unten angeführten Arbeiten zeigen werden, bisweilen historische Gegenstände, mit Geschmack behandelt, lieferte. Durch den großen Ruf, den er vielseitig erhielt, wurde er auch dem Präsidenten Grafen Helster zu Innsbruck bekannt, der ihn einlud, in diese Hauptstadt Tyrols zu kommen, wo er beauftragt wurde, die Erzherzoginn Maria Anna in Klagenfurt, wohin er sich verfügte, und nach dessen Vollendung die Erzherzoginn Elisabeth in Innsbruck zu mahlen. Beyde Porträte erhielten den vollkommensten Beyfall und viele hohe Herrschaften ließen sich von ihm mahlen, so z. B. in Klagenfurt Fürst Auersberg, Graf Enzenberg und andere. Die Erzherzoginn Maria Anna belohnte den Künstler, außer dem ansehnlichen Honorar, mit einer goldenen Dose und einer goldeuen Medaille.

Die Bildnisse der Erzherzoginnen, dann noch einige andere Porträte hoher Standespersonen, welche nach Wien gesendet wurden, bereiteten ihm einen guten Ruf und er konnte also mit Recht eine günstige Aufnahme in dieser Haupt- und Residenz-Stadt hoffen, wo er im Jahre 1783 eintraf. Er benützte hier, als ein Mann von feinem Gefühle, alles Schöne, was die Akademie, die Kunst-Gallerien und die herrlichen Privat-Cabinette ihm darbothen, und hieraus, so wie aus den Studien nach der Natur, machte er sich die ungezierte, aber gefällige und wahre Darstellungsart eigen, die seinen Gemählden den ungetheilten Beyfall der Kenner erworben hat. — Sein erstes Porträt in Wien war das des gelehrten Hofrathes von Born; bald folgten die Porträte des Genuesischen Gesandten, des Fürsten Paar und seiner Gemahlinn, des Grafen Fries, des Reichsritters von Trattnern sammt Frau, des Generals Terzi, des Barons Grechtler, der Herzoginn von Würtemberg für die Gallerie in Florenz, und viele andere. Hierdurch wurde er auch dem Kaiser Joseph genauer bekannt. Diesen Monarchen mußte er ebenfalls in Lebensgröße für die hiesige Akademie mahlen. Es erhielt Höchstdessen Beyfall, und er ernannte ihn schon im Jahre 1786 zum Professor und Rathe an der Kunst-Akademie, deren Mitglied Lampi schon seit 15. Julius des ersterwähnten Jahres war. Um diese Zeit mahlte er auch den Fürsten Wenzel Kaunitz-Rittberg, Protector der Akademie, in Lebensgröße; den Freyherrn von Sperges, Präses der Akademie, und die Fürstinn Grassalkowits. Vorzüglich erfreuten sich zwey Gemählde, deren jedes die Familie des Grafen Potocki vorstellet, wovon eines von bedeutender Größe, das andere kleinere aber mit des Künstlers Bildniß versehen ist, einer ruhmvollen Auf-

häufig als ein Hausmittel gegen Brustkrankheiten gebraucht, indem man sich damit räuchert, oder es in kleine Stücke geschnitten, wie Tabak schmaucht. Ich höre jedoch, daß die Heilungsversuche, welche deutsche Ärzte in Dalmatien mit diesem Gewächse angestellt haben, größtentheils gescheitert sind, indem die beabsichtigten Wirkungen nicht erfolgten, daher sie in das pharmaceutische Dispensatorium bisher nicht aufgenommen wurde.

nahme während ihrer Ausstellung in dem akademischen Saale. Im folgenden Jahre (1787) berief ihn der König von Pohlen, Stanislaus August der II., nach Warschau, wo er diesen großen Kunstschätzer mahlte, und nebst dem bedeutenden Ehrensolde eine goldene Dose von großem Werthe erhielt. Bald hatte er für den hohen Adel vollauf zu thun. Der Großmarschall von Lithauen, der Bischof Graf Soltik, der General Branitzky (in Lebensgröße), der Englische Resident Witfort, der Graf Walischki, die Gräfinn Mnischeck u. s. w. ließen sich von ihm mahlen. Durch diese Gemählde wurde er dem Fürsten Potemkin bekannt, der damahls siegreich in der Moldau commandirte. Dieser verlangte den Künstler zu sich, daß er zuerst ihn porträtiren, und dann nach Petersburg reisen sollte, um die Kaiserinn Katharina die II. zu mahlen. Lampi trat die Reise zu dem Fürsten an, welcher aber den 16. October 1791 unvermuthet starb, und der Künstler traf gerade in Jassy ein, als Potemkin's Leichenbegängniß gehalten wurde. Da aber indessen der General Papoff, Secretär der Russischen Monarchinn, Lampi's Ankunft erfuhr, ließ er sich von ihm mahlen, so auch die Fürsten Galizin und Wolkowski, die Brigadiere Platoff und Orloff, dann der Fürst Besborotko, welcher ihm, außer dem Honorar, zum Zeichen seiner vollen Zufriedenheit, eine Medaille in Gold, 70 Ducaten schwer, zum Geschenke machte. Von Papoff erhielt er den Auftrag, nach Petersburg zu reisen, wo er im December des oben genannten Jahres ankam. Hier öffnete sich ihm ein weites Feld, sowohl seinen Ruhm zu vermehren, als sich auch ein sorgenfreyes Alter zu verschaffen, da die Kunstliebe und die Freygebigkeit der Herrscherinn von Rußland bekannt waren. Seine erste Arbeit war das Bildniß dieser Monarchinn in Lebensgröße. Zwölf tausend Rubel, dann jährlich tausend Rubel als Quartier-Geld während seines Aufenthaltes in Petersburg und eine Anweisung auf vier hundert Ducaten für die Hin- und Rückreise waren die wahrhaft kaiserliche Belohnung für dieses Gemählde. Dann folgte das Bildniß der nachherigen Kaiserinn Maria Fedorowna und der ganzen übrigen kaiserlichen Familie, alle in Lebensgröße, die sämmtlich besonders bezahlet wurden. Unter Kaiser Paul mahlte er die Großfürsten Alexander (jetzt Kaiser) und Constantin, wofür er 12,000 Rubel erhielt. Auch andere Große des Reiches beeiferten sich, ihre Bildnisse von ihm zu erhalten. Fürst Suboff, die Fürstinn Dolgorucki, Fürst Scherbatoff, Graf Strogonoff, die Gräfinnen Potemkin und Savadovski u. s. w. sind von Lampi's Meisterhand gemahlt. Vorzüglich schenkte ihm der Graf Puschkin, Präsident der Kunst-Akademie in Petersburg, sein Zutrauen. Er verlangte über verschiedene Einrichtungen Lampi's Gutachten, und machte nach diesem wichtige Verbesserungen. Die verschiedenen Medaillen, welche bis dorthin für akademische Prämien geprägt wurden (5 goldene, 2 silberne) waren, nebst der Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie, (am 21. October 1794) des Künstlers Lohn.

Nachdem er sich sechs Jahre an dem Russischen Hofe aufgehalten, und reichlich Ruhm und Geld geerntet hatte, kehrte er im Jahre 1798 nach Wien zurück, wo er sich eine geraume Zeit beschäftigen mußte, verschiedene Bilder, meistens in Lebensgröße, die lange vorher bestellet waren, zu vollenden; denn wegen überhäufter Arbeiten außer Landes konnte er nur die Gesichter zu Stande bringen. Unter diesen waren die Bildnisse des Königes von Schweden, des Herzoges und der Herzoginn von Südermannland. Nachher verfertigte er das Bildniß des Grafen Franz von Saurau (jetzigen obersten Kanzlers), und eine beträchtliche Anzahl Porträte anderer Standespersonen, (nach der Ordnung, als er die Bestellungen erhielt), als: Freyherr v. Summerau; Edler von Wohlleben sammt Frau; Magistrats-Rath Greb; Baron Quarin; Ritter von Pachner und Frau; zwey historische Handzeichnungen für das Cabinett des Herzoges Albert; Seine Majestät der Kaiser in Lebensgröße für die Theresianische Ritter-Akademie; Amor für die Fürstinn Lubomiecka; Fürst Galizin; Gräfinn Orloff; Graf Wrbna; Canova für den Fürsten Rasoumoffski; Fürst Kurakin in Lebensgröße; Gräfinn Esterhazy sammt Sohn; Ritter von Geymüller; Graf Pfaffenhoven; Herzoginn von Sagan; Fürst und Fürstinn Schwarzenberg, ersterer im Toison-Kleide; Fürst Reuß; Fürst Windischgrätz; Gräfinn Zichy; Graf Czernin, welcher den Künstler, außer dem ansehnlichen Honorar, mit einer goldenen Dose mit Mosaik belohnte; Graf Rasoumoffski; Brustbild Seiner Majestät Franz des I., (welches Gemählde nach Frankreich kam); — Seine Majestät Franz der I. im Toison-Ornate, in Lebensgröße, bestimmt nach Mailand, für welches, wie für obiges Gemählde, der huldvolle Monarch dem Künstler eine goldene, reich mit Brillanten besetzte, und mit dem höchsten Nahmenszuge gezierte Dose schenkte.

Somit sey die Aufzählung der von ihm verfertigten Porträte geschlossen, da der beschränkte Raum dieser Blätter nicht erlaubt, alle anzuführen, die dieser außerordentlich fleißige Künstler verfertigte.

Obschon er sich das Porträt-Mahlen eigentlich zum Hauptwerke gemacht hat, und seine Arbeiten in diesem Fache jungen Künstlern zu Beyspielen des guten Geschmackes dienen können, so hat er doch auch in historischen Gegenständen den Mann von Talent gezeigt. Die Flucht der Vestalinnen aus Rom, — Amor und Psyche, — der heilige Bruno, sind von sehr guter Wirkung, und haben in den Kunstausstellungen den Beyfall aller Kenner erhalten.

Zu bemerken ist noch, daß sich Lampi besonders durch fleißiges Studieren nach der Natur selbst zum großen Künstler gebildet, und, wie dieses noch von jedem Kunstkenner ausgesprochen wurde, keinen seiner Vorgänger, auch keinen seiner Zeitgenossen nachgeahmet hat. Nichts von dem, was man Manier nennet, ist in seinen Darstellungen zu finden. Seine Porträte sind Natur; geistreich im Ausdrucke der Charaktere; treu in der Farbe. Seine Drapperien mit Geschmack behandelt und mit dem Costume vollkommen überein stimmend *).

Einem Manne, wie Lampi, der sich durch Fleiß, Kunstgeschmack und Bürgertugenden aller Art auszeichnete, konnte es an ferneren Ehrenbezeigungen nicht fehlen. Im Jahre 1798 wurde er von Seiner jetzt regierenden Majestät sammt seiner ehelichen Nachkommenschaft zum Zeichen des höchsten Wohlwollens in den Reichsritterstand erhoben. Am 18. Junius 1799 erhielt er das Ehren-Bürgerrecht der Stadt Wien. — Am

*) Füßli's Annalen der Kunst. Wien 1801.

18. Jänner 1800 ernannte ihn die königl. Schwedische Kunst-Akademie zu ihrem Ehrenmitgliede. — Bey der feindlichen Invasion 1805 hat er, als Hauptmann des akademischen Corps, viel zur Rettung von Gemählden und anderen Seiner Majestät zugehörigen Gegenständen beygetragen. Eine goldene Emaille-Dose, mit den Chiffern Ihrer Majestäten, begleitet von einem Schreiben, die volle Zufriedenheit ausdrückend, war der Lohn dieser patriotischen Handlung. — Wegen der trefflichen Organisierung und Leitung des akademischen Corps wurde er im J. 1806 zum Oberstwachtmeister desselben ernannt. — Während des Congresses, wo so viele regierende Häupter in Wien anwesend waren, hatte der Künstler die Ehre, von Ihren Majestäten der Kaiserinn von Rußland, dem Könige und der Königinn von Baiern besucht zu werden. Im Jahre 1821 wurde Lampi mit dem ganzen Gehalte in den Jubilations-Stand versetzt, und lebt nun in Ruhe; doch nicht unthätig für die Kunst.

Unter dem vielen Guten, was der Künstler theils öffentlich, theils im Stillen ausübte, seyen hier nur zwey besonders hervorstechende Handlungen genannt. Im Jänner 1820 stiftete er einen Preis von jährlichen zehn Species-Thalern für „einen Act nach der Natur, wobey die gehörige Proportion der Figur und die ordentliche Ausführung der Hände und Füße besonders zu beobachten ist;" und jetzt, in seinem hohen Alter arbeitet er, nebst seinem Sohne, an einem Altar-Blatte: Mariä Himmelfahrt, welches der Künstler einer Kirche als Geschenk widmen wird.

Lampi hat seine beyden Söhne ebenfalls der Kunst gewidmet. — Der ältere,

Johann Baptist Ritter von Lampi,

wurde den 5. März 1775 zu Trient geboren. Er kam mit seinem Vater nach Wien, besuchte die hiesige Akademie, wo Maurer und Füger seine Lehrer waren, verließ in seinem neunzehnten Jahre diese Kunstschule, und studierte bey seinem Vater weiter. Zwey Jahre darauf ging er nach Petersburg, wo er sich durch 13 Jahre aufhielt, und vollauf zu thun hatte. Am 19. December 1797 ernannte ihn die dortige Akademie der bildenden Künste zu Ihrem Ehrenmitgliede. Unter den vielen seiner Arbeiten, die in Rußland, Pohlen, England, Preußen u. s. w. verbreitet sind, will man nur einige der vorzüglichsten anführen. Seine Majestät den Kaiser Franz den II. mahlte er in Lebensgröße: 1) Nach Laibach; 2) in den Bundessaal nach Frankfurt; 3) für den hiesigen Magistrat zur Aufstellung in dem großen Saale, wofür er die große Salvator-Medaille erhielt; 4) für den Fürsten von Metternich. — Tyroler und Tyrolerinn; Schweizer und Schweizerinn; die Schlafende und die Träumende, sind im Besitze des Herzoges Ferdinand von Würtemberg; ein Mädchen mit einem Hunde, ebenfalls wie die vorigen, in der Kunstausstellung mit Beyfall aufgenommen, wurde nach Rußland verkauft; Madonna und ein Mädchen mit einem Schafe sind in einer Gallerie zu Mailand. Für den päpstlichen Nuntius Severoli in Wien mahlte er den Papst Pius den VII. (Kniestück), und dieses Porträt wurde so beyfällig aufgenommen, daß er, außer der Bezahlung, zwey ehrenvolle Diplome erhielt. — Wie des Vaters, so wurden auch die Verdienste des Sohnes anerkannt. Da er sich im akademischen Corps jederzeit auszeichnete, auch zur oben angeführten Rettung der Gemählde etc. Seiner Majestät wesentlich beytrug, so wurde er den 28. Hornung 1806 zum Ober-Lieutenant und den 24. Junius 1809 zum Hauptmanne im besagten Corps ernannt. Das Porträt des Freyherrn von Sonnenfels, Präsidenten der Akademie, wurde als die Arbeit eines vollendeten Künstlers anerkannt, und am 12. Februar 1813 erhielt er das Diplom als Mitglied der hiesigen Akademie der vereinigten bildenden Künste. Späterhin mahlte er sämmtliche Regenten von Österreich im magistratischen Rathssaale, und der Magistrat ernannte, zum Zeichen seiner vollen Zufriedenheit, den Künstler zum Ehrenbürger von Wien.

Des Künstlers neueste, noch unvollendete Arbeit ist eine Fortuna *).

Der jüngere Bruder, Franz Ritter von Lampi, wurde 1783 zu Klagenfurt in Kärnthen geboren, hatte die nähmlichen Lehrer, wie der ältere; erhielt aber außer dem Unterricht im Landschaftsmahlen vom Ritter du Vivier. Er befand sich seit zehn Jahren in Warschau, wo er sich mit Porträt- und Schlachtenmahlen beschäftigte, und sich eines großen Beyfalles erfreute. Im Jahre 1823 kam er nach Wien, welches er jedoch, nach kurzem Aufenthalte (1824) wieder verließ und nach Pohlen zurück kehrte.

F. H. B.

*) Die Herren von Lampi besitzen auch ansehnliche Kunstsammlungen, welche in den Merkwürdigkeiten Wiens, II. Th. Seite 110 und 111 beschrieben wurden; allein da dort der Münzensammlung nur kurz erwähnet wurde, so dürfte hier eine etwas ausführlichere Anzeige derselben nicht am unrechten Orte seyn. Sie besteht aus 7000 Stück, enthält Familien-Münzen von Silber, Medaillen der Römischen Kaiser und Kaiserinnen von Julius Cäsar bis zum Untergange des abendländischen Kaiserthums von Gold, Silber und Erz, worunter viele der seltensten sich befinden. Eine Medaille von Gordianus Afr. von Silber; eine der Zenobia en patin d'Égypte und des Tyrannen Marius ziehen besonders die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich. Merkwürdig ist die beynahe complette Sammlung der Spanischen Colonien; sie umfaßt über 800 Stück; viele Griechische von Königen, Städten und Völkern. Dann folgen viele Münzen der deutschen Kaiser von Carolus Magnus bis Franz den I. Den Beschluß machen viele Medaillen von Päpsten, Cardinälen, Bischöfen, Fürsten, Grafen etc.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 30. May 1825.

Sagen, Legenden und Geschichten.

XXXIX.

Die Zauberlampe.

Im Umfange der Herrschaft Kammerburg im Kaurzimer Kreise, eine halbe Stunde von Kammerburg am linken Ufer der Sazawa im Walde Horzalka sind auf einem ansehnlichen Hügel noch bis jetzt die mächtigen Überreste der vormahligen Burg Dub zu schauen. Die Ruinen sind gegenwärtig bloß unter dem Nahmen Stara Duba oder Hluška bekannt.

Der Burgfrieden war von beträchtlichem Umfange. Er begriff vierzehn Ortschaften; zwey Höfe, sechszehn Dörfer, vier Mühlen und andere Realitäten.

Der Tradition nach, soll diese Burg von einem heidnischen Wladiken zur Zeit der Regierung Libussens erbaut, und dem neuerbauten Schloße von einer nahestehenden ungeheuern Eiche der Nahmen Dub gegeben worden seyn. An diese Sage reihte sich eine andere, im Munde des Volkes.

Im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts besaß diese Burg Milohnew, ein Ablömmling des ersten Erbauers. Als noch sein Vater lebte, war er in fremden Landen umhergezogen, um sich in der Ritterschaft zu üben, war auch unter den Rittern, die im J. 1217 den König Andreas von Ungarn auf seinem Kreuzzuge nach Palästina begleiteten. Er erwarb sich in dem gleichwohl fruchtlosen Angriffe auf den Berg Tabor den Ruhm eines tapferen Kriegers, und blieb fortwährend in der Gesellschaft des Königs, als dieser über Kleinasien, Constantinopel und die Bulgarey heimwärts eilte.

Während des Königs längerem, gezwungenen Aufenthalt in der Bulgarey bey dem dortigen Fürsten Johann Asan, ging Milohnew mit einem vornehmen Bulgaren öfters auf die Bärenjagd. Immer war Milohnew glücklich, und dadurch ward er auch immer kühner, so daß ihm Bogoris, sein Jagdfreund, oft seine Tollkühnheit verwies.

Einst, als beyde wieder der Jagdlust nachgingen, und sich im Waldesdickicht getrennt hatten, zeigte sich ein ungeheurer Bär. Freudigen Muthes eilte der tapfre Böhme mit dem wohlgeschärften Speere auf das Unthier los; aber nicht hinreichend war der Stoß, das wilde Thier zu erlegen, das nun, sich verwundet fühlend, alle Kräfte wider seinen Verfolger zusammenraffte. Sicher hätte er hier den Geist aufgegeben, wäre nicht Bogoris herbeygeeilt, der dem Ungethüm den Fang gab, und seinen Genossen rettete. Der große Blutverlust hatte ihn so geschwächt, daß er von den herbeygerufenen Dienern heimgetragen werden mußte. Der gastfreye Bogoris ließ den Verwundeten in sein Haus bringen, und übergab ihn der Pflege seiner in der Heilkunde wohlerfahrnen Tochter Ladika. Eifrig war diese um ihn bemüht. Ganze Nächte hindurch wachte sie an seinem Lager, und innigst freute sie sich als das heftige Wundfieber allgemach schwand, und Milohnew's volles Bewußtseyn zurückkehrte. Hier, gefesselt an sein Siechbette, mußte der sonst wilde Jüngling mit den sanfteren Tugenden des jungfräulichen Lebens bekannter werden. Die rührende Theilnahme, der rege, dienende Eifer, die erheiternde Vertraulichkeit und dennoch bey allem dem ein gewisser zarter Stolz, der sich mit Sittsamkeit und Klugheit vereinigte. Die Stunde für sein Herz schlug; die Dankbarkeit bahnte der Liebe den Weg. Noch ehe er das Siechbette verlassen hatte, hatten sich beyde die Gefühle des Herzens gestanden.

Einst, als Abends Ladika bey ihm war, wies Milohnew auf die vor ihm stehende Lampe. Sie war von Erz, gestaltet wie ein Becher. Der Stiel der Lampe stellte zwölf Männer vor, die mit ihren Händen eine Halbkugel hielten, deren Außenseite, so wie jene des Randes mit allerley verwundersamen Charakteren bezeichnet war. Aber die Gestalten der Männer waren verschieden; das Antlitz des einen

war hold und gütig, aber der folgende nimmer so hold anzusehen; und so stieg die Häßlichkeit in den Gesichtzügen der Figuren, bis auf den letzten, dessen schreckliches Antlitz Grausen erregte. „Sage mir doch, Ladika!“ sprach Milohnew zu ihr, „sage mir doch, was bedeutet doch die wunderliche Form der Lampe? Als ich noch im Wundfieber lag, und manchmahl dahin blickte, schienen diese Gestalten zu leben, und mich anzureden, ja sogar schien es mir einmahl als ob sie alle, bis auf einen, herabgestiegen wären, und auf dem Boden in sinnverwirrenden Kreisen getanzt, und so widerlich gelacht hätten, daß ich ohnmächtig vor Entsetzen auf das Bett zurücksank.“ — „Ach Lieber,“ entgegnete sie: „frage doch nicht, was ich dir nicht sagen kann; nur so viel wisse, daß sie von meiner Mutter für ihren größten Schatz gehalten wurde. Dich wird die Lampe nicht mehr ängstigen, wenn sie es ja einmahl gethan hat, so war es ein Versehen von mir. Doch, Milohnew! wenn du mir wohl willst, so frage nimmer nach der Lampe.“ Und alles gelobte der Böhme dem schönen, innig bittenden Mädchen, das in heißer Liebesgluth, bald alle Wünsche des ungestümen Jünglings gewährte. König Andreas war indeß mit Johann Asan richtig geworden, und in sein durch innere Unruhe bewegtes Königreich zurückgekehrt, während noch der böhmische Jüngling von seinen Wunden nicht hergestellt war. — Nun er der genesen, blieb er, ohnehin nicht mehr durch Dienst an den König gefesselt, noch einige Zeit bey Bugoris, mit dem er nach wie vor dem Weidwerke nachhing; obwohl Bugoris gegen ihn scherzhaft bemerkte, daß der frühere Muth etwas kühler geworden sey, nachdem ihn jener Bär darüber sehr gut belehrt habe. Bugoris hatte wohl recht, denn so sehr viel Vergnügen, wie ehedem, fand Milohnew nicht mehr an der Jagd; er zog es nun vor, lieber in Ladikas Augen sich zu spiegeln.

Einst begleitete er Bugoris zu einem Schmause, den ein Jagdgenosse auf der benachbarten Burg gab. Hier trank man aus einem silbernen Becher einander zu, dessen Schaale jedoch aus einem menschlichen Hirnschädel bestand. Als aber die Reihe an Milohnew kam, ergriff ihn ein Grausen, und unwillkührlich wies er ihn von sich hinweg. Alle anwesenden Bulgaren zogen den Säbel, aber Bugoris stellte sich wie ein Schild vor Milohnew. „Halt!“ rief er ihnen zu: „Vergesset nicht, daß er ein Fremdling sey, und ihm manche unserer Sitten ungewöhnlich dünken; auch in ihm wohl Widerwillen erregen müssen.“ Auf dieß und dergleichen Zureden, beruhigten sich wohl die Übrigen, aber kein anderer Becher kam zum Vorschein, und schwergekränkt kehrte Milohnew, dem während des Gelages kein Tropfen Weines ward, mit Bugoris zurück. Während des Weges der durch dunkle Wälder führte, suchte ihm der Bulgare begreiflich zu machen, daß es dort zu Lande eine große Ehre sey, Gäste aus den Hirnschädel eines berühmten, aber besiegten und erlegten Feindes zu bewirthen; daß er daher durch seine Weigerung, daraus zu trinken, eine große Ehrenbezeugung mit der größten Beleidigung vergolten habe. — „Sonderbar!“ erwiderte Milohnew: „doch des Sonderbaren habe ich schon zu vieles in eurer Heimath erlebt. Eben jetzt erinnert mich jener gräßliche Becher an eine Lampe, die mir in Eurem Hause, grausame Fantaseyen vor die Augen zauberte.“ — „Allerdings habt Ihr Recht,“ entgegnete Bugoris: „ein seltsames Wesen, ist es mit dieser Lampe! Weiß ich doch selbst nicht, was die klug und seltsam gebildeten Figuren darauf zu bedeuten haben? Ist es doch auch mein Eigenthum nicht, sondern ein Vermächtniß meines verstorbenen Weibes an Ladika, die sich besser denn ich mich, darauf versteht.“ — „Es wolle ihn nun fast bedünken,“ meinte der böhmische Ritter: „als sey die Lampe noch viel unerhörter, und grausenbringender, als jener Becher: sie könnte wohl gar eine Zauberlampe seyn.“ — „Das möcht ich fast selbst meinen, sprach Bugoris: stammt doch die Mutter meines Weibes von Asla, der alten großen Zauberfürstinn ab. Oft sah ich sie, wie sie wundersame und unverständliche Sprüche aussprach, und dann in der Flamme der Lampe den Geist ihrer Mutter zu sehen vorgab; thut es doch jetzt auch meine Tochter die seitdem sie dieses seltsame Spiel treibt, dem Haushalt mit sinniger Klugheit vorsteht, daß alles, was sie will ihr gelingt!“ — „Also Hexenbrut!“ murmelte Milohnew in sich hinein, bis zum Herzen erkaltend, aus dem es das Bild der schönen Ladika drängte, in der er sofort nur eine Zauberinn erblickte, die ihn durch des Teufels Macht bethört hätte.

Am andern Morgen schon nahm er Abschied von Bugoris, der sich nicht wenig über den schnellen Aufbruch wunderte, und sich vergebens ihn zurückzuhalten bemühte. Schon hatte er das Roß bestiegen, ohne ein Geleit anzunehmen, als Ladika weinend hervorstürzte, und ihn flehend bath, nur einen Tag noch zu weilen. Ungern stieg er ab. Dankbarkeit, Zärtlichkeit und unnennbares Grauen stritten in ihm. Er weilte den Tag über noch bey Bugoris. Auf den wiederholten Wink Ladikens folgte er auf ihr Kämmerlein, wo sie ihm unter den heftigsten Thränen Vorwürfe über seine Kälte und die Entdeckung machte, daß sie sich Mutter fühle. Die rührenden Bitten, bewegten noch einmahl den Ritter. Er schwor ihr, daß er sie liebe, daß er gewiß wieder kommen, und sie als Braut heimführen werde. Sie ließ sich besänftigen. „Aber“ sagte sie: „kommt Ihr nicht binnen zwey Monden so wißt, daß ich dem Zorne meines Vaters nicht entgangen

bin, und Euch meine Rache, selbst über das Grab hinaus verfolgen werde." Er beruhigte sie hi- über, und so ging der übrige Tag in freundlicher Vertraulichkeit vorüber, und am Morgen schied er, gelobend bald wieder zu kommen, mit herzlicher Innigkeit von dannen.

Glücklich kam Milohnew an dem Hof des Ungarnkönigs an; doch nicht lange weilte er daselbst; er eilte nach seiner Heimath zurück, wo er bald darauf nach seinem Vater den Besitz der Burg Dub antrat. Schon als er die Bulgarey im Rücken hatte, war die noch einmahl aufgeloderte Liebe in seinem Herzen erloschen, und Abscheu gegen Ladika hatte darin Platz genommen. In wenigen Wochen hatte er sie beynahe ganz vergessen; nur Träume mahnten ihn dann und wann an seinen Schwur; wenn er aber erwachte, so glaubte er jedes Mahl nur seine Vermuthung bestätigt, daß Ladika eine Zauberinn sey. Durch dieß letztere tröstete und beruhigte er sich auch, als ihm in einer Nacht Ladika, eine klaffende Wunde in ihrer Brust, ein todtes Kindlein in den Armen erschien, und ihm ihre Lampe erloschen mit den Worten hinreichte: „Da nimm, da du nicht mein Gatte werden wolltest, mußt du mein Erbe seyn!" Freylich war dieß nur ein Traum, aber er wiederhohlte sich drey Mahl und ängstigte ihn jedes Mahl dergestalt, daß ihn der Morgen stets halbtodt wieder fand.

Indeß vergingen Jahre. Milohnew freyte nun die Tochter eines benachbarten Burgherrn, und erhielt sie zur Gattinn. An dem Tage als er sie in Dub einführte, fanden sich alle ihre Gespielinnen, Verwandte und Nachbarn in der Burg ein, von denen jede der neuen Burgfrau ein kleines Geschenk darreichte. Unter andern Frauen trat auch eine andere schöne, bleiche Jungfrau zur Gattinn Milohnew's heran und überreichte ihr eine eherne, kunstreich gearbeitete Lampe, und während Bertha, so hieß Milohnew's Gemahlinn diese Gabe verwundernd besah, war die Geberinn verschwunden.

Als Bertha wieder mit ihrem Gatten allein war, zeigte sie ihm auch die Lampe; aber der muthige Milohnew ward bey diesem Anblick fast ohnmächtig. Es war Ladika's Lampe er konnte nicht zweifeln. Bertha entsetzte sich über die plötzliche Bläße ihres Mannes, und fragte ihn um die Ursache. „Es ist nichts," entgegnete er: „als die häßlichen Figuren an der Lampe hier, die wohl verdient weggeworfen zu werden" — „Ey, nicht doch!" sprach sie: „sah ich doch so bald nicht so etwas wunderbar künstlich gearbeitetes; je mehr ich es anblicke, destomehr gefällt mir die gefällige Form." Milohnew bath, beschwor sie, die Lampe zu vernichten, oder in den alten Schloßbrunn zu werfen: aber eben dieß bestimmte sie, die Lampe nur noch schöner zu finden; ja, obgleich sichtbarer Verdruß die Stirne Milohnew's umwölkte, sie füllte sie Abends sogar mit Öhl, und zündete sie an. „Das ist doch so schön, so erquickend fürs Auge, die Farbenpracht die in dem Flämmchen spielt;" so sprach sie, in die Flamme hinein blickend. Zufällig blickte ebenfalls Milohnew hin und aus den Flämmchen sah er klein und größer und größer werdend, das Schattenbild Ladikens und ihres Kindleins hervorschweben, und dabey grinsten ihn die eilf Männlein am Stiele der Lampe höhnisch und [illegible]ohend an. Immer schien es ihm, als riefen sie ihm zu: „Hast uns fliehen wollen, da sind Wir und bleiben bey Dir!" So quälte es ihn die ganze, ewig lange Nacht hindurch.

Am andern Morgen nahm er heimlich seiner Gattinn die Lampe weg, und vergrub sie; aber Abends stand sie wieder vor seinem Bette. Bald warf er sie in den Schloßbrunnen oder in den Weiher, bald gab er sie dem Schmiede, sie zu zerschlagen, kurz, was er auch that, der Lampe ward er nimmer los; Abends stand sie jedes Mahl unversehrt an ihrer vorigen Stelle, und jede Nacht quälten ihn die gräßlichen Gesichter.

Er vertraute nun seiner Gattinn sein Leiden, und die Ursachen desselben. So unglaublich ihr auch dieß vorkam, so hatte sie doch Mitleid mit dem Gequälten, und beyde beriethen sich, wie diesem Unheil zu begegnen seye? Aber nie konnten sie Mittel finden, das Werkzeug ihrer Unruhe zu vernichten; endlich kamen sie darin überein, das Gemach, wo die Lampe sich befand, nicht mehr zu betreten.

Dies Mittel schien einige Zeit hindurch von guter Wirkung, denn Milohnew fühlte sich von allen Fantaseyen und Gesichtern befreyt: doch nicht lange dauerte es, so begann die Plage neuerdings, aber es hatte ein andere Bewandtniß damit.

Bertha war sehr herrschsüchtig, und ließ ihren Gatten das Joch der Ehe immer merklicher fühlen. Oft raffte sich wohl Milohnew zusammen, und wollte den Herrn im Hause spielen, aber Bertha eilte dann in das Zimmer, wo die Lampe stand, zündete sie an, und dann ging für Milohnew wieder eine Qual an, der er zu erliegen glaubte. Allenthalben, wohin er ging, oder wo er stand, umschwebten ihn dann die Gestalten der zwölf Männlein, wie Plagegeister, und dieß dauerte so lange, bis auf sein Bitten sie wieder die Lampe auslöschte. So ward er allgemach ihr Sclave, bis er von Gram und Verdruß erkrankte und starb. Ehe er verschied, hatte er zu ihr gesagt: „Von mir sollst du nun die Lampe zum Erbe haben."

Nun kam die Reihe an sie, bis sie sich in einem Anfalle von Wahnsinn von den Zinnen der Burg herabstürzte. Das Schloß, besonders aber jenes Zimmer ward nun ein von

allen Nachbarn, ja selbst von Schatzgräbern und Räubern geflohener Tummelplatz wilder Gespenster, in deren Mitte die Schattengestalten Ladilens, Berthens und Milohnew's umherschwebten. Erst im J. 1420 befreyte ein frommer Priester, den der Burgherr Wanko von Dub und seine Gemahlinn Margareth von Richemburg zu diesem Ende herbeyriefen, die Burg von dem argen Spuck. Der Priester schritt, fromme Gebethe hersagend, an der Spitze der gesammten Burgbewohner durch die sämmtlichen Gemächer des Schlosses, zuletzt aber in jenes Gemach, wo die Lampe stand, und das man schon verschiedene Mahle hatte zumauern lassen, ohne von dem Spuck befreyt zu werden. Die Lampe wurde mit Öhl gefüllt, das Licht angezündet, und von dem frommen Manne beschworen. Da erlosch urplötzlich das Licht, und es zersprang die Lampe in tausend und tausend Trümmer. So erzählt das Volk bis auf den heutigen Tag.

Von dieser Zeit an kehrte zwar die Ruhe zurück, doch noch lange scheuten sich die Burgbewohner jenes Gemach zu besuchen. Als Margarethe von Richenburg dieses Schloß im J. 1429 an Berchta von Krawarz, Gemahlinn Zdenkos von Sternberg, verkauft hatte, ließ letztere dieses Zimmer in eine Capelle umstalten, und daselbst für die Ruhe Milohnews und Berthas Messen lesen, — als aber im J. 1443 Bohusch von Postuvitz diese Burg von den Brüdern Buzko, Meakßo, Przech und Zdebor von Bozegowitz erkauft hatte, zog er diese Stiftung ein; so wie auch bald darauf das Schloß selbst ein öder Schutthaufen wurde, der noch vor wenigen Jahren von den Umwohnern für den Aufenthalt böser Geister gehalten waed.

Bemerkung zu der Biographie des Grafen Franz Adam Waldstein.

Mit dankvoller Gesinnung verehre ich das Andenken des verewigten Grafen Franz Adam Waldstein, welcher sich um die Pflanzenkunde Ungarns ausgezeichnete Verdienste erwoeben hat. (dessen ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung ist im Archiv Nr. 31.) Das Lesen derselben weckte in mir, als seinem einsmahligen botanischen Reisegefährten die angenehmsten Gefühle nnd es dürfte die Berichtigung einer unrichtigen Angabe Niemanden unwillkommen seyn.

Unser Graf Waldstein besaß in Ungarn keine eigenen Landgüter (wie in seiner Biographie angegeben wird), sondern genoß eines mehrjährigen, stets hochwillkommenen Aufenthaltes bey Sr. Excellenz dem Grafen Franz Zichy, obersten Mundschenk des Königreichs Ungarn, auf dessen Landgute Vedröd bey Ziffer, im Preßburger Comitat, 5 Meilen von Preßburg, und 1 Meile von Tyrnau, von wo er sowohl die übrigen Gräflich Zichyschen Besitzungen im Neutraer-, Neograder- und Stuhlweißenburger-Comitate besuchte, als auch seine botanischen Wanderungen unternahm. Sein Herbarium vivum aus einigen Tausend in Ungarn wachsenden Pflanzen bestehend, war im Preßburger-Comitat zu Vedröd (Woderad) und im Neutraer-Comitat zu Bab angehäuft.

Ich glaube durch diese berichtigende Bemerkung keine andere Pflicht zu erfüllen, als jene der schuldigen Verehrung und innigsten Dankbarkeit für den vertrauten Umgang, dem ich allein die Vorliebe zur Landeskunde verdanke; denn er weckte in mir durch Aneiferung die schlummernde Leidenschaft, eine gründliche topographisch-physische Kenntniß des Landes aus Autopsie mir eigen zu machen. Als ich mich im Jahre 1802 nach vollendetem Studien-Curs, der ökonomischen Praxis bey meinem Anverwandten und Güter-Präfect Sr. Excellenz des Grafen Franz Zichy auf der Vedröder Herrschaft widmete, machte ich alldort Bekanntschaft mit unsern würdigen Grafen Franz Adam Waldstein, und unternahm in seiner Gesellschaft viele Wanderungen zu Fuß in den Jahren 1802 und 1803 auf die Arwaer Alpen, Neutraer Hügel, und Tyrnauer Flächen. Daher schrieb ich auf den Ausflügen alle topographische Notizen nieder, und sammelte statistische und physikalische Beyträge für die Beschreibungen der Arwaer- und Trentschiner-Gespanschaften. Unvergeßlich ist mir der lehrreiche Umgang, den ich während meinen Excursionen, als Begleiter des Grafen genoß, und welcher in mir Gefühle erregte, die sich in meinem dankerfüllten Herzen unvertilgbar eingeprägt haben.

Es wäre zu wünschen, daß mehrere seinem erhabenen Beyspiele folgen möchten; dann würden manche noch unbenützte ungarische Naturschätze, bald für den Bedarf und Nutzen der Bewohner verwendet werden.

Georg v. Gyurikovits.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 1. Juny 1825.

Necrolog.

Johann Gabriel Marquis von Chasteler-Courcelles, Grand von Spanien der ersten Classe, Tyroler Landmann, k. k. Kämmerer und wirklicher geheimer Rath, Commandeur des Theresien- und Leopoldordens, Großkreuz des sardinischen St. Mauriz- und Lazar-Ordens, F. Z. M., Inhaber des steyerischen Infanterieregiments Nr. 27, Stadt- und Festungscommandant zu Venedig, Ehrenmitglied der dortigen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, wurde am 22. Jänner 1763 zu Mons in Hennegau geboren. Sein Vater Franz Gabriel Marquis Chasteler hatte sich 1762 mit der Stiftsdame zu Mons, Albertine Josephine Gräfinn von Thürheim vermählt, die aber schon 1765 starb. Sein mit den Herrn du Chastelet nicht zu verwechselndes Geschlecht, ist ein Seitenzweig des Lothringischen Hauses und stammt von Dietrich (Terricus) von Autigny, zugenannt le Diable, jüngerm Sohn des 1206 verstorbenen Herzogs Friedrichs I. und der pohlnischen Königstochter Ludmille. Auf die von der Heroldskammer zu Mecheln vorgenommene strenge Prüfung des mit vielen Urkunden und Proben ausgerüsteten Meisterwerkes: Genealogie de la maison du Chasteler avec les preuves (späterhin gedruckt zu Brüssel 1777) erkannte die Kaiserinn Königinn Maria Theresia in einer Urkunde vom 28. März 1769 jene Stammtafel als echt und die Abkunft der Chastelers von den Herzogen von Lothringen für erwiesen. Sie waren in einer langen Reihe von Jahren, Erbmarschälle von Flandern, Großbaillis und häufig auch Präsidenten des souverainen Raths von Hennegau.

Der Marquis Johann Gabriel erhielt seine erste Erziehung zu Lille in Flandern und kam 1773 in das Collegium de Fort nach Mez. Dort war sein Lehrer der gelehrte Canonicus Lacretelle, dessen Bruder in der französischen Nationalversammlung und als Schriftsteller so berühmt geworden ist. Mit dreyzehn Jahren, 1776, trat Chasteler, bereits groß und stark herangewachsen, als Cadet in das Infanterieregiment Prinz Carl von Lothringen ein. Der Feld-Marschall-Lieutenant Graf von Pellegrini überredete aber den Marquis de Chasteler (Vater) mit welchem er in Metz zusammengekommen war, seinen Sohn in die Ingenieur-Akademie nach Wien zu geben, wo er auch im December 1778 anlangte. Nach vollendeten Studien, wurde er am 2. April 1780 zum Unter-Lieutnant im Ingenieur-Corps ernannt und in Ollmütz angestellt. In den Jahren 1781, 1782, 1783 und 1784, war er beym Festungsbau von Theresienstadt commandirt, welche Festung Se. Majestät Kaiser Joseph II. an der böhmischen Grenze gegen Sachsen bauen ließ. Mit Ende 1784 und das ganze Jahr 1785 hindurch, war er bey der Armee angestellt, welche Kaiser Joseph in den Niederlanden zusammengezogen hatte, um die Holländer zu zwingen, die Schifffahrt der Schelde Österreich zu öffnen. Ende 1785 wurde er zum Hauptmann befördert.

Im Jahr 1786 wurde er neuerdings in Theresienstadt und 1787 in Wien angestellt, hierauf mit Ende des letztgenannten Jahrs nach der Bucovina, zum Armeecorps des Generalen der Cavallerie, Fürsten von Coburg geschickt, welches den äußersten linken Flügel der Armee gegen die Türken bildete. Nach der Kriegs-Erklärung Österreichs gegen die Türken, am 8. Februar 1788, ging er mit dem Koburgischen Corps über den Dniester in die Moldau, wohnte dem Gefecht bey Poduschan bey und es wurde ihm bey der Belagerung von Chotym, durch einen Kartätschenschuß, der rechte Fuß zerschmettert. Zu seiner Heilung mußte er 9 Monathe in Czernowitz zubringen. Während dieser Zeit wurde er zum Major befördert, und eilte wieder im May zur Armee des Fürsten Coburg. In der Schlacht bey Focsan erhielt er wegen seiner Klugheit und Tapferkeit, das Ritterkreuz des Maria Theresienordens und wurde zu der unter

die auf die Theilung Pohlens Bezug habenden, secondären Unterhandlungen. — Im Winter des Jahres 1796 beendigte er das Demarcations-Geschäft gänzlich und wurde bey seiner Rückkehr nach Wien nicht allein von Sr. M. Franz II. am 3. April 1797 zum General-Major befördert, sondern auch zu der Armee geschickt, welche während der Friedens-Unterhandlungen, Krain und Kärnthen decken sollte.

Nach abgeschlossenem Frieden von Campo Formio wurde Chasteler zum bevollmächtigten Gränzberichtigungs-Commissär bestimmt, um gemeinschaftlich mit dem französischen Commissär die neue Gränze zwischen Österreich und der Cisalpinischen Republik zu bestimmen, welche vom Lago di Garda aus, längst der Etsch (Verona und Legnago ausgenommen, welche österreichisch blieben) bis zum Po gehen, und diesem Fluß bis zu seiner Mündung ins Meer folgen sollte. In den letzten Tagen des October stellte er sich in Passeriano dem General Bonaparte vor und nach einer kurzen Unterredung, die auf die Gränzberichtigung Bezug hatte, sagte ihm der Oberfeldherr, daß der Divisions-General vom Genie-Corps, Chasseloup, als französischer Commissär bestimmt sey, mit ihm dießfalls zu unterhandeln. Darauf fing der General Bonaparte eine rein militärische Unterredung an, deren Gegenstand die Feldzüge von 1795, 1796 und 1797 in Italien und Inner-Österreich waren. Nach langer Erörterung seiner Grundsätze und der Ursachen seiner Siege, sagte er unter andern: „Nichts ist einfacher als der Krieg! der größte Theil der Generale bewirket keine großen Resultate, weil sie in ein und eben demselben Augenblicke zu viel, oder das Unwesentliche, das Secondäre zuerst vor Augen haben. Ich berücksichtige blos den Schlüßel der Position, dahin begebe ich mich mit aller meiner Macht, und bringe dadurch unmittelbar, unter meinen Augen, alle meine Truppen ins Gefecht. Am Tage einer Schlacht kümmere ich mich nicht um Zufälligkeiten, noch um meine Operations-Linie. Derley Rücksichten stehen einem Befehlshaber nicht zu. Der Staat vertraut ihm 100,000 Mann. Wenn er von diesen nur 60,000 Mann ins Gefecht bringt, so muß er für die Nichtverwendung der andern 40,000 Mann mit seinem Kopfe haften! So denke Ich!"

Bey seiner Ankunft in Verona fand er dort den commandirenden Generalen, mit welchem er neuerdings eine Unterredung über militärische Gegenstände hatte. Er fand auch den General Chasseloup, Commissär der italienischen Gränz-Berichtigung, und bestimmte mit ihm und mit mehreren französischen und österreichischen Ingenieur-Officiers, die Gränze vom Lago di Garda bis zur Etsch und längst diesem Fluß, dem Canal Bianco, dem Comaistro bis ans Meer und reiste über Chioggia nach Venedig. — Diese Hauptstadt einer durch 14 Jahrhunderte bestandenen Republik, war von einem französischen Truppencorps unter dem Befehl des General Serrurier besetzt. Dieser brave, alte Soldat nahm ihn freundlich auf und sagte in Gegenwart seines ganzen Generalstabs, „daß Frankreich dasselbe Ziel hätte erreichen können, ohne sich mit Aufruhr zu brandmarken und ohne sich mit Blut und Schande zu besudeln."

Im Frühjahr 1798 befahl der Kaiser dem Marquis von Chasteler, Ost- und West-Gallizien zu bereisen, um eine gründliche militärische Abhandlung über diese Provinzen verfassen und die zu befestigenden Hauptvertheidigungspuncte angeben zu können. Im December 1798 wurde er nach Wien berufen, mit dem Befehl, mehrere auf Italien Bezug habende militärische Abhandlungen zu verfassen, im März 1799 aber als General-Quartiermeister zur Armee nach Italien beordert. In dieser Eigenschaft wohnte er den Gefechten von Legnago und Pescantina, so wie der Schlacht von Verona bey, in welcher Kray über den General Scherer, einen vollständigen Sieg erfocht, zu dem Chasteler dadurch wesentlich beytrug, daß auf sein Anrathen der linke Flügel der Österreicher befehligt wurde, der französischen Armee über Isola della Scala, in Flanke und Rücken zu fallen. Graf Suwarow, mit Chasteler schon aus den Feldzügen von 1788 und 1789 wohl bekannt, übernahm am 15. April den Oberbefehl über die österreichische Armee, an welche sich ein russisches Hülfscorps von 24000 Mann anschloß. Chasteler wurde Suworows Liebling und Vertrauter.

Die Kriegsbewegungen erhielten Nachdruck und ungewöhnliche Schnelligkeit. Die Vertheidigungslinie des Mayländischen wurde überwältigt, die verbündete Armee ging über den Mincio, über den Oglio und traf am 26. April bey der Adda ein. Die nun von Moreau commandirte Armee deckte Mayland und vertheidigte die Ufer der Adda. Die Österreicher schlugen beym Castell di Trezzo eine Schiffbrücke und der Eifer und die persönliche Leitung des Marquis von Chasteler, welcher selbst Hand anlegte, machten es möglich, daß die Armee sogleich den angeschwollenen Fluß übersetzen, die französische Armee schlagen und die Division des General Serrurier zwingen konnte, bey Verderio, die Waffen zu strecken. Als eine Folge des Sieges rückten den Tag darauf, am 28. April die Österreicher und Russen in Mayland ein. Wegen dieser so wichtigen Eroberung verlieh Se. M. der Kaiser dem Marquis Chasteler das Commandeur-Kreuz des Theresien-Ordens. Er befand sich hierauf bey der Einnahme von Pizzighettone, bey jener der Stadt Tortona und eröffnete am 10. Juny die Laufgräben vor der Citadelle von Turin.

Der die französische Armee von Neapel commandirende General Macdonald, durchzog das römische und toskanische Gebieth und wendete sich gegen Modena, wo er mit 40000 Mann, ein österreichisches Corps sich gegen den Po zurückzuziehen zwang, damit er das von Kray belagerte Mantua entsetze. — Nach erhaltener Meldung von dieser Bewegung und ihrem Zwecke, marschirte Suwarow, auf Anrathen des Marquis von Chasteler, mit 16000 Russen und 6000 Österreicher, von Turin nach Piacenza, wo er sich beym Castel St. Giovanni mit der Division des General Ott, welche noch 6000 Mann stark war, aber von Macdonald hitzig verfolgt wurde, vereinigte, so daß die verbündete Armee, einen ausrückenden Stand von 28000 Mann hatte. Obgleich die Truppen Suwarows in sechs Tagen 120 italienische Meilen zurückgelegt hatten, so ließ er doch ohne Zeitverlust angreifen und schlug am 17., 18. und 19. Juny die französische Armee am Tidone und an der Trebia aufs Haupt. Nach der Vernichtung des französischen Nachtrabs übersetzte er diesen Fluß und verfolgte den Feind bis zur Nura und zum Taro. Diese Schlacht wurde auf demselben Platze geliefert, wo einst Hannibal den Römern obgesiegt hatte. Es war eine der blutigsten und hartnäckigsten, die Chasteler bis dahin erlebt hatte. Die französische Armee schmolz dabey von 35000 Mann auf 13000 zusammen, verlor also 22000 an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die österreichische russische Armee hatte 9000 Todte und Verwundete.

Die verbündete Armee belagerte hierauf die Citadelle von Alessandria, welche von dem General Gardanne tapfer vertheidiget wurde. Gleichzeitig belagerte der General Kray Mantua, und beyde höchst wichtige feste Plätze ergaben sich. — Der General Marquis Chasteler wurde in den Laufgräben von Alessandria durch eine Kartätschenkugel, welche unter dem rechten Schulterblatt eindrang, tödtlich verwundet. Nach seiner Heilung wurde er im Jänner 1800 nach Wien berufen, und zu der vom Feldzeugmeister Kray befehligten österreichischen Armee in Deutschland beordert, bey welcher er den Feldzug 1800 als zweyter General-Quartiermeister neben dem G. M. Heinrich von Schmidt mitmachte. Moreau stand der österreichischen Armee gegenüber. Der Marquis von Chasteler befand sich in den Schlachten von Engen und Möskirch, dann in den Treffen von Memmingen und Neuburg. Die Feindseligkeiten wurden durch den Waffenstillstand von Hohenlinden unterbrochen. Gleich nach dem Waffenstillstand bereiste er mit Kray, Tyrols nördliche Vertheidigungslinie. Im August 1800 kam der Monarch selbst ins Hauptquartier nach Altötting, Erzh. Johann erhielt den Oberbefehl und an Schmidts und Chastelers Stelle, wurde Baron Lauer Generalquartiermeister. Chasteler erhielt eine Brigade in Tyrol am Passe Scharnitz. Der Waffenstillstand wurde verlängert und Chasteler weihte sich binnen dieser Frist, mit dem ihm eigenen Eifer, der Einübung der Tyroler Landwehre. Der Zufall hatte unter den auf den Scharnitz aufgestellten Compagnien, auch jene des 19jährigen Hauptmannes Freyherrn von Hormayr vom Landgerichte Hörtenberg gebracht, welchem er seine vorzügliche Neigung zuwendete, da in Chasteler überhaupt der ruhmeswerthe Eifer lag, das ihm anvertraute Terrain nicht blos militärisch, sondern auch historisch, topographisch, ethnographisch und politisch, kurz in allen möglichen Rücksichten erschöpfend kennen zu lernen. Hier auf der Scharnitz und späterhin zu Innsbruck, arbeitete er mit Hormayr jene Memoires über die Vertheidigung Tyrols und über die dortige Volksbewaffnung, so wie über den Gebirgs- und Volkskrieg überhaupt aus, die er im May 1801 selbst nach Wien überbrachte, die im Bureau Sr. k. H. des Kriegs-Ministers E. H. Carl sogleich in Erwägung genommen wurden und 1802 die wirkliche Errichtung der Tyroler Landmiliz zur Folge hatten. Es lag weder am Volke noch am Plan, sondern nur an äußeren Umständen und an der Rapidität der Ereignisse, daß selber 1805 (zumahl im Vergleich mit den Thaten von 1809) keine Wirkung hervorbrachte.

Am 8. Jänner 1801 wurde Chasteler zum Feldmarschall-Lieutenant befördert und sowohl in dem genannten Jahre, als auch 1802, 1803 und 1804 zur Einrichtung der Vertheidigungsanstalten, nahmentlich zu jener der Miliz und des Landsturms in Tyrol angestellt. Er hatte sich um dieß Land nahmhaftes Verdienst erworben, als Oberbefehlshaber der Sauvegarden, die kraft des Waffenstillstands von Steyer, in gleicher Zahl von beyden Theilen, das nördliche und mittlere Tyrol besetzt hielten. Er wendete durch gutes Einvernehmen mit dem General Nansouty, manchen bedenklichen Zwiespalt ab und wies standhaft die ungestümmen Forderungen Macdonalds in Trient zurück, der seine Occupation durchaus bis in die Finstermünz und bis auf den Brenner ausdehnen wollte. Ein bey St. Johann vorgefallener Exceß führte ihn persönlich zu Moreau nach Salzburg, mit welchem er drey höchst interessante Tage verlebte. Für die viele Liebe, die er dem Lande bezeugt, für so manches Unheil, das er abgewendet, ertheilten ihm Tyrols Stände die Landmannschaft und bothen ihm zum Andenken, die große Tapferkeitsmedaille. Im Jahr 1802 erhielt er einen Urlaub nach Frankreich, und kam im October in Paris an, wo ihn der General Bonaparte, erster Consul der damahligen französischen Republik, mit Auszeichnung empfing und den Sequester aufhob, welcher dem Lüneviller-Frieden zufolge, auf

seine Güter in den Niederlanden gelegt war. Der erste Consul sprach mit Chasteler im Garten von St. Cloud, stundenlang über die Operationen der österreichisch-russischen Armee in dem schönen Feldzuge in Italien im Jahr 1799 über jenen vom Jahre 1800 und über die Angelegenheiten des deutschen Reichs.

Beym Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Frankreich im Jahr 1805 befehligte der F. M. L. Marquis Chasteler eine Division im nördlichen Tyrol und vertheidigte mit Erfolg den Paß Strub, welcher unter dem General Deroy mit 7 bis 8000 Mann angegriffen wurde. Der Feind wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen und der feindliche Oberbefehlshaber selbst verwundet. Da während dieses Gefechts, Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann, Oberbefehlshaber der k. k. Truppen in Tyrol, nach dem Verlust des Forts von Scharnitz an Marschall Ney, sich über den Brenner, durch das Pusterthal nach Kärnthen zurückzog, war der Marquis von Chasteler von seinem Haupt-Armee-Corps vollkommen abgeschnitten. Am 5. Nov. trat auch er, nach besiegten Terrains- und Jahreszeits-Hindernißen seinen Rückzug an und marschirte über St. Johann, Zell, Taxenbach, Radstadt und Murau nach Neumarkt. Das Husaren-Regiment Fürst Liechtenstein, das sich an ihn angeschlossen hatte, erfocht bey Knittelfeld einen glänzenden Sieg über ein starkes französisches Cavalleriecorps, welches detachirt war, ihm den Rückzug abzuschneiden. Die österreichischen Patrouillen streiften bis nach Leoben und am 24. Nov. vereinigte sich Chasteler mit dem Erzherzog Johann in Klagenfurt. Bey dem Marsch nach Marburg deckte er mit seiner Division den linken Flügel der Armee, und besetzte die wichtigen Posten von Ehrenhausen und Leibnitz, wo er von dem General Marmont, welcher mit einem französischen Truppencorps Gratz besetzt hatte, angegriffen wurde. Der Feind wurde aber zurückgeschlagen und S. k. H. der Erzherzog Carl, vertraute ihm die Avantgarde, mit der Weisung, sich nach St. Gotthard in Ungarn zu ziehen, nachdem er Fürstenfeld und Hartberg in Steyermark besetzt. Nachdem die Haupt-Armee sich bey Körmend vereinigt hatte, ging er wieder vor und besetzte Gratz. Es wäre ihm gelungen der Colonne des General Marmont, in den Schluchten bey Märzzuschlag und auf dem Semering den Rückzug abzuschneiden, wenn nicht der, nach der Schlacht bey Austerlitz abgeschlossene Waffenstillstand ihn verpflichtet hätte, Steyermark und die Gebirge bey Wienerisch-Neustadt zu verlassen und sich mit der Avantgarde an die Gränze Ungarns zu begeben.

Im Jahre 1806 (für Österreich ein Friedensjahr) war Chasteler Divisions-Commandant in Gratz. Im Jahre 1807 wurde er zur Gränzberichtigung am Isonzo, so wie auch zur Bewillkommnung des Kaisers Napoleon nach Venedig beordert, allein seine Gesundheit erlaubte es nicht diese beyden Sendungen zu übernehmen, welche hierauf seinem geliebten Freunde, dem Obersten Grafen Nugent aufgetragen wurden.

Die Ereignisse in Bayonne 1808 und die Entsagung der Fürsten aus dem Hause Bourbon auf dem spanischen Thron, hatten nebst den gerechtesten eigenen Beschwerden, Österreich Grund zu den größten Besorgnißen gegeben. Es wurde daher Chasteler befehligt, die einst so berühmte, stets unbezwungene Festung Comorn wieder herzustellen, deren Vertheidigungswerke sehr verfallen waren. Er sollte diese Arbeit so weit ausdehnen, daß Brückenköpfe auf beyden Ufern der Donau, und der Waag vorhanden seyen. Zur Ausführung dieser großen Arbeit, wurden bey Comorn 35000 Mann Infanterie, 5000 aus der Armee genommene Maurer und Zimmerleute, zwey Mineurs-, zwey Sappeurs- und zwey Pontonniers-Compagnien zusammengezogen. — Nicht allein der Befehl über dieses Truppencorps, sondern auch die Leitung der vorzunehmenden Arbeiten, wurde Chasteler übertragen, und zur Beschleunigung derselben ihm eine unbedingte Vollmacht ertheilt.

Chasteler fing den 1. Juny an zu arbeiten, und widmete sich diesem Gegenstand mit einer solchen Thätigkeit, daß im December die Werke, welche 3800 Klafter im Umfang haben, und die Hauptfronten bilden, gemauert auf 30′ Höhe, und mit Casematten für 6000 Mann versehen, so weit vollendet waren, daß im folgendem Jahre die Festung sich im vollkommenen Vertheidigungsstande befand.

Die über die Donau, und über die Waag geschlagenen Brücken, wurden mit vorgeschobenen Werken gedeckt, welche, zwar nur von Erde waren, aber doch 30′ im Durchschnitt hatten. Se. Majestät würdigten sich, die Arbeiten von Comorn in Augenschein zu nehmen, und waren damit so zufrieden, daß Sie dem Marquis von Chasteler das Commandeurkreuz des neu errichteten Leopold-Ordens verliehen.

Beym Ausbruche des unvermeidlichen Krieges im Jahre 1809 zwischen Frankreich und Österreich, wurde Chasteler zum Commandirenden des 8. Armee-Corps ernannt. Die hohe Begeisterung für Kaiser, Kaiserstaat und Kaiserhaus, in diesem Jahre und in jenem der großen Vorbereitungen und Rüstungen 1808 und 1809 stehen in den Jahrbüchern Österreichs in unvergänglicher Glorie da.

Das interessante Werk des damahls als Intendanten zu Wien gestandenen, durch seine mahlerischen Reisen in Spanien und Österreich wohlbekannten Grafen Alexan-

Laborde über den Krieg von 1809, spricht darüber sehr treffend: „Un grand empire, si glorieux pendant tant de siécles, si souvent humilié depuis quelques années, secoue, pour la quatrieme fois, le joug des revers, et se présente plus formidable que jamais dans l' arène des combats; epoque memorable dans les annales de la monarchie autrichienne! — car si ces efforts ne furent pas courronnés de succes, au moins les evenemens lui rendirent-ils, ce qui est le plus precieux aux peuples, comme aux souverains, les sentimens de leur gloire et de leur dignité!! Cet enthousiasme d'un peuple tranquille apres taut d' inutiles tentatives, cet élan dans un pays ou les passions ne sont point violentes, ne peut s' expliquer, que par un attachement profond pour la gloire et plus encore pour la personne du Souverain, et en effet, l' Empereur Francois fait tout ce qu'il faut, pour meriter et entretenir ces sentimens parmi ces sujets! Il les gouverne avec ce rare discernement, qui peut seul attacher des peuples si differens de caractère et des moeurs!" Chasteller begab sich im Monathe März nach Klagenfurt, und rückte mit dem rechten Flügel seines Armee-Corps am 9. April mit 10,000 Mann nach Lienz in Tyrol ein; — Hormayr als Provinzialhofkommissär ihm zur Seite.

Der Sandwirth Andreas Hofer aus Passeyer war schon Anfangs Jänner mit mehreren Gefährten als geheimer Bothe der Gesinnungen Tyrols für seinen alten Herrn, in Wien verborgen gewesen. Ende März schickte Chasteler den schon in der frühern tyrolischen Defensionsepoche rühmlich bekannten Major Teimer, nach Passeyr und Innsbruck, um die ganze Kette zu bereisen und diese Explosion war von den Episoden des Krieges die einzige, die vollständig, ja weit über Erwartung losging. — Tyrol und Vorarlberg erhoben sich einstimmig für Österreich. Am 9. April geschah der Einmarsch, am 10. 11. und 12. die heftigen Gefechte an der Ladritscher Brücke, bey Sterzing und bey Wiltau am Berg Isel vor Innsbruck. Am 13. Morgens capitulirten die Feinde mit Geschütz und Gepäck unter den Generalen Bisson und Kinkel, in allem 8100 Mann, auf freyem Felde, ohne noch einen Österreicher zu sehen, mit dem Major Teimer, der von diesem merkwürdigen Tage, Freyherr von Wiltau heißt und den Theresienorden erhielt. Das ganze nördliche und mittlere Tyrol war erobert. — Am 26. April zwang Chasteler durch das zweytägige, hartnäckige Treffen bey Volano, den viel stärkern Baraguay d'Hilliers zum Rückzug, die Eroberung Tyrols war ganz vollendet und nebst Vorarlberg, schloß auch das Veltlin sich an. Der Erzherzog Johann hatte bey Pordenone und Sacile gesiegt und nahte sich der Etsch, als die großen Unfälle von Landshut und Regensburg, plötzlich einen höchst unerwarteten Umschwung herbeyführten. Nicht ohne Rührung kann man lesen, was Laborde, der Fremde, der Feind, über Tyrols heroische Anstrengungen für Geständnisse thut: ceux qui n'avaient d' abord, que deploré le sort de leur patrie, prenaient la noble resolution, de le venger — — un semblable courage, un semblable devouement animaient tout un peuple pour la cause malheureuse de l' Autriche! Il est impossible, de ne pas arreter ici nos regards sur cette province intrepide, qui cernée de toute part et abandonnée à elle même, dans les momens critiques, n'en montrait que plus d'ardeur et de zéle, pour le parti, qu'elle avait adopté! Die Wichtigkeit Tyrols wußte der Feind gar wohl zu schätzen. Laborde zählt als die vorzüglichsten Folgen dieser Unternehmung auf: „d'interrompre les communications de l' Italie et de l' Allemagne, pendant même un mois apres la tréve de Znaim, d' organiser une Vendée depuis les bords de lac de Constance, le Vorarlberg, la Valtelline, jusqu' aux portes de Salzburg et de préparer aux armées francaises, des difficultés presque insurmontables, si elles eussent perdu la bataille de Wagram!" — Diese tief empfundene Wichtigkeit war auch die Ursache der Schreckensmaßregeln, die Bonaparte ergriff, daß er befahl, ein ungeheures Beyspiel zu geben und mit dem Mordstahl und mit der Brandfackel in das Land einzudringen, wo auch wirklich 17 der schönsten Ortschaften, darunter die Kreisstadt Schwatz, (11. — 17. May) in Schutt- und Brandstätten verwandelt wurden. Er erklärte im Hauptquartier zu Enns (6. May) „einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten" in die Acht, damit er, „als Räuberanführer und Urheber der an den Kriegsgefangenen verübten Mordthaten (!!) wo man ihn immer ergriffe, standrechtlich hingerichtet würde", was der Oberbefehlshaber Marschall Lefebre auch auf Hormayr ausdehnte und was an jedem gefangenen Anführer und selbst an österreichischen Offizieren, z. B. an dem Hauptmann Bianchi zu Mantua, vollstreckt wurde: ohne Rücksicht darauf, daß Se. M. der Kaiser, dd. Wolkersdorf 25. May 1809 die bey Aspern gefangenen Generale Durosnel und Fouler, als Geißeln für Chasteler und für alle die treuen Diener erklärte, die im Vollzug ihrer Pflicht in den Fall kommen würden, die Rache des Feindes auf sich zu ziehen und daß der Intendant Tournon

als Geißel für den, in Padua gefangenen Grafen Goes nach Munkats gebracht wurde. Jene Achtserklärung Napoleons, der ihn sonst so sehr ausgezeichnet hatte, blieb nicht ohne Eindruck auf des tapfern Chasteler Gemüth und selbst auf den Gang der nächsten Ereignisse. Am meisten schmerzte ihn der absurde Vorwurf einer unmenschlichen Behandlung der Kriegsgefangenen, die er vielmehr in den Spitälern selbst besucht und für deren gute Behandlung er strenge gewacht hatte. Gleich nachdem er am 14. April in Innsbruck eingerückt war, besuchte er den verwundeten Obersten Dittfurt und begleitete seine, mit allen militärischen Ehren bestattete Leiche. Eigentlich wollte Napoleon jener völkerrechtswidrigen Achtserklärung, ein recht gehässiges Motiv unterschieben und da kam es ihm, wie tausend Beyspiele beweisen, auf eine Lüge mehr oder weniger, gar nicht an! Vielmehr ist es ein, dem tyrolischen Nationalcharakter ewige Ehre bringender Zug, daß nicht einmahl jene Gefangenen mißhandelt worden sind, die als Mordbrenner auf frischer That ergriffen worden. Damit jenem Gewaltstreich, auch das Lächerliche nicht fehle, fügte das bonapartische Bulletin noch hinzu: „die (angeblich) Ermordeten seyen lauter junge Conscribirte gewesen, alle mit Chasteler in der nähmlichen Stadt geboren", eine ganz aus der Luft gegriffene Lüge, wornach Mons wenigstens so groß gewesen seyn müßte als Theben mit seinen sieben Thoren! — Sehr natürlich war übrigens, daß der Feind sich für die Ruinirung dreyer Armeecorps vom April bis November; für den Verlust der Schlüssel Italiens, Deutschlands und der Schweitz, für so viele Hindernisse und Durchkreuzungen, durch ein unsinniges Schimpfen zu rächen suchte und die empfangenen Streiche, durch „chefs de brigands, ours de montagnes, rebelles", rezipissirte! Am 13. May, dem Tag der Übergabe Wiens, warf sich Chasteler bey Wörgl, in einer der größern Ebenen des Unterinnthals, der mehr als fünffachen Übermacht des Herzogs von Danzig entgegen, irregeführt durch falsche Kundschaftsnachrichten, als stünde der Marschall noch zwischen Linz und Ebersberg, als habe man es hier nur mit der Division Deroy zu thun und es gelte blos dem Entsatze Kufsteins. Chasteler hatte, auf die Nachricht, daß der Feind den Paß Strub angegriffen, beschlossen gehabt, (während zugleich eine Diversion über die Scharnitz gegen München gemacht würde), den Feind in der weit bessern Stellung von Rattenberg zu erwarten und ging nur ungern in die Ebene bey Wörgl vor, auf das ungestüme Andringen des Landvolks, das die Nacht vorher die Flammen von Waidring, von Kirchdorf rc. den Himmel hatte röthen sehen. — Chasteler wurde gänzlich zersprengt. Der Feind aber, der mit der Cavallerie leicht noch denselben Abend Innsbruck hätte erreichen können, verfolgte nur sehr schwach bis Rattenberg und verlor dann sechs unwiederbringliche Tage im Lager bey Vomp. Erst am 19. rückte er in Innsbruck ein, Chasteler zog sich auf den Brenner. Inzwischen hatte auch das Heer von Italien, die Piave und den Tagliamento verlassen und sich bis Villach zurückgezogen. Chasteler und der im Ennsthale stehende F. M. L. Jellachich sollten sich bey Marburg anschließen und ersterer eine Truppenabtheilung zur Unterstützung des Tyroler Landvolks zurücklassen. — Doch konnte Chasteler diesem Befehle nicht mehr folgen, da der Vicekönig Eugen nach dem Treffen von Tarois, auch die Villacher Communication abschnitt. Indem geschah in den Pfingstfeyertagen, 21. und 22. May 1809 die Schlacht bey Aspern. Marschall Lefebre eilte nun nach Linz und nur die Division Deroy blieb bey Innsbruck zurück. Am 29. May wurden Tyrol und Vorarlberg durch die sieghaften Treffen bey Innsbruck und Hohenems zum zweyten Mahle befreyt und blieben es, bis lange nach dem Znaymer Waffenstillstand. Nun brach Chasteler von Lienz auf, um zum Erzherzog Johann zu stoßen. General Buol und Hormayr blieben in Tyrol zurück. (2500 Mann, 120 Pferde, 6 Kanonen.) Seit Anfangs May war Tyrol gleich einer Festung, von allen Seiten aufs strengste blokirt. In seinen schönsten Thälern hatten Brand und Raubmord gewüthet. Viele Tausende von Kriegsgefangenen waren durch geheime Verbindungen in Schwaben befreyt worden, aber ihnen fehlten Montur und Waffen, ihnen und dem Militär, fehlte bey der allerwärts abgeschnittenen Communication, auch der Sold. Dennoch wurden alle diese Bedürfnisse in dem armen, ausgesaugten, aber großgesinnten Land herbeygeschafft, Getreid und Munition heimlich eingeschwärzt, jene kleine Abtheilung bis auf 10,500 Mann und 42 Kanonen verstärkt und alle feindlichen Anfälle im Süden und Norden rüstig abgeschlagen.

Die Räumung Tyrols, Vorarlbergs und des Forts von Sachsenburg durch die Reste des Chastelerschen Corps, in Folge des Znaimer Waffenstillstandes, verzögerte sich vom 12. July bis zum 4. und 6. August. Noch war die Evacuation nicht gänzlich vollbracht, als die verlassenen Tyroler zum dritten Mahle die Waffen ergriffen und nach den siegreichen Gefechten bey der Ladritscher Brücke, bey Mittewald, bey Mauls, Prutz, Landeck und dem Berg Isel, am Napoleonstage 15. Aug., an welchem auch Vliessingen fiel, wieder in Innsbruck einzogen.

Chasteler war indessen, nach der zweyten Befreyung des Innthales, von dem tyrolischen Gränzstädtchen Lienz, am 1. Juny, über Drauburg, Spital und Villach nach Klagenfurt gezogen, wo er am 6. Juny ankam, mit dem General Ruska focht, den Anmarsch Marmonts

aus Dalmatien aufhielt und sich hierauf in Gonovits mit dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Giulay, Banus von Croatien, vereinigte. Nach dieser Vereinigung marschirte Casteler, über Waradin und Kanischa nach Keszthely am Platten-See, und hierauf, gegen Raab, welche Stadt von den Franzosen belagert war. — Als der Wienerfrieden den Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, wurde Chasteler in Wien angestellt und mußte im Herbst des Jahres 1810 Gallizien und Ober-Ungarn in militärischer Rücksicht bereisen.

Im Jahre 1811 und 1812 commandirte er im österreichischen Schlesien. Im Jahre 1813 leitete er die Vertheidigungsanstalten in Prag, welche, wenn die Schlacht von Kulm verloren gegangen wäre, zweckmäßig benutzt, viel hätten entscheiden können. Gleichzeitig commandirte er das Grenadier-Corps der Haupt-Armee und wahnte mit diesen der Schlacht von Dresden und von Kulm bey, nach welch letzterer er, am 2. September zum F. Z. M., zum Gouverneur der Festung Theresienstadt und zum Commandanten eines Truppen-Corps ernannt wurde, das sich aus verschiedenen Garnisonen Böhmens bildete. Dieses Truppen-Corps war bestimmt Böhmen zu decken, und die 25000 Russen, welche unter Befehl des G. L. Grafen Talstoy Dresden blokiren mußten, zu unterstützen. — Der französische Marschall Gouvion St. Cyr machte einen vergeblichen Ausfall aus Dresden.

Nach dem Siege bey Leipzig, detachirte der F. M. Fürst Carl Schwarzenberg, unter dem G. d. C. Grafen v. Klenau ein Truppen-Corps aon 25000 Mann, um das Belagerungs-Corps vor Dresden zu verstärken. Hierauf konnte natürlich die Stadt enger eingeschlossen werden. — Die Franzasen wurden, bey jedem Ausfall, den sie machten, entweder um Lebensmittel einzutreiben, oder um das Blocade-Corps zu durchbrechen, um sich unmittelbar mit den andern van ihnen besetzten Elbfestungen in Verbindungen zu setzen, zurückgeschlagen. — Endlich wurde der Marschall St. Cyr gezwungen, sich mit 15 Divisions- und 27 Brigade-Generalen, ferner mit 30,000 Mann Combattans, mit 9000 Kranken, 387 Stück Geschütz, und mit allem was zum Vertheidigungs-Corps von Dresden gehörte, im Ganzen mit 45,000 Köpfen (worunter auch Sachsen) zu ergeben. — Nachdem der General der Cavallerie Graf Klenau abberufen war, wurde dem Marquis v. Chasteler der Befehl über jenes Corps der Armee mit dem Befehl übertragen, Torgau und Wittemberg einzunehmen. — Da nach der Schlacht von Leipzig schnell die Gegenden am Rhein zum Kriegsschauplatz wurden, so erhielten auch die österreichischen Truppen eine andere Bestimmung und Chasteler begab sich wieder auf seinen Posten in Theresienstadt. — 1814 ging er nach Wien und bearbeitete zur Zeit des Congresses mehrere bedeutende, militärische Gegenstände. Bey dieser Gelegenheit ließ ihm der König von Sardinien das Großkreuz des Moritz- und Lazarus-Ordens für die ihm im Jahr 1799 geleisteten Dienste einhändigen.

Im December 1814 begab er sich nach Venedig, als Stadt- und Festungs-Commandant. Im März des falgenden Jahres, aerließ Napaleon Elba und es erfolgten jene beyspiellosen hundert Tage. Der König von Neapel, Mürat, hielt den Augenblick für günstig und griff die in den Legationen vertheilten österreichischen Truppen an. Sie zogen sich bis ans linke Po-Ufer zurück; allein der tüchtige Widerstand der Österreicher im Brückenkopf van Ochiabello, und die in Eilmärschen angekommenen Verstärkungen, machten es möglich, gleich wieder angriffsweise vorzugehen.

Venedig wurde in Belagerungsstand erklärt, und durch die Thätigkeit Chastelers wurden die Festungswerke innerhalb der Lagunen, sa wie auch der wichtige Punct von Comachio mit Lebensmitteln und Artillerie gut versehen. Diese Sargfalt für Venedig, das er für einen sehr wichtigen Waffenplatz hielt, dann für die Nautik und Marine, erhielt ihn in Thätigkeit bis ans Ende, das nach aielen schmerzlichen Anfällen und langwieriger äußerster Schwäche, endlich am 7. May 1825 in seinem 63 Lebensjahr, sehr sanft erfalgte.

Chasteler hatte v i e r z e h n, meist schwere Wunden. Seine Gesundheit, besonders das Nervensystem, war von Grund aus erschüttert. Schan 1809 war eine große Abnahme der Kräfte sichtbar, deren er in frühern Jahren, eine reiche, unaerwüstliche Fülle besessen hatte. Er war hach und groß, van feinen Zügen, angenehmem Äußern, edel vornehmem Wesen. Von Jugend an ungemein kurzsichtig, war er dadurch viel gehindert, vielen Gefahren ausgesetzt. Er sah häufig durch Brillen und Lorgnette zugleich, hielt wegen des kurzen Gesichts meist den Kapf etwas gebückt und seitwärts, auch wegen der Gewohnheit, in ruhiger Conversation, sehr leise und Aug in Aug zu sprechen. In allen ritterlichen Übungen war er von Jugend an ausgezeichnet, alle Handgriffe, alle Künste, wollte er selbst versuchen und sich aneignen. Das Neue hatte großen Reitz für ihn und Wissen und Gewandtheit hatten bey ihm durchaus eine encyklopädische Richtung. Er war ein gelehrter Soldat, sprach z w ö l f Sprachen und hatte ungeheuer viel gelesen, weit geeigneter, schnell aufzufassen, als lange zu behalten, oder zu approfondiren. Hinter dem Guten, leuchtete ihm immer noch das Bild des Besseren hervar. Seine Tapferkeit war ein Sprichwart. In seinen schönen Jahren war er ein rechter Heinrich P e r c y und B a y a r d und in Wahrheit, „ein Ritter ahne Furcht und Tadel!" — Uneigennützig und großmüthig, mit Neid, Haß, Rache, Diensteseifersucht und Intrigue so unbekannt wie ein Kind, mild und menschenfreundlich, Soldat mit Leib und Seele, von glühendem Eifer und ewig bewegter Thätigkeit, voll begeisterter Anhänglichkeit an Österreich und an das Kaiserhaus, ein Freund seiner Freunde, Jedermann gerne hülfreich; somit wird sein Nahme in unserem tapfern Heer stets geehrt bleiben und jene Folgereihe feuriger, chevaleresker W a l l o n e n würdig beschließen, aus denen die L i g n e, die A h r e m b e r g, die B o u c q u o y, die D a m p i e r r e, vor Allem aber, der alte T i l l y, köstliche Zierden unserer Fahnen gewesen sind.

Redacteur: Joseph Freyherr von H o r m a y r. Gedruckt und im Verlage bey Franz L u d w i g.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 3. Juny 1825.

Die Classiker unserer Zeit.

(Fortsetzung).

Klopstock.

Dieser Heros tritt uns am Eingange in die neue Literatur entgegen wie ein riesenhafter Nebelgeist Ossians, eine ungeheure Harfe hoch in Wolken rührend. Kommt man ihm näher, so löst er sich auf in dünnes, breites Regengewölk. Aber jener erste Eindruck hat auf unsere Seele mächtig gewirkt, unser Gemüth zum Großen gestimmt und den heiligen Schauer der Ehrfurcht und Andacht über uns gegossen, mit dem wir in den hohen Tempel der Poesie treten sollen, ob auch die Wucherer und Viehhändler ihren gottlosen Markt zwischen seinen Säulen aufgeschlagen. Wir sollen wenigstens den im Hintergrunde verhangenen Gott ahnen, damit das weltliche Getümmel uns nicht vergessen läßt, wo wir uns befinden. Diese erhabene Ahnung hat Klopstock uns in die Seele gehaucht. Seine Gesänge waren das erste heilige Morgengeläut, womit ein hoher Festtag beginnt, der göttliche Weihe über die Welt ausgießt und durch das bunte lärmende Gewühl des Nachmittags von seiner Heiligkeit nichts verlieren kann. Wenn es andern Dichtern, vorzüglich Lessing und Herdern, vergönnt war, der deutschen Poesie gleichsam die äußersten Schranken niederzureißen und ihr weite unendliche Bahnen in paradiesischer Form zu zeigen, so hat Klopstock mit einem tiefen, kühnen Blick das innere Wesen der deutschen Poesie erschaut, und uns freylich zu metaphysisch und kalt und von überschwenglichem Glanze geblendet, die Sonne gezeigt, deren Wirkung uns den schönen Tag mit seinen blühenden Wundern geben soll, und ohne welche, jene unendlichen Paradiese nur in Nacht und Nebel mit verschlossenen Blumenkelchen blühn.

Von dem göttlichen Geiste, der über der deutschen Poesie waltet, war Klopstock auserlesen, als mahnender Engel an die Pforte des Aufgangs zu treten, und dem neuen Geschlecht zwey ewige Wahrheiten in roher, aber flammender Schrift über den Eingang zu schreiben, Wahrheiten, welche die höchste Bedeutung der Poesie in ihrer doppelten höchsten Beziehung auf das Vaterland und auf die Religion aussprachen, die eine, daß die entdeutschte Dichtkunst dem heimischen Boden längst entfremdet, wieder in ihm ihre Wurzeln schlagen müsse, daß sie allein in ihm, zum herrlichen Baum gedeihen könne, die andere, daß alle Poesie wie ihre Quelle, so ihr höchstes Ziel in der Religion finden müsse. Das deutsche Vaterland und die Religion waren die Pole, zwischen denen Klopstocks poetische Welt sich bewegte. Aber nur durch diese Pole erhält sie Wesen und Bedeutung. Nur in der Tendenz seiner Poesie liegt sein ewiger Werth verschlossen. Nach der langen Dürre der Unpoesie mochte der Himmel nicht gleich verschwenderisch sich erweisen, und er hatte für das schwache Geschlecht, vollkommen genug gethan, in die Seele eines einzigen Mannes jene zwey Ideen als Keime zu pflanzen, an denen das ganze folgende Jahrhundert weiter entwickeln konnte. Klopstocks ganze Poesie beweist, wie ihm die für seine Zeit so schwere Arbeit, diese Ideen überhaupt zu gebären, keine Kraft mehr übrig ließ, sie in ein passendes Gewand zu hüllen. Ja er hat in dem schönen Eifer, das neue Gesetz auszusprechen, nicht einmahl gemerkt, daß er es selbst nicht befolgte. Mit den von Griechen und Römern geborgten Lappen umhüllte er das neugeborne Kind. Aus den Scherben antiker Vasen brach der junge Keim der deutschen Eiche. In elenden Horazischen Versweisen hat er uns gelehrt, deutsche Dichter zu werden. In den schlechtesten Hexametern, in der dürrsten Sprache des nackten Verstandes, in der unförmlichsten Form, hat sein Messias uns das höchste Ziel der Poesie ausgesprochen. Sobald wir uns mit dem Einzelnen der Klopstockischen Dichtungen befassen, stoßen wir

jeden Augenblick auf Leerheit, undeutsche Verzerrung, kalte durchaus unpoetische Didaktik, und es befällt uns in hohem Grade Langweile. Darum wird Klopstock jetzt auch so wenig mehr gelesen. Aber alle seine Fehler werden entschuldigt durch seine Zeit und durch den Aufwand an Kräften, die er an die bloße Geburt jener Ideen setzen mußte. Diese Ideen müssen uns aber auch allein gelten, und um sie von jenem Wust befreyt in ihrer Reinheit zu erkennen, muß man den Mann in seiner ganzen Erscheinung und immer in einiger Ferne betrachten. Er hat auch einige einzelne Schönheiten, große Schönheiten, aber man wird versucht zu behaupten, daß sie in ihrer Art, als Einzelnes und Kleines zu schön sind, um da zu stehn, wo man sie nicht suchen kann und nicht finden will. *)

Lessing.

Lessing brachte die deutsche Poesie zu Verstand. Klopstock und er wirkten von ganz verschiedenen Seiten auf die neue große Epoche der deutschen Literatur ein, aber jeder tief und gewaltig. Wie Klopstock hat auch Lessing weniger großes gedichtet, als der spätern Poesie die rechte Richtung gegeben. Die Masse von Verstand, die er in Bezug auf ästhetische Gegenstände entwickelt, und die Bedeutung, die er demselben zu erkämpfen wußte, war ein solid angelegtes Kapital, das der Poesie die fruchtbarsten Zinsen abgetragen. Er war der Schöpfer der ästhetischen Kritik, und entwickelte in eigner Praxis, aber mehr noch in der Theorie, die höhern Gesetze des Schönen, eifriger noch das höchste, daß dieselben überhaupt gesucht werden müßten. Da alle seine Schriften hierauf bezogen werden müssen, und auch die kleinste mitgewirkt hat, das Große des Ganzen auszuprägen, so erhalten sie auch alle hierdurch eine hohe Bedeutung. Aber auch davon abgesehen, ist jede von einem so wahrhaft göttlichen Licht des Verstandes durchdrungen, daß sie auch einzeln betrachtet, immer Genuß und Belehrung gewährt. Bey Klopstock reiht sich erst das Einzelne, an sich unbedeutend, zum Ganzen zusammen, das etwas Großes war. Bey Lessing ist aber in jedem Einzelnen schon die Größe des Ganzen sichtbar, und man muß diesen Schriftsteller immer in der Nähe betrachten.

Man kann ihm einige Steifheit nicht übersehen, aber entschuldigen. Sein gigantischer Geist stand zu einsam unter der kleinlichen Menge. Er war gleichsam nur geistreich und witzig allein auf seinem Zimmer, und es mangelte ihm der Maaßstab der gebildeten Gesellschaft, der ihm weit mehr, als sein bloßer Eifer und Wille, die Grazie würde haben finden lassen. Er mußte selbst mit der Sprache noch ringen, die er erst andern gereinigter und gebildeter überlieferte. Aber grade darum ist ihm die verhältnißmäßig große Grazie, die er wirklich sich anzueignen wußte, um so höher anzurechnen. Sein Styl zeichnet sich durch eine Klarheit, Gewandtheit, Präzision und Schönheit vor allem aus, was je vorher in deutscher Sprache geschrieben worden. Aber die Schärfe und Neuheit seiner Sprache und das Übergewicht des Verstandes, das darin vorzugsweise herrschend ist und besonders in seinen Poesien nicht selten da Gedanken weckt, wo Empfindungen hätten geweckt werden sollen, und mit glänzenden Sentenzen und Antithesen die poetische Illusion stört, verräth noch immer die Mängel, die jedem ersten Meister in einer neuen Kunst anzuhängen pflegen.

Vorzüglich wichtig ist Lessing als Opponent. Sein schöpferischer und in das Wesen der Kunst und Wissenschaft tief eindringender Geist trat in natürliche Opposition gegen die herrschende Verbildung und Umbildung, und das Vorwalten seines Verstandes gab ihm von selbst die kritischen Waffen in die Hand. Er ward der erste Meister der neuen Polemik, und zeigte musterhaft, wie diese Kunst nicht dienen soll, die Gemüther mit Erz zu umpanzern, sondern im Kampf gerade die rauhe Schaale des verschlossenen Diamants zu zerschlagen. Im Kampf ward Lessing seiner Kräfte sich bewußt und auch der Grazie der Fechterkunst.

Der reiche Geist dieses Mannes umfaßte die Wissenschaft wie die Kunst. Uns soll hier nur die letzte gelten. Was er geleistet für das Aufkommen besserer Ansichten über die Kunst überhaupt, insbesondere über die griechische und noch mehr über das Drama, hat reichliche Früchte getragen. Herder fand durch ihn die Bahn schon gebrochen, auf der er nunmehr freyer sich bewegen und die poetischen Geister aller Zeiten und Völker dem Deutschen einimpfen konnte. Ihm auch verdankt die große Gunst und Ausbildung der dramatischen Kunst in Deutschland ihren ersten hauptsächlichen Anstoß.

Lessing war mit Vorliebe Dramaturg. Am wichtigsten ward er für die Dramaturgie durch die allgemeinen Ansichten, die er darüber aussprach, und durch die Aufmerksamkeit, die er auf die dramatische Kunst anderer Nationen lenkte. Aber auch durch seine eigenen Producte gab er im Einzelnen der Ausbildung dieser Kunst in Deutschland neuen Schwung. In seiner Emilia Galotti weiß er den Deutschen wenigstens die Richtung, in der Shakespeare so großes errungen, das romantische Element der italienischen Novelle, auf der Bühne zu verklären. In seiner Minna von Barnhelm versuchte er das deutsche Lustspiel auf die Natur und den vaterländischen Boden zurück zu führen, und ihm sogar die Beziehung auf die Zeitverhältnisse zu geben, die das Lustspiel bey jedem großen Volke ausgezeichnet hat und ihm ganz eigenthümlich und natürlich ist, denn die Lust erzeugt sich in der Gesellschaft und im Augenblicke, und das Lustspiel soll die Gesellschaft noch beysammen finden und den Augenblick nicht verstreichen lassen. Das große Aufsehen, das Lessings Minna, an sich unbedeutend, durch diese Beziehung machte, und das noch größere Interesse, welches das Volk an der Fluth von ähnlichen populären Lustspielen

*) Europäische Blätter, wie in Nr. 56 Tiecks Stellung zur deutschen Literatur und in Nr. 47 Walter Scott und Lord Byron.

nahm, die sofort über Deutschland sich ergoß, beweist hinlänglich, wie richtig Lessing das Lustspiel in seinem Zweck, von der Bühne herab auf das Volk zu wirken, zu würdigen gewußt. Sein Nathan der Weise, durch so vieles ausgezeichnet, ist es in Rücksicht auf die Kunst vorzüglich durch den heitern blühenden Ton, die spiegelklare Reinheit der Sprache, die einfache und natürliche und eben darum unwiderstehlich anziehende Ordnung des Ganzen, den zarten Duft, das warme Leben, das wie das eines heitern Frühlingstages über die kleine dramatische Welt sich ausgegossen. Der unsichtbare Geist, der aus diesem Drama wie ein Wesen göttlichen Hauches ausgegangen, hat sichtbar wohlthätig auf die Geister späterer Dichter Einfluß geübt, während es seiner körperlichen Natur nach, so einzig und originell sich darstellt, daß es nicht leicht Nachahmer finden konnte. Wohl mögen später Dichter, wenn sie, wie vorzüglich Goethe, in ähnlicher Ruhe und Unabhängigkeit gedichtet, sich selber nicht bewußt gewesen seyn, wie sehr Lessings Nathan auf sie eingewirkt.

Wieland.

Die deutsche Poesie, wohl zur Minnezeit in einer heitern leichtern Grazie sich bewegend, war durch die Meistersänger in steifleinenes Gewand, nach dem dreyßigjährigen Kriege in Allongeperücken und Reifröcke versteckt worden, wußte schier nicht mehr, wo sie die Hände hinthun sollte und spielte albern mit dem Fächer. Warfen mächtige Genien, wie Klopstock und Lessing, diesen Plunder von sich und schritten aus der Menuett heraus, keck ihres eigenen Ganges, so mußte doch in ihnen erst die Kraft sich sättigen, damit andere zur Anmuth zurückkehren konnten, und die Hauptrichtung ihres Strebens ging auf höheres, um sich vorzugsweise damit zu befassen. Dieser Anmuth wieder ihre Stätte zu bereiten, bedurfte es eines eigenen genialen Geistes, in dem ausschließlich diese Tendenz sich offenbarte.

Wieland trat unter uns auf, der heitere, liebenswürdige, feine Wieland, ein in Anmuth, Leichtigkeit, Scherz und Witz überfließender, unerschöpflicher Genius. Man muß nothwendig die ganze steife, verenkte, manierliche, pathetische Zeit kennen, die ihm vorher ging, um den großartigen Schwung dieses Genius recht würdigen zu können, und um zugleich, was wir vom höheren Standpunct der heutigen Zeit, zu dem er uns auf seinen Achseln selbst gehoben hat, etwa an ihm nach auszusetzen hätten, billig zu entschuldigen.

Wieland gab der deutschen Poesie zuerst wieder die Unbefangenheit, den freyen Blick des Weltkinds, die natürliche Grazie, das Bedürfniß und die Kraft des heitern Scherzes. Keck, launig, imponirend schnitt er die Zöpfe der Philister herunter, entkleidete die erröthende Schönheit des fatalen Reifrocks, und lehrte die Deutschen, nicht so einseitig, wie die frühen schäferlichen Dichter, nackt in der idealischen Idyllenwelt mit Lämmchen zu spielen, sondern in der Welt, wie sie ist, durch Entfernung der Unnatur die Natur von selbst wieder finden, und die entfesselten Glieder in leichter sicherer Harmonie bewegen. In dieser Weise trat er als Schöpfer der neuen Poesie seinen großen Vorgängern, die wir geschildert haben, würdig zur Seite.

Sein ganzes Wesen war von jenem Geiste der Anmuth, des Frohsinns, der Unbefangenheit und Sicherheit durchdrungen, frey, fein und witzig, leicht beweglich und unerschöpflich im Scherz, wie es der natürliche und gesunde Zustand des Lebens stets verlangt, und nach mehr dazu aufgefordert durch den Gegensatz der zähen und herben Zeit. Darum fand er auch mit sicherem Tact, was die Vorfahren und anderen Völker in liebenswürdiger Grazie ausgezeichnet, allwärts heraus, und gewann leicht die schwere Kunst, den eigenen Geist daran zu verfeinern, der eigenen Poesie es einzuhauchen und die Musterhaftigkeit desselben den Deutschen klar zu machen. Aber es war auch fast nur diese Grazie, die er bey seinem großen Studium der alten und fremden Poesie gar allem heraushob, als das ihn vorzüglich ansprechende, ihm vor allen geltende. Hierin ist er der einzige. Dieß charakterisirt ihn. Hierin ist die Blüthe seines Wesens aufgeschlossen, und nur nach solchen Blüthen classifiziren wir, nicht nach dem Erdreich, das vielen gemein ist.

Wenn früher schon die Schweizer, angeregt durch ihren alten Maneße, das ewige Verdienst sich erworben, die modernden Handschriften der mittelalterlichen Ritterpoesie ans Tageslicht zu ziehen, so äußerte sich dabey der Geist doch nur im ersten Anstoß thätig und das Werk selbst blieb mechanisch. Nur steife, geistlose Ausgaben der alten Dichter wurden veranstaltet. Wieland war der erste, der aus der verschlossenen Welt einen Geist beschwor, den Geist der Grazie, den er allein anzusprechen vermochte. Er nahm ihn in sein Wesen auf, also daß er über seine ganze Poesie sich ergoß; aber er ließ auch gern die ganze bunte Welt, die dort ihm aufgegangen, in seiner Phantasie sich wieder spiegeln, und schuf im Geschmack und in der Form der alten Ritterpoesie Helden- und Liebesgedichte, wie dort bald mehr Heldenepos, bald mehr Novelle. Daß er in diesen Compositionen, deren vorzüglichste sein berühmter Oberon ist, den leichten anmuthigen Ton, die gefällige Beweglichkeit, den fröhlichen Wechsel, die klare Rundung seiner Originale mit Meisterhand wieder gegeben, kann ihm Niemand streitig machen, und es ist offenbar, daß er vorzüglich dadurch auf den deutschen Genius gewirkt. Wenn er aber nimmer die romantische Tiefe, die nationelle Reinheit seiner Originale traf, so löscht dieß weder jenen großen Vorzug aus, noch darf man es verlangen wollen, da es seine Eigenthümlichkeit nicht ansprach, und ihn zu einem andern gemacht haben würde, als er ist. Auch daß er die neufranzösische Leichtigkeit, welcher Leichtsinn und Kokketterie immer zugesellt war, nebenbey einfließen ließ, wollen wir ihm weniger verdenken, wenn wir zugeben müssen, daß nicht das eine oder das andere seiner Gedichte, sondern das ganze Wesen seiner Poesie, als das Wesen der leichten Grazie, die große Wirkung auf die Deutschen geübt.

Unter den Engländern war es Shakespeare, der auf seine Poesie, Swift und Sterne, die am meisten auf seine Prosa Einfluß übten, und wieder wegen jenes heitern Geistes, der ihn ansprach.

Wohl fühlend, wie sein Genius zu dem des Shakespeare sich verhielt, ward er nicht dessen Nachahmer, sondern nur sein Übersetzer; und was man an der Ausführung seines Werkes zu tadeln gefunden, soll uns nicht vergessen lassen, wie viel unsere Bekanntschaft mit Shakespeare ihm zu verdanken hat, und daß er mit jenem Werke ein ewiges

Denkmahl seines anerkennenden Geschmacks, seines Eifers für die Poesie, seines Tactes und seiner Bescheidenheit gegründet.

Die Italiener sprachen ihn in gleicher Weise mächtig an, vor allen Ariost, der ihm überdem die reiche Quelle der arabischen Poesie aufschloß, und Boccaz, dessen Novellen einen wichtigen Einfluß auf seine Dichtungen geübt zu haben scheinen.

Zu den Franzosen wandte sich sein Genius in demselben ursprünglichen Bedürfniß, wie es Friedrich der Große und andere seiner Zeit wohl fühlten, nur daß der eine es als Philosoph und König, der andere als Dichter befriedigte. An jenem Weltsinn, an dem Sinn für sichere, klare Behandlung der Umgebung und jedes Verhältnisses, woraus zugleich immer die Kunst derselben entspringt, hatten die Franzosen uns Deutsche längst übertroffen. Sie waren allerdings, nach ihrer Weise, in einseitige Manier und ihre Leichtigkeit in Leichtsinn verfallen, aber im Ganzen sprach ihre Tendenz jeden kräftigen deutschen Geist an, der wie eine Blüthe aus dem Holze schlug. Wieland machte sich dieselbe völlig zu eigen, und wenn er einiges von der französischen Manier dazu auffaßte, so war dieß wohl zu übersehen. Im Ganzen hat er als ächter Deutscher von dieser Manier sich abgestoßen gefühlt, und wirklich ist keine seiner Dichtungen als eine Nachahmung der Franzosen zu betrachten. Er fühlte sich vielmehr zu den Griechen und Italienern und zu der Ritterpoesie hingeneigt. Wie fatal, aber ganz im französischen Geschmack erscheint es, wenn er seine Helden und Schönen so oft immer nur wieder mit Helden und Schönen vergleicht, oder uns gar aus den Eigenschaften von zehn andern die Vorstellung von einer zusammenflickt, z. B. sie hatte eine Gestalt wie Hebe, Augen wie Pallas u. s. w. Endlich ist, was man seine Schlüpfrigkeit nennt, ebenfalls ein von den Franzosen angenommener Fehler. Es war ganz recht, daß er die Poesie aus der ehrbaren Tugendschule heraus und vom Zuchtmeister zum Liebhaber führte, aber sie gleich zur Kokette und Buhlerinn zu machen, war sehr falsch, und vielleicht nur durch den Gegensatz zu entschuldigen. Die Absichtlichkeit, mit der hier ent- und verhüllt wird, bringt wieder Unnatur in die Natur und macht das Reitzende widerstehend. Wozu so ungezügelt, wenn er das böse Gewissen doch pochen fühlte, und wenn nicht, warum so genirt? Wir brauchen ihn in dieser Hinsicht nur mit dem gesunden und reinen Heinse zu vergleichen, um das Fatale ganz zu fühlen.

Am stärksten ward Wielands Genius nach Griechenland gezogen. Dort fand er alle Ideale seiner Grazie. Dort trank er den reinen Trunk des Lebens und der Natur. Nur wenige Geister sind in jener Heimath des Schönen heimisch geworden, jeder auf andere Weise. Ein Leben, wie das griechische, ist zu groß, als daß es ein Geist ganz erfassen könnte. Nur ein Daseyn, in diesem Leben selber empfangen und genährt, könnte dazu berechtigen. Wir aber stehn fern von jener Welt, und nur einzelnen Wanderern gelingt es, sie wiederzufinden, aber als Fremdlinge. Erasmus und Reuchlin hatten zuerst den Geist der griechischen Sprache beschworen und ihn den Deutschen dienstbar gemacht. Winkelmann durchdrang den Geist der griechischen Plastik bis ins Innerste, Wieland dagegen machte die Harmonie und Grazie, von denen die ganze griechische Eigenthümlichkeit durchdrungen war, seinem Geiste eigen. Hatte vor Wieland wohl irgend ein neuer Europäer die griechische Grazie erkannt und in sich aufgenommen? Ehedem deckte man mit dem Helm und Harnisch, später mit Perücken und Frisuren, unendlichen Westen, Manschetten und Reifröcken den herrlichen Gliederbau, die natürliche Wohlgestalt. Was *Winkelmann* hier für die *plastische Kunst*, das that *Wieland* für die *Dichtkunst*. Er lehrte an dem Muster der Griechen wieder natürliche Schönheit erkennen und gestalten. Aber schwerlich möchte man, wenn es auch unverkennbar ist, daß er eine der vorstehendsten Seiten des griechischen Wesens aufgefaßt, doch behaupten können, er habe die Tiefe des griechischen Genius ganz durchdrungen, so wenig als die Tiefe der Romantik. Die plastische Schönheit der griechischen Baukunst und Statuen, der Frohsinn und die Harmonie des griechischen Lebensgenusses, die spiegelreine Glätte der griechischen Philosophie reichten den vollen Blüthenüberhang ihm über die hohe Mauer der Zeit herüber, aber nur diesen. Seine griechischen Romane entsprechen daher nur in *einem* Sinn dem griechischen Genius, und sind übrigens Producte Wielands und seiner Zeit und dieser eingebürgert, und auch der französische Geschmack hat seinen guten Theil daran.

Sehen wir ab von der innersten Tendenz seines Wesens, so bleibt in seiner Kenntniß der Welt, des geselligen Lebens, des menschlichen Geistes und Herzens noch ein großer Gegenstand unserer Verwunderung übrig. Indeß nur, indem wir alles dieses jener Tendenz vermählt finden, unterscheiden wir es von dem, was andere eben darin ausgezeichnet.

Unter den vorzugsweise satyrischen Schriften Wielands darin er die Thorheiten seiner Zeit und zumahl ihre steife Spießbürgerey, die den entschiedenen Gegensatz gegen seinen Genius bildete, unübertrefflich geiselt, zeichnen sich am meisten die Abderiten aus. Jedermann weiß, daß er dabey wirkliche Abderiten seiner Zeit im Auge hatte. Ein Geist wie Wielands, mußte aber nothwendig in seiner Zeit diese satyrische Richtung annehmen.

Was Wieland in seinem Merkur, in der Unterstützung junger und neuer Autoren, in der Herausgabe, Übersetzung und Commentirung fremder Autoren, vorzüglich der Griechen und Römer, für die Erweiterung unserer Kenntnisse, für die Verfeinerung unsers Geschmacks, für die Bereicherung des deutschen Genius überhaupt gewirkt, wollen wir eben nur andeuten, indem es ihn doch nur, so fern es der Haupttendenz seines Wesens vermittelt war, vor andern auszeichnen konnte. Wer erkennt nicht wieder in der Übersetzung des Lucian, des Horaz und des Cicero, den Geschmack Wielands, der keine andere Wahl treffen konnte.

Über Wielands Sprache hätten wir endlich nicht viel besonders mehr zu reden, da sie als der Ausdruck seines Geistes, nothwendig die streng bezeichnete Tendenz desselben ausdrücken mußte. Allerdings ist jene Leichtigkeit und Anmuth das Charakteristische in Wielands Styl. Sie ist zugleich das Product des schärfsten Verstandes, der reichsten und beweglichsten Phantasie, der umsichtigsten Wissenschaft und Erfahrung, in so fern nur diese, die Bedingung der Grazie seyn können, denn nur aus der Fülle der Kraft springt dieses hervor; aber sie ist das, was ihn vor andern auszeichnet, die jene ohne dieses besitzen. Was der *Mangel an romantischer Tiefe* in seinem Wesen und die Ansteckung des französischen Geschmacks in seiner Prosa zu wünschen übrig gelassen, ist schon gerügt, und durch den großen Vorzug seines Grundcharakters entschuldigt.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 6. Juny 1825.

Die Classiker unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Herder.

Es gibt eine gewisse Wärme im deutschen Volkscharakter, aus der alle die Tugenden entspringen, die uns vor andern Nationen eigen sind, und die Fehler, die man uns vorzuwerfen das Recht hat.

Diese seltsame qualitas occulta pflegt man im gemeinen Leben das deutsche Herz zu nennen. Sie rief die Zauberwelt des romantischen Mittelalters hervor. Man hat an ihr, noch in der Winterdürre der großen Aufklärungsperiode unter dem irrigen Nahmen des Kosmopolitismus sich die Hände gewärmt. Sie ist unser Schutzengel von Geburt an, und führt uns auf die Bergeshöhe, die unser enges Thal begränzen, und zeigt uns ferne schöne Welten, und leiht uns ihre Flügel, den trunknen Bienenflug durch alle Blüthen unter dem Himmel zu fliegen. Vergessen wir darüber zu sehr uns selbst und unsre Heimath, so ist es vielleicht nur scheinbar, denn eben in dieser allseitigen Liebe besteht unser eigenstes Wesen, und unsre Heimath ist nur da, wo unsre Liebe ist.

Wir sind mehr Menschen, als Deutsche, oder Deutsche nur, indem wir Menschen sind. Wenn andere Nationen Eigendünkel und Haß getrennt, verbinden wir uns einer jeglichen durch jene Liebe. Andere suchen das unähnliche, trennende, wir das ähnliche, bindende auf. Das ist das menschliche überhaupt. Die Deutschen behaupten das Wesen der Menschheit, wenn andere Nationen nur Nationen seyn wollen. Diesen Zug unsers Wesens hat man Kosmopolitismus genannt. Herder gibt ihm den noch schicklichern (obgleich oft eckelhaft mißbrauchten) Nahmen: Humanität.

Unter allen Deutschen hat Herder in seinem Wesen, Leben und Wirken, diese Humanität am reinsten ausgesprochen. Er hat uns, was erst als unmittelbares Gefühl instinktartig gewirkt, zum Bewußtseyn gebracht. Sein Wahlspruch Humanität war das richtige Wort für das innerste Prinzip seines Lebens und des Charakterzugs unsers Volks, den sein Leben repräsentirte. Wie aber dieser Charakterzug den Deutschen ausschließlich eigen ist, so steht auch Herder einzig und unerreicht von andern Nationen da. Andere Völker mögen in ihrer Weise einen Klopstock, Lessing, Wieland geboren haben, einen Herder gibt es nur für uns Deutsche.

Die Humanität hat nothwendig zwey oberste Richtungen. Die eine führt in die Höhe; sie sucht das Ideal, das Ziel im Wahren, Schönen und Guten, denn nur in diesem Ideal oder in dem Streben darnach, ist das einige Band um die Menschheit geschlungen. Die andere Richtung führt in die Weite; sie sucht überall, in der Tiefe der Menschenbrust, in der Natur, in der Geschichte, bey allen Nationen jenes Ideal und verbindet durch dasselbe alles Getrennte.

Herders Genius nahm beyde Richtungen vollkommen in sich auf. Er war aber eben deshalb nicht bloß Dichter; er war Mensch im reinsten Sinn, Bürger, Philosoph und Dichter. Die Poesie im engern Sinn galt ihm nicht blos als einem productiven Dichter, er suchte sie auch bey allen andern Nationen auf und vermittelte sie dem Bedürfniß seiner Landsleute. Dabey galt ihm auf gleiche Weise die Philosophie und das practische Leben, und er war ein Bekenner des Wahren und Guten, wie des Schönen. Wer aber in dieser Harmonie die höchsten Ideale für die höchsten Äußerungen der menschlichen Seele als eine Gottheit in dreyfacher Erscheinung verehrt, ihnen die Flammen seines Herzens auf einem Altar lodern läßt, dessen ganzes Wesen muß von Poesie durchdrungen, muß selbst Poesie seyn. Eine solche Vereinigung ist nur im poetischen Gemüthe möglich. Der Urquell aller dieser Richtungen und Bestrebungen, der Urquell einer so allumfassenden Sehnsucht und Liebe ist nur das Herz. Wie in ihrem innersten Lebensprinzip für sich, so in ihrer Erscheinung für andere, ist sie poetisch. Eine solche Harmonie des Höchsten in einem menschlichen Gemüth,

ein so harmonisch vollendeter Mensch ist das Schönste das die Natur hervorbringen kann, und wirkt auf uns mit der ganzen Gewalt der poetischen Erscheinung. Darum hat Jean Paul, Herders innigster Verehrer, den kurzen und treffenden Ausspruch gethan: er war mehr ein Gedicht, als ein Dichter.

Die große Wirkung, die Herders Schriften auf die Deutschen gemacht, wird seinem Genius im Ganzen verdankt nicht einzelnen dichterischen Schöpfungen.

Was Herder mit dem Ausdruck Humanität als das Ziel seines ganzen Strebens sich bezeichnet, war die Blüthenkrone alles Menschlichen, das Ideal, Reine, Edle, Schöne zu dem alle Zeiten und Völker, alle Institute führen sollen, für dessen Erreichung die Menschheit zu leben, das ihren Fortschritt zu bedingen scheint. Er sah in der Welt ein organisches Ganze, eine Pflanze, die in ihrer fortschreitenden Entwickelung, jene Blüthe des Edeln und Schönen tragen soll. Entwickelung, Evolution, war ihm das Wesen der Welt, kein Stillstand, kein Zwiespalt ohne höhere Bindung. In dieser Anschauung eines lebendigen Werdens der Welt, ihres Wachsthums, ihrer Veredlung, ging seine Philosophie der von Schelling voran, die eben durch diese Anerkennung der Evolution ihren Vorzug errungen.

Er sah alle Individuen und Völker nur als die Materie, alle Lebenskreise und Institutionen nur als die Form an, in welcher jene Evolution verwirklicht wird. Er verband sie durch dieselben alle in einem Geist und Leben. Seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit zeigen uns seinen Genius im weitesten Umfang und umfassen der Anlage nach alle seine Ansichten und Richtungen. Aber die Ausführung konnte diesem Plane nicht genügen. Keine Form wäre derselben gewachsen gewesen. Er fühlte dieß wohl, bezeichnete das Fragmentarische im Titel, und überließ es dem richtigen Takt der Mit- und Nachwelt, alle seine übrigen Schriften als Anhänge oder fortgesetzte Fragmente dieses großen Werks anzuerkennen.

Er begann sein großes Gemählde von der Entwickelung der Welt mit der Darstellung der physischen Welt, als eines Werdenden. Wir dürfen nicht verkennen, daß er dadurch eine höchst poetische Wirkung auf sein Zeitalter hervorgebracht, und nicht minder die Wissenschaft, wenigstens ihre Methodik bereichert. Ein großes lebendiges Gemählde der Natur, das auch dem Profanen verständlich und eindringlich gewesen wäre, fehlte den Deutschen bisher. Die umfassende Ansicht des Ganzen, das Entwickeln des Schönen im Einzelnen, verschwistert sich hier zum glänzendsten Effect. Wenn andere das All der Natur uns als ein mechanisches Räderwerk kalt construirt, hauchte er ihm ein organisches Leben ein und weckte das warme Gefühl dafür in jeder Brust. Wenn andere die einzelnen Erscheinungen der Natur wohl numerirt und classifizirt und hintereinander an den Fingern abgezählt, ließ er sie alle als Glieder eines Organismus erscheinen und hob jede durch ihre natürliche Stellung. Der Stein erschien nicht in der Baumwolle des Mineralienkabinets, sondern im lebendigen Schooß der Erde, da er gewachsen; die Pflanze nicht welk im Herbarium, sondern frisch auf der Wiese, hangend noch an der feuchten Wurzel mit dem Erdgeruch; das Thier nicht ausgestopft oder im Käfig, sondern in der Freyheit des Waldes und des Feldes, der Luft und der Gewässer; das Auge nicht im Ringe, sondern im schönen Angesicht; der Mensch nicht in der Einsamkeit des Studierzimmers.

Über die Natur erhaben, aber nur wie die Blüthe über dem Stengel und von dem gleichen Leben durchdrungen, erschien ihm die sittliche Welt. Dasselbe Werden und Entwickeln, nur auf höherer Stufe, galt ihm auch in dieser höhern Natur, und er sprach die große Ansicht aus, daß das Leben des einzelnen Menschen und das Leben der ganzen Menschheit gleichen Gesetzen der Evolution unterworfen sey. Er stellte eine Vernunft der Menschheit, der Vernunft des Menschen an die Seite. Jene von einer ewigen Vorsehung im Völkerleben unmittelbar gelenkt, diese dem Menschen als göttliches Erbtheil mitgegeben und nur Ausfluß der höchsten einen Weltvernunft, streben beyde in einander wirkend zu dem höchsten Ziele der Veredlung des menschlichen Geschlechts, der Verschönerung des menschlichen Lebens. Dahin blühen alle Kräfte der Menschheit aus. Von diesem erhabnen Sinne geleitet forschte Herder in den Tiefen der menschlichen Seele, verfolgte er die Entwickelung des Privatlebens, der Sitten, der Erziehung, der Staaten, der Religion, der Wissenschaften und Künste, die Geschichte der Institutionen der Völker und der ganzen Menschheit, und zeigte überall die gleiche Richtung, das eine Lebensprinzip. Alles Einzelne galt ihm nur als Glied des Ganzen. Seine zahlreichen fragmentarischen Schriften beschäftigen sich immer mehr, die Verbindungen der einzelnen Erscheinungen im menschlichen Leben zu zeigen, als ihre Besonderheit.

Unter die Schriften, worin er das allgemeine menschliche ohne Rücksicht auf besondere Völker zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, zeichnet sich außer den Ideen hauptsächlich die Metakritik für Philosophie, die Kalliope für Ästhetik aus. Engere Kreise ziehen sich die Schriften über die Bibel, über Politik, Erziehung und Sitte, womit sich vorzüglich seine zahlreichen kleinern Aufsätze und Fragmente beschäftigen. In der Adrastea hat er, ein Kind

seiner Zeit, sich gedrungen gefühlt, der neuen Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Alle diese Werke zeichnen sich, wie durch die tiefe Wahrheit und Reinheit der unmittelbaren Anschauung, so vorzüglich dadurch aus, daß sie nie etwas Vereinzeltes sind, nie ein unbefriedigtes Gefühl übrig lassen, sondern sich stets auf seine große harmonische Weltanschauung beziehen, und uns im Einzelnen das Ganze erblicken lassen, so wie sie vereint erst das Ganze bilden.

Herders erhabener Genius blieb aber nicht dabey stehen, die Entwickelung der Seelenkräfte, wie sie in den einzelnen Menschen liegen, bis zu der Vollendung der Blüthe zu verfolgen, zu der sie diese Einzelnen bringen können. Er erkannte vielmehr, daß eine noch höhere Entwickelung in der Verschiedenheit der Naturen, so der Völker, so der Individuen, erreicht wird. Hierin schien ihm die höchste und letzte Form zu liegen, welche der Entwickelungsgang der Menschheit sich unterwirft, und darum war die Würdigung derselben auch die Krone seines Systems. In der Nationalität erkannte Herder die Wiege einer noch höhern Ausbildung, als sie den Menschen an sich zu erreichen möglich wäre, die Wiege der höchsten aber war ihm die Verschiedenheit der menschlichen Natur. Wie er die sittliche Welt der Menschen über die Natur stellte, so das gebildete humane Volk über das rohe, so den Genius über den Gemeinen. Diese höchste Ansicht stand ihm aber in innigster Verbindung mit seinem ganzen System, und er entwickelte den Geist der Völker nur in seiner Bedeutung für den Geist der Menschheit und der Welt, und den Geist großer Genien nur in der Beziehung wieder auf jene alle.

Dieser letzten Ansicht verdanken wir seine vorzüglichsten Schriften und das vorzüglichste in allen. Mit einer Wärme wie sie nur den Deutschen möglich, wie sein Beyspiel sie den Deutschen zum bewußten Willen und Gesetz gemacht, drang er in das besondere Wesen wie der deutschen, so jeder fremden Nation und ihrer Genien ein, und zeigte, wie in ihnen die duftigsten Blüthe jedes Edlen und Schönen hervorgebrochen. Aus allen diesen Blüthen windet er dem Genius der Menschheit den heiligen Kranz und verdient, daß wir in ihm den würdigsten Priester desselben verehren. Fern von jeder Eitelkeit, der deutschen Nation eine besondere Ehre zuzuwenden, gewährte er ihr unbewußt die größte, daß ihr Geist in seinem Geiste einer solchen unparteyischen Humanität fähig geworden. Wenn er in seinen Ideen und in andern Schriften zerstreut den Geist der Nationen, wie er in ihrer Geschichte und in ihren Institutionen erschienen ist, immer in Bezug auf die Entwickelung zum Edlen und Schönen, zur Humanität, dargestellt hat, so schien es seinem richtigen Takt doch eine besondere Würdigung zu verdienen, diesen Geist in der Poesie der Völker zu beschwören. Daher sammelte er die Stimmen der Völker, eins seiner trefflichsten Werke, darin er die schönsten und eigenthümlichsten Volksgesänge aus allen Weltgegenden her, in ein großes Liederbuch der Menschheit vereinigte. Der große Sinn dieser Zusammenstellung und wieder die reiche Mannigfaltigkeit und wunderbare Schönheit des Einzelnen, verfehlen ihre Wirkung nicht. Seitdem ward der Poesie selbst, an und für sich und in ihrer Beziehung auf das Völkerleben, eine höhere Bedeutung zuerkannt oder an ihr erkannt, aus ihr entwickelt. Seitdem ist ein lebendiger Verkehr der lebenden Geister mit den hingeschiedenen, durch die ganze Erde angesponnen worden. Zu allen Nationen, in alle Zeiten ist man hinabgestiegen und hat die verborgenen Schätze gehoben, die Herder mit Flammen bezeichnet. Aus dem fernen Indien, Persien, Arabien, Palästina, aus dem finnischen und slavischen Norden, aus Skandinavien, Schottland, England, aus Spanien, selbst aus der neuen Welt, hat man auf Herders Wink, das Gold der Dichtkunst zu einem großen, ewig fortwuchernden Hort in der deutschen Literatur zusammen gehäuft. Während die Zwerge emsig gesammelt und geordnet, sind, dem Helden Sigfrit gleich; riesenhafte Genien hervorgegangen aus dem Volk und haben des Hortes sich mit den Zwergen bemeistert. Unsre größten Dichter folgten unmittelbar auf Herder, entzündeten an seinem Genius ihre Flammen, und wurden größer, weil er groß gewesen. Die Nationen und deren Poesie, welchen Herders vielseitiges Streben eine vorzügliche Muße schenkte, waren die Griechen, Inder und Juden. Wenn Wieland bey den erstern die Grazie hervorhob, so er die Humanität die höchste Blüthe ihres Wesens, darin sie für das Alterthum noch höher standen, als wir Deutsche gegenwärtig für unsre Zeit, wenn auch diese selbst eine weit höhere ist. Das Harmonische, Schöne, Menschliche in dem ganzen Leben ihrer Kunst, Sitte und Geschichte hat er zuerst den Deutschen würdig enthüllt. Indien wies er uns als das ferne, bunte, heilige Wunderland, der Menschheit Wiege. Er zerriß den Schleyer, der die Menschheit von ihrem Jugendlande trennt, und die goldene Aussicht ist uns offen geblieben, immer heller aufgeklärt worden. Durch die Würdigung der Hebräischen Poesie aber tilgte Herder das oft mißbrauchte Vorurtheil gegen die Juden aus und ließ uns aus der Distel, eine prachtvolle Feuerblume aufblühen.

Die eignen Dichtungen Herders schließen sich meist an fremde an. Seine unübertrefflichen Fabeln, Parabeln, Lehrgedichte, Sinngedichte, sind theils den morgenländischen Dichtern und der griechischen Anthologie entlehnt, theils entfalten sie den ursprünglichen Genius derselben, nur zu einer höhern Blüthe der Humanität. Sie sind alle voll Geist,

voll Poesie, voll Liebe und Weisheit, und man vergißt, wenn man sie lieset, nach dem Autor zu fragen. Sie sind Herders Eigenthum, wenn sie das Eigenthum der Menschheit sind. Sein epischer Genius hatte für das Dramatische wenig Neigung und Talent. Seine kleinen Schauspiele und Dialogen zeichnen sich nicht durch diese Form, nur durch den Geist der Humanität aus, den er nie verläugnete. Höchst bewunderungswürdig aber ist seine Übersetzung des Cid, wodurch er nicht nur die spanische Poesie bey uns heimisch gemacht, sondern auch spätern Dichtern ein Muster der poetischen Sprache geworden. Warm, klar, treu und kühn spricht uns ein Auge an aus diesen wunderbar schönen Versen.

Die Sprache Herders ist überhaupt von der ganzen Wärme seines Herzens durchdrungen. Überall scheint er den Leser als einen Geliebten zu betrachten, den zu belehren, zu rühren und zu beglücken sein Ziel und sein Dank sey. Man vergißt, wie klar und gewählt seine Worte sind, über dem Interesse ihres Inhalts, über der Liebe, mit der er sie zu uns spricht. Wie ihm selbst jeder Gegenstand seiner Betrachtung gleich interessant ist, so weiß er ihn auch eben so interessant darzustellen. Die Harmonie seiner ganzen Weltanschauung spricht sich auch in der Harmonie seiner Darstellung aus. Den humanen Geist, den er lehrt, stört er durch keine inhumane Weise des Vortrags, erhebt ihn vielmehr durch die milde, wohlwollende Sprache. Er redet oft in Bildern, immer glücklich und treffend. Dem Genius, der in der Sinnenwelt den Geist erkannte, konnte die poetische Sprache nicht fremd seyn, die, den Geist mit dem sinnlichen Bilde bekleidet.

Aus dieser Erscheinung Herders wird erst die, der auf ihn folgenden großen Dichter recht begriffen werden können. Der Einfluß, den sein Genius auf die ganze Nation geübt, wird in der Erscheinung dieser Dichter am deutlichsten beurkundet.

Goethe und Schiller.

Diese großen Nahmen gehören bekanntlich zweyen Männern an, die ein Zeitalter groß gezogen, die ein Talent ausgezeichnet, die einen bedeutenden Theil ihres Lebens die gleiche Luft geathmet, von eines Herrn Tisch gegessen, die beyde zugleich den höchsten Gipfel des Ruhms erstiegen, und alle andern deutschen Dichter, wenn nicht immer an Talenten, doch an weitverbreitetem Rufe hinter sich gelassen, die dem Knaben zuerst gezeigt werden, wenn er in das Pantheon der deutschen Dichter tritt, und die in vielen tausend Bücherschränken des deutschen Publicums immer neben einander prangen und drangen werden. Die Gunst, die eine edle deutsche Fürstinn den schönen Künsten widmete, bannte die beyden Männer zuerst in einen Kreis, und das große deutsche Publicum sah von dort aus ihren Ruhm, wie den Glanz des Zwillingsgestirns, immer vereint auf sich herableuchten; aber jene, wie dieses, ahndete wohl kaum, welche in ihrer innersten Natur sich widerstrebende Gestirne, sie hier für die Dioskuren nahmen.

Da das Interessante an den großen Männern sich immer frisch erhält, auf den gerügten Gegensatz aber, welcher so viele einzelne Erscheinungen in ihren Schriften erklären kann, bisher nur noch sehr wenig aufmerksam gemacht worden ist, so halten wir uns für berechtigt, hier wenigstens in einigen großen Hauptzügen eine Vergleichung jener Männer zu entwerfen.

An dichterischen Talenten sind beyde unvergleichlich; Goethe hatte sein Talent mehr in der Gewalt, spielte mehr damit, erlaubte sich nicht selten, es zu vernachläßigen und behandelte es überhaupt wie eine salomonische Geliebte, von der er aus Sinnlichkeit nicht lassen konnte. Schiller konnte mit seinem Talente nicht so spielen, denn er wollte damit unendliche Ideen ausdrücken, an deren Höhe er oft nicht reichen konnte, oder er wollte damit den tiefen Schmerz seiner Seele schildern, und da dieser kein fingirter, sondern ein wirklicher war, so unterlag die dichterische Schönheit nur zu oft der Härte der Wahrheit. Ihm war sein Talent eine hohe tragische Göttinn, zu der er in Andacht oder Wehmuth flüchtete.

Goethe hat keinen andern Schmerz empfunden, als den beleidigter Eitelkeit. Schillers ganze Seele war dagegen von der seltnen Melancholie ergriffen, die jeden Schmerz der Menschheit zu dem seinigen machte.

Goethe fühlte sich mehr der lachenden, heitern Seite des Lebens geneigt. Schiller mehr der ernsten und finstern.

Goethe wollte ein Universalgenie heißen und nebenbey seyn, ein Dichter von Gottes Gnaden, das Monopol in ganz Deutschland erringen. Schiller wollte die Menschheit bilden und erheben. Tugend war das schöne Ziel, wornach er strebte.

Goethe suchte und fand seine Größe einzig darin, dem jedesmahligen Zeitgeschmack des deutschen Publicums zu huldigen, sich vermöge seines raschen Talentes zum ersten Priester dieses jedesmahligen Geschmackes aufzuschwingen, und dann alle Neigung und alles Lob, das dem Geschmack überhaupt galt, auf seine Person überzutragen. Ob dieser Geschmack ein guter oder schlechter, ob er Goethen selbst gefiel oder mißfiel, ob er seines Talentes würdig war oder nicht, ob echter Geschmack und gute Sitte im Publicum dadurch befördert oder vernichtet wurde? darauf kam es dem Dichter durchaus nicht an. Wenn man ihn nur las,

sang, pries, zu den Sternen erhob, wenn nur das halbe Seculum sich nach seinem Nahmen nannte, war ihm alles gewonnen, was er suchte. Das Publicum ging aber hier auch viel weiter, als es jemahls bey einem andern noch so berühmten Dichter gegangen war. Alle psychologischen Widersprüche überspringend, nahm es an, es sey Goethe mit jeder seiner zahlreichen und so oft sich selber widersprechenden Bestrebungen ein heiliger Ernst, gerade so, als ob es einem Schauspieler, der heute die Krone, morgen den Helm, dann die Narrenkappe und ein andermahl die Schlafmütze trägt, mit nur irgend einer, geschweige mit allen Rollen Ernst seyn könnte!! Eine rasende Verblendung, wie sie nur in Deutschland möglich ist, bemächtigte sich der gesammten Nation. Es traten sogar Kritiker auf, die zum höchlichen Ergötzen des Dichters selbst, mit der ehrlichsten und deutschesten Miene von der Welt, seine Vielseitigkeit für ein Wunder, ihn selbst für den Centralgeist des poetischen Jahrhunderts nahmen, der schöpferisch in der Mitte thronend, alle verschiedenartigen Geschmacke, als seine Ausflüsse in die Welt sende. Während die Zeit ihn machte, glaubte man, er mache die Zeit. Während die Rollen des Jahrhunderts die seines Geistes in unmittelbarer Folge erzeugten, glaubte man, das Jahrhundert richte sich nach ihm. Während er dem Publicum in jeder seiner Launen folgte, glaubte dieses, nur ihm zu dienen. Das außerordentliche Talent, womit er jedem herrschenden Zeitgeschmack zu huldigen verstand, so daß, wenn forthin von einem solchen Geschmack die Rede war, man seinen Nahmen immer zuerst nannte, veranlaßte bey den Unkundigen, die sich und ihre Zeit nicht verstanden, den sonderbaren Glauben, er habe diesen Geschmack selber erst geschaffen. Der Gegenbeweis gegen diese abgeschmackte Meinung ist eben so leicht psychologisch als historisch zu führen. Solche Widersprüche, wie die Goethischen Schriften enthalten, sind nicht das reine Erzeugniß eines selbstständigen Geistes, der eine kräftige Eigenthümlichkeit sich bewahret, der von innen heraus nach dem eignen Gesetze schafft und wirkt, und der Mitwelt sein Gepräge aufdrückt. Sie lassen sich nur mit einem solchen Geiste vereinigen, der völlig unselbstständig, wie Wachs, jedem äußern Eindruck sich hingibt und jede Form annimmt. Noch deutlicher wird dieß durch eine Betrachtung der geschichtlichen Entstehung seiner Werke. Goethes Jugendjahre fielen gerade in die empfindsame Periode, die durch Geßners Idyllen und durch das ganze Gefolge von Schäferromanen und Schäferdramen, demnächst durch den bekannten Siegwart, längst herbeygeführt war, und um diesem Geschmacke zu huldigen, um sich die Ehre zu erwerben, daß er dafür das Beste geleistet, schrieb Goethe den Werther. Jetzt heißt die ganze Periode die Wertherische. Wie wenig Ernst es ihm aber mit diesem Werther war, beweist der Spott, den er selber seinem ersten Kinde nachwirft. Der weichliche Geschmack mußte einen recht rauhen und groben, als seinen natürlichen Gegensatz erwecken. Die Wiederbelebung der mittelalterlichen Poesie durch die Schweizer kam zu Hülfe. Der Geschmack am derben Ritterwesen nahm überhand. Flugs schrieb Goethe seinen trefflichen Götz von Berlichingen, und weil nun eine Fluth von Nachäffereyen folgte, nannte man die ganze Zeit wieder nach Goethe. Um dieselbe Zeit fingen die Revolutionen zu spuken an. Von Nordamerika herüber erscholl zuerst die neue unerhörte Stimme, und schon lange bevor die niederländische und französische Revolution anfing, gaukelten ihre Gespenster in der Literatur, wie Wirbelwinde vor dem Gewitter. Alsbald schrieb Goethe den Egmont. Auch sein Götz gehörte zum Theil dieser Periode an. Herrnhuterey und Mysticismus kamen vielfach in Deutschland zur Sprache. Auch hier mußte Goethe dabey seyn und er schrieb die bekannten „Bekenntnisse einer schönen Seele." Die Schauspielerkunst fing an, mit ungemeiner Lust vom deutschen Publicum aufgenommen zu werden, und Goethe konnte schon als dramatischer Dichter hier nicht dahinten bleiben. Der Wilhelm Meister ward geschrieben. Mit den republikanischen Ideen war der Geschmack am alten Heidenthum und besonders Griechenthum aufgekommen. Wer fiel nun feuriger über die Griechen her, als Goethe? wer ahmte sie trefflicher nach? Die Sittenlosigkeit, die von Frankreich her schon frühe in Deutschland eingedrungen, durch die französische Revolution aber vollends geheiligt wurde, erzeugte eine unselige Literatur von Familiengeschichten, darin alle gute alte Sitte, besonders in Bezug auf die Geschlechter und auf die Ehe, mit Füßen getreten wurde. Da schrieb Goethe, und mit ziemlicher Wärme und Selbstgefälligkeit, die Mitschuldigen, die Stella, die Wahlverwandtschaften.

Wie die Griechen, so hatten auch die Engländer, Italiener und Franzosen die Ehre, an Goethes Triumphwagen ziehen zu helfen. Keine Gattung von Poesie und keine Sprache wurde in Deutschland beliebt, da nicht Goethe sich gleich mit ihr befaßte, sich zum Patron derselben aufwarf. Was er, viel oder wenig, als Übersetzer, Reisebeschreiber, Selbstbiograph, Kunstkenner und Kunstrichter, Physiker, Bergmann, Erzieher, sogar Theologe, Theaterdirector, Hofdichter, Gesellschafter, Minister u. s. w. geleistet, diente alles nur den Ruf seiner Allseitigkeit zu vermehren, und hätte ihn leider der Hof nicht eben so in Anspruch genommen, als das Publicum, wäre er nicht zu frühe berühmt

und nachläßig geworden, so hätten wir wohl noch manches aus ihm werden sehen.

Viele seiner Werke hat er nicht für das Publicum, sondern für den Hof geschrieben, andere wenigstens ganz im Sinne eines Höflings und unter dem ermattenden Sonnenstich der Gnade. Dahin gehört der Tasso, sein eigentliches Höflingsbekenntniß, dahin gehören die faden, vornehmen Spöttereyen, worin er über den grauenhaften Ernst der französischen Revolution zu bethören trachtet; dahin die zahllosen Gelegenheitsdramen und Lieder, die er als Hofdichter jederzeit zu verfertigen bereit seyn mußte, und unter den letztern zeichnen sich besonders wieder die lobpreisenden Hymnen aus, die er, wie gerade der politische Wind wehte, zuerst auf den Napoleon und hinterher auf den alten Blücher geschrieben.

Wenn wir nicht etwa die unzüchtigen, giftigen Schriften, als die Stella und die Wahlverwandtschaften, dazu rechnen wollen, so hat Goethe nur zwey Werke geschrieben, von denen man sagen kann, daß sie nichts Gemachtes um des Beyfalls willen, sondern ihm aus dem Herzen und recht eigentlich für ihn selbst geschrieben sind, und worin er einzig der innern Stimme gefolgt, während er bey allen andern Werken sich von außen leiten ließ. Diese Werke sind der Faust und der Wilhelm Meister. Im Faust hat er alles Schmerzes über die Unzulänglichkeit seines Genies, ein Universalgenie zu seyn, sich entledigt, um alsdann in Wilhelm Meister mit einer neuen Lebensmaxime sich zu trösten, der er sein ganzes übriges Leben treu geblieben ist. Diese Maxime, die ein Goethe für sich zum Talisman eines vollkommen befriedigten Daseyns machen, und der Mitwelt als höchste practische Philosophie anpreisen konnte, ist folgende: Die innere Würde der Tugend und des Talents ist ein Bettlertrost, für den Pöbel erfunden, die Krücke des Lahmen. Das höchste Gut aber ist in das äußere Loos eines Mannes gesetzt, dessen Geburt und Reichthümer ihn ohne Mühe von selbst über den Pöbel erheben, ihn nur die schöne, heitre, glatte Seite des Lebens kennen lernen lasse, ihm den Genuß allein zu ertheilen, während andern die Arbeit allein zugetheilt bleibt. Und so gut verstand sich Goethe auf das deutsche Publicum, daß er es wagen durfte, diese jämmerliche Lehre, die nur in der faulsten Periode unsrer Geschichte das Tageslicht erblicken konnte, öffentlich zu predigen, freylich aber mit einer Miene, die Wahrheit für Ironie, und Ironie für Wahrheit gehalten wissen will, so daß sie jeder nach seinem Sinne auslegte.

Hier hat man den Hauptschlüssel zu allem, was Goethe geleistet. Wer aber die schlagende Wahrheit dieser einfachen Betrachtung nicht einsieht, der mag durch die blauen Dünste, die einige Ästhetiker von Profession auf Kathedern oder in dicken Werken um sich verbreiten, vor allen aber durch den Opferrauch des Herrn Schubart und Comp. heller zu sehn versuchen.

Schiller suchte niemahls sich, seinen Ruhm, sein Glück, die Gunst des Publicums. Er wollte die Menschheit erheben, und sprach fast immer als ein zürnender und strafender Prophet. Die hohen Ideen von Liebe, Freundschaft, Freyheit, Ehre, Vaterland, waren es, die ihn unwandelbar begeisterten, und keine niedrige Gesinnung in ihm aufkommen ließen. Wer weiß es nicht, daß alle seine herrlichen Dichtungen diesen Adel der Gesinnung tragen, wenn sie auch oft ein weit minder gebildetes Talent verrathen, als das von Goethe. Scheinen uns aber auch manche seiner Schriften, besonders aus der spätern Zeit, seinem Geiste fremdartiges, mühevolles und unwilliges Machwerk, so dürfen wir nicht vergessen, daß er im Hofdienst gearbeitet.

Goethe schwamm immer mit dem Strome und immer oben wie Kork. Sein Geist war mit dem Zeitgeiste immer in einer seltnen Harmonie. Er huldigte der Tugend, wenn sie am Brette war, und der Thorheit, wenn diese aufkam. Nur gegen einige streng trockene Wissenschaften, die der Poesie schon öfters zur Zielscheibe des Spott gedient, nur gegen einige Männer, die sich selbst schon lächerlich machten, erhob er Opposition, niemahls allein, niemahls in Ungewißheit, ob er die Lacher nicht schon vorher auf seiner Seite hätte.

Schiller schwamm sein Lebenlang gegen den Strom. Sein Geist war über dem des Jahrhunderts. Ihm schwebten die Ideale vor, gegen welche die Wirklichkeit allzu grell abstach. Er konnte nichts anders thun, als sie mit flammender Schrift an den Himmel zeichnen, damit diese zu ihnen aufblickte. In allen seinen Dichtungen herrscht jener Dualismus, der Kampf des Guten mit dem Bösen, des Edlen mit dem Gemeinen.

Goethe benutzte sein Talent trefflich zum Vortheil seines Vermögens. Schillers hoher Geist verachtete die Reichthümer und er wußte nicht einmahl, daß er Tadel verdienen würde, seine Familie in drückender Armuth hinterlassen zu haben, während er nur seinem Buchhändler den Grund zu einem unermeßlichen Vermögen hatte legen helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten. *)

Neapel den 10. May 1825.

Ich berichte Ihnen verehrter Freund über die allerneuesten Ausgrabungen in Pompeji als ein Bruchstück zur Fortsetzung meiner Wanderungen durch Pompeji. — Diese durch ihr Unglück so berühmt gewordene Stadt der Vorwelt biethet uns bey ihrem allmählichen Aufleben immer neue Gegenstände dar, welche den Stürmen der Zeiten und Elemente glücklich entgangen.

Durch die Ausgrabungen in den ersten Monathen dieses Jahrs 1825 ist, den öffentlichen Bädern gegenüber, neben dem Hause des Pansa, neuerdings ein Haus in das Licht der Sonne getreten, welches, wenn auch nicht wegen der Bauart, doch wegen seinen Wandgemählden und eines Stückes Mosaikbodens, unstreitig das schönste der bisher entdeckten genannt zu werden verdient.

Der Eingang in dasselbe ist ein schmahles Vestibul mit ausgemahlten Wänden. Gleich beym Eintritte wird man von einem schönen Mosaik-Gebilde auf der Thürschwelle auf das angenehmste überrascht. Es stellt einen erzürnten großen Hund vor, der dem Fremden den Eintritt auf das lebhafteste zu verwehren scheinet. Er ist auf weißem Grund schwarz ausgelegt. Darunter liest man in großen Buchstaben die Warnung des Hausherrn:

CAVE CANEM.

Als Gegensatz dieses originellen Gebildes bemerkt man auf der linken Seitenwand des Vestibuls einen kleinen Genius, der dem Eintretenden einen Korb voll Früchte lieblich darbiethet und dadurch gleichsam die Gastfreundschaft des Hausherrn zu verkünden scheint. Nehmen wir diese gutmüthige Einladung an und gehen wir in das Haus hinein.

Von welchen ehrfurchtsvollen Gefühlen gegen die alte Mahlerey wird man, bey dem Anblicke der zwey großen Wandgemählde, gleich rechts im Cavädium, ergriffen! Nicht gewöhnliche bisher in dieser Stadt und ihrer Unglücks-Gefährtinn entdeckte Mahlereyen sind es, die den Betrachter mehr durch ihr hohes Alter, als durch ihre Vollendung anziehen; sie sind wahre Kunststücke, die als Retter der bestrittenen Ehre der alten Mahlerey auftreten und uns die Schlußfolge auf die höhere Schönheit und Vollendung jener aufdringen, welche einst Neros goldene Palläste schmückten.

Eines derselben stellt aus der Iliade die Trennung der schönen Briseis von Achilles vor.

Die Phantasie des Mahlers durch diese Schilderung zur Schöpfung des Bildes angeregt, verlieh ihm durch glänzendes Colorit ein lebendiges Daseyn. Vorn sieht man Achilles in der Selbstüberwindung seines gerechten Zorns auf einem Sessel ruhend, wie er mit halbweggewendetem stolzen Gesichte und ausgestreckter rechter Hand dem Patroclus den Befehl ertheilt, die Geliebte den Herolden Agamemnons zu überliefern, und wie der treue Freund diesen Befehl eben vollzieht. Traurig senkt Briseis neben den Herolden das halbverschleyerte Haupt auf ihre rechte Hand, und wendet mit Wehmuth noch ein Mahl ihre schönen Augen, die Liebe, Furcht und Gehorsam athmen, auf Achilles. Sie ist in ein gelbes Florgewand gehüllt. Achill und Patroclus unbekleidet und leicht bewaffnet. Im hinteren blauen Grunde stehen die Mirmidonen in ihrer ganzen Kriegsrüstung in der Erwartung, bereit auf jedem Wink ihres Anführers zur Rache. Nahe hinter Achill bemerkt man seinen alten Erzieher und Rathgeber Phönix, und in einer geringen Entfernung von ihm, den Merkur, als eine kleine Zugabe des Mahlers, um die schreckliche Bothschaft der schüchternen Herolden mehr zu versinnlichen.

Der Contrast der hinteren und vorderen Scene, die Verschiedenheit der ausgedrückten Leidenschaften, die geschickte Vertheilung der richtig conturirten Figuren, die Lebhaftigkeit der wohl angebrachten Farben, dieß alles zusammen bildet eine harmonische Versinnlichung der schöpferischen Ideen des Mahlers und des Dichters.

Das andere Gemählde, rechts neben dem ersteren (auf der vorderen Wand des Cavädium) stellt eine züchtige schöne Jungfrau vor, wie sie von einem geflügelten Genius einem sitzenden Krieger zugeführt wird. Man glaubt hier allgemein, (unter andern Herr Bonucci) sie sey Helena, die von der Siegesgöttinn dem Menelaus zurückgegeben wird. Ich kann dieser Meinung nicht beypflichten da erstens der geflügelte Genius ohne die geringsten Embleme des Sieges, eher mit der Iris eine Ähnlichkeit hat, und zweytens kann die Helena um die, als entführte Gattinn des Menelaus, zehn Jahre gestritten worden, unmöglich bey einem Alter von ungefähr dreyßig Jahren, in einer so jugendlichen Gestalt, die kaum fünfzehn Jahre ver-

*) Es hat zwar bereits das Literaturblatt dieses Archives Nr. 149 Dec. 1824 Art 172 des Hauptmannes von Goro, vortreffliches, Österreich und dem Offiziercorps seines tapfern Heeres wahre Ehre bringendes Werk, zuerst in die gelehrte Welt eingeführt. Zeither ist ihm auch die verdiente Anerkennung in den Blättern des Auslandes nicht entgangen. Gleichwohl können wir nicht unterlassen, gelegenheitlich dieser Correspondenznachricht über die ausgezeichnete Arbeit noch fürderhin zu bemerken, wie viele unedirte Monumente darin enthalten sind, so z. B. die bedeutende Ausgrabungen seit 1817, welche im Plan Tab. I. und im größeren Maßstabe Tab. XII. in genau gezeichneten Grundrißen enthalten sind, als der Tempel des Augustus, des Quirinus, der Fortuna, das schöne Gebäude mit dem Chalcidicum und Crypta Porticus der Eumachia, drey Gasßen mit vielen Kaufläden und Privathäusern. Die geometrischen Durchschnitts-Ansichten der Villa Suburbana und des Hauses von Cajus Sallustins Tab. VIII. et IX. Das große Wandgemählde von Acteon und Diana Tab. XI. Die drey Statuen der Eumachia, der Venus und der Isis. Tab. XV. Der für die moderne Architectur unbekannte vorzüglich schöne Fries, in dessen lieblichen Laubwerken und Gewinden man allerley passende Thierchen sieht T. XVI. Das Odeum sammt Durchschnitt T. XIX; denn der leidige Grundriß davon von Piranesi kann, nicht einmahl für eine Aufnahme à la vue gelten. rc. rc. — William Gell hat sich mit Detaillirung wenig befaßt, und der öffentlichen Gebäude, die den schönsten Theil Pompejis bilden, kaum erwähnt. Für Architectur hat er äußerst Geringes geliefert, denn seine Zeichnungen sind meistentheils nur Prospecte. Majois hat nur angefangen und ohne aller Ordnung alles zusammen gemischt; so z. B. nach etlichen Grabmonumenten handelt er von Privat-Häusern, dann wiederum von ersteren, bald von Ringmauern und kehrt wieder zurück zu den Grabmonumenten. rc. rc.

räth, dargestellt werden. Ich glaube vielmehr nach ihrem jungfräulichen Gesichte voll Schüchternheit und voll Unwillens zu schließen, daß sie die entrüstete spröde Nereide Thetis sey, die auf Befehl der Götter von der Iris dem Peleus als Braut zugeführt wird, wodurch der Mahler, als Gegenstück zum andern Gemählde, die Vermählung der Ältern des Achilles vorstellt. Peleus in seinem Kriegsornate, nur leicht mit einem purpurnen Mantel bedeckt, sitzt auf einem bepolsterten Sessel, und breitet den rechten Arm nach der schönen Braut; diese aber mit Würde sich zurückhaltend, hebt schwermuthsvoll ihre großen schönen Augen gen Himmel, die Götter um Befreyung anzuflehen. Sie ist in ein weißes Florgewand gehüllt. Ihr gegen über, um den Sessel des Peleus, schwingen lockend zwey Amoretten die Flügel.

Auch in diesem Gemählde sind Zeichnung, Colorit und Character der Formen so richtig und treffend, wie in dem ersteren, und diese beyden Gemählde, über fünf Schuh hoch, verdienten in ästhetischer und technischer Hinsicht, in dem Kunsttempel des fünfzehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz. Leider aber! wir bemerken täglich die nachtheiligste Wirkung der Witterung daran, denn man hat sie nicht mit Rahmen eingefaßt und zum Zuschließen eingerichtet, was so dringend nothwendig gewesen wäre.

Links vom Vestibul ist eine Venus von demselben Pinsel, — in der Stellung wie die medizeische, wovon aber nur noch die schönen und runden Formen des Unterleibes übrig geblieben. Zu ihren Füßen ruht eine weiße Taube mit einem Myrtenzweig im Schnabel.

Darneben auf der Seitenwand des Hofraumes sieht man das Bruchstück eines gleichgroßen Gemähldes den Sturz des Icarus vorstellend.

Auch die Zimmerwände sind mit Landschaften, vorzüglich schönen Laubwerken mit allerley Thierchen, dann kleinen Gemählden lieblich ausgeschmückt. So z. B. unter letztern sieht man: den Kampf der Amazonen, eine Nereide auf ein Meerthier gelehnt, die Venus als Fischerinn, die verlassene Ariadne, den Narcissus, eine sitzende Person, die mit einer Papyrusrolle in der Hand, vor zwey andern declamirt u. m. a. aber alle diese nur von mittelmäßiger Schönheit. Auch bemerkt man in einem Eckzimmer einige Papyrusrollen mit unleserlichen griechischen Buchstaben. Wahrscheinlich war dieses Gemach die Studierstube des Hausherrn.

In der Mitte des hypetrischen Hofraumes muß man ein kleines Stück Mosaikboden (20 Zoll lang und eben so viel breit) bewundern. Es stellt eine Vorübung zu einem Trauerspiel von sieben Personen in verschiedenen Stellungen vor. In der Mitte spielt ein Tibicin, als Frauenzimmer maskirt, zugleich zwey Blas-Instrumente. Zu den Füßen der Figuren liegen mehrere Larven.

Dieses unschätzbare Gemählde übertrifft — sowohl an der ungewöhnlichen Feinheit der Steinchen, als der richtigen Conturirung der Figuren — weit, alle die bisher in den verschütteten Städten dieser Gegend entdeckten musivischen Arbeiten, und es kann unstreitig zu den seltensten und schönsten Mosaikgemählden gezählt werden, die uns je das Alterthum geliefert hat. Dem Vernehmen nach, wird man es nächstens in das hiesige königliche Museum übertragen.

Man fand in diesem merkwürdigen Hause (vielleicht einem reichen Schauspieler gehörig) folgende Toilettestücke aus purem Golde: Zwey Halsketten, zwey Armbänder, vier maßive Armringe in Gestalt einer gekrümmten Schlange, (einer sechs Unzen im Gewichte) einem großen Ring mit geschnittenem Steine; ferners zwey goldene und zwey und vierzig silberne Münzen, mehrere Geräthe aus Bronz, worunter eine Kohlenpfanne von ganz besonderer Form.

Ludwig v. Goro k. k. Ingenieur Hauptmann.

Miscellen.

Die Bibliothek des berühmten Theodor Beza befindet sich wahrscheinlich jetzt in Sachsen und Schweden. Der mährische Landesbaron, Georg Wiegmund von Zastrzizl kaufte sie ihm zu Genf, als Altersschwäche dem gelehrten Manne es unmöglich machte, von seinen Büchern ferneren Gebrauch zu machen, für 600 Ducaten ab, und brachte sie in der Folge nach Jaromierzitz bey Gewitsch, welches Gut Zastrzizl durch seine Gemahlinn Barbara Bilsky von Korbissow erhalten hatte, aufgestellt wurde. Als Theilnehmer an der mährischen Rebellion wurde Zastrzizl im J. 1621 von der kaiserlichen Untersuchungscommission zum Verluste dreyer Viertheile seines Vermögens verurtheilt; er fand aber Mittel, durch die Bezahlung von 9200 Thaler mährisch, sowohl seine Bibliothek, als auch sein Landgut zu behalten, auf welches der Prager Erzbischof bereits Anspruch gemacht hatte. Erst während des dreyßigjährigen Krieges verlor Mähren diese schätzbare Büchersammlung. Beza's Correspondenz mit Calvin befindet sich gegenwärtig in der Bibliothek des Herzogs von Sachsen-Gotha. — Die Bibliothek des berühmten Carl von Zierotin, welche dessen Enkel, Carl Bruntalsky von Wrbna als Erbe an sich brachte, und sie mit seiner eigenen, nicht unbeträchtlichen Büchersammlung vereinigte, kam nach Breslau, wo sie sich bis jetzt erhalten hat. — Ein Theil der Büchersammlung Ladislaws von Boskowicz befindet sich in der Pfarrkirche zu Mährisch-Tribau; nur ein Mannskript daraus, welches vom Prof. Meinert in diesem Archiv als die: „Tribauer Handschrift" umständlich beschrieben wurde, kam in das mährische Nationalmuseum, dem würdigsten Orte zur Aufbewahrung solcher wissenschaftlichen Schätze. — Des berühmten mährischen Rabbinen, David Abraham Oppenheimers Bibliothek kam nach Hannover, wo sie nach seinem Tode für 40,000 Thaler verkauft wurde.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 8. und Freytag den 10. Juny 1825.

(68 und 69)

Sagen, Legenden und Geschichten.

XL.

Die Wolfsgrube.

Nicht leicht findet man, nicht in, nicht außer Mähren, eine Gegend, in der sich so viele eben so interessante, als bedeutungsvolle Sagen und Kunden aus grauer Vorzeit im Munde des Volkes erhielten, wie dieß mit Teltsch und dessen nächster Umgegend der Fall ist. An die wundersamen Geschichten von der, in dem hiesigen Schlosse seit Jahrhunderten herumwandelnden weißen Frau, von Berchta von Rosenberg, die nach einer kurzen, unglücklichen Ehe mit Johann von Liechtenstein-Nikolsburg, als Witwe die Kinder ihres Bruders, Meinhards von Neuhaus erzog, die Überbauung der Schlösser Krumau, Neuhaus, Wittingau und Teltsch leitete und die Beendigung dieser Bauten durch eine merkwürdige Stiftung „das süße Koch" (Kasche) verewigte, schließen sich nicht minder viel andere Kunden von Adam und Zacharias von Neuhaus, von dem zerstörten Nonnenkloster, von der durch einen Stier entdeckten Glocke, von der trauervollen Geburtsfeyer Peter Woks von Rosenberg, von dem Blutgericht über den hiesigen Stadtrath zur Hussitenzeit, von dem Blutfelde Krwawecz und so viele andere, größtentheils mündliche Überlieferungen an, so daß die Stadt und das Gebieth Teltsch für sich allein den Stoff zu einem blüthenreichen Sagenkranze zu geben vermag. Zur Probe geben Wir einige, dem Munde ländlicher Bewohner abgelauschte Sagen, die mit der wirklichen Geschichte der Stadt Teltsch in vielfacher Berührung stehen, und von denen die erste viel weniger bloße Volkssage, als vielmehr die Überlieferung einer höchst romantischen, aber durchaus wahren Begebenheit ist.

Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, war Teltsch ein Besitzthum der mächtigen Herren von Neuhaus, aus dem durch die böhmischen Kronlande und selbst außerhalb derselben so berühmten Geschlechte Rosenberg. Als mit Joachim Ulrich von Neuhaus, Herrn auf Teltsch, das Rosenbergische Haus ganz erlosch, gedieh Teltsch an jenen berühmten, in dem verhängnißvollen Jahre 1618 von den unkatholischen Ständen aus einem Fenster des Prager Schloßes herabgestürzten Grafen Wilhelm von Slawata, welcher an Joachim Ulrichs einzige Tochter und Erbinn, Lucia Ottilia von Neuhaus vermählt war.

Das Haus Neuhaus war also im Besitze von Teltsch ausgestorben; dasselbe Loos traf nur zu bald auch das, mit demselben auf obenerwähnte Art verschwägerte Haus Slawata, auf dem ein eigener Fluch zu lasten schien. Graf Wilhelm mußte, ehe er selbst (1651) zu seinen Vätern überging, seinen einzigen Sohn Joachim Ulrich von Slawata (1642) sterben sehen. Zwar hatte letzterer drey Söhne: Ferdinand Wilhelm, Johann Joachim und Carl Johann hinterlassen, aber in eben diesen drey kraftvoll aufblühenden Brüdern erlosch das Geschlecht; denn obgleich die Ehen der beyden älteren dieser drey Gebrüder mit mehreren Kindern gesegnet waren, so starben doch alle ihre Söhne in früher Jugend vor ihren Ältern dahin. Nichts desto weniger erwartete man noch von dem Jüngsten, von Carl Johann einen Stammhalter; aber ein eigener Zufall trog auch diese Hoffnung.

Es war im Sommer des Jahres 1671, als im Schloße Teltsch mehr Lebhaftigkeit, denn sonst, herrschte. Die beyden älteren Gebrüder Slawata, schon verzichtend auf die Hoffnung, einen männlichen Erben zu erhalten und darauf bedacht, ihren jüngsten, noch unverheiratheten Bruder Carl Johann dahin zu vermögen, sich aus den Töchtern des böhmisch-mährischen Adels eine Hausfrau zu wählen, hatten dieß Mahl ein prachtvolles Bankett gegeben, zu dem

eine Menge vornehme Familien geladen war. Die Absicht der Brüder schien erreicht, denn nur zu froh gestimmt ward Carl Johann, als sich unter den Gästen auch das Fräulein Klara Therese, die Tochter des, als Helden und Staatsmann berühmten Grafen Johann Friedrich von Attems, einfand. Er hatte längst eine zärtliche Neigung für sie gefaßt, und sie schien ihm um so weniger abgeneigt zu seyn, da auch ihr verstorbener Vater den jungen Carl Johann besonders geliebt hatte. Es schien sich das Fest sogleich in eine Verlobung zu umstalten.

Carl Johann fühlte sich dem Gipfel seiner Wünsche nahe und eilte, aus dem Gemache seiner Brüder durch einen Corridor nach dem Gesellschaftssaale zurück; da begegnete ihm seine Schwägerinn Marie Renate (geborne Gräfinn von Nachod, Gemahlinn des Grafen Ferdinand Wilhelm Slawata) und, verwundert über sein, Entzücken flammendes Gesicht, fragte sie ihn, was ihn denn so sehr zur höchsten Freude gestimmt habe? Er gestand ihr Alles offenherzig. „Ach!" rief sie schmerzlich: „wohl weiß ich meines Schwagers Wunsch, den Stamm der Slawata zu erhalten; doch weiß ich auch das schwere Verhängniß, das auf den Häusern Slawata, Nachod, Gallas und Martinitz zu lasten scheint. Von sieben Söhnen blieb kein einziger mir am Leben und so sah auch Euer Bruder die seinigen dahinsterben! Möchte Euch ein besseres Schicksal werden! doch kann ich dieß erwarten, die des eignen mächt'gen Hauses Untergang schon erlebte?" — Schluchzend ging sie fort, und herabgestimmt von leichter Fröhlichkeit zum tiefen Ernste, trat Carl Johann in den Versammlungssaal.

Verwundernd bemerkten dieß zwar die älteren Brüder, doch schon mit seinen Wünschen vertraut, hielten sie es für das Sehnen der Liebe; auch ward wirklich Carl Johann wieder heiter, als er in Theresens Nähe kam, und des Abends wieder ganz der freudigkühne Jüngling, als sein Gespräch mit ihr eine innigere Wendung nahm.

Für den folgenden Tag war eine Jagd angesagt. Zeitlich verließen die Herren, von dem Blasen der Hörner und dem Bellen der Rüden geweckt, ihren Schlafgaden und zogen unter fröhlichem Weidgeschrey, von der eben aufgehenden Morgensonne begrüßt, in den Forst.

Carl Johann war ein leidenschaftlicher Jäger. Auf einem wohlgeübten Rosse sprengte er Nachmittags einem stattlichen Sechzehnender, den seine Rüden aufgespürt hatten, in blinder Hast nach. Nach allen Seiten suchte der Hirsch sich zu retten, aber überall hin verfolgte ihn der Graf. Über dieser ununterbrochenen, nichts destoweniger fruchtlosen Anstrengung war der Abend herangekommen. Erst als die Dunkelheit überhand nahm, dachte der Graf auf die Rückkehr. Er sah sich mitten im dichten Gehölze, ohne zu wissen, nach welcher Seite er seinen Weg einschlagen sollte! Er blies wiederhohlt in sein Hifthorn; aber nur der Wiederhall antwortete. Er begann nun einzusehen, daß er sich in der Hitze von den Seinigen allzuweit entfernt und verirrt haben müsse. Er beschloß, auf gut Glück der Leitung seiner Rüden zu folgen und schritt, an der einen Hand das Roß, von dem er absitzen mußte, in der andern mittelst des tüchtigen Fängers sich durch das hier und da ihn einschließende Gesträuche einen Weg bahnend. So wandelte er langsam fort, aber desto schneller nahm die Dunkelheit zu, die bald in düstre Finsterniß sich umwandelte. Nichts destoweniger schritt der Graf guten Muthes weiter, band das Roß, da er nahe einen freyeren Platz zu gewähren wähnte, an einen Baum und drang vorwärts — als auf einmahl der Boden unter ihm wankte und eben so schnell sein Bewußtseyn dahin war.

Die Kälte der Nacht brachte ihn wieder zu sich, um ihn mit Schrecken zu erfüllen. Beym Sternenlicht gewahrte er endlich, daß er sich in einer tiefen Wolfsgrube befände!! Er fühlte sich zwar ganz am Leibe, aber doch durch den Fall zu sehr erschüttert, als daß er schmerzenlos geblieben wäre. Die treuen Rüden winselten oben am Rande des Abgrundes, von fernher durchtönte das Heulen der Wölfe und das dumpfe Geschrey des Nachtgeflügels, die grause Stille der Nacht. Endlich sprangen auch die Rüden herab, ihm die Füße zu lecken und freundlich um ihn zu wedeln.

Das ergriff den Grafen wunderbar! Er sah, daß diese Wolfsgrube, gleichsam von der Natur schon hierzu bestimmt und von Menschenhänden nur zweckmäßiger eingerichtet, von mehr als gewöhnlicher Tiefe sey. „So ist es denn wahr!" dachte er: „daß ein finsterer Dämon das Haus der Slawata verfolge, daß in mir, die einzige, letzte Hoffnung meines Geschlechtes erlöschen soll, und blieb ich bey dem Sturze bloß deßhalb unbeschädigt, daß ich hier den gräßlichen Hungertod sterbe?" Dieser Gedanke ergriff mit all seinen Schrecken ihm die Seele und in wachen Träumen, sah er sich bald von heißhungrigen Wölfen zerrissen und zerfleischt, bald sich bemüssigt, den rasenden Hunger mit dem Aase seiner treuen Rüden zu stillen, endlich aber mit gierigen Zähnen im eigenen Fleische zu wühlen!! Unter so gräßlichen Phantasien brachte er, während Fieberfrost seinen Körper durchschüttelte, die kalte Nacht hin. Der Morgen kam. Zwitschernd begrüßten ihn die Sänger der Lüfte. Der Mittag kam, der Graf erkannte es an der Sonne, die nun erst die Hälfte seines traurigen Aufenthalts beschien. Der Hunger nagte mächtig, — der Drang, wieder oben,

in Gottes schöner freyer Welt zu seyn, peinigte den Ohnmächtigen bis zur Verzweiflung. Da rief er endlich aus: „Nun ja, es werde des Schicksals Fügung erfüllt, es erlösche das Haus der Slawata! Die Rathschlüsse der Vorsehung sind eben so weise als unerforschlich. Wer kann, wer wollte dagegen streben? Und sollte auch ein Wunder mich dem Leben wieder geben, so will ich es in Klostereinsamkeit zubringen!" In die Knie gesunken und still bethend, hatte er diese Worte kaum noch ausgesprochen, als sich oben eine hell und munter singende Stimme vernehmen ließ. Der Graf rief nun aus allen Kräften um Hülfe, und wie die Stimme eines Engels, erschallten beruhigende Worte des Trostes herab. Es dauerte nicht lange, so langte das eine mit einem Querholze versehene Ende eines Strickes in der Tiefe herab, und brachte den halb Erschöpften an das Tageslicht empor. Da fiel der Graf seinem Retter, es war ein Köhler, freudetrunken um den Hals. „Komme mit mir", sagte er zu ihm: „reichlich will ich dir für meine Rettung lohnen." — „Davon schweigt, entgegnete der Köhler, denkt vielmehr daran, Gott zu danken und auf dieser Stätte ein Kirchlein zu bauen; denn wohl schwerlich hätte Euch dort ein Menschenkind gesucht." Da führte ihn der Köhler durch das Gehölze, bis zu einem gebahnten Weg, der aus dem Walde führte, und als hier der Graf nochmahls seinem Retter danken wollte, drängte sich dieser eilends durch den dichtverwachsenen Wald und verschwand.

Die Bestürzung auf dem Schloße Teltsch war über alle Beschreibung gewesen. Die Jäger, als der Graf sich im Walde lange nicht zu ihnen gesellt hatte, vermutheten ihn voraus auf dem Rückwege. Aber als es Nacht wurde, und er noch immer nicht anlangte, stieg die Besorgniß, man sandte ganze Rudel von Dienern aus, und suchte in den Wäldern nach allen Richtungen. So verging unter der größten Unruhe die Nacht und der nächste halbe Tag, als auf einmahl der Graf zu Fuß zum Schloßthore eintrat. Blitzschnell verbreitete sich die Kunde hievon. Fräulein Klare Therese eilte ihm mit den übrigen Bewohnern des Schloßes freudenvoll entgegen, aber ernst blieb des Grafen Gesicht. Er wandte sich an seine beyden Brüder: „Von dem, meine Brüder!" sagte er: „was heut mit mir vorgegangen, werde ich euch nächstens das nähere sagen: nur gelobt mir zuerst bey Eurer brüderlichen Treue, daß ihr das thut und billigen werdet, was ich euch jetzt sagen werde. — Beyde Brüder, froh ihren Bruder wieder zu sehen, schlugen ohne Bedenken in seine dargebothene Hand." — „Wisset," sagte er nun zu ihnen, „daß ich hinfür der Welt entsage und in Klostereinsamkeit Gott dienen will; mein Antheil an Teltsch falle euch zu, aber dafür baut an dem Orte, den ich euch zeigen werde, zu Ehren der heiligen Jungfrau für meine wunderbare Errettung ein Kirchlein." Jetzt bedarf ich der Erhohlung. Mit diesen Worten ging er in sein Gemach, und ließ seine Brüder, halb unwillig, halb verwundert zurück; doch als die Brüder am andern Morgen die Umstände seiner Rettung erfuhren, und zugleich sahen, daß er bey seinem Vorsatze beharren wolle, ja daß selbst seine heftige Liebe für das Fräulein Attems nichts mehr über ihn vermöge, und er den so sichern, so nahen Wonneträumen eines glücklichen Lebens an ihrer Seite, in ihren Armen, entsagt habe, gaben sie endlich alle Hoffnung auf, ihn für die Familie wieder zu gewinnen.

Das Kirchlein wurde gebaut und stehet noch. — Graf Carl Slawata trat in den Carmeliterorden, und ward nach mehreren Jahren, seiner musterhaften Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Weltkenntniß wegen, zum General desselben erwählt. Seine Geliebte, das Fräulein Klare Therese von Attems hatte mit ihm Alles verlohren; Nichts in der Welt sprach sie mehr an. Auch sie erwählte das Klosterleben, und starb im J. 1706 als Äbtissinn zu Münchendorf.

Da die beyden Brüder des Grafen Carl noch vor ihm (und zwar Ferdinand Wilhelm im J. 1673, und Johann Joachim im J. 1693) ohne männliche Erben dahin starben, so gedieh Teltsch im letzteren Jahre 1693 an den minderjährigen Grafen Franz Anton von Liechtenstein Kastelkorn, welcher Marien Barbaren, eine Schwester der vorgedachten drey Brüder Grafen Slawata zur Gemahlinn hatte.

Seit das alte, tyrolische, von den Fürsten von Liechtenstein-Nikolsburg durchaus verschiedene Haus Liechtenstein-Kastelkorn im Besitze von Teltsch war, hatte es dasselbe Schicksal mit dem Hause Slawata. Durch Vermählung gedieh Teltsch an diese Häuser. Nur bis ins dritte Glied blieb Teltsch ein Eigen derselben, und eben mit dem dritten Gliede starben beyde Häuser aus; denn mit Franz Anton, einem Enkel jenes früher erwähnten älteren Franz Anton, Grafens von Liechtenstein-Kastelkorn erlosch auch dieses Geschlecht.

Kaiser Josephs II. Reise nach Rußland die Zusammenkunft mit Katharinen II. im Jahre 1780. Von einem Augenzeugen. *)

Mitgetheilt durch den Freyherrn von Mednyansky.

Damit ich meiner Zusage und den Wünschen unserer Ofner Freunde genüge, überschicke ich Ihnen, obwohl noch ganz ermüdet von der Reise, beyliegenden Bericht, sowohl

*) Dem Feldsuperior und nachmahligen Großwardeiner Bischof Franz Kalatay.

über die beynah 600 Meilen betragende Reise als, über die seltene Zusammenkunft zweyer großen Fürsten und was sich seltenes dabey zugetragen, ohne daß ich etwas hinzusetze oder außer ganz unwichtigen Nebenumständen, auslasse. Was wir daher in öffentlichen Blättern hiervon abweichend gelesen haben oder noch lesen werden, ist reine Erdichtung.

Am 18. May reisten wir von Lemberg (wo der Kaiser durch fünf Tage verweilte, viele Bittschriften huldreich aufnahm und mehrere höchst wichtige Verordnungen erließ) nach Brody ab. Wir befanden uns in sieben Wagen und das ganze Gefolge bestand aus 27 Personen. Zu Brody erhielten wir folgenden eigenhändig von dem Monarchen geschriebenen Befehl: 1tens so wie die Gränze überschritten ist, spreche mich Niemand mit dem Titel Kaiser oder Majestät an, sondern neune mich bloß Grafen von Falkenstein. 2tens Niemand lasse sich in längere Gespräche mit den Fremden ein. 3tens Keiner nehme eine Einladung zu Tisch an, ohne meine ausdrückliche Erlaubniß. 4tens Was immer gekauft wird, werde ausgezahlt ohne viel zu handeln. 5tens Niemand unterfange sich auch den geringsten Fremden zu beschimpfen oder wohl gar zu schlagen. 6tens Die Kutscher sind nicht anzutreiben, und kommen Wagen uns entgegen, dulde man es ohne Murren. — — Den ersten Befehl überschritt ich zu allererst schon auf der zweyten Post. Über die gallizische Grenze gekommen, erreichten wir am 25ten May, durch Podolien und die Ukraine die große und schöne russische Stadt Kiew. Sie liegt am Dnieper, besteht hauptsächlich aus hölzernen Häusern, ist mit dreyfachen Wällen umgeben, und wegen der Pracht ihrer Kirchen, vergoldeten Thürmen und merkwürdigen Grabgewölben berühmt. Am folgenden Tag besuchten wir die Kirchen und stiegen in die labyrinthartigen zum Theil in Fels gehauenen Grabgewölbe hinab, unter Voraustretung des Erzbischofs und des Kaisers, der so wie wir Übrigen eine brennende Wachsfackel trug. Ich berührte hier aus Neugierde mehrere unverweste Leichname, und sah mehrere Gebeine sorgfältig in Seide gehüllt. Der Monarch frug den Erzbischof, ob nicht etwa diejenigen, deren Überreste hier aufbewahrt worden, vom römischen Papste heilig gesprochen wären? dieser antwortete, allerdings sey dieß geschehen, als noch die Stadt unter pohlnischer Oberhoheit gestanden. Ich besuchte dann den Erzbischof, einen vortrefflichen, ehrwürdigen Mann, der so wie mehrere andere Bischöfe, die ich in Rußland gesehen, mich versicherte, er wünsche recht sehnlich die Vereinigung mit unserer Kirche; denn es war uns der Ruf vorausgeeilt, der römische Kaiser sey nach Rußland gekommen, um diese Vereinigung zu bewirken.

An den Gränzen des eigentlichen Rußlands ward der Monarch mit großen militärischen Ehren von dem berühmten und liebenswürdigen Fürsten Romanzoff empfangen, obwohl er alles verbethen hatte und weder Wachen noch Reiseführer oder Begleitung, selbst durch nicht ganz sicherer Gegenden annehmen wollte. So ward es gehalten durch ganz Rußland. Die Soldaten von Strecke zu Strecke aufgestellt und die Befehle des Kaisers erwartend, wurden nur im Vorbeyfahren besichtigt oder höchstens auf Augenblicke Halt gemacht, um eine Bewegung ausführen zu lassen und ihnen einige Worte des Beyfalls zuzusenden. Der Weg von der pohlnischen Gränze angefangen, war auf dem ganzen russischen Gebieth durch vieler Tausend Hände Bemühen geebnet, mit Bäumen und Triumph-Pforten geziert, Dörfer und Städte, durch die wir des Nachts fuhren, fanden wir erleuchtet, die Straßen alle, mit Gras und Blumen bestreut, und überall eine ungeheure Menschenmenge versammelt, die Freudenrufe ausstieß, wie sie kein Fürst in seinem eigenen Lande lebhafter wünschen kann. Obwohl unser erlauchter Herr nur des Grafen Titels und eines sehr einfachen Kleides sich bediente, drangen doch die Strahlen der Majestät, wie jene der Sonne durch zerrissenen Wolken, und erfreuten alle, auf die sie fielen. Nach dreytägigem Aufenthalt zu Kiew, kam die Nachricht, die Kaiserinn nahe. Damit wir zu Mohilow früher eintreffen als sie; fuhren wir Tag und Nacht, und kamen am 2ten Juny dort an, die Kaiserinn aber am 4ten gegen 10 Uhr Vormittags, unter dem Donner der Kanonen und Geläute aller Glocken. Ihre Kutsche zogen 10 Postpferde, mit ihr saßen, das Fräulein von Engelhard, Fürst Potemkin und noch 3 Personen des Gefolges. Vor der Kutsche und an den Schlägen, ritten mehrere Große des Reichs, einige pohlnische Adelige, im Ganzen sammt ihren Dienern etwa 100 Reitern, eine sehr mäßige Begleitung gegen sonst, vielleicht als Nachahmung der Bescheidenheit unsers Gebiethers. Eingezogen in die zwar schön gelegene, aber durchaus hölzerne Stadt, stieg sie an der Kirche aus und wohnte während einer ganzen Stunde dem von Bischof abgehaltenen Gottesdienst bey. Hierauf begab sie sich in das zu ihrer Aufnahme bereitete, ganz neu erbaute hölzerne aber bequeme Gebäude, wo sie der Kaiser, ganz einfach gekleidet und ohne alles äußere Zeichen der Hoheit in Geläute des Generals Braun und zweyer Stabs-Offiziere besuchte. So groß auch die Begierde war, mit der ihn die Kaiserinn erwartete, übertraf selbe doch noch die Herzlichkeit des Empfangs. Etwa eine Stunde dauerte das geheime Gespräch, dann folgte das Mittagsmahl und so ward es die ganze Zeit hindurch gehalten. Gegen Abend kehrte der Kaiser in den Gasthof zurück, denn

er nahm weder die für ihn, noch sein Gefolge von der Kaiserinn bereit gehaltene Wohnung an, noch wollte er jemand lästig fallen oder Unkosten verursachen, sondern alles reichlich bezahlen. Um einen so großen, angesehenen Gast würdig zu unterhalten, folgten Feste aller Art, beynah in jeder Stunde des Tages. Bälle, Opern, Schauspiele, Beleuchtungen, Feuerwerke u. dgl. lösten sich wechselweise ab. Die russische Kaiserinn, obwohl bereits 51 Jahre alt, ist noch munter und voll Lebendigkeit. Eher groß als klein, einen leichten Krückenstock in der Hand, verhältnißmäßig untersetzt, zeigen ihre Züge von ehemahliger großer Schönheit. Majestät durch Anmuth gemildert, spricht aus ihrem Auge, mit mütterlicher Liebe umfaßt sie ihre Völker und wird gleichmäßig von ihnen wieder geliebt. Ihren umfassenden Geist sprechen ihre Thaten aus, und so ist Katharina groß und herrlich. Dieß ihr Bild. In Mohilow, in dem ganzen von Pohlen neu erworbenen Landesstrich, findet man noch Jesuiten, ganz einsam, in ihrem alten Stand und Seyn, die wegen ihrer Wissenschaft und Erziehung der Jugend von der Kaiserinn beschützt werden. Ich besuchte den Pater Provincial, einen Mann von höchst ehrwürdigem Äußern, der eben auf der Visitation da war, und frug ihn, auf welchen Grund gestützt, die Ordensglieder es wagten dem päpstlichen Breve zu widerstreben? Er antwortete, indem die allergnädigste Kaiserinn uns beschützt, das verlassene Volk es wünscht, Rom es weiß und nicht widerspricht. Er zeigte mir dann einen Brief von Papst Pius VI. durch Vermittelung eines Cardinals ihm zugekommen, in dem er sie tröstet, und zur Ausdauer bis zu weiterer Verfügung ermahnt. Er fügte noch hinzu, daß sie, auf den Wink des Papstes bereit sind, alles zu verlassen. Welch ein Geist! selbst in diesen bedrängten Überresten! Die Provinz besteht aus 250 Ordensmännern, sie nehmen als Novizen meistens Brüder aus andern Provinzen, die geneigt sind, dem ihnen dort abgenommenen süßen Joch auch ferner den Nacken darzureichen. Der Bischof von Mohilow, ein vortrefflicher Mann, dem ich auch die verwaisten Brüder dringend anempfahl, vertritt die Stelle ihres Generals. Die Kaiserinn, begierig einen Gottesdienst nach lateinischem Ritus zu sehen, wohnte dem feyerlichen Hochamte in der Domkirche mit ihrem ganzen Gefolge bey, und äußerte ihr Wohlgefallen darüber. Obwohl unser Monarch, wie ich aus mehreren Äußerungen zu entnehmen glaubte, der Gesellschaft Jesu geneigt ist, auch zwey Mahl in der Ordens-Kirche Messe hörte, hielt er doch keineswegs, wie die Zeitungen berichteten, längere Berathungen mit ihren Gliedern, sondern grüßte sie gnädig, aber kurz, beym Austritt aus der Kirche. Dieß ist das einzig Richtige in Betreff der Gesellschaft. Die von de. russischen Kaiserinn an das Gefolge unseres Herrn vertheilten Geschenke können nicht außerordentlich prächtig genannt werden, denn sie bestanden bloß in zwey Ringen, einigen Dosen und ein paar Uhren. Mir ward eine goldene Dose von schöner Arbeit 150 Ducaten in Werth zu Theil. Dagegen übertrafen die von unserem Kaiser vertheilten Geschenke, jene bey weitem an Werth und Glanz.

Wir verließen Mohilow am 9ten Juny die Richtung gegen Smolensk einschlagend. Kaiser und Kaiserinn fuhren in einem Wagen, und da sich der Kutscher der Kaiserinn, der Oberstens Titel und Rang hatte, rühmte, daß seiner Geschicklichkeit die beyden größten Häupter der Welt, in ein gebrechliches Fahrzeug eingeschlossen, ihr Wohl anvertraut hätten, belohnte ihn der Kaiser mit 1000 Ducaten die Kaiserinn mit 6000 Rubel. Smolensk ist eine große, hölzerne Stadt, mit einfachem Wall und Mauer umgeben. Auch hier fehlte es nicht an verschiedenen Belustigungen. Nach dreytägigem Aufenthalt begab sich die Kaiserinn nach Petersburg, wir aber nach Moskau, wo wir am 17ten nach hinterlegten 373 Wersten (5 Werste machen in Rußland, wo man nicht nach Meilen rechnet, eine Meile aus) unter ungeheurem Zusammenlauf und Jubel des Volks ankamen. Wir vermochten während der 7 Tage, die wir hier zubrachten, kaum einen Theil dieser ungeheuern Stadt zu besichtigen. Sie erstreckt sich über einen Flächenraum von zwey deutschen geviert Meilen, und enthält nebst unzähbaren hölzernen, 6000 Steinhäuser und beynahe eben so viele Kirchen. Es trägt viel zu der Ausdehnung der Stadt bey, daß beynahe an jedes Haus ein Garten sich anschließt. Viele merkwürdige Dinge nehmen die Aufmerksamkeit in Anspruch: Die große Patriarchen-Kirche, wo die Kaiser gekrönt werden; die Schatzkammer des Patriarchen, in der eine zahllose Menge von Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber aufgehäuft ist; die größte Glocke der Welt; Wurf-Geschütz von nie gesehener Größe; das Waisenhaus zur Ernährung und zum Unterricht von 6000 Kindern bestimmt; der kaiserliche Lustgarten, in dem zwey Maskenbälle zu Ehren des Kaisers veranstaltet, die ganze Stadt versammelten. Man pflegte gewöhnlich in Rußland bey ähnlichen Gelegenheiten, sich der Kleidung unserer Geistlichen, vornehmlich der Kapuziner zu bedienen. Die Ehrfurcht vor dem Kaiser veranlaßte einen Befehl, daß dieß in Zukunft nicht mehr statt haben solle. Der gegenwärtige Erzbischof Platow, mit dem sich unser Monarch oft und lang unterhielt, gehört zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt. Mir bewies dieser angesehene Mann besondere Zuneigung, die sich theils durch Worte, theils durch kleine Geschenke bewährte. Nachdem wir am 24ten Juny Moskau Lebewohl

gesagt hatten, ging die Reise gegen Petersburg über 100 Meilen auf schlechten, größtentheils mit Holzstämmen belegten Wegen, Tag und Nacht fort, bis den 27ten, an dem wir ankamen. Die Kaiserinn erwartete unsern Monarchen in ihrem prächtigen, sechs Werste von Petersburg entfernten Lustschloß Zarskozelo. Nachdem die allerhöchsten Häupter durch einige Tage mehreren Belustigungen beygewohnt, darunter auch einen Ausflug nach Petersburg gemacht hatten, begaben sie sich nach Peterhof, dem kaiserlichen, drey eine halbe Meile entfernten Sommer-Aufenthalt, am Ausfluß der Newa in das Meer. Hier verweilte der Kaiser sowohl als die Kaiserinn sammt dem ganzen beyderseitigen Gefolge bis zu seiner Rückkehr. Höchst bemerkenswerth ist die Feyer des St. Peter und Paul's Festes nach altem Styl, an welchem der Krönungs-Jahrstag der Kaiserinn begangen wird. Eine große Menge Volks, der ungeheuere, wahrhaft kaiserliche Garten von zahllosen Lampen, die ganze Nacht oder vielmehr Dämmerung hindurch (denn so lange wir hier weilten, ward es eigentlich gar nicht Nacht) erleuchtet, Springbrunnen von seltener Höhe und Kunst, der nach dem Meere auslaufende Kanal ganz im Feuer, sechs beleuchtete Schiffe auf der Höhe, von denen sich Raketen- und Freuden-Feuer erhoben, Musik, Sänger und Sängerinnen und dergleichen auf einem Punct vereint, bildeten ein bezauberndes, ganz einziges Schauspiel. Kehren wir jedoch nach Petersburg zurück.

Diese Hauptstadt ist an der Newa, einem Fluß der Donau gleich, wenn nicht selbe übertreffend, in einer unfruchtbaren und sumpfigen Gegend gelegen. Weit umher sieht man weder Feldfrüchte noch Obstbäume, so daß ein paar Kirschen oder Weichseln mit einem Rubel und auch oft mehr bezahlt werden muß. Das Klima ist rauh und öftern Wechsel unterworfen. Betrachtet man aber die Pracht der Häuser oder vielmehr Palläste, unter denen die Kaiserlichen besonders hervorragen, die Breite und Richtung der Straßen, die wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, die Natur und Kunst-Sammlungen, in welchen sich alles befindet, was Luft, Erde und Wasser seltenes erzeugt, die schiffbaren mit gehauenen Stein- und Eisen-Geländern versehenen Kanäle, die Beweglichkeit auf der Newa und die Nähe des Meeres, so kann und muß Jedermann dieser Stadt den Rang unter den ersten in Europa einräumen. Nicht Petersburg allein, sondern das ganze Reich, vor wenig Jahren noch roh und ungebildet, verdankt seine Erhebung Peter I. und der jetzigen Kaiserinn, der treuen Vollstreckerinn von Peter des Großen Entwürfen. Kein Verbrecher wird hier mit dem Tode bestraft, sondern auf Stirne, Nasen und Ohren gezeichnet, in die sibirischen Bergwerke gesendet; dennoch haben sich die Verbrechen gegen früher bedeutend vermindert. In diesem Augenblick ist kein Patriarch vorhanden. Der Herrscher ist zugleich oberstes Kirchenhaupt und führt den Vorsitz in der durch die vier höchsten, geistlichen Personen gebildeten Synode. Ein mehreres werde ich hierüber berichten, wenn ich dem Wunsch meiner Freunde nachgebend, dieses Reise-Tagebuch ausführlicher niedergeschrieben haben werde.

Drey Wochen dauerte unser Aufenthalt zu Petersburg unter abwechselnden Ergötzungen. Unsere Abreise erfolgte am 18ten July und die Fahrt ging unaufhaltsam durch Finnland, Liefland (in dessen alter, aber schöner und gebildeter Hauptstadt wir 2 Tage Halt machten) Kurland, Samogitien, Litthauen, Warschau bis Zamosk, das am 3ten August glücklich erreicht ward. Während dreytägigen Verweilens allhier, ertheilte der Kaiser jedermann gnädiges Gehör, erließ verschiedene Verordnungen und veranstaltete eine Todtenmesse für den verstorbenen Prinzen Carl.

Ein besonderer Schutz des Himmels waltete über unseren Monarchen, der diese ganz beschwerliche, nicht überall sichere Reise, ohne Führer oder Bedeckung, durch wüste Gegenden und dichte Wälder bey Tag und Nacht, oft ganz allein vorausgehend oder nachfolgend, gesund, heiter, nie sich über die Beschwerden beklagend, ohne Unfall vollendete. Ich gestehe Ihnen verehrte Freund, daß ich großes und nicht gewohntes Ungemach auf dieser Reise erduldete, allein die Gegenwart eines so großen Fürsten und sein täglicher, freundlicher Zuspruch, half alles ertragen. Beyspielvoll versäumte der Monarch auch an Werktagen nie die Messe, wo es nur immer seyn konnte, beichtete öfter und stärkte durch seine Andacht und Beyspiel die Katholischen jener Gegenden.

Als ich mich bey ihm verabschiedete, versicherte er mich seiner Gnade, um aber nicht zudringlich zu erscheinen, belästigte ich ihn mit keiner Bitte. Hierauf reiste der Kaiser in aller Früh nach Wien, ich aber nach Lemberg durch ein Geschenk von 100 Ducaten überrascht. Gerne würde ich noch mehr schreiben, allein das Blatt, so wie meine Zeit ist zu Ende. Lemberg den 22ten August 1780.

Die Classiker unserer Zeit.

(Fortsetzung).

Goethe.

Wahre Größe blendet immer. Dem reichen Manne creditirt man alles; dem geschickten Arzt traut man Unfehlbarkeit zu. Wer öfters gesiegt hat, wird öfters für unbesieglich gehalten. Darüber darf sich niemand wundern, wer die

Natur des Menschen, zumahl der Masse kennt, und so erscheint es uns auch ganz natürlich, daß man einen Dichter wie Goethe, für den Dichter aller Dichter, für den rechtmäßigen Gemahl der Poesie selber gehalten, daß man die Aufgabe, das Problem seiner Erscheinung zu lösen, mit der, das Problem aller Poesie, ja wohl gar aller Philosophie zu lösen, ohne Weiters identificirt hat. Der Instinkt der Masse, der als Weihrauch aufdunstet, bläht zu einem riesenhaften Nebelbild sich auf, und dann wird erst wieder vor dem selbstgeschaffnen Phantom, der Drang der Andacht ausgetobt. Ähnliche Erscheinungen haben wir schon öfters die wilde Windsbraut der deutschen Literatur vorüberjagen sehn.

Goethe ließ den lieblichen Fettgeruch von allen Altären behaglich sich gefallen, und verzieh dem Volke gern die Sünde des Opfers. Gleich einer angebetheten Schönen war er so angenehm capriciös, nachdem er im höchsten Schmuck aller Herzen gewonnen, durch die Reitze des Negligées noch vollends alle Köpfe zu verwirren. Gleich allen Virtuosen gefiel er sich in Nachläßigkeit und war des unbändigen Geklatsches und seines Triumphes immer gewisser. Aber wehe dem Nebenbuhler, wehe dem Zweifler! Ein mitleidiges Lächeln, eine mystische Phrase, eine kleine Dosis Gift im Bonbon eines Bonmots, ein Wink für die Schule, hieß ihn aus allen Thüren werfen.

Es ist aber dennoch dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Faust wird seines Pudels Knecht, die Himmelsleiter bricht unter dem Titanen, Ikarus verbrennt die Flügel und Phaeton die papierene Welt dazu. Ein Extrem erzeugt nothwendig das andere. Eine Kraft wird Ohnmacht, wenn sie die natürlichen Grenzen zu überschreiten versucht. Vor Weihrauch sieht man das Feuer nicht mehr.

Goethes Tendenz aufzufassen ist schwierig. Er hat dafür gesorgt, daß das Labyrinth seiner Poesie, stets mit neuen Wundern überrascht, den Grundriß verbiegt und den Ausgang versagt. Gerade daß er uns den Schlüssel seiner Kunst zu vebergen weiß, ist dieser Schlüssel selbst. Aber nicht er verbirgt seine Kunst, sie verbirgt sich selbst. Er ist dabey willenlos. Die Kunst hat sich seiner bemeistert und zwingt ihn, sich so und nicht anders zu äußern. Es liegt in dem Wesen, in der Qualität seiner Poesie, sich so zu geben. Diese Qualität zu bezeichnen, sofern sie ihn von andern Dichtern unterscheidet, gelingt nicht so leicht, als die Bestimmung des Grades, den er in der Anerkennung des Publikums auf dem hergebrachten Höhenmesser der Geister behauptet. Wie ängstlich haben sich die Kritiker bemüht, das Wort zu haschen, das den Charakter seiner Poesie scharf und hell bezeichnen soll; aber die einen sahen von dem Regenbogen, den er über den grauen deutschen Himmel gespannt, nur die rothe Farbe, die andern nur die blaue u. s. f., und die Überklugen, die hinter das Geheimniß seiner Allseitigkeit gekommen zu seyn glaubten, sprangen mit einem dreisten salto mortale aus der faktischen Erscheinung Goethes in das geträumte Ideal eines vollkommnen Poeten, eines Poeten, wie er seyn soll, eines Typus von Poeten über, und flickten, was zu diesem gehört, höchst kunstreich aus jener zusammen, und wo es sich nicht fügen wollte, mußte Weihrauchnebel und leeres Wortgepränge technischer Ausdrücke, die Lücken verhüllen. Dennoch müssen wir gerade diese Wirkung seiner Poesie fest halten. Mag die Übertreibung auf sich beruhen, der Grund warum gerade auf diese Weise übertrieben werden konnte? ist desto wichtiger.

Wir wollen auch bey Goethe die Richtschnur verfolgen, welche die Natur der Sache vorschreibt, und die wir bey der Charakteristik der frühern Dichter befolgt haben. Die Poesie eines jeden Dichters hat einen eigenthümlichen Charakter; dieser aber entspricht allemahl einer innern Eigenschaft oder Richtung der Poesie überhaupt. Die synthetische Einheit aller Dichter ist nur die analytische der Poesie selbst. Wenn man mit Recht diese aus jener sich erklärt, die Regeln des Schönen aus den Beyspielen desselben abgezogen, den Metallkönig der Ästhetik aus den Goldmünzen, denen jeder Autokrat im unsichtbaren Reich der Poesie sein königliches Bildniß aufgeprägt, in die philosophische Retorte gebannt hat, so darf unbedingt das Umgekehrte auf die Charakteristik der Dichter angewandt werden.

Das Wort, darin wir Goethes dichterischen Charakter, dasjenige Element der Poesie, das in ihm vorzugsweise vorwaltet, und dessen Vorwalten ihn von andern Dichtern unterscheidet, bezeichnet finden, ist das Talent. In Goethe hat das poetische Talent, die Virtuosität der Darstellung sich Bahn gebrochen und dadurch der modernen deutschen Poesie überhaupt die Zunge gelöst, während sie in Klopstock nur glaubte, in Lessing nur dachte, in Wieland nur lachte, in Herder nur liebte. — Unter Talent verstehen wir aber, die Gabe der Darstellung an sich, ohne Bezug auf eine Poesie im Dichter selbst, — denn es kann ganz empfindungslos mahlen oder das Gegentheil von dem was er empfindet, und ohne Bezug auf eine Poesie im Gegenstande, denn es kann das, was an sich kein poetisches Interesse darbiethet, ja was aller Poesie widerstrebt, in ein poetisches Gewand hüllen. Hierdurch unterscheidet sich das poetische Talent vom poetischen Genie, das keinen Wi-

streit der Poesie oder Unpoesie in der Empfindung oder im Gegenstande mit der Darstellung, mit einem Wort keine Täuschung, keine Lügen, kein Kunststück, keine Taschenspielerey zuläßt, dem es eben so unmöglich ist, das Gemeine poetisch verklären, als das Poetische in den Staub ziehn zu wollen, weil es selbst nichts ist als Poesie und aus seinem Wesen nicht heraustreten kann. Dem Genie kann das Talent der Darstellung mangeln, während es jedes Schöne und nur das Schöne empfindet. Wenn es aber schöpferisch ist, so stellt es auch nur das Schöne dar, und das Talent kann ihm nur dienen.

Aus dem Wesen des Talentes erklärt sich alles Große und Niedrige, alles Gute und Schlechte bey Goethe, und jede Wahrheit und jeder Mißgriff in der Beurtheilung seines poetischen Charakter.

Das Talent ist wesentlich allseitig. Es dient überall dem Genie in allen seinen Richtungen. Es geht aber noch weiter, denn es gibt nichts in der Welt, dem nicht das Talent einen poetischen Anstrich geben könnte. Wie jener Tonkünstler mit Recht behauptete, es ließe sich alles in Musik setzen, selbst ein Thorzettel, und es würde immer noch artige Töne dabey geben, so kann ein talentvoller Dichter mit seiner Sprache, noch Größeres zu unternehmen wagen. Das Talent reicht über die ganze Welt nach den äußersten und sich selbst ganz fremden Polen, obwohl das Schöne nur in der gemäßigten Zone heimisch ist. Darum war auch Goethe, als Repräsentant des Talentes, so allseitig, daher die Verirrung seiner Anbether. Wo aber das Talent nicht dem Genie dient, sondern allein vorwaltet, muß es sich nothwendig im Gegensatz gegen das Genie gefallen, seine Stärke an Täuschungen der Empfindung und an Idealisirungen des absolut Unpoetischen zeigen. Indem es der Beschränkung durch das Genie entbehrt, muß es gerade die Schrankenlosigkeit, als sein innerstes Wesen geltend machen. Wodurch anders sollte es als ein selbstständiges, dem Genie entgegentreten? Darum hat Goethe gerade das Größte seiner Art nur in diesem Gegensatz geleistet und in zwey Epochen seines Lebens, die wir bald näher unterscheiden werden, einmahl das absolute Böse, das andere Mahl die absolute Gemeinheit, jene beyden Gegensätze gegen das Gute und gegen das heilige Edle, welches die Wendezirkel alles Schönen sind, poetisch zu idealisiren getrachtet.

Nicht minder wird ein stark und ausschließlich vorwaltendes Talent sich in der Mannigfaltigkeit gefallen, und in ihr seine Stärke suchen. Es kann weder durch eine vorwaltende Richtung der Empfindung, noch durch einen besondern Gegenstand für immer gefesselt werden, und lebt lustig außer der Ehe, während das Genie stets mit einer Muse, heiligen und ewigen Bund geschlossen. Indem ihm ein innerer Haltpunct, ein inneres Motiv seiner Äußerung mangelt, das es nur in jenem Gegensatz gegen das Genie findet, ist es jedem äußern Eindruck hingegeben, und wird von einem zum andern gezogen, selbst zum widersprechendsten, worauf es ihm gar nicht ankommt. Unfähig, selbstständig zu seyn, hängt es sich an alles an, und sucht wie jede Hetäre, den Genuß in der Mannigfaltigkeit. So sehn wir Goethes Talent wie das Chamäleon in allen Farben wechseln. Wie alle seine Widersprüche, die sich hier leicht aus dem Wesen des Talent erklären, von andern anders erklärt werden sollten? sind wir begierig zu erfahren. Man hat eine Philosophie, eine Politik, eine Moral, wohl gar eine Religion aus Goethes Schriften extrahiren wollen. Auf einem solchen Wechselbalge müßten sich z. B. die Parallelstellen über Politik im Götz, Egmont, Tasso, Wilhelm Meister, dem Bürgergeneral, Epimenides Erwachen u. s. w., artig zusammenfügen.

Sofern das Talent jedem äußern Eindruck sich hingibt, und dieser stets in der Gegenwart ihm gebothen wird, wirkt es im Sinn der Mode. Auch wohnt jeder Virtuosität, wo sie ausschließlich vorwaltet, beym Mangel innerer Befriedigung eine große Sucht nach äußerer Anerkennung, nach Glanz und Ruhm bey, und dieser findet sich am sichersten im Anschmiegen an die modischen Interessen. Darum hat Goethe allen Moden seiner Zeit gehuldigt, und jeden Widerspruch derselben zu dem seinigen gemacht. Er schwamm immer mit dem Strom und immer oben. Wenn er einem guten Geist, großen Ideen, der Tugend, selbst der Religion gehuldigt, so that er es doch nur, wenn sie an der Tagesordnung gewesen, denn umgekehrt hat er auch wieder jeder Gemeinheit als Opferpriester Weihrauch gestreut, wenn sie in der Zeit ihr Glück gemacht, kurz, wie ein guter Schauspieler alle Rollen durchgemacht. Wir gehören weder zu den Orthodoxen, noch zu den Stillen im Lande, und maßen uns nicht an, an Goethe als Menschen eine Irreligiosität nur zu suchen, geschweige ihn zu verketzern, aber als öffentlicher Dichter gibt er jene Mängel auch der öffentlichen Kritik Preis. Sein Mangel an wahrer, tiefer Liebe des Gemüths, die nothwendig immer in die zwey schönen Blüthen der Tugend und Religion ausblüht, tritt besonders charakterisch in den Schilderungen seiner Herden hervor. Alle werden nur geliebt, und ihre Gegenliebe erscheint nur als ein wohlgefälliges Spiel mit dem Genuß. Werther wird zwar von einer Leidenschaft verzehrt, aber sie gehört nicht jenen reinen zu, die von Gott und der Tugend die höchste Weihe erhalten, daher auch ihr Ausgang erbärmlich ist.

Während diese Gebrechen sich sämmtlich aus dem ausschließlichen Vorwalten des Talentes erklären lassen, darf diesem an sich, eine hohe Bewunderung nicht vorenthalten werden. Goethe war der größte Meister der poetischen Sprache, eine Virtuose in jeder Hinsicht, und ihm verdankt die moderne deutsche Poesie im Technischen, Alles. In Folgendem stellen sich uns die Hauptmomente seiner Kunst heraus.

(Die Fortsetzung folgt).

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 13. Juny 1825.

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahre 1823.

Von Franz Petter.

(Fortsetzung.)

Zoologie. Ergiebiger scheint mir das entomologische Feld zu seyn. Die Naturforscher Germar vom Halle *) und der Franzose Dejean, welcher letzte Dalmatien vor wenigen Jahren in entomologischer Absicht bereiste, und gegenwärtig die Resultate davon in seinem Vaterlande in einem Prachtwerke bekannt macht, haben es ziemlich bearbeitet, doch scheint mir, würde ein eifriger hier stabiler Sammler noch viele neue Species entdecken. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt nur oberflächliche botanische und entomologische Kenntnisse; er wird sie aber möglichst zu erweitern suchen und sobald seine Sammlung vergrößert und classificirt seyn wird, in diesen Blättern mittheilen, was er der öffentlichen Kenntniß werth hält. Bey der steinigen Natur des Bodens, bey dem Mangel an Bächen und Quellen, und was noch weit mehr ist, bey dem Mangel des Regens im Sommer, ist es natürlich, daß die Pflanzen- und Thierwelt gegen andere Länder arm seyn müsse, Jagdfreunde sind daher in Dalmatien sehr übel daran, denn vierfüßiges Wild gibt es nicht; Hasen werden zwar öfter zum Verkaufe in die Stadt gebracht, aber sie sind so wenig, daß es sich der Mühe nicht lohnt, Jagd darauf anzustellen. Man kennt hier bloß die Wachteljagd, welche im Monath September statt hat. Die Wachteln kommen nähmlich um diese Zeit von Apulien zu Tausenden über das Meer, verhalten sich bey Tage ruhig und ziehen, wenn die Nacht anbricht, wieder weiter. Sie machen die Reise nie einzeln und nie bey Tage, sondern allzeit des Nachts, unter Anführung eines sogenannten Wachtel Königs (Rè delle guaglie) *), welcher sich durch einen etwas längern Hals und längere Füße von den gemeinen Wachteln unterscheidet. Überfällt die wandernden Wachteln auf der Reise über das Meer ein heftiger Windstoß, so werden sie zu Tausenden in das Wasser geschleudert, von dem sie sich nicht wieder erheben können und ertrinken müssen. Schiffer treffen zuweilen ganze Strecken auf solche Art umgekommener Wachteln. Auf dem festen Lande werden sie mittelst Vorstehhunden aufgespürt und durch Flintenschüsse getödtet; ein einziger Jäger schießt an einem Tage oft mehr als Hundert: sie sind übrigens sehr fett und dienen als ein schmackhaftes Gericht. Dieses Wachtelschießen ist übrigens so beschwerlich, daß ich weit lieber eine Gemsenjagd in den Alpen der Steyermark mitmachen würde; man muß von Klippe zu Klippe steigen, ist immer den in diesem Monath noch sehr heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt, findet keine vollwangige Sennerinn, die für Geld und gute

*) Reise nach Dalmatien und das Gebieth von Ragusa von E. F. Germar. Leipzig bey Brockhaus 1817, ein äußerst schätzbares, allen in Dalmatien Reisenden, besonders in naturhistorischer Hinsicht, empfehlungswerthes Buch. Dejeans Werk ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen und wird mir in einem Lande, wo man das Fach der Entomologie kaum dem Nahmen nach kennt, nicht zu Gesichte kommen, indessen habe ich vernommen, daß General Dejean noch weit mehr als Germar die Freunde dieser Wissenschaft über den Insecten Reichthum Dalmatiens in Erstaunen gesetzt habe. Wahrlich es gehört ein nicht gemeiner Grad von Liebe für die Wissenschaft dazu, wie Dejean mit dem Brodsacke auf dem Rücken, unnennbaren Ungemächlichkeiten des Climas und der Verhältnisse des Bodens trotzbiethend, wie ein gemeiner Morlacke, ganz Dalmatien zu durchwandern, um Käfer und Schmetterlinge aufzusuchen!

*) Schon Plinius gedenkt eines Wachtelkönigs, den er Ortigometram nennt.

Worte einen Trunk köstlicher Alpenmilch reicht, keine Quelle um den brennenden Durst zu löschen, ja nicht einmahl einen Baum, unter dessen Schatten man ausruhen kann und muß sich überdieß seiner Beute bald losmachen, weil bey dem Mangel an Kühlorten, das Fleisch in ein paar Tagen schon stinkend wird. Rindvieh gibt es hier wenig, es reicht nicht für den Bedarf der Stadt hin, sondern wird von Bosnien geliefert, Schafe und Ziegen gibt es in Menge und ihr Fleisch macht größtentheils die Nahrung der Einwohner aus. Es ist übrigens weit schmackhafter als das Fleisch von deutschen Schafen und Ziegen. Rindschmalz und Butter ist jedoch von äußerst schlechter Beschaffenheit, weil die Kuhmilch mit Schafmilch vermischt wird und den Geruch der letzten anzieht. Die Deutschen versehen sich mit gutem Schmalze aus Triest, Kalbfleisch ist eine seltene Erscheinung auf hiesigem Markte. Bey der großen Menge von Schafen und der Vorzüglichkeit ihrer Wolle, würde in Ragusa eine Tuchfabrik recht gut bestehen.

Fischerey. Seefische haben wir hier alle Gattungen. Von besonderer Güte ist der Thunfisch und die Sardellen, die letzteren werden theils als ein gutes Gerichte frisch gespeist, theils eingesalzen und als Handelsartikel in die Levante verkauft. Auch Seehunde gibt es hier. Ich habe diesen Sommer einen gesehen, welcher weit größer war, als diejenigen, welche man vor einigen Jahren in Wien für Geld sehen ließ. Bald darauf fing man einen andern, welchen ich ausgestopft habe, und für die zoologische Sammlung des Joanneum bestimmte, welche gute Absicht mir jedoch durch einen zufälligen Unfall vereitelt wurde.

Lebensweise der Einwohner. Die Ragusäer ursprünglich von den Römern abstammend, haben sich jedoch mit ihren Nachbarn, den Slaven vermischt, die herrschende Sprache ist daher die slavische; die Einwohner reden unter sich slavisch und selbst die Kinder der Vornehmen lernen die italienische Sprache erst in der Schule oder von eigenen Lehrern. Die gemeine Volksclasse versteht die italienische Mundart nicht. Die Böhmen, Windischen und Russen sind daher gut daran, denn sie lernen die hiesige Mundart bald. Der sehr zahlreiche ragusäische Adel ist von seinem ehemahligen Ansehen und Wohlstande sehr herabgekommen. Die Adelichen theilen sich unter sich, ich weiß nicht ernst- oder scherzweise in drey Classen. Die ältesten Familien nennen sich Bolognesi, die Spätern Salamanchesi oder Sorbonesi, weil die Universität von Bologna im Jahre 425 und jene von Salamanca 1222 gestiftet worden seyn soll. Zur dritten Classe zählen sie diejenigen, welche seit dem Erdbeben geadelt worden sind. Ehemahls herrschte eine große Geschlechts-Eifersucht unter ihnen. Kein Altadelicher würde einem Neuadelichen seine Tochter zur Frau gegeben haben und kein Neuadelicher würde sich mit bürgerlichem Geblüte vermischt haben; das darf man aber den Ragusäer-Patriziern wohl nicht übel anrechnen. Wer die Geschichte von Ragusa gelesen hat, wird gestehen müssen, daß mehrere Familien wegen der Verdienste ihrer Vorfahrer um ihr Vaterland, mit Recht stolz auf ihr Geschlecht seyn können. *) Die Lebensweise der Ragusäer ist höchst einfach und bey Vielen wahrhaft patriarchalisch. Schmausereyen, Pikniks, Hausbälle, Maskeraden, Volksfeste, Gasthäuser, Akademien, Concerte und dergleichen kennen sie nicht. Viele Einwohner leben bloß vom Genuße der Vegetabilien. Ich sah wohlgekleidete Frauen, wie Canarienvögel an einer rohen Salatstaude picken, oder statt des Mittagessens eine Melone, oder getrocknete Feigen verzehren. Bey dieser strengen Diät erreichen die Ragusäer ein sehr hohes Alter. Ich habe mich oft gewundert, wie man bey so karger Nahrung einen so kräftigen Menschenschlag, besonders unter dem gemeinen Volke finden könne. Die ehemahligen Soldaten der Republik thun gegenwärtig Lastträgerdienste. Sie sind Männer, die in die Reihen eines jeden ungarischen Grenadier-Bataillons treten dürften; dabey haben sie eine riesenmäßige Stärke. Weil es hier keine Pferde und Wägen gibt, so wird das Meiste, was anderer Orten von Thieren geführt wird, von diesen Lastträgern getragen. Ein Ragusäer Fachino ladet mehrere Centner auf sein Genicke und schreitet mit seiner Last leicht einher. An Feyertagen zeichnen sie sich durch ihre, an das orientalische Costüme gränzende, mit Silber und Gold gestickte Kleidung, ihre ehemahlige Uniform, sehr vortheilhaft aus. Wenn sie so aufgestutzt durch den Prater zögen, würde man sie für reiche Morgenländer halten. Ragusa hat außer seinen Vorzügen vor den übrigen dalmatischen Städten auch jenen, einer großen Reinlichkeitsliebe der Einwohner. Die ärmste Magd ist reinlich gekleidet, wenn sie auf der Gasse erscheint. Jedes Bauernmädchen kleidet sich außer der Stadt um, ehe sie

*) Die Pest vom Jahre 1348 kostete 40 Patriziern, 300 Bürgern und 7000 gemeinen Leuten das Leben; sie dauerte 6 Monathe, und im Durchschnitte starben täglich 120 Menschen. Die Pest vom Jahre 1626, welche durch einen in die Stadt geschwärzten Wollballen veranlaßt wurde, raffte in 6 Monathen in der Stadt und auf dem Landgebiethe 20,000 Menschen weg. Im Jahre 1605 zählte man 99 ausgestorbene Patrizier-Familien, und 27 ausgestorbene blühende adeliche Geschlechter. Nach dem Erdbeben von 1667 waren nur mehr 25 erwachsene Adelige übrig. (Aus Engels Geschichte.)

dieselbe betritt. An Sonn- und Feyertagen zieht Jeder und Jede das beste an, was es hat. Durch diese Nettigkeit wird der Fremde, der an andern Orten Dalmatiens nichts als Schmutz und Betteley zu sehen gewohnt ist, sehr überrascht. Diese Reinlichkeitsliebe soll sich von einem alten Gesetze der Republik herschreiben. Es ist hier eine allgemeine Sitte, daß keine Frau adelig oder nichtadelig außer Hause geht, wenn nicht eine Magd (Serva) hinten hergeht. Männliche Dienerschaft hält man hier nicht. Die während der Republik üblichen äußern Auszeichnungen des Adels und der Amtspersonen z. B. die großen Perücken, schwarzen Mäntel und derley Attribute sind schon längst in die Rumpelkammer gewandert.

Wein. Der in hiesiger Gegend wachsende Wein ist von vorzüglicher Güte, der gemeine Wein kostet nicht mehr als 5 kr. die Wiener Maß, und wegen dieser Wohlfeilheit ist er auch ein Hauptnahrungsstoff der ärmern Einwohner. Dem Weingeiste nach, hat er gewiß noch ein Mahl so viel Gehalt, als der Österreicher Wein; er ist daher sehr berauschend, und wird von den Fremden nur mit Wasser gemischt getrunken. Einen Haupt-Vorzug aber hat der dalmatische Wein von vielen andern Weinsorten, nähmlich: seine Ächtheit. In Wien trinkt man oft für theueres Geld, meist schlechten, verfälschten Wein, in Dalmatien aber für wohlfeiles Geld wirklichen Rebensaft. Schwerlich wachsen in irgend einem so kleinen Lande so viele herrliche Weinsorten, als in Dalmatien. Dessertweine gibt es mehr als 30 Sorten, davon die meisten dem Malaga-Wein an Güte nicht nachstehen. Allein man kennt sie im Auslande nicht, und die Eigenthümer selbst kennen ihren Werth nicht. Eine im Ragusäer Gebiethe berühmte Weinsorte ist der sogenannte Malvasia, davon die Maß nach Qualität 20 bis 36 kr. kostet. Dieser Wein verdiente in Österreich mehr gekannt zu seyn als er es ist, allein die Versendung ist etwas schwierig, da die Einfuhr in Krügen und Flaschen in die deutschen Provinzen nicht gestattet, sondern blos in Fässern erlaubt ist. Aber in Ragusa kostet ein gutes zur Versendung des Weines geeignetes Faß weit mehr als der Wein selbst kostet; denn hier zu Land wächst kein hartes Holz, und man hätte überdieß keine Sägemühlen es zu schneiden, alles Bauholz kommt daher größten Theils aus Fiume. Daraus erklärt sich, warum die Holzgeräthschaften so theuer sind. Der hiesige Landmann bewahrt seinen Wein und Öhl nicht in Fässern auf, weil er kein Geld hat, Fässer zu kaufen, sondern man verwendet dazu Häute von Schafen, und Ziegen, indem man alle Öffnungen gut zunäht oder zuschnürt, so daß kein Tropfen aus diesem Weinsacke verrinnen kann.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Classiker unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Goethe.

Über das wahre Geheimniß des Goetheschen Talentes sind die Kritiker noch immer um so weniger im Klaren gewesen, als sie überhaupt im Talente selbst die Sphäre seines Wirkens verkannt haben. Es wurde daher nur als Accidenz betrachtet, als Leichnam secirt, während man die Seele seiner Erscheinung mit der laterna magica an die leere Wand mahlte. Man war bemüht aus seinen Blumen einen kostbaren Spiritus zu pressen, und rieß, was seine in sich consequente Natur so völlig aus einem Ganzen geschaffen, gewaltsam von einander, um ein mühsames System daraus zuzurüsten. Die Einheit, die vorhanden war, übersah man gänzlich über der andern, die man suchte und die gar nicht da war. Deßhalb konnte man sein Talent nicht einmahl als Mittel recht würdigen, geschweige als Urgrund, Wesen und Ziel seines ganzen Wirkens. Sobald man bey Goethe, wie etwa bey Klopstock, Herder, Schiller, irgend einen Grundgedanken annimmt, der alle Äußerungen seines Geistes in eine bestimmte Richtung gebracht und sein Talent nur als Mittel gebraucht und überall geleitet hätte, so ist man gänzlich irre. Umgekehrt ward Goethe gänzlich vom Talente beherrscht, und was für Ideen er auszusprechen scheint, so dienen sie alle nur diesem Talente, sind Mittel für dasselbe, das selbst Zweck ist. Gerade das unterscheidet ihn von andern großen Dichtern. Ihre Ideen sind die gesammte und einige Triebkraft, die in ihren Dichtungen einen geraden vollen Baum erwachsen läßt. Goethes Ideen sind dagegen nur Stäbe, daran seine Weinreben und Blumen sich aufrichten.

Die größere Masse, die in jene schwindelnden Speculationen der neuern Kritiker sich nicht eingelassen, hat von früher her wie gewöhnlich mit sichern Tact für Goethes Talent das Stichwort der objectiven Darstellung gefunden. Der Strom seiner Poesie ward, wie früher der Homerischen, mit dem kristallhellen Bach verglichen, darin das Leben sich spiegelt. Diese Vergleichung führt uns darum auf den sichern Weg, weil wir vom poetischen Talent überhaupt und überall zunächst die Eigenschaft des Spiegels fordern, sie aber da, wo das Talent ausschließlich herrscht, vorzugsweise voraussetzen müssen, also gerade bey Goethe. Im Spiegel des poetischen Talentes erscheint das Bild der Welt und dieser Spiegel ist bey jedem Dichter, wie sein Geist, anders geschliffen. Je größer das Genie des Dichters ist, desto

mehr ist seine Welt eine ideale und trägt sein Gepräge, je kleiner es ist, desto näher steht seine Welt der wirklichen, und wo es gänzlich fehlt, ist sie die wirkliche selbst und der Spiegel, wagrecht geschliffen, das absolute Talent. So ist Goethe. Die Wahrheit seiner Schilderungen ist sein Vorzug vor allen andern Dichtern, so wie der Vorzug jener das Ideal ist. Diese Wahrheit drängt sich zwar zunächst bey seinen Schilderungen der sichtbaren Welt auf, daher auch jenes Geheimniß von ihr entlehnt wird, doch ist sie noch ungleich überraschender in der Schilderung der Gefühle und zugleich weit ungebundener und reicher ausgesprochen. Goethe kennt und schildert die menschlichen Gefühle um so richtiger und umfassender, als er selbst keinem Höchsten mit ganzer Innigkeit der Seele huldigt. — Es ist eine allerdings höchst bewundernswürdige Erscheinung, hier aus einer Brust die Gefühle und Leidenschaften einer ganzen Welt strömen zu sehen. Gerade hier aber zeigt sich am augenfälligsten sein Mangel an Genie. Wie die sichtbare Welt, so ist die der Empfindungen, einem ästhetischen Gesetz unterworfen, das nur das Genie erkennt und befolgt. In jener Welt spricht das Talent in der Phantasie schrankenlos, in dieser in den Gefühlen; aber beyde erheben sich zur Poesie, erst in der gemäßigten Zone unter der Herrschaft des Genies. Die Begrenzung der poetischen Gefühle wird durch den Charakter des Genies bedingt. Hier scheidet sich das Erhabene vom Niedrigen, das Edle vom Gemeinen, das Göttliche vom Thierischen. Darum wird aber auch das Genie und mit ihm die Poesie nur von gleichgestimmten Charakteren erkannt, und es kann nicht allen gefallen. Bey Goethe finden wir davon nichts. Er erkennt keine ästhetische Begrenzung der Gefühle an und vertieft sich in das Gemeinste ganz so con amore wie in viele edle, nur nicht in die edelsten der Andacht, Ehre, Freyheit, Freundschaft und höheren Liebe, weil diese wie gute Eheweiber keine Buhlerinnen neben sich dulden. Wir tadeln ihn darum nicht, sondern charakterisiren nur seine öffentliche Erscheinung. Sie war die Wirkung einer, von seinem Willen unabhängigen Ursache. Goethe selbst konnte seine Natur nicht ändern, nur ausbilden. Sie gab ihm mit dem ganzen Reichthume der menschlichen Gefühle und mit der Kraft, sie unnachahmlich wahr zu schildern, zugleich den Mangel des Genies, das sie hätte läutern können. Doch mußten diese Schilderungen jedem schmeicheln, weil sie so natürlich und jedem aus der Seele geschrieben waren. Wirklich schlummern ja alle diese Gefühle, edle und niedrige, in der menschlichen Brust bey einander, wie Goethe sie geschildert, und auch der strengste Charakter, der ihre Läuterung fordert, muß sie als psychologische Phänomene anerkennen und in dieser treuen Schilderung auch die niedrigsten noch bewundern. Am meisten aber sind von jeher gutmüthige Menschen von wenig Charakter und unklaren Begriffen von Goethe hingerissen worden, die große Masse schwacher Männer und Knaben dieser Zeit und die Weiber. Sie hatten der Allmacht seines Talentes nichts entgegenzusetzen, als Herzen von Wachs, die jeden Eindruck aufnahmen, und gerade je chaotischer, wechselnder, und gemeiner er ihnen vorempfand, desto leichter empfanden sie nach, desto näher stand er ihnen und ward leicht der Abgott einer Masse, zu der er sich niedergelassen wußte, während ein Genie wie Schiller sie nicht in seine Höhe hinaufzuziehen vermochte. Wie aber die Masse wieder aus Einzelnen besteht, so bezeichnete Goethe selbst auch hierin seine Macht mit dem richtigen Ausspruch: „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." Wenn dieses glänzende Talent ein Verdienst genannt werden kann, so hat Goethe den Dank dafür reichlich in seinem Ruhme gefunden. Da ein Verdienst aber eine Absicht und Mühe voraussetzt, was hier von selbst wegfällt, so erkennen wir nur eine große Naturerscheinung in Goethe, und auch dieser hat die Bewunderung gebührt, die ihr geworden, und wenn wir noch in heidnischen Zeiten lebten, würde Verfasser dieses nicht anstehen, ihn als eine Gottheit zu betrachten, wenn auch mehr als eine, deren ungezügelte Kraft, Furcht einflößt.

Kraft seines Talentes steht Goethe ohne Frage über allen andern deutschen Dichtern, und seine Gewalt über die Seelen ist in demselben Maße nachdrücklicher, als das Talent überhaupt die ausübende Macht in der Poesie bezeichnet. Der beste Wille bezaubert weniger als die glänzende That. Zumahl in unsrer Zeit gilt der Augenblick und seine That weit mehr, als ein auf die Ewigkeit berechnetes Streben. Ein Schauspiel, des Mimen wechselnde Kunst, nimmt unsern Sinn gefangen, den wir nicht mehr sammeln können, um einen mittelalterlichen Dom auszudenken und durch Jahrhunderte als ein Werk der Ewigkeit fortzuführen. Von schimmernder Rede geblendet, achten wir den Gegner nicht, der stammelnd die bessere, darum immer verlassene und schwieriger zu vertheidigende Partey ergriffen. In der That ist es leichter, das Gemeine, wofür jeder Anklang hat, als das Erhabene, das sich selber nur der Ahnung der edelsten und tiefsten Geister offenbart und nur mit stammelnder Zunge als dunkler Göttersprüch verkündet wird, bey der Masse zu vertreten, und wenn erhabene Ideen überdem das gemeine Geschlecht strafen sollen, so werden sie am allerleichtesten durch einen Gegner besiegt, der dem Haufen schmei-

chelt. Auch kann das Talent, von keiner höheren Idee gefesselt, desto freyer seine ganze Kraft entwickeln.

Hierin aber erkennen wir zugleich die ganze Schattenseite des Goetheschen Talentes. Die bloße Äußerung dieser Kraft, sobald sie vom Genie nicht geleitet wird, ist schon ihr Mißbrauch. Da Goethes Werke keineswegs bloß auf den ästhetischen, sondern auch auf den sittlichen Geist des Jahrhunderts eingewirkt, und die Poesie überhaupt der sittlichen Beziehung nie entrathen kann, so scheint es uns nothwendig, hier beyde Richtungen zu verfolgen.

Billig enthält sich jeder edle Mensch, die unreinen Triebe, die in der Tiefe schlafen und ihm vom Thier ankleben, die bestialischen Leidenschaften, die seine göttliche Natur entehren, in ihrer wollüstigen Lockung anzuhören, sich in Gefühle zu versenken, gegen die sein Gewissen spricht, und Genüsse zu suchen, die tief unter den erlaubten, geheiligten, ja gebothenen stehen. Jeder für sich wehrt sich gegen diesen Teufel. Wenn einzelne unterliegen, so geben sie sich selbst als Unglückliche oder Verworfene zu erkennen. Wenn aber das Thier zum Gott, die unterirdische Stimme zum Orakel, der dumpfe Sinn zur Lehre gestempelt und der schwankenden Masse zum Kanon gegeben wird, so ist dieß bisher nur in den verderbtesten Jahrhunderten, bey den versunkensten Nationen geschehen, und ob unsre Zeit und unser Volk zu einem solchen Schlamm vergohren, wird mit Recht erst gefragt? Hoffentlich ist die durch Goethe fixirte Stimmung nur ein großer Augenblick, der wieder verschwindet, wie ein edler Mensch nur in Augenblicken des Traumes oder bey trübem Wetter oder bey überladnen Sinnen, die niedern Triebe und Leidenschaften gar nicht zu beschwören vermag. Was damit gewonnen ist, die blödsinnige Verwirrung der Gefühle und Leidenschaften bis zur Entehrung des Mannes, wie in den Mitschuldigen, — bis zur Entheiligung des Weibes, wie in der Stella, — bis zur Entheiligung des geschwisterlichen Verhältnisses in den Geschwistern, — bis zur Entheiligung der Ehe in den Wahlverwandtschaften u. s. w. mit der Treue der Naturwahrheit zu schildern, wird sich auf ein psychologisches Experiment beschränken lassen. Gemeinheit, Üppigkeit, thierischer Sinn, ist von selbst, wie der Dieb in der Nacht über dieß Geschlecht gekommen und hat ihm den Talisman der alten guten Zeit gestohlen. Nun bedarf es nur noch, die Sünde als Wechselbalg der Tugend im Gewande der Wahrheit und Schönheit einzuschwärzen und ihm in allen Herzen einen Altar aufzubauen, als müßte das so seyn. Wahr sind jene Leidenschaften allerdings, wie Goethe sie schildert, und sie haben ihre lockende wollüstige Seite, wie jede Sünde, sonst würde der Mensch keine begehen. Aber sie sind der reine Gegensatz der edlen Leidenschaften, die Ausgeburten des Thieres im Menschen. Je zudringlicher sie sich geltend machen, desto lauter erhebe sich die Stimme der Vernunft und Tugend. Sind sie einmahl zu Tage gekommen, so hilft freylich kein Warnen mehr, aber der scharfe Blick der Wahrheit brenne sie durch und durch, in ihrer Nichtigkeit und mache mit dem stärksten aller Zauber den ihrigen zu Schanden, daß die übertünchten Gräber sich offenbaren und Schlangen und Mäuse aus dem zertrümmerten Götzenbilde fahren.

Und in gleicher Weise, wie die Moral, weiset die Poesie selber diese Oberherrschaft niedriger Gefühle zurück. Die Farben, womit ein stehender Sumpf sich allmählig beschlägt, geben keinen Regenbogen der Poesie, der nur im reinen Element aufsteigt und immer die Brücke von der Erde zum Himmel baut. Jede Tugend ist zugleich ein ästhetisches Wesen, durch dessen Verletzung die Poesie nicht minder als die Moral gekränkt wird. Wenn es den Dichtern vergönnt ist, den Untergang edler Naturen zu schildern, so ist dieser Untergang stets etwas Erhabenes, keine eckelhafte Krankheit, am wenigsten jene moralische Lustseuche, an welcher so viele Blüthen bey Goethe verwelken. Wenn es ihnen allerdings vergönnt ist, Verbrechen zu schildern, so sollen sie doch wie Sophokles, Calderon, und Shakespeare thun, uns die Verirrung und Zerrüttung des menschlichen Herzens gleich jenen großen Revolutionen der Natur, nur in der Erhabenheit ihrer Erscheinung bewundern lassen, nicht gemeine Schurken, noch feiges schmutziges Laster mahlen, am wenigsten aber beschönigend. Dadurch wird neben der Moral noch jener feinere Adel der menschlichen Natur verletzt, worüber sich weder moralische, noch politische Gesetze jemahls aufstellen lassen, ästhetische aber in jedem Menschen ursprünglich vorhanden sind und vom Genie instinktartig befolgt werden. Es gibt eine geheime Achtung des Menschen vor sich selbst, von dem ihm keine Norm Rechenschaft gibt, die er selbst verletzen kann, deren Verletzung er aber nicht sehen will. Darum suchte jede schimpfliche Handlung das Dunkel, nicht immer aus Furcht, immer aber aus Scham, und nur die allerrohesten Völker haben Ostentationen damit getrieben. Mancher, welcher selbst beging, die Goethe schildert, frage sich, ob ihn diese Gemählde nicht dennoch empören? In der That ist offene Darstellung und Beschönigung des geheimen Lasters, ein Zeichen der rohesten Barbarey, und völlig unbegreiflich wie man so viele hieher gehörigen Werke als Höhenpuncte der Cultur hat bewundern mögen? Wird aber der klargeschliffene Spiegel der Poesie gemißbraucht, die Fle-

cken der menschlichen Seele abzuspiegeln, so ist das Maß der Verkehrtheit voll. Gerade die Poesie begreift jene Welt der *Ahnung und Sehnsucht* in sich, die uns der unsichtbaren *Gottheit* zuwendet, und jene Welt der *Schönheit*, darin das Göttliche sichtbar verkündet ist. Jeder Dichter ist ein geborner Priester und Prophet des unbekannten Gottes und ein Vermittler zwischen ihm und den Herzen der Menschen.

Nachdem wir den höchsten Zauber des Goetheschen Talentes, in der *Wahrheit und Natürlichkeit* seiner Schilderungen erkannt, muß die *Mannigfaltigkeit* derselben nicht minder gepriesen werden. Goethe, kann gesagt werden, *war Meister in allen Gattungen und Formen der Poesie*, er beherrschte mit dem Zauberstabe seines Talentes die ganze Natur und die Welt des Gemüthes und die Gedanken und alle practischen Lebensverhältnisse und umfaßte mit seiner riesenhaften Phantasie und mit der Gabe, *sich in alles hinein zu denken*, den *Geist aller Zeiten*. Man kann sagen, daß er die ganze Welt mit allem, was da lebt und webt, am Zügel seines unüberwindlichen Talentes vor seinem Triumphwagen gelenkt. Nur *Herder* scheint noch umfassender, aber nur als Ästhetiker, Goethe als practischer Dichter. — Wie gerade der Mangel einer genialen Richtung ihm dieß möglich gemacht? ist angedeutet worden. Immerhin aber ist die wirkliche Erscheinung eines Geistes, der, wie es längst die alte Sage vom ewigen Juden geahndet, in allen Zeiten und unter allen Völkern zu Hause ist, Alles so schildert, wie wenn er es mit eignen Augen gesehen und kühn von allen Weltenden die Blumen sich zum Kranz des Ruhmes flicht, *einzig und bewundernswürdig*, so wie auch gerade diese Mannigfaltigkeit den größten Reitz gewährt. Eine andere Ansicht drängt sich uns aber auf, wenn wir dieselbe Mannigfaltigkeit in der Schilderung moralischer Verhältnisse vom Standpunct der Moral aus würdigen. Welch ein Chaos von Widersprüchen! welch ein Gemüth, das sich gleich stark für Götz, Egmont, und wieder für den Bürgergeneral und Großkophta, — für die Schwestern im Götz und in der Iphigenia und wieder in den Geschwistern, — für Gattinnen, wie im Götz und wieder in der Stella, im Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften, — für Männer wie im Götz und wieder wie im Werther, Klavigo, den Mitschuldigen, Meister und dem Mann von sechzig Jahren intressiren konnte!! Es ist eben so natürlich als ein gutes Zeichen unsers edlern Wesens, daß wir die Dichter nach dem messen wollen, was ihnen heilig gewesen, daß wir ein solches Heiliges von ihnen verlangen und bey ihnen suchen. Bey Goethe sucht man aber ganz vergebens, denn er hat jedem seiner Dogmen eine Protestation zugegeben und macht hier zum Spott, was er dort zum Gott gemacht. Die Möglichkeit dieser Charakterlosigkeit ist an und für sich in dem Wesen eines Dichters begründet, dem mit dem *Genie* das *Ideal* und die *eine* feste und ewige Richtung mangelt; die Art und Weise ihrer Erscheinung selbst aber, wird durch den Geist der Zeit bedingt. Von ihm würde Goethe immer beherrscht gewesen seyn, da er ihn nicht beherrschen konnte. Die Eindrücke von außen würden ihm allezeit die Form gegeben haben, da er der Welt selbst kein eignes Gepräge aufzudrücken wußte. Da aber *der Geist seiner Zeit* jener ewig wechselnde, schaffende und zerstörende, stets gegen sich selbst revolutionirende und protestirende gewesen, so hat er in Goethe sich ganz so wiedergespiegelt, und dort wie hier ist der Charakter: Charakterlosigkeit. So wird die Erscheinung Goethes lediglich aus den Erscheinungen der Zeit erklärt und alle seine Werke lassen sich folgerecht mit den verschiedenen Moden, in denen der sittliche Geist seiner Zeit gewechselt, parallelisiren. Daß ihn dabey das Glück begünstigt, ist unverkennbar. Er fand seine Zeit *gerade so, wie sie ihn und er sie* brauchte und keinen starken Gegner zu bekämpfen. Alle jene Richtungen der Zeit huldigten dem Spiegel des Talentes und waren dem Ernst tiefer Ideen entfremdet. Die Sentimentalität, der im leeren Harnisch fortspuckende Rittergeist, die Theaterwuth, die Geheimnißkrämerey, der Mysticismus, die Gräkomanie, Anglomanie, Gallomanie, die italienischen Reisen, der erste republikanische Rausch von Nordamerika her, das Familienwesen, die Sinnlichkeit halbnackt in der Gallomanie und aller Scham entblößt in der Gräkomanie, alle diese Richtungen erzeugten sich im tiefen und langen Frieden seit dem siebenjährigen Kriege nur wie Spiele, um die Langeweile zu tödten, regten nirgends die innerste Tiefe des *Nationalgeistes* auf, brachten nirgends welthistorische Resultate zum Vorschein, konnten darum weder haften noch dauern und verdrängten sich unter einander, wie sie gekommen waren. Das war gerade die rechte Zeit für Goethe, und sein Talent bemeisterte sich leicht *aller* dieser Richtungen und er ward der große Spielmeister dieser tändelnden Zeit. Als aber der *Ernst* zurückkehrte zunächst in jener großen *philosophischen* Richtung der Deutschen, dann mit Blut und Flammen im *politischen* Leben und zuletzt mit der *Religion*, deren Trost die Noth der Zeit nicht länger entbehren mochte, da war Goethe glücklich genug, seine Ernten schon gesammelt zu haben, denn *seine späten Saaten fanden kein Gedeihen mehr*. Er versuchte zwar sein Talent auch an dem Ernst der neuern Zeit, aber es bestand die

Probe nicht. Wie sehr er bemüht war, auch der philosophischen Richtung sich zu bemeistern, indem er sie von der Seite der Natur angriff, die ihm die natürlichste war, so hat er sich hier doch immer mit der dritten und vierten Rolle abfinden lassen müssen. Noch weniger haben seine ästhetischen Urtheile durchdringen können, weil sie gänzlich des Princips entbehrten. Am allerwenigsten aber mochte sich das wilde Roß der Politik vor seinen Triumphwagen spannen lassen, und seine dießfälligen Versuche haben ihn nur darum nicht blamirt, weil man bey der alten Achtung seines Nahmens, nichts Ärgerliches daran finden wollte. Es entspricht seinem ganzen Wesen, daß er immer nur die herrschende Partey ergriff. Darum besang er den Napoleon, aber sein Lied war der Welt lange nicht mehr so wichtig, als eine bloße Zeitung. Später wieder, als die Zeiten gewechselt, sollte sein Siegslied Epimenides, ein Kanon der deutschen Begeisterung werden. Aber der kleine Umstand, daß der Barde hinter und nicht vor dem Heer zog, daß er geschwiegen, wo sein Wort ein Schwert gewesen wäre, und erst zu reden anfing, als die Schwerter schon laut genug gesprochen hatten, ließ wie billig die Herzen kalt, und die Steifigkeit und Ungelenksamkeit jenes Dramas zeigte ohnehin, daß es mechanisches Machwerk des Talentes, nicht organisches Leben der Begeisterung selbst war. In diesem Versuch, der über den Kreis des Talentes hinauslag, mußte dieses selbst sich fremd werden. So vermißt man im Epimenides auch das bekannte Talent des Dichters. Nach solchem Mißgeschick konnte Goethe dennoch der Lust nicht entsagen, auch den zuletzt eingetretenen religiösen Sinn der Zeit bemeistern zu wollen. Wie fremd ihm aber diese Sphäre bleibe, davon geben die schwachen Versuche, z. B. in den Wanderjahren, Zeugniß.

Wir haben noch das Technische der Goetheschen Poesie und vorzüglich seine Sprache zu betrachten. Goethe war vorzugsweise Dramaturge und selbst sein Epos und Roman lassen dramatisches Leben überall hervorblicken, so wie Herder überall episch und Schiller überall lyrisch erscheint. Diese dramatische Richtung ist von Goethes ganzem Wesen so unzertrennlich, daß man nach Gründen nicht zu suchen braucht. Der schnelle Wechsel des Dramas und der Vollgenuß und Triumph des Augenblicks, den es gewährt, empfahl es von selbst seinem Bedürfniß, und wieder waren es ja gerade nur Rollen, in denen der Geschmack seiner Zeit wechselte, und die nur dem dramatischen Talent etwas Haltbares darbothen. So beurkundet auch vorzüglich diese Wahl, wie folgerecht und instinktartig Goethe dem herrschenden Zeitgeist huldigte. Daß hier sein Talent den geeignetsten Wirkungskreis fand und das höchste leistete, hat der Erfolg bewiesen. Die bloß negative Definition, daß die Architectur in Goethes Werken sich verbirgt, lobt sie mehr und richtiger, als jede positive Entwicklung seiner Kunst. Das Leben, das er uns vorüberführt, ist so natürlich, als könnte es nicht anders seyn, als wäre es wirklich. Mit Recht konnte Goethe von sich den Ausspruch thun: ich schneide gern aus ganzem Holze. Alle seine Werke sind architektonisch vollendet, rein und wohllautend wie griechische Tempel und die Mathematik der Formen ist ganz in der schönen Wirkung ihres Geistes verborgen. Nur ein solches Talent konnte das poetische Geheimniß enträthseln und bemeistern, das in der Verbindung handelnder Gegensätze zum großen Ganzen eines dramatischen Lebens liegt. Was Goethen, dem reinen Dramatiker, völlig natürlich war, hat auch den größten Dramaturgen neben ihm, Schiller und Tieck, nicht gelingen können, weil der erstere das Drama, der Lyra in den Charakteren, der andere dem Epos in großartigen Allegorien dienen ließ. Bey Schiller sprach der Mensch, bey Tieck die Idee, nur bey Goethe das Leben selber.

Daß die Sprache Goethes als Baumaterial sich dem ordnenden Geiste geschmeidig fügte, brauchte nicht erst gerühmt zu werden, wenn wir daran nicht noch andere Bemerkungen anzuknüpfen hätten. Allerdings ist es wieder ein poetisches Geheimniß, die Sprache, die so leicht davon rennt, mit sicherm Tact zu mäßigen, und die gern überall dieselbe seyn möchte, im Dienst verschiedener Zwecke zu verwandeln. Nur das entschiedendste Talent vermag es und Goethe hat hierin das Höchste geleistet. Um dieß hervorzuheben, kann Voß, deßfalls sein reiner Gegensatz, zur Folie dienen. Ob Voß sich selbst oder den Homer, Horaz, Virgil, Shakespeare oder ein altes Minnelied gibt, überall hören wir nur das bocksteife Roß seiner Prosa traben, und selbst der starke Genius eines Shakespeare vermag es nicht, ihn nur um ein kleines aus dem Tact zu bringen. In andrer Weise steht die Sprache Schillers der Goetheschen entgegen. So edel und schön sie an sich überall ist, so dient sie doch nicht harmonisch dem Geist des Ganzen in jedem seiner Werke. Sie reißt ihn in einem lyrischen Erguß fort, wohl gar in didaktische Sentenzen, die den dramatischen Effect durchaus stören, so gehaltreich sie als Episoden seyn mögen. In diese Fehler ist Goethe nie verfallen, und seine Sprache steht in der bewunderswürdigsten Harmonie mit dem Totaleindruck seiner Werke, und selbst die verschiedensten Geister finden eben so viele Zungen. Nie spricht der Dichter, immer seine Welt. Der größte Vor-

zug der Goetheschen Sprache ist aber ein allgemeiner, denn sie hat eben in jener Geschmeidigkeit überall den rethorischen Zwang abgeworfen und die Poesie von dem lästigen Gesetzgeber der Wissenschaft befreyt. Seit die Minnesänger untergegangen und das classische Studium in Deutschland aufgekommen, bestrebten sich die Dichter, überall dem Verstande Genüge zu leisten und schämten sich selbst im Erguß des Gefühles dieses allein reden zu lassen. Klopstock gab noch immer seinen echtlyrischen Empfindungen, in seinen Gedichten selbst eine prosaische Übersetzung bey, als sein eigner Scholiast. Lessing berechnete alles mit dem Verstande, selbst seine Schilderungen des Wahnsinns. Wielands Witz und Grazie entsprang immer aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen. Herder war wirklich mehr Philosoph als Dichter. An die übrigen, die nur im Horaz dichten und empfinden gelernt, an jenen ganzen Troß sapphischer und alcäischer Poeten darf gar nicht gedacht werden. Goethe wagte zuerst wieder, ähnlich jenen mittelalterlichen Sängern, allein zum Gefühle zu reden, und von seinem überwiegenden Talent unterstützt, gewann er über das alte Ansehen der wissenschaftlichen Poesie, die man die classische nannte, einen unerhörten, überraschenden und durchaus verdienten Sieg. Daß sofort die Gefühlssprache in klingende Spielerey und dumpfe Sinnlichkeit, wohl gar in Mystik ausartete, war zwar eine Folge dieses Siegs, kann aber Goethen keinen Eintrag thun. Goethes größte Meisterschaft bestand wie in der Schilderung der Gefühle, so in der Erweckung derselben. — Wenn ihm auch desfalls Plagiate nachgewiesen werden können, indem er theils ganze Volkslieder als sein Product usurpirt (den König in Thule, den Erlkönig, den Fischer und eine Menge andere) theils ihren Ton und Geist überall nachgeahmt, so ist dieß doch gerade zu loben, denn wir sollen mit Recht auf dem alten guten Grunde fortbauen und statt uns in fremde Gefühle zu verirren, nur immer wieder zum deutschen Herzen zurückkehren. Dieß Lob trifft indeß nur die bessern Werke Goethes, nahmentlich einige Lieder und Romanzen und seinen Götz, worin er den Geist der noch vorhandenen Selbstbiographie des Ritters treu aufgefaßt. Die originellen Gefühle des Dichters sind großentheils nur niederer Art, oder vom Edlen verirrt und abgewandt, und auch das Edelste selbst leidet durch die Gleichstellung mit dem Gemeinen, so wie in diesem die Wahrheit durch den Unwerth. Die Sprache des Gefühls, wie sie in Goethes neudeutschen Liebesgeschichten, Werther, Stella, Meister und den Wahlverwandtschaften vorherrscht, offenbart nur eine Verirrung des Gefühls, die weder im ältern Deutschland, wo das Gefühl noch frischer war, noch in irgend einem andern Lande heimisch ist, wo das Gefühl nie diese Stärke erreichte. Sie ist daher leider originell genug, um unserer Zeit zum Vorwurf zu gereichen. Andere Völker sind roher, wir gemeiner. Der Unterschied zwischen Rohheit und Gemeinheit beruht auf der Cultur. Die erstere geht dieser vorher, die andere folgt ihr. Wir scheinen die Cultur des Herzens und Gefühls mit dem Mittelalter überlebt zu haben. Wir finden die Geschlechts- und Eheverhältnisse auch in der neuen Poesie anderer Völker entheiligt, den Sinn für sie verirrt, aber nirgends widerlicher als in Deutschland, gerade weil man hier die größte Reinheit des Herzens zu fordern gedrungen wird. Bey den Spaniern hat von jeher die flammende Leidenschaft, bey den Italienern Phantasie und Sinnlichkeit, bey den Franzosen Leichtsinn und Feinheit, der Geist der reine Margrithe, bey den Engländern das Gewissen, den eckeln Eindruck der Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten gemildert. Die Deutschen aber haben sie seit Goethe wie ein Handwerk mit ehrbarer Miene, oder wohl gar mit Andacht getrieben und aus dem Laster eine Tugend, aus der Ausnahme eine Regel gemacht.

Übrigens verläugnet sich die natürliche Anmuth der Goetheschen Sprache in seinen spätern Hof- und gelehrten Werken. Sie sind steife Paradewerke, über das Kreuz gefesselt durch die Rücksichten, die er zu nehmen hatte und durch seine eigne Selbstschätzung, die sich nur noch auf dem hochtrabenden Pferde oder in spanischer Grandezza sehen ließ und noch auffallender wurde, wenn sie sich etwa, väterlich deutsch, den Schlafrock über hing. Seit Wahrheit und Dichtung ist alles, was man von Goethe hört, bis auf das letzte Heft von Kunst und Alterthum, in einem gewissen vornehmen officiellen Kabinetstyl geschrieben. Man denkt unwillkührlich an einen Musenkönig oder infallibeln Mufti im Reich der Kunst. Die Erscheinung wird erklärbar, wenn man bedenkt, daß Goethe früher ein Schmetterling auf allen Blumen des Sinnen- und Herzensgenusses gewesen, später aber lebendig unter die Götter versetzt worden, worin die Aufforderung lag, alle seine Gefühle in das einzige: der Ehrfurcht vor sich selbst zu concentriren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mit diesem Monath geht sowohl die viertel- wie auch halbjährige Pränumeration dieser Zeitschrift zu Ende. Der Verleger ersucht die neuen Bestellungen bald möglichst zu machen, um die Auflage darnach bestimmen zu können.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 15. und Freytag den 17. Juny 1825.

(71 und 72)

Ueber die, dem Stephan Botskay fälschlich zugeschriebene ungarische Krone, in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

Von Niklas von Jankovich.

Im Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, Jahrgang 1824 Nr. 131 und 143 sind zwey Kronen beschrieben, welche einst die Bahre des zu Kaschau begrabenen Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Botskay, geziert haben und später in die kaiserliche Schatzkammer gebracht wurden, die Eine von Holz, die Andere von Gold. Die goldene kömmt im Verzeichniß der Botskayischen Schatzkammer vor, im Gewichte von 527 Ducaten, in den innersten Gemächern neben der alten böhmischen Krone verwahrt, und ist meiner Meinung nach dieselbe, welche Botskay vom Sultan, nicht aber von den Kronstädter Bürgern zum Geschenke erhielt. Diejenige hingegen, welche weder im Verzeichnisse aufgeführt, noch in der innern Schatzkammer, sondern nur im äußern Vorzimmer niedergelegt ist, kann ich bey genauer Erwägung aller Umstände weder für jene hölzerne Krone halten, welche Istvanfy dem Botskay vom türkischen Kaiser zusenden läßt, noch als jene erklären, welche ihm die Kronstädter Bürger aus Siebenbürgen brachten. In Istvanfys Geschichte, Buch 34, kömmt über die botskayischen Kronen, und zwar über die vom türkischen Kaiser durch den Bascha von Ofen überschickte, folgendes vor. „Diese soll von gröberer Arbeit, inwendig von Holz und von Außen mit Goldblech überzogen seyn, mit alterthümlich gefaßten Edelsteinen, und obgleich von den Türken herrührend, einst den constantinopolitanischen Kaisern oder den Despoten Thraciens zugehört haben. Woher sie aber genommen worden, ist ungewiß." Ferner bey Gelegenheit von Botskays Leichenbegängniße: „Sein Leichenbegängniß wurde mit glänzendem königlichen Prunke begangen; zwey Kronen, deren eine er von den Türken, die andere von den Bewohnern Kronstadts oder den Burzenländern erhalten hatte, die der Verborgenheit entzogen worden war, und dem Despoten gehört haben soll, der sich durch die Eroberung der Moldau in unserm Jahrhunderte berühmt gemacht hatte, zierten seine Todtenbahre." Es ist klar, daß die Beschreibung dieser vom Türkenkaiser dem Botskay geschickten Krone, mit der Krone aus Holz und Papier in der Wiener Schatzkammer keineswegs übereinstimmt. Denn die türkische Krone ist von gröberer Arbeit, da doch diejenige, von der wir handeln, durchgehends zierlich und fein gearbeitet ist, obgleich sie aus dem schlechtesten Stoffe, nähmlich von Außen gefärbtes Papier mit sehr dünnen vergoldeten Streifen, gemahltem Glase, falschen mit Wachs gefüllten Perlen, von Innen aber, soviel aus der Leichtigkeit zu schließen ist, ganz gewiß Holz oder Pappendeckel besteht.

Istvanfy bemerkt ferner, jene Krone sey von den Türken selbst, für ein Eigenthum der griechischen Kaiser oder der thracischen Despoten gehalten worden, diese aber ist das ursprüngliche und gänzlich übereinstimmende Abbild der ungarischen Krone, ein Werk des 18. Jahrhunderts, so genau nachgemacht, daß die Glasflüße, der Farbe, Größe und Zahl der Steine entsprechen, die Mahlerey das alte Email vorstellt, und selbst die griechischen und lateinischen Buchstaben dem Vorbild nachgeschrieben sind; wenn sie also auch alt und nicht aus dem 18. Jahrhundert wäre, so kann sie nach dieser Gestalt weder den Byzantinern noch Thraciern zugehört haben. Endlich hätte der türkische Kaiser dem neuernannten ungarischen Könige zu seiner Krönung unmöglich eine Krone ohne allen Werth geben können, ohne sich vor dem Fürsten Botskay und den hochherzigen Ungarn lächerlich zu machen, welche an Gold und kostbaren Steinen zu jeder Zeit überflüßigen Reichthum besaßen, und eine hölzernpapierne Krone, vom türkischen Kaiser nicht angenom-

men haben würden, und obgleich die Kronen des byzantinischen Kaisers Johann Kantakuzenus und seiner Gemahlinn Irene mit falschen Steinen besetzt gewesen waren, so ist doch dieses auf die gegenwärtige Krone nicht anwendbar, da Istvanfy ausdrücklich von alterthümlich gefaßten Steinen und nicht von Glasflüßen spricht. Auch kömmt im Verzeichnisse der k. Schatzkammer nur eine, und zwar die goldene, von W. v. P. den Siebenbürger Kronstädtern zugeschriebene Krone vor, die pappendeckelne ist gar nicht erwähnt und bloß in der Vorkammer niedergelegt, daher nicht diese, sondern einer glaubwürdigen Urkunde gemäß, jene goldene für die botskayische Krone zu halten ist. Daß übrigens die papierne Krone ein neueres Werk sey, erhellt aus der ganzen Arbeit und aus dem Umstande, daß, nach Peter Revas Geschichte der h. ungarischen Krone, aus derselben bey der Krönung Maximilians II. ein Saphir verloren ging, welcher zur Krönung Mathias II., da ein ähnlicher roher nicht zu finden war, mit einem geschliffenen ersetzt wurde. In der nachgemachten Krone erscheint an dessen Stelle, ein Glasfluß von demselben Schliffe, während die andern Glasflüsse, die rohen, ungeschliffenen Saphire darstellen; die Krone muß daher nach der Zeit Königs Mathias verfertigt worden seyn, da der Künstler in den geringsten Kleinigkeiten so genau war.

Es erübrigt nun noch zu erweisen, daß die, in der k. Schatzkammer befindliche goldene Krone, welche W. v. P. für die Kronstädter und zwar des Johann Jakob Heraklides Krone hält, wirklich die von den Türken an den Fürsten Botskay geschenkte sey? — Istvanfy erwähnt, sie sey von grober Arbeit gewesen, und das ist diese auch, im Vergleich zu den übrigen Kronen, sie geht in eine Spitze aus, der Reif ist wellenförmig, die ganze Gestalt beurkundet den orientalischen Ursprung aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. So passen auch alle andern von Istvanfy angegebenen Merkmahle, als die alterthümliche Einfügung der Edelsteine, der mit Goldblechen überzogene hölzerne Kern, ein vorzügliches Zeichen des Alterthums, ganz genau auf diese Krone. W o l f g a n g B e t h l e n, welcher an geschichtlicher Glaubwürdigkeit den Istvanfy noch übertrifft, äußert sich folgendermaßen: „Am Mittwoche, dem türkischen Festtage, (11. November 1605) ließ der Vezier die Krone, welche Einige von einem persischen Könige, Andere von den Griechen herleiten, und den Zepter vorbringen, umgürtete ihn mit einem mit Gold und Edelsteinen prachtvoll gezierten Schwerte, und setzte ihm die Krone auf das Haupt.“ Die Krone der Kronstädter ist aber sowohl von dieser goldenen, als von der obigen pappendeckelnen verschieden. Istvanfy beschreibt zwar nicht die Gestalt der beyden Kronen auf der Bahre Botskays; Wolfgang Bethlen aber drückt sich hierüber so aus: „Als der Fürst Botskay, durch drey Tage sich zu Waitzen aufhielt, erschienen auch siebenbürgische Abgesandte, mit welchen die Kronstädter durch ihre Bevollmächtigten eine goldene Krone mit einem, Federn ähnlichen goldenen Kamm und ein goldenes Wehrgehänge darbrachten, die dem Despoten Georg, König von Mösien gehört hatten, welchen Mereth, Seraskier des Sultans Amurath aus dem Reiche getrieben.“ Die Krone in der Schatzkammer hat aber keinen Kamm. Daß nun von diesen beyden Kronen, nur die Türkische nach Wien genommen wurde, thut keinen Eintrag, denn diese konnte, als ein Zeichen der Königswürde, von den Türken gegen die gesetzlichen Rechte des durchlauchtigsten Erzhauses an Botskay gegeben, weggenommen werden, die der Kronstädter hingegen, bey welcher keine derley Beziehung statt fand, ging als ein Privatgeschenk rechtmäßig auf seine Erben über. Was das Nachbild der ungarischen Krone aus Holz und Pappendeckel betrifft, so mag dessen Verfertigung zwischen die Jahre 1720 und 1790 fallen, entweder in die Zeit der Krönungsfeyerlichkeiten, (denn sonst ist die Krone mit den übrigen Kleinodien unter dem Majestäts-Palatinal- und Kronhüter-Sigill verschlossen und bewacht), oder zwischen die Jahre 1786 und 1790 wo dieselbe unter Kaiser Joseph II. sich in der Wiener Schatzkammer befand; denn es ist wahrscheinlich, daß, als auf die dringenden Bitten der Ungarn die Krone in ihr Vaterland zurückgeschickt wurde, man ein Abbild derselben in der Schatzkammer zurückzubehalten wünschte, dessen Vollendung ohnehin eine Arbeit von mehreren Wochen gewesen seyn muß, während dessen, das Original in einem andern Zeitraum nicht zu entbehren war. Übrigens befinden sich in den Glaskästen der Schatzkammer, noch andere nachgebildete Kleinodien, als von Ferdinand III. die Krone Carl des Großen, von Franz I. der alte Krönungsmantel und die andern Stücke des Kaiserornats, genau nach den Urbildern. Das Daseyn jener nachgebildeten Krone mußte im J. 1790, dem Neutraer Obergespann, Niklas Grafen von Forgács, bereits bekannt seyn, denn als er in Begleitung der Preßburger-Deputation, die h. Krone an der Gränze des Landes feyerlich einzuhohlen kam, um sie bis Raab zu geleiten, bath er den Kronhüther, Joseph Graf Keglevich, die Kiste zu öffnen, und die Krone auch deßhalb dem Volke zu zeigen, damit es offenbar werde, daß die andere, in der kaiserlichen Schatzkammer zurückgebliebene Krone, nicht die echte sey.

Mich hat zuerst der russische Hofrath Peter v. K ö p p e n darauf aufmerksam gemacht, welcher dieses Abbilds wegen, das man ihm als ein echtes Alterthum vorstellte,

viel in den alten griechischen Beschreibungen nachforschte und mich auf seine Einladung zur Besichtigung dieser Seltenheit, um so bereitwilliger fand, als ich es für möglich hielt, daß, wie von dem alten Mantel König Stephans, so auch von der Krone, mehrere gleichzeitige Exemplare vorhanden seyn könnten. Da ich aber im Jahre 1820 Gelegenheit hatte, die durch drey Tage ausgestellte ungarische Krone genau zu betrachten, erkannte ich sogleich die Falschheit des Rufs jener Abbildung, und konnte mich nicht genugsam wundern, wie man dieselbe je für ein Alterthum halten konnte. *)

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahre 1823.

Von Franz Petter.

(Fortsetzung.)

Masse. Das hiesige Weinmaß ist die Baril von 84 Cutel. Gewöhnlich rechnet man die hiesige Barila von 84 Cutel für 45 Wiener Maß, so daß man für den gewöhnlichen Calcul 14 Wiener-Halbe (Maß) 13 Cuteln gleich setzen kann. Genaue Vergleichungen lassen sich nicht anstellen, da Ragusa wie viele andere deutsche Städte, keine zu strengen Bestimmungen dienliche Originalmasse hat.

Gewichte. Im gemeinen Leben wird nach der türkischen Okka gekauft und verkauft, und 43 Okka werden 100 Wiener Pfund gleich gesetzt.

Ellenmaße. Tuch wird nach der Venetianer Elle, Baumwoll- Leinen- Seidenwaaren aber nach der Ragusäer-Elle verkauft. Von der ersten sind für Bestimmungen des gemeinen Lebens 7 Wiener Ellen- 8 Venet., von der letzten 2 Wiener Ellen- 3 Ragusäer Ellen. Alle hier im Handel vorkommenden Manufactur-Waaren sind englischen und französischen Ursprungs und sind, Leinwand und Seidenwaaren ausgenommen, sehr wohlfeil.

Münzen. Die Landes-Währung ist der in der ganzen Monarchie eingeführte Conventionsfuß. Im gemeinen Leben nehmen die Einwohner noch Piaster und Para, ein Piaster 40 Para. Man rechnet allgemein den Zwanziger zu 48 Para oder 6 Piaster 5 Zwanz. Wirklich geprägte Piaster gibt es nicht, desto häufiger cirkuliren als Scheide-Münze die ursprünglich türkischen Para, das sind äußerst schlechte Münzstücke, dünn wie Papier, und nur gepreßt und nicht geprägt. Banknoten kennt man in Dalmatien nicht.

Tragbare Küchen. Noch muß ich einer besondern Art tragbarer Küchen erwähnen, welche hier allgemein unter dem k. k. Militär im Gebrauche sind, und auch ich bediene mich derselben in meiner Haushaltung. Diese bestehen aus einem von weißem Bleche verfertigten Gefäße, welches etwa 10 bis 15 Maß fassen mag, und beyläufig so gestaltet ist, wie eine viereckige Hutschachtel. In der Mitte dieses Gefässes ist eine Röhre von etwa 4 Zoll im Durchmesser angebracht, welche unten mit einem kleinen Gitter, welches geöffnet werden kann versehen ist. In diese Röhre werden glühende Kohlen gegeben, nachdem man vorher das Wasser, in welchem man das Fleisch sieden will, in das Gefäß geschüttet, und es mit dem Deckel zugedeckt hat, das Feuer in der Röhre, welches immer fort durch Nachlegen von Kohlen unterhalten werden muß, bringt das im Gefässe um dieselbe befindliche Wasser zum Sieden, und in wenigen Stunden ist das Fleisch gekocht. An das Gefäß sind Füße angebracht, damit die Asche unter dem Roste durchfallen könne. In einer solchen tragbaren Küche wird für 10 Mann gekocht. Die Feuerung erfordert kaum 1/2 Okka (1 1/8 W. Pf.) Kohlen, welche im Sommer etwa 2 kr. im Winter 3 kr. Wiener Währung kosten; dabey aber muß berücksichtigt werden, daß die hiesigen Kohlen (sie kommen aus Bosnien)

*) Die vom Herrn B. v. P. in Nr. 131 und 132 (1. Nov. 1824) dieses Archivs gegebene Nachricht, von der angeblich dem Stephan Botskay durch den Sultan zugeschickten, und in der k. k. Schatzkammer aufbewahrten Krone, veranlaßte den Einsender des gegenwärtigen, die (auf jeden Fall irrige) Erklärung jenes Alterthums in Nr. 145 zu berichtigen. Zugleich versuchte er eine andere Hypothese, derjenigen deren Ungrund ihm erwiesen war zu substituiren, ohne selbe jedoch für mehr als Vermuthung zu geben. Beyde Aufsätze fielen seinem geehrten literarischen Freunde Herrn Niklas von Jankowits in die Hände, der zufälligerweise vor Kurzem, jene in der Schatzkammer befindliche Krone auf das Genaueste zu prüfen und in allen ihren Einzelnheiten zu untersuchen Gelegenheit gehabt hatte. Ertheilte sogleich das Resultat seiner Forschungen dem Einsender mit, der keinen Augenblick ansteht, selbes der Publizität zu übergeben, wenn gleich durch dasselbe seine — wie er wähnte, nicht ganz unglücklichen — Hypothesen, über den Haufen gestoßen werden. Diese waren nur allein auf den Bericht des Herrn B. v. P. gebaut; gingen aus der Voraussetzung hervor, die fragliche Krone sey wirklich diejenige, die aus Botskays Nachlaß in die Hände des Kaisers gelangte, und entbehrten endlich des großen Vortheils — eigner Ansicht. —

Wie dem aber immer sey, muß jede persönliche Rücksicht weichen, wenn es sich um historische Wahrheit handelt, die sich ohnedieß nur mit Mühe, durch das Heer von verdunkelnden Irrthümern, Bahn zu brechen im Stande ist.

Freyherr v. Mednyansky.

von kleinem Holze gebrannt sind, und daher bey weitem den Hitzgrad nicht entwickeln, als die deutschen Kohlen, und sich auch schneller verzehren. Man kann auch das Gefäß abtheilen, um in zwey Abtheilungen Kochen zu können. Ob derley Küchen in Deutschland mit Vortheil für die Ökonomie gebraucht werden können, kann ich aus Unkenntniß des dortigen Kohlenpreises nicht beurtheilen, ich wollte aber hier Erwähnung davon machen, weil mir diese Manipulation ganz neu war, und wirklich sehr gut ist. Auf Seereisen scheinen mir diese Küchen besonders empfehlungswerth, da man durch eine einfache Vorrichtung sie frey schwebend erhalten, und sie so gegen die Störungen schützen kann, welche das Schwanken des Schiffes bey feststehenden Töpfen veranlaßt, und eben so leicht mit Steinkohlen geheitzt werden könnten. Ich habe mir um einen Versuch zu machen, Steinkohlen aus Triest verschrieben, in welcher Stadt sie sehr häufig zur Feuerung und unter andern zur Gasbeleuchtung des Leuchthurmes und eines Theiles der Arsenals Werkstätte gebraucht, und meistens aus England bezogen werden. Sobald ich den Versuch mit der Steinkohlenfeuerung bey diesen tragbaren Küchen oder Kochkesseln, gemacht habe, werde ich das Resultat in einem spätern Aufsatze nachtragen. Wie leicht ließe sich diese höchst einfache Idee zum Behufe der Erhitzung größerer Massen von Flüssigkeiten z. B. in Bierbrauereyen, Farbenbereitungen in Fabriken, Badhäusern u. d. g. in Ausführung bringen, und welche Ersparniß an Holze müßte die Steinkohlenfeuerung nicht gewähren! Ob die Erfindung alt oder neu ist, lasse ich dahin gestellt seyn und halte mich an den Spruch Quintilians: „Id enim bono viro est, docuisse, quod scierit."

(Die Fortsetzung folgt).

Literatur.

182. Beleuchtung der Georg von Berzeviczyschen Schrift: Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, *) von Laurenz Hohenegger, Doctor und emeritirten königlichen Professor der Theologie, Pfarrer zu Kroisbach. Gran 1825. VIII. 295 in 8.

Der Verfasser, bekannt durch seine: Zeichen der Zeit — angezeigt in diesen Blättern März 1823 Nr. 38 und in den Jahrbüchern der Literatur 24. Band 2c. — aufgefordert von so mancher, mitunter hohen Seite, hat in vorliegender Schrift die — an sich freylich nicht nöthige — Ehrenrettung der katholischen, und insbesondere der ungarischen Kirche, ja des Staates und seiner Behörden wider das bekannte Berzeviczysche Libell unternommen, um zugleich — wie er im Vorworte sagt — zur Enttäuschung und Beruhigung der auswärtigen, über das Loos ihrer evangelischen Brüder im Inlande bekümmerten Mitbrüder, zur Berichtigung mancher schiefen Urtheile über das liebe Vaterland, und zur Beschwichtigung, ja Festervereinigung der, auch durch des verstorbenen Berzeviczy's Libell neu aufgeregten Mitbürger beyzutragen. Eine nur gerechte Nothwehr, die kein unbefangener Beobachter der Zeit übel deuten kann; ja, wie wir meinen, eine löbliche Mühe und allerdings wichtige Aufgabe.

Der Verf. beleuchtet zuerst die bey Berzeviczy, wie bey andern Protestanten heut zu Tage sehr gang und gäbe gewordenen Gemeinplätze über Katholizismus und Protestantismus, und stellt sie in das gehörige Licht. — Derley sind: Inquisition; — war sie je in unsern Ländern? und hatten nicht Protestanten freylich unter andern Nahmen, und in einer andern Gestalt, auch ihre Inquisitionen? — Die allein seligmachende Kirche! — bethet nicht die Kirche selbst für Ketzer und Schismatiker? verdammt sie je schuldlos Irrende? und — die durch eigene Schuld außer ihrem Schooße sind, richten sie sich nicht selbst? sind sie nicht durch das Gotteswort gerichtet? greift wohl die Kirche dem Gerichte Gottes ein und vor? — Proselytenmacherey! — die Waffen der Kirche sind Bitten und Thränen, non est religionis cogere religionem; das: Compelle intrare, im eigentlichen Sinne, ist ein Auswuchs, nicht Gewächs der Kirche; war nicht der Protestantismus — Proselytismus? ist solches Eifern wider Proselytenmacherey nicht selbst — Proselytenmacherey? Wo man Glaubensfreyheit predigt, kann man Jene, die sich derselben bedienen, als Unfreye brandmarken? haben die Helmstädter Theologen nicht den Katholiken, wie sie mußten, das Heil eingeräumt? — Toleranz und Intoleranz; — Gibt es eine religiöse Toleranz? kann es eine geben? wäre sie nicht Duldung des Irrthums und der Unwahrheit? verwerflich der endlichen und der höchsten Intelligenz? Bürgerliche Toleranz aber, wird sie nicht geübt? gäbe es auch nur eine Toleranz und Intoleranz, wenn es keine Reformation gegeben hätte? — Was die Bibel betrifft, war sie Anfangs das, oder wohl gar das einzige Glaubensprincip, konnte sie es später, kann sie es noch seyn? steht dieser Grundsatz selbst in der Bibel? glauben und thun Protestanten nicht vieles, was in der Bibel nicht steht? muß nicht der Christ von dem, von Christus selbst eingesetzten Lehramte abhängen? und ist dieses nicht untrüglich, muß es nicht untrüglich seyn? Infallibilität — portae inferi non praevalebunt! — Ist eine positive Religion gegeben, muß sie nicht auch durch göttliche Autorität erhalten werden? Ginge die Kirche irre, wäre sie nicht untergegangen? — muß es nicht auch eine Anstalt geben, welche den Glauben der Kirche verbürgt, einen Zentralpunct der Einigkeit; oder Primat? — muß nicht ein sichtbarer Körper auch ein sichtbares Haupt haben? — muß nicht eine Stufenreihe und Stufenfolge unter den Dienern der Kirche, das ist Hierarchie seyn? — muß nicht die Kirche eine gesetzgebende, richtende, strafende Gewalt haben? und fließt der Bann nicht aus der strafenden Gewalt? — Doch! ist etwa darum die Kirche ein

*) Man vergleiche hiermit Nr. 117 und 118 Sept. und Oct 1823 über Tschirners Protestantismus und Katholicismus, über Krugs Unwesen der Proselytenmacherey, über Mohnikas und Walls Verschiedenheit der römischen und jesuitischen Convertitenbekenntnisse.

Staat im Staate, und nicht vielmehr ein geistlicher Staat im irdischen Staate, und nicht wider, wohl aber für den Staat? — und was kann man aus jenen Worten: Mein Reich ist nicht von dieser Welt weiter folgern, als daß die Kirche keine irdische Macht habe? — Unbedingte Religions-Glaubensfreyheit ist sie nicht etwa Religions-Glaubenslosigkeit? — Religionszwang — gibt es nicht auch einen Sitten-Zwang? sind nicht Beyde wohlthätige, nöthige Fesseln wider Glaubens- und Lebensfrechheit? — So gestaltet steht die Kirche, der Wesenheit nach, fest und unwandelbar, ewig alt und ewig jung, in voller Schöne und Reinheit! aber der Protestantismus — steht im Stufenalter, sagt Dr. Tzschirner, ist perfectibel, — Will man Gotteslehre perfectioniren, statt sich nach ihr zu perfectioniren? — und führt er nicht zum Rationalismus? hat er nicht dahingeführt? systematisch dahingeführt? — und wenn endlich der Katholizismus seine Bekenner vorzugsweise motivirt, wie der geistlichen, von Gott bestellten, so der weltlichen, von oben stammenden Gewalt zu gehorchen, kann man ihm ohne groben Unverstand oder Bosheit, den Vorwurf einer revolutinären Tendenz aufbürden? liegt nicht eine solche weit eher im protestantischen Systeme? wer Richter in göttlichen Dingen seyn soll, muß er es nicht um so mehr in menschlichen seyn wollen? Sind nicht die Protestanten, deren Bürgertreue unter uns wir billig erkennen und ehren, weit besser als ihr Prinzip? welche Wirkungen zeigte Uns Dr. Luthers Lehre und Beyspiel, von 1526 — 1648 und noch weiterhin? war die Reformation nicht eine kirchliche Revolution? nicht Vorbild und Vorbothe der politischen? (Schröckh, Villers ꝛc. — und sind heut zu Tage Revolutionen in katholischen Ländern im Geiste und nicht vielmehr wider den Geist der Kirche entstanden, sind sie von ihr selbst nicht proscribirt, von ihr und ihren Dienern nicht systematisch und factisch, ja siegreich bekämpfet und niedergekämpft worden? sind sie von Katholischen oder De- und Entkatholisirten angegangen? aus eben den Principien, denen das protestantische System entsproß?

So viel beyläufig als Antwort des Verf. auf die Berzeviczyschen und den Seinigen gewöhnliche Gemeinplätze über Katholizismus und Protestantismus, S. 1. — 49 alles im Geiste des Katholizismus., alles mit Ruhe und Klarheit, mit Umsicht und Mäßigung beleuchtet.

Nun schreitet der Verf. zum Werke selbst, und folgt Berzeviczy Schritt für Schritt.

Welch ein Aufwand von — nicht so sehr theologisch mehr — als die im Vorigen eigentlich vorherrschten — sondern von Kenntnißen der vaterländischen Geschichte und der vaterländischen Rechte, welch eine An- und Einsicht in die Publizistik und welche Umsicht in einer so vielfach delicaten Sache nöthig war? braucht nicht erinnert zu werden. Man lese selbst, doch mit unbefangenem Sinne, wünscht der Verf. und man kann und wird es nicht verkennen. Wir glauben, daß der Verf. nicht nur inoffenso pede zu Werke gegangen seyn, sondern auch jedem gerechten Beurtheiler Genüge geleistet habe.

Erster Abschnitt. Geschichtliche Darstellung.
S. 49 bis 147.

Nach einigen Vorerinnerungen oder besser Zurechtweisungen Berzeviczys über Religionen überhaupt, und insbesondere über die christliche und christkatholische Religion, über Reformation — bey welcher Berzeviczy immer Glaubes Reform mit Sitten Reform vermengt — geht der Verf. zur Reformation in Ungarn über S. 57 und weiset ihren Eingang und Fortgang nach, den Faden der Geschichte in der Hand. Der Ausgang, hofft er, soll verschieden von Beyden, es soll einst wieder ein Hirt und eine Herde seyn! — Dann folgt er Berzeviczy durch die ganze Reihe der österreichischen Monarchen und stellt ihre Verfahrungsweise in Religionsangelegenheiten in das gehörige, von Berzeviczy durchaus verrückte Licht. — Einen Auszug leidet dieser Abschnitt schlechterdings nicht. — Die vielbesprochenen Wiener und Linzer Pacification — ein Werk des Zeitendranges und Zeitensturmes — die Botskayschen, Bethlen'schen, Rakotzyschen Unruhen, dann die weitverzweigte Wesselenyische Verschwörung; — (Conföderation nennt sie Berzeviczy) — endlich die Tökölischen und Franz Raczyschen Umtriebe; — Männer, die Berzeviczy so schildert, als wären sie gerade seine Männer gewesen, — werden mit historischkritischem Auge beleuchtet; die Leopoldinische Epoche und die darauf folgenden Regierungen, vorzüglich jene der milden und hohen Herrscherinn und Mutter Theresia — wenn sie deß' bedürften — wider Berzeviczys Vorwürfe gerechtfertiget, endlich wird nach dem Toleranz-Patente Joseph des II. zum Religionsgesetze Leopold des II. vom Jahr 1791 geschritten und dieses selbst mit Berzeviczys Worten folgendermaßen angeführt: S. 116.

„Der Religionsartikel 26 vom Jahr 1781 enthält im Wesentlichen folgendes: Die Wiener und Linzer Friedensschlüsse? — Religionsgesetze werden zuerst aufgeführt; — deren aber nicht als solcher, das ist als Friedensschlüsse, noch per extensum, sondern dem Sinne nach, juxta tenores und als in den Artikeln von 1608 und 1647 enthalten gedacht wird! — freye, ungestörte, öffentliche Religionsübung; zu Prozessionen, Messen und andern Ceremonien sollen die Evangelischen unter keinerley Vorwand gezwungen werden; bloß von ihren kirchlichen Obern abhängen; Erziehung und Schulen unter Oberaufsicht des Königs nach ihren Religions-Grundsätzen einrichten dürfen; sie sollen frey seyn von Stolar- und Lectikal-Abgaben an die katholische Geistlichkeit, von Arbeiten an katholischen Kirchen, Schulgebäuden ꝛc.; frey seyn vom Eid gegen ihren Glauben; — bey der Gottesmutter und den Heiligen, — ihre Ehestandsprocesse sollen nicht von dem katholischen Consistorium abgeurtheilt werden. Damit der Übertritt zur evangelischen Kirche nicht unbesonnen geschehe, so behalte sich der König vor, über Fälle dieser Art zu entscheiden; Kinder gemischter Ehen sollten alle Katholisch seyn, wenn es der Vater ist; wenn es die Mutter ist, so sind es nur die Töchter."

Und nun — was uns die Hauptstelle des ganzen Werkes scheint, wird gefragt: „Und nun fragen wir hier vor aller Welt, und rufen alle Landesbewohner, Katholiken und Evan-

gelische zu Zeugen auf: ist nicht dieß Alles — (im Ganzen genommen, und einzelne Übertretungen etwa abgerechnet, die unter Menschen nie zu vermelden sind, und gar nicht in Betracht kommen können) — gehalten worden bis an den heutigen Tag, wird es nicht noch heut zu Tage gehalten? — üben die Evangelischen nicht frey, ungestört, öffentlich ihre Religion aus? müßen sie bey Prozessionen, Messen und andern katholischen Ceremonien erscheinen? stehen sie nicht ganz unter ihren kirchlichen Obern? richten sie nicht ihre Erziehung und Schulen nach ihren Religionsgrundsätzen unangefochten ein? zahlen sie an Stolar- und Rectikalabgaben auch nur einen Heller an die katholische Geistlichkeit? legen sie auch nur eine Hand an die Arbeiten bey katholischen Kirchen und Schulgebäuden an? werden sie gezwungen, bey der Gottesmutter und den Heiligen zu schwören? spricht und urtheilt ein katholisches Consistorium über ihre Ehestandsprozesse ab? wird nicht der Übertritt zur evangelischen Kirche, so oft er der Weisheit des Monarchen nicht unbesonnen erscheint und glaubwürdigen Zeugnissen gemäß, nicht aus Nebenzwecken oder gar aus boshafter Leidenschaftlichkeit, sondern aus innerer, obschon falscher Überzeugung herrührt, zugestanden? werden je Kinder, die in Gemäßheit dieses Gesetzes nicht der katholischen Kirche anheimgefallen, zu derselben gezwungen? — Und wenn dem also ist; — und es stehe auf, wer da will und läugne es, wenn er kann, daß dem, im Ganzen genommen, also sey! — wozu nun die gehäßigen, übertriebenen, unendlichen Klagen? wozu dieß ganze Berzeviczysche Libell?

Wahrlich! diese Stelle allein genügt, alle Berzeviczysche und ähnliche Klagen niederzuschlagen, alle Beschuldigungen in ihrer Blöße darzustellen, ja in ihr Nichts aufzulösen!

Über die väterliche, und von allen seinen Völkern, ja von aller Welt gepriesene Regierung unsers Monarchen heißt es S. 118:

„Das Lob, das dem über alles Lob erhabenen, glorreich regierenden Monarchen, Franz dem I., dem Weltenretter und dem Vater seiner Völker — von Berzeviczy — gespendet wird, und das wir mit glühenden Herzen unterschreiben, wird überreich durch den Tadel aufgewogen, der bald hintennach hinkt; denn was anders als Tadel, freveInder Tadel sind die Ausdrücke: Anti-Josephinische Reaction, Verdrehungen, Mißdeutungen des Religionsgesetzes, — unter Seiner Regierung! — ja Verordnungen — also vom Throne ausgegangen! — wodurch das Religionsgesetz fast in allen seinen Theilen durchlöchert ist? bey Berzeviczy S. 66. Von dieser Seite an werden in den folgenden, im Allgemeinen so harte Anklagen nicht nur wider den Clerus, den ganzen Clerus, auch wider die Dikasterien und Behörden, als Befolger der alten Jesuiten Tactik, als Verleher des Reichs- und Religionsgesetzes, als sophistische Verdreher, Vereitler desselben, als Beseitiger der gerechtesten Beschwerden vorgebracht, — Anklagen, die indirecte auf den Monarchen zurückfallen, der ja den Dikasterial-Gang sich selbst zu überlassen und dem übermächtigen Einfluß des Clerus freyen Spielraum gegen die Evangelischen zu lassen genöthigt war! — daß Berzeviczy, wenn er sie nicht vor aller Welt ganz en detail erhärtet, als ein erbärmlicher Verläumder dastehen und gebrandmarkt werden muß." — Daraus mag man wie mit einem Blicke sehen, in welchem Geiste Berzeviczy und in welch' einem ganz anderen der Verf. geschrieben habe!

Am Schlusse dieses Abschnittes werden einige — nur einige — Vergünstigungen angeführt, die den Evangelischen in Ungarn auch über das Religionsgesetz hinaus, blos durch die Milde des so oft verkannten Monarchen und den humanen Sinn und die liberale Denk- und Handlungsweise ihrer so sehr verunglimpsten katholischen Mitbürger zu Theil werden, und einige — nur einige — Data geliefert, wie groß und mächtig, hier und da sogar überwiegend ihr Einfluß — der Einfluß der angeblich gedrückten, unterdrückten und fast erdrückten Parte y — sey. Wenn Berzeviczy — so fragt der Verf. S. 147, die Schattenseite so grell hervorgehoben hat, durfte er die Lichtseite verdecken? soll das eine geschichtliche Darstellung und nicht — Entstellung seyn?

Zweyter Abschnitt. Bittschriften der Evangelischen mit Bemerkungen. S. 148.

Um diese in das gehörige Licht zu stellen, hat der Verf. es unternommen, alle um die Zeit und nach der Zeit des Religionsgesetzes von 1791, und gewiß im Geiste und Sinne desselben erlassenen königlichen Verordnungen anzuführen. Eine mühsame, doch höchstwichtige und höchstnöthige Arbeit. So sieht man mit eigenen Augen: Nicht waren, noch sind die Evangelischen zum Nachtheile des Religionsgesetzes beeinträchtiget, aber auch nicht zum Nachtheile der katholischen Religion begünstiget worden. S. 173. — Daraus erklärt nun der Verf. alle — wahre oder falsche, richtig oder entstellt gelieferte? übrigens mit Beylagen, die doch das Factum documentiren, nicht versehenen Berzeviczyschen Fälle, wobey, wenn mitunter einige Härte vorgefallen, was freylich zu bedauern, doch unter Menschen unvermeidlich ist, dieselbe mehr auf Rechnung der roheren Executenten, als der Committenten, wir wollen nicht sagen des Religionsgesetzes, endlich auf die Rechnung mancher dem Gesetze widerspänstigen Evangelischen selbst zu setzen ist. Wir wollen und können den Leser mit derley Anecdoten und — Mährchen nicht behelligen.

Die Bittschriften selbst beleuchtet der Verf. S. 186 mit kritischem Auge, sowohl was die allgemeinen Principien, als die einzelnen Data betrifft. In Hinsicht Jener steht die Sache klar vor jedem unbefangenen Beurtheiler da; in Hinsicht dieser — obschon dem Verf., wie er selbst sagt, dem einzelnen, dem einsamen Manne, nur karge Mittel zu Gebothe standen, reicht er denn doch mit der Wahrheit aus und zeigt: daß im Ganzen genommen, die Evangelischen in Ungarn stets nach dem Gesetze, und im Geiste des Gesetzes, nach Gebühr und mitunter wohl auch über Gebühr, nach Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt werden.

Über Berzeviczys Bemerkungen liefert der Verf. neue, treffende Bemerkungen, die vielmehr schlagende Beweise sind. So auf Berzeviczys Behauptung: daß die Tendenz des Clerus im Ganzen auf Verfolgung der Evangelischen gerichtet sey, wenn auch einzelne Glieder desselben human sind, antwortet der Verf., wenn auch einige Glieder des Clerus inhuman wä-

ren — wie es deren genug auch unter Evangelischen gibt — ist nicht die Tendenz desselben im Ganzen auf Duldung gerichtet? „Ob immer und alles gethan werde, was den Evangelischen schaden kann? und nicht vielmehr von den Evangelischen, wo sie freye Hand haben, gar oft den Katholischen geschadet werde?" — Die läppische Zumuthung Berzeviczys: daß der Klerus etwa noch die Verbrennung der evangelischen Ketzer! — sophistisch fordern und die Dikasterien wohl gar in solch eine empörende Forderung einwilligen könnten, konnte nur in einem verbrannten Gehirne entstehen; — die empörende Andichtung der Hostien- und Heiligenanbethung! — verdient nicht Entrüstung, sondern Verachtung. Deutschlands Universitäten werden verbothen bleiben, so lange sie, nicht, wie Berzeviczy meint, dem verkappten und nicht verkappten Obscurantismus widerstreben, sondern so lange sie an Aufklärerey, an Rationalismus und Liberalismus, an Sittenrohheit und Unbändigkeit laboriren; endlich schlägt der Verf. die freche Äußerung Berzeviczys am Schluße dieses Abschnitts nieder: „daß eine Kirche — die katholische? — die Intoleranz als Grundsatz aufstellt, und das Recht behaupten will, alle Menschen nicht nur zu bekehren, sondern auch zu zwingen, den Anspruch, selber tolerirt zu werden verliere."

Dritter Abschnitt. Apologie der Evangelischen in Ungarn. S. 247.

Die, wie uns scheint, schwächste Seite an Berzeviczy und die stärkste des vorliegenden Werkes. Man lese sie selbst — denn sie leidet kaum einen kleinen Auszug — und man wird finden, auf welch' morschen Stützen die Sache des Angreifers und der Seinigen ruhe, und wie fest und unerschüttert die Sache des Angegriffenen und seiner Partey stehe.

Die Evangelischen werden verläumdet, sagt Berzeviczy — oder beschuldiget, sagt der Verf. und das nicht einmahl, wenigstens in solcher Ausdehnung nicht — daß sie 1. alles Positive in der Religion verlassen; — nun! führt denn die systematische, autoritätlose, protestantische Glaubensfreyheit, das freye Forschen in der Bibel nach dem Maßstabe der individuellen Vernunft eines Jeden, nicht schnurgerade zum Rationalismus? ja ist es nicht der consequente Rationalismus selbst? ist das positive Christenthum nicht heut zu Tage unter den gelehrten Protestanten großentheils, und nicht ein Mahl mit Ehren zu Grabe getragen? klagten nicht viele ihrer besten Männer selbst darüber? 2. daß sie Deisten, Naturalisten, Rationalisten sind; — o wären es nur Nahmen ohne Bezeichnung, ohne Sinn! Wäre das Urchristenthum nicht zum Unchristenthum geworden! — 3. Daß sie ihrer kirchlichen Auflösung entgegengehen; — gestehen nicht selbst gar viele Protestanten, die man dort und in den Zeichen der Zeit nachlesen mag, offen ein: daß sich der Protestantismus allmählich auflose, sich selbst zerstöre und gar keine eigentliche evangelische Kirche mehr seyn? — 4. daß sie ihre symbolischen Bücher vernachlässigen; — selbst nach Berzeviczys Geständniß! — an die sie vorher ganz inconsequent, und der gepriesenen Glaubensfreyheit schnurstraks zuwider verpflichtet waren, und mit denen sie nun auch ihren ganzen Lehrbegriff weggeworfen haben! — 5. daß sie durch Vereinigung — der augsburgischen und helvetischen Confession aufhören, gesetzmäßig recipirt zu seyn; — wie sie sich vereinigen können, ist nicht abzusehen, so lang z. B. die Evangelischen im Abendmahle das gesegnete Brod, die Reformirten nur eine Figur erblicken? und wenn sie sich hier und da denn doch vereinigt haben, so haben sie nur dem Indifferentismus einen öffentlichen Triumpf bereitet. Luther und Calvin hätten sich die Hände nicht gereicht. Sie sollen dadurch — sagt Berzeviczy — ihren Glauben erhöhen; — steht er denn also nicht hoch genug? — ihre Confession verdoppeln; — also eine doppelte Confession in einer Religion haben? — So lang sie übrigens bey ihren Confessionen bleiben: wird ihnen auch, wie bisher, der Schutz der Gesetze verbleiben! — 6. Daß sie gefährliche Neuerer, untreue, unverläßliche Unterthanen sind; — Nein! Nein! sie sind weit besser als ihr Prinzip, besonders in Österreich! Aber das Protestiren in der Religion kann es nicht zum Protestiren in der Welt führen? hat es nicht oft dahin geführt? wo aber ein Princip im Katholizismus, das dahin auch nur führen könnte? — 7. daß sie in Ungarn immer unzufrieden sind, und Klagen vorbringen, die untersucht, ungegründet befunden werden! — hat Berzeviczys ganze Schrift, und er selbst sonnenklar bewiesen! — 8. daß sie gegen die Katholiken intolerant und verfolgungssüchtig sind; — was Berzeviczy selbst nachgerade und ziemlich unverblümt eingesteht; nur sey, meint er, gerechte Vertheidigung nicht Intoleranz noch Verfolgung; und er hält es noch für einen hohen Beweis evangelischen Gehorsams, daß Heiduke — Amtsdiener — nicht zum Hause hinausgeworfen werden. — Ist das Maxime des Evangeliums, oder des Faustrechts?

Ernst und gemessen, wie es die Sache forderte, human und schonend, wo es nur thunlich war, versöhnend und wo möglich vereinigend, und nur manchmahl feuereifrig, wo es unvermeidlich war, ist der Verfasser zu Werke gegangen, und es ist bey manchen Berzeviczyschen Stellen noch zu wundern, daß er die gerechte Entrüstung mäßigen konnte, so beleidigend für Kirche und Staat, ja so empörend sind sie. Man vergleiche nur diese und ähnliche Stellen, S. 124: „Man hat noch kein Beyspiel, daß der fanatischeste Feind der Evangelischen, wenn er ihnen auch noch soviel Unrecht angethan, jemahls gestraft worden wäre, im Gegentheil ist dieß das wirksamste Mittel, sich zu empfehlen, und in Amt und Würden vorzurücken." — Nein erwiederte der Verf. — das ist ungeheuer, ist denn kein Recht, und keine Gerechtigkeit im Lande mehr? darf man irgendwo frey und frank den evangelischen Mitbürger beschädigen? ist dieser geächtet? scheint es nicht, als lebten wir unter Kannibalen und Wilden? wird nicht der Katholik, der den Evangelischen an Ehre, an Hab und Gut, an Leib und Leben antastet, ihn an seiner religiösen Überzeugung kränkt, so gut gestraft, als der Evangelische, der das am Katholiken wagt? oder wird der katholische Beschädiger entlassen, wird er sogar zu Amt und Würden befördert, weil er Katholik ist, weil er den Evangelischen hat Unrecht angethan? — Nein, es ist empörend, wie man solche Beschuldigungen so allgemein hinschreiben, und sein eigenes Vaterland als eine Räuberhöhle charakterisiren kann!

Wir haben nicht Worte genug, um unsre Indignation darüber auszudrücken, daß Berzeviczy S. 88. die hohen Dikaste-

rien, alle, der Minderzahl nach, der Schwäche und Furchtsamkeit der Mehrzahl nach, der Knechtschaft unter dem Joche des Klerus, der Verdrehungen des Religionsgesetzes, zum Theil allerley Einschwärzungen in königliche Befehle beschuldiget, als Miethlinge, ja fast als Söldner des Klerus bezeichnet. — O armes Vaterland; wie wühlen deine eigenen Söhne in deinem Vaterbusen! und in welch' einem Lichte stellen sie die Erzeugerinn dem Auslande dar? — Eben so S. 275. Welch eine ungeheure, des Brandmahls würdige Verläumdung der Kirche, noch in dieser Zeit, und bey dem Lichte unsrer Tage zuzumuthen, sie habe jenes schreckliche System — das ihr von Berzeviczy S. 191 kaum verdeckt aufgebürdete System der Entthronungen, des Meuchel- und Königsmordes nicht aufgegeben, sie verfahre nur behutsamer dabey, sie halte es im Hintergrunde, und — spare es etwa auf günstigere Zeiten auf? — O Toleranz! wer predigt dich, und wer übt dich aus? — Endlich S. 286: „Ist es noch nöthig ein Wort darüber zu verlieren, daß es falsch, grundfalsch sey; daß auch nur ein, geschweige ein großer Theil des katholischen Klerus behaupte: die Evangelischen als Ketzer! — dürften, ja sie müßten aus heiliger Pflicht verfolgt werden? Berz. S. 204 — daß ein großer Theil eben dieses Klerus, der Protestanten Verfolgung als ein verdienstliches Werk ansehe, was schnurgerade dem Christenthum, und somit vorzugsweise dem Katholizismus widerlaufe, was von uns sogar als ein verdammliches Werk angesehen wird? daß er — der Klerus — dafür nicht nur nie gestraft, sondern öfter sogar belohnt werde?" — Wahrlich, durch solche vom Anfang bis ans Ende in ununterbrochener Kettenreihe fortlaufende, ganz unbewiesene giftige Verläumdungen hat Berzeviczy noch am Schlusse seiner Schrift, derselben würdig die Krone auf- und sich selbst wahrlich keine, vielleicht aber dem Katholizismus wider Willen eine Ehrensäule gesetzt. — Aus diesen paar Stellen mag man zugleich den Geist, der in dem Berzeviczyschen Libelle weht, und das Treffende in der vorliegenden Beleuchtung desselben ermessen. — Wie wenig übrigens Berzeviczy eigentlich evangelisch, oder wie sehr er unevangelisch gewesen? zeigt sein schon am Anfange seiner Schrift, und dann wiederhohlt ausgesprochener Indifferentismus klar: und wie wenig er Freund der ungarischen Constitution war — ob er schon die Backen immer voll mit Constitution nimmt — sein Einschreiten, ja kaum verhülltes Protestiren wider so manche Artikel des Religionsgesetzes; wie wenig er endlich Anhänger der Monarchie, mithin wie wenig er Patriot unter uns gewesen? sein öfteres, emphatisches Hinweisen auf Nordamerika — sein Eldorado.

Der Verf. sich nähernd dem Schlusse, präscindiret sehr discret von so manchen Bedrückungen der Katholischen in Ungarn von Seite der Evangelischen, wo diese die Mehrzahl bilden, oder in paritätischen Orten, wo sie gewöhnlich das Übergewicht haben; und weiset — die Tagesgeschichte an der Hand — nur noch auf andere, wenigstens so manche protestantische Länder mit der Frage hin: Ob es dort besser mit dem Katholizismus, als mit dem Evangelismus in Ungarn stehe? — auch verweiset er auf seinen Aufsatz in unserm Archiv: Denkmahle der Wohlthätigkeit des ungarischen Klerus, wo man nachlesen möge, wie viel der von Berz. so grob verunglimpfte Klerus für Kirche und Staat, für König und Reich, und für seine auch evangelische Mitbürger gethan, und noch, ja besonders heut zu Tage thut. So ist denn auch die Schrift selbst, schicklich und würdig eben diesen ehrwürdigen Klerus geweiht.

Am Schlusse beurkundet der Verf. wieder seine Friedenstendenz, und wünscht: daß alle Mitbürger, wie eines patriotischen Sinnes, so auch einer religiösen Überzeugung seyn mögen! — Dann hoffte er — würden sie alle im ganzen Sinne Brüder, und der Monarch der glücklichste auf Erden, das österreichische Vaterhaus fest und unerschütterlich wie die Säulen der Ewigkeit seyn!

Wir schließen nun unsre Anzeige damit: daß, unserem Urtheile nach, der Verf. seine schwierige Aufgabe würdig gelöst und zur Ehrenrettung des Staates und seiner Behörden nicht minder, als der katholischen und ungarischen Kirche; zur Beruhigung der auswärtigen evangelischen Mitbrüder, und zur festen Vereinigung der Mitbrüder verschiedener Confessionen wirklich und wesentlich beygetragen habe. Und somit ist sein, im Vorworte ausgesprochener, unser, und aller Gutgesinnten Wunsch erfüllt.

Miscellen.

Das uralte, vor zwey hundert Jahren erloschene und von Liechtenstein aufgeerbte Herrengeschlecht Boskowicz weiset mehrere berühmte Frauen auf, aus welchen zwey Jungfrauen auch in der mährischen Litterargeschichte einen Platz einnehmen, nähmlich Martha und Johanna v. Boskowicz. Erstere verfaßte und gab im J. 1498 auf Veranlassung einer Vorstellung, durch welche der berühmte Augustin Kasenbrod von Olmütz den K. Wladislaw zu einer Pikarditenverfolgung zu bewegen suchte, eine Schrift unter dem Titel: Excusatio Fratrum Waldensium contra binas literas Doctoris Augustini datas ad regem heraus, in der sie als eine umsichtige, gelehrte und eifrige Vertheidigerin jener Secte auftrat, aber deßhalb sowohl von Augustin Kasenbrod, als auch von dessen Freund Bohuslaw von Lobkowicz-Hassenstein angefochten wurde. Johanna von Boskowicz, eine gelehrte Dame, war bereits im J. 1510 Äbtissin des Königklosters zu Altbrünn, wirkte sehr thätig für das Wohl dieses Stiftes, und soll im Jahre 1534 diese Würde niedergelegt haben. Die gelehrten mährischen Brüder Benesch Opat (Optatus) und Peter Kzel, eigneten ihr das von ihnen aus dem Lateinischen ins Böhmische übersetzte neue Testament des Erasmus von Rotterdam, welches dann im Jahre 1533 in klein Oktav von Johann Pytlik von Dworzissi gedruckt wurde, im Jahre 1533 zu. Vermuthlich trat sie in der Folge zur pikarditischen Secte über, und mag deßhalb das Kloster verlassen haben.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 20. Juny 1825.

(73)

Verlorenes Werk des Arztes Procopius Bonanus aus dem XVII. Jahrhundert, die Naturgeschichte Ungarns betreffend.

Wenn man das an Natur-Gegenständen und natürlichen Körpern so reiche Ungerland, wo die mannigfaltigsten Producte in allen drey Reichen der Natur in Fülle und vorzüglicher Güte vorhanden sind, wo der Acker-Wein-Berg-Bau, und Viehzucht — diese wichtigen, mit der Kenntniß der Natur-Producte in der engsten Verbindung stehenden Fächer — beynahe die ganze Bevölkerung ernähren, nur mit einer geringen Übersicht betrachtet; so wird man sehr leicht einsehen, daß die Natur-Geschichte desselben noch am wenigsten einer Aufmerksamkeit gewürdiget worden sey, da doch das Studium der einheimischen Naturkunde für die meisten Stände nothwendig, und die Kenntniß der natürlichen Dinge für alle Menschen gemeinnützig ist. Die politische, kirchliche und literärische Geschichte dieses Landes hat ohne Vergleich mehrere Bearbeiter, Kenner und Schätzer gefunden, ist in mehreren voluminösen Werken bearbeitet worden, und viele sowohl Eingeborne als Auswärtige thaten sich darin hervor. z. B. ein Bonfin, ein Thuroczy, Bongarsi, Istvanfi, Katy, Timon, Pray, Schwandtner, Katona, Engel, Feßler, u. a. m. Aber der Natur, welcher wir unsern Wohlstand und die Ernährung von Millionen unserer Landsleute verdanken, zollten wenig dankbare Ungarn ihren längst verdienten Lohn. Nicht genug, daß die Natur-Geschichte — diese angenehme und nützliche Wissenschaft, ohnedieß so wenig kultivirt wird; so muß noch ein feindseliges Schicksal das Wenige vernichten, was schon im Schooße des Vaterlandes hoffnungsvoll seiner Reife entgegen keimte.

Alles, was wir in Hinsicht der Kenntniß vaterländischer Natur-Producte besitzen, beschränkt sich auf einzelne Bruchstücke, und kurze Aufsätze. Unter den nicht unbedeutenden Vorarbeiten der natürlichen Landeskunde von Ungarn, ist die beste jene des thätigen und unermüdeten Mathias Bel unter dem Titel: „Tractatus de re rustica Hungarorum" in welcher uns der rühmlich bekannte Gelehrte interessante Beyträge zur ungarischen Natur-Geschichte des Thier- und Pflanzen-Reiches geliefert hat, obschon sich das Werk keiner Vollkommenheit rühmen kann. Es liegt noch im Manuscript: und zwar das Original in der Primatial-Bibliothek zu Gran, eine Abschrift in der Bibliothek des National-Museums zu Pesth Folio 96 1/2 Bogen stark, und die andere in der auserlesenen Gräflich Radaischen Bibliothek zu Peczel bey Pest.

Vorzüglich jedoch zu bedauern ist jener unersetzliche Verlust, den die Natur-Geschichte von Ungarn dadurch erlitten hat, daß das erste, von Procopius Bonanus, Doctor der Arzneykunde und erstem Arzte der königl. Hof-Kammer in den ungarischen Bergwerken im XVII. Jahrhundert, unter dem Titel: „de admirandis Hungariae rebus" verfaßte Werk, welches eigentlich Nachrichten aus der ungarischen Natur-Geschichte mittheilte, bishero nicht in Druck erschienen ist, vielleicht gar zu Grunde ging. Dieser gelehrte Arzt u. Naturforscher *) hat sich um die Natur-Geschichte von Ungarn vorzüglich verdient gemacht. Der Erzbischof von Gran und Primas des Reichs Georg Lippay (von 1642 bis 1665) sandte auf eigene Kösten denselben, um alle merkwürdigen Natur-Gegenstände, unter Bergen und Gewässern verborgene natürliche Körper seines an der-

*) Der in der Natur-Wissenschaft bewanderte Procopius Bonanus, war nach dem Zeugnisse des Czvittingers in Specimine Hung. liter. 227. S. und des Veszpremi in Biographia Medicor Hungariae 23 S. Cent. 1. ein Sprößling des Lippayschen Geschlechts, mithin Anverwandter des Erzbischofs.

chen darf man ja nicht erdichten, obwohl dichten, und in fast keinem Lande wird es an Erzählern fehlen, wie alle deutschen Provinzen an den umherwandernden und ausgedienten Kriegern oder ältern Frauen der Landleute aufweisen, deren Gedächtniß viel behalten und bewahrt hat, da in der abgeschiedenen oder gleichförmigen Lebensweise die spätern Eindrücke jene so fest eingeprägten früheren nicht zu verwischen im Stande waren, und Jeder von uns, dessen Kindheit nicht allzusehr von Allem isolirt wurde, wird sich der Sagen und Mährchen von Basen, Wärterinnen, Schulkameraden u. s. w. erinnern, mit denen freylich nicht allzusparsam, weder mit strenger Wahl verfahren wurde, obgleich auf der andern Seite der Nachtheil, welcher, den Rigoristen nach, daraus entspringen soll nicht so ungeheuer groß ist, wenn nur dafür gesorgt wird, das Erzählte als Mährchen oder Sage, und nicht als Dogma aufzustellen.

In unserer vaterländischen Literatur nehmen die Mährchen, Sagen und Legenden, welche im Archiv für Geschichte, Kunst ꝛc. besonders aber in den gehaltvollen historischen Taschenbüchern der Fh. v. Hormayr und Mednyansky, vorkommen, unbestritten den ersten Platz ein, Sie haben das Eis gebrochen — und Vieles ist in diesem Kreise aus dem herrlichen Ungarlande entlehnt. Dieses, ein so bedeutender Theil unsers Kaiserstaats birgt nebst vielem Wundersamen, und an die Vergangenheit mahnenden, eine Eigenthümlichkeit, welche vielleicht wohl kein Land Europas aufweisen dürfte, und erinnert so mächtig an des Magyarenstammes asiatischen Ursprung, — ich meine nähmlich die so häufigen, umherwandelnden Erzähler, (über welche uns die Annenburg zu den Sagen des H. Grafen Mailath belehrt) die theils Krieger, theils Hirten, Stunden, oft Nächtelang in ihren Erzählungen nicht ermüden. Dieß führt nur auf den eigentlichen Punct dieses Aufsatzes. — Zwar gab Herr von Gaal eine bedeutende Sammlung magyarischer Mährchen heraus, welchen aber jener Anstrich fehlen dürfte, der nothwendig das magyarische Wesen bezeichnet, und es ist gewiß ein Hauptvorzug der Arbeiten des H. G. Mailath, obige an das Mährchen ausgesprochene Forderung mehr erfüllt zu haben. —

L. Tiecks — „Steig auf in der alten Pracht, mährchenreiche Feenwelt", als Motto beginnt das Werkchen. Es folgen zwölf Mährchen und Sagen, als 1. der Willitanz. 2. Die Herrinn von Ardò; 3. die Königstöchter, 4. die Salzgewerke, 5. das Schwert Zuniga, — 6. der Schatz. 7. Erzsi die Spinnerinn, 8. die Brüder, 9. Die Eingemauerte, 10. Eisenlaczi, 11. Salamo König der Magyaren, 12. Zauberhelene. — Das Ganze beschließt ein mit kühnen, und fantastischen Zügen hingeworfener Epilog, in welchem der Verfasser sein Theuerstes, die Fantasie im Sarge erblickt, und nur die Hoffnung anerkannten Strebens bey ihm zurückbleibt. — Der beste Gegenbeweis der nicht erstorbenen Fantasie sind die vorliegenden Mährchen, aber H. G. Mailath, möge dem Leser die Hoffnung, bald einen neuen Cyklus derselben zu bekommen, um so minder sinken lassen, als fast alle der hier wieder auftretenden, schönen Mährchen bloß Nach- oder Wiederabdrücke und Uns aus dem Archiv, aus der Modezeitung, der Ceres. ꝛc. schon längst bekannt sind; — Hierauf steht ein passender Spruch des Johann Valentin Andrée, eines Dichters aus dem 15. Jahrhunderte:

Ohn' Kunst, und Müh', und Fleiß ich dicht"
Drum nicht mit deinem Kopf mich richt,
Bis du schwitzt, spitzt und schnitzt im Sinn,
Hab' ich's gesetzt, und fahr dahin;
Gefällt dirs nicht, wie ich ihm thu,
Mach's besser nimm ein Jahr dazu. —

Zu ermüdend wäre es, die einzelnen Schönheiten der genannten Sagen aufzuführen, und es mögen einige Andeutungen hinreichen, welche, wie ich glaube jeder unbefangene Leser, als nicht ganz unrichtig anerkennen dürfte. — Dem oft bearbeiteten Willitanz ist hier eine ganz neue, gemüthliche Gestalt abgewonnen worden, nicht der wilde zerstörende Tanz ist es, den Fräulein Artner im hist. Taschenbuch der Fh. v. Hormayr und Mednyansky 1821 so treu beschrieben, und nach ihr, ebendaselbst, Köffinger besungen; es ist ein stiller Reigen, der sich unterm Flöten der Nachtigallen am Kreuzwege erhebt, und der Jüngling Gyula wird nicht im rasenden Sturmwinde entführt, sondern stirbt den seligsten Tod an der Brust der Geliebten. — In der Herrinn von Ardò ist mit dem Walten ächter Magyaren, des Italers Gluth im Messer Giovanni vermählt, und vorzüglich gelungen ist die Beschreibung (S. 132) wie die schöne Herrinn von Ardò in der Schlacht erscheint. *)

In dem Mährchen die Königstöchter sind dem Dichterrosse alle Zügel gelöst, und ungebunden fleugt es durch jeglichen Raum, alles ist feenartig und zauberisch fremdblickend, von der Prinzessinnen metallnen Haaren, bis zu dem Zwerge der sans Facon, den ihm beschwerlichen Kopf auf den Tisch setzt, so erleichtert tete bas in der Stube umherspaziert, und für seine armen Glühwürmer ein Trinkgeld einsammelt: „weil sie blutarme Kerls sind, und Weib und Kinder haben." Dieses Mährchen steht gewiß Keinem der

*) Herr E. Ruß, (Custos der k. k. Gemähldesammlung) hat aus diesem Mährchen den Stoff zu einem sehr anziehenden Gemählde genommen.

beliebtesten Hoffmannischen nach, obwohl es gemüthlicher gehalten ist.

Die Salzgewerke für jeden Leser ansprechend, müssen es um so mehr für den Eingebornen seyn. Übrigens drückt die Schilderung in lieblicher Form den so zarten Gedanken aus; des Dankes Thräne, sey köstlicher, denn Gold und Edelsteine. Eben so interessant ist die gleich darauf im Schwerte Zuniga vorkommende Schilderung des reitzenden Granthales. In solchen Beschreibungen und ächt magyarischen Anklängen, von Kriegesmuth, Minne, Gastfreundschaft, welche (wie in der Spinnerinn erwähnt wird, der heilige Stephan selbst zum Gesetze gemacht) liegt die Stärke des Verfassers, mit welcher er ein so sprechend vaterländisches Gebilde geliefert. Doch sey die Bemerkung erlaubt, daß im Schwert Zuniga die Form des, übrigens an sich vortrefflichen Gedichtes: Ungarns Wappen (p. 93) was bereits im Archiv 1816 für sich allein erschien und nur hineingeschoben wurde, dem Sagengeiste ganz und gar fremd ist, um so mehr, da die Krone, welche auf dem Hügel im ungarischen Wappen ruht, viel später (um Kaiser Josephs I. Zeiten) vorkömmt. Dasselbe dürfte (p. 214) von dem Gedichte: das Krönungsfest gelten, — obwohl wieder des Sängers Lied (216) die Romanze des gefangenen Königs (p. 241.) Salomons Befreyung (p. 244) Pola (254) in Form und Stoff dem Ganzen Nichts nachgeben. —

Grauend ist die Sage vom Schatze bey Käsmark im Gebirge, treu die verhängnißvolle Zeit geschildert, wo Ungarn der unselige Tummelplatz der Nationen ward, aber, über dem Elende der Wirklichkeit, und dem Schauervollen der Geisterwelt schwebt Adelheids reiner Sinn, als Stern der Liebe, und löst sanft das unheimliche Räthsel. —

Lieblich beginnt die Erzählung von Erzsi der Spinnerinn, — ergreifend ist das Gemählde des regellosen Heeres der ersten Kreuzfahrer, und die Beschreibung des Sieges der Ungarn (p. 153.) welchen die vaterländische Donau und Leitha begünstigen. —

Das allbekannte Mährchen der zwey Brüder, deren Einer den Andern des Augenlichtes beraubt, hat in der vorliegenden Sammlung durch das darüber verbreitete Colorit ungemein gewonnen, und ist hinsichtlich der technischen Behandlung meisterhaft zu nennen. — Die Eingemauerte ist ein furchtbares Bild der Schattenseite des Ritterthums überhaupt, und des sonst herrlichen magyarischen Sinnes insbesondere. Noch im XVII. Jahrh. (wo in andern Ländern schon die Staatsactionen mit der Allongenperücke, und Reifrockglorie nahten) bewahrte Ungarn den romantischen Anstrich, den die genannte Erzählung treu darstellt, obwohl dem Character des Burgherrn von Szunyogh gemäß, schroffe, und beengte Züge durchwalten, die alles Gefühl empören, und eine ganz befriedigende Lösung verhindern, weil sonst die Wahrheit des Gemähldes wegfiele. — Die Erzählung findet sich unter dem Titel: „die Mauerblende von Budetin" im oftererwähnten histr. Taschenbuch, Jahrg. 1824. Wundern mußten wir uns sehr, daß der Verf. die Briefes-Form wählte, die schwierigste und die dem besondersten Charakter, gerade jener Zeit, die widerstrebendste und auch die ungenügendste ist, weil sie weder Ergüsse des Gefühls, noch die nöthige Breite der Erzählung verstattet! Mehr als ein Walter Scott hätte dazu gehört, diese Schwierigkeit zu überwinden, aber ein Walter Scott hätte sich auch nicht diesen Pfad zum Ziele gewählt. — Von der Beklemmung eben dieser Briefe erlöst Uns Eisen-Laczi, — der nebst manchen Wundergaben, auch noch die bekömmt, in Stücke gehauen, wieder zusammenzuwachsen, bis leider auf das rechte Schulterblatt, welches ihn an das Unvollkommene alles Menschlichen erinnern muß.

Ernst und würdig mit schönen Sängen untermengt ist die Erzählung: Salamo König der Magyaren — Liederkundige und Erzähler sind überall eingewoben, — frommer Sinn spricht sich aus in dem Worte des Grafen Ereny zum Könige: was tausend Mäher gearbeitet, können zehntausend mit Gabeln nicht auffangen, und ohne Gottes Hülfe wird man nicht zählen können, was sie gearbeitet! — höchst anziehend ist die Sage vom Eremiten Waz — dem Hirsch mit leuchtendem Geweihe — und der darauf erfolgten Gründung der Stadt, und des Bischoffsitzes Waizen *) doch wer vermöchte jeden Einzelzug dieses auf historischem Grunde aufgetragenen Sagenkreises zu bezeichnen, nur vielfältiges Beschauen kann den Geist des Ganzen klar machen. Das Schlußmährchen Zauberhelene ist völlig im Innersten des Volkes gegründet. Der darin handelnde König ist patriarchalisch mit der Sorge für seine Schnitter beschäftigt, und der kleine Königssohn Argylus wirft eben so unbefangen seine drey Schwestern aus dem Fenster, als er seine Braut, die Zauberhelene aufsucht. Überhaupt ist das Mährchenhafte im Einzelnen vorzüglich dadurch hervorgebracht, daß unbelebte

*) Eine der neuesten Compositionen des ebenerwähnten H. Custos Ruß, aus einem größern Cyclus mit Sepia ausgeführten Handzeichnungen von reicher dramatischen Composition, vier und zwanzig an der Zahl (der erstaunenswerthen und beym Anblicke unglaublich scheinenden Arbeit eines einzigen Winters) Es sind die berühmtesten Landespatronen; (darunter obige Stiftung von Waizen.) Seit Rottenhammers und Martin de Voß: Sancta Bavaria dürfte schwerlich in dem letztern Jahrhunderte ein solch reicher Cyclus componirt worden seyn.

Gegenstände schauernd wirken, z. B. Sensen, die vor der Zauberhöhle (im Schatze) auf- und abgehen, mit einander kämpfende Berge, die den Pilger zermalmen, (in den zweyen Brüdern) dem asiatischen Ursprung getreu, spielen auch die Erzähler, und die Zauberpferde (Tatos) eine bedeutende Rolle.

Diese Sagen und Mährchen mögen also noch manche trübe Stunde erheitern, und Schillers Ausspruch bewähren: daß mehr Bedeutung liege in dem Mährchen unserer Kinderjahre, als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.

Was die äußere Ausstattung betrifft, so sind Druck und Papier gut, doch mangelt es nicht an einer gesegneten Anzahl von Fehlern, deren auffallendster die so häufige Verwechslung des Dativs und Accusativs ist. Ferner scheint es: der Corrector habe den Verfasser corrigiren wollen, und demzufolge ist aus dem Waagflusse (Vagus) ein Hermafrodit geworden, indem er bald männlich, bald weiblich vorkömmt, der größtentheils vernachläßigten ungarischen Orthographie und Accentuirung gar nicht zu gedenken.

Die Dynastie der Bourbons oder Capetinger in Frankreich.

(Gelegenheitlich der Krönung Carl X.)

Diese erlauchte Dynastie, welche der merovingischen und unmittelbar jener Carls des Großen folgte, regiert seit 987 bis jetzt Achthundert sieben und dreyßig Jahre. Man theilt sie in drey Äste. Die ersten 14 Könige dieses Hauses nennt man Capetinger im engern Sinne. Der letzte derselben starb 1328. (Carl IV). Die folgenden 13 Könige nennt man die Valois. Der letzte derselben starb 1589. (Heinrich der III.) Die letzten 8 Könige dieses Hauses nennt man Bourbons, der achte ist eben der jetzt glorreich regierende König Carl der X.

1) Der Stifter der Dynastie hieß Hugo (von seiner gewöhnlichen Kopfbedeckung, Capet zugenannt) gekrönt im Alter von ungefähr 45 Jahren, zu Reims am 3. July 987 a. St. regierte 9 Jahre, stirbt 54jährig im Jahre 996; Ihm folgte sein Sohn

2) Robert (der Heil.) geb. 971 gekrönt zu Orleans bey Lebzeiten seines Vaters, König 996, stirbt im July 1031.

3) Heinrich der I. gelangt 1031 zur Regierung, stirbt 1060. Krönungsort Reims.

4) Philipp I. des vorigen Sohn, gekrönt im Alter von acht Jahren zu Reims Anno 1059 als sein Vater noch am Leben war; er folgt in der Regierung unter der Vormundschaft Balduins Gr. v. Flandern a. 1060 und starb a. 1108, nachdem er 57 Jahre alt geworden und 49 Jahre König gewesen war. Unter allen seinen Nachfolgern waren nur Ludwig der XIV. (72 Jahre) und Ludwig XV. (an 59 Jahr) längere Zeit Könige.

5) Des vorigen Sohn, Ludwig der VI. (der Dicke) Die ersten 5 Ludwige gehören dem Carolingischen Hause an. Louis VI., geboren 1077, Mitregent seines Vaters 1099 im 22. Jahr seines Alters, gelangt zur Regierung 1108, † 1137, 60 J. alt. Krönungsort Orleans.

6) Ludwig der VII., kam zur Welt a. 1120; im 18. Jahre seines Alters 1137 fiel die Regierung an ihn. Da er 1180 †, so ergibt sich sein Alter mit 60 und die Dauer seiner Regierung mit 43 Jahren. gekr. zu Reims 1131.

7) Philipp II. August, 1164 ist das Jahr seiner Geburt, über 15 Jahre alt, 1180, wurde er durch den Tod seines Vaters König. Seine Krönung geschah schon 1179 (zu Reims) vor des Vaters Tod, sie wurde hierauf nicht wiederhohlt. Philipp II. uns Österreichern bekannt, weil er und Richard Löwenherz von England mit unserem tapferen Herzoge von Österreich Leopold (dem Sohne Heinrichs Jasomirgott) im Kreuzzuge zusammen gewesen, starb 1223. Sein Sohn

8) Ludwig der VIII., geboren 1187, führte den Scepter bloß von 1223 bis 1226, erlangte ihn im Alter von 36 und verlor ihn durch den Tod im 39. Jahre seines Alters. Gekrönt wurde er erst am 6. August 1223 (zu Reims) nach dem Tode seines Vaters wie hernach alle seine Nachfolger.

9) Der Nachfolger Ludwig des VIII. war sein Sohn Ludwig der IX., der Heilige. Das Jahr seiner Geburt ist 1214, er erbte die Krone im Nov. 1226 im Alter von 12 Jahren; wurde zu Reims im nähmlichen Monathe und Jahre gekrönt, stirbt 1270 im Alter von 56 Jahren während eines Kreuzzuges vor Tunis, war 44 Jahre König. Sein älterer Sohn Philipp III. war der Erbe des Thrones. Von einem jüngeren Sohne, Nahmens Robert, Grafen von Clermont stammen die Bourbons ab, welche in der Person Heinrichs IV. den Thron bestiegen. Ludwig IX. wurde 27 Jahre nach seinem Tode von Bonifaz dem VIII. canonisirt. Sein Bruder Carl Graf von Anjou behauptete gegen Conradin von Hohenstauffen das Königreich beyder Sicilien, bekam Conradin in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten.

10) Philipp der III., geb. 1244, wird König im August 1270. Durch seinen Tod 1285, wurde sein Sohn Philipp IV. König. Der III. Philipp wird von vielen der Kühne genannt.

11) Philipp der IV., mit dem Beynahmen der Schöne, geb. 1268, König 1285, † 1314. Von seinem älteren Bruder Carl Grafen von Valois stammet die zweyte Linie dieses Königshauses, welche, wie oben gesagt wurde, 13 Könige zählt und nach dem in männlicher Linie unbeerbten Absterben der drey Söhne Philipps des IV. im Jahre 1328 mit dem Sohne Carls Grafen von Valois, Philipp (VI.) ihren Anfang nimmt.

12) Ludwig der X., erster Sohn Philipps des IV., geboren 1291, kommt zur Regierung 1314 im Alter von 23 Jahren, starb schon im Jahre 1316.

13) Philipp der V., der 2. Sohn Philipps des IV. kam zur Welt 1294, zum Throne 1316 alt 23, zur Krönung in Reims im Januar 1317, † Januar 1322.

14) Carl der IV., der dritte und letzte Sohn Philipps des IV. geboren 1296, wird König 1322, ließ sich noch in demselben Jahre zu Reims krönen und ging gleichfalls, wie seine zwey älteren Brüder ohne männliche Erben aus der Welt, 1328.

Nun folgen die 13 Könige des Astes der Valois.

1) Philipp der VI., Sohn Carls Grafen von Valois und Neffe Philipps des IV., des 11. Capet (siehe oben 11) kommt 1328 im Februar zur königl. Würde. Im Alter von 35 Jahren, wird der erste Valois, am nähmlichen Tage und Monathe wie jetzt Carl der X., nähmlich 29. May 1328 zu Reims gekrönt, geräth wegen der Succession mit England in einen Krieg, den die meisten Valois fortführten, stirbt endlich 1350 im 57. Jahre seines Alters, nachdem er über 21 Jahre regiert hatte. Ihm folgte

2) Johann, sein älterer Sohn (geb. 1320) gekrönt zu Reims 1350, starb als Kriegsgefangener zu London 1364.

3) Carl der V., Sohn des vorigen, 1337 geboren, führte als Kronprinz zuerst den Titel Dauphin; er wurde am 19. May 1364 gekrönt und starb (am nähmlichen Monathe und Tage, wie Ludwig der XVIII.,) den 16. September 1380. Von einem seiner Brüder, Nahmens Philipp stammte das letzte Haus Burgund ab, dessen männliche Linie mit Carl dem Kühnen 1477 ausstarb.

4) Carls des V. älterer Sohn, Carl der VI. folgte am 16. Septemb. 1380 (der jetzige König Carl der X. kam auch an einem 16. Sept. zur Nachfolge), 12 Jahre alt, zu Reims im Nov. desselben Jahres gekrönt, todt 1422. — Sein Bruder Louis Herzog von Orleans stiftet den Seitenast Orleans, welcher mit Burgund lange Fehden bestand und nach Carl dem VIII. Frankreichs Thron bestieg.

5) Des vorigen Sohn Carl der VII., folgte in der Regierung im Oct. 1422 im Alter von 20 Jahren, gekrönt 1422 zu Poitiers und im July 1429 nach den Siegen der Jungfrau von Orleans nochmahls zu Reims, † 1461. Unter ihm verloren die Engländer ihre großen Besitzungen in Frankreich, unter ihm entstanden die stehenden Heere.

6) Ludwig der XI. geboren 1422, zur Regierung gelangt 1161, gekrönt zu Reims im August d. J. † im Augustmonathe 1483. Er erweiterte durch sein schlau consequentes System die königliche Macht auf Kosten der großen Vasallen in Frankreich außerordentlich. Sein Sohn und Erbe war

7) Carl der VIII. geb. 1470, König und gek. 1483, seine Absichten auf Unteritalien blieben ohne Erfolg, er starb ohne Nachkommen in einem Alter von 27 Jahren. Nun folgte der Seitenast Orleans. Siehe oben den Bruder des 4. Valois Nahmens Ludwig Herzog von Orleans. Dieser Louis duc d'Orleans hatte zwey Söhne Carl Herzog von Orleans und Johann Graf von Angouleme. Herzog Carls v. Orleans Sohn, Ludwig gelangte nun als der nächste Prinz von k. Geblüt nach Carls des VIII. Tode auf den Thron und ist der

8) Valois. Ludwig d. XII. geboren 1462, gekrönt zu Reims 1498, er verfolgte die Plane Carl des VIII. auf Neapel. Nach einer beynahe siebenjährigen Regierung, wurde er Frankreich durch den Tod entrissen (am 1. Januar 1515. Ihm blieb der Nahme: Der Vater des Volkes. Da Ludwig XII. keinen Sohn hinterließ, so bestieg sein nächster Verwandter, Franz, ein Enkel des obigen Johann Gr. v. Angouleme, den kön. Thron i. J. 1515 alt 21 Jahre, er war der

9) Valois, heißt Franz der I., wurde noch im Januar 1515 zu Reims gekrönt, und starb im März 1547 nach einer sehr kriegerischen Regierung. 1525 im Februar hatte er bey Pavia das Schicksal König Ludwigs des IX. und König Johanns, er wurde Kriegsgefangener seines großen Gegners Carls V. Ihm folgte sein Sohn

10) Heinrich d. II. Ende März 1547 alt 29 Jahre, gekrönt zu Reims im July d. J. durch den Cardinal Carl von Guise, starb nach einer auch für Deutschland merkwürdigen Regierung im July 1559. Ihm folgten nacheinander seine drey Söhne, welche den Ast Valois beschloßen, und zwar

11) Franz der II. wird König im July 1559 alt 16 Jahre, läßt sich schon im nächsten Septemb. durch den besagten Kardinal Guise krönen, stirbt aber schon im Dezember 1560.

12) Carl d. IX. folgt dem älteren Bruder Franz dem II. im Decemb. 1560, in einem Alter von 10 Jahren, gekrönt zu Reims im May 1561, durch den Cardinal Guise.

Mitten unter den Religionsfehden starb er am 30. May, 1574.

13. Heinrich d. III., folgte dem Bruder 23 J. alt gekrönt zu Reims Febr. 1575 durch den Cardinal Louis v. Guise, wird ein Opfer des Fanatismus des Jacques Clement zu St. Cloud am 1. Aug. 1589. — Um die kön. Krone Frankreichs zu empfangen, ließ er zu Krakau die kaum erhaltene pohlnische Krone im Stich.

Mit ihm erlosch die männliche Linie des Stammes Valois und das demselben zunächst verwandte Haus Bourbon behauptete den Thron nach manchem schweren Kampfe.

Der 1) Bourbon ist Heinrich der IV. Robert von Clermont, Sohn Ludwig des Heiligen, hatte einen Sohn, Nahmens Ludwig, welcher Herzog von Bourbon wurde und 1341 starb, durch dessen Söhne Peter und Jacob entstanden zwey bourbonische Linien, Peter war Gründer der älteren, welche den Nahmen Bourbon fortführte, und mit dem Connetable Carl von Bourbon, Feldherrn Kaiser Carls V. 1527 ausstarb. Jacob und sein Sohn Johann nannten sich Grafen de la Marche, des letzteren Sohn Ludwig Graf von Vendome † 1447.

Ludwigs Sohn war Johann † 1477, sein Enkel Franz † 1495, Grafen von Vendome. Franzens Sohn, Carl, wurde Herzog von Vendome und starb 1537 mit Hinterlassung eines Sohnes Anton, Vaters Heinrichs IV., der 1555 das Königreich Navarra erheirathete und 1562 mit Tode abging; sein 2. Sohn, Nahmens Ludwig, ist der Stammvater der jetzt dem Erlöschen nahen Linie Condé.

Als Heinrich der IV., das Idol der Franzosen, nach dem Tode des letzten Valois, 36 Jahre alt, im August 1589 das Recht zur Nachfolge auf den französischen Thron erhielt, überwand er seine meisten Widersacher, ward aus einem Reformirten wieder katholisch am 25. July 1593, gekrönt in Chartres am 27. Febr. 1594, er regierte nach der Maxime union et oubli. Dieser vortreffliche König endigte sein Leben, wie Heinrich der III. durch die Hand des Fanatikers Franz Ravaillac am 14. May 1610, in einem Alter von fast 57 Jahren, nachdem er beynahe 21 Jahre die königl. Würde bekleidet hatte. Jetzt nennt sich das Haus Bourbon: Die Nachkommen des heiligen Ludwigs und Heinrichs des IV. Alle Franzosen sprechen von ihrem Heinrich IV. mit der größten Verehrung. Sein Sohn und Nachfolger der

2) Bourbon war Ludwig der XIII., erst 9 Jahre alt, gekrönt im nähmlichen Jahre zu Reims, starb auch an einem 14. May, wie sein Vater, 1643. Sein Minister Richelieu spielte im 30jährigen Kriege die wichtigste Rolle. Sein ältester Sohn Ludwig XIV. erbte den Thron, der jüngere, Philipp ist Stammvater der Herzöge von Orleans letzter Linie — der jetzige duc d'Orleans Philipp ist geboren 1773, lebt gewöhnlich in Paris, führt den Titel kön. Hoheit und erfreut sich einer zahlreichen Familie.

3. Ludwig der XIV. wird König am 14. May 1643, nicht volle fünf Jahre alt, seine Krönung zu Reims ging erst nach 11 Jahren am 7. Juny 1654 vor sich. Die Vormundschaft leitete der staatskluge gewandte Mazarin, Ludwig der XIV. starb erst am 1. Sept. 1715, nachdem er 72 Jahre, länger als alle Monarchen dieser dritten Dynastie geherrscht hatte. Er überlebte seinen Sohn, den Dauphin, Louis, geb. 1661, † 1711, und seinen ältesten Enkel Louis geb. 1682, Dauphin 1711, † 1712. (Zögling des berühmten edlen Fenelon).

Sein jüngerer Enkel Philipp gelangte nach dem Aussterben der spanischen Habsburger zur königl. Spanischen Krone, und ist der Stammvater des jetzigen Königs von Spanien, des Königs von beyden Sicilien und des Herzogs von Lucca (künftig Parma.)

4) Ludwig XV. Urenkel des vorigen wird König im Alter von 5 Jahren, gekrönt am 25. October 1722, er endigte sein Leben am 10. May 1774. Unter ihm kam zwischen Österreich und Frankreich die in jeder Hinsicht wichtige Verbindung zu Stande. — Sein Sohn Ludwig Dauphin geb. 1729 starb schon Ende 1765 hinterließ jedoch 3 Söhne, welche sämmtlich Könige von Frankreich wurden, und zwar zuerst der älteste Sohn des Dauphins, der

5) Bourbon der unglückliche König Ludwig XVI. (le roi martyr). Die Gräuel der französischen Revolution sind jedermann bekannt genug. Er wurde 1754 geboren, folgte seinem Großvater Ludwig dem XV. im May 1774, alt 20 Jahre, wurde am 11. Juny 1775 vorbey nahe 50 Jahren zu Reims gekrönt, fiel hingerichtet am 21. Januar 1793 alt 39, König 19 Jahre.

6) Sein Sohn Ludwig der XVII. geboren im März 1785 wurde von den Revolutionären gefangen gehalten, und starb am 8. Juny 1795.

7) Ludwig der XVIII. (Stanislaus Franz) der zweyte Sohn des 1765 verstorbenen Dauphins Ludwig geb. im Novemb. 1755, folgte seinem Neffen im Alter von 40 Jahren, gelangte zum Throne nach Napoleons Abdication Anfangs April 1814, wurde nicht gekrönt, und starb im Jahre 1824 am 16. September, in einem Alter von fast 69 Jahren, regierte de jure, über 29 und de facto 10 Jahre. —

(Der Beschluß folgt.)

Überblick des dritten französischen Regentenhauses von J. G. Lamatsch (1825.)

* Hugo Capet † 996.

* Robert der H. † 1031.

* Heinrich der I. † 1060. — Robert Stammvater von Portugal.

* Philipp der I. † 1108.

* Louis der VI. † 1137.

* Louis der VII. † 1180.

* Philipp II. August † 1223.

* Louis der VIII. † 1226.

* Louis der IX. der Heil. † 1270. — Carl von Anjou König beyder Sizilien.

* Philipp der III. † 1285. — Robert von Clermont-Bourbon. 1317.

* Philipp der IV. † 1314. — Carl Graf von Valois St. II. St. — Ludwig Herzog von Bourbon † 1341.

* Louis X. † 1316. * Philipp V. † 1322. * Carl IV. † 1328. — ** Philipp der VI. † 1350. — Jakob Graf de la Marche † 1361.

** Johann † 1364. zu London. — Johann de la Marche † 1393.

** Carl V. † 1380. — Philipp Stifter des letzten Hauses Burgund. — Louis Graf von Vendome † 1447.

** Carl der VI. † 1422. — Louis duc d'Orleans † erm. 1407. — Johann von Vendome † 1477.

** Carl der VII. † 1461. — Carl d'Orleans † 1465. — Jean d'Angoul. † 1467. — Franz von Vendome † 1495.

** Louis der XI. † 1483. — ** Louis XII. † 1. Jan. 1515. — Carl d'Angoul. † 1496. — Carl duc de Vendome † 1537.

** Carl der VIII. † 1497. — ** Franz der I. † 1547. — Anton duc, w. Kön. v. Navarra † 1562.

** Heinrich der II. † 1559. — *** Heinrich d. IV, Kön. v. Frankreich 1589. † 1610.

** Franz II. † 1560. ** Carl IX. † 1574. ** Heinrich d. III. † 1589. — *** Louis der XIII. † 1643. Von ihm alle Zweige.

*** Louis der XIV. † 1715. — Philipp Stammvater des jetzigen Hauses Orleans.

Louis Dauphin starb vor dem Vater 1711.

Louis Dauphin seit 1711. † vor dem Großvater 1712. — Philipp duc d'Anjou Stammv. d. Hauses Spanien, Sizilien, Lucca.

*** Louis XV. † 1774. überlebte seinen Sohn.

Louis Dauphin † 1765.

*** Louis der XVI. † 1793. — *** Louis der XVIII. † 1824. — *** Carl der X. jetzt regierender König von Frankreich.

*** Louis der XVII. † 1795.

Mit diesem Monath geht sowohl die viertel- wie auch halbjährige Pränumeration dieser Zeitschrift zu Ende. Der Verleger ersucht die neuen Bestellungen bald möglichst zu machen, um die Auflage darnach bestimmen zu können.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 22. und Freytag den 24. Juny 1825.

(74 und 75)

Die Dampfkanonen.

So viel man auch bisher über die Kraft und Gewalt des Dampfes, und über seine Wirkungen gesagt und geschrieben haben mag, so groß und bedeutend auch bereits der Nutzen ist, den man bey der Bereitung der Maschinen und in den Manufacturen und Künsten dadurch erzielt hat, so ist die neueste Erfindung Perkins doch nichts desto weniger bewunderungswürdig, selbst in einem Zeitraume, wo das menschliche Genie den Gipfel der natürlichen Forschungslinie erreicht zu haben scheint. Wir haben ganz vor Kurzem Gelegenheit gehabt, in der Manufactur des so eben Genannten, im Regents-Park, das außerordentliche Instrument zu sehen, das von seinem Erfinder eine „Dampfkanone" genannt wird.

Der Mechanismus besteht ganz einfach darin, in den Auffangsbehälter irgend einer Dampfmaschine ein Kanonenrohr zu befestigen, an den zwey Röhren angeschraubt werden, durch welche in das Innere der Kanone eine gewisse Zahl von Kugeln rollt, die von dort, mit Hülfe des Dampfes, eine nach der andern, und zwar zwischen vier- und fünfhundert in einer Minute, abgeschossen werden. Die Stärke vom Drucke des Dampfs, der, indem er dem Behälter entströmt, die Kugeln hinaustreibt, ist ungefähr von siebenhundert Pfund für jeden Quadratzoll. Eine Flintenkugel, die durch eine solche impulsive Gewalt, auf die Entfernung von hundert Fuß von der Kanone, gegen eine Eisenplatte geschleudert wird, flacht sich an derselben vollkommen ab. Wenn aber die Gewalt von achthundert und vierzig Pfund für jeden Quadratzoll ist, so zersplittert die Kugel dergestalt, daß man kaum noch den kleinsten Splitter davon wieder aufzufinden vermag.

Die Kanone, deren man sich in Perkins Manufactur zu diesem Gebrauche bediente, stand durch die Mauer hindurch mit der Dampfmaschine in Verbindung, und konnte weder des Raums, noch der Lokalität wegen, anders aufgestellt werden, weßhalb auch die ganze Einrichtung keiner besondern Modifikation, weder in der Gewalt noch in der Wirkung unterworfen werden kann. Aber wenn, was wohl kaum noch zweifelhaft ist, diese neue Erfindung zum Kriegsgebrauch anwendbar gemacht werden sollte, so würde es ein Leichtes seyn, eine ambulante Dampfmaschine damit in Verbindung zu setzen, deren Umfang vermindert, auf eben dieselbe Weise und mit einer noch größern Schnelligkeit gebraucht werden kann, als ein gewöhnliches Feldstück. Der Kostenaufwand würde dafür im Vergleiche sehr mäßig seyn.

Perkins beschäftigt sich eben jetzt mit der Anfertigung eines Vierpfünders, der leicht mit zwey Pferden wird fortgeschafft werden können. Das Publicum wird in Kurzem das Verdienst dieser Erfindung zu beurtheilen im Stande seyn. Was man indeß auf keinen Fall bezweifeln kann, das ist die Sicherheit des Resultats, von dem wir selbst Augenzeugen gewesen sind. Etwas Außerordentliches bey diesem Verfahren ist noch die große Ökonomie, die im Vergleiche mit der gegenwärtigen Bedienung der Artillerie dabey statt findet. Es ist erwiesen, daß bey dieser Dampfkanone ein Pfund Steinkohle denselben Effect macht, als vier Pfund Pulver, bey der gewöhnlichen Verfahrungsweise; das heißt, daß ein Pfund Steinkohle einen so hinlänglichen Dampf gibt, um mit gleicher Gewalt den Druck hervorzubringen, als vier Pfund Pulver.

Nach dem, was wir schon über die Art und Weise gesagt haben, mit welcher die Kugeln geschleudert werden, halten wir es für überflüssig, uns noch mehr über die Schnelligkeit auszudehnen; aber wir wollen hier noch einen andern Vortheil, im Bezug auf die arme Menschheit, andeuten. Es ist fast ganz unmöglich, daß man bey dieser Kanone je eine Explosion zu befürchten habe; denn je schneller die Schüsse auf einander folgen, um so mehr vermindert sich

ohne die geringste Gefahr hinweg. Die meisten der noch zu erbauenden Brücken dieser Art werden nur allein für Fußgänger bestimmt seyn, und die Überfahrten sollen dadurch künftighin unterdrückt werden. Man hat bereits bey der Moika den Anfang gemacht und wird dieß Vorhaben so schnell als möglich auszuführen suchen. — Die neue große Straße von Petersburg nach Moskau ist auf eine Strecke von 200 Werst bis Nowgorod, der Hauptstadt des Gouvernements dieses Nahmens, vollendet, und man arbeitet ohne Unterlaß an ihrer Fortsetzung. Die neuerbauten und noch zu erbauenden Brücken auf der ganzen Länge dieses Weges sind eines der Hauptmittel der Erleichterung und der Vortheile, welche dem Handel und den Reisenden dadurch zugesichert werden. Die Wirthshäuser, welche sowohl auf dieser Straße, als auf der von Riga erbauet worden, sind aus Stein und sehr schön. Sie sind immer mit allem Nothwendigen zum Bedarf und Gebrauch der Reisenden versehen. Die Regierung hat auch ähnliche Gebäude auf den Wegen in Weiß-Rußland errichten lassen. Zu Warschau, welches sich in den letzten Zeiten sehr vergrößert und verschönert hat, ist der Pallast der Finanz- und Schatzcommission erweitert und nach den Entwürfen des Architekten Corazzi ausgeschmückt worden. Die Gegend, die unter dem Nahmen Sandplatz bekannt ist, wird so eben in einen großen Exerzierplatz verwandelt.

Ueber Kalender und Kalendermacher.

Warum verzieht man den Mund zum Lachen, warum zuckt man mit den Achseln, wenn man von „Kalendermachern" reden hört? Das kommt daher, weil die Verfasser dieser eben so nothwendigen als nützlichen Hausbücher meistentheils ungebildete Menschen sind, die um eines kärglichen Gewinnstes willen das ungereimteste Zeug zusammentragen. Daher kommt es, daß man bis jetzt noch nicht recht begriffen zu haben scheint, was ein Kalender eigentlich ist und seyn soll, obgleich gelehrte Männer aller Art und Wissenschaft, Doctoren der Kirche, ja selbst Könige, Kaiser und Päpste sich die Mühe gegeben haben, ihn so viel als möglich zu verbessern.

Als Julius Cäsar seine Kalenderreformation vornahm, ermangelte Cicero nicht, sich darüber lustig zu machen. Einer seiner Freunde sagte ihm nähmlich: daß die Leyer am nächsten Morgen untergehen werde, Cras Lyra occidit; worauf der Philosoph erwiederte, nempe ex edicto; ja, nach der neuen Verordnung. Dieser Spaß war wahrlich seines Urhebers nicht werth, und er erinnerte sich wahrscheinlich nicht mehr, daß er den Aratus übersetzt hatte, und daß er selbst ein Anhänger von Nicetas System war. Man weiß überdem zur Genüge, daß Cicero manchmahl nicht allein ein Spaß- sondern vielmehr ein Spottvogel war, der einem Bonmot selbst die gesunde Vernunft zum Opfer darzubringen im Stande war. Er wußte recht gut, daß nicht Cäsar, sondern der berühmte Astronom Sossigenes von Alexandria, diese Kalenderverbesserung vorgenommen hatte. — Marcus Antonius, einer der Consuln in demselben Jahre, wo Cäsar ermordet wurde, brachte es beym Senat so weit, daß durch ein Decret der Nahme des Monaths Quintilis in Julius verwandelt wurde. Späterhin staltete die Unterwürfigkeit des römischen Volks den Nahmen des Monaths Sextilis in Augustus um, welchen Octavianus, bey seiner Thronbesteigung, sich beygelegt hatte und damit er dem Julius nicht nachstehe, welcher 31 Tage zählte, raubte man dem Februar noch einen Tag, um ihn dem neuen Monath beyzulegen, wodurch die unförmliche Berechnung von 28 und 29 Tagen für den Hornung entstand, welche man längst abgestellt haben sollte. Aber wenn einmahl irgend eine Gewohnheit Wurzel geschlagen hat, sie sey auch noch so ungereimt, so wird es dem Menschen schwer, sich davon zu entwöhnen.

Calligula legte, zu Ehren seines Vaters Germanicus, diesen Nahmen dem September bey. Indeß war diese Veränderung nur von sehr kurzer Dauer. Eine Verordnung des Senats verwandelte gleichfalls den Nahmen des Monaths April in Nero; aber Niemand dachte nach dem Tode dieses Ungeheuers mehr daran. Man versuchte gleichfalls den May in Claudius und den Juny in Germanicus zu verwandeln und Domitianus begehrte, daß man den September Germanicus und den October Domitianus nennen solle; aber alle metamorphosirten Monathe nahmen nach seinem Tode, wieder ihre frühern Nahmen an. Der August nannte sich, während einiger Zeit, auch Commodus.

Was die Kalendermacher am meisten lächerlich gemacht hat, das sind ihre Vorherbestimmungen über Zeit und Witterung, welche sie nach den Regeln der Astrologie zu berechnen vorgaben, und wodurch sie doch allein nur ihre ganze Unwissenheit an den Tag legten. Daher kommt es auch, daß man fast sprichwörtlich sagt: „er lügt wie ein Kalendermacher." Jacob Sylvius, einer der berühmtesten französischen Ärzte des sechszehnten Jahrhunderts (geboren 1478 zu Amiens und gestorben 1555 zu Paris), war als gründlicher Astrolog dermaßen bey Hof und Stadt bekannt, daß man an seine Prophezeihungen fast eben so fest, als an die Lehren des Evangeliums glaubte. Aber Sylvius hatte zu viel Verstand, um sich nicht selbst über seine Voraussagungen lustig zu machen, und er äußerte oft gegen seinen Freund Turnebus „daß er sich dabey eben keine sonderliche Mühe

gebe, sondern, nach Laune und Behagen, meistentheils immer das Gegentheil von dem zu sagen pflege, was die gemeinen Kalendermacher für das ganze Jahr voraus bestimmt hatten."

Aber jene unwissenden Menschen begnügten sich nicht allein damit, das Wetter vorher zu bestimmen, sondern sie unterstanden sich dasselbe auch für alle Begebenheiten des menschlichen Lebens, alle Kriege, Verschwörungen, Revolutionen, den Tod der Könige, Fürsten und anderer angesehenen Personen. Sie erfanden gute und böse Tage und eine Menge alberner und höchst schädlicher Nichtswürdigkeiten, wodurch die Dummheit beym Volke erhalten, der Aberglaube genährt und selbst das Leben vieler Unglücklichen, welche blindlings den Rathschlägen und Fingerzeigen jener Schwachköpfe folgten, zum Opfer gebracht wurde. Es wäre zu wünschen, daß alle diese Verbreiter des Unsinns das Loos eines gewissen Noel Leo Morgard theilen müßten, der in seinem Kalender für 1614 den Tod des Königs von Frankreich vorausgesagt hatte, und den man, zur Belohnung dafür, auf die Galeeren schickte.

Wenn von ungefähr eine von jenen tausend Vorherbestimmungen in Erfüllung ging, so schrie man Wunder und der Pöbel, der es nicht besser verlangt, als daß man ihm recht viel in die Augen streue und ihn recht derb über's Ohr haue, fiel mit verdoppelter Gier über jene Erzeugnisse der Beschränktheit und des Betrugs her, deren Inhalt ihm ein thierisches Erstaunen abzugewinnen im Stande war. Eine der auffallendsten Prophezeihungen, welche wirklich eingetroffen ist, befindet sich in einem Londoner Kalender, für das Jahr 1688, in welchem die Entthronung Jakobs II. vorausgesagt wurde; aber dieser Umstand ist mehr als eine Speculation auf die Wahrscheinlichkeit der Zeitereignisse, oder als eine Insinuation von Seiten der Revolutionärs, welche das Volk auf diesen Act ihrer Politik vorbereiten, und ihm denselben als eine unumgänglich stattfindenmüssende Begebenheit darstellen wollten, als auf astrologischen Berechnungen beruhend, zu betrachten.

Auf jeden Fall waren dergleichen Vorherbestimmungen jederzeit sehr gefährlich. Man ersieht aus den „Denkwürdigkeiten des Herzogs von Orleans", welche 1683 erschienen, daß ein gewisser Arzt, Nahmens du Val, zu den Galeeren verurtheilt wurde, weil er sich unterfangen hatte, in dem Cabinete des Königs Ludwig XII. ein Billet niederzulegen, in welchem er das Ableben dieses Monarchen vor den Hundstagen des Jahres 1631 bestimmte. Bey den Alten waren dergleichen Dummheiten bey Leibes- und Lebensstrafe verbothen. Mehrere jener Propheten büßten ihre Albernheiten auf solche Weise ab. „Valens Imperator sub uno proloquio jussit occidi omnes, qui de suo successore spiritus consuluerant, nec modo qui consuluerant, sed omnes, qui aliquid ea de re inaudierant, nec ad se detulerant." Der Kaiser Julianus Didius ließ alle diejenigen lebendig verbrennen, welche bey den Wahrsagern sich Raths über ihr und sein Leben erhohlten: „Capitale est de salute Principis, vel de summa Reipublicae respondere aut consulere." Tertullian meint, nicht mit Unrecht, da diese Art von Prophezeihungen meistentheils nur den Zweck habe, Unruhen und Verschwörungen zu stiften, oder auf irgend eine Weise die öffentliche Ruhe zu stören: „Cui enim opus perscrutari super Caesaris salute, nisi a quo aliquid adversus illum cogitatur vel optatur, aut post illum speratur? non enim ea mente de caris consulitur, qua de dominis."

Der erste und älteste christliche Kalender, den man kennt, ist der unterm Papst S. Julius (erwählt im Jahr 337) erschienene. Er ist in zwey Theile geschieden, von denen der erste „Depositio Episcoporum" und der zweyte „Depositio Martyrum" betitelt ist. Der zweyte Kalender vom Jahre 448 ist vom Polemäus Sylvius, und dem Bischof S. Eucherius von Lyon gewidmet. Der dritte ist der Kirche von Karthago, um das Jahr 483. Der vierte ist der der äthiopischen und koptischen Kirche. Der fünfte ist der syrische, der sechste der moskovitische und der siebente der der Kirche von Arras. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts kam zu Augsburg ein Kalender heraus, den Beckius im Jahre 1687 unter dem Titel: „Martyrologium Ecclesiae germanicae" aufs neue hat abdrucken lassen. Des alten „mosarabischen Kalenders", der um dieselbe Zeit erschien, bedient man sich jetzt noch in einigen Kirchen zu Toledo. Der ambrosianische Kalender zu Mayland und diejenigen der englischen Kirchen, vor der Trennung, unterscheiden sich nicht besonders von denen der übrigen abendländischen Kirchen. — Nach den Kalendern folgten die „Martyrologen", die fast dasselbe waren, ausgenommen, daß sie noch einen Auszug aus dem Leben der Heiligen enthielten. Die ersten dieser Art sind von Eusebius, S. Hieronymus, Theodoret, Sozomenes, Procop, Cassius, Victor de Vita, St. Gregorius M., St. Gregorius von Tours, Bede, S. Eulog von Korduа, Florus von Lyon u. A. — Alle diese Werke existirten natürlicherweise nur in Handschriften und wurden von den Mönchen mühsam kopirt; man bediente sich der Xilographie in Ermangelung der Typographie.

Die Athenienser unterdrückten den zweyten Juny, wegen dem Zwist der Minerva und Neptuns. Der römische Senat verboth jegliches Unternehmen am 18. July, wegen der Schlachten von Cremera und Allia. Numa bezeich-

nete, durch ein Dekret, die glücklichen und die unglücklichen Tage. Eben so wurde der 15. März ein unglücklicher Tag, weil Cäsar an demselben ermordet worden war. Die Ehen im Monathe May wurden für unglücklich gehalten, und dieser Aberglaube dauert heutigen Tages noch bey der niedrigen Volksclasse in Languedoc fort. Die ägyptischen Könige hielten, nach Plutarchs Äußerung im Isides und Osirides, den dritten Tag in jeder Woche für sehr unheilbringend. — Im Gegensatze der unglücklichen hatte man auch mehrere ausgezeichnet glückliche Tage. Zu Rom waren als solche bekannt: der Gründungstag der Stadt, der der Belagerungsaufhebung Porsennas, der von Cäsars Adoption und andere. Carl V. hielt den 24. Februar für glücklich, Soliman II. den 29. August und Heinrich III. von Frankreich den Pfingsttag. —

Leider ist der Aberglaube eine Art von Erbsünde des Menschengeschlechts. Die Großen wie die Kleinen hingen oft nur zu unbedingt an ihm und alle Fürsten gleichen nicht dem philosophischen Alexander, der zu den mazedonischen Königen, welche sich weigerten, im unglücklichen Juny zu Felde zu ziehen, sagte: „nun denn, so soll der Juny der zweyte Maymonath seyn." Hipokrates meint: „daß die Träume des Himmels und die Gestirne der Nacht, durch die Oneirologie ihre wahre Auslegung erhalten und auf verschiedene Umstände des Lebens anwendbar gemacht werden können." Galianus hat alle seine Träume aufgezeichnet. Er sagt darin, daß es ein unumstößliches Todeszeichen ist, wenn man träumend einen fallenden Stern oder einen zerbrochenen Wagen sieht. Artemidorus und Achmetes glaubten steif und fest an die weissagende Macht der Träume." Aufgeklärter in dieser Hinsicht waren Epikur, Metodorus, Zenophanes, Aristoteles und Cicero, welche sie als Chimären betrachten. Fortunius Licetus meint dasselbe. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab Johann Georg Kulm zu Breslau ein eben so interessantes als merkwürdiges Buch, über die Träume, unter dem Titel: „Oneirologia sive tractatio physiologico-therotica; de somniis etc. 1703 in 4. von 132 Seiten", heraus. Er meint darin, daß man den Gesundheitszustand der Menschen besser aus ihren Träumen beurtheilen könnte, als dadurch, daß man die Nase in ihren Harn steckt. Pascal sagt, im 31. Kapitel seiner Gedanken: daß ein beständiger Traum in Wirklichkeit vorhanden ist.

Die Träume spielen selbst im Alterthum eine bedeutende Rolle. Wir gedenken nur der Gesichte Abimelechs, Abrahams, Jakobs, Josephs, Nebukadnezars und S. Josephs. Indessen ist der Glaube an diese nächtliche Beschäftigungen des Geistes in den fünf Büchern Moses zur Gnüge gerügt und verbothen. Wir würden sobald nicht endigen, wenn wir alle die Beyspiele über Träume und Träumereyen der Menschen anführen wollten, welche die Geschichte uns darbiethet. Nur zwey der merkwürdigsten theilen wir hier mit, eben weil sie die kürzesten sind. Galilei träumte, daß der Dom zu Pisa in Flammen stehe, und er brannte in derselben Nacht, wirklich ab. Petrarca träumte, daß Laura sterbe, und sie starb in derselben Nacht.

Ueber die Trauer bey den Alten und Neuern.

Die Ägyptier kleideten sich während der Trauerzeit gelb, und die Äthiopier grau. Zu Rom und Sparta war die Tracht der Männer schwarz, und die der Frauen weiß, welche letztere auch in Kastilien bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beybehalten wurde. In China und Siam ist heut zu Tage noch Weiß die Trauerfarbe. In der Türkey trägt man Blau oder Violet, und in Deutschland, so wie fast in ganz Europa und dem größten Theile von Amerika, Schwarz.

Diese Verschiedenheit der Farben ist nicht die bloße Wirkung einer Laune. Jedes Volk, jedes Jahrhundert verbindet eine besondere Idee mit der Farbe, die es zum Zeugen seiner schmerzlichsten Empfindungen sich erwählte. Die Einen sahen im Gelb das fallende Laub und die Verwelkung des Körpers, die Andern im Blau ein Bildniß der himmlischen Wohnungen, in welche die Seele des Gerechten eingeführt werden soll. Das Grau erinnerte Diese an den Staub, aus dem der Mensch geformt ist, und zu dem er wieder zurückkehren muß. Das Violete, eine Zwischenfarbe von blau und schwarz, bezeichnet bey Jenen ihre Hoffnung und ihre Trauer. Das Weiß bey den Chinesen, die die Seelen der Verstorbenen in Schutzgeister der Lebenden verwandelt glauben, ist bey ihnen ein Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit; bey den Weibern Griechenlands und Roms war es das Zeichen der Verzweiflung, so wie bey den Männern das Schwarz ein Sinnbild ihres Glaubens: des Hinabsteigens in eine ewige Nacht, war. Der Anblick jeglicher Farbe kann eine traurige Erinnerung erregen, wenn man sie damit zu verbinden gewohnt ist, aber das Schwarz scheint dazu ein gewisses Privilegium zu haben; das Schwarz ist die Trauer selbst.

Die Morgenländer schnitten sich, zur Bezeugung ihrer Trauer, die Haare ab. Derselbe Gebrauch fand auch bey den Griechen statt. Die erste Handlung der kindlichen Liebe Orest's, nach seiner Rückkehr zu Argos, war, sich die Haare auf dem Grabe Agamemnons abzuschneiden. Die Römer

im Gegentheil, ließen sich während der Trauerzeit ihr Haupt- und Barthaar wachsen. Die Verschiedenheit dieser Gebräuche beweiset, daß jedes Volk seinen tiefen Schmerz durch ein, seinen Gewohnheiten durchaus entgegengesetztes Betragen, zu bezeugen suchte. Denn die Griechen trugen gewöhnlich ihr Haar und ihren Bart sehr lang und die Römer kurz, die Meisten schoren sich beständig den Bart.

Bey den Israeliten waren die Trauerbezeugungen noch viel auffallender. Starb einer ihrer Verwandten, so rauften sie sich nicht allein das Haar aus, sie zerschlugen sich auch das Gesicht, sie zerrissen ihre Kleider von oben bis unten, und erschienen im Sack und in der Asche. Wenn sie sich gezwungen sahen, die bey dieser Gelegenheit gesetzmäßigen Fasten zu unterbrechen, so nahmen sie ihr Mahl auf der Erde ein und schliefen auf derselben. Sie gingen barfuß, vermieden das Feuer, vernachlässigten ihren Bart und ihr Haar, wuschen sich nicht und ließen ihre Nägel wachsen. Die Trauer war bey ihnen eine wirkliche Buße, und ihr Körper hätte dergleichen Kasteyungen nicht lange ertragen können, wenn das Gesetz nicht selbst ihre Dauer bestimmt und abgekürzt hätte. Die gewöhnliche Trauerzeit war sieben Tage lang: luctus mortui septem dies, sagt Jesus Sirach K. 22. V. 13. Er räth sogar an, sie auf zwey Tage zu beschränken, damit man nicht in Armuth gerathe: fac luctum secundum meritum ejus uno die vel duobus, propter detractionem. Er meint, das sey genug; denn, fügt er hinzu: die Traurigkeit beschleunigt den Tod, und die Betrübniß des Herzens erstickt die Kraft und schwächt die Vernunft (a tristitia enim festinat mors et cooperit virtutem, et tristitia cordis flectit cervicem.) — Beweint mäßig den Todten, sagt er, denn er ruht aus (modicum plora super mortuum quoniam requievit). — Das Volk betrauert den Tod Sauls, der Judith und Herodes des Großen, sieben Tage lang. Moses und Aaron wurden dreyßig Tage lang betrauert; aber dieser Fall hat sich nie mehr erneuert. Flavian Joseph, in seinen „judäischen Antiquitäten" äußert, daß sieben Tage mehr als genügend seyen, seine nächsten Verwandten und seine liebsten Freunde zu betrauern.

Die Römer waren dieser Meinung nicht. Ihre Trauer dauerte zehn Monathe lang. Während dieser Zeit konnte sich eine Witwe nicht wieder verheirathen, ohne für ehrlos gehalten zu werden. Ein unter drey Jahren verstorbenes Kind wurde nicht betrauert; aber von diesem Alter bis zum zehnten wurde die Trauer so viele Monathe getragen, als das Kind Jahre gelebt hatte. Manchmahl wurde die Dauer der Trauerzeit durch ein Dekret des Senats abgekürzt und nach der Schlacht bey Canea wurden sie auf dreyßig Tage bestimmt. Die Republik wollte dadurch sowohl die Zeichen als die Erinnerungen ihrer Niederlage vernichten.

Bey den Neuern ist die Trauerzeit noch länger, als bey den Römern. In Frankreich betrauerte die Frau den Mann dreyzehn Monathe lang; aber der Mann die Frau nur während sechs Monathe. Früher war die Trauer der Witwen noch viel länger, und, obgleich zu kurz für eine Arthemisia, doch lang genug für gewisse Matronen, die wie die von Ephesus, am Grabe des Verschiedenen selbst ihre Tröster finden. Die alten Germanier waren in dieser Hinsicht ein wenig ungalant, denn sie beweinten ihre Gattinnen nie, von denen sie verlangten beweint zu werden. Sie begnügten sich damit, sie niemahls zu vergessen. Feminis lugere honestum est, viris meminisse, sagt Tacitus (de moribus Germanorum).

Erste amerikanische Colonie in Afrika.

Der Meinung der aufgeklärten Männer in den vereinigten Staaten von Nordamerika nach, ist der Theil der Bevölkerung derselben, der aus schwarzen und farbigen Menschen besteht, ein politischer Aussatz, der dem Wohlseyn dieser großen Republik nicht nur hinderlich, sondern bis auf einen gewissen Punct der Verbreitung einer allgemeinen Opulenz nachtheilig ist, die sonst von allen übrigen Anstalten begünstigt wird. Die Duldung der Sclaverey ist mehr als Unsinn, bey einer Nation, die alle Menschen als vollkommen gleich betrachtet, die den Nutzen der Arbeit kennt und ehrt, bey der alle politischen Vollmachten vom Volke herrühren, und keinen andern Zweck, als den des allgemeinen Besten haben. Aber ohne über diesen Gegenstand in irgend eine politische Erläuterung uns einzulassen; beschränken wir uns allein auf die Bemerkung eines amerikanischen Werks (the Christian Spectator,) wo man die Bevölkerung, die Industrie und die Wichtigkeit der nördlichen Staaten (der Union), die die Sclaverey abgeschafft haben, mit den Schwächen der südlichen vergleicht, in der sie noch fortbesteht. „Was würden", sagt der Verfasser, „unsere schön bebauten Felder, unsere reichen Dörfer, unsere belebten Manufacturen werden, wenn sie Leibeigenen unter die Hände fielen, und wenn auch hier Alles nach dem dort gebräuchlichen System betrieben werden müßte? Und was könnte nicht, im Gegentheil, Virginien werden, wenn es statt seiner 425,000 Neger eben so viel freye, kräftige Landwirthe, gleich denen der Staaten von New-York und Massachuset, hätte?"

Der leidende Zustand eines Theils der Bewohner eines Landes ist nur allein dazu geeignet, heimliche Gährun-

gen zu veranlassen, und endlich öffentliche Ausbrüche herbeyzuführen. Man denke sich nun die Lage der schwarzen und farbigen Menschen in den vereinigten Staaten. Umsonst wird ihnen eine jede Laufbahn durch die zweckmäßigsten und freysinnigsten Anstalten eröffnet, sie können nie zu den ehrenvollen Stellen in der Gesellschaft gelangen. Von seiner frühesten Jugend an ist der Farbige ein Gegenstand des Gespöttes seiner Schulkameraden. Er fühlt sich herabgewürdigt ehe er begreifen kann, warum, und bestraft, ohne sich schuldig zu wissen. Der freye Neger fühlt, daß er derselben Menschengattung angehört, die noch in der Sclaverey schmachtet, und daß der Weiße sich nie in derselben befindet. Es ist unmöglich, daß der Mensch, den schon sein Gesicht der allgemeinen Verachtung aussetzt, sich dem gleichachte, den er von allen öffentlichen Ehren umringt sieht; oder wenn auch seine Seele dadurch nicht entwürdigt wird, so kann er sich einer gewissen Erbitterung gegen die Gesellschaft doch nicht erwehren.

Dieß ist die Lage des farbigen Einwohnertheils der vereinigten Staaten. Obgleich es jetzt nicht mehr erlaubt ist, neue Sclaven zu machen, obgleich die Zahl der ältern nach dem Gange der Natur und dem Wunsche der Gesetze, allmählig sich vermindern muß, so vermehrt sich doch eben darum dieser Theil der farbigen Bevölkerung jährlich um 35,000 Seelen.

Alle diese Betrachtungen bestimmten im Jahre 1817 mehrere treffliche Männer, zu Washington eine Gesellschaft zu bilden, deren Zweck und Bestreben dahin gehen sollte, auf der westlichen Küste von Afrika eine Colonie zu begründen und auszubilden, deren Bewohner vorzüglich aus freyen Negern und farbigen Menschen bestehen sollte, die, bereits an die Gewohnheit und Künste des zivilisirten Lebens gewöhnt, diese auch in jenen noch ganz wilden Gegenden verbreiten, und also mit der Zeit einen großen Staat bilden könnten. Mehrere solcher zivilisirten Colonien, auf der afrikanischen Küste, könnten den handeltreibenden Völkern unzuberechnende Vortheile eröffnen, und endlich diesen abscheulichen Menschenhandel abschaffen, der sich, der Aufklärung des Jahrhunderts und aller angewendeten Mühe zum Trotz, bis jetzt erhalten hat, und wenn auch heimlich, dennoch immerfort betrieben wird. Schon während einige Regierungen, denen es schwer wird, sich zur Höhe des gegenwärtigen Zeitraums zu erheben, auf der afrikanischen Küste nur allein darum mehrere Niederlassungen begründet haben, um den Sclavenhandel um so bequemer und um so eifriger betreiben zu können, hat England, im Gegensatze mehrere rein philanthropische Colonien (vorzüglich die zu Sierra Leona) gestiftet, die durch den besten Erfolg gekrönt worden sind, über den sich die Menschheit nicht anders als erfreuen kann.

Nach dem Muster dieses letztern ist nun der Plan der „amerikanischen Colonisations-Gesellschaft" entworfen worden. Aber es gehörte viel Ausdauer dazu, die ersten Schwierigkeiten zu besiegen. Man hat sich mit den wilden Eingebornen herumschlagen müssen, die noch nicht im Stande waren, ihr eigentliches Interesse zu begreifen; man hat außerdem noch jene Menschenclasse zu bekämpfen gehabt, die man leider überall findet, und die nicht im Stande ist, sich dem wahrhaft Guten und Edeln anzuschließen, sondern die es auch noch durch Verleumdung und alle die Winkelzüge zu verhindern sucht, deren sich gewöhnlich die Verworfenheit zur Erreichung ihrer niedrigen Zwecke zu bedienen pflegt; sie hatte endlich noch mit einem niedrigen Geschicke und mancherley Unfällen zu streiten, die man unmöglich vorher berechnen konnte. Aber sie hat endlich über alle diese Hindernisse triumphirt, und kann sich nun des Guten erfreuen, das sie begründet hat, so wie der Aussicht auf das, was sie mit Zuversicht von der Zukunft erwarten darf.

Die Gesellschaft schickte im Jahre 1817 zwey Beauftragte (Commissäre) nach Afrika, um einen zur Niederlassung günstigen Orte auszuforschen, Sie kehrten mit vortrefflichen Nachrichten, aber auch mit der traurigen Gewißheit zurück, daß, während die Philanthropie mühsam darauf hinarbeite, die Zahl der Sclaven zu vermindern: die Habsucht und der schmutzige Geiz nur um so thätiger sey, dieselbe zu vermehren. Das Gesetz der vereinigten Staaten verordnete, in der That die Confiskation der eingebrachten Neger; aber mehrere Staaten der Union verkauften sie sodann zum Vortheil des Staats, und die Unglücklichen blieben nichts desto weniger Sclaven nach wie vor. Daraus erfolgte natürlicherweise nur eine um so größere Neger-Importation, weil die, welche der Confiskation entgingen, die Sclavenhändler für die übrigen entschädigen mußten. Die Regierung beschloß dem zufolge, die Kolonisations-Entwürfe zu begünstigen, sowohl um einen Ruhepunct auf der Küste von Afrika zu haben, als auch um mehrere Schiffe zum Kreuzen dort zu stationiren, die sich sodann der Sclavenschiffe bemächtigen, und die befreyten Gefangenen auf der Küste aussetzen könnten.

Das Schiff „Elisabeth" ging, unter diesen Umständen, mit ungefähr achtzig farbigen Kolonisten, ab, unter der Leitung zweyer Beauftragten der Regierung, und eines Beauftragten der Kolonisations-Gesellschaft. Man schmeichelte sich, im Lande Bagroo sich etabliren zu können; aber mehrere unangenehme Zufälle nöthigten die Ankommenden, vorläufig auf einer niedrigen und höchst ungesunden Insel sich auszuschiffen. Während man beschäftigt war, mit den Eingebornen über den Ankauf eines Landstrichs zu unterhandeln, wurden die drey Beauftragten und einundzwanzig Kolonisten krank, und starben bald darauf. Unordnung und Verwirrung bemeisterte sich der Übrigen, so daß, als man 1821 neue Kommissäre nebst achtundzwanzig Kolonisten absendete, diese nur die Trümmer der ersten Niederlassung fanden, und da sie um keinen Preis irgend einen Landfleck erkaufen konnten, so waren sie genöthigt, in der englischen Kolonie von Sierra Leona ein Asyl zu suchen.

Während der Reisen zur Aufsuchung und zum Ankaufe eines schicklichen Lokals, starben noch zwey von den Beauftragten, aber einer von denen der Gesellschaft und einer der Regierung, die noch am Leben geblieben waren, brachten es endlich so weit, für dreyhundert Piaster, am Ufer eines schönen Flußes, nahe am Kap Mont-Serado, einen sehr geeigneten Erdstrich zu kaufen, der ziemlich ausgedehnt, erhaben, gesund, fruchtbar und mit einem guten natürlichen Hafen versehen war. Nach langen Unterhandlungen wurde der Vertrag abgeschlossen, ratifizirt und die Niederlassung begonnen. Aber die Verträge, die dem Lande zum Vor-

theil gereichen, sind nicht immer den Menschen angenehm, die vom Mißbrauche leben. Böse Rathgeber, unter denen sich auch mehrere Agenten der europäischen Sclavenhändler befanden, beredeten die Fürsten und Oberhäupter der benachbarten Länder, daß eine Colonie, wie die amerikanische, ihre Macht und ihren Vortheil bedrohe, und machten ihnen begreiflich, daß die Befestigung und Ausdehnung der Colonien unvermeidlich die Unterdrückung des Sclavenhandels nach sich ziehen würde. Die Colonisten waren also, in Folge der feindlichen Unternehmungen ihrer Nachbaren, genöthigt, diesen Erdfleck mit bewaffneter Hand zugleich zu bebauen und zu vertheidigen.

Bey allen diesen Schwierigkeiten brach, durch einen Zufall, Feuer im Magazin aus, und alle Provisionen, alle Mund- und Kriegsvorräthe und Kleidungsstücke, wurden ein Raub der Flammen. Die Lage der Colonie war fast verzweifelnd, und die benachbarten Horden bereiteten sich auf einen entscheidenden Angriff vor, der die Amerikaner auf einen Streich vernichten sollte. Glücklicherweise hatte die Gesellschaft, fast zu gleicher Zeit, ein Schiff mit neuen Provisionen und fünfunddreyßig neuen Colonisten von Baltimore abgeschickt. Außerdem befanden sich auch noch fünfzehn Neger an Bord, die man einem Sclavenhändler abgenommen hatte, und die gegen ihre Befreyer von Dank durchdrungen waren. Diese Expedition wurde von Ashmun befehligt, den seine Frau begleitete, und der im Nothfalle die oberste Leitung der Colonie übernehmen sollte. Er ließ einige Vertheidigungswerke erbauen, und hatte gegen Ende 1821 zwey Angriffe auszuhalten, wo er jedoch, mit Hülfe einiger Kanonen, beym ersten achthundert und beym zweyten fünfzehnhundert Feinde zurückschlug.

Ungeachtet dieser Vortheile und des Übergewichts der Civilisation über die Barbarey, war die Lage der Colonie doch keineswegs beruhigend, als ein englisches Schiff, die Cyane, die zur Unterstützung der Gesetze gegen den Sclavenhandel abgeschickt worden war, anlandete. Der Capitän und seine Mannschaft zeigte sich sehr eifrig bey der Befestigung der neuen Niederlassung. Sie waren den Amerikanern bey Erbauung eines Forts und eines Hauses, für den Agenten der Gesellschaft, sehr behülflich. Der Capitän Laing befand sich auf demselben Schiffe. Er war im Begriff, eine Reise ins Innere Afrika's zu unternehmen, und da er die Landessprache vollkommen verstand, so brachte er bald einen Waffenstillstand zuwege. Die Engländer ließen, bey ihrer Abreise, außerdem noch zwanzig von den Ihrigen zur Beschützung der Colonie zurück.

Im Jahre 1823 und 1824 kamen neue Colonisten an, und es hat sich zu Baltimore eine Handelsgesellschaft gegründet, deren Vorsatz es ist, eine regelmäßige Verbindung mit der Colonie zu unterhalten. Die Eingebornen scheinen ganz von ihren feindlichen Gesinnungen abgelassen zu haben, und haben einen Tauschhandel mit den Amerikanern begonnen, der beyden Theilen zum Vortheil gereicht. Der Boden ist so außerordentlich fruchtbar, daß man sich kaum einen Begriff davon zu machen im Stande ist. Das sind die Resultate, welche die Gesellschaft bis jetzt von ihrem Unternehmen gewonnen hat. Bereits kann man die Colonie des Kap Mont-Serado als einen vortrefflichen Ruhepunct, nicht nur für die Schiffe der amerikanischen Regierung, die in dieser Breite kreuzen, um den Sclavenhandel zu verhindern, sondern auch für die nach Indien und China gehenden oder zurückkehrenden Fahrzeuge betrachten. Man setzt für jetzt alle auf den, den Sclavenhandel betreibenden Fahrzeugen entdeckten Neger hier aus, wo sie sich in vollkommener Freyheit befinden.

In einer der letzten Versammlungen der afrikanischen Colonisations-Gesellschaft hat der General Harper den Vorschlag gemacht, diese Niederlassung, oder vielmehr den ganzen dazu gehörigen Landstrich Liberia, und die auf denselben so eben entstehende Stadt Monrovia zu nennen, was denn auch angenommen worden ist. Der erste dieser Nahmen erinnert zugleich an den Gegenstand und Zweck der Stiftung, und der zweyte ist eine Huldigung, die der Präsident der vereinigten Staaten, James Monroe, durch seinen Eifer, auch bey der Unterstützung dieses Unternehmens, verdient.

Fortsetzung dieses Archivs in der zweyten Jahreshälfte 1825.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 27. Juny 1825.

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahre 1823.

Von Franz Petter.

(Fortsetzung).

Unterhaltungen. Dieses Fach ist ziemlich karg bestellt. Es bestand in den Zeiten der Republik ein Theater, das ganz artig gewesen seyn soll, es wurde aber vor einigen Jahren sammt dem daran stossenden Militär-Verpflegsgebäude, in welchem ein Brand entstand ein Raub der Flammen, und wegen Mangel an Fond nicht mehr hergestellt. Im vorigen Winter bildete sich ein Unterhaltungs-Verein unter dem Nahmen Casino, an welchem die Honoratioren der Stadt, und die Beamten und Offiziere der Garnison Theil nahmen, dieses Casino war aber nur eine vorübergehende Erscheinung, denn es bestand nur einen Winter. Es ist überhaupt schwer in einer kleinen Stadt, wo die Honoratioren aus Menschen von ganz verschiedener Sinnesart bestehen, selbe zu einem gemeinsamen Unterhaltungszwecke zu vereinigen, denn der Einheimische, der Fremde, der Civilbeamte, der Militär, der Familienvater, der Unverehlichte, jeder hat verschiedene Lebensansichten und geht seinen eigenen Pfad. Die Unterhaltung der Einheimischen ist sehr beschränkt; die Eingebornen sind gewohnt, nach dem Mittagsessen sich dem Schlafe hinzugeben. Auf diese Siesta folgt gewöhnlich ein kleiner Spaziergang. Im Winter macht man sich gegenseitig Besuche. Da es hier keine Leihbibliotheken, kein Theater, keine Concerte, keine Declamatorien, keine Tagsbegebenheiten, keine Journale gibt, lauter Dinge, die, wenn sie in andern Städten auch nicht die Denkkräfte, doch wenigstens die Zungen in Thätigkeit setzen, so ist es natürlich, daß es bey der hiesigen Conversation mehr auf einen Zeitvertreib, als auf einen edlen Zeitgenuß abgesehen ist, und es ist nicht zu zweifeln, daß sich der esprit de conversation, zuweilen in einen esprit de medisance metomorphorsire. C'est par tout comme chez nous. Kaffehhäuser gibt es mehrere. Das besuchteste derselben ist das sogenannte Caffè grande dem Kreisamte gegenüber. Für den Sinnenreiz und den physischen Zeitgenuß hat der Eigenthümer gut gesorgt, denn man findet da spanische und französische und andere Weine, Billards, Schachbrette, sogar Bier und Gefrorenes. Das Eis dazu wird im Sommer eine Tagreise weit aus den Klüften der Bosnischen Berge gehohlt. Für den psychischen Zeitgenuß der Gäste aber ist wenig gedacht; außer dem Österreichischen Beobachter findet man kein anderes Blatt daselbst. Im Ganzen herrscht in Ragusa mehr Religiosität und Moralität, als ich in Städten von gleicher Größe in Italien wahrgenommen habe. Viele hiesige Bürger sind Schiffkapitaine, und treiben sich mehrere Jahre hindurch unter fernen Himmelsstrichen auf dem gefährlichen Elemente herum, ehe sie einmahl nach Hause kehren; und ungeachtet dessen soll man wenige Beyspiele von der Untreue ihrer zurückgelassenen Frauen kennen. Die Gesetze der Republik wachten streng über die Sittlichkeit. Ein Diebstahl ist ein seltenes Verbrechen, und alle die Gerüchte, welche ich vor meiner Hierherkunft im Vaterlande, über die Unsicherheit der Person und des Eigenthums vernommen hatte, sind durchaus ungegründet. Die Ursache, warum die Eingebornen in ihrer äußern und innern Lebensweise eine so große Zurückgezogenheit beobachten, ist nach meiner Meinung in den zerrütteten pecuniären Verhältnissen zu suchen, in welche die meisten ehemahls wohlhabenden Familien durch den unabwendbaren Drang der Zeitumstände gerathen sind. Die Ragusäer hatten keinen andern Erwerb als jenen der Schiffahrt. Sie baueten Schiffe, suchten Frachten, und fanden selbe, denn als brave erfahrne Seeleute hatten sie das öffentliche Zutrauen; so durchsegelten sie das Meer, und kehrten mit fremden Gelde bereichert nach Hause. Die Kapitalisten steckten ihre Fonds ausschluß-

fig in die Schiffe. Jede Dienstmagd, die ein paar Gulden ersparte, glaubte sie in eine Sparkasse zu legen, wenn sie selbe einem Schiffkapitain anvertraute. Nun wurde die Marine der Ragusäer, während der französischen Occupation vernichtet, und mit ihr stürzten alle Pfeiler ehemahligen Wohlstandes um. Bey der Besitznahme des Landes durch die Franzosen im Jahre 1806 zählte man 363 patentirte große Schiffe, (bastimenti quadri, oder a corso lungo). Nach Abzug derselben waren kaum 30 vorhanden; dem nackten Boden sind die Bedürfnisse des Landes nicht abzugewinnen. Auf die Verbesserung desselben, auf Industrie und Waarenhandel dachte man nicht, weil sich das Capital durch die Schifffahrt besser verzinste. Die Handelsbilanz kann daher nicht anders, als höchst passiv für Ragusa und sein Gebieth seyn. Zwar bauet man auch jetzt unter dem milden Einflusse der väterlichen österreichischen Regierung Schiffe, und viele derselben segeln im Archipel und in dem schwarzen Meere herum, aber es fehlt an Geld, um die Sache mit Erfolg zu betreiben. Ehemahls fiel der Gewinn von einem Schiffe Einem zu, jetzt wird er unter mehrere Interessenten getheilt. In dem Schicksale Ragusas erweist sich recht augenscheinlich, daß die Subsistenzmittel eines Volkes nur in seiner Industrie, und in der Productivität seines Bodens liegen. Auch über Österreichs herrliche Gefilde ist der eherne Gott des Krieges mit allen seinen Schrecken geschritten, auch dort dampften die Felder vom Blute erschlagener Menschen, auch dort haben die feindlichen Kugeln Wohnsitze des Friedens und des Wohlstandes zerstört, aber dadurch wurde nicht der Ruin einer ganzen Menschen-Generation herbeygeführt. Muthig ging der österreichische Bauer an den Pflug, der Industriant an den Webstuhl und Amboß. Die Fruchtbarkeit des Bodens lohnte den Schweiß seiner Mühe, der Absatz der Erzeugnisse lohnte den Fleiß seiner Hände. Keine verlassene Brandstätte erfüllt das Herz des Wanderers mit wehmüthigen Bildern jetzt des Krieges, und schöner, denn zuvor entstiegen die Häuser der Asche; die Wunden, welche der Krieg dem Österreicher schlug, sind, wenn auch nicht gänzlich vernarbt, doch nicht mehr schmerzlich; darum möchte ich mit Schiller im Wallenstein ausrufen.

Der Österreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach es zu lieben!

Wenn ich einen Blick auf die vielen Ruinen der Kirchen und Häuser werfe, welche seit dem Erdbeben von 1667 in den Gassen der Stadt zu schauen sind, so bringt sich mir die Meinung auf, daß schon dieses Unglück die Geldkräfte der Republik bedeutend erschöpft habe; denn sonst würde man ja die Häuser wieder gebauet haben, indem das Materiale vorhanden war, und zwar um so mehr, da der Umfang der Stadt so klein ist, daß es eigentlich gar keine andern Bauplätze gibt, als jene auf den Ruinen der eingestürzten Häuser, der größere Theil der Menschen zieht doch immer den Aufenthalt in der Stadt jenem in einer Vorstadt vor, und bauet lieber sein Haus in jener als in dieser. Bey diesem Erdbeben gingen auch die wichtigsten Handschriften und Urkunden zu Grunde, ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte dieses durch mehr als ein Jahrtausend von den Türken immerfort bedrohten, von den Venetianern immerfort beneideten kleinen Freystaates! Wahrscheinlich sind auch viele Kunstschätze dabey vernichtet worden; denn es ist nicht zu zweifeln, daß die ehemahls so reichen Ragusäer bey ihrem großen Verkehr mit Italien manche schöne Blüthe alter bildender Kunst an sich gebracht, oder während der Stürme, die jenes schöne Land Jahrhunderte hindurch erschütterten, über das Meer in ihre Mauern gerettet haben werden. Wie viele Alterthümer aus dem classischen Boden des alten Epidaurus und Salona, dieses alten dalmatischen Sagunt *) mögen die Gemächer der ragusäischen Kunstfreunde geschmückt haben!

(Der Beschluß folgt.)

Gallerie scenischer Künstler.

Dreyzehntes Bild.

Die Familie Pistor in Prag.

Die königliche ständische Bühne in Prag zählt in der achtbaren Familie Pistor — Vater, Mutter und 3 Töchter

*) Denselben Widerstand, welchen Scipio von den Carthagern, Hanibal von den Saguntern erfahren haben, leistete das Volk von Salona dem Octavius, einem Feldherrn des Pompejus, welcher die Stadt wegen ihrer Anhänglichkeit an die Parthey Cäsars züchtigen wollte. (45. J. v. Ch.) Als es am Schnüren zu Bogen fehlte, schnitten die Salonischen Frauen ihre Haare ab, und flochten Sehnen daraus, als man die Stadt zu übergeben dachte, kleideten sich dieselben Frauen als Furien, und brachten Verwirrung, und Schrecken in das Lager der Römer, so daß es den Männern leicht wurde, sie in die Flucht zu jagen. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts wurde Salona von den Gothen und Avaren zerstört. Heut zu Tage sind wenige Reste davon übrig.

— einen Theil ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, gleich schätzbar als Künstler, wie als liebenswerthe Menschen im geselligen Umgang. Carl Pistor, Sohn eines preußischen Staatsbeamten wurde zu Hamm, der Hauptstadt von Westphalens Mark geboren. Er war von seinen Ältern für den Stand des Gelehrten bestimmt, und mußte die hiezu erforderlichen Wissenschaften erlernen. Frühzeitig erlangte er diejenigen Kenntnisse, die ihn fähig machten, die Universität in Halle und einige Jahre später jene in Berlin zu besuchen. Auf beyden hatte er nur diejenigen Wissenschaften zum Hauptgegenstande seiner Studien gemacht, welche ihm auf der bestimmten Laufbahn förderlich seyn konnten, in welcher Hinsicht er mit Fleiß und Eifer dem Willen seiner Ältern nachzukommen strebte. Dabey unterließ er nicht seinen Geist mehrseitig auszubilden. Die Zaubermacht der Dichtkunst entzückte ihn. Mit Feuer und Leidenschaft las und studierte er die besten deutschen Dichter. Besonders ergriffen ihn die herrlichen Werke der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, der beyden ersten dramatischen Dichter ihrer Zeit, Schiller und Goethe. — In Berlin, war das Theater höchst vortrefflich besetzt, hier sah er zum ersten Mahle, die Werke Schillers, Goethes u. a. m. würdig dargestellt. Diese hohen Dichtungen, von einem Flek, Iffland, einer Unzelmann u. s. w. innig empfunden und im Geist des Dichters wiedergegeben, ergriffen seine Seele mächtig und was ihm vordem nur als Belustigung oder angenehme Kunst erschienen war, begeisterte ihn nun, schien ihm Zweck des Lebens. Eine solche Reihe von Künstlern, wie sie hier vereinigt war, erhöhte seine Meinung von der Kunst, belebte und bestimmte sein Gefühl für die Ausübung, welches bald in einen bestimmten Entschluß überging. Er verließ die ihm bestimmte Laufbahn und wir finden ihn 1804 als Mitglied der Hofschauspielergesellschaft zu Schwerin. Er machte rasche Fortschritte und seine Bildung des Geistes, wie seine Bildung der Sitten, erwarben ihm hier bald, so wie an allen andern Orten, wo er sein Talent entfalten durfte, die Achtung derjenigen, die ihn kennen lernten. Der rastlose Eifer, den besten dramatischen Künstlern Deutschlands nachzustreben, sich ihnen möglichst zu nähern, verdient die billige Würdigung seiner Zeitgenossen, und mit Recht darf er auf eine Stelle in der ehrenden Gesellschaft ächter Künstler Anspruch machen. Während seines Aufenthaltes in Schwerin heirathete er die Tochter eines angesehenen Mannes aus Hamburg, welche gleich ihm aus Neigung und im Einverständniß mit ihren Ältern dieselbe Laufbahn erwählt hatte. Ihre wohlgebildete Gestalt, ihr ausdrucksvolles Gesicht, und ihr vortreffliches Organ, gewannen ihr bald in dem Fach der jugendlichen Liebhaberinnen die Gunst des Publicums. Ein Engagements-Antrag, den das junge Ehepaar nach Bremen erhielt, führte sie zu einer Bühne, die ganz geeignet war, Talente zu bilden und zu erheben. Die Vorstellungen dieser Bühne zeichneten sich damahls durch ein gerundetes Zusammenspiel, durch Fleiß, und nicht selten durch meisterhafte Darstellungen aus. Sie stand unter Stadlers Leitung und besaß außer ihm die ehrenwerthen Künstler Burmeister, Vespermann, Hanff, Geiling, Gaßmann, die Damen Brede, Großmann u. s. w. Ihr erstes Auftreten als Friederike, und Anton in Ifflands Jägern, wurde sehr günstig aufgenommen, und diese Gunst wußten beyde durch 7 Jahre ihres dortigen Aufenthalts zu erhalten, zu erhöhen. Dem freundlichen traulichen Zusammenleben mit den, als Menschen und als Schriftsteller gleich achtungswerthen Männern, Franz Horn, Carl Giesebrecht und W. Müller, verdankten sie viele der herzlichsten Stunden, und gewiß trugen diese Männer zur Ausbildung ihrer Talente sehr viel bey. Frey, wahr und deutlich nannten diese Freunde ihre Fehler, doch eben so aufmerksam und herzlich äußerten sie ihre Freude über das Gelungene. Als Franz Horn, und Carl Giesebrecht nach Berlin berufen wurden, erhielt die Familie Pistor zugleich — denn eine kleine Tochter, Betty, hatte mir Glück die künftige Laufbahn in Kinderrollen eröffnet — eine Anstellung am Theater zu Braunschweig, welches unter der Direction des als dramatischer Schriftsteller und Bühnenführer rühmlich bekannten Dr. Klingemann stand. Sie nahm dieß Anerbiethen um so williger an, indem eines Theils durch die Trennung von ihren geliebten Freunden, Bremen viel des Angenehmen für sie verloren hatte, und andern Theils auch die Zeitumstände nachtheilig auf das Theater selbst einwirkten. Der französische Kaiser hatte Bremen in Besitz genommen, alle Verbindung mit England war aufgehoben, der Handel stockte, lag fast gänzlich darnieder, viele der besten Häuser stellten ihre Zahlungen ein, an Vergnügen war nicht zu denken, der Tempel Thaliens und Melpomenens stand verwaist, und seine Priester und Priesterinnen suchten in friedlicheren Gegenden Schutz und Pflege. Mit schmerzlichem Gefühl verließen Pistors eine Stadt, deren Bewohner ihnen in so vielen Jahren, unzählige Beweise von Liebe und Auszeichnung gegeben hatten. In Brauschweig gewannen die jungen Künstler durch ihre Antrittsrollen — sie als Maria Stuart, er als Mortimer — die Achtung des Publicums und die Direction bezeigte ihre Zufriedenheit. Wahrheit in der Darstellung, ohne die Überladung gezierter Manier zu empfangen. Nicht lange so erkannte man ihren Werth auch außer der Bühne, und die ersten Familien öffneten ihnen gastfrey ihre Wohnungen und zogen sie zu ihren trau-

lichen Familienzirkeln. Sie wurden dort bald heimisch. Das Braunschweiger Theater bereiste damahls auch Hanover, und dieser öftere Wechsel des Publicums hatte den wohlthätigsten Einfluß auf die fernere Ausbildung beyder Künstler. Denn das Vergnügen, was ein Künstler einem neuen Publicum gibt und von ihm empfängt, verhindert Einseitigkeit, verleihet frisches Blut, neue Ansichten, erhöhte Kraft. — Die kleine Betty hatte sich dem Publicum ebenfalls in mehreren Rollen empfohlen, und wurde bald der Liebling desselben. Als nach der Schlacht bey Leipzig die Franzosen aus Deutschland vertrieben wurden, die rechtmäßigen Herrscher wieder zum Besitz ihrer Länder gelangten, und die alte Ordnung der Dinge neu hergestellt war, da gedachte man auch der verwaisten Kunst, die bey längerer Dauer der drückenden Verhältniße wahrscheinlich ganz vom deutschen Boden wäre verdrängt worden. In Braunschweig und Hannover wurden stehende Bühnen errichtet, und die Familie Pistor für das königliche Hoftheater in Hannover gewonnen. Unter der Ober-Regie des Franz von Holbein wurde dem Vater Pistor die Regie des Schauspieles übertragen, und als späterhin v. Holbein, Prag mit Hannover vertauschte, wurde Pistor von der Committée des königlichen Hoftheaters an dessen Stelle ernannt, und ihm die Führung der Bühne anvertraut. Nachdem Holbein die Direction des königl. ständischen Theaters in Prag übernommen, wußte er die Familie Pistor, mit der er in Hannover durch viele Jahre in den freundlichsten Verhältnißen gelebt, für die hiesige Bühne zu gewinnen, und im November 1820 betrat Pistor zum ersten Mahle als Hugo, in Müllners Schuld diese Bühne. Jaromir in Grillparzers Ahnfrau, und Ferdinand in Kabale und Liebe waren seine beyden andern Debüt Rollen, in welchen er — obwohl sein erstes Erscheinen auf dem Prager Theater etwas Befremdendes haben mochte — dennoch mit Beyfall auftrat. Nach Wilhelmis Abgang von dieser Bühne zum k. k. Burgtheater in Wien, übernahm er das Fach der Intriguans und Characterrollen. Auch in diesen ist der Schauspieler von Talent und vielseitiger Bildung unverkennbar. Zu den gelungensten Rollen, die er in diesem Fach gegeben, gehören Rudolph in Hedwig von Körner, König Philipp im Carlos, Unbekannter in den Galeerensclaven, Kanzler Fleßel in den Mündeln, Wurm in Kabale und Liebe, Sekretair Allbrand in den Verläumdern, Jöran in Johann von Finnland, Paolo Manfrone im Bajard, Stepanoff in der Verschwörung auf Kamtschatka, Pizarro in Rollas Tod, Reimbrau in die Waise und der Mörder, Ezelino in Bianca de la Porta, Marchese di Sorrento im Bild von Houwald, Fabian in üble Laune von Kotzebue u. s. w. Die ersten Rollen, worin wir Madam Pistor sahen, waren die alte Frau v. Wertheim in der deutschen Hausfrau — (schon in Hannover hatte sie mehrere Rollen dieser Art mit Glück gegeben und war in Prag nun für dieß Fach engagirt) — und die Großmama im Schauspiel gleiches Nahmens von Ziegler. Sie gefiel in beyden sehr. — Bedeutendere Rollen, die sie späterhin gab, und mit Beyfall noch gibt, sind die Untersteuereinnehmerinn in den deutschen Kleinstädtern, die Nachbarin in: das war ich, alte Madam Freser im Fremden von Iffland, Frau Saaler im Herbsttag, Fräulein Ulrike in der üblen Laune, Madam Herz in Reue und Ersatz, Jungfer Jakobe Schmalheim in der Aussteuer, Frau Rose in Armuth und Edelsinn, Viarda in Präciosa u. s. w. Betty Pistor betrat die hiesige Bühne zuerst als Melita in Grillparzers Sapho, und erhielt allgemeinen Beyfall. Iffland, der Gastrollen in Bremen gab, fand großes Gefallen an dem kleinen Mädchen, so wie er die Ältern ehrenvoll auszeichnete. Betty mußte fast täglich bey ihm seyn, ihn auf seinen Spaziergängen begleiten und er selbst nahm sich die Mühe mehrere Rollen mit ihr durch zu gehen. Als die Ältern in Braunschweig engagirt waren, trug er ihnen eine Anstellung bey der Berliner Bühne an, welche sie jedoch, Familienverhältniße wegen ablehnen mußten. Auch der berühmte Schröder würdigte das kleine Mädchen seiner Aufmerksamkeit. Ihm ergötzte das natürliche und wahre Spiel der Kleinen, und einigemahl wurden auf sein Verlangen Vorstellungen gegeben, worin Betty besonders beschäftigt war. Nachdem der Herzog von Braunschweig in sein Land zurückgekehrt, wurde Betty erwählt, Sr. Durchlaucht in seiner Loge im Theater zu empfangen. Sie überreichte ihm einen Lorbeerkranz und sprach dazu ein kleines Gedicht, welches Dr. Klingemann zu diesem Zwecke gedichtet. Der Herzog war sichtbar ergriffen, empfing die Kleine gnädig und behielt sie den ganzen Abend bey sich und oft nachher, wenn sie ihm begegnete, redete er sie huldreich an, und erinnerte sich stets dieses Abends. Sie hatte als Mädchen von 12 Jahren ihre Ältern auf einer Kunstreise nach Hamburg begleitet und dort in den Rollen der Lassarilla in: die kleine Zigeunerinn von Kotzebue — Otto in die Schuld — Guido in: der Schutzgeist von Kotzebue u. a. m. die Aufmerksamkeit der Kenner erregt. Schon damahls wurde über dieß junge Talent in den Hamburger Originalien, ein Urtheil ausgesprochen, welches bey der jetzigen höhern Ausbildung dieser Künstlerinn zur Wahrheit geworden ist. Sie ist nun ein wahres Kleinod der Prager Bühne, und würde auch auf jedem deutschen Theater eine der Zierden derselben seyn, wenn anders der Einklang schöner Gestalt, melodischen Organs, Ausdrucks der Miene, edler Körper-Haltung und gefälligen Bewegung, wenn Geschmack im Anzug, Fleiß und Aufmerksamkeit für die

Wünsche des Publicums, tiefes Empfinden, Auffassen und das glücklichste Wiedergeben dramatischer Situationen, wenn die unbescholtenste Sittlichkeit, und beyspielwerthe Häuslichkeit, Menschen und Künstlerwerth ächt bestimmen können. Man kann im vollsten Sinne des Wortes keine ihrer Rollen ungelungen nennen. Als die bedeutendsten, worin sie sich besonders ausgezeichnet, müssen folgende genannt werden: Louise, in Kabale und Liebe. Julia, in Romeo und Julia. Hedwig, im Stück gleiches Nahmens. Jungfrau von Orleans. Gabriele, im Stück gleiches Nahmens. Emilia Galotti, Jerta in der Schuld. Natalie, in den Corsen. Eboli, im Carlos. Ophelia, im Hamlet. Thecla, im Wallenstein. Leonore, im Fiesko. Beatrice, in der Braut von Messina. Eboli, im Don Carlos. Minna von Barnhelm im Stück gleiches Nahmens. Madame Danville, in: die Schule der Alten. Victorinn in: die Waise und der Mörder. Julie, in der beschämten Eifersucht u. s. w. Mehrfach wurde ihrem Verdienste in Sonetten und kleinen Gedichten gehuldigt, deren keinem — ein gewiß seltener Fall — der Vorwurf der Übertreibung gemacht werden kann.

Josephine Pistor, Bettys jüngere Schwester, hat später als diese — erst als sie 12 Jahre alt war — den Entschluß gefaßt, ihr Talent für die Bühne zu versuchen, auf der sie durch eine sehr gefällige Körperform eine angenehme Erscheinung ist. Was sie auf unserer Bühne als Benjamin, als Hannchen im Figaro, Röschen in den Corsen in Ungarn, Henriette in der Erbschaft, Emilie in der unterbrochenen Whistpartie, Fatime, in den Kreuzfahrern u. s. w. nicht Ungelungenes geleistet hat, berechtigt zu guten Hoffnungen, welche unter der Leitung kunstvertrauter liebender Ältern und Schwestern in glückliche Erfüllung gehen müssen.

Minna Pistor, jetzt 9 Jahre alt, betrat vor 2 Jahren hier zum ersten Mahl die Bühne. Über das Spiel dieses Mädchens, welches der Liebling des Publicums geworden ist, läßt sich nur das, Betty Pistor gezollte Lob des Hamburger Beurtheilers wiederhohlen. Wenn ihr, bey einem so jungen Mädchen wirklich bewundernswerther Fleiß und Eifer nicht erkalten, was unter der Obhuth ihrer Ältern nicht zu besorgen ist, so wird sie einst als ausgezeichnete Künstlerinn ihrer ältesten Schwester gewiß gleich stehen. Rollen in denen sie sich eines allgemeinen Beyfalls erfreut sind: Hannchen, in der Erbschaft, Christel, im Witwer, Wilhelm, im Tell. Fritz, im Hahnenschlag, Julchen, im Räuschchen, Adolph, in den beyden Sergeanten, Mathilde, in Eins für Zehn. Otto, in der Schuld, Oskar, in Ein Uhr, Otto, in Johanna von Montfaucon, Sigmund, in Johanna von Finland u. s. w.

Möge sich diese achtbare Familie recht lange in unseren Mauern gefallen.

Die Kunstausstellung und Preisvertheilung an der Akademie patriotischer Kunstfreunde in Prag.

Die dießjährige Kunstausstellung, welche im Monathe März statt hatte, blieb in einiger Hinsicht, welche wohl das reine Ergebniß zufälliger Ursachen gewesen seyn mag, hinter der vorjährigen zurück. Mehrere unserer schätzbarsten Künstler und Schüler der Akademie Horzicka, Führich, Waldherr, Markofsky, Macheck u. a. (letztere zwey leider durch Krankheit verhindert) hatten nichts, oder höchst weniges, von ihnen Arbeiten, denen so oft verdientes Lob gespendet wurde, zur Kunstausstellung eingesendet. Die Ausstellung bestand in allem aus beyläufig 170 Stücken, worunter sich als Compositionen in Öhlgemählden folgende vorzüglich ausgezeichneten, Maria mit dem Kinde Jesu, von Franz Tkadlik, der heilige Christoph von Joseph Führich, Dido auf dem Scheiterhaufen, von Friedrich Amerling. Eine heilige Familie von 3 Figuren, Jesu, Maria und Joseph, von Franz Naderp. Landschaft mit einem Wasserfall, von Anton Manes. Landschaft nach der Natur; eine Gegend an der Eger bey Klösterle von demselben. Ansicht einer Gegend bey Prag von M. Trpezek. Blumen und Früchte, daneben ein Vogelnest, von L. G. Steinberg, Blumen in einem Glase, von der Altgräfinn von Salm geb. Gräfinn Pachta. Ein Blumenstrauß in einer vergoldeten Vase und ein Blumenkorb auf einer marmornen Balustrade von Knapp.

Unter den Zeichnungen waren die bemerkenswerthesten, Christus und die Samaritanerinn am Brunnen von Joseph Mreniak und von Wenzel Manes. Maria vor dem Kinde Jesu knieend, in einer Landschaft und Christus am Kreuze von Joseph Drda. Mehrere colorirte Zeichnungen von Ssemberа, Landschaftsentwürfe, Studien nach der Natur. Ein größerer und ein kleinerer Blumenstrauß, von seltenen Blumen zusammengesetzt (in Wasserfarben) von Josephine von Henricy geb. Freyin von Escherich.

Als Nachbildungen verdienten vieles Lob. Eine stehende Mutter Gottes mit dem Kinde, hoch getrieben in Silber, und eine schreitende weibliche Figur, nach dem Antiken in vergoldetem Metall von Ludwig Fortner. Abraham vor den drey Jünglingen knieend, Kopie einer Zeichnung des Akademie-Directors Bergler, nach Lorenz Ghiberti, von Simon Arkeles. Kopie in Öhl von Raphaels Madonna della Sedia, und einer lebensgroßen Madonna in halber Figur, nach einem unbekannten Meister, von Johann Gruß. Innere Ansichten von großen gothischen Kirchen, nach Ludwig Kohl, getuscht von Carl Haas. Ein Seesturm

nach Loutherburg, getuschte Zeichnungen von Thomas Hölzel. Brustbild der Magdalena, Kopie eines Gemähldes von Guido Reni in der fürstl. Colloredo-Mansfeldischen Gallerie, von Vincenz Mang. Jupiter und Ganymed, Kopie in Öhl eines Gemähldes von Wilhelm Böttner, von Joseph Mrmiak. Verschiedene Landschaften in Öhl, von August Piepenhagen. Landschaft nach Christian Brand in Öhl kopirt von der Altgräfinn von Salm geb. Gräfinn Pachta. Das Vehmgericht in einer gothischen Halle, nach Ludwig Kohl, in Öhl kopirt von Michael Schaar.

In Kupferstichen hatte Döbler das meiste Schätzbare geliefert. Im Steindruck Gareis und Quaiser. Eine sehr wohlgerathene Zeichnung von Waldherr war die Abbildung des sogenannten Leuchters, aus dem Tempel Salomons in der prager Metropolitankirche.

Unter den Portraiten waren folgende die gelungensten: Portrait Seiner Excellenz des Banus von Croatien, kommandirenden Generals in Böhmen, Grafen Ignatz Gyulay von Anton Bayer. Portrait des Altgrafen Franz von Salm-Reifferscheid, der Frau Altgräfinn von Salm, des Herrn Franz Palacky von Tkadlik, und des Herrn Oppelt von Joseph Quaißer.

Die Preisvertheilung wurde in der feyerlichen Sitzung der Gesellschaft am 31. May *) in Gegenwart eines zahlreich versammelten kunstsinnigen Publicums vorgenommen. Die Preise erhielten folgende Schüler der Akademie: Den ersten Preis in der Compositionsaufgabe, deren Gegenstand das Gespräch Jesu mit der Samaritanerinn nach Johannes Kap. 1. V. 1 — 29. war, erhielt Joseph Mrmiack, das Accessit Wenzel Manes. Den ersten auswärtigen Preis. Eine Grablegung nach Compi erhielt Simon Arteles, das Accessit Johann Haine und als Supplent Eduard Steinfeld.

Den 2. auswärtigen Preis: „Einen sitzenden Jupiter von Rottmayer erhielt Eduard Steinfeld, das Accessit Wilhelm Burde, Supplent des Accessit Vincenz Mang."

Den ersten Schulpreis: Zeichnung nach der antiken Gruppe des Laokoon, erhielt Carl Nord, das Accessit Franz Naderp, Supplent Ignatz Schmedla.

Den 2. Schulpreis: Zeichnung nach der antiken Büste des Ajax erhielt Gregor das Accessit Wilhelm Burde, Supplent Franz Schneider.

*) Im März des Jahres 1800 kam Director Bergler in Prag an; bald darauf wurde die Akademie eröffnet, es war demnach die heurige öffentliche Sitzung der Privatgesellschaft der patriotischen Kunstfreunde in Prag ein 25jähriges Jubelfest.

Den 3. Schulpreis: Copie auf eine Zeichnung des Director Berglers nach dem Basrelief des Lorenz Ghiberti an den Thoren der Taufkirche zu Florenz, einen schreibenden heil'gen Hieronymus vorstellend, erhielt Joseph Carpolmi, das Accessit Gregor Greger. Supplent des Accessit Joseph Machaczek.

Den 4. Schulpreis. Copie nach Berglers Zeichnung eines alten Kopfs nach Rapheal, erhielt Joseph Skala, das Accessit Joseph Campolmi, Supplent Wilhelm Pabst.

Hierauf wurden wegen vorzüglicher Verwendung und glücklichen Fortschritten folgende Schüler öffentlich genannt und belobt. Wenzel Waczek — Severinn Pfalz — Leopold Kellner — Franz Ginzl — Jos. Knizek — Jos. Salomon — Jos. Ssaffranek — Vincenz Mang — Franz Schier — Johann Ostriz — Wendelin Zelisko — Anton Melzer — Franz Lien — Joseph Wessely — Jos. Tischer — Joseph Beckl — Franz Kuczera — Franz Schneider — Johann Schneider — Peregrin Krause — Franz Hlawacz — Anton Giczinsky — Ignaz Mrmiak — Anton Grundler — Carl Klofecz — Andreas Fortner — Joseph Wunschheim v. Lilienthal — Franz Hauser — Thomas Hofmann — Johann Hofmann. Wir liefern hier einen Auszug aus der Rede, welche Sr. Excellenz Christian Graf Clam-Gallas, als Referent der Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, bey dieser Gelegenheit hielt. „Auch in dem vergangenen Jahre wurden alle Fächer der Akademie mit regem Fleiß und Eifer betrieben, und keine Gebrechlichkeit des Körpers konnte die Sorgfalt des eben so thätigen als einsichtsvollen Directors Bergler, für die Bildung der Schüler ermüden. — Die Gesellschaft darf mit Zuversicht hoffen, daß jeder unbefangene Beobachter ihr und dem würdigen Akademie-Director dießfalls volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Die dießjährigen Preiszeichnungen, welche zum Concurse einlangten, haben im Ganzen der Erwartung entsprochen, und lieferten, so wie die jedem Monathe einzubringenden Fleißzeichnungen, den angenehmen Beweis, über die Fortschritte der Schüler, und ihre fleißige Verwendung. — Nebst jenen 3 Zeichnungen, deren im vorigen Jahre hier erwähnt worden ist, wurden auf Einladung der k. k. Wiener-Akademie, und ihres um die Beförderung der Künste hochverdienten Präsidenten, des k. k. Oberstkämmerers Herrn Grafen von Czernin, noch 9 andere von Schülern der Akademie verfertigte Zeichnungen nach Wien in die Ausstellung gesendet, welche dort sehr vortheilhaft beurtheilt wurden, und bereits wieder zurückgelangt sind.

Ungeachtet dieß Jahr die hiesige Kunstausstellung, und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde minder besucht wurde, weil nicht wie im vorigen Jahre, fremde Producte die Neugierde reizten; konnte man doch keineswegs verken-

nen, daß sie sehr befriedigende Resultate einheimischer Kunstbildung und Fleißes geliefert hatte.

Die Gallerie der Gesellschaft erfreute sich einer sehr interessanten Vermehrung der dort aufgestellten Kunstwerken durch das herrliche Gemählde von Hannibal Caracci, den vom Kreuze abgenommenen Leichnam des Erlösers vorstellend; welches Graf Georg Buquoi ankaufte, und der Gallerie einverleibte, und durch ein schönes Gemählde niederländischer Schule, aus der Kirche St. Georg auf dem Hradschin. Ferner durch das für die Gallerie lebender Mahler bestellte und sehr gut gerathene Gemählde des ehemahligen Schülers der Akademie, Franz Tkadlik, welches bey der ordnungsmäßig vorgenommenen Wahl, an dem Herrn Grafen Eugen Wrbna seinen Eigenthümer gefunden hat. Dann durch die vom Herrn Baron von Vernier der Gesellschaft um den verabredeten Preis überlassenen, zwey alten, von Holbein, grau in grau gemahlten Altar-Flügel.

Jene im vorigen Jahre erwähnten — mit dem vaterländischen Museum verabredeten Arbeiten, wegen Nachbildung mehrerer im Schloß Carlstein befindlichen, für Kunst und Geschichte interessanten Monumente, wurden einstweilen suspendirt — weil man von Herrn Custos Primisser aus Wien, dem Beschreiber der Merkwürdigkeiten der Ambraser-Sammlung über dessen, in den Wiener Jahrbüchern gemeldeten Vorarbeiten, mehrere Auskünfte erwartet, um zweckmäßiger vorzugehen und Wiederhohlungen zu vermeiden.

Aus dem für ähnliche Auslagen bestimmten Fond, bestritt man daher nur die Kosten einer Zeichnung des Franz Waldherr, nach dem in der Schloßkirche befindlichen sogenannten Leuchter Salamonis, einer von dem böhmischen Heere im XII. Jahrhundert, in Mayland gemachten Beute. — Man wählte diesen Gegenstand um so mehr, als Se. Majestät der Kaiser selbst den dießfälligen Wunsch zu äußern geruht hatten. Franz Waldherr hat diese Aufgabe gelöst, wie es von dem ältesten und einem so ausgezeichneten Schüler der Akademie zu erwarten war.

Mit traurigem Blick sieht die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde zurück in die Vergangenheit seit der letzten öffentlichen Sitzung, wenn sie bedenkt, daß sie abermahls höchst schmerzliche Verluste betroffen haben. Der geliebte Erzherzog Ferdinand Großherzog von Toskana, der Vater seines Volks ist nicht mehr. Des unvergeßlichen Großherzogs würdiger Nachfolger Erzherzog, Großherzog Leopold genehmigten in den huldreichsten Ausdrücken, die Fortdauer des bisher dem Fond der Gesellschaft, zugeflossenen Beytrags. — Auch Graf Rudolph Chotek k. k. Staats- und Conferenz-Minister, ein für Böhmen unvergeßlicher Mann, wurde uns entrissen. — Nur zu bald folgte er seinem biedern Sohne Grafen Johann Chotek, Ausschußmitglied der Gesellschaft, dessen Ableben in der öffentlichen Sitzung des vorigen Jahrs angezeigt wurde. — Ein sehr werthes Mitglied verloren wir ebenfalls in dem verstorbenen Grafen Vincenz Kolowrat, k. k. Feldzeugmeister, Garde-Capitain, und Großprior des Malteser Ordens. In dem Director der Münchner-Akademie Johann Peter von Langer aber, wurde unserer Gesellschaft, durch den Tod ihr einziges correspondirendes Mitglied geraubt. —

Der Fond der Gesellschaft erhielt nur zum Theil einigen Ersatz für die erlittenen Verluste, durch den Beytritt des Herrn Fürsten Carl Alexander v. Thurn und Taxis als gestiftetes Mitglied, — dann durch jenen des Herrn Joachim Grafen Woraczizky als beytragendes Mitglied, — und dadurch daß die verwittwete Frau Gräfinn Dohalsky, den von ihrem verstorbenen Gemahl geleisteten Beytrag, noch auf ein Jahr übernahm.

Zu dem Ausschusse der Gesellschaft wurden Herr Graf Georg Buquoi und Herr Ritter von Rittersberg gewählt. Mit Vergnügen sieht die Gesellschaft diese beyden durch Kunst-Sinn, und seltene Kenntnisse ausgezeichneten Männer, in der Mitte ihres Ausschusses.

Herr Maximilian Speck, Gutsbesitzer in Sachsen, ein Verehrer und thätiger Beförderer der Kunst, und Besitzer einer ausgezeichneten Gallerie, trat an die Stelle des verstorbenen Akademie-Directors von Langer, als correspondirendes Mitglied der Gesellschaft. „Die Sitzung beschloß Se. Excellenz Franz Graf v. Sternberg-Manderscheid als Präsident der Gesellschaft mit folgender Anrede an die akademischen Schüler": Meine Herrn! Die Kunst ist vielseitig, jedoch alt und stät, aber ihr Dienst erneuert sich unaufhörlich, und es ist nicht zwecklos, die neu eingeweihten Diener, so wie die früher gewordenen bey schicklichem Anlasse, an ihre Verpflichtungen, an die Gebothe der hehren Meisterinn zu erinnern.

Diese, in jeder Forderung über das Gemeine erhaben, verlangt vor allem einen reinen Beruf, einen ungetheilten Sinn. So frey die Wahl des Kunstbeflissenen war, so rastlos muß sein Hinaufstreben seyn, so unverrückt sein Blick an dem Ziele hängen. Es biethen sich ihm äußere Mittel satsam dar; Rath und Lehre, Muster und Beyspiel. Auch innere Hülfen müssen mitwirken; Empfänglichkeit und Vertrauen, Liebe und Fleiß. Treibt ihn noch ein bescheidener Ehrgeiz, ein alles besiegender Wille an, so entwickelt sich die Kraft in ihm; er erreicht die lichtvollen Höhen, er lebt im Gebiethe des Schönen.

So mögen daher Talent mit Bemühung, natürliches Vermögen mit erlerntem Wissen, angeborene mit angeübter Fertigkeit sich vereinen, um den Künstler zu vollenden. Einen solchen Weg muß der Geist gehen, der sich zum Herrn des Werks bilden will; man glaube ja nicht, daß er ihn im Zwang der Ketten zurücklegt, weil eine ernste Leitung ihn zur Erkenntniß zu bringen strebt, daß das Band des Gesetzes ihm Wohlthat ist. Gar bald, und zu seiner vollen Beruhigung gelangt er zu dieser Erfahrung, er wird dann frey, ohne regellos zu seyn.

Der eitle Streit über die Frage: Was das Genie hebt, was es fesselt, — mag immerhin diejenigen beschäftigen, die die Kunst nur lieben, oder zu lieben wähnen; die arbeitende, die wirkende Kunstwelt soll er nicht entzweyen. Am allerwenigsten darf Sie meine Herren, wenn sie auch um Sie her mit Wichtigkeit besprochen würde, eine so müßige Controvers in Ihrem Fortgang stören; sie würde Ihnen ohne Nutzen, unwiederbringliche Stunden rauben. Gleichviel nach welchem Erziehungsplane das Kind zum tüchtigen Manne, der Lehrling zum wackern Meister heranwächst. Der sich willig zum Guten anleiten läßt, wird am sichersten Gutes leisten.

Dieß haben auch wir bereits erprobt, und mit Freude wollen wir an dem kleinen Jubelfeste, das wir heute feyern, bemerken, daß sich hier edle Früchte der Reife nähern. Gewiß werden Sie, meine Herren, eben so gern das Bekenntniß ablegen, daß Sie Ihre Fortschritte weiser und liebevoller Pflege zu danken haben.

Die Dynastie der Bourbons oder Capetinger in Frankreich.

(Beschluß.)

8) Carl der X., der jetzige König, der dritte Sohn des Dauphins Ludwig, geboren im October 1757, folgt seinem königlichen Bruder Ludwig dem XVIII. am 16. September 1824 im Alter von 67 Jahren, wird gekrönt zu Reims am 29. May 1825. Von seinen zwey Söhnen lebt nur noch der ältere Ludwig, Herzog von Angouleme, geboren im August 1775, der Held des Feldzuges gegen die spanischen Demokraten (1823); er hat keine Kinder, und heißt seit 16. September 1824 als Thronerbe Dauphin von Frankreich (al: 50 Jahre). Der jüngere Sohn des Königs, Carl Herzog von Berry, wurde am 13. Februar 1820 zu Paris, von dem verruchten Louvel erstochen. Die Herzoginn seine erlauchte Gemahlinn gebar am folgenden 29. September 1820 einen Prinzen, welcher nach dem berühmten Heinrich dem IV. benannt und den Titel Herzog von Bordeaux erhielt.

Die Liebe der Franzosen zu dieser Dynastie äußert sich wieder mit erneuerter Kraft. Das Geschlecht Ludwigs des Heiligen und Heinrichs des IV. ist ihnen für immer wieder gegeben. Daher Äußerungen, ähnlicher Art wie folgende, welche am 27. September 1824, am Tage des Einzuges Carl des X. in Paris erscholl:

> Cette race immortelle a la France si chère
> Donne des saints au ciel et des rois a la terre.

Was die Nahmen der Könige des dritten Hauses betrifft, so finden wir, dreyzehn Ludwige, sieben Carle, sechs Philippe, vier Heinriche, zwey Franze u. s. w. Das Ludwig der XVIII. und Carl X. kommt davon her, weil es im vorgehenden zweyten (Carolingischen) Hause schon fünf Ludwige und drey Carle gab, die mitgezählt werden.

Die Krönung der Könige dieser Dynastie fand in der Regel in der Stadt Reims statt, wo schon der große Chlodwich, Stifter der ersten Dynastie die heilige Salbung, erhielt. Die zwey Könige Robert und Ludwig der VI. (schon von der dritten Dynastie) wurden zu Orleans, Carl VII. am Anfange seiner Regierung zu Poitiers, der große König Heinrich der IV. zu Chartres, Ludwig XVII. und Ludwig XVIII. gar nicht gekrönt. Die erstern Könige der Dynastie wurden schon vor der Thronbesteigung, von den fünf zuletzt verstorbenen aber die zwey Ersten lange nach derselben, die zwey Letzten gar nicht gekrönt.

Drey Prinzen der Dynastie wurden unter die Zahl der Heiligen versetzt: König Robert, König Ludwig IX. und Ludwig Bischof von Toulouse, Enkel Carl des I. Königs von beyden Sicilien, eines Bruders Ludwigs IX. Drey Könige verloren ihr Leben durch einen Mord: König Heinrich III. und sein Nachfolger Heinrich IV. durch den Mordstahl zweyer Bösewichter, Ludwig XVI. unter dem Mordbeil der Revolution.

Drey Könige dieser Dynastie geriethen in Kriegsgefangenschaft 1) Louis IX. der Heil. 1250 in Unterägypten in die der Saracenen. 2) König Johann im September 1356 bey Poitiers in die der Engländer und 3) Franz der I. im Februar 1525 gerade vor 300 Jahren in die, Kaiser Carls des V. in der Schlacht bey Pavia.

Drey Mahl geschah es, daß drey Brüder einander unmittelbar nachfolgten. Erstlich unter den Capetingern Ludwig X., Philipp V. und Carl IV., dann bey den drey letzten Valois: Franz II., Carl IX. und Heinrich III.; endlich bey den letzten Königen des Hauses Bourbon, blos durch den nicht zur Regierung gelangten Ludwig XVII. unterbrochen, Ludwig XVI., Ludwig XVIII. (Franz d. III.) u. Carl X.

Gegenwärtig zieren die Metropolitan-Kirche zu Reims gelegenheitlich der Krönung die Bildnisse König Chlodwichs, Hugo's Capet, Philipps II. (Aug.), Ludwig des IX.; die der fünf Valois: Philipps VI., Carls des V., Carl des VII., Louis des XII. und Franz des I.; endlich die der fünf Bourbons: Louis des XIII., Louis des XIV., Louis des XV, Louis des XVI. und Carls des X. des zuletzt gekrönten Königs. Über die sainte ampoule, welche bey den meisten Krönungen gebraucht wurde, findet man Nachrichten in diesem historischen Archive, Jahrgang 1814 Seite 383. — Der Conventionnel Rühl, welcher sie zertrümmerte, erschoß sich, um der Guillotine zu entgehen, der Etoile gemäß, am 29. May 1795 — und genau 30 Jahre später wurde Carl der X. gekrönt.

J. G. Lamatsch.

Mit diesem Monath geht sowohl die viertel- wie auch halbjährige Pränumeration dieser Zeitschrift zu Ende. Der Verleger ersucht die neuen Bestellungen bald möglichst zu machen, um die Auflage darnach bestimmen zu können.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 29. Juny 1825.

(77)

Bemerkungen auf einer Reise nach Ragusa im Frühjahre 1823.

Von Franz Petter.

(Beschluß.)

Zum Schlusse meines Aufsatzes muß ich noch Einiges über das Leben der Deutschen in Ragusa und in Dalmatien überhaupt sagen. Dalmatien genießt in der Ferne einen so bösen Ruf, daß die meisten, welche ihre Bestimmung dahin führt, die Meinung hegen, als ob sie in ein Exil wandern müßten. Auch ich wurde von vielen meiner Bekannten bedauert. Der Eine meinte das Clima und die Seeluft werde mir schaden, der Andere meinte die Pest oder das gelbe Fieber könnte mich packen, der Dritte behauptete: man dürfe sich in Dalmatien nicht eine halbe Stunde weit von der Stadt entfernen, ohne von Räubern erschlagen zu werden; wieder ein Anderer warnte mich vor den Taranteln, Scorpionen, Vipern u. dgl., der Fünfte meinte in Ragusa laufe man sogar Gefahr von den Türken aufgespießt zu werden. Weil ich derley Besorgnisse von Männern äußern hörte, welchen man, wenn auch nicht practische Weltkenntnisse, doch wenigstens Vaterlandeskenntniß zumuthen sollte, und weil dadurch besonders Frauen, deren Schicksal an jenes ihrer Männer geknüpft ist, geängstigt werden, so versichere ich alle Diejenigen, welchen daran gelegen seyn könnte, auf deutsche Treue und Glauben, daß sie von obigen Übeln keines zu fürchten haben. Das Clima Dalmatiens ziehe ich bey weitem dem Clima von Deutschland vor; denn es ist gesund, sonst würde man in Dalmatien keinen so nervigten riesenhaften Menschenschlag, und so viele alte Leute finden. Die Hitze im Sommer ist groß, aber sie ist nicht so lästig, als man sich vorstellt. Es gibt auch Wintertage, wo die Kälte empfindlich ist, aber diese Tage sind selten, und nur für diejenigen beschwerlich, welche keine Öfen in ihren Wohnungen haben. Wenn ein Fremder erkrankt, so klagt er sogleich das Clima an, während vielleicht der Krankheitsstoff schon vor seiner Hierherkunft in seinem Körper lag, oder eine Folge derjenigen Lebensfunction ist, welche man im Wiener-Volksdialect mit dem Ausdrucke „zu stark aufhauen, item über die Schnur hauen" bezeichnet. Solche Kranke kommen mir vor, wie die Mütter, welche die Krankheitsursachen ihrer Kinder in der wohlthätigen Erfindung der Vaccine suchen, während der Keim der Krankheit schon da war, bevor das Kind geimpft wurde. Was die Gefahr wegen der Pest oder des gelben Fiebers betrifft, so beweisen die Sanitätsvorsichten in der Militärgränze, wo der Verkehr mit den Muselmännern weit häufiger, als in Dalmatien ist, wie wenig deßhalb zu fürchten sey. Was die Unsicherheit der Person betrifft, so kann ich versichern, daß ich zu allen Stunden des Tages meistens ganz allein und unbewaffnet in den einsamsten Gegenden herumgewandert bin, ohne jemand Andern als höflich grüßende Menschen zu begegnen. Vipern, Taranteln, Scorpione sind zwar nichts seltenes, aber sie sind so unschädlich als die Türken, und insgesammt froh, wenn man sie in Ruhe und Frieden läßt. Wenigstens konnten mir die hiesigen Militär- und Civilärzte kein Beyspiel anführen, daß sie einen durch derley Thiere beschädigten Menschen behandelt haben, eben so konnte mir der Herr Senior der Garnisons-Apotheke, welcher schon sieben Jahre sich hier befindet, keinen Fall angeben, daß er ein Arzneymittel für den Biß oder Stich jener Thiere bereitet habe. Am lästigsten sind im Sommer eine Art Mücken oder Gölsen, welche weit kleiner als die Gölsen des Praters in Wien sind, auch nicht so empfindlich verletzen, aber weit zahlreicher sich einfinden, und die Schlafenden in ihren Gemächern beunruhigen; aber auch gegen diese Feinde kann man sich durch einen Schleyer, welchen man über das Bett spannt, leicht schützen. Der Übel größtes ist das Erdbeben; denn das verursachte mir seit wei-

nem Hierseyn das größte Herzbeben! — Übrigens ist es wahr, daß man in Dalmatien vieles entbehrt, was man im deutschen Vaterlande im Überfluße hat. Am schlimmsten sind diejenigen daran, welche an die großstädtischen Lebensfreuden gewohnt sind; denn solche finden sie nicht, und sie können mit Recht vom hiesigen Zeitlaufe sagen:

Morgen wieder neu sich zu entbinden
Wählt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab;

Großstädtische Übersetzlinge, wenn sie nicht von Natur aus mit einer heitern Laune beschenkt sind, oder dem Horazischen „Aequam servare mentem rebus in arduis" zu folgen verstehen, befällt nach einem längern Aufenthalt in Dalmatien, gewöhnlich das Heimweh, welches in einer unbezwinglichen Sehnsucht nach dem Vaterlande besteht, und in eine Gemüthskrankheit übergeht, die kein anderer Arzt, als die Rückkehr ins Vaterland zu heilen vermag. Hier in Ragusa wird zwar gegenwärtig an einem Teatrino gearbeitet, welches uns im Carneval die Winterabende verkürzen soll, aber nach allen Indizien kann bey den Anforderungen, welche heut zu Tage der gebildete Deutsche an die Freuden spendenden Musen macht, nur ein Surrogat Theaterchen daraus werden. Für diejenigen, welche ihr Leben wissenschaftlichen Fächern weihen, ist vor allen der Mangel an Bibliotheken empfindlich. Eigentliche Literatoren gibt es in Dalmatien nicht, und die Dilettanten sind zu weit aus einander entfernet, um sich wechselseitig mit Rath und That unterstützen zu können. Die Langsamkeit der Posten erschwert überdieß den brieflichen Verkehr mit dem Vaterlande. Ein Brief von Triest braucht 14 Tage, ein Brief von Wien 16 Tage, ehe er hier eintrifft. Im Winter verspätet sich die Post oft noch länger, weil von Zara bis hieher das Postfelleisen an drey Stellen über Meeresbuchten geführt wird, nähmlich von Zuton nach Sebenico, von Slivno nach Osobjava und von Mokosciza nach Buttahovina und von hier nach Cattaro, von Vitagliena nach Castelnuovo. Es ereignet sich oft, daß das Felleisen Tagelang liegen muß, ehe die See das Überführen gestattet. Eben so verursachet das Schneegestöber auf den Gebirgen oft Hindernisse. Will man mittelst Postwagen etwas beziehen, so muß man dem Absender einen Mittelsmann, in Triest oder Fiume bezeichnen, welcher die Sache übernimmt, und durch Schiffgelegenheit auf die Gefahr des Committenten befördert. Es gibt in Dalmatien wohl Landstraßen, und man kann von Wien bis Spalatro zu Lande reisen, allein wer in Dalmatien reist, zieht das Reisen zu Schiffe vor; weil die Landreise kostspielig ist, und man keine bequeme Unterkunft findet. Überdieß liegen ohnehin alle bedeutenden Orte Dalmatiens an der See, da das Land in seiner größten Breite nur 14 Meilen hat. Die Reitzlosigkeit der Natur zähle ich ebenfalls zu den herben Entbehrungen. Derjenige, dessen Herz aufjauchzen möchte, bey dem Blick in das Abendroth einer schönen Landschaft, derjenige, welchen der Anblick einer schönen Baumgruppe entzückt, derjenige, welchen ein Gang zwischen wallenden Kornfeldern, oder auf blumigen Wiesen mehr erheitert, als Theatertand, oder ein geistloses Soire, der wird und kann mit dem Aufenthalte in Dalmatien nicht zufrieden seyn! Wie oft wünschte ich in unsern ernsten Tannenwäldern wandeln zu können, wie oft sehnte ich mich im verflossenen Sommer zurück in die Stille von Ullerichsbrunn (bey Grätz) und hätte mich erquicken mögen unter den Schatten seiner säuselnden Buchen, und laben mit seinem köstlichen Wasser.

Will der Lorber dort sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe eures Winters Raub,
Grünet doch die Schläfe zu bekrönen,
Euch der Rebe mildes Laub!

Dagegen ist nicht zu läugnen, daß der Naturfreund manches Anziehende in Dalmatien findet; die Verschiedenheit der Pflanzen- und Thierwelt, welchen mannigfaltigen Stoff zu Beobachtungen biethen sie dem Nordländer, der nur halbwegs einen offenen Sinn für Naturwissenschaften hat, dar, welchen Reitz hat nicht das Anwohnen am Meere; welch ein herrlicher Anblick ein großes Schiff im Morgenroth mit vollen Segeln daher schwimmen zu sehen! Es kommt mir dabey vor, als sehe ich in einem solchen Schiffe einen Triumphzug des menschlichen Geistes über die Naturkräfte.

Wahr bleibt es übrigens, was vor zwey Jahrtausenden Horaz sagte: „Multa petentibus desunt multa" aber „wer ein holdes Weib errungen", wer die Lebensfreuden nicht außer sich, sondern in sich, in seiner Kinderstube, in seinen Sammlungen, Blumentöpfen und dgl. findet, der wird die Jahre, welche er in Dalmatien zubringt, nicht unter die verlornen seines Lebens zählen.

Alterthümliche Entdeckungen auf dem Pausilipp.

In einer reitzenden Niederung auf der Spitze des Pausilipps, dort wo sich die weit ausgedehnten Landsitze Lucull's und Pollios berührten, ist der halb verschüttete Eingang zu einer großen Höhle, bey dem Landvolk unter dem

Nahmen: la grotta di Seano: *) bekannt, und vererbt mit der Sage, daß in ihr das Standbild eines Pferdes von gediegenem Golde und andere Reichthümer verborgen liegen. Viele wagten schon den Versuch den Schatz zu heben; die zu weit Vorgedrungenen bezahlten ihr Gelüsten mit dem Leben; minder Verwegene sahen sich wegen Mangel an Lebensluft bald zur Umkehr genöthigt. Drey Engländer mit einem Geistlichen aus der hiesigen Gegend waren die letzten, die etwa vor 30 Jahren diese Höhlen-Wanderung unternommen haben, aber auch nicht wieder zurückgekommen sind. Seither wagte sich Niemand mehr hinein aus Furcht vor dem Geiste, der die aufgehäuften Kostbarkeiten bewache, und die Lüsternen zu sich in das Schattenreich hinabziehe.

Dem österreichischen Militär war es vorbehalten, das Geheimnißvolle dieser Höhle etwas zu lüften, und den Weg zu zeigen, wie mit geringen Kosten ein merkwürdiges Denkmahl aus der vorgeschichtlichen Zeit — von den Griechen und Römern ausgebessert und zu ihrem Gebrauch hergestellt — neu erweckt und dadurch manche, indessen aus Unkenntniß desselben irrig ausgelegte Stellen in den Schriften der Alten berichtiget werden könnten. Die an der neuen Straße über den Pausilipp arbeitenden österreichische Soldaten kamen bey ihren Spaziergängen in freyen Stunden zu dieser Höhle; sachverständige Mineurs gewahrten alsbald darinnen ein, nach dem Meere auf 20 Klafter sich dehnendes, verschüttetes Zugloch. Rasch wurde Hand ans Werk gelegt. Der Gang ausgeräumt, und dadurch so viel Luft gewonnen, daß auch ein zweytes, 15 Klafter langes, aufgefunden und von seiner Verschüttung befreyt werden konnte. Vergebens blieb aber bis jetzt ihr Bemühen andere derley Spiraglien zu entdecken; doch ist durch diese beyde schon so viel Luftzug eingeleitet, daß man auf 154 Klafter weit bequem, dann aber auf fernere 71 Klafter nur mit sehr erschwertem Athemholen — und zwar einzig und allein bey sehr heiterer Witterung — vordringen kann. Zwischen diesem letzten Raume wurden drey Leichname und am Ende desselben ein vierter gefunden. Ein mephitischer Dunst jagt hier auch den Verwegensten zurück, die Lichter verlöschen, und an ein Weiterkommen ist in so lange nicht zu denken, bis nicht andere Zuglöcher aufgefunden, oder die Einstürze weggeräumt werden, wodurch der Luftzugang wesentlich erleichtert würde. Wo kein Einsturz sichtbar, ist die Höhle mehr als 4 Klafter hoch, und gegen 3 Klafter breit, anfangs blos in Tuff ausgehauen, weiter hinein aber, und besonders im letzten Raume, mit schönen gemauerten Bögen und Pfeilern gestützt, und an den Wänden mit dem opus recticulatum bekleidet. Die Direction der Grotte, in gerader Linie auf die Westseite des Pausilipps gezogen, würde ihr die Länge von 412 Klafter geben, und ihr Ausgang daselbst — nach dem bis jetzt wahrgenommenen Fall der Sohle berechnet — müßte etwa 6 Klafter über der Meeresfläche erscheinen. Daß von demselben noch keine Spur sichtbar wird, kann eben sowohl den vielen, auf diesem vulcanischen Boden, statt gehabten Naturereignissen zugeschrieben, als auch angenommen werden, daß er zur Zeit der Vandalen Einfälle, wo das alte Lucullanum zu einer Festung gestaltet wurde, absichtlich zerstört, und so von dieser Seite dem Feinde das Eindringen durch die Grotte verwehrt worden seye.

Sollte es aber gelingen, diesen Ausgang zu entdecken, so dürfte sich wohl der Irrthum aufklären, daß die gegenwärtige Grotta di Posilippo, welche seit Jahrhunderten der einzige Verbindungsweg mit Pozzuoli gewesen; keineswegs die berühmte crypta pausilypana seye, von der Varro, Strabo, Donatus und andere schreiben. Die Straße von Neapel nach Pozzuoli führte unter den Römern über die Anhöhen von St. Eramo und Antignano, wie noch theilweise nachgewiesen werden kann; und die damahls niedere und finstere Grotte, (die heut zu Tage den Nahmen Grotta di Posilippo trägt) wird von Seneca, im 57. Briefe als: crypta n e a p o l i t a n a: bezeichnet. Erst vom Jahre 1450, unter Alphons I. Regierung, angefangen — wurde sie nach und nach zu ihrer gegenwärtigen imposanten Gestalt ausgehauen; früher konnte sie nur von Fußgehern und Tragthieren benützt werden, dagegen die Grotta di Seano, nach ihrer Höhe und Breite zu urtheilen, vollkommen fahrbar gewesen seyn muß. Diese beyden unterirdischen Gänge durch den Pausilipp gehören übrigens unbekannten Zeiten an; so wie die erstere in neueren Jahrhunderten vergrößert worden, so waren es die Römer, welche die Grotta di Seano erweiterten und mit Mauerwerk unterstützten. Mehrere Schriftsteller schreiben den Bau der crypta pausilypana ausdrücklich dem Lucull zu; nun liegt aber die Grotta di Seano gerade vor seinem Landsitze; es ist also mehr als wahrscheinlich, daß sie diejenige seye, welche in diesen Schriften verewigt worden, und diesem und andern auf dem reitzenden Vorgebirge angesiedelten römischen Großen zum kürzesten Verbindungsmittel mit Pozzuoli gedient habe, um nicht eine Stunde Weges gegen Neapel zurück die via puteolana einschlagen zu müssen.

*) Die Benennung dieser Grotte erinnert an Sejan, den schändlichen Liebling des Kaisers Tiberius. Vielleicht hat er auch wirklich zu dieser Nahmens-Überlieferung beygetragen, da — wie bekannt — die Villa des Pollio auf dem Pausilipp durch Erbschaft an Kaiser Augustus, und von diesem an Tiberius gelangte.

Daß dieses merkwürdige und geschichtliche Denkmahl des Alterthums nicht schon längst aus seiner Vergessenheit gezogen worden, kann nur denjenigen befremden, dem die Gleichgültigkeit der Neapolitaner für derley Gegenstände unbekannt ist. Überhaupt wird diese etwas entlegene Spitze des Pausilipps — auf welche das bekannte: un pezzo dal cielo caduto in terra: vorzüglich angewendet zu werden verdient — von Einheimischen und Fremden so wenig besucht, daß sie nun in eben dem Grade verödet erscheint, als sie unter den Griechen und Römern bevölkert gewesen, welche sie als den schönsten und schicklichsten Punct zur Verbannung des Kummers und der Trauer mit prächtigen Landsitzen schmückten, *) deren großartige Trümmerhaufen wie Zeugen aus der Geisterwelt zu stummem Erstaunen hinreißen.

Es verdient hier noch bemerkt zu werden, daß eben auch beym Bau dieser neuen Straße durch das österreichische Militär die verschiedenen Gänge jener berühmten Wasserleitung des Augustus — wodurch aus einer Entfernung von 50 Miglien die Villen des Pausilipps mit dem nöthigen Bedarf versehen wurden — ganz unverletzt ans Tageslicht gekommen sind. Mit aufrechter Stellung kann man auf mehrere hundert Schritte weit in diese Gänge eindringen; ihre schöne und feste Stukatur-Bekleidung scheint mehr einer zwey Monath alten, als einer beynahe zweytausendjährigen Vergangenheit anzugehören. Nur eine Nation, die sich zum Herrn der Welt durchgekämpft und Millionen Sclaven an ihren Siegeswagen gespannt hatte, konnte mit dem Schweiß der Unterjochten solche riesenhafte und einer Ewigkeit trotzende Werke vollbringen lassen.

*) Eine hier gefundene Marmor-Tafel überlieferte folgende Inschrift:

Pausilipus noster, qui nunc dat nomina monti,
Sic dicta a magno Caesari villa fuit
Quod floret insanis requies fidissima curis
Et portum fessae redderet ille rati.

Literatur.

183. Dem im vorigen Jahrgang des Archivs angekündigten Werke über Pompeji, vom k. k. Herrn Hauptmann von Goro, stellt sich ein anderes nicht minder interessantes zur Seite, das gleichfalls einen Österreicher-Militär-Beamten beym k. k. Heere in Unter-Italien — zum Verfasser hat; und mit dem Titel: der Cicerone in und um Neapel: nächstens bey Traßler in Brünn erscheinen wird. Außer der Einleitung, worin Horazens Reisebericht von Rom nach Brundusium (nach Vasi) aufgenommen worden, zerfällt das Werk in folgende Abschnitte:

1. Abschnitt: Reise von Rom nach Neapel.
2. — Neapels Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit.
3. — Allgemeine Schilderung von Neapel; alte und neue Lage; Klima, Population, Sitten u. s. w.
4. — Wanderungen durch die Stadt.
5. — Wanderungen in die Umgebungen: Vesuv, Portici, Resina, die beyden Torre, Pompeji, Paestum, Stabiae, Castellamare, Sorrento, Capri; — der Pausilipp, Pozzuoli, Bajae, Cumä, Misene, Procida, Ischia; — Caserta, Maddaloni, Benevento.

Dem Werke sind beygegeben: Plan und Ansicht von Neapel, Plan von Pompeji. Karte der Umgebungen von Neapel, Reise-Karte von Rom nach Neapel.

Alles, was der wißbegierige, nach Neapel gekommene, Fremde aus vielen Büchern mühsam zusammensuchen muß, und zum Theil gar nicht finden kann, ist hier zu einem sehr gefälligen Ganzen vereinigt. Nur der mehrjährige Aufenthalt auf diesem Boden konnte den Verfasser in Stand setzen, dieses Werk mit solcher Umsicht, Genauigkeit und Liebe auszuarbeiten. Die Sprache ist rein und kräftig, blühend, wo es die Gegenstände erheischen. Noch ist in keiner andern Sprache eine ähnliche Beschreibung von Neapel und seiner Umgebung so erschöpfend nach allen Theilen im Druck erschienen; diese unseres Landsmannes wird daher nicht nur dem, in Neapel lebenden Fremden, sondern überhaupt jedem gebildeten Leser höchst willkommen seyn, und sich auf das Vortheilhafteste von selbst empfehlen.

Miscellen.

Als im Jahre 1447 Herzog Wilhelm, Meissen und das Osterland überfiel, so meldete sich beym Churfürsten v. Sachsen ein Schütze, mit dem Antrag, Herzog Wilhelm zu erschießen, und so dem Kriege ein Ende zu machen. Der Churfürst sprach zu ihm: Packe dich weg und schieß, wen du willst, aber schone meines Bruders.

Im Jahre 1649 traf Raymund Montecuculi seinen Freund den Ritter Malzare, einen als berühmten Krieger bekannten, und in allen ritterlichen Übungen sehr erfahrnen Italiener beym Turnier mit der Lanze zwischen Helm und Küraß, daß er auf der Stelle todt blieb. — War dieß, wie zu vermuthen steht, ein scharfes Rennen (mit gespitzter Lanze), so mag es wohl eines der letzten, oder gar das letzte in Europa gewesen seyn.

Von Erasmus von Rotterdams metallener (?) Bildsäule auf dem Marktplatze seiner Vaterstadt geht folgende Sage: „Das Standbild hat ein dickes Buch in der Hand, von welchem es täglich ein Blatt umwendet, ist es bis zum letzten Blatt gekommen, so geht die Welt unter"! —

Berichtigung. In Nr. 73. vom 20. Juny Seite 469 Zeile 30 in der Anzeige liese: Anmerkung statt Annenburg.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 1. July 1825.

Von den ersten Ausgaben der alten Classiker.

Der Anfang der Buchdruckerkunst fällt bekanntlich in die Mitte des XV. Jahrhunderts. Durch sie ist der Schreibekunst, ihrer älteren Schwester, das Siegel der Vollendung aufgedrückt worden; und die höchste Wichtigkeit der Erfindung dieser neuen Kunst bewährt sich besonders dadurch, daß, in sich selbst und in ihren Wirkungen unzerstörbar, sie, durch ihre eigene Dauer, allen Producten des menschlichen Geistes eine sichere Unvergänglichkeit verbürget. Da nun die Erstlinge dieser edlen Kunst, schon in den Tagen der Entstehung, im Verhältnisse zu dem Bedarf der Zeiten, in kleiner Anzahl waren, so mußten sie unvermeidlich mehr oder weniger selten werden. Es hat demnach zur natürlichen Folge gehabt, daß die wenigen übrig gebliebenen Exemplare dieser alten Ausgaben allenthalben, wo sie sich dem Liebhaber anbiethen, mit Gold aufgewogen werden, und daß eine auch unvollständige Sammlung davon immer eine Erscheinung ist, welche die allgemeine und aufrichtige Bewunderung der Bücherfreunde erregt.

In welchem Maße die k. k. Hofbibliothek zu Wien sich des Vortheiles rühmen kann, in dieser Hinsicht reich zu seyn, stellen 26 Schränke mit mehreren tausend Ausgaben aus dem XV. Jahrhunderte, d. i. von dem Jahre 1457 bis 1500 einschlüßig, angefüllt, einleuchtend dar. Aber unter solchen typographischen Seltenheiten machen die allerersten Ausgaben, editiones principes, der griechischen und römischen Classiker den Hauptschatz aus.

Die unstreitige Merkwürdigkeit dieser wenigen großen Männer, welche, mit einem Theile ihres Geistes, aus einer Welt voll Bildung, durch den öden Raum so vieler Jahrhunderte, bis auf uns gekommen sind; der unschätzbare Werth ihrer Geistesproducte, von denen mehrere den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheinen; die dankvolle und gerechte Verehrung aller neueren gebildeten Völker für diese ihre ursprünglichen Lehrer und Stifter der spätesten Geistesbildung und Humanität; alles dieses rechtfertigt hinlänglich den großen Werth, der auf die, nach einer so langen Entbehrung, durch den Druck wieder erscheinenden Überbleibsel ihrer Werke, in der gelehrten Welt einstimmig gelegt wird.

Von den allerersten Ausgaben dieser alten Classiker besitzet die k. k. Hofbibliothek zu Wien über 200 Exemplare. Darunter sind die Anthologia graeca, ein Apollonius Rhodius, ein Callimachus, und ein Musaeus, cum literis capitalibus, dann die gedachte Anthologia graeca, ein Aulus Gellius, ein Julius Caesar, ein Cicero de officiis, item Epistolae ad familiares, item Rhetoricorum libri, ein Plinius und ein Valerius Maximus in membranis, d. i. auf Pergament prächtig gedruckt.

Von den auf Pergament gedruckten Classikern sind vier, welche von zwey geschickten und fleißigen Deutschen, Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz, im Jahre 1469, zu Rom, in dem Pallaste der Gebrüder Peter und Franz Massimi gedruckt worden sind, bey den Bibliographen besonders angerühmt. Es sind die folgenden Ausgaben.

L. Apuleji Madaurensis Opera, ex recognitione Ioannis Andreae Aleriensis etc. Anno Salutis MCCCCLXIX, Paulo Veneto regnante Secundo, anno ejus quinto, die vero ultima Februarii. Rome, in domo Petri de Maximo. Fol. mag. A. Gellii Noctes atticae, ex recognitione Io. Andreae, episc. Aleriensis, etc. Anno Christi MCCCCLXIX, Paulo regnante II. anno ejus V, die vero XI mensis aprilis, in domo Petri de Maximis. Fol. mag.

C. Iulii Caesaris Commentariorum libri,

qui exstant, ex recognitione Ioannis Andreae, episc. Aleriensis, etc. Am Ende: Anno Christi MCCCCLXIX, die vero XII, mensis mai, Paulo Veneto Florente II, anno ejus V. Rome, in domo Petri de Maximis. Fol. mag.

F. Livii Patavini historiarum Romanarum decades III, ex recognitione Ioannis Andreae, episc. Aler. etc. Am Ende folgendes Gedicht:

„Aspicis, illustris lector quicumque, libellos,
Si cupis artificum nomina nosse, lege.
Aspera ridebis cognomina Teutona. Forsan
Mitiget ars Musis inscia Verba Virum.
Conradus Sweynheym, Arnoldus Pannarts que, magistri,
Rome impresserunt talia multa simul.
Petrus cum Fratre Francisco, Maximus ambo,
Huic operi optatam contribuere domum."

Diese Ausgabe ist zwar ohne Jahrzahr, allein von den Bücherkennern, gleich den 3 vorigen, als die allererste des Livius und von dem Jahre 1469, einstimmig anerkannt.

Von dem Apulejus, kennt man 3 Exemplare auf Pergament, wovon eines in der hiesigen Hofbibliothek; von dem Aulus Gellius, nur 2 Exemplare, wovon auch eines in der Hofbibliothek; von dem Iulius Caesar, ein einziges Exemplar, welches die Hofbibliothek besitzet; dann von dem Livius ebenfalls ein einziges Exemplar, das in London kürzlich öffentlich versteigert wurde.

Diese typographische Seltenheit, deren Besitz für die Wiener Hofbibliothek von einem besonderen Werth wäre, befand sich vor etlichen 30 oder 40 Jahren, nach erlittenen manchen unbekannten Schicksalen, man weiß nicht, in welchen Händen, zu Parma. Ein großer Liebhaber von alten Handschriften, der Abbate Canonici zu Venedig, brachte sie an sich, und überließ sie nachher dem Londner Buchhändler James Edwards, gegen einige mit goldenen Buchstaben, auf purpurfarbenem Pergamente geschriebene Manuscripte. Dieser prächtige Livius wurde, im Jahr 1800, bey seiner Auswanderung nach England, auf dem Hauptzollamte zu Wien gesehen und von den Kennern bewundert. Als aber der reiche Buchhändler Edwards von einem hohen Wohlstande in tiefe Armuth, durch wiederhohlte Unglücksfälle, später gerieth, wurde seine auserlesene und kostbare Büchersammlung öffentlich den Meistbiethenden verkauft, und der Livius von dem Square Marc Sykes, um 400 Pfund Sterling erstanden. (Brunet sagt, in seinem Manuel du libraire, daß der Livius nicht um 400, sondern um 903 Pf. St. erkauft worden sey.) Der Bücherfreund Sykes ist nun vor anderthalb Jahren verstorben; und bey der öffentlichen Versteigerung seiner reichen Sammlung, erkaufte der bekannte Buchhändler Payne den berühmten Livius um 475 Pfund. Jetzt lesen wir, in öffentlichen Blättern, folgenden Satz: Die prachtvolle Ausgabe des Livius auf Velin-Papier (Velin-Häute) welche in ganz Europa bekannt ist, und die, in der Auction der Bibliothek des verstorbenen Sir Mark Sykes von den Herren Payne und Voss gekauft wurde, ist von letzterem dem Herrn Dent für 500 Guineen überlassen worden. Wie sich eine solche typographische Kostbarkeit so lange in Privat-Händen befindet, ist schwer zu begreifen. Es ist zu gewiß, daß sie der königlichen Bibliothek zu Paris und dem brittischen Museum nicht viel weniger, als der Hofbibliothek zu Wien, willkommen seyn dürfte.

Diese letzte k. k. Anstalt besitzt noch zwey andere Seltenheiten der nähmlichen Gattung. Es sind die Briefe des Cicero und des heiligen Hieronymus, auch von Sweynheim und Pannartz auf Pergament gedruckt.

a) M. Tulii Ciceronis Epistolarum ad Familiares libri XVI. Am Ende.

„Hoc Conradus opus Sweynheym ordine miro
Arnoldusque Simul Pannarts una sede colendi
Gente theutonica, Romae expediere Sodales."

In domo Petri de Maximo. MCCCCLXVII. 4. maj.

b) S. Hieronymi Tractatus et Epistolae ex recognitione Ioannis Andreae, episcopi Aleriensis. Vol. II. Am Ende des zweyten Bandes: Eusebii Hieronymi, doctoris eximii Secundum Epistolarum explicit Volumen. Anno Christi MCCCCLXVIII. Indictione prima, die Vero XIII. mensis Decembris. Pontifice maximo Paulo regnante Secundo, anno ejus quinto. Rome, in domo magnifici viri Petri de Maximo. Fol.

Im Jahre 1802, erhielt man die für Bücherfreunde erfreuliche Nachricht, daß sich ein von den obbenannten deutschen Künstlern auf Pergament gedruckter Plinius, in einem Franziskaner-Kloster zu Verona befinden sollte; aber, obgleich von Seite der k. k. Hofbibliothek, die nöthigen Schritte ungesäumt gemacht worden sind, um dieses neuentdeckten typographischen Schatzes habhaft zu werden, konnte man doch nicht den beabsichtigten Zweck erreichen. Die Franziskaner, hieß es, hatten ihren Plinius; aus Besorgniß bey einem feindlichen Einfalle, dieses kostbaren Werkes verlustigt zu werden, bereits veräußert. Es dürfte eine von den folgenden bekannten Ausgaben seyn:

a) C. Plinii Secundi historiae naturalis

libri XXXVII, recognitione Io. Andreae, episc. Aleriens. etc. Am Ende: Instauratum aliquantulum sub Romano pontifice Maximo Paulo II. Veneto, atque impressum Rome in domo Petri et Francisci de Maximis, juxta campum Flore, presidentibus magistris Conrado Sweynheym et Arnoldo Pannartz. Anno dominici natalis MCCCCLXX. etc. Fol. maj.

b) C. Plinii secundi naturalis historiae libri XXXVII. Auf dem ersten Blatte: C. Plinii secundi naturalis historiae liber primus, de hisque singulis libris continentur, incipit feliciter. Unten. C. Plinius secundus Novocomensis Vespasiano suo salutem. Am Ende:

„Aspicis, illustris lector, etc.
Conradus Sweynheym, Arnoldos Pannartzque magistri.
Rome impresserunt talia multa simul.
MCCCCLXXIII, die Veneris, VII. maii. Fol. maj.

Nach der Meinung der Bibliographen, besorgte diese Ausgabe der gelehrte Nikolaus Perottus, Perot, ein großer Grammatiker. Fehlt übrigens der k. k. Hofbibliothek die von Sweynheym und Pannartz auf Pergament gedruckte Ausgabe des Plinius; so ist sie in dem Besitze jener, welche von Johann aus Speyer, Ioann de Spira, im Jahre 1469, zu Venedig gedruckt wurde, und die für eine Original-Ausgabe, editio originalis, dieses Classikers gehalten wird. Der Titel ist:

C. Plinii secundi historia naturalis: Nach der Vorrede kömmt gleich Tabula seu index capitum. Am Ende:

„Quem modo tam rarum cupiens vix lector haberet,
Quique etiam fractus pene legendus eram,
Restituit Venetis me nuper epira Ioannes,
Exscripsitque libros aere notante meos,
Fessa manus quondam, moneo, calamusque quiescat;
Namque labor studio cessit, et ingenio.
MCCCCLXVIIII.

Diese prächtige Ausgabe, welche dem gelehrten Herausgeber des Plinius, dem Jesuiten Johann Hardouin, unbekannt geblieben ist, und die ihm doch, für die Wiederherstellung des ächten Textes seines Autors, wirklich von Nutzen gewesen wäre, ist auch, aber nur auf Papier, in der magistratischen Bibliothek zu Leipzig vorhanden.

Bevor ich diesen Aufsatz schließe, will ich den erstaunlichen Fleiß des Conrad Sweynheym, und Arnold Pannartz nicht unbemerkt lassen. In dem Zeitraume von acht Jahren haben diese beyden Künstler 28 Werke in 12475 Folianten und Quartanten der gelehrten Welt geliefert. Gleichzeitig mit ihnen, zeichnete sich auch zu Rom, durch seine vielen Ausgaben, ein anderer Deutscher, Ulrich Han alias Gallus aus Ingolstadt und Bürger zu Wien, nicht minder aus. B. v. P.

Correspondenz-Nachricht aus Neapel.

Die Katakomben.

In der 6ten Auflage des Conversations-Lexicons heißt es: „Catakomben (Katakomben) sind Grabgewölbe z. B. der ägyptischen Mumien. Man nennt auch so unterirdische Gänge, von denen ungewiß ist, ob sie jemahls zu Grabstätten dienten, z. B. die Steingruben bey Palermo, Rom, Neapel, Syrakus. In den römischen findet man hier und da Särge und nimmt an, daß die gefundenen Gebeine Christen angehörten. Auch sieht man an den Wänden der Gemächer Inschriften. Dienten sie aber auch vielleicht nicht den Christen zu Grabstätten, so dienten sie ihnen doch gewiß zu geheimen Andachtsübungen in Versammlungen." —

Aus dieser Erklärung geht hervor, daß Neapel's Katakomben wenigstens nicht zur Genüge bekannt sind. Wir wollen daher zur nähern Erörterung dieses Artikels einen kleinen Beytrag liefern.

Neapel's Katakomben liegen im Inneren der Anhöhe von Capodimonte am Eingange einer Bergschlucht, wo im Jahre 1788, die Kirche S. Gennaro de Poveri mit einem Pflegehause für alte, arme, krüppelhafte Leute, dann für reuige Sünderinnen erbaut wurde; die kleine, in die Bergwand gehöhlte Capelle, wohin der heil. Severus, Bischof von Neapel, den Leichnam des heil. Januarius beysetzte, als er ihn nach Neapel brachte, gab der Kirche den Ursprung. Das im länglichen Vierecke aufgestellte Gebäude bildet die Vorhalle der Katakomben, dieser ungeheuren, unterirdischen Gänge, Säle, Gemächer, Basiliken und Rotonden, welche in mäandrischen Krümmungen und in drey Stockwerken, die Tiefen des Tufgebirges auf unermessene Weite durchziehen. Heut zu Tage ist nur noch ein unbedeutender Theil der Neugierde und dem Forschergeiste offen gelassen, einst standen die entfernten Kirchen S. Maria della Sanita, della Vita, S. Severo de Cinesi, S. Efrem vecchio, ja selbst Poggio reale, über zwey Miglien außer dem Kapuaner Thore, mit dieser Unterwelt in Verbindung. Man vermauerte allenthalben die Zugänge, weil die Verbrecher häufig in der undurchdringlichen Finsterniß der weitläufigen Höhlen sichere Schlupfwinkel fanden.

Der Fackelschein hellt die Dunkelheit der geheimnißvollen Grabesöde nur darum auf, um das Schauerliche der Umgebungen zu verstärken. Überall stößt das Auge auf Gräber und Knochen. Zahllose Loculi oder Sarghöhlen sind etagenförmig in die Wände gehauen und waren einst mit Christenleichen gefüllt. Man geizte mit dem Raume, um nur recht viele Gräber anbringen zu können.

Bevor man in das Gitterthor eintritt, bemerkt man zur Rechten die alte Höhlencapelle, wo, wie gesagt, der heil. Januarius zu Constantin's Zeit beygesetzt wurde, und in ihr noch Altar und Bischofsstuhl, aus dem lebendigen Tuff gehauen, mit

Spuren von Mahlereyen, worunter man an der Decke das Bild des Erlösers erkennt.

Innerhalb des Gitters sieht man vor einer langen, hohen, mit schwarzer Nacht erfüllten Halle, aus welcher Seitenöffnungen in andere ähnliche Gallerien, dann Treppen auf- und abwärts zu neuen Grüften führen. Über zerstreutes Gerippe, Schädel und Knochen fortschreitend, entdeckt man ein Labyrinth von Seitengemächern, aus welchem die Rückkehr unmöglich seyn würde, wenn dem allzuweiten Vordringen nicht durch neue Scheidemauern Gränzen gesetzt wären. In einem dieser wunderbar verschlungenen Gänge dringt eine Quelle mit erfrischendem Trinkwasser aus dem Boden. Im oberen Geschoße entdeckt man eine geräumige, mit ihren Bögen und Pfeilern aus Tuffstein gehauene Kirche, an den Wänden den Altar, die Kanzel, das Taufbecken, von gleicher Arbeit; matte verwitterte Züge heiliger Gemählde, die Bildniße der Apostel und über der Treppe dem Anscheine nach ein Kirchenkalender, suchen sich aus der vielhundertjährigen Schmutzdecke hervorzudrängen, um Zeugenschaft von der vorigen Bestimmung des Ortes zu geben. Einige wollten hier auch ein heiliges Triklinium gefunden haben, wo die alten Christen ihre Agapen oder Liebesmahle feyerten.

Eine andere Seitengrotte zeigt dem scheuen Blicke theils die aus den Gräbern gesammelten Gebeine, theils die Niederlage der Pestopfer vom Jahre 1656. Ein ungeheurer Haufe von Gerippen liegt aufgeschichtet da; an vielen hat sich noch theilweise die Kleidung, das Kopfhaar, u. dgl. unversehrt erhalten.

In einer hochgewölbten Rotunde, rechter Hand findet sich mitten im Boden eine ungefähr drey Fuß hohe und 6 Zoll im Durchmesser haltende, phallusartige Säule aufgepflanzt, woran deutlich das griechische Wort

πριαπος

in unförmlichen Charakteren zu lesen ist. Wie sie hierher gekommen, ist unbekannt.

Celano's Beschreibung vom Jahre 1643 gibt ein vastes Bild von der Ausdehnung der Katakomben. Er drang in dem nunmehr vermauerten Geschoße bis zur Kirche Sanita, und vom dritten Stockwerke bis nach S. Severo vor. Dazumahl waren die Sarghöhlen in den Wänden noch nicht aufgedeckt, sondern mit beschriebenen Marmor-Tafeln geschlossen, welche der Vandalismus in der Folge herabriß, mit Sägen zerschnitt, und in den Fußboden der neuen Gennaro-Kirche einmauerte, wo man sie mit den zerrissenen und verstümmelten Aufschriften noch sieht. Ihr Inhalt deutet laut auf das Christenthum hin.

Was mag der Ursprung und erste Gebrauch dieser Höhlen gewesen seyn? — Einige halten sie mit Unrecht für die Wohnungen der Cimmerier, welche Homer zwar nach Kampanien in unterirdische Grotten versetzt, zugleich aber auch die Cumäischen Seegestade und die Ufer des Averner-See's bezeichnet, wie denn überhaupt unter den Cimmeriern die Einwohner von Cumä oder Cymä verstanden zu seyn scheinen. — Andere glauben, die Kampanier hätten sich auf diese Weise unterirdische Verbindungen zwischen ihren Wohnsitzen eröffnet, Während die vulkanischen Brände die Oberfläche des Erdbodens unsicher machten. Da wäre aber noch auszumitteln, ob denn auch wirklich diese Gänge sich bis Cumä, Capua, Atella, Nola, Sorrento rc. erstreckten, was bis zur Stunde unglaublich scheint. Die natürlichste Erklärung bleibt immer diese, daß sich die Städte Paläpolis und Neapolis aus diesen und anderen zahlreichen Grotten der Umgegend die Steine zu ihren Bauten holten, so wie man es noch zu machen pflegt. Die Überbleibsel der ältesten Bauwerke Neapels zeigen, daß man sich hauptsächlich des Tuffsteins bediente, und das welche Gemäuer, je nachdem es die Nothwendigkeit, oder die Pracht erheischte, mit Ziegeln, Lava oder Marmor überkleidete.

Die merkwürdigste Epoche dieser unterirdischen Gewölbe beginnt eigentlich erst mit der Einführung des Christenthums. Man gab ihnen die regelmäßige Form und bestimmte sie zum Begräbnißplatze hauptsächlich jener Christen, welche im Geruche der Heiligkeit starben, um entweder ihre sterbliche Hülle den profanen Augen der Heiden zu entziehen, oder um dem Gesetze nachzukommen, welches die Beerdigung in der Stadt und Nähe menschlicher Wohnungen untersagte.

Darum wurden hier viele neapolitanische Bischöfe der ersten Jahrhunderte, der heil. Athanas, Agrippin, Johann, Januar, und andere zur Erde bestattet, über deren Asche man nach dem ältesten Ritus der christlichen Kirche die nächtlichen Vigilien hielt. Es scheint nicht, daß die Katakomben der Christen in den Zeiten der Verfolgung zum Aufenthalte dienten, weil man, die Gräber ausgenommen, sonst keine Spur menschlichen Aufenthaltes daselbst gewahrte. Da man übrigens anderwärts in Neapels Umgebungen keine Christengräber aus den ersten Zeiten aufgefunden hat: so kann man wohl für ausgemacht annehmen, daß die Katakomben nichts anderes als die Grüfte der christlichen Gemeinde waren.

Miscellen.

Bey Burlatingen, einem fürstlich Hohenzollerschen Jagdhause ließ ein kaiserlicher Rittmeister Nahmens Conier auf einem schmalen Bergrücken eine Capelle anlegen, deren eine Dachtraufe durch den Lauchertbach in die Donau, die andere durch den Starzelbach in den Neckar und dann in den Rhein fällt. Die Capelle trägt die Inschrift:

Sit nomen domini laudabile ab oriente ad occidentem.

In Ambras, fand Keißler noch Ziskas Rüstung und Morgenstern, Franz I. von Frankreich Rüstung und schwarze Beinkleider, und Claude de Barres Kampfrüstung. — — Noch war der Ring des Gothenkönigs Alarich, — eine Bachamsel, welche Erzherzog Sigismund Franz im Jahr 1664 zu Reuten mit der Angel in einem Bache fing, — das Bild des Tyrolers Hanns Braw (Praun) der im Jahre 1561 starb, und um einen Fuß höher war, als der große Knappe, und manches andern seither verschollene, vorhanden.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 4. July 1825.

Ferdinandeum. Erster Jahresbericht. 1824.

Unter jene gemeinnützigen Anstalten, über deren Gründung oder Verbesserung das Land Tyrol seit der glücklichen Epoche seiner Wiedervereinigung mit dem österreichischen Kaiserstaate sich zu erfreuen hat, gehört auch die Errichtung eines tyrolischen Nationalmuseums.

Nach der Absicht seines Urhebers, und nach seines Nahmens Bedeutung sollte dieß Institut für diese Provinz — wenn schon im verjüngten Maßstabe — eben das sein, oder doch werden, was das Joanneum für Steyermark und das Franziscеum für Mähren, was für Ungarn das Museum zu Pesth, und für Böhmen jenes zu Prag ist, — ein gemeinsamer Sammelplatz dessen, was dieß Land im Gebiethe der Natur, der Kunst und der Literatur Eigenthümliches und Interessantes besitzt, damit dieses nicht ferner, wie leider! bisher vielfältig geschah, aus Eigennutz oder aus Unverstand der allgemeinen Kenntniß und Benützung entzogen, oder wohl gar in das Ausland verschleppt werde, das schon so Manches davon unwiederbringlich verschlang, was, wäre es ein Gemeingut des Vaterlandes geblieben, demselben schon längst reiche Zinse getragen — wenigstens den Vorwurf erspart haben würde, daß mancher Fremde Tyrol besser kenne und zu würdigen wisse, als dessen eigene Bewohner.

Das ausführliche Detail der Entstehungsgeschichte des tyrolischen Museums, dessen Fortschritte bis zum gegenwärtigen Zustand, das eigentliche Werden und allmählige Gedeihen getreu erzählend nachzuweisen, ist der Zweck und die Aufgabe dieses ersten Jahresberichtes, der eben darum in zwey Hauptabschnitte zerfällt, wovon der erstere jene geschichtlichen Daten enthält, welche sich auf die Gründung und Constituirung der Anstalt beziehen, der letztere hingegen eine Übersicht dessen zu geben bestimmt ist, was zu diesem Zwecke bisher gesammelt und aufgestellt wurde.

I. Geschichte der Entstehung und Constituirung der Anstalt.

Die Idee der Gründung eines tyrolischen Nationalmuseums hatte Se. Excellenz den Herrn Landes-Gouverneur, Carl Graf von Chotek schon seit der Übernahme der obersten Leitung dieser Provinz beschäftiget. Um jedoch hierin nicht übereilt oder planlos zu Werke zu gehen, glaubte Hochderselbe sich vorerst darüber mit denjenigen berathen zu sollen, in deren schönem Berufe es liegt, an der höhern Bildung des Volkes zu arbeiten. Es wurde daher an die Vorstände und Professoren des Lyceums zu Innsbruck die Weisung erlassen, einen Plan zu entwerfen, nach welchem ein Institut dieser Art hier Landes am leichtesten zu bewerkstelligen und am zweckmäßigsten einzurichten seyn dürfte. Zu gleicher Zeit wurden von Seiner Excellenz mehrere, durch ihren Stand wie durch ihre Kenntnisse, ausgezeichnete Individuen schriftlich eingeladen, dazu hülfreiche Hand zu biethen, und darüber ihre Gedanken und Vorschläge ehemöglichst vorzulegen.

Diese ersten Schritte blieben nicht ohne erwünschten Erfolg. Während von allen Seiten die erfreulichsten Zusicherungen der thätigsten Theilnahme an einem so gemeinnützigen Unternehmen einliefen, wurden auch von einigen Professoren der erwähnten Lehranstalt mehr oder weniger ausführliche — mitunter sehr gediegene — Vorschläge zur Errichtung eines vaterländischen Museums eingeschickt.

Aus diesen Vorarbeiten und den gleichzeitig eingetroffenen Berichten der Vorstände an den Museen zu Grätz und zu Prag über den, bey Gründung derselben befolgten Plan ließ Seine Excellenz den Entwurf zur Errichtung eines ähnlichen Institutes für Tyrol redigiren, der sofort

mehreren in der Hauptstadt anwesenden Individuen, auf deren Mitwirkung Seine Excellenz vorzüglich rechnen zu können glaubte, zur vorläufigen Einsicht, und mit dem Ersuchen mitgetheilt wurde, an einem bestimmten Tage zusammen zu kommen, um über die Ausführbarkeit desselben nähere Unterredung zu pflegen.

Bey dieser Zusammenkunft, welche den 3. April 1822 statt fand, wurde nach reifer Überlegung der Mittel, durch deren Anwendung man am schnellsten und leichtesten zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen hoffen könnte, einhellig beschlossen, sich an den nahe bevorstehenden ständischen Congreß mit der Bitte zu wenden, die vorgeschlagene Gründung eines tyrolischen Nationalmuseums um so mehr als Landesangelegenheit betrachten und unterstützen zu wollen, als dadurch zunächst der Nutzen und die Ehre des Vaterlandes beabsichtiget würde.

Von der wohlthätigen Tendenz einer solchen vaterländischen Anstalt vollkommen überzeugt, schenkte der hohe ständische Congreß der in diesem Sinne abgefaßten Adresse den ungetheilten Beyfall, und beauftragte in der Sitzung vom 6. May die perennirende Activität, den vorgelegten Entwurf des Vereines zur Errichtung eines tyrolischen Nationalmuseums nebst der angefügten allerunterthänigsten Bitte wegen Übernahme des Protectorates von Seite Seiner kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen, und wegen Benennung des Museums nach Höchstdero Nahmen, Seiner k. k. Majestät zur allerhöchsten Genehmigung zu Füßen zu legen, welchen Auftrag die Activität unverzüglich befolgte.

Auf diese so nachdrückliche Verwendung der Stände, welche von Seiner Excellenz dem Herrn Landeshauptmann bey gelegenheitlicher Anwesenheit in der kaiserlichen Residenz durch mündliche Fürsprache noch unterstützt wurde, geruhte Seine Majestät nicht nur dieser allerunterthänigsten Bitte huldvollst zu willfahren, sondern zugleich allergnädigst zu erlauben, nach dem ausgedrückten Wunsche der Stände, dem zu errichtenden Institut den Nahmen Ferdinandeum beylegen zu dürfen.

Das unterm 2. März 1823 erflossene allerhöchste Rescript so wie das gnädigste Handschreiben Seiner kaiserl. Hoheit des Kronprinzen, Erzherzogs Ferdinand vom 16. July, worin Höchstderselbe das Protectorat dieses vaterländischen Vereines übernehmen zu wollen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken sich bereitwillig erklärte, sind ein neues Denkmahl, und zugleich das sicherste Unterpfand jenes kräftigen Schutzes, dessen sich alles Schöne, Gute und Nützliche unter der weisen und väterlichen Regierung des österreichischen Kaiserhauses stäts zu erfreuen hat.

Nachdem auf diese Weise der Verein zur Gründung des tyrolischen Nationalmuseums die allerhöchste Sanction erhalten hatte, war das Hauptaugenmerk Seiner Excellenz des obersten Vorstandes und Urhebers desselben dahin gerichtet, dem Vereine zahlreiche Mitglieder und Theilnehmer zu verschaffen, und die von Hochdemselben theils mündlich, theils schriftlich gemachten Einladungen zum Beytritte und zur Einsendung von Beyträgen hatten einen so günstigen Erfolg, daß nicht nur in kurzer Zeit die Zahl der Vereinsglieder, und somit auch die Summe der von denselben subscribirten jährlichen Geldbeyträge eine beträchtliche Höhe erreichte, sondern zugleich schon mit der Sammlung jener Gegenstände, die sich dem Entwurfe zufolge für das tyrolische National-Museum in irgend einer Beziehung eignen, der glücklichste Anfang gemacht wurde. Dadurch sah der Verein sich auch in den Stand gesetzt, Seiner kaiserl. Hoheit dem Kronprinzen, als seinem durchlauchtigsten Protector bey Höchstdessen ersehnter Ankunft im Monath August 1823 wenigstens die Erstlinge dieser neuen, Höchstseines Nahmens und Schutzes sich erfreuenden Pflanzung, und in denselben den schuldigen Tribut der Dankbarkeit für eine so hohe, dem ganzen Lande erwiesene Gnade in tiefster Ehrfurcht darzubringen.

Da übrigens die förmliche Constituirung der Anstalt einer allgemeinen Berathung der Mitglieder vorbehalten war, welche man auf den Zeitpunct des ständischen Congresses zu verschieben beschlossen hatte, fand es Seine Excellenz der oberste Vorstand für nöthig, einen provisorischen Ausschuß zu kreiren, welchem die einstweilige Besorgung der kurrenten Geschäfte übertragen, und zugleich zur Pflicht gemacht wurde, alles dasjenige vorzubereiten, was zur Deliberation der nahe bevorstehenden Generalversammlung ausschließlich ressortirte.

Als der dazu bestimmte Tag, der 13. May 1823 näher heranrückte, erließ der provisorische Ausschuß an die Mitglieder des Vereins eine gedruckte Einladung, entweder in eigener Person oder durch ihre Bevollmächtigten dabey zu erscheinen, widrigenfalls man annehmen würde, daß sie den Beschlüssen der Mehrzahl stillschweigend ihre Zustimmung ertheilt hätten.

Am benannten Tage um 10 Uhr Vormittags versammelte sich im großen ständischen Congreß-Saale, welches Lokale mit Bewilligung des Herrn Landes-Hauptmanns und der Stände zu diesem feyerlichen Acte benützt wurde, eine beträchtliche Anzahl von Vereinsgliedern unter dem Vorsitze Seiner Excellenz ihres obersten Vorstandes und des von Hochdemselben aufgestellten prov. Ausschusses. Seine Excellenz eröffnete die Sitzung mit einer gehaltvollen

Rede, worin Hochderselbe sowohl die allgemeine Nützlichkeit des neu zu errichtenden Institutes, als die sonderheitlichen Vortheile desselben für Tyrol kraftvoll schilderte, und den gerechten Wunsch zu erkennen gab, daß an einem so schönen Unternehmen alle, denen die Ehre und das Wohl des Vaterlandes am Herzen läge, thätigen Antheil nehmen möchten.

Nachdem der Herr Prälat des Stiftes Wilten, als Referent des provisorischen Ausschusses, in einer kurzen Beantwortungsrede im Nahmen der Versammlung die Gefühle der innigsten Verehrung und des nie erlöschenden Dankes gegen Seine Excellenz als den Gründer dieser neuen gemeinnützigen Anstalt ausgedrückt hatte, legte derselbe der Versammlung eine Übersicht jener Gegenstände vor, worüber sich ihre Berathung vorzüglich zu verbreiten hätte.

Der erste und wichtigste derselben war die Prüfung und Festsetzung der von dem provisorischen Ausschuße bereits vorläufig redigirten Statuten des Vereines.

Indem diese von dem provisorischen Sekretär sammt den einschlägigen Berichten und Acten verlesen, und von dem Referenten mit den bezüglichen Bemerkungen begleitet wurden, erfolgte sogleich darüber die nöthige Umfrage, worauf nach den von der Mehrzahl gefaßten Beschlüssen der Wortlaut der einzelnen Paragraphe entweder modifizirt oder genehmiget wurde.

Das zweyte wichtige Object der Verhandlung bildete die definitive Constituirung des Verwaltungs-Ausschusses, und die Wahl der zu den einzelnen Functionen desselben in Antrag zu bringenden Mitglieder. Nach Durchgehung der zu diesem Ende eingelieferten Wahlzettel durch eigens dazu gewählte Skrutatoren zeigte es sich, daß durch absolute Stimmen-Mehrheit für die statutenmäßige Dauer des ersten Jahres folgende Vereinsglieder erwählt worden waren:

Als Präses Herr Robert Benz, k. k. Hofrath.

Als erster Curator Herr Alois, Abt des Prämonstratenser Chorherrn-Stiftes zu Wilten.

Als zweyter Curator Herr Joseph Rapp, k. k. wirkl. Gubernialrath und Kammer-Procurator.

Als dritter Curator Herr Leopold Graf v. Künigl, k. k. wirkl. Kämmerer und Landmarschallamts-Verwalter.

Als Director für das Fach der Naturkunde Herr Alois v. Pfaundler, k. k. jubil. Staatsgüter-Inspector.

Als Director für das Kunstfach Herr Joseph v. Lemmen, Priester und fürstbischöflicher brixnerischer Consistorialrath.

Als Director für das Fach der Geschichte und Literatur Herr Joseph Röggl, k. k. Gubernialregistraturs-Adjunct.

Als Cassier Herr Johann Graf v. Trapp, k. k. wirkl. Kämmerer, und tyrolisch-ständischer Activitäts-Verordneter.

Als Sekretär Herr Johann Nepomuck v. Reinhart, landschäftlicher Sekretär.

Als Redacteur und Correspondent Herr Andrä v. Mersi, k. k. Rath und Professor.

Da der zum Präses des Verwaltungs-Ausschusses erwählte Herr Hofrath Benz sich erklärte, diese von ihm bisher prov. bekleidete Stelle nur noch auf kurze Zeit beybehalten zu können, wurde von Seite der Versammlung der allgemeine Wunsch geäußert, daß für den Fall der Erledigung derselben der Herr Appellations-Präsident Andrä v. Dipauli, dessen Ankunft nächstens erwartet wurde, von Seiner Excellenz dem obersten Vorstande im Nahmen des Vereins ersucht werden möchte, das Präsidium gefälligst übernehmen zu wollen, welchem Wunsche benannter Herr Präsident nach erfolgter Abberufung des Herrn Hofrathes zu einer auswärtigen Bestimmung auch wirklich mit aller Bereitwilligkeit entsprochen hat.

Auf eine nachträgliche Äußerung des für das Kunstfach erwählten Directors, Priesters Joseph von Lemmen, die Direction der damit in Verbindung stehenden technischen Sammlungen wegen Mangel an Zeit, und erforderlicher Sachkenntniß nicht wohl übernehmen zu können, wurde von Seiner Excellenz auf Ersuchen des Ausschußes in der Person des k. k. Kämmerers und Provinzialbau-Directors Herrn Alois Grafen v. Reisach, welcher ohnehin nach den drey erwählten Directoren die meisten Wahlstimmen für sich hatte, für diesen Kunstzweig ein vierter Director aufgestellt, und zum wirklichen Mitgliede des Verwaltungs-Ausschusses ernannt.

Was die in den verschiedenen Kreisen des Landes zur Besorgung der Vereinsangelegenheiten schon früher provisorisch aufgestellten Mandatare betrifft, wurden dieselben auf Antrag des Referenten in dieser Eigenschaft definitiv bestätigt, und dem Verwaltungs-Ausschuße die Weisung ertheilt, dieselbe im Nahmen der Generalversammlung aufzufordern, sich zum Besten des Vereines auch ferner verwenden zu wollen.

Die Nahmen dieser Bevollmächtigten sind:

Im Kreise Trient Herr Benedict Graf v. Giovanelli, Podesta zu Trient.

Im Kreise Roveredo Herr Dr. Joseph v. Telani

2 *

Im Kreise Botzen Herr Anton Bacher, k. k. Forstmeister zu Botzen, und Herr Johann v. Tschiderer Pfarrer und Dekan zu Meran.

Im Kreise Pusterthal Herr Johann v. Wintler, ständischer Steuer-Einnehmer zu Bruneck, und Herr Leopold Bisdomini, Privat zu Brixen.

Im Kreise Unterinnthal Herr Franz v. Grabmayr, k. k. Berg- und Salinenamts-Buchhalter zu Hall, Herr Joseph Danler, k. k. Kreis-Commissär zu Schwatz, und Herr Simon Köfler, Pfarrer und Dekan zu Reith.

Im Kreise Oberinnthal Herr Raimund Besser, k. k. Kreis-Ingenieur zu Imst.

Im Kreise Vorarlberg Herr Christoph Kayser, k. k. Rentbeamter zu Bregenz, und Herr Meinrad Merkl Gymnasialpräfect zur Feldkirch.

Für die Haupt- und Residenzstadt Wien Herr Alois Primisser, k. k. Custos des Antiken-Kabinets und der Ambraser-Sammlung daselbst.

Über die Aufnahme der Ehrenmitglieder in den Verein wurde bestimmt, daß hierbey erstens jene zu berücksichtigen wären, deren Beytritt allein schon dem Vereine zur vorzüglichen Ehre gereicht; zweytens Künstler und Gelehrte, welche sich durch ihre Werke oder Schriften einen bleibenden Ruhm erworben haben; drittens um den Verein hochverdiente Männer, entweder durch ausgezeichnete Wohlthaten, oder durch literärische Arbeiten, insoferne sie dem österreichischen Staate angehören, und nicht schon in der Matrikel des Vereins als active Mitglieder aufgezählt sind.

Das Recht solche Ehrenmitglieder in Vorschlag zu bringen wurde dem Verwaltungs-Ausschusse eingeräumt, ihre Bestätigung aber der Generalversammlung vorbehalten.

Nachdem auf solche Art die wichtigsten Gegenstände der Berathung erlediget waren, beschloß der Referent seinen Vortrag mit einer kurzen Schlußrede, worin derselbe die schönen Hoffnungen aussprach, die sich das Vaterland von diesem patriotischen Vereine zu machen berechtiget wäre, und empfahl denselben mit Erneuerung des geziemenden Dankes der fernern Unterstützung seiner Excellenz als obersten Vorstandes, womit dieser feyerliche Act beendiget war.

Um die in dieser Generalversammlung gefaßten Beschlüsse zu vollziehen, war es eine der ersten Sorgen des Ausschusses, die in den Statuten angeordnete Custos-Stelle mit einem diesem Amte vollkommen entsprechenden Individuum zu besetzen. Die in dieser Beziehung mit dem Vikar zu Kirchberg, Priester Heinrich v. Glausen, bereits früher eingeleiteten Unterhandlungen wurden nach dem Beschlusse der Generalversammlung ungesäumt fortgesetzt, und glücklich beendigt. In der Person dieses vielseitig gebildeten Priesters erhielt das tyrolische Museum nicht nur einen im Kunstfache ausgezeichneten Custos, sondern zufolge des mit demselben abgeschlossenen Vertrages auch einen bedeutenden Zuwachs an Gemählden und Kupferstichen.

Überdieß ließ sich derselbe auf das an ihn gestellte Ersuchen des Ausschusses willfährig herbey, über die bildenden Künste einige öffentliche Vorlesungen zu geben, deren Zweck vorzüglich dahin gehen sollte, die Liebe zur Kunst mehr zu entflammen, und richtige Urtheile über Kunstgegenstände zu begründen, welche auch seit Anfang Decembers 1824 alle Donnerstage von 8 bis 9 Uhr regelmäßig gehalten, und von sehr vielen Kunstfreunden mit eben so großem Vergnügen als Nutzen besucht werden.

Ein zweyter Gegenstand, welchem der Verwaltungs-Ausschuß vorzügliche Aufmerksamkeit widmen zu müssen glaubte, war die Ausfindigmachung eines geeigneten Lokales zur Aufstellung der Sammlungen des Museums. Da durch die erfolgte Versetzung der theologischen Lehranstalt nach Brixen ein Theil der Hörsäle in dem k. k. Lyzealgebäude zu Innsbruck entbehrlich gemacht wurde, stellte der Ausschuß an die hohe Landesstelle das Ersuchen, die Benützung dieses Lokales zu den Zwecken des Museums wenigstens so lange gestatten zu wollen, bis das Lyzeum desselben wieder selbst würde benöthiget seyn, oder sich für das Museum ein anderes schickliches Gebäude ausmitteln ließe. Nachdem die hohe Landesstelle hiezu die Bewilligung ertheilt hatte, wurden sogleich die nöthigen Anstalten getroffen, um die bisher im Stifte zu Wilten deponirten Sammlungen des Museums in das Lyzealgebäude zu übertragen, wo dieselben gegenwärtig in 6 dazu überlassenen Sälen aufgestellt sind, und wahrscheinlich so lange zu verbleiben haben werden, bis es dem Vereine gelingen dürfte, in den Besitz eines andern hiezu besser geeigneten Lokales zu kommen.

Um endlich dem im Entwurfe des Vereines enthaltenen Versprechen der Herausgabe einer vaterländischen Zeitschrift zu entsprechen, wurde die nöthige Einleitung getroffen, daß wenigstens bis Monath März 1825 der erste Band derselben unter dem Titel: „Beyträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tyrol und Vorarlberg" erscheine, wodurch nicht nur der Sinn für vaterländische Kunst und Wissenschaft geweckt und genährt, sondern zugleich den vom Sitze des Museums entferntern Vereinsgliedern, durch die analoge Tendenz dieser Zeitschrift mit den Hauptzwecken der Anstalt, der Genuß desselben wenigstens einigermaßen möglich gemacht würde.

(Die Fortsetzung folgt).

Der letzte Krieger.

Allein von tausend muth'gen Waffenbrüdern
Steh' ich auf diesem leichenvollen Feld.
Mein Rufen wird kein Freundeswort erwiedern;
Einödig liegt vor meinem Blick die Welt.
Der Mordsucht Stürme haben ausgewüthet,
Der wilden Feldschlacht Donner sind verhallt;
Entsetzensvolle Todtenstille brütet,
Wo stolze Siegesfahnen einst gewallt.

Wohl schlummert mancher jetzt den ew'gen Schlummer,
Dem's heiß und glühend unter'm Panzer schlug;
Wohl mancher, den verschmähter Liebe Kummer
Vom Heimathsland ins Schlachtgetümmel trug.
Die Mutter harrt des Sohns in ihrer Hütte,
Doch nimmer kehrt ihr Liebling mehr zurück.
Im Kriegsorkan erstarb des Helden Blüthe,
Und Grabes-Dunkel deckt des Jünglings Blick.

Und alle, alle sind dahin gesunken,
Die zum Entscheidungskampf sich hier vereint!
Die Erde hat der Tapfern Blut getrunken;
Vom Felde kehret weder Freund noch Feind.
Ob ihm das Glück den Feldherrnstab gegeben,
Ob es ihn ließ auf niedrig stiller Bahn —
Des Todes Hand greift nach der Fürsten Leben,
Wie nach dem ruhmlos unbekannten Mann.

Und mich nur ist vorüber er gegangen,
Der mächtig alles Sterbliche bezwingt?
Nach mir trug nicht der Welttyrann Verlangen;
Indem er doch in And'rer Leben dringt?
Des Kampfs Gewitter braußten durch die Lüfte,
Der Tod ließ alle seine Schrecken los;
Mit Helden füllten sich des Schlachtfelds Grüfte,
Nur mich verschonte jegliches Geschoß!

Ward ich vielleicht vom Schicksal auserlesen,
Der Todten Ruhmverkündiger zu seyn?
Soll, während Heldenleiber hier verwesen,
Nur ich des süßen Lebens mich erfreun?
Nenn' ich es Götterhuld, daß unter allen
Nur ich des Todes schrecklich Loos nicht zog;
Daß ich nur auf dem Kampfplatz nicht gefallen,
An mir nur Lanz' und Schwert vorüber flog?

Wie mancher, welchen hier der Hügel decket,
Hätt' gern annoch der Sonne Licht geschaut!
Wie Mancher, von der Liebe Ruf gewecket,
Zurück geeilt zur sanften, süßen Braut!
Die Mutter hoffte diesen zu umarmen,
Den greisen Vater jener noch zu seh'n;
Umsonst! Das Schicksal kennet kein Erbarmen;
Mit seinen Wünschen muß der Mensch vergeh'n.

Das Glück gab diesem reiche Goldesfülle,
Mit Ruhm gekrönt ward jenes Heldenhaupt.
Rasch flog Achill die Siegesbahn zum Ziele,
Da plötzlich wird das Leben ihm geraubt.
Was für Entwürfe, welche Riesenplane
Ersterben nicht, da Alexander fällt!
Zum Gott erhebt er sich im stolzen Wahne,
Und nicht genug ist ihm an Einer Welt!

Nun wohl! Nach Kampfarbeiten ruh'n die Helden,
Und Klio richtet ihres Lebens Lauf.
Der Nachwelt der Heroen Preis zu melden,
Thürmt Pyramiden man zu Gräbern auf.
Sie ehret man mit Spiel und Festgesängen,
Ihr Nahme wird bey jedem Volk genannt.
Der Dichter rufet zu der Lyra Klängen:
Das Schönste bleibt der Tod für's Vaterland!

Der Tod? Und nicht, was mir zu Theil geworden,
Des Lebens hochgeachtetes Geschenk?
Nur jener, die im Kampfe sich ermorden,
Ist man in späten Tagen noch gedenk?
Der Helden, die dort an den Thermopylen
Zum Opfer für die Heimath sich gebracht,
Gedenkt man preisend, eben weil sie fielen,
Und ihres Ruhmes stolze Fama wacht.

Auch Euer wird man lange noch gedenken,
O meine Brüder, die das Schwert verdarb.
Vergessenheit doch wird auf mich sich senken,
Man wird mir fluchen, — weil ich hier nicht starb!
Wie? Sucht' ich muthlos wohl den Tod zu fliehen?
Both ich die Brust dem Feindesschwert nicht dar?
Saht ihr bey den Gedanken mich nicht glühen,
Zu fallen auf des Vaterlands Altar?

Vergebens! Anders wird die Welt mich richten;
Ihr Urtheil spricht dem Lebenden den Tod.
Wohlan, so will ich selber mich vernichten,
Und mein Schwert sey von meinem Blute roth.
Komm, treues Schwert! Dich sah'n die Feinde blitzen,
Auch du hast ihre Kriegerreih'n verheert;
Doch jetzt sollst du mein eig'nes Blut verspritzen:
So zeig' ich, Vaterland, mich deiner werth.

J. M. Schubitz.

Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung der zweyten Abtheilung des Handbuches für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate.

Von R. E. v. Jenny.

(Fortsetzung.)

Zu Nr. 148 Reise von Preßburg über Modern nach Holics.

Die vorige Straße überschritt sogleich hiner Preßburg die Karpathen, und zog sich, obwohl in stets zunehmender

Entfernung an ihrer linken Seite hin, die gegenwärtig angeführte, schmiegt sich dicht an den rechten Fuß derselben Gebirgskette, die hier durchgehends mit Weinreben auf mehrere Meilen lang, bewachsen ist. Außerhalb der Thore Preßburgs kömmt man bey dem Kalvarien- und Gemsenberg vorüber, auf einer ziemlich guten Straße nach Ratzisdorf, dessen Tischweine wegen ihrer besondern Leichtigkeit, ohne daß sie deßhalb des Geistes entbehren müßten, geschätzt sind. Bald ist auch St. Georgen erreicht, das jedoch nicht besucht werden muß, da man hart an dem Stadtthor vorüberfahren kann. Das hiesige Schwefelbad ist kalt, und eben nicht von besonderem Ruf. Desto trefflicher ist der Wein, der nach Art des Tokayers aus Trockenbeeren verfertiget, unter dem Nahmen Ausbruch verkauft wird. Die Piaristen sind im Besitz eines Klosters und Gymnasiums, das von benachbarten Jünglingen besucht wird. Die Ruinen einer alten Burg ganz von Gebüsch umgeben und versteckt, sind wohl in die Classe der Unbedeutenderen zu versetzen, obgleich sie einst den gewaltigen Grafen von St. Georgen und Pösing zum Sitze dienten. Die weitere Reise ist nur eine Spatzierfahrt bis zu der nächsten k. Freystadt Pösing, die ganz in der Ebene erbaut ist. In der katholischen Pfarrkirche verdienen einige ältere Grabsteine Beachtung. Hart vor dem obern Stadtthor liegt das gräflich Palffysche Schloß, mit Wällen und Wasser-Gräben befestiget, einst ein wahres Zwing Ury, das zu manchem Streit und mancher Klage Veranlassung gab. Nun wird es von Beamten bewohnt, die zur gleichnahmigen Palffyschen Herrschaft gehören, und obwohl bey den äußerst nahen Grenzen und sich durchkreutzenden Gerechtsamen der Stadt und Herrschaft manchmahl Differenzen unvermeidlich sind, selbe auf minder gewaltsamem Wege als die vormahligen Schloßbewohner, ausgleichen. Der hiesige Bergbau auf Gold ist nicht bedeutend, denn er steigt wohl selten über 20 Mark reiner Ausbeute des Jahres, dagegen darf es sich mit dem feinsten Siebenbürger in der Qualität messen. Das der Stadt gehörige Eisenbad muß gewärmt werden, beweist sich aber in manchen Fällen heilsam, daher es auch fleißig besucht wird, und würde wohl noch mehrere Heilbedürftige an sich ziehen, wenn für Unterkunft besser gesorgt wäre.

Nicht bloß die Straße nach Modern aber auch die weitere bis Biegotz — nicht Bajmotz, wie es angegeben ist — liegt voll Steine, so daß sie nur einem Patienten anzurathen wäre, der an Verstopfungen des Unterleibes leidet, oder Jemand, der die Güte seines Wagens zu erproben gesonnen ist. Schattmannsdorf liegt hart am Fuße des Berges, auf dem sich das alte, aber bewohnte gräflich Palffysche Schloß Bibersburg (Vöröskö) erhebt. Im XIII. Jahrhundert erbaut, zuerst ein Eigenthum der Könige, dann der Thurzonen, Fugger und Palffys wird es von diesen nicht allein besessen, sondern auch bewohnt. Keller von ungewöhnlicher Ausdehnung und Höhe (in Stockwerke abgetheilt) ein großer Saal, und alterthümliche Gemächer, dabey Waffen und Geräthe der Vorzeit an berühmte Männer erinnernd, die sich ihrer bedient, würden die Mühe des Hinaufsteigens auch dann noch lohnen, wenn selbst die entzückende Aussicht — das Gegenstück zu der von Freystadls auf jenseitiger Anhöhe gelagerten Terasse, — den Besuchenden ungerührt lassen könnte. Eine Voraussetzung, die nur bey mehr als böotischer Abgestumpftheit, als wirklich sich erweisen dürfte. Wie der Wagen die letzten Häuser von Ober-Nußdorf (Felsö Dios) hinter sich hat, fesselt die in geringer Entfernung von der Straße emporstrebende Ruine von Szomolany die Blicke. Obwohl von hohem Alter, haußten noch kaum vor einem halben Jahrhundert fröhliche Gäste in ihren Mauern, dem der Gebiether (Graf Christoph Erdödy) den Ruhm des feinsten Cavaliers seiner Zeit behauptend, haßte nichts so sehr, als sich der Lebens-Güter, die ihm das Glück mit freygebiger Hand zugetheilt hatte, zu erfreuen, ohne recht viele daran Theil nehmen zu lassen. Eine Feuersbrunst begann, und Vernachläßigung vollendete — nachdem der Gebiether sich selbst überlebt, und einem anderen Platz gemacht hatte — die Zerstörung, die aber so vollkommen ist, daß jeder Nichtunterrichtete, sie nur für das Ergebniß mehrerer Jahrhunderte halten würde. Der Wetterling schaut mitleidig auf die zerstörte Burg herab, aber als Thürsteher des weißen Gebirges, mit Stolz in die ferne Ebene, die ihn als Wetterverkündiger verehrt, und manche Sage von ihm zu erzählen weiß.

Der hohe Berg kömmt zwischen Nadas und Jablonitz einzuschalten, und heißt Barwinek, ist auch berühmt wegen vielfacher Räuber-Anecdoten, die einst hier geschehen sind oder geschehen seyn sollen. Auf seinem Gipfel ist die Grenzscheide der Preßburger und Neutraer Gespannschaft durch die sogenannte Teufelsfurche, eigentlich einen hohen Wall, an dem im letzten Rakotzyschen Kriege viel Blut geflossen ist. Zu Nadas wird das hart an der Straße gelegene Castell des Freyherrn Joseph von Pongartz mit dem selbes umgebenden artigen Park, jedem Vorüberfahrenden freundlich auffallen. Die Straße, die sich nun bergauf windet, wird mit großer Sorgfalt nunmehr in guten Stand gesetzt, was wegen der bedeutenden sich mitten durch selbe hinziehenden Felsblöcke, und den wilden Gewitter-Ströme, keine leichte, aber auch eine desto nothwendigere Aufgabe ist, da sie eine der Haupt-Verbindungen mit Mähren erhält.

Alsogleich hinter Jablonitz, über das sich die Ruine von Korlathkö (Konradstein) erhebt, erlitt eine starke Abtheilung des kaiserlichen Heeres unter General Rziczan eine vollständige Niederlage durch die Rakotzischen Truppen. Mehrere von der Straße bemerkbare Hügel, bezeichnen die Beerdigungs-Orte der Gefallenen, aus denen Regengüsse Waffen und metallene Monturstücke von Zeit zu Zeit herauswaschen. Tiefer Sand macht nun den Weg beschwerlich, allein sorgfältige Föhren-Pflanzungen geben ein vortheilhaftes Zeugniß von dem Bestreben, diesen flüchtigen Feind zu bändigen. In bedeutender Entfernung rechts, wird der Reisende einen abgesonderten Berg mit einer seinen Gipfel umfassenden Mauerkrone gewahr, die freylich nur mehr der wüste Überrest des ansehnlichen Schloßes Berents ist, von dem die Herrschaft den Nahmen führt, deren Hauptort Szenitz ist. Auch auf dieser Höhe geboth der trotzige Woywode Stibor, so wie auf dem Konradstein, und alles, was das Auge erblickt, gehorchte seinem furchtbaren Willen. Bey den Einfällen der Hussiten, erlitten beyde Vesten, manche harte Bedrängniß, erhielten sich jedoch bis zum Anfang des verflossenen Jahrhundertes.

Zu Nr. 249 Reise von Holits über Skalitz nach Hradisch.

Der erste an dieser Straße gelegene Ort ist Katto oder Bradistye, je nachdem man außer Holits die Richtung links oder rechts einschlägt, dann erst kömmt man nach Scalitz, das uralt mit Mauern umgeben ist, und in vorigen Zeiten ein höchst wichtiger militärischer Punct war. Ein Arm der March fließt nahe an der Stadt vorüber, die angegebene Entfernung einer Stunde, dürfte also vielleicht vom Hauptstromm anzunehmen seyn. Nebst den Kirchen, verdient auch noch das von Stibor (1431) für 12 Arme gestiftete Hospital Erwähnung, weil es mit liegenden Gründen und selbst mit Unterthanen dotirt, grundherrliche Gerechtsame besitzt, und hier also die Bettler im buchstäblichen Sinn, Herrn sind. Die Webereyen in Wolle sind sehr beträchtlich, und haben erst vor kurzem durch Mannigfaltigkeit der Fabrikate, unter denen besonders die Frauenzimmer Umhängetücher starken Absatz haben, neuen Schwung erhalten. Als örtliche Merkwürdigkeit sind die zahlreichen Windmühlen zu nennen, weil sie vielleicht die einzigen im ganzen Lande seyn dürften.

Bey Weseley soll gräflich, statt fürstlich Chorinskysche Stadt stehen, was wohl nur ein Versehen des Setzers seyn mag. Den hier angeführten Hausenfang in der March ziehen wir sehr stark in Zweifel, denn bekanntlich streicht dieser Riesenfisch nicht hoher stromaufwärts in der Donau als bis Komorn, und von dort bis Theben, wo sich die March einmündet, so wie dann bis Wesely ist es noch weit. Daß aber der Hausen diesem Fluß eigenthümlich wäre, ist (wenigstens mir) nicht bekannt, und ganz widerstreitend mit der bisherigen Natur-Geschichte des Thieres. Kunowitz soll Tobaksbau betreiben, worüber ich mit dem Verfasser gerade nicht streiten will, was mir aber bey dem in Mähren allgemein statt habenden Verboth des Anbaues dieser Pflanze, höchst unwahrscheinlich dünkt.

(Die Fortsetzung folgt).

Statistisches Allerley über den Kreis Ragusa in Dalmatien.

Mitgetheilt von Prof. Franz Petter.

Der Kreis von Ragusa besteht. a) Aus dem Gebiethe des festen Landes, b) aus den Inseln.

Er grenzt gegen Osten an den Kreis von Cattaro, gegen Norden an die türkische Landschaft Herzegovina, gegen Westen und Süden an das adriatische Meer. Seine größte Länge beträgt 120 ital. (30 deutsche Meilen) seine größte Breite 12 ital. (3 deutsche Meilen). Sein Flächen-Inhalt sammt der Insel Curzola beträgt beyläufig 27 deutsche Quadrat-Meilen, und hat 176 Ortschaften, und 37000 Einwohner, davon man auf die Stadt Ragusa 5000, auf die Halbinsel Sabioncello 3000, auf das übrige feste Landgebieth 19,000, und auf die Inseln 10,000 rechnen kann. Der Boden ist durchaus nacktes Kalkgebirg, die Thäler sind so viel möglich cultivirt. Eigentliche Wälder gibt es im Kreise von Ragusa nicht. In der Gegend von Stagno und auf der Halbinsel Sabioncello wächst einiges Nadelholz, allein sehr sparsam; denn die Forstwissenschaft ist dem dalmatischen Gutbesitzer völlig unbekannt. Aus dem Thierreiche zählt der Kreis Ragusa etwa 2000 Ochsen, 10,000 Schaafe, 15000 Schweine, 200 Pferde, 800 Maulesel und 600 Esel. Aus dem Pflanzenreich bringt der Boden etwa einen dreymonathlichen Bedarf an Getreide hervor. Der Wein ist gut und im Überfluß. Olivenöhl vortrefflich, und ein Hauptausfuhrartikel, Obst und Küchengewächse gedeihen wegen Mangel an Regen nur sparsam. Brennholz hat der Kreis nicht genug, der Mangel wird durch den Gebrauch der Holzkohlen aus Bosnien ersetzt. Bauholz zu Häusern und Schiffen, kommt theils aus Istrien, theils aus Apulien und Albanien. Die Agrikultur scheint etwas vorwärts zu schreiten, weil die ragusäische Marine, welche ehedem der Ökonomie so viele Hände entzogen hat, darnieder liegt. Pflug und Egge kennt man hier nicht, der steinige Boden gestattet

nur in wenigen Gegenden den Gebrauch derselben. Man bearbeitet den Boden bloß mit Haue und Schaufel. Die Öhlwirthschaft ist der wichtigste Nahrungszweig und diese betreibt auch der ragusäische Ökonom am vernünftigsten. Der Weinstock wird ebenfalls gut behandelt, aber in der Bereitung und Aufbewahrung des Weines, sollen nach Versicherung eines Sachkundigen große Mißgriffe gemacht werden. Die Industrie beschränkt sich auf einige Ledergärbereyen und Verfertigung von einer Gattung türkischer Schuhen für das gemeine Volk, und auf einige Kotzenwebereyen, welche sämmtlich in Ragusa sind, da im Kreise von Ragusa wenig Geld im Umlauf ist, und der Eingeborne nur die nothwendigen Bedürfnisse kennt, so wird die Industrie nicht viele Fortschritte machen. Die Handelsbillanz ist daher höchst passiv für den Kreis. Flüsse, der bedeutendste ist der schiffbare Omblafluß, der im Omblathal entspringt, und kaum 2000° vom Ursprunge sich schon in das Meer verliert, also für die Schifffahrt von gar keinem Nutzen ist, wohl aber ließen sich an seinem Ufer, Säge- und Mahlmühlen und andere hydrotechnische Werke anlegen.

Der Fluß Gliuta im Thale von Canali, ist als Naturmerkwürdigkeit zu bemerken, weil er sich in unterirdischen Höhlen in das Meer verliert, ohne welche er das ganze Thal in einen See verwandeln würde, da ihm die vorliegenden Berge keinen freyen Abfluß gestatten. Er treibt 15 Mühlen.

Der Mühlbach in Breno (Torrente de mulini) treibt 17 Mühlen, die so wie jene an der Ombla und Gliuta in schlechtem Zustande sind.

Districte. Wenn man das Gebieth des festen Landes in der Richtung von Osten nach Westen längst der Küste durchzieht, so liegen die Districte, in welche dasselbe eingetheilt ist, in folgender Ordnung. 1) Dist. Canali, 2) Dist. Breno, 3) Dist. Ombla, 4) Dist. Malsi, 5) Dist. Valdinoce, 6) Dist. Canosa, 7) Dist. Primorie, 8) Dist. Stagno, 9) Dist. Punta.

1) Dist. Canali. Grenzt mit dem türk. Gebieth bey Debeli Briegh und erstreckt sich bis Ragusa vecchia in einer Länge von 18 ital. Meilen. Ein fruchtbares Thal, die Ebene (il Piano) von Canali genannt, zeichnet diesen District aus. Er begreift die 3 Gemeinden a) Plocizze. b) Pridvorje. c) Ragusa vecchia.

2) Dist. Breno. Dehnt sich bis an den Omblafluß 10 ital. Meilen in der Länge aus, und begreift außer der Gemeinde seines Nahmens keine andere.

3) Dist. Ombla. Begreift mit der gleichnahmigen Gemeinde das Thal von Gionchetto, ferner das vom Flusse Ombla durchschnittene Thal selbst, und das Dorf Ossonich.

4) Dist. Malsi und Canosa. Die Gemeinde Malsi schießt die Ortschaft Valdinoce ein, die Ortschaften Bersecine und Mailkovi werden zur Gemeinde Slano gerechnet. Obgleich der Boden dieses Districtes ungemein fleinig ist, so hat ihn der Fleiß der Einwohner so viel möglich cultivirt. — In diesem Districte wird das beste Baumöhl in ganz Dalmatien bereitet. Es steht an Güte dem Luccheser und Genueser Öhl nicht nach.

5) Dist. Primorie. Darunter wird der Landstrich verstanden, welcher sich von Slano bis Stagno 20 ital. Meilen weit erstreckt. Er begreift die Gemeinden Slano, Lissaz und Imotizza.

6) Dist. von Stagno und Punta. Begreift die Gemeinde von Stagno und Punta, oder die Halbinsel Sabioncello, die Halbinsel ist bey 50 ital. Meilen lang, und dehnt sich in der Mitte in der größten Breite auf 8 italienische Meilen aus. Sie begreift die Gemeinden Sabioncello, Gunna und Trapano und zählt auf einem Flächeninhalt von 25 ital. Quadratmeilen etwa 3000 Einwohner.

Außer dem wird der Kreis von Ragusa noch in 23 Gemeinden (Comuni) getheilt, davon 15 auf dem festen Landgebiethe und der Halbinsel Sabioncello, und 8 auf den Inseln liegen. Die ersten heißen: 1) Plocizze, 2) Pridvorje, 3) Ragusa vecchia, 4) Breno, 5) Ragusa, 6) Ombla, 7) Malsi, 8) Slano, 9) Lissaz, 10) Imotizza, 11) Stagno, 12) Jagnina, 13) Gunna, 14) Trapano, und 15) Sabioncello. Jene der Inseln heißen: 1) Mezzo, 2) Guipana, 3) Meleda, 4) Curzola, 5) Racischie, 6) Smognizza, 7) Blatta, welche alle 4 auf der Insel Curzola liegen, und 8) Lagosta.

(Die Fortsetzung folgt).

Miscellen.

Utrecht brachte einst einen Mann hervor, der sich bis zu einer sehr bedeutenden Würde aufschwang. In Löwen vollendete er seine Studien, und beyde Städte, stolz auf ihn, ließen eine Tafel mit Kaiser Carl V. Bild, ihren Wappen, und dem Nahmen des Vorerwähnten mahlen, unter welchem die Worte standen: Trajectum genuit, Lovanium excoluit, Caesar incrementum dedit. Ein Spötter schrieb darunter: Hic Deus nil fecit! —

Einst wurde in der Münchner Kunstkammer eines Hanns von Freundsperg Schwert gezeigt, dessen Scheide mit der Haut eines überwundenen Franzosen überzogen war! —

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 6. und Freytag den 8. July 1825.

(80 und 81)

Sagen, Legenden und Geschichten.

XLI.

Die Zwergelhöhle.

In dem Dorfe Gaißdorf bey Bodenstadt in Mähren lebte eines armen Landmannes Witwe mit ihrem einjährigen Kinde ehrlich und gottesfürchtig, aber im bittersten Elend.

Heiße Thränen weinte die arme Mutter, und sann hin und her auf ein Mittel ihrer Noth zu steuern, sieh, da erinnerte sie sich einer Sage, wie in einem benachbarten Berge eine goldreiche Höhle sich befinde, in welcher ein Zwerg mit einem goldenen Apfel in der Hand, daher auch „Appella von Gold" geheißen, seit undenklichen Zeiten throne, und jedem Reinen Hülfe biethe.

Anne beschloß nach langem Erwägen den guten Zwerg um Hülfe anzusprechen, und am Charfreytag, während der Passion (in welcher Stunde alle unterirdischen Palläste und Wohnungen offen stehen) ging sie mit dem Kindlein auf den Armen unter frommem Gebethe hinab in das Poschkoa-Thal, wo die Höhle des huldreichen Zwergen sich befindet. Mit klopfendem Herzen trat sie näher und näher, aber als sie ganz nahe stand, nahm sie erst wahr, daß ein ungeheurer Felsblock den Eingang verschließe.

O Appella von Gold, flehte nun Anne, erbarme dich einer Witwe, und gestatte ihr in deine Wohnung zu treten, noch hatte sie nicht diese bittenden Worte ausgesprochen, so fing es an in der Luft zu brausen, die Erde zitterte, die alten Bäume des Waldes schüttelten ächzend die dunkeln Häupter, der Waldbach siedete und schwall, trat über die Ufer und rauschte von allen Seiten herab, während der Felsblock vom Eingang der Höhle gewaltsam hinweggestoßen donnernd ins Thal hinunterrollte.

Anne stand betäubt und entsetzt, anfangs hob sie die Füße zur Flucht, aber als in einem Augenblick alles stille war, kein Wölkchen den blauen Himmel und die Sonne verdeckte, da faßte sie Muth, klomm den Berg hinan und betrat die Höhle....

Gleich beym Eintritt schimmerten ihr blitzende Goldklumpen entgegen, und funkelnde Steine, die Wände der Grotte waren von den edelsten Erzstufen, und der Boden gediegenes Gold, Diamanten und Rubine lagen in allen Winkeln wie bloßes Kehricht und statt der Spinnengewebe hingen Perlenschnüre an der prangenden Decke.

Verwundert und entzückt warf Anne ihr Auge rings umher, da erblickte sie im Hintergrunde auf einem elfenbeinernen Throne den Zwergen Appella von Gold, ein blitzendes Diadem von lauter Edelsteinen umgab das blonde Köpfchen, und in dem weißen Händchen trug er einen goldenen Apfel.

Die fromme Witwe neigte sich tief dem Zwerge, er aber sagte: ich weiß dein Begehren, und will dir gerne helfen in deiner Noth. Du siehst hier gar viele kostbare Dinge, und von allen kannst du dir nehmen. Aber wenn du glücklich werden willst, so nimm du nur das, was dir am nächsten, und ich werde für das übrige sorgen, Anne sah ringsumher, und wählte einen Haufen Goldes, so ihr am nächsten lag. Sie setzte das Kind sofort auf die Erde, und schaffte das Gold aus der Höhle."

Kaum war sie aus der Höhle getreten, so schloß sich diese vor ihren Augen wieder zu....

Der armen Mutter erstarrte das Herz vor Schrecken und in Verzweiflung wühlte sie in den Haaren! Hin war alle ihre Freude am Golde, da ihr geliebtes Kind ihr entrissen worden. Mit lauter Stimme beschwor sie den Zwergen das Kind ihr auszufolgen und all das schnöde Gold wieder zurückzunehmen.

Vergebens, keine Antwort auf ihre Klagen, als das spottende Nachäffen des Wiederhalls. Verzweiflungsvoll kehrte

die nun kinderlose Witwe heim und verbrachte ein Jahr in Gebeth und frommer Betrachtung.

Am nächsten Charfreytag wandelte sie wieder vor die Höhle in Hoffnung, jetzt den sonst so wohlthätigen Zwergen zur Zurückgabe des Kindes zu bewegen — aber umsonst!

Da wurde es nun Annen klar, daß der Zwerg ihr darum zürne, weil beym Anblick des Goldes die todten Schätze ihr mehr am Herzen lagen als das geliebte Kind, und sie beweinte und verwünschte ihre Wahl! —

Im dritten Jahr ging sie wieder wie früher am Charfreytag zur Höhle des Zwerges, mehr um ihren Kummer da auszuweinen, als in der Hoffnung, das über alle Schätze der Erde geliebte Kind wieder zu erhalten. Wie sie im Poschkaoa-Thal ankam, hörte sie eine unbeschreiblich-liebliche Musik aus der Höhle schallen.

Die Töne kamen ihr vor wie goldgeflügelte Englein, die um sie herumflogen und ihr zuriefen: Freue Dich, freue Dich, du hast deine Mutterliebe erprobt, und wirst dein Kind zurück bekommen. Mit eiligem Schritte nahte nun Anne der Höhle, der Felsblock schob sich auf die Seite und und sie trat ein.

Da saß auf einem Goldhaufen ihr liebliches Kind, schön wie die Engel, und streckte lächelnd die Lilienhändchen nach ihr aus. Weinend umfaßte die Witwe den Kleinen, und fast wär' ihr das Herz vor Freude gebrochen.

Plötzlich erfüllte ein sanfter Schimmer die Grotte, und das Zwerglein stand vor Annen, und sagte: vergib mir die harte Probe, und in Zukunft soll nur Freude dir zu Theil werden."

Die Witwe nahm ihr Kind und verließ die Höhle, die sich hinter ihr schloß, und wie nun Anne ihr Kindlein zu Hause auf die Füße stellte, da fiel ihm ein goldener Apfel aus dem Schooße, der die wunderbare Kraft besaß, die Besitzer vor jedem Weh des Lebens zu schützen.

Joh. Schön.

Ferdinandeum. Erster Jahresbericht. 1824.

(Fortsetzung.)

II. Darstellung der bisherigen Fortschritte.

Nach dieser geschichtlichen Bezeichnung des Ganges, den die neue vaterländische Anstalt seit ihrer Gründung genommen, ist es die weitere Aufgabe dieses Jahresberichtes eine so viel möglich getreue Darstellung der Fortschritte zu geben, welche dieselbe in dieser ersten Periode ihres Daseyns gemacht hat. Um hierbey die nähmliche Ordnung zu beobachten, in welcher die Gegenstände der Sammlung in dem Entwurf des Vereins zur Gründung eines tyrolischen Museums aufgeführt erscheinen, beginnt diese Übersicht mit den Producten aus dem Reiche der Natur, geht sodann über zu den Gegenständen der Kunst, und schließt mit den Sammlungen im Fache der Literatur.

I. Sammlung aus dem Naturreiche.

A. Mineralogie.

Offenbar verspricht dieses Fach die ergiebigste Ausbeute für ein tyrolisches Museum. Wo gäbe es auch für mineralogische und geognostische Sammlung ein günstigeres Terrain als — das Land im Gebirge, wie Tyrol hieß, eh es seine jetzige Benennung erhielt? Vieles ist in kurzer Zeit für diesen Zweig der Anstalt bereits schon geleistet worden, noch Mehreres ist zu erwarten. Die bedeutendsten Beyträge dieser Art verdankt das Museum dem Berg- und Salinen-Director zu Hall, Herrn Gubernialrath Junk, der vom warmen Eifer für das Emporblühen der jungen Anstalt beseelt, schon gleich zu Anfang ihrer Errichtung eine beträchtliche Anzahl ausgezeichneter tyrolischer Fossilien eingeschickt hat, und von Zeit zu Zeit deren noch mehrere nachträglich übergab.

Eben so wenig sind in dieser Beziehung die Verdienste des Herrn Forstmeisters zu Botzen, Anton Bacher zu verkennen, durch dessen Liberalität die mineralogischen Sammlungen des Museums einen sehr schätzbaren Zuwachs an in- und ausländischen Fossilien unentgeltlich erhielten, worunter einige sich befinden, die jedem mineralogischen Kabinete zur wahren Zierde gereichen würden.

Eine nicht minder ehrenvolle Erwähnung verdient hier auch die großmüthige Schenkung des k. k. Kämmerers und Provinzialbau-Directors, Grafen von Reisach, der nebst andern freywilligen Beyträgen an Gegenständen der Kunst und Literatur seine ganze, zum Theil in sehr seltenen Stücken bestehende Mineralien-Sammlung dem Museum zur freyen Disposition überließ.

Durch die patriotischen Beyträge dieser und anderer Wohlthäter, sah sich der Director dieses Faches, Herr Alois v. Pfaundler, in den Stand gesetzt, zu einer dreyfachen oryktognostischen Sammlung für die Zwecke des Museums den Grund zu legen. Die erste begreift ausschließlich tyrolische Fossilien in sich, und ist wieder in zwey Sectionen getheilt, deren eine die Schaustücke, die andere Exemplare von kleinerm Formate enthält.

Eine zweyte ist der Geognosie des Landes gewidmet, und wird bloß tyrolische oder vorarlbergische Gebirgsarten enthalten. Sie beschränkt sich für jetzt noch auf das, was der Herr Fachdirector in der Gegend von Innsbruck,

einem Theil Oberinnthals, und in Vorarlberg in dieser Beziehung gesammelt, und dem Museum zum Geschenke gemacht hat, nebst den Gebirgsarten des Steinkohlen-Bergbaues zu Häring. Die dritte wurde zum Behufe des Studiums der Mineralogie im kleineren Formate angelegt, und enthält mehrere schöne theils in- theils ausländische Mineralien systematisch geordnet in sich. Sie enthält ohne Duplicaten 350 Stücke, worunter sich manche seltene z. B. Nephelin, Maionit, Eisspath, Kupferlasur von Chessi und Oktoedrit vom Gathnat in schönen Exemplaren befinden. Auch hat der Hr. Gubernialrath und Berg- und Salinen-Director Junk diese Sammlung mit mehrern schönen Fossilien aus Idria, so wie der Herr Forstmeister Bacher mit einigen brasilianischen, korsikanischen und isländischen Mineralien bereichert.

Die Petrefakten- und Konchylien-Sammlungen sind erst im Entstehen. Doch enthält erstere bereits einige interessante Versteinerungen aus Enneberg, Fisch-Versteinerungen vom Reither-Joche und einige sehr schöne Pflanzen-Abdrücke auf Stinksteinschiefer von Häring. Theils durch Geschenk eines Mitglieds, theils als Äquivalent wurde dem Museum vor kurzem auch eine kleine aber schöne Sammlung von Konchylien zu Theil.

Zu bedauren ist, daß der Ausschuß sich nicht in der Lage befand, in den Antrag unsers Veterans in der vaterländischen Mineralogie, Herrn Felix von Aigner, wegen Ankauf seines Mineralien- und Konchylien-Kabinetes einzugehen, da die beschränkten Mittel des Vereines, besonders gleich im Anfange seiner Gründung, es um so minder erlauben, für einen einzigen Zweig seiner Sammlung eine so bedeutende Ausgabe zu machen, als sich mit Recht hoffen läßt, wenn gleich auf langsamerem, doch weniger kostspieligem Wege nach und nach eine oryktognostische Sammmlung zu Stande zu bringen, welche dem vorgesetzten Zwecke der Anstalt vollkommen genügen wird.

B. Botonik.

Kaum wird es ein Land geben, das dem Studium der Pflanzenkunde, und somit auch den botanischen Sammlungen so zusagend wäre, als Tyrol, wo die Verschiedenheit des Klima's wie des Bodens die mannigfaltigste Vegetation begünstiget. Der Verein des vaterländischen Museums biethet auch diesem gemeinnützigen, aber leider schon seit langem vernachläßigten Zweige der Wissenschaft einen gemeinschaftlichen Mittelpunct des Wirkens dar. Gegenwärtig besitzt dasselbe:

a) Eine aus 24 Bänden bestehende, wissenschaftlich geordnete und von den rühmlich bekannten Botanikern Hoppe und Panzer gemachte Sammlung ausländischer Pflanzen — ein Geschenk des k. k. Baudirectors, Herrn Grafen v. Reisach.

b) Eine aus einigen Heften bestehende Sammlung tyrolischer Pflanzen, welche von dem für diese Wissenschaft zu früh verstorbenen Edlen von Laicharding, dem Sohne des rühmlich bekannten Professors der Naturgeschichte an der Universität zu Innsbruck, angefangen, aber nicht vollendet, und von der Witwe desselben dem Museum gütigst überlassen wurde.

c) Ein Heft mit Pflanzen aus der Umgegend von Botzen, von den Pharmazeuten Lindlechner und Elzmann gesammelt, und von dem Vereins-Mitgliede Herrn Doctor Oettl zu Botzen dem Museum zum Geschenke gemacht.

d) Angekauft wurde die von dem geschickten Botaniker Herrn Benedikt Eschenlohr auf seinen botanischen Reisen in Tyrol begonnene Flora Tirolensis, welche vor der Hand in 400 Stücken besteht, und weiter fortgesetzt werden soll.

e) Acht vom Herrn Gubernialrathe und Kreishauptmann zu Botzen, Ritter von Hauer, als zweyjähriges Äquivalent seines subscribirten Beytrages dem Museum überlassene Hefte südtyrolischer Pflanzen, auf den Gebirgen in der Umgebung von Meran gesammelt von dem dortigen Herrn Apotheker Kraft.

f) Mit einer Sammlung der Holzarten wurde bereits der Anfang gemacht, und wird fortgefahren.

C. Zoologie.

Wenn sich gleich die zoologische Sammlung selbst dem Entwurf des Museums zu Folge bloß auf vaterländische Seltenheiten und Abarten beschränken darf, so konnte doch dazu sowohl aus Mangel an Beyträgen, als aus Abgang eines hiezu geeigneten Lokales noch kein Grund gelegt werden, indem das dermahlige Lokale des Museums weder Raum, noch zureichende Sicherheit gegen die Zerstörung durch Insecten gewähren dürfte.

D. Literatur für das Fach der Naturkunde.

Zwey schätzenswerthe und kostbare Werke, nähmlich Leonhards Propädeutik, und dessen mineralogisches Taschenbuch vom Jahre 1807 bis 1822, nebst dessen mineralogischer Topographie erhielt das Museum von einem seiner ersten und größten Wohlthäter, dem k. k. Baudirector Herrn Grafen v. Reisach zum Geschenke.

Mehrere für dieses Fach geeignete Werke enthält die durch das v. Pfaundlerische Legat, wovon weiter unten die Rede seyn wird, dem Museum zugekommene Büchersammlung.

Einige neuere und für die Zwecke des Institutes vorzüglich nothwendige Werke wurden bereits angekauft, und

es wird mit Beyschaffung derselben nach Thunlichkeit fortgefahren werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Statistisches Allerley über den Kreis Ragusa in Dalmatien.

Mitgetheilt von Prof. Franz Petter.

(Fortsetzung.)

Ragusa ist der Sitz des Kreisamtes, und eines Collegial-Gerichtes und liegt unter dem 36. Grad östlicher Länge, und 42° 20 nördlicher Breite zwischen dem Meere und dem Berge Sergio. Die eigentliche Stadt zählt in 760 Häusern bey 5000 Einwohnern. Die Vorstadt Pille zählt 147 und die Vorstadt Ploce 82 Häuser, welche größtentheils bey der Blokade der Montenegriner und Russen im Jahre 1806 verbrannt und kaum zur Hälfte wieder hergestellt wurden. Sie ist mit starken doppelten Mauern, runden Bastionen und Thürmen umgeben, hat 2 Thore, eines in Norden, das Pillethor, das andere in Osten das Plocethor. Außer dem Pillethor liegt auf einem in das Meer vorspringenden hohen Felsen das massive Fort St. Lorenzo. Mit dem Plocethor hängt das ebenfalls sehr feste Fort Molo zusammen. Dem Fort Molo gegen über liegt das kleine Eiland Lakroma mit einem zur Vertheidigung der Rhede und des Hafens von Ragusa, von den Franzosen erbauten Fort. Die Stadt wird von dem sich hinter ihr steil erhebenden Berge Sergio dominirt, auf dessen 1340 Fuß hohem Gipfel die Franzosen das Fort Napoleon jetzt Fort Imperial erbauten, welches jedoch noch nicht in dem vollendeten Zustande sich befindet, welchen es nach dem Plane der Erbauer haben sollte.

Bildungs-Anstalten sind das k. k. Gymnasium und die k. k. Normalhauptschule. Eine Buchhandlung und eine Buchdruckerey. In den Zeiten der Republik hatten die Jesuiten ein Collegium, in welchem die Gegenstände der Humanitätsclassen und Philosophie gelehrt wurden, zur Vollendung der höhern Studien sandte die Republik jährlich ein Paar talentvolle Köpfe auf italienische Universitäten. Nach Aufhebung der Jesuiten wurde dieses sehr schöne Kloster einigen aus dem Auslande eingewanderten Piaristen unter der Bedingung eingeräumt, daß sie fortan den öffentlichen Unterricht der Jugend besorgen sollten, und ihnen die Einkünfte des aufgehobenen und jetzt in eine Artillerie-Kaserne verwandelten, eine ital. Meile außer dem Plocethor liegenden Klosters St. Giacomo angewiesen. Als die Franzosen unter Lauriston am 26. May 1806 Ragusa besetzten, verwandelten sie das Jesuiten-Kloster in ein Militär-Spital, und räumten den Piaristen das aufgehobene Nonnenkloster St. Peter ein, wo sie sich noch heut zu Tage befinden, und den Unterricht in den Gymnasialclassen ertheilen.

Ragusa war so wie die exvenetianische Stadt Curzola während der Republik der Sitz eines Bischofs. Beyde Bisthümer sind gegenwärtig unbesetzt. Außer den Piaristen befinden sich noch ein Dominikaner- und ein Franziskaner-Kloster hier, welche einige Filialklöster in andern Orten des Kreises haben; die Franziskaner haben auch Geistliche in Bosnien. Außer den Kirchen jener zwey Klöster sind noch die Domkirche, in welcher dem berühmten ragusäischen Mathematiker Boscovich ein Denkmahl gesetzt ist, und die Kirche zum h. Blasius, dem Schutzheiligen der Stadt sehenswerth. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der ehemahlige Regierungs- und gegenwärtige Kreisamtspallast, und die Doganna. Die sehr zahlreichen Griechen haben eine kleine Kirche, und die Israeliten eine Synagoge. Unter die Wohlthätigkeitsanstalten gehört ein Kranken- und ein Findelhaus. Eine Sanitäts-Anstalt mit einem vor dem Plocethor am Meere liegenden Quarantain-Gebäude. Ehemahls unterhielten die meisten seefahrenden Nationen in Ragusa Consuln oder Geschäftsträger, jetzt befindet sich nur noch ein russisches, ein englisches und ein päpstliches Consulat alldort, welche wahrscheinlich auch eingehen werden.

Geschichtliche Notitzen über Ragusa.

Die Gründung der Stadt und Ex-Republik Ragusa fällt in das Jahr 656 unserer Zeitrechnung. Die obenbemerkten Distrikte des Kreises Ragusa gehörten zu dem alten Illyrien, deren sich ungefähr 1500 J. v. Ch. die Encheleer, ein eigener vom Fischfang lebender Volksstamm bemächtigte. Im Jahre 589 v. Ch. siedelte sich eine aus dem Peloponnes gekommene griechische Colonie, welche man für Parthenier hält, an, und gründete Epidaurus (Ragusa vecchia) wo man noch heut zu Tage Spuren einer Stadt findet, ferner wenige Überreste einer Wasserleitung, eines Brückenpfeilers, welcher die Stadt wahrscheinlich mit dem festen Lande verband. Übrigens aber scheinen Brücke und Wasserleitung nicht in der gewohnten grandiosen Bauart der Alten aufgeführt gewesen zu seyn. In der Folge herrschte ein anderer Volksstamm. Die Pleener vom Pleuratus abstammend in Epidaurus. Im Jahre 164 v. Ch. setzten sich die Römer in Besitz von Epidaurus, und es ward eine römische Colonie. Diese Colonisten wurden im Jahre 656 n. Ch. von den Trebuniern, einem slavischen Volksstamme unterjocht und Epidaurus zerstört. Die Flüchtlinge gründeten das heutige Ragusa, slavisch Dubrovnik, türkisch Paovnik. Die Einwohner lebten Anfangs vom Fischfang, wählten unter sich

ein Oberhaupt, und trieben Handel und Schifffahrt. Unter ähnlichen Umständen entstand das mächtige Rom, und später als Ragusa, die Stadt und der Freystaat Venedig, nach welchem letztern sich Ragusa in seiner Verfassung und Sitten stets gemodelt hat, und an dessen Welthandel und Schifffahrt im adriatischen Meer es thätigen Antheil nahm, und daher immer mit neidischen Blicken von der mächtigen Beherrscherinn der Adria angesehen, und soviel möglich geneckt wurde. Die blühendste Periode dieses kleinen 25 deutsche Quadrat-Meilen zählenden Freystaates war von 1427 bis 1440. Damahls zählte die Stadt 35,000 Einwohner und 20,000 auf dem Landgebiethe. Die Pest von 1548 raubte 7000, die Pest von 1562 abermahls 20,000 Menschen das Leben, und das Erdbeben am 6. April 1667, welches Cattaro zum Theil und Budua ganz zerstörte, begrub 5000 Menschen unter den Trümmern der eingestürzten Häuser. Ein Mensch auf Lusitaniens Boden mehr geboren, entschied das Schicksal Venedigs. Der kühne Vasco de Gama entdeckte den Seeweg um die Südspitze von Afrika nach Ostindien, dieses seit Jahrtausenden ungeheuern Schlundes, in welchen die, durch die Producte jenes Reiches entnervten Europäer ihr Geld werfen. Dadurch verloren die Venediger den Welthandel, welchen sie über Alexandria trieben, und sanken von ihrem Wohlstande immer mehr herab, bis der Eroberer Buonaparte im Jahre 1797 in dem Schloß Goeß bey Leoben der Existenz dieses Freystaates mit einem Federzug ein Ende machte. An den Untergang von Venedig mußte sich auch das Schicksal Ragusas knüpfen. Als Buonaparte auf seinem abenteuerlichen Zuge nach Ägypten (1799) Corfu besetzte, wurde ein Commissär mit 2 Kriegs-Schiffen nach Ragusa abgesandt, der auf gut buonapartisch 2 Millionen Livres Anleihen verlangte. Der durch die Drohungen des franz. Commissärs eingeschüchterte Senat gab 70000 Ducaten in Gold — und hat sie heut noch zu fordern.

Während der von dem französ. Directorium an die Republik abgesandte Admiral Bruix in schönen Tiraden den Ragusäern ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zusicherte, gab die Besetzung von Albanien und Corfu durch die Russen, dem französischen General Lauriston die Veranlassung, am 26. May 1806, Ragusa, welches die strengste Neutralität beobachtet, militärisch zu besetzen, worauf die Stadt von den Russen, die sich in Cattaro mit den Montenegrinern vereinigten, blokirt, die schöne Vorstadt Pille mit den Dörfern Canali, Breno Gravosa und Ombla auf beyspiellose Art von den Montenegrinern geplündert, verbrannt und methodisch verwüstet, und die am Hafen und Werften von Gravosa befindlichen Schiffe theils verbrannt, theils weggeführt wurden, bis Molitor am 6. July die Stadt entsetzte. Im Jahre 1811 vereinigte Buonaparte das Gebieth und die Stadt Ragusa mit dem nach dem Wiener Frieden durch sein Decret vom 15. October 1809 geschaffenen Königreich Illyrien, bis die Stadt am 29. Jänner 1814 durch Capitulation den siegreichen k. k. österreich. Waffen ihre Thore öffnete und sammt allen dazu gehörigen Forts übergeben wurde. Seit dieser Zeit ist Ragusa dem Königreiche Dalmatien einverleibt und bildet einen Kreis desselben. Über anderthalb Jahrhunderte (von 1358 bis 1526) stand Ragusa unter dem selbst gewählten Schutze der Krone Ungarn, der Beherrscherinn von Dalmatien. Dieser Zeitraum ist das goldene Zeitalter der Republik.

(Der Beschluß folgt.)

Richards Löwenherz Gefangenschaft in Oesterreich.

(Beschluß).

Nach einigen Nachrichten von Saladin, und der Pest, die das Heer der Christen aufgerieben fährt der Erzähler fort:

„Rex vero Angliae Richardus adhuc in captivitate detentus pecunia laudata ex parte data, ex parte etiam adhuc danda positis obsidibus nobilibus, inter quos erat filius regis Novariensis, et filius ducis quondam Saxoniae qui erat sororius regis Richardi, liber abire permittitur. Qui obsides non solum pro pecunia, verum etiam pro reliquis articulis conventionis solvendis, servabantur. Interea Tancredus. — — Des Kaisers Zug nach Apulien — (1194) — „Fuit in eadem expeditione inter ceteros principes filius ducis Leupoldi nomine patris sui dictus (Leopold der Glorreiche), qui esti non diu militem induerat, non minus tamen militis officium exercebat. Dux tamen pater ejus gloriosus princeps et frater ejus F. domi remanserant." Dum vero in nativitate domini in marchia adeptae noviter terrae, in castro Graze festum ageret et celebrem solempnitatem haberet, sequenti die solempnitatis equum durioris cervicis ascendens, obducta glacie parva nive circumductus, in quo sedebat, cecidit et licet in variis militiae casibus miles exercitatissimus fuerit, hunc tamen infortunatum casum non evasit, quin crus per medium rumperetur, ita quod os et caro rumperetur. Unde cum nullis medicorum experimentis pars illa corpori potuit consolidari, [illegible] gravi urgente dolore et instantissima petitione cogente pes amputatur, cum igitur fati inevitabilem necessitatem instare sensit, et quia summi pastoris sententia ipsum innodaverat vinculo anathematis, archiepiscopum juvavensem debito sanguinis sibi astrictum propinquum, qui etiam nutu divinae propitiationis non longe aberat, intime vocavit et tam pro mitiganda divinae indignationis vindicta, quam pro absolutione latae in ipsum sententiae supplex interpellavit. Ad cujus consilium et mandatum se totum offerens et sicut potuit, satisfaciens intime conpunctus obiit III, Kal. Jan. anno M. C. LXXXXIIII. Filius autem suus F. (Friedrich der Katholische,) qui ei successit in Austria, sicut nobilis haeres patris sicut etiam ammonitus a patre attentius fuit, obsides detentos

abire liberos permisit, et pecuniam quam de rege angliae acceperat vel quam adhuc habebat, vel quae adhuc solvenda erat, remisit. Quamvis praefatus tamen archiepiscopus Salzburgensis auctoritate legationis sibi creditae a romano pontifice de absolutione ejus praesens dispensaret; Pataviensis tamen episcopus venerabilis et vir magnae discretionis qui tunc sicut fidus mediator inter duo capita orbis dissentientia et ad concordiam revocanda sollicite laborabat, intellecta morte ejus, opportunitate accepta de his tractandis nihil intermisit. Licet enim prius pro quietis ecclesiae suae pace et persecutionis avertendae turbatione dissimulaverit memoriam dioecesis, suae qualis posita jam vel ponenda sub interdictu erat, omnem intermiuationem ecclesiasticae, communionis, quam pro principe terra meruerat finaliter amputavit et pacem reformavit. Inter cetera autem, quae jam morte instante inclitus dux Liupoldus de salute sua disposuit, majori Filio F. austriam assignavit, alteri vero, qui nondum de expaditione reversus fuit ducatum Styrensem raliquens ad coenobium Criscorum monachorum ab avo suo (Leopold dem Heiligen) in honore Sanctae Crucis fundatum, ubi etiam cogitaverat vitam mutare sepeliri se postulabat, quod et factum est. Quia vero tam illustris principis obitum narrantes, cujus memoria est saepe recolenda, fecimus disgressionem a proposito, ad id redeundum est, unde exorsi sumus, prius tamen de victoria invicti Imperatoris Hainrici non est tacendum. — —

Nach dem Briefe der Transmarinorum ad Cismarinos und zwar Archumbaldo Magistro hospitaliorum Italiae et fratribus folgt sogleich der Brief an Leupold von Österreich.

„Item epistola duci Austriae illustri transmissa Leupoldo. Ilustrissimo domino et benefactori suo praecipuo Lupoldo duci Austriae nobilissimo Hmgr. (Hermemger) domini patientia Christi pauperum servus et Fratrum sancti hospitalis Ierusalem provisor humilis, cum universo fratrum conventu, debitae orationis munus, et sincerae devotionis instantiam. Piae magnitudinis vestrae dominio, ducum illustrissime, miserabilis jerosolimitanae terrae excidium satis notum esse credimus. Peccatis namque promerentibus dominus terram suam abominatus, manum suam super suum adgravans patrimonium, iram et furorem in nostros immoderatos excessus juste et rationabiliter exercens, Christianorum cismarinorum causam cottidie deteriorem fieri permittit. In praesenti enim aestate nefandus Saladinus civitatem Tortosam excepta Templariorum turri funditus evertit, et civitate Valaniae igne consumpta in partes Antiochiae secedens Gabalum et Laodiceam civitates famosissimas, et Saonam, Gordam, Caueam, Rochefort, castra munitissima et usque ad portas Antiochiae sibi vindicans, Tarpasac et Gaston ultra Antiochiam, obsedit et cepit et sic toto principatu, excepto Margato, castro nostro munitissimo, vastato fere et perdito; princeps cum Antiochenis, quod est miserabilius cum Saladino pactum inijt, ut si ab istius instanti octobris introitu usque ad VII. menses eis minime succurratur, Antiochiam pro dolor proborum christianorum sanguine adquisitam sine jactu etiam lapidum reddant et assignent. Interea quoque Ierusalem tractum (es steht cratum) et montem regalem et castra munitissima in Arabia ultra flumen Iordanis et juxta mare mortuum sita prae nimia famis inedia, se in deditionem reddidisse sciatis. De Sapher quoque templi multum pertimescimus et de bello inde (iude oder inde) castellonostro quanto tempore continuas obsidiones et imminentes labores perferre valeant, ignoramus.

„Has itaque epistolas ideo posui, ut cognoscere possit diligens lector, quam vehemens dolor corda omnium ad ulciscendam injuriam Crucifixi et Christi sui commoverit per universum orbem. etc. etc. etc.

Leopold des II. Zug wird im Werke so beschrieben; nach Friedrichs Tode. rc.

„Dux etiam Liupoldus austriae diu accensus ejusdem peregrinationis desiderio, quamvis inde noviter reversus fuerit, et licet vocatus ac rogatus a domino suo adhuc rege Romanorum existente Hainrico fuerit, ut ad suam expeditionem accingeretur, maluit tamen aeterno militare regi, quam temporali. In assumptione siquidem S. Mariae viam christianae militiae de Vienna se movens, aggressus est et Venetiis naves intransper Illiricum et Dalmaticum mare remigare proposuit, sed simili intemperie, quae sicut dictum est, circa autumpnum qui nunc instabat, gravius saevire solet, prohibitus, Sadira civitate Dalmatia applicare et tota parte ejusdem anni usque ad proximum ver hyemare compelitur, ubi etiam cum aliis, qui simili causa detenti sunt, opportunum tempus transfretandi et vernalem auram mitiorem navigantibus exspectavit. Accepta itaque opportunitate vernalis temporis, tam illi, qui in portu Messinensi quam et hii, qui apud Sadiram toto illo anno taedio affecti demorati sunt, iter propositum arripuerunt et ad portum Iccaron secure et sine detentione applicuerunt. (Am Rande M. C. XCI.) Erant autem in comitatu illustris ducis Austriae Leupoldi comes Sifridus de Nidert et Dietmarus liber et pauo ministeriales sui, Ortlebus videlicet de Vinchil, Hugo de Puchberch, Heinricus de Medlic, Albertus de Horn, Albero de Cenilinh, Pertoldus de Wiirmz, Rudwinus de Gors, et unus fratrum de Radun quorum nullus secum reversus est, sed omnes praedicti fatali necessitate dies suos clauserunt, praeter comitem Sifridum, qui fomitem infirmitatis secum reportans egrotavit et in via demoratus sequenti anno reversus est. Rex vero Angliae morose navigans in Cypru applicuit, ubi hunc regnum tenebat quidam Ysaachius.

Der Codex auf Pergament in Fol. aus dem XII. und zum Theile aus dem XIII. Jahrhundert ist nach eines Herrn Kuelsels Tod, der auf seinem Gute unweit Laun starb, in die Hände der Juden gekommen; von ihnen kaufte ihn ein Chirurgus, der seine Medicinfläschchen mit dem Pergamente aus demselben verwahrte, von diesem wurde er erkauft.

Literatur.

184. Cyrill und Method, der Slawen Apostel und Mährens Schutzheilige von F. Xav. Richter, Weltpriester der Olmützer Erzdiöces, emeritirten Professor der allgemeinen Geschichte und Bibliothekar am k. k. Lyceum zu Olmütz. Olmütz, 1825. 8. 78 Seiten.

Des verdienten Herrn Bibliothekars Richter Cyrill und

Method hält dem Inhalte nach die Mitte zwischen Strzedowsky's Leben dieser zwey Brüder und zwischen Dobrowsky's historisch-kritischem Versuche. Er nahm also gar vieles von den Erdichtungen in jenem nicht auf, verläßt aber nicht gern die zwey ältern lateinischen Legenden bey den Bollandisten; selbst dem böhmischen Pseudo-Christiann erzählt er manches nach, das die strengere Kritik nicht mehr ganz gelten lassen will. „Schreiber dessen, sagt er S. 43 in den beygefügten Anmerkungen, worin einiges erläutert und näher bestimmt, einiges gegen die neuere Kritik in Schutz genommen wird, zieht die Kritik, welche zu erhalten und zu retten sucht, jener vor, welche immer nur verdächtige und Zweifel auf Zweifel häuft." Ganz recht, aber was der Welehrader Cistercienser Hirschmenzel und Strzedowsky von der Hauptstadt Groß-Mährens faseln, wozu bloß der Nahme Welehrad (Groß-Burg) Anlaß geben konnte, hätte doch nicht in den Anmerkungen 11 und 12 wiederhohlt werden sollen. Wenn die äußerst verdächtigen Münzen von Swatopluk und Welehrad, auf die sich Hr. R. beruft, keine andern sind, als welche Strzedowsky in seiner sacra Moraviae historia S. 357 abbilden ließ, so werden ihn geübtere Numismatiker gar leicht überzeugen, daß diese Münzen ins 13te Jahrhundert gehören und auf Swatopluk und Welehrad nicht bezogen werden können. Die Münze Nr. II. worauf Strzed. Volegradensis archiepiscopus gefunden haben will, ist ja offenbar (nach Merle's Beschreib. Köllnischer Münzen) eine Münze Erzbischofs Konrad, und der Brakteat Nr. III. ist in Voigts Beschreib. Böhm. Münzen im 2ten Theil S. 41. N. 5. zu finden. — Herzog Rastislav wird nach Hr. R. erst nach der Ankunft der hh. Brüder in Mähren getauft. Hätte die mährische Legende hier nicht berichtigt werden sollen? Schon Moymar, Rastislavs Vorfahrer, war getauft, und Rastislav verlangte ja nach der ältern Legende von Constantinopel oder aus Bulgarien nur tüchtigere Lehrer. S. 15 nennt Hr. R. sogar fünf Bisthümer, über welche Urolph die Metropolitan-Gewalt erhielt, nähmlich zu Faviana, Speculo-Julium, Sorigoturum, Neutra und Betwar. Allein in Eugens Bulle werden nur vier genannt, denn es steht darin: Methodio sanctae Speculi-Juliensis, quae et Soriguturensis nuncupatur. Also zwey Nahmen für ein Bisthum. Strzedowsky schaltete hier ohne Bedenken seine (unrichtige) Erklärung ein: nunc Olomucensis. Leider ist in den Anmerkungen über diese vier Bisthümer, keine Sylbe zu lesen, wo doch Dobner und besonders Salagius hier gut benutzt werden konnten und sollten. Gern hätte man Hrn. R. dafür die langen Anmerkungen 2 und 3 über die Chasaren, worin Vermuthungen auf Vermuthungen gehäuft werden, erlassen. Selbst die 21te Anmerkung über Mosburg, über deren Lage er noch eine gründliche Belehrung von dem künftigen Commentator und kritischen Bearbeiter des „Ungenannten von der Bekehrung der Carentaner" erwartet, hätte eher wegbleiben können, da die Sache nun wirklich abgethan ist. Daß Swatopluk dem Herzog Rastislaw habe Gift reichen lassen, das ihm aber nicht geschadet hätte, ist des frommen Betrügers Christiann sinnreiche Erfindung. Die fränkischen Fuldner Annalen belehren uns hierüber viel besser, was mit Rastislav vorgegangen? Noch weniger wird man Hrn. R. beypflichten, wenn er S. 67 sagt: „daß er (Swatopluk) einer der slavischen Großen war, welche für Rastislaws Tod zu Regensburg stimmten, dafür steht ohnehin eine starke Vermuthung." Kann wohl erwiesen werden, daß Swatopluk damahls zu Regensburg zugegen war? Daß sich Cyrill schon unter Papst Adrian wegen des eingeführten slavischen Ritus habe vertheidigen müssen, hat Assemann widerlegt und Pubitschka erklärte diese Nachricht, die aus böhmischen Legenden floß, geradezu für eine Fabel. Man hat hier dem Cyrill beygelegt, was erst unter Papst Johann VIII. geschah, von dem Method deßhalb zur Rede gestellt worden. Daß Method den stolzen tyranischen Swatopluk in den Bann gethan und sich (um das J. 870 oder 871) nach Rom begeben, um seinen Bruder Cyrill abzuholen, der doch schon 868 in Gegenwart Methods begraben wurde, kann die strengere Kritik wieder nicht gelten lassen. Von dem Kirchenbann, womit Method das ganze Land Mähren belegt haben soll, redet zwar auch Christiann, allein nach allen Umständen zu urtheilen, mußte dieß erst 881 geschehen seyn, nachdem Method sich das letzte Mahl nach Rom begab, ohne je wieder nach Mähren zu kommen. Nach der Erzählung des spätern Griechen, der das Leben des bulgarischen Erzbischofs Clemens beschrieb, galt der Bann dem Bischof Wichin und seinem Anhang. Dieß konnte also nicht vor 880 geschehen. Allein Hr. Richter wollte nicht gern dasjenige aufgeben, was die zweyte mährische Legende erzählt und zum Theile dem Christiann abgeborgt hat. Doch nahm er die sonderbare Erzählung von der heimlichen Fortschaffung des Leichnams des heil. Cyrill, von dem auf der Reise nach Mähren mit der rechten Hand gegebenen Zeichen zur Rückkehr nach Rom, aus der mährischen Legende nicht auf, sondern hielt sich hier blos an die ältere Legende, das nicht zu tadeln ist. Nur hätte er den Erzbischof Method nicht ohne Noth im J. 870 oder 871 nach Rom reisen und sogleich wieder nach Mähren zurück kommen lassen sollen. Method blieb seit seiner Anstellung als Erzbischof, d. i. seit 868 in Pannonien und Mähren und ging erst 879, vom Papste Johann zur Rechenschaft von seiner Lehre aufgefordert, nach Rom. Seine dritte Reise nach Rom, die zugleich die letzte war, fällt in das Jahr 881. Wenn S. 30 gesagt wird, „der mährische Großfürst Swatopluk ordnete sogleich (im J. 879.) den Priester Johann nach Rom ab, um den bösen Verdacht von seinem frommen Bischofe abzuwälzen", so wird hier vorausgesetzt, daß Tuventarus de Maravna, an den ein Brief des Papstes gerichtet ist, und der mährische Herzog Swatopluk, an den ein anderer Brief abgegangen, eine und dieselbe Person sey. Allein schon Assemann hielt den Tuventar für einen bulgarischen Großen, dem auch kein Titel gegeben wird, wo doch der Brief an Swatopluk glorioso comiti überschrieben ist. Auch ist in dem Briefe an Tuventar gar keine Spur davon, daß der Priester Johann den Auftrag gehabt hätte, den Erzbischof Method des auf ihn geworfenen Verdachts einer Irrlehre wegen zu entschuldigen. Vielmehr erfuhr der Papst durch diesen abgesandten Priester, daß Tuventar selbst in seinem Glauben wanke. Wenn man sich die geringe Veränderung des u in n, die leicht in Handschriften verwechselt werden, erlaubt und für Maravna lieber Ma-

ravua oder Marrauna lieset, so wird es begreiflich, wie ein zu Morava, einer an den Gränzen Bulgariens und Pannoniens belegenen Stadt, angestellter hohe Beamte in seinem Glauben durch die in Bulgarien überhand genommenen Griechen irre werden konnte, zumahl sich der König von Bulgarien sein Verwandter Peter und andere Große des Reichs seit einigen Jahren an die Griechen hielten und von der römischen Kirche getrennt haben, wie es aus mehreren Briefen des Papstes Johann VIII. worin er sie zur Rückkehr zur römischen Kirche ermahnt, klar zu ersehen ist. Aus dem Briefe an Tuventar, der also noch im J. 879 sich seines Zweifels wegen an den Papst wendet, erhellet zugleich, wie weit sich Methods pannonisches Erzbisthum erstreckte, da auch eines Bischofs gedacht wird, der wahrscheinlich unter Method stand. Sollte es nicht der Belgrader gewesen seyn? Method war aber auch mährischer Erzbischof und im Gebieth Swatopluks ward ihm der im J. 880 zu Neutra eingesetzte Bischof als Suffragan untergeordnet, wie es in dem (nicht zweyten, sondern ersten und einzigen) an den glorreichen Grafen Swatopluk gerichteten Briefe zu lesen ist. Hr. R hat das Verdienst, diese Briefe, nebst zweyen an Method, in einer deutschen Übersetzung seinen Lesern vorgelegt zu haben. Wir heben zur Probe eine Stelle aus dem Briefe an Swatopluk heraus: „den Priestern aber, Diaconen und was immer für Ordensgeistlichen (sive cujuscuoque ordinis clericos, d. i. Subdiacone, Minoristen, nicht eben Ordensgeistliche,) sie mögen slavonischer oder was immer für einer Nation seyn, wenn sie innerhalb deines pannonischen Territoriums sich aufhalten, befehlen wir unserem besagten Mitbruder, eurem Erzbischofe unterthänig und in Allem gehorsam zu seyn." Wie kam das Beywort pannonisch, das im Originale nicht steht, in die deutsche Übersetzung? Im Lateinischen liest man: qui iotra provinciae tuae fines consistuut, das ist doch nicht mehr und nicht weniger als welche innerhalb der Gränzen deines Landes sich befinden.“ Dieß hier eigenmächtig eingeschobene pannonisch verleitete Hrn. R. noch zu einer ganz unrichtigen Anmerkung S. 77, worin es heißt: „Also hatte Swatopluk schon im J 880 ein pannonisches Territorium. Es frägt sich nur, war dieß ein Ober- oder Nieder-Pannonisches?“ Ref. antwortet mit Sicherheit: Swatopluk hatte in keinem Theile Pannoniens je ein Territorium. Auch sonst ist Hrn. R. die mühsame Übersetzung des rauheren verwickelten Lateins der Legenden nicht immer ganz gelungen. Als Method den Leichnam seines verstorbenen Bruders sich vom Papste ausbittet, heißt es in der Legende: non est visum Apostolico (quamvis grave sibi aliquantulum videretur,) petitioni et voluntati hujusmodi refragari. Der ganze Zusammenhang mit dem Folgenden zeigt, daß der Papst (so schwer es ihm fiel, so ungern er es that) seine Bitte nicht abschlagen wollte, non est visum — petitioni — refragari. Der Papst ließ den Sarg versiegeln und beschied den Bischof Method nach sieben Tagen wieder zu kommen. Allein die Römer kommen vor den Papst und bitten ihn, es nicht zu erlauben, daß Cyrills Leiche anderswohin sollte getragen werden. Sie wird nun in Rom sehr feyerlich begraben. Wer könnte nun Hrn. R. Übersetzung billigen, wenn es S. 27 heißt: der heilige Vater willigte nicht ein, wiewohl es ihm ein wenig hart dünkte, eine solche Bitte, ein so billiges Verlangen nicht zu erfüllen. — Method hatte Ursache wider seinen Suffragan in Mähren sich bey dem Papste zu beschweren. Sein Brief an Papst Johann ist nicht vorhanden, wohl aber die Antwort des Papstes vom 23. März 881. Schönleben in seiner Carniolia S. 454 faßte den Sinn der darin enthaltenen Worte: tamen cum, Deo duce, reversus fueris, viel richtiger, indem er sagt: Joannes papa peculiari epistola illum solatus denuo Romam evocavit, als Hr. R. in seiner Übersetzung: solltest du unter Gottesleitung wieder zu uns zurückkehren. Es sollte wohl heißen: doch, wenn du unter Gottes Geleite zu uns wieder zurück kommen wirst. Dahin, nach Rom, begab sich nun auch Method und starb daselbst, wie es allgemein angenommen und durch Zeugnisse alter und neuer Schriftsteller bestätigt wird, wenn gleich die mährische Legende davon schweigt. Hr. R. aber schließt seinen Text mit den Worten: „Wie lange er lebte, wie lange er in Mähren blieb, wo er gestorben, darüber hat man keine verläßlichen Nachrichten.“ So viel ist jedoch fast gewiß, daß Method nach dieser dritten und letzten Reise nach Rom nicht mehr nach Mähren oder Pannonien kam. Er verschwindet seit 881 aus der Geschichte und wahrscheinlich um diese Zeit auch aus der Welt. Kleinere Unrichtigkeiten, die zu verbessern sind, finden sich S. 33, wo Swatopluks Nahme Szentopulchrus geschrieben wird, in der Aufschrift des Briefes steht doch Sfentopulchro, davon müßte es im Nominativ wohl Sfentopulcher heißen, S. 59 Ratislav anstatt Rostislaw, wie ihn die Russen nennen. S. 60 ist Eparchie etwa ein Druckfehler für Epache!e. Das Ganze zeugt übrigens von reinem Willen, vieler Belesenheit und rastlosem Fleiß, wie so viele in diesem Archiv seit 1816 erschienenen, rühmlichen Arbeiten des Verfassers.

Miscellen.

Als Christoph Münster, ein Leibtrabant des Herzogs Johann Friedrich zu Hanover im Jahre 1675 starb, wählte er, der eine Größe von 4 Ellen 6 Zoll hatte, sich zum Leichentext: „Der Herr hat alles wohl gemacht.“

Die Sage von Theophrasti Paracelsi Tod: Als Theophrastus durch einen Apotheker aus Neid vergiftet, sein unabwendbares Ende fühlte, mahlte er mit magischer Kunst dieses Apothekers Bild an die Wand, schoß mit einer Pistole darnach, und der wirkliche Apotheker verblich alsbald eines gähen Todes.

Zwischen Lustheim und Schleißheim ist ein langer Canal, durch die bey Ofen gefangenen Türken gegraben, ein Denkmahl für die tapfern Bayern vor Ofen im Jahre 1686. —

Im Jahre 1719 starb zu Wien ein Adler, der schon 104 Jahre eingefangen war.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 11. July 1825.

Otto's II. von Mähren Sieg über Brzetislav II.

(Unbekannt der Geschichte.)

Aus Urkunden und Sagen, von Johann Schön.

Oft hat sich die gedruckte Geschichte in Einzelnen als durchaus falsch bewährt, während an dem lebendigen Worte der Sage fast immer sich etwas Wahres gezeigt.

Von dieser Ansicht ging der Verfasser aus, als er an der Mutter-Gottes-Kirche zu Teltsch die Aufschrift las: Otto II., Markgraf von Mähren, gründete diese Kirche, und als die Sage vielstimmig und dennoch einhellig hinzu setzte: „in Folge eines über Brzetislav II. errungenen Sieges."

Freylich berichtet weder Cosmas noch Hagek, weder Dubravius noch Pessina von einem Treffen bey Teltsch, ja nicht einmahl von einem Kampfe zwischen Otto und Brzetislav, freylich weiß man nur von zweyen Mahlen, daß Otto der Zweyte mit böhmischen Herzogen kriegte, das eine Mahl zu Gunsten seines zum böhmischen Herzog gewählten Beuders Swatopluk gegen dessen Thronnebenbuhler Borziwoy, wo Otto diesen siegreich in die Flucht jagte, das zweyte Mahl in eigener Angelegenheit, gleichfalls wegen des böhmischen Thrones, gegen den glücklichern Sobieslav, wo der mährische Held bey Chlumek (Kulm) mit dem Ausruf: Mir nach, wer unsterblichen Ruhm sucht, mitten in die Böhmen stürzte, und anstatt des begehrten goldenen Reifens den Tod fand: aber dessen ungeachtet glauben wir aus der Sage, aus den vorhandenen Denkmahlen — aus den örtlichen Urkunden, ja aus den gedruckten Geschichtswerken selbst so viele Gründe für die oben bezeichnete Sage zusammenstellen zu können, daß wir befriedigen dürften, ohne dem kaltberechnenden Klugen wehren zu wollen, uns mit dem Gemeinplatz entgegen zu treten: „die Sache der Menschheit gewinne nichts durch die Nachweisung eines vergessenen Kampfes und Treffens!" —

Ursache des Kampfes.

Die Grundursache des Kampfes zwischen Brzetislav und Otto lag in einem Hausgesetze Brzetislav I., des Tapfern, des Siegreichen, des Schreckens der Pohlen, der da, im Einverständniß mit den Wladiken, aus Böhmen ein Seniorat machte, und es dem zu Folge dem ältesten Sohne, Spitignev, überließ, die jüngern Söhne, Wratislav, Otto und Konrad mit Mähren betheilte, den ersten mit Olmütz, den zweyten mit Brünn und den dritten mit Znaym, unter der Bedingung: daß die mährischen Herzoge die böhmische Lehensherrlichkeit anerkennen sollten.

Diese Anordnung erzeugte natürlich ewige Fehden, und eben der Umstand, daß der Älteste nur Herzog werden sollte, vervielfältigte den Thronwechsel und Anlaß zum Zwiste!

Nach Spitignevs Hintritt bestieg Wratislav den Thron von Prag, auf welchen er nachher, freylich nur persönlichen — königlichen Glanz brachte, und Otto nahm nun Olmütz und den nördlichen Theil von Mähren, Konrad Brünn und den südlichen Theil, jener, weil er in den Bergen der Jagdlust besser pflegen konnte, dieser, weil er der in Österreichs Gränzen herrschenden deutschen Sprache mächtig war, wie Dubravius dieses erkläret. Otto verließ bald darauf das Zeitliche und es folgten ihm seine beyden Söhne, Swatopluk und Ottik, — Otto, der Schwarze, der zweyte.

Der Brzetislav'schen Anordnung üble Folgen zeigten sich nun zum zweyten Mahle, denn schon zwischen Spitignev II. und dessen Brüdern herrschte Zwist und Fehde. Die beyden jungen hochfahrenden Herzoge von Olmütz weigerten sich, nicht ohne Einfluß des Oheims zu Brünn, die Belehnung von dem, für ihre Furcht etwas zu fernen Wratislav zu begehren, und setzten sich eigenmächtig in das Herzogthum Olmütz ein. Erbittert eilte aber Wratislav herbey, jagte die übermüthigen Neffen aus Olmütz,

und zog mit dem Zorn und der Eile eines Siegers gegen Brünn, den treulosen Bruder zu züchtigen. Konraden rettete aber seine schöne Gemahlinn Wallburga, die sich dem sonst sanften Schwager zu Füßen warf und ihn durch Anmuth und Beredsamkeit versöhnte.

Bey dieser Gelegenheit geschah die Ermordung des herzoglichen Lieblings Zderon von Swabenitz, und da dieses Ereigniß tief in das Ursachengewebe versponnen ist, so darf es hier nicht bloß oberflächlich berührt werden.

Wratislavs ältester Sohn, Brzetislav (II.) war in der Lausitz von den Sachsen 1087 aufs Haupt geschlagen worden, weil er so unvorsichtig war (wie der für seinen großen Nahmen ziemlich kleine Alexander von Macedonien im Tharsus) in einem angenehmen Flüßchen bey brennender Sommerhitze sich zu kühlen, und sich im Bade von den Feinden überraschen zu lassen, (wie der alte Eberhart, der Greiner, von Würtenberg in Wiesbaden.) —

Als nun bey Brünn das Zelt des Prinzen wieder zu einem lockenden Flüßchen zu stehen kam, so konnte der muntere Ritter von Swabenitz nicht umhin, den Prinzen aufzuziehen, und ihm zu sagen: daß er in dem stillen Bächlein es neuerdings versuchen könne, im Feindes Lande zu baden. Brzetislav empfand aber im tiefsten Herzen das vielleicht arglose Wort, und schwur dem Beleidiger die grimmigste Rache.

Er ließ ihn in günstiger Stunde zu sich rufen und sodann auf der Stelle meuchelmörderisch niederstoßen.

Wratislav nahm die That, wie sie es verdiente, und Brzetislav, dem Zorn des Vaters auszuweichen, trennte sich mit einem starken Haufen seiner Getreuen und begab sich nach Ungarn zu seinem Großvater mütterlicher Seite, zu dem König Ladislav, genannt der Heilige, das Gemeingut der Welt!

Wratislav wurde dem Prinzen so gram, daß er die alte Ordnung umzustoßen suchte, um nur den Verhaßten vom böhmischen Throne für alle Zeit auszuschließen, und mit dem Bruder von Brünn auch hierüber Verabredungen traf.

Wratislav starb 1092, und es folgte ihm Konrad auf dem Throne zu Prag, welcher denn sofort seine Neffen Swatopluk und Otto in Olmütz wieder einsetzte, und seine eigenen Söhne Ulrich und Leopold, jenen über Brünn diesen über Znaym setzte.

Am 6. September 1092 verblich Konrad schon wieder, und nun kam Brzetislav mit seinen Getreuen in einem Zeitraum von 8 Tagen aus Ungarn herbey, und schwang sich auf den herzoglichen Stuhl zu Prag. Was zu erwarten war, das geschah. Brzetislav ward den Söhnen Konrads gehäßig, und diese sahen ihn, den sie gerne als einen Weggefallenen betrachtet hätten, nur mit scheelen Augen auf dem Prager Throne. Doch nahm man beyderseits freundliche Mienen an, und erst in dem Jahre 1099 brach der verhaltene Ingrimm in volle Flammen aus.

Brzetislav soll damahls vom Kaiser Heinrich IV., die Bewilligung angesucht und erhalten haben: Mähren einzunehmen, und den eigenen Bruder Borziwoy als Markgrafen über das gesammte Land zu setzen.

Als die Kunde davon nach Mähren kam, so wurden die Prinzen natürlich unruhig, vor allen Ulrich und Leopold, auf welche dieser Anschlag zunächst und unbedingt gemünzet war.

Brzetislav und sein Bruder Borziwoy kamen aber mit einem starken Heere unversehens nach Mähren, jagten Ulrichen aus Brünn, nahmen die Stadt in Besitz, wendeten sich gegen Znaym, und vertrieben die Prinzen auch von da.

Die unglücklichen Brüder warfen sich nun nach Retz in Österreich, und wurden von diesem festen Puncte aus das Schrecken der Umgegend.

Der Markgraf von Österreich, Leopold IV. verband sich, dem Unfug zu steuern, mit dem Herzoge Brzetislav und dieser verlieh an Borziwoy als an einen mährischen Markgrafen Brünn und Znaym, worauf sich Borziwoy mit einer österreichischen Prinzessinn verlobte.

Die Brüder in Retz halten sich aufs Tapferste, und ob auch bey einem gewagten Ausfalle Ulrich in die Hände der Feinde geräth und nach Glatz in ein hartes Gefängniß abgeschickt wird, so biethet dennoch Leopold auch allein siegreich seinen Feinden die Spitze.

Dem blutigen Ziele ein Ende zu machen, ziehen die verbündeten Fürsten vor Retz und senden den Hofmeister von Brzetislavs Prinzen, Wladislav, den verständigen Paul Marquard, früher ein Genoße des Prinzen Leopold von Znaym, mit der gebräuchlichen Aufforderung zur Übergabe nach Retz.

Leopold verwarf den Antrag, und einer aus seiner, freylich nur zusammengelaufenen mord- und raublustigen Schaar, legte auf den Friedensbothen an, und schoß ihn nieder, nicht zur Freude des Prinzen, der den Thäter aufhängen und den Leichnam über die Ringmauer werfen ließ.

Anderthalb Monathe belagerten die Fürsten Retz mit wenigem Glück, bis in der Veste Noth an Lebensmitteln sich zeigte, und Leopold, diesem Feinde nicht gewachsen, Nachts mit wenigen Genossen mitten durch die Feinde schlich und nach Ungarn zum König Koloman entrann, worauf Retz den Belagerern die Thore öffnete.

So weit aus den Quellenwerken: Cosmas, Hagek, Dubravius und vorzüglich: Pessina.

(Der Beschluß folgt).

Minneklage.

Nach dem Altdeutschen Heinrich, Herzogs von Breslau.

Als der süße Lenz gekommen
Klagt ich ihm des Herzens Pein,
Wie mein Busen liebentglommen
Durch der Minne Zauberwein.

Wie der milde May verschwunden,
Sommerlust zu Felde kam,
Klagt ich ihr auch meine Wunden
Und des Herzens stillen Gram.

Klagte wohl der grünen Haide
Und dem funkeindsammtnen Klee,
Wie mein Busen voll vom Leide,
Wie das Herz mir gar so weh.

Flehte zu dem Hain, zur Sonne
Und zur Liebesgöttinn still,
Ob sie spenden Minne-Wonne
Und den Kranken heilen will.

„Laß uns hören ihr Verschulden"
Riefen sie da allgesammt,
„Daß dein Lieb nicht schuldlos dulde
Schuldlos werde nicht verdammt."

Ach sie ist so hart die Schöne,
Weidet sich an meinem Schmerz,
Meines Liedes süße Töne
Klingen fruchtlos an ihr Herz.

Wehe, daß ich sie gesehen,
Sie das schöne Zauberbild
In der güldnen Locken Wehen;
Von der Reitze Schaar umhüllt.

Ach, nun ist sie mein Verderben,
Meines Herzens tiefstes Leid,
Und so muß ich weinend sterben
Durch die schönste, kältste Maid.

„Wohl so will ich denn gebiethen"
Sprach der May „den Blumen mein,
Daß vor ihr sie alle Blüthen
Schließen, jeden Blumenschrein."

Drauf der Sommer: „meinen Dichtern,
Vöglein, wehr ich den Gesang,
Daß dein Lieb sich mag verschüchtern
An der Stille sonder Klang."

Haide sprach: „Ich will sie fangen,
Kömmt um Blumen sie zu mir,
Daß sie deinem Gluthverlangen,
Daß sie süß willfahre dir."

„Sammt-Klee ich, will mit ihr rechten
Durch des Thaues lichten Schein,
Der ihr Auge soll umflechten,
Blendend tauchen soll darein.

„Ich der Hain brech' alle Zweige,
All das Laub, so mich umflicht,
Daß sich keiner schattend neige,
Wenn sie dich erhöret nicht."

„Ich die Sonne, will durchhitzen
Wild ihr Herz und all ihr Blut,
Daß sie nichts vermag zu schützen
Gegen meine Strahlengluth."

„Alle Lust ihr zu verleiden
Hab ich, Venus, mich erklärt,
Aller Liebe süße Freuden —
Bis dein Flehen sie gewährt."

Nein eh' laßt allein mich sterben
Eh' sie fühle solches Leid,
Droht ihres solches Schmerzverderben,
Sterben wir so allebeyd.

Manfred.

Ferdinandeum. Erster Jahresbericht. 1824.

(Fortsetzung).

II. Sammlungen im Kunstfache.

A. Gemählde.

Den ersten nicht unbeträchtlichen Beytrag in dieser Art verdankt das Museum dem Patriotismus des, dem Vaterlande und den bildenden Künsten zu früh entrissenen k. k. Rentbeamten, Herrn Anton v. Pfaundler, der seinem im Leben stäts bewährten Kunstsinn und regen Eifer in Beförderung gemeinnütziger Zwecke noch kurz vor seinem den 15. April 1822 erfolgten Tode durch das schöne Vermächtniß das Siegel aufgedrückt hat, wodurch derselbe dem damahls noch nicht bestehenden, aber bereits angekündigten vaterländischen Museum nebst seiner auserlesenen in 371 Bänden bestehenden Sammlung älterer und neuerer Werke, vorzüglich über bildende und mechanische Künste, mehr als 30

größere und kleinere Gemählde legirte, welches Legat in der Folge von dem Bruder des Erblassers, und gegenwärtigen Ausschuß-Mitgliede des Museums, Herrn Alois v. Pfaundler, durch freywillige Zugabe von Zeichnungen und Kupferstichen vermehrt wurde.

Einen neuen ansehnlichen Zuwachs erhielten diese ersten Anfänge der Kunstsammlung durch einen mit den freyherrlich v. Zephyris'schen Erbs-Interessenten geschlossenen vortheilhaften Kauf, in Folge dessen eine aus mehr als 100 Stücken bestehende Gemählde-Sammlung um einen im Verhältnisse ihres Werthes allerdings niedrigen Preis dem Museum überlassen wurde.

Durch einschreitende Vermittlung Seiner Excellenz des Herrn Gouverneurs gelang es dem Vereine auch noch einen beträchtlichen Theil jenes Kunstnachlasses zur Aufstellung im Museum zu erhalten, welchen der im Jahre 1823 zu Innsbruck verstorbene berühmte vaterländische Mahler Schöpf dem Zisterzienserstifte Stams aus Dankbarkeit für die, in den ersten Jahren seiner künstlerischen Laufbahn von diesem Stifte empfangene Unterstützung, und zum Behufe einer Stiftung für die Ruhe seiner Seele legirt hat.

Endlich ließ es sich der Verwaltungs-Ausschuß angelegen seyn, diese durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände für das neue Nationalmuseum erworbene Sammlung von Gemählden theils durch vortheilhafte Ankäufe, theils durch freywillige Beyträge mit jedem Tage zu vermehren. Wenn gleich mehrere derselben auf die Ehre eines Kunststückes im strengern Sinne keinen Anspruch zu machen geeignet seyn dürften, so verdienten sie doch in die Sammlungen eines tyrolischen Nationalmuseums schon deshalb aufgenommen zu werden, weil es mehr oder minder gelungene Arbeiten tyrolischer Künstler sind. Indessen machen einige darunter den Meistern, wie ihrem Vaterlande, selbst in den Augen der Kenner Ehre, worunter die sehr gelungene Kopie Raphaels — die Kreuzabnehmung Christi vorstellend — ein freywilliges Geschenk des noch in Rom befindlichen tyrolischen Künstlers Craffonara — und das von dem geschätzten Künstler Joseph Arnold, dem Stadtmagistrate zu Innsbruck zum Behufe der Aufstellung im Museum überlassene akademische Preisstück, Petrus und Saphira, besonders genannt zu werden verdienen. Bald werden auch von den übrigen noch lebenden ausgezeichneten vaterländischen Künstleen Proben ihrer Fortschritte im Kunstfache die Säle des Nationalmuseums schmücken.

Da es übrigens nicht im Zweck dieser Anstalt liegt, eine kostspielige Gallerie von Kunstgemählden anzulegen, wozu es dem Vereine an Mitteln und Gelegenheit gebricht, so wäre es unbillig, den Mangel seltener und ausgezeichneter Meisterwerke ausländischer Mahler dem Museum zum Vorwurfe zu machen. Indessen werden auch diese, wenn sie entweder unentgeltlich oder ohne großen Kostenaufwand zu bekommen sind, von der Sammlung nicht ausgeschlossen, wie sich auch wirklich einige derselben bereits darin vorfinden, die, wenn sie auch nicht alle, und von Allen als ächte Werke der Meister, denen sie zugeschrieben werden, anerkannt werden sollten, doch schon darum im Museum würdig einen Platz einnehmen, weil sie mit solchen Meisterwerken eine auffallende und schwer zu unterscheidende Ähnlichkeit haben.

B. Zeichnungen, Kupferstiche und lithographische Versuche.

Zwar noch nicht so zahlreich, aber doch auch nicht unbedeutend sind die bereits vorhandenen Sammlungen von Zeichnungen, Kupferstichen und lithographischen Versuchen. Unter den erstern verdienen vorzüglich die vom Stifte Stams dem Museum überlassenen Studien des Mahlers Schöpf angerühmet zu werden. Auch die hinterlassenen Zeichnungen eines Grasmayr, von Pfaundler, Altmutter, Zeiler, von Baroni und anderer tyrolischen Künstler, haben als Bildungsschule für angehende Zeichner, und als Studien berühmter Künstler einen bleibenden Werth.

Kupferstiche sind außer einer noch nicht geordneten Sammlung von ausländischen Meistern noch einige von den tyrolischen Künstlern Weirotter, Schedler, Koch und Craffonara vorhanden.

An lithographischen Arbeiten ist das Museum zur Zeit noch arm; denn es besitzt davon nichts als das Panorama von Innsbruck von Rechberg, Tyroler Gegenden von Schweighofer, und einige Blätter von Falger.

C. Plastik.

Auch in diesem Zweige der vielgestaltigen Kunst hat das Museum dermahl noch wenig Ausgezeichnetes aufzuweisen, was um so auffallender ist, als es unserm Vaterlande in früherer Zeit nicht an Bildhauern gefehlt hat, die sich in ihrer Kunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit erschwungen haben. Allein der größte Theil ihrer Arbeiten befindet sich außer Landes, und was davon im Inlande vorhanden ist, hat meistens irgend eine lokale Bestimmung, welche es unmöglich macht, dasselbe für das Museum zu gewinnen.

Eine besondere Erwähnung verdient das patriotische Geschenk des k. k. Münzgraveurs Herrn Joseph Lang zu Wien, welcher nebst einer auf die Errichtung des tyrolischen Museums mit dem Brustbilde Seiner kaiserl. Hoheit des Kronprinzen Ferdinand geprägten silbernen

Münze noch eine bedeutende Anzahl sowohl seiner eigenen, als von seinem seligen Vater Thomas Lang nachgelassenen Medaillen und Abdrücke dem Museum zum freyen Eigenthum überlassen hat.

Um einigen Grund zum künftigen Emporblühen dieses vernachlässigten Theiles der Kunst zu legen, haben nicht nur die Stände eines der zwey kreirten Kunst-Stipendien zur Bildung junger tyrolischer Bildhauer gewidmet, sondern auch der Ausschuß sich bewogen gefunden, einem jungen talentvollen Künstler, der es in dieser Kunst bloß durch die Kraft seines Genies schon ziemlich weit gebracht hat, die nöthige Unterstützung zu bewilligen, um an einer akademischen Bildungsanstalt sich weiters zu vervollkommnen. Ähnliche Unterstützungsbeyträge wurden auch einigen jungen hoffnungsvollen tyrolischen Mahlern bewilliget.

D. Technologie.

Durch den Director dieses Faches, den k. k. Provinzialbau-Director, Grafen von Reisach, sind bereits die nöthigen Voreinleitungen getroffen worden, um auch für diesen Zweig der Kunst eine zweckmäßige Sammlung veranstalten zu können. Indessen bringt es die Natur dieses Gegenstandes mit sich, daß erst nach Verlauf einiger Jahre hierin die erwarteten Fortschritte gemacht werden, und die Resultate der Bemühung, welche der Verein darauf verwenden wird, öffentlich bekannt gegeben werden können.

II. Sammlungen im Fache der Literatur und der Geschichte.

Dem gedruckten Entwurfe zu Folge sollen sich diese Sammlungen auf folgende Gegenstände erstrecken:

A. Eine Sammlung vaterländischer Antiquitäten.

Bey dem großen Reichthume, welchen dieses in der Vorzeit strategisch wichtige, weil von den alten Römerstraßen durchschnittene und mit römischen Präsidien übersäete, Gebirgsland an Überbleibseln des Alterthums aufzuweisen hat, verspricht diese antiquarische Sammlung eine ergiebige Ausbeute. Bereits sind schätzbare Beyträge an alten Münzen, Urnen, Hausgötzen, Geschirren, Spangen u. s. w. eingeschickt worden, welche in verschiedenen Gegenden des Landes zu verschiedenen Zeiten aufgefunden wurden, und eben durch ihren Fundort über die älteste Geographie und Geschichte unsers Vaterlandes einiges Licht verbreiten helfen.

Auch an Milliarien, Sarkophagen und andern alten Monumenten oder Denksteinen würde es dem Museum schon jetzt nicht fehlen, wenn der beschränkte Raum seines Lokals die Aufstellung derselben vor der Hand nichtunthunlich machte.

B. Eine Sammlung von Waffenrüstungen, Siegeln und Wappen.

Mit einer tyrolischen Wappen- und Siegel-Sammlung hat der Director dieses Faches bereits den Anfang gemacht.

An Waffenrüstungen ist zur Zeit noch wenig vorhanden, darunter eine jedem ächten Tyroler theure Reliquie des Mannes, der in dem verhängnißvollen Jahre 1809 an der Spitze der Landesinsurrection gestanden — der Hut- und Brustschmuck, nebst dem Säbelgehänge des damahligen Oberkommandanten Andreas Edlen von Hofer, von dessen Familie, in Ermanglung eines andern Denkzeichens, zur Aufbewahrung in dem vaterländischen Museum eingesandt.

C. Eine tyrolische Urkunden-Sammlung.

Da an alle Besitzer von Archiven eine gedruckte Einladung erging, die Benützung ihrer oft zu wenig gekannten alten Urkunden zur Aufhellung der vaterländischen Geschichte dem Vereine möglich zu machen, so steht mit Recht zu erwarten, daß sich der Anlegung eines tyrolischen Diplomatariums im Kurzen die günstigsten Aussichten eröffnen werden. Einstweilen beschäftiget sich der Fachdirector Herr Registratures-Adjunct Röggl damit, von den bereits vorhandenen und von ihm selbst kopirten Urkunden genaue Abschriften für das Museum zu veranstalten.

D. Eine Bibliotheca Tirolensis.

Da es im Antrage ist, in dieser Hinsicht alles das zu sammeln, was nicht bloß über die Geschichte Tyrols, sondern über was immer für einen Zweig der Literatur von tyrolischen Schriftstellern je in den Druck gegeben wurde, oder in Manuskripten aufgefunden wird, so bringt es der ausgedehnte Umfang dieses Zweckes mit sich, daß sich erst nach Verlaufe mehrerer Jahre eine Sammlung dieser Art aufstellen läßt, welche den Nahmen einer vaterländischen Bibliothek mit Recht führen wird.

Um indessen die Einsendung von Duplikaten und wiederhohlte Rückfragen zu vermeiden, wird im Anhange dieses und jedes nachfolgenden Jahresberichtes ein alphabetisches Verzeichniß jener Werke oder Manuscripte aufgeführt werden, welche von Zeit zu Zeit dieser Sammlung zugewachsen sind.

Was insbesonders die tyrolische Landeskunde und Geschichte betrifft, gereicht es dem Vereine zum unschätzbaren Gewinn, daß den Mitgliedern desselben, wie überhaupt jedem Freunde der vaterländischen Literatur die Benützung der herrlichen Bibliotheca Tirolensis des k. k. Appellations-Präsidenten und Präses des Ausschusses, Herren Andrä v. Dipauli offen stehet, wodurch wenigstens in dieser Bezie-

hung dem augenblicklichen Bedürfnisse hinlänglich abgeholfen ist.

Dieses ist nun die treue Darstellung sowohl des Beginnens als des Gedeihens einer Anstalt, die, wie alles, was nur durch vereinte Kräfte Vieler zu Stande gebracht wird, vom Kleinen anfing, aber allmählich zum Größern fortschritet; wobey übrigens zu bemerken kömmt, daß fast kein Tag verlaufe, ohne daß nicht ein odrr anderer schätzbarer Beytrag aus dem Vaterlande oder andern Provinzen des österreichischen Kaiserstaates anlange.

Wenn daher dieser erste Jahresbericht des tyrolischen Ferdinandeum's noch zur Stunde keine glänzenden Resultate liefert, so vergesse man nicht, daß es der erste ist, und daß in dem engen Zeitraume eines Jahres und bey der Beschränktheit der Hülfsquellen, deren Anwendung drm Vereine zu Gebothe stand, sich nicht mehr von demselben erwarten ließ.

Was in dieser Zeit und in diesem Lande, mit diesen Mitteln geleistet werden konnte, das ist geleistet worden.

Die Zahl der Mitglieder hat sich, wie aus dem in der Beylage Nr. V. angeschlossenen Verzeichnisse hervorgeht, bis auf 400 vermehrt. Nur zehn haben seither ihren Austritt angemeldet, eilf sind gestorben. Es verblribt daher noch immer eine Gesammtzahl von 379. Wenn darunter Nahmen vermißt werden, die man sicher hier zu finden hoffen konnte, so wird einerseits ihr Abgang durch die noch zu kurze Dauer dieses Institutes, und die noch nicht hinlänglich verbreitete Kenntniß der Gemeinnützigkeit desselben entschuldiget, andererseits aber durch den rühmlichen Eifet ersetzt, womit so viele andere ungeachtet ihrer beschränkten Vermögens-Umstände sich einem Vr.eine anzuschließen beeilten, der bloß durch gemeinsames Zusammenwirken Leben und Fortdauer erhalten kann.

Beseelt von diesem Gemeingeiste, der sich da, wo es das theure Interesse des gemeinsamen Vaterlandes gilt, über jedes engherzige Privatinteresse hinaussetzt, haben mehrere der Mitglieder das Doppelte und Dreyfache, eines sogar das Fünffache des vorgeschriebenen jährlichen Geldbeytrages subscribirt, und sich dadurch eben sowohl als jene, welche durch Beyträge jeder Art die Zwecke des Vereines zu fördern sich bestrebten, ein bleibendes Denkmahl ihres patriotischen Sinnes errichtet, wofür ihnen der gebührende Dank im Nahmen des Verrins hiemit öffentlich entrichtet wird. —

Über die Gebahrung und zweckmäßige Verwendung der Subscriptions-Beyträge, deren Summe sich gegenwärtig auf 4209 fl. beläuft, hat der Ausschuß der Generalversammlung gewissenhafte Rechnung zu legen, was zum Theil bey der ersten Versammlung bereits geschehen ist, zum Theil bey der nächstkommenden geschehen wird. Dadurch wird die volle Überzeugung begründet werden, daß diese Beyträge ganz nach dem Sinn und Geist der Statuten zur Realisirung jener Zwecke verwendet werden, welche sich der Verein vorgesetzet hat.

Möge nun diese getreue Schilderung des Zustandes einer Anstalt, die, wenn gleich unter mancherley Schwierigkeiten begonnen, doch von vielen dem Vaterlande treu ergebenen Händen gepflegt, seit einem Jahre ihres Daseyns schon so weit gediehen ist, in allen Theilen des Landes noch mehr Theilnahme erregen, um an das Viele, was noch zu leisten übrig ist, und was eigentlich seiner Natur nach stets fortschreiten muß, nie aber vollendet werden kann, mit neuem Eifer Hand anzulegen!

Mögen so manche ungünstige Vorurtheile gegen ein Institut, dessen Gemeinnützigkeit so entschieden ist, sich allmählig zerstreuen, und die engherzige Berechnung eines kleinen Opfers, das auf drn Altar des Vaterlandes gelegt, so reichen Gewinn verspricht, der ernstern Rücksicht auf das allgemeine Beste weichen!

Mögen endlich alle — Mitglieder sowohl als Nichtmitglieder — sich überzeugen, daß auch aus Kleinem Großes werden kann, und unter solchen Auspizien, deren sich das tyrolische Museum glücklicherweise rühmen darf, dem vereinten Willen gleichgesinnter Vaterlandsfreunde auch das Schwere leicht werden müsse. Dann wird Tyrol, das oft in den Tagen drohender Gefahr anderen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates ein leuchtendes Vorbild von Treue und Vaterlandsliebe aufzustellen Gelegenheit hatte, auch in den Anstalten zur Bildung, und Förderung alles dessen, was groß und edel, was dem Menschen werth und theuer ist, was den Geist erhebt und das Leben verschönert, hinter denselben nicht zurückbleiben, sondern mit ihnen, den reicher begabten und größeren, in einen, wenn gleich verhältnißmäßig ungleichen, aber darum nicht minder rühmlichen Wettkampf treten, und nach demselben hohen Ziel hinstrebend eine heilige Pflicht sowohl gegen die höheren Anforderungen der Gegenwart, als auch gegen die Nachkommen erfüllen.

Innsbruck den 12. Februar 1825.

Der Verwaltungsausschuß des tyrolischen Nationalmuseums.

(Der Beschluß folgt.)

Statistisches Allerley über den Kreis Ragusa in Dalmatien.

Mitgetheilt von Prof. Franz Petter.

(Beschuß).

Dalmatien ging (1420) an Venedig, und Servien (1459 — 1463) an die Türken über. Die Republik dadurch gefährdet, fand es ihrem Interesse angemessener, den Schutz der Osmanen zu suchen, unter dem sie sich sofort begab und einen jährlichen Tribut von einigen hundert Ducaten entrichtete, der aber immerfort erhöht wurde, und im Jahre 1621 auf 12500, und in der Folge auf eine noch größere Summe gesteigert wurde. Die ohnehin schon ziemlich schwachen Bande mit den Königen von Ungarn wurden durch die unglückliche Schlacht bey Mohacz vollends gelöst. Das Waffenglück des Kaisers Leopold des I. erweckte im Senate neuerdings die Erinnerungen an die ehemahlige vortheilhafte Schirmherrschaft Ungarns, und es wurde zu Wien am 20. August 1684 der in Engels Geschichte abgedruckte Eventual-Vertrag unter Vermittlung des span. Gesandten Marquis von Borgamenero nach den ältern Grundlagen abgeschlossen, und Ragusa dadurch zum zweyten Mahl gegen den Andrang seines gefährlichsten Feindes, das ist, gegen Venedig gerettet. Doch die kaiserlichen Heere konnten in Dalmatien nicht weit genug vordringen, Ragusa blieb neutral, und fand es zweckdienlicher sich neuerdings unter dem Schutze der Pforte zu stellen, dabey blieb es dann auch im Carlowitzer (1699) und Passarowitzerfrieden (1718) Die Tribute waren aber seit dieser Zeit mehr nominel als reel.

Dist. Stagno. Ist der zweyte bedeutende Ort im Kreise Ragusa. Es liegt auf der Landenge der Halbinsel Sabioncello, und wurde von der Republik sammt der Halbinsel 1333 von Stephan Urosch III., König von Serblien erkauft, und mit Mauern und Thürmen sowohl von der Land- als Seeseite trefflich befestigt, um die räuberischen Einfälle der Uskoken und Morlacken abzuhalten. Hart an den Mauern befinden sich die jetzt auf Rechnung des Ärariums betriebenen Salinen, die einzigen, welche sich in diesem Kreise befinden. Diese Seesalz-Erzeugung verbreitet eine für die menschliche Gesundheit so schädliche Ausdünstung, daß alle Fremden, wenn sie sich einige Tage daselbst aufhalten, vom Fieber befallen werden.

Inseln.

Die nächste Insel bey Ragusa ist Calamota dann Mezzo und Giupana. Etwas weiter entfernt ist Meleda und die südlichste im hohen Meere ist Lagosta. Die Insel Curzola, welche nördlich hinter Lagosta liegt, und nie zu Ragusa gehörte, sondern von den Venetianern zu Dalmatien gerechnet wurde, vereinigten die Franzosen mit dem Kreise von Ragusa, zu dem sie auch heut zu Tage gerechnet wird.

Calamota hat 7 ital. Meil. im Umfange, der Boden ist äußerst steinig und unfruchtbar; das meiste Product ist Baumöhl. Zählt 314 Einwohner und 67 Häuser.

Mezzo hat 14 ital. Meilen im Umfang und hat gut cultivirte Oliven und Weinpflanzungen. Zählt 404 Einwohner und 104 Häuser.

Giupana hat 18 ital. Meil. im Umfange. Bringt guten Wein, Öhl, Feigen und Mandeln hervor, zählt 801 Einwohner und 189 Häuser.

Meleda. Ist 30 ital. Meil. lang und 4 Meil. breit. Hat einen äußerst gebirgigen Boden, der aber einige jedoch schlecht cultivirte fruchtbare Thäler hat. Die dortigen Fichtenwälder geben gutes Brennholz. Zählt 896 Einwohner und 165 Häuser.

Lagosta hat 12. Meil. im Umfang und ist gut cultivirt. Zählt 956 Einwohner und 195 Häuser.

Curzola befindet sich in der Nachbarschaft der Halbinsel Sabioncello. Alle Bausteine kommen von den Steinbrüchen dieser Insel nach Ragusa, und Zara. Zählt 6359 Einwohner, und 1236 Häuser. Diese Insel hat viel Nadelholz und mit unter auch Baumstämme, und auf den Schiffbauplätzen der Insel wird täglich viel davon verbraucht. Die Holzcultur ist im schlechtesten Zustande; denn der Nachwuchs wird ganz der Natur überlassen.

See-Häfen im Kreise von Ragusa.

Einige derselben befinden sich an dem Landgebiethe, andere an den Inseln. Alle hat die Natur zu Häfen gemacht, bis auf den kleinen Hafen der Stadt Ragusa, welcher ein künstlicher ist.

Häfen auf dem Landgebiethe.

Malonta grande. Liegt zwischen Ragusa vecchia und den sogenannten Punta d'Ostro, einem bey Vittaglina in das Meer laufenden Vorgebirge. Seine Lage ist gegen Ost-Südost. Er ist bey seiner Ausmündung in das Meer etwa 60 Klafter breit und gegen alle Winde geschützt.

Malonta piccola hat seine Einfahrt gegen Nord-West. Die Franzosen versenkten nach der Schlacht bey Castelnuovo die Marmont im Jahre 1806 den Russen lieferte, in diesem Hafen mehrere Transportschiffe, daher sein Boden nicht gut ist. Außer obgenannten 2 Häfen gibt es auf der ganzen 24 Meilen langen Strecke von Punta d'Ostro bis Ragusa vecchia keinen andern Hafen.

Ragusa vecchia, hat einen Hafen, zwar tief genug aber klein, und die bey seiner Ausmündung liegenden Klippen machen das Einlaufen der Schiffe gefährlich.

Rhede von Prakglivaz und Breno zwischen Ragusa vecchia und der Kreisstadt Ragusa.

Diese Rhede hat guten Ankergrund für Kriegsschiffe vom ersten Rang, ist aber dem Nordwind sehr ausgesetzt.

Rhede von Ragusa, zwischen dem kleinen Eiland Lakroma und dem Festlande unter dem Berge Sergio. Die südliche Breite der Rhede ist beyläufig 240°, die nördliche 120°. Diese Rhede ist den Winden von der hohen See her, sehr ausgesetzt, und daher nur ein Noth-Ankerplatz.

Hafen von Ragusa, liegt zwischen dem vor dem Plocethore am Abhang des Berges Sergio erbauten Fort Molo und den Mauern der Stadt. Seine Einfahrt deckt das Fort Molo und ein ihm gegenüber liegender anderer Molo und das Fort Lakroma. Er ist so klein, daß er höchstens 8 Schiffe von 200 Tonen aufnehmen kann. Sein Boden ist verschlemmt, und bedarf der Reinigung. Die Ufer werden gegenwärtig ausgebessert.

Bucht von Ombla. An der Ausmündung dieser Bucht liegt der Felsen Dara. Die Bucht hat guten Ankergrund, und ist von allen Winden gesichert.

Hafen von Gravosa. Ist eine etwa 3 ital. Meilen lange Bucht, die bey der Ausmündung etwa 70 Klafter breit ist. Er liegt von Nordwest gegen Südost, er ist geräumig, tief, von allen Winden geschützt und von der Natur zu einem der besten Häfen gestaltet. Hier befinden sich die Schiffwerfte von Ragusa.

Rhede von Calamota, dehnt sich von Südost nach Nordwest in eine Länge von 5300° aus, nämlich vom Dara-Felsen bis an den Canal von Stagno. Der beste Ankergrund ist zwischen der Insel Calamata und der Insel Mezzo, in der Nähe der Küste von Valdinoce.

Hafen von Malfi. Ist bey seiner Ausmündung etwa 70° breit, und 400° lang, und liegt in der Richtung von Norden nach Süden. Er ist der Borra, und den Winden aus Süd und Südost ausgesetzt.

Hafen von Slano. Liegt ebenfalls an der Küste von Malfi. Seine Ausmündung ist bey 60° breit. Er dehnt sich von Südwest gegen Nordost in einer Länge von 400° aus, und ist vorzüglich gegen die Borra geschützt.

Hafen von Jansco. Ein kleiner Hafen gegen Südost-Winde vorzüglich gedeckt.

Canal von Stagno. Fängt bey den sogenannten falschen Buchten (Bocche false) an und zieht von Nord-Nord-West gegen Osten, und ist bey 1800° lang, und kein sicherer Ankergrund.

Häfen Prapratno und Giuliana liegen auf der Halbinsel Sabioncello, und sind für die Merkantilschiffe sehr bequeme Häfen.

Häfen der Inseln.

Calamota, hat nordöstlich gegenüber von dem Felsen Dara einen kleinen Hafen, und einen etwas größern in Nordwest.

Mezzo, hat auf der Westseite der Insel eine Rhede für kleine Schiffe, in der Schiffersprache Calanca genannt.

Giupana, hat zwey Häfen, der erste in St. Giorgio im Süden ist sehr klein, der andere von St. Luca hat seine Ausmündung gegen Nord-Nord-West, ist 900° lang, und von dem Felsen Jaclian gedeckt.

Hafen Galera, befindet sich auf dem kleinen Eilen (Scoglio) Jaclian, nahe bey dem Hafen St. Luca.

Meleda, hat fünf Häfen, der Hafen Palazzo auf der Nord-Westseite der Insel ist der geräumigste und der beste. Sein Bett ist immer ruhig, und man kann mit jedem Winde auslaufen. Der Hafen von Palma ist ebenfalls sicher. Die Hafen Canova und Projura, haben aber wenig Wasser.

Lagosta, hat 4 kleine Häfen, nähmlich Porto Rosso, St. Pietro, Sitovo, und Porto Chiave.

Curzola, hat die Häfen Pidocchio, Tre Porti, Carbone, Buffalo und Vrbovizza, der erste ist der beste.

Strömmungen, Ebbe und Fluth. Im adriatischen Meere hat eine schwache Strömmung an den Küsten statt, die sich nicht ändert, die See mag in was immer für einem Zustande seyn. Diese Strömmung ist besonders im Winter und bey Südwinden im Canal von Calamota fühlbar, und hat die Richtung von Süd-Ost nach Nord-West. Längst der Küste stellt sich täglich die Ebbe und Fluth ein. Die stärkste Ebbe und Fluth treibt die See nicht über zwey Fuß über den gewöhnlichen Wasserspiegel. Öfter erreicht sie zwar drey Fuß, aber nur als Folge heftiger Winde. In Ragusa beträgt die Ebbe im hohen Sommer kaum ein Fuß. Sowohl die Strömmungen als Ebbe und Fluth verursachen keine Aufschwemmungen an der Küste, weil die Seeufer sehr steil sind; daher erklärt sich, warum die dalmatinischen Häfen sich immerfort sehr tief erhalten.

Miscellen.

Auf dem berühmten Uhrwerk des Prager Altstädter-Rathhauses, einem der größten mathematischen Kunstwerke, steht unter den Spielwerken, welche dem Geiste der Verfertigungszeit gemäß, das Kunstwerk zieren auch ein Scelet, welches alle Stunden, den entfleischten Mund öffnet, und schnell wieder schließt.

Im Jahre 1779 flog ein Sperling in den eben geöffneten Rachen des Scelets, welches ihn schnell wieder schloß, und den armen Sperling zur großen Belustigung der Zuschauer erst nach einer Stunde entließ. —

J. S.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 13. und Freytag den 15. July 1825.

(83 und 84)

Ueber die Einfälle der Ungarn in Italien und Carantanien.

Von Franz Xav. Richter, emeritirten Prof. der allg. Geschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

1. Eine kritische Beleuchtung der ungarischen Streifzüge in die cultivirte Welt wünschte schon Johann Christian von Engel in seiner Geschichte des Königreichs Ungarn (Tübingen 1811 1. B. S. 32). Dazu gehören jedoch mehr historische Quellen, als mir während dieser Arbeit zu Gebothe standen, auch weiß ich nicht, ob ähnliche Untersuchungen nicht vielleicht schon in der Zwischenzeit von irgend einem der rüstigen ungarischen Literatoren vorgenommen wurden. Aber stäts bemüht, mir die dunkleren Parthien des österreichischen Mittelalters möglichst aufzuhellen, die Quellen-Nachrichten der morgenländischen und abendländischen Geschichtschreiber zu vergleichen, den Liutprand mit dem ungenannten Notar des Königs Bela, die fränkischen Annalen mit den friaulischen Chroniken zusammen zu lesen, erwarb ich mir von manchen Begriffen in den südwestlichen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates vielleicht etwas gereinigtere Ansichten; so auch von den Einfällen und Streifzügen der Magyaren nach Carantanien, Friaul und Italien. Diese lege ich hier den Freunden der vaterländischen Geschichte zur Prüfung vor und werde mich freuen, wenn meine Arbeit nicht als überflüssig erkannt wird.

2. Die Lage der Dinge im Jahre 899 n. Ch. oder beym Tode Kaiser Arnulfs war in Carantanien, Friaul und der Lombardey kürzlich etwa folgende:

Die Zänkereyen zwischen dem Markgrafen Arbo und den Brüdern Wilhelm und Engelschalk in der avarischen oder Ostmark, die Mißverständnisse, welche Arbo sammt dessen Sohne Isanrich (Eisenreich) zwischen den mährischen Prinzen Mogemir 2. und Suetbog unterhielten, der rebellische Geist, welchen die Vorsteher der Ostmark in den letzten Tagen des Kaisers Arnulf blicken ließen, haben gemacht, daß jene Gegenden beym Vordringen der Magyaren fast wehrlos blieben. Das Interesse der bayerischen Großen kam nicht nur mit dem Interesse des Kaiserhauses gar oft in feindliche Berührung, sondern nährte noch überdieß einen, gerade in jenem Zeitpuncte äußerst verderblichen Parteygeist. So dürfte die edelmüthige Versorgung jenes Arnulfischen Taufpathen, des mährischen Suetbog in Carantanien, sowohl hier als in Bayern die Eifersucht der Großen erweckt haben, wie gut auch der Kaiser dadurch das Interesse seines Hauses und der Grenzvertheidigung bestellt zu haben glaubte. Arnulf hatte diesem Suetbog nähmlich die Curtis Gurk im kärnthnerischen Gurkthale und Zeltschach sammt allem Zubehör, dann den ganzen District von den Glodnitzer- bis an die Hoch-Alpen (desertas alpes) bis an den Zusammenfluß der Milse und Mottnitz, dann bis Entrichstein auf der einen Seite bis an die Mur, auf der andern bis an die Gurk hin, folglich einen ansehnlichen Theil des nördlichen Klagenfurter- und das Murgebieth im Judenburger Kreise 898 verliehen.*) Wenn demnach jener tüchtige Markgraf Arbo das Carantaner Reich zu hüthen hatte, so mochte er dennoch, weil sein Sohn Isanrich vor dem Zorne des Kaisers nach Mähren hatte flüchtig werden müssen, und weil ihm der kaiserliche, mit Gütern reichlich bedachte Günstling Suetbog gleichsam zur Controle nach Carantanien an die Seite gesetzt war, gerade nicht der zufriedenste Grenzhüther gewesen seyn. — Unter seinen Heerbann gehörte sicher auch jener Waltun oder Walchun,

*) Die betreffenden Urkunden in des Freyherrn von Hormayr historisch-statistischem Archive für Süd-Deutschland 2. B. n. 3. 4., dann Amb. Eichhorns Beyträge zur älteren Geschichte und Topographie Kärnthens 1. und 2. Sammlung; auch des ebengenannten Freyh. von Hormayr Archiv für Geogr., Geschichte u. s. w. Jahrg. 1815. Nr. 109 u. 110.

dem der Kaiser 895 ansehnliches Besitzthum im Trühsen oder Trixenthale mit zwey Schlössern und einem waldigen Berge Diehsche (Ober- und Nieder-Trixen), dann in der March an der Save Reichenburg (Untersteuer) drey königliche Huben, endlich über der Save-Guttfeld im heutigen Unter-Krain, so auch das Otteliniſche Beneficium in Undrim (das Glan-Thal zwischen Feldkirchen, Tanzenberg und St. Veit in Kärnthen nach Ambros Eichorn) verliehen hatte. *)

Pannonien und die urbs paludarum bewachte seit 896 der getreue Reichsvasale und Grenzhüther Brazlaw (Wratislaw), der Sohn Hezils oder Chozils, der Enkel Privinnas, (nach Kercselich) auch Herr von Ober-Slavonien zwischen der Drau, Save und Culpa, (Agram und jene Gegenden.) **)

In kirchlicher Hinsicht darf nicht unbemerkt bleiben, daß die slavischen Bewohner der Ostmark, Carantaniens und Pannoniens, das Evangelium lieber aus dem Munde griechisch-slavischer als deutsch-lateinischer Priester vernahmen zum nicht geringen Verdruße der bayerischen Geistlichkeit, besonders des Salzburger Metropoliten, also daß auch von dieser Seite, die Ungarn leichteres Spiel hatten, als wenn die Slaven in besagten Ländern den griechischen Ritus gar nie kennen gelernt hätten, und den bayerischen Bischöfen stäts unterwürfig geblieben wären. Übrigens hatte Pannonien, oder vielmehr das Land zwischen der Donau, Drau und Carantanien nicht blos slavische, sondern auch deutsche und italienische Ansiedler ***) schon von Carls des Großen Zeit her, die ob schöner Gerechtsame die Eifersucht der Slaven nicht vermeiden konnten, darum denn auch bey der schmiegsameren Natur und einem niedern Grade der Cultur der Letzteren für die neuen magyarischen Zwingherrn eher auf Beystand als großen Widerstand gerechnet werden mochte.

Das Land zwischen der Theiß und Donau, das kurz vorher dem griechisch-bulgarischen Schutzfürsten Salan gehört hatte, (seine Residenz zu Olpar oder zu Titel, und seine Unterthanen zum Theil Bulgaren, welche schon zu Ludwigs des Frommen Zeiten (827) jene Gegenden mit Waffengewalt eingenommen hatten *) war, so wie vieles Land am linken Ufer der Theiß und im heutigen Siebenbürgen, schon bis 899 von den Ungarn eingenommen worden; ja wenn man die Nachrichten des ältesten ungarischen Annalisten im Zusammenhange mit friaulischen und lombardischen Geschichtsquellen betrachtet, so mußten dieselben ungarischen Feldherrn Lelu, Bulsuu und Botond, welche den Salan überwunden und dem Bulgaren-Herzoge den Frieden verwilligt hatten, von der Mündung der Save aus quer durch die westlichen Länder bis an das adriatische Meer, bis nach Spalatro, gestreift und sich Rascien und Croatien unterworfen haben, daraus sie die Söhne der Edelsten als Geisel mit fortführten **) denn es heißt bey dem unge-

*) Eben daselbst.

**) Die Bertianischen Jahrbücher bey Muratori rer. Ital. script. Tom. 2. zu diesem Jahre, Hansitz T. 2. Kercselich de regnis Dalmatiae, Croatiae, Sclavoniae p. 78 et 87. gestützt auf den Anonym. de convers. Carantan, und jene äußerst wichtige Stelle in den Bertinianischen Jahrbüchern nach Muratoris Ausgabe der rer. Italic. script. T. 2. ad annum 892. Missos etiam suos inde ad Bulgarios ac regem eorum Laudomir ad renovandam pristinam pacem cum muneribus mense Septembri transmisit et ne coëmtio salis inde Maravanis daretur, exposcit. Missi autem propter insidias Zuventibaldi Ducis terrestre iter non valentes habere, de regno Brazlavonis per fluvium Odogra usque ad Culpam, deinde per fluentes Savaa fluminis navigio in Bulgaria perducti.

***) Die Italiäner möchten wohl von dem adriatischen Küstenlande dahin verpflanzt worden seyn, denn in Friaul gab es 795 und in Tersatica bey Fiume 799. Aufruhr und Empörung gegen das Frankenjoch. —

*) Vieles Licht auf diese Bulgaren wirft auch eine Stelle in der Historia miscella in Muratoris 1. T. der rer. Italic. script. c. 19. ad Constantinum anno 660 pag. 138., wo es von des Bulgaren Fürsten Orbatus (Orvat oder Crobat) viertem Sohne heißt: Quartus autem et quintus Istrum, id est Danubium fluvium transmeantes, unus eorum in Avariae Pannonia Chajano Avaro se subdens, mansit illic cum potentatu suo. Diese Bulgaren fielen nach der Zerstörung des Avaren-Reiches 796 entweder unter fränkische Herrschaft oder wurden doch Bundesgenossen der Franken. Bey diesen mochten auch von Deutschland, oder besser, Franken her Bekehrungsversuche gemacht worden seyn, bis Cyrillus und Methodius in jenen Gegenden erschienen.

**) Scriptores rer. Hungaric. cura Joann. Georg. Schwandtneri P. 1. Vindobonae 1766. Anonymus Belae notarius c. 42. Lelu, Bulsuu atque Botond . . . usque ad portam Wazil . . . iverunt et ex hinc egressi, terram Racy subjugaverunt et Ducem ejus captum, diu ferro ligatum tenuerunt. Hinc vero egressi, usque ad mare pervenerunt et omnes nationes illius patriae dominatui Arpad ducis Hungarorum potenter et pacifice subjugaverunt et civitatem Spaletensem ceperunt et totam Crovatiam sibi subjugaverunt et inde egressi, filios nobilium in obsides acceperunt. C. 43. Bulsuu, Lelu et Botond hinc egressi, silvam, quae dicitur Petergoz, descendentes, juxta fluvium Culpa castra metati sunt, et transito fluvio illo usque ad fluvium Zova, castrum Zabray ceperunt, et hinc equitantes castrum Posaga et castrum Ulcou ceperunt. Et hinc egressi, Danubium in porta Graeci transnavigantes, in curiam Ducis Arpad pervenerunt.

nannten Notar des Bela: „Lelu, Bulsun und Botond kamen bis an die Pforte Wazil (Kercselich meint es sey Wosil, Bossilievo, auf dem Wege nach dem Meere gewesen) und von da ausgehend unterjochten sie das Land Racy, machten den Herzog zum Gefangenen und hielten ihn lange in Ketten. Da gingen sie aus, kamen bis an das Meer und unterwarfen der Herrschaft Arpads, des Herzogs von Ungarn mit Gewalt und im friedlichen Wege alle Nationen jener Gegenden, nahmen die Stadt Spalatro, unterjochten ganz Croatien und führten daraus die Söhne der Vornehmen als Geisel mit fort. (c. 42) Ferner: Bulsun, Lelu und Botond von dort ausgehend, stiegen den Wald, welcher Petusgoz (Petrova Gora) genannt wird, hinab und schlugen nächst dem Fluße Culpa das Lager auf. Nachdem sie über diesen Fluß gesetzt, kamen sie an den Sau-Fluß und nahmen das Schloß Agram. Von hier ritten sie weiter und bemächtigten sich der Schlösser Poschega und Ulcau. (c. 43).

In Italien hatte Berengar, nachdem Kaiser Arnulf und Lambertus in demselben Jahre mit Tode abgegangen waren, keinen Nebenbuhler; schon im November 899 war er in den königlichen Pallast zu Pavia eingezogen; die übrigen Städte der Lombardey folgten dem Beyspiele der Hauptstadt. Übrigens blühten die, noch aus der Longobarden-Zeit herrührenden religiösen und literarischen Institute nicht nur fort, sondern waren in der Periode der Carolinger sogar vermehrt worden. Die Geistlichkeit erwarb schönes Besitzthum. — Die Großen liebten Pracht und Sinnesgenuß nach dem Beyspiele des Königs und setzten sich darin wohl auch über die Schranken guter Sitte hinaus. Strengeres Christenthum fand man in Klöstern und im Volke.

In Friaul hatten der Herzog und die Patriarchen in Emporbringung des Landes und religiöser Volksbildung gewetteifert. Was Lothar I. im Jahre 827 durch Errichtung einer Centralschule in Forum-Julii (heute Cividale) für die Literatur gethan, blühte fort und trug reichliche Frucht. Religiöse Erudition blühte nächst Aquileja in dem Benedictiner-Stifte Beligna; dazu ein Filial-Kloster, die Abtey des h. Johannes von Timao (oder della Tuba oder del Carso unweit dem Orte Duino) gehörte. Von dort ging auch eine sorgfältige Pflege des Bodens für die Umgegend hervor, während die Nonnen zu St. Maria in Valle (nächst den Mauern von Cividale, noch eine alte longobardische Stiftung) in klösterlicher Zucht und Devotion dem Herrn dienten. Der Patriarch von Aquileja aber hatte schon eine Art Kirchenstaat; das Besitzthum an Ländereyen von Carl d. G. her hatte sich in der Zeit bedeutend vermehrt; schöne Freyheiten waren dazu gekommen. Schon im Jahre 880 schloß der Patriarch Walpert mit dem Dogen von Venedig Orso einen Vertrag für sein Gotteshaus, daraus sich entnehmen läßt, daß er für sein Territorium landesherrliche Macht ausübte; denn er verwilligte den Venetianern gegen freye Einfuhr in den Hafen Pilus freyen Handelsverkehr in seinem Kirchengebiethe und vier mansiones oder Niederlagen. *)

3. Kaiser Arnulf starb 899 den 20. Nov. Bis die Nachricht von seinem Tode an den Hof Arpads nach Bodrog gelangte und dieser die nöthigen Zurüstungen zum Übergange über die Donau und zur Eroberung Pannoniens machte, möchte der Winter vergangen seyn. Im Frühjahre des 900 Jahres n. Ch. und zwar im Monathe März erhob sich der Herzog Arpad, zog an der Spitze seiner Völker längs dem linken Ufer der Donau aufwärts und ließ bey der großen Insel dieses Flußes, genannt Sepel (Csepel) Lager schlagen. „Er selbst mit seinen Großen begab sich auf die Insel, und weil dieselbe sehr fruchtbar und reich an Fütterung, dazu noch durch die Gewässer der Donau gegen feindliche Überfälle gesichert zu seyn schien, fanden die Magyaren großes Wohlgefallen daran und beschloßen, diese Insel solle künftig dem Herzoge gehören, und jeder von den edlen Kriegsobersten solle darauf ein Besitzthum, Haus und Hof, bekommen. Herzog Arpad ließ auch sogleich Bauleute zusammen treiben und befahl, für sich und seine Heeresfürsten schöne Wohnungen zu bauen, und alle Rosse, welche durch den langen Marsch ermüdet waren, auf die Insel überzusetzen. Zum Aufseher über die Roßwärter setzte er einen hiefür sehr geeigneten Cumaner, Nahmens Sepel, von welchem auch die Insel den Nahmen trägt. Herzog Arpad und seine Großen blieben daselbst mit ihren Knechten und Mägden von dem Monathe April bis October ruhig, aber gefürchtet. Dann entließen sie ihre Weiber, begaben sich weg von der Insel und beschloßen, über die Donau zu setzen, Pannonien zu unterjochen, die Kärnthner mit Krieg zu überziehen und einen Zug nach der lombardischen March vorzubereiten. **)

Einige Tage darauf also verließen der Herzog Arpad und seine Großen nach gemeinschaftlich gepflogenem Rath

*) Gewährsmänner alles dessen sind de Rubeis und Liruti, jener in seinen Monumentis ecclesiae Aquilejensis, dieser in den Notizie delle cose del Friuli, überhaupt zwey friaulische Historiker, denen es mit der Erforschung des friaulischen Alterthumes Ernst war, wie wohl sie von einiger Vorliebe für ihr Land (ohne diesen Fehler aber hätten wir wenig Provinzial-Geschichten —) und von mancher Nachlässigkeit im Abschreiben der Urtexte nicht ganz frey gesprochen werden können.

**) Anonym. Belae notar. c. 44.

einstimmig und aus freyem Willen die Insel, schlugen über Curcusar hinauf bis an den Fluß Racus das Lager, und weil sie sich überall sicher wußten, auch ihnen Niemand Widerstand zu leisten vermochte, (die ungarische Art, mit Pfeilen aus der Ferne zu streiten, hätte auch das Erschweren des Übergangs über die Donau unthunlich gemacht) setzten sie über die Donau, und nannten den Ort, wo dieses geschah, Portus Moger, den Hafen der sieben Heeresfürsten, welche dort über den Fluß geschifft waren. Nach bewerkstelligtem Übergange lagerten sie sich längs dem Ufer der Donau bis an die warmen Quellen (Ofen) hinauf.

Als die Römer, welche damahls in Pannonien wohnten, dieses hörten, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Tags darauf zog Herzog Arpad mit allen seinen Großen und dem ganzen Heere in die Stadt weiland Königs Attila ein. Sie schauten da alle königlichen Palläste, davon einige bis auf den Grund zerstört waren, andere nicht, bewunderten alle diese Gebäude aus Stein, und freuten sich sehr, ohne Schwertstreich die Stadt des Königs Attila, aus dessen Geschlecht Arpad hervorgegangen war, (so gaben die Magyaren schlau genug vor, um einen Rechtstitel für die Eroberung Pannoniens zu haben —) in ihre Gewalt bekommen zu haben. Und die Heeresfürsten saßen täglich beysammen, tafelten und waren guter Dinge. Gesang, Cimbeln und Pfeifen, Gaukler, trugen bey, die tapfern Ankömmlinge zu ergötzen. Köstliche Speisen und Getränke wurden, dem Herzoge und den Grafen in goldenen, den Übrigen in silbernen Geschirren, aufgetragen, denn der Herr hatte den Magyaren die Schätze aller benachbarten Völker in die Hände gegeben. So lebten sie glänzend und im Überflusse sammt den Gästen, die zu ihnen kamen. Und weil der Herzog allen Gästen, die sich bey ihm einfanden, Land und große Besitzungen austheilte, so strömte ihm von den Eingebornen Alles zu, huldigte ihm und diente ihm. *) Zwanzig Tage (also fast bis Ende November, in der lustigen Herbstzeit, gleich nach der Weinlese,) blieb Arpad mit den Seinigen in der Stadt Attilas, und seine Krieger führten vor den Augen ihres Fürsten zu Pferde mit Schild und Lanze allerhand kriegerische Spiele auf; andere Jünglinge ergötzten sich mit Pfeil und Bogen. Am ein und zwanzigsten Tage aber, nachdem er zuvor Kriegsrath gehalten, erhob sich der Herzog aus der Etzelburg, um das Land zwischen der Donau und Drau zu unterjochen. Er lagerte an der Donau den hundert Bergen gegenüber, theilte hierauf sein Heer in drey Abtheilungen, davon die eine oder der linke Flügel eine südwestliche Richtung nach der Drau hin nahm, die mittlere gegen Wesprim zog und die Gegenden um den Plattensee von den Italiänern säuberte, die nördliche Abtheilung aber, welche Arpad selbst anführte, gegen die Rab und Rabnitz vorrückte, von wo aus Streifereyen an die Mur und nach Carantanien gemacht wurden. *) Wie schnell demnach auch die Eroberung des Landes zwischen der Rab, Donau und Drau vor sich gegangen seyn mag, so läßt sich doch unmöglich annehmen, daß der einzige Monath December des Jahres 900 dazu hingereicht habe. An einen Einfall in Kärnthen ist also vor dem Jahre 901 nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Der Ungenannte schreibt: Et hospitibus secum commorantibus Dux Arpad terras et possessiones magnas dabat, et hoc audito multi hospitum confluebant ad eum et ovantes morabantur cum eo. Ich verstehe dieses von den Eingebornen des Landes, vorzüglich von den deutschen und slavischen Güterbesitzern, welche die freywillige Unterwerfung unter die Herrschaft dieser kriegerischen und siegreichen Nation für das beste Mittel erkannten, im Besitze ihres Eigenthumes zu bleiben. In der That wurde auf diese Art den ewigen Fehden der Großen unter einander, der Deutschen und Slaven, für immer ein Ende gemacht.

*) Anonym. Belae notar. c. 47, 48, 49 et 50.

Otto's II. von Mähren Sieg über Brzetislav II.

(Unbekannt der Geschichte.)

Aus Urkunden und Sagen, von Johann Schön.

(Beschluß.)

Der Kampf zwischen Brzetislav und Otto II.

Erbittert über Borziwoys Einsetzung in Brünn und Znaym als Markgraf von Mähren, und über Ulrichs Gefangenschaft suchte nun Otto mit einem Heere den Herzog Brzetislav auf.

So erzählten Papiere des Schloßarchivs zu Teltsch, da aber diese Nachricht mit den vorhandenen Geschichtsbüchern von Mähren und Böhmen nicht in Einklang steht, so müssen hier alle ihre Belege angeführt werden.

I. Die in jedem Munde lebenden örtlichen Sagen und die Inschriften der Mutter-Gottes Kirche zu Teltsch stimmen durchaus hiermit überein.

II. Pessina Mart. Mor. lib. III. cap. III. berichtet bey Gelegenheit des Kampfes zwischen Brzetislav und Konrads Söhnen:

Cronicon Bohuslaviense, quod conscripserat Dalimil, Mor. Mezrzizensis, Canonicus Vetero-Bohuslaviensis refert (cap. 53) fuisse quoque Brzetislaum inter et Swatoplucum Olomucensem per id tempus dissidium grave et bellum, und hierauf bedauert der

verdienstvolle Domherr das arme Land, das von so vielen Fehden zerfleischet wurde, daß sogar deren Gedächtniß versinken mußte."

Aus diesen Documenten kann man ohne Zweifel einen Kampf zwischen Brzetislav und den Olmützer Herzogen annehmen, denn das Teltscher-Archiv spricht bloß deßwegen nur von Otto, weil es den Stifter der Kirche nur im Auge hat, das Cronicon Bohuslaviense nennet nur Swatopluken, weil dieser der ältere und eigentliche Herr von Olmütz war. Otto aber nur ein Stück vom südlichen Stadtgebiethe als Lehen von Swatopluk besaß, und nicht in der herzoglichen Burg auf dem heutigen Dom, sondern in dem alten Schloß auf dem Juliusberge zu Olmütz wohnte.

III. Zwar sagt Fischer in seiner Geschichte von Olmütz zum Jahre 1099. 1. B. S. 53.:

Swatopluk und Otto saßen in ihren Bezirken ganz still, fügten sich in die Zeitumstände, mischten sich nicht in die zu dieser Zeit entstandenen Zwistigkeiten wegen der böhmischen Erbfolge und ließen nicht den mindesten Unmuth merken"; allein näher angesehen ist diese Stelle von gar keinem Gewichte, denn erstens spricht da Fischer so allgemein, daß man sieht, es sey das Ganze nur Übersetzung jener Stelle in Cosmas: Ottonis filii Swatopluk et Otto cum matre sua Eufemia multum obedientes duci erant et fideles. Nun hat aber der Prager Dombechant bloß die Ereignisse Böhmens genau angeführt, und die mährischen, wie Ulrichs Vertreibung und Leopolds Belagerung durch Brzetislav, nur berührt, ja wohl gar z. B. Ulrichs Gefangennehmung und Einkerkerung, gar nicht angegeben, und vielleicht die Olmützer Herzoge nur deßhalb Getreue genannt, weil Brzetislav gegen Olmütz gar nicht zu Felde zog, die Olmützer 1096 den böhmischen Herzog auf dem Feldzug gegen die Pohlen begleiteten, und später wider Borziwoy II. mit Ulrich nicht verbündet waren, so daß oben bezeichnete Aussage das Gewicht nicht hat, welches sie beym ersten Anblick zu haben scheint. Zweytens hat Fischer nur eine Chronik benützt, die in's eilfte Jahrhundert hinauf geht, und diese ist 1529 — 1548 verfaßt, und meldet aus den ältesten Zeiten sehr wenig und nur solches, welches im Stadtgebiethe vor sich ging. Drittens hat Fischer sich (laut der Vorrede) nur an das gehalten, was zuverläßig ist, und Viertens gesteht er endlich: daß Lücken nothwendiger Weise entstehen mußten, da die historischen Quellen von Olmütz durch die schwedische Plünderung des Stadtarchives, durch die Anwesenheit anderer Feinde, die die alten Merkwürdigkeiten zufällig oder muthwillig vernichteten, theils wegen Todesfällen, wegen Achtlosigkeit und Unwissenheit der Besitzer zum Theile litten, zum Theile verloren, zum Theile zu Grunde gingen.

IV. Zuletzt streitet für die Aussage des Teltscher Archivs noch die Natur der Sache, denn die Herzoge von Olmütz sahen sich durch Brzetislavs Absichten und Anordnungen — zwar nicht zunächst — aber nicht minder bedroht dann die Herzoge von Brünn und Znaym. Freylich hätten sie dann gleich anfangs zum Schwerte greifen sollen, so lange noch Ulrich und Leopold auf dem Schlachtfelde standen, aber vielleicht war die Ferne von Olmütz, vielleicht die überraschende Schnelligkeit Brzetislavs an dem verzögerten Auftreten Schuld, vielleicht auch nur jene bekannte Eigenheit gewöhnlicher Menschen, nicht eher sich zu rühren, als bis es auf das Äußerste gekommen.

Auf diese Art durfte Otto's Feldzug kaum einem bedeutenden Zweifel noch unterworfen seyn, und wir fahren fort, den weitern Verlauf des Kampfes aus der angezeigten Quelle getreu und umständlich anzuführen.

Otto traf den Herzog von Böhmen bey Znaym und drängte ihn so fort an die Gränze von Böhmen. In der Gegend, wo heut zu Tage Teltsch das Haupt erhebt, stießen die Heere wieder auf einander. Drey Mahl griff Brzetislav an, aber ohne Erfolg, das vierte Mahl anrückend, wurde er zurück geworfen und flüchtete in einen nahen finstern Wald, von heulenden Wölfen bewohnt, daher auch Wlcze, der Wolfswald geheißen. In dieser natürlichen Veste spottete Brzetislav des Gegners und neckte und plagte ihn ungestraft. Da geschah es, daß Otto von dem Könige Kolomann in Ungarn 20,000 Mann Hülfstruppen erhielt.

Das Document nennet zwar den König Ladislav, aber das ist offenbar ein Irrthum, da Ladislav schon 1096 das Zeitliche verließ, übrigens ein Irrthum, der sehr leicht zu verzeihen ist, da die ungarischen Geschichtsbücher denselben in Bezug auf Konrad und Brzetislav begehen. In den ungarischen Geschichtsbüchern findet sich freylich von dieser Unterstützung der Olmützer Herzoge nicht das Geringste, indessen bedenke man, daß der weltbekannte Zuzug, den Geysa II. dem Barbarossa gegen Mailand geleistet, bey Pray und Kattona auch nicht aus ungarischen Schriftstellern, sondern nur aus Radevicus erzählt werden konnte.

Bedenken könnte es erregen, daß Engel (Geschichte von Ungarn 1. Theil) anführt: Kolomann habe im Juny 1099 mit dem Herzog Brzetislav auf den Feldern von Luczka das Freundschaftsbündniß erneuert: allein fürs erste lassen dieß Cosmas, Hagek und Kattona im Jahre 1098 geschehen, und fürs zweyte konnte vom Juny bis zum August, wo die Schlacht bey Teltsch vorgefallen, sich gar vieles wieder geän-

dert haben, wie denn auch des vertriebenen Leopolds freundliche Aufnahme am ungarischen Hofe dieses vermuthen läßt! Wohl auch war eine solche rasche und zahlreiche Hülfsmacht den damahligen Reichsumständen sehr angemessen, indem der in diesem Jahr (früher oder später) unternommene Feldzug gegen die Russen nach Bonfinius nur darum ins Werk gesetzt wurde, um den kriegslustigen Leuten Beschäftigung zu geben. —

Auf diese Art durch die Ungarn ansehnlich verstärkt, wagte Otto am 15. August 1099, am Tage der Himmelfahrt unserer lieben Frauen, den Schlachtruf ertönen, und die Böhmen in ihrem verrammelten Aufenthalt von allen Seiten mit Nachdruck angreifen zu lassen. Sofort setzten sich die Schaaren in Bewegung, der Wolfswald wird wildmüthig bestürmt und Brzetislav glücklich herausgedrückt und genöthigt, vor dem Walde auf freyem Felde dem Feinde die Stirne zu biethen. Die Böhmen fochten mit nachher sprichwörtlicher Tapferkeit, und Otto, mitten im Wogen des zweifelhaften Kampfes, besiehlt das Heer der göttlichen Vorsehung und Leitung und rufet mit lauter Stimme die Worte: Maria, die du an diesem Tage hoch erhoben, und in den Wohnsitz deines Sohnes aufgenommen wardst, gib und erflehe mir Sieg über diese meine Feinde."

Da soll — so sagt die fromme Sage — der flehende Kriegsheld eine Frauengestalt gesehen haben, die „schwebend in den Lüften ihren lichtweißen Mantel über das mährische Heer ausbreitete."

Ermuthigt durch dieses Gesicht führte Otto seine Schaaren aufs Neue grimmiger gegen den Feind, und erfocht einen vollständigen Sieg über diesen, der in allem 30,000 Mann gezählt. —

Wollte man diese Sage für eine leere Nachbildung der Geschichte von Maria Zell halten, so hieße das offenbar zu weit gehen, da die Sage von des Vogelstellers Sieg über die Ungarn bey Merseburg, von der Tartaren Niederlage in Mähren, vom weniger bekannten Schwedenfels in Mähren, ja selbst von der Rochuskapelle bey Zuckmantel aus der Haarbeutelzeit der Preußenkriege — deutlich beweiset, man habe zu allen Zeiten und an vielen Orten im Kampfe die Mutter Gottes angerufen, und meistens — den Sieg errungen.

Herzog Brzetislav floh mit den Seinen nach Böhmen, und ließ Mähren im Stich; die ganze Folge des Kampfes und Treffens, so klein, daß es ein Wunder wäre, wenn die böhmischen Geschichtschreiber dessen erwähnten! —

Durchdrungen von Dank für die göttliche Hülfe ließ Otto eine Kapelle zu Ehren der heiligen Mutter Gottes auf der Wahlstätte erbauen, und siehe, es siedelten viele fromme Leute bey dem Kirchlein sich an. Im Jahre 1121 erweiterte der fromme Stifter die Kapelle, erhob sie zu einer Kirche, gab ihr einen Seelsorger, und erhob die umgebenden Hütten zu einem kleinen Marktflecken, der von dem Wolfs-Walde (Wlcze) „Teg Wlcz" und nachher abgekürzt und zusammengezogen „Teltsch" genannt wurde. Da dieser kleine Marktflecken von dem gütigen Fürsten, mit mehrern Privilegien und auch mit einem kleinen Bräuhaus versehen wurde, so fing er dann auch bald an zu blühen, und schon 1281 soll Teltsch ein Städtchen geworden seyn.

Jahrhunderte lang aber stand das kleine Kirchlein, das Otto erbaut hatte, und erst im fünfzehnten Jahrhundert, als Teltsch so glücklich durch Mainharden von Neuhaus den Klauen der wüthenden Taboriten entrann, (und die Frömmigkeit auch hierin die Hülfe der wunderthätigen Mutter Gottes erblickte,) da erweiterte Johann von Neuhaus neuerdings das etwas beschädigte Kirchlein, und so gab ihm die heutige nicht unansehnliche Gestalt; doch ist Ottos Andenken darinnen, vor der Vergessenheit wohlbeschützt, sein Bildniß (freylich nicht Porträt) mit der erläuternden Inschrift am Hochaltare, sodann die alljährlich, in hundert und hundert am 15. August herbeyeilenden Wallfahrten, aufgefrischten Sagen und Legenden, werden Ottos Nahmen gewiß noch Jahrhunderte hinaustragen. —

Man könnte zwar diese Documente alle in Zweifel ziehen, indem 1530 in Teltsch eine ungeheure Feuersbrunst die halbe Stadt in Asche legte, und das Stadtarchiv zu Grunde ging, indessen ist nicht das Schloßarchiv verbrannt, und alles von solcher Beschaffenheit und wird seit Jahrhunderten jährlich so genau und gleichförmig aufgefrischt, daß an eine falsche Überlieferung gar nicht zu gedenken, wenn auch die Papiere viel spätern Ursprungs. Nun liegt uns ob, diese unsre vertheidigte, und nach unserer Meinung in die Geschichte hinüberzutragende Sage noch an den Verlauf der bekannten Ereigniße anzuknüpfen. — — Brzetislav II. kehrte nach Prag zurück, und Otto, (nach Art der damahligen Fehden, die selten den Kämpfern, sondern nur dem Lande, wo der Kampf gestritten wurde, zum Unglück gereichten) Otto ließ wahrscheinlich sein Heer aus einander gehen, und begab sich wieder nach Olmütz, vielleicht nach durchgesetzter Bedingung: daß Brzetislav den gefangenen Ulrich wolle frey lassen! —

Nicht lange darauf 22. Dec. 1100 wird Brzetislav im Dörflein Stebno von einem aus dem königs-feindlichen Haufe Wrssovetz auf der Jagd zum Tode verwundet, und stirbt nach Cosmas und Hagek mit den Worten: Gebt meinem Söhnlein meinen Jagdspieß und mein Hüfthorn, denn das

kann ich ihm nicht geben, was in Gottes Händen liegt." Borziwoy II. wird nun Herzog von Böhmen 1100, und Ulrich erlanget seine Freyheit und Brünn, Leopold aber erhält Znaym zurück. —

Merkwürdig sind Cosmas Worte hierbey, die da an das Treffen bey Teltsch einiger Maaßen erinnern, denn Cosmas sagt:

Udalricus et Leopoldus expulsis praesidiis rehabuerunt civitates, quibus Duce Borzivogo non ex corde sed pro necessitate temporis concedente gratiam etc. —

Auf diese Art glauben wir alles gethan zu haben, um die mährische Geschichte mit einem (wenn auch sehr kleinen) Sieg zu bereichern, aber wir werden eine durch unsere Darstellung verursachte, siegreiche Darlegung des Gegentheils gerne annehmen, und als wahren Gewinn und Lohn achten, in der festen Überzeugung, daß nur auf diese Art Klarheit und Richtigkeit hineinkommt in die Geschichte einer Zeit, die Fehden auf Fehden hatte, und keine Hände, welche diese ordentlich verzeichnet hätten, eines Landes, dessen historische Schätze ein Raub mordbrennerischer Kelchbrüder wurden, eine Beute plündernder Schweden, ein Opfer der Achtlosigkeit und Unwissenheit, oder (leider häufig) das Eigenthum unzugänglicher oder unbekannter Besitzer.! *)

*) Wir hören so eben von einem Freunde, daß im Brünner Wochenblatte, wegen seines Zweckes sehr löblich, wegen seiner Eigenschaft als unentgeldliche Beylage zur Brünner Zeitung sehr verdienstlich, und auch wegen so manchem Besseren sehr nützlich — die Sage von der Entstehung der Stadt Teltsch durch Herrn Horky erschienen sey. Da Herr Horky an einer mährischen Geschichte arbeitet, und sehr viele örtliche Urkunden eingesehen, so stellen wir an ihn die Frage, ob er für die Teltscher Sage, die er ohne Zweifel aus gleicher Quelle schöpfte, noch andere Belege entdeckt habe, als wir?

Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung der zweyten Abtheilung des Handbuches für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate.

Von R. E. v. Jenny.

(Fortsetzung.)

Zu Nr. 250 Poststraße von Preßburg über Thurotz Zsambokreth nach Teschen.

Die Entfernung von Thurotz Zsambokreth nach Sillein zu 1 1/2 Post-Station, ist viel zu gering angegeben, obschon sie in der That im Reichs-Schematismus für den Curs der Briefe so berechnet wird. Allein in gerader Richtung mit dem Zirkel auf der Landkarte gemessen, finden sich 4 starke Postmeilen, die bey dem Bogen, den die Straße beschreibt auf beynahe 5 anwachsen, und überdieß wegen des äußerst beschwerlichen an mehreren Orten gefährlichen Strecsnoer Berges, kaum in 6 Stunden mit einem nur mäßig bepackten Fuhrwerk, zurückgelegt werden. — Bey Alsó Rettka fließt der Jordan, des Thurotzer Comitats ansehnlichster Fluß in die Waag, und hier ist es auch, wo man bey festgefrornem Strom zu Schlitten sich auf denselben zu setzen pflegt, und in weniger als 3 Stunden nach Sillein gelangt. Das alte Schloß Ovár und das gegenüberliegende mit einer Feldschlange leicht zu erreichende Strecsno, liegt mitten in der Wildniß wahrhaft romantisch. Einst waren es Zwingburgen für die, auf dem hart an ihrem Fuß sich drängenden Strom herabfahrenden Handelsleute, denen starke Zölle abgenommen wurden. In dem Parteyenkrieg nach Albrechts I. Tod standen die Besatzungen der beyden trotzigen Festen, als Feinde gegen einander, und der schreckbare Pankratz von St. Niklas verwüstete aus seiner Löwenhöhle Ovár, das flache Land, auf viele Meilen umher. Später kam der Palatin Wesselenyi durch seine erste Gemahlinn Sophie Bosnyak, in den Besitz von Strecsno, wo die fromme Dulderinn, von dem Volk als Heilige verehrt wandelte, und 44 Jahre nach ihrem Tode, bey Zerstörung der Burg unversehrt gefunden ward. Im Jahr 1813 bey der sündfluthartigen Überschwemmung der Waag, verwüstete die ungeheure Gewalt der hier eng zwischen Bergen eingeklemmten Fluth, die in Fels gehauene Straße so gänzlich, daß auch nicht eine Spur von ihr erübriget, und der neue Verbindungszug hoch über den Burgruinen geführt werden mußte. — Wenn man endlich den Schreckensweg zurückgelegt hat, und in der Ebene angekommen ist, wird das Auge durch den Anblick des freundlichen Städtchens Varin erfreut, das bedeutende Märkte hat, und nicht leicht von den Flößen unberührt bleibt. Etwas weiter erheben sich die ansehnlichen Kastelle von Gbellan und Nedetz und endlich das prächtige Teplitz, einer kleinen Stadt nicht unähnlich. Vor etwa 50 Jahren, wallfahrtete hierher alles, was auf frohen Lebensgenuß oder Befriedigung der Neugierde Anspruch machte, denn der Besitzer Graf Windischgrätz hielt einen äußerst glänzenden Haushalt, und hatte zum Betrieb einer großen Tuchmanufactur so wie der Ökonomie ausländische Maschinen und Werkmeister herbeygeschafft, die eine Menge bis dahin ungekannte und ungeahnte Neuerungen einführten. Nun stehen alle diese Gebäude unbenützt. In der Pfarrkirche ruht der unverweste Leichnam der vorher erwähnten Gemahlinn Wesselenyis, ober dem nur zugelehnten Sarg ihr Bildniß, mit einer erklärenden Inschrift.

Sillein ist der Hauptort des obern Trentsiner-Comitats, von dem die im XVI. Jahrhundert berüchtigten Raubritter von Podmanin, das ihrem Gebieth mit Gewalt unterworfene beynahe bis Trentsin herabgehende Stück Landes mit dem Nahmen des Silleiner Comitats belegten. Im Jahr 1610 hielten die Evangelischen unter Vorsitz des Palatins Georg Thurzo eine große National-Synode in dieser Stadt, die auch eine Druckerey hatte, deren Erzeugnisse, meist religiösen und polemischen Inhaltes, zu den bibliographischen Seltenheiten gehören. Das königliche Salzamt hat bedeutenden Verschleiß, und ist in einem gefälligen Styl erbaut, nach demselben Plan wie alle an der Waag gelegene, die nach der Zerstörung im Jahr 1813 beynahe ganz neu erbaut werden mußten. Alsogleich außer dem Thore des mit mancherley Freyheiten begabten Marktes, gelangt man auf einer hölzernen Jochbrücke nach Budetin, dessen alte Feste, der ausgestorbenen Grafen Szunyogh altes Eigen, von dem jetzigen Besitzer Grafen Csaky, in einen geschmackvollen Landsitz, Wälle und Gräben aber in einen artigen Park umgewandelt wurden. Hier beginnt ein enges, vier Stunden sich in verschiedenen Wendungen krümmendes Thal von kahlen Bergen eingeschlossen, und von dem Fluß Kiszutza sowohl durchströmt als benannt. Straße und Fluß laufen durch den niedrigsten Punct der Schlucht, durchkreutzen einander daher oft, und sind sich hinderlich. Nach jedem heftigen Regen, schwillt das Wasser so hoch an, daß niemand durch kann, da nur an einem der sechs Kreutzungs-Puncte eine Fähre angebracht ist. In einigen Stunden — manchmahl freylich erst in einigen Tagen — ist die Verbindung jedoch wieder hergestellt, indem die Fuhrten gefahrlos werden. Die aus mehreren tausend Menschen bestehende Bevölkerung des Kiszutza Thales ist sehr arm, ernährt sich hauptsächlich vom Holzhandel und Fuhrwerk, dessen Haupt-Niederlage, der Markt Neustadl, (Kiszutza oder das obere Neustadl zum Unterschied des an der Waag im Neutraer Comitat gelegenen benannt) die Achse eines nicht unbedeutenden Verkehrs mit rohen Producten abgibt. An den braunen Joppen aus selbstgezogener und gewebter Schafwolle, so wie der eigenthümlichen Mundart des Slavischen, erkennt man diese kräftige obwohl nicht schöne Menschenrace, die von Jugend an mit Mangel und Entbehrung kämpfend, nicht sowohl dieser als dem mit Gottes Fluch beladenen Branntwein unterliegt.

Bey Oszadnitza drängt sich rechts eine Seitenstraße über den Berg Magura gegen Pohlen, wird aber bey weitem nicht so stark befahren, wie jene außer Csatza über Skalite nach Kamesnitza in Gallizien führende, auf welcher auch das Wielitzkaer Salz kömmt. Da die Verbindung zwischen Csatza und Sillein dadurch, daß die Fahrt so oft hart neben, und sechsMahl durch das Flußbett geht, sehr beschwerlich und unsicher ist, baut nun das Trentsiner Comitat eine ganze neue Straße, in den linken Bergabhang so hoch eingehauen, daß keine Austretung des Flußes sie erreichen kann. Ein Werk, über das sich jeder Reisende freuen darf, und welches mit solcher Anstrengung — an Händen fehlt es hier keinesweges — angegriffen ward, daß es im nächsten Sommer (1825) vollendet, seinen Schöpfer rühmen wird können.

Eine Stunde, nachdem Csatza verlassen ist, betritt man die Schlesische Gränze, und gewahrt auf einer Anhöhe die Überreste der so genannten Jablunkaner Schanze, deren Dienste bey Vertheidigung des hier ziemlich engen Passes im siebenjährigen Kriege, nicht gering waren. — In Wendrin wechselt die Post.

Diese Straße von Preßburg nach Teschen ist zwar allerdings Poststraße, aber Niemand zu empfehlen, theils des bedeutenden Umweges im Vergleich mit jener über Trentsin theils der beyden schreckbaren Berge — bey Nedozser und Strecsno — wegen, da man überdieß von Preßburg bis Teschen, in gerader Richtung der Waag entlang fahrend, immerfort in der Ebene verbleiben kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Auf dem Jagdhause Einsiedl bey Tübingen, pflanzte Eberhard der Rauschebart ein auf dem Hute mit aus dem gelobten Land gebrachtes Reis in den Boden, und in zwey Jahrhunderten hatte der daraus entsprossene Hagedorn seine Äste auf zwey und fünfzig Ellen in die Runde gebreitet, und den Stamm konnte der größte Mann nicht umspannen.

In der Schlacht bey Pultava wurde ein Weib gefangen, welche als Grenadier in Carls XII. Heere diente, und im Jahre 1724 aus Sibirien nach Petersburg gebracht, einen anderthalb Ellen langen Bart hatte.

Der Tübingesche Hofprediger Gramlich litt seltene Schicksale durch Krankheiten. Als Knabe steckte ihm ein muthwilliger Gespiele eine Bohne ins Ohr, welche ihm erst, nachdem sie schon Wurzel geschlagen hatte, herausgebracht wurde. — Als Jüngling entstand in seinem Munde ein Gewächs, welches heraus gebrannt werden mußte. Diese Cur litt er durch drey Monathe, während welcher Zeit er 600mahl gebrannt ward!!

Im Jahre 1654 stürzte zu Bern ein betrunkener Student, Balthasar Weinzäpflein von einer mehrere hundert Fuß hohen Terasse herab. Das Pferd blieb todt, der Reuter brach ein Bein, lebte aber noch 30 Jahre. —

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 18. July 1825.

Der Thunfischfang.

Die Jagd und die Fischerey sind die ersten Nahrungszweige, die die Natur die Menschen instinctmäßig gelehrt hat. Die Viehzucht ist der erste Schritt zur geselligen Bildung, Ackerbau ist die Grundlage einer wohl eingerichteten Gesellschaft, Manufactur und Handel, können für sich nicht allein bestehen, sie unterstützen aber mächtig die productiven Erwerbsarten und werden dann rückwirkend unterstützt, daher sind alle menschliche Nahrungszweige succursal; keines hat ausschließlich den Vorzug; nur in der gegenseitigen Handbiethung gedeihen sie, und bringen die Staaten zum Wohlstande und zum Reichthum.

Der Jagd und der Viehzucht wird einigermaßen durch den Feldbau das Gebieth entzogen; nicht so der Fischerey, deren Ausbeute um so einträglicher ist, als sie wenig Kapital und noch weniger Zeit erheischt. Das Geschlecht der Clupea und des Scomber gibt uns jene Arten Fische, die am meisten im Großen einen Fang zulassen, und die nebstbey die gesundeste und delikateste Nahrung gewähren. Zu jenen gehören die Sardellen (clupea Spratus) und die Alici (clupea enerassicolns); zu diesem der Scomber Scombrus, Scom, Palamis, Scomber Alalunga, und der größte Aller der Scomber Tynnus. —

Alle diese Arten werden bey Uns im adriatischen Meere und besonders an der dalmatinischen Küste in großer Menge und vorzüglicher Güte, aber nicht mit jener Industrie und Unterstützung gefangen, welche die Einträglichkeit rathen dürften; und noch immer gehen enorme Summen außer Land, um unsere Reiche und besonders Italien, mit Salzfischen zu versorgen, wo doch diese eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum für die wackeren Bewohner von Dalmatien darbiethen. Bey der Erkenntniß, wie Vieles von dem verehrungswürdigen Gouverneur dieses Landes — den Gott recht lange erhalten wolle — zur Belebung der Industrie und der Cultur daselbst schon veranlaßt worden, folgt der Einsender dieses seinem patriotischen Gefühle, indem er die Verfahrungsart der Thunfischerey in Sizilien hier zur öffentlichen Kenntniß bringt, mit dem heißen Wunsche, daß diese gehörigen Ortes gewürdiget, und den Bewohnern der Ostküste des adriatischen Meeres zur Nachahmung empfohlen werden möge.

Der größte in dem Geschlechte der Scombri ist der Scomber Tynnus (Thunfisch) dieser ist ein Zugfisch, der vermuthlich aus dem atlantischen Meere kömmt, und von Ende April bis September seine Wanderung macht; außer man wollte annehmen, daß er sonst die großen unerreichbaren Tiefen im Innern des mittelländischen Meeres durch die übrigen Monathe bewohne; die Wahrscheinlichkeit spricht indessen für das Erstere. Bey seinem Eintritt in das mittelländische Meer scheint er seine Richtung alsogleich nördlich; längs der Küste von Spanien und Frankreich einer Seits, und jener von Sardinien und Korsika andererseits zu nehmen, daher wird er auch hier um etwas früher gefangen; von da cotoyrt er die Küste von Italien, bis nach Sizilien, und der Meerenge von Messina, die er — verscheucht von den vielen und großen Raubfischen, welche hier als auf der Heerstraße des jonischen und thyrrhenischen Meeres auflauern — nicht betritt, sondern sich in westlicher Richtung nach der Nordküste von Sizilien begibt; daher er immer als von Osten ankommend erwartet, und mit großen und sehr ingenios combinirten Netz-Apparaten gefangen wird. Ein solches Netz-Labyrinth heißt auf sizilianisch Tonnara, (richtiger Tunnara) unter welcher Benennung man auch, den geräumigen Ort, wo jenes fast aufbewahrt wird, versteht.

In dem Gebiethe von Palermo sind mehrere Tonnare und zwar in östlicher Rückordnung zu Termini, St. Nicola, Solanto, St. Elia, dann westlich von Palermo, Rinella, St. Maria und im Golfo von

Castellamare; und mehrere andere Vorzügliche zu Trappani. —

Eine solche Tonnara ist ein langes Netz-Oblong, dessen Länge bis auf einen gewissen Grad willkührlich, die Tiefe aber mit dem Meere, wo es eingetaucht, proportionirt, etwa 6—10 Klafter ist. — Man spannt zuerst zwey dicke Taue paralell und so weit aus einander, als man die Breite des Netzes haben will, und befestigt solche an den Enden mit doppelten festen Anckern; *) sie werden auf der Oberfläche des Wassers durch viele große Stücke Pantoffel-Holz oder Kork erhalten. Nun überspannt man quer diesen Tauen so viele andere, als man Abtheilungen in dem Netze haben will; gemeiniglich sind deren 7, die Kammern heißen, die ebenfalls mit Ankern befestigt werden. Nun hängt man an diese Taue die Seiten-Wände, die alle den Grund des Meeres streifen müssen, und läßt nur eine Öffnung nach der Küstenseite an der dritten Kammer, von Osten gezählt, die gemeiniglich größer als die andern ist, und die Faratico heißt, die Mündung aber Bocca del Faratico. Ihr folgt in westlicher Richtung, der Vordonnaro; dann Bastardo, Piccolo, zuletzt der Corpo, oder die sogenannte Todten-Kammer, die letzte ist die größte und allein aus Hanfnetzen, deren westliche und niedrigere Hälfte viel stärker geflochten, und allein mit einem Boden versehen ist. Alle andere Wände-und Zimmer-Abtheilungen sind aus dem Flecht-Grase der sogenannten Arundo tenax oder empyrodesmos gewirkt, und bodenlos; später werden wir sehen, daß bloß die letzte westliche Hälfte aufgezogen und so zu sagen entleert wird, und daß in ihr die Tödtung geschieht, daher auch ihre größere Dichtigkeit und Stärke.

Jene Netze, die die Abtheilung der Kammern ausmachen, und jenes, welches die Mündung verstopfen muß, werden auf dem Boden belassen, um willkührlich nach dem Bedarf aufgezogen zu werden. Die übrigen zwey Kammern gegen Osten heißen gewöhnlich, Piccolo und Bastardo di levante. An beyden, sowohl östlichen als westlichen Enden verbleibt ein festgebautes Schiff, das zur Sicherheit der gespannten Taue ist, und die Breite der Tonnara haben muß. Zwey andere größere Schiffe werden erst dann mit dem Gefolge und dem Geräthe dahin gebracht, wenn die Tödtung geschieht. Von dem östlichen Ende der Tonnara geht nun ein langer Netz-Bogen in's Meer, der je größer je besser, und Bodardo heißt. Von der Seite der Mündung, oder des Faratico, geht eine niedere Netzwand bis an die, gewöhnlich 500 Klafter entfernte Küste, die Boda benannt wird.

Die ganze Schlauheit des Fanges ist auf die Empfindlichkeit der Schnauze des Fisches basirt; so bald er nur im geringsten an etwas anstößt, gleitet er längs demselben ab: der Thunfisch, der von Osten kömmt, prellt an dem Bodardo an, und da er der Küste entlang zieht, so hält er sich gegen dieselbe und wird Schritt vor Schritt bis in den Faratico geführt, ober welchem beständig eine Wache (Spia) sich befindet, die sobald der Zug-Fisch eingetreten ist, die auf dem Grund liegende Netz Cortine aufzieht und so den Fisch schon gefangen nimmt; daher sind auch heftige Winde, welche die See von Grund aus bewegen und trüben, mithin den Blick auf die Tiefe verhindern, nebst den verscheuchenden Raubfischen das einzige Hinderniß dieser Fischerey. Gemeiniglich verfolgt der Fisch seinen Weg westlich, aber immer noch vorsichtig und in beständigen Umkreisen, weil er hier öfters an die doppelte Wand anstößt. Für den Fall, daß er aus irgend einer Ursache nach seinem Eintritt verscheucht geworden seyn sollte, sind die östlichen Kammern angebracht, um nicht während dem Eintritt, da die Übrigen noch nachfolgen, eine Anschoppung der Zurückweichenden und folglich einen Netz-Bruch am Faratico zu verursachen. Alle diese Abtheilungen haben den Zweck, den Fisch gewissermassen einzusperren, im Falle noch ein anderer Zug am Faratico erscheinen sollte, damit man auch diesem die Gnaden-Thüre öffne. — Wenn der Fisch lange ansteht, sich in die westliche Kammer zu verfügen, so reitzt man ihn, durch weiße getauchte Gegenstände, als Papier, Schnupftüchern ꝛc., und so bringt man ihn von Kammer zu Kammer bis in das Corpo. —

Ist er nun endlich in diese getreten, dann wird das Signal gegeben. Die ganze Umgebung ertönt vor Freude; alles eilt herbey, entweder als Theilnehmer an dem Fang, oder als Käufer, oder als Helfer oder als Neugieriger, um dem lustig merdenden Schwarm zuzusehen, und den allgemeinen Jubel zu erhöhen. — Den ganzen Schwarm dirigirt der Reis, (saracenische Benennung wie Reiseffendi) er nimmt seine Stelle auf dem größten Schiffe. Die Tödtungs operation heißt auf sicilianisch die Ucisa, ein Wort, daß der freudenvolle Fischer nie gleichgültig ausspricht. Sie geschieht auf folgende Art: Es stellen sich an den vier Seiten des Corpo oder der todten Kammer, die vier größeren Fahrzeuge; der noch uneingeschlossene Raum wird rechts und links von kleinen Nachen besetzt, auf das gegebene Zeichen hebt man nun das Netz: zuerst erscheint der lockere Theil, und in dem Maaße als das Netz gehoben wird, wird es dichter, die Kammern enger und die vier Hauptschiffe nähern sich mehr und mehr. So bald der ganze dichte Theil zum Vorschein kömmt, räumen die kleinen Nachen den innern Raum, damit die vier größern anstoßen, ein Viereck bilden, und

*) Siehe die beyliegende Zeichnung.

das Netz an ihrem innern Rand wohl befestigen können. In so lange das arme, harmlose, allerdümmste Thier (daher dumm wie ein Fisch) noch unterm Wasser sich befindet, ist es gewissermaßen ruhig; nun aber wird es schrecklich scheu, schlägt mit dem großen Schwanze um, einer bohrt sich gegen den anderen, und ein entsetzlicher Sprühregen entsteht in diesem Getümmel. Mit großen Hacken, an längern und kleinern Stöcken befestigt, wird er durchstochen und unter mächtigem Balgen in die zwey große eigends eingerichtete Schiffe — wie früher gesagt — gezogen. Kaum sind diese schweren Massen darin, so sind sie ruhig und unbeweglich, wo man doch glauben sollte, daß sie die Schiffe zertrümmern, und jeden, den sie mit dem mächtigen Schwanze treffen, zerquetschen würden. Anders verhält es sich mit dem Schwertfische (Xiphias Glodius) der immer den Thun-Schwarm zu begleiten pflegt, dieser wird, wenn er verwundet worden, mit Stricken gebunden, noch im Wasser belassen, bis er sich verblutet; denn, ohne diese Vorsicht in das Schiff gezogen, würde er fürchterlich herumwüthen. Trotz dieser ermüdenden Riesen-Arbeit, wo oft im Eifer ein einziger Mann einzelne 200 — 300 Pfund wiegende Fische in das Schiff hinauf bringt, wo das Meer im weiten Umkreis sich mit Blut färbt, geschieht nie ein Unglück; ja es gibt Fischer, die, wenn die Fische getödtet sind — sich in das Netz werfen, und große und kleinere Fische aus dem Grunde heraushohlen. — Derley kleinere Fische sind aus dem Geschlechte der nähmlichen Scombri, die Alalunga, und dann einige aus dem Geschlecht des Esor; die übrigen kleinen entwischen durch die Netz-Augen. — Wenn nun die Ucisa vollendet ist, bringt man die Fische ans Land, nachdem sie zuvor im Meerwasser vom Blute rein gewaschen sind; die Käufer wählen sich ihre Stücke, welche sie mit einem Ausschnitt im Floße bezeichnen, hierauf wird der Fisch geöffnet. Kenner wissen schon in Voraus, ob es ein Männchen oder ein Weibchen ist, ein Männchen ist vorzüglicher der Milch (Sperma) wegen, welche ein Leckerbissen ist. Der Rogen der Weibchen, der in zwey langen Beuteln sich befindet, wird vorsichtig herausgenommen, eingesalzen, gepreßt und getrocknet, und dient bey den Vortafeln gleich dem Kaviar unter die Petits Salés, nur ist er weit schmackhafter als dieser. Was von den Thunfischen nicht frisch consumirt wird, wird eingesalzen; unter seinen Theilen ist das Bauchstück (Pancia) am wohlschmeckendsten.

Das Einsalzen geschieht auf mehrere Arten, entweder wird er zuvörderst stückweise gebraten, oder noch besser gebacken, und dann gut gesalzen in Öhl eingelegt, — was das theuerste Verfahren ist — oder er wird nur eingesalzen und dann in Fässern gut eingepreßt. Die Größe des Thuns ist verschieden, von 50 bis 400 — 500 Pfunden, und auch manchmahl darüber.

In glücklichen Zeiten kann ein Tonnara 20 bis 50 tausend Gulden abwerfen, ein Geld, welches ganz aus dem Auslande abgehohlt wird. Am Capo Passero, bey Marzamemi existirt eine Tonnara, die 18 tausend Unzen (90,000 Gulden C. Münze) Pacht zahlt, hieraus kann man schließen, was diese eintragen muß? — Diese große Tonnara macht ihren Fang im Spät-Sommer, während die Palermitanischen nur bis Mitte July in Thätigkeit sind; daher heißt sie auch Tonnara del ritorno, wo die Fische sich immer in größeren Schwärmen vereinigen. Eine derley Tonnara bey Segna oder im Quarnero würde die größten Vortheile versprechen, wo diese Fische ebenfalls erst im Monath August ankommen und sich zum Rückwege sammeln.

Könnte die freye Einsalzung erwirkt werden, so sollten vermögliche Patrioten nicht säumen, den unfehlbaren Versuch anzustellen. Nur unter dieser Voraussetzung wäre er zu unternehmen, weil man sonst nirgends mit den sizilianischen Thun- und anderen Salz-Fischen concuriren könnte, die eben dadurch auf allen Märkten am meisten gesucht werden, weil sie die wohlfeilsten sind. —

Jorkovich.
Oberlieut. im k. k. 53. Linien-Inf. Regmt.

Ueber die Einfälle der Ungarn in Italien und Carantanien.

Von Franz Xav. Richter, emeritirten Prof. der allg. Geschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

(Fortsetzung.)

4. Nach Italien aber müssen die Ungarn auf alle Fälle schon im Herbste 899 vorgedrungen seyn; und weil dieses unmöglich damahls schon von Pannonien links der Drau her geschehen konnte, so bleibt nichts übrig, als die gegründete Vermuthung, jener Streifzug der drey Heeresfürsten Lelu, Bulsun und Botond nach Spalatro und Croatien habe sich auch bis nach Italien hinein erstreckt. Wie oben gesagt wurde, und auch in Hrn. v. Engels Geschichte von Ungarn (1. B. 21. S.) angenommen ist, war Croazien, waren Agram, Poschega und Ulcau, bis 899 schon erobert. Die Culpa, folglich auch die alte Straße längs derselben über Ogulin, nach Zeng, mußte den Ungarn also damahls schon bekannt seyn. In Zeng fanden sie den Weg nach Istrien und Friaul über den Karst vor Triest vorbey; diese von den Friaulern eben darum sogenannte Strada Hungarorum; es konnte also leicht ein Streifcorps von Agram oder gar schon von Zeng aus, dahin sie nach der Einnahme von Spalatro gelangten, bis an die Brenta

gegangen seyn. Weder dem ungenannten Notar des Bela, noch dem Berichte Luitprands *) geschieht dadurch ein großer Zwang. Letzterer erzählt den ersten Einfall der Ungarn in Italien also: „Wenig Jahre darauf (als nähmlich Arnulf gestorben und Ludwig das Kind ihm gefolgt war), als Niemand war, der im Osten und Süden Widerstand gethan hätte, machten sich die Ungarn, nachdem sie Bulgarien und das griechische Reich zum Tribute gezwungen, mit einem ungeheueren Heere auf den Weg nach dem unglücklichen Italien, damit ihnen ja keines von den Völkern unbekannt bliebe, die unter dem südlichen Himmel wohnen. Nachdem sie an der Brenta Lager geschlagen und ihre Zelte oder besser Häute aufgespannt hatten, schickten sie Kundschafter aus, welche durch drey Tage des Landes Lage, Bevölkerung und Eigenthümlichkeit erforschen sollten. Diese nun brachten den Bescheid:

Die Ebene sey voll von Bewohnern, von der einen Seite durch hohe und doch fruchtbare Gebirge, von der andern durch das adriatische Meer eingeschlossen. An Städten fehle es nicht, einige davon seyen sogar sehr befestigt. Des Volkes, dessen Schwäche oder Stärke übrigens nicht bekannt, seye eine ungeheuere Menge. „Auch rathen wir nicht, sprachen sie, mit so wenig Truppen einen Angriff zu machen. Aber da viele Gründe vorhanden, die uns zum Kampfe mit diesen Völkern antreiben, als unsere Gewohnheit zu siegen, unsere Tapferkeit, Streitlust, besonders die Begierde nach Reichthum, dessen es hier so viel gibt, als wir in der Welt noch nicht gesehen, auch nicht zu finden hofften, so laßt uns umkehren, der Weg ist nicht weit, nicht beschwert, in zehn Tagen ist er gemacht. Laßt uns erst alle unsere Leute sammeln und dann hierher eilen, daß man sodann vor unserer Tapferkeit eben so, wie vor unserer Zahl erschrecke." Also gleich kehrten sie um, benützten den Winter, Waffen zu schmieden, Pfeile zu spitzen und die Jugend zu üben."

Jedermann sieht, daß sich der Bischof Luitprand hier widerspricht. Anfangs berichtet er, die Ungarn seyen mit einem ungeheuren Heere nach Italien aufgebrochen, und kaum an der Brenta angelangt, war dieses ungeheure Heer so klein geworden, daß weiteres Vorrücken nicht rathsam schien und neue Truppen gehohlt werden mußten, obwohl noch kein Feind sichtbar geworden. Somit ist viel wahrscheinlicher, daß nach der Eroberung Croatiens eine Abtheilung des Heeres entweder schon von Zeng oder von Agram aus einen Streifzug nach dem schönen Friaul unternommen habe und dergestalt bis an die Brenta vorgedrungen sey. Tiefer hinein aber wagte sich der Haufe nicht, sondern behielt sich die Ausplünderung der Lombardey auf das nächste Jahr vor. Die drey obgenannten siegreichen Kriegsfürsten, Lelu, Bulsun und Bolond kehrten hierauf in das Hoflager ihres Herzogs nach Brodog zurück, und es war große Freude daselbst. Ein großes Gastmahl wurde gegeben, die Ungarn ließen sichs wohl gehen und mit ihnen verschiedene Nationen. Die Nachbar-Völker, die von den Großthaten der Ungarn hörten, strömten dem Herzoge Arpad zu, unterwarfen sich ihm aufrichtig und dienten ihm mit aller Sorgfalt. Viele dieser Gäste nahm der Herzog sogar an seinen Hof. *)

Es braucht wohl nicht viel Scharfblick, um hier zu bemerken, daß unter diesen Gästen viele slavische Landbesitzer zwischen der Drau und Save, Croaten und Rascier, gewesen seyn möchten, welche sich dem Herzog Arpad unterwarfen; — vielleicht that es Brazlav mit seinem kleinen Reiche in Oberslavonien, an der Save und Culpa vor allen andern. Und da eben dieser Brazlav zugleich Pannonien zu vertheidigen hatte, so ließe sichs begreifen, wie die Magyaren so leichten Preises auf die Insel Csepel und über die Donau kommen, wie sie sich ohne Schwertschlag der Stadt Etzels bemächtigen konnten. — Die Unterwerfung des brazlavonischen Reiches zwischen der Drau und Save, zog nothwendig auch eine laue Vertheidigung des übrigen Pannonien nach sich, und die Ungarn stießen erst dort auf Widerstand, wo Brazlav nichts mehr zu befehlen hatte. Die ganze Eroberung Pannoniens durch die Ungarn war zum Theil das traurige Resultat thörichten Nationalhaßes zwischen Deutschen und Slaven, abscheulicher Treulosigkeit und Verrätherey am deutschen Reiche, endlich boshafter Repressalien zur unrechtesten Zeit. Arnulf hatte die heidnischen Magyaren über die getauften Slaven herbey gerufen; diese wiesen zur Wiedervergeltung den Ungarn den Weg nach Deutschland und Italien. Der Slave schob die Schuld des allgemeinen Verderbens auf die Deutschen, die deutsche Geistlichkeit auf die Slaven, wie aus der berühmten Klagschrift der bayerischen Bischöfe an den h. Vater zu Rom zur Genüge erhellet. Die Slaven wären gern der deutschen Zwingherrn, der deutsch-lateinischen Priester und der Zehenten losgewesen, und wollten, wenn sie schon Zehent

*) Liutprandi episcopi Cremonensis historia l. 2. c. 4. in Muratorii rer. Italic. script. T. 2.

*) Der Ungenannte schreibt c. 43. Et vicinae nationes, audientes facinora et facta eorum, confluebant ad ducem Arpad et pura fide subditi serviebant ei sub magna cura et plurimi hospites facti sunt domestici. Es wäre zu wünschen, daß der Ausdruck hospites näher und zwar historisch philologisch bestimmt würde, z. B. ob jene hospites nicht vielleicht eine wörtliche Übersetzung des slavischen Gosrud, Gospodar, Hospodar (Geistlicher, Herr, Hauswirth, Gutsbesitzer —) sey?

zahlen mußten, slavische Bischöfe und Priester haben. Die Kirchenhüther von Salzburg und Passau hingegen wollten die günstige Gelegenheit nach dem Tode des Slaven-Apostels Method benützen und ihre alten Diözesanrechte in Pannonien wieder geltend machen. Sie duldeten den weiland Neutraer Bischof Wichin nicht einmahl auf dem Passauer Stuhle, wie wohl ihn der selige Kaiser selbst dahin gesetzt hatte; und so half eine Nation der andern in die Tage der Verwüstung und des allgemeinen Elends hinein. Die pannonischen Slaven fuhren dabey freylich am besten, denn sie waren den unwissenden und barbarischen Ankömmlingen als Wegweiser, Bothschafter und Kundschafter, als mit den Verhältnissen des Landes Vertraute, unentbehrlich, durften daher auch auf einige Dankbarkeiten rechnen; aber die Rolle, die sie dabey spielten, ist in der That nicht die beneidenswertheste. Darum möchten denn auch die bayerischen Bischöfe sogar unrecht nicht gehabt haben, wenn sie an den h. Stuhl schrieben: *) „Was uns besagte Slaven beschuldigen, als hätten wir mit den Ungarn uns gegen den katholischen Glauben versündigt und bey Hunden und Wölfen und anderen abscheulichen und heidnischen Dingen geschworen und Frieden geschlossen, als hätten wir ihnen Geld gegeben, damit sie in Italien einfallen möchten, so würde sich, wenn Jene vor Gott, der alles weiß, bevor es noch geschieht und vor Euch, seinem Statthalter, öffentlich zur Rede gestellt würden, ihre Falschheit bald offenbaren, so wie unsere Unschuld bewähren. — An uns geht wahrhaftig in Erfüllung, was ein Weiser sagte: Der Gerechte trägt die Schuld des Sünders. Den sie (die Slaven) haben das Verbrechen, dessen sie uns fälschlich nur einmahl beschuldigen, viele Jahre begangen. Sie haben und zwar keine geringe Anzahl Ungarn zu sich ins Land genommen, und ihre Köpfe, die After-Christen, auf ungarische Art geschoren; sie haben sie dann über uns Christen geschickt und sind selbst hintendrein gekommen, haben Einige gefangen, Andere verschnitten, noch andere wüthendem Hunger und Durste in Kerkern preisgegeben, Unzählige des Landes verwiesen, adelige Männer und ehrsame Frauen zu Sclaven gemacht, die Kirchen Gottes angezündet und alle Gebäude zerstört, so daß in unserem ganzen Pannonien, dieser größten Provinz, nicht eine Kirche zu finden ist, wie Euch die von Euch gesetzten Bischöfe, wenn sie aufrichtig seyn wollen, erzählen können, was für Tage sie erlebt und wie sie das ganze Land als Wüste angetroffen haben. So bald wir hörten, daß die Ungarn in Italien eingefallen, trugen wir, Gott ist unser Zeuge, ein Verlangen, mit jenen Slaven Frieden zu machen, versprachen ihnen bey Gott dem Allmächtigen, alles gänzlich zu verzeihen, was sie uns und den Unsrigen zugefügt hatten und alles zurück zu geben, was wir unseres Wissens von dem Ihrigen hatten, nur daß sie uns so lange Frist gönnen möchten, als wir nach der Lombardey zögen, das Eigenthum des h. Petrus zu vertheidigen und das christliche Volk mit Hülfe Gottes zu befreyen. Und auch dieses konnten wir von ihnen nicht erhalten. u. s. w.

So klagten sechs deutsche Bischöfe, Dietmar, der Erzbischof von Salzburg, Waldo, Bischof von Freisingen, Erchenbald von Eichstädt, Zacharias von Seben, Tuto von Regensburg, Richar von Passau über die norisch-pannonischen Slaven ihrer ehemahligen Diözesen. Wer möchte dieses Collegium heiliger Männer der Lüge, der Verläumdung oder der Übertreibung bezüchtigen? Hieße das nicht, die offenkundigste Wahrheit bezweifeln?

Nachdem also die Ungarn über den Winter die nöthigen Zurüstungen gemacht und ganz Slavonien und Croatien wider Friaul und Italien bewaffnet hatten, machten sie sich, vielleicht um dieselbe Zeit, da Arpad mit der Hauptarmee zur Eroberung Pannoniens von Csepel auszog, nach

*) Quod nos praefati Schlavi criminabantur, cum Ungaris fidem catholicam violasse, et per canem seu lupum aliasque nefandissimas et ethnicas res sacramenta et pacem egisse, atque ut in Italiam transirent, pecuniam dedisse, si Vobis coram ratio inter nos agitaretur ante Deum, qui cuncta novit, antequam fiant, et coram Vobis, qui vicem ejus apostolicam tenetis, eorum falsitas manifestaretur et nostra innocentia probaretur. — Impletur enim in nobis, quod quidam sapiens ait: Justus tulit crimen iniqui. Ipsi enim crimen, quod nobis falso semel factum imposuerunt multis annis peregerunt. Ipsi Ungrorum non modicam multitudinem ad se sumpserant, et more eorum capita suorum pseudo—Christianorum penitus detonderunt et super nos Christianos immiserunt, atque ipsi supervenerunt et alios captivos duxerunt, alios ciciderunt, alios farina carcerum fame et siti perdiderunt, innumeros vero exilio deputaverunt et nobiles viros ac honestas mulieres in servitium redegerunt. Ecclesias Dei incenderunt et omnia aedificia deleverunt ita ut in tota Pannonia nostra, maxima provincia, tantum una non appareat ecclesia, procul (dubio) Episcopi a vobis destinati, si fateri velint, enarrare possunt, quantos dies transierunt et totam terram desolatam viderunt. Quando vero, Ungaros Italiam intrasse, comperimus, pacificari cum eisdem Schlavis, teste Deo, multum desideravimus, promittentes eis propter Deum omnipotentem ad perfectum indulgere omnia mala, contra nos nostrosque acta, et omnia reddere, quae de suis nostros constaret habere, quatenus ex illis securos nos redderent et tamdiu spatium darent, quamdiu Longobardiam nobis intrare et res S. Petri defendere populumque Christianum divino adjutorio redimere liceret. Et nec ipsum ab eis obtinere potuimus. Dieser Brief ist bey Hundius Metrop. Salisburg. T. 1., bey Ludwig. T. 2, bey Hansitz. T. 1. und in der Juvavia zu finden.

Italien auf. Die Slaven an der Save waren die Wegweiser und Kundschafter. Die drey Kriegsfürsten Lelu, der Sohn des Tosu, Bulsuu der Schlächter (vir sanguinis) ein Sohn Bogats oder Bogars, Botond, der Sohn Culpuns, standen wahrscheinlich an der Spitze dieser Völker, wenigstens erscheinen diese Nahmen nicht unter den Eroberern Pannoniens*) und es ist schwer anzunehmen, daß die rastlosen Krieger an dem tragischen Schauspiele der Jahre 900 und 901 in Italien nicht sollen Theil genommen haben. Agram und Sisseck möchten zu Stützpuncten der Operationen gedient haben. Von dort aus möchten die Länder zwischen der Drau und Save, zwischen der Save und dem adriatischen Meere überschwemmt worden seyn. Ein Theil des Heeres konnte rechts der Drau durch die heutige südliche Steyermark nach dem südlichen Kärnthen (oder durch die windischen Länder) nach Italien, ein anderer Theil durch die windische Mark und Krain, ein dritter über Ogulin nach Istrien und Friaul vordringen. Das Wehklagen der Chronisten über die Grausamkeiten und Verwüstungen der Ungarn fängt größten Theils mit dem Jahre 900 an. Die Ungarn aber wurden nur grausam, wenn sie Widerstand fanden: gegen ihre Freunde und Bundesgenossen waren sie es nicht. Darum haben die Geschichtschreiber der windischen Länder Unrecht, wenn sie das, was in Italien und Deutschland von Ungarn verübt worden, auch auf ihre Heimath anwenden. In dem heutigen Krain z. B. möchten die Ungarn wohl wenig slavisches Blut getrunken, Herzen und gebratene Kinder gegessen haben. — Die kroatischen Annalisten sind deßhalb sehr zu loben, daß sie von derley Sachen wenig Meldung machen und so dem Ungenannten des Bela gleichsam stillschweigend beypflichten, der, wie oben gezeigt worden, die Nachbarvölker und deren Häupter als Hospites im Lager Arpads sich zu freywilliger Unterwerfung einfinden und die Letzteren, die Hospites nähmlich, mit den ungarischen Großen an einem Tische speisen und sogar am ungarischen Hofe Würden bekleiden läßt.

Desto glaubwürdiger sind die Klagen der italienischen und deutschen Geschichtschreiber. Palladio schreibt aus verläßlicher Quelle, wie es die Ungarn damahls in Friaul gemacht: „In somma erano di tanto spavento e ferocia, ehe (se crediamo a più gravi Historici, che di costoro hanno lasciata memoria) dobbiamo con essi dire, che si nutrisano col cibo di carne cruda, e col beveraggio di sangue. Conservavano i cori degli huomini, che uccidevano, seccati al fumo per mangiarli nell' infermità ad uso di medicina: secondo le operationi hebbero anche l'ingegno crudele, seditioso, inessorabile, fraudolente e perfide: La medesima natura e costumi havevano le femine loro. Das heißt: Überhaupt waren sie so schrecklich und wild, daß sie sich (wenn wir den angesehensten Geschichtschreibern, die davon Nachricht hinterlassen, Glauben beymessen dürfen) von rohem Fleische nährten, Blut soffen, die Herzen der Menschen, die sie umgebracht hatten, räucherten, um sie als Medicin in Krankheiten zu gebrauchen. Sie waren ihrer Natur nach grausam, unruhig, unerbittlich, listig und treulos, und so waren auch ihre Frauen."

In Friaul war man auf sie nicht gefaßt, denn Berengar hatte über seinem Bestreben, König von Italien zu werden, das Land fast ohne Vertheidigung gelassen. Darum fanden die Ungarn nirgend Widerstand. Wer da konnte, flüchtete in die Burgen, Städte oder auf die Inseln,*) und dieß nach einer, noch aus den Völkerwanderungen früherer Jahrhunderte bekannten Gewohnheit. Auch hatten die Carolinger nicht alle, aus der Langobarden-Zeit herstammenden festen Plätze eingehen lassen. Demnach waren die offenen Orte und das Landvolk eigentlich am übelsten daran. Triest möchte mit einer Brandschatzung weggekommen, die Abtey della Tuba oder des heil. Johannes am Timao, ferner das Benedictinerkloster Beligna nächst Aquileja sollen auf diesem Zuge zerstört worden seyn. (Liruti.—) Liutprand **) erzählt diesen Einfall der Ungarn in Italien also: „Kaum war die Sonne aus dem Zeichen der Fische getreten, als sie mit einem unzähligen Heere den Weg nach Italien antraten. Die zwey stark befestigten Städte Aquileja und Verona ließen sie liegen und gelangten ohne Widerstand bis vor Pavia. Der König Berengar (er hielt sich damahls im Modenesischen auf) konnte sich über diese Kühnheit nicht genug verwundern: man hatte bisher kaum den Nahmen des Volkes nennen gehört. Er befahl demnach den Tusciern, Volskern, Camerinern, Spoletern sich zu sammeln, und es kam ein Heer zusammen, das drey Mahl größer war, als jenes der Ungarn. Stolz auf die Menge seiner Streiter und mehr darauf, als auf Gott die sichere Hoffnung des Sieges gründend, verweilte Berengar mit seinen Getreuen in einem kleinen Städtchen und lebte dem Vergnügen. Die Ungarn, als sie die Menge der Feinde sahen, wurden anfangs niedergeschlagen. Sie wußten sich nicht zu rathen und fürchteten sich, zu kämpfen, denn fliehen war schwer. Dennoch zogen sie unter diesen Umständen

*) Der Anonym. Belae notar. nennt c. 47, 48, 49 u. 50. bestimmt alle Nahmen der Kriegsfürsten, die zur Eroberung des Landes zwischen der Donau und Drau mitgewirkt haben, aber Lelu, Bulsuu und Botond sind gar nicht darunter.

*) Palladio delle historie de Friuli lib. 5.

**) Am oben angeführten Orte. c. 4 et 5.

die Flucht einer Schlacht vor. Von den Christen verfolgt, eilten sie zurück, und stürzten sich in die Addua, darin Viele umkamen. Hierauf faßten sie den klugen Entschluß, durch Sprecher um freyen Abzug bey den Christen, gegen Rückgabe alles Geraubten anzuhalten. Die Italiener schlugen dieses Ansuchen nicht nur ab, sondern spotteten leider noch der Bedrängten und sahen sich schon um Ketten um, darin sie die gefangenen Ungarn fortzuschleppen gedachten. Als es den Heiden auf diese Art nicht gelungen, die Gemüther der Christen zu besänftigen, ergriffen sie neuerdings die Flucht und gelangten so in die Ebene von Verona. Die Vordersten des christlichen Heeres erreichten die Nachhut der Ungarn, und es entspann sich ein Vorgefecht, darin die Heiden die Oberhand behielten. Als aber das Hauptheer der Italiener nahte, setzten sie den Rückzug fort, und so gelangten beyde Heere an die Brenta. Die Pferde der Ungarn waren zu sehr ermattet, und es mußte demnach Halt gemacht werden. Der Fluß trennte die beyden Heere. Die Ungarn erbothen sich nun, ein solcher Schrecken hatte sie ergriffen, alles Gepäcke, die Gefangenen, alle Waffen, alle Pferde, den Christen zu überlassen, man möchte ihnen nur das Leben schenken und die ungestörte Rückkehr in ihr Vaterland vergönnen. Sie versprachen nie wieder Italien zu betreten und wollten ihre Kinder zum Unterpfande ausliefern. Aber die Christen wiesen auch dieses Anerbiethen stolz zurück und begegneten den Ungarn dräuend und trotzig, meinend: „Ihr seyd ohnehin schon in unseren Händen, von todten Hunden nehmen wir keine Geschenke." *) Die Ungarn wurden dadurch zur Verzweiflung gebracht. Die Tapfersten traten zusammen, und ermunterten sich, einander zuredend: Das Leben sey ja das Äußerste, was der Mensch zu verlieren habe, und da Bitten nichts fruchteten, Flucht unmöglich, sich ergeben aber der gewisse Tod sey, warum sollten sie noch fürchten, im Kampfe zu fallen und wenigstens fallend, Tod zu verbreiten? „Nicht Feigheit, nur Unglück ist Schuld an unserem Elende, meinten sie. Männlich fechtend zu fallen, heißt nicht sterben, sondern leben. Diesen Ruhm, von unsern Vätern ererbt, wollen wir auch unsern Erben hinterlassen. Wir müssen an uns selber glauben, an uns, die wir schon oft mit geringer Zahl große Haufen besiegt haben."

(Die Fortsetzung folgt).

---

*) Der Ausdruck bey Liutprand lautet eigentlich so: Si contraditum nobis, praesertim a contraditis jamque canibus mortuis munus reciperimus, foedusque aliquod iniremus, insanos capite non sanus juret Orestes.

Ferdinandeum. Erster Jahresbericht. 1824.

(Beschluß.)

Entwurf eines Vereines des vaterländischen Museums in Tyrol.

Es wird sich nach erhaltener allerhöchster Bewilligung ein Privatverein von Freunden vaterländischer Kunst und Wissenschaft bilden, die sich gemeinschaftlich unter einander verbinden, um das, was für das Land Tyrol in naturhistorischer, artistischer und geschichtlicher Hinsicht interessant und merkwürdig ist, aufzusuchen, das Aufgefundene im Original oder in Kopien, kauf-, schenk- oder leihweise an sich zu bringen, das so Gesammelte in einem geeigneten Lokale (Museum) zur Beförderung der Nationalbildung aufzustellen und durch eine von den Mitgliedern des Vereines herauszugebende periodische Zeitschrift gemeinnützig zu machen.

Dieser Verein führt den Titel: Verein des vaterländischen Museums für Tyrol, und enthält zufolge der aufgestellten Grund-Idee folgende nähere Bestimmungen:

1) Der Verein bildet sich im Lande, und zunächst für das Land, und ist in diesem Sinne ein vaterländischer Verein. Indessen behält er ganz die Natur und Eigenschaften eines Privatvereines bey; daher

2) Die Landesstände die Gründung und Erhaltung des Vereines, so wie des zu errichtenden vaterländischen Museums zwar als eine allgemeine Landes-Angelegenheit ansehen und demselben ihren Schutz und jede in ihren Kräften liegende Unterstützung zusichern, jedoch weder an der innern Verwaltung Antheil nehmen, noch irgend einer Art von Verbindlichkeit sich unterziehen werden.

5) Die Zahl der Mitglieder des Vereines ist unbestimmt. Einige dieser Mitglieder sind wirkliche (active) andere bloß Ehrenmitglieder. Erstere unterstützen die Zwecke des Vereines sowohl mit ihrem Rathe und ihren Kenntnissen, als durch ordentliche Beyträge an Geld oder Geld-Äquivalent. Letztere aber nur auf eine oder die andere Weise.

4) Das Minimum des ordentlichen von den wirklichen Mitgliedern alljährlich abzureichenden Beytrages an Geld oder Geld-Äquivalent wird auf zehn Gulden R. W. festgesetzt, kann aber auch durch eine, vom Vereine nach Umständen zu bemessende Aversalsumme ein für allemahl abgelöset werden.

5) Die schriftlich abgegebene Erklärung des Beytrittes wird so lange als verbindlich angesehen, bis die darüber ausgefertigte Aufnahms-Urkunde entweder zurückgestellt oder zurückgefordert wird.

6) Hat eine hinlänglich scheinende Anzahl von Mitgliedern das Erklären des Beytrittes an die im Aufrufe zu benennende Commission abgegeben, oder eingeschickt, so wird eine Generalversammlung veranstaltet, wobey alle wirklichen Mitglieder in Person, oder durch Stellvertreter zu erscheinen haben, um den Verwaltungsausschuß zu wählen, und die Statuten des Vereins, welche sofort zur allerhöchsten Sanction werden vorgelegt werden, zu entwerfen.

7) Der oberste Vorstand des Vereines ist der jedesmahlige Landesgouverneur, ohne dessen Vorwissen keine Versammlungen gehalten, und keine wichtigen Verfügungen getroffen werden.

8) Bey dem Entwurfe der Statuten, so wie bey der Verwaltung des Vereines, ist der Zweck desselben unverrückt im Auge zu behalten. Dieser bestehet in fortschreitender Bildung der Nation im Allgemeinen und im Einzelnen, insbesondere aber in Weckung und Belebung des gemeinschaftlichen Interesse für das gemeinschaftliche Vaterland und für alles, was dasselbe an Erzeugnissen der Natur, der Kunst und des Alterthums Gutes, Schönes und Nützliches in sich fasset, durch dessen Aufsuchen, Aufstellung und Aufbewahrung in einem hierzu bestimmten Lokale und allmähliger Bekanntmachung in einer herauszugebenden periodischen Zeitschrift.

9) Hieraus ergeben sich von selbst jene Gegenstände, auf welche der Verein seine vorzügliche Aufmerksamkeit richten, und deren Aufsuchung, Aufstellung und Aufbewahrung er sich angelegen lassen seyn wird. Diese sind:

I. In naturhistorischer Hinsicht.

a) Eine soviel möglich vollständige Sammlung von tyrolischen Mineralien und Petrifikaten, so wie von allen in Tyrol vorkommenden Gebirgsarten mit den hauptsächlichen eingebetteten Bestandtheilen derselben, um das Land in geognostischer Hinsicht mit einem Blicke überschauen zu können.

b) Ein tyrolisches Herbarium, welches vorzüglich die offizinellen und Farben-Kräuter, zugleich eine Sammlung aller inländischen Holzarten in sich begreifen soll, besonders derjenigen, welche in merkantilischer Hinsicht wichtig sind.

c) Eine zoologische Sammlung, die sich indessen nur auf vaterländische Seltenheiten und Abweichungen in diesem Gebiethe der Naturkunde beschränken dürfte.

d) Eine Sammlung der Natur-Merkwürdigkeiten des Landes.

II. In artistischer Hinsicht.

a) Eine Bildergallerie vaterländischer Mahler.

b) Ein Kunstkabinet mit den Producten tyrolischer Künstler, ohne selbst die glücklichen Versuche junger sich selbst überlassener Genie's davon auszuschließen.

c) Ein Producten-Saal, worin alle vaterländischen Manufactur-Erzeugnisse und Erfindungen oder deren Modelle aufbehalten werden.

II. In historischer und statistischer Hinsicht.

a) Eine vaterländische Sammlung von Antiken, römischen Milliarien, Sarkophagen, Denksteinen &c.

b) Eine möglichst vollständige Wappen-, Siegel- und Münzsammlung des Vaterlandes oder doch von deren Abdrücken.

c) Eine tyrolische Urkunden-Sammlung in Originalien oder treuen Kopien.

d) Eine Sammlung von Abschriften oder Zeichnungen der im Lande befindlichen Denkmähler, Grabsteine, Inschriften, Statuen, Basreliefs &c.

e) Eine Bibliotheca Tirolensis, bestehend aus Werken und Handschriften über Tyrol oder von Tyrolern.

10) Damit aber diese Sammlungen nicht als ein todter Schatz unbenützt liegen bleiben, sondern gemeinnützig und heilsam werden für das practische Leben, wird der Verein nicht nur Sorge tragen, daß ein seinem Amte gewachsener Aufseher (Custos) wozu am zweckmäßigsten ein der Seelsorge entbehrlicher und im Fache der Kunst und Geschichte bewanderter Geistlicher verwendet werden dürfte, an Ort und Stelle immer gegenwärtig sey, um denen, welche mit einer Eintrittskarte versehen sind, alles gehörig vorzuweisen, und zu erklären; sondern auch die Anstalt treffen, daß durch Mitglieder des Vereines eine periodische Zeitschrift als Fortsetzung des Sammlers für Tyrol erscheine, welche im Einklange mit der Absicht des vaterländischen Museums dasjenige zur allgemeinen Kenntniß zu bringen bemühet seyn wird, was dasselbe in seinen Sammlungen Interessantes enthält.

11) Diese Aufstellung aller dieser Sammlungen erheischt ein geräumiges und gegen Feuersgefahr hinlänglich versichertes Lokale. Hierzu wird der Verein ein eigenes geeignetes Gebäude in der Hauptstadt des Landes auszumitteln sich angelegen seyn lassen. Vor der Hand werden die für das Museum geeigneten Gegenstände in dem geräumigen Stiftsgebäude zu Wilten aufbewahrt.

12. Das Eigenthumsrecht über das, was das Museum enthält, oder erwirbt, ist unveräußerlich. Es gehört dem ganzen Vereine, und im Falle der Auflösung desselben dem ganzen Lande zu, doch mit Ausschluß alles dessen, worüber die ursprünglichen Besitzer das Eigenthum sich selbst und ihren Erben ausdrücklich vorbehalten.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 20. und Freytag den 22. July 1825.

(86 und 87)

Ueber Shakespeare und die Nationalität der Kunst.

(Fortsetzung von Nr. 10 und 13 Jännerheft, 14 und 16 Februarheft 32 und 34 Mayheft 1825, dann Nr. 148 Decemberheft 1824.)

Es ist interessant einen Blick auf die Ausstattung der englischen Theater unter Shakespeares Zeit zu werfen. Das Parterre war unter freyem Himmel, man spielte am hellen Tage, gewirkte Teppiche in einiger Entfernung von den Wänden hängend und verschiedene Eingänge frey lassend, waren die einzigen Decorationen. Eine über die erste erhöhte Bühne im Hintergrunde, eine Art von Balcon, diente zu verschiedenen Zwecken und mußte nach Befinden der Umstände, Allerley bedeuten. Die Schauspieler erschienen, bis auf seltene Ausnahmen in der gewöhnlichen Tracht ihrer Zeit, höchstens durch höhere Federbüsche auf den Hüten und Rosen auf den Schuhen ausgezeichnet. Die hauptsächlichsten Mittel der Verkleidung waren falsches Haar und Bart, zuweilen wohl auch Masken. Frauenrollen wurden durch Knaben gespielt. Zwey Schauspielergesellschaften zu London, die zu den vornehmsten gehörten, bestanden sogar ganz aus Knaben, nähmlich den Chorsängern von der Capelle der Königinn und der Paulskirche. Zwischen den Acten war keine Musik gebräuchlich, wohl aber in den Stücken selbst, Märsche, Tänze, Lieder von einzelnen Singstimmen und dgl.; wenn es die Gelegenheit gab, auch Trompetenstöße beym Eintritt hoher Personen. In den ältern Zeit war es üblich, die Handlung, ehe sie gesprochen wurde, zwischen jedem Aufzuge in stummer Pantomie vorzustellen, allegorisch oder auch ohne Einkleitung. Shakespeare hat noch bey dem Schauspiele im Hamlet diese Sitte beobachtet.

So sonderbar diese äußere Dürftigkeit in Ausstattung dramatischer Producte erscheinen mag, so läßt sich doch Manches dafür sagen. Wo Nebensachen nicht ablocken, wird die Aufmerksamkeit mit Gewalt auf die Hauptsache getrieben und in Dichtung und Spiel wird ein Publicum schwerer zu befriedigen seyn, das, unzersplittert durch allerley bunte Kleinigkeiten, immer nur sie im Auge zu halten gewohnt ist. Ferner, wo die Vollkommenheit in der äußern Ausschmückung nicht zu erreichen steht, verzichtet der Kenner lieber ganz auf sie, als daß er sich durch das Mißlungene stören ließe. Und in der That beweisen alle Angaben und die Kupferstiche, die uns Schauspieler voriger Zeiten darstellen, zur Genüge, daß es damit immer läppisch und manierirt, daß man die Mode der Zeit nie recht los ward, trotz allem Bemühen, sich ausländisch oder antik zu gestalten. Lange galt eine Art von Reifrock für das unentbehrlichste Zubehör eines Helden, die Alonge-Perücken und Fontangen haben sich so lange im heroischen Trauerspiel behauptet, als in der wirklichen Welt; späterhin hätte man es für barbarisch gehalten, ohne gepudertes und gekräuseltes Haar zu erscheinen; auf dieses setzte man einen Helm mit Federn; eine Schärpe von Zindeltaft flatterte über den goldpapierenen Panzer und der Achilles oder Alexander war fertig. Jetzt ist man auf einen reinern Geschmack gekommen; man strebt ängstlich nach Genauigkeit des Costums; aber wie wenige Schauspieler wissen sich in einer Toga, in einem griechischen Mantel zu nehmen, wie wenige werden mit dem Ordnen, Richten und Falten ihrer Draperie fertig? Unser Decorationssystem gehört eigentlich für die Oper. Es hat unvermeidliche und einige, wenn nicht unvermeidliche, doch selten vermiedene Gebrechen. Zu den ersten gehört die Brechung der Linien auf den Seitencoulissen aus allen Gesichtspuncten außer einem einzigen, das Mißverhältniß der Größe des Schauspielers, wenn er im Hintergrunde auftritt, mit den perspectivisch verkleinerten Gegenständen, die ungünstige Beleuchtung von unten und von hinten, der Widerspruch der gemahlten und der wirklichen Lichter und Schatten, die Unmöglichkeit; die

Bühne nach Belieben zu verengen, so daß nun das Innere eines Pallastes und einer Hütte dieselbe Höhe und Breite einnimmt u. d. gl. mehr. Die vermeidlichen Fehler sind: Mangel an Einfachheit und großen ruhigen Massen; Überladung mit überflüssigen und zerstreuenden Gegenständen, weil der Mahler entweder seine Stärke in der Perspective zeigen wollte, oder den Raum nicht anders auszufüllen wußte; eine manierirte, oft ganz unzusammenhängende, ja unmögliche Architectur in buntscheckigen Farben, die keiner Steinart in der Welt ähnlich sehen. Dann machte auch die Verwöhnung des Geschmacks in Absicht auf Decorationsglanz und Kleiderpracht die Theaterverwaltung verwickelt und kostspielig und so werden oft gute Stücke und Schauspieler zur Nebensache. Weil auf dem englischen und spanischen Theater eigentlich keine Decorationen waren und also auch keine Veränderungen vorgingen, sondern die Phantasie des Zuschauers sie suppliren mußte, so genoß der Dichter einer erwünschten Freyheit und er brauchte nichts zu erzwingen, sondern konnte frey vorstellen, was er wollte. Freylich setzte eine solche Anforderung wohlwollende und verständige Zuschauer voraus; aber die wahre Täuschung besteht eben darin, daß der Dichter hinreißt, die Nebensachen zu übersehen, wie denn das spöttische Auflauern, ob nichts der scheinbaren Wirklichkeit widerspreche, die Ohnmacht der Einbildungskraft beweist und oft das Vergnügen der Zuschauer zu Grunde richten muß, weil jene Kleinigkeiten sich doch nie bis zur vollen Wahrheit steigern lassen.

Bevor wir die einzelnen Dramen des unsterblichen Britten durchgehen, sey es erlaubt, über das Verhältniß, worin er zu uns Deutschen steht, einige Worte beyzubringen und über den Zustand unserer Tragödie.

Überall ging die Kunst bey Völkern, die ursprüngliche Poesie hatten, aus, von dem Bestreben, die Schönheit des Daseyns im Ganzen und Großen zu erfassen und dann auch im Einzelnen. — Epische Dichtung ging voraus, die Ansicht des Volkes über das Leben im Großen in sich tragend; an das Epos gelehnt, zum Theil aus ihm hervor, gingen die andern Dichtungsarten, vorzüglich die Tragödie, welche bestimmt ist, den Dichtungskreis einer Nation in sich zu vollenden. — So zeigt Calderon die Verwandtschaft mit der abgerissenen, reich lyrischen Romanzenepik der Spanier. Rein innerlich, unterwirft er Alles der Idee, willkührlich in Behandlung und Anordnung, selbst in der populärsten Gestalt symbolisch. Nicht von ruhiger Lebensüberschauung ausgehend, sondern von begeisterter Empfindung zeigt er selten, inneres Gleichgewicht der Leidenschaften, sondern mehr lyrischen Erguß. Das Charakteristische behandelt er willkührlich, bloß als Mittel eines außer demselben liegenden Zweckes. Das Übermaaß reicher Epik in der Erzählung, befriedigte ein in der schlichteren Romanze nicht gestilltes Bedürfniß. Was dort fehlte, mußte hier nachgeholt werden, den Kreis abzurunden. Die spanische Tragödie ist die Vollendung des Strebens ihrer Romanze, die klare Fülle spanischen Lebens. — Von der griechischen Tragödie ist es bekannt, wie sie im Epos ruhend, der höchsten Einfachheit huldigen konnte, weil die Weltbeschauung im Ganzen im griechischen Sinn in der Epik und Mythik vorlag.

Shakespeare aber fand keine Dichtung vor, welche nach Nationalideen über das Ganze des Lebens sich verbreitet hätte. Wollte er nicht Stückwerk von Stückwerk liefern, so mußte die Weise seines Drama's sehr ausgedehnt werden, denn unmittelbar auf seine Kunst allein gewiesen, hatte er das Allgemeine und Besondere, die Aufgabe des Epos und Dramas zugleich zu lösen. — Er mußte die besondern Schicksale immer an eine Allgemeinheit knüpfen, die er zugleich selbst vorführen sollte. So ward sein Drama vor allen europäischen Tragödien zuerst keine abgeleitete, sondern eine auf sich selber ruhende Dichtung, worin die Begebenheit die Hauptsache war, das Leben im Ganzen, eine große Weltanschauung der Mittelpunct. In einem ähnlichen Verhältnisse befinden wir uns, denn kein Epos, unserer Gegenwart so verwandt, daß es als ein Spiel für sie gelten könnte, ist uns geworden, keine Dichtung, deren reindeutsche Weltansicht unsere Cultur und Bildung in den Wurzeln in sich trüge. So müssen auch wir unsere Tragödie unmittelbar auf das Leben basiren; denn fremd muß uns die Willkührlichkeit seyn, mit welcher Franzosen die Regel ihrer Tragödie festsetzten, fremd ist dem Deutschen diese Beschränkung, welche mit Nichtbeachtung des menschlichen Daseyns im Ganzen durch Darstellung des isolirt hingestellten Schicksals des Einzelnen durch Bewunderung und Mitleid poetische Wirkung hervorzubringen sucht. Zwar haben alle Nationen das bewundernswerthe Kunststück des menschlichen Scharfsinns nachgeahmt, welches in dem französischen Trauerspiel vor uns steht. Die würdige Haltung der Charaktere, die verständige Durchführung der Handlung, die Leidenschaftlichkeit der Empfindung, von angemessener Wohlredenheit getragen und gestützt, haben auch im Deutschen, noch gesteigert durch Vermeidung gesuchter Diction und übertriebener Leidenschaftlichkeit, in sehr schätzenswerthen Producten, Wirkung hervorgebracht. Aber befriedigen

kann dergleichen nur den, welchem die *höhere Lebens-Idee* fehlt, oder der sich ihrer noch zu entschlagen vermag. Noch mehr aber zu der Weise der *Shakespear'schen* Tragödie sehen wir uns nebst jener innern Verwandtschaft hingedrängt, durch die Begebenheiten der letzteren Jahrhunderte, welche die *Sonderung des Privatlebens vom großen Ganzen der Ereignisse* auch in der poetischen Anschauung beynahe unmöglich gemacht haben. Die Geschichte ist an ihrer hohen Einheit erkannt und der Blick gewöhnt, das Einzelne nur *am* und *im* Ganzen zu erfassen.

Sind nun die *Tragiker* nebst der *innern Einheit* des Kunstwesens und der zufälligen Geschmacksverschiedenheit der *Zeit* und des *Volkes*, hauptsächlich verschieden nach dem mannigfaltigen Zusammenhange mit einer auf verschiedene Lebensansichten basirten *Nationalpoesie*, oder vermöge ihrer unmittelbaren Begründung auf den Lebensereignissen selbst, (aus welchen zum Beyspiele, wie aus einem großen Epos Shakespeare hervorging) so finden wir *Deutsche*, Uns durch unsre Stellung mit ihm im gleichen Falle, wollen wir anders die rechte Tragik. — *Aber Jahrhunderte lang* losgerissen vom Urstamm unserer Poesie, vergaßen wir ihrer gar und suchten *in der Fremde* Hülfe und nach der langen Erschlaffung, welche dem 30jährigen Kriege folgte, bey der Unkenntniß unserer poetischen Vorzeit, fingen wir (ganz im umgekehrten Verhältniß mit denjenigen Völkern, die einer ursprünglichen, sich ununterbrochen fortentwickelnder Poesie sich erfreuen) bey der Einzelnheit der Form an. Wir ahmten das fremde Einzelne als Einzelnes nach und hatten kein Ganzes, nicht bedenkend, durch das Ganze erhalte das Einzelne erst seine Bedeutung. — *Goethe* zuerst, hat unsre Dramatik frey gemacht, *Schiller*, ein reines Organ damahliger *europäischer* Cultur, sie festgestellt. Weil aber der allgemeine Ursprung einer die Welt umfassenden Dichtung fehlte und also die einzelnen Gattungen der Poesie *isolirt* standen, so konnte *Schiller* auch die Tragödie vor manchem kommenden Verderben nicht schützen und die Zeit ist wohl noch nicht so nahe, wo sie sich *mit dem Ganzen der Nationalbestrebungen rein verschmelzen wird.* — Anderseitig gründete *Tieck* eine *romantische Tragödie* in so hoher Fülle auf sich beruhenden Lebens, daß sie beynahe für eine ursprüngliche Dichtung gelten konnte. Doch konnte weder *er* noch *Schiller*, aus obigen Gründen, eine *Schule* stiften. Betrachten wir die Producte einiger Quinquennien nach *Schiller*, so finden wir als allgemeines Kennzeichen einen Hang zu willkührlicher, mehr interessanter als tiefer Mystik, eine Neigung, nicht *das Leben selbst*, als Offenbarung zu nehmen, sondern eine Bedeutung noch besonders, oft seltsam genug, hineinzutragen, ein Streben, die eigentliche Handlung in eine fremde, wunderbare, ja geistige Welt zu versetzen, übertriebene Liebe zu gesuchten Situationen, Effekten und einzelnen Charakteren. So zeigt sich *Heinrich von Kleist*, in aller herrlichen Genialität, als *geistreicher Manierist* gern nach dem *Unmöglichen*, ja *der Natur Entgegengesetzten* strebend, um an der Schwierigkeit seine Meisterschaft zu üben. So liebt auch *Achim von Arnim*, so Clemens *Brentano*, besonders in der *Gründung Prags*, einem Werke, bey allen Sonderbarkeiten doch von tiefem *poetischen* Werth, mit der eigenen Kraft zu spielen und *Kunststücke* zu machen. — F. L. Z. *Werner* hatte in den *Söhnen des Thals*, viel historischen Sinn gezeigt und Tiefe der Charakteristik und glänzende Diction. Aber später hat er in seltener Mißkennung seines großen Talentes, die Poesie nicht mehr in der Lebenswahrheit gesucht, sondern in gewissen Ideen von Liebe und Seeleneinklang, die, in keinem grundlosen Sinne erfaßt, aus einseitiger Betrachtung des Verhältnisses der im Irdischen befangenen Menschenwelt zu einer geistigen Welt hervorgingen. Auch nachdem er diese Ansicht selber verworfen, blieb er im nähmlichen Gleise, den einfachen, tiefen Sinn der Handlung verschmähend, ihr willkührlich einen andern unterschiebend überall der Bizarrerie und Grimasse unterthan und von ihr und von einer, unnatürlich verrenkten Sprache, *Effect* erwartend. — *Fouqué*, in seinen frühern Arbeiten im Entwurf höchst bedeutend erscheint in der Ausführung viel schwächer. Eine gewisse empfindsame Gutmüthigkeit erzeugt manche Widersprüche. Wenige Ideen, immer wiederkehrend nehmen seinen Werken die Mannigfaltigkeit, doch wäre ein einziges der beyden Stücke: *der Held des Nordens* — und: *Hermann* hinlänglich, ihn ruhig in die Zukunft blicken zu lassen. — Der tiefe Fall in seinen neuesten Sachen ist beklagenswerth und das verknöcherte Ritterthum erinnert allzustark an gewisse Dürer'sche Holzstiche. — *Heinrich von Kleist* entwickelt zeitgemäße Ideen nicht mit so vieler Wärme wie *Schiller*, schließt nicht mit der kühnen Sicherheit *Goethes*, des Gemüthes geheime Tiefen auf, nicht *Tieck's* ariostische Phantasie, Innigkeit und Sprachzauber zeichnen ihn aus, aber eine ganz eigene Originalität, die sich aus der Betrachtung seiner Werke am besten ergibt und eine gewisse Vereinigung von allem jenem. — War er nicht gleich bey seinem Auftreten völlig gewürdigt, so trug die Schuld eine gesuchte Nachlässigkeit der Form, ein oft wesentlicher, oft ganz willkührlicher Gegensatz gegen die Zeit und wieder eine gewisse Gewöhnlichkeit in der Bearbeitung mancher Dinge, worin Andre ausgezeichnet zu seyn suchten.

Das Käthchen von Heilbronn ist bewundernswürdig durch die Kühnheit des Gedanken, den der Dichter dramatisch zu entwickeln unternahm (die höhere Führung unserer Neigungen.) Meisterlich entwickelt sind die zwey Hauptcharaktere und die Führung der schwierigen Handlung. Die *Penthesilea*, *der andere Pol desselben Gedanken* scheint unnatürlich erfunden; die schrankenlose *romantische Willkühr*, verletzt in der *Antike*. — Wechselndes Erstaunen, Rührung und Widerwille lösen sich zuletzt in Betäubung auf. — Unvergessen, so lange man *Deutsch* spricht, wird die *Hermannsschlacht* bleiben; ein *Gelegenheitsgedicht*, *aber wie die Perser des Äschylos*, obwohl auch von Sucht nach Sonderbarkeit und manchem einzelnen Mangel nicht frey. Im Ganzen aber wollte Kleist nicht die *alte Zeit* geben, sondern einen Spiegel der *Gegenwart* im Alterthume. Er wies Uns das von den Nurömern Bonapartes mißhandelte *Norddeutschland* und den einzigen, 1813 glorreich betretenen Weg der Rettung. Ausgeglichen sollten sein Gegenwart und Vergangenheit und die ewige Idee des Lebens in ihrer *natio-*

nalen Begränzung, reich, phantasievoll, lebendig und klar, zur Anschauung kommen. Liebe und Haß und der Ernst mit seinem Scherz und seiner Ironie sind nicht leicht irgendwo so herrlich vereinigt.

Der Prinz von Homburg, (oder wie es hier hieß, die Schlacht bey Fehrbellin,) trägt alle Gebrechen der kleistischen Art an sich, insbesondere den Leichtsinn in der Behandlung ernster Gegenstände. Ist das Stück auch reich an großen Schönheiten, ein wahrer Lebensspiegel; so kann doch weder die Zartheit der Behandlung noch die herrliche Charakteristik verhüllen, daß es auf einem krankhaften, unnatürlichen Zustande, ja auf Übertreibung ruht. — Seltsam, daß es in Dresden ein Cassastück ist, während es in Wien, kaum zum dritten Mahle gegeben werden konnte und seither ganz liegen blieb, wiewohl Anschütz darin einen seiner verdientesten Triumphe feyerte. — Wir bitten unsre Leser hiemit zu vergleichen, was in Nr. 157 Dezb. 1821 darüber und von Kleist überhaupt gesagt wurde. — Auf den „Prinzen von Homburg" insbesondere, werden wir noch einmahl eigens zurückkommen.

Den Robert Guiscard ließ der Widerspruch des Stoffes (eines historisch-romantischen) mit der eigensinnig gewählten Behandlung (der antiken) nicht zur Vollendung kommen; doch erregt die große Anlage, ungeheure, tiefe Charakteristik und reiche Sprache, Bewunderung. Die Familie Schroffenstein (oder die von Holbein unkenntlich zerfleischten Waffenbrüder) zeigt mehr als andere, wie in Kleist großartige Vernunft, mit einem fast kindischen wilden Gelüst, Wahrheit und Natur zu überspringen sich verband. Vergleicht man nun die genannten fünf Dichter als Zeitgenossen, wie billig, so ergibt sich, daß Werner seine Handlungen über die wirkliche Welt hinaus verlegt und über einzelnen Charakteren oft das Ganze versäumt. Auch Fouqué will oft die Wirklichkeit in Traum verwandeln. Er sucht die Tugend eines früheren, an Thatkraft und Willen ausgezeichneten Weltalters, in Sinn und Sprache jener Zeit, so wie er beydes gefaßt, zu zeigen. Fast getrennt von der Gegenwart, ist er ihr doch durch eine gewisse empfindsame Weichheit verwandt. Seinen dramatischen Figuren fehlt ächte Beweglichkeit. Sind sie auch nie, wie bey Werner, bloß Mittel mystischer Anschauungen, so zeigt sich die falsche Mystik doch, durch die willkührliche Bedeutung, die er dem an sich als Offenbarung poetischen Leben unterlegt. Er und Werner tauchen gern in die Dunkelheit unter, aus welcher der ächte Mystiker auf seine Weise heraus strebt. — Achim von Arnim's und Brentanos mystische Arbeiten sind meist nur künstlerisches Spiel mit Mystik, deren Poetisirung, nicht sie selbst, der Zweck beyder ist. Überhaupt ist ächte Mystik, außer in einigen romantischen Dichtungen Tiecks, fast in keinem neueren Schauspiel, als in der Gründung Prags, wo freylich die Tollheit auf die Spitze gestellt, aber der Ernst auch ganz Ernst ist. Alle diese fünf Dichter suchen der Wirklichkeit zu entfliehen, um ein höheres Leben, als ihre Umgebung, in ihren eigenen Schöpfungen zu finden. Freylich besteht alle Kunst in dem Idealen und die Vergangenheit gehört ihr so gut, wie die Gegenwart an; aber das Ideale ist die Steigerung der Wirklichkeit und die Vergangenheit wird vom ächten Dichter nicht als ein abgeschlossenes Ding an sich betrachtet, sondern als die Mutter der Zukunft, die er in ihr schon erblickt. Daß dieß bey den Genannten selten der Fall war, beweist schon, daß Achim von Arnim, ein Virtuos in Darstellung des auf die Ritterzeit folgenden Lebens, oft in übermüthiger Laune selbst wieder vernichtet, was er gemacht und auch Brentano weiß seine Schöpfungen nicht gegen seinen eigenen Witz zu schützen. Werner stürzt sich oft aus dem vollen Leben plötzlich in die Schattenwelt, Fouqué hat das nicht; aber seine Dichtungen verfahren zu willkührlich mit Mißkennung des Verhältnisses von Kraft und Milde, vom herrschenden Geist zum dienenden oder sich hingebenden in einem eigenen, gar seltsamen Sinne, nicht nochmahls zu gedenken des zunehmenden Verfalles, der sich in den spätern Werken dieses Dichters immer mehr offenbart und allzuoft daran erinnert, daß auch Don Quixote Ritterschaft trieb. — Alle diese aber stellen, was sie machen, in Bezug auf das Daseyn im Ganzen dar, wenn sie es auch falsch erfassen: nicht um das Einzelne, um das Leben selber, ist es ihnen zu thun, das begeistert sie, das wahre Charakteristikon ächter Dichtung. — Adolph Müllner ist wohl auch zu den Mystikern gerechnet worden, aber mit Unrecht; denn in seinem Leben wurzelte die Mystik nicht. — Er verwendete sich nur zum Effekt, wie denn seine Tragödien überhaupt Charaktere und Handlungen, genau combiniren, Wirkungen und Gegenwirkungen bestimmt abmessen und (einem geschlossenen Phalanx gleich) auf Sieg ausgehen, mehr aber Werke des Verstandes, als der Poesie sind, ja zu Zeiten, ambulante Compendien aller, in irgend einem Jahre vorzugsweise kursirenden politischen und publizistischen Ideen, wie z. B. König Yngurd von den Jahren 1813, 1814 und 1815. (Es kann übrigens der Yngurd in Aola, Irma und Brunhild, zugleich als gründliche Encyclopädie des Hysterismus gelten und die Albaneserinn als ein Gelüst; sich auf den Kopf zu stellen und die Welt einmahl auch so anzusehen! —) So sind wir denn ganz natürlich auf Betrachtung des ächt historischen Schauspiels, welches die Vergangenheit als Wirklichkeit darstellen will, geleitet worden, wodurch sich uns Shakespears eigenthümliche Höhe am besten offenbaren wird.

Zu Shakespeares Zeit war die jugendliche Weltansicht in des Nordens früheren Dichtungen schon verschwunden vor der Klarheit des gereiften Verstandes. — Der altromantische Geist wich dem neu europäischen Volkscharakter. Die Sehnsucht hatte sich von den höhern Regionen zu irdischen Gütern gewendet, die Berechnungen der Gegenwart waren rauh und es war im Bestreben, sein Erworbenes zu schützen, die Heiterkeit des Lebens untergegangen. Rasche Glückswechsel zerstückelten, besonders in England, das Gefühl harmonischer Lebenseinheit. So mußte denn der Zwist des Lebens selber, den Stoff der Dichtung nähren. Zur Versöhnung konnte die Religion nicht dienen, die selber im Streit der Parteyen verdunkelt wurde, so wurde Sha-

kespeare gedrängt das Gesammtleben der Erde, als großen beruhigenden Himmel über seine Schöpfungen zu spannen. — Nun konnte nichts mehr im Leben ihn schrecken, nichts der Darstellung unwürdig, nichts unbegreiflich erscheinen. Da nicht das Ideal einer fernen Vollendung ihn begeisterte, sondern die Wahrheit des Lebens selbst, wie er es in jeder Zeit vor sich fand, das ihn hob und entzückte oder erschütterte, nie aber ängstigte, so verstand er auch den Bösesten in seiner Menschheit als ein innig verwandtes Wesen und die Guten wurden ihm keineswegs zu Normalpuppen. Eben die Entstehung der neuen dramatischen auf sich begründeten Kunst, trug nothwendig Tragödie und Komödie, in sich, obwohl die tragische Kraft in diesen historischen Schauspielen, die Vergleichung mit jeder eigentlichen Tragödie aushält. Eigentliche Tragödien sind seine Werke nicht, weil sie niemahls ein einzelnes Menschenschicksal als unterliegend darstellen, sondern vielmehr zugleich mit dem übrigen Weltganzen, wodurch sich die Disharmonie sogleich in der Darstellung des allgemeinen Lebens, der großen Harmonie des All, wieder auflöst und Shakespeares Erhabenheit liegt eben darin, daß er das einzelne Unheil durch die Harmonie des Ganzen nur als einen Schatten erscheinen läßt des Daseyns, welches in unvertilgbarer Herrlichkeit durch die Jahrhunderte hinschreitet. Und eben darin liegt der eigentliche Charakter des historischen Schauspiels, nicht in der natürlichen historischen Treue, sondern darin, daß der Dichter nicht für ein einzelnes Menschenschicksal, sondern die Menschheit begeistert, daß nicht in den Charakteren sowohl, als vielmehr der Begebenheit unmittelbar die Schönheit des Daseyns erscheint. Über die Leichen der Gefallenen geht das Leben ruhig hin, darin liegt die Beruhigung im Shakespeare, dessen Stücke schon wegen der tiefen Liebe historisch sind, womit er das gegebene Leben bis in die kleinsten Theile darstellt und eben dieser Gang des Weltlebens sondert auch seine Lustspiele streng, sowohl von den antiken, als von den romantischen. — Nichts mag aber jetzt die ernsten Bedürfnisse der Zeit besser befriedigen, als das historische Schauspiel. Unsere, der altgermanischen Naivetät entwachsene Zeit ist bey aller Liebe zum Spiel mit idealen Entkörperungen zur tiefen dauernden Begeisterung für irgend eine Idee kaum empfänglich. Darum kann kein eigentlich romantisches Schauspiel gedeihen. Auf das öffentliche Leben, Völkercharaktere und Herleitung unserer Charakterbildung aus der Vorzeit, ist der Blick gerichtet. Die Gegenwart hat die Würde der Vergangenheit erklärt; und überhaupt auch sonst schon neigte sich der Geist des Deutschen dem historischen Schauspiel zu. Hat er auch nach der gewaltigen Wirkung des Götz von Berlichingen sich wieder nach andern Seiten hingewendet, so geschah es, weil ein der Kunst eigentlich fremdes wissenschaftliches Bedürfniß zu befriedigen war. Doch haben Klinger, Babo rc. obwohl mehr geschickt, ein edles, der Schilderung würdiges Leben der allgemeinen Theilnahme hinzustellen, als dramatisch zu dichten, gezeigt, wie weit eine für Wahrheit entflammte Begeisterung es bringen kann, auch bey gänzlichem Mangel einer Schule, die nur die größten Geister sich selbst geben und für andere stiften können. Goethes Götz aber ist beynahe ein vollkommenes historisches Schauspiel und die Form, welche anfänglich Formlosigkeit schien, eben die vollendete. Ist auch der Charakter Götzens, mehr als die Handlung Hauptsache, so ist diese doch so kühn, groß und breit ausgeführt, daß sie die engen französischen Fesseln sprengen mußte. Nun ward auch Shakespeare durch Wieland und Eschenburg bekannt und Lessings Kritiken zerrißen vollends die Bande des Franzosenthums und zeigten was Dichtung sey!? Aber weil bey uns die Kunst nicht Gewinn der Lebenserfahrung war, sondern des theoretischen Studiums, so mußten auch nachbildende Werke nach allen Richtungen hin den Kreis der Kunst umschreiben, bis man mit Bewußtseyn wieder zurückkehrte. — Goethe repräsentirt hierin das deutsche Volk, ausgezeichnet von allen durch die hohe Weihe, womit er jede Stufe seiner rasch sich entwickelnden Bildung durch ein volles Kunstwerk bezeichnete. Ein Hauptgrund dieser langen Unentschiedenheit der Kunstrichtung, lag in einer, Theils falschen, Theils nicht in sich vollendeten Philosophie, welche Ideales und Reales auseinander riß, wodurch der tiefe Unmuth edler Gemüther über diesen nicht auszugleichenden Widerstreit, am meisten in der Dichtung sich in Klagen ergoß. In Goethes Faust, dem Gipfel unserer dramatischen Literatur, ist dieser Zwiespalt selbst dargestellt, über welchem sich der Dichter frey zu erhalten wußte. Darin befangen war Schiller, an Kraft, Würde und mächtiger Rührung eines, für alles Hohe erwärmten Gemüthes, die herrlichste Erscheinung. — Schaudervoll offenbart sich der Zwiespalt in den Räubern, Kabale und Liebe und Fiesco; eine Gier, gegen die Vorsehung aufzuschreyen, charakterisirt sie, die doch mehr durch die ungemeine Kraft der Ausführung, als durch die Idee selbst sich Eingang verschafften in die Gemüther. Den Übergang von diesen ungebundenen Ausbrüchen jugendlicher Heftigkeit zum Nachdenken über die Kunst, bey dem sich gleich bleibenden Stande des Innern, bezeichnen die großen Studien, deren Resultat Don Carlos gewesen; die Bewunderung Deutschlands, aber mit dem entschiedensten Heraustreten von Schillers Fehlern, Übermaß der Leidenschaftlichkeit und zu sehr Raum suchender Reflexion. Alle großen Fortschritte des bürgerlichen Trauerspiels hatte er überflogen, ohne sich selbst zu genügen. Das ernsteste Studium widmete er nun der Philosophie und der Kunst, um zu einer höhern Kunstform emporzusteigen. Ausgesöhnter mit der Welt, ihren Verhältnissen nicht mehr so fremd, die Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Lehre von den Pflichten gewendet, trat er im Wallenstein auf. In dreyfachem Streben getheilt, zeigt er sich dabey. Er wollte erstlich dem Stoffe selbst genügen, der Wirklichkeit ihr Recht geben, wobey er doch vom rechten Lebensverständniß noch zu entfernt war, weßhalb er ein Meister in Charakterdurchbildung, doch des Stoffes tiefere Schönheit verkennend, in der Meinung, die fehlende Idealität zu ersetzen, ein dem Gegenstand fremdes Liebesverhältniß einschob. Sein zweytes Streben war ein Suchen nach tragischer Würde, die auf griechische Weise hier nicht möglich war. So räsonnirte er, statt der vom Stoff geforderten Vorsehung, sich ein eisernes Schicksal hinein, das er der Handlung, worin es sich auch nicht zeigt, nicht anzu-

passen mußte. Drittens zeigt sich ein Streben nach Goethe'scher Darstellungsweise und Anklänge griechisch-heidnischer Ideen. — Die außerordentlichen Vorzüge dieses unvergänglichen Werkes machten es zum Anfang einer neuen Epoche für die deutsche Poesie. Der hohe Ernst, die Würde, die Begeisterung des Dichters, machten die Dichtkunst selbst beynahe zu einer Nationalangelegenheit. Dann war Wallenstein ein Medium zum Verständniß Goethe's. Dieser beleuchtet durch die Gebrüder Schlegel und Tieck, die, nachdem die erste Jugendwildheit vorübergebrauset, die Poesie aller Zeiten in gereiftem Urtheil aufschlossen, erhielt nun eine Liebe, wie kein anderer Dichter. Zugleich wurde der Wunsch fühlbar, den antiken Charakter der Tragödie ganz auf das deutsche Drama anzuwenden und Schillers Streben zu vollenden; hernach die im Wallenstein vorherrschende historische Behandlung in eigenthümlichen Werken weiter zu bilden. In diesem letzteren Sinn, suchte Heinrich von Collin, in seiner Weise, seine Dichtungsgabe zu verwenden. Charakterentwicklung war ihm zwar die Hauptsache, doch legte er auf die Handlung großes Gewicht. Die der seinigen, (häufig noch gräcisirenden und gallomanischen Richtung) ganz entgegengesetzte seines Bruders, Matthäus von Collin, besprach dieses Archiv erst neuerlich wieder in den (gelegenheitlich des Grillparzer'schen Ottokar gegebenen) Bemerkungen über die Nationalität der Kunst: (Nr. 32, März 1825) ein Gegenstand, dem Herzen des jüngern Collin ganz besonders heilig, über welchen er in eben dieser Zeitschrift, wenige Wochen nach dem Tode seines Bruders Heinrich (1811 Nr. 122) sein ächtes Glaubensbekenntniß als Kunstkenner, als Kunstfreund und als glühender österreichischer Patriot unumwunden niedergelegt hat.

Andere wollten das griechische Trauerspiel in allen seinen Einheiten uns näher bringen, worunter der geistreiche Appel der vorzüglichste war. Schiller selbst, in der Braut von Messina von einem Rückfalle in ein Chaos unverarbeiteter Theorien überrascht, in der Jungfrau von Orleans aber, romantischem Schwung nachstrebend, verließ doch, wenn auch nie ganz der Gattung sich hingebend, seit seinem Wallenstein, nicht mehr die Eigenheit des historischen Schauspiels. Ihr dankt er seine vorzüglichste Kraft in der Maria Stuart und sie wird ihm in der ersten Hälfte des Tell noch lange ein entschiedenes Übergewicht über jeden dramatischen Dichter auf der Bühne geben.

Was einige Dichter, die noch mit Schiller zugleich, oder doch unmittelbar nach ihm geschrieben, im historischen Schauspiel geleistet, ist zum Theil oben schon zur Sprache gekommen. Von den übrigen nimmt zunächst Uhland (Archiv 1821 Nr. 148 und 153) unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. In seinen beyden Tragödien, dem Ernst von Schwaben und Ludwig dem Bayer, findet sich nicht jene tief eingreifende Macht der Leidenschaftlichkeit, jener blendende Glanz der Rede Schiller's, den dessen Nachahmer häufig sich zum alleinigen Ziele machten. Kein Gran mehr Handlung oder Charakteristik, als gerade vonnöthen, keine studirten Betrachtungen und psychologischen Deductionen, die unsern Theaterhelden zuweilen weit mehr Anspruch auf eine Lehrkanzel, als auf ein Schlachtfeld geben. Alles ist einfach und ohne viel Worte. — Ernst, durch die Liebe des Volkes, zum Mährchenhelden geworden, ist in der Tragödie völlig der Mann der Geschichte, auf jene Sagenpoesie nur im Vorbeygehen hingedeutet. Aber ein Hauch milder Liebe durchweht die klare, besonnene Schöpfung des Meisters. Die reiche, breite Fülle verschmähend, welche das historische Schauspiel eigentlich fordert, hat sie Uhland auf wenige Momente zusammengedrängt. Bestimmt umrissene Formen und eine bewundernswürdige Mäßigung zeichnen das Werk aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Thal der Frommen.

Sizilianische Idylle.

Pietas spectata per ignes.
Ovid.

Wanderer.

Sey mir gegrüßt, o Frau, mit dem holden Säugling am Busen!
Freundlich erscheint die Hütte, gedeckt mit Halmen und Teichschilf,
Schön von Platanen umgrünt und dunkeler Pappelumschattung,
Wanderenden, welcher des Wegs Mühsal und Beschwerden geduldet
Lange, doch jetzt eingeh'n in des kühlenden Thales Vertiefung.
Laß mich allhier vor Helios Strahl und dem Staube des Bergpfads
Ausruhn, übergewölbt von des webenden Baumes Umsäuslung.

Frau.

Setze dich hier, o Fremdling, und pfleg' ausrastend der Ruhe.
Einen erfrischenden Trank aus dem Hainquell, labende Früchť auch
Reich' ich dir gern, Waldtrauben zugleich, und balsamische Feigen,
Wie sie der Herbst uns erzeugt auf den sonnigen Höhn des Gebirges,
Daß du den Leib dir erquickst, den ermüdeten; dann zu der Wanderung
Ziel froh lenkest den Schritt, nicht abhold meiner Bewirthung.
Aber wohin dein Gang? und welches Geschäftes Besorgung
Treibet dich jetzt durch die Gluthen des Tags den verschlungenen Pfad her?

Wanderer.

Siehe, mich drängts aus der heimischen Flur zu Ausoniens hohem
Göttergefild' und dem Heldengestad des laurentischen Thybris,
Roma zu schaun, die Monarchinn der Welt, die von ragenden Berghöhn
Herrschergeboth' austheilet der Erd' und den Völkern der Erde,
Sieben Hügel sich stolz mit umgürtender Mauer vereinend.

Frau.

Aber du wirst in der finsteren Nacht doch nicht wandern zum Meerstrand?
Schlummere hier, bis das Dunkel entflieht, und der Morgen emporsteigt.
Sieh, an diesem Gemäuer, das hoch auf der ragenden Felswand
Steht, vom Epheugerank bekränzt und des Lorbers Gesträuchen,
Ruht sichs so sanft auf schwellendem Moos, da des Laubes Umsäuslung,
Kühlungen weht, und der Bach sanftmurmelnd ins Thal sich ergießet.

W a n d e r e r.

Freundlich, fürwahr, ist der Ort an dem alternden Marmordenkmahl,
Das hochragend vom Berg in die Niederung schauet der Waldtrift.
Scheint's doch ein Grabdenkmahl nach der halbverloschenen Inschrift.
Wessen Gebein schläft drinnen des Tod's unerwecklichen Schlummer,
Während im Blumengewand rings pranget die blühende Erde,
Und aus dem Schooß der Verwesung des Frühlinges Leben hervorquillt?

F r a u.

Unserer Ältern Gebein bewahrt dieß steinerne Grabmahl.
Viele Geschlechter entflohn schon in rollender Jahre Vollendung,
Seit dieß friedliche Thal Zuflucht und Beschirmung uns darbothe.
Einst war uns Catanea, die Stadt voll prangender Häuser,
Dort auf sonniger Flur, dem ätnaischen Berge benachbart.
Ach! sie ward uns vertilgt von den flammenden Strömen des Abgrunds,
Die aus dem Krater des Bergs vordrangen, und rings die Gefilde
Deckten mit Gluth, und in feuriger Wog' hinrafften die Menschen.

W a n d e r e r.

Wie doch retteten da vor dem Tode sich euere Väter?

F r a u.

Höre der Götter Huld und die Macht der kindlichen Liebe!
Schnell, wie der Strom des Gebirgs vorbraust mit gewaltigem Aufruhr
Über den Felsabhang, wenn vom Wintergewässer er aufschwoll,
Stürzte, gehüllt in Schwefelgewölk, rothglühende Lava
Einst von dem Ätna herab nach der Stadt friedfertigen Mauern.
Ringsum bebte das Land in Erschütterung; Hügel versanken;
Asche bedeckte den weiten Bezirk, und näher und näher
Rollte heran, und strudelt' und tobt' heißwogend der Gluthstrom.
Jetzo ergriff die Gemüther gesammt grauenvolles Entsetzen.
Männlicher Muth entwich; Wehklagen erhob sich und Aufruhr
Schreckenerfüllt durch die Stadt; zum erhabenen Himmel erscholl Larm.
Alles, was athmete, floh des glühenden Todes Verhängniß:
Mütter zugleich, in Verzweiflung, und Knaben und bräutliche Jungfraun
Sich, und ein wankender Greis mit silberlockiger Scheitel,
Alterbeschwert und gebückt, verweilete. Schwach vor der Wohnung
Lehnt' er am Stab; es weigert den Gang kraftraubende Angst ihm.
Nicht er allein; bey ihm die vielgeliebteste Gattinn.
Ringsum drängt das Gewühl sie der Fliehenden; sie doch, die Armen,
Harreten, schwach von der Jahre Last und des Schreckens Betäubung.
Aber die Söhne, durchbebt von unendlicher Liebe der Ältern,
Nah'ten: Amphinomus nun, und der herzliche Bruder Anapus:
Beyde sie Jünglinge noch in zartester Blüthe des Lebens,
Doch vor den Jahren an Muth hochragend und männlichem Sinne.
Und voll kühnes Vertrauns an den Schutz der unsterblichen Götter,
Schreiten sie rüstig zur That. Hinneigend die Liliennacken
Biethen die Schultern dem Greise sie dar und der würdigen Mutter;
Und in beflügelter Eil' aus dem Flammengeprassel der Lava
Tragen die theuere Last sie hinweg in des Thales Umschirmung.
Jetzt nicht weiter der Flur, die zum Schutz sich den Fliehenden darbeut,
Schienen sie fern, wie fliegt der Pfeil vom gortynischen Bogen,
Als ein Guß aus dem Krater des Bergs von Neuem hervorbraust,
Mit rothglühender Fluth die feurige Strömung verdoppelnd.
Wüthender noch, denn zuvor, und Gefilde ausbrennend und Mauern,
Tobet sie jetzo heran, und erreicht, o Entsetzen! die beyden
Jünglinge fast, die mit hurtigem Schritt fortgehn mit den Ältern.
Siehe, da beut sich den Augen des plötzlichen Wunders Erscheinung!
Kaum erreicht sie der feurige Strom, da theilt er sich, zwiefach
Fluthend vorbey, und verschont, wie für sie, auch des Thales Gefilde.

W a n d e r e r.

Wackere Jünglinge, traun, hochherzigen Sinnes, wie Götter!

F r a u.

Hier nun bau'n sie sich Hütten empor um die Ufer des Baches.
Auch ein Opferaltar, aus grünendem Rasen erhöhet,
Pranget allhier, wo man jeglichen Mond mit festlichen Gaben
Ehret der himmlischen Schaar, und Dank darbringt und Gelübde.
Harmlos lebten hinfort, den Unsterblichen werth und den Menschen,
Jene, der Greis und die Gattinn, geliebt von Söhnen und Enkeln.
Hier auch lebt' ihr Geschlecht, in Lieb' und in Frömmigkeit wandelnd,
Achtsam jeglicher Pflicht, und unschuldsvoll und genügsam.
Ihm entstammeten wir, die wir jetzt anwohnen den Fruchtau'n
Dieses Gefilds, leicht missend die Stadt, die die Gluth uns zerstört hat.
Aber das Thal ward der F r o m m e n genannt, und es suchen in seinen
Krümmungen stets die Benachbarten Schutz vor der glühenden Lava,
Wenn mit erneuerter Wuth der ätnaische Berg sie bedrohet.

J. M. S c h u b i t z.

Cactus Opuntia.

Wäre diese Pflanze Mitbewohnerinn der Insel zu den Zeiten der alten Griechen gewesen, unstreitig würden wir in ihr eine personifizirte Gottheit, wie in dem Korne, der Weinrebe und dem Öhlbaume gehabt haben, und Opuntia würde an die Ceres, Minerva und den Bachus gereihet worden seyn. Vermuthlich würden sie auch einige unserer Landsleute niemahls: h ä ß l i c h e s G e w ä c h s, bloß aus dem Grunde vielleicht genannt haben, weil sie nicht den Prater oder das Marchfeld bewohnt.

Die Sizilianer nennen sie Ficu d' India, ein deutlicher Beweis, daß sie erst in jenen Zeiten nach der Insel eingewandert sey, wo man alles E x o t i s c h e mit der Benennung i n d i a n i s c h a p o s t r o p h i r t e. In so kurzer Zeit hat sie dennoch großen Einfluß auf Land und Volk gehabt. Während der dreymonathlichen Dauer der Herbstzeit macht sie die Hauptnahrung des Volkes aus, und auch die Vornehmern verachten nicht un piaticello von ihrer eben so erquickenden als schmackhaften Frucht, besonders von der Moscarelli oder Muscareddi, welche aus der zweyten Blüthe aufwachsen, nachdem man die frühzeitigere Erste vor der Befruchtung (Impregnation) gänzlich abgepflückt hat. Auch wir, die wir schon den vierten Sommer hindurch Sizilien und besonders Palermo bewohnen, finden an ihr etwas wohlschmeckendes; und unsere Soldaten essen ein halb Dutzend derselben zum Frühstück und zum Abendbrot

mit eben der Lust, als sie es zu Hause mit einer Schüssel voll Birnen und Äpfel machen würden. Und wo wächst diese Pflanze? Überall, wo sie nur an dem Mutter-Boden sich anhalten kann. Eine kleine Felsenspalte, ein kleines Loch in dem Mörtel der Gemäuer, die arideste Lavaschlacke, wenn sie nur ein Blatt davon befestiget, geben mit der Zeit eine Stütze zum üppigen Fortkommen eines hohen Baumes, der nach und nach seine Faser-Wurzeln in alle Vertiefungen hineintreibt, um die sich dann jeder hingewehte Staub lagert, und so mit der Zeit ein Erdreich bildet, theils durch die Zersetzung des Gesteines, theils durch die Ansammlung eigener verwester Theile zusammengetragen. — So sind große Lava-Strecken um Catanea urbar gemacht worden; so große Strecken nackten Bodens um Palermo zu Wiesen und Gärten umgeschaffen.

Welche Wohlthat könnte man nicht unserem Dalmatien gewähren, wenn man die Ansiedlung dieser genügsamsten aller Gewächse betreiben wollte? — Überall auf Abhängen und Abgründen fortkommend, würde sie die nackten Felsen bekleiden, Erdstoff von ihnen abnagen, und durch eigene Zersetzung vermehren. Von der Fortschwemmung der Regengüsse und Windstöße würde sie mit der Zeit zwischen Parallelen Räumen von 2 — 3 Klafter (der hierlands üblichen Art der Urbarisirung des Erdreichs) zuerst Wiesen-Wachs und mit der Zeit auch Korn-Bau befördern; ihre üppige Frucht, wenn sie auch anfänglich von den Einwohnern verschmäht werden sollte, würde einstweilen zur vortrefflichsten Mästung des Rindviehes, der Schafe, Ziegen und Schweine benützt werden, und die jungen Blätter derselben könnten in einer Schweitzerey für die Milchkühe, und Zucht-Kälber nicht nur dienen, sondern auch schwerlich durch etwas Besseres ersetzt werden. Über das Fortkommen derselben an der Küste und den Inseln ist um so weniger zu zweifeln, da ja selbst eine kleine Gattung davon einheimisch, z. B. an dem Monte St. Girolamo bey Spalato gefunden wird.

Bey Beförderung dieses kostenlosen Vorschlags könnte auch ein halbes Menschenalter das Vergnügen erleben, seinen väterlichen Boden in eine freundlichere Gestalt umgeschaffen zu sehen.

Jorkovich,
Oberlieut. im k. k. 53. Linien-Inf. Regmt.

Miscellen.

Aus Keißlers Reisen (Neu herausgegeben durch G. Schütze Hannover 1751 2 Bände 4.)

So interessant diese berühmten Reisen, welche zur Zeit ihrer Erscheinung mit ungemeiner Begierde gelesen wurden, noch immer seyn mögen, da sie uns so manches Bild damahliger Sitten und Eigenthümlichkeiten gaben, so vieles noch von den darin enthaltenen Notizen für unsere Zeit brauchbar seyn mag, so wird theils der bisweilen so trockne Styl, theils das viele Unbrauchbare in diesen voluminösen zwey Quartanten manche abschrecken, in diesem Meere nach Perlen zu fischen. — Ohne diese unbedeutenden Excerpte für Perlen ausgeben zu wollen, glaube ich doch, indem ich nur das Denkwürdigste und Unterhaltendste aushob, diese Lückenbüßer als leichte Lectüre und bloße Erhohlungsarbeit, an welche man ohnehin nie bedeutende Forderungen stellt, hier mittheilen zu dürfen. —

Johann Georg Keißler ward zu Thurnau einer gräflichen Giech'schen Stadt 1689 geboren, und betrat als Sohn des gräflichen Hofrathes den juridischen Studien geweiht, seine Laufbahn zu Halle, wo ihm das Glück ward, Gundling, Thomasius, von Ludewig und Böhmer zu hören. — Durch Adrian Reland zu Utrecht auf die deutsche Alterthumskunde hingewiesen, ergriff er diesen Zweig mit Liebe, und die Frucht eines mehrjährigen Studiums waren seine celtischen Alterthümer. —

Wie Relands Bekanntschaft für dieses Fach, so wirkte das Zusammentreffen mit Montfaucon, den Keißler als Begleiter der jungen Grafen von Giech auf seiner ersten Reise nach Frankreich sah, rücksichtlich der römischen Alterthümer. —

Der berühmte Braunschweig-Lüneburgische Minister A. G. von Bernstorf, wählte im Jahre 1716 Keißler zum Hofmeister seiner Söhne, wo er auch 10 Jahre blieb, gleich in den ersten Jahren auf einer Reise nach England zum Mitgliede der königlichen Societät gewählt, später mehrere antiquarische Schriften herausgab. —

Jene Reisen, deren Beschreibung er dem Drucke bestimmte, machte er in den Jahren 1729 — 31 und ihre Ausbeute war außerdem noch eine treffliche Naturaliensammlung und ein Kabinet deutscher Alterthümer, welche beyde er bis an sein Lebensende vermehrte.

Am 21. Juny 1743 ward Keißler todt in seinem Bette gefunden. Ein Schlagfluß hatte sein thätiges Leben, welches er außer manchen literarischen Balgereyen genußreich zubrachte, geendet. —

Seine Reisen zeichnen sich durch Gründlichkeit, Genauigkeit und das Auffassen mancher pikanten Züge vortheilhaft aus, und nur hin und wieder läßt der Verfasser Spuren von protestantischem Intolerantismus blicken. — In historischer Hinsicht sind sie um so denkwürdiger, da sie manches seither verfallene Denkmahl in seiner ganzen alten Pracht, manche jetzt nach allen Winden zerstreute Sammlung in ihrer glänzendsten Totalität beschreiben, — da Keißler, dem durch seine Erziehung und Verhältnisse der Weg an die meisten Höfe gebahnt war, nirgends unterließ, die pikantesten Einzelnheiten aufzugreifen, und in publicistischer Hinsicht sehr interessante Details gibt. —

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 25. July 1825.

(88)

Die Uebertragung der Gräflich Anton Aponischen Bibliothek von Wien nach Preßburg.

Preßburg, einst die Haupt- und Krönungs-Stadt des Königreichs Ungarn, und noch jetzt in Rücksicht ihrer Lage und mahlerischen Umgebungen die schönste, in Hinsicht ihrer Einwohner-Zahl und der Culturstufe derselben aber eine der vorzüglichsten Städte des Landes, die dem Einheimischen sowohl, wie dem Fremden so viele Lebensgenüße und Ansprüche darbiethet, — wird durch die hochherzige Freygebigkeit eines ungarischen Magnaten, und zugleich um den ganzen österreichischen Kaiserstaat viel verdienten Staatsmannes, eine neue Zierde; und dadurch die Abhülfe eines Mangels erhalten, den der nach geistigem Genuß strebende Gebildete bisher schmerzlich fühlte. Es ist dieß die Aufstellung einer öffentlichen, in der literarischen Welt bekannten, an vielen ausgezeichneten Werken, meistens griechischen und lateinischen Classikern, in ihren schönsten Auflagen reichen, aus mehr als 20,000 Bänden bestehenden gräflich Anton Aponischen Bibliothek, welche bisher in Wien auf der hohen Brücke in Gr. Ant. Aponischen Hause Nr. 144., unter Aufsicht des Bibliothekars Carl Anton Gruber *) aufgestellt, und ebenfalls für Jedermann zugänglich war.*) Sie wird bald von Wien hierher nach Preßburg gebracht, und zum Gebrauche der ungarischen Literatoren offen gestellt, und die öffentliche Benutzung derselben wird durch Anstellung des bisherigen Bibliothekars sehr erleichtert werden.

Es gibt zwar in Preßburg sechs ansehnliche Bibliotheken, als des Reichs-Primas, der kathol. Akademie, des kathol. Erzgymnasiums, des evangel. Lyceums, der Grafen von Lamberg, und von Wallenstein; aber der öffentliche Gebrauch derselben, die Lyzeal-Bibliothek ausgenommen, welche den Liebhabern der Wissenschaften und der studirenden Jugend wöchentlich zwey Mahl nach Mittag um 2 Uhr geöffnet wird, ist nicht vergönnt. Was insbesondere die Erzbischöfliche im Primatial Sommer-Pallaste auf der Fürsten-Allee aufgestellte Bibliothek betrifft: so hatte sie zwar ihren eigenen Vorsteher, ist mit einem zweckmäßig geordneten Catalog versehen, und besitzt kostbare darunter auch seltene gedruckte Werke, wie nicht minder eine vortreffliche, besonders wegen Reichhaltigkeit der Materialien für die ungarische Geschichte merkwürdige Sammlung von ungarischen, und auf die vaterländische Literatur überhaupt sich beziehenden Manuscripten, worunter vorzüglich die handschriftliche Fortsetzung des Bel'schen Werkes „Notitia Hungariae novae" erwähnt zu werden verdient; sie wurde aber von dem jetzigen Herrn Fürsten Primas am 27. September 1823 von Preßburg nach Gran übertragen.

Der Stifter der kostbaren Aponischen Bücher-Sammlung ist Graf Anton Georg Apony von Nagy

*) Dieser ist auch ein im schriftstellerischen Fache rühmlich bekannter Literator. Er gab im Druck heraus 1) Idyllen. Preßburg 1794. — 2) Dramatische Versuche 8. Preßburg 1807. — 3) Hymnus an Pallas-Athene 8. Wien 1802 bey Pichler, und in Preßburg bey Belnay. — 4) Hymnus an Pannonia 8. Wien 1804. — 5) Die Försterfamilie 8. Wien 1802. — 6) Gruberi elogia et Epigraphica, quibus accedit Diagnosis Librorum ab arte typographica inventa usque ad Annum 1560. typis editorum, Posonii 1805. 4. apud Belnay. — 7) Fasti Triumphales a Car. Ant. Gobero Tribunalis Prov. Simegiensis Adsessore, et Exc. D. Com. Ant. Aponii a Bibliotheca conscripti. Viadob. 1814. — Im Manuscript ist vorhanden: „Memoria meritorum defuncti Antonii Aponii, Patricii Ungari Caesari a Consiliis intimis et a Conclavibus, Eruditis patriae Charissimae scripsit Carolus Anton Gruberus Tribun. Prov. Simeg. Adsessor et Biblioth. Aponianae Praefectus Vindob. 1817.

*) Mit innigstem Dank erinnere ich, daß ich im Jahr 1817 diese ansehnliche Bibliothek in allen Zweigen benutzte.

Apony, k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Hof-Commissär und Präses der königl. ungarischen privileg. Schiffahrts-Gesellschaft, Ober-Gespann des Tolnaer Comitats. Dieser verehrungswürdige Magnat, großer Beförderer der Gelehrsamkeit, von seiner frühesten Jugend an den Studien zugethan, sammelte seit 30 Jahren mit ungeheuerem Kosten-Aufwand, unermüdet sowohl in Wien, als im Auslande die vorzüglichsten Werke aus dem Gebiethe sämmtlicher Wissenschaften, kaufte die berühmteste Macorthische Bibliothek in Paris und schaffte sich dergestalt eine vortreffliche, besonders wegen ihrer Vollständigkeit merkwürdige Büchersammlung an, die beyläufig 50 tausend Bände enthält, und unter den Privat-Bibliotheken der großen österreichischen Monarchie den ersten Platz behauptet. Der Bücherfreund findet darin mehrere der seltensten Primitien der entstehenden Buchdrucker-Kunst, die ersten vorzüglichsten Ausgaben, den größten Theil der Aldischen Editionen von Venedig vom Anfang des XVI. Jahrhunderts. Der Gelehrte bewundert etwelche älteste Handschriften, eine vollständige Sammlung der Literatur-Geschichte, alle Hülfsmittel der Bücherkunde, die hauptsächlichsten Lexica, einen Reichthum von Abhandlungen über Mahlerey, Bildhauerey, Kupferstecherey, Architectur, Musik und Kunstwerke. Den ansehnlichsten Bestandtheil dieses Bücherschatzes machen die ausgesuchten, vollständigsten und prächtigsten Sammlungen griechischer und lateinischer Classiker aus, in den besten, sowohl zum Gebrauch der Gelehrten, als der studirenden Jugend eingerichteten, in England, Frankreich, Italien, Holland, Deutschland und Spanien veranstalteten Pracht-Ausgaben. Der Gelehrte findet hier Biographen, neuere Redner und Dichter, Grammatiker sämmtlicher Sprachen, kritische Philologen, die vornehmsten Archäologen, Antiquare, Numismatiker, Diplomatiker, Genealogen, Heraldiker, die sämmtlich von Gelehrten gesucht und geschätzt werden, alle Quellen der Geschichte, eine schätzbare Sammlung von eleganten, zu Complutum in Spanien, und durch Valton in London veranstalteten, dann mehrere andere auf Velinpapier und Pergament gedruckte, sehr prächtige Bibel-Auflagen; die seltensten und wichtigsten Werke im Fache der Theologie, Physik, Mathematik, „Voyages pittoresques" und unzählige Länder- und Städte-Beschreibungen. Dem aufmerksamen Naturfreund biethet die obbelobte Bibliothek die trefflichsten Schätze der Naturkunde, welche man in den meisten Bibliotheken vermißt; dem Landwirth die besten ökonomischen Werke. Zur Freude jedes Patrioten zeigen sich hier auch die meisten, über Ungarn geschriebenen Werke; endlich die Pracht-Auflagen der von französischen, italienischen und deutschen Oratoren, Poeten, Philosophen, Mathematikern und Historikern geschriebenen Werke.

Nach dem am 17. März 1817 erfolgten Tode des Gründers jenes Museums, übernahm dasselbe sein zweytgeborner Sohn, Sr. Excellenz, Herr Graf Anton Aponyi von Nagy Apony, k. k. Kämmerer, wirkl. geheimer Rath, ehedem Bothschafter zu Rom, nun aber am Großbritannischen Hofe, in der mit seinen Brüdern, den Grafen Georg und Joseph Aponyi gepflogenen Erbschaftstheilung. Der verehrungswürdige Patriot hat mit wahrhaft ungarischer Großmuth, nach dem Beyspiel des unvergeßlichen Mäzens Sr. Excellenz Grafen Franz Széchéni, beschlossen: dieselbe von Wien nach Preßburg in Ungarn zu versetzen, und unter Aufsicht des obbenannten Bibliothekars zur freyen Benutzung und Gebrauche eines jeden, der sich darum melden wird, in einem eigends dazu bestimmten Gebäude aufstellen zu lassen.

Da aber zur Unterbringung der so bedeutenden wissenschaftlichen Schätze kein taugliches fertiges Haus erkauft werden konnte: so genehmigte der hochherzige Besitzer die Erbauung eines ganz neuen blos diesem Zwecke entsprechenden Gebäudes. Zu diesem Behufe ist der größte Theil des ansehnlichen ehemahls Baron Braunekerischen Lust-Gartens, am Eingange in die Gaiß-Gasse, neben dem Comitats-Hause, dem Kloster und der Kirche der Kapuziner gegenüber angekauft, und die Aufführung eines ganz neuen zweckmäßigen Bibliothek-Gebäudes, nach dem von Sr. Excellenz genehmigten Plan angeordnet, im Monath April l. J. begonnen, und die Grundsteinlegung desselben am 3. Juny vor Mittag nach 11 Uhr auf folgende feyerliche Weise vorgenommen worden:

Nachdem sich die zu diesem Acte früher ernannten Deputationen von Seiten des hiesigen Hochwürd. Domkapitels, löbl. Comitats, Stadt-Magistrates, der königl. Akademie, des Erzgymnasiums, der evangel. Geistlichkeit und des evangel. Gymnasiums Aug. Conf. in dem Gerichts-Saale des Comitatshauses versammelt hatten; verkündete der bevollmächtigte Güter-Director des Grafen Herrn Joseph von Bartoságh nochmahls (die schriftliche Einladung geschah vor ein paar Wochen) die Absicht, welche seinen Gebiether zur Verlegung dieser Bibliothek auf vaterländischen Boden veranlaßt hat, und welche sich in der vom Grafen selbst vorgeschlagenen künftigen Inschrift dieses Gebäudes:

„Literis in patria augendis"

aussprechen soll. Im Gefühle des reinsten Dankes für diese hochherzige Gesinnung, hielt darauf im Nahmen der Anwesenden sowohl, wie auch aller, denen geistige Bildung

Wunsch und Genuß ist, Freyherr von Pongratz, k. k. Kämmerer, und des löbl. Preßburger Comitats Beysitzer in lateinischer, und Herr Georg von Bartal, erster Vicegespann in ungarischer Sprache, zierliche Reden. Hierauf wurde die in einem metallenen Behältniß für den Grundstein bestimmte pergamentene Urkunde des Inhalts:

Comes. Antonius. Appony.
Bibliothecam. A. Patre. Conditam.
Huc. Translulit.
Publico. Usui. Concessit.
Lapidemque. Auspicalem. Statuit.
III. Nonar. Junii M. D. CCC. XXV.

von allen Anwesenden unterzeichnet, und dann verfügte sich die ganze Versammlung zur Stelle, wo der Grundstein gelegt werden sollte. Den feyerlichen Act der Einweihung verrichtete der Domprobst und General-Vikar Joseph von Streiter; nach dessen Beendigung aber übergab eine Deputation des städtischen Magistrats in gerechter Anerkennung der Zierde, die durch die edle, patriotische Gesinnung Sr. Excellenz der Stadt Preßburg gegeben wird, dem Bevollmächtigten, Herrn von Barloságh, das Diplom des Ehren-Bürgerrechts dieser Stadt, bestimmt und ausgefertigt für Se. Excellenz.

Der Bau des Bibliothek-Gebäudes schreitet rasch vorwärts, und die Einrichtung wird bis künftiges Jahr 1826 vollendet, und erhält dabey nach der preiswürdigen Anordnung des Eigenthümers die gemeinnützige Verfassung: „nicht nur als eine architektonische Zierde der Stadt, oder ein bloßer Gegenstand der Beschauung da zu stehen; sondern als Quelle wissenschaftlicher Bildung und Vergnügens, die Benützung der aufgehäuften bedeutenden literarischen Schätze, jedem Gelehrten und Liebhaber der Wissenschaften, in zwey Lesezimmern, zu bestimmten Stunden, unter Leitung und Aufsicht des obbenannten Bibliothek-Vorstehers darzubiethen."

Georg v. Gyurikovits.

Ueber Shakespeare und die Nationalität der Kunst.

(Fortsetzung).

Eine breitere Handlung, heitereres Colorit, größere Beweglichkeit, zeigt Ludwig der Bayer. Gewiß höchst ruhmeswürdig war es, daß die Münchner Hofbühne, das beste Schauspiel aus der Vaterlandsgeschichte, durch Preise ermunterte; aber halb Deutschland gerieth darüber in unsägliches Erstaunen, daß weder der erste noch der zweyte Preis, Uhlands Ludwig, noch auch dem, wiewohl viel geringeren Hieronymus von Stauff Fouqué's, sondern zwey solchen Stücken zu Theil geworden ist, wie Ehrhardts Haymeran (soll man die Wahl des Stoffes kühn oder kotzebueisch nennen? die Parodie liegt haarscharf darneben und schwerlich gränzen irgendwo das Erhabene und das Lächerliche so eng an einander!) und der Hiltrude. Die Münchner Bühne zeigte sich wenigstens des edlen nationalen Vorzuges werth, daß von dort Otto von Wittelsbach, Agnes Bernauerinn, Kaspar der Thoringer, Ludwig der Strenge, Ludwig der Bayer, Heinz von Stein der Wilde rc. rc. ausgegangen sind. — In Uhlands: Ludwig der Bayer überwiegen die Charaktere, nicht die Handlung. Doch wäre es wohl geeignet gewesen, der Bühnendichtung neuen Schwung zu geben. Alles dient der Idee; das Gefühl ist ächt; nirgend wird nach Effect gehascht. Kein Publicum vermöchte wohl der milden Gewalt dieses Schauspiels zu widerstehen. — Gleichwohl vertrüge dieses Stück am meisten eine nochmahlige Überarbeitung, weil Manches fehlt, was zur Erklärung des Schauplatzes in einer wild bewegten Zeit erwünschlich wäre, und die Scenen häufig nur skizzirt scheinen. Auch die in den Nebenpersonen sich äußernde Komik verliert einig s von ihrer Wirkung, weil die Mittelglieder fehlen, die sie anschlößen an die Erhabenheit der Hauptpersonen. Im Ganzen findet sich in Uhlands Dramen wieder, was ihn auch als Lyriker und Romanzendichter charakterisirt, eine Betrachtungsweise der Vorzeit, die ihre Begründung in der Kraft der Überschauung der Gegenwart hat. Nicht alte Redensarten und Kleider, werden bey ihr für das Wesen der Vorzeit verkauft. Vielmehr innerlich lebendige Volksthümlichkeit, blühende Phantasie spricht sich schmucklos aus, ohne weichliche Empfindung; Alles ist gefühlt, Alles kerngesund und seines Eindruckes gewiß. Man stelle ihn einmahl in dieser Beziehung, Fouqué gegenüber!! —

In dem zu früh verstorbenen Wetzel lebte ein einfaches Bestreben, gewonnenen Überzeugungen genug zu thun. Noch nicht zu dem Punct herausgebildet, den er wohl hätte erreichen können, ward er von ächtem Sinn geleitet, der Kunst förderlich. Über seine Jungfrau von Orleans läßt sich nicht wohl etwas sagen, ohne die Schiller'sche gleichfalls im Auge zu halten. Diese letzte entzückt allgemein, obwohl man den Fall des englischen Jünglings unter des Mädchens Hand, für eine verunglückte Nachahmung der Antike erkannte. Noch härter zu tadeln ist aber

die Veränderung der Geschichte. Man hört so oft reden von der Freyheit des Dichters, die Begebenheiten seiner Idee gemäß zu verändern; seltener wird man erinnert an die heilige Pflicht, die Idee der historischen Begebenheit rein und groß aufzufassen und darzustellen, denn lägen dergleichen nicht geoffenbart in der Geschichte, so wäre es eine Armseligkeit, solch eine hohle Begebenheit poetisch festzuhalten; liegen sie aber wirklich darin, so ist es Frevel, die eigene Weisheit höher zu halten, als die Offenbarung Gottes in seinen Werken und statt der ächten Lebensdeutung falsche Münze zu prägen. Schiller wollte eine romantische Tragödie schreiben, deren Idee ihm durch Tiecks Genovefa entstanden war. — Shakespeare im Heinrich VI. mochte ihn bestimmen, die Verklärung der verläumdeten Johanna zu wählen? Mehrere Scenen, wie z. B. die, wo sie den Herzog von Burgund beredet, überzutreten, sind Repliken von jenen. Die begeisterte Gluth, mit der er sie einführte, entflammt jedes Publicum. Ihre Zeit und Umgebung in der einfachen Heimath und bey Hofe, ist mit einer Wahrheit und Schönheit wiedergegeben, daß man mitlebt in jenen Tagen. Zu tadeln wäre die zu merkbare Gewalt, die Shakespeare auf Schillers Kriegsscenen ausübte, ja er hatte vielleicht selbst auf diesen Character der Jungfrau einigen Einfluß, bey welchem Schiller schwankend schien, ob er ihm nicht einige dämonische Beymischung geben sollte? Das Zeichenschreiben im Sande, die Erscheinung des im Atheismus geschiedenen Talbot, wo die Hölle ihr offenbar guten Rath ertheilt ꝛc. scheinen darauf zu deuten. Höchst unangenehm ist die Umbeugung ihres Characters aus einer naiv-kindlichen, demüthigen Gottesstreiterinn, die nie mit Blut sich befleckte, in eine sich im Hinschlachten gefallende, gerüstete Pallas. Durch diese Umbeugung war Schiller auch genöthigt, jene, die Menschheit selbst ehrende Wahrheit, nähmlich ihr reines, nur Gott geweihtes Gemüth durch irdische Liebe zu dem Feind zu beflecken und die Geschichte selbst umzustalten. Das mochte Wetzeln bewegen, dem weit überlegenen Vorgänger zu folgen. Er vermeidet sorgfältig jeden romantischen Schmuck, ja gefällt sich in einer gewissen Rauhheit der strenge geschichtlichen Darstellung, den Gegenstand in seiner Schönheit voller wirken zu lassen. Mit Kraft und Anschaulichkeit, schreitet er eilig durch die Begebenheiten hin. Den Wendepunct des Lebensschicksals der Johanna macht ihr Überschreiten der Sendung, welche nur bis Rheims gelautet, indem sie dem Befehl des Königs nachgibt. Treu der Historie, bleibt die Ausführung ihres Endes doch hinter der einfachen Erzählung zurück. Das Werk hat in manchem Betracht, Ähnlichkeit mit dem ältern König Lear, nicht nur in der Schmucklosigkeit, sondern auch in jenem Genügen, das, was der Dichter beabsichtigte, mehr anzudeuten, als voll auszuführen und ist reich an mannigfaltigem Verdienste. — Hermannfried, letzter König von Thüringen, verräth im Ausdruck und Ideengang, überall denselben Dichter, aber die Charactere sind voller entwickelt. Er scheint den Versuch beabsichtigt zu haben, die Kraft deutscher Vorzeit in einer, den Nibelungen befreundeten Wildheit der Katastrophe zu zeichnen. Es ist viel Unvollendetes bey mancher großen Übertreibung der Darstellung in dieser Arbeit, die im Ganzen ein sehr schätzbares Talent beweist. Die reiche verwickelte Geschichte entfaltet sich mit seltener dramatischer Klarheit. Die Erfindung ist so gewendet, daß die Tragödie durchaus historischen Gang gewinnt und in historischem Sinn ist sie gearbeitet. Manche Charactere sind nicht voll herausgebildete Nachahmungen größerer Muster, doch sehr geschickt ins Ganze verwebt und durch die Umgebung gehalten. Hier und da ist ein Schwanken sichtbar in Characteren. Der schwierige Hauptcharacter ist unstreitig mit vielem Glücke gehalten und mit einer den Dichter ehrenden Mäßigung; das Werk ist überhaupt, trotz seiner Mängel großartig und überaus kräftig, ohne das in unsern Tagen leider allzuhäufige Haschen nach Sentimentalität, die eben deshalb meist eine falsche, eine übertriebene ist, ohne Rauppachische Casuistik und spitzfündiges Doctrinieen. Ohne eigentliche Vorliebe für die äußeren Lebensformen der Vorzeit und bey mancher Ähnlichkeit des Stoffes mit Macbeth, dennoch von unbezweifelter Eigenthümlichkeit in den Grundpfeilern und überhaupt aus freyer Seele gedichtet. — Hätten wir mehrere Dichter vom zweyten Range wie Wetzel, so wäre die noch zweifelhafte Fortbildung unsres geschichtlichen Schauspiels gesichert.

Franz von Caspar behandelte in seinem Maximilian I. von Bayern, einen durch den Character selbst und durch sein folgenreiches Eingreifen in die Zeit, sehr bedeutenden Stoff, der nur einer, sich durchaus auf die größern Verhältnisse der Handlung einlassenden Darstellung bedurft hätte. So aber ist Alles in den engen Kreis des bürgerlichen Trauerspiels niedergeschraubt, in abgemessene und kühle Discurse zersetzt, der Held ein Ifflandischer Hausvater! das Verdienst des ziemlich nachlässig versifizirten Werkes ist die Führung der nicht glücklich angelegten noch geordneten Handlung, Talent übrigens nicht zu verkennen, trotz der bürgerlichen Mattigkeit und der leidigen Qualen des Hausstandes und kurrenter Geschäfte.

Durchaus geschichtliche Stoffe verarbeitete der Freyherr von Auffenberg der historischen Verfahrungsweise gemäß, der Handlung ihr volles Gewicht und ihre volle Breite lassend. Doch kränkelt in allen seinen Werken eine sichtbar gesuchte Idealität und ein Zwang, die Stoffe umzumodeln, nach gewissen vorgebrachten Begriffen vom Schönen und Großen. Unwillkührlich muß man daran denken, daß eine Geschwulst nur im buchstäblichen Sinne eine Erhabenheit sey!! So ist in der Tragödie: Wallace der kühne, ruhmbegierige, um die Mittel nie verlegene Held, ein Streiter für die Freyheit geworden, im Innern aber, durch eine ideale Liebe, wie zu Galerte geschmolzen. — In der Bartholomäusnacht sind bey gelungener Characteristik, der lieben Liebe wegen, die wichtigsten Momente im Hintergrund geblieben. — In den Syrakusern erreichen die Schwärmereyen und Aufforderungen zu Großthaten, die keine sind und das übersüße Gekose seinen Gipfel. Schwer dürfte sich dergleichen weiter treiben lassen. Im König Erich, wo dem Laster die Tugend entgegensteht, zeigt sich, wie sonst auch, manche glückliche Anlage, die aber auf den idealischen Stelzen nicht weiter kommen kann. In allen Stücken, bey derselben Richtung auch dieselben Gebrechen: drum sey es genug von einem zu reden und zwar von seinem ersten, wo die Fehler noch unbefangen und nicht zur Manier verknöchert waren. In den Flibustiers sucht er den Fall Panamas als Strafe darzustellen für jene früheren zahllosen Gräuel der Spanier und von den Schrecken der allgemeinen Zerstörung, den Blick auf ein einzelnes, schuldlos leidendes Paar zu leiten. Aber das gehaltlose Schmähen hohler Egoisten und die Phrasen eines mit falschen Tugendmaximen gespickten Menschen, können wohl nicht jene Schreckenszeit würdig vergegenwärtigen. Die Characteristik, besonders die Behandlung der Liebe zeigt eine befremdende Lebensunerfahrenheit und wässerichte Schwärmerey. Auch könnte wohl kein Stück oberflächlicher und alltäglicher erfunden seyn, als so ziemlich alle des Verfassers. Ziemlich lebhafte Phantasie und eine häufig überkochende, manchmahl wie Feuer und Wasser zischende Wärme der Darstellung können Auffenberg nicht abgesprochen werden, hätte nur eine gesunde Philosophie ihn gelehrt, das Leben zu ehren — Die dramatische Kunst fordert einen männlichen Geist und Reife des Anschauungsvermögens, durch Erfahrung selber gewonnen.

Wilhelm von Schütz hat in Carl dem Kühnen (uns durch Johannes Müller in der Schweizergeschichte, durch Walter Scott im Quentin Durward so unnachahmlich hingestellt) seinen Stoff mit einer, bisher in Deutschland ungewöhnlichen Treue behandelt. Er suchte die Poesie einzig in dem, in allen Details klaren Hervortreten der historischen Idee, durch selbstständige und naturwahre Characteristik. Zu diesem einfachen und sichern Wege drang Schütz, beynahe durch alle Pfade und Irrpfade unserer Literatur. Sein Lacrimas zeichnete sich aus durch tiefe Gefühlsgluth und durch reichen Schmuck des Verses. Selbst der gesuchte Ausdruck steht nicht übel an dieser, in einer abgeschlossenen Welt webenden Dichtung, die zu einer Gattung gehört, in der wir den Alarcos haben, der nur bedauern läßt, daß nicht mehrere ihm zur Seite stehen. Wohl aber war die mit vielfältigem Studium und Geistesaufwand zu Stand gebrachte Nachbildung der griechischen Chortragödie eine Verirrung, welche die selbstständige Entwicklung unserer dramatischen Kunst in ihrer blühenden Zeit hemmte. Auch die Proserpina wurde durch gehäufte Combinationen in ihrem eigentlichen Leben gestört. Graf Schwarzenberg, den Übergang zum eigentlich historischen Schauspiel bildend, hat bey aller schönen Characterdarstellung, die mehr Ruhe als Leidenschaftlichkeit sucht, eine undramatische Scenenverknüpfung und im Hauptcharacter eine zu reflektirende, den Gang des Stücks hemmende Selbstbeschauung. Überhaupt zeigt in Schützens Werkrn die Reflexion eben so viel Einfluß, als schaffende Phantasie, wodurch ein Verweilen bey seinen Ideen und ein gewisses Zaudern im Vers entsteht. Das Alles, verbunden mit Dunkelheit des kurzen Ausdrucks und steinharter Altgebackenheit in Vers und Sprache, hindert nicht, Carl den Kühnen, als ein Beyspiel eines durchaus in großem Sinn nach welthistorischen Ansichten aufgefaßten Stoffes zu nennen. Mit Beseitigung alles sonst billigen Schmuckes in Ausführung der Einzelnheiten, ist auf die Hauptsache, auf Entwicklung und Darstellung der Begebenheit selbst, hingearbeitet; die Characteristik in Schärfe gezeichnet, doch nur als Mittel jener Entwicklung behandelt. In anspruchloser Natürlichkeit entwickeln sich die reichen Begebenheiten, wohl Stoff zu mehreren Tragödien, rasch auf einander, ohne sich zu drängen, die nächste Zukunft schon im Keime in sich tragend. Carls Schicksal ist der Mittelpunct des Ganzen, sein Character die durch dasselbe wirkende Kraft. In der ganzen Führung dieses ächt historischen Schauspiels ist die Dunkelheit des Verhältnisses zu Frankreich zu tadeln; der ungemein schwierige Charactee Carls so aufgefaßt, ist meist gut gezeichnet und selbst in den Nebenpersonen verräth sich die so seltene Kunst im Hintergrund mit klaren Umrissen zu zeichnen; die Wahl und Stellung der aus dem außerordentlichen Reichthum herausgelesenen Ereignisse ist meist glücklich.

Durch die Masse des Stoffes war Schütz gedrungen, überall die Begebenheiten im Großen aufzufassen und alle

Lyrik fern zu halten; wodurch er seiner Zeit ein Beyspiel gab, was uns Allen zu thun obliege, denn, wenn die *griechische Tragödie* nur möglich ward, indem der *in allgemeiner Weltbeschauung* gleichsam über die Fläche des Daseyns gleitende Geist durch Begründung der *Lyrik* sich in sich versammelte und die innere Würde menschlicher Empfindung enthüllte, so muß bey uns *gerade das Gegentheil* eintreten, da wir, von der abgezogensten Einzelnheit herausgegangen, es meist versäumten; die Verhältnisse des Einzelnen in gehöriger Unterordnung zum Ganzen des Menschenlebens zu betrachten, der einzige Weg zur großartigen Großartigkeit des Gefühls, zu begeisterter Wahrheit, zu ächter Würdigung des Daseyns. — So dürften wir, *im diametralen Gegensatze mit den Griechen, den Weg zum ächten Epos*, erst durch ein vollendetes, in seinen reichen Zweigen mannigfaltig bearbeitetes Schauspiel finden. — Für *Deutschland* ist sie insbesondere nöthig, die *vaterländische Vorzeit dramatisch zu behandeln*. Minder handelt es sich um die (viel leichtere) *Dramatisirung einzelner Ereignisse*, als fürs erste um *Belebung eines Stoffes*, der das germanische Wesen im Großen und Ganzen und die tieferen Eigenthümlichkeiten seines weltgeschichtlichen Strebens sichtbar mache und uns eine *Ilias* sey!

Welche Fülle liegt nicht in der, durch *Pfister* und *Raumer* so trefflich geschilderten Epoche der *Hohenstauffen* zur lebendigen Anschauung der Würde deutscher Vorzeit und zur Überzeugung, das Wesen der Poesie liege nicht in einem hohen Ideal, sondern in der Verherrlichung des schönen Daseyns und Wirkens, auf Ideen begründet, die man nicht erfunden, nicht hineingezwängt, sondern aus liebe- und ehrfurchtsvoller, klarer Anschauung hergeholt hat. Der Mittelpunct deutscher Literatur wäre gefunden, in einem großen Werke kund gegeben und alle Zerstücklung wäre aus. Nehme die Nation das Werk lebendig auf, so würde der Nibelungensang, nicht mehr fremd den Character mit neuer Kraft durchglühen. Was *Faust* wolle? würde nicht mehr heraus räsonirt, sondern im Gefühle erfaßt, *Schiller* bekäme seine Basis. Falsche Idealität, sententiöser Wortklang, Schicksal, könnte nicht mehr für sein *Wesen* gelten und der wichtigste Theil unsrer dramatischen Literatur, der romantische, erhielte seine Bedeutung.

Die romantische Poesie der germanischen Vorwelt bezeichnet ein bewußtlos kindliches Streben, das Welträthsel durch eine gesuchte Analogie mit den zartesten Gefühlen zu entziffern und zu vergeistigen. Ist solch eine fromme Selbsttäuschung auch für uns unmöglich, so fand sich doch auch unter uns romantische Poesie bey vieler bloßer Nachäfferey, Gefühlsgewinsel, Reimgeklingel und vertrockneten spanischen Fliegen. — Überhaupt bewies diese Nachäfferey des Zufälligen auf der einen und die Geringschätzung auf der andern Seite, wie wenig die Zeit auf eine Poesie vorbereitet war, die dem Leben eine Bedeutung nachweisen soll, die durch historische Dichtung wohl begründet, aber nicht in ihrer höchsten Verklärung zur Anschauung gebracht werden könne. — Die *neuere* romantische Poesie ging nicht aus eigener Kraft hervor, sondern aus Erkenntniß der altgermanischen. Religiöse Rührung gab ihr die Weihe. — So wirkte *Novalis* (Freyherr von Hardenberg) der Zeit fremd, wie ein begeisternder Prophet auf Freunde, mit gleicher Tiefe der Einsicht und Macht des Gefühles ausgestattet. Die Poesie (in ihm, rein symbolisch,) nahm in *August Wilhelm* und in *Friedrich Schlegel* eine mehr classische Wendung. In *Ludwig Tieck*, bey großer Zartheit, Productivität und Beweglichkeit der Phantasie näherte sie sich mehr der Gegenwart, aber mehr *ironisch*, als sich ihr wirklich gesellend. Auch das Widerstrebende wurde in dieser flammenden Begeisterung der Freunde; zur *Kunst* und die tiefen, philosophischen Aufsätze des *Athenäums* sind in Auffassung und Verkündigung, hohe Poesie. Gewann aber der durchaus romantische *Novalis*, selbst der *griechischen* Poesie, eine romantische Seite ab, so gründeten *die beyden Schlegel*, beyde Gattungen aufs schärfste begränzend und jede Nationalität würdigend, das noch unerschütterte System der Kritik. — Diese beruhend auf dem *poetischen Gewinn aller Jahrhunderte*, fand in der Ächtheit goethischer Kunstwerke Gelegenheit zu Aufklärungen über die Gesammtheit der Kunst. Doch ist der Character goethischer Poesie im Ganzen ruhige Überschauung des Schönen, das befriedigte Gefühl des Besitzes der Trefflichkeit; die romantische aber, von Rührung ausgehend, liebt mehr das *unruhige Streben* nach dem *Schönen, als sich ihm befriedigt hinzugeben*. In *Tieck's* Werken sehen wir bey allem deutschen Character das Bestreben, *das Schöne aller Zeiten* zu umfassen. Alles gehört ihm eigen, ruht aber auf dem Überblick der *gesammten* Poesie, vorzüglich der germanischen Völker. Daß aber seine Poesie sich doch nicht, das Volk durchdringend ruhig fortbildete, weit mehr Veranlassung zu Mißbildungen als Kunstwerken ward, zeigt, wie sehr sie dem Mißverstand ausgesetzt ist. Überhaupt da die romantische Poesie einen Zustand vergeistert, dessen Realität noch nicht einmahl hinreichend erkannt worden, so schwebt sie unbegriffen über einem unbegriffenen Thema. So kann für seine *Genovefa*, (mit dem *Faust* wohl das erste deutsche

Meisterwerk,) worin das Leben der Vorzeit erklärt ist, im Sinn dieser Vorzeit nur fühlen, wer Sinn für jene Zeit und ihre Klänge begriffen hat. Ein ächt historisches Schauspiel müßte das Volk zur Erkenntniß seiner eignen Wesenheit bringen und dadurch auch zum Verständniß seiner Poesie. Diesem selbstständigen geschichtlichen Drama würde sich leicht romantischer Geist beygesellen, ihm eine so tiefe, Wirklichkeit und Dichtung in sich nach einer hohen Idee vereinende Natur verleihen, daß darin deutsche Kunst neuerer Zeit ganz offenbar werden und das Nationaltheater begründet finden würde (!?)

Immermanns Schauspiele sind größtentheils der Reflex der excentrischen Seite unserer Literatur; doch ist ein solches Übermaß immer erfreulicher, als das Hinschmelzen in falscher Idealität. Die Prinzen von Syrakus sind ein, in modernem Stoff aristophanisches Lustspiel; die durch das Ganze hingehende Ironie, treffliche Laune und beißende Satyre hätten dem Verfasser gewiß einen hohen Sieg errungen, wäre er schon im vollen Besitz seiner Kräfte und Herr seiner selbst. Das lustige Stück ist zugleich Parodie eines verfehlten tragischen Systems und durch die Kraft der Darstellung auch selbstständiges Werk, dessen Keckheit an Holberg mahlt. Manche Übertreibungen kommen vor dem vielen Guten nicht in Betracht; aber bedauern muß man, daß der hinter dem Scherz zwar immer angedeutete Ernst nicht gründlicher zum Vorschein kommt und das Ganze mehr den Anschein eines losen Spiels, als einer männlichen Auffassung der Kehrseite dieses Ernstes hat, was der Dichter doch gewollt. Noch weniger Reife der Kunst aber überall ächten Dichtergeist bewähren die Trauerspiele. Das Thal von Ronceval schildert den Fall Rolands durch Ganelons Verrätherey und ist von den falschen Sentimentalitäten junger Dichter beynahe ganz frey. Die Anlage der Handlung, des höchsten tragischen Effects fähig, erreicht ihn doch nicht, weil die Ausführung manches Zufällige hat und die Characteristik der vollen tiefen Kraft entbehrt. Auf der Bühne, wo die Persönlichkeit der Darstellung manches ersetzt, dürfte es gute Wirkung thun. Edwin zeigt mehr Kraft, ja zu Zeiten Erhabenheit und große Lebendigkeit; aber eine Fülle von Mißverständnissen entfremdet das in seiner Anlage wohl berechnete Werk dem gesunden Gefühle. Der Edelmuth ist wahrhaft poetisch, die Bosheit aber geradezu mißlungen, so daß sie gar keinen Eindruck hervorbringt; die komischen Scenen meist ganz außer dem Platze sind oft höchst langweilig. Auch Petrarca ist mißglückt, in Anordnung und Behandlung gleichwohl den Dichter bewährend. Die ganz gemeine Sündenhaftigkeit Petrarcas, gibt kein Gegenstück zum Tasso, hätte aber ein solches werden können, wenn Immermann das Daseyn als etwas Heiliges, in einer seiner edelsten Äußerungen, wie Petrarca wär, schonen und ehren gelernt hätte, statt es der Willkühr zu unterwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung der zweyten Abtheilung des Handbuches für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate.

Von R. E. v. Jenny.

(Fortsetzung.)

Zu Nr. 257 Reise von Preßburg über Thurotz Zsambokreth Also Kubin, Jordanow, nach Krakau.

Von Thurotz Zsambokreth nach Szutsan führt die gebaute Straße *) nicht über Szent Marton, sondern bey der alten Berg-Veste Szklabina vorüber bis Stypovniczka (Kis — Selmetz) von wo man auf einem recht guten Verbindungsweg links ausbiegend nach Szutsan gelangt. Die hier angegebenen 2 Schlösser, sind unbedeutende, die Erwähnung nicht verdienende Kastelle. Wohl aber stand hier eine künstliche Bogenbrücke über die Waag kühn gesprengt, deren eine Brückenkopf aus gewaltigen Quadern aufgethürmt, noch zur Bewunderung und zum Bedauern aller Gebildeten da steht, den andern untergrub die Fluth im Vertilgungsjahr 1813, worauf der Sturz des ganzen Werkes folgen mußte. Jetzt erblickt man dort eine hölzerne Jochbrücke als Surrogat jenes noch in seinen Trümmern großartigen Baues. Der Markt besitzet manche Freyheiten, die sich aus jenen Zeiten herschreiben, wo König Sigmund auf dem benachbarten Szklabina weilte, die Bürger aber seine Küche auszuhalten verpflichtete. Dem gegenüber liegenden Ort Turany aber ward die Markt-Gerechtigkeit gegen dem, daß er des Königs Marstall, so lang er auf dem Schloß sich aufhielt, frey halte. Später ward diese Abgabe zu Gunsten der Besatzung erhoben, und besteht noch, wie denn jeder haussäßige Bürger dem Freyherrn von Reway als Herrn der Burg Szklabina, jährlich 4 Centner Heu, unter der Benennung Husaren-Heu abgibt. Der Thurotzer Krivan, unter welchem Turany liegen soll, dürfte Wenigen bekannt seyn, es müßte denn der Verf. die Magura damit gemeint haben.

Der Übergang in die Arva über die kleine Fatra ist höchst beschwerlich, ja mit einem etwas schweren Reisewagen, gar nicht ausführbar, wie es denn allen Reisenden in diese Gebirgsgegenden wohlmeinend anzurathen ist, ihr Fuhrwerk so leicht wie möglich einzurichten, wollen sie nicht mancherley Aufenthalt sich aussetzen.

*) Es ist des Bemerkens nicht unwerth, daß im Slavischen die Kunststraße Hradska Czesta, Schloß oder Burg Weg benannt wird, in alter Erinnerung an das Hauptschloß in jeder Gespannschaft, von welchem aus der Ober Gespann oder Graf die Landschaft regierte, und die dahin führenden Straßen bauen ließ. Dagegen bezeichnet sie der Ungar mit dem Nahmen Orszäg üt d. i. Reichs-Straße.

Bey Kralovan stützt die Arva, der ansehnlichste Fluß, den die Waag aufnimmt, in rechtem Winkel diesem Strom entgegen, und bildet einen See, der bewegungslos scheint, weil die entgegengesetzte Richtung beyder mit Gewalt zusammenprallenden Gewässer, die bewegende Kraft aufhebt, bis die eine sich wieder das Übergewicht errungen hat. Mitten in diesem Kampf der Wogen, taucht ein mächtiger Felsblock sein graues Haupt aus den zischenden Fluthen, ernst niederblickend auf die gewaltige und doch ohnmächtige Wuth der an ihm aufschäumenden Brandung. Manchem Floß war er jedoch gefährlich, darum erbaute fromme Andacht ein Kapellchen auf seinem Scheitel, dessen Schutzpatron sich jeder Vorüberfahrende empfiehlt. Das ganze Bild von himmelangethürmten Bergen rings eingefaßt, ist von wild romantischer, erhabener Schönheit, besonders von dem fahlen Wiederschein der untergehenden Sonne beleuchtet, die jedoch die hiesigen Bewohner sechs Wochen hindurch entbehren müssen, wenn sie den niedrigsten Bogen ihres Laufes beschreibt.

Nun beginnt der Reisende sich zu erhohlen, denn er fährt auf einer Straße, deren Vortrefflichkeit ihn höchlich überrascht in dieser unwirthbaren Wildniß. Sie ist aber auch ein wahres Römerwerk, mit Gewalt abgetrotzt und abgekämpft der widerstrebenden Natur, die hier dem Menschen keinen Zugang gestatten zu wollen scheint. Ein sehr schmales Thal, nehmlich von Bergen riesenhafter Höhe gebildet, füllt die reissende Arva ganz aus, so daß an vielen Orten, der jähe Abhang auch nicht einen Fuß breit Raum gewährte. Dennoch faßte man den kühnen Gedanken in die linke Berglehne eine Straße einzuhauen, sie mit Steinmauern von 2 bis 4 Klaftern Höhe, Wasser-Wehren und Eisbrechern zu unterstützen, und weit über den höchst möglichen Wasserstand des Flußes zu erhöhen, so daß sie zu jeder Jahreszeit fahrbar sey. Wenn man noch in Betracht nimmt, daß mit Ausnahme zweyer kurzer, leicht zu überblickender Strecken, der Bau durchaus so geführt, daß zwey beladene Wägen einander bequem ausweichen können, und über eine Stunde lang ist, so wächst die Bewunderung und der Dank gegen jene würdigen Männer noch mehr, die den Muth hatten, dieses herrliche Werk zu unternehmen und zur Ausführung zu bringen. Als Erinnerung an die überwundene Schwierigkeit im Sprengen der Felsen, hat man an einer der engsten Stellen einen Bogen stehen lassen, der nur kaum die Durchfahrt gestattet, und in seiner rohen Einfachheit sich trefflich ausnimmt Wir halten diese Straße wie die sogleich zu erwähnende Brücke, für eines der interessanteren Kunstwerke ihrer Art in der Monarchie, wie denn überhaupt dem Arvaer-Comitat der Ruhm gebührt, die besten Straßen im ganzen Reich zu besitzen, ein Lob, das es hauptsächlich der unermüdeten Thätigkeit seines Ober-Gespanns, Sr. Excellenz des Grafen Paul Szapary, und des ersten Vize-Gespanns Herrn Wendelin von Abaffy verdankt.

Der Flecken Velicsna (Nagy Falu) ist einer der ansehnlicheren der Gespannschaft, und hat ein großes schön eingerichtetes Herrschaftshaus, in welchem die Directorial-Versammlungen der Thurzoischen Nachkommen, als Besitzer der über 3/4 des Comitats einnehmenden Herrschaft Arva, abgehalten werden.

Also Kubin wird auf dieser Reiseroute nicht berührt, sondern bleibt rechts etwa eine Viertelstunde entfernt liegen. Das Comitatshaus ist ein hübsches Gebäude, und die Brücke, wenn auch nicht auf Quaderpfeilern (wie angegeben ist) sondern auf hölzernen Jochen ruhend, gewährt einen bequemen Übergang. Dagegen verdient jene bey Mokragy umständlichere Erwähnung. Über den beyden von großen Quadersteinen erhöhten Niederlagern, erheben sich gemauerte mit Säulen und Inschriften verzierte Portale zur Ein- und Ausfuhr, durch welche man in einen langen bedeckten Gang gelangt, der bis zur Brusthöhe geschlossen, durch die kaum 4 Schuh hohen offenen Seiten, Licht erhält. Ein einziger Bogen, dessen Sehne bey 5 Klafter Breite, 45 Klafter lang ist, wölbt sich in einer Höhe von 8 Klaftern 3 Schuh über das gewöhnliche Flußbett, und ist auch von außen ganz verschallt, so daß Regen und Schnee, der ungeheuren Holzmasse nichts anhaben können. Desto mehr Widerstand finden dagegen die in diesem rauhen Klima häufigen Stürme, deren Gewalt hier doppelt in Anschlag zu bringen war. Daß aber dieses gewaltige Sprengwerk allen Elementar-Zufällen, darunter auch der unerhörten Überschwemmung des Jahres 1813 seit der Errichtung 1801 ohne geringste Beschädigung widerstand, beweiset die richtige Berechnung des von Herrn Johann Groß, ehemahligen Gallizischen Straßen-Bau-Director entworfenen Planes, so wie die Geschicklichkeit des ausführenden Zimmermeisters Gottfried Panusch. Um das Werk jedoch ganz würdigen zu können, empfehlen wir jedem Reisenden, am jenseitigen Ufer abzusteigen, und unter den Bogen zu treten, was bey gewöhnlichem Wasserstand keine Schwierigkeit hat.

Das Schloß Arva enthält viele Merkwürdigkeiten, jedoch bloß aus der Zeit des großen Palatins Thurzo und seiner nächsten Nachkommen, wenn man nicht einige Inschriften aus älteren Perioden ausnimmt. Vorzüglich dürfte die Bildsäule dieses Heroen von weißem Marmor auf seinem Grabmahl in der Capelle ansprechen, obwohl wir jener, bey Trentsin erwähnten des Grafen Caspar Illyeshazy, den Vorzug einzuräumen geneigt wären. Ein gleichzeitiges Bildniß, und viele Handschriften, können immer den Besuchenden angenehm beschäftigen, wenn er auch die höchste zwar gedeckte, aber unbewohnbare Veste der trefflichen Aussicht wegen, nicht ersteigen will, oder an historischen Reminiscenzen, deren ihm auf jedem Schritt welche aufstoßen, weniger Theil nimmt.

Bey Oluka und Nizsna muß man über die Arva, so wie vor Twedosin, dessen Salzamt eine Haupt-Niederlage für pohlnisches Salz ist, aus der die übrigen an der Waag gelegenen größten Theils ihre Vorräthe erhalten. Irszylenna ist ein Druckfehler statt Irsztenna, eben so Podulk für Podolk. Bey Jablonka theilt sich die Straße in drey Äste, die alle nach Gallizien aber nach verschiedenen Orten führen. Links geht es über Zubritza und den Berg Csernetz nach Skawica, gerade fort nach Spytkowice und Jordanow — wie der Verf. angibt — und rechts über Pekelnik nach Dunajec und Neumark. Doch sind nur die beyden letzteren Chausseen. Der Berg Baba Gura, von dessen Gipfel Krakau gesehen werden kann, gehört zur Hälfte nach Ungarn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 27. und Freytag den 29. July 1825.

(89 und 90)

Das Schloß Osterwitz.

Unter den vielen Burgen des tief gesunkenen Carantaniens ist keine, deren Ruf und Herrlichkeit sich so lange erhalten hat, als Osterwitz. In eines der schönsten Thäler des Kärnthnerlandes, von den Fluthen der brausenden Gurk benetzet, hat die Natur einen Kalkblock hingethürmt, welcher die nachbarlichen Berge und Hügel, in einem weiten Halbkreis, bis hin an die Saualpe, an die Frisacher und Gurkthaler Gebirge überschauet. Ein Gurt von Mauern zieht sich spiralförmig, mehrfältig sich durchkreuzend um den Fels, und all die vielen Thürme, Warten und Zinken dienen wie Perlen an dieser Halsschnur, dem Schloße zum Schmucke, welches am Felsenhaupte als Krone sich erhebt. Des Landes alte Hauptstadt St. Veit, die Burgen des üppigen Glanthales, Carlsberg, Liebenfels, Gradenegg, Hardek, in perspectivischer Vertiefung bis hin zum Sperrpunct Glanegg; die noch in ihren Ruinen prangenden Kraiger Schlößer. Tattenbrunn und Mansberg — mit dem vielfältigsten Farbenwechsel der dazwischen liegenden Landschaft — entfalten dem Herabschauenden ein wahrhaft mahlerisch-historisches Tableau, dessen großartiges Ganze eben so überraschend ist, wie das Einzelne anziehend durch Erinnerungen, deren Aufzählung zur Landesgeschichte würde. Wie da, wenn schon der Abend über die nahen Thäler und Tiefen seine Fittige gesenket hat, das scheidende Tageslicht noch in den Fenstern und an den Zinnen der hohen Osterwitz flimmert und schimmert, bis es allmählich im Purpur der Dämmerung verlischt, so der Rückblick auf die Geschichte dieser Veste hinab in die nachtende Vorzeit.

Den nachbarlichen Virunensern mochte dieser erhabene Punct nicht unbeachtet geblieben seyn; der noch in der Burg vorhandene Gedächtnißstein des Bassus Congeislus, welchen er sich und seiner Gattinn Camulia setzte, und das Steinbild eines Mithras-Priesters machen es wahrscheinlich. Abgesehen von dieser antidiluvianischen Zeit der Völkerwanderung, finden wir Osterwitz (slavonisch soviel als ein auf spitzem Fels gelegenes Schloß, paralell mit Osterberg, Schärfenberg) bereits in der Urkunde des Carolingers Arnulf (von 20. November 890) unter den Orten aufgezählt, welche er an das Hochstift Salzburg vergabte. Indessen war es den Tagen der Sponheimer vorbehalten, das bloß urkundliche Daseyn dieser Burg in den Jahrbüchern der Geschichte in das wirkende zu übertragen.

Großes Erbe und Gut hatten sich die Ankömmlinge vom Rhein, die Sponheimer in Kärnthen, in Krain und in Untersteyer von den Lavant- und Mürzthaler Grafen angeheirathet und selbst der Herzogshut war mit des letzten Eppensteiners Heinrich Absterben im Jahre 1127 auf sie übergegangen. Da bauten sie die Kirche und das Kloster St. Paul, und versahen beyde mit reicher Spende, daß sie dort sanft ruhen möchten die Gebeine ihrer Ahnen; der Hofhalt aber zog sich weg, von der düstren Gruft, nach St. Veit. Reges Leben verbreitete sich im neuen Kreise: wie an der Hohenstauffen Kaiserthron, den sie als eifrige Gibellinen oft gesehen, und denen sie folgten auf allen Zügen in das schöne abrr verderbliche Italien, waren auch hier Gesang und Minne, Prunk und Ritterspiel einheimisch. Als der Stauffen Letzter Conradin am Blutgerüste zu Neapel starb, da überlebte des gewaltigen Stammes Fall der Sponheimer Herzoge jüngster Sproße nur um einige Jahre. Wie vom Schicksale zum Abglanze der hohen Gönner und zu Gefährten ihres Verlöschens ausersehen, schufen sich die Sponheimer an ihrem Hofhalte zu St. Veit drey Erbämter; das Marschallamt, welches zuerst die Carlsbergen zierte, das Truchseßamt, der Kraiger langes Erbe, und die Würde der Mundschenken, welches die Osterwitzer bis zu ihrem Aussterben bekleideten.

Die Walchen, ursprünglich salzburgische Lehensleute, nun Herrn der hohen Osterwitz, kredenzten bey des Her-

zogs Tafel den Becher, wohnten aber auch sicher und wohl auf der eignen Burg. Dreyfach erhoben sich Thürme und Mauern über einander, auf dreyen Absätzen eben so viele Vesten bildend. Bey fast allen Verhandlungen der Kärnthner-Herzoge erscheinen die Osterwitzer als Bürgen und Zeugen. Sie halfen die blutige Fehde mit dem mächtigen Grafen Starhand von Heimburg auskämpfen; ein Osterwitzer war Zuseher des doppelten Siegesfestes, über Fried und Liebe in dem Münster zu Viktring. Der Geist der Andacht wehte von der Herzogburg hinauf bis zur Felsenburg. Gottpold von Osterwitz mit seiner Frau Diemud schenkten ihr Erbgut Tigring der Kirche zu Gurk, und damit es zu Hause, wo der Erde Freuden so oft einkehrten, nicht am himmlischen Troste gebrach, ward ein Geistlicher von dorther gerufen und bekam da Wohnung und Pfründe.

Nicht leicht gab es ein Turnier, ein Hoffest oder eine Fehde, wobey nicht die Brüder Heinrich und Hermann von Osterwitz Theil nahmen. Das ewige Treiben und Geräusche an Herzog Bernhards Hofe in seiner Burg zu St. Veit und dem herrlichen Freyburg, die Züge des Liechtensteiners als König Arthus und Königinn Venus, die ernsthaften Kämpfe mit dem kriegerischen Bamberger Bischof Ekbert, machten die Gemächer der Hohen Osterwitz nur zu oft einsam und stille, manches einträgliche Gut wegkommen durch Pfandschaft und Verkauf. Da legten sich die Ritter des Adlernestes auf Wegelagerung, Raub und Plünderung; hoch auf wirbelten die Rauchsäulen von den in Brand gesteckten Gütern der Gurker Domherrn und des Viktringer Stiftes, die Verließe in Osterwitz füllten sich mit gefangenen Dienstmannen der Stifter und harrten des reichlichen Lösegeldes. Fruchtlos zogen die Prälaten mit ihren Vasalen zu Felde, vergebens drohte und mahnte Herzog Bernhard. Nur die nacheilenden Rachegeister drangen ein durch Pforten und Gitter und so geschah es, daß Ortolf von Osterwitz auf seinem Sterbelager mit lakonischen Schmerzen des Gewissens ringend Gott, seinen Dienern, und seinem fürstlichen Herrn sich zu sühnen verlangte. Nur auf seines Sohnes Ulrich Fürsprache entschloß sich der herzogliche Vater dem Reuigen die Hand zur Vergebung zu biethen und mit den herbeygerufenen Vögten der Stifter und Gotteshäuser, (31. May 1254) den Schadenersatz zu vermitteln.

Bald erstummte auch in der nachbarlichen Herzogburg Klang und Sang. Bernhard wanderte 1256 zu seinen Vätern, und der Kinder- und Freudenberaubte Ulrich übertrug sein Eigen in Kärnthen und Krain an den ohnehin übermächtigen Böhmen König Ottokar. Ein Leichtes war es ihm in der kaiserlosen Zeit, ohne weiteres Recht und Urtheil sich der Sponheimischen Alloden zu bemächtigen und des alten Herzogstammes Einzigen und Letzten, den Kirchenfürsten Philipp zu verdrängen. Die Edlen Kärnthens, ohne Unterstützung und Hoffnung des Erfolges, unterwarfen sich dem Machtspruche des Löwen, und verglichen sich für sich mit Ottokar. Auch Osterwitz, das unbezwungene, ergab sich ihm nach der Chroniken Meldung wahrscheinlicher friedlich als durch Gewalt.

In der äußerst unruhigen Zeit der Tyroler Herzoge, wo der kühne Auffensteiner Conrad unumschränkt das Wort und die Waffen führte, der Carlsberger unter dem Henkerbeile blutete, der stolze Heumburger, Ulrich, der Herzogswitwe, der Babenbergerinn Agnes Gemahl, die Grafen von Freyburg flüchtig außer Landes irrten, da wußte Reinherr der Schenke durch kluge Mäßigung sich zu behaupten, und mehr als ein Mahl bothen sich Feinde, die Weiseneker, Walsee, Auffensteine und Pfannberger bey Tafelrunde und Pokal zu Osterwitz Sühne und Freundschaft.

Die glänzendste Periode, welche Osterwitz als ein wahrhaft nationales Denkmahl der Treue, des Muthes und der Anhänglichkeit an der Dynastie der Habsburger verewigt, ist der Regentenwechsel nach Heinrichs des Kärnthner Herzogs und weiland Böhmen Königs Absterben. Seine einzig hinterlassene Tochter Margareth die Maultasche, berüchtigt und verrufen wie eine zweyte Semiramis, widerstrebte von den Luxemburgern unterstützt den Ansprüchen der Österreicher. Noch hatte sie eine Partey im Lande; die Schnelligkeit konnte den Gegnern den Vorsprung abgewinnen. Sie griff zu den Waffen, und, was sich nicht durch die Reize der Überredung an die Kunkel fesseln ließ, durch den Schreck der Waffen zu bezwingen. Sage und schriftliche Überlieferung der bald darauf folgenden Zeit haben uns so viele echt homerische Züge von diesem Kampfe bewahret, daß sie auch nach Aussonderung alles Fabelhaften ein treues Bild, wenn nicht allezeit der That, doch gewiß der Zeit geben.

Schon waren Hafnerberg und der Stein des Dietrich gefallen; schon hatte der Dietrichsteiner aus seiner Väter Burg, nachdem alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, sich mitten durch die Feinde nach St. Veit durchgeschlagen, der Wuth der Männer nur allein die kühlen Mauern hinterlassend, noch zögerten Herzog Otto's Hülfsschaaren. Wie dem Tyroler seine Burg und Veste Tyrol des Landes Schlüssel und Krone, ohne dessen Besitz man sich vergeblich Herrn des treuen Alpenvolkes wähnet, so war dem Kärnthner Osterwitz der wichtige Stein auf der Wagschale der Entscheidung. Dahin ging nun der Maultasche Absehen und Trachten; da lagen die geflüchteten Schätze, dort hatte sich der Landadel zusammengeschaart, mit dieser Veste stand oder fiel das Banner der Treue an Österreich. — Reinher Schenk,

dessen Nahmen die Urkunden jener Zeit vielfach nennen, lange schon das Herz und der Schild seiner Landsleute, Nestor zugleich und Ajax, mit dem Dietrichsteiner Colnitzer, dem Liebenberger und Glanegger rc. befehligte das Schloß, 300 Reisige waren seine und seiner Freunde Gehülfen.

Wie das Lava eines Vulkans wälzten sich der Maultasche Geschwader einher, Qualm und Plage verbreitend bis ihre Gewalt an der Felsenburg brandete. Vergebens war jeder Sturm die Höhe hinan, kein Bliden vermochte was gegen das Gestein, ohne Erfolg verschwendeten die Schleudern ihre Wurfkraft; da umgarnte die Frau die Veste, um sich mit dem mächtigsten Feinde, dem Hunger zu verbünden. Stündlich nahm die Noth zu in den von Menschen überfüllten Gemächern und Gewölben der Burg. Bereits waren 200 Knechte das Opfer der Seuche, und der Verrath schlich gleißend in der Burg umher. Die Noth machte erfinderisch; ein Stier, dem man noch kümmerlich an den Grasplätzen der Feste das Leben gefristet hatte, und ein paar Säcke Roggen waren der letzte Vorrath, es gab nichts mehr zu verlieren, sie sollten das Blendwerk für die Belagerer seyn, wie beynahe ein Jahrhundert nachher der Carlsteiner List gegen die Prager. Als der Maultasche Sendbothe mit der letzten Aufforderung hinauf kam, da wurde er hämisch abgefertigt ob seiner Drohungen und seine Herrinn zum Gastmahle geladen. Herab von der Anhöhe ließ man die Stierhaut mit frischem Fleisch und den Körnern des Getreides gefüllt, damit sich die hohe Frau wohl thun könne, während im Schloße alles in Bewegung war, Hörner und Pauken von dem Söller schallten und alle Fenster hell strahlten wie an dem Abend eines Hochzeitschmauses. Da zagte die tolle Gräfinn und voll Grimmes rief sie: Ha das sind die Klaus-Rappen, so auf gute Zeit ihre Nahrung in der Kluft zusammen getragen und auf dem hohen Fels versteckt haben. Die werden wir nicht so leicht in unsere Klauen fassen. So mögen sie denn in ihrem tiefen Nest sitzen. Wir wollen andere gemästete Vögel suchen. Auf Margarethens Befehl tauchten die zahlreichen Hütten und Zelte nieder, und in aller Stille nahm sie beschämt ihren Abzug. Um indessen ein Zeichen zu hinterlassen, daß es ihr nicht an Kraft, nur an Willen gebrach — befahl sie, jeder ihrer Streiter solle eine Sturmhaube voll Erde fassen, und auf einen Haufen zusammentragen. Dieses Denkmahl ihres Weilens und Eilens hat sich unter dem Nahmen der Maultasche-Schutt noch erhalten. Georg Khevenhüller, des Schloßes nachheriger Erneuerer, setzte (1580) auf diesen Platz eine Steinsäule, welche die Büste der Maultasche zierte. Davon ist nur noch das Schaft zu sehen.

Verschwunden war das Phantom von der Gräfinn Siegeskraft, und wie ein wildes Gewässer nahm sie plötzlich ihren Abzug aus dem Lande, nur die Spuren ihres Wüthens hinterlassend. Freudig, wie man ihn nannte, begrüßte Herzog Otto das treue Kärnthen, und die hohe Osterwitz empfing ihn als Triumphpforte. Noch einmahl brach der Sturm los, da (1338) Margarethens Gemahl, Johann von Böhmen durch die Engpässe des Pusterthales in Kärnthen eindringen wollte. Herzog Albrecht eilte herbey und noch eh' er kam, waren die Feinde geflohen. Eines mangelte noch, was dauerhafter hält als des Eisens Härte und der heiligen Schwüre Band: weise Gesetze. Albrecht berief die Edlen nach Grätz, berieth sich mit ihnen über des Landes Wohl und alte Rechte. Den 12. September 1338 ward der Kärnthner Gesetzbuch geschlossen und besiegelt, wie ein Siegeskranz wurde es hinaufgetragen zu dem Kapitole, nach Osterwitz, und durch Jahrhunderte hat sich bewährt der Sybillinische Spruch: Durch Glaube und Gesetz, welchen geführt und erprobt hat der Fürst unserer Tage wie kaum einer!

Von nun an durch eine Reihe von 130 Jahren kennen wir Osterwitz nur als den Geburtsort mancher um Staat und Kirche verdienter Männer. Es gab Steyer und Krain Hauptleute und Salzburg in Georg einen Kirchenfürsten. Reinhers Söhne, Niklas und Hermann finden sich in den zahlreichen Urkunden des großen Stifters Herzog Rudolph IV. vielfach als Anwesende und Zeugen an seinem Hoflager in Wien und auf seinen Zügen. Die eiserne Zeit Kaiser Friedrichs IV., die ewige Geldnoth, die äußern und innern Feinde wirkten zerstörend auf jedes der alten Geschlechter. Der Osterwitzer einst blüthenreicher Stamm, verdorrte in seinem Marke, und losgerissen ward sein letztes grünendes Reis.

Der unselige Zwist mit dem Hunyaden Mathias Corvin, hatte Ungarns Streitkräfte gegen Böhmen und Österreich gezogen. Die Türken, welche so lange der große König lebte, das Bollwerk an der Donau nicht zu durchbrechen getrauten, drangen nun wiederhohlt längst der Drau und Save in Krain und Kärnthen ein. Im Jahre 1473 empfand Kärnthen zuerst ihre bluttriefende Geisel. Die Klosterfrauen von St. Georgen, Ottwins des Lurner Grafen Stiftung, welche von jeher bey Feindesgefahr auf das feste Osterwitz, das Palladium ihrer Unverletzbarkeit flüchteten, beflügelten dießmahl ihre Eile noch zu wenig, eine Nonne, Nahmens Pfercherin, gerieth dem nacheilenden Feinde in die Hände, und mußte die Zelle mit dem Harem vertauschen. Reichstäge folgten auf Reichstäge; allein es blieb bey Verheißungen und das Land mußte sich selbst Hülfe schaffen. Kaum waren einige

Haufen zusammen gebracht, so stürmten schon zahlreiche Türkenschwärme der Sau nach heran. Georg der Schenke, der Länder Kärnthen, Krain und Steyer Feldoberster, warf sich Achmet Beg. (24. August 1475) bey Rain entgegen. Ungleich war der Kampf; die Christen erlagen der fünffachen Überzahl. Georg gerieth mit einer Anzahl Edlen in Gefangenschaft und mehr noch färbten den Boden mit ihrem Blute. Georg und sein Freund Martin von Dietrichstein wanderten in Fesseln nach Stambul. Durch milde Hände gelang es ihm, sein Schicksal nach Hause zu berichten; allein vergebens. Ehe das geforderte Lösegeld von 4000 fl. welches auf König Mathias Haftung Graf Bernhard von Görz vorstreckte, den Ort seiner Bestimmung erreichte, löste der Tod Georgs Bande und mit Weheklagen kehrte der Unglücksbothe in das verödete Osterwitz heim. Der Schild der Schenken von Osterwitz ward zerbrochen, da Georg seine kinderlosen Brüder Wolfgang, Ulrich und Wilhelm (sein Vorgänger im Commando gegen die Türken) überlebt hatte. Vergebens bewarb sich der Osterwitzer Schwester Helena, verehlichte Nothhaft, um den Besitz des Lehens. Osterwitz bekam einen kaiserlichen Herrn und das erledigte Schenkenamt (20. Dez. 1505) erhielt Maxens Liebling Siegmund der Dietrichsteiner.

Noch ehe Österreichs Wiederhersteller, Kaiser Maximilian die Zügel der Regierung ergriff, sollte Kärnthen alle die Furien innerer Zwietracht, barbarischer Einfälle und Zerstörungen im Übermaße empfinden. Die Türken schienen nur abzuziehen, um dem Lande Zeit zu gönnen, eine neue Ernte für ihre Mordfackel und Beutelust zu treiben. Sechs Mahl wiederhohlten sie ihre Besuche, ehe sie eine eindringende Abweisung erhielten. Die Baumkircherischen Unruhen, der zehnjährige, alles aussaugende Aufenthalt der rohen Horden Mathias Corvins, denen Kaiser Friedrich IV. aus Vorliebe für seinen Günstling, den vormahligen Graner Erzbischof Johann, Prätendenten von Salzburg, Land und Leute opferte, zerrissen alle Bande, und machten bey dem Aufruhr der verschiedenartigsten Elemente, Gesetzlichkeit und Treue zu eitlen Nahmen. Eine Scene zu diesem Schauspiele ohne Einheit und Zusammenhang, welches nur Kaiser Max durch seine Dazwischenkunft, wie ein Deus ex machina, endete, gibt uns Osterwitz.

Was in Österreich ein Stein, Puchheim, Eyzinger, — ein Baumkircher, Greisenegger und Lichtensteiner in der Steyermark, das waren in Kärnthen die Weispriacher und Colnitzer. Leonhard von Colnitz hatte vom Kaiser die Burghut von Osterwitz erhalten und die Veste mit einer guten Anzahl Söldner besetzt. Die Ungarn, als Gewaltträger des Salzburger Erzbischofes Bernhard, bemächtigten sich in Sturmeseile seiner Besitzungen in Kärnthen und überschwemmten das wehrlose Land. Colnitz that das Möglichste, ihren Ungestüm zu zügeln, er brach aus dem sichern Osterwitz hervor, eroberte und zerstörte das nachbarliche Tattenbrun, besetzte die salzburgischen Orte St. Andre, Maria Sal und Reisberg. Indessen die kaiserlichen Söldner blieben unbezahlt, und zehrten an der gewonnenen Beute. Colnitz hatte seinen Antheil an der Zeche, er sollte sie nun auch bezahlen. Kaiser Friedrich über seines Befehlhabers eigenmächtiges Verfahren aufgebracht, wollte den Wurm noch im Beginnen zertreten, ehe er zur Natter würde. Er befahl dem Colnitzer unverzüglich Osterwitz herauszugeben, um so der drohenden Widersetzlichkeit den Stützpunct zu entreißen. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, und die Sache gewann ein gefährliches Aussehen. Berthold Mayer, Landesverweser, mit geheimen Instructionen versehen, lockte die beyden Brüder, Leonhard und Andre von Colnitz nach Völkermarkt, ließ sie da zu Nachts in ihrem Hause aufgreifen, und in enge Gewahrsam anfangs nach St. Veit, dann nach Ortenburg bringen, wo sie die Winter über bis in das Frühjahr 1485 in einem Thurme schmachteten. Nur der Fürsprache Reinprechts von Reichenburg, eines der treuesten und glücklichsten Feldherrn des Kaisers, und Stiefvaters der Colnitzer, und der Landesedlen Verwendung gelang es, einen Vergleich zu vermitteln, wornach sie ihre Freyheit wieder erlangten, aber alle besetzten Schlößer herausgeben und jede Fehde gegen den Kaiser und ihre Angeber abschwören mußten.

Nicht in offener Empörung wie Baumkircher, mit lichtscheuen Umtrieben und auf den Schlangenwegen der Verrätherey wollte Leonhard der Colnitzer zu den ihm abgenommenen Vesten zurück gelangen. Seine Pfleger zogen zum Scheine mit ihren Leuten von den Schlößern ab, bereiteten aber heimliche Eingänge, um die neuen Herren in die Schlinge zu bekommen. Osterwitz, das allzeit getreue, vertraute der Kaiser seinem alten Diener dem Gurker Bischof Lorenz Freyberger, welcher seinen Neffen Eustach mit einer Besatzung hinschickte. In der Nacht vom 14. auf den 15. Julius 1485 entfaltete sich das Gewebe des Verraths. Die Rotten des Colnitzer vertheilten sich nach ihren Rollen. Reisberg wurde überrascht und genommen; nicht so die Stadt St. Andre, glücklicher Osterwitz. Verstärkt durch einen Horst kaiserlicher Söldlinge unter einem gewissen Andre Katz, drang der ehemahlige Pfleger Mundprecht auf dem Gewinde des Waldweges durch die verborgenen Maueröffnungen in das Schloß. Die beyden Vorwerke wurden ohne Schwertstreich und darin eine übergroße Beute geflüchteter Güter genommen, von der obersten Veste aber, sie mit

blutigen Köpfen abgewiesen. Der Bischof, der Landesverweser und was sich in der Gegend herum waffnen konnte, umstellten in Hast und Eile die Rebellen, welche auch die Besatzung des Hauptschlosses, obwohl vergebens, beschoß. Nur neuer Verrath sollte zum Ziele führen. Der Rottenführer Andre Katz schon im voraus mit den Colnitzern wegen der im Schloße zu hoffenden Beute im Streite und mit der vorigen Theilung unzufrieden, erboth sich dem Bischofe gegen Aufzählung des rückständigen Soldes, seine Gegner in die Hände zu liefern. Diese erlagen dem dreyfachen Feinde, und der Nachrichter hatte zu Veit und Carlsberg vollauf zu thun die Hyder der Zwietracht, wie man glaubte, für immer nieder zu legen. In den schöneren Tagen unter Kaiser Max kam auch Osterwitz in die Reihe jener Vesten, welche er vorzüglich bedachte. Für jedes seiner Lande errichtete er wohlberechnete Vorrathskammern von Geschütz und Waffen. Drey prachtvolle auf Pergament mit reicher Vergoldung gemahlte und geschriebene Bände, jetzt noch verwahrt in der Ambrasersammlung enthalten die Einrichtung der Zeughäuser zu Wien, Osterwitz, Grätz, Görz, Innsbruck, Sigmundskron,* die Nahmen und Inschriften der Kanonen. Höchst willkommen war dem Kaiser die Waffenkammer zu Osterwitz auf seinen Zügen gegen das nachbarliche Venedig.

(Die Fortsetzung folgt).

Ueber die Einfälle der Ungarn in Italien und Carantanien.

Von Franz Xav. Richter, emeritirten Prof. der allg. Geschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

(Fortsetzung.)

Durch solche und ähnliche Betrachtungen ermuthigt, stellen sie auf drey Seiten Sicherheits-Wachen in Hinterhalt, stürzen sich dann gerade in die Brenta und überfallen die Italiener. Diese, gleichfalls ermüdet, hatten sich durch das Lager zerstreut, um sich durch Speise und Trank zu stärken. Dieser Anfall war das Werk eines Augenblickes. Die Ungarn hauten Alles nieder, trieben die Pferde weg, daß Niemand entfliehen konnte und ermordeten dergestalt die abgesessenen Ritter desto leichter. Zum Überfluße herrschte Uneinigkeit unter den Christen. Einige enthielten sich gänzlich des Kampfes mit den Ungarn und waren froh, daß ihre Nachbaren fielen, denn so hofften sie dann allein zu herrschen und freyer zu schalten. Indem sie also einander zu Hülfe zu eilen unterließen, überraschte sie selber der Tod. Die Christen flohen endlich, die Heiden wütheten und kannten jetzt keine Schonung, eben weil sie kurz vorher keine erhalten konnten. „Bey 20,000 Italiener verloren in diesem Überfalle das Leben, die Übrigen wurden zersprengt, und das ganze schöne Heer, das Italien schützen sollte, war vernichtet. Die Ungarn verwüsteten nun das Land auf gut barbarisch: nirgend war Rettung vor ihnen als in festen Städten und Burgen. Nach Le Bret *) ereignete sich dieses Unglück im August 899, und der Bischof Liudward von Vercelli, derselbe, der zum Sturze Kaiser Carls des Dicken vor zehn Jahren so viel beygetragen, soll mit großen Schätzen den Ungarn in die Hände gefallen und umgekommen seyn. Hadrian Valesius in seinem Berengar Augustus erzählt die Sache fast auf dieselbe Weise und fügt nur bey, daß die Ungarn, nachdem sie über Aquileja, Concordia, Altinum und Padua vorgedrungen, durch die Gebiethe von Vicenza, Verona, Brixen, Bergamo und Mailand schweifend, zu Pavia angelangt seyen. Er setzt die Begebenheit in das Jahr 901 mit den Metzer Annalen und mit Regino; Andere als Hermann Contractus in das Jahr 900, Marcianus in das Jahr 899, Sigbert von Gemblours gar in das Jahr 909, Sigonius auf 902 oder auf 903. Auch wird bemerkt, daß nebst Liudward noch viele andere Bischöfe und Grafen umgekommen seyen. Nach friaulischen Chroniken verschwindet im Jahre 900 der Patriarch Walpertus von Aquileja aus der Geschichte. **)

Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die Ungarn nach diesem Siege sogleich werden zurück nach Hause gekehrt seyn; im Gegentheile, jetzt mußten sie erst die Früchte ihres Sieges einsammeln, mußten sich von den Strapazen des Feldzuges erhohlen, um sodann ihre siegreichen Waffen tiefer nach Italien hinein zu tragen. Vorsichtig gemacht durch den ersten schmählichen Rückzug, dürften sie auch jetzt mit größerer Behuthsamkeit zu Werke gegangen seyn. Vor allem mußten sie darauf denken, ihren Rücken zu decken und den erlittenen Verlust durch frische Truppen zu ergänzen. So möchten Herbst und Winter vergangen seyn, besonders da die Schlacht an der Brenta höchstens im September vorgefallen seyn kann. Durch die fruchtlose Belagerung eines und andern festen Platzes durfte überhaupt viel

*) Fortsetzung der allg. Welthistorie. Halle B. 43. S. 356.

**) In dem berühmten Lobgedichte auf Berengar, das der Geschichte Liutprands bey Muratori l. c. vorgedruckt ist, findet sich auf diese Begebenheit folgende Stelle:

Ungrorum cupit infaustas differre sagittas
Tertius, alta poli scandit supremaque ponti
Tristis, ut almificis sese sustollere sceptris
Forte queat. Hominum proh mens ignara futuri.
Nunc acies glomerant, bellum numeroque minantur
Laetantes, timidisque etiam brevis addita virtus.

Zeit verloren gegangen seyn, denn die Belagerungs-Kunst war ihre Sache nicht. Dazu kommt, daß die Ungarn, um die Verbindung mit Slavonien und Croatien zu unterhalten, um für die vorhabende Plünderung Venedigs von den istrischen, liburnischen und dalmatischen Slaven die nöthigen Schiffe zusammen zu bringen, ihre Streitkräfte theilen mußten. Denn Friaul, nachdem es sich von dem ersten Schrecken erhohlt, besonders die lehnspflichtigen Gutsbesitzer in den höheren Gegenden, griffen zu den Waffen und hatten an dem neuen Patriarchen Friedrich von Aquileja einen beherzten waffenkundigen Anführer, der die Verbindung des Feindes mit Croatien, wenn auch nicht gänzlich abschnitt, so doch erschwerte.

Das schnelle Vordringen nach Westen hatte die Barbaren in große Verlegenheiten und Gefahren gebracht, sie wendeten sich also jetzt mehr gegen Süden, breiteten sich in Venetiens ebenen Gegenden längs dem Meere aus, und da war Padua der erste Ort, der ihre Bewegungen hemmte. Sie plünderten diese Stadt, so wie sie es mit Treviso und Vicenza gemacht hatten. Sie streiften in jenen gesegneten Gegenden herum, setzten über den Po und kamen bis an das alte berühmte, nächst Modena gelegene Kloster Nonantula, das ihren Grimm den 24. September erfuhr. Weiter südlich dürften sie sich wohl aber für dieß Mahl nicht gewagt haben. Dagegen berichtet der älteste venetianische Chronist Sagornino und aus ihm der Doge Dandulo ausführlich, welches Unheil sie im Venetianischen angerichtet. *) Das ganze Küstenland von Aquileja bis in die Lagunen Venedigs scheint in ihre Hände gefallen zu seyn. Die dalmatinischen, liburnischen und istrianischen Slaven unterstützten die Operationen des ungarischen Heeres durch Kriegsschiffe.**) Denn es heißt bey Sagossino: die Ungarn rückten mit ihren Pferden und Kriegsschiffen in die Venetien ein, verbrannten zuerst die Neustadt oder Heraclea, wo das Volk davon geflohen war; hierauf zündeten sie Equilius, Capo d'Agere, Chioggia, an und verwüsteten Alles am Ufer des Meeres bis gegen Olivoli und Malamocco hin. Sie versuchten auch nach Rialto und Malamocco über Albiola (vielleicht Olivola) einzudringen. Damahls stand der Doge Peter, ein Sohn des Tribuns Domenico und der Agnella, an der Spitze der Republik, ein Doge, der seit dem Antritte der Regierung bemüht gewesen war, Venedig gegen die Streifereyen der Corsaren zu sichern, dadurch, daß er das Quartier Olivolo befestigte, eine Mauer ziehen und jene Gegend durch Ketten sperren ließ. Er ordnete Wachthäuser an den bedrohtesten Puncten, wo Soldaten der Republik Tag und Nacht die Wache halten mußten. Fast möchte man sagen, Venedig verdanke diesem Dogen die äußere Sicherheit und innere Ordnung, und es seyen die verschiedenen, sonst getrennten Theile der Stadt erst jetzt zu einem Ganzen vereinigt worden. Von dem griechischen Hofe wurde er wohl eben darum mit dem Titel eines Großspatars beehrt.

Es war am Peter und Pauls-Tage, und darum 901, denn voriges Jahr um diese Zeit waren die Ungarn erst auf dem Wege nach Italien, als diese kühnen Barbaren den Versuch machten, nach Malamocco überzusetzen. Der Doge Peter stellte sich den Waghälsen mit der wohleingerichteten Flotte der Republik entgegen, griff sie an und schlug sie mit Gottes Hülfe in die Flucht. Ein ganzes Jahr, dieß sind die ausdrücklichen Worte Sagorninos und Dandulos, hatten die Ungarn in Italien und Venetien gehauset. *) Endlich vermochte sie der König Berengar, indem er ihnen Geiseln und Geschenke gab, das Land zu verlassen. Sie nahmen alle Beute mit fort, die sie gemacht hatten, scheinen jedoch ihren Rückzug über Kärnthen angetreten zu haben, und so konnte vielleicht schon damahls das alte Kloster Ossiach, die Pflanzschule windischer Missionäre, gleichfalls den Gräul der Verwüstung erfahren, wie P. Ambros Eichhorn berichtet.

5. Mittlerweile waren die Magyaren, welche zur Eroberung Pannoniens zwischen der Donau und Drau ausgezogen, schon in Carantanien eingedrungen, hatten sich der Murlinie bemächtigt und standen im Krapfelde **) dem carantanischen Heere gegenüber in derselben Gegend, wo weiland K. Arnulf dem mährischen Prinzen Suetbog ansehnliches Besitzthum verliehen hatte. Der Umstand, daß sich im Krapfelde eine Schlacht gegen die Ungarn ereignet habe, beruht auf Kärnthner-Überlieferungen, welche Megiser gesammelt; aber daß diese Schlacht am Oster-Sam-

*) Chronicon Venetum edit. Zanetti Venetiis 1765. pag. 56 et 57. Andreae Danduli Chronicon in Muratorii rer. Italic. script. T. 12. pag. 197.

**) Dandulo hat statt bellicis, pelliceis navibus. Ich lasse es dahin gestellt seyn, wie diese pelliceae naves, auf denen die Ungarn (vielleicht gar mit ihrer Reuterey) nach Venedig übersetzen wollten, ausgesehen haben, oder ob da nicht etwa ein Schreib- und Lese-Fehler mit unter gelaufen; Sagornino, älter als Dandulo, kennt diese ledernen Schiffe nicht, sondern redet von bellicis navibus.

*) Fuit namque haec persecutio in Italia et Venetia anno uno.

**) Kraftfeld wollen neuere Ortskundige geschrieben wissen, etwa von der Kraft, welche das Kärnthner-Heer dort gegen die Ungarn entwickelte? Wie aber, wenn Philologen die harte Betonung des Mittelalters in die weichere der modernen Zeit umwandelten und statt Chrapfeld oder Krapfeld Grabfeld lesen wollten?

flage statt gefunden, berichten der Annalista Saxo und das Chronicon des h. Pontaleon für das Jahr 902, *) die Ergänzung der Fuldenser Jahrbücher sammt Herman Contractus für das Jahr 901. Welche von den drey Abtheilungen des arpadischen Heeres in Krapfelde gefochten, dürfte schwer auszumitteln seyn. Der Richtung nach, welche diese Abtheilungen nach dem Ungenannten des Bela nahmen, fällt die Vermuthung auf das mittlere Heer, das Vesprim erobert hatte und das von Usubun, dem Vater des Zoloucou, dann von Eusee, dem Vater Urcuns befehligt wurde,**) Wer das carantanische Heer angeführt und demnach die Ungarn zurück geschlagen habe, ist nicht weniger schwer zu bestimmen. Man sollte glauben Arbo, jener furchtbare sieggewohnte Grenzhüther; — aber gemeiniglich nennt man, gestützt auf die Ebersberger Chroniken den Ratold, Sohn Sighards, Grafens von Sempt und Ebersberg; denn diesem Ratold, dem der sterbende Vater Ebersberg überlassen, soll der Kaiser die Kärnthner-Grenzen anvertraut haben***) Freyherr von Hormayr scheint jedoch auf diese Chroniken, die kürzere und die weitläufigere, über diesen Punct nicht viel zu bauen, denn er schreibt (Archiv Jahrgg. 1815 S. 452) „Die Chronik selbst ist mit sich nicht einig, ein Mahl gibt Sighart Ratolden die Hauptburg Ebersberg schon lange bey Lebzeiten, das andere Mahl erst obiens. Weniger widersprechend wäre die Angabe neuerer Quellen, Rathold sey der Kärnthner Mark von 901 (d. 27. März 902 Charsamstag soll er auf dem Krapfelde zwischen Friesach und St. Veit den Ungarn die berühmte Niederlage beygebracht haben) bis an seinen Tod d. 20. Jänner 919 vorgestanden, wo er dann sammt seiner Gemahlinn Engilmund zu Salzburg die Ruhestätte fand. (Hansitz Germania sacra II. 145.) So wie kein Quellenschriftsteller Ratholdens, als Verwesers der Kärnthner Mark erwähnt, so sind selbst die Neueren über die Zeit uneins. Die Ebersberger Chronik sagt unter K. Arnulf, Aventin unter Herzog Arnulf dem Bösen, Brunner unter K. Conrad, den Nachfolger Ludwigs des Kindes.“

Wenn sich demnach auf diesen Ebersberger Ratold wegen der schwankenden Chronologie nicht zu verlassen ist, so sey es erlaubt, auf einen andern Ratold aufmerksam zu machen, für den die Vermuthungen vielleicht mit mehr Gründen der Wahrscheinlichkeit sprechen. Kaiser Arnulf hatte nebst dem legitimen Prinzen Ludwig dem Kinde von Concubinen noch zwey andere Söhne, Zwentibald und Ratold, denn es heißt in den Bertinianischen Jahrbüchern zum Jahre 889: „Zu Forchheim auf einem General-Convente Ende May ließ sich der Kaiser von den Ostfranken versprechen, daß sie, gleichwie die Bayern, fest zu ihm und zu seinen Söhnen Zuventibulch nehmlich, und Ratold, die ihm von Conkubinen waren geboren worden, halten und sich nicht von der Herrschaft seines Hauses trennen wollten. *) Die Franken zauderten anfangs, thaten ihm aber endlich doch den Willen und reichten ihm die rechte Hand darauf. „Dieser Ratold hatte mit seinem kaiserlichen Vater 895 den Zug nach Italien mitgemacht; er war damahls ein angehender Jüngling. Ja als Arnulf, von Guidos Gemahlinn Agiltrude zu Fermo vergiftet, mit heftigen Kopfschmerzen über Verona und Trient nach Bayern zurückkehrte, ließ er diesen seinen Sohn Ratold, um die italiänischen Völker im Gehorsam zu behalten, in Mayland zurück, der aber bald darauf über den Comersee ebenfalls seinem Vater nachreisete.**) Dieser Ratold findet sich in Johann Hübners genealogischen Tafeln***) unter dem Nahmen Ravoldus als Stammvater der Grafen von Andechs, und dürfte wohl eine und dieselbe Person seyn mit jenem Grafen Ratpod, in dessen Gaue König Ludwig das Kind 901 dem Bischof Zacharias von Seben die curtis Prischna (inter convallia Comitatus Ratpoti)

*) Ungarii Charaoteniam invadunt et commisso in Sabbato Paschae praelio occiduntur.

**) C. 50. Inde egressi usque ad Rabam et Rebaccam venerunt, Sclavorum et Carinthinorum, Moroenensium (denkt man sich das Comma weg und liest Carinthinorum Moroenensium, so hat man Kärnthner an der Mur —) fines crebris incursibus diripuerunt, quorum multa millia hominum in ore gladii occiderunt, praesidia (die Wach-Raine) subverterunt et regiones eorum possederunt etc. Tunc Usubuu et Eusee, pater Urcun cum omni exercitu eorum sani et incolumes cum magna victoria reversi sunt ad ducem Arpad.

***) Sighardus obiens, Ebersbergensem locum filio Ratoldo dedit nimis strenuo, ob quod ei Caesar commisit Carinthinos terminos.

*) Muratorii rer. Italic. script. T. 2. Exeunte mense Madio Rex apud villam, quae dicitur Forchheim generalem conventum habuit, ibique disputans de statu regni sui, consultum est, ut eodem tenore Primores Francorum prout Bajoarii, juramento confirmarent, ne se detraherent a principatu et dominatu filiorum ejus Zuventibulchi quidem et Ratoldi, qui ei de concubinis erant nati.

**) Ibid. Rex . . . gravi infirmitate capitis detentus . . . cum omni festinatione, parvulo filio suo, nomine Ratold, qui ei de concubina erat, ad fidem Italicae gentis Mediolanum dimisso, per vallem Tridentinam mense Majo in Bajoariam reversus est. Sed non multo post etiam filius ejus, quem in Italia reliquit, per lacum Cumensem ad eum reversus est. Verglichen mit Liutprand l. 1. c. 9.

***) Leipzig bey Gleditsch 2. Auflage 1712.

schenkte. *) Was überhaupt hindert die sehr gegründete Vermuthung, daß dieser Prinz durch seinen kaiserlichen Vater im Reiche Carantanien eben so, wie sein älterer Bruder Zwentibald in Lothringen versorgt worden sey? Wem gehörte denn Carantanien nach dem Tode Arnulfs? Sollte denn dieses Reich, darin Arnulf geboren, erzogen, darin er vielleicht eben diesen Ratpot oder Ratholo gezeugt, nicht am füglichsten ein, ohnedem durch Schenkungen an Suetbog und Walchun sehr geschmälertes Erbtheil eines Arnulfischen Sohnes geworden seyn, nachdem Ludwig dem Kinde durch die deutschen, vorzüglich geistlichen, Reichsstände das Reich der Deutschen zuerkannt worden? Wer hätte denn wohl ein größeres Interesse gehabt, die Ungarn 901 am Ostersamstage **) im Krapfelde aus Kärnthen hinauszuschlagen, dieser arnulfische Prinz Ratold, oder jener noch sehr zweifelhafte kärnthnische Grenzgraf Ratold von Ebersberg? Man combinire nur gehörig und überblicke die ganze Lage der Dinge in damahliger Zeit und man wird eingestehen, daß, nachdem der Grenzgraf Arbo sich an der Mur nicht mehr halten konnte, er dem Gebiethe dieses Flußes folgend, sich bis ins Krapfeld zur kärnthnerischen Hauptarmee zurückzog, bey welcher auch der mährische Suetbog als Herr auf den Glodnitzer Alpen und Walchun, Besitzer im Gurkthale nothwendig zugegen seyn und unter dem kaiserlichen und zugleich carantanischen Prinzen Ratold ihr Eigenthum vertheidigend, die Ungarn besiegen helfen mußten. So kommt Licht und Zusammenhang in die ganze dunkle Parthie der damahligen Zeit. Warum sollte Ratold Carantanien im Jahre 901 nicht in eben solchem Verhältnisse zu Ludwig dem Kinde haben besitzen können, als Arnulf vor dem Jahre 888 im Verhältnisse zu seinem Oheime Carl dem Dicken?

Diese Krapfelder Schlacht so angesehen, wirft dann wieder Licht auf manches andere urkundliche Datum. Der mährische Prinz Suetbog mochte sich wacker gegen die Zertrümmerer seines Hauses und des großmährischen Reiches im Krapfelde gehalten haben, darum belohnte ihn Ludwig das Kind 903 den 25. September mit fünf Huben bey Steicholfesdorf, Adalpoldesdorf, Weikersdorf in comitatu Arbonis, in vallo Oulinpespurc, einer Gegend von Krembs, dagegen den getreuen Aribo 904 mit zwanzig Huben im Thale von Leoben neben dem Traun und Chiemgau. *)

Somit war denn in den Jahren 900 und 901 oder mit dem Eintritte des zehnten Jahrhunderts das ganze cultivirte Abendland aufgeschreckt. Hätte man nur mit Hintansetzung aller eifersüchtigen Rücksichten dieß- und jenseits der julischen Alpen die Grenze treu gehüthet und gemeinschaftlich vertheidigt! Aber Italien folgte damahls anderem als deutschem Interesse, die Deutschen hatten nicht Zeit, an Italien zu denken, und so dienten der Sieg im Krapfelde und die Gräuelscenen in Italien zu nichts anderem, als die Ungarn, nachdem sie die cultivirten Abendländer kennen gelernt, mit noch größerer Lust nach Beute und nach Rache zu erfüllen. **)

(Die Fortsetzung folgt).

*) Freyherrn v. Hormayrs kritisch diplomatische Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter. S. 145.

**) Die verschiedenen Jahresangaben sowohl dieser Krapfelder-Schlacht, als des Einfalls der Ungarn in Italien möchten sich wohl leicht vereinigen lassen, je nachdem man den Jahresanfang vom December oder März rechnet.

*) Archiv Jahrg. 1815 am oben angeführten Orte.

**) Es ist wohl nicht der Mühe werth, nach dem bisher Gesagten, noch die verschiedenen widersprechenden Angaben mancher Provinzial-Geschichtschreiber über diesen Gegenstand zu berichtigen oder zu widerlegen; hat doch einer den andern, Wenige ausgenommen, ohne Sichtung, wohl aber mit eigenmächtiger Nothzüchtigung der Quellen größten Theils ausgeschrieben, wodurch die wahre Ansicht der Dinge mehr verwirrt als aufgehellt wurde.

Miscellen.

Die Hauptkirche zu Lausanne wurde einst durch Geistesgegenwart eines leider Ungenannten vom Brande gerettet. Ein Blitz schlug in einen kleinen Thurm, — brannte dieser herab, so war die ganze Kirche verloren. Man richtete schnell eine Kanone dagegen, und schoß mit einer Kettenkugel das Thürmchen herunter! —

Als der sardinische Marquis d'Entrevve die Festung Cerua in Piemont gegen die Franzosen vertheidigte, wurden von den Alliirten, welche ein Lager nahe an der Festung hatten, öfters Bomben mit Louisdor's gefüllt hinein geworfen, aber es war nicht möglich, Lebensmittel in die Festung zu bringen, oder sie zu entsetzen. — d'Entrevve kapitulirte und ließ beym Abzug ein Commißbrod auf einer Picke vor sich hertragen, den einzig noch übrigen Proviant! — —

Im Arsenal zu Genua zeigte man ein Schild mit 120 Pistolenläufen, von denen immer 20 zugleich losgingen, und die Harnische mehrerer genuesischer Damen, die im Jahre 1301 einen Kreuzzug unternahmen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 1. August 1825.

Das Schloß Osterwitz.

(Fortsetzung.)

Alle die großen und weit aussehenden Anstalten Maximilians, den Halbmond von den Marken seiner Länder entfernt zu halten, geriethen durch den Athletenkampf in's Stocken, welchen Österreich mit seinen eigenen protestantischen Unterthanen und den Coalitionen der Reichsstände zu bestehen hatte, um die nachher hell auflodernde Flamme der Empörung so lange Zeit in ihrer Gluth nieder zu halten. Dieses, und das meistens vergebliche Ringen mit den Osmanen hatte den Staatsschatz erschöpft, die Regenten waren genöthigt, ihre Kammergüter zu verpfänden, und endlich, um sie nicht ganz in Verfall zu bringen, zu veräußern. Die heimgefallenen Güter der Cillier, die kärnthnerische Erbschaft der Görzer Grafen gingen so nach und nach daran, und es erübrigte nichts anders, um das durch ein halbes Jahrtausend veraltete Osterwitz dem gänzlichen Einsturze zu entziehen, als es zu verkaufen. Osterwitz traf ein glückliches Loos. Erzherzog Carl überließ es seinem geheimsten Rath, Oberſthofmeister und kärnthnerischen Landeshauptmann ꝛc. Georg Khevenhüller, Freyherrn auf Landskron, Herrn auf Wernberg und Carlsberg, um welchen Preis? ist unbekannt. Georg und sein Geschlecht verdienen eine eigene Ahnentafel, und es wäre hier nicht am Platze, auch nur eine Skizze der Großthaten und Verdienste einer Reihe von Helden, Staatsmännern, ja selbst Gelehrten zu geben, welche die Khevenhüller, durch mehr als anderthalb Jahrhunderte, Kärnthen, und mehr noch der Monarchie lieferten.

Georg Khevenhüller, nur zu oft Augenzeuge der mörderischen Züge der Türken in Ungarn und Croatien, glaubte sein theures Kärnthen nicht besser als mit Mauern zu berathen, da man gegen die schnellen, überall gegenwärtigen Moslemins im Felde kaum ein Kriegsheer aufbringen, noch weniger erhalten konnte. Tonnen Goldes hatte sich Georg durch Ertrag seiner Güter, Pfandschaften und Bergwerke, bey seinen Hofdiensten und Ambassaden gesammelt; sie sollten nicht vergeudet, sondern bleibend für das Vaterland angelegt werden. Wernberg und Osterwitz, wie früher Landskron durch Christoph Khevenhüller, stiegen mit fürstlicher Pracht empor, während Klagenfurt unter Georgs Obsorge mit den neuen Wällen und Mauern des Landes Haupt und Schutz wurde. Das alte Osterwitz mit seinen Thürmen und Mauern taugte nicht mehr gegen Feuerschlünde, es wurde eingerissen, und es blieb auch nicht eine Spur des vorigen Baues; nur das Material. Der Fels wurde durch Pulver und Meißel geglättet und spottete der türkischen Minen, Mauern gaben Schutz gegen schwirrende Pfeile und Kugeln. Wie am Grätzer Schloßberg arbeiteten auch hier türkische Gefangene an der Wehre gegen die Wuth ihrer Landesleute.

Durch vierzehn Thore, mit Gittern und Fallbrücken über gähnende Abgründe, führet der Fahrtweg sich um den Felsen windend hinauf. Bey der ersten und Hauptpforte starren zwey Riesengemählde deutscher Lanzenknechte und das Steinbild der Maultasche den Eintretenden an. Alle dreyßig, vierzig Schritte ragt ein neues Bollwerk empor; niedere Mauern mit Zinnen bekränzen die mannigfaltigen Ecken der schrofen Abhänge, an jedem eine Warte, von welchen die mannigfaltigsten Aussichten, wetteifernd den Wanderer anziehen. Ober den einzelnen Thören befindet sich jedes Mahl eine Marmorplatte mit Sinnsprüchen aus der Bibel, mahnend an die Denkungsart des Erbauers. Ähnliche Inschriften wechseln rings an der Schloßmauer, und den Hauptpuncten leihen die Steinbilder Kaiser Maximilians II. Erzherzog Carls, und Georg Khevenhüllers einen würdevollen Anblick. Ist man das Zickzack das dritte Mahl herumgekommen, so trifft man die Schloßkirche mit ihrem spitzen Thurme, welche, wenn auch nicht architectonisch merkwür-

big, doch manches Sehenswerthe enthält. Trefflich sind die Gemählde der da befindlichen Khevenhüllerischen Stammtafel, und ein seltenes Stück ist ein Altar, mit aus Metall gegossenen vergoldeten Platten halberhabener Arbeit. Die Gruft der Kirche bewahret die irdischen Reste Franz Khevenhüllers, Erzh. Maximilians Rath und Kämmerer, und seines gleichnahmigen Sohnes. Er starb 1607, man wollte ihn in Villach zu seinen Vätern in der Jakobskirche beysetzen, allein der Aglaier Patriarch schloß ihn als Protestanten aus. Unweit der Kirche führt durch ein Ausfallpförtchen der Fußsteig an der einzig ersteiglichen, obwohl schroffen Seite des Burgberges hinab. Zuletzt gelangt man durch eine lange Halle zum Schloße, welches frey da stehet, ringsum mit einer Gallerie von Mauern und Warten umgeben. Aufwärts mißt das Auge die Himmelan ragenden runden Thürme der Burg, und an der Lehne hinab schauend in die Tiefen das herrliche Panorama mit seinen Eingangs genannten Gesichtspuncten.

An dem Felsen gegen Osten, welcher sich in mehr als Thurmeshöhe, beynahe über die Eingangspforte wölbt, bewahrt eine Warte den Nachklang einer Begebenheit, welche zwar so viele ähnliche Sagen zu Schwestern hat, sich aber durch die Art ihrer Fortpflanzung auszeichnet. Hier überraschte einst der Herr und Ritter der Burg die Zoffe seiner Frau, und suchte ihr mit Gewalt zu entreißen, was ihm der Wille der Reinen versagte. Zwischen zwey Abgründen wählte sie den einen. Wie mit Engelshänden trug sie der in den Kleidern sich fangende Luftstrom unverletzt in die Tiefe, wo ein mildthätiger Busch die Ohnmächtige bettete. Ein bey der Dämmerung mit Streu heimfahrender Bauer bringt sie bewustlos unter sein Strohdach. Das Leben kehrte wieder, aber ungesehen dem Verderber; in Bauernjacke und grobem Kittel bis zur Unkenntlichkeit verstellt ward sie des Hauses Magd. Den Ritter hatte die Burg ausgespien, er raste Tage- und Wochenlang wie die wilde Jagd in den Forsten, Blut forderte Blut, aber vergebens schleuderte er die tödlichen Pfeile um sich, der Köcher der Gewissenspein leerte sich nicht. Zusammengefoltert an Geist und Leib sinkt er am Waldespfade nieder, träumt schon zu sterben, da steht in Wirklichkeit die Todtgeglaubte vor ihm und die Qualen der Hölle löschen sich in den Fluthen der Reue. Noch am nähmlichen Tage zieht er fort im Pilgerkleide, und läßt dem Bauer, der ihm, wenn nicht die Schuld doch den Mord erspart, Brief und Siegel, daß er von nun an frey sey von jeder Gabe, von jedem Dienste zur Burg. Des Ritters und des Mädchens Nahme ist verschollen, nicht so des Landmanns. Nicht ganz vor einem Jahrzehende, behauptete der Büchelbauer, unferne Osterwitz, wie ein bewahrtes Geheimniß es erst am Todtenbette aufschließend, diese Urkunde besessen zu haben, welche man ihm bey Einführung einer neuen Besteurung für immer entzog. Was hier nur Sage ist, hat sich an dem nachbarlichen einst auch khevenhüllerischen Schloße Mannsberg verwirklicht, wo vor einigen 20 Jahre des Verwalters Tochter, ein Kind von 4 Jahren, aus einem Fenster des Schloßes in eine Tiefe von 40 Klafter hinab stürzte, und durch einen hervorragenden Strauch unverletzt emporgehalten wurde.

Ist man diesen leukadischen Felsen herum in den viereckigen Schloßhof gelangt, gewahret man alle die verschiedenen Anstalten zur Vertheidigung der Veste. Ein mehr als 50 Klafter tiefer Ziehbrunnen enthält vortreffliches Wasser, wie es selbst Se. kaiserliche Hochheit, der Erzherzog Johann (1803) als solches erprobten. Außerdem wird dieser Lebens- und Löschbedarf noch in einer Cisterne und vier großen kupfernen Wannen gesammelt. In einem Gewölbe des südlichen Schloßflügels befindet sich die noch brauchbare Handmühle. Vormahls besaß die Veste vier Rüstkammern mit einer guten Anzahl schweren Geschützes und allen Arten Feuergewehren, Hau- und Stichwaffen. Die Kanonen wurden unter Kaiser Joseph II. abgeführt, und das, was frühere Reductionen an Waffen verschonten, im unglücklichen Jahre 1809 auf 20 Wägen von den Franzosen unter General Ruska hinweggeführt. Die Überbleibsel bewahrt die Rüstkammer an der Nordseite des Schloßhofes, doch durchaus keine Angriffswaffen Unter etwa dreyßig vollkommenen Rüstungen befindet sich ein wahres Gigantenstück, eines Herkules oder Carl des Großen werth, dessen Helm beynahe ein Getreidschäffel ausmißt, und rückwärts noch den eingedrungenen Schuß aus einem Doppelhacken zeigt, welcher den Riesen meuchlings tödtete. Die hölzerne Jungfrau, wie jene zu Comorn, der Unbesiegtheit Sinnbild, hat sich schamhaft in eine Nische mit Deckel zurückgezogen. Noch hängt allda jene verhängnißvolle Stierhaut und der schwarze hochgupfigte Filzhut mit ledernem Futteral, welchen Margarethe bey ihrem Abzuge zurückgelassen haben soll. Die in einem Nebengemache aufgestellte Gemähldesammlung, enthält außer einigen braven Familienstücken der Khevenhüller das Porträt der Maultasche, eine schlechte Copie jenes der Ambraser Sammlung, welches in der Unterschrift Meldung von dem dreymahligen Besuche macht, mit dem das Schloß die von 1706 — 1708 in Kärnthen sich aufhaltenden gefangenen bayrischen Prinzen beehrten, wo sie jedes Mahl mit 20 Kanonenschüßen begrüßt wurden. Die Reste des Archives bestehen größtentheils in Aufzeichnungen und Rechnungen Georg Khevenhüllers von seinen Hofämtern zu Grätz und mehreren eigenhändigen Briefen Kaisers Maximilian II. und

seiner Brüder, welche aber ohne alle politischen Beziehungen nur Ausdrücke wahrer brüderlicher Zärtlichkeit sind.

(Der Beschluß folgt).

Beyträge zur Geschichte der Schatz- und Wunderkammer Rudolphs II. zu Prag.

(Aus Originalacten.)

Rudolph sendet den Joseph Arcimboldo an den Bürger Raymund zu Kempten, um Antiquitäten und Kunstsachen, die er zum Theile von den Fuggern, auch Thiere und Wundervögel aus der neuen Welt, die Raymund von den Welsern und Hochstettern zu Augsburg erhalten, für ihn zu bestehen; eben so

Den Ferd. Schlick, Grafen zu Passaun an das Haus Schwarzburg um römische und griechische Antiquitäten und Gemählde, dann an die Gräfinnen v. Mannsfeld, die ihm den herrlichen Triumph des Bacchus für den Kaiser verehrt.

Der Abt bey St. Moriz zu Besançon verehrte ihm einen antiken Ring aus einem Römergrabe.

Der Magistrat zu Nürnberg ein kostbares Gemählde: Wie Isaak den Jacob segnet.

Der Rath Carl Billens schließt mit Franz Granvella (Neffen des berühmten Cardinals und allgewaltigen Ministers Carls V. und Philipps II.) einen Vertrag über Gemählde, Statuen, Cameen ꝛc. Die Commissäre zur Übernahme waren die kais. Kammermahler und Edelsteinschneider Johann von Aach und Matthäus Krätsch.

Rudolph schreibt an seinen Bothschafter, den Grafen Khevenhüller nach Spanien um Gemählde von Titian, Roos und Parmesan.

Die Fugger überschicken ihm zwey Kunststücke, darunter der herrliche Sarkophag mit der Amazonenschlacht, so sie aus der Umgegend des alten Athen erhalten; — Graf Zriny türkische Köcher, Pfeile und andere Waffenstücke, reich mit Federn und Edelsteinen geschmückt, auch bey zweyen ein Behältniß mit Gift, die Spitzen der Pfeile darein zu tauchen; — Peter von Mannsfeld und der Graf von der Lippe, Gemählde aus den Niederlanden; Carl von Liechtenstein, nachmahls Fürst, biethet dem Kaiser verschiedene Kunststücke aus seiner Sammlung.

Albrecht Graf von Fürstenberg erhält den Auftrag, für den Kaiser ein altes Gemählde aus dem Gotteshause zu Ensisheim zu erhandeln.

Der Churfürst von der Pfalz sendet ihm einen elfenbeinernen Altar mit Vorstellungen aus dem Leiden Christi, und Bildnissen lebender Fürsten.

An den Generalcommissär Andreas Unterberger langen zu Innsbruck sechs Kisten mit Kunstsachen von Mantua an, die ehehin den Herren von Verona (Scaligers) gehört.

Graf Schlick wird an Carl v. Liechtenstein wegen etlicher Kunstwerke und Gemählde accreditirt.

K. Rudolph löst mehrere von K. Maximilian aus seinen Schatztruhen verpfändete Kleinodien wieder ein, von Carl von Dürnberg, vom Schenken zu Schweinsberg und den Fuchsen von Bimbach, z. B. einen Smaragd in Herzform, ein großes Schwert von Einhorn, Perlen, Diamanten, Rubine ꝛc.

Der Landgraf von Leuchtenberg sendet ihm mehrere Edelsteine.

Auftrag an den Edelsteinschneider David von Brükel wegen Erhandlung des großen Diamanten von den Jesuiten zu Rom.

Der Kaiser erhält von den Grafen von Lippe einige Magnete.

Schreibt an den Grafen Eberhard von Solms wegen eines seltenen indischen Vogels.

An Erasmus von Starhemberg, jenen in der flaccianischen Sectirerey so bekannten Herrn von Efferding und an den Vicedon zu Linz, dann an die Kurfürstinn von Brandenburg wegen Gartengewächsen und Blumen. (Kaiserlicher Lustgärtner ist Albrecht de Wyß.)

Schreibt wegen Edelsteinen im Elsaß an Jac. v. Landsperg, an Georg Markgrafen zu Baden und wegen zwey Einhorn an das Kapitel zu Straßburg. Er bekömmt vom Grafen von Hohenlohe einen künstlichen Altar.

Bringt des Tycho Brache astronomische und astrologische Instrumente und Bücher von dessen Kindern an sich.

Kauft in Venedig einen großen Stahlspiegel.

Beruft den Hofbibliothekspräfecten Sebastian Tengnagel mit Johann Kepler nach Prag zur Verfertigung von Tafeln über die Bewegung der Gestirne.

Erhält von Anton Maginus einen sphärischen Spiegel und gibt ihm den Auftrag, einen parabolischen zu verfertigen.

Joachim Friedrich Markgraf zu Brandenburg sendet ihm den Mathematiker Johann Müller.

Moriz Landgraf von Hessen den Meister Jost Birgi, dann ein neues Instrument zur Perspectivabreißung und einen Quadranten.

Jacob Cuno zu Frankfurt an der Oder verfertigt ihm eine astronomische Uhr.

Herzog Christian von Sachsen, sendet ihm zwey schöne Stücke Geschütz und eine künstliche Uhr.

Wilhelm Landgraf zu Hessen einen künstlichen Erd- und Himmels-Globus.

Der Kaiser bestellt ein Mobile perpetuum bey Meister Hanns Oberer.

Der Uhrmacher Martin Frill bittet um ein kaiserl. Privilegium für sein verfertigtes perpetuum mobile.

Hugo Blotius, der Hofbibliothekspräfect an den Kaiser, um jährliche hundert Gulden, um davon bey jenem Bücherschatze, beständig zwey Scriptoren zu unterhalten.

Jam quartum annum summa fide et diligentia Augustam Majestatis Vestrae Bibliothecam administro, utque tandem vere Imperatoria uocarj, et cum quauis alterius Regis aut Principis Bibliotheca comparari possit, laboro. Nec dubito, quin, si manuscripta Joannis sambuci accesserint, et cultura deinceps vel mediocris adhibita fuerit, Regis Galliae Bibliothecam (in qua 400 tantum manuscripta volumina esse dicuntur) sit superatura, et illam Summi Pontificis Vaticanam proxime adaequatura. Erunt enim in hac Caesarea Majestatis Vestrae Bibliotheca volumina Graeca tantum, et antiqua plus quam mille, quorum plurima nusquam extant excusa. Eam ego quoque quotidie nouorum, et rarorum, atque undique conquisitorum, tam scriptorum quam librorum accessione illustrare conabor. In Italia; sambucum imitatus, multa passim rara, singularia et lectu iucundissima utilissimaque scripta corrogaui. Sed descriptione opus est, et ego solus tantae moli non sufficio, nec in hac fortunae meae tenuitate sumtibus meis scribas alere possum, cum stipendium, quod ex Bibliothecae administratione quotannis percipio, ducentorum tantum sit florenorum. Supplex itaque et quanta possum animi veneratione S. C. Maiestatem Vestram oro, ut centum tantum florenos annuos duobus scribis in Bibliotheca continue alendis destinare dignetur, quorum opera in praeclarissimorum scriptorum descriptione Augusta Bibliotheca augeri et illustrari possit. Quod si hoc proximo biennio non re ipsa declarauero, centum istos florenos annuos utilissime, et ad gloriam Maiestatis Vestrae accomodatissime impendi, nihil recuso, quo minus ij post biennium elapsum iterum subtrahantur. Interim responsum a Sacra Caesarea Maiestate Vestra Clementissimum exspectabo, et ut Deus optimus Maximus ipsi omnia salutaria concedat, ardentibus votis precabor.

Sac. Caes. Regiaeq. Majestatis Vestrae humillimus Clientulus.

Hugo Blotius J. V. D.
Sac. Caes. Majestatis Vestrae
Bibliothecarius.

(Die Fortsetzung folgt).

Ueber die Einfälle der Ungarn in Italien und Carantanien.

Von Franz Xav. Richter, emeritirten Prof. der allg. Geschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

(Fortsetzung.)

6. Die Pannonien waren erobert; die Slaven, welche darin wohnten, hatten sich auf der Ungarn Seite gewendet und waren deren eifrige Kampfgenossen geworden, so wie gegen die Italiäner so gegen die Deutschen. Die Niederlage im Krapfelde, jenes von dem Grafen Luitpold an der Fischa 902 aufgeriebene Streifchor, unter Chussol, der Zug gegen Venedig, mußte nothwendig den Magyaren viele Leute gekostet haben, und so wird begreiflich, was Thurocz erzählt, daß nähmlich die Ungarn durch sechs volle Jahre die Waffen gegen Carantanien und Italien ruhen ließen. *)

Damit stimmt auch der Bericht des Belaischen Notars überein. Denn er schreibt: Herzog Arpad und seine Soldaten kamen bis an die Rab und Rabnitz, verwüsteten der Slaven und der Pannonier Ländereyen und nahmen sie in Besitz. Aber auch der Kärnthner an der Mur (oder, der Kärnthner und Mährer, et Carinthinorum, Moroanensium fines) Grenzen plünderten sie durch häufige Einfälle, tödteten derselben viele Tausende mit der Schärfe des Schwertes, zerstörten die Schutzwehren, und nahmen ihr Land ein, das bis auf den heutigen Tag durch Gottes Hülfe die Nachkömmlinge in ihrer Macht haben und in Frieden besitzen. Hierauf kehrten Usubun und Eusee, der Vater des Urcun mit ihrem ganzen Heere gesund und unverletzt mit großem Siege zu Herzog Arpad zurück. Denn Gott, dessen Barmherzigkeit mit ihnen war, übergab dem Herzoge Arpad und seinen Kriegern ihre Feinde und sie besaßen durch die Stärke ihres Armes die Arbeiten (Fleiß)

*) Postquam autem Zwatapolug per Hungaros, ut superius dicitur est necatus et Hungari descenderunt in Pannoniam: per sex annos eorum arma et equos meliorare curaverunt. Thwroczii Chron. c. 23.

der Völker. Als sie sich dort befestigt und fast alle benachbarten Völker unterjocht hatten, kehrten sie längs der Donau in den Wald zurück, der Jagd halber, und, nachdem sie die Krieger in die Heimath entlassen, blieben der Herzog und seine Edlen in selbigem Walde zehn Tage und kamen dann in die Stadt Etzels, stiegen hinab zur Insel Sepel, wo die Herzoginn und andere Frauen geblieben waren. Und in demselben Jahre wurde dem Herzoge Arpad ein Sohn Nahmen Zulta geboren. Da war große Freude unter den Ungarn; der Herzog und seine Großen machten durch mehrere Tage große Gastmahle, die Jünglinge gaben Waffenspiele vor dem Herzoge und seinen Großen, wie die Lämmer vor den Widdern. *)

Hierauf folgte der Krieg wider den Herzog Menumorot in den östlichen Gegenden, der sich mit der Verlobung der Tochter desselben an den jungen Zulta endigte, also das Menumorot sich unterwarf und sein Reich der Tochter als Heirathsgut für den ungarischen Prinzen mitgab. Hierauf starb Herzog Arpad im Jahre 907 nach des Herrn Geburt. **)

Was also auch zwischen den Jahren 901 — 907 von kriegerischen Ereignissen gegen Carantanien und Italien vorgefallen seyn mag (Schönleben und Palladio nehmlich haben für das Jahr 904 einen ungarischen Streifzug nach Italien) von wichtigen Folgen war es sicher nicht, ja die oben angeführten Hubenverleihungen Ludwigs des Kindes 903 an Suetboch bey Krems, und 904 an Arbo im Thale von Leoben deuten auf friedlichen Stand der Dinge in der Carantaner Mark. Aber der Tod Arpads war das Signal zu neuen Raubzügen, zu Schlachten und Eroberungen für die streitlustigen ungarischen Kriegshäupter. Zurüstungen wurden gemacht zu neuen Plünderungen Deutschlands und Italiens. Luitprand hat schon für das Jahr 906 (man darf aber ohne Anstand auch das Jahr 907 annehmen, denn der Monath ist nicht genannt und die verschiedene Art, das Jahr von Weihnachten, oder von Ostern anzufangen, berechtigt dazu) folgendes: Unterdessen verbreitete sich die Wuth der Ungarn, weil sie Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern nichts anhaben konnten, ohne Widerstand durch ganz Italien. Berengar, weil er sich nicht ganz auf die Treue seiner Vasallen verlassen konnte, machte sich, nicht unklug, die Ungarn zu Freunden. ***)

*) Anonym. Belae. c. 50.

**) Idem c. 51 et 52.

***) Liutprand l. 2. c. 11. ad annum 906: Hungarorum interea rabies, quia per Saxones, Francos, Suevos, Bajoarios nequibant, totam per Italiam nullis resistentibus dilatatur. Verum quia Berengarius firmiter suos milites habere fideles non poterat, amicos sibi Hungaros non mediocriter effecerat.

In dasselbe Jahr 907 fällt auch die große dreytägige Schlacht an der Donau zwischen Carnunt und Preßburg im Monathe Juny oder August, darin der ganze Heerbann Oberdeutschlands von den Ungarn überwunden wurde, darin, wie man bisher allgemein geglaubt hat, und wie auch neuerlich wieder Hofrath Freyherr von Hormayr in Wiens Geschichte und Denkwürdigkeiten 2. B. 2. H. berichtet, nebst dem tapfern edlen Grafen Luitpold, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freysingen und Seben nebst vielen Äbten und der Blüthe der Ritterschaft geblieben sind. Eine ausführliche Beschreibung dieser Schlacht findet sich bey Aventin in den annalibus Bojorum l. 4. c. 21. einem Schriftsteller, der 500 Jahre später lebte, als sich jene Schlacht ereignete, und der über diesen Gegenstand also nur insofern Glauben verdient, als er die ihm zu Gebothe stehenden Quellen mit Einsicht und Redlichkeit benützt hat. —

Aus allen Provinzen Bajoariens, heißt es dort, wurden die Streitkräfte zusammen gezogen, von den Narscern (Narcsis) Böhmen, Chumabern, Vindelikern, Norikern, Sennonen, Etschern (Anwohner der Etsch) Steyrern (es gab damahls noch kein Volk dieses Nahmens, es müßten denn Oberösterreicher gewesen seyn,) Wenden, Charinern, Carnern; den Ungarn wird der Krieg angekündigt, die Bayern rücken mit einem kräftigen Heere auf beyden Seiten der Donau gegen den Feind vor. König Ludwig mit dem Passauer-Bischof Burkhart, und Arabo blieben zu Ensburg. Die Kriegsverständigen theilten das Heer in 3 Haufen. Luitpold, der Grenzherzog des Österreichs auf dem nördlichen Donauufer, auf dem südlichen gingen Dietmar, Erzbischof von Salzburg, Zacharias von Seben, Otto von Freysingen mit den Äbten Hartwick, Helmprecht, bis Vratislavium vor und schlugen dortdas Lager. *)

Schreiber dessen hat in des Freyh. v. Hormayr Archiv 1822 N. 90 und 91 die Hypothese aufgestellt, ein Theil des oberdeutschen Heerbanns möchte nicht bey Preßburg, sondern im Cyllier Kreise bey Fraslau (Vraslavia von Brazlave also genannt) Lager geschlagen haben, und aufgerieben worden seyn. Seine Absicht war, durch diese Hypothese über das Vratislavium des Aventin gründliche Forschungen anzuregen. Dem Vratislavia oder Breßlau in Schlesien wurde ein innerösterreichisches Breßlau, das Fraslau,

*) Luitpoldus Austriaci limitis Dux, ripa Aquilonari, Meridionali vero in parte Theodmarus Archimysta Juvaviensis, Zacharias Sabonensis, Otto Fruxinensis cum monachorum praesulibus Gumpoldo, Hartvico, Helmprechto Vratislavium usque procedunt, ibique castra faciunt.

Vraslavia, im Cyllier-Kreise entgegengestellt. Vielleicht ist Preßburg, trotz seines lateinischen Nahmens Posonium ein drittes, das ungarische Breßlau, — und dann fällt die Hypothese mit dem steyermärkischen Fraslau von selbst, weil das geographische Paradoxon in Aventins obiger Stelle hinweg fällt. Daß die Provinzialgeschichtsforscher unentschiedene zweifelhafte Puncte in der Geschichte für ihre Provinz ansprechen, sobald irgend ein Grund dazu berechtigt, hemmt das Auffinden der Wahrheit nicht, wenn sie nur von ihrem Irrthume nach Schöpfung besserer Überzeugung abstehen. — Aber ist denn auch das heutige Preßburg wirklich Aventins Vratislavium? Und woher dieser Nahme? Wie verhalten sich historisch der Prasberg im Cyllier Kreise in der Gegend von Fraslau zu Preßburg an der Donau und dem aventinischen Vratislavium? Abgesehen davon, daß Aventin eine Schlacht beschrieb, die 500 Jahre vor ihm sich zugetragen, und daß demnach sein Zeugniß billig einiges Bedenken erregen muß, so scheint es doch in der That seltsam, daß man alle Streitkräfte Süddeutschlands auf einem Punct versammelt und Carantanien dergestalt entblößt habe. — Oder war ungeachtet dessen, daß die Noriker, Etschanwohner, die Steyrer, Winden, Chariner und Carner bey Preßburg fochten, das Land zwischen der Drau und Save dennoch vertheidigt? Gehört die Leopacher Schlacht des Thurocz *) vielleicht in das Jahr 906? die man bisher in das Jahr 919, 915 oder 916 gesetzt hat?

Es hat überhaupt so wie mit dieser Leopacher Schlacht, so mit jener Preßburger noch mancherley Bedenklichkeiten. Der Freysinger Bischof Otto z. B. den Aventin erst im August bey Preßburg umkommen läßt, war nach Meichelbeck schon am 30. Juny gestorben, und konnte demnach an der Preßburger Schlacht keinen Antheil nehmen. Wie wäre es, wenn das Freysingerische Banner früher bey der Carantanischen Armee in der Gegend von Cilly dem nach Italien streifenden Heerhaufen Widerstand geleistet und daselbst geschlagen nach Laibach sich zurückgezogen hätte, um vereint mit dem Heere des Grafens in Sonnenberg, Luenz und Heimvölls, Markgrafens von Istrien Gottfried, dann mit dem Heerhaufen des wackeren Patriarchen Friedrich von Aquileja den Feind von Italien abzuhalten? Thurocz ist freylich ein fast eben so weit entfernter Zeuge für die Leopacher Schlacht als Aventin für die Preßburger und hat sich nicht nur in der Chronologie gar arg verirrt, sondern die Nahmen vergriffen, wie dieß mit dem dux Eberhardus und Patriarchen Gregorius der Fall ist, welche bisher rein unhistorisch befunden worden. Aber wie schon am obengenannten Orte in des Freyh. v. Hormayr Archiv gesagt wurde, auf die Jahreszahl der Leopacher Schlacht kommt so viel nicht an, wohl aber darauf, daß zu Leopach eine Schlacht vorfiel, denn daraus, daß der carantanische Heerbann vereint mit dem friaulischen des Patriarchen von Aquileja nach Möglichkeit die julischen Alpen geschützt habe, dadurch wird eine Stelle in der aquilejischen Chronik bestätigt, wo es heißt: Federicus Patriarcha mirabiliter ecclesiam gubernavit. Hujus tempore Ungarorum gens a Servia egressa in Pannoniam, quae adjungitur finibus ecclesiae Aquilejensis, promitus venit, et ejectis Avaris, ibi habitare coepit. Quos Federicus patriarcha repressit et longius effugavit, reddens Hesperiae pacem. Dieser Patriarch Friedrich regierte die Kirche Aquileja von 901 — 921. Wenn er die Ungarn wirklich zurückgedrängt, und dem Abendlande den Frieden gegeben, so war dieß nicht 907, als in welchem Jahre die Ungarn nach Liutprand in Italien wirklich eingefallen sind, sondern zwischen 915 — 919, als in welche Jahre man beyläufig die Leopacher Schlacht gesetzt *) denn Thurocz sagt in der obenangeführten Stelle ausdrücklich: „Und obgleich aus den Ungarn mehrere gefallen, so wurden doch die beyden Heeresführer oder Herzoge, nehmlich Gottfried und Eberherd von ihnen erschlagen und der Patriarch entkam zur Noth durch die Flucht. Hierauf plünderten sie Kärnthen, Krain und Steyermark und kehrten mit Beute beladen zurück." Daß man die Laibacher Schlacht zwischen die Jahre 915 — 919 gesetzt, erklärt sich daraus, weil Thurocz gleich nach der oben angeführten Stelle fortfährt: Caesar igitur Conradus audiens, quod Hungari imperii sui confinia intrassent, ducesque memoratos occidisseut, decrevit venire in Hungariam. Et cum exisset de Italia, venissetque Augustam etc. Aber Kaiser Conrad ist ja niemahls in Italien gewesen, folglich konnte die Leopacher Schlacht auch nicht unter ihm vorgefallen seyn. Fast befremdend muß es übrigens vorkommen, daß der Ungenannte des Bela von jener dreytägigen Schlacht bey Preßburg gar keine Erwähnung macht, da er sonst mit Vorliebe bey allem verweilt, was die ungarische Tapferkeit in das Licht setzen kann.

Aus allem diesen nun ergibt sich, daß wenn man für die Schlachten bey Preßburg und Leopach keine verläßlicheren Quellen als Aventin und Thurocz auffinden kann, diese Begebenheiten noch lange ein Gegenstand der historischen

*) Posthac Carinthiam hostiliter adeuntes; ultra castrum Leopach Dux Moraviae (M. S. Meraniae) Gottfridus nominatus et dux Eberhardus (Chronic. Budens. Bernhardus) nec non Gregorius, Aquilejae patriarcha ipsis occurentes, insimul atrociter pugnaverunt. Thurocz. c. 25.

*) Valvasor, Schönleben, Engel.

Critik bleiben müssen. Doch ergibt sich aus dem Angeführten:

1. Daß bey Preßburg 907 wohl nicht der ganze oberdeutsche Heerbann möchte gestritten haben; der Freysinger Bischof Otto war sicher nicht dabey. —

2. Daß wenn sich in den Gegenden, wo jene Schlacht vorfiel, kein Vratislavium ausmitteln läßt, der kärnthnerische Heerbann gleichzeitig oder kurz vorher bey Vraslavia, Fraslau im Cillier-Kreise, wider die Ungarn gekämpft habe.

3. Daß die Leopacher Schlacht wirklich vorgefallen, ob 907 oder zwischen 915 — 919 bleibt unentschieden, aber gewiß ist, daß die Friauler, Istrier und Krainer dabey ihre Streitkräfte entfalteten.

4. Daß über jenen Gottfried, der in der Laibacher Schlacht gefallen, allerhand Vermuthungen entstehen müssen, als z. B. ob der, der vom Grafen Coronini in seinem Tentamine Genealogico Comitum Goritae (Wien 1752) tab. 1. et pag. 65. als Herzog von Meran, Graf von Heimvöls, Luenz und Sonnenberg aufgeführt wird und wahrscheinlich auch Markgraf von Istrien war und den Graf Coronini zum Vater des h. Otwin, des Stifters von Längensee gemacht, nicht vielleicht ein Sohn des im Slavonien herrschenden Brazlawo gewesen, und sich nach dem Verluste der panonischen Länder seines Hauses Beerengarn in die Arme geworfen und bey ihm Zuflucht gefunden habe, als ihn Deutschland nicht mehr zu schützen vermochte. — Es ließen sich für diese Vermuthungen aus der spätern Geschichte des Gotteshauses Aquileja noch manche rechtfertigende Daten anführen, aber es ist hier nicht der Ort dazu und gewisse historische Ansichten müssen erst nach und nach zu einer gewissen Reife gedeihen, bevor sie das Auge der Kritik aushalten können.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Dalmatien.

Zara am 1. July 1825.

Indem ich mir vorbehalte, Ihnen, verehrter Herr und Freund, ehestens Näheres mitzutheilen, über die neuesten Nachgrabungen auf dem classischen Boden Salona's, dem unruhvollen Ruheplatz des großen Diocletian und wie unlängst eine Streitigkeit über Grundbenützung bey Signe, Anlaß zur Entdeckung mancher sehr interessanter Überreste aus der Römerwelt und diese hinwieder, zur Entdeckung einer ganzen Römerstadt gegeben, glaube ich, Sie dürften wohl selbst von dem äußerst genialen und menschenfreundlichen Professor Riepl, von dem Inspector von Partsch und Assistenten Krause, Manches über ihre Reise durch Dalmatien unmittelbar vernommen haben. — Gegenwärtig sind Dr. Krater, Neumayer und Parreys auf wissenschaftlichen Untersuchungen in Dalmatien begriffen. — Mein gegenwärtiger Brief hat vorzüglich zum Zwecke, Verschiedenes darüber zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, was die erhöhte Cultur und Verbreitung des Seidenbaues in Dalmatien so vorzüglich wünschenswerth macht.

Die angenehme Erinnerung an die Vorzeit, in welcher die Seidencultur in Dalmatien so blühend war.

Der lebhafte Wunsch, daß die Dalmatiner darin Mittel finden möchten, um die, durch die in den letzten Land- und Seekriegen herbeygeführte Verarmung zu mindern, und ihrem Wohlstand aufzuhelfen.

Die Betrachtung, daß die Seidencultur für die geringe Bevölkerung Dalmatiens bey dem großen Mangel an arbeitenden Händen ein vorzüglich angemessener Industrie-Zweig sey, den Weiber und Kinder besorgen können, der daher der übrigen Landwirthschaft keine Arbeiter entzieht.

Der Mangel an Fluß- Quell- und Regenwasser, die oftmahlige Dürre, welcher Dalmatien ausgesetzt ist, die so oft jede Aussaat der spätern Getreidearten, und die Ernte des Hauptnahrungsartikels, des türkischen Weitzens vereitelt, welche Dürre dagegen gerade dem ungestörten Wachsthum der Seidenwürmer günstig ist — läßt bedenken, wie nützlich und nothwendig dieser Provinz die Seidencultur wäre.

Sie würde beytragen, den deßhalb beynahe jährlich mehr oder weniger wiederkehrenden, der ausgiebigern Zunahme der Bevölkerung nachtheiligen Folgen dieser Dürre zu begegnen.

Durch Erweiterung der Seidencultur würde besonders das Vergnügen und die Glückseligkeit dieses Lebens bey jenen bedauerungswürdigen Frauen und Mädchen in den Kreisen Ragusa und Cattaro bereitet, welche, sich selbst überlassen, ihre Tage nach morgenländischer Art in ihren Häusern zubringen, denen die Erzeugung der Seide, und Verarbeitung derselben zu ihren häuslichen Bedürfnissen die fürchterliche Langeweile vertreibt, so manche ihrer Stunden versüßet, und sie dabey auf manches häusliche und körperliche Leiden vergessen macht.

Es scheint mir von großer Wichtigkeit zu seyn, daß die Seidenerzeugung sich vorzüglich in den vielen Familien der kleinen Grundbesitzer vermehre, welche keine Kapitalien besitzen, und sich beynahe nur dadurch das baare Geld verschaffen können, dessen sie bedürfen, um sich die verschiedenen häuslichen Bedürfnisse dafür anschaffen zu können, deren sie, und Dalmatien bisher entbehren mußten, und die aus andern Provinzen herbeygeschafft werden.

Unter den verschiedenen Erwerbsmitteln, welche der dalmatinische Landwirth immer mehr benützen und erweitern kann, ist, außer dem Öhl, keines, welches ihm einen gewissern Absatz zusichert, ihm am meisten baares Geld verschafft, den Werth seiner Grundstücke mehr erhöhet, die Gewerbsindustrie, und den activen Handel mehr befördert, als die Seidencultur. Die Seide war, und wird — nach dem Öhl — der einträglichste Zweig der dalmatinischen Landwirthschaft seyn, der sowohl auf den Wohlstand der Familien als auch jenen des Staates den größten und lebhaftesten Einfluß nehmen wird.

Die große Veränderung des Werthes des Getreides und das im Verhältniß mit dem Arbeitslohn zu starke Sinken desselben, ferner das Stocken des Absatzes, gebiethen ebenfalls auf Mittel zu denken, die unvermeidlichen Ausgaben auf häusliche Bedürfnisse und öffentliche Abgaben durch andere Einnahmen zu decken, und dazu wäre für Dalmatien der gerade Weg, den Fremden einen Überfluß an Seide überlassen zu können, deren Clima zur Gewinnung derselben minder oder gar nicht geeignet ist, deren sich aber alle Nationen häufig bedienen, damit diese Fremden den Dalmatinern andere Bedürfnisse zuführen.

Es scheint mir ein Gegenstand ernsten Nachdenkens wohl werth, in wie weit die, in allen Zweigen der Rural-Ökonomie immer mehr merkbaren Fortschritte der Civilisation in den südlichen Provinzen Rußlands, und in den östlichen der Türkey, besonders die unglaubliche Thätigkeit Mehmed Alys, in Ägypten; die größere Handelsthätigkeit in diesen Ländern, auf die hierländige Landwirthschaft Einfluß haben werden, ob der niedrige Preis des Getreides, womit die Häfen dieser Länder aus jenen Provinzen überschwemmt werden, sich vielleicht damit endigen dürfte, daß der Preis des dalmatinischen so herabgedrückt würde, daß die Noth gebiethen möchte, für die bisherige dalmatinische Feldbauart eine einträglichere Landwirthschaft zu suchen? Ein gleiches Nachdenken wecken jetzt auch die großen Anstalten Rußlands, dem alle Climaten in seinem unermeßlichen Reich zu Gebothe stehen, zur Emporbringung der Schafzucht, zumahl bey ihrem entschiedenen Verfall in dem unglücklichen Spanien. —

Die Lage und das Clima Dalmatiens ist zum Wachsthum der Maulbeerbäume ungemein günstig und vortheilhaft.

Sie erreichen hierlandes eine besondere Höhe und Dicke, sind leicht zu vermehren sowohl durch Samen, als durch Stupfer und Ableger. Sie prangen den ganzen Sommer in ihrem hellen Grün, und stehen auch in den heißesten Monathen in ihrer nahrhaften Fülle, in ihrem saftstrotzenden Laub, wenn andere Bäume sich gelben und welken.

Die zur Entwicklung und zum Wachsthum der Seidenwürmer in den ersten 13 bis 14 Tagen nöthige Temperatur ist 14 bis 22 Grad des Thermometers. Diese Temperatur ist hier nicht nöthig, durch Heitzung zu bewirken.

Die Blätter des dalmatinischen Maulbeerbaumes enthalten nach angestellten Versuchen und Vergleichungen mehr Nahrungsstoff, und geben daher mehr Seide, als selbst jene in Italien. Dieses bestätigt selbst der große Praktiker, Graf Dandolo, welcher früher auf seinen Gütern in Mayland, und dann als Provvedetore Generale hier, vergleichende Versuche angestellt hat. Das von den dalmat. Maulbeerblättern gefällte Urtheil dieses Mannes ist um so wichtiger, da er auch in der Lombardie wegen seinen ausgebreiteten Erfahrungen, Kenntnissen und Verbesserungen in der Seidencultur als competenter Schiedsrichter anerkannt wurde.

Versuche und Vergleichungen haben Beweise geliefert, daß eine gleiche Menge von Galetten aus Dalmatien, welche bey der Verarbeitung einer gleichen Behandlung unterzogen wurden, wie jene in Italien, einen feinern Faden, als jene lieferten; dabey war das Abwinden leicht, und selbst der Abgang (die Bava) war noch rein, stark und fein bis zum Ende des Fadens; die Galleten gaben eine an Farbe, Reinheit und Glanz vorzüglich schöne Seide; deßwegen auch diese, nähmlich auf ital. Art behandelte und erzeugte dalmatische Seide wegen diesen Vorzügen in Venedig lieber gekauft, und besser bezahlt wird.

Die in allen Kreisen Dalmatiens gemachten Beobachtungen und Erfahrungen beweisen, daß die Seidenwürmer hierlandes weniger Krankheiten und widrigen Zufällen ausgesetzt sind, als in Italien. Die meisten Galleten werden im Kreise Cattaro von den dortigen Landleuten in ihren Wohnungen gesammelt. Sie nähren und vermehren sich darin, scheuen weder das Feuer noch den Rauch, noch die Ausdünstungen der Schafe, Ziegen, Schweine und Esel, in deren Gesellschaft sie sich abwechselnd befinden.

Beobachtungen und Erfahrungen lehrten gleichfalls, daß die eben angeführten günstigen Einwirkungen von dem erhöhten Wärmegrad, von ergiebigern Nahrungsstoff, von ungestörter Gesundheit den Schlaf, die Häutungen, die Verpuppung geschwinder aufeinander folgen machen, daß daher die Sorge für deren Pflege hier eher endige, sohin das Vergnügen der Galleten-Sammlung hier eher eintrete.

Die Seidencultur ist außer den nördlichen Gebirgsgegenden, beynahe überall bekannt, und wie ich mich versichert habe, eine Lieblingsbeschäftigung vieler Familien. Sie wird sich erweitern und vermehren, sobald der Absatz erleichtert, verbessert, erweitert werden wird.

Kaum waren die letzten Seekriege, die Kontumaz, Sperrungen, die Gefahr der Beraubungen vorüber, so nahmen die betriebsamen Bewohner der Insel Arbe diese gewohnte Beschäftigung wieder vor, welche in den Jahren vor den letzten Kriegen jährlich über 1000 Pfund Seide erzeugten.

Die Bewohner des Kreises Ragusa, weit entfernt, zur Betreibung der Seidencultur der Anspornung nöthig zu haben, betreiben dieselbe vielmehr mit besonderem Eifer, um sich damit etwas zu verdienen. Besonders in den letzten Jahren war beynahe kein Bauernhaus auf dem Lande, in welchem man sich nicht bestrebte auf eine oder die andere Art, Galleten zu erzeugen.

Auch in der Kreisstadt Ragusa entsagten verschiedene Bewohner freywillig manchen häuslichen Bequemlichkeiten, um eine möglichst große Menge von Seidenraupen pflegen zu können, die öfter den Vorrath an Maulbeerblättern überstieg.

Im Kreise Cattaro erneuert und vermehrt sich auch der Fleiß und das Bestreben für diesen Erwerbszweig. Noch vor 3 Jahren wurde der sämmtliche Ertrag der Seiden-Cocons in jenem Kreise nur auf 85 Wiener-Centner angegeben. Neue Nachrichten geben denselben nun stärker an. Das Dorf Lastua zeichnet sich in jenem Kreise besonders aus, es besteht zwar bloß aus 145 Häusern, aber jede Familie beschäftigt sich darin mit der Seidencultur, und jede erzeugt jährlich wenigstens 20 bis 30 Pf. Galleten. Diesem Dorfe folgen im Fleiße die Bewohner an der langen, schönen Küste um Teodò.

Der Seidenbau im Freyen ist in Dalmatien keine Neuigkeit, er wird besonders im Bezirk Poalizza von den Morlacken betrieben, welche zu wenig Raum in ihren Häusern haben, um alle Seidenwürmer bequem zu legen.

Dieses beweisen auch die von dem Domherrn Ciulich bey Spalato deßhalb gemachten Versuche, und darauf im Druck herausgekommene Anleitung. — besonders beweisen es die heuer in Zara angestellten Versuche, wo es doch im May und Juny so viel regnete, als es nur höchst selten regnet. Auch die neuesten derley Versuche im Kreise Spalato gelangen. Schon am 6. Juny hatten sich die Seidenwürmer eingesponnen. Sie wurden absichtlich in verschiedenen Zwischenräumen und Lebensperioden, nach dem ersten und zweyten Schlaf ins Freye gebracht, und sich selbst überlassen

Die in verschiedenen Gegenden Dalmatiens gemachte Erfahrung, daß sich die Seidenwürmer zwey Mahl des Jahres entwickeln und einspinnen, sohin eine zweyfache Cocons-Sammlung liefern, scheint eben auch einer weitern Rücksicht würdig. Am meisten interessirte diese Beobachtung bisher die Bewohner der Insel Curzola, welche diese zweyte Entwicklung fleißig zu erweitern sich bestreben, da man beym zweyten Triebe den jungen Seidenwürmern auch junge Maulbeerblätter zu reichen im Stande ist.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 3. und Freytag den 5. August 1825.

(92 und 93)

Ueber angeblich Gallische Völker dießseits des Rheins.

Daß Europa seine Bevölkerung ursprünglich von Asien aus erhalten hat, wird wohl Niemand bezweifeln. Lehrte es nicht die heilige Urkunde und der offenkundige Zusammenhang der Sprachen Europas mit denen Asiens, so müßte doch dem Zweifler ein einziger Blick auf eine starre, in Schnee gehüllte Winterlandschaft im mittlern und nördlichen Europa, die Überzeugung geben, daß der eben erst aus den Händen der Natur hervorgegangene Mensch unter einem so feindlichen Himmel nicht ausdauern kann, daß vielmehr seine Geisteskräfte sich schon bis zu einem bedeutenden Grad entwickelt haben müssen, ehe er zu einem Kampfe mit den Elementen, wie ihn diese Länder erfordern, hinlänglich vorbereitet ist. Daher gibt uns die Geschichte auch keine Spur, daß es jemahls auf europäischem Boden eigentliche Wilde gegeben habe, das heißt, etwa solche, wie sie in den Sümpfen und Wäldern des südlichen Festlandes von Amerika und Neuholland herumirren. Sonderbar ist es, daß Tacitus seine Behauptung, daß die Deutschen vom Anfange der Dinge an Bewohner ihres Landes gewesen sind, gerade durch die Unwirthbarkeit des Himmelstrichs begründen will. „Die Deutschen, sagt er, muß ich für ein in ihrem Lande einheimisches Urvolk halten, denn wer möchte wohl Asien, Afrika oder auch Italien verlassen und nach Deutschland gehen, informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque"?*) Indeß scheinen dem tiefsinnigen Geschichtschreiber wohl nur darum keine Zweifel gegen die Triftigkeit seines Grundes aufgestoßen zu seyn, weil er mehr die seiner Zeit nähern Jahrhunderte im Auge hatte und wohl nur soviel sagen wollte, daß die Germanen ein unvermischtes Volk seyen, daß sich durch Zuwanderungen aus fremden Ländern nicht verändert habe.

*) Germania cap. 2.

Welche Hauptvölker und noch mehr, in welcher Ordnung sie von Osten her Europa besetzt haben, darüber geben uns, was die frühern Zeiten betrifft, die Jahrbücher der Menschheit nur dürftige Nachrichten an die Hand. Aber so wie der Naturforscher, einmahl vorausgesetzt, daß die Gebirgsarten und Erdschichten, welche die Rinde unseres Planeten bilden, durch Niederschlag aus dem Wasser und dem Luftkreise entstanden sind, wissen kann, daß der Granit früher da war, als der Flözkalk, weil der mehr oben liegende Niederschlag nothwendig der jüngere seyn muß, so muß auch dem Geschichtsforscher bey der wohlbegründeten Voraussetzung, daß die Einwanderungen in Europa von Osten her geschehen, die Folgerung erlaubt seyn, daß die am meisten nach Westen gedrängten Völker die ältesten Bewohner Europas sind, und daß ein Volk in dem Maße später den Boden dieses Erdtheils betreten hat, als es weiter gegen Osten wohnt.

Hiernach müssen die Iberier das älteste europäische Volk seyn. Sie scheinen die Grundlage zur Bevölkerung Italiens, Galliens, Hispaniens und Lusitaniens abgegeben zu haben; aber ihre Sprache lebt nur noch im Munde der Basken in den Pyrenäen und noch weniger rein bey ihren Stammverwandten auf dem nördlichen Gebirgsaste Spaniens; im Übrigen ist sie völlig verklungen. Die Celten sind ihre Erben geworden. Von diesem rührt die zweyte Bevölkerungsgeschichte in den genannten Ländern her. Dem Lande Gallien haben sie den Nahmen gegeben, denn sie nannten sich eigentlich Gael oder Galen, und kannten vielleicht selbst nicht einmahl den ihnen von den Griechen beygelegten Nahmen Celten oder Kelten. Auch Italien ist mit einem Worte ihrer Sprache benannt, denn Itala heißt in der Sprache ihrer Abkömmlinge im Vaterlande Ossians noch so viel als Erde, Land, auch Ebene im Gegensatz von Gebirge. Kraftvoll und streitbar haben sie die Iberier fast allenthalben unterjocht und in sich aufgenommen, auch wahr-

scheinlich die brittischen Inseln zuerst besetzt, in deren nördlichen Gebirgen ihre Sprache noch lebt. Vielleicht hatten sie auch das heutige Deutschland oder doch einen großen Theil desselben inne, aber neue Völkerströme aus Osten drängten sie weiter nach Westen. Die neuandringenden Völker waren die Germanen und die Slaven. Zwar scheinen die ersteren einigen Vorsprung vor den letzteren gehabt zu haben, aber fast gleichzeitig drängten sich beyde gewaltige, aus vielartigen Stämmen zusammengesetzte Völker westwärts, die Germanen mehr im Norden des Festlandes bis an den Rhein und die Schelde, die Slaven mehr im Süden bis an das adriatische Meer, so weit und weiter, als sich die Wohnsitze beyder Völker noch heute erstrecken. Aber es ging nicht ohne Reactionen ab. Geraume Zeit, nachdem die Germanen und Slaven in den von ihnen besetzten Ländern festen Fuß gefaßt hatten, mußten sie theilweise der durch das Aufhören des Völkerdrangs aus Osten freygewordenen Schnellkraft der gallischen Celten wieder weichen und nach glaubhaften historischen Zeugnissen wurden die heutigen Schweiz, Tyrol, Salzburg, Österreich und Bayern wieder Celtisch. Wenn wir den Römern glauben sollen, so waren es Völker gallischer Abkunft, die um die Zeit des Anfanges unserer Zeitrechnung die obengenannten Länder beherrschten. Dieß ist es aber eben, wogegen der Verfasser dieses Aufsatzes erhebliche Zweifel geltend zu machen gedenkt. Die Römer waren ziemlich unzuverläßige Beobachter der Eigenthümlichkeiten fremder Völker. Barbar war ihnen Barbar und sie achteten es nicht der Mühe werth, genauere Nachforschungen über die Stammverhältnisse, so wie über die Sprachen der von ihnen besiegten oder bekriegten Völker anzustellen. Immerhin mögen die Gallier jene Länder im Fluge unterjocht haben und die Herrn derselben geworden seyn; daraus folgt aber noch nicht, daß die vorgefundenen Bewohner vertrieben worden sind. Sie konnten immer noch die Mehrzahl in diesen Ländern ausmachen und ihre Sprache die herrschende seyn, wenn sich gleich die Gallier zu einem Eroberungsadel unter ihnen aufgeworfen hatten. So wenig in spätern Jahrhunderten Gallien durch die Eroberung der Franken, Oberitalien durch die Eroberung der Longobarden oder Spanien durch die der Vandalen und Westgothen deutsch geworden ist, eben so wenig brauchten die genannten Länder durch die Eroberung der Celten celtisch zu werden. In den östlichsten derselben konnten sich zur Zeit des Anfanges unserer Aera die Eroberer schon unter den Besiegten verloren haben und zu einem Volke mit ihnen verschmolzen seyn, wenn überhaupt ihre Eroberungen von Bestande gewesen sind, und wenn diejenigen Helvetier, welche den verunglückten Auswanderungsversuch machten, und von Julius Cäsar zurück gewiesen wurden, auch ohne Zweifel, nach dem Nahmen zu urtheilen, noch von gallischen Celten angeführt worden sind, so folgt daraus noch nicht, daß auch der große Haufe des Volkes zu dieser Nation gehört hat. Wenn uns nun die Angaben der Römer nicht für Beweise gelten können, daß dießseits des Rheins belegene Landschaften von Galliern bewohnt waren, so fragt es sich, welches Stammes eigentlich die Völker waren, die zu jener Zeit diese angeblichen Wohnsitze der Gallier inne hatten und woraus sich dieses schließen lasse? Zuvörderst können uns die Nahmen der Landschaften und Stämme, so wie sie durch den Mund der Römer auf uns gekommen sind, zum Fingerzeige dienen. Dann aber sind auch die heute noch lebenden Nahmen der Gewässer, Thäler und Berge zu beachten, denn nichts hält sich länger als solche Nahmen. Mögen die Stürme der Völkerwanderung durch diese Länder gezogen seyn, ganz sind sie deßhalb von den alten Bewohnern nicht verlassen worden und durch diese mußten sich die Nahmen ausgezeichneter Naturpuncte erhalten. Menschenwerk fällt in Trümmer, aber was die Natur gegründet hat, überdauert die flüchtigen Geschlechter der Sterblichen, überdauert Jahrtausende. Die neuen Ansiedler, wenn sie auch von einer andern Zunge sind, als die frühern Bewohner, lernen die Nahmen solcher Naturwerke von den Überbleibseln der letztern und so werden auch in dem auf slavischem Grunde erblühten Theile von Deutschland manche Flüsse, Seen und Berge noch slavische Nahmen tragen, wenn auch die ebenfalls heute noch slavisch genannten Städte und Dörfer in demselben längst verschollen seyn worden, wie Julin, Wineta u. s. w. *) Slavisch aber waren auch im Süden von Deutschland die Völker und Länder, welche von den Römern für Celtisch ausgegeben worden, wenigstens ist dem Verfasser diese Überzeugung durch die nachstehenden Bemerkungen geworden. Eins der vornehmsten und ausgebreitetsten; angeblich gallischen Völker in Deutschland waren die Bojer oder Bojoaren. Nach Tacitus Zeugniß **) haben sie dem Lande Böhmen (Bojohemum, Boiheim) in welchem ihr Hauptsitz war, den Nahmen gegeben, sind aber von dort durch die Markmannen verdrängt worden, worauf sie die in Westen und Südwesten Böhmens gelegenen Landschaften, nähmlich das ebenfalls von ihnen genannte heutige Bayern und einen Theil von Franken besetzt haben. Der Nahme des Volkes führt schon darauf, daß dasselbe von slavischem Stamme gewesen seyn muß. Boy bedeutet im Slavischen Kampf und Krieg, Bojar aber einen Krie-

*) In Pommern, auf den Inseln Usedom und Rügen.
**) Germania cap. 28.

ger und Bojaren nennt man noch heute den Adel, das ist die Kriegerkaste, mehrerer slavischen Stämme, z. B. in der Moldau und Walachey; auch in Rußland, wo früher diese Benennung des Adels allgemein war, ist sie wenigstens noch nicht untergegangen. Übrigens ist der Nahme, den ein noch rohes Volk sich selbst beylegt, gewöhnlich mit Krieger gleichbedeutend und die Benennung Germanen dürfte ebenfalls nichts Anderes bezeichnen. In dem Nahmen Boiheim ist zwar die letzte Sylbe ohne Zweifel deutsch, aber eben darum ist sie auch nicht gallisch und überhaupt kann dieser Nahme nichts beweisen, da es ohne Zweifel nur der ist, welchen benachbarte deutsche Völkerstämme, und nahmentlich die Markmannen selbst, dem Lande der Bojer beylegten, nicht aber der, dessen sich die Bojer selbst bedienten. Daß Böhmen noch heute slavisch ist, spricht auch dafür, daß die Bojer ein slavischer Stamm gewesen, denn wäre das Land früher von Völkern anderer Herkunft bewohnt gewesen, so hätten sich immer Spuren ihres Daseyns erhalten müssen, indem ein Volk, das nicht mehr zu den Wilden gehört, nicht so leicht spurlos von der Erde verschwindet und auch die sogenannten Wanderungen der Völker nie ein Land ganz von Einwohnern entblößt gelassen, sondern gewöhnlich nur in einem Ausziehen der thatenlustigen und zum Streit gerüsteten Mannschaft bestanden haben. Die Einwanderung der sogenannten Czechen mag wohl nur eine Vermehrung der das Land bewohnenden slavischen Bevölkerung durch neue slavische Einwanderer oder vielmehr siegreich einbrechende neue slavische Stämme gewesen seyn, die nun die Krieger-Kaste ersetzten, welche früher aus dem nach Bayern gezogenen Theil der Bojer, später aus den Markmannen und andern Deutschen, unbeschadet der slavischen Nationalität der großen Masse des Volkes bestanden hatte. Aber auch in Bayern und Franken treffen wir auf Spuren der ehemahligen slavischen Bevölkerung des Landes. Der Nahme des Flußes Lech verwandt mit dem bekannten alten Nahmen der Pohlen und dem der Lygier, welches vielleicht derselbe ist, kann seinen slavischen Ursprung nicht verleugnen. Wie die Nahmen der Flüße, wenn man sie bis zu ihrer Urbedeutung verfolgt, gewöhnlich nichts als Wasser oder Fluß überhaupt bedeuten, so erklärt sich auch der Nahme des Flußes Regen aus dem slavischen Worte reka (im Pohlnischen rzeka, weil es der Pohle liebt, das R. mit einem Zischlaute zu verbinden) welches einen Fluß bedeutet; der Nahme Regnitz aber aus reknica, welches dasselbe Wort mit einer andern gramatischen Endung ist. Die Isar findet in mehreren Slavenländern ihre Nahmensverwandte. Am nächsten unter ihnen ist uns die aus dem Riesengebirge entspringende böhmische Iser. Sie heißt auf Böhmisch Gizera und verräth uns so am leichtesten den Ursprung ihres Nahmens. Er ist nähmlich nichts Anderes als das Wort, welches im russischen Ozero, im Pohlnischen Jezioro lautet und eigentlich einen Landsee bedeutet, ursprünglich aber ein Gewässer im Allgemeinen bezeichnet haben muß. Gleiche Spuren des Slaventhums zeigen sowohl die alten Nahmen als die noch lebenden Benennungen großer Naturgegenstände in den andern deutschen Landschaften, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie gallisch oder Celtisch gewesen. Der Nahme Vindelicia ist aus dem schon erwähnten Nahmen des Flußes Lech und dem Stammnahmen der Winden oder Wenden zusammengesetzt, einer Benennung die, in so verschiedenen Gegenden und so verschieden modifizirt (Venedi, Henetes) sie auch vorkommt, doch, gleichwie heute, so auch im Alterthum, ausschließlich slavischen Stämmen angehört zu haben scheint. Rhaetia (von reka oder recza) mag wohl das Land des Flußes heißen, Noricum aber das Gebirgsland, von nahory auf dem Berge. Die Zusammensetzung der Benennung einer Örtlichkeit mit dem Vorsatzworte na ist dem Geiste der slavischen Sprachen vollkommen angemessen. Auf dieselbe Weise ist der Nahme Pomore (am Meare d. i. Pommern) gebildet, eben so der von der Örtlichkeit hergenommene Nahme des Stammes der Polaben (po Labie d. h. Anwohner der Elbe) und auf dem Kamme des schlesisch-böhmischen Riesengebirges führt eine grasreiche Fläche den Nahmen Nawore, (die Bergwiese, auch Neworer Wiese genannt) aus welchem uns das völlige Noricum entgegenblickt.

Es würde ein ansehnliches Verzeichniß werden, wenn man alle einen slavischen Ursprung verrathende Nahmen in diesen Ländern aufzählen wollte. Es sind auch wirklich, wie schon oben gesagt, hier nur die Nahmen solcher Gegenstände, die im Verhältniß mit dem flüchtigen Menschenleben für unveränderlich angesehen werden können, einiger Beachtung werth. Von diesen mögen hier noch einige stehen:

Inn. Der Nahme dieses Flußes (lat. Oenus) hat Verwandte in andern Slavenländern, z. B. die Ihna in Pommern, die Inster in Ostpreußen, und scheint daher ebenfalls slavisch zu seyn.

Etsch. Lateinisch Athesis wahrscheinlich von dem slavischen Worte Atetz (Pohlnisch Oyciec) welches Vater bedeutet, eine passende Benennung für den Hauptstrom eines Gebirgslandes, welcher alle kleinen Flüße und Bäche aufnimmt und um den sich daher viele Kinder versammeln.

Eysak. Dieß mag das verstümmelte Wort Jazyk, (Pohlnisch iezyk) die Zunge seyn. Das Leichtbewegliche, Schlängelnde, Züngelnde des Flußes sowohl als der Flamme hat von jeher auf ihre Vergleichung mit der Zunge ge-

führt. Man erinnere sich nur mancher Stellen in lateinischen Dichtern, als sidera lambit, quae loca fabulosus lambit Hydaspes.

Piave. Lat. Plavis. Offenbar kommt der Nahme von plaw, plawiz, plawny, welches Alles auf Schwemmen Schwimmen und Schiffen hindeutet.

Scharnitz, ein Gebirgspaß am Eingang von Tyrol. Schon die Endung zeigt den slavischen Ursprung, die Wurzel aber ist czarny schwarz.

Arlberg, Orel, (Pohlnisch Öriel) der Adler.

Splügen. Im Munde des Volks soll der Nahme spluka lauten. Dieß führt auf Spotka, Gemeinschaft, Zusammenhang. Über den Splügen ging schon in den ältesten Zeiten die Hauptstraße aus Rhätien nach Italien.

Pusterthal. Man könnte den Nahmen von pusty, wüst, herleiten, dieß ist aber nicht richtig. Im Latein des Mittelalters heißt das Thal vallis pustrissa, welches auf den Nahmen bustrytza und bystryca führt, welcher einen wilden, reissenden Gebirgsbach bedeutet und von bystry, scharf, schnell, wild, herkommt. Wo nur Slaven gewohnt haben, und Gebirge sind, da findet sich auch dieser Nahme theils von Bächen, theils von Ortschaften, die an solchen liegen. Im Munde der Deutschen hat er sich mannigfaltig verändert. So heißt er in Steyermark Feistritz, in Sachsen Weisseritz, in Schlesien Weistritz.

Ötzthal. Desselben Ursprungs wie Etsch.

Simmenthal, das kalte Thal, von zimny, kalt.

Die Schöllenen, an der Gotthardsstraße, wahrscheinlich von skala, der Felsen von welchem Worte auch das italienische scoglio und das französische écueil herkommt.

Schon oft ist dem Verfasser der Nahme aufgefallen, welchen die Römer derjenigen deutschen Völkerschaft beylegen, die zu Anfange unserer Zeitrechnung in der Gegend des heutigen Speyer am Rhein wohnte, nähmlich: Nemetes. Das ist ja der merkwürdige Nahme, den noch heute alle Slaven ohne Ausnahme den Deutschen im Allgemeinen beylegen und der am gewöhnlichsten Niemet, im Pohlnischen aber Niemiec lautet! Er kann es in der That seyn, denn, wenn es wahr ist, daß die Römer oft slavische Sprache und Volksthümlichkeit mit Celtischer verwechselt haben, so können sie diesen Nahmen auch wohl von einem mit der Völkerschaft gränzenden slavischen Stamme, den sie für Gallisch hielten, zuerst gehört und auf Treu und Glauben beybehalten haben. Auf ähnliche Art ist es zugegangen, daß so viele Völker von den Fremden mit andern Nahmen genannt werden, als sie sich selbst beylegen. So heißen die Ungarn, nähmlich das herrschende Volk in diesem Lande, eigentlich Magyar, sie sind aber bey ihrem Einbruche in das Land von den in denselben vorhandenen Völkerresten, wahrscheinlich vornehmlich von den Avaren Ugry oder Wugry d. i. Ausländer genannt worden und dieser Nahme ist nun statt des eigentlichen bey allen Europäischen Völkern in den Gebrauch gekommen.

Der Verfasser hat seinen Zweck erreicht, wenn es ihm gelungen ist, gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen Annahme, daß ein großer Theil von Süddeutschland noch zur Zeit unserer Aera von Celten bewohnt gewesen, einige Zweifel zu erregen. Er will übrigens seinen Glauben, daß alle nicht deutschen Völker im Umfange des jetzigen und ehemahligen Deutschlands zu der großen Nation der Slaven gehört haben, Niemanden aufdringen, sondern den Aufsatz mit Tacitus Worten schließen.

Ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.

Laube.

Die Ritter des Berges Blanik.

Von J. C. Passy.

I. Die Zerstörung von Litiz.

Was lodert um Litiz der Himmel so roth,
Als wär er mit Blut übergossen?
Es tobet entfesselt der grimmige Tod
Mit seinen bleichen Genossen,
Der Ziska, der furchtbare Rächer haust
Wie verheerend der Strom durch die Felder braust!

Sie haben den Freund ihm und Lehrer geraubt,
Das sichre Geleite gebrochen,
Es sank in den Flammen des Ketzers Haupt
Wie die heil'ge Versammlung gesprochen,
Drum schnaubt der Hussite Rach' und Wuth,
Es treibt ihn zu kühlen im Morde die Gluth!

Es sinken die blühendsten Städte in Staub
Mit Blut sind die Felder gedünget,
Jetzt ziehn sie auf Litiz begierig nach Raub,
Wo der Frevel so schnell nicht gelinget,
Denn Zesyma Rosenbergs tapferer Arm
Begegnet ein Leu, dem gewaltigen Schwarm.

Schon dreymahl vergebens in rasendem Sturm,
Versucht sich die Schaar der Hussiten,
Fest stehet die Burg wie ein Felsenthurm,
Den feuchtlos die Wogen umwüthen,
Doch schwindet das Häuflein der Helden gar bald
Der Feind wächst furchtbar zum Lanzenwald.

Und der Widerstand reitzt den Gewaltigen nur
Er sendet zur Burg einen Bothen!
Vertilgen will er der Feste Spur,
Ausfüllen die Gräben mit Todten,
Ergibt sich sogleich nicht die ganze Schaar
Und biethet der Gnade des Siegers sich dar!

Da ruft vom heftigen Grimm entbrannt
Der Feldherr die donnernden Worte:
„Fort, Herold dich schützt nur dein heilig Gewand,
Doch suche hurtig die Pforte,
Und wer in die Burg sich noch einmahl wagt,
Dem ist die Rückkehr auf immer versagt."

Als Ziska die Antwort des Ritters gehört,
Da stampft er den Boden im Grimme,
Hoch schwingt er das mächtige Flammenschwert
Und ruft mit gewaltiger Stimme:
„Auf Brüder noch einmahl versucht es mit Gott
Nicht duld' ich beym Himmel den frechen Spott!"

Und wüthend erhebt sich zum Sturme der Schwarm
Und thürmet Leichen auf Leichen,
Im Blute werden die Schwerter warm
Und keiner kann siegen noch weichen
Doch endlich nach langem verzweifelten Streit
Erliegt der Menge die Tapferkeit!

Sie dringen mit wilder, zerstörender Wuth
In des Schloßes innerste Hallen,
Der Boden trinket das strömende Blut.
Bis die Meisten der Tapfern gefallen,
Und hingestreckt liegt auf zertrümmertem Schild
Ihr Führer, ein marmornes Heldenbild.

Da sinket die Sonne, die Nacht steigt empor,
Vom Brande des Schloßes gelichtet,
Und Ziska steht in der Führer Chor,
Ein Dämon, der fühllos vernichtet!
Und sechs Gefangne, des Sieges Gewinn,
Bringt man geschleppt vor den Wütherich hin.

Der sinnet mit eigener teuflischer List
Sein armes Opfer zu quälen:
„Dem schenk' ich die Freyheit, der stark genug ist,
Den eigenen Freund nicht zu fehlen,
Und mit kühnen Arm und gewandter Kraft
Vom Rumpfe mir die Häupter der Andern schafft."

Und Alle stehen und schweigen still,
Die Herzen erwartend beben,
Da rufet der Eine entschlossen: ich will!
Und rettet sein schändliches Leben
Und zu vollenden des Frevels Bahn
Nimmt er den Glauben der Feinde an!

Drauf rufet zum Aufbruch das schmetternde Horn
Und weiter ziehn die Horden,
Sie schwärmen verheerend, wie Gottes Zorn
Und brennen und rauben und morden!
Bis spät ins kriegdurchwüthete Thal
Niederleuchtet des Friedens Strahl!

Und Lititz, wo eher die Freude gewohnt,
Ein blühend Geschlecht einst gelebet,
Dort scheint auf verwitternde Trümmer der Mond
Die der Uhu einsam umschwebet
Und die Felsen decken mit ernster Ruh'
Die heiligen Gräber der Helden zu!

Beyträge zur Ergänzung und Berichtigung der zweyten Abtheilung des Handbuches für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate.

Von R. E. v. Jenny.

(Fortsetzung.)

Zu Nr. 252. Reise von Preßburg über Freystadl, Pösteny, Trentsin, Sillein, nach Krakau.

Der Straßenzug in der Meilenberechnung ist hier ganz unrichtig angegeben, wenn man auch nicht rügen will, daß es eine viel nähere ebenfalls gebaute Straße von Tirnau nach Trentsin als über Freystadl gibt, und da auf dieser auch keine Post fährt, die Ursache nicht einleuchtet, weßhalb ihr der Verfasser den Vorzug gegeben. Doch dieß bey Seite gesetzt, können wir die Angabe nicht dahin gehen lassen, die auf Trentsin, Praszka und Pucho folgen läßt, denn beyde Orte liegen am jenseitigen Waag-Ufer, wohingegen die Land-Straße von Trentsin angefangen bis nach Sillein stets an des Stromes linker Seite fortläuft, ohne ihn auch nur ein einziges Mahl zu überschreiten. Wer daher der angegebenen Route folgen wollte, müßte zwischen Illava und Praszka die Straße verlassen, um auf einer Fähre über die Waag zu setzen, jenseits bis Pucho fahren, und hier abermahls sich überführen lassen um nach Vagh Beßtercze zu gelangen, wohin er gerade fortfahrend längst angekommen wäre.

Eben so unrichtig ist die weitere Stationenreihe von Sillein angegeben. Statt Oszadnicza ein elendes Dorf in der Kißucza mit 3 Meilen anzumerken, kömmt Csatza mit 4 Meilen einzutragen, hierauf Skalite mit 2. Kamesnica (schon im Gallizien) mit 2 und dann erst Zywic oder Saybusch mit 2 hinzuzufügen. Es ist zwar richtig, daß von Oszadnicza auch eine Straße, eigentlich ein Gebirgsweg über den Berg Magura nach Gallizien führt. Aber diese eignet sich durchaus für keinen Reisenden, vereinigt sich überdieß hinter Milowka mit der von uns angegebenen, und führt dennoch nach Kamesnica, so daß also die Angabe von Saybusch mit 2 Meilen auf jeden Fall unrichtig ist. — Dieß im Allgemeinen.

Was von dem Bade Ort Pösteny Teplitz als im Bau begriffen angegeben wird, steht bereits vollendet da, so daß

mit Berücksichtigung der ganz neu umstalteten mit Ziegeln gedeckten Bauernhäuser, an Unterkunft für die Badegäste kein Mangel ist. Die Tiefe des Brunnens zu 4—6 Schuh ist nur von dem tiefsten Wasserstand der Quelle zu verstehen, der aber auch bis zu 10—12 Schuh steigt, und so wie die Temperatur von dem Anschwellen der Waag abhängig, unter welcher die heißen Adern aus dem jenseitigen Gebirge sich herüberziehen. Bey den angeführten Spatziergängen soll es heißen, man kömmt über Banka nach Moravan, dem Herrn von Motesitzky gehörig, denn Alsa Mattesitz dürfte wohl 6 und mehrere Stunden entfernt, daher zu einer Spatzierfahrt keineswegs gelegen seyn. Der Garten ist wohl groß, aber ganz verwahrlost; daher man ihn schwerlich schön nennen kann. Eben so sind die Ruinen des Schloßes Temetveny für das Auge zwar nicht sehr entfernt, aber kaum in einem halben Tag zu ersteigen, und unter den ehemahligen Eigenthümern die Ocskay auszulassen. Radosna ist mit Raraowitz nicht dasselbe. Ersteres ein Sommerschloß und Dorf dem Bischof von Neutra gehörig, liegt am jenseitigen Berg-Abhang im Neutra Thale, kann also die angerühmte Aussicht nicht gewähren, wohl aber letzteres.

Zu Neustadt verdient die von Stibar 1411 erbaute Kirche wegen mehrerer Alterthümer, so wie die zu gleicher Zeit gestiftete Probstey einen Besuch, nicht minder das wichtige Salz-Amt besondere Erwähnung. Die Gränze des Trentsiner Comitats beschreibt hier der reissende Gebirgsbach Klanesnicza, der nach heftigen Gewitterregen oft so hoch anschwillt, daß die weitere Fahrt auf mehrere Stunden unterbrochen ist. Seit 2 Jahren ist jedoch durch eine feste trefflich gebaute Brücke diesem Übelstand abgeholfen.

Wie man Bohuszlavitz verläßt, stößt der Blick auf die an der rechten Bergreihe angelehnten Ruinen der Veste Betzko, einst die Residenz des Dynasten Stibor, der sich einen Herrn der Waag nannte. Die Lage des vereinzelten schroffen Felsens mit dem alten Gemäuer, ist höchst mahlerisch, und erhält wirklich etwas Phantastisches durch die abentheuerlichen Sagen, die Gestalten und Ereignisse der Vorwelt hier wandeln, und mancherley Thaten verüben lassen.

Um nach Trentsin zu gelangen muß man über die Waag, zu welchem Behuf eine Jochbrücke vorhanden ist, dann aber gehört es schlechterdings zu den Unmöglichkeiten, den Weg, wie er von dem Verfasser vorgezeichnet wird, fortzusetzen, denn dieser bleibt dem rechten Waag-Ufer immer getreu. Nur bey zu hohem Wasser, das die Auffahrt zur Brücke hindert, Trentsin also nicht erreichen läßt, bequemt sich der Reisende, den Berg hinter Orecho und Zamarotz — wie es zu verbessern ist — zu erklimmen. Am jenseitigen Berg Abhang fährt man durch Szkala, was aber ganz verschieden von der Benedictiner-Abtey Szkalka, die auf diesem Wege gar nicht erblickt wird, weil sie der ganze Berg-Abhang, jenseits dessen die Reise fortgesetzt wird, deckt.

Ober Pruszka erheben sich die kahlen Löwensteiner Berge, mit den Ruinen einer Burg, unstreitig dem kühnsten Bau in ganz Ungarn. Allein die weiße Farbe der Felsen, läßt die Mauern selbst dem bewaffneten Auge nur dann auffinden, wenn ihm die örtliche Lage des einst gefürchteten Raubschlosses bekannt ist. Die Sage leitet den Nahmen von einem Löwen her, der in einer Kluft des Berges hauste, und die Gegend in Schrecken versetzte, bis ein tapferer Held das Unthier erlegt hatte, dafür aber von dem König mit Gründen beschenkt, Erbauer der Veste und Stammherr der Löwensteiner ward.

Rowno erhielt durch den Grafen von Aspremont so viele Verschönerungen, daß es in jedem Reisejournal, einen bleibenden Platz verdient. Der Park in der Anlage großartig, und von einer äußerst glücklichen Lage begünstiget, befriediget auch höhere Forderungen des Ästethikers sowohl, als des Cultivateurs, und findet wohl nicht viele seines Gleichen. — Orlove (Sigmondhaz) hat ein Schloß des Freyherrn von Balassa, in dem eine zahlreiche, sehr interessante Portrait-Sammlung dieses einst hoch berühmten, nun in der gräflichen Linie bereits erloschenen Geschlechtes, nebst mehreren Standarten und Waffenstücken, an denen historische Erinnerungen haften, befindlich ist. Vagh Beszterce hat wohl eine sehr alte Kirche mit bemerkenswerthen Grabsteinen, deren künstlerischer Werth dem geschichtlichen keineswegs gleich kömmt, aber kein Schloß, denn dieses liegt ein halbe Stunde weit am jenseitigen Waag-Ufer, oder dem im italienischen Geschmack erbauten gräflich Szaparyschen Castell Podhrado (Var allya.) Als Aufenthalt, der auf Raubzügen weit nach Mähren und Schlesien sich wagenden, und selbst König Ferdinand I. längere Zeit hindurch Widerstand leistenden Ritter von Podmanin, erwarb sich diese Veste im XV. Jahrhundert einen fernhin bekannten, aber auch mit mancher Verwünschung begleiteten Nahmen.

Hinter Predmir windet sich die Straße den Berg Oblazow hinan und wird bey nassem Wetter höchst beschwerlich, in welcher Berücksichtigung erst seit kurzem beschloßen ward, eine neue Straße am Fuße oder vielmehr der Lehne des Berges anzulegen, jedoch dabey die Hindernisse der sich hart andrängenden Waag zu berücksichtigen. Gegenüber sieht man Bittse, einen groß.n Fürst Eszterhazischen Markt, dessen mit Thürmen geziertes Schloß, an die glänzenden Feste

erinnern, die hier der Palatin Thurzo veranstaltete, und die selbst Kaiser und Könige durch stellvertretende Gesandte verherrlichten. Es war der Lieblingsaufenthalt des großen Mannes, in dem er auch den Geist aufgab. — Der Ort treibt beträchtlichen Holzhandel, und hat wohlhabende Leute.

Wie sich der Weg abwärts senkt, haftet das Auge an einem schmalen, hoch in die Lüfte emporsteigenden Fels, auf dessen Spitze man Überreste von Thürmen und Zinkenmauern gewahrt. Gar viel wissen die nachbarlichen Landleute von der Burg Hricso, denn diese ist es, zu erzählen, von dem steinernen Mönch, der vor dem Thore Wache steht, von den Unthaten, deren Schauplatz innerhalb dieser Mauern war, so wie von dem Unwesen, das böse Geister hier getrieben, bis sie auch endlich das Gebäude von Grund aus zerstörten. — In dem gleichnahmigen Ort am Fuße des Berges, werden die Pferde gewechselt, wenn man etwas schneller nach Sillein gelangen will, als es mit ermüdeten Thieren nach der Passage über den Oblazow zu erwarten ist.

Über den weiteren Weg habe ich mich bereits oben geäußert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schloß Osterwitz.

(Beschluß.)

Die übrigen Gemächer des Schlosses enthalten keine bemerkungswerthe Einrichtung. Im Ecke gegen Nordwest befindet sich ein geräumiger Saal in Rondelle, in deren Mitte eine kreisförmige Vertiefung, welche in ein unterirdisches Gewölb hinabführt, es vermuthen läßt, man habe auch hier, wie einst bey dem Vehmgerichten, die Angeklagten heraufgewunden. Noch zeigt man die Gemächer, welche Nonnen von St. Georgen bey Feindesgefahr bewohnten, wofür der Osterwitzer als Vogt bis nun eine gewisses Deputat, vormahls in der Weihnacht dort abzuhohlen hat. Das untere Stockwerk des Schlosses ist durchaus in den Felsen gehauen, aber nicht mehr zu betreten. Hierher und in die Verließe der Thürme verlegt die Sage die furchtbare eiserne Jungfrau, welche die Schuldigen erwürgend umarmte, die Fallthüren in Abgründe und auf spitze Eisen und Messer.

Osterwitz ist nun das einzige Khevenhüllerische Eigen und Fidekommiß in Kärnthen. Im sechzehnten Jahrhunderte im Kabinette und im Lande allgewaltig, besaßen die Khevenhüller theils durch Kauf theils durch längere Pfandschaft die schönen Herrschaften: Osterwitz, Kraig, Carlsberg, Landskron, Werdenberg, Mannsberg, Freyenthurm, Annebüchl, Sommeregg, Waidenberg, Aichelberg, Warteneck, Bieberstein, Mährenberg, Gmünd, Großkircheim, Vellach, Weißenfels, Kottöck, — in Österreich mit dem Grafentitel, Frankenberg, Kammer und Kogl rc. Auf diesen Gütern unterhielten die Khevenhüller den Feuerherd des Protestantismus. Prediger und Professoren, Glücksritter solcher Art sprachen auf demselben ein, und bald waren die umliegenden Pfarren mit dem Sauerteig der neuen Lehre durchdrungen. Auch in Osterwitz, wie in Landskron, hielten die Khevenhüller einen eigenen Pastor. Gotthard Christalnick, Prediger zu Hoch Osterwitz war der Verfasser der kärnthnerischen Collectaneen, welche nach seinem Tode sein Glaubensgenosse, Hieronymus Megiser, Rector der Klagenfurter Schule, zu seiner Landes-Chronik benutzte. Lange duldete Erzherzog Ferdinand seine protestantischen Stände, obschon er folgerecht gegen die Prediger und die Bewohner der Städte, Märkte und des flachen Landes durch seine Gegenreformation verfuhr. Die furchtbaren Explosionen auf dem Prager Schloße, der Wiener Burg, die reissenden Fortschritte der böhmischen Rebellen hatten indessen keinen beunruhigenden Eindruck auf die Kärnthner Stände gemacht, noch mochten sie manches von Ferdinands Nachgiebigkeit hoffen. Als aber mit der Prager Schlacht diese Aussichten vernichtet waren, da rissen alle Bande, und man sah die Glieder einer Familie einander sich feindselig gegenüber stellen. Mathias Khevenhüller stand in den Reihen der Kaiserlichen in den Schlachten bey Leipzig, vor Nürnberg, Regensburg, Nördlingen rc. Franz Christoph Khevenhüller, der berühmte Verfasser der Ferdinandeischen Jahrbücher that zahlreiche Dienste im Kabinette und bey Gesandschaften, während Paul Khevenhüller, des Erbauers von Osterwitz Georg Enkel, Kaiser Ferdinands II. Rath und Burggraf zu Klagenfurt mit seinem Vetter Johann Khevenhüller Monarchen, Vaterland und Güter verließ und schwedische Dienste nahm. Beyder Herrschaften fielen dem Fiskus anheim und wurden veräußert. Nur Osterwitz rettete Siegmund, Pauls Bruder, von dem sich die katholische Linie der kärnthnerischen Grafen von Khevenhüller fortpflanzte, und sich durch die Heirath seines Enkels Johann Joseph mit Gräfinn Carolina von Meisch mit dieser Familie verschmolz.

Ehrwürdig, eines Römers werth spricht der hohe Sinn des Wiedererbauers von Osterwitz, Georg Khevenhüllers für Religion und Vaterland aus der Steinschrift, welche als bleibendes Denkmahl seines mühevollen Wirkens ob der Thüre des Eingangs in die eigentlichen Familiengemächer des Schloßes eingemauert ist, sie lautet:

Deo. Opt. Max.

Uno, atque trino Auspice Georgius Khevenhüller in Aichlberg, Sigis, Fr. I. R. L. Baro in Landscron

et Berenberg, D. N. Haered. in hohen Osterwiz item et Supremus per Carinth. Scutiger Augustissimor. Caesar. Ferdin. I. Maximil. II. Rudolphi II. ac Consil. Caroli Archiducis. Styr. Carinth. Carniol. ab arcanis et Cubiculis, ejusdemque Suprem, Aulae Magister Praeses Carinthiae, et Pisini Comitat. Praefect. sua, suorum, maximeque Reipubl. Commoda meditans Arcem hanc suis sumptibus instauravit, muris cinxit, propugnaculis munivit, Armamentario instruxit, Reditibus auxit. Idem Filiis, porterisque suis omnibus insuper mandat, edicitque Arcem hanc ne de suae Nomine Familiae unquam excidat, eam neque cuiquam ne vendunto, ne donanto, ne permutanto, ne Dotis aliove nomine obliganto, pro pignore ne tractunto, ne dividundi quidem, neque elocandi, aut ullo denique modo alienandi potestas esto, eosdem etiam monitos, et rogatos vult Christianam Religionem pie et caste colant, virtutem amplectantur, Sobrietatem maxime. Tum illud animo perceptum, fixumque teneant: Concordiam pietate stabilitam unam esse inexpugnabilem, itaque sui memores bene, beateque vivant, valeantque. An. a. Chr. n. M. D. LXX. VI. Cal. Januarii.

Sein Verlangen ist erfüllt: treu hat das Verhängniß das theure Pfand des Ahnherren erhalten, und es gerettet aus dem Schlunde, welcher den Wohlstand und die Herrlichkeit eines vollen Jahrhunderts verschlang; allein ob der dem Vaterlande zugedachte Hort und Schutz noch lange in seinem Schmucke prangen wird, ist sehr zu zweifeln. Georg Khevenhüller hatte aus den Einkünften der Herrschaft jährlich 200 fl. zur Erhaltung der Bedachung bestimmt und ihre Verwendung sicherte mit der eigenen Munifizenz der Familie das Bestehen der Veste. Einige Vernachlässigungen nur konnten die Vorliebe der abwesenden hohen Besitzer für dieses Monument der schönen Vorzeit ihrer Väter vereiteln. Der mächtigste Zahn der Zeit, das von oben einfallende Regenwasser hat zerstörend hineingefressen, und wenn es so fortgeht, wird in kurzer Zeit Osterwitz nur mehr eine häßliche Ruine seyn, da ihm mehr seine Lage und die zweckmäßige Benutzung des Lokales, als der Mauern Koloß das Imposante der Ansicht verleiht. Wenn man von dem grasbewachsenen Schloßhof in das Innere der Gemächer dringt, entgegnet einem überall Moder und Schutt. Die Sonne wird bald durch die glaslosen Fenster in die öden Räume scheinen, wo jede Stunde durch das theilweise Herabfallen des Oberbodens Staubwolken emporqualmen.

Zwar sind in jüngster Zeit die Brücken und Aufgänge zum Schloße wieder gangbar und sicher hergestellt worden, doch kann nur eine neue Bedachung dieselbe vor dem nahen Untergang noch einstweilen sichern.

Als Seine Majestäten Kaiser Franz und die Kaiserinn Ludovica (23. Sept. 1810) Kärnthen mit ihrer Gegenwart beglückten, ließ der Kaiser von der Landstraße im Wolfscharte gegen St. Georgen einlenken. Seine Majestät fuhren in einer Kalesche den Fahrtweg in das Schloß hinan, besahen die Merkwürdigkeiten dieser nie überwundenen, durch Treue und Anhänglichkeit seiner Bewohner an dem Erzhause über alle Nachbarn strahlenden Veste. Mögen die Worte, welche der gnädigste Landesvater bey seinem Scheiden von Osterwitz sprach: es sey das am besten erhaltene Alterthum dieser Art in Österreich, sich in die Zukunft wieder erwahren.

Aphorismen.

Goethe ist ganz practischer Dichter, er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er that in der deutschen Literatur das, was Wedgewood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beydes verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt.

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerey behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilem Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich eine Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbe führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinen gemacht, und die Poesie spielt beynahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspears macht eine tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 8. August 1825.

Die weiße Frau.

Fast allenthalben spricht man von der weißen Frau, sogar in London, weil ein Sprößling der Rosenberge nach England versetzt wurde; aber man irret sehr, wenn man Stollbergs Sage von der „weißen Frau" gleichlautend mit den Sagen zu Neuhaus, Teltsch und Krumau hält. Diese Verwechslung und Vermischung ist so auffallend, daß zu Brünn einmahl die Stollberg'sche „weiße Frau" zu einem Drama benützt, als eine heimische Sage auf die Bühne gebracht wurde.

In dieser Hinsicht dürfte nachstehender Auszug aus dem Urbario der Stadt Teltsch sehr willkommen seyn.

„Auf allen rosenbergischen Gütern, mehreren Theils aber zu Neuhaus, Krumau und Teltsch hat sich ein Geist, genannt die weiße Frau, aufgehalten. Diese weiße Frau juxta probatos Authores ist aus dem Geschlechte der Herren von Rosenberg gewesen, und soll zwischen 1420 und 1430 geboren seyn, und dem Taufnahmen nach juxta Balbinum Bertha geheißen haben, eine Tochter Udalrici II. von Rosenberg und der Frau Katharina von Wartenberg. Im Jahre 1449 den Sonntag vor Martini hat Bertham ihr Herr Vater zu Krumau dem Herrn Johann von Liechtenstein aus Steyermark verheirathet, jedoch soll ein übler Ehestand und bald der Tod des Herrn Ehegemahls erfolgt seyn. Als Witib hat sich Bertha zu ihrem Bruder Henrico VI. nach Neuhaus begeben, und ist bey ihm verblieben. Nach seinem Tode aber, weil er keine Erben gehabt, ist die Herrschaft an Mainhardum de nova domo erblich gefallen, welcher Bertham, als ihn der Tod überraschte, und derselbe unmündige Kinder hinterließ, als Vormünderinn festsetzte. Während dieser Vormundschaft hat Bertha in Neuhaus einen großen Tractum des Schloßes, welcher annoch steht, auferbaut. Indem sich aber die Unterthanen mit Zuführung der Materialien, gar zu sehr beschwert zu seyn beklagten, soll sie ihnen zur Antwort gegeben haben: arbeitet, arbeitet, getreue Unterthanen für euern Herrn, ich werde euch und allen euern Nachkömmlingen, wenn wir das Schloß im vollkommenen Stand haben, einen süßen Koch aufsetzen. Dieser süße Koch wurde auch den Unterthanen gegeben, anfangs im Herbste, vielleicht weil in dieser Jahrszeit das Schloß fertig geworden ist, nachher am Gründonnerstag, weil an diesem Tage die armen Leute von den Vermöglichern in memoriam coenae domini gespeist zu werden pflegen. Dieser süße Koch wird gegeben zu Teltsch, zu Neuhaus und zu Krumau, und die Zahl der Leute, die daran Theil nahmen, belief sich oft über 5000. Einem jeden sowohl Jung als Alt, wurde gegeben eine Semmel, ein Laib Brod, ein Stück Fisch, etwas von gekochten Erbsen und gekochtem Brey, dann eine Maß Mittelbier, wenn aber die Sachen nicht hinreichten, bekamen die Übrigen etwas im Gelde.

Die Stadt Teltscher Rathsverwandte bedienten die Armen und die Fleischhacker hackten die Karpfen, für welche Obsorge die ersten 4 Hechten, 6 mittlere Karpfen, 12 Seitel Wein, 8 Pint Bier und 24 Laib Brot, die letztern einen Eimer Bier erhalten haben. Dieser süße Koch ist in Teltsch 1783 das letzte Mahl in Natura ausgetheilt worden, 1784 wurde er zu Geld reducirt und der Betrag wird jetzt für arme und verunglückte Unterthanen verwendet.

Daß diese Bertha diesen süßen Koch gestiftet, ist zwar in keinem Archiv zu finden, nachdem aber der Graf Ferdinand von Slavata die ältesten Leute hat zusammen kommen und examiniren lassen, haben selbe einstimmig ausgesagt, von ihren Voreltern gehört zu haben, daß dieser süße Koch von der weißen Frau herrühre, welches auch zu glauben ist, indem selbe allezeit zornig erschienen ist, wenn der süße Koch unterlassen wurde, wie Anno 1645, als der Schwed Stadt und Schloß eingenommen, und der Major nicht erlaubt hatte, den süßen Koch auszutheilen. Da hatte

der Major keine Ruhe von der weißen Frau, und wurde Tag und Nacht geängstigt und seine Truppe durchgeprügelt, daß sie davon lief, bis der Major in der Octave den süßen Koch hat austheilen lassen.

Daß diese weiße Frau ein guter und zur ewigen Seligkeit auserwählter Geist sey, erhellet aus vielen Ursachen.

Pro primo, weil sie sich jeder Zeit in einem bis auf die Erde hangenden Talarkleid gezeigt hat, ja sogar, wenn einer aus der Rosenbergischen oder Slavatischen Familie heirathen, oder geboren werden, oder sonst etwas Lustiges geschehen sollte, sie sich geschäftig mit vielen anhangenden Schlüßeln, wenn aber einer von obigen sterben sollte, sich in schwarzen Handschuhen gezeigt.*)

Pro secundo, als Anno 1604 am 24. Jänner Adam von Neuhaus sterben sollte, und keiner den Priester rufte, hat diese weiße Frau auf die Thüre des damahligen Patris Rectoris, Nicolai Pistoris, des Beichtvaters des Herrn Grafen, geklopft, ist ihm erschienen und hat ihn gemahnt, zu eilen und das hochwürdige Gut mitzunehmen mit Vermelden, daß dieser Graf nur noch eine Stunde leben werde, wie denn auch geschah.

Pro tertio. Unter der Vormundschaft Katharine und Anne Fürstinnen von Münsterberg, Vormünderinnen Petri Woik und Wilhelm Söhne des gewesenen Obristburggrafen Heinrich von Neuhaus hat sich diese weiße Frau am meisten sehen lassen, und den jungen Woik, wenn die Amme und das Kindsweib schliefen, auf die Arme genommen, wenn er weinte, gewiegt, aus den Windeln gehoben, angelacht und alles dasjenige verkehret, was ein Kind zu stillen nothwendig ist. Nachdem ein neues Kindsweib aufgenommen worden, und dieses gesehen, hat sie solches für unzuläßig erachtet, ist keck zu der weißen Frau getreten und hat ihr das Kind aus den Armen gerissen mit den Worten: was hast du mit unsrem Kinde zu thun?

Darauf versetzte die weiße Frau: du garstige Metze, die du erst diese Tage ins Haus gekommen, sollst mich dieses fragen? Du sollst wissen, daß dieses Kind aus meinem Stamme herrühre! — Hierauf wendete sich die weiße Frau an die Umstehenden und schrie: Ihr, ihr habt eure Frau niemahls geehrt, wie es sich gebührt, behaltet daher das Kind, ich werde nicht mehr zurück kommen. Darauf zur Amme: du aber habe Acht auf das Kind und sage ihm, wenn es zu Jahren kömmt, meine gegen dasselbe bewiesene Liebe und wie ich aus diesem Bette (sie zeigte auf die Wand) zu ihm kommen und wieder ververtirt bin. Hierauf verschwand sie und ließ sich nicht mehr sehen. Petrus Woik hat nachher die Wand niederreißen lassen und einen unerhörten Schatz gefunden. — Graf Wilhelm von Slavata meldet in seinen Schriften, daß diese weiße Frau nicht eher aus dem Fegfeuer werde erlöset werden, als bis das Neuhauser Schloß ganz verfallen seyn wird, indessen hoffet man, daß sie schon befreyet sey.

So weit das Urbarium. Übrigens ist im Schloße zu Teltsch Berthas Bild in Lebensgröße zu sehen, und in Neuhaus zeigt man noch die Kammer, in welcher sie starb. Die Wände sind mit einem alterthümlichen Stammbaume bemahlt, und man muß des alten Schloßes gänzlichen Verfall sehr bedauern.

Joh. Schön.

*) Hier muß ich noch einer Sage von Teltsch erwähnen. Bey der Schloßcapelle hänget eine kleine Glocke, und diese soll immer von selbst geläutet haben, wenn jemand aus der gräflichen Slavatischen Familie sterben sollte.

Poetische Bearbeitungen von Joh. Gabr. Seidl.

III. Geständniß.

(Nach Sheridan.)

Eine volle Rosenknospe,
(Meiner Liebe treues Bild)
Reif, das grüne Schloß zu sprengen,
Nannt' Ihr, was ich nie enthüllt.

Und des Herzens Qual zu lindern,
Das es ewig zieht zu Ihr,
Bath ich Sie um einen Blick nur: —
Einen Seufzer gab Sie mir.

Und aufs halberschloss'ne Röschen
Sank der Seufzer und es schloß,
Während, daß ein West es küßte,
Fröhlich auf den Blätterschoos.

O wie überreich gesegnet
Ist Ihr schöner Erdenlauf:
Ihre Blicke schließen Herzen,
Ihre Seufzer — Rosen auf!

Und noch einmahl haucht Sie lüstern
In den offnen Purpurstern,
Haucht noch einmahl — und die Rose
Sprengt des Busens-goldnen Kern.

„Sieh die Blume, rief Sie lächelnd,
„Halb verwelkt schon wieder steh'n:
„Wie mein erster Hauch sie weckte,
„Hieß mein zweyter sie vergeh'n!

„Also wird dein Wort zerstieben:
„Denn wie leicht's gegeben ist,
„Braucht es mehr doch es zu geben,
„Als es braucht, daß man's vergißt!

Ueber die Einfälle der Ungarn in Italien und Carantanien.

Von Franz Xav. Richter, emeritirten Prof. der allg. Geschichte und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

(Beschluß.)

8. Mittlerweile hatte Berengar von Papst Johann X. zwar die römische Kaiserkrone empfangen; dieses hinderte aber die longobardischen Großen nicht, wider ihn Verschwörungen anzuzetteln. Also hatten sich 921 der Mark- und Pfalzgraf Odelrich, der Markgraf Adalbert von Ivrea und Graf Giselbert auf einem Hügel bey Brescia versammelt und waren mit einander übereingekommen, ohne Verzug den König von Burgund Rudolph II. nach Italien zu rufen und Berengarn vom Throne zu stoßen. Dieser burgundische König besaß, weil er von seinem Schwiegervater, dem Herzoge Burkard von Schwaben, kräftig unterstützt wurde, Macht genug, um den Verschwörungen hinreichenden Nachdruck zu geben, und wartete eben auf den letzten Wink, um nach Italien aufzubrechen. Da erschien unvermuthet ein Haufe Ungarn unter den Feldherrn Dursak und Bugat vor Verona. *) Da nach Liutprand die Ungarn schon 907 von Berengar durch Geschenke zu Freunden gemacht worden, so läßt sich kaum etwas anders denken, als daß dieser Haufe von Berengar selbst wider seine rebellischen Großen eben so herbeygerufen worden, wie weiland K. Arnulf sie gegen den mährischen Fürsten zu Hülfe gerufen hatte. Die Nahmen der beyden ungarischen Feldherrn dürften von dem Italiäner Liutprand, wie dieß gar oft der Fall ist, ein wenig verunstaltet worden seyn, und jene Feldherrn eigentlich Zuard und Bogar (des Anonymus Belae), jener der Besieger der Mährer bey Neutra, dieser der Vater des Bulsu gewesen seyn.**) Beyden Feldherrn möchten die eroberten Länderstrecken gehört haben, die östlich zunächst an das Reich Berengars, Friaul und Istrien, gränzten. Bedenkt man ferner, daß die Ungarn nach der Leopacher Schlacht, diese möge um 907 oder 915 — 919 vorgefallen seyn, nicht ohne Verlust davon gekommen, und daß durch Berengars weise Verkehrungen in Friaul die Städte und Burgen in guten Vertheidigungsstand gesetzt worden, so läßt sich dieses plötzliche Erscheinen der Ungarn vor Verona kaum anders erklären, als daß sie von Berengar selbst dazu eingeladen worden. In einer aquilejischen Chronik heißt es sogar: Als Berengar II. von dem burgundischen König Rudolph vertrieben zu den Ungarn flüchtete, bestieg Ursus den Patriarchen-Stuhl. (922) Quum Berengarius secundus a Rodulpho Burgundiorum rege pulsus ad Hungaros confugisset, Patriarchatum ursus iniit. Der Chronist verwechselt entweder den Vater mit dem Sohne, oder Berengar schickte wirklich seinen Sohn Berengar II. Grafen von Mayland um Beystand nach Ungarn. Diese seine ungarischen Freunde nun, heißt es ferner bey Liutprand am angeführten Orte, bath König Berengar, wenn sie ihn lieb hätten, über seine bey Brescia versammelten Feinde herzufallen. Die Ungarn blutdürstig und kampflüstig, nachdem sie Wegweiser von Berengar erhalten hatten, kamen auf abseitigen Wegen bis an den Berg, und überfielen die Verschwornen so unvermuthet, daß diese nicht einmahl Zeit hatten, sich anzuziehen und die Waffen zu nehmen. Viele wurden gefangen, viele erschlagen, unter diesen Odelrich der Pfalzgraf, der sich männlich vertheidigte. Adelbert der Markgraf, und Giselbert, der Graf, wurden lebendig gefangen. Jener, der Markgraf, war weniger tapfer als verschmitzt und listig, als er die Ungarn von allen Seiten herstürzen sah, warf er sein Wehrgehenk, seine goldenen Armbänder und allen Schmuck von sich, zog die unansehnliche Kleidung eines gemeinen Kriegers an, um nicht erkannt zu werden, und gedachte also zu entkommen. Als er dennoch gefangen und gefragt wurde, wer er sey, antwortete er, der Dienstmann eines Kriegers und bath, ihn in ein benachbartes Schloß, Calcinaria zu führen, wo seine Ältern sich befänden, die ihn auslösen würden. Es geschah und er erhielt um einen geringen Preis seine Freyheit. Einer von seinen eigenen Soldaten Nahmens Leo, handelte ihn aus. So waren denn die Ungarn in die italiänischen Angelegenheiten verflochten und schienen von dem an im Bunde mit Berengar als dessen Hülfstruppen wider den Gegenkönig Rudolph gefochten zu haben. Denn als dieser im Jahre 923 seinen Einzug in Pavia gehalten, wurden sie 924 wieder vorgeschoben, und hatten von Berengarn den Auftrag, diese Stadt zu züchtigen. Der ungarische Feldherr, welcher sich dazu brauchen ließ, wird von Liutprand *) Salard, von Hrn. v. Engel **) Szalard genannt. Es dürfte wohl derselbe Zuard seyn, der schon früher 921 bey Brescia die Verschworenen überfallen und der sich in Bulgarien, d. h. in Servien niedergelassen, nachdem er sich die dortigen Völker unterworfen und der wahrscheinlich durch Croatien und Bosnien bis an Friaul hin herrschte; doch mag es bey dem Nahmen der Quellen sein Verbleiben haben.

Unterdessen wurde Berengar von dem undankbaren Flam-

*) Liutprand l. 2. c. 16.

**) In Herrn v. Engels Geschichte Genealogie des Almussischen Hauses 1. B. S. 14. findet sich ein Turcatzus.

*) L. 3. c. 1.

**) Geschichte des Königreichs Ungarn 1. B. Tübingen 1811.

bert zu Verona ermordet. Die Ungarn aber belagerten Pavia, schloßen es immer enger ein, also daß kein Mensch hinein konnte, keiner heraus durfte. Es war ein schrecklicher Anblick, um die alte zierliche Hauptstadt der Longobarden, die Zelte aus Thierhäuten, wie in einem Kranze, gelagert zu sehen. Endlich gelang es den unerbitterlichen Feinden, sich am 12. März der Stadt zu bemächtigen. Dort hausten sie grausam. Nicht mehr als 200 Menschen sollen beym Leben geblieben seyn. Die Stadt, was man dem Feinde auch an Geschenken angebothen hatte, ging selbigen Tages 924, es war ein Freytag, um 3 Uhr Nachmittags in Rauch auf und alles kam in den Flammen um. Unter den Todten zählte man die Bischöfe von Pavia und Vercelli (also scheint sich Liutward mit seinen Schätzen dahin geflüchtet zu haben; oder ist das ein Irrthum von Liutprand? oder hat Valesius gefehlt, welcher den Bischof Liutward schon früher umkommen läßt? *) Drey und vierzig Kirchen, viele Palläste und eine Menge Häuser waren in Asche gesunken. Aller Reichthum aus alter Zeit, noch von den Gothen und Longobarden her, wurde eine Beute der Sieger oder verbrannt. Liutprand hat ein eigenes Leichencarmen auf dieses Unglück gedichtet. Nun ergoß sich der beutelustige Haufe über Italien und kehrte mit Schätzen beladen in die Heimath zurück. Eine Abtheilung jedoch unter Salard drang sogar bis in die Provence vor, und verwüstete, weil ihr der Rückweg durch Hugo von Vienne und den König von Burgund abgeschnitten worden 925 die Gegend um Nimes. Aber dort wurden die kühnen Freybeuter theils durch Krankheit, theils durch die Truppen des Grafen von Toulouse, Raymund, aufgerieben. Die ganze Expedition hindurch fochten die Carantaner Slaven im ungarischen Heere.

*) Nach dem Ungenannten des Belae c. 53. waren es Lelu, der Sohn des Pasu, Bulsu, der Mann des Blutes, ein Sohn Bogats, und Bonton, Sohn des Culpun, welche von Herzog Zulta die Erlaubniß erhalten hatten, die benachbarten Länder zu plündern. Sie drangen mit einem carantanischen Heere (cum exercitu caranthino) durch Friaul in die Lombardische Mark vor, und verbrannten Pavia. Dabey heißt es: Tunc innumerabilis multitudo Lombardorum per Hungaros ictibus sagittarum periit, quam pluribus episcopis et comitibus trucidatis. Tunc Liutuardus, episcopus Vercellensis ecclesiae, vir nominatissimus, Caroli minoris quondam imperatoris, familiarissimus amicus ac fidelissimus consiliarius a secreto, hoc audito, assumptis secum opibus atque incomparabilibus thesauris, quibus ultra, quam aestimari potest, abundabat, cum omnibus votis effugere laboraret, eorum cruentam ferocitatem, tunc inscius super Hungaros incidit, et mox ab eis captus, interficitur, et thesaurum existimationem humanam transcendentem, quem secum ferebat, rapuerunt.

9. Je mehr die Ungarn das schöne und reiche Italien kennen lernten, desto größer wurde die Lust nach Beute. Die Ermordung Berengars schien ihnen hierzu ein Recht zu geben, und so wie er ihre Freundschaft erkauft hatte, so erwarteten sie dasselbe von dessen Nachfolgern. Hr. Hauptmann Schels *) läßt 926 die Ungarn bis nach Apulien vordringen und 927 Capua verheeren. Dieser Raubzug war sicher nur eine Fortsetzung des so eben für das Jahr 924 gemeldeten Einfalles der Ungarn in Italien, mehr um auszukundschaften, als einen wichtigen Schlag auszuführen. Die eigentliche große Expedition nach Unteritalien wurde erst 10 — 12 Jahre nach der Verbrennung Pavias unternommen. Darin stimmen die meisten Geschichtschreiber überein, nur variren sie im Jahre und in der Richtung, in welcher die Expedition geschah. Hr. v. Engel gestützt auf Lupus Proto spata, Ignotus Barensis läßt die Ungarn 936 über Burgund nach Italien einfallen und bis Capua und Benevent streifen; dasselbe Jahr hat Palladio Schönleben, auf Leo von Ostia gestützt, setzt das Jahr 937. Dieser Leo Ostiensis aber erzählt Folgendes über die Verwüstung der Ungarn in Unter-Italien: Sie plünderten um Capua und thaten dasselbe bey Benevent; sie streiften bis Sarnus und Nola, verwüsteten alles und nachdem sie Ligurien durchzogen, kehrten sie wieder nach Capua zurück und verweilten 12 Tage in der Ebene von Garigliano. Auch dem Benedictiner-Kloster auf dem Monte Cassino entführten sie Menschen (Unterthanen) für deren Auslösung bey 300 Scudi beyläufig gezahlt werden mußten, eine für jene Zeit nicht geringe Summe. Vom Siege aufgeblasen, mit Beute belastet, betraten sie hierauf das Land der Marser, und fingen dort ebenfalls an zu sengen und zu brennen. Aber durch Gottes Fügung hatten sich die Marser und Peligner vereinigt, sich in Hinterhalt gelegt, aus dem sie die Räuber überfielen, die meisten erschlugen, und ihnen die Beute abnahmen. Die Übrigen, welche dem Schwerte entkamen, kehrten sogleich in die Heimath zurück.

Alles dieses geschah während der Lebzeiten Zoltans, des Herzogs. Wenn es bey dem Ungenannten des Bela am obenangeführten Orte heißt, daß ein caranthanisches Heer 921 oder 924 mit nach Italien gezogen sey, so ist dieß wohl nur von Karanthaner-Slaven zwischen der Drau und der Save zu verstehn. Die deutschen Bewohner Kärnthens, das kärnthnerische Hochland am linken Draurufer, das obere Murthal haben wohl nie einem ungarischen Fürsten Heeresfolge geleistet. Beweise dafür sind die, wenn auch nur sparsamen urkundlichen Daten zwischen den Jahren 920 und 940, welche Hr. Hofrath Freyh. v. Hormayr in seinem

*) Geschichte der Länder des österreich. Kaiserstaates 4. B.

Archive 1815 und neuerlich in den Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann (II. Heft) mitgetheilt hat. Von dem Jahre 940 — 950 aber finden sich da wenig urkundliche Spuren, ein freylich bloß negativer Beweis, daß innerhalb dieses Jahrzehends endlich auch Kärnthen und zwar selbst die höhern Gegenden dieses Landes von ungarischen Einfällen heimgesucht waren. Die älteren Chronisten schweigen alle, bis auf den einzigen Fortsetzer des Regino und eine Salzburger Chronik bey Pez, welche für das Jahr 944 eine große Niederlage der Ungarn in Kärnthen berichten. *) Das mag auch den krainischen Annalisten Schönleben bewogen haben, die Leovacher-Schlacht des Thurocz bis auf das Jahr 944 hinaus zu setzen. In eben dieses 944. Jahr setzt le Bret jenen berühmten Einfall der Ungarn in Italien unter König Hugo, fußend auf Liutprand, **) welcher schreibt: In dieser Zeit machte König Hugo mit den Ungarn Frieden, indem er ihnen zehn Scheffel Geld gab. So entfernte er sie, nach erhaltenen Geißeln, aus Italien und gab ihnen einen Führer, der ihnen nach Spanien den Weg zeigte. Daß sie aber nicht nach Spanien und bis nach Corduba, wo der König (Abdomahman III.) residirte, gelangten, war dieß Ursache: Sie wurden drey Tage durch wasserarme rauhe Gegenden geführt, und aus Furcht, sie möchten vor Durst verschmachten, verwundeten sie den ihnen von Hugo gegebenen Führer tödtlich und kehrten eilig zurück. Faßt man alle diese Berichte unter einen Gesichtspunct, so möchten diese Streifzüge nach Kärnthen und Italien so ziemlich in Verbindung stehen. Um diese Zeit möchte Toxus, der Sohn Zultans beyläufig in den Jahren gewesen seyn, da der Erbprinz einer kriegerischen Nation die ersten Proben seines Muthes ablegen wollte. Die Züge nach Italien waren bisher immer mit weniger Schwierigkeit und dennoch größerer Beute verbunden gewesen, als die Unternehmungen gegen Deutschland. Dadurch daß K. Hugo mit zehn Scheffeln Geld den Frieden erkaufte, wurden die Ungarn in ihrem Marsche aufgehalten. Gesetzt nun auch, sie hätten sich nicht getheilt und wären alle nach Spanien aufgebrochen, so kehrten sie doch von dem fernen Zuge matt und erschlafft zurück, und der bayerisch-kärnthnerische Heerbann hatte weniger Mühe, diese heimkehrenden Kriegshaufen aufzureiben.

Das letzte Unternehmen der Ungarn auf Italien fällt nach den Berichten der meisten Geschichtschreiber zwischen die Jahre 948 und 951. König Hugo von Italien war 946 Todes verblichen; Berengar II., Markgraf von Ivrea und Graf von Mayland, war der einzige, den die Italiäner dem Sohne Hugos, dem Jünglinge Lotharius, entgegenstellen konnten. Wie es nun immer sey, wurden die Ungarn von Lothar herbeygerufen, oder kamen sie ohne Einladung, ein ungarisches Heer unter Torus stand 94 8/9 in Friaul, und Herzog Heinrich von Bayern und Kärnthen, Bruder des deutschen Königs Otto I. eilte herbey, Kärnthen und Friaul von ihnen zu befreyen. *) Der Einfall möchte von der croatischen und krainischen Seite her geschehen seyn.

Triest und Aquileja wurden dabey hart mitgenommen sowohl durch die Ungarn, als die bayerisch-kärnthnerischen Befreyer. Denn der Bischof Johannes von Triest ver-

*) Hungari a Carantanis tanta caede mactantur, ut nunquam a nostratibus antea taliter infirmarentur. (Contin. Reginonis ad 944.) Hungari cum Bavaris et Carantinis vincuntur. Chron. Salzburg. Petzian. ad ann. 944.

**) L. 5. c. 8. ad annum 940 vel 944.

*) Schönleben sich stützend auf Sigbert. Gembl. und Palladio, Jener schreibt: Anno 948 Hungari quietis impatientes, creato sibi novo rege Toxi, in Carantanum venerunt more veteri praedaturi. Ratho marchio Austriae mature hosti obviandum ratus, Henrici auxilia advocat. Hic jam Aquilejam pervenerat et expugnarat, alias Berengario obstrictam. Conveniunt duo exercitus Rathonis et Henrici nihildum opinantibus Hungaris, dum ad Alteohosteo Carinthiae (Megisers Ansicht) castra locassent. Conferuntur manus et ingenti strage edita, Hungari profligantur. Palladio pro anno 949 schreibt: Diede la felice espeditione de' Bavari materia agli Ungari, di ripigliare le antepassate fierezze. Erà Tapis Re di costoro. Egli con gran moltitudine di gente, ammaestrato nel viaggio da suoi praedecesori, depredò il Friuli con ogni barbarie, et tutta la Lombardia. I. Principi Italiani anche in questa occasione giacquero oppressi nel letargo del proprio interesse. Berengario fu il primo è solo, che s'intromise a maneggiare con quel Re la partenza, et ottenne l' intento, poiche esso Tapis si parte coll' havere essatto un grosso tributo, che Berengario somministrare gli fece da tutta l' Italia. Damit stimmt auch Lebret überein (allg. Welthist. 40. Thl. S. 333.) Nun (947) war es Zeit, daß die Vermählung des Lotharius mit der Prinzessinn Adelheit wirklich vollstreckt wurde. Aber der Anfang der neuen Regierung wurde durch einen wiederhohlten Einfall der Ungarn in Italien unter ihrem Anführer Taßi vergällt. Berengarius, um ihrer los zu werden, versprach ihnen zehen Scheffel oder große Beutel Silber. Um aber eine so beträchtliche Summe aufzubringen, schrieb er eine Kopfsteuer von einem silbernen Denar aus, den jeder ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes bezahlen mußte, so wie er auch das überflüssige Silber in den Kirchen dazu verwendete. Aber davon bekamen die Ungarn den mindesten Theil. Er ließ Kupfer einschmelzen, gab den Ungarn Denarien mit dem kupfernen Zusatze und behielt das übrige für sich. Dieser Geitz, womit er sich das Vermögen der Unterthanen zueignete, machte ihm viele Feinde. tc.

kaufte 949 seine Hoheitsrechte über diese Stadt zur Tilgung der Schulden, welche sich aufgehäuft hatten in guerra, causa defensandi bona eorum et dictae ecclesiae Tergestinae contra gentes domini ducis Karinthiae et robatores, qui magno tempore ipsos, bona eorum et ecclesiae destruxerunt et destruunt annuatim. *) Auch die Aquilejer Chroniken sprechen von diesem Einfalle unter dem Patriarchen Hengelfrid (945 — 963) Ejus tempore Henricus Bavariae dux Aquilejam cepit, Ungaros duabus vicibus armis superavit. Ticinum (?) transnatavit et praeda magna intra regionem hostium capta, exercitum incolumen in patriam reduxit. Die Ungarn waren schon tief in die Lombardey eingedrungen und kehrten mit den zehn Beuteln Geld eben nach Hause zurück, als sie von dem Bayernherzog aus Kärnthen nach Friaul zurückgedrückt, und auch nach der Einnahme von Aquileja und Triest aus diesem Lande nach Croatien und Krain zurückgetrieben wurden. Möglich, daß sich eine Abtheilung dieses ungarischen Heeres tief nach Italien hineingewagt und bis nach Otranto hingeschwärmt habe, wie Hr. Hauptmann Schels berichtet.

Nach der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts hörten die Einfälle der Ungarn in Italien auf. Möglich, daß Herzog Heinrich sie bis tief nach Unterkrain hin verfolgt und also wenigstens das heutige Oberkrain so wie das heutige Kärnthen von ihnen gesäubert hatte. Die Wiedereroberung der karnthnerischen, überhaupt windischen Mark, zwischen der Culp und Drau blieben den kommenden Zeiten aufbehalten.

1. Demnach ergibt sich aus allem bisher Gesagten, daß die Magyaren in der Eroberung Pannoniens und auf ihren Streifzügen nach Italien die Winden des heutigen Innerösterreichs zu ihren Bundesgenossen gehabt.

2. Daß die Ungarn niemahls die karantanischen Hochlande nördlich der Drau auf die Dauer inne gehabt, daher der Gegensatz Bayerisch-Grätz und Windisch-Grätz.

3. Daß sie sich auf ihren Raubzügen bis zum Jahre 955 dergestalt geschwächt, daß sie nach der Schlacht am Lech nicht einmahl die Winden mehr schützen konnten, und sie den tapfern deutschen Grenzgrafen preisgeben mußten.

4. Daß Friaul und Oberkrain früher als Österreich von den Ungarn befreyt wurde.

*) Maniati Chroniche di Trieste T. 1.

Denon.

Dominique Vivant Denon war aus Chalonssur Saone gebürtig. Seine Familie, die von altem Adel war, hatte ihn schon in seiner Kindheit zu einer Laufbahn am Hofe bestimmt, und er trat zuerst als Kammerpage in den königlichen Dienst. Noch ziemlich jung wurde er zum Gentilhomme ordinaire ernannt, und bald nachher begleitete er als Gesandtschaftssecretair den Baron Talleyrand nach Neapel, wo er in der Folge, während der Abwesenheit des Gesandten, als Chargé d'Affaires zurückblieb. In diesem Posten fand er Gelegenheit, seine glänzenden Talente und seinen tiefen Verstand zu bekunden. Da er gewohnt war, sich als Hofmann durch Witz und Laune liebenswürdig zu zeigen, so erstaunte man, als man den weisen Diplomaten in ihm erkannte. Sein fröhlicher Scherz war zu einem Sprichworte geworden; keine Lächerlichkeit entging seinem Spotte. Er mußte sich von Neapel entfernen. Hierauf lebte er als Chevalier Denon in Venedig, in den besten Zirkeln beliebt durch seine gesellige Liebenswürdigkeit. Nahmentlich wurde er die Seele der Gesellschaft in dem Hause der bekannten Signora Albrizzi. Sie selbst hat damahls sein Portrát gemahlt, in welchem Bilde die glühende Phantasie schwärmerischer Liebe nicht zu verkennen ist. Der Aufenthalt in Italien bestärkte Denon in seiner Liebe für die bildenden Künste, zu denen er von früher Jugend an sich hingezogen gefühlt hatte. Er brachte den größten Theil seiner Zeit mit artistischen Studien zu und übte sich so eifrig im Zeichnen, als hätte er schon damahls geahnet, welche Laufbahn das Schicksal ihm in der Folge anweisen würde.

Als die Revolution ausbrach, so stand er leider nicht an, sich zu ihren Grundsätzen zu bekennen. Man hat ihn für einen der eifrigsten Jakobiner ausgeschrien; es ist kaum glaublich, daß er in der Schreckenszeit an den verabscheuungswürdigen Gräueln wirklich Theil nahm, welche die Partey, zu welcher er gehörte, beging. So viel ist gewiß, daß Denon in dieser Periode seinen Einfluß auf die Machthaber des Tages oft dazu geltend machte, um Unschuldige zu retten und Bedrückte zu unterstützen. Nicht allein viele seiner Freunde und Verwandten verdankten ihm damahls ihre Lebenserhaltung; jede Tugend und Unschuld konnte auf seinen Schutz rechnen, und während er manchem Gefangenen aus dem Kerker entwischen half und dessen Flucht durch sein eigenes Geld unterstützte, glaubte dieser vielleicht, von seinem Retter verfolgt zu seyn. Einen bedeutenden Vortheil brachte die Revolution jedoch dem Kunstfreunde Denon: sie gab ihm die günstigsten Mittel zur Bildung seines Cabinets. Als einst einer seiner Freunde ihn fragte, wie er zu den seltenen Schätzen seiner Sammlung in so kurzer Zeit gekommen sey, antwortete er mit seiner gewohnten Freymüthigkeit: „In der Revolution, als die Häuser und Palläste der Großen geplündert wurden, brachten die Räuber Alles, was sie nicht zerstörten, nach dem

Hotel de Bouillon, wo es öffentlich versteigert wurde. Ich miethete mich in dem Hotel ein, und so entging meiner Aufmerksamkeit nichts von den Schätzen, welche täglich dorthin geführt wurden. Die Plünderer aber kannten eben so wenig, wie die Versteigerer, den Werth der meisten Sachen, und an Käufern fehlte es auch zuweilen. Auf diese Weise kaufte ich oft die kostbarsten Stücke sehr wohlfeil und legte dadurch den Grund zu meinem Cabinet. In der Folge hat das Glück mich in der Vermehrung meiner Sammlung noch weiter begünstigt, und an Geschenken von Fürsten, Gelehrten und vornehmen Gönnern hat es auch nicht gefehlt. Dadurch ist meine Sammlung das geworden, was sie ist."

Buonaparte erwählte Denon zu einem seiner Begleiter nach Ägypten, und hier schwang er abwechselnd das Schwert und führte den Griffel. Es ist schwer, zu entscheiden, ob er sich mehr als Soldat, oder als Künstler auszeichnete. Seine fröhliche Laune verließ ihn auch in den Mühseligkeiten dieses Feldzuges nicht. Er war zwar keineswegs unempfindlich gegen Entbehrung und Leiden, aber seine heitere Philosophie half ihm die Übel überwinden, gegen die kein Mittel anschlagen wollte. Auch erzählte man sich viele schöne Züge von Denons Menschenfreundlichkeit während seiner Reisen durch die Wüste. Man findet in seinem Cabinet ein von ihm gemahltes Bild, einen Araber, welcher in der Wüste vor Durst und Hunger stirbt. Die Skizze desselben ist nach der Natur aufgenommen, und wäre Alles nach der Wahrheit ausgeführt, so würden wir Denon selbst als den barmherzigen Samariter erkennen, welcher das Haupt des Sterbenden aufhebt und dessen brennende Lippen mit den letzten Wassertropfen netzt, die ihm übrig geblieben sind.

Nach Frankreich zurückgekehrt, gab Denon sein berühmtes Werk über Ägypten heraus, dessen Verdienste keines Lobes mehr bedürfen. Napoleon sagte eines Tages, als er Denon's Arbeit betrachtete: „Ich habe Ägypten verloren, aber Denon hat es erobert." Napoleon belohnte die Treue und Tüchtigkeit, welche Denon in dem ägyptischen Feldzuge als Soldat, Reisender und Künstler bewiesen hatte, durch sein persönliches Vertrauen und viele Zeichen seiner Gunst. Er ernannte ihn zum Director des Museums und der Münzen. Keine Medaille ist unter Napoleons Herrschaft in Paris geprägt worden, zu welcher Denon, wenn auch nicht immer die Zeichnung, doch wenigstens seine Approbation der Zeichnung gegeben hätte.

Als der Vorschlag gemacht worden war, eine Ehrensäule für die große Armee zum Andenken der Schlacht bey Austerlitz auf dem Platz Vendome zu errichten, so wurde Denon zum Entwerfen und Leiten des Werkes berufen. Die Säule, angeblich aus dem Metall der eroberten Kanonen gegossen, wurde nach dem Muster der Trajanischen aufgeführt; jedoch überboth Denon sein Vorbild noch. Auch in der mechanischen Ausführung dieses Riesenwerkes, welche Anfangs von vielen Schwierigkeiten gehemmt wurde, benutzte Denon mit vielem Glück seine genaue Kenntniß der alten Kunst, und einen Kunstgriff, den er selbst für die Bearbeitung der bronzenen Basreliefs entdeckt hatte, fand er späterhin in einer kleinen Antike wieder.

Frankreich mag allerdings die Erhaltung vieler Kunstschätze und Alterthümer der Thätigkeit verdanken, mit welcher Denon, dem Vandalism der Revolution entgegentrat und für die eigene Liebhaberey sammelte. Aber während der napoleonischen Eroberungszüge von Lissabon bis Moskau wurde Denon vielen Hauptstädten ein gefürchteter Mann, durch das artistisch-bibliographisch-antiquarische Plünderungssystem, welches er, unter der Allgewalt der französischen Waffen aller Orten ausführte. Auch Wien hat 1805 noch weit mehr aber 1809, diese seine unheilsvolle Thätigkeit empfunden. — Als 1814 Buonaparte abdicirte und sich nach Elba zurückzog, blieb Denon auf seinem Posten. Aber als die schicksalsvollen hundert Tage hereinbrachen, erklärte er sich sehr lebhaft für seinen alten Gönner und Feldherrn und verlor darüber seine Stelle. — Seit der Zeit hat er in stiller Zurückgezogenheit sich und der Kunst gelebt. Sein Cabinet, welches an bestimmten Tagen geöffnet war, zog die Fremden aus allen Theilen der Welt in sein Haus, und er selbst, gesprächig, gefällig und liebenswürdig, war nicht der letzte Gegenstand der Aufmerksamkeit des Beschauers seiner Kunstschätze. Seine Muße verwandte er außerdem auf die Ausarbeitung einer Geschichte der Kunst, mit 300 bis 400 Blättern nach Originalen seiner eigenen Sammlung. Das Werk war auf Subscription unternommen und sollte nur zu 500 Exemplaren abgedruckt werden. Alles war zur Publication bereit, und noch in dem Laufe des Jahres sollten die ersten Lieferungen erscheinen.

Denon starb zu Paris, den 28. April 1825, in einem Alter von 74 Jahren. Bis zu den letzten Augenblicken verließ seine angeborne Fröhlichkeit ihn nicht. Sein Verlust für die Kunst wird lebhaft gefühlt. Er war ein großmüthiger und liebreicher Beschützer aufkeimender Talente, und viele der berühmtesten französischen Künstler verdanken ihr Emporkommen seinem Einfluße. Den Künstlerinnen war er noch gewogener, da er überhaupt dem schönen Geschlecht bis in sein hohes Alter auf das feurigste huldigte. Besonders gern soll er die englischen Damen gesehen haben, und viele seiner brittischen Besucherinnen leben in den Werken seines Pinsels fort.

Kundmachung.

Der Verein der ersten österreichischen Sparcasse erfreute sich am Schluße des ersten Semesters d. i. am 30. Junius 1825 folgender Resultate:

Das gesammte Sparcasse-Vermögen betrug 2 Millionen 156,042 Gulden 45 Kreuzer in Conventionsmünze.

Das Stiftungscapital 50098 Gulden 13 kr. 3 dr. in Conventionsmünze, dann 8534 Gulden 29 kr. in bereits vorhinein empfangenen Beyträgen.

Theilnehmer zählte die Anstalt 10607 mit Einlagen in Conventionsmünze, und 1529 mit Einlagen in W. W. zusammen 12136 Interessenten. —

Verkehrt wurden vom 1. Jänner bis 30. Junius dieses Jahrs, theils im Escompté, theils in Vorschüßen auf Actien der priv. Nationalbank, oder Staatspapieren und Loosen, theils in Darlehen auf inländische Realitäten, zehn Millionen 433,548 Gulden 7 kr. Conventionsmünze.

Von der Direction der ersten österreichischen Sparcasse.

Wien am 14. July 1825.

Aphorismen aus Tieck.

Es ist mir immer sonderbar vorgekommen, daß sich alle Autoren vor ihren Büchern an den Leser wenden, daß man in den Büchern selbst, immer und immer von einem Leser sprechen hört, der dieß und jenes zu erfahren wünsche, der dem Schluß einer Geschichte entgegen sehe, der dem Verfasser oft erlauben muß, bey zu rührenden Scenen die Feder aus der Hand zu legen; sogar die Druckfehler eines Buches zu corrigiren, muthen die meisten Verfasser einem geneigten Leser zu.

Dieses unsichtbare und unbegreifliche Wesen wird auch selbst in Büchern angeredet, die Niemand liest, man findet selbst auf Makulaturbogen Anrufungen an diese unbekannte Gottheit, deren Altar nirgends und allenthalben steht. Ich nannte den Leser eine Gottheit, nicht etwa bloß um dem meinigen etwas Schmeichelhaftes zu sagen, sondern weil ich überzeugt bin, nachdem ich eine Menge von Stellen aufgeschlagen habe, daß ihn sich die meisten Autoren unter diesem Bilde vorstellen. Sie denken ihn sich als einen ziemlich breitschultrigen Gott, der vieles dulden und ertragen kann, der es gleich einem Herkules wagt, das dickste Buch, selbst wenn es dialogirt ist, aufzuschlagen, es zu Ende zu lesen, und selbst nach dem zweyten und dritten Bande zu greifen. Dieser Leser ist zugleich so geformt, daß er mit allen Theilen aller Wissenschaften ziemlich vertraut ist, daß er sich für Vergangenheit und Zukunft interessirt, und daß ihm in den meisten Fällen der gesunde Menschenverstand fehlt; er hat, trotz seiner robusten Constitution doch viele Schwächen, und das Unglück ist, daß Autoren und Buchhändler diese recht gut kennen; denn dieses seltsame Wesen läßt sich zum Beyspiel durch ganz schlechte Kupferstiche und ganz abgeschmackte Büchertitel anlocken: statt einer Allwissenheit ist dieser Gott mit einer Allneugier begabt; das vorzüglichste an ihm ist seine Güte, darum wird er auch der Nachsichtige genannt, bey welchem Nahmen er sich fast auch am liebsten rufen hört. Gewisse Wesen, die die Sterblichen Recensenten nennen, machen ihm seit einiger Zeit dieser Nachsichtigkeit wegen Vorwürfe genug, aber er legt diese Tugend nicht ab, und ich, und alle Autoren mit mir, bitten ihn inständigst, daß er es nie thun möge. Diese Recensenten sind nichts anderes als eine schädliche Oppositionsparthey, die die einmahl hergebrachte ordentliche Ordnung der Dinge umkehren wollen; sie werfen mit schädlichen und fast giftigen Reden um sich, und wollen den oftgenannten Leser gewissermaßen zwingen, Geschmack zu haben, als wenn dieses arme Wesen nicht schon von der Langenweile und von tausend Übeln, von denen sich ein vernünftiger Mensch kaum eine Vorstellung machen kann, gequält genug wäre, daß man ihm auch noch die Freude rauben will, die Cramerschen Romane gut zu finden.

Der Schüchterne, der von den schwindlichten Tiefen, finstern Höhlen, schroffen Abgründen, vor der Allmacht der unermeßlichen Natur und weitausgebreiteten Welt zurückbebt und zittert, wenn er die großen Glieder der Muttererde gewahr wird, der ist nicht für den Ruhm gemacht. Aber wessen Auge hier glänzt, wessen Herz sich erhebt, und der sich und alle seine Kräfte zuerst hier kennen lernt, der ist ein Mann; er wird seine Größe und seinen Ruhm ertragen können, doch muß er auch seine Menschlichkeit fühlen und mit Ehrfurcht vor der Hochheit der Welt dastehn, sich nicht vermessen und über seine eigene Kleinheit hinwegsehen; ein solcher, der nie schwindelt, ist frech, aber nicht muthig; für ihn ist es nichts Großes, die Gefahr zu verachten, da er sich durchaus nicht fürchten kann. Ein solcher kann tapfer seyn, aber nie erhaben, seine Feinde aus dem Felde schlagen, aber nie sie besiegen. Sein Glück und sein Verdienst sind so eins, so unzertrennlich, daß kein menschliches Auge sie von einander zu sondern vermag.

Miscellen.

Als Andreas Doria unter Carl dem V. ein Gastmahl auf Schiffen gab, wurde alles goldene und silberne Geschirr ins Wasser geworfen, zur großen Verwunderung der anwesenden Spanier, welche von den unter den Schiffen gezogenen Netzen nichts wußten.

In der Kirche St. Maria della Concordia zu Florenz befand sich das Grabmahl Caspars Benemerini, ehemahligen Königes von Fez, der den christlichen Glauben annahm, 1541 geboren war, und 1641 starb! —

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 10. und Freytag den 12. August 1825.

(95 und 96)

Albert Dies.

Biographische Skizze.

Ergo vivida vis animi pervicit.
Lucretius.

(Zum Theil nach autobiographischen Andeutungen von Paul Thorn's Jugend- und Künstler-Leben.)

Albert Dies, dessen Biographie mit Recht hier ihre Stelle findet, da er eine Reihe von Jahren in unserer Mitte gelebt, und hier die erhabene Geduldprobe bestanden hat, die ihn als Menschen (ein großes Beyspiel, was innere Harmonie und Kraft vermag) der allgemeinsten Theilnahme versichern muß, Albert Dies ward zu Hannover im J. 1755 geboren. Sein Vater, der landschaftliche Witwencassen-Registrator Anton Dies bestimmte ihn zum gelehrten Stand, und so besuchte er die Schule bis in sein 16. Jahr, anfänglich zugleich mit Carl Philipp Moritz und Iffland. Aber warme Ideale von Freyheit, deren ihm der Künstler am unbeschränktesten zu genießen schien, trieben ihn, sich einzig der Kunst zu widmen. Mahlerey und Musik theilten sein Herz. Für die erstere entschied er sich, ohne der andern ganz zu entsagen. Sein Lehrer ward in Ermanglung eines bessern ein Zunftmahler. Im Grunde aber, da dieser ihm keine Originale vorlegen konnte, war Dies, Preißler's Zeichenbuch u. dgl. durchzeichnend, sein eigener Lehrer. Im zweyten Jahre declarirte der Meister, er sey nun im Zeichnen fest genug, und kaum konnte der Schüler den Pinsel führen, so mußte er für ihn Gemählde kopiren. Drastisch ist das Bild, das er von seinem Meister entwirft: „Gewöhnlich saß er und vergoldete die Rahmen zu den Bildern, die ich verfertigte. Dabey trank er viel Branntwein und dann machte er sich über sich selbst lustig: Schön! der Schüler mahlt die Bilder und der Meister vergoldet die Rahmen! Einst sollte dieser ein altes Bruststück zu einem Kniestück vergrößern. Er durchsuchte alle seine nach Kreller kopirten Stellungen, bis er eine fand, die ihm tauglich schien. Es mußte ein Arm gezeichnet werden; er konnte aber nie eine schickliche Proportion treffen; und rief endlich: Was Regeln! die Natur übertrifft alle Regeln. Nun maß er seinen eigenen Arm und übertrug die Länge und Dicke desselben auf die Leinwand." Gegen Ende des 3. Jahres, da der junge Dies einige Wochen zu Hause blieb, beklagte sich sein halbtrunkener Meister über den Schaden, den er dadurch erlitt; „denn, sagte er, der muß mir mein Brod verdienen." Das ist mir sehr lieb, erwiederte der Vater, dann kann er es wohl sich selber auch verdienen. Also verließ der junge Dies den Handwerker, empfing von der hannoverischen Kammer 30 Ducaten und reiste nach Düsseldorf, wo er sich etwa ein Jahr aufhielt, und nun den Entschluß faßte, Rom zu besuchen und dort sich einzig der Landschaftsmahlerey zu widmen. Die königliche Kammer gab abermahls 30 Ducaten als Reisegeld. Bisher hatte er vorzüglich den Menschen zum Ziele seines Kunst-Strebens gemacht; da er aber bemerkte, daß der Historienmahler heut zu Tage nur leben kann, wenn er zugleich ein guter Porträtmahler ist, so beschloß er, in Italien die Landschaft zu studiren; denn nie hätte er sich entschließen können, ein Porträtmahler zu werden, welche Beschäftigung nur zu oft zu sclavischer Nachahmerey der Natur verleitet. Auch hatten einige Gemählde Poussin's, die er kopirte, das ihrige beygetragen, ihn für die Landschaft zu bestimmen. Im Frühjahre 1775 trat er seine Reise an. Er war an den Herrn von Pigage in Mannheim empfohlen, sah die Gallerie, Schwetzingen, lernte den alten Verschaffeldt und F. Kobel kennen. Dieser schlug ihm vor, einige Jahre in Zürich bey seinem Freunde Wüst zu studieren, und empfahl ihn an denselben. Pigage empfahl ihn an C. De Mecheln in Basel, in dessen Hause er 3 Monathe zubrachte, wo er denn auch Gemählde von Wüst sah, in welchen er aber

nichts als eine mühsame Nachahmung der Natur wahrnahm und vor denen er Leere empfand, indeß Poussin's freyer Geist seine Empfindung mächtig hob. Sein Entschluß war kurz gefaßt. Er legte dem Briefe an Wüst einige Entschuldigungen bey, gab ihn auf die Post, und machte sich selbst fertig zum Gang nach Rom. In jugendlicher Verwegenheit trat er die Reise an, ohne Kenntniß der italienischen Sprache, ohne andere Unterstützung als die 30 Ducaten von der hannoverischen Kammer; und wirklich vollendete der rüstige Fußgänger glücklich den mühvollen Gang in den heißen Monathen Julius und August, wo er oft mit dem dreyfachen Feuer der heißen italienischen Sonne, und der rechts und links lodernden Stoppelfelder, wodurch hin der Weg führte, zu kämpfen hatte. Am 24. August 1775 trat er in Rom ein, und bemerkte bald, wie unvorsichtig er gehandelt. Er sollte sich n ä h r e n von der Landschaftmahlerey und mußte sie selbst erst l e r n e n. Aber er hielt den Muth aufrecht, kopirte mehrere berühmte Gemählde, versäumte auch das Studium der Figur nicht, und zeichnete des Abends nach dem Modell Dies dreyjährige Studium, mit gleichgesinnten Freunden betrieben, überzeugte ihn, wie der Landschafter immer besser thut, mit dem Studium des menschlichen Korpers den Anfang zu machen. Kennt er einmahl das Schönste in der Natur, die Menschenform, dann wird er mit wenig Mühe zu den geringeren Formen heruntersteigen; er wird jedem Dinge von seinen gesammelten Schönheitsideen mitzutheilen vermögen." Die Kopie eines Gemähldes des Salvator Rosa, ursprünglich der schlechten Beleuchtung wegen, worin das Original hing, nach einer Hackertschen Kopie gemacht, mißfiel; nun übermahlte er sie noch einmahl vor dem Originale selbst mit breiten und kühnen Strichen und fand an Piranesi einen so enthusiastischen Bewunderer, daß der bekannte Lord Bristol bald in den Ton einstimmte, und nach seiner bekannten Einseitigkeit nun durchaus einen Mahler im Geschmack Salvator Rosa's aus ihm machen wollte, und es sehr übel nahm, an Dies so wenig Lust zu dem Ruf eines Nachahmers zu finden. Diesen schützte seine Genügsamkeit vor der Nothwendigkeit häufiger Kopien, des Verderbens so vieler junger Künstler. So oft er 20 — 30 Ducaten beysammen hatte, lag er an der reichen Isisbrust der Natur in den reitzenden Gegenden von Albano oder seinem geliebten Tivoli. Keinem Meister unterthan betrachtete er sich, wenn er kopiren mußte, als eine Maschine und suchte bey der leisesten Furcht, es konnte von fremder Behandlungsart ihm etwas ankleben, den unwillkührlichen Eindruck durch Ohlgemählde nach der Natur zu verlöschen. Eine große Fertigkeit in Aquarella zu zeichnen verband ihn einige Jahre mit dem redlichen Volpato, dem er die Zeit über ein kolorirtes Zeichnungswerk, des Ducros und Volpato führte. Doch eine schwere Krankheit und der innere Vorwurf, daß derley Fabrikarbeiten, statt Künstler zu bilden das Genie ersticken und der wahren Kunst nur schaden, löste die Verbindung auf, aber nicht die gegenseitige Freundschaft beyder. Eine ungeschickte Behandlung jener Krankheit legte den Grund zu seiner nachherigen Nervenschwäche. Genesen besuchte er Neapel, um eine dortige Gegend zu mahlen. David mahlte zu dieser Zeit in Rom seine Horatier, und suchte Dies zu bereden, sich nach Paris zu wenden. Hier in Rom, sagte er, wird man immer für einen Schüler gehalten; man altert ohne sein Glück zu machen. Dies dankte es in der Folge der Vorsehung den Antrag ausgeschlagen zu haben; den kurz nachher folgten die Gräuelscenen der Revolution. Nachdem er von einer zweyten Reise nach Neapel zurückgekehrt war, vereinigten er und seine Freunde Reinhard und Mechau, sich mit Frauenholz und gaben eine bekannte Sammlung mahlerisch radirter Blätter heraus. Etwa in seinem 32. Jahre hatte er das Unglück, von 2 Flaschen im Dunkeln die unrechte zu ergreifen, und statt einer Medizin an 3/4 Loth aufgelösten Bleyzucker zu trinken. Da keine Bleykolik folgte, und deshalb ein unwissender Wundarzt ihn versicherte, die Sache sey nicht mehr gefährlich, so wurden alle zeitigen Gegenmittel versäumt, bis ein deutscher Arzt ihn ein Jahr später mit der Gefahr seines Zustandes bekannt machte, und eine zweckmäßigere Cur vornahm. Demungeachtet zeigte sich einige Jahre nachher eine langsam zunehmende Nervenschwäche an der rechten Seite, selbst der Zunge, vorzüglich aber an der Hand, die ihn jedoch viele Jahre hindurch wenig an der Arbeit hinderte und darum minder beachtet ward. Das Werk radirter Blätter war vollendet, der Krieg näherte sich der Stadt Rom; die Lage der Künstler war mißlich, zu besseren Aussichten wenig Hoffnung. Also verließ er im May 1796 mit seiner jungen Frau, einer Römerinn, mit welcher er als Protestant heimlich, jedoch mit Bewilligung der Ältern, vermählt war, Italien, um nach Deutschland zu gehen, Salzburgs mahlerische Lage und ein Auftrag des Erzbischofs Hieronymus fesselte ihn 16 Monathe. Im Jahre 1797 kam er nach Wien, wo er eine Reihe von Jahren hindurch vielfältig beschäftigt, auch an einem schon früher begonnenen komisch-didactischen Gedichte: „Der Genius der Kunst," arbeitete, worin er, nach seinen eigenen Worten keineswegs die Absicht hatte, als Dichter zu glänzen, sondern vielmehr durch den komischen Ton manchen Leser spielend auf die Idee der Kunst aufmerksam zu machen, seine Ideen zu wecken, oder ihnen eine bessere Richtung zu geben." Indeß ward sein durch die Wirkungen des Bleyzuckers zerstörter Körper durch die geistige Anstrengung noch

mehr geschwächt, die Schwäche der rechten Hand, ja der Zunge selbst vermehrte sich allmählich; die Besorgniß, bald an allem Erwerb für sich und die seinigen völlig gehemmt zu seyn, gewann täglich mehr Wahrscheinlichkeit. Kapitalien hatte er nicht erworben; seine Frau hatte er einzig aus Liebe geheirathet, ihr Vermögen, ja alles, was sie besaß, mit männlichem Kraftbewußtseyn und einem vielleicht zu weit getriebenen Künstlerstolze zurückweisend. Vom Bilderhandel, einem Erwerbszweig, der sich von selbst anzubiethen schien, hielt ihn ein innerlicher Widerwille und auch wohl Mangel merkantilischen Geistes zurück. Sein Gemüth war angegriffen. Er mußte seinen geliebten Genius der Kunst bey Seite legen. Weit schmerzlicher als sein Abschied von der Musik (er hatte bis auf einige Quartetten und Sonaten seine Compositionen schon zu Rom verbrannt) war ihm dieses Lebewohl der Poesie. Er dachte noch immer, die abgerissenen Fragmente der Erzählung durch einen prosaischen Faden zu verknüpfen und mit Noten zu erläutern. Gleichwohl fuhr er noch immer fort, größere und kleinere Gemählde zu vollenden.

So weit reichen die nicht zur eigentlichen Mittheilung von ihm selbst entworfenen Skizzen seines Lebens, aus welchen dieser Auszug genommen ist.

Man erlaube mir hier aus den erwähnten Blättern einige Worte über Landschaftmahlerey herzusetzen, welche ich oben, ohne den Gang der Erzählung zu unterbrechen, nicht einflechten konnte, und die am Ende schwerlich am Platze wären, wo ich eine hohe Menschenvollendung im Leben zu schildern habe, deren bloßes Bild in der Kunst uns so mächtig ergreift. Folgendergestalt erklärt er selbst sich über Landschaftmahlerey, und seine Worte passen noch heute, ja heute doppelt, wo die Musik dem gleichen Fehler mit schillerndem Prunk sich hingibt:

„Ich hatte längst bemerkt, daß der Lieblingsgeschmack der Kunstliebhaber in Landschaften oft wenig Rücksicht auf Zusammensetzung und Zeichnung nimmt, desto mehr auf das Kolorit, meistens aber auf eine dunstige, völlig aufgelöste Nebelwirkung. Sie wollen überall Nebel sehen, gewöhnen das Auge an die gänzliche Unbestimmtheit und es fällt ihnen nie bey, daß jedes dieser 2 Dinge am rechten Orte gut seyn könne. Wenn ganz Rom im April oder May mit Entzücken ausrief: heute ist ein schöner Tag; so glaubte ich diesem allgemeinen Ausruf, und fand jedes Mahl einen heiteren Himmel mit leichtschwebenden Wölkchen, aber keine vom Winde gejagten Gewitterwolken; sanft und duftig abgestufte Tinten, aber keinen dicken Nebel oder gar vom Staub trübe Luft, wie man in Wien so häufig sieht. An solchen auserlesenen Tagen verwandelte sich die frühe Rosengluth etwas später in die Farbe des reinsten Silbers. Dieser Silberton ist die schwerste Aufgabe für den Landschaftmahler, denn er muß von den beyden nervenreitzenden Farben Roth und Gelb einen zweckmäßigen Gebrauch machen, und kommt dadurch leicht in Gefahr, daß die nervenerschlaffende kühle blaue Farbe das Übergewicht erhalte, des Mahlers Absicht, zu gefallen, vernichte und beym Anschauen eine widrige Empfindung errege. Dergleichen Bemerkungen machte ich über jede Tageszeit und spürte den physischen Ursachen nach, warum ein Ding gefalle oder nicht gefalle. Um allgemein zu gefallen, muß ein Künstler den im höchsten Grade sinnlich gewählten Stoff mit einer sehr mäßigen Dosis geistreicher Anspielungen vermischen, um jedem verständlich zu seyn. Achtet der Künstler nicht auf diese Regel, nimmt er dadurch den Verstand, die Kenntnisse des Anschauers, mehr als dessen Wissen erlaubt, in Anspruch, so werden nothwendig viele der Anschauenden zurück treten und lieber sagen, es gefällt mir nicht; als ihre Unwissenheit eingestehen. Ist der Mahler bloß Nachahmer, (Naturalist) so erreichet er nie sein Vorbild und bleibt ewiger Kopist. Denner, Seybold und viele andere beschämt jeder gute Spiegel. Sobald aber der Mahler alles Häßliche zu verwerfen, das Schöne dafür an den Platz zu stellen, zu wählen weiß: so zeigt er, daß er die Blöße, oder schwache Seite der Natur bemerkte, und sie von dieser Seite durch den guten Geschmack zu verbessern sucht. Zu Erklärungen dieser Art, über Veredlung, über Schönheit, über Kunstzweck rc. wurde ich oft gezwungen; denn nicht selten behauptete mir ein Kunstliebhaber dreist genug in's Gesicht: „In der Landschaft sey die Zeichnung und Composition so viel als nichts; alles hänge darin von der Farbe, Täuschung und Wirkung ab." Andere wollten mich bereden, ich sollte mich nach dem herrschenden Geschmacke richten, weniger ausführen, und bloß auf Effect mahlen." Also noch weniger ausführen? dachte ich. — Romandichter könnten sich sehr verdient machen, den Kunststoff in ihre Plane aufzunehmen. Wieland that das im Aristipp mit gutem Erfolg. Da ich in den Kunstbüchern so viele Widersprüche und eine abschreckende Trockenheit fand, so glaubte ich, da ich mehrere Versuche in der komischen Dichtkunst gemacht hatte, wenn ich in einer größeren komischen Erzählung: „der Genius der Kunst, diesen Gegenstand behandelte, etwas Nützliches zu thun."

Bey Gelegenheit einer allegorischen Landschaft (welche er in Wien verkauft hatte) machte er folgende Bemerkung: „da konnte ich häufige Beobachtungen über Kunstliebhaber machen. Keiner unter einer Anzahl von mehr als hundert Personen kam auf den Gedanken, daß die Figuren eine höhere und doch leicht zu findende Bedeutung haben

konnten; ja einige schienen sogar unzufrieden, daß ich dem gewöhnlichen Schlendrian in Landschaften nicht gehuldigt, und eine ganz neue Scene dargestellt hatte. Solche Liebhaber suchen gewöhnlich in Landschaften den Hirten, der die Kühe vom Dorfe wegtreibet; daran erkennen sie den frühen Morgen; treibt er sie aber zum Dorfe hin, so ist es Abend."

Wer den trefflichen Albert Dies aus seinen seelenvollen Gemählden, oder auch nur aus der Kunstgeschichte kennt, wird es gern sehen, wenn wir noch einige Nachrichten über sein weiteres Leben und Sterben dem Auszuge aus seinen eigenen Andeutungen beyfügen. Möchten diejenigen, die ihn persönlich gekannt und also geliebt haben, die schönen Züge seines Wesens in unserem Umrisse erkennen! Allen aber wollen wir ein Beyspiel aufstellen, was die Kraft des Geistes vermag, und die Höhe einer allseitig gebildeten Seele, wie sie im rechten Künstler seyn soll.

(Die Fortsetzung folgt).

Die Ruinen von Merkenstein.

K. J. Braun v. Braunthal.

Von des Felsen Wolkenhöhe
Schauet sich die Gegend weit
Wunderstill in eurer Nähe,
Schatten einer beßren Zeit!

Jahre kamen, Jahre gingen,
Eure Jahre kamen nicht;
Unaufhaltsam in das Leben
Böses mit dem Neuen bricht.

Wie ein Freund, der hingeschieden,
Lächelt die Vergangenheit,
Und ihr Freund, der jetzt verlaßne,
Gern' ihr eine Thräne weiht.

Wandelt schweigend der Erinn'rung
Immergrünen Pfad hinan,
Und die Sehnsucht nach der Vorwelt
Schreitet seinem Blick' voran.

Geister! ist das Frühlingswehen
Der bewegten Abendluft,
Wie's mir um die Schläfe zittert,
Ist's der Odem eurer Gruft?

Zürnet ihr wohl gar dem Jüngling',
Daß er des Gefühles Laut
Ungezwungenen Gesanges
Euren Mauern anvertraut? —

Offen, wie der Unschuld Auge,
Blickt in's weite Thal hinein
Aus dem ew'gen Wälderschatten
Stolz der graue Merkenstein.

Die Bewohner sind entschlummert,
Öde steht das Heldenhaus,
Ihre Thaten sind begraben,
Und ihr Nahme löschte aus.

Aus dem Pfuhl' des Städtelebens
Kriecht der Weichling zu euch her,
Preiset keuchend eure Stärke
Und beklagt, daß ihr nicht mehr.

Sein verächtlich eitles Denken
Fasset nicht, was ihr gefühlt,
Wenn in prunkloser Capelle
Ihr den Durst nach Gott gestillt:

Ahnet nicht, was eure Tugend,
Fest wie Felsen, euch gelehrt,
Denn es hat ein niedrig' Streben
Unsrer Zeit den Geist verkehrt.

Ach! wie selten nahet Einer,
Der, noch frey von Trug und Wahn,
Im Erkennen seiner Schwäche
Seufzend noch erröthen kann.

Schlummert sanft in euren Gräbern,
Dieser Kirchhof bleibet leer;
Ältern! eure Kinder starben,
Eure Tage sind nicht mehr.

Wehmuthvoll zieh'n schon die Klänge
Aus den Saiten sich hervor;
Tiefer als der Sänger fühlet
Niemand, was das Jetzt — verlor.

Nehmt zum Lebewohl dieß Opfer,
Das die Sonne mir bescheint,
Eine Thräne der Bewundrung,
Von des Enkels Aug' geweint.

Correspondenz-Nachrichten.

Prof. und Bibliothekar Fr. Xav. Richter an den Herausgeber.

1. Von den Ufern des Rauportus durch ein günstiges Geschick wieder an die March zurück versetzt, halte ich es für meine Pflicht, hochwohlgeborner Freyherr, den Faden der mährisch-geschichtlichen Forschungen eben dort wieder aufzunehmen, wo ich ihn vor acht Jahren hatte fallen lassen, nähmlich bey den Quaden, deren quellengemäße Geschichte Euer Hochwohlgeboren, als einen meiner ersten historischen Versuche mit preiswürdiger Gefälligkeit in diesem Archive, dem Magazin so

zahlreicher und wichtiger Quellen und Materialien, dem einzigen Vereinigungspunct der Literatoren der drey Hauptstämme des deutschen, slavischen und ungarischen zur öffentlichen Kenntniß gebracht haben.

Was ich hier gebe sind theils flüchtige Bemerkungen, wie sie mir bey Durchlesung der Germania antiqua des Professors Mannert sich aufdrangen, theils Lesefrüchte aus einer schätzbaren Handschrift des verstorbenen sehr achtungswürdigen Literators, Georgs Freyherrn von Schmidburg, aus besonderer Güte mitgetheilt von dessen Herrn Bruder, S. E. dem verehrten und geliebten Landesgouverneur von Krain. Unbefangenes Urtheil, die glücklichste Combinations-Gabe, Vertrautheit mit den Quellen, Sprach- und Lokal-Kenntniß finden sich nicht bald so günstig vereint, als in der ebengenannten Handschrift; und wie wohl ich manches Gewagte nicht so gerade zu unterschreiben möchte, so dürfte dennoch Vieles reiner Gewinn für die Wissenschaft zu nennen seyn, so manche neue Forschung veranlassen und so manche neue Ansicht begründen.

Zwar hat Herr Prof. Mannert in seinem dritten Theile der Geographie der Griechen und Römer (Nürnberg 1792) von dem Quadenlande richtigere Begriffe geliefert, als vor dem gang und gäbe waren, aber es bleibt für diesen Artikel doch noch so Manches zu wünschen übrig. Die alte Geographie jener Länder zu beleuchten, welche die Römer nur von Ferne gesehen, und dahin sie höchstens als Kaufleute oder Gefangene gekommen, ist in der Regel ein undankbares Geschäft, das durch vorgefaßte Meinungen und steife Autoritäten nur noch mehr erschwert wird; aber was die Quaden betrifft, so ist doch so ziemlich ausgemacht, daß dieses Volk nirgend anderswo zu suchen sey, als in den Gegenden, welche der oberpannonischen Donau auf der Nordseite gerade über lagen. Dennoch würde mancher brave Geschichtsforscher verlegen seyn, die Gränzen des Quadenlandes und die Städte desselben bestimmt und mit Rücksicht auf die neuere Geographie von Mähren nachzuweisen. Derley Sachen wollen viel besprochen, von allen Seiten beleuchtet und an Ort und Stelle untersucht seyn, bevor sich eine bestimmte Auskunft darüber geben läßt.

2. Was die Gränzen des Quadenlandes betrifft, so sagen die betreffenden Quellenschriftsteller folgendes aus. Ptolomäus (lib. 2. c. 11.) schreibt: „Unter dem Gabreta-Walde die Markomannen, unterhalb diesen die Sudiner und bis an die Donau hin die Adrabäcamper. Unter dem hercynischen Walde die Quaden, unter diesen Eisengruben und der Mondwald, unter diesen aber das große Volk der Bämen bis an die Donau; ferner am Fluße hin die Teracatrier und gegen die Ebene hin die Racater." *)

Nach dieser Bestimmung waren die Marcomannen die nördlichen und nordwestlichen, die Sudiner und Adrabäcamper die westlichen Nachbarn der Quaden. Die Südgränze bildeten die Donau und der Mondwald, den Einige für den Manhart, andere aber für das Trentsiner Gebirge ausgeben. Hinter dem Mondwalde fingen die Wohnsitze der Bämen an, denen zunächst bis an die Donau die Teracatrier und Racater (im heutigen Marchfelde) gewohnt haben dürften. Die nördlichen und nordöstlichen Nachbarn der Quaden werden von Ptolomäus zwar auch angegeben, denn er schreibt: „unter dem Gebirge Askipyrgion die Corconter und Lygischen Burier bis an die Weichsel, und hinter diesen die Sidoner, dann die Cogner, endlich die Wisburger über dem Hercinen-Walde," *) aber noch bestimmter drückt sich Tacitus (de moribus Germanorum c. 41 et 42.) aus: „Bey den Hermunduren, schreibt er, entspringt die Elbe, ein berühmter und bekannter Fluß ehmahls; jetzt spricht man noch zuweilen davon. Neben den Hermunduren wohnen die Narisker, dann die Markomannen und Quaden. Der Markomannen Ruhm ist vorzüglich, so wie ihre Kräfte und Wohnsitze; denn sie haben sich diese durch ihre Tapferkeit erworben, nachdem sie einst die Bojer vertrieben. Aber auch die Narisker und Quaden schlagen nicht aus der Art; und diese Länder bilden gleichsam Germaniens Stirne." **) Im 43. Cap. fährt Tacitus also fort: „Nicht minder kräftig sind rückwärts die Marsigner, Gothinen, Osen und Burier, welche den Markomannen und Quaden gleichsam den Rücken decken. Von diesen scheinen die Marsigner und Burier nach Sprache und Sitte Sueven; die Gothiner verräth die gallische, die Osen die pannonische Sprache, daß sie keine Deutsche sind, auch weil sie sich Tribut gefallen lassen; denn ihnen als Fremdlingen legen theils die Sarmaten, theils die Quaden Tribut auf. Die Gothiner, zu unserer größeren Schande, graben Eisen. Alle diese Völker haben wenig flaches Land, sondern sitzen in Wäldern oder auf den Gipfeln und Rücken der Berge." ***)

Um diese Angaben richtig zu verstehen, ist eine Orientirung über die Gabreta silva, den Hercinischen Wald und den Mondwald, ferner über die Sudeten und das Askipyrgion unerläßlich. Man sollte glauben, die Ptolomäische Grad-Bestimmung erleichtere dieses Orientiren; aber wer weiß es nicht, daß die Längen- und Breiten-Grade der Ptolomäischen Geographie

*) Sub Gabreta silva Marcomanni; sub his Sudini et usque ad Danubium Adrabae campi. Sub Orcinio nemore Quadi; sub his ferri minera et Luna silva; sub hac magna gens Baemi usque ad Danubium et his continenter apud fluvium Teracatriae et versus campos Racatae.

*) Sub Asciburgio monte Curcunti et Luti Buri usque ad Vistulam fluvium; sub his primi Sidones, deinde Cogni, deinde Visburgi supra Orcinium nemus.

**) In Hermunduris Albis oritur, flumen inclytum et notum olim, nunc tamen auditur. Juxta Hermunduros Narisci, ac deinde Marcomanni et Quadi agunt. Praecipua Marcomannorum gloria, viresque atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta. Nec Narisci Quadive degenerant, eaque Germaniae velut frons est.

***) Nec minus valent retro Marsigni et Burii, sermone cultuque Suevos referunt; Gothinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit, non esse Germanos, et quod tributa patiuntur: partem tributorum Sarmatae, partem Quadi ut alienigenis imponunt. Gothini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt; omnesque hi populi pauca campestrium, ceterum saltus et vertices montium, jugumque insederunt.

eben weil sie mathematische Bestimmungen seyn sollen, der vergleichenden Forschung nicht selten sehr unsanft in den Weg treten. Darum sollte man unbeschadet der Autorität eines Cluver Cellarius und selbst Mannerts, bey Ausmittelung alter Localitäten auch einen andern Weg einschlagen dürfen, wenn dadurch die Quellen-Stellen des Ptolomäus und Tacitus mehr Licht und Übereinstimmung mit dem Sachbestande erhalten.

Zwey Sachen müssen vor allem andern ins Reine gebracht werden: Was verstand Ptolomäus unter den Sudeten, und was hat es mit dem Hercinischen Walde für eine Bewandtniß? Büsching verstand unter den Sudeten des Ptolomäus das heutige Riesengebirge zwischen Böhmen und Schlesien, das fortsetzend zwischen Mähren und Schlesien letztens gegen die Carpathen ausläuft. Cellarius (l. 2. § 29) schreibt: „Ptolomäus erwähnt auch eines Sudeten-Gebirges, das nach der Meinung dasselbe ist, welches, wie aus Ptolomäus erhellet, ganz Böhmen umkreiset. Manche suchen es hingegen dort, wo der Mayn die Eger und sächsische Sale entspringen, und Andere wieder bey den Quellen der Elbe, Cluver aber an allen angeführten Orten."

Cluver in seiner Germania antiqua (3. B. 29. Absch.) hielt den Thüringerwald und das fränkische Fichtelgebirge für die Sudeten und fügt hinzu, der Gabreta-Wald (nach ihm der Böhmerwald) sey ein Theil der Sudeten des Ptolomäus. Allein im 48. Abschnitte läßt er sich vernehmen: „Unter den Sudeten begreifen Einige das Fichtelgebirge, auf welchem der Mayn, die Saale, die Eger und Nab entspringen; Andere suchen sie im nordöstlichen Gebirge Böhmens, wo die Quellen der Elbe sind. Beyde sind recht daran, denn Ptolomäus gibt seinen Sudeten eine Lage und Ausdehnung von dem südlichen Ursprung der Weser bis jenseits der Elbequellen. Ich habe aber oben bey den Hermunduren gezeigt, daß Ptolomäus den Anfang der Elbe in die Multau (Moldau) versetze. Bey den Nariskern habe ich gezeigt, daß der Gabertawald, welchem Ptolomäus seinen Platz unterhalb den Sudeten anweiset, oberhalb den Quellen der Nab zu suchen sey, und bey den Quaden habe ich gezeigt, daß der von Ptolomäus im engeren Sinne gemeinte Hercyner-Wald sich von der östlichen Gränze Böhmens zwischen Mähren und Schlesien und dann zwischen Ungarn und Pohlen bis an die Quellen der Waag fortziehe. Folglich sind die Sudeten keine anderen Berge, als die, welche ganz Böhmen rundum einfassen, und zugleich das Hercyner Waldgebirge ausmachen."

Man sieht, daß Cluver und Cellarius hinsichtlich der Sudeten und des hercynischen Waldes mit sich selbst nicht ganz im Reinen gewesen. Es ist auch in der That schwer ins Reine zu kommen. Nach Ptolomäus streichen die Sudeten unter dem 50°. der Breite, vom 34. — 40°. der Länge (der Inn mündet ihm unter dem 47°. der B., 34°. der Länge; die March unter 39°, 20' der L., 47°, 20' der B.) nach ihm befindet sich unterhalb den Sudeten der Gabreta-Wald, ergießt sich unter dem 36°. der L. und 46°, 40' d. B. in der Nachbarschaft des Gabreta Waldes ein Fluß von Norden kommend in die Donau; (die Nab, wie Cluver meint, kann es nicht seyn, sondern die Gradbestimmung paßt viel besser auf den Kambfluß;) alles dieses scheint auf jene Gebirgskette hinzudeuten, welche im Südwesten und Süden Böhmen umzieht und welche heut zu Tage unter dem Nahmen des bayerischen, passauischen, österreichischen Gebirges bekannt ist. Der Gabreta-Wald, daraus der obengenannte Kambfluß hervorkommt, könnte eben darum nirgend anderes zu suchen seyn, als in dem heutigen Viertel ob dem Manhart, wo noch die waldreiche Berggegend, auf dem Jauerling genannt, die Dörfer Jarotten und Gerutten, so wie das Kirchdorf Jarings am Rosenauer Walde an den alten, vielleicht verzerrten Ptolomäischen Nahmen Gabreta oder Gameeta zu erinnern scheinen, wie denn vielleicht dieses Gabreta, nichts anders bedeuten dürfte, als das altdeutsche Wort Geräut oder Gerode. Aber dadurch würde die östliche Ausdehnung der Sudeten zu sehr beschränkt, wird man einwenden? — Allerdings, und darum könnte man auch das südöstliche Gebirge Böhmens, das die Elbe-Gewässer von jenen der Donau scheidet, mit zu den Sudeten rechnen, wodurch jedoch noch keineswegs zugegeben würde, daß der ganze Gebirgs-Kranz der Böhmen umgibt, sudetisch gewesen; denn das Characteristische der Sudeten soll ja eben seyn, daß sie das Elbe- von den Donau-Gewässern abscheiden.

Mit dem hercynischen Walde hat es eine ähnliche Beschaffenheit. Der Nahme Hercyn (Orciuium nemus) bedeutet eigentlich einen Schnee-Wald, denn Er oder Erch soll im Altgallischen Schnee, und Kin so viel als Föhrenholz anzeigen.

Dieser Wortbedeutung nach könnte man dem hercynischen Walde allerdings die große Ausdehnung geben, daß er nähmlich bis tief nach Ungarn, bis an die sarmatischen Gebirge hinein gereicht habe, und es wäre gar nichts so Außerordentliches, daß einzelne Strecken desselben noch überdieß besondere Nahmen gehabt hätten, als Cabreta-, Luna-silva, aber zur Bestimmung der Quadensitze läßt sich nicht wohl etwas anderes annehmen, als daß Strabo und Ptolomäus den großen Forst dieß- und jenseits der Sudeten, wie deren Lauf so eben bestimmt worden, haben andeuten wollen. Denn Strabo im 7. B. sagt ja ausdrücklich: „In demselben Germanien sind auch der Hercinische Wald und die Suevischen Völkerschaften, deren einige innerhalb des Waldes, darin Böhmen und Marbods Reich u. s. w., andere außerhalb des Waldes, wie das den Geten benachbarte Volk der Quaden wohnen. „Von Ptolomäus ist oben gesagt worden, daß er geschrieben: Unter dem hercynischen Walde die Quaden.

Was unter dem Mondwalde zu verstehen sey, ergibt sich nun von selbst; denn unterhalb den Quaden waren die Eisengruben und der Mondwald, — die Eisengrube — welche nach Tacitus die Gothiner bearbeiten, nach Hofrath Jordan die Gegend der ungarischen Bergstädte, und das sichelförmige Waldgebirge, welches in der Trentschiner Gespannschaft das östliche Wassergebieth der March von dem westlichen der Waag abschneidet und bis gen Preßburg herab läuft. Nach Andern soll der Manhart (von Mond, Mann, und Hart Berg-Wald) die Luna silva der Alten seyn, und auf der Karte von Großdeutschland in der allgemeinen Welthistorie (12. Thl. Halle 1752) findet man das Luna-Gehölz gar über den Quellen der March. Nach dieser Karte richtete ich mich in mei-

nem Aufsatze von den Quaden. (Siehe Archiv 1816 Nr. 121 und 122.).

Es bleibt nun noch übrig den Asciburgius mons des Ptolomäus nochzuweisen, bevor sich die Grenzen des Quodenlondes ziehen lassen. Der obengenannte Freyherr von Schmidburg verdeutscht Ascipyrgion mit Achengebirge oder Äschengebirge, und versteht darunter die Bergkette, welche Böhmen von Schlesien trennt, dann zwischen Mähren und kais. österreichisch Schlesien bis an die Karpathen fortsetzt. Gegen die Herleitung des Nahmens von Ach, und Äsch und Pyr, wird Niemond viel einwenden können, und die Ptolomäische Gradbestimmung streitet nicht wider diese Annahme, welche übrigens dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit erhält, daß der Jäschkenberg zwischen Oschwitz und Reichenberg, ja selbst das mährische Gesenke oder Jesenik (lies Jäschenke oder Jösenke) auch in philologischer Hinsicht auf das Ptolomäische Ascipyryon hindenten und keineswegs leere Assonanzen genannt werden möchten.

3. In Ansehung der Nachbarvölker der Quoden sollte man billig drey Perioden unterscheiden; denn onders wor die Stellung der Völker rings um die Quaden zu Strobos, onders zu Ptolomäus und Tocitus, und noch anders zu Kaiser Probus Zeiten, oder nach der Peutingerischen Tafel. Als Morbod sein mächtiges Reich im heutigen Böhmen aufgerichtet hatte, waren die Markomannen die nordwestlichen, die Geten die südöstlichen Nachbarn der Quaden. Im Osten und Nordosten, zwischen dem Gesenke und der Oder saßen überhaupt Suevische Semnonen. Deutlicher treten die Nachbarvölker der Quaden in den Berichten des Tocitus und Ptolomäus hervor. Nach Marbods und Gottwolds Falle wurden dem Quoden-Könige Vannius von Kaiser Tiber die Gegend zwischen der March und Woog eingeräumt, und Völker, die früher den Markomannen unterthänig gewesen waren, wurden es jetzt den Quoden. Tacitus nennt diese Völker mit bestimmten Nohmen Gothiner, Osen, Burier, als im Rücken der Quoden wohnend. Wie diese Völker geographisch auf einander folgten, dürfte nicht schwer auszumitteln seyn. Die Gothiner redeten gallisch, waren also Überreste der, in diesen Gegenden einst seßhoft gewesenen Golen. Die Osen redeten (nach Taritus) pannonisch, vielleicht aber auch deutsch, und scheinen überhaupt ein, von den Römern aus Pannonien über die Donau gedrängter Volksstomm gewesen zu seyn. Die Burier hingegen waren Sueven nach Sprache und Sitte. Alle drey Völker zohlten Tribut, der ihnen theils von den Quaden, theils von den Sarmoten ausgelegt wurde, wohnten olso zwischen beyden in der Mitte und hatten wenig ebenes, meistens Berglond. Die Gothiner gruben Eisen. Dieß bestimmt zugleich ihre Wohnsitze. Die Gothiner hatten demnach die ferri minera des Ptolomäus, d. i. jenes an Bergsegen reiche Oberland zwischen der Woog und Gron inne (Treutschiner, Arver, Thurorzer, vielleicht auch Bartscher Comitat.)

Ihnen in nördlicher und nordwestlicher Richtung zunächst saßen die Osen, vom rechten Ufer der Waag bis an die Quellen der Weichsel im heutigen Teschnerkreise. Dieß sind wahrscheinlich die Visburger Ptolomäus (Uisburger von U — Js, O — Js, welches Js im Gallischen einen Fluß bedeutet, daher Ister; — oder von Wis, weiß, nähmlich von dem weißen Gebirge, das sich von Preßburg hinaufzieht und dann zwischen Mähren und Ungarn fortläuft, bis es sich einerseits on die Carpathen anschließt.) Die deutschen Ortsbenennungen Weiswasser, Weiskirchen, die slavischen Bielitz und Biala scheinen ouf die alten Wisburger hinzudeuten.

Endlich die Burier sind wieder keine anderen, als die Luti Buri oder Lugi Buri, d. h. die ligischen Bergbewohner des Ptolomäus. Denn daß Burier nur die verschiedene Aussproche von Pyrier, Pyren (Bergbewohner, daher Eburum Bergstadt, Bären, Bern?) sey, werden die änglichsten Sprachforscher gern zugeben. Hieß doch das Gebirge, dos sie bewohnten, der Achen- oder Äschen-Pyrs Asciburgius mons, warum sollten die Bewohner dieser Pyren nicht Pyrer, Büren und Buer genannt worden seyn? Und so hätten denn die Burier das Gebirge bewohnt, das sich zwischen Mähren und Schlesien bis gegen dos Glätzische hinauf zieht.

Gegen Norden und Nordwesten wohnten hinter dem hercynischen Walde die Markomannen. Da nun Ptolomäus unterhalb den Morkomonnen die Sudiner und unterhalb diesen die Adrobäcamper ouführt, so ist zu schließen, daß die Sudiner in den Sudeten, so wie sie oben bestimmt wurden, gewohnt, und daß sich so fort die Adrabäcamper (vielleicht um den Kombfluß) ou sie geschlossen haben, von denen Ptolomäus meldet, daß sie bis an die Donau hin wohnten. Weil nun nach Taritus, die Narisker und Quoden gleichsam die Stirne Großdeutschlands bildeten, so scheinen die Adrobäcamper vielleicht nur eine Abtheilung der Narisker gewesen zu seyn, welche auf alle Fälle zwischen der Donau und der südwestlichen Gebiegskette im heutigen Oberösterreich oder außerhalb den westlichen Sudeten wohnten, wie denn das Flüßchen Naare im Mühlviertel noch daran zu erinnern scheint. Und so lossen sich denn jetzt ouch die westlichen Grenznachbarn der Quaden bestimmt angeben; es waren nach Ptolomäus zum Theile die Sudiner, aber größtentheils die Adroböcamper am Kambfluß. Wos die Narater im Morchfelde betrifft, so muß es dahin gestellt bleiben, ob sie ein eigener Volksstamm oder nur ein Zweig der Quaden gewesen. Auf alle Fälle waren sie den Letzteren unterworfen, denn wie hätten sonst die Quaden einen Theil der Stirne Großdeutschlonds ausmachen können? —

Durch die markomonnisch-quodischen Kriege unter Mark Aurel dürfte jedoch in dieser Stellung der Völker manche Veränderung vor sich gegangen seyn. Die peutingerische Tafet, beyläufig aus den Zeiten des Kaiser Probus zeigt om linken Ufer der norischen Donou bis gegen Wien hin die Qiuuat dugli mit Jutungern oder Lutungern untermischt. Die Markomannen erscheinen schon weiter westlich geschoben, die Bur oder Burii des Ptolomäus schließen sich noch immer im Rücken an die Quaden an; gegen die südliche Wendung der Donou hin, vom Granfluße östlich, stehen Sarmatae vagi.

Ich komme zu den Städten des Quadenlandes, unstreitig die schwierigste Aufgabe, welche eben darum in diesen flüchtigen Zeilen noch keineswegs als gelöst anzusehen ist. Für die Nachweisung der Ptolomäischen Orte, die etwa auf dos heutige m. s. Gouvernement entfallen dürften, gibt es durchaus nur zwey

Wege. Entweder nimmt man es mit den Ptolomäischen Längen und Breitengraden auf das Genaueste, und da dürfte man nie zum Ziele kommen, oder man sucht die mathematischen Ortsbestimmungen des Ptolomäus mit der neueren Geographie möglichst in Einklang zu bringen. Ich wähle aus schon oben angeführtem Grunde den letzteren Weg, lege mir die Karte von der Ptolomäischen Germania, wie sie bey Mannert zu finden ist, neben ältere und neuere Karten von Mähren und Schlesien, wähle mir die March und Donau zur Richtungslinie, die Orte Robodunum und Arsenium als Richtpuncte und folgere also:

Die March, welche den Alten von ihrer Mündung in die Donau bis hinauf gen Meliodunum bekannt seyn konnte, weil eine Römerstraße am rechten Ufer dieses Flußes nordwärts lief, ist ziemlich richtig auf der Ptolomäischen Karte, denn ihre Quellen fallen nach Ptolomäus zwischen den 50. und 49. Grad ihre Mündung zwischen dem 47. und 48. Grad der Breite, eine Bestimmung, die von jener auf den neueren Karten von Mähren nicht viel abweicht. Anders ist dieß mit dem Längen-Grade, unter welchem die March ihren Lauf fortsetzt. Nach Ptolomäus entspringt die March zwischen dem 38. und 39° der Länge und mündet zwischen dem 39. und 40° nach den Karten von Mähren (jener von Passy und Bayer z. B.) reicht die östlichste Ausbeugung derselben bey Ungarisch Hradisch nicht bis zum 36. Grad der Länge. Es darf also mit Sicherheit angenommen werden, daß der Lauf dieses Flußes bey Ptolomäus zu weit gegen Osten geschoben ist. Darauf muß denn auch bey der Längenbestimmung der Ortschaften Rücksicht genommen werden. Auf der Ptolomäischen Karte Germaniens bey Mannert heißen, die, in bestimmten fast ebenmäßigen Zwischenräumen von Süden nach Norden hart an der rechten March gezeichneten Orte Eburodunum (besser Robodunum), Philekia und Meliodunum. Von diesen liegt Robodunum fast unter dem 48°. der B. und 39°. d. L., Philekia unter demselben Längengrade und etwa einen halben Grad nördlicher als Robodunum! Meliodunum hingegen unter dem 39°. der L. und 49°. der B. Weil nun wie eben gesagt worden auf den Ptolomäischen Karten der Lauf der March zu weit östlich gesetzt ist, so gilt derselbe Fehler auch für die genannten drey Orte; weil ferner die Breiten-Grade und zwar Eborodunums so ziemlich auf Hradisch, Philekias auf Kremsir, Meliodunums auf Olmütz, Littau oder Müglitz passen, diese Orte aber ohne Widerspruch zu den ältesten im Lande gehören (Was Kremsir betrifft, so weiß schon Ortelius, daß in dem Hana römische Münzen gefunden wurden), so ergibt sich die problematische Behauptung, ob denn jene drey Ptolomäischen Orte nicht vielleicht dort zu suchen sind, wo heut zu Tage Ungarisch-Hradisch, Kremsir, Olmütz, Littau und Müglitz stehen? Erwahrt sich dieses, dann dürften Coeldorgis unter dem 37°. der L. und zwischen 48. und 49°. der B. am ehesten auf Brünn, Medoslanium auf Mistlbach in Österreich, Streuinta auf Sternberg oder Römerstadt passen. Ob Ptolomäus mit Casurgis die Gegend von Troppau oder Jägerndorf ob er mit Arsenium oder Asanca Teschen gemeint habe, dürfte schwer auszumitteln seyn. Hier ist überhaupt noch ein weites Feld für kritische Forschung, und selbst Mannerts Karte, wie viele Vorzüge sie auch vor den Pirkheimerischen Ausgaben von 1524 und 1555 haben mag, wird noch manche Verbesserung erhalten müssen.

Aphorismen.

Der wahre Leser, muß der erweiterte Autor seyn. Er ist die höhere Instanz, welche die Sache schon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelst dessen der Autor die Materialien seiner Schrift geschieden hat, scheidet beym Lesen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leser nach seiner Idee das Buch bearbeiten würde, so würde ein zweyter noch mehr läutern, und so wird dadurch, daß die bearbeitete Masse immer wieder in frischthätige Gefäße kommt, die Masse endlich wesentlicher Bestandtheil, Glied des wirksamen Geistes. — Durch unpartheyisches Wiederlesen seines Buchs kann der Autor es selbst läutern. Bey Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe so selten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehen, oft selbst beym Autor. Es ist kein Merkmahl größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich.

Klopstocks Werke schienen größtentheils freye Übersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philologen zu seyn.

Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakspeareschen Werke spricht, so muß man nicht vergessen, daß die Kunst zur Natur gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut entwickelten Natur ist freylich von der Künsteley des Verstandes, des bloß raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Shakspeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugnisse der Natur, das Gepräge des denkenden Geistes tragen, und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Übereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur.

In Shakspeares historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poesie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, wenn das Große steif und traurig erscheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen gestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Contrastes wegen. Geschichte, was dem Dichter Geschichte heißt, wird in diesen Stücken dargestellt; Geschichte in Gespräche aufgelöst: gerade das Gegentheil der wahren Geschichte, und doch Geschichte, wie sie seyn soll, weissagend und synchronistisch. Alles Dramatische gleicht einer Romanze; es ist klar, einfach, seltsam, ein ächt poetisches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 15. August 1825.

Die dreyhundert und zehenjährigen drey Rusten auf dem Trautmannsdorfer Felde unweit Bruck an der Leitha.

Um die landesfürstliche Gränz-Stadt Bruck an der Leitha in Nieder-Österreich V. U. W. W. sieht man eine weite anmuthige Landstrecke, welche sich zwischen dem Hundsheimer- und Leitha-Gebirge, und den Ufern der Fischa bis Wienerisch-Neustadt fortzieht, und mit Schlössern, Dörfern, Fabriken und Garten-Anlagen besäet ist. Auf derselben erstreckt sich von den, die Stadt umgebenden Ringmauern und Mayerhöfen gegen Westen ein ungeheueres Ackerland, welches einer Seits die von Bruck über Stücks-Neusiedel nach Wien führende Heer- und Kommerzial-Straße einsäumt, anderer Seits aber die zwischen Ungorn und Österreich fließende Leitha begränzt. An der Straße rechts erhebt sich allmählich gegen Höflein, Göttlersbrunn, und Stücks-Neusiedel eine mit dichtbelaubten Weingärten, worauf vortrefflicher Wein wächst, Obstbäumen, und Wald bewachsene Erhöhung, welche verschiedene Nahmen führt, als: Hard, Goldberg, Stückfen- oder Stiren-Berg, und Göttler-Hölzel. Die Ufer der Leitha sind mit Dörfern und Schlößern, Mühlen und Brücken, Auen und Gärten, Wiesen und Rohrgebüsch, Bäumen und Thürmen in bunter Mannigfaltigkeit besetzt. Bemerkenswerth sind folgende Ortschaften von Bruck aufwärts gegen Westen: Wilfleinsdorf, die schloßähnlichen Gebäude des Königshofes, Sarasdorf, das anmuthige Trautmannsdorf mit seiner herrlichen Gartenanlage, Alleen und Schloß; weiter hinauf Getzendorf, Pischelsdorf, Reisenberg, Seibersdorf, Deutsch-Brodersdorf, Unter-Waltersdorf, Ebreichsdorf, Mittendorf, Mooßbrunn, Ebergassing, Margarethen am Mooß, und Stir — eigentlich Stücks — Neusiedel.

Auf diesem ausgedehnten Getreidboden sieht das Auge weit und breit weder Haus noch Baum. Nur an der von Bruck gegen Stücks-Neusiedel am Fuße des Gold- oder Stückfen-Berges sich hinziehenden Landstraße links, wo die Marken des Trautmannsdorfer und Sarasdorfer Gebiethes zusammenstoßen, in einer Entfernung von der Stadt Bruck an d. L. v. 3500 Klafter von Stücks-Neusiedel abwärts 1200 Klaft. von Trautmannsdorf 2200 Klaf. und von Sarasdorf 1000 Klaft. erblickt man drey ungemein dicke große, hundertjährige Rustenbäume. Sie stehen einsam in einer kleinen nur etwelche Klafter betragenden Entfernung von der Landstraße zwischen langgedehnten Äckern an einem von der Straße nach Sarasdorf führenden Feldwege, und geben einen breiten dichten Schatten, dessen erquickende Kühlung den Vorüberwandernden vor den sengenden Sonnenstrahlen schützet. Sie gewähren den Arbeitsleuten, die sich unter ihren dichtbelaubten weit ausgebreiteten Ästen lagern, und von Gespenstern und Mordgeschichten, die hier nicht selten vorgefallen seyn sollen, erzählen, labendes Obdach vor Sonnenhitze, Regen und Sturm. Der mittere Baum ist der größte, und hat einen Markstein so umwachsen, daß nur noch der Kopf desselben bey einer geringen Öffnung herausragt.

Eine alte Sage von XVI. Jahrhundert läßt hier drey Könige zusammen kommen, und zum Denkmahl ihres Hierseyns diese drey Bäume pflanzen. Und wirklich wird diese Tradition ebenfalls aus dem Trautmannsdorfer Archive bestätigt. Diesem zu Folge stehen nähmlich diese drey Rusten schon 310 Jahre. Sie wurden zum Andenken der auf diesem Platze am 16. July 1515 geschehenen merkwürdigen Zusammenkunft Kaiser Maximilians I. mit dem Jagellonen, König Wladislaus von Ungarn und Böhmen nebst seinem Prinzen Ludwig und der Prinzessinn Anna, dann seinem Bruder dem Könige Sigmund aus Pohlen gepflanzet. Von dieser Zusammenkunft schreibt Johann Cuspinian (Spießhammer) kaiserlicher geheimer Rath, Doc-

tor der Rechte; gekrönter Dichter, Historiograph, Leibarzt, Stadtanwald zu Wien, und Bothschafter Maximilians bey dem Preßburger Congreß 1515 mithin nicht nur Zeitgenoß; sondern auch Augenzeuge *) Folgendes:

Als der persönliche Congreß der Könige von Ungarn und Pohlen mit Maximilian I. 1514 den 14. Nov. beschlossen wurde, so sind vorläufige Unterhandlungen in Preßburg am 4. Apr. 1515 angefangen worden. Maximilian zögerte mit seiner Ankunft, weil er beyde Könige nach Wien einzuladen gedachte. Am 10. July kam er von Innsbruck nach St. Veit und von da nach Wien, wo beyde Könige durch eine Gesandschaft ihn am 12. July begrüßten. Entgegen schickte auch Maximilian zwey Begrüssungs-Bothschaften am 13. July, eine zu Uladislav II. auf das Schloß Kittsee im Wieselburger Comitat, eine Stunde von Preßburg, wo sich der König mit seinen zwey Kindern Ludwig und Anna aufhielt; die andere zu Sigmund nach Heimburg zwey Postmeilen von Preßburg in Österreich, um beyde Könige auf das Trautmannsdorfer-Feld am Harter Walde zwischen Bruck- und Stücks-Neusiedel einzuladen, wo er sie am 16. Julius empfangen wollte. Die Nacht von 15. auf 16. July brachte Sigmund mit den Pohlen, Lithauern und Russen zu Heimburg zu, Wladislaus mit den Ungarn und Böhmen zu Bruck an der Leitha, Maximilian in Trautmannsdorf. Um Mitternacht sendete der Kaiser seinen Vertrauten und Rath den Doctor Johann Cuspinian zu Uladislav nach Bruck, die Ordnung und das Ceremoniel der Zusammenkunft zu regeln. Auf der Ebene am Fuße des Harter Waldes, welcher heutigen Tages Göttler-Hölzel genannt wird, nahe bey Sarasdorf bezeichnete ein mächtig hoher Baum den Platz der persönlichen Zusammenkunft, welche am 16. July früh mit eben so vieler Herzlichkeit, als Pracht und Ceremoniel geschah. Die beyden Könige trafen zuerst ein, der alte Wladislav in einer Sänfte, die 12jährige Prinzessinn Anna in einem prächtigen mit allegorischen Bildern verzierten, und 8 Schimmeln bespannten Staatswagen, der Pohlenkönig Sigmund ganz in Scharlach mit weißsammtenem rothgefiederten Barret, und neben ihm der neunjährige Kronprinz von Ungarn und Böhmen, Ludwig, auf einem mit Gold und Silber, Perlen und Edelgestein reich verzierten Schimmel. Alsdann zu Roß und zu Fuß meist himmelblau gekleidet seine Reichsräthe, Bischofe, Woiwoden und Palatine; viel pohlnisches, tatarisches und moskowitisches Volk. Um Wladislav die Großen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien. Kaum entschaarte sich von zwey Seiten auf der weiten Ebene dieß unzählbare fremde Volk unter freudiger Kriegsmusik, als auf einmahl vom Harter Hügel herunter, heller Glanz die Augen blendete, und kriegerische Waffen weithin durchs Gefilde blitzten. Es war der Kaiser Maximilian, welcher sich um 6 Uhr früh von Trautmannsdorf auf den bestimmten Platz mit seinem ganzen zahlreichen Gefolge begab, umgeben von den Gesandten aus Spanien und England, von den Herzogen aus Bayern, Würtemberg und Meklenburg, von vielen Fürsten Grafen und Herren aus dem Reiche, und einem zahlreichen streitbaren Adel aus allen österreichischen Landen an 5000 Pferde in blanker Rüstung, schön und furchtbar anzuschauen. Der Kaiser war in einer purpurbehangenen und goldgeschmückten Sänfte. Als sie den hohen Baum erreicht, wurden die Sänften enthüllt, der Kaiser both den Königen und den Kindern die Hand, und rief hell und freudig, die großen Folgen, die dieser Tag für sein Haus haben sollte, voraussehend, wie er pflegte im Latein: „dieß ist der Tag, den der Herr gesendet, lasset uns freudig und fröhlich seyn!“ Siegmund dankend, mannhaft und herzlich, antwortete mit dem Wunsche, daß diese Zusammenkunft für sie, für ihre Familien, ihre Reiche und Unterthanen, und für die ganze Christenheit ersprießlich seyn möge. Uladislav konnte vor Thränen wenig reden. Dann hielt der Kronprinz Ludwig, auf dem Pferde sitzend eine auswendig gelernte Anrede, worin er den K. Maximilian seinen zweyten Vater nannte; darauf erhob sich die Prinzessinn Anna in dem hohen achtspännigen Wagen, sagte dem Kaiser einige Worte, und bezeigte ihm die Ehrerbiethung mit Miene und Geberden, so wie kindliche Freude und Zutrauen. Der Jubel durchzuckte alles Volk. Dem erlesenen Kranz kühner Heeresfürsten gegenüber, waren des Kaisers Räthe und Geheimschreiber in Scharlach und Schwarz mit goldenen Ketten. Nach den ersten Begrüssungen, Anreden und Gegenreden wurde den Königen des Kaisers Wunsch durch den Cardinal von Gurk eröffnet, daß sie zu völliger Abschließung der wichtigen Angelegenheiten mit ihrem gesammten Gefolge nach Wien, wo zu ihrem Empfange alle Vorkehrungen getroffen wären, einziehen möchten. Die Einladung fand Widerspruch im ungarischen Rathe, wurde aber auf Sigmunds Betrieb angenommen. Anderthalb Stunden dauerte diese erste Unterredung. Auf dem Fleck ward eine kleine Jagd veranstaltet. Das Abendlager nahm der Pohlenkönig zu Enzersdorf; Wladislav mit den Kindern blieb in Trautmannsdorf, wo vorige Nacht der Kaiser übernachtete; Der Cardinal Erzbischof von Gran in

*) Diarium Joannis Cuspiniani de Congressu Maxim. Caes. cum Ulad. Ludov. et Sigism. Hung. Boh. ac Polon: Regibus et inita ex gemino foedere matrimoniali A. 1515. ad 22. Julii solemnitate. Edidit. Math. Bel in Appar. ad Hist. Hung. Dec. 1. Mon. VI. p. 280. — 302.

St. Margarethen, die übrigen Bischöfe und Magnaten in Schwadorf; der Kaiser mit dem geliebten Cardinal von Gurk, seinen anderen Räthen und seinem Volk übernachtete in Sachsenburg, sein übriges Gefolge ging nach Wien, um Quatiere zu bestellen. Am folgenden Tag, als 17. July ging der Einzug nach Wien vor sich, der beynahe einen ganzen Tag hindurch dauerte, mit jener Pracht und Feyerlichkeit, die Maximilian mit großem Fleiße angeordnet hatte.

Auf demselben Platze, wo der hohe Baum zur persönlichen Zusammenkunft der gekrönten Häupter errichtet war, wurden im Herbst des nähmlichen Jahres zum Andenken drey Rustenbäume gepflanzt.

Ein sanfter und heiliger Schauer ergreift den Wanderer, wenn er auf dem Fahrtweg bey diesen Rustenbäumen vorbey wandernd, sie anruft, ihm die Geschichte der verflossenen drey Jahrhunderte zu bekunden: „Seyd uns heilig, ihr ehrwürdigen, stummen, noch lebenden Zeugen! Ihr stehet in eurer majestätischen Pracht da, habt die Stämme aller jener Geschlechter überlebt, die unter eurem Schatten weilten! Die wüthenden Stürme, welche ganze Waldungen dahin streckten, konnten euch nicht erschüttern! Die verheerenden Heuschrecken-Wolken konnten eure schattenreichen Äste nicht entgrünnen! Ihr waret Zeugen der oftmahligen großen, verheerenden Überschwemmungen des Leythaflußes! Ihr überlebtet die schrecklichsten Verwüstungen und Plünderungen der Türken, als sich 1529 Bruck dem von Sultan Soliman gegen Wien angeführten Heere ergeben mußte, und 1683 einige Tausend beutgieriger Türken und Tartaren dem zur Belagerung Wiens marschirenden türkischen Heer voraus gehend, fast alle Örter auf dem offenen Lande zu Grunde richteten; die feindlichen Einfälle der Ungarn im J. 1619, da Bruck, Trautmannsdorf, und alle umliegenden Örter von dem ungarischen Gegenkönig Gabriel Bethlen eingenommen wurden; endlich große Drangsale in den Jahren 1805 und 1809. Ihr sahet zuletzt im Jahr 1814 am 7. October fünf verbündete Monarchen Europas, als: die Kaiser Franz von Österreich, Alexander von Rußland; die Könige Friedr. Wilhelm III. von Preußen, Friedrich VI. von Dänemark, Maximilian von Bayern; vier Kronprinzen, Ferdinand von Österreich, Friedrich Wilhelm von Preußen, Ludwig von Bayern, Fried. Wilh. Carl von Würtemberg; alle k. k. österreichischen Erzherzoge; den Großherzog von Sachsen-Weimar Carl August, viele Herzoge und Fürsten Deutschlands, welche von Wiens Congresse zum großen Mineur-Manöver bey Bruck an der Leitha fuhren, von der ganzen Bevölkerung der Gegend, von einer unzählbaren Menge Zuschauer aus Ungarn und Österreich mit einem lauten Lebehoch empfangen wurden, und denselben Tag nach Wien zurückkehrten.

Seyd uns gegrüßt, ihr ungeschmückten Herolde der Vorwelt. Verkündet der Nachkommenschaft, was ihr erlebtet, grünet, und lebet von neuem durch Jahrhunderte, aber den theuern Frieden, — den nur überlebet nicht!

Georg v. Gyurikovits.

Sängers Heimsuchung.

In seinem engen Stübchen saß
Der Sänger wohlgemuth,
Wie war der Tag so wolkenblaß,
Wie fahl die Sonnengluth.

Und sieh, mit einem, einemmahl
Da zieht ein Licht herein,
Und helle wirds allüberall
Von goldnem Sonnenschein.

Wie ist es da so anders ganz,
Verschwunden ist das Grau
Und purpurrother Himmelsglanz
Zieht durch den Säulenbau.

Rings stehen Büsche sammtgestickt,
Dran Blätter wundermild,
Und durch die weichen Zweige blickt
Ein süßes Engelsbild.

Die Augen sind zwey Briefe wohl
Mit solcher klaren Schrift:
„Sind wir nicht beyde übervoll
Von süßem Liebesgift?"

Die Wangen sind der zarte Pfühl,
Wonach der Blick begehrt,
Wenn er vom süßen Liebesspiel
Beschämt zurücke kehrt.

Zwey heiße Rosenflammen sind
Die Lippen wohl zumahl,
Die träufeln durch den Mund gar lind
Ins Herz die Liebesqual.

So lauscht das sanfte Frauenbild
Mit halbgebeugtem Leib,
An Reizen wohl wie Englein mild,
An Leib das schönste Weib.

Da sieht der Sänger gluthbewegt
Ins helle Licht hinein,
Die Himmlische die dort sich regt
Muß seine Liebste seyn!

Und also ist's; zu ihm herein
Trat sie im Schönheitskranz,
Und ihrer Reize Wiederscheln
Ist all der Sonnenglanz.

Der sammtne Busch, das Paradieß
Die Säulen wunderschön —
Die Phantasie des Dichters ließ
Rings alles her entstehn.

's trat ja die Liebste zu ihm hin
Mit wunderliebem Blick
Sie sah ihn an, sie küßte ihn —
Das ist sein höchstes Glück!

Manfred.

Capitän Péron und seine Memoires.

Im 14. Jahre begann Peron seinen seemännischen Lebenslauf. 1783 waren die Feindseligkeiten eingestellt worden, welche in Folge des amerikanischen Krieges zwischen Frankreich und England statt fanden. Die Regierung des ersten Landes rüstete zu Brest ein Schiff aus, um den französischen Niederlassungen auf Isle de France und zu Pondichery Kriegsmunition zuzuführen. Der Capitän desselben, Herr Moreau, nahm den jungen Peron als Seecadet mit.

Die Reise war nicht gefahrlos; abwechselnd angenehm und ungünstig, gab sie dem angehenden Nautiker gleichsam ein Vorspiel von dem, was ihm im Laufe seines Lebens erwartete: Vergnügen und Noth, Gefahren und Genüsse. Furchtbare Gewitterstürme überfielen die Reisenden, früher schon an die Küste von Brasilien verschlagen, bey'm Vorgebirge der guten Hoffnung und später selbst noch auf der Rhede von Isle de France, dieser durch Bernardin de St. Pierre's classische Dichtung, „Paul und Virginie", poetisch verherrlichten Insel. Wie bey Gelegenheit eines solchen Sturmes die durch eingetretene Ereignisse, aus Franzosen, Engländern, Spaniern und Russen gemischte Besatzung des Schiffes sich benahm, ist bemerkenswerth.

Von Isle de France machte der Verf. auf einem andern Schiffe eine Reise an die Küste von Angone. Die Ladung welche man hier einnahm, bestand in Sclaven. Sie wurden nach St. Dominigo gebracht; von hier kehrte Peron nach Frankreich zurück. Welche Scheußlichkeiten bey dem, nun zur Ehre der Menschheit endlich wenigstens verbothenen, wenn auch noch nicht ganz unterlassenen Sclavenhandel begangen werden, wie europäische Habsucht mit afrikanischem Aberglauben und Barbarey sich vereinigen, um das Abscheulichste aufzustellen, was die Menschheit kennt, muß man in dem Buche selbst nachlesen. Der Verf. hatte in seiner Eigenschaft als Officier auf einem, diesen schändlichen Verkehr treibenden Schiffe nur zu viele Gelegenheit, dieß zu beobachten.

Nach kurzem Verweilen im Vaterlande ging Peron abermahls von Bordeaux aus nach Isle de France unter Segel; von da weiter nach den Küsten Arabiens (Mokka), dann in's Innere des Landes nach Bet-el-Faki. Hier ließ sich einer der Mannschaft durch die Reize einer jungen Türkinn blenden. Tod oder Turban war jetzt die Wahl, welche ihm blieb, und der wenig orthodoxe Seemann zog die Tochter Ismaels dem Märtyrerthume vor. Die List einiger verrätherischer Matrosen von einem andern Schiffe wird entdeckt und bestraft, und das Schiff gezwungen durch schreckliche Stürme, über Isle de Bourbon den Rückweg nach Frankreich zu nehmen, von wo der Verf. zum dritten Mahle in Gesellschaft einer französischen Schauspielertruppe, die der Equipage durch ihr Benehmen reichlichen Stoff zum Lachen gab, besonders da bey einer eintretenden mehr scheinbaren als wirklichen Gefahr die lustigen Kinder Thaliens sich einbildeten, durch ihre treue Hülfe an den Pumpen das Schiff gerettet zu haben, die Reise nach Isle de France antritt. Mitten auf dem Meere gibt man theatralische Vorstellungen; unter Gesang und Saitenspiel durchschwamm die fröhliche Schaar die Wogen einträchtig bis zum Moment des Landens, wo dann der Coulissenkrieg unter den Damen ausbrach. Eine, auf Vorschlag Einiger aus der Theatergesellschaft, während der Reise begonnene und täglich schriftlich ausgegebene Sittenzeitung trug viel zur Erhaltung der moralischen Ordnung, gefährdet etwas durch die eifrige Cour, welche die Herrn Seeofficiere den Damen machten, und zur Unterhaltung bey.

So angenehm diese Reise aber gewesen war, so traurig waren die Ereignisse nach Ankunft des Schiffes. Frankreichs große Staatsumwälzung hatte begonnen; die Gräuel, welche das Mutterland zerrissen, verheerten auch die Colonien; eines der ersten Opfer davon wurde der verdiente Seeofficier, Capitän Macnemara. Er endete auf eine grausame Art.

Von Isle de France, das gleichsam den Mittelpunct der nautischen Ausflüge des Verf. bildet, begab sich Peron nach Madagascar, dessen sonst so verrufenes Klima und berüchtigten Bewohner unter seiner Schilderung in einem ganz anderen als dem gewöhnlichen Lichte erscheinen. Hier lebte und wirkte einst der Abenteurer Benjowski, der Masse des größern Publicums, wenn durch nichts weiter, doch durch ein schlechtes Schauspiel von Kotzebue bekannt. Der tapfere, geniale, aber unruhige und hochstrebende Mann fand hier getroffen durch eine Kugel, sein Grab. Peron sah die

Stätte, wo er fiel, die Verschanzung, welche er, den Degen in der Hand, bis zum Tode vertheidigte und eine interessante, vor einiger Zeit vom Morgenblatt, aus dem vorliegenden Werke ausgezogene kurze Episode gibt dem Leser die Lebensscizze des Magnaten Benjowski, und die Schilderung der Insel, welche sein Grab wurde.

Der weitere Weg brachte den Verf. nach der Insel Anjouan, von einem Caziken, der sich Prinz-König nennen läßt, beherrscht. Ein diesem gleichfalls zugehöriges unfernes Eiland, Mayotta, war im Insurrectionszustande. Der Prinz-König läßt eine Art von Flotte zur Bekämpfung der Rebellen ausrüsten; die Europäer wohnen der Expedition bey; sie mißlingt, und seine prinzlich-königliche Majestät, entrüstet über die Feigheit ihrer Truppen, die allerdings so groß war, daß sie schon der Anblick der Rebellen von Mayotta laufen machte, verkaufte, um doch einigermaßen dem Schaden beyzukommen, den ihm die Insurrection brachte, 300 seiner Soldaten den Europäern als Slaven. Neuerdings unter Segel gehend, litt Peron in der Nähe von Madras Schiffbruch; ein Unfall, der ihm Gelegenheit gab das Phlegma der Holländer in seinem ganzen Umfange, kennen zu lernen. Überhaupt erweiterte diese Reise, die längste und unheilvollste seines Lebens, seine Welt- und Menschenkenntniß sehr. Der Stimme eines andern Schiffs-Führers Gehör gebend, entschloß er sich, mit noch einigen Gefährten, Behufs des, großen Gewinn versprechenden Fanges der Seelöwen, so lange auf der unbewohnten Insel Amsterdam zu bleiben, bis der Schiffscapitän eine Reise nach China gemacht hätte. Sechs bis acht Monathe war die festgesetzte Zeit, nach welcher Peron wieder abgeholt werden sollte; aber statt ihn und seine Gefährten auf so lange gehörig zu verproviantiren, versorgte man sie kaum auf halb so lange, und statt nach drey Vierteljahren zurückzukehren, kehrte Owen — so hieß der Capitän — gar nicht wieder. Furchtbare Noth kam über die verlassenen Unglücklichen; endlich ging ihnen ein Hoffnungsstern auf. Zwey englische Schiffe, den brittischen Gesandten Macartney nach China bringend, legen an, die Verlassenen glauben jetzt sich gerettet, indem sie der Erwartung Raum geben, man werde, Christen- und Menschenpflicht bedenkend, sie mit einigem Proviant unterstützen. Dieß thut man, aber zu welchem Preis; Peron muß einige Säcke Reis, im Austausch gegen gesammelte See-Löwenhäute, nach einem Tarif bezahlen, wie man im Norden Europas kaum Ananas bezahlt, und indem so, mit mehr hundertfachem Gewinn, auf die Verzweiflung einiger auf einem vulkanischen Felsen mitten im Meere ausgesetzten Unglücklichen speculirt wird, plünderten die Leute der Expedition, während Peron die vornehmen Gäste auf der Insel umherführt, noch das Pelzmagazin der fleißigen Jäger, die Frucht jahrelanger Anstrengungen und Entbehrungen. — Von Peron hat der Commandeur der Escadre, welche den brittischen Gesandten nach China brachte, in vertraulichem Gespräche (Unglück macht vertraulich) gehört, daß das Schiff, welches der ihn im Stich lassende Capitän Owen führte, zum Theil von französischen Rhedern befrachtet sey, und da England im Krieg mit Frankreich war, so beschloß der Britte, von dieser Notiz Nutzen zu ziehen. Angekommen in Canton, findet die Escadre den Capitän Owen noch daselbst; sogleich wird sein Schiff in Beschlag genommen, und den Verlassenen auf dem Felsen von Amsterdam hiermit alle Hoffnungen geraubt, sich je erlöst zu sehen.

Fast drey Jahre hatten Peron und seine Unglücksgefährten, neue Robinsone, auf dem wüsten Eilande geschmachtet, da brach, das Maß der Leiden zu füllen, ein bürgerlicher Krieg unter den fünf Unglücksgenossen aus. Habsucht ist auch hier die Triebfeder. Ein paar englische Matrosen, die sich unter Perons Mannschaft befinden, beginnen, aufgehetzt noch von ihren früher dagewesenen Landsleuten den Streit; es fließt Blut; Peron, schwer verwundet, muß aus der gemeinschaftlichen elenden Hütte fliehen; er und der einzige ihm treu Gebliebene machten den drey Rebellen förmlich den Krieg... endlich siegt das Recht; auf Amsterdams öden Felsen erfolgt eine Restauration, eine Amnestie wird bewilligt, ein englisches Schiff kommt an, der wackere Capitän nimmt die Insulaner mit nach Van-Diemensland, ihre gesammelten Vorräthe von Seelöwenfellen, den ganzen Reichthum derselben, den Preis jahrelanger Anstrengungen kann man aber aus Mangel an Raum nicht mit an Bord nehmen, und so nach vierzig langen traurigen Monathen kommen Peron und seine Gefährten wieder unter Menschen.

Bald nachdem sie ihren vulkanischen Felsen verlassen haben, landete abermahls ein brittisches Schiff daselbst. Der Befehlshaber desselben nimmt die dort sich findenden Pelzvorräthe — mehrere tausend Piaster werth — mit und segelt hierauf gleichfalls nach Van-Diemensland; die Eigenthümer sind noch dort. Sie reclamiren das Ihrige: die Behörden erkennen ihr Recht an; man verspricht, zu thun, was sich gehört, man verspricht, sie wieder in den Besitz zu setzen... aber nie in seinem Leben sah Peron etwas von seinem mühsam errungenen Eigenthum wieder.

Von Van-Diemensland begab sich der Verf. nach den nordwestlichen Küsten von Amerika. Die Inseln des Südmeers werden von ihm besucht; eine Hypothese, über deren Bildung aus dem Schooße des Oceans und deren Bevölkerung, aufgestellt; manche schätzbare Nachricht über einzelne

Eilande und Küstenstrecken mitgetheilt. Hier schließt der erste Band. Im zweyten finden wir den Verf. seine Kreuz- und Querzüge an Amerikas Küsten und den Inseln des Oceans fortsetzen. Auch hier ist das Ganze reich an nautischen, geographischen und ethischen Notitzen und interessanten Abenteuern. Endlich richtet Peron seine Fahrt von den Sandwichsinseln aus nach China. Sitten, Tracht, Lebensart, Benehmen der Einwohner und der Regierung werden durch manchen charakteristischen Zug beschrieben; die Küsten von Sumatra besucht; dann durch die nördlichen Breiten nach Boston, unter vielfachen Abenteuern, gesteuert. Vorher an den nordöstlichen Küsten Amerikas anlegend, fand der Verf. Gelegenheit, auch hier Sitten, Landesart und manches andere Merkwürdige zu beobachten. Die Freystaaten von Nordamerika werden hierauf der Gegenstand der Besprechung. Manche Verwickelung setzt auch hier den Reisenden in den Stand, das Land und die Bewohner, ihre häuslichen und socialen Einrichtungen kennen zu lernen. Nach ziemlichem Verweilen richtet er dann seinen Lauf den Ländern Südamerikas zu; Tristan d'Acunha, die Prinzeninseln u. a. werden beschrieben; noch einmahl den Weg nach China einschlagend betritt Peron das für ihn so schicksalsvolle Eiland Amsterdam wieder. Kurz ist dieß Mahl nur sein Aufenthalt an Chinas Küste, durch die Meerenge von Sunda tritt er den Rückweg nach Boston an. Die Insel Ascension wird von ihm besucht; ihre Schildkröten und nicht minder zahlreichen Ratten in ihrer Eigenthümlichkeit erwähnt; auf dem weiteren Wege die merkwürdige Erscheinung beobachtet, daß schwimmendes Seegras, mitten in dem Element ewiger Bewegung, die sich begegnende entgegengesetzte Strömung zweyer Meerströme festgehalten und so die Stabilität in der umringenden Unbeständigkeit gleichsam vorgestellt wird, und endlich nach so manchen überstandenen Schicksalen, nach so manchen überwundenen und erduldeten Gefahren, kehrt der unerschrockene Seemann 1802, nachdem er fast zwanzig Jahre allen Stürmen, Klippen und Schrecken der Meere getrotzt hat, in sein Vaterland zurück, um hier den Rest seiner Tage in Ruhe und unter der Ausarbeitung der Beschreibung seiner Reisen zu beschließen.

Aehrenlese aus der ungarisch-siebenbürgischen Geschichte.

Wer es unternimmt, sich mit der Geschichte eines Landes ex professo bekannt zu machen, in der es noch so viele unbebaute, mit unter von wucherndem Unkraute dicht bedeckte Strecken gibt, wie in der Geschichte Ungarns und besonders Siebenbürgens, dem wird es Pflicht eine große Zahl voluminöser, oder seltener, wenig bekannter Werke zu durchgehen, die dem bloßen Liebhaber der Geschichte eine terra incognita bleiben. Theils schreckt ihre Dickleibigkeit (wie z. B. bey Katonas Tomulis theils der chronikenartige, langweilige Vortrag denjenigen ab, der nicht, gleich der Biene, den Honig erst bereiten, sondern, gleich dem Bienenwärter, lieber mit weniger Mühe den bereiteten Honig ausbeuten will; theils sind viele dieser Werke nur in Handschriften, oder dem Handschriften an Seltenheit gleichenden Drucken vorhanden, und Wenigen nur zugänglich. Beym Durchlesen dieser Werke stößt man jedoch auf so manche Charakterzüge, auf einzelne, wichtige Thatsachen aufklärende und motivirende Anecdoten, auf Beyträge zur Sitten- und Culturgeschichte, die allerdings einzeln herausgehoben und der größern Lesewelt, wenn auch nur fragmentarisch, bekannt gemacht, und so dem Dunkel, in welchem sie verhüllt liegen, entrissen zu werden verdienen; dieß ist die Absicht der folgenden Blätter.

Als Mathias Korvin ohne eheliche Söhne zu hinterlassen gestorben war, bewarben sich mehrere Regenten um die Krone Ungarns, unter diesen auch der ritterliche Kaiser Maximilian, der gewiß mit kräftigerer Hand die Vormauer der Christenheit gegen der Osmanen stäts wachsende Macht geschützt haben würde, als der Jagellone Wladislav, des feurigen, thatendurstigen Mathias träger Nachfolger, unter dessen schwankender, kraftloser Regierung sich alle Fugen des Staatsgebäudes lösten, und der Unglückstag von Mohatsch mit seinen universalhistorischen wichtigen Folgen vorbereitet wurde. Die Königinn Witwe Beatrix, noch lebenslustig, ehrgeizig und am Glanze des Thrones hängend, war anfangs sehr geneigt, durch ihren ganzen Einfluß Maximilians Bewerbung zu unterstützen, denn sie hoffte, der als Mann, Held und Regent gleich gefeyerte Kaiser, werde ihr zum Lohne für die Beförderung seiner Wahl, die Hand zum Ehebunde reichen und sie so zur glücklichen Gattinn, zur gefeyerten Regentinn machen. — Allein der Kaiser trieb in ihren Augen die Ehrfurcht zu weit, seine an die Stände und Gespanschaften erlassenen Schreiben, nannten sie „mater." Dadurch sah sie sich in ihren Absichten getäuscht und wendete so fort ihren ganzen Einfluß zu Gunsten Wladislavs an. Daß ihr auch hier ihre Absichten fehlschlugen, obgleich Wladislav anfangs klüglich in dieselben einzugehen schien, ist aus der Geschichte bekannt.

Inclinatio regni Hungariae ab excessu divi Mathiae Corvini regis sumsit exordium, sagt Wrancius

(SS. min. reg. Hung. II. 34.) Ob die von Wrancius ausgesprochene Meinung der meisten ungarischen Geschichtschreiber den Verfall des ungarischen Reiches nicht zu spät beginnen lasse, soll vielleicht an einem andern Orte durch historische Belege genauer erörtert werden. Was aber unter Mathias Regierung die eigene Kraft des Herrschers nicht zum Vorscheine kommen ließ, das entwickelte sich unter seinem Nachfolger Wladislav in furchtbar steigender Progression, von dessen Regierungshandlungen allein das Doppelbündniß mit Österreich wahrhaft die einzige gewesen, welche das zerrüttete Reich von dem Untergang bewahrte, und dessen Wiederaufleben für spätere Zeiten gründete.

Ludwig II. Wladislavs Sohn, übernahm die Regierung in einem Zeitpuncte und unter Umständen, wo nur ein als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichneter Regent im Stande gewesen wäre, das furchtbar von Osten sich heraufwälzende Ungewitter zu beschwören. Beydes war Ludwig nicht, er sah zwar ein, woran es fehlte, er hatte den Willen es zu ändern, aber ihm fehlte die Kraft.

Der König selbst schreibt an seinen Gesandten Stephan Brodericus in Rom, indem er ihm die Einnahme von Oszstrovicza durch die Türken bekannt macht, unterm 8. März 1524: „Jactura est, fatemur, gravis, ac ceteris calamitatibus nostris merito adnumeranda, quam tamen veremus, ne longe majores, sicut Venetum oratorem Sanctitati ejus narrat praedixisse, prope diem sequantur. Id tamen nulla profecto nostra vel incuria, vel negligentia accidere poterit, sed quoniam haec exigua unius Hungariae vectigalia, tenendis amplissimis finibus sufficere nullatenus poterunt. Non parvi reditus ex Bosnia proveniebant, magnum ex Croatia et Dalmatia tributum quot annis in fiscum regium, paulo ante hanc aetatem, vel ipsius Mathiae regis temporibus deferebantur, integrae erant et fructuosae Themesiensis, Sirmiensis, Posega, Valke, et inferiores civitatum partes, hostium vero opes, numerus, potentia dimidio, quam sunt hodie, minores erant, ac nunc ea, quae commemoravimus, loca, assiduis Turcarum incursionibus fere in solitudinem sunt redacta, adeo, ut tenues reliquias, et paucas, quae adhuc in illis regnis supersunt, arces maxima parte redituum nostrarum, tueri nequeamus (Pray Epist. Proc. I. 177 ff.)

Ende Aprils 1526 schreibt Ludwig an den König von Frankreich: Imbecillitatem vero rerum nostrarum Serenitas vestra tum alias saepe intellexisse potuit, tum ex his litteris nostris intelliget. Sumus omnino impares tanti hostis conatibus. In caussa est, diaetini belli impensa, omnes enim regni nostri proventus in tuendis arcibus, Turcis oppositis, consumti sunt, privatas subditorum opes, atque animos eadem calamitas afflixit, hostis autem conditio quantum roboris et incrementi per hos annos acceperit, Serenitati vestrae notissimum est. Quo igitur in tanto discrimine me vertam, aut cujus auxilium implorem et rex et Christianus, nisi ad reges Christianos, praeter Deum habeo neminem (Pray Epist. Proc. I. 224 ff.)

Daß die Einkünfte des Reichs wirklich höchst unbedeutend waren, beweist ein Verzeichniß derselben vom Jahre 1525, (dem Jahre vor der entscheidenden Mohatscher Schlacht) welches uns Pray (Epist. Proc. I. 224.) aufbewahrt hat. Es lautet folgender maßen.

De cusione camerae Cremnicensis per annum provenire possunt, adhibita diligentia et provisione . . . . fl. 90,777.

Ex quibus reginali Maj. pro annuali arenda ipsius Camerae cedunt . . . fl. 16,480.

Et sic Regiae Maj. manebunt pure fl. 74,297.

De cusione Camerae Budensis anno praeterito provenerunt . . . fl. 87,347. den. 54.

Sed anno futuro propter defectum et paucitatem antiquarum monetarum argenti, vix facere poterit . . . . . . fl. 50,000.

Tricesimae Budensis et Albensis faciunt . . . . fl. 16,000.

Tricesima Posoniensis . . fl. 6000.

Tricesima Cassoviensis . . fl. 8000.

Taxa Saxonum Transilvaniensium fl. 16,000.

Vigesima Transilvaniensium vix sustentat officiales propter continua bella. Cementum Cibiniense facit . . . . fl. 6000.

Census S. Martini Saxonum Transilvaniae . . . . fl. 6700.

Quinquagesima Transilvaniae . fl. 4000.

Civitas Budensis et Pestiensis . fl. 2000.

Civitas Szegediensis . . . . fl. 2000.

Civitas Alba regalis . . . . fl. 400.

Civitas Collovariensis . . . fl. 307.

Civitas Strigoniensis . . . . fl. 200.

Sproniensis . . . . . fl. 400.

Leutsoviensis, Bartpha, Eperies et Kis-Zeben . . . . fl. 1000.

Universitas Judaeorum . . . fl. 1600.

Nach diesem Register betrugen die sämmtlichen jährli-

chen Einkünfte des Königs 194,897 fl. im 24 fl. Fuße. Wie wichtig Siebenbürgen damahls für die Krone Ungarns war, zeigt sich daraus, daß diese Provinz, die für eigene Bedürfnisse erforderliche Vigesima abgerechnet, von dem erwähnten Betrage allein 33,007 fl. lieferte. Mit diesen Hülfsmitteln sollte die ganze türkische Macht aufgehalten werden!! —

Noch unumwundener und greller schildert der päpstliche Nuntius Baron Burgio die Lage des Königs und Reichs in seinen Berichten an das päpstliche Ministerium (24. May 1526.) Rex jam non habet, quod edat, et argentea vasa Judaeis oppignoravit, neque spes est adquirendarum multarum pecuniarum intra aliquot dies. Ego in dies confirmor in ea opinione, quaquam per alios perscripsi, res hujus regni esse in maxima desperatione. Si tanta est confusio, dum inimicus nondum est domi nostrae, quid erit, quando eum habebimus in portis. Faxit Deus, ut ego fallar, sed metuo, ne reghum brevi dividatur in centum partes et sit centum voluntatum; (Pray Epist. Proc. I. 227 fl.)

Außer dem Feinde in Osten, drohte Ludwigen die ganze Zeit seiner Regierung hindurch ein noch weit furchtbarerer Feind im Innern des Reichs. Dieß war Johann von Zapolya, Graf von der Zips und Woywode von Siebenbürgen, der schon unter Wladislavs Regierung seine Machinationen begonnen hatte, für sich den Thron Ungarns zu gewinnen, und diese Absicht mit eiserner Beharrlichkeit verfolgte. Wladislav hatte, als er zur Regierung gelangte selbst noch kinderlos, sich alle Mühe gegeben, die Erbfolge in seinen Reichen dem österreichischen Hause zu sichern, dem Vertrag und Abstammung hierauf ein gegründetes Recht gaben. Dieses Bestreben war dem mächtigen Hause der Zapolya ein Greuel und alle Triebfedern wurden aufgebothen, dessen Realisirung zu hindern. Auf dem stürmischen Rakoser Landtage vom Jahr 1505 wurde ohne Rucksicht auf den Erbvertrag mit Österreich vom Jahr 1463, beschlossen, daß wenn Wladislav ohne männliche Erben stürbe, nur ein geborner Ungar zum Könige gewählt werden sollte. Der Protonotar Stephan Werböcz (ein unheilbringender Nahme in Ungarns Geschichte) stäts einer der eifrigsten Anhänger des Zapolyaschen Hauses, war die Haupttriebfeder dieses Entschlußes. Hanc legem (sagt Isthvanffy einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber, in den Verhältnissen und Staatsgeschäften seines Vaterlands erfahren, wie wenige, Regni Hung. Hist. Colon Agripp. 1685. P. 34) Thoma Bocacio sancti Martini in montibus Cardinale, Archiepiscopo Strigoniense; jam Roma reverso; atque aliis de cum Episcopis, quadraginta Senatoribus, qui magistratibus fungebantur, nec non centum octoginta proceribus, et quamplurimis ex equestri ordine praesentibus, nec quoquam contradicere auso, l..m, Stephanus Verbecius, regni praetor, eloquens sed factiosus vir, statim publicavit, reipublicae conservandae praetextu, ut ajebat, re autem vera, ut Joannis Zapolyani Comitis Scepusiensis jam pridem regnum affectantis ambitioni libidinique viam aperiret. Aderant alii quoque ejusdem factionis asseclae, Transilvanique, imprimis Saxones et Siculi, qui magno consensu applausuque legem promulgari sublatis clamoribus jubebant, si qui contra dissererent iis vim caedemque et extrema quaeque intentantes.

Einen weitern Schritt zur Erfüllung seiner Pläne wagte Johann, als er im Jahr 1510 dem nach Ungarn zurückkehrenden König im Kremsier mit prächtigem Geleite entgegen kam, und durch Schaustellung seiner Macht und Reichthümer die Hand der Tochter Wladislaos zu erlangen hoffte. Der König wußte dem Antrag durch eine unbestimmte Antwort auszuweichen, und schlug Johanns Einladung nach Trentsin aus, um fortgesetzte Bewerbungen zu vermeiden. (Isthvanffy p. 38.)

(Die Fortsetzung folgt).

Aphorismen aus Tieck.

Die Complimente sind gewiß mehr als Lachen, Weinen und die Blattern, das was die Menschen von den Thieren unterscheidet; denn ein Affe, der diese nicht einem wohlgezogenen Menschen nachmacht, wird von Natur gewiß nie auf diese Erfindung verfallen. Selbst der Verstand und der gen Himmel gerichtete Blick scheinen mir nicht so characteristisch, denn der erste ist ziemlich unsichtbar und das zweyte Merkzeichen scheint immer seltener zu werden und würde vielleicht ganz ausgehn, wenn ein starker Körperbau manche Menschen nicht zwänge ihren Kopf gerade und aufrecht zu tragen. — Wenn ich in der Ferne zwey Wesen sehe, und weiß nicht, was ich aus ihnen machen soll, so schließe ich aus den gegenseitigen Verbeugungen, daß es Menschen sind.

Es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, daß die Natur selbst durch die künstliche Einrichtung der Rückenwirbel dafür gesorgt hat, daß der Client, ohne große Unbequemlichkeit seinem Patrone dem gehörigen Respect erzeigen kann, und sehr angenehm ist es mir immer gewesen, daß ich aus den Arten, den Rücken zu krümmen, jedesmahl mit ziemlicher Gewißheit schließen konnte, in welchem Verhältnisse die sich bückenden Personen gegen einander stehn. Stehn sie sich so gegen über, daß sie ein vollkommenes Portal ausmachen, und daß einer genau auf den andern Acht gibt, und sich gleich einen Zoll tiefer untertaucht, wenn jener sich um einen Zoll tiefer bückt, so sind es gewöhnlich zwey Edelleute, mittlern Alters, in Civildiensten; sie bilden, wie gesagt, ein schönes verhältnißmäßiges Portal; zwischen den beyden Frisuren fehlt nichts als ein Schlußstein, und es ist ein schönes und kühnes Gewölbe. — Ist dieses Gewölbe um so viele Grade tiefer gedrückt, daß es ungefähr einen Halbzirkel und kein Oval ausmacht, so, daß es wie der Eingang zu einem Begräbniße aussieht, so will ich jedesmahl darauf wetten, daß es zwey Gelehrte sind, die sich unter dieser Figur vorlügen, daß sie die größte Hochachtung vor einander haben.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 17. und Freytag den 19. August 1825.

(98 und 99)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 148. Decemb. 1824, Nr. 10, 13, 14, 16, 32 und 34, vom Jänner, Februar und März 1825.)

Der Kaufmann von Venedig.

Dieß Meisterwerk ist mit Herrlichkeiten so überreich ausgestattet, daß wer auch das Ganze nicht faßt, sich dennoch vielfach angezogen fühlen muß. — Zwey höchst interessante Fabeln, vollkommen ausreichend zu zwey romantischen Stücken, sind kunstreich in eine verschlungen. — Eine reiche Charactergallerie wird vorgeführt, mächtige Leidenschaften und Gefühle, erhabene Gedanken und farbenprächtige Bilder dargestellt, eine Fülle von Witz und Laune ausgeströmt, all dieser unendliche Reichthum ruhend auf der großartig erfaßten Idee versöhnender christlicher Liebe und vermittelnder Gnade, im Gegensatze des äußern strengen Rechts und des buchstäblichen Gesetzes. — Leise und doch deutlich, werden wir in die Dichtung eingeführt. — Um den ohne äußere Ursache schwermüthig gestimmten Antonio, der in der Freundschaft erst recht eigentlich lebt, entfalten sich die Charactere seiner Bekannten und Freunde in einer leichten Stufenfolge. Bassanio, der fröhlich gebildete, leichthin lebende, sieggewohnte Edelmann rückt mit der Bitte um eine Darleihe heran, der Hoffnung, es müsse ihm mit seiner Liebe bey Porzia gelingen, wenn er nur erst die Mittel habe, es „ihrer einem" gleich zu thun und Antonio, ohne daß von Dank sonderlich die Rede wäre, ist sogleich, selbst seinen Grundsätzen zuwider, zum Borgen bereit, da ihm selber die Summe im Moment mangelt. — Wie bisher in seiner milden Zartheit, so sehen wir Antonio nun, in mittelalterlich christlicher Kraft, (welcher das Ritterthum und die Romantik entstiegen,) dem Juden Shylok gegenüber, zu dem er im schneidendst feindlichen Verhältnisse steht und von dem er für seinen Freund fordert, was er für sich selbst nie fordern würde und die grauenvolle Bedingung mit dem Pfund Fleisch vom eigenen Leibe eingeht. — Wem diese Bedingung etwa zu furchtbar, ja unwahrscheinlich erfunden dünkt, der wisse, daß sie so sehr im Geiste jener weitentlegenen Zeit gewesen, daß sie sich in den Jahrbüchern des Mittelalters, fast in jedem Lande, daß sie sich in der Geschichte der ersten deutschen Städte buchstäblich vorfindet, wie in alten Balladen, in der Novelle des Giovanni Fiorentino und in der Legende von der Tochter des Kaiser Lucii, die durch ihre Weisheit den Ritter vor Gericht errettet! — und kann sie in einer Zeit Verwunderung erregen, wo fast jährlich wiederhohlte Gesetze ausdrücklich dagegen einschreiten mußten, daß in der damahls einreißenden Spielwuth, Niemand an den Spielbänken auf offener Straße, „ein Glied verspiele von seinem eigenen Leibe, das Gott an ihm erschaffen hat" und welches ihm sogleich, auf offener Straße abzuhauen, dem Gewinner nicht verwehrt werden mochte?! — Bassanio, das ächte Kind des Glücks, durch ein leicht hinrauschendes, vornehm bequemes Leben verwöhnt, wenig für sich und andere und in seinem Liebesfeuer gar nichts fürchtend, kämpft nicht sehr dagegen, indeß der melancholische Antonio, immer noch um Feste für die Freunde bemüht ist. Es scheint, als lieb' er die Welt um Bassanio's willen. Kaum ist dieser von ihm getrennt, so stürmt das roheste Unglück auf den Sanften ein, und er, der in der Kunst zu leben, zu keiner fröhlichen Virtuosität gekommen, zeigt sich in der Kunst zu sterben, als unübertroffener Meister. Im herrlichen Gegensatz mit den wortreichen und thatarmen Halb- und Dreyviertelfreunden, zeigt sich Bassanio, bey dem, mitten in glücklicher Liebe, der Freund die Geliebte überragt. — In der Gerichtsscene steht die christliche Milde, bey der Haß in Mitleid zerschmilzt, der starren Strenge des hassenden Juden entgegen, der über dem Buchstaben des Gesetzes nichts anerkennt.

Das Rettungsmittel ist eigentlich das Ey des Columbus, aber herrlich ist es, daß Shakespeare das Vermögen, es recht zu stellen, einem Mädchen übertragen hat!

Der Reichthum, zu dem Antonio zu Ende des Stückes so plötzlich gelangt, ist nothwendig im Stücke begründet. Antonio muß reich seyn, um zu schenken, um glücklich zu machen; denn nur im fremden Glück ist der Nichtverliebte, der für fremde Liebe Alles zu opfern vermag, selbst glücklich. Recht zu befriedigen, läßt ihn Shakespeare sogleich von dem traurigen Orte, wo ihm so Ungeheures begegnet, mit seinen Freunden nach Belmont reisen, wo wir ihn in der allerbesten Gesellschaft wissen und wo Musik und frische Natur, dem liebenswürdigen Traurigen gar wohl bekommen werden. Die tiefe Traurigkeit Antonios ist sehr bedeutend; denn sie allein hält Alles in den Angeln; ein heiterer Mann könnte sich zu Shyloks Bedingung entweder gar nicht verstehen, oder die Gerichtsscene würde zur Folter.

Der Doge ist stattlich, ohne tiefe Würde gehalten, mit einer gewissen feyerlichen Redepracht; aber Senat und Republik lassen ihn nicht so vom Fürstenglanz umleuchtet erscheinen, wie andere Herrscher bey Shakespeare. Seine Gegenwart macht die Gerichtsscene milder und minder tragisch, weil sein Anblick den Glauben nicht aufkommen läßt, der Jude könne in seiner Gegenwart das Messer in eines Christen Brust schlagen.

Der Prinz von Marrocco ist heftig, glühend, wie die afrikanische Sonne, doch fürstlich. Den tragischen Nachklang seines Abschieds vernichtet sogleich wieder Porzias Erinnerung an seine schwarze Farbe. Ein schönes, schwarzes Fräulein wäre ihm wohl zu gönnen, ein schönes weißes nicht.

Der Prinz von Arragon ist zierlich, umsichtig, fein in Worten, sich selber für weise haltend; lustige Thorheit und tändelnder Leichtsinn sind ihm zuwider und er ist in seine Selbstzufriedenheit so vertieft, daß er, obwohl ein Christ, das Kästchen wählt, das ihm so viel verspricht als er verdient.

Bassanio steht nicht so hoch wie Antonio. Fast scheint es anfangs, er lasse sich mehr von Antonio lieben, als er ihn liebt, eine frisch blühende, etwas verwöhnte Natur, die eine Aufforderung braucht, ihre Kraft zu offenbaren; da diese aber erfolgt, so zeigt er sich vortrefflich, oder doch wenigstens einer Freundschaft, wie die Antonios nicht unwürdig. Pracht liebt er sehr, aber er läßt Alles mit genießen. Liebe und Unglück und seines Freundes Unglück geben seinem Gemüth einen höhern Adel; ja fast scheint es, das alles sey nothwendig gewesen, um ihn zu vollenden.

Graziano ist der überkräftige, fröhliche, mit Witz und Satyre gewaffnete Jüngling. Selbst seine große Verehrung vor Antonio, läßt ihn eine Menge Scherz und Neckereyen nicht unterdrücken; und eben dem fröhlichen Mann steht der tüchtige Zorn und die wichtige Theilnahme in der Gerichtsscene sehr wohl an. Der ganze Mann verbreitet etwas Behagliches und diese Nerissa, die seine Frau wird, wird ihn mit ihrer Gemüthlichkeit und Klugheit wohl noch vollends zurecht setzen. Solanio und Salarino sollen für sich betrachtet, nicht viel bedeutend seyn; sie sind da, die Umgebung Antonios vollständig zu machen, der eine Schaar mittelmäßiger, erträglicher, wackerer und heiterer Freunde um sich versammeln muß.

Lorenzo hat etwas vornehm Gebildetes, eine angenehme Feinheit; er liebt vor Allen, unter Frauen zu leben, was ihn Anfangs etwas herrisch in der Liebe macht, da er, Jessikas, der Tochter des reichen Juden Shylok, Gluth kennend, seiner Sache so gewiß ist. Seine Liebe macht mit der im höheren Styl gehaltenen Liebe Bassanios und Porzias den Gegensatz; ein tieferer Sinn und höhere Gemüthlichkeit geht in dem, bis dahin nur redlichen und feinen Mann auf, nachdem das Christenthum die Liebenden vereint hat.

Shylok, eine vom Scheitel bis zur Ferse ausgebildete Person des Dichters, ein mittelalterlicher Jude, — Jude im höchsten Styl, stolz es zu seyn, glaubt er fast wie ein Fürst unter seinem Volke einherzuschreiten. Sein Stolz übertrifft den höchsten christlichen Adelstolz. Mit diesem Gefühl muß er sich gehaßt und verachtet sehen von den Christen, die überall sein Volk unterdrücken. Sein Herz glühet von Rache gegen sie. Eine Mischung von Schlange und Tieger, bedarf er eines stäten Humors, um sich auf dieser Stufe zu erhalten. Ohne diesen Humor fehlte dem Character, Ton und Farbe. Den Antonio, den angesehensten Kaufmann von Venedig, durch den er die meiste üble Behandlung erlitten, der ihn, weil Antonio keine Zinsen nimmt, in den Ruf des heillosesten Wucherers gebracht hat, haßt er am meisten, weil er in ihm den Repräsentanten christlicher Tugend sieht, die ihm als phantastische Träumerey erscheint, verbunden mit Härte gegen sein Volk, das er für das auserwählte hält. Im offenen Krieg mit den Christen, verbirgt er nicht, er habe zu viel gelitten, um vergeben und vergessen zu können. — „Die Bosheit, die ihr mich gelehrt, die will ich ausüben und es müßte schlimm hergehen, oder ich will es euren Meistern zuvorthun"; — zuletzt erregt er fast ein tragisches Mitleiden; ohne Rache und ohne Reichthum kann er schwerlich mehr leben; aber er hatte das Recht angerufen, damit es seiner Rache dienen sollte

jede Bitte, nicht auf dem strengsten Recht zu bestehen, zurückgeworfen. Da redet denn das Gesetz und sinkt mit ganzer Schwere *auf ihn zurück*. — *Tubal* ist in einer einzigen Scene, ganz und vollendet umrissen. Er ist Shyloks Freund; aber die Freundschaft unter solchen Menschen ist nur die wechselseitige Erlaubniß, so ungenirt und aufrichtig widerwärtig, langweilig oder auch quälend zu seyn, als möglich! — Tubal, indem er Shylok über die *Flucht Jessikas* mit Lorenzo durch Antonios Unglück tröstet, unterläßt nicht, ihn mit lügenhafter Erzählung von Jessikas Verschwendung zu quälen. Er gönnt seinem Freund recht gern einiges Böse. — In diesem Schauspiel, wo *edle* Freundschaft geschildert wird, wie die nachläßige und kühle, sollte auch die ganz gemeine nicht fehlen.

Lancelot Gobbo ist kein eigentlicher Hanswurst, sondern die redliche, lustige Person, eine Art von shakespeareschen Papageno, der auch, wenn er ernsthaft sein will, durchaus nicht dazu gelangen kann. Auch bey seinem guten, halb blinden Vater, den er ohne Zweifel von Herzen liebt, kann er das Necken nicht lassen; aber es ist ein so ehrliches Necken, daß es gewiß dem alten Mann besser bekommen wird, als wenn ihm große Herzensrührungen begegnet wären. Es gibt zwey Scenen vom köstlichsten Humor; ja eine gewisse humoristische *Rührung* fehlt selbst in der Erkennungsscene nicht. Sogar der Bothe und Porzias Bedienter haben Characterphysiognomie.

Porzia vereinigt nie ermüdenden, vollströmenden Witz mit herrlicher, tiefer Liebe für Bassanio und geistreich thätigem Mitleiden, das sie gegen Antonio offenbart; ein in voller Blüthe prangendes, tief verständiges, muthwillig heiteres Mädchen.

Nerissa ist activ und dennoch ein Echo aus Liebe für Porzia.

Jessika hatte bisher ganz einsam gestanden. Ihren schrecklichen Vater konnte sie nicht lieben; ihr ganzes Gemüth war von ihm gewendet. Daher erzeugte sich Sehnsucht, Gluth, eilige Hingebung an den Geliebten. Wie sie ihn gefunden, kennt sie nichts anders mehr, sonst keine Pflicht, als die, *sein* zu seyn und ihm zu folgen. Zur Märtyrinn hat sie kein Talent; sie hat das gräßlichste aller Gefühle, sich ihres Vaters zu schämen und so kann sie der Werbung und Entführung nicht widerstehen, besonders da noch Lancelot, der bisher der lustige Teufel war, in der Hölle ihres väterlichen Hauses, fort ist. In dieser Liebe reift ihr Gemüth und gegen Ende des Stückes, wo sie *Gattinn* und *Christinn* ist, erscheint sie weit höher und liebenswürdiger als im Anfang. — Es hat Menschen gegeben, die sagten, der *fünfte* Act sey *überflüssig*. — Freylich, wenn wir zufrieden sind, nachdem der rohe Stoff beseitiget ist, wenn wir wissen, daß dem Antonio das Stück Fleisch nicht ausgeschnitten wird, wenn wir es gern sehen, daß Bassanio und Porzia allenfalls gleich vom Gerichtssaale zum Hochzeitmahl gingen, so wäre die Sache abgemacht, wie etwa eine pikante Anecdote abgemacht wäre. Allein Shakespeare wollte, wie billig, *etwas Höheres* und gab uns einen Act, wo wir, fern von allem wüsten Getreibe und dem Kampf irrer Leidenschaft, nichts sehen, als *Musik*, *Liebe*, *Scherz* und die *Lösung jeglichen Lebensräthsels*. — Ganz klar, ganz heiter, ganz befriedigt, sollte der Zuschauer von dem erschütternden Gemählde treten, nicht zermalmt, wie im Othello, im Hamlet, im Lear. Darum dieses unter säuselnden Baumeswipfeln, in warmer Vollmondsnacht, gleich Äolsharfen zauberisch verhallende Ende, dieser wahrhaft *elegische* Ausgang. — Solchem Riesengeiste ziemte der großartige Versuch, — aber *die Keule des Herkules*, schwingt *nicht Jeder, der da will!*

Übrigens sehen wir fast in jedem Stück, einen *Christen* von schlechtem Character auf der Bühne, wie es zur Schürzung des Knotens und zur Herbeyführung der Katastrophe eben nothwendig oder brauchbar ist. Es begegnen uns in der *Tragödie*, nicht blos harte Kaufleute, wilde Soldaten und gewaltthätige, intriguante Vicedoms und Kammerräthe, sondern auch unter den Häuptern der Erde, Tyrannen und Bösewichter. Sonach ist nicht wohl abzusehen, warum nur lauter *hyperedle Juden*, lauter *Sheva's* und *Baruchs* als Retter von den Übeln auftreten sollen, die in jenen Stücken, Christen verschuldet haben!? — Wirklich ist „*der Kaufmann von Venedig*" auch beynahe *vor* andern Meisterwerken *Shakespears*, mit einer Fülle der *bezauberndsten Schönheiten* ausgestattet. — Es sey uns vergönnt, hier nur einige wenige derselben zu berühren. — Wie herrlich ist es nicht, wenn Antonios Gefährten Solanio und Salarino, nach einer Ursache spähen, warum denn ein so gewaltig reicher Mann auch traurig seyn könne? und endlich eine Entschuldigung dafür finden, da er all seinen Reichthum dem Meere vertraut habe, welches doch ein sehr unsicheres Element sey!

Herr, glaubt mir, hätt' ich so viel auf dem Spiel,
Das beste Theil von meinem Herzen wäre
Bey meiner Hoffnung auswärts. Immer würd' ich
Gras pflücken, um den Zug des Wind's zu seh'n.
Mein Hauch, der meine Suppe kühlte, würde
Mir Fieberschauer anwehn, dächt' ich dran,
Wie viel zur See ein starker Wind kann schaden?

Ich könnte nicht die Sanduhr rinnen sehen,
So dächte ich gleich an Seichten und an Bänke,
Säh' dort mein reiches Schiff im Sande fest,
Das Haupt bis unter seine Ribben neigend,
Sein Grab zu küssen. — Ging' ich in die Kirche
Und säh' das heilige Gebäu von Stein,
Sollt' ich nicht gleich an schlimme Felsen denken,
Die an das zarte Schiff nur rühren dürfen,
So streut es auf den Strom all sein Gewürz
Und hüllt die wilde Fluth in meine Seiden —
Und kurz, jetzt eben solch Vermögen noch,
Nun — gar keins mehr! — — —

Glaubt man nicht so manchen hohlen Wichtigmacher aus der nächsten Umgebung und täglichen Begegnung nur mit Nahmen nennen zu dürfen, bey den folgenden, aufmunternden Worten Grazianos zu Antonio? Welche Blicke ins menschliche Herz, welche Nuanzirungen geben sie nicht, stellt man sie gegenüber der nicht minder classischen Scene Egmonts mit seinen Sekretär und der Rede; „Was sollen auch solche Ermahnungen? sie machen nur irre und helfen doch nichts. Es dreht sich doch Alles nur um den einen Punct: ich soll leben, wie ich nicht leben mag." rc. rc. *)

Weßwegen sollt ein Mann mit warmem Blut
Da sitzen wie ein Urahnherr, gehaun
In Alabaster? — Schlafen wenn er wacht?
Und eine Gelbsucht an den Leib sich ärgern? — —
Es gibt so Leute, deren Angesicht,
Sich überzieht gleich einem steh'nden Sumpf
Und die ein eigensinnig Schweigen halten,
Aus Zweck und Noth sich in 'nen Scheln zu kleiden,
Von Weisheit, Würdigkeit und tiefem Sinn;
Als wenn man spräche: „Ich bin Herr Orakel,
Thu' ich den Mund auf, rührt sich keine Maus!"
Gerechter Himmel, wie viel sind nicht deren,
Die man deßwegen blos für Weise hält,
Weil sie Nichts sagen: sprächen sie, sie brächten
Die Ohren, die sie hören, in Verdammniß.

Welche Allmacht der Characteristik an Shylok I. A. 3. Sc. bey der Geldverleihung an Bassanio und III. A. 1. Sc. wie Tubal die Kunde seiner vergeblichen Verfolgung der entflohenen Jessika, aber auch jene von dem Schiffbruch und von Antonios Unglück bringt!? III. 3. da Antonio gefangen ist und endlich jene ihres Gleichen nirgend findende Gerichtsscene VI. 1., in welcher der Gegensatz der Gnade und des bloßen Rechts (summum jus, summa injuria) der Herzenshärtigkeit, über die schon Moses donnerte und der christlichen Milde und Liebe, in einer Art dargestellt ist, welche dieß Stück wahrhaftig in die Reihe der ehrwürdigen und heiligen Bücher setzen. — Welcher Reichthum von Bildern und Gedanken, als Arragon und Marocco und zuletzt Bassanio unter den Kästchen wählen — und welche Flötentöne der süßesten Liebe, in der ganzen Dichterwelt mit nichts zu vergleichen, als wieder mit Sha-

---

*) Welche Studien aus dem nie zu erschöpfenden Shakespeare, welche psychologische Anthologie ließe sich nicht, blos durch die Vergleichung der verschiedenen Äußerungen ähnlicher Charactere zusammenstellen? z. B. diese Stelle aus dem Kaufmann von Venedig und eine andere des Antonius im Cäsar über den Triumvir Lepidus, das fünfte Rad am Wagen ihres Bundes:

Ein Mensch von dürft'gem Geiste, der sich nährt,
Von Gegenständen, Künsten, Nachahmungen,
Die alt und schon von andern abgenutzt,
Dann seine Mod' erst werden! Sprecht nicht anders,
Von ihm als einem Eigenthum, so wie mein Pferd.
Ist's ein Geschöpf nicht, das ich lehre streiten,
Umwenden, halten, gerade vorwärts rennen,
Deß geistlos Thun, ein fremder Geist regiert?

. . .

Ob Wir auf diesen Mann schon Ehren häufen,
Um manche Last des Leumunds abzuwälzen.
Er (ein höchst schwacher, unbrauchbarer Mensch,
Zum Bothenlaufen etwa gut genug)
Er trägt sie doch nur wie der Esel Gold,
Der unter dem Geschäfte stöhnt und schwitzt,
Geführt, getrieben, wie den Weg Wir weisen.
Und hat er unsern Schatz, wohin Wir wollen,
Gebracht, dann nehmen wir die Last ihm ab,
Und lassen ihn als led'gen Esel laufen,
Daß er die Ohren schütteln mög' und grasen
Auf grüner Weide.

Wie der unsterbliche Shakespeare im Kaufmann von Venedig, uns eine ganze Stufenleiter von Freunden vorführt, von Antonio dem Freund ohne gleichen und den sanguinischen, leicht vergeßlichen, wenn schon gutmüthigen, bis zu den kühlen und nachläßigen und endlich den ganz gemeinen und bösartigen Maul-Freunden, wie er uns diese ganze Stufenfolge, nicht mit breiter theoretischer Entfaltung, weniger mit Worten, als durch Charakterzüge und That sonnenhell vor Augen gestellt hat!? Für wie viele Stammbücher ließen sich nicht aus Shakespeare herrliche Stellen über Freundschaft in allen möglichen Verhältnissen einschreiben, z. B. jenes herrliche Wort des Brutus im Julius Cäsar:

Einfält'ge, schlechte Treu', weiß nichts von Künsten,
Doch Gleißner sind wie Pferde, heiß im Anlauf,
Sie prangen schön mit einem Schein von Kraft,
Doch sollen sie den blut'gen Sporn erdulden,
So sinkt ihr Stolz und falschen Mähren gleich,
Erliegen sie der Prüfung!

kespeare selbst in der Balconscene Romeos und Julia's, was von Bassanios Wahl, die wundergleiche Geliebte spricht — und seine entzückte Begeisterung, als er das bleyerne Kästchen öffnet:

— — — — — — — Was find ich hier?
Der schönen Porzia Bildniß? Welcher Halbgott
Kam so der Schöpfung nah? Regt sich dieß Auge?
Wie, oder schwebend auf der meinen Wölbung,
Scheint es bewegt? Hier sind erschloßne Lippen,
Die Nektar-Odem trennt. So süße Scheidung
Muß zwischen solchen süßen Freunden seyn.
Der Mahler spielte hier in ihrem Haar:
Die Spinne wob ein Netz, der Männer Herzen
Zu fangen, wie die Mück' im Spinngeweb.
Doch ihre Augen — o wie konnt' er seh'n,
Um sie zu mahlen? Da er eins gemahlt,
Dünkt mich, es müßt ihm seine beyde stehlen
Und ungepaart sich lassen. — Doch seht, so weit
Die Wahrheit meines Lobes diesem Schatten
Zu nahe thut, da es ihn unterschätzt,
So weit läßt diesen Schatten hinter sich
Die Wahrheit selbst zurück!! —

Unzähligemahl ist schon bemerkt worden, welche Lebens- und Staats-Weisheit aus Shakespeare zu hohlen und wie in der unermeßlichen Welt seiner Werke, Goldkörner practischer Weisheit, tiefer Blicke ins Menschenherz und erhabene Aussprüche zu finden seyen eines höheren Geistes, „der (um mit Schillers Worten zu reden) in der Götter urältestem Rathe gesessen und die geheimste Saat der Dinge behorcht zu haben scheint." — Zu diesen Reflexionen ist wohl auch das Wort Bassanios zu zählen:

So oft ist äußrer Schein sich selber fremd,
Die Welt wird immerdar durch Zier berückt.
Im Recht wo ist ein Handel so verderbt,
Der nicht geschmückt von einer holden Stimme
Des Bösen Schein verdeckt? Im Gottesdienst
Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
Nicht heiligte, mit Sprüchen nicht belegte
Und bärge die Verdammlichkeit durch Schmuck?
Kein Laster ist so blöde, das von Tugend
Im äußern Thun nicht Zeichen an sich nähme. —
Wie manche Feige, die Gefahren fleh'n,
Wie Spreu dem Winde, tragen doch am Kinn,
Den Bart des Herkules und finstern Mars!
Und diese leihn des Muthes Auswuchs nur,
Um furchtbar sich zu machen. Blickt auf Schönheit;
Ihr werdet sehn, man kauft sie nach Gewicht,
Das hier ein Wunder der Natur bewirkt,
Und die es tragen, um so lockrer macht.
So ist denn Zier das trügerische Ufer
Von einer stürm'schen See, der schöne Schleyer
Der Indiens Schönen birgt, mit einem Wort,
Die Scheinwahrheit, womit die schlaue Zeit
Auch Weise fängt!

Und ist je über die himmlischen Reitze der Musik, über den Zauber einer mondbeglänzten, blauen Nacht je etwas Hinreißenderes gesagt worden, als in den folgenden unübertrefflichen Stellen?

Sieh wie das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
— — Und wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes! — —

* * *

Das Licht, das Wir da sehen, brennt im Saal,
Wie weit die kleine Kerze Schimmer wirft!
So scheint die gute That, in arger Welt.
Da Mondlicht war, sah man die Kerze nicht,
So löscht der größre Glanz den kleinern aus.
Ein Stellvertreter strahlet wie ein König,
Bis ihm ein König naht und dann ergießt
Sein Prunk sich, wie von einem Land ein Bach'
Ins große Bett der Wasser!

* * *

Nichts ist ohne Rücksicht gut,
Musik bey Nacht gilt schöner als bey Tag,
Die Stille gibt ihr Reitz. — — —
Die Krähe singt so lieblich wie die Lerche,
Wenn man auf keine lauschet und mir däucht,
Die Nachtigall, wenn sie bey Tage sänge,
Wo alle Gänse schnattern, hielt man sie
Für keinen bessern Spielmann als den Spatz.
Wie Manches wird durch seine Zeit gezeitigt,
Zu ächtem Preis und zur Vollkommenheit.

* * *

Bemerkt nur eine flüchtig wilde Herde,
Der ungezähmten jungen Füllen Schaar,
Sie machen Sprünge, blöcken, wiehern laut
Wie ihres Blutes heiße Art sie treibt.
Doch schallt nur die Trompete oder trifft
Sonst eine Weise der Musik ihr Ohr,
So seht ihr, wie sie miteinander stehn,
Ihr wildes Auge schaut mit Sittsamkeit,
Durch süße Macht der Töne. Drum lehrt der Dichter,
Gelenkt hab' Orpheus Bäume, Felsen, Fluthen,
Weil nichts so stöckisch, hart und voller Wuth,
Das nicht Musik auf eine Zeit verwandelt.
Der Mann, der Musik hat in Ihm Selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrätherey, zu Raub und Tücken,
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,

Sein Trachten düster wie der Erebus!
Trau Keinem Solchen! — —

Wer möchte nicht der Äußerung Franz Horns beystimmen, von dessen Erläuterung der Schauspiele Shakespeares *) so eben der II. Theil erschienen ist: daß, wenn von den meisten Kritikern, Macbeth als die herrlichste Tragödie Shakespeares erklärt worden ist, dem Kaufmann von Venedig, unter allen Lustspielen der Preis gebühre. Der Dichter hat darin Schönheiten über Schönheiten, mit vollen Händen ausgespendet, ohne Besorgniß, zu verarmen und sein Werk auf eine wahrhaft große, tiefsinnige und erfreuliche Idee gegründet, auf den Gegensatz der versöhnenden Liebe und vermittelnde Gnade, dem kalten Buchstaben des Gesetzes und dem „sogenannten" Rechte gegenüber. — „Wohl dem, der sich als Kind des Hauses fühlen darf und nicht wagend, mit eigener Gerechtigkeit zu prunken, in der Gnade lebt, die unerschöpflich ist, wie des Himmels Thau, der die dürstenden Fluren erquickt."

Die ausschließend privilegirte Flachsgespinnst-Waaren-Fabrik in Marienthal, —

nächst Gramet-Neusiedl unsern Wien, in welchen der Flachs mit Maschinen verarbeitet und gesponnen wird, gewähret einen neuen überzeugenden Beweis, wie viel Organisation und natürliche Anlage zu irgend einem Talente oder einer Wissenschaft, verbunden mit einem eisernen Fleiß und unerschöpflicher Beharrlichkeit, selbst unter ungünstigen Verhältnissen, zu bewirken vermöge, und welch unglaubliche Resultate, die ans Wunderbare gränzen, eine solche Ausdauer hervorbringen können.

Alles was in dieser Fabrik zu sehen ist, trägt das Gepräge ihres Erfinders, des Herrn Franz Xaver Wurm. Zur Handlung erzogen und bey derselben aufgewachsen, zog ihn sein überwiegender Hang zur Mechanik zur Verwendung seiner wenigen Ruhestunden, die von jungen Leuten dieses Gewerbes gewöhnlich nur zu Vergnügungen angewendet werden, zum Selbstunterricht in dieser Wissenschaft und zu ihrer Anwendung im Kleinen hin.

Nach mancherley unwillkührlichen Unterbrechungen, erhielten seine wissenschaftlichen Bemühungen die Richtung und Haupttendenz auf die Erfindung einer Flachsspinnmaschine. Die Wichtigkeit einer solchen Aufgabe erhellet genüglich aus dem Preise von einer Million Franken, die Napoleon dafür ausgesetzt hatte, allein, sie auf das vollkommenste zu lösen, konnte freylich nicht das Werk einer kurzen Zeit und beschränkter Mittel seyn; wenn aber irgend Jemand verdient hätte, diesen Preis zu erhalten, so wäre es gewiß der Herr Wurm gewesen, und gewiß wäre es ihm geworden, wenn er schon damahls das Ganze dieser Aufgabe in allen seinen Theilen so vollständig hätte in Ausführung bringen können, als es ihm späterhin gelang, wie aus Folgendem hervorgehen wird.

Ohne die hierzu erforderlichen eigenen Mittel gelang es ihm, einen Kenner, den k. k. Rath Herrn Pausinger für eine solche Unternehmung zu interessiren, und nun ging aus dieser Vereinigung ein Werk hervor, das, mit mancherley ungewöhnlichen Hindernissen und Schwierigkeiten kämpfend und siegend, eine Vollendung erhielt, die nicht nur den Gesellschaftern, sondern auch Deutschland zur größten Ehre gereichet, indem gewiß das Ausland, und selbst das in gewerbsfleißiger besonders aber mechanischer Hinsicht so hoch über die Staaten des Continents hervorragende England, kein ähnliches aufzuzeigen vermag.

Die Resultate dienen zum überzeugendsten Beweis für diese Behauptung.

Wenn Andere es hinreichend fanden, bereiteten (gehechelten) Flachs zu kaufen, und selben auf Spinnmaschinen zu verarbeiten, so genügte dieß Herrn Wurm nicht; von dem wichtigen oft zu sehr verkannten Grundsatz ausgehend: eine Fabrik müsse das Materiale vom rohen Urstoffe an, so viel möglich, selbst behandeln und alle Vorarbeiten selbst vornehmen, erfand er Hechelmaschinen, die, einzig in ihrer Art, mit Festigkeit, Sicherheit und sinnreich geordnetem Gange, so viel Flachs sehr rein hecheln und von allem Unrathe vollkommen befreyen, daß das Resultat der Erzeugung einer solchen Maschine das Verhältniß zum gewöhnlichen Hecheln und Schwingen mit Menschenhänden das Ergebniß gewähret, daß mit der Maschine ein dieselbe bedienender Mensch des Tages 150 Pfund gehechelten Flachs liefert, während dieser ohne derselben zum Hecheln 100 Pfund drey Wochen bedurft hätte.

*) Dieser II. Theil enthält schon den Anfang jenes unsterblichen Cyclus aus den Geschichten Altenglands, jenen Canon der Nationalität der Kunst für ewige Zeiten: — König Johann; Richard II. Heinrich IV. 1. Theil; Hamlet; den Sturm; das Wintermährchen; Was ihr wollt; Wie es euch gefällt. — der erste Theil hingegen: Macbeth; Othello; Lear; Romeo und Julie; Julius Cäsar; Titus Andronicus; den Kaufmann von Venedig; viel Lärm um nichts (für unsre Bühne bearbeitet, unter dem Titel: die Quälgeister.)

In dem von dem Hecheln abfallenden Werg befinden sich noch spinnbare, als Flachs brauchbare lange Fäden, die jedoch gewöhnlich bey dem Werge bleiben und mit demselben, als solches verarbeitet werden. Auch diesen noch nützbaren Flachs hat Herr Wurm aus dem Werg zu gewinnen und von demselben zu trennen gewußt. Man darf nur einigermaßen die Schwierigkeiten kennen, die die Lösung einer solchen Aufgabe darbiethet, um die Maschine, welche hierzu angewendet wird, als ein Meisterstück der Mechanik anzuerkennen. Sie trennet 60 bis 70 Gewichtstheile vom Hundert als Flachs spinnbare Fäden von dem Werge.

Ersparung vieler Handarbeit und Zeitaufwand, und reinere Waare sind aber nicht die einzigen Vorzüge dieser Maschine, denn sie gewähren eine Bewirthschaftung von 30 bis 40 vom Hundert an verminderten Abfällen. Welch unberechenbar großen Gewinn würden solche Maschinen in England, wo der Arbeitslohn so hoch stehet, ihrem Besitzer bringen?

Es ist leicht einzusehen, um wie viel das Fabrikat an Wohlfeilheit dadurch gewinnen müsse?

Sind diese Vorbereitungsmaschinen des Materials bewundernswerth, so sind es jene zur Bereitung und Vollendung des Fabrikats nicht minder. Ihr sinnreicher Mechanismus, der feste geordnete Gang, die stufenweise Vertheilung der Arbeiten, die Benutzung aller denkbaren Vortheile, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt, und das Eingreifen dieser zahlreichen einfachen Glieder zu einem geordneten Ganzen, zeuget von einem Geiste der Simplicität, Ordnung und Originalität, wo nichts entbehrlich, nichts mangelnd erscheinet.

Die nothwendige Folge einer solchen Fabrication muß einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit des Fabrikats zur Folge haben. Nie wird die unsichere Hand des Menschen eine solche Gleichförmigkeit im Ganzen hervorzubringen vermögen, die bey diesem Fabrikate eine wesentliche Bedingung der Vollkommenheit ist. Diese Überzeugung, nebst der Ersparung an Handarbeit, war die Mutter der zahlreichen Baumwollengespinnst-Fabriken, und wenn nicht eben so viele Flachsgespinnste-Anstalten bestehen, so konnte nur die Schwierigkeit, den Flachs mit Maschinen zu Gespinnsten zu verarbeiten, hemmend auf die Errichtung solcher Fabriken einwirken.

Ist es wesentlich nothwendig, das rohe Materiale so *viel möglich* selbst zur Fabrication vorzubereiten, so ist es nicht minder erforderlich, alle anwendbaren Abgänge ebenfalls auf das Vortheilhafteste zu benutzen. Dieß geschieht in der Marienthaler-Fabrik in einer solchen Ausdehnung, daß nicht nur das bessere und gemeine Werg, sondern selbst die scheinbar ganz werthlosen Abfälle auf verschiedene Art zu allen Gattungen von Spagat, Schnüren, Stricken und Gurten verarbeitet werden. Die Gurten hat Herr Wurm so zuzurichten gewußt, daß sie nicht nur in dieser, sondern auch in anderen Fabriken, und zum technischen Gebrauche überhaupt, die Stellen der ledernen Riemen vertreten.

Eingeweiht in die Grundsätze der Handelswissenschaft hatte Herr Wurm bald einsehen gelernet, daß die wesentlichste Bedingung zur Erreichung eines vortheilhaften Fabrikatsbetriebes, ein merkantilisch geordneter Absatz der Fabrikate sey; Concurrenz der Abnehmer wird hierzu unerläßlich erfordert. Nie wird eine Fabrik in der *Abhängigkeit* von einem oder wenigen Handelshäusern gedeihen können. Dieß liegt in der Natur des Handels. Wer wird es einem Handelshause verargen, wenn es den nach Umständen und Verhältnissen größtmöglichsten Gewinn (den Zweck des Handels) von dem Einkauf irgend einer Waare sich zuzueignen trachtet? Der Absatz an einige wenige große Häuser ist aber nicht nur unvortheilhaft, weil diese dadurch die Gelegenheit erhalten, die Preise vorzuschreiben, sondern auch sehr prekär veränderte Verhältnisse, ein anderer vortheilhafter Handelsartikel; eine Speculation, die für den Augenblick einen größeren Gewinn verspricht, müssen oft unvermeidlich der Abnahme ein Ende machen. Wer hierinfalls einige Erfahrungen hat, wird diese bestätigt gefunden haben. Eine eigene Niederlage in der Residenz und ein merkantilisch-geordneter Absatz wurde also, in der Überzeugung eingeführet, da so die Zeit vorüber ist, in der das Geld die Waare gesucht hat, daß also mit Beseitigung eines falschen Stolzes, nun die Waaren das Geld suchen müssen, und mit dem günstigsten Erfolg, den Qualität und Preise vorlängst versprachen, belohnet und dauernd gesichert.

Bestünde in England oder Frankreich eine solche Fabrik, vorlängst würde die in dem Solde dieser Staaten stehende tausendzüngige Fama, dieses Wunderwerk in Zeit- und anderen Schriften in alle Welttheile ausposaunt haben, der bescheidene Deutsche begnügt sich mit der *Sache* und überläßt es gemüthlich dem Meerbeherrschenden Insulaner und dem so gerne verblüffenden Galier, sich über die french doks und die bêtes allemandes zu erheben; anspruchslos birgt er sich in sein reeles Verdienst, nicht ahnend, daß es noch Etwas darüber geben könne; um so mehr ist es aber die Pflicht unparteyischer Beobachter, solche Beyspiele zur Nachahmung aufzustellen und die Ehre des Vaterlandes den Ansprüchen auf eminentes Verdienst und überwiegende Vorzüge des Auslandes gegenüber zu stellen.

Wenn der erwähnten Fabrik noch etwas zu wünschen übrig bliebe, so wäre es die Selbstzubereitung des rohen Flachses ohne die gewöhnlichen Röstungsarten. Die Nachtheile derselben sind allgemein anerkannt, und eben diese haben die vielen mehr oder weniger gelungenen Versuche veranlasset, den Flachs zweckmäßiger zu bereiten, indem sowohl die trockene als nasse Röstung nicht nur die Pflanzenfaser des Flachses bedeutend schwächet, sondern auch vorzüglich durch die Befestigung des Gerbestoffes und Eisens auf denselben die Bleiche so sehr erschweret; allein eine solche Selbstbereitung ist nur in einem Lande anwendbar, wo der Flachs in der Nähe häufig gebauet wird und leicht ganz roh zu erhalten ist, was in Österreich und besonders in der Umgegend der Fabrik nicht der Fall ist. Indessen ist jedoch die Bleiche bereits so weit vereinfachet worden, daß mit vieler Zeitersparung ohne den geringsten Nachtheil für die Waare, ja sogar mit Vortheil für dieselbe, wird gebleicht werden können: Ersparung an Arbeit und Brennstoff zeichnen diese Bleichart, die keine Nachahmung ist, besonders aus.

Mögen die Engländer immerhin die Ausfuhr ihrer Maschinen und die Auswanderung ihrer Arbeiter verbieten; wir bedürfen ihrer nicht, wenn die in Deutschland schlummernden und in Unthätigkeit versunkenen Talente geweckt werden, und jene Aufmunterung und Unterstützung erhalten, die sie so sehr verdienen. Was bereits im Einzelnen hin und wieder geschehen ist, läßt auf das schließen, was unter obiger Voraussetzung geschehen könnte. Ob Prohibitivsysteme oder Handelsfreyheit hierauf hemmend oder fördernd einwirken, mögen die Cammeralisten entscheiden. —

A. Tedeschi.

Aphorismen.

Eine Übersetzung ist entweder grammatisch oder verändernd oder mythisch. — Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerkes dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal desselben. — Noch existirt wohl kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechische Mythologie ist zum Theil eine solche Übersetzung einer Nationalreligion.

Grammatische Übersetzungen sind die Übersetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie fordern sehr viel Gelehrsamkeit, aber nur discursive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Übersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen, der höchste poetische Geist. Sie fallen leicht ins Travestiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Popes Homer, die französischen Übersetzungen insgesammt. Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters seyn, und ihn also nach seiner und des Dichters eigenen Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Humor ist eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche ist das Pikante daran. Humor ist das Resultat einer freyen Vermischung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein interessant und erhält objectiven Werth. Wo Phantasie und Urtheilskraft sich berühren, entsteht Witz, wo sich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Persiflage gehört zum Humor, ist aber um einen Grad geringer, sie ist nicht mehr rein artistisch und viel beschränkter. In heitern Seelen gibt es keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an, er ist die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herstellung. Den stärksten Witz hat die Leidenschaft. Es gibt eine Art des geselligen Witzes, die nur magisches Farbenspiel in höhern Sphären ist. Der Zustand der Auflösung aller Verhältnisse, die Verzweiflung oder das geistige Sterben ist am fürchterlichsten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungesittete wird durch Witz allein gesellschaftsfähig; es ist gleichsam nur um des Witzes willen.

Darvin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beym Erwachen geblendet würden, wenn wir von sichtbaren Gegenständen geträumt hätten. — Wohl also denen, die hier schon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 22. August 1825.

(100)

Die in Preßburg gekrönten Könige und Königinnen Ungarns.

Als im Jahre 1536 auf dem dritten Landtage, welchen König Ferdinand I. in Preßburg hielt, Preßburg statt Ofen, welches bald darauf in die Hände der Türken gerieth, für die Hauptstadt des Königreichs Ungarn laut 49. Artikel erklärt wurde: so sind seitdem, sämmtliche ungarische Reichstage (zwey ausgenommen) in Preßburg gehalten und auch die Krönung der Könige und Königinnen von Stuhlweißenburg nach Preßburg verlegt worden. Die Krönungs-Geschichte einzelner ungarischer Könige und Königinnen findet man häufig beschrieben theils in gedruckten, theils in ungedruckten Schriften und Comitats-Actenstücken. Der rastlose Sammler Hr. Martin G. v. Kovachich hat beyde seit dem Jahre 1526 bis 1790 in einem Folio Bande gesammelt, und dieselben unter dem Titel drucken lassen: „Solemnia inauguralia Principum utriusq. Sexus, qui ex Aug. stirpe Habsburgo-Austriaca, Corona Apostolica in Reges Hung. Reginasque, periodo tertia redimiti sunt. Pestini 1796." Für Ungarns edle Patriotinnen, wie es die Vorrede sagt, ist geschrieben: „Die gewöhnliche Krönungs-Feyer der ungarischen Könige und Königinnen" von Adalb. Barits, Lehrer der Statistik zu Pesth 1790. 8. Zur umständlichen Beschreibung der Krönungs-Ceremonien ist hier nicht der Ort, nur das Verzeichniß der in Preßburg gekrönten Könige und Königinnen will ich nach chronologischer Ordnung anführen:

Im J. 1563 auf dem am 20. Aug. festgesetzten zwanzigsten Landtage, den 8. September, läßt Ferdinand I. seinen erstgebornen Sohn Maximilian II. zum ungarischen König krönen. Zu dieser Feyerlichkeit ist der Kaiser selbst zu Wasser von Wien herabgefahren. Die in Stuhlweissenburg bisher beobachteten hergebrachten Ceremonien wurden beybehalten. Istvánfi Lib. XXI. pag. 261. Bel. not. H. nov. T. 1. p. 278. Sein Krönungs-Honorarium bestand in 35,082 fl. 57 d.

In demselben Jahre 1563 den 9. Sept. wurde auch die Königinn Maria, Gemahlinn des Königs Maximilian II. und Tochter Kaisers Carl V. gekrönt.

Auf dem im J. 1572 am 2. Febr. ausgeschriebenen Reichstage bathen die Stände von Ungarn den König Maximilian um Erlaubniß, seinen ältesten Sohn Rudolph zu dessen künftigen Nachfolger zu erklären, und um Verwendung desselben zu den ungarischen Geschäften. Beydes gestattete der König, und versprach noch in diesem Jahr, nach vorgängigen Vorbereitungen einen Krönungs-Reichstag nach Preßburg anzusagen. Auf den 8. Sept. 1572 ward der Reichstag angesagt, am 25. Septemb. ging die Krönung vor sich. Eine große Menge Menschen verherrlichte dieselbe; auch viele Ausländer. Der Hof selbst ließ die ungarischen Magnaten zur Pracht auffordern. Pray Epist. Procer. R. H. T. III. p. 191. *) Die Stände verwahrten in den Artikeln ihre alten Freyheiten, und verwilligten als Krönungs-Geschenk einen Gulden von jeder Session in zwey Terminen, das Preßburger-Comitat zählte damahls 3702 Sessionen.

*) Ut autem omnis illa solennitas, ea, qua decet celebritate peragatur, atque adeo Gentis Hungaricae erga suos Reges obsequium et amor etiam apud exteras Nationes, quas magno et splendido cum apparatu venire audimus, magis ac magis innotescat, Dom. Vest. Magnif. (Franz von Nádasd) requirimus, et hortamur, ut ad eum diem Posonium cum Equitibus centum, bono et militari, ac eo, quo ornatiori poterit apparatu venire non negligat, id quod tam sua Majestas Caesarea, cujus ista est voluntas, quam ipse Sereniss. Princeps Rudolphus grato animo accipiet, et omni benignitate respondebit. Viennae Austr die 1. Jul. 1572. Anton Verantius A. E. Strig. Sum ac Secr. Cancellarius, ac Locumtenens S. C. R. M.

Im J. 1608 den 19. Novem. wurde Mathias II. durch Franz Forgats, Cardinal und Erzbischof von Gran, aufs feyerlichste zum Könige von Ungarn gekrönt, die Reichs-Krone für die Zukunft auf dem hiesigen Schloße aufbewahrt und zu Kronhüthern Peter von Reva, und Stephan Pálffy ernennt.

1613 den 25. März ging die Krönung der Königinn Anna, Gemahlinn des Kaisers und Königs Mathias II. und Tochter Ferdinands, Erzherz. von Österreich und Grafen von Tyrol, in Preßburg vor sich. Der Reichstag ward auf den 24. Febr. ausgeschrieben, und am 12. April geschlossen. Das Geschenk, welches die Landes-Stände bey der Krönung ihrer Königinn zu machen gewohnt sind, soll von der Krönung der Gemahlinn des Königs Mathias II. herrühren.

1618 wurde Ferdinand II. Sohn Carls Erzherzog von Österreich und Herzog von Steyer und Mariens, Tochter Alberts Herzogs von Bayern, zum ungarischen Könige am 1. Junius feyerlich gekrönt. Der Eid, den Ferdinand leistete, ist in Kov. Solennia inauguralia S. 74. und aus ihm in Katona Hist. Crit. T. XXX. S. 893.

Als auf dem in Preßburg 1638 abgehaltenen Landtage die Angelegenheit der Krönung der Königinn M. Anna, ersten Gemahlinn des Königs Ferdinand III. und Tochter Philipps III. Königs von Spanien zur Sprache kam, und in solche sogleich alle Stände einstimmten, ging sie am 14. Februar durch Emrich Losy Erzbischof von Gran und Georg Jakusich Bischof von Weßprim vor sich.

Sobald auf dem, am 24. Aug. 1646 nach Preßburg angesagten Reichstag, die Evangelischen die Religions-Freyheit erlangt hatten, waren sie die ersten, die den Antrag auf die Krönung Ferdinands IV. des ältesten Sohnes des Königs Ferdinand III. und seiner spanischen Gemahlinn Anna machten. Statt des Kaisers Ferd. III. waren der Hofkriegs-Präsident Gr. Hein. Schlick, der Vize-Kammer-Präsident Gr. Daniel Ungnad, dann die Gr. Slawata, Kurtis und Puchheim nach Preßburg gekommen. Durch diese bathen die Stände aus eigener Bewegung um die Erlaubniß, den noch nicht vierzehnjährigen Prinzen zum Thronfolger krönen zu dürfen. Es ward dieß bewilliget, und der 13. Junius 1647 zur Krönung vom Hofe angesetzt. Am 14. Junius stellte der erwählte Thronfolger das Versicherungs-Diplom aus, am 16. Junius ward die Krönung vollzogen, und am 17. Julius konnte der Hof schon den 155 Artikeln die Bestätigung ertheilen, und so den Reichstag schließen.

Auf dem am 24 Jänner 1655 angesagten Landtage, der einer der zahlreichsten gewesen, da sich bey demselben 5000 Adeliche eingefunden hatten, sind in Preßburg zwey Krönungen mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vollzogen worden: nähmlich die erste der Kais. Königinn Eleonora, dritten Gemahlinn Ferdinands III. und Tochter Carls Herzogs von Mantua am 6. Junius. — Die zweyte des Prinzen Leopold I. Bruders des am 10. July 1654 verstorbenen Ferdinand IV., zweyten Sohnes des K. Ferdinand III. hatte am 27. Junius statt. Am 3. July ward der Reichstag mit Bestätigung von 115 Artikeln beschlossen.

Auf dem am 18. October 1687 nach Preßburg ausgeschriebenen Reichstag wird Joseph I. Sohn des K. und Kön. Leopold I. im 9. Jahre seines Alters zum Erbkönig von Ungarn erklärt, und den 9. December 1687 gekrönt.

Zu dem am 3. April 1712 nach Preßburg ausgeschriebenen Reichstag kam der aus Spanien angelangte Carl, nach der Zählung des ungarischen Gesetzbuches der III. als Kaiser der VI. am 19. May nach Preßburg, stellte das Inaugural-Diplom vor der Krönung am 21. May aus, und empfing die Krone am 22. May.

Im J. 1714 am 14. Julius berief Carl der III. den ungarischen Reichstag auf den 8. Sept. nach Preßburg, auf welchem die Krönung Elisabeths, Gemahlinn des Kais. und Kön. Carl, Tochter Herzogs Ludwig Rud. von Braunschweig-Lüneburg am 18. October statt hatte. Bey dieser Gelegenheit machte der Bischof von Weßprim, Otto Jos. Gr. v. Wolkra das Recht, die Königinn zu krönen, besonders zu salben, dem Erzbischof von Gran Christian August von Sachsen streitig, und da setzte nun auch der Königinn Majestät, der Primas und Erzbischof, die heilige Reichskrone nach einem alten Landesgebrauche auf die rechte Schulter der Weßprimer Bischof aber eine kostbare Haus-Krone auf das Haupt. Siehe Disquisitio de Jure coronan. Reginarum Hung. Pos. 1792. fol. S. 75.

1741 den 25. Junius wurde in Preßburg Maria Theresia, Tochter Carls VI. und Gemahlinn Franz I. Herzogs von Lothringen-Toskana, als König von Ungarn gekrönt. Nur zwey Gesandte, der päpstliche Nuntius und der venetianische Bothschafter waren dabey gegenwärtig. Das halbe übrige Europa war im Kampf gegen die erhabene Fürstinn, trotz der beschwornen und durch so große Opfer erkauften, pragmatischen Sanction. — Die Stände offerirten der Königinn 100000 fl. Die Krönungs-Münze stellte auf einer Seite die ungarische Krone vor, mit der Inschrift: Maria Theresia in Regem Hungariae coronata Posonii 25. Jun. 1741.; auf der andern einen doppelten Löwen, der das doppelte

ungarische Wappen stützt, mit der Umschrift: Justitia et Clementia.

1790 den 15 November ging in Preßburg die Krönung Kaiser Leopolds II. zum Könige von Ungarn vor sich. Die Feyerlichkeiten beschrieb ausführlich Johann Nep. Schauf 4. 1790, 148. S. mit illuminirten Abbildungen Leopolds, der Reichs-Krone und anderer Reichs-Insignien, Medaillen, der Preßburger uniformirten Bürger-Compagnien und der Stadt Preßburg.

1808 den 7. Septemb. wurde M. Ludovika, dritte Gemahlinn Sr. jetzt regierenden k. k. ap. Maj. Franz's I. Tochter seines Oheims weyl. Sr. kön. H. des Erzherz. Ferdinand, zur Königinn von Ungarn feyerlich gekrönt. Die Krönungsmünze stellt auf der Vorder-Seite die ungarische Krone vor, mit der Unterschrift: Maria Ludovica Aug. Francisci Austr. Imp. Hung. Boh. Regis coronata Hung. Regina Posonii VII. Sept. 1808, auf der Rückseite eine Lilie, mit der Umschrift: Recte et candide. Das Krönungs-Geschenk bestand in 50,000 Stück Species-Ducaten. Die ausführliche Beschreibung der Feyerlichkeit siehe in Diario Comitiorum 1808 von S. 63 → 84.

Es sind demnach in Preßburg zehn Könige und fünf Königinnen gekrönt worden. Noch im Laufe dieses Jahres wird zur allgemeinen Freude der Nation, die Krönung Ir. Maj. der Kaiserinn und Königinn Carolina Augusta, vierten Gemahlinn Sr. M. des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, Franz des I., Tochter Sr. M. des Königs von Bayern Maximilian Jos. erster Ehe, auf dem von S. Maj. unserm allergnäd. Monarchen mittelst Allerhöchsten Einberufungs-Schreibens aus Bergamo vom 3. Jul. auf den 11. September 1825 festgesetzten Landtag in Preßburg statt finden.

Georg v. Gyurikovits.

Attila vor Aquileja.

Es lag mit seinem Heere, wie man noch keines sah,
Vor Aquilejas Mauern der König Attila,
Genannt: „die Gottesgeißel," ein freißlich-grimmer Mann,
Wie man's in allen Schriften zum Grauen lesen kann.

Wie er zur Stadt gekommen, da schrie er an dem Thor'
Voll Übermuth: — „Herr Bischof!" zum hohen Wall' empor,
„Von Deinem Herrgott bringen soll ich dir schönen Gruß,
Sollst mir die Schlüßel geben zur Stadt, Herr Petrus."

Nun paßt er auf die Antwort schon noh' ans zweyte Jahr,
Thut nimmer gar so trutzig mit seiner Hunnenschar.
Nun hocken sie fein stille um Wall und Graben rund
Mit lahmgefall'nen Hüften, die dicken Schädel wund.

Sie hören Becher klingen; — ach, leider sind sie leer!
Sie hören brüllen d'rinnen; — die Hörner brüllen sehr!
Da schreyt der wilde Hunne: — „Was lungern wir so laß?
Das Christenvolk' ist lustig, hat noch Gesäuf' und Fraß."

„Die Rosse sattelt, Hunde! Heda, geschwind, geschwind!
Bist du schon faul geworden auf deiner Streu, Gesind?
Hey! — laßt die Mäuse stecken in ihren Löchern da,
Zu Handen Spieß' und Schilde, und — gen Italia!"

Wie da durchs Lager rennen die Kerle mit Geheul,
Um Waffen zanken, sammelnd sich ballen in ein Knäul,
Und alsdann fort sich trollen, halbnackt im Zottelpelz;
Als ob sich durch die Heide ein Rudel Wölfe wälz'.

Hey! wie da ward gejauchzet die ganze Stadt entlang!
Und als sein festlich Hochamt der fromme Bischof sang,
Wie da das Knie gelenkig so Herr als Diener bog;
Dieweilen nur vorüber die Gottesgeißel zog.

Am letzten Berg', von wo man noch Aquileja sah,
Wirft hinter sich noch ein Mahl den Blick Herr Attila.
Da hebt von Thurm und Dächern mit dichtem, schwerem Flug
Sich's graulich in die Lüfte, wie trüber Wolken-Zug.

Es flattert nah' und näher hoch obenher im Blau.
Der König schärft die Blicke: „Nun seh' ich es genau,
„Das sind die Störche. Wetter! die ziehen langsam her.
Hat man in Aquileja gemästet euch so sehr?"

„He! du, gib her den Bogen!" — Der König zielte, schoß,
Und aus den Lüften stürzte ein Storch ihm vor das Roß.
Der Storch auf mag'rem Rücken trug huckepack die Brut,
Die riß die Schnäbel weit auf, und trank der Mutter Blut.

Der König schaut und schauet, er macht ein Schalksgesicht,
Er krabbelt sich im Barte, und lächelt schlau, und spricht:
„Ey, hat von deinem Tische der Storch und seine Brut
Nicht mehr zu schmausen, Bischof? — da steht es nimmer gut."

„Und hat's doch d'rinn gebrüllet, als brülle Rind und Stier,
Und hat's doch d'rin geklungen wie lustig Saufgeschirr.
He, Kerle! meine Hunnen! He schwenkt noch einmahl um,
Legt ein die Spieße! — Donner! den Schelmstreich nehm' ich krumm."

Da reißt er aus der Scheide, wie einen Blitz, das Schwert,
Und legt sich, vorgebogen, schier eben auf sein Pferd,
Und jagt zurück, den Seinen in grimmer Hast voraus,
Und hinter ihm nach lärmet, Geschrey und Waffenbraus.

Wohl rennen da die Städter voll Ängsten an ihr Thor,
Und schließen's wieder, rammeln Gebälk und Steine vor;
Doch furchtbar tobt von außen schon an, der wilde Schwall,
Und Angel, Pfost und Flügel stürzt ein mit dumpfem Schall'.

Da jauchzet wilder Jubel, da jammert Angstgeheul
In Einen Laut zusammen, — und durch den Trümmergreul
Spornt Attila der Erste den Gaul mit wildem Blick,
Zeigt vorwärts mit dem Schwerte, und schreyt zum Volk zurück.

„Jetzt Hunde d'ran, und metzelt mir nieder, Mann und Maus,
Die Thürme schmeißt zu Boden, und Feur in Hütt' und Haus;
Und dann den stolzen Bischof, den Graubart — hahaha!
Den will ich selber scheren, wie's ihm noch nie geschah."

„Der Fromme, den du schmähest, ist nimmer in dem Land',
Rief's laut zur Seit', — er weilet am sichern Meeresstrand."
Es rief's mit freud'gen Augen ein schöner, stolzer Knab;
D'rob hieb der wilde Hunne den Lockenkopf ihm ab.

Nun schlachteten sie Kinder und Greise, Weib und Mann;
Wer siech' ist und verhungert, der fechte, wenn er kann.
O Störche, viel gereis'te, das habt ihr schlimm gemacht,
Zu Rom die Gänse haben weit Klügeres vollbracht.

Am Ende streift vom Schwerte, Herr Attila das Blut.
Und gafft mit grausem Lachen auf Leichen, Brand und Schutt.
„Wie's lustig flackert, prasselt und wimmert! Hahaha! —
Nun zitt're stolze Roma, so macht's der Attila! —"

Carl Gottfr. von Leitner.

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, und 99, von 1825 dann 148 von 1824.)

Romeo und Julie.

Anderthalb Jahrhunderte lang hatten Gerüchte von falschem Witz, wunderlicher Phantasterey und Geschmacklosigkeit dieser Tragödie sie ziemlich ungelesen gelassen. — Lessing, der kühlste und verständigste aller Kritiker des achzehnten Jahrhunderts, den kein anderes Werk in allen Literaturen, an eine höhere Liebe, als Griechen und Römer kannten, zu glauben vermocht hatte; eben der Lessing bekannte: dieß Werk habe die Liebe selber dictirt. — Der Ausspruch des Gefürchteten, zwang nun die Deutschen selbst zu lesen; aber man konnte sich in den tief tragischen Ernst und zugleich unversieglichen Humor nicht finden, in welchen einzuführen, freylich die Anmerkungen Wielands und Eschenburgs Übersetzung eben nicht geeignet waren. Weisse wurde durch seine freylich sehr unerfreuliche Bearbeitung, die Mittelsperson zwischen S. und dem deutschen Publicum, aber A. W. Schlegel hat den edlen Ruhm, das Werk in seiner ächten Gestalt zuerst unter uns bekannt gemacht zu haben. Jene, die das Große „nicht klein kriegen können" wie natürlich und es doch auch nicht groß lassen wollen, können sich auch mit diesem Werk nicht versöhnen, das die schöne Trias: Liebe, Jugend und Poesie selber, erschaffen hat. Welche süße Geheimnisse verräth uns die Allwissenheit des Dichters? ruft A. W. Schlegel aus, die ganze Tragödie ist das Heraustreten der Liebe in ihrer Reinheit als von conventionellen Verhältnissen unabhängiges Naturgeboth; sie ist der zarte und kräftige Hauch der durch die kolossalen tragischen Schicksalshallen abwechselnd und immer sich selbst gleich hindurchweht. Aber die Liebenden sollen keine Tugendideale seyn. Es sind zwey edle Naturen, mit ganzer Kraft überrasch lebend, grünend, blühend. „Feuer und Pulver sich im Kuß verzehrend," der Gedanke geht durch das ganze Stück.

> Gefühl an Innhalt reicher als an Worten,
> Ist stolz auf seinen Werth und nicht auf Schmuck.
> Nur Bettler wissen ihres Guts Betrag!
> — (spricht Julia.) —

Shakespear will nichts wissen von jener heillosen Eintheilung der Liebe in geistliche und sinnliche; er nimmt nur Notiz davon, wo er geziert-irrende Personen oder thierische Leidenschaft schildern will. Wo von ächter Liebe die Rede ist, gibt es keine so armselige Zertheilheit, sondern der ganze Mensch liebt. Dann vergißt auch Shakespeare nie Klima und Boden, bey ihm spielt die Natur mit, die sonst so häufig zu bloßer Decoration wird und so ist alles hier in die südlichst glühendste Luft getaucht. Man hat vielfach die erste Liebe Romeos zu Rosalinden getadelt, die sich nach der kräftigen Exposition des Familienhasses, der hier den tragischen Boden bildet, kund gibt. Aber das Werk soll ja die Liebe offenbaren im Ganzen, keinen, wenn auch noch so schönen Theil davon, und es bedarf mancher Voraccorde, ehe sich das Herz ganz hinein senkt in den Einen Himmel, der es von nun an ganz mit seiner Harmonie ausfüllen soll. Das an Rosalinden zur wahren Liebe vorgeübte Herz schließt sich im Moment mit unzerstörlicher Festigkeit um seinen wahren Gegenstand, so bald es ihn findet. — Jene Liebe zu Rosalinden ist die neblige Aurora vor dieser klaren Sonne. In jener erscheinen noch Widersprüche; sie sitzt ihm wie ein ungewohntes Kleid, in dieser ist Alles entschieden, klar; sie ist Eins mit seinem ganzen Wesen; sie schwärmt nicht mehr müßig, sie handelt mit dem entschlossendsten Nachdruck. Juliens Liebe, bedarf als eine ächt weibliche, keiner Ouverture, wenn es erlaubt ist, so zu sagen. Die Knospe schließt sich auf, und so bald sie ausbricht, ist sie auch voll, was sie seyn muß. Aber selbst in dieser unendlichen weiblichen Hingebung verwischt sich nicht einen Augenblick, die eben so weibliche, göttliche Freyheit, die ihre Wesenheit ausmacht.

— Romeos Character zeigt sich seiner Liebe durchaus angemessen; beyde bedingen einander nothwendig, seine sanfte Männlichkeit nimmt keinen Theil an dem Familienhaß. Seine Liebe trägt ihn hoch über Tybalds Unbild, die er zu rächen verschmäht; nur des Freundes Tod kann ihm die Waffe reichen. Aber seine Liebe ist der Flügel, der ihn immer von neuem hebt, der Balsam, der alle Fibern von der Abspannung des Schmerzes rasch wieder zur Hoffnung und zu vollem regem Leben spannt. Die Liebe des Paris, der als ein wohlgesinnter, vornehm gebildeter, freundlicher Mann erscheint, dem aber alles Heftige zuwider ist, streift in ihrer höchsten Höhe erst etwa an die Region, wo der Liebesadler Romeos horstet als in seiner Heimath, und bildet mit diesem den erklärenden Gegensatz, und das Zusammentreffen jenes Bräutigams mit diesem Liebhaber an Juliens Grabe, ist eine der vielen Zusammenstellungen des gewöhnlichen Lebens mit dem eigenen selbst geschaffenen Daseyn der Liebenden, wodurch Shakespeare den Abstand dieser beyden Welten anschaulich macht, und das Wunderbare der Geschichte beglaubigt, indem er es mit dem bekannten Lauf der Dinge umgibt. Ein überaus gelehrter englischer Commentator Shakespeares war täppisch und tölpisch genug zu glauben, diese Tragödie stelle eigentlich die Strafe der Heucheley vor, weil Julia ihre Ältern hinters Licht führe!! Aber hier eben hilft die Roheit der Ältern, deren Gemeinheit sich so glatt und baar weist, die Idee des Werkes hervorheben, die Reinheit der Liebe und ihre natürliche Hoheit über dem Verhältniß; denn jene Rohheit erstickt sofort den Kampf der Liebe und Kindlichkeit, und ganz ohne einen Bruchtheil Verlust füllt sie nach wie vor Julien aus. — Lorenzo, der Weise in der Mönchskutte, fast erhaben in seiner vertrauten Beschäftigung mit der leblosen Natur, anziehend durch seinen Tiefblick ins menschliche Herz, mild und würdevoll, steht zwischen den Liebenden, mit einer innigen Ehrfurcht vor der Liebe, als der offenbaren Idee. Schnell gewandt, mit einem determinirten Muth, wie er ist, läßt sein Alter ihn doch nicht vor physischer Furcht frey, die, wie jede Schwäche es immer thut, schicksalsträchtig wird, indem sie ihn von Julien in der Gruft entfernt. So kann jeder schwache Punct als der Scheitel eines in die Unendlichkeit auslaufenden bösen Winkels das Unheil, wie ein Blitzleiter an sich reißen. Er sagt von Romeo:

Sein Geist, die Zier der Bildung und der Liebe,
Doch zum Gebrauche Beyder mißgeartet,
Fängt Feuer durch sein eigen Ungeschick,
Wie Pulver in nachläß'ger Krieger Flasche! —

— Und die himmlische Julia selber meint:

„Der Bund, — er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich,
Gleicht allzusehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh' man sagen kann: — es blitzt!"

Mercutios Tod ist gewissermaßen der Hebel des Stückes; denn nur durch ihn wird Romeo aus seiner seligen träumerisch-blühenden Sanftmuth herausgerissen, und zur Rache an Tybalt getrieben, und diese Rache entscheidet über sein und Juliens Schicksal. Wie weise war es deßhalb, daß der Dichter, Mercutio vom Scheitel bis zur Ferse in den Strom der Lustigkeit und Laune tauchte; denn nun gibt uns sein Tod eine eigene schmerzlich-lächelnde Empfindung, die uns zu den tieferen über Romeos und Juliens Ende leise vorbereitet. Es greift aber eine große welttragische Antithese von Liebe und Haß, Blüthe und Tod durch die ganze Dichtung, und so steht Mercutios Witz, keck und noch voll des ächten Brunnengeistes (sit venia verbo) unwillkührlich und unmittelbar hervorsprudelnd aus dem Überfluß eines reichen Lebens, wo Phantasie und Verstand sich muthwillig reibend fulguriren, wenn man die Sache etwas unter der Oberfläche herauf schöpft, auf eine großartige Weise dem Tiefsinn der schwermüthigen Liebe in Romeo entgegen. Beyde sind die zwey Helikonsgipfel der Lebensfülle, die große Lebensantithese selber, jede gekrönt mit dem Köstlichsten, aber sogleich flüchtig dahin schwindenden; — der moussirende Champagner und der schwere, aber tief glühende Wein Hispaniens; so stehen Romeo und Mercutio gegen einander. Noch ist zu bemerken, daß der Humor mehr den nordischen Völkern eigen ist, eigentlich den mittelnordischen, den Deutschen und Engländern. Shakespeare, indem er dem Italiener so reichen Humor lieh, hat nie vergessen, daß er ein Südländer ist, und es ist ein großer Unterschied zwischen seinem Humor und demjenigen, welcher in Shakespears rein nordischen Stücken vorscheint. — Die Figur der Amme hat durchaus die sprechende Wahrheit der Niederländer-Köpfe. Vorurtheile sind das einzige wahrhaft Feste in ihr, der Zusammenhang in ihrem Wesen ist die Inconsequenz und ein Zug, den man so oft im Leben trifft, eine uneigennützige Freude an gewissen Freuden, gibt ihr individuelles Leben, eine gewisse sündhafte Gutmüthigkeit, die sie eine Heirath wie einen verbothenen Liebeshandel treiben läßt, um nur wenigstens am Schein der Sünde sich zu wärmen. Dieser Character, so angelegt, kann denn trotz der natürlichen Anhänglichkeit für Julien bey der innerlichen Gemeinheit, in der Stunde der Noth nicht an Julien halten, deren Wesen Liebe, deren Tugend Treue, für die sonst keine Pflicht in der Welt ist; und so trägt der Abfall der Amme dazu bey; jene Treue und Liebestugend Juliens, indem auch der kleinste äußere Stützpunct fällt, rein auf sich zu basiren. Musterhaft ist die Art, wie die Amme von ihrem

bisherigen Schützlinge Romeo zum Paris übergeht. Sie sieht dieß Mahl wirklich ein, daß es damit ein wenig zu schnell gegangen und wählt deßhalb das beste Mittel, dessen sich gemeine Menschen bedienen, wenn sie komplettes Unrecht haben, indem sie ihre Zuflucht zu einer gelassenen und eben darum den Gegner für den Moment betäubenden Grobheit nimmt. — Der Prinz ist durchaus recht feyerlich und stattlich, ohne alle Heftigkeit, aber mit desto größerer Würde und Festigkeit gezeichnet.

Mit kurzen Zügen, stark und zweckmäßig gezeichnet, sind auch die übrigen Charactere, zum Beyspiele Peter, der trotz aller derben Lümmelhaftigkeit, doch ein großes Mitleiden mit Julien empfindet, und da ihm sein eigener Schmerz zu viel wird, sich nach einem zarten Verband für seine Seelenwunden umsieht, der aus Musik gewoben seyn soll, wozu es freylich eben so wenig kommt, als zu sonderlichen Schmerzen, weil der Schalksnarr sogleich wieder hervortritt, wie es hier gerade recht ist. — Johnson, eben jener Kunstrichter, der die Idee der ganzen Tragödie in der bestraften Heucheley fand, die wohl eher in ein Fabelbuch für Kinder gehört, ärgert sich eben so weise über die langen Erzählungen nach der Handlung, mit der nach seiner Meinung Alles hätte zu Ende seyn müssen. Freylich ist es keineswegs erbaulich, wenn Ideen und Handlung, wie Geist und Körper in einem verunglückten Philosophen, der sein Leben lang als eine unaufgelöste Gleichung herumwandelt, hintereinander laufen, statt als ein Brautpaar Hand in Hand zu gehen; wenn nach dem Ende des Stückes im Anfang einer andern Behandlung die rechte Idee zu Ende geht, was Schillern zuweilen begegnet ist; (z. B. in Maria Stuart und im Wilhelm Tell) aber hier ist Shakespear offenbar über den Vorwurf heraus. Der Haß ist hier der Dornstrauch, der die Doppelrose der Liebe in seinem Schooße trägt und sie zugleich als Rahmen einschließt; oder deutlicher und einfach hin geredet; der tragische Blitz, den Shakespeare in diesem Drama schwingt, ist ein doppelter, oder besser ein doppelt einer, jene Idee der Liebe und dann die Idee der Gerechtigkeit; die Liebe ist mit dem Tode der Liebenden rein erklärt und verklärt, die Gerechtigkeit ist es aber nicht; denn sie besteht nicht im Schmerz, wie moralische Criminalrichter so gern glauben, sondern im klarem Bewußtseyn, also Besserung und Vernichtung der Sünde. Diese Klarheit kann aber aus psychologischen Gründen in den alten Familienhäuptern nur durch den Blitz, der sie trifft, entzündet werden. Die sich bewährende Reinheit des Mönches und das Zusammenfassen des Geschehenen vor dem Prinzen, der als ordnendes Princip in die Verwirrung des Unheils tritt, ordnet auch und sammelt in uns, den Totaleindruck der einzelnen Partien, und mit der großen tragischen Empfindung hat dann das Schauspiel sein rechtes Ende, nachdem über dem Sarge der Liebenden, in der Versöhnung der beyden Alten, der Friedensstern über die ganze Stadt aufgegangen ist, die mit verflochten war in jenem Haß. Die Liebenden sind nicht als ein unschuldiges Opfer vergeblich gefallen; denn, was dadurch erreicht wurde, ist bedeutend und erfreulich. Was die Ausführung anlangt, so schwelgt sie in südlicher feuriger Frische; und für die vielen Witzspiele, Bilder und Antithesen, an denen sich Manche ärgern, ließe sich wohl sagen, daß jede Leidenschaft bildlich und witzig wird, weil jede Leidenschaft, ja schon jeder Effect, den Gegenstand isolirt, und indem er ihn von der übrigen Welt für die Empfindung losreißt, so den Maßstab für die Wirklichkeit verliert. Am meisten gilt das von der Liebe. — Man darf wohl fragen: wer aus allen Dichtern hat die Sprache der Liebe und Unschuld, so ganz in seiner Macht, wie Shakespeare in Julia, Perdita, Imogen?

Wer hat je Etwas geschrieben, was in dieser Hinsicht den beyden Balkonscenen Romeos und Julias oder der Verzweiflung Romeos in der Zelle des guten alten Lorenzo, der Scene wie Julia von der Amme den Tod Tibalds und den Bann über Romeo vernimmt und wie sie, Schrecken mit Schrecken niederkämpfend, den Schlaftrunk austrinkt zu vergleichen wäre? Man müßte zwey Drittheile des Stückes abschreiben, um alle die Herrlichkeiten anzuregen, mit denen Shakespeare, Reinheit des Herzens und Gluth der Einbildungskraft, anmuthreichen Adel der Sitte und leidenschaftlichen Ungestüm, zur höchsten Idealität verbunden, zugleich einen Lobgesang auf die Königinn der Gefühle und zugleich die auflösendste Elegie auf ihre Hinfälligkeit gedichtet, zugleich die Vergötterung und das Leichenbegängniß der Liebe gefeyert hat. — In einem herrlichen Sonett, in der Zueignung seiner meisterhaften Übersetzung dieses Trauerspieles, hatte es Schlegel auch durch den Reim verherrlicht, was er schon wahrhaft dichterisch in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur über dieß göttliche Werk ausgesprochen hat. — Die Liebe erscheint hier wie ein himmlischer Funke, der auf die Erde herunterfallend, die Sterblichen fast in demselben Augenblicke entzündet, verklärt und verzehrt. — Was der Duft eines südlichen Frühlings Berauschendes, was der Gesang der Nachtigall Sehnsüchtiges, das erste Aufblühen der Rose Wollüstiges hat, das athmet aus diesem Gedicht. Aber schneller noch, als die erste Blüthe und Schönheit vergeht, eilt es fort von der ersten, schüchtern kühnen Liebeswerbung und sittsamen Erwiederung, zur unbegränzten Hingegebenheit, zur unwiderruflichen Vereinigung, dann unter wechselnden Stürmen des Entzückens und der Verzweiflung,

zum Untergang der beyden Liebenden, die gleichwohl noch beneidenswerth erscheinen, weil ihre Liebe sie überlebt und weil durch ihren Tod, der Triumph über alle sie trennenden Gewalten errungen ist. — Das Süßeste und das Herbste, glühende Liebe und glühender Haß, die zärtlichsten Umarmungen und die finstersten Ahnungen, brausende Freudenfeste und kalte dunkle Todtengrüfte, Lebensfülle und Selbstvernichtung stehen hier dicht neben einander; und alle diese Gegensätze sind in dem harmonischen Wunderwerke so zur Einheit des Gesammteindrucks verschmolzen, daß der Nachhall, den das Ganze im Gemüth zurückläßt, einem einzigen aber einem unendlichen Seufzer gleicht.

Die Entstehung von Constantinopel.

Eine serbische Sage.

(Nach dem Serbischen des Wuck Stephanowitsch mitgetheilt von Dr. Rumy in Wien.)

Die Serben erzählen, daß Constantinopel (serbisch Csary Grad d. h. die Kaiserstadt) nicht von Menschen gebaut, sondern von sich selbst entstanden sey. Ein Kaiser stieß (nach der Sage) auf der Jagd auf einen Todtenkopf und haute auf ihn mit seinem Pferde. Da sprach der Kopf zu ihm: „warum zertrittst du mich, da ich dir auch todt schaden kann?" Als dieß der Kaiser hörte, stieg er vom Pferde herab und nahm den Kopf mit sich nach Hause. Hier verbrannte er ihn, zerstieß die Überbleibsel zu Pulver, wickelte dieses in ein Papier und legte es in eine Kiste. Eine Zeit darauf verreiste der Kaiser. Seine bereits erwachsene Tochter nahm die Schlüßel und machte die Kiste auf, um in ihr etwas zu suchen. Als sie auf das Papier stieß, wußte sie nicht, was dieß für ein Pulver sey? Sie benetzte daher, aus weiblicher Neugier, die Finger mit der Zunge, tauchte die nassen Finger und leckte sie ab. Dann wickelte sie das Pulver wieder in das Papier ein und legte es in die Kiste. Von diesem Augenblicke an war sie aber schwanger, und als der König eine genaue Untersuchung anstellen ließ, überzeugte er sich, daß der Kopf daran Ursache war. So gebar sie als Mädchen einen Knaben. Als der Kaiser einst das noch kleine Kind auf seine Hände nahm, faßte es ihn am Bart, der Kaiser wollte sich überzeugen, ob das Kind dieß freywillig oder aus Unwissenheit that, und ließ daher in einem Geschirre glühende Kohlen, in dem andern Ducaten bringen. Denn er dachte: wenn das Kind noch unwissend ist, so wird es nach den glühenden Kohlen greifen, im entgegengesetzten Falle aber nach den Ducaten. Als man die Ducaten und die glühenden Kohlen vor das Kind brachte, so griff es sogleich nach den Ducaten, ohne auf die Kohlen zu achten. Der Kaiser befürchtete deßwegen, daß durch dieses Kind die Drohung des Kopfes werde erfüllt werden. Als der Knabe daher bereits zum Jüngling erwachsen war, so trieb ihn der Kaiser in die weite Welt von sich weg und sagte zu ihm: „nirgends sollst du ruhen, bis du nicht den Ort findest, wo zwey Übel handgemein geworden sind." Hin und her durch die Welt irrend, kam der Jüngling endlich an den Ort, wo jetzt Constantinopel ist. Hier fand er einen Weißdorn, um den sich eine Schlange gewunden hatte, so daß die Schlange den Weißdorn und dieser die Schlange stach. Da sagte der Jüngling: hier muß ich stehen bleiben. Indem er das sagte, kehrte er sich um und sah eine Mauer von dem Dorn bis zu seinem Rücken sich erstrecken. Und von diesem Orte bis auf den Weißdorn soll noch heut zu Tage keine Mauer in Constantinopel seyn. Späterhin aber wurde der Jüngling, Kaiser zu Constantinopel.

Preisaufgabe.

Der verdienstvolle ungarische Gelehrte Martin von Schwartner, Professor der Diplomatik und Heraldik an der ungarischen Universität zu Pesth und Bibliotheks-Custos der Pesther Universitäts-Bibliothek, Doctor der Philosophie und der Rechte, als Schriftsteller vorzüglich durch seine Statistik von Ungarn und durch sein lateinisches Compendium der Diplomatik rühmlich bekannnt, hat in seinem Testamente ein Capital für Preisfragen aus der ungarischen Geschichte und Jurisprudenz legirt. Die Administratoren dieses Legats in Pesth, haben in diesem Jahre als erste Preisfrage für den Preis aufgegeben: „Aus welcher Quelle floß in dem ungarischen Rechte die Lehre von dem Testamente? Wenn sie aus dem römischen Rechte, wie es scheint, geschöpft ist, so fragt es sich, welche Bedingungen des römischen Testamentes fehlen in dem ungarischen? und welcher Grund kann angegeben werden, weßwegen die ungarischen Gesetze diese Bedingungen nicht zur Beobachtung vorschrieben?

Die Beantwortungen dieser Preisfrage sind bis zum letzten Jänner 1826 frankirt an den Rector der Pesther Universität einzusenden; der Preis wird aber der besten Abhandlung am 1. May 1827 zuerkannt werden.

Die Abhandlungen dürfen nicht mit dem Nahmen des Verfassers auf dem Titel zugeschickt werden, sondern müssen mit einem Motto versehen seyn, welches sich auch auf einem versiegelten Zettel, worin der Nahme des Verfassers anzugeben ist, von außen befinden muß.

Zur Preisbewerbung werden in- und ausländische Gelehrte zugelassen. Die Abhandlungen konnen in lateinischer, ungarischer, deutscher oder französischer Sprache abgefaßt werden. Derjenige, der den Preis davon trägt, wird verpflichtet, die gekrönte Preisschrift drucken zu lassen.

(Mitgetheilt von Dr. Rumy in Wien.)

Miscellen.

Amadeus Peyron hat in einem Manuscript der Turiner-Bibliothek kürzlich neue Fragmente des Cicero aufgefunden, wodurch mehrere Lücken in den von Majo bekannt gemachten Reden pro Tullio und pro Scauro ausgefüllt werden. Es sind schätzbare Beyträge zur Geschichte der Gesetzgebung sowohl, als der lateinischen Sprache und Beredsamkeit. Auch sind zwey Fragmente entdeckt worden, welche einen Hiatus in der berühmten Rede pro Milone ausgleichen.

Im Gouvernement Cherson, fünf Meilen von Nikolajeff, liegt, umgeben von wohlbestellten Getreidefeldern und üppigen Wiesen, das Dorf Jese Nahr. Juden waren die Erbauer, und ausschließlich Juden (gegenwärtig fünfzig Familien) bewohnen es. In der Nachbarschaft befinden sich noch sechs andere kleinere Dörfer, die unter dem Nahmen der hebräischen bekannt, und gleichfalls von Juden bewohnt sind. Alle sind treffliche Landwirthe, und man trifft selbst Künstler und sehr geschickte Handwerker unter ihnen an. Diese haben jetzt den Bau einer Synagoge unternommen. Ihr Daseyn und ihren blühenden Wohlstand verdankt die ganze Colonie dem Juden Nahum Funkelstern, ihrem Vorsteher. Obwohl er reich ist, so erzieht er doch seine Kinder unter den Mühen und Entbehrungen fleißiger Landleute.

Welche Abgötterey die deutschen Theaterrecensenten in großen und kleinen Städten mit einigen von ihnen besonders emporgehobenen Künstlern und Künstlerinnen treiben, und wie in diesen dichten Weihrauchwolken, alle wahre Kritik verdunkelt wird, ist allbekannt. In Berlin ist es unter Andern Mad. Stich, der fast täglich solche Lobesströme sich ergießen, ohne daß die Künstlerinn oder Andere aus diesen Beurtheilungen irgend etwas lernen könnten. An wahrhafte Urtheile und Unterscheidungen, an eine Auseinandersetzung z. B. über den großen Abstand zwischen den Leistungen der Mad. Stich im Trauerspiel und Lustspiel, die sehr lehrreich werden könnte, denkt Niemand. Da ist denn neulich Jemand in der Spener'schen Berliner-Zeitung aufgestanden und hat bey Gelegenheit einer Darstellung des Don Carlos (die Stich spielt die Eboli) jene Weihrauchdämpfe vortrefflich persifflirt und parodirt. Man höre nur: „Der Sommertag Hispaniens mit seiner Morgenfrische und Abendschwule, die Gluth der dichterischen Phantasie, Südens alle Ufer überwogendes Blut, der fernhinrollende Donner der Eifersucht, die Vollfurcht der Hingebung, die an dem Zweige der Jungfräulichkeir zittert, alles das in ein großes einziges Masiv- und Mosaikstück gegossen, thut sich wie ein bezaubertes Eiland auf vor den Blicken des Zuschauers! Wie quillt der Rede Wohllaut und jeder Sylbe reicher Klang; wie

> Holdes Gesäusel bald
> Schmeichlerisch linde,

wenn der Fruchtkern der Liebe das zarte Flechtnetz zu sprengen versucht und sie dem Prinzen ihr Herz entdeckt;

> Majestätisch prächtig nun
> Wie des Donners Orgelton.

wenn ihre Hoffnung versinkt und aus dem Schlunde die Furie Eifersucht tritt;

> Schwerer nun und melancholisch düster,
> Wie durch todter Wüsten Schauernachtsgeflüster,

wenn der Wetterstrahl der Reue sie zu den Füßen der Königinn stürzt, die langstummen Gewissensgebirge vom mächtigen Donner erhallen und im hundertfachen Echo alle ihre Nerven durchgellen." Ist das nicht prächtiger Bombast und Unsinn? Wir haben nichts unterstrichen, denn von dieser Prosa heißt es mit Recht, daß Alles darin unterstrichen ist. Es sind Tiraden, die in Tiecks Reisenden stehen könnten, welches Werk auf gewisse Weise in's Unendliche fortzusetzen ist.

Das Morgenblatt erhält zuweilen merkwürdige merkantilische Anzeigen aus London. Unsere deutschen Kaufleute stehen in der Geschicklichkeit, ihre Waaren anzupreisen, noch weit hinter den englischen und französischen, wenigstens in der originellen Auffassung. London und Paris wird aber gewiß durch folgende Anzeige des Amuel'schen neu erfundenen Schaf- und Rindergeläutes in Originalität überbothen. Die Romantik ist zu Hülfe gerufen und das ist gewiß echtdeutsch. Unter den Einrückanzeigen vermischten Inhalts heißt es:

Breslau, den 20. May.

An einem heitern Morgen verließ ich L..., um Schlesiens reizendes und viel besuchtes Gebirge zu durchstreifen. Verloren in Betrachtungen, die der herrliche Morgen, der lebhafte Zeuge des allmächtigen Schöpfers mir darboth — ward ich plötzlich ein fernes Getön gewahr, und je näher ich dem Klang zuschritt, je mehr fühlte ich mich zu neuen Gefühlen hingezogen, die harmonisch mein Inneres durchdrangen. Eine alte Bekanntschaft erwachte in meinem Andenken; mein früherer Aufenthalt in der Schweiz ward mir gegenwärtig, nicht sowohl durch die Gegend, die ich jetzt bereiste, als durch die rein nachgeahmten Töne, die mir entgegen klangen und von jenem Lande herüber zu kommen schienen. Wie ward ich überrascht, als eine Heerde wohlgenährter Rinder mit ihren Glocken am Halse sich meinen Augen näherte. Ich beschauete die Instrumente, betrachtete und bewunderte das Geläute: es bestand aus vierzehn verschiedenen Glockentönen. Der Hirt nannte mir den Eigenthümer der Heerde; von diesem hörte ich am Abende, daß dieses Geläute nicht aus der fernen Schweiz geholt, sondern vom Opticus und Mechanicus Herrn Amuel in Berlin angefertigt und gekauft sey. Hier hatte ich Muße zu untersuchen und zu vergleichen, und wirklich fand ich Vorzüge an diesem Geläute vor dem Schweizer, indem letzteres mehr dumpfe Tone gibt, was bey dem Amuel'schen durch einen sonoren Metallzusatz verbessert zu seyn scheint. Nicht weniger erfreute mich bey diesem Freunde, das Schafgeläute, gleichfalls von Herrn Amuel angefertigt. Als Verehrer der Kunst, als Freund meiner deutschen Landsleute, erachte ich es für werth, diesen Beweis deutschen Kunstfleißes zur öffentlichen Kunde zu bringen, damit darin auch die Bewohner des ebenen Landes eine Aufforderung finden mögen, durch Anschaffung eines solchen Geläutes sich wenigstens einen Zauber der schönen Alpenländer zu verschaffen. Sind erst die Heerden musikalisch, werden gewiß auch die Hirten nicht zurückbleiben!!

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 24. und Freytag den 26. August 1825.

(101 und 102)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88 und 98 von 1825 dann 148 von 1824.)

Othello, der Mohr von Venedig.

Othello wurde selbst von den englischen Kunstrichtern, die es in ihrer Grämlichkeit nie zu einem vollständigen Lob bringen konnten, unbedingt gelobt. Alle die Schmähungen von Shakespeares Ungebildetheit, Geschmackswidrigkeit, Roheit u. s. w. schweigen hier; selbst die Einheit von Ort und Zeit ist hier nur scheinbar verletzt. Indem Shakespeare die Eifersucht zum Mittelpunct machte, hat er das beynahe Unmögliche geleistet, woran so viele andere scheiterten: denn die Wirkungen der, meist dem Lustspiele verfallenen Eifersucht haben entweder etwas Qualvolles oder Lächerliches, weil Liebe erzwingen wollen, ewig lächerlich bleibt. Dann entbehrt diese Leidenschaft noch in Verbindung mit der Idee männlicher Würde, häufig der objectiven Wahrheit; ein christlicher Sokrates könnte kaum einen Begriff davon haben. So macht Voltaires Zaire, obwohl theilweise von vieler rührender Wahrheit, in Sprache und Vers vortrefflich, doch hier und da fast einen komischen Eindruck. Es brauchte nur ein Shakespearischer Narr hereinzubrechen, um in humoristischer Parodie das ganze Stück umzustoßen, auf so schwachen Füßen steht es. (Don Gutierre gehört nicht her, denn der ist der Arzt seiner Ehre nicht seiner Liebe) Im Othello ist es ganz anders. Er ist ein fast vulkanischer Afrikaner; seine von mild-christlichem Heldensinn ganz verschiedene Tapferkeit, ist ein im Zick Zack fahrender Blitz. In der Liebe adelt sich sein Gemüth so weit es sich adeln kann. Seine Leidenschaften in Ketten gelegt, erhascht er im Fluge manche liebenswürdige Tugend. Aber er fühlt sich selbst Desdemonas noch nicht ganz würdig; und weil er sich mißtraut, mißtraut er ihr. Die Liebe hat ihn zum Menschen gemacht; mit ihrer Zerstörung bricht das alte Chaos wieder herein. Drum durfte Shakespeare keine Äußerung jener Leidenschaft erlassen, nicht einmahl die Mißhandlung Desdemonas (die dadurch wahrhaft tragisch wird, daß der Mohr ja doch nur sich verletzt) auch nicht den gräßlichen Mord. Eine Art Wunder, steht der Afrikaner „aus königlichem Stamme" in Venedig, da, Christ geworden und voll Streben es zu seyn, obwohl er damit nicht recht zu Stande kommt. Er zwingt sich zur Achtung gegen seine ihm fremdartigen Umgebungen; im Bewußtseyn seiner ungeheueren Leidenschaften bewacht er sich selbst mit unermüdlicher Sorgfalt, was ihm sehr schwer wird. So begegnet er dem wüthenden, aber auch tief gekränkten Vater seiner Desdemona mit rührender Mäßigung, erzählt ruhig die Geschichte seiner Liebe, und zeigt überall hohe Besonnenheit; so beym ausbrechenden Krieg, wie in Cypern selbst, und bey dem wüsten Lärm auf der Wache, der den guten Ruf seiner Disciplin fährdet; aber da keiner auf seine Frage zu antworten wagt, oder antworten will, seh'n wi. auch die Gränzen seiner Geduld:

> Nun bey Gott!
> Mein Blut fängt die Vernunft zu meistern an,
> Und Leidenschaft, die mein Gemüth verdunkelt,
> Maßt sich den Zügel an. Rühr' ich mich erst,
> Und hebe diesen Arm, so soll der Beste
> Von euch vor meinem Zorn zu Boden sinken!

Über die Gründlichkeit in Entwicklung der Eifersucht sind die verschiedensten Gemüther einig. Jago spart keine Zweydeutigkeit, keine Grellheit, Othellos Phantasie zu vergiften; ihn um so sicherer zu seiner Beute zu machen, streift er mit Wollust, den Blüthenstaub der zartesten Lebensverhältnisse ab. Othello, nur auf den Gränzen des Lebens zu Hause, kann allein anbethen, oder hassen. Aber der Hauptpunct, der es Shakespearen möglich machte, der Einzige von allen, die Eifersucht zum wahrhaft tragischen Gemählde zu verarbeiten, ist, daß Othello mit unendlicher

Mühe sich zu bilden gesucht, sich tugendhaft gemacht hat aber er fühlt selbst, daß er es nur bedingungsweise ist. Als maurischer Prinz erträgt er die Befehle der Republik, den Zwang europäischer Bildung; rührend, fast ängstlich zu sehen ist seine Bemühung, allen Menschen leutselig zu begegnen. Dafür will er aber auch vom Himmel eine selbst gewählte Belohnung, und er findet sie im Triumph der Liebe, den, seiner Farbe zum Trotz, ihm der Muth errungen. Nun ist er unendlich glücklich, aber auch überaus besorgt für seine Glückseligkeit, die ein Hauch verletzen kann.

> Er möchte lieber eine Kröte seyn
> Und von den Dünsten eines Kerkers leben,
> Als wo er liebt, auch einen Winkel nur
> Für Andre lassen!

Den leisesten Zweifel an der Vollendung von Desdemonas Tugend, und für ihn gibt es keine Tugend mehr, den leisesten Zweifel an ihrer Liebe, und es gibt für ihn keine Liebe mehr. Seit Jagos erstem unbedeutenden Wort, als Cassio Desdemonas Hand küßt, hat er keine Ruhe mehr. Er wehrt sich mit Todesangst gegen die eindringende Eifersucht; seine Eifersucht ist mehr als Eifersucht; denn Desdemona repräsentirt ihm die Tugend und Liebe auf Erden, fällt sie, „so bricht die alte Finsterniß wieder ein" er hat weder Glauben, noch Heiliges mehr, verlorener ist er als je ein Verlorener. Ein Wort mit ihr, könnte ihn retten, doch das ist die ungeheure Verstrickung, daß er mit ihr nicht reden kann, sondern nur mit Jago, gegen den er blindwüthend ankämpft. Aber stäts tiefer verstrickt, vermag er nicht mehr fest zu halten, sein ganzes Leben erscheint ihm als ein Irrthum, selbst seine Heldenthaten armselig, wie das ganze Gewebe des Krieges, die ganze Menschheit hat sich ihm grinsend verzehrt, Jago jagt den innerlich tödtlich verwundeten Helden aus einem Zufluchtsort in den andern, bis er endlich, wie ein abgehetzter bluttriefender Löwe, in Ohnmacht stürzt. Nun geht es zu Ende mit allem, was ihn bisher noch hielt. Indem er die Gattinn öffentlich schlägt, entadelt und verliert er sich selbst; die ganze afrikanische Natur wird wieder rege in ihm, und Jago braucht gar keine Mühe, ihm statt des Giftes für Desdemonen, das Erdrosseln zu empfehlen. — Und selbst noch in diesem gräßlichen Zustande erweckt er unsere Rührung. Die tiefgeschöpfte Wahrheit der letzten Scenen zu fühlen, bedarf es nur eines menschlichen Herzens. Diese Tiranney seines Blutes über seinen Willen, des Wilden aus jener Gluthzone, welche die reissendsten Raubthiere und die tödtendsten Gifte erzeugt, über den durch den Ruhm, durch fremde Gesetze der Ehre, durch ein auswendiges Christenthum, scheinbar bezähmten Feldherrn Venedigs, zeigt sich bis ganz zuletzt in seiner wilden Reue, da mit Riesenstärke die Zärtlichkeit für die unschuldig hingerichtete Gatten und der Schmerz seines vernichteten Ehrgefühls, den Zeugen seiner That gegenüber erwachen, da er jenes: „Du dummer Mohr!" Emiliens, so buchstäblich wahr und sich so schändlich überlistet und am Narrenseil geführt fühlt und er dann sich selbst mit all jener Raserey anfällt, mit welcher ein Despot, einen abtrünnigen Sclaven peinigt!! — Desdemona ist einfach, sanft, gut, von feuriger, tiefer, allumfassender Liebe, rein bis auf den Fleck, daß sie sich vermählt hat ohne Wissen und Willen des Vaters, der mächtig, heftig, stolz, fast querkopfig hart, freylich nicht nur ein entschiedenes Nein, sondern auch Beraubung der Freyheit erwarten ließ. Aber jedes Vergehen rächt sich. Außerdem aber irrt sie im Othello; denn seine Tapferkeit ist nicht jene christliche, ritterliche, die sie allein beglücken würde. Doch den Irrthum, wenn er ins Große geht, pflegt die Natur zu bestrafen, wie ein Verbrechen; denn nicht sie, die Blinde, sondern nur Gott macht einen Unterschied zwischen Irrthum und Verbrechen. Es ist herrlich, daß die engelgute Desdemona gar keinen Begriff von der Sünde hat, der sie beschuldigt ist, weßhalb sie auch nicht das mindeste thut, den Schein zu vermeiden. Ihr ganzer Character ist naive Arglosigkeit bey gänzlicher Unkenntniß der Welt, vorzüglich der Männer. Ihre letzten Scenen sind das Höchste der Rührung, was je ein Dichter erreicht hat.

Jago ist die Virtuosität des Lasters. Das Laster aber, als etwas rein Negatives, als ein ewiger Irrthum, ist stets unbefriedigt. Dieser Qual zu entgehn, versucht der Frevler rastlos, es zu etwas Positivem zu machen, und übt seinen Witz zu momentaner Befriedigung an der Idee der Tugend selbst. Das Leben ist ihm eine große Hetze, wo man hetzen muß oder sich hetzen lassen; jeder Glaube an etwas Heiliges ist ihm Dummheit; Glück, wenn es auf etwas Heiligem ruht, will er zerstören; klüglich sucht er zuerst die Idee selbst zu untergraben; — so, indem er Othellos reine, aber glühende Phantasie besudelt. — Jago weiß jede schwache Seite zu finden, jede Gelegenheit zu nutzen oder herbey zu führen. Gegen jeden, der irgend in seinen Plan paßt, hat er eine bestimmte Weise des Betragens, doch waltet immer ein gewisser Grundzug vor, der die Getäuschten forttäuschen würde, selbst, wenn sie sich über ihn besprächen. In Brabantio, der ihn nicht, oder doch nicht genug kennt, um seine Stimme bey Nacht zu unterscheiden, empört er den Stolz, beleidigt er die Phantasie durch die empörendsten Bilder. In Desdemonas Augen ist er ein lustiger, etwas ungezogener Spaßmacher; für Cassio ein braver Soldat, mit gesundem, etwas pikanten Menschenver-

stand; doch hat er dafür gesorgt, daß Cassio sich immer für klüger hält; um so wärmer nährt er des sich ihm unterordnenden Jago dienstfreundliche Bescheidenheit. Gegen Othello ist er ganz Dienstfertigkeit und Pflichttreue, ja er weiß es dahin zu bringen, daß dieser ihm eine fast zu große rührende Gutmüthigkeit zuschreibt!! Jago ist tapfer, weil in der Welt durchaus nicht anders durchzukommen ist und Feigheit von Guten und Bösen verachtet wird. — Gegen Rodrigo, den er zum Cassenführer und gewissermaßen zu seinem passiven Hofnarren macht, wendet er eine scheinbar ungenirte hypergeniale Grobheit an, weil solche Leute, die stets einer Stütze bedürfen, gern verzeihen, wenn sie sich nur geschützt glauben. Nur in Einer Hinsicht zeigt er sich Allen gleich; nähmlich in einer halb witzigen, verdrießlich unartigen, ehrlich scheinenden Beschränktheit; weil er es nicht aushalten könnte, sich immer einfältig zu stellen, und doch seinen großen überlegenen Verstand nicht zeigen darf, wenn man ihm trauen soll; er scheint sich Allen selbst bey weitem unterzuordnen. Äußere Gründe zu seinem Benehmen hat er nicht so mächtige. Der Argwohn gegen Othello ist ziemlich seicht, zu dem ist ihm seine Frau ohnehin nur lästig; und wozu liefert er die arme Desdemona so ohne die leiseste Zuckung von Mitleid, dem Tod? Der Grund seines Hasses gegen Cassio ist äußerst geringfügig, und ein paar Gläser Wein führen ihn zum Ziel. Innere Gründe bestimmen ihn also zu all' den Gräueln. Unglücklich und unbefriedigt will er sich glücklich machen und befriedigen. Der Weg der Tugend ist unbequem und scheint ihm langweilig, das Laster, erregend, witzig, pikant, amüsant, die Menschen sind ihm Marionetten. Othellos Ruhm kann er nicht ertragen. Er will ihn nicht nur um denselben bringen und sich an seinen Platz stellen, sondern auch, ihn durch sich selbst erniedrigen und vor aller Welt entwürdigen, daß sein Glück und sein Ruhm, gleichzeitig und ohne Rettung fallen. — In Jagos hämischen, menschenfeindlichen Bemerkungen liegt fast immer etwas Wahres. Sein Unglauben an die Tugend der Frauen ist wirklich und er entzaubert mit geflissentlicher Rohheit, die Phantasie über das Verhältniß der beyden Geschlechter, um Othellos Sinne aufs wildeste zu empören, den sein Herz doch so leicht über Desdemonas Unschuld aufklären könnte.

Der Senator Brabantio ist früher geschildert. Daß sein Unglück nicht zu scharf einschneide, hat ihn Shakespeare vom zweyten bis fünften Act fern gehalten, und wie sein Bild verwaist vor uns tritt, beruhigt uns sein Tod. Doch ist auch seine Schuld keineswegs gering. — Der Herzog ist nur ziemlich stattlich, obwohl sehr verständig und gutmüthig, wie der Doge im Kaufmann von Venedig. Cassio ist tapfer, gutmüthig, offen, freundlich, als Soldat ganz Pflicht, so daß er sich seinen einzigen Fehler im Dienst gewiß nie vergeben würde, auch wenn es Othello thäte. Aber in ihm sind die guten Eigenschaften einzeln vorhanden, nicht dynamisch vereinigt; es fehlt ihm an Tiefe des Gemüths, er ist leicht reitzbar und verführbar; und gerade so mußte er seyn; denn wäre er tiefer und interessanter, so würde die Aufmerksamkeit auf Othello und Desdemona zerstreut; wäre er weniger brav und interessant, so mußte Othello unbegreiflich verblendet seyn.

Man pflegt oft jungen Leuten, Recepte gegen dieß oder jenes Laster zu verschreiben, ihnen zu empfehlen, dieß oder jenes Buch, als Präservative gegen diesen oder jenen Fehler zu lesen, der sich oft unbemerkt, oft aus vermeinter Nothwendigkeit, oft sogar aus lobenswerthem Anlaß einschleicht und dann in erschreckender Progression sich ausbreitet und vom schlechtverwahrten Hause Besitz nimmt. — Ist nun jene Methode wirklich zweckmäßig, so glauben Wir, kein Buch in der Welt, könne so eindringend, so unwiderstehlich gegen die Trunkenheit predigen, als der Anblick des ehrlichen, liebenswürdigen Cassio in der Scene, die Othellos Zorn gegen ihn waffnet.

Emiliens Tugend ist nachläßig getragen, aber nicht ganz abgelegt, leicht zu kleinen Vergehungen verleitet, aber durch schreyende Bubenstücke in Unruhe gesetzt und empört. Sie ist der vollendete und doch nicht grelle Gegensatz Desdemonas. Bey dieser ist alles aus Einem Ton, bey jener, ist alles einzeln, theils zufällig, theils angebildet oder gemacht, und darum ohne Anmuth. Wahre Freude ist ihr bey solch einem Manne wie Jago fremd geworden. Dem Kummer nachzuhängen widersteht' ihr; so hat sie sich auf eine gewisse pikant-witzige Scherzhaftigkeit gelegt. Von da ist nur Ein Schritt zur größten Bitterkeit über das ganze Leben. Mit dem Tod Desdemonas, vielleicht der Einzigen, die sie jemahls geliebt, flammt der Schmerz auf, über ihr verfehltes Leben; sie scheut keine Gefahr mehr, weil ihr das Leben längst verächtlich geworden. — Bianca ist eine arme, unglückliche, lustig traurige, gutherzige Buhlerinn. Sie hat noch so viel Gefühl, um den Cassio, den sie für den besten hielt, auch am meisten zu lieben. — Der Narr findet fast nicht Zeit und Gelegenheit, den Witz zu brauchen. Hier ist ein anderer Tragödienkreis als in andern Shakespeareschen Dramen, und mit Recht ist er hier von allen tragischen Scenen ausgeschlossen. Die Senatoren scheinen nur vorhanden, um nebst dem Herzoge die Erinnerung an die welthistorische Beziehung des erscheinenden Familiengemähldes wach zu erhalten. Lodovico, der eigentliche Abgesandte Venedigs, bringt, bey der uner-

warteten Botschaft, Othello solle an Cassio seine Stelle abtreten, eine gewisse kühle Vornehmheit in eine schon gährende Welt; was Othellos Wuth, die er noch einmahl zusammenpressen muß, so steigert, daß sie endlich in Gegenwart der Senatoren gegen Desdemona aufflammt.

Vielleicht ist nie eine größere Summe von Verstand und Urtheil für eine Tragödie aufgeboten worden? Vielleicht hat kein Stück eine umfassendere Menschenkenntniß und höhere Kraft der Characterzeichnung; aber der Hintergrund ist begränzter, nicht so tief, wie bey anderen Dramen Shakespeares: ein köstliches Schloß voll herrlicher Schätze, dessen zu hohe Ringmauern, der freyen Aussicht wehren. Hohe Begeisterung und tiefe Ironie sind hier, aber die Begeisterung hat von vorne herein etwas Blutiges, die Ironie etwas Herbes, fast dolchartig zugespitztes. — Wenn Romeo und Julia im herrlichsten Morgenrothe glänzen, dessen Purpur aber schon die Gewitter eines schwülen Tages verkündigt, wenn aller Zauber und alle Wärme Correggios daran gewendet ist, so mag man Othello wohl, einen tragischen Rembrandt nennen. — Was in Romeo und Julie, die Ahnenfeindschaft der Capulet und Montague, thut, das Stück dem blos häuslichen Kreise zu entziehen und ihm einen geschichtlichen Hintergrund zu geben, das thut hier die Türkengefahr und Venedigs Kampf wider dieselbe. — Die Schlacht bey Lepanto war noch in frischem Andenken. — Übrigens ist die glänzendste Beredsamkeit zu schwach, die niederwerfende Gewalt der Katastrophe im Othello zu schildern, dieß Gedränge von Gefühlen, die in einem Augenblick die Abgründe der Ewigkeit ausmessen.

Das Todtenamt.

Eine Phantasie.*)

Mehrere Wochen war es schon, daß der Tondichter düster, wortkarg und tief in sich verloren schien, und mancher Arzt und Nichtarzt bedauerte den melancholischen jungen Mann aus ganzem Herzen. Oft ging er gesenkten Blick's durch die Gassen und Straßen, durch Wälder und Auen, und wenn man ihn nachher fragte, wo er gelustwandelt habe? so wüßte er es kaum zu sagen.

Einst wandelte er spät Abends, indem die Sterne aufgingen, am Friedhofe vorüber. Da deuchte es ihm, als würden die Todten unruhig in ihrem tiefen Schlafe, als regten sie sich bang in ihren stillen Betten, und stöhnten, wie in ängstigenden Träumen, tief auf. — Diese Schmerzenslaute schütterten durch die innerste Brust des Tondichters. — Darauf aber lispelte es hoch in den lichten, wehenden Mondgewölken, und im rührenden Tone eines unendlich-liebevollen Flehens, sangen unsichtbare Engel: Dona eis requiem, — und beruhigend, immer leiser und leiser, — requiem — requiem — requiem — sempiternam! Dann ward es wieder weithin stille, und die Todten schliefen süß weiter, wie Kinder, wenn sie nur die Stimme der Mutter gehört haben.

Einmahl, mitten im Wirbel des lustigsten Walzers, zuckte jäh der Hautboisschrey eines herzzerreißenden Wehrufes durch sein Ohr. Erschrocken fragte er hastig einen nahen Freund: Was war das? Dieser sah ihn befremdet an, und fragte nach einer Weile entgegen: Warum tanzest du nicht? — Der Tondichter aber ging schweigend in die Nacht hinaus. Da scholl die Sterbeglocke. Der Wind wehte darein, daß die schwer-wogenden Töne bald ganz erstickten, bald wieder grell aufjammerten. Ein einsames Lichtlein eilte um die dunkle Straßenecke, und hinten nach, ein Priester in weißen Gewändern. Der blonde Lockenkopf des leuchtenden Chorknaben schien zu strahlen, und seine Füße mehr zu schweben, als zu wandeln. Vor einem dunklen Hause, in dem nur ein einziges Fenster matt erhellt war, blieben sie stehen. Das Silberglöcklein klang, und die dumpfe Sterbeglocke am Thurme; — der Priester segnete. Da neigte sich der Tondichter, und es war ihm, als fänge die ganze Welt in ihm und um ihn, voll Liebe und Schmerz, voll Mitleid, Trauer und Freude: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi.

Ein ander Mahl, Nacht's riß ihn ein furchtbarer Posaunenruf vom Schlaf empor. — Ein entsetzlicher Blitz durchfuhr sein Gemach, drauf war wieder grauenhafte Finsterniß, und dann brach der Donner mit schrecklichem Grimme los, daß die Mauern tief in ihren Grundfesten wankten. — — Dies irae! — bebte es von den Lippen des Zitternden. — Dann wieder ein schneidender Blitz, und ein furchtbarer Donner, als bräche das schwarze Firmament in Trümmer zusammen. — Dies illa — solvet seclum in favilla. — — Nun war's vorüber. — Sanft rieselte der Regen nieder, und der Mond strahlte freundlich durch die zerfließenden Wolken in das stille Zimmer. Als käm' er

*) Die Anregung zu diesem Phantasiespiel gab ein neues, vom Director des Steyermärk. Musikvereines, Herrn Anselm Hüttenbrenner componirtes Requiem, welches am 16. Juny d. J. in der Kirche der barmherzigen Brüder zu Grätz zum ersten Mahle aufgeführet wurde, und von gründlichen Musikkennern, der Einfachheit, Würde und Originalität des Styles wegen, volles Lob erhielt; so wie unlängst auch das Ausland die jüngsten Schöpfungen desselben Tondichters, mit Anerkennung und Auszeichnung beurtheilte.

jetzt erst aus einem schweren Traumgesichte zur Besinnung, seufzte der Tondichter freyer auf, und sah wehmüthig auf sein friedlich schlafendes Weib hinüber. Das Mondlicht lag bleich über ihren ruhigen Zügen; da wurd' ihm die Brust wieder enge, und so schauerlich bange, daß er sie wecken mußte, damit er wisse, daß sie nicht todt sey.

Und was er nun thun und treiben, wo er seyn und bleiben mochte, immer und überall war seine Brust voll Schauer und Wehmuth, voll Klage und Entsetzen; und es klang und sang und tönte in ihm, in Traum und Wachen. Er fühlte es nun, es dränge ihn ein großes, ernstes Werk zu schaffen. „Was aber soll es werden?" fragte er sich selbst.

„Ein Todtenamt!" — — rief's innen. Er erschrack bey dem Gedanken. Ein kaltes Grauen, ein tiefer, zu Thränen zwingender Schmerz durchzog seine Brust. Er schüttelte den Kopf, und sagte: Kein Todtenamt! — Und doch flisterte ungestüm eine innerliche, unheimliche Stimme „Thu es! — Ja, ein Todtenamt. Es muß seyn, und schnelle, schnelle;" — Dann wars wieder, als sähe er aus einer furchtbaren, schwarzen Wolke, eine dunkle Gestalt etwas Schreckliches herausdrohen; wenn er das thäte.

Endlich warf er sich seiner selbst nicht bewußt, in den Armstuhl, riß Papier her, schrieb und schrieb, — starrte auf das Papier, — und schrieb wieder, und die fliegende Hand zeichnete nur wenige Noten von den Tönen die ihn rings umquollen. Rings um ihn war Alles, Alles verschwunden und versunken, und nur Töne waren noch, und wogten wie ein unendliches Meer über dem Chaos hin. — Sein Weib legte ihm einmahl die Hand auf die Achsel, und blickte ihm darüber hin in's Blatt. Da fuhr er auf, und starrte sie an: Lebst du noch? — Sie lächelte verwundert; er aber athmete tief auf, rieb sich die Stirne, und schaute sie lange und durch Freuden-Thränen selig an.

So trieb er's fort und fort, bis das Werk zu Ende gebracht war. Nach einigen Tagen stellte er das Notenbuch auf das Clavier, spielte hier und da, und schüttelte mürrisch den Kopf, murmelte: Es ist nichts, nichts! — Es ist nicht, wie ich's gehört habe und warf das Buch zu; seine Freunde aber drückten ihn mit Thränen an ihre Brust.

Bald darauf war er Abends bey seiner alten, kränklichen Mutter. „Kommst du morgen früh wieder?" fragte sie ihn, fast noch freundlicher als sonst. Nein! erwiederte er. „Warum nicht?" entgegnete sie wehmüthig. — Ich habe eine Musikaufführung zu dirigiren, — sagte er beklommen. — Und welche? — — Nein es war ihm unmöglich darauf zu antworten, und ein Schauer durchfröstelte ihn. „Nun so lebe wohl fur jetzt"; sagte endlich die alte Frau leise, und drückte ihm die Hand.

Er eilte nach Hause, warf sich in's Bett, konnte aber nicht schlafen. Er dachte an morgen, und die Hautbois- und die Posaunentöne seines Werkes klagten und dröhnten ewig um ihn her. Nach Mitternacht pochte es plötzlich am Thore seines Hauses, er sprang an das Fenster, eine dunkle Gestalt stand unten. Im ersten Augenblick hielt er sie fast für dieselbe, die ihm aus den Wolken gedroht hatte; es war aber sein Bruder. Der rief: Auf! auf! unsere Mutter stirbt! Da taumelte der Tondichter vom Fenster zurück, und mit einem starren Blick zu den Sternen empor, ächzte er mit lahmer Zunge: Darum also! — —

Morgens kniete er noch weinend an der Bahre seiner Mutter, da trat der Instrumentträger an die offene Thüre, und zischelte: Pst, pst! — Herr Director, die Herrn Musici sind schon beysammen.

Der Tondichter sprang auf, und rannte zur Kirche. Der Sakristan klenkerte schon an der Sakristeythüre. Der Tondichter flog die Stiege hinauf zum Chor, warf den Hut weg, und stellte sich blaß, den Stab in der zitternden Hand, auf seinen Platz. — Die Priester im schwarzen Sammtornate schritten hervor, die Orgel präludirte kurz, und schwieg. — Da winkte der Tondichter mit feuchtem Auge auf die Hauptboister hin, und das Todtenamt begann.

In der Kirche hatten sich indessen die Kritiker und Kritikaster an die Säulen und in die Seitennischen postirt, sie steckten die Brillen auf und richteten sich mit Händ' und Füßen den Tact zu controlliren; aber allmählich vergaßen sie auf ihr eitles Handwerk, standen still in sich gekehrt, und — fühlten.

C. G. v. L.

Nekrolog.

Die Stadt Genf hat durch den Tod des Professors Marc August Pictet, Bruder des vor Kurzem verstorbenen Ehren-Staatsraths Carl Pictet von Rochemont, einen ihrer ausgezeichnetsten Mitbürger und Lehrer ihrer Akademie verloren. Er starb am 19. April, nach einem dreywöchentlichen Krankenlager. Im Jahr 1752 geboren, wurde er zuerst Schüler Saussure's, und später sein Freund und Reisegefährte auf den interessantesten und gefährlichsten Wanderungen dieses Naturforschers auf die Häupter der Alpen, bis er 1786 zum Nachfolger desselben, zum Professor der Physik, ernannt wurde.

Seine ersteren wissenschaftlichen Arbeiten betrafen die Messung der verschiedenen ausgezeichnetsten Höhen in den Alpen, die vergleichenden Berechnungen der Temperatur in den verschiedenen Luftstrichen, die Erfahrungen über das

Gas und die meteologischen Beobachtungen. Man findet zerstreute Bruchstücke davon in Saussure's Reisen, in Delucs Briefen und in den alten Denkwürdigkeiten der Gesellschaft der Künste zu Genf. Das erste Werk, welches er besonders herausgab, war sein „Versuch über das Feuer", der auch in's Deutsche übersetzt worden ist. Das Studium der Naturwissenschaft war und blieb sein vorzüglichstes und sein Lieblingsstudium während seines ganzen Daseyns; obgleich ihm beynahe kein Zweig des menschlichen Wissens unbekannt war. Er erwarb sich als Naturforscher bald eine große und wohlverdiente Berühmtheit, er verbesserte einige Irrungen, machte einige neue Entdeckungen und schuf sich neue Anwendungen der ältern. Sein Ruhm wuchs beständig mit seinen Jahren und verminderte sich bis zum letzten Augenblicke seines Lebens nicht.

Während der politischen Stürme zu Genf erfüllte Pictet alle Pflichten eines guten Bürgers auf's Gewissenhafteste. Er entzog sich in den schweren Zeiten den Ämtern nie, zu welchen ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berief. Seine Mäßigung, seine treffende und treffliche Würdigung der Umstände, sein vermittelnder Geist, der den Parteygeist der aufgeregten Gemüther besänftigte: das waren jene großen und bewunderungswürdigen Eigenschaften, die ihm die allgemeine Achtung in jener äußerst kritischen Periode erwarben. Er war 1798 einer der Beauftragten in der peinlichen Verhandlung über die Vereinigung von Genf mit der französischen Republik, und man verdankt es seinem aufgeklärten Patriotismus, bey dieser Gelegenheit, den Grundstein zu mehr als einer nützlichen Anstalt gelegt zu haben, über die sechszehn Jahre später die wieder zur Selbstständigkeit gelangte kleine Republik sich nicht genug Glück wünschen konnte.

Als französischer Bürger wurde Pictet 1805 zum Tribunat berufen, wo er bis zur Auflösung desselben blieb, während welcher Zeit der besondere Gegenstand fast aller seiner Arbeiten, die politische Ökonomie war. Er vernachläßigte keine Gelegenheit, die Handelsfreyheit zu vertheidigen und das damahlige Mauthsystem anzugreifen.

Napoleon ernannte ihn 1807 zu einem der fünfzehn General-Inspectoren der Universität, und er machte in dieser Eigenschaft verschiedene Reisen, die alle zum Vortheil der Wissenschaft gereichten. In Vereinigung mit seinem Bruder und mit dem ehemahligen Maire von Genf, Herrn Maurice, begründete er 1796 die „brittanische Bibliothek" die seit 1817 unter dem Titel der „allgemeinen Bibliothek" erscheint. Er besorgte vorzüglich den wissenschaftlichen Theil dieser vortrefflichen Zeitschrift, und dieß war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Mehrere Reisen, die er nach England, Schottland und Irland unternahm, vermehrte seine Verbindungen mit den Gelehrten der drey Königreiche, und die Mittheilungen, welche er über diese Reisen im J. 1803 herausgab, sind eins der vollständigsten und interessantesten Werke über jene Länder.

Lange Zeit abwesend von seinem Vaterlande, ohne deswegen aufgehört zu haben, ihm seine besten Dienste zu weihen, kehrte Pictet 1814, nachdem dasselbe wieder seine Freyheit errungen hatte, dahin zurück. Seine unermüdliche Thätigkeit und seine unbegrenzte Ergebenheit als Bürger und als Gelehrter, vermehrten wo möglich noch die hohe ungetheilte Achtung, welche als seine Mitbürger ihm längst geweihet hatten. Mehrere nützliche Anstalten, unter andern die Gesellschaft der Künste, verdankten ihm eine neue Existenz. Alle Freunde der Wissenschaft und Künste fanden beständig in ihm Rath und That, und es ist daher nicht auffallend, daß sein Tod ein so allgemeines Bedauern erregt hat. Die ganze Schweiz beklagte den Verlust eines Mannes, der einer ihrer edelsten und vortrefflichsten Mitbürger war.

Ausstellung einiger Denkmähler des alten Mexiko.

Diese Ausstellung hat zu London, in demselben Lokal, die Kopie des ägyptischen Grabes ersetzt, die eine Frucht der Reisen des unglücklichen Belzoni in Ägypten war. Die alten Denkmähler Mexiko's sind viel seltener, als die ägyptischen, und müssen folglich ein noch viel höheres Interesse erregen. Es ist immer die alte Geschichte in Bildern und die ersten Meinungen durch die Bildhauerey, Mahlerey und Schrift verdeutlicht. Eine kurze Notitz über die Invasion Mexiko's durch die Spanier geht dem Cataloge der ausgestellten Gegenstände voraus, von denen die vorzüglichsten sind: 1. Eine große steinerne Schlange, oder ein kolossales Götzenbild, das einen Menschen verschlingt und seinen untern Theil in Spiralform krümmt. 2. Eine Karte der alten Stadt Mexiko, auf welcher auf's Genaueste alle Straßen, Plätze, Tempel u. s. f. angegeben sind. 3. Ein mexikanisches Manuscript von großer Ausdehnung, und von dem man vermuthet, daß es ein Bericht eines Beamten Montezumas über den Marsch der Spanier sey. 4. Das Modell einer Pyramide mit Stufen zu St. Juan de Teotihuana, beschrieben von Alexander von Humboldt. 5. Ein Spezimen eines großen mexikanischen Kalenders, auf einen ungeheuern Basaltblock gegraben, und in die Hauptkirche von Mexiko gebracht. Dieß kostbare Stück des Alterthums wird im Lande der Zodiak Montezuma's genannt, und verdient die beson-

dere Aufmerksamkeit der Gelehrten. Man glaubt in der Mitte die Sonne zu bemerken, deren Strahlen sich gegen die Cardinalpuncte des Weltalls richten, so wie die Nahmen der Jahreszeiten in geographischen Zeichen und die Abtheilungen des Jahres in Monathe und Tage. 6. Die Bildsäule eines weiblichen Götzen, in einem vulkanischen Stein ausgehauen. 7. Eine andere Figur von Lava. 8. Ein anderes Idol der Sonne von einem sehr feinen Steine, über dessen Nahmen man noch nicht übereingekommen ist. 9. Die Statüe einer aztekischen Prinzessin, von Humboldt ebenfalls beschrieben. 10. Ein genealogisches Gemählde, nach der Regierungsfolge der aztekischen Fürsten, nebst ihren Nahmen in symbolischen Characteren. 11. Ein Götzenbild von Stein, dessen vorderer Theil dem eines Krokodills ähnlich ist. Ein anderes Idol oder Ungeheuer von Basalt auf einem Piedestal. Die menschlichen Formen sind an ihm mit denen eines Tiegers vermischt. Sein Leib scheint sich zu öffnen und läßt einen entfleischten Menschenkopf erblicken, wodurch wahrscheinlich angedeutet werden soll, daß es sich von Menschen nährt. 14. ein großes Gefäß von vulkanischer Masse. Mehrere Altäre von verschiedenen Formen und mit religiösen Bildhauereyen, nach Begriffen des Landes, geschmückt. Vasen von orientalischen Alabaster mit Bildhauerarbeiten bedeckt. Modelle von Tempeln. Verschiedene ehemahls als heilig betrachtete Schlangen. Sachen von gebrannter Erde, Steinspiegel, Mahlereyen, christliche Gebethe, nach dem Landesgebrauche geschrieben, ein aztekisches Manuscript, die verschiedenen Migrationen dieses Volks darstellend, endlich mehrere kriegerische Scenen, die Bezug auf die Niederlassung der Spanier in Mexiko haben.

Aus dem Allem ergibt sich, daß dieses für so barbarisch gehaltene und von der Zivilisation vernichtete Volk, in einem hohen Grade die Kunst besaß, die härtesten Gegenstände zu bearbeiten, seine Götter sich darzustellen und die Begebenheiten seiner Geschichte auf das Papier zu übertragen. Es ist wahr, daß diese Schrift nur noch in ihrer ersten Periode steht und eine Art von Mahlerey, mit mehrern durchaus willkührlichen Zeichen untermischt ist, aber alle diese Denkmähler sind nichts destoweniger vom höchsten Interesse.

Literatur.

185) So eben ist von dem fleißigen Gewerbsfreund Hrn. A. Tedeschi, folgendes Werk erschienen: „Bewährte und auf Erfahrung beruhende Anweisungen und Mittel den Ertrag der Land- und Hauswirthschaften nach den Verhältnissen, Bedürfnissen und Umständen, bedeutend zu erhöhen. Prag 1825. bey Schönfeld." Der erste Theil hat 260. der zweyte 238, der dritte 207, Seiten.

Nach den mannigfaltigen Original-Aufsätzen desselben Verfassers, die wir unsern Lesern über Weinbau, Papier Erzeugungen ꝛc. ꝛc. zu verschiedenen Zeiten in dem Archive geliefert haben, ließ sich von Herrn Tedeschi, auf dem Felde des bloßen Sammelns ebenfalls eine reiche Ärnte voll wichtiger guter Ähren anhoffen. Er hat unsere Erwartungen nicht getäuscht, es ist mit Auswahl und bis auf einiges sehr wenige, nur von geschätzten Practikern wirklich Erprobtes, aufgenommen worden. Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, die äußerst zweckmäßigen, viele Erfahrung und Kenntniß beweisenden Anmerkungen des Herrn Sammlers, wären noch zahlreicher, und wir würden manches Mittelchen, manche Anweisung sehr gerne entbehren, wenn es uns durch die nähere Beleuchtung manches Andern ersetzt wäre.

Hausfrauen in Städten, die an die zahllosen, kleinen Hebel ihrer kleinen Regierungsmaschine selbst Hand anlegen, wird dieses Buch mannigfaltigen Nutzen gewähren; sie werden durch Befolgung der dort gegebenen Vorschriften in ihrer Hauswirthschaft manche Ersparniß machen, die ihre Einkünfte vermehrt und manche Einleitungen treffen können, welche die Annehmlichkeiten des Lebens erhöhen. Man sehe z. B. was über Kartoffelmehl, Anwendung derselben zum Brod und zur Wäsche, Aufbewahrung der Milch, Reinigen des Honigs, Gebrauch des Mooses, Geflügelvieh-Behandlung, Hefe- und Suppenbrod Bereitung; Fleischbehandlung, Fett-Öhl- und Federreinigung ꝛc. ꝛc. gesagt ist.

Noch wichtiger wird dieses Buch allen Landbeamten und kleinern Landwirthen, ja selbst Ökonomen im Großen seyn, die, wie in Ungarn, in einem einzigen Prädium den Areal-Betrag von 5 bis 6 österreichischen Herrschaften vereinigen; diese werden über Erdäpfel und Kleebau, Fütterung, den Bau verschiedener Körner-Gattungen, Behandlung einiger Thierkrankheiten, in der Abhandlung über Küchen- und Öhlgewächse, Öhlbau, Flachsbehandlung ꝛc. ꝛc. soviel anwendbare Vorschriften finden, daß der Ankauf dieses Buches, ihnen zu einem, auf mehr als hundertfache Zinsen ausgelegten Kapital werden wird. Um den Verdacht zu sehr eingenommener parteyischer Berichterstattung zu entfernen, wollen wir rügen, daß sich in die gute Gesellschaft auch ein schlechter Geselle Seite 167 im III. Theil eingeschlichen habe, welcher noch überdieß ein alter Bekannter ist, der sich in den 80ger Jahren in der bey Philipp Wucherer in Wien herausgekommenen ökonomischen Zeitung schon einmahl hatte vernehmen lassen.

Miscellen.

St. Petersburg.

Die Regierung hat eine neue Anstalt gestiftet, die mit der Zeit wichtige Resultate gewähren kann. Ein wissenschaftlicher Ausschuß ist beauftragt worden, eine „Zeitschrift der Minen" herauszugeben, von der alle Monathe ein Heft erscheinen, und die alle Entdeckungen, alle wissenschaftlichen Bemerkungen in sich aufnehmen soll, die mit der Ausbeutung der Bergwerke und der Salinen in irgend einer Berührung stehen. Zugleich werden in den vorzüglichsten Salzwerken „Gesellschaften des Bergwesens" unter dem Vorsitze der Aufseher dieser Arrondissements errichtet. Die Mitglieder werden, in den Tagen der Versammlung, ihre Ansichten und Entdeckungen mittheilen, die sodann dem obersten Ausschusse zu St. Petersburg mitgetheilt werden sollen. Diese Gesellschaften werden sich außerdem noch mit mehrern andern Zweigen der Naturgeschichte beschäftigen. Überhaupt bemerkt man seit einigen Jahren, nicht nur in unserer Stadt, sondern im ganzen Reiche, ein Streben nach allem Wissenswerthen, eine Thätigkeit der Gemüther in Ausbreitung und Vervollkommnung nützlicher Kenntnisse, die eben so viele Aufmerksamkeit von Seiten der übrigen Nationen, als ungetheiltes Lob verdient. — Von nicht geringerer Bedeutung ist, was jetzt, wo in dem unglücklichen Spanien, die Schafzucht so tief gesunken ist, für die Emporbringung derselben in den geeignetsten Klimaten des russischen Reiches, (das bekanntlich jedes Klima und jeden Boden hat,) für die Einführung tibetanischer Ziegen, für die Feststellung beständiger Absatzwege und zum Theil auch manufacturistische Verwendung für den eigenen Be-

darf, nach umfassenden Ansichten und mit großen Mitteln geschieht. — Vorzügliche auswärtige Kaufherren sind hierbey gleichfalls zu Rathe gezogen, z. B. ist der auch als Kunstkenner und Kunstfreund wohlbekannte Leipziger Banquier Maximilian Speck, der im directen Wollverkehr mit England und Amerika steht, auf die schmeichelhafteste Weise nach Petersburg eingeladen worden und Anfangs July, mit dem Statsrathe von Freygang, auch wirklich von Berlin dorthin abgegangen.

— Die schwedische Kadastercommission hat dem Könige das Resultat ihrer Nachforschungen, über die Zunahme der Bevölkerung von 1748 bis jetzt, vorgelegt. Damahls war die Seelenzahl in Schweden (Finnland nicht mit inbegriffen) 1,736,482 Sie wurden im Jahr 1773 auf 1,958,797, im Jahre 1798 auf 2,353,297, und im Jahr 1823 auf 2,697,457 berechnet. Die jährliche Zunahme beträgt also 12,680 Seelen, als mittlere Zahl der 75 Jahre. Es gab 1824 verheirathete Paare 477,858, Todesfälle 56,067, und Geburten 98,259. Der Überschuß der Geburten war also in diesem einzigen Jahre 42,192. Noch im J. 1779 zählte man in Schweden funfzehntausend an den Pocken Gestorbene, und im Jahr 1822 nur eilf.

— Im Museum zu Warschau sind mehrere alte Münzen niedergelegt worden, die man unfern dem Dorfe Plockzo gefunden hat. Sie rühren aus dem eilften Jahrhunderte her und gehören mehreren Ländern, vorzüglich aber England an. Es würde schwierig seyn, erklären zu wollen, wie diese Münzen sich bis in das Herz von Pohlen verirrt haben?

Moskau, May.

Seit Langem zieht die slavische Literatur die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich, und mehrere ausgezeichnete russische Schriftsteller beschäftigen sich mit den Nachforschungen über Alterthum und Geschichte der Vorzeit. Einige Bibliotheken enthalten kostbare Handschriften in slavisch-russischer Sprache aber man bedauert zugleich den Verlust der kostbarsten davon, welche der große Brand unserer Stadt zerstört hat, und deren Zahl auf mehr denn tausend angeschlagen wird. Der Graf Tolston, dessen Bibliothek allein der allgemeinen Vernichtung entgangen ist, hat so eben ein schönes Beyspiel gegeben. Er hat seinen Pallast den Gelehrten geöffnet, und verordnet, daß man ihnen alle die Urkunden und Nachrichten mittheile, welche ihnen nützlich und angenehm seyn können. Außerdem hat er noch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen alten Handschriften drucken lassen, von denen er nach und nach einige interessante Auszüge herausgeben will. Jener Catalog benennt 1145 Manuscripte, ohne besonders diejenigen zu zählen, die sich in einem und demselben Bande befinden. Die reiche Sammlung wird in vier besondere Theile geschieden, nähmlich: Religion, Jurisprudenz, Geschichte und vermischte Gegenstände. In der ersten zählt man über zweyhundert Lebensbeschreibungen von Heiligen, worin mehrere interessante Züge über die Geschichte der Künste, der Gebräuche und der Zivilisation des Landes enthalten sind. Man zählt dreyzehn Copien von der Kormtschaya Kniga, diesem Gesetzbuche, dessen Geschichte und Inhalt der Gegenstand so vieler gelehrten Nachforschungen gewesen ist. Hundert und dreyzehn dieser Manuscripte haben ein bestimmtes Datum. Das älteste von allen ist aus dem eilften Jahrhundert. — Neun davon sind aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Man weiß, wie verwirrt und unbestimmt alle Nachrichten sind, die man über den ganzen Zeitraum hat, der von der Ankunft Ruriks des Skandinaviers in Rußland im neunten Jahrhundert, bis zur Regierung Iwans III. sich ausdehnt, der im fünfzehnten dem Reiche eine ganz neue Gestalt gab. Je mehr man sich unserer Epoche nähert, um so größer wird auch die Zahl der Handschriften, und man zählt deren mehr als vierhundert aus dem vorigen Jahrhundert. Die Miniaturgemählde, womit dieselben geschmückt sind, können dem Gelehrten sehr nützlich werden, der ein Werk über die Alterthümer und die Geschichte der Kunst in Rußland, das bis jetzt gänzlich fehlt, unternehmen wollte.

Es liegt etwas Sonderbares in dem Leben der spanischen Oberfeldherren welche das Reich jenseits des Meeres an Bolivar, den Präsidenten der Republik Columbia verloren haben. Alle drey, Laserna, Canterac und Valdez hatten sich im Befreyungskrieg ausgezeichnet, alle drey waren nach der Rückkehr des Königs, liberaler Gesinnungen verdächtig und suchten, um härtern Verfolgungen zu entgehen, 1816 eine Bestimmung nach Amerika, die sie auch erhielten. — Laserna, unter Palafox Obristlieutenant der Artillerie in jener ewig denkwürdigen Vertheidigung Saragossas, war jahrelang Gefangener in Frankreich, vollendete dort seine Bildung und änderte seine Richtung. Das Commando wider die Algierer, das man ihm gab, war ein Exil. Drum both er sich dem General Abisbal, zur amerikanischen Expedition freywillig an und wurde zum allgemeinen Erstaunen, gleich Obergeneral. — Als Vicekönig hat er zwar den besten Willen und rastlose Thätigkeit, aber eine Unentschlossenheit und Furchtsamkeit gezeigt, die der spanischen Sache, höchst nachtheilig wurde. — Valdez und nach ihm Canterac, haben ihn völlig geleitet. — Der Ruf eines rechtlichen, gebildeten und tapfern Mannes, ward Laserna niemahls bestritten. — Canterac ist ein armer Edelmann aus der Gegend von Bordeaux, aber von Kindheit an, im spanischen Dienst. Man achtete allgemein seine Kenntnisse und seinen Unternehmungsgeist, fürchtete aber seinen Ehrgeitz und seine wenige Verträglichkeit. — Valdez, ein Schüler von Ballesteros, hat den Ruhm des Verstandes, des Muthes und der Thätigkeit, den Ruf des Ehrgeitzes und der Liebe zum Gelde. Er und Canterac, leiteten Laserna ganz. Man wunderte sich nur allgemein, daß Valdez, voll Begierde ein Glück zu machen, doch nicht die Sache der Unabhängigkeit Perus ergriff! — Olaneta, ein geringer Edelmann aus Biscaya, seit seiner Knabenzeit in Amerika und zu Tupiza ansässig, konnte lange auf keinen grünen Zweig, weder zu Geld, noch zu Ruhm kommen. Der Durst darnach, verbrannte ihm die Eingeweide. Er sah mit Freuden, die Flamme des Bürgerkrieges auflodern — und erklärte sich heftig gegen die Independenten und für Spanien, um etwas Ungewöhnliches zu thun. Obgleich fast überall geschlagen, wo er sich zeigte, wurde er dennoch vom Madriterhofe zum Obersten und bald darauf zum General ernannt. Er befehligte die Avantgarde des peruanisch-spanischen Heeres und siegte 1824 entschieden über Santa Cruz. Es war nun freylich etwas Anderes, als mit seinem dürftigen Bergbau in Tucuman, er sammelte unermeßliche Schätze. — Die constitutionelle Regierungsform, die von Spanien aus, in alle Colonien überging, war ihm nun ein Vorwand, sich vom Vicekönig Laserna, von Canterac und Valdes loszusagen, und sich den einzig ächten Vertheidiger Spaniens jenseits des Meeres zu nennen; eine Spaltung, die der Sache der südamerikanischen Republiken den größten Vorschub gab. Von Laserna umschlossen und zur Capitulation genöthigt, floh er nach Ober-Peru, organisirte dort neue Banden, und führte damit gegen die spanischen Generale, einen höchst ungelegenen Guerillas-Krieg (seltsam genug) immer noch im Nahmen Ferdinands VII., auch nachdem Laserna, das absolute Königthum wiederhergestellt hatte!! Bolivar zog trefflichen Nutzen hiervon. Endlich empfing Olaneta auch, den längstverdienten Lohn. Eine Kugel tödtete ihn im Treffen, nachdem die Sache Spaniens in Südamerika, größtentheils durch seine Schuld verloren war. — Bolivars Bild, gab dieses Archiv, 1822 Nr. 104 so wie jenes seiner Unterfeldherrn.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 29. August 1825.

(103)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, 98 und 102 von 1825 dann 148 von 1824.)

Hamlet.

Dieß Schauspiel, wohl das wunderbarste aller, die je geschrieben wurden, bedürfte zu seinem Verständniß der genauesten Zergliederung. Den Schrecken Dänemarks über den plötzlichen Tod seines hohen Fürsten, der nicht ehrenvoll auf dem Schlachtfeld, sondern auf seinem Bett, auf eine unbegreiflich geheimnißvolle Weise seiner Heldenlaufbahn entrissen ward, benützt des Königs ungeliebter Bruder Claudius, sich auf den Thron zu schwingen und durch eine rasche Vermählung mit der Königswitwe, sich darauf zu sichern. Hamlets Schwermuth versäumt in seiner Betäubung, das hier nur locker gedachte, nicht entscheidende Erbrecht geltend zu machen. Hier beginnt das Stück um Mitternacht auf der Schloßterasse. Horatio, ein tüchtiger klarer Mann, aber ohne Phantasie und fast nur historisch lebend, und der mildere Marcellus und Bernardo bereiten die Erscheinung des Geistes vor. Nun steigt das Stück von Zeile zu Zeile, den nicht umsonst kann der Heldenfürst aus dem Grabe gestiegen seyn, und es entfaltet sich rasch, das durch den unheimlichen Tod eines einzigen Fürsten gestörte Verhältniß zweyer mächtiger Völker, denn der Sohn des durch den todten König am Besitz geschmählerten und abhängig gemachten Norwegen-Königs, Fortinbras, rüstet einen Haufen gegen die neuen unkriegerischen Herrscher. Die freundliche Klarheit des Morgens schließt die Expositionsscene, worin das nordische Klima, die Physiognomie der aufgetretenen Personen, die Schauer der Geisterwelt und die Ahnung eines ungeheuren Frevels, im Innersten ergreift und sogleich in die Mitte des Ganzen setzt. Nun sehn wir im Prunksaal den neuen König und seine Gemahlinn im Hochzeitsschmuck unter den Großen des Reichs; Hamlet allein im schwarzen Trauerkleid. Mit der Rhetorik der Gemüthlosigkeit und des schlechten Gewissens hält der Usurpator eine Rede an die Großen, worin auch die politischen Verhältniße auseinander gesetzt werden; zwey nach Norwegen geschickte Gesantte lassen die welthistorische Beziehung nicht aus den Augen verlieren. Die tappend umhergreifende Rede zeigt die Unächtheit im Wesen des halb zerfahrenen Mannes, der an Zerstreuung und Lustbarkeiten gewöhnt, auch einmahl ein wichtiges Geschäft abzumachen gezwungen ist. Die Entlassung des jungen Laertes nach Frankreich, gibt dem König Gelegenheit, dessen Vater, den Hofmann Polonius, überschwänglich, aber unköniglich zu loben; und daß Laertes sich nach Frankreich so ungestüm sehnt, woher so viele Afterbildung kam, macht, daß uns später das eitle, altkluge, heftige Wesen des unwürdig handelnden Jünglings minder befremden muß. Die unbequeme Unterredung mit Hamlet, der durch Stimmung und Kleidung, ihm jetzt unheimlich geworden, verspart sich der König in der Verlegenheit bis zuletzt; denn, fürchtet er des thatenlosen Hamlets durch Trübsinn gebrochene Kraft auch nicht, so wünscht er doch ein leidliches Verhältniß mit dem Schwerbeleidigten, der witzig traurig, ihm, mit tiefen Beziehungen aber, der Mutter antwortet. Der Mörder selbst, sich zürnend, strafend und scheinheilig anstellend, will den Sohn des Gemordeten durch Gemeinplätze trösten, und die jammervoll schwache Zulasserinn des Mordes, möchte durch ein Paar sauersüße Worte den Unglücklichen an sich ziehn, doch wirft noch eine gewisse demüthige Liebe für den Sohn, einiges Licht auf ihren Charakter. Auf ihre Bitte gibt Hamlet seine Rückkehr nach Wittenberg auf. Die diesen Anachronismus getadelt haben, bedachten nicht, daß das ganze Stück im Geiste des 16. Jahrhunderts gehalten ist, und daß der damahls allbekannte philosophisch-grübelnde Charakter Wittenbergs, aus dem Luther hervorging, gleich ein festes Bild dem Zuschauer gibt. Claudius, in pathetischen Phra-

sen dankend, verspricht, dem nachgebenden Prinzen zu Ehren, solle heute Geschützdonner jeden Trunk feyern, und so steht der Mann vor uns, der fast nur aus Phrasen bestehend, sich gern behorcht, einen abgestandenen Höfling unmäßig lobt, die Geschäfte obenhin abthut, gehaltlos tröstend, sich selber Zorn ersprüht und dann, um nur fertig zu werden, über ein geringfügiges Wort des eben gescholtenen Neffen jubilirend, zum Schmaus seinem Lieblingsgeschäft sich anschickt, wobey er noch unnützes Getöse zu veranstalten verspricht. Hamlet bleibt allein; und ob man ihn, tief betrübt, heftig, vielleicht der Verzweiflung noch erwarte, so *überrascht* doch noch das *Übermaß* und die Richtung seiner Schmerzen, die sich gegen ihn selbst und gegen die ganze Welt kehren; doch zeigt auch hier schon sich seine *Schwäche*, denn wie gerecht sein Zorn ist und welche Ahnungen in ihm aufsteigen mögen; er *wagt* nicht sie weiter zu verfolgen. Dem alten, so oft von der Kritik verleugneten Satze gemäß, daß Witz und Laune der tiefsten Schwermuth nahe stehen, sehn wir ihn in der nächsten Begrüßungsscene mit Horatio, anfangs leidlich *leicht*; dann bey den Reden über die Geistererscheinung, tritt die Mischung momentanen Aufschwungs mit Gesenktheit deutlich hervor. Das Verhältniß des Prinzen zu Horatio, ist keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, eigentliche Freundschaft. Horatio ist ein pflichtgetreuer, wackerer Unterthan, bescheiden bis zur Übertreibung, mit der kleinsten Sphäre begnügt, ohne großartige Erhebung, ja ohne besonderen Geist, doch haushaltend mit dem, was er gelernt hat; und so mußte er seyn denn wäre Horatio ein großartig kraftvoller Mann, so wäre das ganze Stück anders; er risse den Freund mit sich fort, oder handelte für ihn; dann ist es auch wahrhaft tragisch, daß der arme Prinz in seiner ganzen Umgebung keinen höhern *findet*, als diesen *Horatio*; vollständige *Liebe* und *Ehrfurcht* hat Hamlet nur ein einziges Mahl gefühlt, für seinen unglücklichen Vater. In der 3. Scene nimmt Laertes von seiner Schwester *Ophelia* Abschied, und warnt sie gutmeinend, aber vorlaut und unzart, ihrer Liebe zum Prinzen wegen. *Polonius*, eben vom Hofe kommend, gibt feyerlich dem Sohn, der vor lauter Redensarten nicht zum Abreisen kommen kann, einige gute und mittelmäßige Lebensregeln mit auf den Weg; dann läßt er sich, durch einige dem Laertes entfallene Worte aufmerksam gemacht, von Ophelien beichten. Die Sache ist ihm nicht neu, und er hat ohnehin schon halbbeschlossen, sie dem Könige zu vertrauen; um das Band zwischen ihm und sich enger zu ziehn. Für seine Tochter hat er nur unartige Verweise und den Witz des Bequemen. Die vierte Scene eröffnen Hamlet, Horatio und Marcellus gegen Mitternacht, auf der Terasse. Kanonendonner und Trompeten verkündigen die Schlemmerfreuden des Königs und — welcher Abstand? welcher Übergang! — mit dem Auftreten des Geistes bringen alle Entsetzen auf Hamlet ein, nur der Feuerstrom seiner Rede, und ein Muth, der halb Verzweiflung ist, halb Wahrheit, schützt ihn von völliger Überwältigung. Die Leiden im Fegefeuer, die grausame Feigheit der Ermordung und eine rührende Liebe für die ehemahlige Gattinn, erhöhen ungemein die Theilnahme an dem Geist. Nachdem dieser versunken ist, äußert Hamlet eine schauerliche Vermischung von Verstand und Witz, Schmerz und Halbwahnsinn; witzige Verzweiflung arbeitet in seinem Herzen. Hamlet läßt die Freunde schwören, über die Begebenheit dieser Nacht zu schweigen, wie er sich vielleicht auch nehmen mag. Welch' ein *Plan*, oder vielmehr, welch ein *Halbplan*! Es ist als ahne er selbst, auf diesem Wege sey nichts sonderliches zu erreichen; aber er traut schon jetzt dem Geist des Vaters, der Teufelsspuck seyn könnte, nicht vollständig, und die Lust am Planmachen, liegt eben in Hamlets Charakter, dessen Kraft sich fast nur in den Kopf zurückgezogen hat, ununterbrochen beschäftigt, durch vorsichtiges Reflectiren das rasche Handeln zu hemmen. Im angenommenen Wahnsinn zeigt er sich hinfort in den wechselndsten Farben, lustig bitter gegen *Polonius*, giftig bitter gegen den *König*, schmerzlich bitter gegen *Ophelien* &c. Er treibt mit sich selbst das schlimmste und gefährlichste Spiel; denn man soll den Teufel nicht an die Wand mahlen, sagt ein altes Sprichwort, doch reitzt Hamleten vielleicht gerade das — und — daß er doch nun mehr nach allen Seiten hin, — Verstand und Witz zeigen könne?! Er ahnet selber schon, wie wenig er auf sich vertrauen dürfe. Für die Frage, wie Hamlets Charakter sich gebildet? ist schon der Hauptpunct der Antwort im 1. Act angedeutet, daß die Existenz des leidenschaftlich geliebten Vaters *Bedingung* seiner höheren Tugend geworden war, und er mit ihm den Fall verloren, daß also all seine Fehler nunmehr hervortreten.

Im 2. Act sendet Polonius, der, weil er sich selbst nicht traut, auch dem Sohne nicht traut, diesem einen Diener nach, der ihn belauern soll, und zeigt dabey ein ergötzliches Gemisch von List, Herzenshohlheit und Altersschwäche. Die mahlerische Erzählung Opheliens von dem Besuch des verrückt scheinenden Prinzen, nimmt er ohne Gefühl und wahres Urtheil auf, aber nicht ohne gewisse, solchen Notizennaturen eigene versteinerte Bemerkungen. — Gerade bey Ophelien erscheint aber Hamlet, weil sein Wahnsinn in vieler Rücksicht ein wahrer ist, und man im Schmerze gerade diejenigen, welche man liebt, am meisten verletzt. In der 2. Scene suchen der König und die Königinn durch zwey

Jugendgespielen des Prinzen, diesen von seiner trüben Schwermuth etwas abzuziehen. Es sind ein Paar Geschöpfe der Aalgattung, im Nothfall auch Schlangen. Polonius bringt die Nachricht von der glücklichen Wiederkehr der Gesandten aus Norweg, und verspricht den herausgeklügelten Grund von Hamlets Schwermuth anzugeben, was er aber, dem Gebothe des König entgegen, erst als Nachtisch nach Vernehmung der Gesandten zu entdecken verspricht. Selbst er fühlt; hier könne er sich ungenirt gehn lassen; dieser König sey kein wahrer König. Diesen beruhigt die Nachricht der Gesandten völlig, Fortinbras Zug sey nicht gegen ihn, sondern gegen Pohlen gerichtet, und er bitte um freyen Durchzug. Die wichtigen Briefe zu lesen, verspart er auf gelegene Zeit, die ihm zum Schmauß nicht fehlt. Nun nimmt Polonius, im Gefühle seiner Wichtigkeit, aus der Vorrathskammer seiner Redensarten, was er gerade zu fassen bekommt und erliegt fast dem eigenen, ihm zu mächtig werdenden Wörterstrom. Endlich zur Erklärung gekommen, trägt er mit stylistisch-kritischen Bemerkungen, einen Liebesbrief Hamlets vor. In der folgenden Scene zeigt sich dieser nur in einzelnen Worten als den sich wahnsinnig stellenden, das andere ist bloß bitter, und er mag sich recht wohl befinden, sich in seiner trüben Laune völlig gehen lassen, und manche treffende Redensart zu Tage fördern zu können; später mit Güldenstern und Rosenkranz zeigt er sich als gewandten Hofmann, satyrischen Scharfblicker, philosophischen Denker, und tiefsinnig schwermüthigen Träumer, nie als Wahnsinnigen; mit Recht! Monotonische Melancholie, dem Zuschauer langweilig, wäre der Natur der Sache nicht gemäß. Bey der Nachricht von der wandernden Schauspielertruppe, wo Polonius sich als einen grundgelehrten Ästhetiker zeigt, wird Hamlet, bey der Ahnung, hier vielleicht Gelegenheit zum Handeln zu bekommen, beynahe guter Dinge; daß Shakespeare bey Schilderung der Schauspielerverhältniße als rein subjectiv erscheint, könnte vielleicht für einen Fehler gelten; auch in der ersten Schauspielerscene verbindet er seine eigenen Interessen kunstwürdig mit denen das Drama, das alte Stück (vielleicht von Shakespeare selbst; es hat Ähnlichkeit mit dem Styl seiner Jugendwerke) nimmt Shakespear ernstlich in Schutz und das Fragment, der Überladung ungeachtet, ist auch vortrefflich. Die Rührung des Schauspielers über das Geschick der Hekuba, wirft Flammen in Hamlets zaudernde Seele! Die Bitterkeit gegen sich selbst erreicht den höchsten Grad; er entehrt sich vor sich selber, doch sich zusammen raffend, beruhigt er sich für den Moment durch einen sehr verständigen Plan.

Im 3. Act berichten Güldenstern und Rosenkranz dem König und der Königinn den Erfolg ihres Besuchs bey Hamlet. Der König, in Intriguen lebend, hat Ophelien her bestellt, damit Hamlet ihr begegne; er selbst und der Vater wollen horchen. — Was ihrem feurig und sinnlich liebenden Herzen in einer solchen Unterredung jetzt begegnen könne, daran denkt niemand. — Nun folgt der weltberühmte Monolog über Seyn und Nichtseyn.

Seyn oder Nichtseyn? das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil; und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden? Sterben — Schlafen,
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh, all die tausend Stöße endet!?
— — — Sterben, Schlafen!? —
Schlafen, vielleicht auch Träumen? ja da liegts!;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir die Last des Ird'schen abgeschüttelt?
Das zwingt uns still zu stehn. Das ist die Rücksicht
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte?
Daß wir die Übel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehen?!
So macht Gewissen, Feige aus uns allen
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Nahmen! —

Hamlet denkt jetzt nicht mehr und nicht weniger an den Selbstmord als im ersten Monolog; er ist nur scharfsinnig in Fragen, aber unberuhigt durch die Antwort, und endet mit dem traurigen Gedanken, das Gewissen mache Feige aus uns allen. Aus dieser Meinung folgt das Gespräch mit Ophelien. Wer an sich selbst verzweifelt, darf nicht mehr lieben, findet aber wohl noch ein gräßliches Vergnügen, gerade den Gegenstand seiner höchsten Liebe zu verletzen. So geht er in die bitterste Wehmuth gegen sie und sich selbst über. Ophelia ist nun verlohren, wie er. Statt des Geliebten, geht ein zerrissenes und zerreissendes Zerrbild vor ihr umher. Der König, der gehorcht hat, glaubt nicht an die Liebe als Grund des Wahnsinns im Prinzen, und will den unbequemen Neffen in Geschäften nach England senden; Polonius gibt die eigenen Gedanken nicht auf, und wünscht, die Königinn möge nach dem Schauspiel den Prinzen um die Ursache seiner Verstörtheit ernstlich befragen. Eine Stimmung, wie Hamlets in der letzten Scene würde den Menschen zerstören; die Natur reißt den Geist gewaltsam von den trüben Vorstellungen. So findet Hamlet im Unterricht der Schauspieler, zeitweilig trö-

stende Beschäftigung. Seine Lehren sind geistreich und kurz treffend. Da er nie allein stehen kann, läßt er die Mienen des Königs auch von Horatio beobachten. Vor dem Hof ist er beynahe fröhlich, denn die Larve des Wahnsinns gibt ihm mehr Muth gegen den König; und sein Schicksal muß endlich auf irgend eine Weise weiter rücken; aber seine Laune wird liederlich witzig, wie sie sich gegen Ophelien kehrt, denn in einer ungeläuterten Brust ist vom tiefsten Schmerz zur Zuchtlosigkeit nur ein Schritt. *Die Komödie bringt das große Verbrechen fast an den Tag;* die ganze Folge für Hamlet ist eine gewisse muthwillige Freude über seine Geschicklichkeit; er hat noch etwas mehr Muth gegen Rosenkranz und Güldenstern. In steter Witzübung, besonders durch Polonius drängendes Erscheinen veranlaßt, gegen den er, den überlegenen bequemen Humoristen spielt, geht wieder ein Theil seiner Kraft zu handeln verloren. Erst, da er allein ist, finden wir ihn in der würdigen Stimmung, gegen die Mutter nur Dolche zu *reden*, keine zu brauchen. In der 3. Scene ist der König mit Anordnung für Hamlets Reise, wo er den Tod finden soll, beschäftigt Polonius, mit seiner Erklärung des Wahnsinns im Prinzen zu Schanden geworden, will sich von neuem beliebt machen und biethet sich an, Hamlets Unterredung mit seiner Mutter zu behorchen. Zum ersten Mahle sehn wir nun den König allein; er fühlt die schauerliche Last seines Verbrechens; er *kann nicht bethen*, denn er hat keine Reue; aber er muß wenigstens *versuchen*, zu bethen. Da tritt Hamlet auf; der Moment zur Rache ist bequem; aber sein Rachedurst, ins Unendliche gehend, möchte ihm auch den Weg zum Himmel abschneiden; er unterläßt deshalb *jetzt* den Mord. In allem was der König sagt, liegt die ganze Trostlosigkeit des Lasters, die ganze Verdorrtheit des Frevels. —

> In den verderbten Strömen dieser Welt,
> Kann die vergold'te Hand der Missethat
> Das Recht wegstoßen und ein schnöder Preis
> Erkauft oft das Gesetz. Nicht so *dort oben!*
> Dort gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Handlung
> In ihrer *wahren* Art und wir sind selbst
> Genöthigt, unsern Fehlern in die Zähne
> Ein Zeugniß abzulegen! — —

— und wie er vergeblich versucht, zu bethen und Hamlet sein Selbstgespräch, ob er *jetzt* die Blutrache üben soll? geendiget hat, trostlos aufstehend, spricht er:

> Die Worte fliegen auf. Der Sinn hat *keine* Schwingen.
> *Wort ohne Sinn* kann nicht zum Himmel dringen!

Die Königinn, den leicht zu verschüchternden schwachen Sohn kennend, spielt die tief Gekränkte, Beleidigte; da aber Hamlet, im Moment der höchsten Kraft, sich stärker als je ausspricht, ruft sie um Hülfe; Polonius hinter der Tapete schreyt mit und wird von Hamlet erstochen. Dieser Moment ist das tiefsinnigste tragische Epigramm, das je ein Dichter hervorgebracht hat, indem der gern lebende, halb ehrliche, witzig-thörige Mann, ohne Vorbereitung aus dem ausgeputzten Leben herausgeschleudert wird, für Hamlet aber durch einen elenden, nur neues Elend erzeugenden Todschlag der kraftreichste Moment verloren geht. — Hamlet, sein Vergehen nur halb fühlend, beschwichtiget sich durch eine derbspöttische Leichenrede auf den Hingesunkenen und kehrt sich sogleich an das Herz seiner Mutter mit einem Feuerstrom der Rede. Eben im Augenblick der höchsten Wuth des Neffen gegen den Ohm, tritt der Geist, voll Liebe und Mitleid für die Verbrecherinn, mahnend und beschwichtigend herein. Die Königinn, den Geist nicht sehend, glaubt den Sohn in neuem Wahnsinn, und weder ein entscheidender Rath von Hamlet, noch ein bestimmter Entschluß in ihr, kömmt zu Stande. Der bittere Scherz, womit Hamlet des Polonius Leiche aufpackt, deutet schon wieder auf eine nur mühselig zusammengeraffte Kraft, die bald wieder zerfährt, deßhalb muß mit dem 4. Act das Stück nothwendig anfangen zu schleppen. — Hamlet lernt nach und nach selbst einseh'n, was gescheh'n; denn er sinkt nach diesem Moment so tief in sich selbst zusammen, daß er sich fast die Möglichkeit abspricht, nun noch zu handeln. *Daher ist auch der vierte und 5. Act, fast ganz in der Natur des Epos und des Romans gehalten:* beynahe nur Begebenheiten, Situationen, Charakterblitze, tiefsinnige Bemerkungen und ohne oder gar wider Willen, vollbrachte Thaten; ja es erscheint in diesem entsetzlichen Werke, in welchem alle Menschen krank sind, der Todtengräber mit seinem halb schmierigen, höchst behaglichen Witze, fast wie ein kerngesunder seltsamer Choragus, der über Königskronen und Gräber, Galgen und Tollheit, vornehme und nicht vornehme Selbstmörder, todte Hofspaßmacher und lebende unglückliche Prinzen, seine Scherze ausspricht. — Wie die Halbreue mit der Langweile in ihrem Gefolge, Übel ärger macht, so ist Anfangs des 4. Acts Gertrud mit dem Könige vertrauter als jemahls, im Wahn befestigt, sie *könne* sich nicht mehr bessern. Wohl blüht noch Mitgefühl, wie sie z. B. bey Opheliens Tod zeigt, unter den Trümmern ihres Characters; aber Sinnlichkeit verbindet sich leicht mit einer gewissen Weichheit, und sie wird von starrer Gemüths-Erkaltung gar bald wieder verdrängt. Der König befiehlt nunmehr Hamleten nach England zu gehen, was dieser verspricht. Ober- und Unterwelt hat den Frevel des Königs bestätigt, der ganze Hof muß ihn seit dem Schauspielabend ahnen, die Königinn hat gestanden, die Unterthansverhältniße sind durch den schwelgerischen Usurpator gelähmt. Er weiß was diese

Einschiffung soll, — und er verspricht zu gehorchen; aber Gegenminiren, der Gedanke reizt ihn fast: „Der Spaß ist, wenn mit seinem eigenen Pulver der Feuerwerker auffliegt." Nun wäre das Stück mit einer gräßlichen Dissonanz aus, wenn der blühende, einfach schöne, gesunde Heldenjüngling Fortinbras nicht aufträte, dessen Auftritt schon im ersten Act und in den Audienzscenen der Gesandten vorbereitet war. Er macht wenig Worte; denn fast alle Personen des Stückes leiden an zu großer Wortfülle, wodurch das Wort seine Bedeutung verliert. Soll ein neues Leben beginnen, so muß das schlechte einfache Wort wieder seine Kraft gewinnen; was auch in der letzten Scene angedeutet wird, wo Fortinbras mit einem Blick die Hauptmomente erfaßt. Tief von den Leichen ergriffen, aber ohne Raum für unmännliche Klage, spricht er wenige Gefühl- und Phantasievolle Worte über Hamlet aus, und mit ruhig kühner Besonnenheit sein Recht auf das Reich, und leitet sogleich die Huldigung ein. — Die Zeit, des viele Worte machens ist vorüber, es soll hinfort muthig, einfach besonnen, aber rasch gehandelt werden. Zurückkehrend, begegnen wir der bis in den geheimsten Lebensnerv verletzten, wahnsinnigen Ophelia, die nun mutterseelen allein da steht. Selbst ihr jetziger Zustand, worin ihre üppig blühende Natur sich freyer als in dem früheren Zwang ausspricht, gibt eine Art von Beruhigung. Indeß hat der heimgekehrte Laertes an der Spitze eines Haufens die Schloßwache übermannt, und läßt sich zum König ausrufen. Das kann ein mittelmäßiger, ruhmloser Jüngling an der Spitze müßigen Gesindels gegen diesen König, der aber doch etwas von Laertes Unbedeutenheit fühlend, die Heiligkeit seiner Würde geltend macht und mit ihm, der statt zu handeln, die Zeit mit phantastischen Ausrufungen verliert, sich in Tractate einläßt, die wieder von der Erscheinung Opheliens unterbrochen werden. Die Art, wie sich Laertes dabey benimmt, ist halb Wahrheit, wohl wühlt der Schmerz in Bildern, aber nicht auf diese Weise, und kommt Einfachrührendes mit vor, so ist es ja eben der Fluch der Selbstgefälligkeit, und Liebäugeley mit sich selbst, daß ihr der zur Läuterung gegebene Moment des ungeheuersten Schmerzes zu phantastischer Trunkenheit wird, wo Wahres und Falsches durch einander wogt. Dieß tiefe Leiden Opheliens konnte nicht erspart werden, weil das Schicksal mit sich bringt, daß der Unschuldige vom Schuldigen mit ins Verderben gerissen wird; nur mit dem Unterschiede, daß es dem Schuldlosen zum Läuterungsfeuer wird, denn ganz rein ist keiner und nahmentlich Ophelia nicht. Es ist die Weltordnung, daß bey dem feindlichen Zusammentreffen der Dinge, oft ein physisches Wunder nöthig wäre, um vom Fall des Schuldigen den Unschuldigen auszunehmen; und ein solches können wir nie verlangen. König und Königinn und der Bruder, die so oft von Opheliens Liebenswürdigkeit reden, thun nun nichts für sie, und ihr Tod ist wahre Beruhigung. — Hamlets Seereise und Zurückkunft ꝛc. wird mit unverkennbar nüchterner Trockenheit erzählt. Eine große Forderung an die Phantasie ist es wohl, das Alles in Einem Act sich zu denken; aber vielleicht hatte Shakespeare die Acte anders eingetheilt, als wir. Die Tractate mit Laertes werden fortgesetzt und aus Furcht vor der Königinn Liebe zu Hamlet, nimmt der König wieder zu heimlichem Gift seine Zuflucht, worauf Laertes bald eingeht und sich ziemlich gewandt dabey zeigt. Der thörichte Jüngling denkt nicht, daß der König seine Meuterey nie vergessen kann?! Nun kommt die Nachricht von Opheliens Tod, der Boten des ganzen Dramas ist unterwühlt. „Die Zeit ist aus den Fugen, und niemand da, der sie wieder einrichte". Der elende Usurpator hat mit dem elenden Laertes ein Bündniß zu neuer Giftmischerey gemacht. Das Land, gewissermaßen ohne Regierung, starrt der Verwesung entgegen. Es folgt sehr treffend bildlich eine Kirchhofsscene. In der Freude, einmahl einen gesunden Mann zu sehen, vergibt man dem Todtengräber, der mit dem Witz umgeht, wie mit der Erde, die seine Schaufel zerwirft, der über das Grab und die ganze Welt scherzt, herzlich gern seine phantastischen Unarten in Bausch und Bogen. Hamlet, über seine Schwäche im Klaren, dem Zufall die Rache überlassend, er, der nie vollständig lebte, ist jetzt mehr als halb gestorben. Ihm ist auf Gräbern am wohlsten und daher kömmt er auf den Kirchhof. Die Bestattung Opheliens erinnert, daß sie nunmehr höher steht, als unser Mitleid. Das hohle Pathos des Laertes reizt Hamleten, der ob er sich oft auch mit Worten abgefunden, doch nie verlangt hatte, daß man ihn dafür für einen Helden hielte. Aber, wie ihn die Mutter mit schauerlich kühlem Weiberverstand öffentlich mit einem geduldigen Taubenweibchen vergleicht, wie nahe liegt ihm da die vollendete Verzweiflung an aller Kraft? Erst in der 2. Scene des 5. Acts wird die Geschichte von Hamlets seltsamer Seereise auserzählt; denn da er sie annahm, so ist nur seine Zurückkunft noch interessant, und der Dichter brauchte mit dem Detail nicht zu eilen. Da erscheint vom König gesendet der junge Osrik, der von keiner Verwandlung des Geschickes etwas wissend, in den Tagen guter Ordnung lebend, erfreut über den ehrenvollen Auftrag, geziert und gerührt, lieblich und süßlich vor dem Prinzen erscheint; er, der das Mißgeschick hat, nie ein einfaches Wort reden zu können; und so lockt er dem Prinzen die letzte Zuckung des Humors und Spottes ab. Der König

hat auf Hamlets Geschicklichkeit im Rapierkampf eine bedeutende Wette gewagt, und bittet ihn, das Spiel mit Laertes anzunehmen. Willenlosigkeit und Eitelkeit lassen ihn die Bitte gewähren. Aber bald fühlt er sich durch die tief und stumpf fortwüthenden Leiden, moralisch und physisch matt und krank. In solcher Stimmung ist der Mensch versöhnlich und er bittet dem Laertes ab. Der gespreitzte Mensch denkt kaum mehr des Vaters und der Schwester, sondern lediglich der ihm vom Prinzen widerfahrene Ehrenverletzung. Das Schicksal handelt, wenn die Menschen nicht handeln und so trinkt Gertrud unwissend und vom König zu spät gewarnt, auf Hamlets Wohl aus dem vergifteten Becher. Daß Laertes und Hamlet, bey erneuertem Gefecht, in der Hitze, die Rapiere wechseln, hat Schwierigkeit; doch ist es nicht unmöglich, ja diese Entwicklung hat der Zufall sehr oft in manchem, hinterlistigen Zweykampf gemacht. — Der Tod der Königinn, des Königs und Laertes, folgen rasch wie Blitze, Hamlet, der nicht zu leben wußte und die schönsten Anlagen fast nur verwandte, um Duft und Farbe der Jugend abzustreifen, versteht zu sterben und seine Worte sind des edelsten und besonnensten Helden werth. Er hindert den Horatio mit ihm „wie ein Römer" zu endigen, welcher Entschluß in dem nun wüst gewordenen Leben, wo der Tod sein Panier aufgepflanzt hat, der besonnenen Natur des liebevollen Unterthans nicht zuwider ist. Kriegerischer Hall verkündet die nahe Ankunft des Fortinbras, und Hamlet begrüßt den Heldenjüngling als König, der Muth, Kraft und Besonnenheit genug haben wird, auf den Trümmern einer alten Welt, eine neue, schönere zu erbauen.

Wenn dieses unendliche Werk für denkende Leser, gar keine andere Ausbeute darböthe, als eine Anthologie der größten und herrlichsten Sentenzen, zusammenzustellen; „die Splitter dieses Geistes" könnten ein Dutzend unsrer ganz guten Dichter, zu Göttern in ihrer Art machen und eines von diesen Broten, das Wunder wirken, viertausend Mann zu sättigen!! Nicht nur daß unsere heutige Bühne sich noch immer die Lehren Hamlets an die Schauspieler zu nutze machen darf, welche Summe der Weisheit liegt in Hamlets Worten an Polonius, der die Schauspieler „nach ihrem Verdienst" behandeln will, — „Weiter, Herr, viel besser. — Wollet ihr jeden Menschen nach seinem Verdienst behandeln, wer wäre dann vor Schlägen sicher? Behandelt sie nach eurer eignen Ehre und Würdigkeit. Je weniger sie verdienen, desto mehr Verdienst hat eure Güte!" — und jene edle Aufwallung:

> Wahrhaft groß seyn, heißt —
> Nicht ohne großen Gegenstand sich regen,
> Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
> Steht Ehre auf dem Spiel! — —

Welcher, der schon einmahl, „sein Brot mit Thränen aß, die langen, kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, sie erkennend die himmlischen Mächte", erfuhr es nicht an sich selbst:

> Wenn die Leiden kommen, so kommen sie wie einzle Späher nicht,
> Nein — in Geschwadern; — so viel Unheil gibt,
> Gleich einem Traubenschuß, an vielen Stellen,
> Viel überflüß'gen Tod! — —

* * *

> In unserer feigen, engebrüst'gen Zeit,
> Muß Tugend, noch Verzeihung flehn beym Laster,
> Ja betteln noch, daß sie ihm wohlthun dürfe.

* * *

> S' ist mißlich, wenn die schlechtere Natur,
> Sich zwischen die entbrannten Degenspitzen
> Von mächt'gen Gegnern stellt!

* * *

> Oh, es ist gar zu schön,
> Wenn so zwey Listen sich entgegengeh'n,
> Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver,
> Der Feuerwerker auffliegt?

* * *

> Schon das besondre, einzle Leben muß,
> Mit aller Kraft und Rüstung des Gemüths,
> Vor Schaden sich bewahren. Doch vielmehr
> Der Geist, an welchem stets das Leben Vieler
> Beruht und hängt. Der Majestät Verscheiden
> Stirbt nicht allein. Es zieht gleich einem Strudel
> Das Nahe mit. Sie ist ein mächtig Rad,
> An dessen Riesenspeichen tausend Dinge
> Gekittet und gefügt. — Kein Herrscher seufzte je
> Allein und ohn' ein allgemeines Weh.

Und welche voluminöse Compendien und Commentare wären nicht zu schreiben und sind nicht geschrieben worden, über Polonius abgeschliffene Weltklugheit und vornehme Gemeinheit und über den jungen Polonius, Laertes, in jeder Hinsicht seines Vaters Sohn, über jene Exposition aller Expositionen, über die Erscheinung des Geistes, über Hamlets Schmerz und über Opheliens anmuthvolle Sinnlichkeit und ihren Wahnsinn, über Hamlets Selbstgespräch vom Seyn und Nichtseyn, über jene Gewissensprobe des Schauspiels im Schauspiel, über des Königs trostlosen Versuch; durch Reue und Gebeth, den Himmel mit seiner schwarzen That zu versöhnen, über Hamlets donnerndes Gespräch mit seiner Mutter, durch die Dazwischenkunft des Geistes furchtbar beglaubet und verstärkt, endlich

über das wahrhaft grandiose und tragische Ende. In den Bearbeitungen aus Schröders und Stephanies Tagen, als Hamlet etwa vor einem halben Jahrhundert, zum ersten Mahl die deutsche Bühne betrat, wurde dieß Ende fein spießbürgerlich dahin abgeändert; daß, nachdem der blutbefleckte König in blutiger Vergeltung, die schuldige Königinn aber, durch einen sinnvollen Zufall, durch den für Hamlet bereiteten Giftbecher gefallen, die Nemesis und Hamlet den Handel gut seyn lassen, Letzterer sich die Hände küssen und huldigen läßt und sich vornimmt, ganz ordentlich und säuberlich zu regieren. — Vorzüglich im Hamlet, aber auch in andern Stücken scherzt Shakespeare sehr derb über die Neigung der Nordländer und insonderheit seiner Landsleute der Britten, zum Trunk und zur Völlerey, zum Spleen und zu allerley Extravaganzen, mit ottokarischer Derbheit. — Es ist Shakespeares Glück, daß er der englischen und keiner andern Nation angehört, sonst wäre er vielleicht darüber übel weggekommen, daß er seine Landsleute irgend eines Fehlers fähig hielt!

In der That: Hamlet ist wahrhaft einzig für alle Zeiten. Kein Denker wird je diesen Ausruf August Wilhelm Schlegels in Zweifel ziehn: ein Gedankentrauerspiel, durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachsinnen über die menschlichen Schicksale, über die düstere Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben und bestimmt, eben dieses Nachsinnen wieder in den Zuschauern hervorzurufen. Dieß räthselhafte Werk gleicht jenen irrazionalen Gleichungen, in welchen immer ein, in keinerley Weise aufzulösender Bruch von unbekannten Größen übrig bleibt. Am meisten aber muß es in Erstaunen setzen, daß bey so versteckten Absichten, bey einer in unerforschte Tiefen hinabgebauten Grundlage, das Ganze, sich auf den ersten Anblick, äußerst volksmäßig darstellt. Die Erscheinung des Geistes bemächtigt sich gleich Anfangs der Einbildungskraft und des Gemüthes; wo dann das Schauspiel im Schauspiel, wie in einem Spiegel das Verbrechen wiederhohlend, des Stückes Inhalt ausmacht. Der Gegensatz von Hamlets verstelltem und Ophelias wirklichem Wahnsinn, ihr herzzerreißender Tod und Leichenbegängniß, das Zusammentreffen Hamlets und Laertes an ihrem Grabe, ihr Zweykampf und die große Entscheidung, endlich das Auftreten des jungen Helden Fortinbras, der einem untergegangenen Königsgeschlechte mit kriegerischem Pomp, die letzte Ehre erzeigt, dazwischen die tiefbedeutungsvolle Ironie der komischen Charakterscenen mit Polonius, den Höflingen und den Todtengräbern; alles dieß erfüllt die Bühne mit der lebendigsten Bewegung.

Wollte man Hamlet darum weniger dramatisch finden, als andere Tragödien Shakespeares, weil die Haupthandlung in den letzten Acten zu stocken, ja rückwärts zu gehen scheint, so vergäße man, daß dieses unvermeidlich in der Natur der Sache liege, denn das Ganze zweckt ja eigens dahin ab, zu zeigen, wie eine Überlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Gränzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt, wie Hamlet selber es ausdrückt:

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Bläße angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Nahmen.

(Die Fortsetzung folgt).

Neu entdeckter Cippus in der k. k. Slavonischen Militärgränze.

Ungefähr am 15. März l. J. wurde zu Vinkovcze im Brooder Gränzregimente und zwar im Garten eines Handwerksmannes, ein ziemlich wohl erhaltener römischer Cippus ausgegraben. Die Masse ist Granulit, die ganze Höhe beträgt 4 Schuh 1 3/4 Zolle. Auf der Fronte liest man folgende Inschrift:

D. M.
C. APONIO. MEM
MIO. CELERI. TRIBV
NO. MILITVM. LEG.
PRIMAE. ITALICAE. IVLIA.
PIA. COIVGI. BENE.
MERENTI. TE. APONIA
GALLITIA. FRATR.

Die Buchstaben sind ziemlich wohl erhalten; an dem letzten A in der zweyten Zeile von unten, fehlt der Querstrich, wahrscheinlich bloß aus Vergeßlichkeit, weil er sonst überall ausgedrückt ist; obgleich noch im vierten Jahrhunderte n. Chr. dergleichen A vorkommen.*) Außer einem ziemlich unsymmetrischen Laubwerke am Gesimse, sind gar keine Verzierungen vorhanden. Einige ermangelten nicht, von der Familie der Aponier das Geschlecht der Grafen Aponi abstammen zu lassen!? In wie fern sie recht haben, vermag ich nicht zu entscheiden. Bisher befindet sich dieser Cippus noch immer in den Händen des Finders. Zu wün-

*) Ed. Bernardi Tabelle über das latein. Alphabet.

schen wäre, daß man ihm, so wie einem früher ausgegrabenen, dem Bachus und der Proserpina gewidmeten Steine, der sich vor der hiesigen Hauptwache befindet, ein vortheilhafteres Plätzchen anweisen möchte, oder daß es ihm wenigstens nicht so ergehe, wie einem hier vor zwey Jahren aufgefundenen Röm. Grabe, von dem ich, der es einige Wochen nach seiner Entdeckung suchte, keine Spur mehr fand. Im Peterwardeiner Gränzregimente sind mehrere Alterthümer (worunter auch ein gutconservirter Sarkophag) auf einem schönen freyen Platze aufgestellt worden. Billig sollte man auch an andern Orten diesem Beyspiele folgen und das, was man mühsam der Erde abgerungen hat, auch dort hin stellen, wo es das Auge des Kunst- und Alterthumsfreundes am leichtesten gewahren kann.

Eug. Wesely,
k. k. Professor.

Wanderung in die Ateliers hiesiger Künstler.

Jacob Hyrtl (in der Leopoldstadt Marokkaner-Gasse Nr. 410) wurde den 23. November 1799 in Wien geboren; kam aber schon als Kind nach Eisenstadt, wohin sein Vater dem Rufe als Tonkünstler zur fürstlich Eszterházischen Capelle folgte. Noch als Knabe kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück; denn der großmüthige Fürst Eszterházy, Hyrtl's Liebe zum Zeichnen gewahrend, unterstützte ihn, um sich an der Wiener Kunst-Akademie weiter auszubilden, wo er sich nebstbey, unter der Leitung des verstorbenen Professors und Hofkupferstechers, Joseph Fischer *), der Kupferstecherkunst widmete.

Durch die Herausgabe des Werkes: Denkmahle der Baukunst und Bildnerey des Mittelalters, vom Herrn Fürsten Lichnofsky, im Vereine mit Fischer, bekam er Gelegenheit, mehrere Blätter für das erstgenannte Werk zu liefern, nahmentlich: 1) Das Titelblatt, Taufstein in der St. Ruprechts-Kirche; — 2) Dedication an den Herrn Fürsten Metternich; — 3) und 4) Details aus der Kirche Mariä Stiege; — 5) Innere Ansicht der Kirche Mariä Stiege; — 6) Titelblatt zur dritten Lieferung, Baumeister Pilgram; — 7) das Riesenthor an der St. Stephans-Kirche.

Platten, welche der Künstler bereits vor mehreren Jahren vollendete, die aber wegen der bisher gehemmten Fortsetzung des oben gedachten Werkes noch nicht in's Publicum kamen, sind: 1) Innere Ansicht der St. Stephans-Kirche gegen den Haupteingang, gezeichnet von Melchior Seltzam und Joseph Fischer; — 2) Grabmahl Kaiser Friedrichs des III. in der St. Stephans-Kirche, in zwey Ansichten, von vorn und oben; die Architectur gezeichnet von B. Meckel, das Übrige von Hyrtl selbst, — 3) Grundrisse und Durchschnitte der Kanzel in der erstgenannten Kirche; — 4) Abbildung der 12 Apostel, nach der halb erhabenen Arbeit beym rothen Thurm, nach der Zeichnung des Herrn Carl Ruß, ersten Custos an der k. k. Gemählde-Gallerie im Belvedere.

Außer den angeführten sind noch von des Künstlers Hand: Ansicht von Wien, nach Fischers herrlichem Gemählde in der fürstlich Eszterházyschen Gallerie in Wien. — Mehrere große Ansichten Europäischer Hauptstädte. — Mit dem Grabstichel ausgeführte Landschaften; so auch eine Ansicht von Constantinopel. — Porträt des Herrn Xaverio Mercatante. — Ansicht des Campo vaccino bey Rom, nach Bendiren.

Zu dem, in diesen Blättern mehrmahls mit Recht angerühmten, vaterländischen Werke: „K. K. Gemählde-Gallerie im Belvedere zu Wien 2c.," größten Theils von der Hand inländischer Künstler, lieferte Hyrtl bisher sieben Blätter, als: 1) Katakomben, nach Platzer; — 2) Das Innere eines Gefängnisses, nach Steinwick; — 3) Hafen von Amsterdam, nach Backhuysen; — 4) Christus vor Pilatus, nach Honthorst; — 5) Porträt Baglioni Malatesta's, nach Parmegganino; — 6) Moses, nach Valentin; — 7) Das Innere der Marcus-Kirche in Venedig, nach Porfatti *).

Außer verschiedenen anderen Arbeiten verfertigte der Künstler auch zu Freyherrn von Hormayr's Geschichte Wiens und zu Pezzl's Skizze von Wien, Gebäude und Monumente. — Gegenwärtig beschäftiget er sich aber, das vortreffliche Gemählde des Angelo Bronzini, in der hiesigen Gallerie, in Kupfer zu liefern **).

F. H. B.

Miscellen.

Zu einem Gitterwerke, womit die Capelle zu Loretto von vorne geschlossen wird, verwendete man die Ketten von 4000 Christen, welche die Schlacht von Lepanto aus türkischer Sclaverey löste.

Die Amalasuntha Rotunda bey Ravenna (circa 524 gebaut) hat ein Dach aus einem Stein in Form einer umgekehrten Schüssel von 4 Fuß Dicke, und 114 Fuß Umfang.

---

*) Siehe dessen Nekrolog Archiv Jahrgang 1824, Nr. 152 und 153.

*) Sämmtliche Zeichnungen zur Gallerie sind von Herrn Sigmund von Perger, k. k. Hofmahler und zweyten Custos im Belvedere.

**) Beynahe fertig hat Herr Hyrtl eine heilige Familie in einer Landschaft, nach Nicolaus Poussin, wovon das Original Herr Prof. Fischer besaß; allein da nach Fischer's Tod dieses Gemählde verkauft wurde: so war der Künstler bisher an der Vollendung desselben gehindert.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 31. August 1825.

(104)

Die Töpfereyen in Staffordshire.

Die meisten englischen Töpferwaaren werden in der Grafschaft Stafford, in der Nähe von Lichfiedl, fabrizirt. Diese Manufacturen nehmen einen ganzen Kanton von zehn bis zwölf Meilen ein, und enthalten eine Bevölkerung von wenigstens 70,000 Seelen, die in zehn kleine Städte und eine große Menge von Dörfern vertheilt sind, deren Extremitäten sich nach und nach genähert haben, so daß sie jetzt nur eine und dieselbe Stadt bilden, die im Lande nur unter dem Nahmen der Pottery bekannt ist. Dieses Gemisch von Wohnungen, die eine große Ebene beleben, welche beständig mit einer dichten Rauchwolke überdeckt ist, hat etwas sehr Seltsames. Die Häuser sind eben so verschieden, als unregelmäßig gebaut; denn da man sie nach und nach aufgeführt hat, so ist dabey mehr Rücksicht auf augenblickliche Bequemlichkeit, als auf Ordnung genommen worden. Daher geschieht es, daß man aus einer volkreichen Straße oft plötzlich in ein Ackerfeld, und aus einem Meyerhofe in ein Magazin gelangt. Der Dämon der Industrie beherrscht ausschließlich diese arbeitsame Menge, die keinen andern Lebenszweck kennt, als die Liebe zum Gewinn; deshalb sucht man umsonst den Luxus daselbst. Die Polizey wird sehr übel verwaltet. Die Straßen sind nur gewöhnliche, sehr schlecht unterhaltene Feldwege, und bey Nachtzeit weder beleuchtet noch bewacht. Man zählt nur vier Pfarrkirchen, die kaum den zehnten Theil der Bevölkerung in sich aufnehmen können; aber eine große Menge Haustempel und presbyterianische Bethcapellen. Es befindet sich auch eine katholische Kirche und ein Seminarium daselbst. Eben gegenwärtig soll eine große Kirche erbaut werden, zu welcher bereits eine Summe vom 2500 Pf. Sterling durch freywillige Subscription zusammengeschossen worden ist.

Obgleich man in dieser reinmerkantilischen Republik wenig an die Cultur der Wissenschaft und der Literatur denkt, so erscheint doch seit einiger Zeit zu Stanley ein Journal, unter dem Titel „Töpferey-Zeitung (Pottery-Cazette)", die von einem verständigen und talentvollen Manne herausgegeben wird. In demselben Ort hat sich auch eine wissenschaftliche und literarische Gesellschaft gebildet, die den pomphaften Nahmen der „philosophischen Gesellschaft von Pottery" angenommen hat. Im gleichen Distrikt befinden sich außerdem mehrere Lesekabinette und viele Schulen.

Dieser Ort, der jetzt der Zentralpunct einer sehr thätigen Industrie ist, war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nur von einigen Bauern bewohnt, die es versuchten, grobe Thongefäße zu bereiten. „Der Verkauf dieser Töpferwaaren" sagte damahls der Doctor Plot, „wird einigen Jahrmarktskaufleuten überlassen, die sie auf ihren Rücken im Lande herumtragen." Von 1760 kam das Geschirr von Stafford in die Mode, und in einer Epistel an Lady Montagne, um jenen Zeitraum, wird es mit den Gefäßen von Dresden und St. Cloud verglichen. Der berühmte Wedgwood hat diese Fabrikation endlich zu einer Vollkommenheit gebracht, wodurch ihre Erzeugnisse ein bedeutender Handelsartikel für England geworden sind. Die Ausfuhr der englischen Töpferwaaren wurde im Jahr 1822, nach dem Verzeichnisse der Douanen, auf 423,399 Pf. St., und die Einfuhr fremder Töpferwaaren auf 4992 Pf. St. berechnet. Im Jahre 1823 betrug die Ausfuhr 489,732 Pf. St. und die Einfuhr 6695 Pf. St., was eine Vermehrung der Ausfuhr von 70,000 Pf. St. von einem Jahr zum andern ergibt. Die größte Ausfuhr war nach Irland, Amerika, Indien, Rußland, Holland und Deutschland. Die Einfuhr bestand größtentheils aus Porzellangeschirren, die aus Frankreich und China kamen. Im J. 1822 betrugen die aus letzterm Lande 1940 Pf. St.

Man kann den raschen Wachsthum der Bevölkerung im Pottery-District am besten nach folgender Übersicht beur-

theilen, die das Resultat der Zählungen von 1811 und 1821 in den vier Hauptorten des Kantons sind:

Städte	1811	1821
Burslem . . .	8,625	9,699
Stanley . . .	4,481	5,622
Lane End . . .	3,930	7,100
Shelton . . .	5,487	7,325
Summa	23,523	20,746

Diese ganze Bevölkerung ist ausschließlich nur in den Fabriken beschäftigt. Von 2087 Familien zu Burslem treiben nur sechzig Ackerbau, und zu Stanley zählte man auf 1157 Familien nur drey Landwirthe. Man hat berechnet, daß wöchentlich achttausend Tonnen Steinkohlen aus den nahen Minen verbraucht werden.

Der Wille böses Spiel. *)

(Slavonische Volkssage.)

Der Jüngling zog frisch quer Feld ein
Durch Blumen und Saaten und Flur und Hain,
Die niedliche Büchs um den linken Arm:
Den rechten hielt ihm Liebchen warm.

Wohl zogen sie hin, wohl zogen sie her
Und freuten des wonnigen Lenzens sich sehr;
Da blieb sein Liebchen so plötzlich steh'n
Und wollt' sie, konnte nicht fürder geh'n.

„Ach Liebchen, was suchet dein Auge dort,
Was stiert es nach jenem dunklen Ort?"
„„O Lieber, siehst du nicht, die Frau,
In jener schattigen Erlenau?

O wie sie so schön auf den Knieen ruh't
Und kämmet des Haares ringelnde Fluth!
Ein schneeiger Schleyer ist ihr Gewand,
Ihr Gürtel ein schmuckes goldenes Band.""

„Mein Liebchen, es ist ein lustiger Traum;
Ich gewahre die zitternden Erlen kaum!" —
„„So sieh, da nickt sie mit holdem Gesicht:
Dir gilt der Gruß, mir sicherlich nicht!"" —

„Bey Gott! ich sehe nicht roth noch weiß,
Nur zitternd spielendes Erlenreis." —
„„O Lieber, da winket sie abermahl,
Geh hin, Dir bleibet ja keine Wahl!"" —

„Das ist ein Spuck, ein höllischer Spuck!
Was kostet es mehr als einen Druck? —
Herab die Büchse, so schlank und fein,
Dem Zauber soll bald ein Ende seyn!"

An schlägt er die Büchse mit festem Schluß,
Und heraus ist bald der unselige Schuß:
Denn Schreck das arme Mädchen erfaßt
Und todt ist der Jüngling im Gras' erblaßt.

*) Die Willen der Südslaven nähern sich so ziemlich den Schicksalsschwestern der Nordischen Mythologie.

Angebliche Verheirathung der Jungfrau von Orleans, fünf Jahre nach ihrem Tode.

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß die berühmte Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans zubenannt, im Jahre 1431 öffentlich verbrannt worden sey. Durch nachstehendes authentisches Actenstück wird jedoch bewiesen, daß sie sich 1436 verheirathet habe, und also nicht fünf Jahre vorher gestorben seyn konnte. Der größern Gewährleistung zufolge, setzen wir dasselbe Wort für Wort her, wie es im Merkur vom Monathe November 1583 abgedruckt ist:

Übersetzung.

Im Jahre 1436 war Meister Schöppe von Metz, Philipp Marcou; und am zwanzigsten Tage des May, vorbemeldeten Jahres, kam die Jungfrau Johanna, die in Frankreich zu Grange-aux-Ormes, nahe bey St. Pierre gewesen war, in der Absicht, mit mehrern der Herren von Metz zu besprechen, und ließ sich Claude nennen. An demselben Tage kamen ihre beyden Brüder, um sie zu sehen. Sie glaubten, daß sie verbrannt worden sey; aber sobald sie sie erblickten, erkannten sie sie. Sie erkannte sie ebenfalls; und am Montag, den einundzwanzigsten Tag des genannten Monaths, nahmen sie ihre Schwester mit sich nach Boquelen; und gab ihr der Herr Nicolle einen kleinen Hengst, der Herr Aubert Boulle einen Hut, der Herr Grognet einen Degen. Und die bemeldete Jungfrau schwang sich sehr behend auf das Pferd, und redete von mehreren Sachen mit dem besagten Nicolle. Er vernahm, daß sie diejenige sey, welche in Frankreich gewesen; sie wurde auch an mehreren Kennzeichen für die Jungfrau Johanna von Frankreich erkannt, welche den König Carl zur Salbung nach Rheims geführt hatte. Mehrere sagten aus, daß sie in der Normandie verbrannt worden sey. Ihre Brüder nahmen sie mit sich nach Maruelle, wo sie sich ungefähr drey Wochen aufhielt, wonach sie nach Notre-Dame-d'Alliance verreisete, und sodann nach dem Herzogthum Luxemburg ging, und dort großes Gedräng verursachte, bis sie der Sohn des Grafen la Wuenbourg (wahrscheinlich: Lauenburg) mit sich nach Köln nahm. Der Vater des Grafen

liebte die Johanna über die Maßen. Sie kam darauf nach Erlon, und daselbst „wurde das Ehebündniß des Herrn von Armoises, Ritters, mit der bemeldeten Johanna, der Jungfrau, abgeschlossen"; wonach besagter Herr von Armoises mit seiner Frau, der Jungfrau, nach Metz kam, allwo er seine Wohnung aufschlug. — —

Nach dem vorstehenden Auszuge sollte man über die Katastrophe Johanna's zu Rouen billig einigen Zweifel haben dürfen. Aber schon Voltaire hat uns die nothwendige Aufklärung über diese Begebenheit mitgetheilt. Er sagt in seinem „dictionnaire philosophique" im Artikel Jeanne d'Arc: „Mehrere Personen haben ohne nähere Untersuchung geglaubt, daß die Jungfrau von Orleans zu Rouen nicht verbrannt worden sey, obgleich über ihre Hinrichtung die unwiderlegbarsten Actenstücke vorhanden sind. Sie sind durch eine Erzählung getäuscht worden, welche man von einer Landstreicherinn hat, die den Nahmen der Jungfrau sich beylegte, die Brüder Johanna's betrog, und sich endlich in der Lorraine mit einem Edelmanne, vom Hause der Armoisen, verheirathete. Es gab noch zwey andere Weibsbilder, die sich für die Jungfrau von Orleans ausgaben. Alle drey behaupteten, daß Johanna nicht verbrannt worden sey, und daß man ein anderes Frauenzimmer für sie untergeschoben habe." Es ergibt sich daraus, daß das oben angeführte Actenstück sehr authentisch seyn kann, ohne daß die Geschichte deshalb Unrecht hat. Der Beklagenswertheste bey allem dem war der gestrenge Herr Armoises, der die wirkliche Jungfrau heimzuführen vermeinte.

Albert Dies.

(Fortsetzung und Beschluß von Nr. 95.)

Die oben erwähnten Wirkungen des Giftes, das Dies durch eine unglückliche Verwechslung in Rom erhalten, entwickelten sich in einer immer entschiedeneren Lähmung der ganzen rechten Körperseite, und der Künstler, der sich schon von zwey Musen getrennt, sah sich im Fall, den noch viel schwerlicheren Abschied von der Mahlerey zu ertragen, der er sein Leben geweiht hatte. Aber hier offenbarte sich zuerst auf eine auffallende Weise, die Kraft seines Geistes. Die Rechte war gelähmt; er nahm den Pinsel in die Linke und mahlte mehrere Gemählde, deren sich noch einige im Besitz seiner würdigen Gattinn befinden; und wer sie anschaut mag sagen, ober den Künstler darin verkenne. Mit lebendiger Kraft gedacht, mit voller Seele empfunden, mit kühnen Strichen gemahlt, sind die Entwürfe; denn sie vollständig auszuführen, vermochte er nicht mehr; denn weiter und weiter griff die Lähmung um sich. Die Linke wie früher die Rechte, verlor ihre selbstständige Kraft, bald jede freye Bewegung; Füße und Zunge versagten völlig ihren Dienst. Der Mann voll lebendiger Ideen, die sich in ihm drängten, daß die Hand dem Geiste der rasch von Schöpfung zu Schöpfung flog nie zu folgen vermocht hatte, war gebannt in einen Sorgenstuhl, dessen ermüdende Beschwerlichkeit keine Bewegung erleichterte, nicht einmahl des Gespräches Süßigkeit linderte. Mit unglaublicher Langsamkeit vermochte er in den letzten Jahren kaum am Arm eines Leitenden, und mit Hülfe seines Stockes, im Zimmer umher zu gehen. Ein häufig wiederkehrender Krampf hielt ihn oft lange fest gebannt in einer angefangenen Bewegung, die er nicht vollenden konnte. Man denke zu diesem allen hierzu eine Seele von so zarter Reizbarkeit, wie sie in Männern sich selten zu finden pflegt, denn es bedurfte nur einen innigeren Beweis von Liebe, ein ergreifendes Musikstück, ihn bis zu Thränen zu rühren. Wer dieß alles bedenkt, müßte er es nicht nur verzeihlich, sondern natürlich finden, wenn er vernähme, der Mann habe manche lange Stunde in seinem einsamen Lehnstuhl mit bitteren Thränen geweint über sein Schicksal? Wer traut sich die Kraft zu, in einer solchen Lage an 13 Jahre lang, mit trockenem Aug da zu sitzen? Aber hier war es, wo sich die ganze Gewalt seiner fast weiblich zarten, aber auch unglaublich starken Männerseele völlig offenbarte. Denn er hat das Schwerste geleistet was der Mensch kann. In den letzten anderthalb Jahren seines Lebens galt vollkommen von Dies, was an Sokrates alle Welt und Zeit bewundert: Man sah sein Angesicht nie verändert. Eine ewig gleiche freundliche Heiterkeit glomm in seinen himmelblauen Augen und zeigte von einer unerschütterlichen Ruhe des Gemüths, und theilte sich allem mit, was in seine Nähe kam. Ein leichter Zug von gutmüthiger Satyre schwebte um seine Lippen, wenn er mit den klugen, beobachtenden Augen da saß; und er ergoß sich oft gerade zu in Laune und muthwilligen Frohsinn, wenn er mit großer Anstrengung nur durch Übung verständliche Worte seinem Nachbarn ins Ohr flüsterte. Seine Phantasie war so thätig, daß er aus Falten eines Tischtuchs, den Ästen des Fußbodens, wie Lenardo da Vinci aus dem ungleichen Kalkbewurf der Mauern, Stoffe zu Gemählden heraus las. Seine Bekanntschaft in früheren Jahren in Rom, war so ausgebreitet gewesen, daß so lang er sich daselbst aufhielt, beynahe kein bedeutender Mann Italien besuchte, mit dem er nicht in Verbindung gewesen wäre. Goethe, Heinse, Stolberg gehörten unter diese. Sein Gedächtniß war so reich, daß er unerschöpflich an heiteren Anecdoten, gleich dem Abbe Galiani, hätte von sich rühmen können, niemand habe dieselbe Anecdote zwey Mahl von ihm gehört.

Konnte er aber der Liebe zur **Mahlerey** nur mit seiner schöpferischen Phantasie nachhängen, so wurde die Neigung zur **Musik**, für welche er früher selbst geschrieben und die er auf mehreren Instrumenten mit nicht gemeiner Geschicklichkeit geübt hatte, durch kleine Musiken genähret, die seine Tochter mit einigen Freunden des Hauses am Abend aufzuführen pflegte. Er saß dann am liebsten im Dunkeln, ließ aus dem andern Zimmer die Töne zu sich herüber schallen, und genoß den Reichthum seiner Empfindungen. Die Poesie, die er immer nur nebenbey als Spiel betrieben, verließ ihn auch in dieser Lage nicht ganz. Er machte zum Zeitvertreibe kleine Gedichte und Epigramme, von deren sich mehrere durch treffenden Witz auszeichnen. In den ersten Jahren, nachdem sein Unglück sich entschieden hatte, liebte er bisweilen im Wagen, wohin er sich tragen ließ, auszufahren, und die freye Natur zu genießen, doch er bemerkte, wie diese kurzen lebendigeren Abwechslungen ihm die heitere Ruhe in der darauf folgenden Einförmigkeit erschwerten, und seine Weisheit versagte sich dieses Vergnügen, weil es zu groß war, als daß es nicht hätte Wünsche gewaltig aufregen sollen, die zu erfüllen in keines Menschen Macht stand. Nachdem er also 13 Jahre gelebt hatte, ohne daß seine Gesundheit, die Lähmung abgerechnet, bedeutende Veränderungen erlitten hätte, warf ihn eine Krankheit aufs Lager; und er erfuhr, seine Lage sey noch nicht die härteste gewesen, die einen Menschen treffen kann. Ohne alle Bewegung, ohne die Möglichkeit durch ein verständliches Wort sein Leiden zu klagen, oder einen Wunsch auszusprechen, litt er unsägliche Schmerzen. Er trug die stechenden Dörner des Unglücks, wie eine Blumenkrone. Am 28. December 1822 fand er im 67. Jahre seines Lebens, im Tode das Ende seiner Leiden.

Seine **musikalischen Compositionen** hat er, wie oben bemerkt ist, bis auf wenige, nie heraus gekommene Stücke, noch in Italien selbst vernichtet. Nebst dem komischen Gedichte: **der Genius der Kunst** und den **Andeutungen über sein Leben**, fanden sich unter seinen Papieren noch **Epigramme** und **Briefe über Landschaftmahlerey**. Sonst hat er sich als Schriftsteller bekannt gemacht durch die **Biographie Joseph Haydns**, die sich durch schöne Einfachheit und ungemeine Zweckmäßigkeit in der Behandlung auszeichnet. Von ihm sind noch einige sehr beherzigenswerthe Worte in den **Vaterländischen Blättern** (Jänner 1811. Nr. 6. 9.) „Hingeworfene Bemerkungen über Kunst und deren Nothwendigkeit in Hinsicht auf Finanzwesen." — „Vorschlag zu einem Museum heutiger Kunst für Österreich; von einem Künstler" (unterzeichnet A. C. D—s.) Sie geben Zeugniß von seiner Besonnenheit und Umsicht, und verdienten gar sehr einen neuen Abdruck.

Unglück der Stuart.

Robert III., der zweyte König vom Hause Schottland, starb im J. 1406 vor Kummer, seinen Sohn in der Gefangenschaft der Engländer zu sehen. Dieser Sohn, Jacob I. wurde erst achtzehn Jahre nachher frey, und genöthigt, gegen seinen Willen eine Engländerinn zu heirathen, deren Morgengabe seine Ranzion bezahlen mußte. 1437 wurde er in seinem Bette ermordet. Jacob II. wurde 1460 von einer Kanonenkugel getödtet. Jacob III., sein Sohn, blieb gleichfalls 1488 einer von ihm verlorenen Schlacht. Jacob IV. kam bey gleicher Gelegenheit 1513 um. Jacob V. starb 1542 vor Gram über die Rebellion seiner Unterthanen. Man kennt die langen Leiden und das tragische Ende der einzigen Tochter dieses Monarchen. Maria Stuart starb, auf Elisabeths Befehl, auf dem Schafott. Ihr Sohn, Jacob VI. von Schottland, und Jacob I. von England, folgte Elisabeth in der Regierung nach, und starb in der That eines natürlichen Todes, aber er hatte sich nie einer großen Achtung zu erfreuen gehabt. Carl I. sein Sohn, wurde, wie die Großmutter hingerichtet; Carl II. wurde verbannt, irrte lange Zeit in der Fremde herum und starb erst dann ruhig, nachdem er seinen Ruhm und seine Gewalt seiner Ruhe zum Opfer gebracht hatte. Jacob II. starb 1720 seiner Krone beraubt und aus seinem Königreiche vertrieben. Der Sohn dieses Letztern hat sein ganzes Leben und die ganze Zeit seiner sogenannten Regierung, von welcher er nur den Nahmen Jacob der III. von England und der VIII. von Schottland hatte im Exil zugebracht. Endlich der letzte Fürst dieses Hauses, der allgemein nur unter dem Nahmen des „Prätendenten" bekannt war, nahm den Titel Carl III. an, und starb kinderlos zu Rom.

Miscellen.

— Die Chinesen haben eine ganz besondere Methode, den Fischlaich auszubrüten. Sie sammeln nähmlich am Ufer und auf der Oberfläche des Wassers alle jene gallertartigen Massen, welche den Laich enthalten. Sie nehmen sodann frische Hühnereyer, blasen das Weiße und Gelbe heraus, füllen die Schale mit Laich an, und verkitten die Löcher mit vieler Geschicklichkeit. Sodann legen sie diese Eyer einem brütenden Vogel unter. Nach einigen Tagen ziehen sie dieselben wieder hervor und zerschlagen sie in von der Sonnengluth gewärmten Wasser. Der Laich entwickelt sich in demselben Augenblicke, und man versetzt alsbald die kleinen Fischlein in frisches Wasser, bis sie groß genug sind, um zu den andern Fischen in die Teiche oder Behälter geworfen werden zu können. Der Verkauf dieses Fischlaichs bildet eine Art von Handelszweig.

Berichtigung. In der Überschrift der biographischen Skizze von **Albert Dies**, soll es heißen: Andeutungen, aus dessen Jugend- und Künstlerleben gezogen, von Paul Thorn.

Der Verfasser der in Nr. 90 stehenden Schilderung der berühmten, kärnthnerischen Bergfeste **Osterwitz**, ist der Herr Stadtkaplan in Klagenfurt, **Heinrich Hermann**, rühmlich bekannt durch viele gründliche, geschichtliche und archäologische Forschungen in diesem Archiv und in der kärnthnerischen Zeitschrift.

Redacteur: Joseph Freyherr von **Hormayr**. Gedruckt und im Verlage bey Franz **Ludwig**.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 2. September 1825.

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 10, 13, 14, 16, 31, 34, 86, 88, und 99, von 1825 dann 148 von 1824.)

Macbeth.

Macbeth mag insofern eine Schicksalstragödie heißen, als wir hier die Darstellung eines Kampfes sehen, worin die noch nicht in sich selbst vollendete Freyheit als eine Beute der Nothwendigkeit untergeht. — Wer könnte, fragt Schlegel, das Lob dieses erhabenen Werkes erschöpfen? Seit den Furien des Äschylus ist nichts mehr so großes, noch so furchtbares gedichtet worden. — Im Gange der Handlung, ist dieses Stück das vollkommene Widerspiel von Hamlet. Sie schreitet von der ersten bis zur letzten Katastrophe mit solcher Raschheit vorwärts, daß Niemand im Stande ist, sich daran zu erinnern, daß die Handlung durch eine Reihe von Jahren dauert. Unbegreiflich viel ist hier in einen engen Raum zusammengedrängt nicht bloß an äußerlichen Begegnissen, sondern auch ergreifende Bilder der innersten Gemüthszustände. — Macbeth mußte nicht, weil das Schicksal wollte; er fiel, weil er seiner Freyheit nicht vertraute. Das konnte er nicht, weil er nicht verstand, sie zu vollenden. Die Nothwendigkeit, der er gehorcht, weil er nicht frey ist, liegt also in seinem eigenen Herzen, dessen Schwäche die dunkeln Mächte nur benützen. Dieser Höllenmacht begegnen wir schon in der ersten Scene. Macbeth, der von ihr soll besiegt werden, tritt nun auf als irdischer Sieger, umleuchtet vom Ruhm einer gewonnenen Doppelschlacht, als Kronenretter, nun der Zweyte im Reich. Diesen Moment der Trunkenheit wählt die Hölle zu ihrem verführerischen Gruß, der auch so gut Wurzel schlägt, daß der Held, von dem sein Gefährte Banquo sagt: „seht doch, wie unser Freund verzückt ist!" und der sich selbst dem mächtigen Zmouls schon so hingegeben hat, daß er halb laut ausruft: „Will es das Schicksal, daß ich König sey, so kröne mich's und — ohne daß ich's suche!" — mit einer Lüge seine Zerstreuung entschuldigt, und durch die Worte:

> Komme, was kommen mag!
> Die Stunde rennet auch durch den rauhsten Tag,

zu erkennen gibt, das Verbrechen stehe schon vor seiner Seele und er traue sich zu, auch das zu bestehn. Nun tritt der milde Greis, König Dunkan auf, mit wahrer Lust im Dank für Macbeth verweilend. Einen Beweis seiner Liebe ihm zu geben, will er, nachdem er ihn mit Ehrenstellen überhäuft, bey ihm zu Nacht bleiben, und sein Gast, aus Einem Becher mit ihm trinken. Macbeths Antwort verräth seine peinliche Lage. Eben hat die Ernennung des Prinzen Malcolm zum Prinzen von Kumberland und Reichserben die Kluft zwischen dem Thron und ihm noch heller beleuchtet. Als böser Engel steht ihm seine Gattinn zur Seite, ein weiblicher Tiger; der die halbe Erde in Flammen aufgehn ließe, um zur Herrschaft der andern zu gelangen. Wir vermögen nicht zu begreifen, wie es dem neuesten Zergliederer Shakespeares beyfallen konnte, die Liebe für eine Triebfeder in diesem Gemüthe und in diesem Stücke zu erklären!? Bey vielem Verdienste, geschieht es ihm doch manchmahl, daß er, um uns die Schönheiten des geliebten Gegenstandes recht genau zu zeigen, denselben secirt und nicht begnügt, die markigste, geschmackvollste Hausmannskost vorzusetzen, uns dieselbe vorkäut! Macbeth steht anfangs da als eine großartige Natur, nur von Seiten der Ehre und Gewalt noch verwundbar; nicht ohne elegische Anklänge ist der gewaltige Held. Die vollendete Kraft der Genialität Shakespeares in den Scenen vor dem Mord ist von Niemand verkannt worden. Die pathetischen Reden nachher sind von einigen getadelt, von andern als Heucheley gelobt worden, beydes mit Unrecht. Seine Kraft ist nach diesem seinem ersten Frevel gebrochen; er, der selbst bey dem, Überraschung drohendem Klopfen, noch ohne an

seine Gefahr zu denken, nur wünscht, es möge den Todten in ihre Qual, bis immer neu herein brechender Jammer sie erwecken, ist zum Heuchler verdorben; er beneidet den Todten, er bejammert sich, daß er in einem Leben verharren muß, das, durch ihn selber entadelt, wüst und freudenleer vor ihm liegt. Die endlos kluge, entschlossene Lady selber, die Macbeths Kleinmuth auf das Herbste schildert und zu sagen vermag: „hätt' es mich nicht, wie er so schlafend da lag, an meinen Vater gemahnt, ich hätt' es selbst gethan!" bringts nur bis zu Einem, doch entscheidend klugen Wort und sinkt dann in Ohnmacht. — Dunkan ist liebenswürdig, mild dargestellt, mit regem Sinn für Liebe und Natur, aber kein Feldherr, kein Krieger, er hat reine Freude am Wohlthun; so heißt er immer „der gnadenreiche"; er hat alle milden Königstugenden; — Weise hat Shakespeare nach den ersten dunkelschweren Scenen das freundliche Stillleben der Natur vor Macbeths Schloße um den nichts ahnenden Dunkan eröffnet, um sodann das tiefste, tragische Pathos darauf folgen zu lassen, wo die Natur selbst aus ihren Fugen tritt gegen den Frevel. Macbeth, der vor der That sich selbst fast alles sagt, was Pflicht und Gewissen gegen das Verbrechen sagen können, prophezeyht sich auch seine qualvolle Lage selber. Er hat den Schlaf gemordet, und kann nicht mehr schlafen, wird nie mehr schlafen, wie der ewige Jude nicht sterben kann. Aber der Furiengepeitschte, ewig Wachende, geräth zuletzt in einen fieberhaften, trunkenen Zustand; der Zerrissene will zerreißen und glaubt zerreißen zu müssen. Nur der Mord, meynt er, mag sichern, was der Mord gewann; und strafend kömmt ihm die Hölle durch doppelsinnige Orakel zu Hülfe. Macbeths Sprache, anfangs höchst melodisch, wird nach der Erscheinung von Banquo's Geist immer härter, rauher, scharfkantiger, bis sie zuletzt zur ärgsten Gallheit und Wüstheit wird. Aber nach dem ersten Kampfe mit Macduff, wo er an die Hölle selbst nicht mehr glaubt, und also alle Wahrheit für ihn untergegangen ist, sinkt auch für einen Moment, selbst die äußerliche Ritterkraft, aber der Moment weicht sogleich wieder der alten Gewohnheit tapfer zu seyn. Die Lady bedurfte keiner höllischen Orakel und Erscheinungen; in ihrer Brust lag schon der Keim zu jedem Verbrechen, das zum Ziele führt. Jedoch rührt ihre ruchlose, fast leichtsinnige Keckheit in den Mordscenen von einer durchaus krampfhaften Spannung her, die gewöhnlich übersehen ward, darum ist auch ihre Ohnmacht rein natürlich; denn ihr Körper gehört der Natur an, auch bereitet es leise auf das vor, was ihr einst begegnen wird. In den nächst folgenden Acten hält sie sich muthig aufrecht; denn die irdische Furcht und Sorge für die Erhaltung der Krone und ihres Gemahls theilt ihr Gemüth und lindert ihre Qual, bis immer neu herein brechender Jammer sie überwältigt, und die Erkenntniß des Frevels und der Hölle sie zu zerfleischenden Gewissensbissen, Irrsinn und verrätherisch wahnwitzigem Nachtwandeln führt. — Überhaupt ist der Allgewalt in Erregung des Schreckens und Grauens im Macbeth, Nichts zu vergleichen, so wenig als jener des Mitleids im Lear. Man denke nur an das Erscheinen der Zauberschwestern, an den vor Macbeths Augen schwebenden Dolch, an alle Umstände von Dunkans Ermordung, an Banquos Erscheinung beym Gastmahl und Macbeths in der Zauberhöhle, an Lady Macbeths Nachtwandeln, an die furchtbare Spaßhaftigkeit der Verzweiflung in Macbeth, da eine schlechte Nachricht der andern auf die Fersen tritt und der Lügensinn der Orakel an Tag kömmt, auf die er seine verblendete Sicherheit gegründet ꝛc. ꝛc.!

Banquo steht tüchtig und glänzend, aber ohne alle Idealität, neben Macbeth. Die Anfechtungen der Höllenprophezeihungen dienen seinem Gemüth zum Heil, denn durch reine Frömmigkeit und biedere Treue, weiß er die verlockenden Stimmen in sich zu beschwören. Er fürchtet sich fast vorm Schlafe, und obwohl Müdigkeit wie Bley auf ihm liegt, bittet er erst die wohlthätigen Mächte des Himmels, böse Gedanken im Schlafe von der schwachen menschlichen Natur zu entfernen. Die über ihn verbreitete heitere Arglosigkeit wird durch des Königs Mord, von Grund aus gestört. — Zweifel an Macbeth steigen auf; er hat wieder mit sich selber zu kämpfen; dennoch bleibt er fest; er will Macbeth nicht kennen; er kann an den Frevel nicht glauben. Hier dringt sich die Bemerkung auf, daß Shakespeare, der Alles wagt, was ein Dichter wagen darf, doch nie ein Pferd auf die Buhne brachte; mit Recht, wo Künstler, „auf den Brettern, die die Welt bedeuten", die Weltgeschicke darstellen, müssen Bestien fern bleiben. Bey Banquos Rückkehr zum Gastmahl hat er lieber vier nüchterne Zeilen eingeschoben, um das Ausbleiben der Pferde zu erklären, als daß er gegen den Grundsatz gefehlt hätte. — Macduff, nach der genauesten Anschauung gezeichnet, gewinnt erst im dritten Act in der Scene mit Malcolm, Gestalt und Physiognomie, wo der reine Ausdruck der Natur in seinem Schmerz über den Untergang seines Hauses, und den Mord seiner Gattinn und Kinder, woran er einen großen Theil der Schuld trägt, aufs tiefste erschüttert. Er will den Schmerz fühlen wie ein Mann und bekämpfen wie ein Mann. Daß er fliehend Gattinn und Kinder schutzlos läßt, entzieht ihm freylich unsere Liebe; aber er floh ja nicht um sich zu retten, sondern aus der klaren Überzeugung, nur Er könne dem Vaterland den rechtmäßigen Konig zurück führen. Nicht als einen Bürgerkrieg betrachtet er den

Kampf, und gebt schonend an Macbeths Mitfechtern vorüber, *mit ihm allein* will er den Gottesgerichtskampf ausfechten, worin er Sieger bleibt. Der Mord der Lady aber, und ihres Kindes ist als nothwendig begründet in Macbeths Character, und dem Moment, worin ihn dieser beschließt. Die am äußersten Ende des Tragischen schwebende gräßliche Scene selbst aber, mußte unmittelbar *dargestellt* werden, wenn man auch der noch nicht genug erstarkten Weichheit des Publicums schonend, sie vor der Hand weglassen mag. Der Dichter stellte einen sinkenden Halbgott dar, der sich selbst zu entmenschen strebend, nur auf den Trümmern einer durch ihn zerstörten Welt, mehr Athem gewinnen kann. Ist nun einmahl ein solcher Plan gefaßt, so müssen auch diese Trümmer gemahlt werden, und zwar *mit* ihrem Blute und in ihrer Erstarrung. Die Ausführung aber ist überaus wahr und groß, wie die seltsam interessante Frau mit dem seltsam intressanten Kinde, über ihr Unglück schmerzlich witzelt, wie sie vom Gatten verlassen, nach und nach von Einem und wieder Einem verlassen, zurück bleibt in der vor unsern Augen immer weiter, unheimlicher werdenden unbeschützten Ritterburg, bis der Tod des Kindes, den Muth und den Jammer der Mutter endigt. — Malcolm scheint von Natur zart fühlend und offen vertraulich gewesen zu seyn; aber des Vaters Tod hat viel nachdenklichen Ernst, ja Argwohn in sein Leben gebracht. Nur ein solcher Fürst, an lange Leiden und zu christlicher Geduld und Beharrlichkeit gewöhnt, kann dem unglücklichen Lande wieder aufhelfen. Ein kriegerisch gesinnter, nach äußerer Ehre strebender Fürst, wäre hier ganz am unrechten Orte; auch sind wir viel zu sehr an Macbeths frühere Heldenkraft gewöhnt, als daß nicht ein neu auftretender Held die Vergleichung zu scheuen hätte. So aber kann davon gar nicht die Rede seyn; denn Malcolm will nur ein rettender liebevoller Vater werden. Die beyden *Seiwards* dürfen in dem ohnehin so inhaltschweren Drama nur wenig Raum einnehmen; doch stehen sie einfach und hell dem dunkeln Macbeth gegenüber. Welch ein tragischer Gegensatz! Dieser reine Sterbensmuth zu dem durch eigene Schuld fast lebebang, und doch so lebensekelnd und peinlich todenfürchtend gewordenen Macbeth! Bey den übrigen schottischen Lords wäre eine genauere Characteristik nur lästig. Doch dient *Rosses* Weichheit (der den blutigen König gesehn, von gerechtem Argwohn nicht frey geblieben ist, und sich dennoch dem Usurpator hat ergeben können,) zur vollständigen Wahrheit des historischen Gemähldes, und gibt eine wichtige Lehre in Beziehung auf die schwankenden Gemüther, die weder recht *ja*, noch recht *nein* sagen, und in der Mitte zwischen beyden, selbst sehr unglücklich sind. Der *Pförtner* hat gar manchem Kritiker sehr mißfallen. Shakespeare gibt den Personen der niedren Stände, wo der Witz sich auch wirklich in einem größeren Kreise bewegt, gern eine gute Portion von derbem Witz und munterer Laune zum Ersatz für manche Entbehrung. Auch dieser Pförtner ist ein derber, zum Trunk geneigter, wohlgenährter Spaßvogel, wie es scheint, ein wenig verwöhnt, und durch einen bequemen Halbmüßiggang zu einer nicht eben zu billigenden Witzgattung verführt. Er gehört zu den Menschen, die wohl wissen, daß theils ihre Unbedeutenheit, theils ihr komisches Wesen sie vor dem Zorne der Mächtigen schützt. Er hat in der Freude über das Glück seines Herrn und die Ehre den König zu bewahren, den größten Theil der Nacht getrunken, um das letzte Drittel mit Witz auszufüllen. — Die *Hexen* sind durch manche seltsame Urtheile hindurchgegangen, aber ihr zähes Leben ließ sie wie Salamander in allen Prüfungen bestehen. *Schiller* hat sie zu wahrsagenden Zauberinnen gemacht, die betrügen *wollen* und auch *nicht* wollen, bald ziemlich gemein sind, bald einige Erhabenheit versuchend, moralische Sprüche ertönen lassen. Sie wissen selbst nicht, was sie sind und wollen. Was Shakespeare wollte, ist leicht zu sehen. Das Böse als ewiges Nein zu allem Wahren, Guten und Schönen ist nothwendig innerlich hohl, häßlich, ja eckelhaft. Ein *erhabener Teufel*, wie *Milton* und *Klopstock* ihn schildern wollten, ist ein innerer Widerspruch; ein anderes ist ein witziger, ungläubiger Teufel, wie *Goethe* ihn mahlt. Eine *erhabene Hexe* muß als der ärgste Verstoß gegen die Wahrheit nothwendig lächerlich werden. Die widrigen Hexen Shakespeares sind aber durchaus nicht lächerlich, sondern wahrhaft furchtbar mit ihrem argen Verstand. —

Mit Recht sagt *Schlegel*: „lege doch Niemand Hand an Shakespeares Werke, um etwas *Wesentliches* darin zu verändern, es bestraft sich immer von selbst." Es ist sehr gleichgültig, ob Shakespeares Zeitalter noch an Zauberey und Gespenster glaubte? Kein Aberglaube konnte herrschend und durch Zeiten und Völker weit verbreitet seyn, ohne eine tiefe Grundlage in der menschlichen Natur zu haben, an die sich nun, im Macbeth, im Hamlet ꝛc. der Dichter wendet und sie aus ihren verborgenen Tiefen hervorruft. Wollte er diesen Volksglauben umändern, so würde er seine ganze Befugniß einbüßen und nichts weiter zum Besten geben, als seine eigenen Fratzen. Shakespeares Darstellung der Hexen ist wahrhaft magisch. Er hat ihnen gleichsam eine eigene Sprache von Beschwörungsformeln gebildet, die gleichsam die dumpfe Musik wüster Hexentänze bilden. Unter sich reden die Hexen wie Weiber aus dem Pöbel. Auch ist ihr Hexenkessel, der Heerd feindseliger

Kräfte, eben nicht mit angenehmen Aromen gefüllt. Aber dem Macbeth gegenüber, hebt sich ihr Ton. Ihre Weissagungen, oder jene, die sie von ihren Fantomen aussprechen lassen, haben die dunkle Kürze und Feyerlichkeit der alten Orakel.— Shakespeare hat die Schuld seines Helden, der einer tiefangelegten höllischen Versuchung erliegt, dreyfach getheilt. Der erste Gedanke kömmt von eben diesen Wesen, deren ganze Thätigkeit durch die Lust am Bösen gelenkt wird. — Macbethen in der Siegestrunkenheit überraschend, spiegeln ihm die Hexen dasjenige, was nur durch seine That wirklich werden kann, als eine Verfügung des Schicksals vor und beglaubigen ihre Worte durch unmittelbare Erfüllung der ersten Weissagung! Die Gelegenheit zu Dunkans Ermordung folgt auf der Ferse. — Lady Macbeth hetzt dazu durch alle Sophismen, wodurch das Verbrechen sich in eine falsche Größe kleidet. — Auf Macbeths Antheil fällt beynahe nur die Ausführung. Er wird dazu, wie im Taumel der Verblendung hingestoßen, die Reue folgt der That auf dem Fuße, ja sie geht ihr voran. Sein Gewissen läßt ihm weder Tag noch Nacht mehr Ruhe. Er hält sein Daseyn um so ängstlicher fest, je elender und peinlicher es geworden ist und räumt ohne Barmherzigkeit Alles aus dem Wege, was nach seinem finstern Argwohn, ihm Gefahr zu drohen scheint.

Man könnte glauben in dieser herrlichen Tragödie walte ganz das Verhängniß, das Fatum der Alten? — Alles hebt mit einem übernatürlichen Einfluß an, an den sich die folgenden Begegnisse unvermeidlich ketten. Man findet hier sogar jene doppelsinnigen Orakel wieder, welche eben durch ihre buchstäbliche Erfüllung, die auf sie Vertrauenden täuschen. Indessen ging der unsterbliche Dichter doch von einer noch viel erhabeneren Ansicht aus, nähmlich, daß der unaufhörliche Kampf des Guten und des Bösen in dieser Welt, nur unter Zulassung der ewigen Vorsicht statt finde, welche den Fluch, den einige Sterbliche auf ihr Haupt laden, zu anderweitigem Segen wendet. — Auch in der Vergeltung herrscht durchaus eine genaue Stufenfolge. Lady Macbeth, die Schuldigste, endigt von unnennbaren Schmerzen gepeinigt, unbetrauert, geflohen, mit allen Zeichen der Verwerfung. Macbeth wird noch des Heldentodes auf dem Schlachtfelde würdig befunden. Dem edeln Macduff, dem Retter Schottlands, wird die Genugthuung, den Tyrannen mit eigener Hand zu fällen, der ihm die Gattinn und die Kinder erwürgt hat. — Banquo büßt den ehrgeitzigen Vorwitz, auch seine eigene glorreiche Zukunft wissen zu wollen, mit einem frühzeitigen Tode, indem er dadurch Macbeths Eifersucht erregt. Aber er hat sein Gemüth rein erhalten von den Einflüsterungen der Zauberschwestern. Sein Nahme wird in seinem Geschlecht gesegnet, das auf eine lange Zeitenfolge zu derselben Königswürde bestimmt ist, die Macbeth durch alle Verbrechen, doch nur auf Lebenszeit an sich gerissen hat. Shakespeare hat es nicht verschmäht, durch sein, ganz nach poetischen Ansichten entworfenes Meisterwerk, zugleich auch seinen königlichen Gönner Jacob I. zu huldigen, der sein Geschlecht von Banquo ableitete, auf die durch ihn geschehene Vereinigung der drey Inselkronen von England, Irland und Schottland und sogar auf die, von Eduard dem Bekenner ererbte, von Jacob sehr hoch geschätzte Gabe der englischen Könige hinzudeuten, gewisse Krankheiten, durch die Auflegung der Hände zu heilen. — Aber welche noch viel herrlichere Anspielungen auf Alt-Englands Ruhm, auf die über alle ihre Feinde triumphirende Elisabeth, auf den Untergang der unüberwindlichen Armada, sind nicht am Schlusse des König Johann, in Richard II. und Heinrich V. im Locrin, im Sommernachtstraum rc.? Stellen, wodurch Shakespeare seinem Ruhm als nationaler Dichter die Krone aufgesetzt hat!

(Die Fortsetzung folgt).

Miscellen.

— Auf den Besitzungen eines gewissen Sager in Virginien hat man eine weiße Eiche umgehauen, deren Stamm 14 1/2 Fuß im Umfang hatte. Nahe dabey befindet sich ein Sassafras, dessen Umfang 13 Fuß mißt, und ein süßer Gummibaum (Sweet gum), der 27 Fuß im Umfang hat und auf einer Höhe von 25 Fuß noch von derselben Stärke ist. Ein gelber Pappelbaum mit 6 Fuß über der Erde 27 Fuß im Umfange, und 30 Fuß höher noch 15 Fuß in der Umspannung.

Ein außerordentlicher Zug von strenger Militärjustiz fiel bey der Eroberung von Mantua 1630 vor. Ein Soldat erbeutete bey der Plünderung 80,000 Ducaten, verspielte sie aber in einer Nacht. Der kaiserliche Commandant Colalto ließ ihn hängen. — —

Zu Padua ist die Grabschrift des Stephan Kokos, eines siebenbürgischen Arztes, der in kräftiger Jugendblüthe starb.

Hic juvenis fortis, Medicus jacet. Ergo nec aetas
Nec vis, nec Medicus vincere fata queunt.

(Überhaupt findet man in Keißlers Reisen sehr viele monumenta hungarica aller Art angegeben, welche in Italien zerstreut sind, und zum Theil mit den wichtigsten Nahmen, als Corvin, Bethlen, Rakoczi u. s. w. in Verbindung stehen.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 5. September 1825.

Beyträge zum gelehrten Oesterreich.

XLIX.

Georg von Gyurikovits, Assessor der Gerichtstafel der Preßburger Gespannschaft und Senator der königl. Freystadt Preßbueg.

Georg von Gyurikovits, Augsburger Confession, wurde im Jahre 1783 den 12. July in Ivanotz, einem in der Trentschiner Gespannschaft zwischen Trentschin und Neustadtl an der Waag gelegenen Dorfe, geboren. Er stammt aus dem alten adeligen Geschlechte Gyurika, das schon im XIII. Jahrhunderte berühmt war, in der Trentschiner Gespannschaft ab. Sein Vater war Paul von Gyurikovits, die Mutter Elisabeth, geborne Petenady aus Somerein, einem Marktflecken der Insel Schütt oder Czallaköz bey Preßburg.

Nach der ersten im väterlichen Hause, dann 1790 in Neustadtl an der Waag und 1792 in Nemes Podhragy genossenen Erziehung, schickten ihn seine Ältern in die protestantische Schule nach Trentschin, wo er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache verbunden mit andern Lehrgegenständen, unter der Leitung des Schullehrers Michael Fontani und des Schulrectors Georg Miletz durch zwey Jahre mit glücklichem Erfolge trieb. Von Trentschin begab er sich im Jahre 1795 nach Modern, wo er in dem dasigen Gymnasium A. C. unter dem verdienten Professor Ferdinand Ott (gestorben im hohen Alter im Jahre 1825) die Grammatik und Syntax durch zwey Jahre rastlos lernte. Im September 1797 bezog er das protestantische Lyceum A. C. zu Preßburg, um sich da, außer den gewöhnlichen Gymnasial- und Lyceal-Studien der protestantischen höhern Schulen Ungarns, auch die deutsche Sprache, welche er in Modern zu lernen angefangen hatte, eigen zu machen. Hier hatte Gyurikovits das Glück den Unterricht des in der Mathematik, Physik, Geschichte und lateinischen Philologie gründlich bewanderten (obgleich von vielen verkannten) Professors Stephan Sabel in der Rhetorik, Mathematik, Physik, Weltgeschichte, so wie der übrigen Professoren, nahmentlich des Stephan Fabry in der Geographie, Logik, Dogmatik, und des Daniel Stanislaides in den römischen Antiquitäten, in der Mythologie und Moraltheologie zu genießen. *) Nach glücklicher Vollendung eines zweyjährigen Curses kam er 1799 von Preßburg nach Nagy Körös, um sich in dem dasigen reformirten Collegium in der ungarischen Landsprache mehr Fertigkeit zu erwerben. Im J. 1800 kehrte er im September wieder nach Preßburg zurück und studirte in dem protestantischen Lyceum, und 1801/2 in der königl. Akademie zu Preßburg unter dem Doctor und Professor der Rechte Paul von Hajnik, der später als Professor der Statistik an die königl. Universität zu Pesth versetzt wurde, wo er starb.

Nach dieser wissenschaftlichen Ausbildung widmete sich Gyurikovits der ökonomischen Praxis bey seinem Anverwandten, dem Güter-Präfecten des Grafen Franz Zichy zu Puszta Födemes, mit dem er mehrere Reisen in die Arvaer, Neogradee und Stuhlweißenburger Gespannschaft unternahm. Dort knüpfte sich auch seine Freundschaft mit dem berühmten Botaniker, Grafen Franz Waldstein, denn er auf seinen wissenschaftlichen Reisen oft begleitete. 1803 begab er sich in die juridische Praxis nach Preßburg zu Paul von Scultety, berühmten Advokaten und Fiscal Seiner königl. Hoheit des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen. Hier war es auch, wo die Neigung und Liebe zur Forschung der vaterländischen Geschichte und Diplomatik durch den als gelehrten Stemmatograph berühmten Assessor der Districtual-Tafel zu Tyrnau, Andreas von Lehotzky in ihm rege gemacht und genährt wurde.

Von der juridischen Praxis berief ihn die Gräfinn

*) Diese drey Professoren des Preßburger Lyceums, Sabel, Fabry und Stanislaides sind bereits todt.

Barbara verwitwete Esterhazy, geborne Castiglioni, auf ihre in der Baranyer Gespannnschaft gelegene Herrschaft Durda, wo er zwey Jahre und nachher in der Mezölaker Herrschaft zu Papa, Weßprimer Gespannschaft, ein Jahr zubrachte, und während dieser Zeit in dem Wirthschafts- und Rechnungsfache bedeutende Fortschritte machte.

Mit Ausgang des Jahres 1808 stellte ihn S. Excellenz Graf Franz Zichy der ältere, als Kastner zu Preßburg an, welches Amt er bis zum Tode des Grafen in jener schwierigen Zeit des Bombardements von Preßburg bey der Invasion im Jahre 1809, und während des ungarischen Reichstages 1811 und 1812, durch vierthalb Jahre mit voller Zufriedenheit verwaltete.

Im Jahre 1812 den 27. July wurde er vom Grafen Leopold Palffy, Administrator der Obergespanns-Würde, zum Stuhlgeschwornen des Preßburger-Comitats ernannt und bey der General-Congregation adjurirt. Bald darauf wurde er von den Comitats-Ständen zur Übergabe der Sr. Majestät auf dem Reichstage an Früchten freywillig bewilligten Subsidien von Seite des Preßburger-Comitats bestellt. In demselben Jahre 1813, als die allerhöchste Regierung vom Preßburger-Comitat 3400 Arbeiter zur Erbauung eines Brückenkopfes vor Preßburg, um das jenseitige Dorf Engerau und zur Anlegung mehrerer Verschanzungen in den Auen: Pötschen, Bruckau, alte Burgerau und auf der Flanschendorf genannten Kapitelwiese gefordert und jenes dieselben willig und schnell gestellt hatte, wurde die Leitung der Arbeiter Gyurikovits anvertraut, welcher diesem beschwerlichen Auftrag mit seltenem Eifer entsprach.

Als im J. 1814 am 29. October den Preßburgern das Glück zu Theil ward, Seine Majestät, den Kaiser von Rußland Alexander in den Mauern ihrer Stadt zu sehen, wurde Allerhöchstdieselbe von einer solemnen Comitats-Deputation empfangen, bey welcher sich auch Gyurikovits befand, der Seine Majestät zur Besichtigung des Preßburger Schloßes, und der übrigen Merkwürdigkeiten und der militärischen Anstalten der Stadt begleitete, — auch Mitglied jener Deputationen war, die das Comitat an J. J. M. M. die Könige von Bayern und Sachsen abordnete, als Höchstdieselben Preßburg besuchten. — 1818 wurde Gyurikovits, einhellig zum Senator vom Preßburg erwählt und in dieser Eigenschaft, beym Tavernikalstuhle zu Ofen (dem Appellationsgericht der k. freyen Städte) mit Beyfall verwendet. 1823 wurde er Beysitzer der Preßburger Gerichtstafel. — Alle seine Mussestunden, weiht er mit unermüdeter Anstrengung und bedeutenden Unkosten dem Studium der Vaterlandskunde, für welche er einen Schatz auserlesener Sammlungen, im geschichtlichen, antiquarischen, diplomatischen, heraldischen, genealogischen, statistischen und topographischen Fache beysammen, und selbe durch häufige Reisen und durch frequente Correspondenz mit den edelsten Vaterlandsfreunden und Forschern vervollständigt hat. — Der bedeutende Umfang und Reichthum dieser seiner Sammlungen erhellt am besten aus seinen zahlreichen Arbeiten für verschiedene Zeitschriften. So stehen z. B. von ihm im Hesperus, als dieser noch ein inländisches Journal war und in Prag erschien:

1) Antwort auf die Frage über die Nachricht der von Celtes in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen gestifteten gelehrten Gesellschaft. 1818 Jahrgang XXI. Band. — 2) Berichtigung der Angabe in der Geschichte des ungarischen Reichs von Johann Christian von Engel über den Tod des General-Feldmarschall-Lieutenants Ferdinand Gobert Aspermont XXII. Band. — 3) Menschenfreundliche Grundherrschaften in Ungarn in dem Mißjahre 1816 XXII. Band. — 4) Abnahme der Volksmenge im Biharer-Comitat im Jahre 1817 XXII. B. — 5) Bevölkerung des mittlern Szolnoker-Comitats im J. 1817. XXIII. B. 6) Bevölkerung der Bekescher und Kraßnaer Comitate im J. 1817 XXIII. B. — 7) Beyspiele von sehr hohem Menschenalter in Ungarn. XXIII. B. — 8) Neuentdeckte römische Alterthümer zu Steinamanger (Sabaria) XXIV. B. — 9) Luxus der Prachtausgabe der zwey historischen Werke des Herrn von Kriebel. XXIV. B. — 10) Situationsplan und Beschreibung von Preßburg XXIV. B. — 11) Wichtige Verbesserung auf der Fürst Joseph Palffyschen Herrschaft Blasenstein in Ungarn, Preßburger-Comitats, veranstaltet von dem Güter-Regenten Herrn Nikolaus von Lacsny, dargestellt von Georg von Gyurikovits. XXV. B. — 12) Topographische Beschreibung des Marktfleckens Zorndorf in Ungarn. XXVI. B. — 13) Die Mezölaker Herrschaft im Weßprimer-Comitat XXVI. B. — 14) Bemerkung über des Hrn. von M. Andeutung meiner literärischen Arbeiten. XXVIII. B. — 15) Die hessische Colonie zu Majos in Ungarn. XXVIII. B. 16) Versunkener Hügel bey Kots-Berges in dem Csajkisten-Bezirk. Neues Coloniedorf Kis Esztergam in Ungarn. XXVIII. B. — 17) Die Universität zu Preßburg unter Mathias Corvinus XXVIII. B. — 18) Verbrauch des galizischen Salzes in Oberungarn. Flächeninhalt der Puszta Bankuta. Demolirung der Festungswerke in Raab. XXVIII. B. — 19) Über das Gemählde am Rathhause zu Preßburg. XXVIII. B. — 20) Übersicht der Volksmenge des Preßburger Comitats. XXIX. B. — 21) Diplomatische Beweise, daß die Familien-Wappen in Ungarn viel älteren Ursprungs seyen, als seit Königs Sigmund Regierung oder dem Constanzer Concilium.

XXIX. — 22) Häufige Ansiedlung der In- und Ausländer zu Preßburg. XXIX. B.

Mit eben so wichtigen als reichhaltigen Aufsätzen bereicherte Gyurikovits die ungarische wissenschaftliche Monathsschrift Tudományos Gyüjtemény in Pesth. Es sind folgende:

1) Beschreibung der Mezőlaker Herrschaft. 1820 Jahrgang. — 2) Bevölkerung und Volksmenge des Preßburger Comitats. — 1821. Jahrgang. Eine detaillirte Abhandlung. 3) Von dem Geschlechte Thuroczy von Thurocz Szent Mihaly. 1822. Jahrg. Diese Abhandlung wurde in einer deutschen Übersetzung im Jahrgange 1823 des Archives für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst mitgetheilt. — 4) Biographie, Werke und Sammlungen von Büchern und Handschriften des Hofraths und k. k. Hofbibliothekars in Wien, Adam Kollar Edlen von Keresteny 1823 Jahrg. — 5) Ausführliche Geschichte des Bibersburger Schloßes im Preßburger-Comitat 1824 Jahrg. — 6) Von dem Ursprunge des Nahmens und den historisch denkwürdigen Alterthümern des privilegirten Marktfleckens Papa im Weßprimer-Comitat. 1824 Jahrg. — 7) Zwey merkwürdige Urkunden, die königliche freye Stadt Stuhlweißenburg betreffend. 1825 Jahrg. — 8) Kritische Abhandlung, daß unter dem von Jornandes erwähnten Fluß Bollia oder Pollia die heutige Eipel, ungarisch und lateinisch Ippolya im Neograder- und Honter-Comitat zu verstehen sey.

Im Jahrgang 1825 des Archivs für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst sind bisher folgende Aufsätze von Gyurikovits erschienen:

1) Die Zahl der Häuser in Preßburg in drey verschiedenen Zeiträumen. März Nr. 32 und 33. — 2) Beschreibung des k. k. Lust- Hof- und Jagdschloßes Nieder-Weiden in Österreich. März Nr. 37. — 3) Älteste diplomatische Spur von der k. k. Post zwischen Ungarn und Österreich. März Nr. 38. — 4) Stellung der Mannschaft von der Stadt Preßburg im J. 1593 zum Feldzuge gegen die Türken, April Nr. 45. — 5) Der Friedenstractat geschloßen zu Ofen im J. 1442 zwischen dem König Wladislaw I. und der Königinn Elisabeth. May Nr. 56 und 57. — 6) Ausgegrabene Elephantenknochen und Zähne in der Gegend von Tyrnau in Ungarn. May Nr. 61. — 7) Bemerkungen zu der Biographie des Grafens Franz Adam Waldstein. May Nr. 64. — 8) Verlornes Werk des Arztes Procopius Bonamus aus dem XVII. Jahrhundert, die Naturgeschichte von Ungarn betreffend. Juny Nr. 73. — 9) Die 300 jährigen Rusten bey Trautmannsdorf. — 10) Die zu Preßburg gekrönten Könige und Königinnen Ungarns.

Von den noch ungedruckten Werken und Abhandlungen, die Georg von Gyurikovits verfaßt hat, kann ich folgende anführen:

1) Geographie und Geschichte des Arwaer-Comitats, das Manuscript ist 116 Bogen stark. — 2) Ausführliche Beschreibung des Trentschiner-Comitats, dieses Werk macht 4 Bände aus. — 3) Geographische und historische Beschreibung des Wirselburger-Comitats. Über 100 Bogen stark. — 4) Topographische Beschreibung und Geschichte des im Weßprimer-Comitat liegenden berühmten Berges und Schloßes Nagy Somlo (Schomlau). — 5) Topographische Beschreibung und Geschichte des privilegirten Marktfleckens Papa in dem Weßprimer-Comitat. — 6) Historische und geographische Beyträge zur Kunde des Baranyer-Comitats. — 7) Eine Sammlung von ausgesuchten Urkunden für Ungarns Geographie im Mittelalter und zur kritischen Beleuchtung der vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde, diese reichhaltige Sammlung beträgt mehrere Bände in Folio. — 8) Diplomatarium Comitatus Posoniensis. — 9) Diplomatarium L. R. Civitatis Posoniensis. — 10) Kritische Abhandlung von den Obergespännen des Preßburger Comitats und den Schloß-Capitänen von Preßburg. — 11) Genealogische Deductionen und Tabellen berühmter ungarischer theils noch lebender, theils schon erloschener adelicher Familien. — 12) Topographisch-pittoreske Übersicht des in der Preßburger-Gespannschaft sich hinziehenden karpatischen Gebirges. — 13) Topographisch-ökonomische Beschreibung des Weingebirges in dem Preßburger-Comitat. — 14) Topographisch-physische und analytische Beschreibung aller Mineralquellen in dem Preßburger Comitat. —

Schon aus dem bloßen Verzeichniß dieser handschriftlichen Werke kann man schließen, welche Schätze für die Aufhellung der ungarischen Geschichte und Landeskunde darin enthalten seyn müssen? Möchte doch Hr. von Gyurikovits durch solide Verleger bald in den Stand gesetzt werden, sie im Druck herauszugeben.

(Mitgetheilt von Dr. Rumy in Wien.)

Herzog Inguo's Mahl.

(Eine alte Mähre.)

Im hohen, uralten Thronbett', zur Stund der Mitternacht
Herr Inguo, der Herzog, aus tiefem Schlaf erwacht;
Da strahlt durch die langen Fenster hellrother Flammenschein,
Da weht gar wilde Lieder der pfeifende Wind herein.

„Das thuen wohl meine Ritter, sie thuen's mir zum Spott,
Und preisen ihre Götzen, und höhnen meinen Gott;
Sie singen und sie springen beym lichten Opferbrand —
Und bin ich nimmer Herzog zu Kärnthen in dem Land?"

Und wie der Morgen grauet, so steht er am Balkon,
Pocht an den Schild; die Knappen erwachen stracks davon:
„Zu Thale sollt ihr reiten," gebeut er laut hinab,
„D'rum sattelt rasche Hengste, die tollsten, die ich hab'.

„Und ladet mir zu Hofe in eines Monden Frist,
Was rund im Lande hauset, sey's Heide oder Christ,
Sey's arm in moos'ger Hütte, sey's hinter Mauer und Wall;
Denn Gastmahl will ich halten mit meinen Treuen all."

2 *

Deß jauchzen froh die Knechte, sie zäumen manches Roß,
Sie sitzen in die Sättel, und jagen aus dem Schloß',
Und laden rund zu Hofe, so wie man sie gesandt.
Hey! — was da ward gejubelt zu Kärnthen in dem Land!

Und nach den dreyßig Tagen, da kommen mit großer Pracht
Viel' Edle zugefahren in schimmernder Panzertracht;
Da schleichet durch das Burgthor, verblüfft ob solchem Schein
Im grauen, wollnen Wammse, manch' schüchtern Bäuerlein.

Der Schloßvogt an dem Thore begrüßet Gast für Gast,
Er heißt sie saalwärts leiten in dienstbeflißner Hast.
Die hohe Quadern-Halle, sonst immer weit und kühl,
Die wurde nun zu enge, die wurde nun zu schwül.

Die Kuppel grün vom Moose, vom Alter finstergrau,
Die war mit Sammt umkleidet, gleichwie der Himmel blau,
D'rous schien, gestickt von Silber, hernieder Stern an Stern;
Da glotzten staunend aufwärts die Bauern und die Herrn.

Aus Marmelstein die Tafel umhüllte weiß Gewand,
Gestühl' mit krausen Schnörkeln ringsum in Reihen stand,
Das güld'ne Schankgeräthe gab rothen, feurigen Schein,
D'rin blähte zarte Perlen der süße, schwarze Wein.

Was schmettern nun die Hörner? was jubelt das Volksgeschrey?
Herr Inguo, der Herzog, er kommt zum Mahl herbey.
Die schlanken Recken stehen, allwo er geht, entlang,
Gleich wie aus lauterem Golde ein lichter Säulengang.

Er schreitet an die Tafel, er setzt sich obenan,
Da drängen stolzen Schrittes die Ritter sich heran,
Da schlichen still die Bauern in's Vorgemach davon,
Dort stehen Bänke von Fichten, und schlecht Geschirr aus Thon.

„Nicht also, ihr Getreuen!" — ruft da Herr Inguo —
„Heran zu den Goldgefäßen, und seyd des Mahles froh!
Ihr Ritter aber, von hinnen! — Euch werfe außer dem Thor
Den Abfall unserer Teller, mein Rüdenbube vor."

Da fahren von den Sitzen die stolzen Ritter all',
Die umgeworfenen Stühle ertosen laut im Fall.
„Wir tragen edle Wappen, bedeckt mit Helm und Kron',
Und spricht der Leibeig'ne uns also schmählich Hohn!"

Da krümmet finster die Braunen Herr Inguo, und spricht:
„So reine Kelche ziemen unreinen Gästen nicht."
Deß wundern sich die Ritter, beschauen Waffen und Kleid —
Es funkeln die Federhelme, die Rüstung und das Geschmeid!

„Ich zog durch wüste Wälder" — so hebt der Eine an —
„Da schnob im Busch ein Eber, den hab' ich abgethan;
Doch schleunig ließ ich bringen in Helmen klare Fluth,
Und wusch mir von den Fäusten das schwarze Wildschweinblut."

„Ich ritt auf offener Straße, und fachte nicht, das glaub,"
So tönt des Andern Rede — „da qualmte brauner Staub.
„Ich aber stieg zu Bade bey Velden an dem See,
Und nahm Gewand so blendend, gleichwie ein junger Schnee."

„Wohl habt ihr baß gereiniget die Leiber und das Kleid;"
That ernst den trotz'gen Rittern der strenge Herzog B'scheid,
„Doch eure armen Seelen, vom blinden Wahn bedeckt,
Wie sind die noch gar häßlich vom Heidenthume befleckt!"

„Wohlauf, wohlan ihr Bauern! von solchem Unflath rein,
Ihr sollt an meiner Tafel dafür zu Gaste seyn."
Die Ritter hörten traurig des kühnen Herzogs Wort,
Sie furchten düster die Stirnen, und schritten murrend fort.

„Und geht euch das zu Herzen? da wüßt ich guten Rath. —
Und rauschend sich auseinander die Wandtapete that,
Da sahen hindurch die Ritter, sie sahen tief hinein,
In ihres Herzogs Capelle mit hohem Bogen aus Stein.

Die Kerzen am Hochaltare, die brannten lichterloh,
Es stand davor von Salzburg der Bischof Areno,
Die Insel hoch und spitzig aus Goldstoff und Gestein,
Den Mantel aus bläulichem Purpur, den Stab aus Elfenbein.

Ihm kniete zur Seit' ein dienender Junggesell,
Der hielt ein silbern Becken, d'rin schwankt ein lichter Quell.
Es sprach der fromme Bischof zur stolzen Ritterschaft;
„Da mögt ihr all' euch reinen, die Fluth hat hohe Kraft."

Den Rittern gefiel der hehre, weißbartige, schöne Greis,
Im wallenden Prunkgewande, im flammenden Lichterkreis';
Sie regten sich durcheinander, sie flüstern Paar und Paar,
Und neigten gläubig die Häupter, und knieten zum Altar.

Der Taufe allda man pflegte bis in die dunkle Nacht.
Hey — was da guter Christen der Bischof hat gemacht!
Hey! — was dann ward gejubelt zu Hof im weiten Saal'! —
Das ist die alte Mähre von Herzog Inguo's Mahl.

C. G. v. Leitner.

Ob jener Held, der am 22. July 1456, bey der Belagerung Belgrads, sich mit einem Türken, vom Thurm, den dieser erklimmt hatte, um eine türkische Fahne aufzupflanzen, herabstürzte, und der Titus Dugovits hieß, dessen Nahme den ungarischen Geschichtforschern erst im J. 1824 aus vorhandenen Urkunden bekannt wurde, ein Magyar oder ein Slawe war?

Von Dr. Georg Carl Rumy, in Wien.

(Vergleiche den Aufsatz des Herrn Gabriel Döbröntey im Tudományos Gyüjtemény 1824, VIII. H. S. 16—28.)

Die ungarische Geschichte hat, so wie die ältere und neuere griechische, glänzende Beyspiele von seltenem Heldenmuth und patriotischer Aufopferung. Ungarn hat an Nikolaus Zriny seinen Leonidas. Der Tag von Sziget ist nicht nur durch die ungarischen Geschichtschreiber, sondern auch durch die Dichtkunst in der magyarischen Epopée Az Adriai tengernek Sirenája (die Sirene des adriatischen Meeres) die Nikolaus Zriny, Ban von Croatien und Enkel jenes Helden verfaßt (gestorben im J. 1664), in des

deutschen Dichters **Kind** (in Dresden) gelungenen, zum Theil dramatisieten und mit Romanzen und lyrischen Gesängen ausgestatteten Romon Nikolous Zriny, und in **Körners** Tragödie, Nikolaus Zriny oder die Belagerung von Sziget, welche von dem magyarischen Dichter **Paul von Szemere** frey übersetzt wurde, und nun durch Peter **Kraffts** großes Gemählde auf die Nachwelt gebracht worden. Gleiche Bewunderung verdient die Aufopferung des Titus Dugovits in Belgrad im J. 1456, der lieber mit dem kühnen Türken, der die Fahne auf einem Thurm der Festung aufpflanzen wollte, zugleich untergeben, als zulassen wollte, daß durch dieses Siegeszeichen dee Muth der belagernden Türken wachsen und die belagerten Christen zur Übergobe der Festung bewogen werden möchten.

Diese glänzende Aufopferung war um so verdienstvoller, da Ungorns Loos im Jahre 1456 von der Schlacht bey Belgrad abhing. Muhamed II. der schon 1453 nach der Einnahme von Constantinopel in seinem Übermuth ausgerufen hatte: nur **ein** Gott regiert im Himmel, auch auf der Erde darf nur **ein** Monarch herrschen, zog im Frühjahr 1456 mit 160000 Mann zu Lande und einer mächtigen Flotte auf der Donou gegen Ungorn, und als ee im July die Belagerung von Belgrad begonn, ließ er gebietherisch ausrufen: Der Plotz, vor welchem sein Vater Murod durch sieben Monathe gestanden hätte, müsse am vierzehnten Toge der Belagerung erstürmt seyn, und schwur bey dem Propheten, in zwey Monathen gonz Ungarn zu unterjochen und auf der Burg von Ofen (Buda) das Siegesmahl zu feyern. Durch Veeheißungen, Drohungen und Strafen steigert er die Anstrengung der Belagerer; Tag und Nacht wurde die Festung beschossen. Hötten die Ungarn domahls nicht den Helden **Johann Hunyody** und den begeisterten Anführer der Kreuzfohrer **Johann von Copistrano** der die wankenden ungarischen Befehlshaber (nur Hunyady wankte nicht;) welche nach Einnahme der äußeren Stadt durch die Türken, die Hoffnung den Platz zu behaupten oufgegeben hatten und sich mit Mannschaft und Gütern einschiffen und über die Save setzen wollten, bey der Macht des Kreuzes zu bleiben und auszuhorren beschwor, zu Schutzgeistern gehabt, so wäre damahls Belgrad für die Ungarn das gewesen, was für sie unter Ludwig dem Zweyten Mohacs (Mohatsch) wurde und Ungarn hätte sich seines großen Königs Mathias und seiner Thaten nicht erfreut. Unter einem Ludwig dem Geoßen hätte der tapfere Feldherr Hunyady, wie Döbröntey treffend bemerkt, nicht nur die Türken aus dem Königreich Ungarn heeausjagen, sondern auch aus Constontinopel sie vertreiben können, aber unter dem schwachen König Ladislaus V. mußte er sich darauf beschränken, das Vaterland zu retten, und es fehlte wenig, so ging die Festung Belgrad verloren. Die persönliche Feindschoft des verruchten Grafen Uleich Cilley gegen Hunyady, dessen Größe seinem niederträchtigen Geist zuwider war, trug das Meiste dazu bey. Schon im Jahre 1454 hatten die ungarischen Stände angemessene Beschlüße zur Führung des bevorstehenden Krieges gegen die, dem Vaterlande drohenden Türken gefaßt, die aber der schwache König nicht ausführte. Im Februar 1456 war der ungarische Reichstag in Pesth versammelt. Die Reichsstände bewilligen Subsidien zur Aushebung eines königl. Heeres und Hunyady erbiethet sich auf eigene Kosten 7000 Mann anzuwerben. Allein der König achtete, den Einflüsterungen Cilley's horchend, keine Gefahr und ergriff keine Maaßregeln. Als am 7. April nach Ofen die Nachricht kam, daß Muhamed sich bereits in Bulgarien mit 160000 Mann befinde und Ungarns Vormauer Belgrad in äußerster Gefahr sey, „geriethen König und Magnoten in tiefe Bestürzung; nur der **Cilleyer**, und sein verschmitzter Spießgesell, **Lodislao Gara**, frohlockten im Herzen und lächelten höhnisch, als der König den Graner und Großwardeiner Prälaten die Verhandlung mit dem Cardinal-Legaten (Johann Carvajal) über eiligste Herbeyschaffung der auswärtigen Hülfsvölker, die allgemeine Stimme aber dem Joannes Hunyady Ungarns Rettung übertrug." Es wurde auf dem Reichstag beschlossen, daß das königliche Heer schnell zusammengebracht und von dem König selbst angeführt werde, Hunyady aber zum voraus mit einem Heer gegen die Türken ziehen und Belgrad befreyen sollte. Allein alle Vorbereitungen wurden unter nichtigen Vorwänden bis zu Ende May verschoben und zu Anfang Juny ging der König mit dem Grafen Cilley, dessen Spielball er war, von Ofen nach Wien. Der niederträchtige Cilley zweifelte nicht, daß Hunyady, aller Hülfsmittel beraubt, im Kampfe mit den Türken sein Leben einbüßen würde. Die Reichsstände brachten die versprochene, ohnehin schwache Hülfe nicht zusammen und Ungarns Loos hing ganz von Hunyady ab. Dieser erwartete im May bey Szegedin, die Ankunft der Comitats-Banderien zu seinem kleinen mit eigenen Kosten geworbenen Heer; aber nur sein Schwoger Michael **Szilagyi** und der Makoer Ban Johann **Korogi** brachten ihm ein Häuflein erprobter Veteranen. Zwey Tage vor dem Pfingstfest, am 14. May, hatte Hunyady bereits Belgrad mit Mundvorrath, Pulver, schwerem Geschütz und andern Kriegsbedürfnissen besorgt, mit dem Kern seiner Truppen besetzt und des Plotzes Vertheidigung den kriegserfahrnen Männern Michoel Orszag und Johann Bastida (einem Spanier,) unter dem Oberbefehl seines Schwagers Michael Szilagyi anvertraut. Bey seiner Rückkunft ins Lager vor Szegedin kam der Cardinal-Legat Carvajal, an der Spitze einer kleinen Kreuzfahrer-Schaar, die der eifrige Bruder Johonn von Capistrano durch seine Kreuzpredigten aus Landleuten zusammengebracht hatte, zu ihm. Hunyady untersagte derselben vor der Hand den weitern Zug, domit der kleine undisciplinirte, zum Theil ganz unbewaffnete Haufen das regelmäßige Kriegsvolk nicht muthlos mache und des Feindes kühne Zuversicht, der sogar Hunde mitgebracht hatte, damit diese die gefallenen Christen verzehren möchten, steigere, und befahl dem Cardinal-Legaten mit seiner Schaar nach Ofen zurückzukehren und bey dem Könige zu bleiben. Zu Anfang Juny war Muhamed vor Belgrad angelangt. Der Commandant Szilagyi berichtete die Gefahr nach Ofen und Hunyady bath um eiligste Hülfe, aber Cilley lockte den König unter dem Vorwande einer Jagdbelustigung aus der Stadt, und entführte ihn nach Wien. Nun flüchteten sich Magnaten, Edelleute und selbst Kreuzfahrer, des Glaubens, der Ehre, Pflicht und Vaterlandsliebe vergessend, in Burgen und Höhlen, und nach wenigen Tagen war außer dem Cardinal-Legaten Carvajal kein bedeutender Mann mehr in Ofen, Pesth und der ganzen umliegenden Gegend. Hunyody hotte sich indessen bey Karom mit einer kleinen Zahl bewährter Mannschaft gelagert und beobachtete mit Wehmuth des Feindes Thätigkeit und den Anfang der Belagerung. Da kamen Jo-

hann von Korog, die Rozgonyer und die Kanisayer, an der Spitze ihrer kleinen Banderien in das Lager, und ihnen auf dem Fuße folgte der fromme Bruder Johonn von Capistrano mit einigen tousend, für die Erlangung des Sieges oder der Mörtyrerkrone begeisterten Kreuzfahrern. Jetzt betrug Hunyady's Heer gegen 20000 Mann, und nun wagte er etwas Entscheidendes zu unternehmen. Das Nöthigste war, die Besatzung Belgrods zu verstärken und die Feste zur längern Ausdauer der Belagerung mit mehr Munition und Proviant zu versehen, dieß schien fast aber unmöglich, da die Donau und Save von Muhomeds Flotte beherrscht wurden. Und dennoch wagte es Hunyady. Er bemannte einen Theil der ungarischen vor Peterwardein liegenden Fahrzeuge mit den beherztesten Kreuzfahrern und Korogs Fußvolke, und eine größere Galeere, mit schwerem Geschütz ausgerüstet und mit der ouserlesensten Mannschaft om Bord, bestimmte er zur Bedeckung und zum Schutze der kleinen Flottille. Am 14. July rückte das kleine Geschwader, begleitet an dem einen Ufer von dem Capistrano mit dem Reste seiner Kreuzfahrer, on dem ondern oon Hunyady mit der Reiterey gegen die türkische Flotte und griff die türkischen Schiffe mit Ungestüm an. Longe wurde mit ungewissem Erfolge gefochten ols Belgrads treueste Bürger, ouf Hunyodys geheime Mahnung, auf oierzig Schiffen zu Hülfe komen. Jetzt geriethen die Feinde in Unordnung, Hunyady erfocht einen vollstöndigen Sieg, mehr als 500 Türken waren geblieben, und die Verbindung mit Belgrod zu Wasser war errungen. Jetzt lagerten sich Hunyody und Capistran vor Semlin und erworteten die Ankunft der neuen Kreuzfahrer, die der Cardinal-Legot aus Ofen gemeldet hatte. Wirklich longten sie bold on, „durch des Capistraners Geistesmacht zusommengetrieben, von seinem Geiste ouch entflammet, der Zahl nach 60000, an redlichem Willen und ausdauerndem Muthe ein einziger Mann, mehr Auslönder ols Ungorn, weil viele der letztern gewohnt on der Seite ihrer Herren zu fechten, doheim blieben, nachdem die Herren sich hinter die Berge verkrochen hatten. Hunyady musterte sie unter Semlin, am linken Ufer der Sawe, dem Lager der Türken gegenüber und zog mit den geübtesten, sammt dem Bruder Johonn in die belogerte Stadt. Der 21. und 22. July waren entscheidend. Am 21. in der Abenddämmerung geboth Muhomed den Sturm. Unter fürchterlichem Gemetzel bemöchtigten sich die Türken der äußern Stadt und pflonzten ouf den Ruinen der Mauern und Thürme ihre Fahnen auf; doch von den Ungarn und Kreuzfahrern wird ihnen jeder Schritt vorwärts streitig gemacht. Dennoch verläßt die Befehlshaber (außer Hunyady) die Hoffnung, den Ploß zu behoupten, und sie stehen schon im Begriff, die innere Stadt zu verlassen und sich mit Mannschaft und Gütern einzuschiffen: aber Capistran beschwört sie, bey der Mocht des Kreuzes, auszuharren. Inzwischen hatte sich der Kompf gegen die Brücke, welche in die innere Stadt führte, gewölzt, und Johann Capistron eilte dohin mit neuen Schoaren seiner Kreuzfahrer; das mörderische Gefecht wurde auf der Brücke bis zum Anbruche der Morgendämmerung am 22. July fortgesetzt. Die Brücke konn endlich die herzuströmende Menge der Türken nicht mehr fassen. Unzählige springen, von den ondern gedröngt, in den Graben; viele erklimmen die Wälle und Mauern, und werden von den Ungarn und Kreuzfahrern zurückgeworfen. Tausende werfen aus der innern und äußeren Stadt brennende mit Öhl, Pech und Schwefel getränkte Reisbündel unter die Feinde und richten dadurch eine schreckliche Verwirrung an. Die Türken ziehen sich in wilder Unordnung zurück, die Kreuzfahrer eilen ihnen nach und es sollen die vornehmsten und kühnsten der Ungläubigen, nahmentlich der rumelische Vezir Korazi-Bey und der Anführer der Janitscharen Hazon-Bey. Der Sieg war oon Seite der Ungarn. Nach Befreyung der äußern Stadt besetzte Hunyady als vorsichtiger Feldherr alle Wall- und Mauerbrüche mit ouserlesener Mannschoft und verboth der Besatzung, durch verwegenen Ausfall den Feind zu reitzen. Doch ein Häuflein Kreuzfahrer schleicht sich zur Mittagsstunde hinaus und treibt einen Trupp Spahis zurück. Der Erfolg lockt mehrere ous der Stadt: im kurzen ist der Haufen auf 3000 vermehrt und mit den Ungläubigen im Hondgemenge, Johann oon Capistrano eilt herbey. Mehr als 2000 Kreuzfahrer stoßen aus der Stadt noch dazu, welche die Wachen, dem Verboth des Feldherrn gemäß, vergeblich zurück zu holten gesucht hatten. Copistran begeistert olle mit dem Ausruf: „Vorwärts Brüder zum Siege des Kreuzes!" Sie stürmen in das feindliche Lager, nehmen drey Verschanzungen ein, und der Sulton Muhamed selbst, der hinter der dritten Schanze an der Spitze der Janitschoren stond, wird an der linken Hüfte verwundet und sein Heer zerstreut. Auf Muhomeds Drohungen erneuern die Türken am Abende den Kampf und 6000 Reuter fangen an die Kreuzfohrer gegen die Stadt zurück zu jagen. Allein der mit seiner Mannschaft ousgezogene Hunyady scheidet die Spohis oou den Janitscharen ob, schlägt beyde, und der Feind wird theils gefaugen oder getödtet, theils in die Flucht geschlagen und zum Theil noch auf der Flucht niedergemacht. Hier, früher während der Bestürmung, und auf der Flucht woren über 40000 Türken geblieben. Muhomed brach in der nächsten Nocht mit dem Reste seines Heeres gegen Romonien auf und 100 Wägen, mit Verwundeten beladen, folgten ihm auf der Flucht. Er ließ den Siegern seinen gesammten Woffenvorroth, 300 Kanonen und 27 Galeeren.

An jenem denkwürdigen 22. July nun erklimmte ein kühner Türke einen Thurm der Festung und wollte darouf eine türkische Fahne als Siegeszeichen aufpflanzen. Einer der Belogerten rong mit ihm und wollte ihm die Fahne entreißen. Da ihm dieß nicht gelang, so umklommerte er mit aller Kraft den Türken und stürzte sich mit ihm vom Thuemfenster in die Tiefen herab, um das Aufpflanzen des Siegeszeichen zu verhindern. Dieser Held wor Titus Dugovits.

Der unter Mothios I. seine Geschicht von Ungarn schreibende Bonfinius erzählt das merkwürdige Foctum doch ohne des sich oufopfernden Helden Nahmen zu nennen, folgendermaßen: (Rerum Hungar. Decades. Edit. VII. Rec. Car. Andr. Bel. Lips. 1771. Decad. III. lib. VIII. p. 501): „E Turcis plerique in forum signa inserunt, aliis non nulli turribus vexilla regis deponere conantur, quae adhuc in moenibus integre superfuerant. Subeuntem cum vexillo Turcam memorant, qui, ut signa sui regis, ad irritandos in urbem sociorum animos, qui nondum intro penetrarant, pinnaculo turris imponeret, et ad exanimandos Christianos ungarica deturbaret, turrim altissimam re-

pente subit. Hunc Ungarus illico subsequitur, ac antequam patria signa deponeret, cum hoste in turris fastigio colluctatur. Dum alio modo id prohiberi non posset, se cum Turca, quem apprensarat, ex altissimo vertice praecipitem dedit" *) Auffallend ist es, daß der Italiener Johann von Taliacoto, der der Belagerung und Entsetzung von Belgrad mit Johann von Capistrano beywohnte und sie in einem Schreiben an den Papst Calixtus III. (der wegen des Belgrader Siegs ein eigenes Fest anordnete) ausführlich und umständlich beschrieb (mitgetheilt von Pray in den Annales P. III. p. 175. sqq.) jener heldenmüthigen Aufopferung nicht erwähnt und uns den Nahmen des Helden nicht aufbewahrt hat.

Die spätern Geschichtforscher und Geschichtschreiber Ungarns gaben sich keine Mühe den Nahmen des Helden zu erforschen und die neuesten, Engel in seiner Geschichte von Ungarn (III. Theil) und Feßler in seiner romanhaften Zwitter-Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen (IV. Theil, 2. Band, Leipzig 1816) erwähnen die ganze Aufopferung mit keinem Worte. Der Nahme des, nach Bonfins Vorgang für einen Magyaren gehaltenen Helden blieb unbekannt, und mit Recht bedauerten dieß viele Patrioten wie Alexander Baroczy, Paul Hatvani, Alexander von Kisfaludy, Joseph Papp. Wir verdanken den Nahmen des Helden Titus Dugovits, dem verdienstvollen magyarischen Schriftsteller Gabriel v. Döbröntey, der seine Entdeckung im achten Heft des Tudományos Gyüjtemény 1824 S. 16 — 28 bekannt gemacht hat, wofür er warmen Dank verdient. Es fragt sich nur noch, ob der Held Dugovits ein Magyar, wie man bisher glaubte, oder vielmehr ein Slave, und nahmentlich aus welchem slavischen Volke, war? Doch zuvor muß ich die Entdeckung des Nahmens Titus Dugovits und den unläugbaren Beweis, daß er jener Held war, nach Döbrönteys Angaben im Tud. Gyüjtemény den Lesern des Archivs berichten. Als Hr. v. Döbröntey im Jah. 1821 im Sommer durch die Eisenburger-Gespannschaft reisete, erzählte ihm zu Steinamanger (Szombathely, Sabaria) der Fiskal Hr. Joseph Alexius von Horvath, daß jener sich in Belgrad im Jahre 1456 aufopfernde Held, Titus Dugovits hieß, was ein Schenkungsbrief des Königs Mathias (vom J. 1459 wodurch er dem Bartholomäus (Bertalon) Dugovits, Sohn des Titus ein Gut in der Preßburger-Gespannschaft verlieh, und ein Paß, den Graf Nicolaus Bercsenyi dem Georg Dugovits, einem Nachkommen des Titus im Jahr 1705 in seinem Lager ertheilte, welche beyde Urkunden sich in den Händen des Jurassors (Comitats-Geschwornen) Emrich von Dugovits zu Nemes Dömölk (der von dem Bruder jenes Georg Dugovits abstammt,) befinden, ausser allem Zweifel setzen. Döbröntey begehrte von Hrn. Emrich von Dugovits die Mittheilung dieser wichtigen Urkunden zur Bekanntmachung, erhielt noch in demselben Jahre eine vom Pfarrer Franz Kresznerics zu Sagh besorgte treue Abschrift der Schenkungsurkunde und den Paß vom Grafen Bercsenyi im Original mit des Grafen eigenhändiger Unterschrift und Siegel. Die Bekanntmachung verschob er, bis er späterhin eine (freylich unvollständige) Deduction der Abstammung des Herrn Jurassors von Dugovits, von jenem Titus Dugovits erhielt, der zugleich die Abschrift eines wichtigen Briefs von Ebergeny im J. 1588, welche über Titus Dugovits neues Licht verbreitet, beygefügt war.

Die Schenkungs-Urkunde, welche einige Lücken hat, die aber leicht gemäß dem diplomatischen Stil in einer ähnlichen Urkunde des Königs Mathias (vom J. 1456 in Katona's Historia Critica Regni Hung. Tom. VII. p. 143, und mit Benutzung des schätzbaren Werkes des verewigten Martin Georg Kovachich „Formulae solennes styli in Cancellaria Curiaque Regum Hungariae olim usitati, Pestini 1799" ergänzt werden könnten, lautet folgendermassen:

Commissio proprie Domini Regis. Joannes de Rozgon, Magister Thavernicorum regalium.

Nos Mathias Dei gratia Rex Hungariae Dalmatiae Croatiae etc. Memorie commendamus tenore presentium significantes, quibus expedit universis quod nos consideratis fidelitatibus et fidelium serviciorum meritis, fidelis nostri Egregii Titi Dugovitz de . . per eum primum condam illustri Principi Domino Johanni de Hunyad genitori nostro carissimo felicis recordationis in bello Varnensi et ex post dira morte in Belgrad de turri se cum hoste deiiciendo tam inaudite fidelitatis constantia exhibitis et impensis, predium Teu (Milchdorf) vocatum in Comitatu Posoniensi existens, quod alias condam Georgius Darus de Kuthalfalva paen . . . . regni nostri hungarici corona, consequenter per nostram . . . . consvetudine rite ac legitime devolutum . . . . . . jure nostro regio si quod in eodem predio etiam alicu qualitercunque . . , . . . recionibus concerneret Majestatem simul cum cunctis eorundem utilitatibus . . . . cultis et incultis Agris, pratis, pascuis, fenetis, silvis, rubetis, ... promontoriis, aquis fluviis, piscinis piscaturis, aquarumque . . . . . . et generaliter quarumlibet utilitatum et pertinentiarum eorundem utilitatibus . . . . . . et pertinere debentibus sub suis veris metis et antiquis premissis, sicut prefertur . . . . filio prefati Bartholomeo, suisque heredibus et posteritatibus universis dedimus donavimus et . . . . . . uti conferimus iure perpetuo et irrevocabiliter possidendum, tenendum, pariter et habendum . . . . harum literarum nostrarum vigore et testimonio mediante, quas in formam nostri privilegii redigi faciemus, ut primum nobis in specie fuerint reportate. Datum Bude, feria sexta proxima post festum Sanctorum Viti et Modesti Martirum. Anno Domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo nono.

Der magyarische Paß des Grafen Nicolaus Bercsenyi für Georg Dugovits lautet in deutscher Übersetzung:

„Ich Graf Nicolaus Bercseni von Szekes, Obergespann des Ungher Comitats, Obergeneral des Durchlauchtigen siebenbürgischen Fürsten Franz Rakorzi von Felsö Vadasz und aller Truppen die wegen der Freyheit des ungarischen Vaterlandes unter Gottes Beystand die Waffen ergriffen haben gebe durch diese Zeilen zu wissen jedem, dem es angeht, daß, weil Herr Georg Dugovits von Tej, dessen verehrter Vorfahrer bey dem Belegrader Thurm auf ungarische Weise starb, jetzt ein Beamter (Gesandter) des Deutschen, in gewissen Angelegenheiten nach Gyöngyes reist, allen in Diensten des Vaterlandes

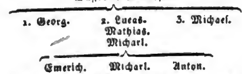
*) Bonfin erzählt eine ähnliche Aufopferung, die sieben Jahre später, unter dem König Mathias I. in der Festung Jajcza in Bosnien Statt fand, in folgender Stelle: „Postquam Mathias Corvinus urbem Jajcza in Bosnia cepisset, eam Mahumetes refectis copiis summo impetu 1463 rursus impugnavit, sed frustra. Turcae tanto impetu moenia subeunt, ut multi pinnas vel muros conscenderint, plerique signa moenibus imposuisse visi, moxque ab oppidanis rejecti sunt. Clarissimum Ungari facinus commemoratur, qui cum Turcam imperatoria signa imponere contendentem suspiceret, correpto simul hoste se praecipitem exalto dedit, ut Corvina adhuc signa stare viderentur." Auch dieses Helden Nahmen verschweigt Bonfin sammt den übrigen Geschichtschreibern Ungarns. Möge auch seinen Nahmen Jemand glücklich ausforschen!

und des Durchlauchtigen Fürsten stehenden Cavallerie- und Infanterie- Officieren und gemeinen Soldaten befohlen wird, Herrn Georg Dugovits, als einen wahren Reisenden überall ungehindert, ohne Gefährte und Schaden passiren zu lassen. Die Stadt- und Dorf- Richter sind verpflichtet ihm Quartier und anständige Bewirthung zu geben. Das Schreiben ist nach der Durchlesung dem Vorzeiger zurück zu stellen. Im dem Lager zu Kurth den 4. July 1705. Von außen: Paß für den deutschen Gesandten Georg Dugovits."

Aus einem Briefe Ebergenyi's, den er an einen unter Drugeths Fahnen kämpfenden Dugovits in der Absicht schrieb, um ihm einen aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Dugovits als einen wirklichen Verwandten zu empfehlen, ersieht man auch den Nahmen des Gutes Sarkut, von welchem Titus Dugovits sein Prädicat führte, wodurch man die Lücke im Schenkungsbrief des Königs Mathias ausfüllen kann. Auch erhellt daraus, daß Titus Dugovits entweder in Ungarn von adeligen Ältern geboren war, oder sich eine Herrschaft als adeliger Grundherr erworben hatte.

Der jetzt lebende Herr Emerich von Dugovits leitet seine Abstammung von dem Vater des in dem Paße des Grafen Berczenyi vorkommenden Georg Dugovits, vom Jahre 1650 folgendermaßen ab.

Dugovits Ambrosius.



Es fragt sich nun, war Titus Dugovits, dessen Nahme in jenen Urkunden, der damahls unstäten magyarischen und slavischen Orthographie gemäß bald Dugowits, bald Dugovucs, bald Dugovirzh geschrieben wird, ein ächter Magyar (Nationalungar) oder ein nationalisirter Slave. Hr. Döbröntey hält ihn wegen der Endungssylbe vits (witsch) die kroatisch und raitzisch (richtiger serbisch) sey, für einen Croaten aus der Mitte der tapfern kroatischen mit den Ungarn längst verbündeten und an ihren Schicksalen gleichen Antheil nehmenden Nation, der aber, weil er bereits ungarischer Staatsbürger und in Ungarn selbst possessionirt war, nach den Landesgesetzen selbst für einen Ungar gelten müsse. Ich halte den Helden Titus Dugovits gleichfalls für einen Ungar von slawischer Herkunft, aber nicht für einen Croaten, sondern für einen Böhmen, und stütze mich sowohl auf etymologische Gründe, als auf historische Zeugniße, die Herrn Döbröntey ganz unbekannt sind.

Die Endung vits (witsch) ist nicht bloß kroatisch und serbisch, sondern auch schokarzisch (eigentlich slavonisch), dalmatinisch, bosnisch, böhmisch und russisch. Russischen Ursprungs sind aber in Ungarn nicht bloß die sogenannten Rußniaken oder Ruthenier in der Beregher, Ungher, Szatmarer, Zempliner, Abaujvarer, Scharoscher, Zipser Gespannschaft, sondern auch die fälschlich sogenannten Kroaten in der Preßburger und Wieselburger Gespannschaft, wie Kenner der slawischen Sprache, und der ungarischen Geschichte wissen, und wie ich bey einer andern Gelegenheit dargethan habe. So ist z. B. die Familie Kovacsics (Kowatschitsch) aus Schenkwitz russischen, nicht (nach der gewöhnlichen Meinung) kroatischen Ursprungs. Auch in der czechischen und böhmischen Sprache ist die Endung der Eigennahmen in itsch nicht ungewöhnlich, z. B. Palkowic (spr. Palkowitsch). Der ganze Nahme Dugovits ist aber nach der Etymologie slavisch, denn dug, duga, dugo (pohlnisch dlugi, böhmisch dlubi) bedeutet im Slavonischen (Schokaczischen vulgo auch Illyrischen) und Serbischen lang; dugovit, dugovita, dugovito bedeutet im Slavonischen lang lebend, dauernd, longaevus, diuturnus (serbisch dugovecsar, pohlnisch dlugo wieczny). S. Ricsoslownik Illiricskoga, Italianskoga i Nimarskoga Jezika ꝛc. Ob Jose Voltiggi Istrianina. U Betsu (Wien) 1803. p. 63., das serbische Wörterbuch (Srpski Rjeċnik) von Wuk Stephanowitsch. Wien 1818 S. 152; Eberleins pohlnisches Wörterbuch, Breslau 1775 S. 50. — Aber selbst aus der böhmischen Sprache kann der Nahme Dugowit, nach Etymologie und alten böhmischen Orthographie abgeleitet werden. Es ist nämlich slavischen Philologen nicht unbekannt, daß vor dem zehnten Jahrhundert auch die Böhmen anstatt des H, g gebrauchten. Die Stadt Prag z. B. hieß Praga, jetzt Praha, Wischegrad hieß Wissegrad, jetzt Wissehrad. Die eigenen Nahmen, besonders der Personen behielten das g noch im XI. und XII. Jahrhundert. z. B. Golice statt Holice, Bogdan statt Bohdan, Bogudar statt Bohudar, Bogumil statt Bohumil u. s. w. In Hradec schrieb und sprach man noch im J. 1225 Gradec, und in einer böhmischen Urkunde von 1130 findet man den böhmischen Nahmen Dlugomil (auch Dulgomil) für Dluhomil. So konnte also Dugowie ein altböhmischer Nahme seyn, der auch von duga (jetzt duha) Regenbogen, oder von duga (jetzt dauha), Faßdaube abgeleitet werden kann. Daß aber Titus Dugovits, ein Böhme, nicht ein Slavonier, Croat (der croatische Dialect kommt mit dem slavonischen fast ganz überein). Serbe oder Ruthenier war, erhellet aus dem unverdächtigen Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller (unter der Regierung Ladislaus V., Mathias I. und Wladislaw II) Der berühmte Magister Adamus Daniel de Weleslawina, Professor der Geschichte auf der Prager Universität und Besitzer einer Buchdruckerey. mithin in dieser Eigenschaft Böhmens Henricus Stephanus, schreibt in seinem jetzt seltenen Kalendar Hystorycky, zweyte Ausgabe, Prag 1590 (kl. Folio) S. 419: „Pjsse se, ze pri dobywanj Belehradu (Weleslawin setzte das Jahr 1456 zweymahl, nähmlich: auf S. 397, und den Tag 22. July) kdyz Turek swue lid swug k sturmu Hnal as praporrem Tureckym (mit einer türkischen Fahne giz na zdech byl. nezakn Cech mytil se tym Turkem (ein gewisser Böhme rang mit diesem Türken.) kteryz praporec wurslna zed, wpuly, a nepustil se ho, az geg y stim praporcem y d' srbu dolu do prikopu swehl, a oba su zahynuli (stürzte sich mit ihm und seiner Fahne hinunter in den Graben, wo sie umkamen.) Turcy sturm ztratili (die Türken verloren die Belagerung) „Hierauf citirt Weleslawin seine gleichzeitigen Gewehrsmänner also: Hagek w listu 431. Olomuc lib. 3. Beuther, Buchholz. Aeneas Sylvius cap. 65. Hinten im Sachregister zeigt er jene Begebenheit bey Belegrad so an: Cech Belehradu obhagil (ein Böhme befreyet Belegrad).

> Si quid novisti rectius istis,
> Candidus imperti: si non, his utere mecum.

Noch hat kein magyarischer oder böhmischer Dichter die Großthat jenes sich aufopfernden Helden bey Belegrad besungen. Ein Deutsch- Ungar aus der Zipser Gespannschaft, Johann Carl Unger, that dieß in einer deutschen Ballade, die er „Hanns Körmend oder die Weihe für das Vaterland betitelte, in dem Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1808, S. 17 bis 20. Der Nahme Hanns Körmend ist fingirt, weil der Dichter seinen Helden nicht ohne Nahmen lassen wollte. Den Helden Dugovits werden also wohl die Ungarn, die auf ihn mit Recht stolz sind, da Belgrad oder Nador Fejervar einst zu Ungarn gehörte und die Nachkommen des Dugovits noch heut zu Tage in Ungarn leben, eigentlich als einen Czechen oder Böhmen der Abkunft und Sprache nach anerkennen müssen, und auch den Böhmen erlauben, auf ihn als ihren Landsmann stolz zu seyn.

Auf jeden Fall unterwerfe ich die etymologischen Ableitungen des Nahmens Dugovits der Sprachkritik und der gewichtvollen Entscheidung eines so gründlichen slavischen Philologen, als der Kais. Bibliotheks- Custos Kopitar in Wien ist.

Nachricht. Über das durch die vielen beygegebenen Kupfer und Plane, etwas verzögerte Erscheinen des 5. und 6. Heftes (des II. Bd. 2. 3. Hft) der Geschichte Wiens des Freyherrn von Hormayr. — Diese Hefte werden am 5. Septemb. ausgegeben, und zwar, wie die folgenden, von nun an immer, im Verlage dieses Archives, bey Franz Ludwig, in der Schustergasse im Sternhof; nächst dem Jordansplatz und der böhmischen Hofkanzley.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 7. und Freytag den 9. September 1825.

(107 und 108)

Etwas über das Oetzthal in Tyrol, und insbesondere über die dortige Mährchen-Poesie.

Von Eduard von Badenfeld.

Unter den vielen Thälern des herrlichen Tyrol nimmt das Ötzthal (ein Nebenzweig des Oberinnthals) an vielseitigem Interesse für alle Classen von Gebirgswanderern gewiß einen der ersten und hinsichtlich seiner mannigfaltigen und erhabenen Naturschönheiten vielleicht den allerersten Platz ein. Während der bloß genießende Naturfreund durch die idyllische Lieblichkeit seines Einganges, durch die majestätische, geräumig-enge Abgeschlossenheit seiner Mitte, und endlich durch die colossale Giganten-Natur seines Innersten, wo der größte Gletscher-Stock Tyrols seine Gränze von der jenseitigen Welt unüberschreitbar scheidet, abwechselnd erfreut, entzückt und endlich über die Erde erhoben wird, so findet der Botaniker auf den weit gebreiteten Matten seine gesuchtesten Lieblinge; der Geolog, an dem von dem höchsten Gebirgsstocke Europas gebildeten Ausläufer den fruchtbarsten Stoff zu seinen Betrachtungen; der Anthropolog an dem gegen seine Erwartung so nahe von der Hauptstadt ihm begegnenden Naturmenschen manchen Beleg und Einwurf für und wider seine Hypothesen, und endlich — um zu schließen —, der Geschichtsbeflissene und Dichter neben manchem denkwürdigen historischen Zuge die wunderbarlichste phantasievollste Sagenpoesie, deren über dem Thale webende Geisterwelt mit seinen bedeutungsvollen Naturbildern in der lebendigsten Verbindung steht. — Weit entfernt von der Anmaßung, nur eines dieser Kapitel, geschweige ihre Gesammtheit erschöpfend behandeln zu wollen (eine Aufgabe, deren Lösung nebst anderen Gründen schon die Kürze unseres nur die drey seligsten Tage des vergangenen Sommers umfassenden Aufenthaltes entgegen ist) wollen wir für dießmahl nur eine flüchtige unzusammenhängende Ausbeute aus dem letzterwähnten Zweige des dortigen Natur- und Volkslebens — der Sagenpoesie, darbiethen, und uns redlich freuen, wenn ein begabterer und vor allen mit den nöthigen Localkenntnissen versehener Beobachter sich durch dieses Fragment zu einer erschöpfenden Darstellung dieses Gegenstandes veranlaßt finden sollte. Bey dieser Gelegenheit können wir den Wunsch und die Aufforderung nicht umgehen, von der Hand des mit der individuellsten Natur und dem Menschenleben seines Heimathsthales innigst vertrauten, oder vielmehr damit Eins gewordenen Alpensohnes A*** — eine Topographie und Anthropologie des Ötzthales zu erhalten. Einige flüchtige Abrisse unseres Schauplatzes und seiner Bewohner scheinen jedoch selbst unserer beschränkten Aufgabe unentbehrlich. Fünf Meilen von Innsbruck trennt sich die südliche Gebirgswand des Oberinnthals, und bildet 1/2 Stunde von der Ortschaft Silz, das von dem Dorfe Ötz am Eingange der Thalschlucht benannte Ötzthal. Seine Länge beträgt von dem letztgenannten Orte bis zu den jedes weitere Fortschreiten hemmenden Fernen 16 Stunden, seine größte Breite bey Umhausen etwa 1/2 Stunde. Von der Flußebene des Inn nach und nach bis zu dem bedeutendsten Gebirgszuge Tyrols hinansteigend, ist es in klimatischer und productiver Hinsicht nothwendig der interessantesten Verschiedenheit ausgesetzt, und vereinigt zur Sommerszeit öfters alle Jahreszeiten in seinem kleinen Umfange, wo eine grönländische Öde der von Fernern umringten höchsten Bergspitzen beynahe unmittelbar an die üppigste Vegetation und das engste Volksleben der untern Thalbewohner gränzt. Die zahlreichen Ortschaften der untern Hälfte des Thales sind an äußerm Wohlstande der Gebäude und Bewohner von dem Oberinnthale nicht verschieden; dagegen werden in der obern Hälfte hinter dem schönen und wohlhabenden Lengenfeld die geschmackvollen Bauernhäuser nach und nach zu immer ärmlicheren Holzhütten, die in dem letzten 1008 Klftr. über dem Meere liegenden Dorfe Vent, beynahe an die

hochschottischen Wohnungen Walther Scotts, oder auch an die Menschenställe erinnern, womit der indolente und genügsame Slave auch in seinen reichen und günstigen Ebenen der Vereinigung des Schönen mit dem Nützlichen unbekümmert, sich häufig begnügt. Die Vegetation steht im entsprechenden Verhältniße. Das stattliche Bauernhaus des tiefern Thalbewohners prangt inmitten seiner üppigen Getreide- vorzüglich Türkenkernfelder; aber die nothdürftige Hütte des Älplers, von der herrlichsten Alpenvegetation umblüht, vom Walde umrauscht, vom Quell ummurmelt, und von der Herde umhüpft, erfüllet in ihrer lieben Ärmlichkeit das Herz des naturlüsternen Städters mit noch freudigern Gefühlen, und scheint den stattlichen Dörfern der Tiefe zuzurufen — wie diese den noch tiefern Städten — „behaltet euer Geld und Gut, und laßt uns unsern frohen Muth!" Die Bewohner des Ötzthales sind — des rauhen Klimas und der ungeheuren Mühseligkeiten wegen, denen sie besonders in dem obern Theil ausgesetzt sind, kein großer und schöner, aber äußerst kräftiger, durch Geburt, Erziehung und Lebensweise zum Kampfe gegen alle Widerwärtigkeiten einer unwirthbaren und sogar feindseligen Natur gestählter und daher bey der geringsten Muße sehr lebensfroher Menschenschlag. Als Beweis ihrer eisernen Ausdauer kann ein nahe bey dem Dorfe Huben ansässiger Kleinhäusler angeführt werden. Durch seinen Erwerb als Lastträger genöthigt öfters im Jahre das sogar im Ötzthal als gefahrvoll verrufene Taublerjoch, gegen Paßayer zu überschreiten, verirrte er sich einst bey einbrechender Nacht von dem verwehten Pfade, und sank nach fruchtlosem Bemühen, sich in der Einöde wieder zurecht zu finden, endlich erschöpft auf den unermeßlichen Schneemassen nieder, wo er bewußtlos bis zum andern Morgen liegen blieb. Die aufgehende Sonne erweckte den erstarrten Schläfer, der — ganz behaglich mit seiner Last den weiteren Weg verfolgte. Tausend Andere wären dabey erfroren; aber dem rüstigen Ötzthaler kostete dieß nächtliche Abenteuer bloß — Nase, Ohren und Fingerspitzen, über deren Verlust er sich um so leichter zu trösten wußte, da er trotz dieser Verstümmlung noch immer der tüchtigste Arbeiter, aufgeräumteste Käutz und gefürchteste Robler (Balger) der Umgegend blieb.

Aus den Erhohlungen eines arbeitsamen Völkchens in den seltenen Stunden der Muße läßt sich nach unserer Ansicht richtiger auf dessen Charakter schließen, als aus seiner einförmigen Werktagsbeschäftigung, wozu die Nothwendigkeit bestimmt, während dort in Freyheit und Volksgewohnheit sich die Individualität am meisten ausspricht. Schon in dieser Hinsicht war es uns höchst erwünscht, den schönsten und ansehnlichsten Theil des Ötzthales an einem Sonntage zu durchwandern. Und wohl mag auch dem verwöhnten Städter — dem im Vergleiche mit dem mühevollen Leben des Alpenbewohners jeder Tag ein Festtag ist, und daher gar keiner — der Anblick eines Feyertages in der schönsten Bedeutung des Wortes von hohem Interesse und nützlicher Beziehung auf sein eigenes Leben seyn.

Schon die heilige Ruhe auf Wiese und Feld, welche die aufsteigende Sonntagssonne statt des lebendigen Werktagstreibens der geplagten Arbeiter begrüßt, hat etwas Hohes und Herzerhebendes. Die weite Natur feyert, von Menschen unbelauscht, ihr einsames Hochamt. Aber bald öffnen sich die niedern Hüttenthüren, die durch längern Schlaf und fröhliche Träume gestärkten Menschen treten in Feyertagsgewändern heraus; den muntern Kindern folgt der Patriarch mit der beleibten Hausmutter bey der großen Linde oder an der Capelle, versammeln sich die befreundeten Familien, und ein ganzer großer Zug wallt bey abwechselnden frommen Gesängen und munteren Gesprächen der fernen Mutterkirche zu, deren helles Geläute stundenweit durch die reinen Lüfte schallet. An der Kirche selbst, welches bewegte Gedränge! welche frohen Begrüßungen! Alte Freunde, die, nur stundenweit getrennt, sich die ganze Woche nicht zu sehen bekommen, wegen mannigfacher Beschäftigung, schütteln sich die Hände, und dampfen ein trauliches Pfeifchen. Die ehrsamen Hausfrauen theilen einander die neuesten Haus- und Staatsactionen ihres Hauswesens mit. Der Bursche und das Mädchen, durch eine ewiglange Woche getrennt, da er auf der Alpe bey dem Viehe bleiben muß, sie bey der Feldarbeit in der Tiefe — feyern die Freude des Wiedersehens — anfänglich nur durch einen herzhaften Schluck aus der mitgebrachten Branntweinflasche — denn der Branntwein ist im Ötzthale ein nothwendiges Ingrediens zu jeder ordentlichen Freude.

Daß nach dem Hochamte im Wirthshause gessen, geschmaucht, geschwätzt, die ganze lange Woche mit ihren Freuden und Leiden wieder durchlebt wird — daß das junge übermüthige Volk beyderley Geschlechts doppelt laut scherzt und kurzweilt, oder wohl auch in Ehren einsam lustwandelt, und im Geiste künftige Paradiese entwirft — daß die Kinder sich „Eins setzen lassen" d. h. um einen hingeworfenen Kreutzer halbe Stunden lang kämpfen, — daß die einfache, aber reichliche Mittagskost hierauf herrlich mundet, und die fröhlichen Menschen noch froher macht, —! am frohesten aber der Wirth, der reichlich verzapfte Wein und Branntwein; dieß und noch vieles Andere versteht sich ohnehin von selbst. Nachmittags beginnt das Scheibenschießen, welches, wie in ganz Tyrol, auch im Ötzthale die Hauptbelustigung aller Stände ist. Daß hierbey aus freyer Hand die besten Meisterschüße

gemacht werden, ist bey dem weltbekannten Scharfschützenruhme der Tyroler vorauszusehen. Dabey wandert die gesellige Branntweinflasche von Hand zu Hand, und steigert den allgemeinen Frohsinn nach und nach zur Ausgelassenheit. In diesen geistigen Erfrischungen herrscht übrigens eine Art von Luxus, die man bey einem sonst so einfachen Völkchen nicht suchen würde. Jeder wohl eingerichtete Bursche besitzt nähmlich eine Sammlung der verschiedenartigsten Fläschchen von allen Sorten und Farben, deren jedes zu einem besondern Gebrauche bestimmt ist, z. B. zur Feldarbeit, zur Jagd, zu einsamen Spaziergängen, zu vertrauten Wanderungen mit dem Mädchen, zu verliebten Stell-dich-ein am Fensterbalken. Die letzterwähnten Beyspiele stützen sich auf die Behauptung der Ötzthaler bösen Welt, daß die Mädchen den geistigen Labungsmitteln keineswegs so abhold seyen, als die enthaltsamen Städterinnen; zur Ehre der Ötzthalerinnen wollen wir jedoch bemerken, daß der Reitz hierzu weniger in einer Evas Töchtern nur zu häufig zugemutheten verdammlichen Lüsternheit, sondern in der unwiderstehlichen „Zubringungsweise (ich bring dir's, ist das zum Trinken auffordernde Zauberwort der Ötzthaler Burschen) liegen mag.

Die Gipfel und die schönste Zierde fröhlicher Geselligkeit, Musik und Tanz, wird mit Bedauern im ganzen Ötzthale vermißt. Dieser eingepflanzte Abscheu gegen die vorgeblich unheilige Musik ist so groß, daß ein Bursche sich des Heldenstückes, einem durchwandernden Musikanten seine Fidel zerschlagen zu haben, als eines verübten frommen Werkes rühmte. Der einheimische Volksgesang ist im Ötzthale gänzlich im Verfalle; statt dessen haben die muntern und leichten Zillerthaler-Lieder hier wie überhaupt im ganzen Tyrol, Eingang gefunden. Indessen spricht sich der poetische lebenskräftige Sinn der Ötzthaler in einem anderen, an die Wettgesänge der alten Bukoliker, und die Improvisatori erinnernden heitern Volksbrauche aus. Zwey auf dem Felde, auf der Jagd, oder auf Spaziergängen mit ihren Schönen zusammentreffende Burschen gerathen — am häufigsten jedoch an Sonntagsnachmittagen in der Schenke, wenn der Branntwein schon im Oberstübchen spuckt — in einen scherzhaften Streit in gereimten meistens vierzeiligen Strophen, welche aus dem Stegreife hergesagt werden, und größtentheils beißende Ausfälle auf den Gegner enthalten. Der letztere läßt den von schallendem Gelächter der Menge begleiteten Hieb natürlich nicht auf sich beruhen, sondern replizirt mit eben so viel Schnelligkeit als Nachdruck und unternimmt neue Ausfälle, welche der Gegner wieder muthig zurückschlägt.

Diese scherzhaften Sangturniere — Spottliedeln oder Schnoderhacken genannt — sind sie stundenlang fortzuführen im Stande, und würden wohl jeden Heroen der deutschen Poesie, der sich mit ihnen messen wollte, an Schnelligkeit und Ausdauer der Replick besiegen. Wir bedauren, keinem solchen Wettsange beygewohnt zu haben. Daß diese geistigen Kämpfe meistens in körperliche Balgereyen ausarten, ist bey der Rüstigkeit und Rühriqkeit des Ötzthalers leicht begreiflich. Dann wird ernsthaft Platz gemacht, und unter unaufhörlichen Aufhetzungen von beyden Seiten ein Ringen und Boxen mit Schlagringen begonnen, wobey dem zuschauenden Städter vor Entsetzen alle Haare zu Berge stehen. Der zerstampfte Boden (derley Schimpf- und Ernstspiele werden meistens im Freyen vorgenommen) wird bald durch das auf beyden Seiten häufig strömende Blut einer Schlachtbank ähnlich, und der Besiegte beynahe immer mit zerschlagenem Kopfe vom Kampfplatze fortgetragen, um etwa eine Stunde später — mit dem Sieger auf erneuerte Freundschaft eine Flasche zu leeren.

Die Nacht rückt heran, und alles kehrt wohlgemuth mit neu gefüllten Branntweinflaschen nach den einsamen Hütten zurück, um nach kurzem Schlummer die Freuden des zu schnell entschwundenen Festtages mit der einförmigen ermüdenden Werktagsarbeit zu vertauschen. Nur der Liebende füllt die Stell-dich-ein-Flasche schnell mit frischem Schnaps, und schleicht auf einsamen Feldwegen, jede verrathende Begegnung sorgfältig vermeidend, zu der Hütte seiner Geliebten. Nicht lange harrt er — das Fensterlein thut sich auf, und trauliche Wörtchen wechseln mit Küßen und Schnapsschlücken. Doch wehe dem Armen, wenn ein anderer Bursche — wäre es auch kein neidischer Nebenbuhler seine nächtlichen Schliche belauscht. Da zieht sich — wie eine unsichtbar durch die Nacht wandelnde Wetterwolke — ein ganzes Rudel ausgelassener Bursche, leise und lose hinter dem Rücken des unbesorgt kosenden Pärchens her — da werden wohl gar Väter und Brüder geweckt — und ehe er sich versieht, ergießt sich über den liebeflammenden Jüngling ein schauerlicher Prügelregen, weniger aus Scheelsucht oder kräftig an den Tag gelegtem Sittlichkeitsgefühle, als — weil es im Ötzthale einmahl verjährte Sitte ist, die am Fenster ertappten Liebhaber zu walken, und dann wohl gar zur Abkühlung der Liebesgluth wiederhohlt in das eiskalte Gewässer des Flußes einzutauchen. Das Herrlichste in diesem herrlichen Thale ist die schon vorher erwähnte Sagenwelt — der höhere bedeutungsvolle Geist, der über den phantastischen Naturbildern webt. Der Umstand, daß beynahe jedes dieser Mährchen seinen äußern Schauplatz nachweiset, muß den Reisenden, der diesen poetischen Boden betritt, mit dem individuellsten Interesse für die gleichsam vor ihm auflebenden

2 *

Wundererscheinung erfüllen. — Es sey uns vergönnt, das Ötzthal, in der Absicht einige dieser Volkssagen mit lokaler Hindeutung anzuführen, flüchtig zu durchwandern.

Bey Ötz senken sich die erhabenen Colossen des Oberinnthals zu anmuthigen Waldbergen, die das Portale des Ötzthales bilden. Gesegnete Felder bedecken hier in reicher Abwechslung die weite Thalebene, und stattliche Gebäude verkünden den Wohlstand ihrer Bewohner. Gegen Habichen (dessen Giebel sich an das herrlichst geformte Gebirgsjoch lehnen, dessen wir uns in Tyrol erinnern (und weiter hinaus gegen Dumppen, wo sich ein Glockengußwerk befindet, da werden die Berge immer höher und kahler, und das Thal immer geräumiger. Von allen Wänden stürzen die herrlichsten Caskaden, deren jede den Wanderer verweilen hieße, wenn ihm nicht eine halbe Stunde hinter Dumppen der Umhausner-Wasserfall (einer der bedeutendsten in Tyrol) als ein nach und nach gigantisch-anschwellender Silberfaden entgegen schimmerte. Bey Umhausen wird das Thal am weitesten, und entzückt durch seine friedliche Größe. Unter den dortigen Bergen zieht die majestätische Engelswand, unzählige mahlerisch gruppirte Bauernhöfe auf ihrem breiten kahlen Rücken tragend, vor allen des Wanderers Blick auf sich, der auch auf folgender Sage, der sie ihren bedeutungsvollen Nahmen verdankt, nicht ohne Theilnahme verweilt.

Vor grauen Jahren stand nahe an der Wand ein mächtiges Ritterschloß, Hirschberg geheißen, welches einem Grafen gehörte, über den die Glücksgöttinn ihr Füllhorn reichlich ausgegossen, ihn von ihren Gaben nur den ersehnten Kindersegen vorenthalten hatte.

Diesen von dem Himmel zu erflehen, unternahm der Graf eine Pilgerfahrt nach Palästina, deren Wirkung so heilsam war, daß die schöne und tugendreiche Gräfinn ein Jahr nach seiner Rückkehr eines gesunden Knäbleins genas, das zur Freude der Ältern blühend und vielversprechend aufwuchs. Eines Abends lustwandelte das glückliche Paar mit dem Kinde unter der mächtigen Engelswand. Plötzlich schoß ein ungeheurer Jochgeyer aus einer Felsspalte, erfaßte den Kleinen, und flog mit ihm trotz des verzweifelnden Hülferufens der Ältern, langsam die hohe Bergwand hinan zu den nach Futter kreischenden Jungen im wolkennahen Nest. Da senkte sich — wie die freundliche Sage meldet — ein Engel aus dem, die Bergspitze umhüllenden Wolkenschleyer, entriß dem Ungeheuer den theuren Raub, und legte ihn unbeschädigt zu den Füßen der Ältern, die in frommer Dankbarkeit eine Kirche bauten, und den durch Gottes Wundergnade verherrlichten Berg die Engelswand benannten. Bemerkungswerth ist es, daß von dem Schloße Hirschberg in der ganzen Gegend keine Spur zu finden ist, außer in einem Volksgerüchte, welche die Sakristeythür der Kirche zu Umhausen zum Seitenpförtchen der Grafenburg macht.

Von Umhausen leitet ein beschwerlicher Bergpfad nach einer starken halben Stunde zu dem obenerwähnten Wasserfalle, der, den Wanderer aus weiter Entfernung mit seinem Donner und Regenschauer begrüßend, sich durch die Fülle seines Gewässers und seine mahlerische Umgebung den bedeutendern Naturschönheiten Tyrols anschließt. Besonders freundlich ist von seinem Becken die herrliche Perspective auf das ferne Ötzthal und einen im fernsten Hintergrund des nördlichen Ötzthales wie aus einem Zauberspiegel wiederstrahlenden zweyten Wasserfall.

Hinter Umhausen wird das Thal nach und nach immer enger und öder, bis endlich eine Stunde vor Lengenfeld, der reißende Achenbach beynahe ausschließend die grauenvolle Schlucht einnimmt. Furchtbare Schichten von Steingerölle, oft von den wolkennahen Gipfeln bis in das Flußbett hinabreichend, hemmen streckenweise den schmalen Pfad des besorgten Wanderers, dessen zögernden Schritt dann wieder der Schreck beflügelt, wenn ihm der Führer bey der fürchterlichsten Geröllenwand in der schmalsten Wendung des Thales schnell vorüber zu laufen räth, um nicht von den beynahe unaufhörlich herabrollenden Felsblöcken zerschmettert, und in den vorüberrauschenden Achenbach geschleudert zu werden. Dieß bezeugen auch die häufigen Unglückszeichen (Märterle) die wir im Ötzthale, wie in dem, früher durchwanderten Thale Sellrain beynahe alle hundert Schritte antrafen.

In diese schaurige Einöde hat die Volkssage eine Schaar Hexen eingebürgert. In einem, den schmalen Abhang zwischen dem Flußbette und der lothrechten Felswand einnehmenden dichten, finstern Föhrenwäldchen liegt ihre Wohnung am Tage unsichtbar, und nächtlicher Weile von dem Vorüberwandernden gefürchtet. Kein Ötzthaler, der gegen Abend hier vorüberzieht, unterläßt, sich durch Geberd gegen Anfechtungen zu schützen; denn die Hexenschaar — so glaubt er — peinigt die armen Wanderer mit gräulichen Spuckgestalten beynahe zu Tode. Das läßt sich im Studierstübchen ganz leicht belächeln, aber an Ort und Stelle vorüberwandelnd, fanden wir die Versicherung eines uns begleitenden Ötzthalers, daß er diesen seit der dunklen Ammenzeit fürchterlichen Pfad im Finstern nicht ohne Angst zurücklegen könnte, — begreiflich. Allmählich öffnet sich die grauenvolle Felsschlucht zu einem immer geräumigern und freundlichern Thale — die Felscolosse verlieren sich hinter waldigen Vorhügeln — der Fluß toset in weiterer Entfernung von dem

Wanderer, den ein anfänglich durch schattige Wälder, dann durch Saatengrün schlängelnder angenehmer Fahrweg über die Ortschaften Au und Dorf nach Lengenfeld, dem Mittelpuncte und ansehnlichsten Orte des Ötzthales, leitet. Von einem, eine Stunde von Lengenfeld entfernten Berge wird folgende Sage erzählt. Ein auf demselben unweit von der Straße liegender Acker gerieth unter Vormundschaft, und wurde durch Schuld des bestochenen Gerichts zum Nachtheile der armen Pupillen ungerecht verwaltet. Viele Jahre vergingen; Richter und Parteyen starben. Da fährt ein Knecht spät in der Nacht bey diesem Gute vorüber, und sieht — hilf Gott! — mitten auf dem Felde eine flammende Tafel, an welcher der Hr. Richter und alle an dem Frevel Schuld tragende Parteyen als feuertriefende Unholde beysammen sitzen und Gericht halten. Die Pferde bäumen sich, und gehen durch, der Knecht schlägt ein Kreutz — und das Spuckgesicht ist verschwunden.

Lengenfelds Umgebung — ehemahls nach einer durch die örtliche Lage begründeten Sage ein großer See trägt, wie überhaupt das ganze hier in seinem Grundtypus am reinsten hervortretende Ötzthal, den Charakter elegischer Erhabenheit. Eine hohe Freundlichkeit lebt in den großartigen Formen des weiteren bebauten Hauptthales, aber ein wehmüthiger Ernst lauscht in den romantisch-düstern Seitenschluchten, die unten zwischen Waldwänden, höher hinauf zwischen Klippengerölle hinansteigend, sich meistens in blendende Gletscher verlieren, die wie verklärte Geister ruhig-lächelnd auf das Treiben der tiefen, bunten Welt herabschauen, aber ihre zugleich befruchtende und verwüstende Kraft durch die schäumenden Gießbäche äußern, die aus ihrem Schooße in das Thal hinabwüthen. Einer dieser Gletschersöhne, der Fischbach, welcher zwischen Ober- und Unterlengenfeld in die Achen fällt, hat die Gemeinde zur Führung eines kostspieligen Archenbaues genöthigt.

Die Ortschaft Lengenfeld machte mit ihren geschmackvoll und dauerhaft gebauten — durch Gärten und Fluren von einander abgesonderten Häusern im Vereine mit er wunderbar schönen Natur auf uns den unvergeßlichen Eindruck des reinsten Friedens und der heiligsten Erbauung. Ein anmuthiges Wäldchen, von dem zerstörenden Fischbach durchwühlet, scheidet die obere und untere Hälfte Lengenfelds. In dieser einsamen dunklen Beschattung träumt sich der gerührte Wanderer unwillkührlich in einem Wallfahrtsorte, wenn er am Sonntagsmorgen die festlich geschmückten Landleute des ganzen Thales bey erbaulichen Gesängen nach der Kirche wandeln sieht, deren stattlicher Thurmkopf durch das grünne Wipfeldach herübernickt, und — ein Sinnbild der Alles vereinigenden Religion — die geschiedenen Nachbarn traulich an einander zu binden scheint. Die Pfaarkirche ist geräumig, und schön, und verdient besonders wegen einiger guten Gemählde von Tyroler Künstlern den Besuch jedes Durchreisenden. Die reiche Vergoldung des erst unlängst aufgesetzten neuen Thurmknopfes soll 25 Ducaten gekostet haben. Unter verschiedenen, mit unter nicht uninteressanten Grabmählern und Insignien zeigte man uns das Denkzeichen der ersten Erbauer der Kirche, eines Schmiedes, Jägers und Schneiders. Der Letztere leistete vertragmäßig seinen Beytrag durch einen vorgeblich aus reinem Golde verfertigten Thurmknopfe. Bey der neuerlich vorgenommenen Renovation ward derselbe jedoch als unechte Composition, und der schon seit langen Jahrhunderten im Grabe ruhende Schneider, als Betrüger erkannt. In einer Seitencapelle der Kirche liegen unter dem Altare hinter einem Gitter viele Todtenköpfe. An einen derselben — einen in der Mitte zerspalteten Schedel von ungewöhnlicher Größe und Dicke knüpft sich eine durch das ganze Ötzthal verbreitete Sage von Bedeutung.

Vor beyläufig 50 Jahren lebte auf einem zwischen Lengenfeld und Huben gelegenen Bauernhofe ein eben so seiner Stärke, wie seiner Ruchlosigkeit wegen im ganzen Thale berüchtigter Junge, Adas Bub geheißen. Nebst seinen wilderen Lastern fröhnte er auch der sündigen Modesucht, und war der Erste, der unter den Ötzthaler-Jungen die Tracht der Sammtjacken einführte. Den Tag über lag er in der Schenke, und in der Nacht zog er mit anderen Gesellen seines Gelichters auf Abenteuer aus, schlich den Mädchen nach, und suchte mit ihren Liebhabern Händel, die häufig mit einem Todschlage endeten. Deßhalb war dem verwegenen Jungen aller Orten blutige Rache geschworen, ohne daß sich einer mit dem gefürchteten Riesen in einen offenen Kampf einzulassen wagte. Sein alter Vater ein ehrwürdiger frommer Greis sprach ihm herzbeweglich zu, von seinem wüsten Treiben abzulassen, und ermahnte ihn besonders eines Abends inständig, heute ja nicht mehr auszugehen, da eine schreckliche Ahnung sich seiner bemächtigt habe. Der wilde Sohn verhöhnt aber die wohlgemeinte Ermahnung des weinenden Vaters, und stürmt in die Nacht hinaus. Durch einen finstern Hohlweg rennend, sucht er sein Gewissen durch ausgelassenes Jauchzen zu übertäuben; doch mit Schauer vernimmt er, wie die Hölle ihn umjauchzt im tiefsten Abgrunde. Bleich und erschöpft kommt er bey den harrenden Spießgesellen an. Bald weicht die augenblickliche Gewissensangst der gewohnten Ausgelassenheit. Sie vollbringen in derselben Nacht die verwegensten Streiche, steigen bey einigen Mädchen ein und erschlagen die herbeyeilenden Verwandten, hoben die Hausthüre der

unbesorgt schlummernden Dorfbewohner aus den Angeln, und schleppen sie weit aufs Feld, rollen einen Wagen aus einem aufgesprengten Stadel, und schieben ihn mit vorwärts gekehrter Deichsel auf das Dach, und brechen endlich in einer Capelle ein, wo sie den geweihten Wein austrinken, und einen Bock einsperren. Hierauf stürmen sie das Haus eines einzelnen Häuslers bey Burgstein und heischen mit Ungestümm einen Nachteinlaß. Der Bauer erhebt drohend die neu geschliffene Axt. Sie legen Hand an ihn, und in verzweifelter Nothwehr spaltet der Bauer dem Adas Buben den Hirnschädel. Seine Gesellen schleppen ihn ins Freye und setzen ihn auf einen noch vorhandenen großen Stein. Er schlägt die Augen auf, vermag aber nur noch zu röcheln. Er stirbt ohne geistlichen Beystand, weil er, so oft der herbeygerufene Priester ihm nahen will, von schrecklichsten Krämpfen befallen wird, und — so behauptet die Sage — er muß nun auf ungeweihtem Grunde begraben, als Geist nachtwandeln. Seit dieser traurigen Begebenheit soll der früher im Öţthale sehr im Schwunge gewesene Hang zu Zank und Schlägerey bedeutend abgenommen haben.

Eine andere, im Öţthale, wie in ganz Tyrol verbreitete Sage, darf bey eben so individuellem Interesse für ihre Heimath auf höheren poetischen Gehalt, und ein wahrhaft idealisches Colorit Anspruch machen. Auf den höchsten Alpen, an der Gletscher Eisgränze, wohnen drey Geyer, die der Thalbewohner unter dem Nahmen der wilden oder seligen Fräulein verehrt.

Das Volksmährchen erkläret sie für Geister der Luft, die in wunderschöner, die Menschenform zur höchsten Idealität verherrlichender Gestalt umherwandeln. Ihr Hauptcharakter ist Freyheitsliebe und Gutmüthigkeit. Die erstere legen sie durch ihre ausschließende Liebe für die höchsten Berggegenden, besonders aber durch einen entschiedenen Haß gegen die Jäger, welche die Freyheit und das Leben der harmlosen Naturkinder bedrohen, an den Tag. — Ihre Leutseligkeit und Menschenliebe beweisen sie, indem sie die Hütten der armen Thalbewohner manchmahl in allerley angenommenen Gestalten besuchen, die edle Armuth prüfen, und, wenn sie es verdient, ihr durch reiche Gaben oder weise Rathschläge helfen. Die Gemsen — für die Sterblichen in der Tiefe ein freyes Geschlecht — sind ihre Hausthiere, welche sie wie wir unsere Ziegen füttern, tränken, melken und hüthen. Deßhalb sind sie die unversöhnlichsten Feindinnen der Alpenjäger, und haben — trotz ihrer Gutmüthigkeit — Manchen derselben das Leben geraubt.

In eine das linke Ufer der Achen, Lengenfeld gegenüber, beglänzende Bergwand, Morin genannt, hat die Volkssage den unterirdischen Pallast dieser Feyenschwestern gesetzt. Eine unbedeutende Höhle wird für den Eingang desselben gehalten. Ein junger Hirt von Lengenfeld fühlte sich schon seit seinen frühesten Kinderjahren unwiderstehlich zu diesem Wunderorte hingezogen. Dorthin trieb er am frühen Morgen seine Heerde, verzehrte auf seinem Lieblingsplätzchen das mitgebrachte Mittagsbrod, legte sich am heißen Nachmittage in die kühle Grotte, wo wunderliche Träume ihn umgaukelten, und kehrte immer erst am späten Abend gedankenvoll nach Hause zurück. Einst lag der Jüngling wie gewöhnlich, vorm Eingange der Höhle, und wollte sein Mittagsmahl vornehmen, als plötzlich aus dem tiefen Thale herauf die Glocken zu Mittage läuteten. Andächtig sank er auf die Knie, und warf dabey seinen Topf mit Nudeln um. Da schwebte eines der wilden Fräulein aus der Höhle, und reichte ihm eine andere Speise für die verschüttete. Nachdem er gegessen, führte sie ihn in den Berg hinab, und machte ihn mit ihren Schwestern und dem ganzen Pallaste bekannt. Spät Abends entlassen, kehrte der eingeweihte träumerischer als sonst aus seiner heitern Zauberwelt in die armselige Wirklichkeit seiner väterlichen Hütte zurück. Tag für Tag wiederhohlte er seinen Besuch, und hatte die ungestörte Dauer seines Glückes unter der Bedingung zu erwarten; daß er sich in keine Gämsejagd einließe, wofür er mit dem Tode — und daß er seines Verhältnißes mit den Feyen gegen Niemand erwähne — wofür er mit der unnachsichtlichen Trennung von seinen Schützerinnen bedroht wurde.

Jahre lang hielt er fest an seinem Gelübde, aber einst entschlüpfte ihn gegen seinen Vater eine unbedachtsame, das Geheimniß enthüllende Rede. Als er am nächsten Morgen zu seinen Freundinnen zurückkehrte, fand er sie nicht mehr und der Wunderpallast blieb ihm seit dieser Zeit immer verschlossen.

Die Sehnsucht nach der verlornen schönen Wunderwelt, und die Reue über seine Unbesonnenheit, zehrten den blühenden Jüngling allmählich zum Gerippe ab, die arme Wirklichkeit war für ihn längst abgestorben, und aus dem heitern Geisterreich war er ausgeschlossen. Umsonst lag er Stundenlang, bitterlich weinend, in der Höhle; nichts vermochte die strengen Schwestern wieder herauf zu beschwören. Da zog einst eine Schaar wilder Gämsenjäger singend und pfeifend vorüber. Lebenssatt, und der frühern Drohung gedenkend, schloß er sich an. Die Höhe war lustig erklommen, und am Rande des eishauchenden Ferners eine harmlose Schaar Gämsen von ihrer Alpenweide aufgestöhrt. Mit wildem Sprunge von Klippe zu Klippe sich schwingend, eilte der neue Jäger den Flüchtigsten nach. Jetzt knallte die Büchse — aber in dem-

selben Augenblicke stand die schönste der seligen Fräulein neben dem geängstigten Thiere — den letzten Abschiedsblick zürnend, doch voll unbeschreiblicher Milde auf den armen Jüngling heftend, der, vom Verklärungsglanze geblendet — in den Abgrund stürzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sünderglocke.

Ballade.

Bewache mir die Purpurflammen,
Denn in die Schenke muß ich hin;
Streif mir die Kohlen nicht zusammen,
Wild bin ich, wenn ich zornig bin.

Lieb Vater gern thu ich verweilen,
Beym Glockengusse ganz allein;
Schau wie die goldnen Feuersäulen,
Sich bunt um uns're Glocke reihn.

Heiß ist's, ich muß die Kehle laben,
Dann sing ich Dir dein Lieblingslied;
Der Meister sprichts zu seinem Knaben,
Der staunend nach den Flammen sieht.

Er schaut die hohen Flammensäulen,
Sie heben sich wie Thürme auf;
Wie Sturm beginnts im Guß zu heulen,
Er ströme im kunstgerechten Lauf.

Die wilde Kraft beginnt zu wogen,
Es zischt und wirbelt glühend heiß;
Es steigt empor in grauen Bogen,
Die Flammenwoge silberweiß.

Vom Sitze sich erhebt der Knabe,
Vertieft, umwirbelt Ohr und Sinn;
Streift er mit einem Eisenstabe,
Vom Angesicht die Kohlen hin.

Da rasch erglühen alle Kohlen,
Den Meister ruft in Angst und Graun
Der Knab — er eilet ihn zu hohlen,
Er wagt nicht weiter hinzuschaun.

Bleich — schuldbewußt ob dem Vergehen,
Eilt er straks in die Schenke hin;
Fängt an zu weinen und zu flehen,
Verwirret das Auge, wüst den Sinn.

Und wie der Meister sie vernommen,
Des fleh'nden Knaben Schreckenskund;
Wie rasch die Kohlen sind erglommen,
Rast er, es schäume in Wuth sein Mund.

Er kommt, er hört die Flammenwogen,
Es wirbelt um ihn glühend heiß;
Sein Auge schaut den grauen Bogen,
Die Flammensäule silberweiß.

Da schleudert er im Zornerglühen,
Sein Messer auf des Knaben Herz;
Ihm aus den Augen Funken sprühen,
Es brennt verzehrend ihn der Schmerz.

So nahet er der Flammenstätte,
Wo sich bereitete der Guß;
Doch sieh, da glänzt rein das Gelöthen,
Ganz kunstgerecht der Flammenfluß.

Schon fertig sieht sein scheues Auge,
Die Glocke fleckenlos und rein;
Er prüft den Guß, ob er wohl tauge,
Nie thät ein Guß so wohl gedeihn.

Ob viele seiner Glocken klangen,
Von Kirchen und Capellen rein;
Ins Herz die Silbertöne drangen,
Die wird der Glocken Beste seyn.

Am Boden aber liegt der Knabe,
Der Glocke Ton — er hört ihn nicht;
Der Meister bebt, greift nach dem Stabe,
Und stellt sich eilig dem Gericht.

Ich hab mein einzig Kind getödtet,
Hab rasch verdammt sein heißes Flehn;
Eh' sich der nächste Morgen röthet,
Gebt mir den Tod, das muß geschehn.

Ihr Richter lasset alle Fragen,
Ich kenne mein Verbrechen klar;
Ich hab mein einzig Kind erschlagen,
Weil ich ein schlechter Meister war.

Erweiset mir die letzte Gnade,
Ihr Herrn, ich bitte mir was aus,
Auf meines Lebens letztem Pfade
Ertön' die Glock' am Kirchenhaus.

Laßt mich die böse Glocke hören,
Auf meiner Wand'rung letztem Gang;
Sie wird mir Reuetrost gewähren,
Von meiner Sünde spricht ihr Klang.

Und wie er mag die That bereuen;
Die Reue ist die Strafe nicht;
Und Strafe die Gesetze dräuen
Schwer fällt die Sache dem Gericht.

Als nun der Morgen war gekommen,
Wo man den Meister führt hinaus;
Da wie beklommen — Bösen, Frommen,
Ertönt die Glock am Gotteshaus.

Des armen Meisters Blicke schauen,
Mit Kraft im Glauben himmelwärts;
Der Glocke Ton ruft Sündergrauen,
Und Liebestreu' ihm in das Herz.

Da fällt sein Haupt am schwarzen Blocke,
Zu Breslau, wo die That geschah;
Die Glocke heißt die Sünderglocke,
Sie tönt und rufet noch allda.

Vom alten Magdalenenthurme,
Kann man noch hören sie und schaun;
Gar Mancher, der im Weltensturme,
Verlor das höhere Vertraun.

Gar Mancher, der im eitlen Ringen,
Gar nichts errungen hat — als Schein;
Fühlt bey der Sünderglocke Klingen,
Zuerst die ächte Liebespein.

Und Mancher, dem die Töne klangen,
Umrungen schon von Todesnacht;
Ward von des Glaubens Kraft umfangen,
Und ist zum Leben neu erwacht.

So künd, o Glock! in heil'gen Klängen,
Der Sünd' und der Versöhnung Lauf;
Ihr Städter zieht an ihren Strängen,
Schuldvolles Herz wach auf! wach auf!

Julius.

Miscellen.

In Padua herrschte ein sonderbarer Gebrauch, muthwilligen Bankerotteurs zur heilsamen Warnung. Auf einem Steine) mit der Aufschrift: Lapis vituperii et cessionis bonorum) mußten derley Leute im Angesichte des Volkes sich drey Mahl niedersetzen, und laut ihre Armuth betheuern!! —

Piquenic war der Nahme eines Traiteur zu Berlin, welcher derley Unterhaltungen zuerst gab.

Drey Gelehrte: Ludovico Dolce (Tragiker und Verfasser mehrerer jetzt sehr seltenen Schriften) Dionigi Atanagi, da Cagli und der Historiker Alfonso Ulloa, die sich während ihres Lebens, fortwährend in literarischen Fehden zerzankt, starben so arm, daß man sie in Venedig in ein Grab legte! —

Besteht wohl noch zu Oberlanbach jene eiserne Kette, um die ganze Kirche, welche ein erlöster Sclave dahin weihte? — Keißler fand sie noch.

Die Wasserleitung des fürstlich schwarzenbergischen Garten zu Wien, wurden durch eine im Jahre 1722 durch Fischer von Erlach angelegte Dampfmaschine getrieben!

Zu Keißlers Zeiten zahlte man für ein Bad zu Baden 6 kr. und für das Badhemd 6 kr. — Man badete zur Cur gewöhnlich 60 Mahl und zwar jedes Mahl drey Stunden.

Gundacker Thomas Graf Stahremberg, der Bruder des Retters von Wien 1683, wollte nach dessen Tode seine hinterlassene Witwe heirathen, wozu er päpstliche Dispensation nöthig hatte. — Er erhielt sie unter der Bedingung, keinem Armen ein Almosen zu versagen.

Der Wienfluß, damahls noch nicht so gedämmt und geregelt, als jetzt, schwoll oft so plötzlich an, daß Leute, welche Mittags nach Schönbrunn fuhren, Abends nicht zurück konnten.

Churfürst Christian von Sachsen, ließ zu Augsburg eine Rüstung verfertigen, auf welcher die Thaten des Herkules eingearbeitet waren, und welche 14000 Thaler kostete.

Des Churfürsten Johannis von Sachsen Handring in der Gothaischen Kunstkammer hatte statt des Steines eine kleine Uhr, die mittelst eines Stachels jede Stunde durch einen Stich in die Hand andeutete.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 12. September 1825.

Nekrolog.

Am 19. Julius d. J. starb in Carlsbad — wohin er sich zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit begeben hatte — Herr Prokop Ritter von Platzer, k. k. wirklicher Gubernialrath und Kreishauptmann des Berauner-Kreises, Ritter des kaiserl. österreichischen Leopoldordens, Inhaber des silbernen Civil-Ehrenkreuzes, Subarendirungs-Revisions-Commissär im Königreiche Böhmen, Director des Gymnasiums zu Beneschau, Ehrenbürger der k. Hauptstadt Prag, an den Folgen eines Schlagflußes, im 67sten Jahre seines Lebens.

Er war in jeder Hinsicht ein vorzüglicher, verdienstvoller Staatsbeamter; rastlos eifrig in strenger Erfüllung des allerhöchsten Dienstes, und in Beförderung alles Guten. Davon zeugen mehrere Denkmähler, die seine unermüdeten Bestrebungen gegründet haben. Das militärische Bade-Hospital zu Teplitz, das Privat-Erziehungs-Institut für mittellose unmündige Blinde, und die Heilanstalt für unbemittelte Augenkranke in Prag; mehr als vierzig neue Schulgebäude, und die bessere Dotirung vieler Lehrer im berauner Kreise; die Herstellung vieler Kunststraßen in demselben, und mehrere nützliche Anstalten haben diesen seinen Bemühungen ihr Daseyn zu verdanken, und sichern Ihm ein segenvolles Andenken, aere perennius.

Mit rastlosem Eifer verwendete Er sich insbesondere als Director des von Ihm gegründeten Erziehungs-Instituts für blinde Kinder, zur Erweiterung dieser, nebst dem Blinden-Erziehungsinstitute in Wien, bisher einzigen Lehranstalt in dem gesammten österreichischen Kaiserstaate; und die aufrichtige Anerkennung dieser seiner seltenen unermüdlichen Bemühungen für die arme leidende Menschheit, und besonders für die Unglücklichen, welche ihres Sehvermögens verlustig waren, *) bestimmten die Mitvorsteher beyder erwähnten Anstalten am 17. August d. J. eine Todtenfeyer in der Pfarrkirche des ritterlichen Kreuzherrn-Ordens zu veranstalten, wobey sie mit den Zöglingen dieses Instituts, und einer zahlreichen Versammlung aus allen Ständen, ihre Gebethe für den Verewigten zum Lohner alles Guten dargebracht haben.

Dieses als vorläufige Notiz zur Würdigung der Verdienste Platzers.

Vermuthlich wird Einer seiner Freunde, welcher seine rastlosen Bemühungen in Beförderung des allgemeinen Wohls im Detail kennen zu lernen die freudige Gelegenheit hatte, eine vollständige Biographie des wahrhaft Edlen zur Publicität bringen; wozu ganz vorzüglich diese, zur Verbreitung alles Schönen und Herrlichen im Vaterlande gewidmeten Blätter vor Andern geeignet wären.

W***.

*) Seit dem Entstehen dieses, von ihm gegründeten Instituts zählt man nun zwey hundert neun und vierzig Blinde, welche dasselbe sehend verlassen haben.

Sonnenuntergang.
(Ein heroisches Idill.)

Abend. Baumplatz vor einer Hütte.

Beltram.

Die Sonne legt in's Purpurbett sich schlafen,
Und böse Dünste fieberischer Dämmerung,
Die ihres wachen Auges strenger Blick,
Zu Boden hielt in Unterwürfigkeit,
Erheben sich voll arger Tücke nun
Und schleichen in die Veste eures Leibes,
Deß Kraft und widerstehende Vertheid'gung,
Die Krankheit welche nahm Besitz davon.

Verfallen, schwächen für den Angriff ließ,
Und so im Einverständniß mit dem Feind,
Verrätherisch die Wege offen hält,
Auf denen zieht mit ihm Zerstörung ein.

Columbus.

Ein wackrer Grund, geziemt es mir zu harren,
Und aus dem gold'nen Thronsaal nicht zu weichen,
So lange die Monarchinn meines Lebens,
In gnadenreicher Nähe noch verweilt. —
Geh' nur hinein des Abends Mahl bereiten,
Bedürfniß mag in Dunkelheit sich stillen,
Doch dieser Becher hier, die Quelle fassend,
Die noch des Alters dürrgeword'nen Stamm
Mir heimsucht mit des Frühlings Trieb und Wärme,
Der soll geweiht ihr seyn und zugetrunken,
Auf daß von ihrem seegensvollen Kuß
Berührt, sein Rand in rothem Glanze strahle,
So holden Wiederscheins mein Herz erfreuend,
Als würd' er mir vom zart'sten Mund credenzt.

Beltram.

Ersterbend sinkt der seegensreiche Einfluß,
Indeß die Nacht, dem Manne feindgesinnt,
Mit ausgeruhter Kraft sich hebt vom Lager,
Und mich gemahnt mit meinem Thun zu eilen,
Euch bald zu bringen in den Schirm des Hauses.

(geht hinein).

Columbus (zur Sonne gekehrt.)

Du Göttinn meines Seyns, gelöst hast du
Das Wort, das Du gegeben einst dem Kind
Da es die kleinen Arme hob zu dir,
Geliebkost von den Strahlen deiner Gunst,
Im dumpfen Sinn berührt von hoher Ahnung,
Die niederschwamm von deinem großen Glanz,
Gelöst dem Mann, der deinem Licht gefolgt
Auf unbegränzter Meere dunkeln Pfaden.
Nie hat von Dir gelassen meine Treue,
Und rühmen darf ich der Erhörung mich,
Wie nicht umsonst mein Streben dir zog nach;
Was einem Sterblichen gewährt konnt' seyn,
Der Dir in ritterlicher Minn' ergeben,
Mir hast Du's in dem reichsten Maaß verlieh'n,
Im Feuer eines arbeitvollen Lebens,
Vergoldet unvergänglich meine Locken,
Daß sie zur Krone mir um's Haupt sich weben,
Die ich als Dein getreuer Lehnsmann trage,
Zur Krone der unsterblich hellen Ehre. —
Ha Ehre sag' ich, und fällt nicht dein Blick,
Voll Mitleid daß ich selbst mir spreche Hohn,
Auf Ketten, Ketten, eines Sclaven Tracht,
Deß niedrig Thun auch niedre Strafe trifft! —
Nein, traure nicht, als sey Dein Freund gefallen,
Die Fesseln sind nur Wolken, Nebel, wie
Sie kommen Deinen Untergang zu hüllen,
Die noch Dein großmuthvoller Sinn bestrahlt,
Mit allem Abglanz deiner höchsten Schönheit,
Vor Du sie grauer Nacht zum Raube läßt,
Die sie bedeckt mit düsterem Vergessen;
Dieß Eisen wird der schnöde Rost zernagen,
Und den, der es um meine Glieder schlug,
Des Wurmes unverschämter Hunger, der
Nicht Rücksicht kennt, wer einst die Leichen waren,
Und schwingen wird sich aus der schlechten Asche,
Wie Du, die Schleyer neid'scher Nacht durchbrechen
Machtvoller Fittigge Gewalt bewegend,
Der strahlenprächt'ge Phönix meines Ruhms,
Sich heben, tief das Dunkel unter sich.

(faltet die Hände wie zum Gebeth; mühseelig auf sein Schwert gestützt tritt Cortez auf.)

Cortez.

Verflucht die Stunde, die Geburt mir gab,
Ganz unterm Einfluße des rauhen Mars,
Da alle Sterne stolz und widerhaarig,
Verflucht die Jugend wo ich nichts gelernt,
(Statt weicher Schmeicheley und höf'scher Kunst,
Die ihren Über läßt im Glücke schwelgen,)
Als härtern Trotz dem Trotz der Welt zu biethen,
Ein ehern Haupt dem Angriff der Gefahr,
Was nichts mir ließ als dieses Schwert zum Stab;
Verflucht die jetz'ge mattgeherzte Stunde,
Wo ich mein Elend trage wie ein Lastthier. —
Herr, wollt mir eine kurze Rast gewähren,
Verbraucht hab' ich die Kraft im Dienst des Königs,
Und nichts davon für mich behalten, denn
Ich dachte einst von ihrem Zins zu zehren.

Columbus.

Nicht viel ist mir geblieben, doch noch Platz,
Worauf ein alter Kriegsgesell mag ruhen;
Ihr scheint so einer, den der Krieg herum
Geworfelt und gesiebt, bis nur die Spreu
Verblieb, um die sich weiter keiner kümmert.

Cortez.

Fürwahr, es hat die Zeit nicht mein geschont,
Was kräftig Leben einst und saft'ge Fülle,
Ward Pergament, so dürr wie eines Buchs,
Der Inhalt der darin liegt eingetragen,
Geschichten von Entbehrung, Mannesthaten,
Grad gut genug der hungerigen Neugier
Sich d'ran zu mässen und dann mehr zu fördern,
Am Schluß ein Lobgedicht auf Königsdank. —
Ein Mann bin ich, in den das Glück so sehr
Verliebt war, daß nach junger Weiber Weise,
Es sich voll Inbrunst hing an meine Schritte,
Und in dem langen Trennungslosen Umgang,
Mir weite Reich' aus seinem Schooß gebar;

Als hätte es nur Gaben mehr für mich;
Doch traun, wie Wellsand fest war seine Liebe,
Nicht daß ein neuer Liebling es verlockte,
Nein, nur gesättigt dessen den es hatte,
Weil es Besitz war, und nicht werbend Streben,
Wich es in buhlerischer Leichtigkeit,
Und den, da es mit Gunst ihn noch umstrahlte,
Als wär' er selbst das Glück tausende ehrten,
Und nur zu ihm Gebethe richteten,
Der geht nun in gemeinem Dunkel hin,
Wie nicht'ge Asche von gewalt'gem Brand,
Doch meines Lebens Inhalt kurz zu sagen,
Kann euch des Nahmens Titelblatt genügen,
Ich bin Fernando Cortez der Erob'rer!

Columbus.

Seht dieß Geschmeide, eine Ordenskette
Die mir der König gab, zwar nur von Eisen,
Doch mir so werth und so ins Herz gewachsen,
Daß man im Grab mich nicht davon soll trennen.

Cortez.

Ihr mögt's verdient durch treue Dienste haben,
Der Weltlauf ist mit Strafe sie zu lohnen,
Doch Thaten wie die meinen, überschreitend
Die Art gewohnter Heldenwerke,
Verdienten andern als gewohnten Maßstab.

Columbus.

Wie man den Grundstein legt, in solcher Weise
Und äußerer Gestalt hebt sich's Gebäude,
Ich aber bin der Grundstein und der Fuß,
Auf den ihr eures Ruhmes Bau erhöht. —
Ich bin Colombo der Entdecker!

Cortez.

Christoph
Colombo, großer Gott es ist ein Traum! —
(Eine lustige Hochzeit zieht vorüber.)

Pacheco.

Ihr Herren kommt mit uns, im Land ist Frieden,
Im Frieden aber führet das Banner Freude,
Und welchem andern ihr auch zugeschworen,
So eng begränzt ist keines Eides Pflicht,
Zu hindern dieser Werbung auch zu folgen.

Cubas.

Es ist des schönen Isidoro Hochzeit,
Von deren Ruhm, noch späte Zeit wird reden,
Denn reich ist Juanittas Vater Lope,
So reich daß keiner sich mit ihm darf messen,
Der unsre Weiden kann mit Käsen pflastern,
Mit Milch der Bäche Wasserfluth verwandeln,
Nicht Nahmen hat für seiner Herden Zahl,
Und eine Kiste, voller als des Königs,
An schweren Schatzrealen ohne Fehl.

Pacheco.

Der junge Isidoro ist der Freyer,
Der große Matador von Andalusien,
Deß Ruhm gebeugt die Castilianer ehren,
Die Leoneser, Catalanen und
Biscayer, die Valenzier, Arragoner,
Ja wer nur span'sche Zung' im Munde trägt,
Den Ersten seyn, und Vortritt haben läßt,
Wo Ehre ihre Kinder winkt heran.

Cubas.

Dem Untergang wird nah seyn das Geschlecht,
Und nah des jüngsten Tages Feuergluth,
Wenn einst erlöschen das Gedächtniß wird,
Von Isidor und seinem Hochzeitsfest.

Cortez.

Schweigt, blöder ihr von Hirn als dumpfe Thiere,
Daß ihr so hoch solch nichtig Treiben ehrt,
Und wähnet, länger werde sein Gedächtniß
Als seiner Dauer Augenblicke währen,
Und dieß, hier, vor dem Angesicht des Manns,
Der wo die Sonne schlafen geht für euch,
Auf wüster See fand eine zweyte Welt,
Die was mit kühnstem Sinne ihr erträumt,
Im höchsten Schwung der Einbildung erdacht,
Weit überflügelt in der Wirklichkeit.

Pacheco.

Was ist so großes einen Weg zu finden,
Wo man nur gradaus darf nach Westen gehn,
Auch geht ihn groß und klein und fehlet nicht,
Da seh' ich nicht was wir bewundern sollen.

Cubas.

Warum, hat er so groß Verdienst dabey,
Ist er nicht Vicekönig dort geworden,
Und nennt den neuen Fund nach seinem Nahmen,
Wie wir's mit Isidoros Kampfplatz thaten,
Zum Wahrheitszeichen, daß es ist geschehn,
Wovon die Enkel reden, und kein Mährchen.
(Sie gehen weiter.)

Cortez.

Ha wehe mir, umhüllt so schnöd Vergessen,
Die reine Sonne, welche ihr gestrahlt,
Wie wird's mit meinem blutigen Gedächtniß,
Deß kriegerischer Art, wohl manches Gleiche,
Sich läßt im Lauf der Zeit genüberstellen,
Indessen eure That so einzig ist,
Daß aller Schatz und Reichthum der Geschichte
Kein würdig Gleichniß anzuweisen hat. —

Columbus (sich erhebend.)

Nicht fehlen werden Strahlen meinem Ruhme,
Wenn auch dem erdewühlenden Geschlecht,

Das blinde Aug' davon bleibt unerleuchtet; —
An Dir befestigt heil'ge Abendsonne,
Wird seinen Glanz von Dir mein Nahme tragen,
So lange dauernd, als Du fort ergießest,
Die großen Fluthen deiner goldnen Strahlen. —
Ha eine Lichtwelt dehnet sich vor mir,
Geliebte, deine Arme seh' ich winken,
Nach mir sich öffnen, ha ich komm' ich komme! —

(sinkt mit starr auf die Sonne gerichteten Augen langsam zurück und entschläft. Cortez beugt sich über ihn.)

Cortez.

Es ist vorbey, vorbey, nur ich verbleibe
Verbannt und ausgestoßen von der Klarheit,
Hier unten in der dumpfen schwülen Nacht.

Etwas über das Oetzthal in Tyrol, und insbesondere über die dortige Mährchen-Poesie.

Von Eduard von Badenfeld.

(Fortsetzung.)

Das Wunderbarste dieser lieblichen Volkssage und der unzählichen andern, die das Ötzthal anfüllen, ist der feste Glaube, womit das Volk an ihnen hängt, und welcher sie ohne Widerspruch mit der Religiösität und einer gewissen ländlichen Aufklärung, worin der Ötzthaler wohl manchem andern Landmann als Muster aufgestellt werden könnte, von bloßen Spielen der Phantasie bedeutsam unterscheidet. Den bemerkungswürdigsten Beweis dieser Behauptung liefert ein einige Zeit vor unserer Durchreise leider gestorbener, der Beschreibung nach höchst interessanter alter Mann. In seiner Jugend aus dem benachbarten Thale Schnell herübergewandert, hatte er ein einsames Häuschen bey Lengenfeld angekauft, und hier unter dem Nahmen, der Schmalser Bauer bis in das Greisenalter seiner Tage gelebt. Mehrere glaubwürdige Ötzthaler, die ihn öfters gesprochen, rühmten uns seinen Verstand, seine über die gewöhnliche Bauernsphäre hinausreichende Bildung, und vor allem seine originelle, höchst interessante Physiognomie, die sein langer weißer Bart zur höchsten Ehrwürdigkeit verklärte.

Von den Landleuten wurde er allgemein gemieden, da sie glaubten, er habe, in seiner Jugend ein tüchtiger Landwirth, sich in seinen alten Tagen ganz der schwarzen Kunst zugewandt, und sey daher aus Strafe des Himmels, und zum warnenden Beyspiel für alle seines Gleichen, gänzlich verarmt. Was auch sonst diesen Wahn veranlaßt haben mag, so behauptete jener Mann mit einer Lebhaftigkeit und Wahrheit, die alle Zweifler staunen machte, mit allen Wundererscheinungen seines Thales, die er als alltägliche, und von Jedermann in vorhinein angenommene Dinge betrachtete, im genauesten Verkehr zu stehen. So erzählte er gar ernsthaft, daß er eines Abends über die Fischbachbrücke gehend, dort selbst eine Schaar Geister in Katzengestalt gesehen habe, die sich mit ihm freundlich unterhielt, andere Leute aber nicht hinüber ließ. Oft wandelte er auf die Gämsenjagd, und blieb, ohne sich mit Lebensmitteln versehen zu habe, mehrere Tage abwesend. Auf diesen Fahrten wollte er die wilden Fräulein häufig erblickt; und sogar gesehen haben, wie eines derselben eine Gemse mit hohler Hand aus der Bergquelle tränkte. Wir fühlten uns bey dieser Erzählung an den Hofmannschen Mönch Serapion erinnert, und von dem wirklichen Daseyn jener seltenen Menschen, denen ohne eigentlichen Irrsinn die innere Welt beynahe zur äußern Erscheinung wird, und die demnach von der Natur vor Allen zu Dichtern berufen scheinen, innigst überzeugt.

Jenseits des Flußes, Lengenfeld gegenüber, liegt ein Stück Feld, welches wegen seiner ehemahligen Fruchtbarkeit das Gottesgut benannt wurde. Hierüber herrscht unter den Bewohnern folgende interessante Volkssage. In der Vorzeit nahm die Achen eine ihrem gegenwärtigen Laufe gerade entgegengesetzte Richtung, welche sie nach einer ungewöhnlichen Überschwemmung erst vor beyläufig 50 Jahren veränderte. Durch dieses Naturereigniß verlor das Gottesgut seine bisherige Bewässerung, und mit ihr seine Fruchtbarkeit. Die Besitzer desselben wünschten den Bach wieder in seinen alten Rinnsaal zurückzuführen, und brachten, da ihre Widersacher am jenseitigen Ufer dagegen heftige Einwendungen machten, die Sache vor Gericht. Es wurde hierüber zu Lengenfeld eine Commission abgehalten; aber dabey — weil die Gegner vorgeblich den Richter und Gerichtsschreiber durch Bestechung zu gewinnen wußten — der Handel zum Nachtheile, der im offenbarsten Rechte stehenden Gottesgutsbesitzer, deren Einwendungen vom Gerichte nicht einmahl angehört wurden, entschieden. Die gekränkten Parteyen verarmten, und starben bald aus Kummer hin. Aber auch der ungerechte Richter und Gerichtschreiber wurden bald vor den Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit geladen, und dort verurtheilt, bis zum jüngsten Tage als flammende Irrwische allnächtlich die ehmahlige Bachkunst zu bezeichnen. Viele Landleute, und selbst ein junger Ötzthaler von höherer Bildung, behaupten die Erscheinung gesehen zu haben.

Auf dem Wege von Lengenfeld nach Huben zeigte man uns die dicht über die Straße hängende Burgsteinwand, von welcher eine ähnliche Sage, wie von der Engelswand bey Umhausen erzählt wird.

Von der höchsten Platte dieser Wand sey ein Hirte herabgestürzt; ein Engel fing ihn im Sturze auf, und er gelangte unbeschädigt in die Tiefe.

Das vorher so geräumige Thal verengt sich bey der eine halbe Stunde von Lengenfeld entfernten Ortschaft Huben zu einer finsteren bewachsenen Thalschlucht. Unfreundlich wie ihre Gegend, sollen auch die Bewohner seyn, und sich von den übrigen Öztbalern durch besondere Arglist, Bosheit und Neigung zur Schlägerey unterscheiden.

Von Huben bis gegen Sölden verliert die Gegend an romantischem Interesse, und der Weg schlängelt sich, wenig Aussicht gewährend, abwechselnd über die waldigen Seitenhügel und durch die enge Thalschlucht fort. Eine Strecke hinter Huben steht eine einsame Wegcapelle die wegen eines darin befindlichen wunderthätigen Kreuzbildes besucht zu werden verdient. Es ist von einem unbekannten Meister ferner Vorzeit aus Holz geschnitzt, und trägt einen so furchtbaren Charakter des tiefsten Schmerzens und Ernstes, daß man es nicht ohne Schauer betrachten kann, und vor der Allgewalt der aus diesen leichenblassen Zügen sprechenden herzzerreißenden Natur sich gedrückt und geängstigt fühlt. Dieses Schnitzbild steht im ganzen Ötzthale in großem Ansehen; besonders wallfahrten schwangere oder um ihre Kinder besorgte Weiber zu ihm, und fühlen sich durch Gebeth und Anschauen dieser entsetzlichen Züge wunderbar gestärkt und getröstet. Vor einigen Jahren wurde die in dieser Capelle befindliche Armenbüchse wiederhohlt bestohlen. Die Nachbarn verabredeten sich, den verwegenen Dieb mit der größten Wachsamkeit aufzulauren; sie umstellten eines Abends die Capelle, als er sich gerade zu einem neuen Eingriffe darin befand und der Dieb wurde gefangen. Eine Strecke hinter dieser Capelle steht eine öde verlassene Hütte in einer mit düstern Föhrenwäldchen bewachsenen Seitenschlucht. Hier lebte etwa vor 30 Jahren ein schönes frommes Mädchen, das einen ihr treu ergebenen Burschen aus der Nachbarschaft recht herzlich liebte. Er war arm, und ihre wohlhabenden Verwandten geitzig, sie mußten daher auf ihrer Hände Arbeit und den Beystand des lieben Gottes vertrauen.

Der Bruder des Mädchens war ihm aber höchst abgeneigt, und warf ihn eines Tages, da er ihn bey der Schwester traf, mit den höhnenden Worten zum Hause hinaus, daß seine Geliebte statt eines so armen Schluckers nächstens einen wohlhabenden Mann aus der Nachbarschaft heirathen werde. Seit dieser Zeit wagte sich der arme Michael nicht in die Hütte, aber in stiller Nacht erkletterte er eine nahe Felsspitze, und rief den Nahmen der Geliebten wehmüthig und herzbeweglich in die Einsamkeit hinaus, während ihr im stillen Kämmerlein das Herz bang klopfte bey dem fernen Klange der geliebten Stimme. Doch der Bruder und Bräutigam seiner Geliebten mißgönnten ihm auch dieß arme Glück, und verjagten ihn mit Steinwürfen und Büchsenschüßen. Die Hochzeit mit dem begünstigten Nebenbuhler wurde angelegentlich betrieben, und die arme bedrängte Braut sprach zuletzt ihr trauriges Ja. Mit kränkendem Spotte ward der arme Michael zu dem Hochzeitsfeste geladen, und er kam auch um die Geliebte vor dem ewigen Abschiede noch einmahl zu sehen. Wie nun der Tag beginnen sollte, konnte er den Jammer nicht länger ertragen; er stürzte weinend und händeringend in das nahe Gehölze hinaus. Die Braut, durch den traurigen Anblick erschüttert, sprach den Wunsch aus, mit ihm den Hochzeittanz zu eröffnen. Der Bräutigam und Bruder eilten, ihn zu suchen; aber seine Leiden waren geendet — der Unglückliche hatte sich an einem nahen Baum erhenkt. —

Die hochzeitliche Lust verwandelte sich in Trauer, und die schuldtragende Familie gerieth, wie durch Gottes-Gericht, nach und nach gänzlich in Verfall. Noch lebt bey Lengenfeld ein altes Weib, das dem theilnehmenden Wanderer mit Thränen die einsame Hütte am Föhrenwalde weiset, und die Geschichte dieser unglücklichen ersten Jugendliebe mit tiefer Rührung erzählt.

In dieser Gegend zeigte man uns auch ein durch folgende tragikomische Sage berüchtigtes Bauernhaus. Der frühere Besitzer desselben hatte ein dem Geitze und Wucher sehr ergebenes Weib, welches den guten Ehemann bey der Wirthschaft um manchen Groschen übervortheilte, und das gestohlene Gut nebst den erwucherten Pfändern sorgsam in einem alten Küchenkasten verwahrte. Sie starb, und der gebeugte Mann ging am Begräbnißtage zuerst in die Kirche, um für ihre arme Seele zu bethen, sodann in die Schenke, um die trüben Gedanken zu zerstreuen. Spät Abends nach Hause kehrend, hört er auf der Hausflur ein dumpfes Getöse — die Thüre springt dröhnend auf, und eine unförmliche Gestalt wackelt an ihm vorüber. Schreckgelähmt bleibt er am Eingange stehen. Nach einiger Zeit kehrt das Ungethüm wieder zurück, und er erblickt mit Schauern — den Küchenkasten, der ob geheimer Schuld auf den Schuhen der Seligen herumwandeln muß. Diese nächtliche Wanderung wurde durch mehrere Nächte wiederhohlt, und hörte erst dann auf, als der Bauer den lange verwahrten Inhalt den Armen Preis gab.

Ähnliche Mischungen des Komischen und Schauerlichen finden sich — wie überhaupt in aller ursprünglichen Volkspoesie, auch in mehreren andern Sagen des Ötzthales.

So wandelte einst ein Jäger spät in der Nacht nach

Hause, und wollte, die Zeit zu verkürzen, ein Pfeifchen anglimmen. Da der Zunder nicht sogleich fangen wollte, rief er im Zoene: Wenn ich beym dritten Schlage kein Feuer habe, soll mich der T—l hohlen, und schlug zum ersten Mahle — vergebens. Da hörte er's hinterm Zaune rascheln, und durch die Nacht heranschreiten. Ergrimmt schlug er zum zweyten Mahle — mit eben so wenig Erfolg. Nun glaubte der Böse schon gewonnenes Spiel zu haben, fletschte mit glühendem Gesichte und seelendurstigen Flammenaugen über den Zaun herüber, und streckte seine Krallen nach der sichern Beute aus. „Daß ich ein Narr wär!" rief ihm der kluge Bursche hohnlächelnd zu, warf ihm das Feuerzeug so kräftig ins Gesicht, daß Beelzebub ein gar grämliches Gesicht schnitt, und entwischte mit heiler Haut und geretteter Seele. Überhaupt trägt der Teufel im Ötzthale einen mehr komischen als furchtbaren Charakter.

Ein Gehölze in dieser Gegend, an welchem wir vorüberwanderten, heißt der Luachwald. Hier führte ein verliebter Bursche vom nahen Tottenschroffen sein Mädchen während der Sonntagsandacht. Am Fuße eines mächtigen Baumes im Grünen gelagert, kurzweilte das Paar. Da ertönte vom nahen Kirchlein herauf das Geläute zur Wandlung. Das Mädchen ermahnt den Burschen zum Gebethe, welcher ihr aber Worte des frevelnden Übermuthes erwiedert.

Plötzlich fährt ein schmetternder Wetterstrahl zwischen dem verliebten Paar in den Baum, ihn von der Krone bis an die Wurzel auseinander spaltend. Hierdurch erschüttert, verfiel der Frevler in ein fortwährendes convulsivisches Gelächter, das zwar sich verlor, aber um seinen Frieden war es geschehen, und man sah ihn seit diesem Augenblicke nicht wieder froh.

Hinter dieser düsteren Thalstrecke erweitert sich die Gegend, und gewinnt wieder ein fröhliches Ansehen; doch werden die Berge beträchtlich höher und kahler, die Temperatur bedeutend kälter, und mehrere große Gletscher krönen den fernen Hintergrund, in dessen Mitte das Dorf Sölden sich an die benachbarten Wiesenhügel zu beyden Seiten lehnt.

Unser Führer verkürzte uns den letzten Theil des Wegs durch mehrere Sagen, wovon wir die merkwürdigsten herorheben.

Im Ötzthale lebte vor beyläufig 50 Jahren ein äußerst kräftiger Bursche, der starke Bernhard geheißen. Von seinen herkulischen Arbeiten stehen besonders folgende bey seinen Landsleuten in Ansehen.

Einst fuhr sein Vater nach Hall auf den Viehmarkt, und rühmte sich dort im Wirthshause seines Sohnes als des stärksten Burschen Tyrols. Dieß nahm der Wirth, dessen eigener Sohn für den Stärkesten im Innthale galt, gewaltig übel, und forderte den Andern auf, das nächste Mahl den Repräsentanten der Ötzthaler Kraft mitzunehmen, und die Sache practisch auszufechten. Bernhard begleitete am nächsten Markttage seinen Vater, und schob den Karren bis Hall, wo er ziemlich ermüdet anlangte. Dieß hinderte ihn aber nicht, mit dem Wirthssohne im Gastzimmer sogleich anzubinden, und ihn nach kurzem Widerstande so nachdrücklich niederzuwerfen, daß er um Gnade bitten, und die Überlegenheit der Ötzthalerkraft anerkennen mußte. Ferner wird von diesem Simson erzählt, daß er die große Glocke zu Einsiedel in der Schweitz, die mehrere andere Menschen nur mit Mühe bewegten, ganz allein läutete.

Doch der Hochmuth kommt zu Falle. Eines Abends äußerte sich Bernhard in der Schenke: Mit Menschen seines Gleichen fertig zu werden, sey ihm eine Kleinigkeit, und mache ihm daher kein Vergnügen; aber einen Kampf mit dem Teufel, wenn auch nur mit dem kleinsten Teufelchen wünsche er sehnlichst zu bestehen. Als er hierauf spät in der Nacht nach Hause ging, machte ihm ein kaum spannenlanges Teufelchen den Weg über eine Brücke streitig. Bernhard ließ sich mit ihm in einen Kampf ein; aber der kleine Unhold war so stark als er, und setzte ihm, ehe er ihn über die Brücke ließ, dergestalt zu, daß Bernhard von der Anstrengung noch in derselben Nacht starb.

Die Lage von Sölden ist äußerst idyllisch, und selbst der Anblick der schneebedeckten kahlen Jöcher im Hintergrunde erhöhet noch den Reitz der anmuthigen Thalebene. Aber eine Viertelstunde hinter dem Dorfe verändert die Gegend ihren Charakter, und wird zur schauerlichen Einöde. Das zu einer düstern Schlucht verengte Thal wird ganz von der tobenden Achen eingenommen, die dem auf einem schmalen gefahrvollen Pfade am linken Bergrücken hinanklimmenden Wanderer nur streckenweise durch das dichtgewachsene Gestrippe am Rande des Abgrunds sichtbar wird. Auf allen Seiten der mürbgewaschenen Gebirgswand rieselt das Gletschergewässer über den Weg, und manches den höchsten Höhen entrollte ungeheure Felsstück verkündet die Macht des gegen die Bergmassen kämpfenden feindseligen Elementes, das sie von ihrem eigenen Rücken herabzerstöhrt, und den friedlichen Wanderer in der Tiefe mit beständiger Lebensgefahr bedroht.

Dieser schon an sich schauerliche Weg erhält durch folgende Sage ein höheres romantisches Interesse:

An der gefährlichsten Krümmung des Pfades — dicht am senkrechten Abgrunde steht eine kleine Wegcapelle. Hier verweilte einst, um zu bethen, eine vorüberwandelnde

Mutter, und ließ ihr kleines Kind unterdessen auf dem Wege zurück. Zum Unglück kam zu derselben Zeit ein Betrunkener heraufgetaumelt, welcher durch seine wilden Geberden das Kind dergestalt erschreckte, daß es aufsprang, an den Rand lief, und von dem Sinnlosen hinabgestoßen wurde. Die auf sein Geschrey herbeyeilende Mutter sieht es am Abgrunde schwanken, will es aufhalten, stürzt ihm aber sinnenverwirrt in den Abgrund nach, und der Fluß in der Tiefe verschlingt die beyden Unglücklichen. Nicht lange darauf wandelte der Betrunkene an derselben Stelle vorüber; von Gewissensangst gequält, starrt er in den Abgrund hinab. Da sieht er auf einem halb überspühlten Steine in der Tiefe etwas Weißes blinken. Er betrachtet es aufmerksamer, und erkennt — Mutter und Kind, die ihm dräuend zuwinken. — Vor Entsetzen schwindelnd stürzt er hinab. Seitdem erscheinen Mutter und Kind allnächtlich auf demselben Ufersteine, und warnen die Vorüberwandelnden vor dem in seinen Sünden von der Welt geschiedenen Unglücksstifter, der die Straße bewacht, und die Menschen ins Verderben zu stürzen trachtet. Eine starke Stunde hinter Sölden theilt sich der wieder etwas geräumigere Thalstamm in seine beyden letzten Wurzeln, und fährt links dem Timblerbache entlang nach dem drey Stunden fernen Timbler-Joche und Gurgler Fernen, rechts dem Achenbache entlang durch die Ortschaften Freystabl und Heiligenkreuz nach den beyden Tofnerhöfen und den Hochermagtferner, dem Ziele unserer Wanderung. Über das Timblerjoch führt ein trotz seiner Gefährlichkeit sehr stark besuchter Pfad nach Paßeyer, in dessen Nähe sich mehrere Gebirgsseen befinden, welche, in Verbindung mit dem Paßeyerfluße, in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Stadt Meran mehrere bedeutende Überschwemmungen verursachten. Wir mußten mit Bedauern dem Genuße dieser Naturscenen entsagen, da der Besuch des noch interessanteren Thales bey Vent unsere ganze beschränkte Zeit in Anspruch nahm. Dieser letzte Theil des Ötzthales trägt keine Spur der Schönheit und Mannigfaltigkeit der früheren Parthien, aber den Charakter der höchsten Erhabenheit, der wenigstens uns in diesen glücklichen Stunden so über die menschliche Beschränktheit erhob, daß wir auch bey den gefährlichsten Stellen für kleinliche Besorgniße unempfänglich waren. Die Gefahr dieser Wanderung war in der That nicht gering. Auf der steilen, kahlen Geröllwand der rechten Thalseite schlängelte sich unser unsicherer, an manchen Strecken kaum schuhbreiter Pfad neben dem thurmtiefen Abgrunde des zur Schlucht eingeengten Thales, welches von nun an nur dem durch immer zunehmende Wildheit seinen nahen Ursprung zu erkennen gebenden Achenbache Raum läßt.

Mit Schauer blickt der ungewohnte Wanderer in den Abgrund hinab, und mit Schauer zu den von Fernen überragten Felscolossen über seinem Haupte empor. Jeder Fehltritt, jeder treulose Stein, der sich unter unsern Füßen loslöste, konnte uns hier den Tod bringen. Überdieß geriethen wir wegen zu langen Aufenthaltes im Heiligenkreutz, wo wir bey dem Herrn Curaten gastfreundschaftliche Aufnahme fanden, auf dem gefährlichsten Wege zwischen dem letzten Orte und Vent tief in die Nacht hinein. Eine starke halbe Stunde waren wir in der Dämmerung fortgewandert, als es zu unserm Schrecken ganz finster wurde. Der heftige Regen, welcher sich in ganzen Wolkenmassen von den Bergen herabstürzte, gestattete uns kein Licht anzuzünden, und so mußten wir denn, bloß der Vorsehung und unserer eigenen Besonnenheit vertrauend die gefahrvolle Reise auf gut Glück fortsetzen. Schauerlich brüllte der tobende Wildbach dicht unter uns, zur Linken. Endlich nach halbstündigem Klettern bey beständiger Todesgefahr, erweiterte und lichtete sich die Thalkluft, und auf einem im fernen Hintergrunde an die höchsten Riesen der Alpenwelt gelehnten steilen Rasenhügel lag, wie ein nebelblaßes Gespenst — der Kirchthurm von Vent vor uns. Eine Schaar Bauern zog an uns vorüber. „Was sind das für Leute? fuhr uns der vorderste dieser Naturmenschen an, und schlug aus Erstaunen, um Eilf in der Nacht städtische Reisende, diesen gefährlichen Weg wandeln zu sehen, die Hände zusammen. Wir fanden bey dem Hrn. Curaten, dem in seiner gänzlichen Verlassenheit ein seltener Reisender immer willkommen ist, freundliche Aufnahme, und ein erwünschtes Nachtlager auf dem Heustadel, wo wir auf die Beschwerden des heutigen Tages herrlich ruhten.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Der geistliche Stand und die Gelehrten haben mehr als einmahl Vertilgungskriege geführt, wenn sie getrennt waren, denn sie stritten um eine und dieselbe Stelle. Diese Trennung that sich besonders nach der Reformation hervor und die Gelehrten gewannen desto mehr Feld, je mehr man sich dem Zeitraum der triumphirenden Gelehrsamkeit näherte und Wißen und Glauben in entschiedene Opposition traten. Man suchte den Grund der allgemeinen Stockung im Glauben und hoffte diesen durch das durchdringende Wißen zu heben. Das Resultat der

modernen Denkungsart nannte man Philosophie und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählig in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Noth oben an, und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihn schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sey. Ein Enthusiasmus ward großmüthig dem armen Menschengeschlechte übrig gelassen, und als Prüfstein der höchsten Bildung jedem Actionär derselben unentbehrlich gemacht, der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie, und insbesondere für ihre Priester und Mystagogen. Frankreich war der Schooß und Sitz dieses neuen Glaubens, der aus lauter Wissen zusammengeklebt war. So verschrieen die Poesie in dieser neuen Kirche war, so gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes sich bedienten, aber dabey in Gefahr kamen, das neue Weltsystem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die schon warm gewordenen Zuhörer sogleich wieder mit kaltem Wasser zu begießen. Die Mitglieder waren rastlos beschäftigt, die Natur, den Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarcasme zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmuckes zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden; sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft, Aufklärung. In Deutschland betrieb man dieses Geschäft gründlicher, man reformirte das Erziehungswesen, man suchte der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle sorgfältig von ihr abwusch, alle Gelehrsamkeit ward aufgebothen, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemählde zu veredeln sich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen rührenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feyerlich bewirthen und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen sie zu modernisiren, zum Trotz. Duckte sich ja irgend ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und sonst auf, so wurde sogleich von allen Seiten Lärm geblasen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philosophie und Witz in der Asche erstickt. Dennoch war Toleranz das Losungswort der Gebildeten und besonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philosophie. Höchst merkwürdig ist die Geschichte des modernen Unglaubens und der Schlüssel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erst in diesem Jahrhunderte und besonders in seiner letzten Hälfte beginnt sie, und wächst in kurzer Zeit zu einer unübersehlichen Größe und Mannigfaltigkeit. Eine zweyte Reformation, eine umfassendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerst treffen, das am meisten modernisirt war, und am längsten aus Mangel an Freyheit in asthenischem Zustande gelegen hätte. Längst hätte sich das überirdische Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungsplane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß derselben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwiespalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genossenschaft entstand, mußten sie wieder, als drittes tonangebendes Glied hervortreten, und diesen Hervortritt muß nun jeder Freund derselben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug seyn sollte. — — — Aus der Vernichtung alles Positiven, hebt die Religion ihr glorreiches Haupt empor.

Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte allein, sich selber ins Gleichgewicht setzen. Sie dürfen nicht hoffen, eine die andere zu vernichten, jene unvertilgbaren Mächte in der Menschenbrust: hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmahlen der Altväter und der alten glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorsams; dort das entzückende Gefühl der Freyheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl! — Krieg wird nicht aufhören, wenn man nicht den Palmzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Dann werden endlich die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise umher treibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemahligen Altären in bunter Vermischung treten, Worte des Friedens vernehmen, und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Thränen feyern.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 14. und Freytag den 16. September 1825.

(110 und 111)

Notizen über in Mähren vorhandene vorzügliche Kunstwerke der Mahlerey.

Von Dr. Rincolini.

In Mähren, welches selbst in Hervorbringung verdienstvoller Mahler als eines Quabals, Flegels, Steiners, Starns, Winterhalters, Corompays productiv war, fehlte es noch weniger an Leuten, die Sinn für die Schöpfungen der Mahlerey hatten, und es haben sich die Künste mehr als einmahl in diesem Lande, selbst in eisernen Zeiten erfreulich bewährt.

Referent will, obschon die bedeutendsten Sammlungen Mährens sich außer der Hauptstadt z. B. die Fürsterzbischöflichen Gemählde in Olmütz und Cremsir, andere zu Austerlitz, Wisowitz zu Raitz, befinden dennoch den Anfang mit Brünn und dessen Umgegend machen und zwar vorzugsweise eher von den bedeutendsten Altargemählden der Kirchen, Erwähnung thun, in welchen die Mahlerey die geistlichen Geschichten des alten und neuen Bundes sammt den Legenden ermahnend von den Tempelwänden sprechen läßt.

Domkirche zu St. Peter. Das Hochaltarblatt. St. Peter und Paul, von Johann Spilberger. Seitenaltarbilder. Johann der Täufer am Jordan von Martin Schmidt dem Kremser und St. Barbaras Enthauptung von demselben. Zwey sehr vorzügliche in dem hellern Ton seines Colorits und in seiner besten Zeit gearbeitet.

Die Ermordung des heil. Wenzel und den heil. Bischof Prokop; beyde von Corompay.

Kapuzinerkirche, Hochaltarblatt die Kreuzerfindung, von Joachim von Sandrat das vorzüglichste Blatt in Brünn, Composition in lebensgroßen Figuren, es ist der Moment, wo die heilige Helena um das Kreuz des Heilands zu entdecken die Hand eines Kranken auf das Kreuz legen läßt, welche schnell gesundet, dieses Bild ist dem schönen Blatt dieses berühmten Künstlers, welches die Kreuzigung vorstellt und sich in der rechten Seitencapelle der Stephanskirche zu Wien befindet, ganz gleich zu schätzen und es wurden beyde gleichzeitig von diesem wackern Deutschen und Rubens Schüler vollendet, siehe hierüber dessen Biographie in seiner deutsch: Mahler-Akademie, Nürnberg 2. Theil:

Kirche zu St. Thomas. Hochaltarblatt, der ungläubige Thomas vor dem Heiland von Winterhalter, eine reiche Composition; dieß Stück zeigt aber, daß hier der individuelle Charakter des Meisters und seine eigene Behandlungsart sich schon etwas dem Manierirten oder der Abweichung von der Natur nähert, besonders in den gezwungenen Stellungen der Figuren.

Stadt Pfarrkirche zu St. Jacob, das Hochaltarbild von Franz Palko, der heil. Jacob sammt Engeln in rundem Format, es hat Lebhaftigkeit des Colorits und sehr verständig angebrachte Schatten und Lichtvertheilung, die übrigen bessern Gemählde sind von Johann Ratter, Joseph Vikant und den Mährern Stern und Corompay, besonders ist Marias Himmelfahrt von ersterem sehr ausgezeichnet.

Vom Hochaltar links hängt ein Wandgemählde, die Schlacht Constantins, welchem das Zeichen des Kreuzes erscheint, vorstellend, auf Leinwand sehr groß, und mit dem Nahmen J. D. Herde bezeichnet, Composition, Colorit, besonders die kühnen Stellungen und Verkürzungen der Figuren und die kecken Pinselzüge bezeugen, daß dieser Künstler die Arbeiten der Niederländer und zwar von Rubens mit Nutzen gesehen hat.

Kirche zu St. Johann im Minoritenkloster. Die Frescomahlerey des Platfondes hat Johann Ettgens, jene der Lorettocapelle Johann Eckstein gemahlt, das Hochaltarbild, St. Johann Evangelist, ist von Joseph Stern, und die übrigen bessern Seitengemählde sind von Felix Reicher, Maulbertsch Schüler.

Kirche zu St. Michael bey den Dominikanern: Hier sind viele mitunter gelungene Arbeiten des Mahlers Raab.

Kirche zu Obrowitz, die sehr schöne Frescomahlerey des Platfondes von Winterhalter das Hochaltarblatt, Mariens Himmelfahrt von Ant. Maulbertsch. Bey den Seitenaltären, eines der heilige Augustin in Andacht begriffen, in seiner Umgebung mehrere Engel von Kremser Schmidt, das zweyte der heilige Norbert vor dem Altar die Monstranz empor hebend, rechts knieende, sich beugende Figuren vom gleichen Meister; sind beyde in der bessten Lebensperiode dieses Künstlers vollendet; die Skizzen sind gleichfalls in Brünn vorhanden.

Kirche zu Königsfeld, der ehmahligen Charthause.

Das Hochaltarblatt, die heil. Dreyfaltigkeit von einem unbekannten Italiener. Ein Seitenwandgemählde, der Erzengel Michael straft die bösen Engel, von Kremser Schmidt, die Skizze wird in Brünn gleichfalls aufbewahrt.

Im sogenannten Kapitelhause und der Sakristey sind sehr schöne Frescomahlereyen von Anton Maulbertsch aus seiner bessern Zeit vorhanden und auch mit seinem Nahmen bezeichnet.

Gemählde in Mähr. Schles. Franzensmuseum.

Unter den 40 Öhlgemählden, welche das nicht seit langem bestehende Museum bis jetzt durch die Großmuth der patriotischen Geber erhalten hat, sind als die vorzüglichsten anzuführen.

Erstens: mehrere Gemählde mit geistlichen Vorstellungen von altdeutschen Meistern, wobey sich besonders eins mit der Darstellung des heil. Meßopfers in mehreren Figuren vortheilhaft auszeichnet, die Köpfe haben Charakter und das Ganze ist im frommen gemüthlichen Sinne der Altvordern fleißig ausgeführt. —

Ferner der Neid, allegorisch als Medusenhaupt von vielen Schlangen und andern Thieren umgeben, der Kopf ist von Dippenbeck, Rubens Schüler, die Thiere von Snyders, auf Holz bey 2 1/2 Schuh hoch; 3 1/2 Schuh breit. So gräßlich der gewählte Gegenstand ist, so kann man nicht genug die Kraft des Colorits und die treueste Nachahmung der Thiere bewundern.

Dann das Bildniß des großen Eugen von Alexander von Bredael in Lebensgröße, hinter selbem sein Mohr als Waffenträger, im Hintergrund ein Gefecht, auf Leinwand bey 10 Schuh hoch, 6 Schuh breit. Hat Stärke des Colorits und fleißige Ausführung.

Eine Landschaft, den Sommer vorstellend, mit vielen geschäftigen Figuren und Thieren von Giacomo Bassano auf Leinwand, bey 4 Schuh hoch, 5 Schuh breit.

Eine heilige Familie, umgeben von vielen Heiligen, auf Leinwand von Johann Heimsch, einem Schüler Skretas bey 4 Schuh hoch, bey 3 1/2 Schuh breit, mit dem Nahmen bezeichnet.

Das Lustturnier Maximilians I. in Wien 1515 gehalten, bey welcher Gelegenheit Freyherr Siegmund v. Dietrichstein mit der Barbara von Rottal vermählt wurde, von einem unbekannten Meister auf Leinwand, bey 5 Schuh hoch, 7 Schuh breit.

Nebst diesen mehrere Bilder von Willmann, gute Porträts von österreichischen Regenten, mährischen Großen und Bischöfen, dem ehemahligen Commandanten Brünns, dem General Souches, dem Vertheidiger gegen die Schweden und einige interessante landschaftliche Skizzen.

Im ehemahligen ständischen Landhause, dem nunmehrigen Militär-Monturs-Ökonomie-Gebäude befindet sich ein Plafond-Frescogemählde mit allegorischen Vorstellungen von ungemeiner Schönheit, gemahlt von Daniel Gran.

Privatgemähldesammlungen in Brünn.

Aus diesen werden streng hier nur die unbezweifelt ächt anerkannten Originale, und keine, die von spätern Händen übermahlt wurden, aufgeführt.

Herr Landrath Eberl besitzt ein Cabinet gewählter Öhlgemählde, die vorzüglichsten sind:

Rembrands Mutter von Rembrand, bey 2 Schuh hoch, bey 1 1/2 Schuh breit auf Leinwand, ein wohlerhaltenes prätioses Cabinetstück voll Kraft und Ausdruck, und hat die glühendste Haltung von Rembrands Manier, es ist um so schätzbarer, als dieß Bild mehr keck vollendet, als zu sehr ins kleinliche ausgeführt ist, es ist auch radirt erschienen.

Cäsar Procaccini, eine weibliche Figur sammt mehreren Kindern im Ausdruck der Zärtlichkeit, das Ganze stellt die Mutterliebe dar, die Figuren etwas mehr als Bruststück, auf Holz, bey 2 Schuh hoch und 1 1/2 Schuh breit. Die Bemühung dieses Künstlers sich Correggios Grazie und seinen Zauber des Helldunkels eigen zu machen, sind zum Theil glücklich erreicht in diesem Stück zu sehen.

Sassoferrato, oder Baptist Salvi. Maria, mit empor gehobenen gefalteten Händen und in verhülltem Gewande, Leinwand, bey 2 Schuh hoch, 1 1/2 Schuh breit, dieß Bild trägt ganz den Charakter der Lieblichkeit und Zartheit dieses Meisters, eine besondere Zierde dieses Cabinets.

Martin de Vos, der Herodias wird von einem Soldaten das Haupt Johannes gebracht, rückwärts eine Aus-

sicht in die Stadt, auf Holz, bey 2 Schuh 3 Zoll hoch, bey 2 Schuh 5 Zoll breit. Ist ganz in Tintorettis, seines Lehrmeisters Manier gedacht und gut ausgeführt. Vollkommen erhalten.

Correggios Manier, die Mutter hebt das Jesukind aus der Wiege, das Ganze, obschon es sehr nachgedunkelt hat, zeigt noch viel Schattenzauber; ovales Format, auf Leinwand, bey 1 1/2 Schuh hoch, 1 Schuh 3 Zoll breit.

Rembrands Schule, der englische Gruß, auf Holz, Höhe 1 Schuh 2 Zoll, Breite bey 1 Schuh. Obschon der Kopf der Maria nicht edel genug charakterisiet ist, so ist dagegen der Engel würdiger dargestellt und die Beleuchtung vorzüglich behandelt, und besitzt die Vorzüge dieser Schule.

Reyner Brakkenburg. Eine sehr reiche Composition, an einer Tafel sitzen viele sehr vergnügte Männer verschiedenen Alters, die Gruppen werden durch freundliche Mädchen und Kinder verschönert, im Zimmer liegt mehreres Hausgeräthe herum, es ist mit des Meisters Nahmen bezeichnet, auf Leinwand, bey 1 1/2 Schuh hoch, 2 Schuh breit, die Figuren haben die höchste Wahrheit des Ausdruckes, das Ganze die schönste Haltung, alle Beysachen sind treu nachgeahmt.

Johann Oudry. Vier Thierstücke als Eber- Hirsch-Jagden, auf Holz bey 8 Zoll hoch, bey 1 Schuh breit. Jedes ist bezeichnet mit des Künstlers Nahmen, sie haben ein lebhaftes Colorit, und sind in Snyders Geschmack gemahlt, Arbeiten dieses Franzosen sind in Deutschland selten zu sehen.

Christ. Brand der Jüngere. Vier Landschaften. Zwey größere als Supraporten und zwey kleinere Wasserge genden vorstellend, mit der interessantesten Staffage, auf Leinwand, bey 2 Schuh hoch, bey 3 Schuh breit. Schöne Composition, die größte Wahrheit in der Darstellung der Gegenstände, besonders des Wassers und die geistvollste Toocirung erheben diese Stücke zu den bedeutendsten Arbeiten dieses Künstlers, sie wurden für das Stift Radisch nächst Olmütz besonders bestellt.

David Tenier der Jüngere. Eine lustige Bauerngesellschaft vor einer Hütte sitzend, rechts ein sehr trunkener Bauer im Voerdergrund, unten mit dem Nahmen und 1645 bezeichnet auf Holz bey 1 1/2 Schuh hoch, bey 1 1/4 Schuh breit, die größte Wahrheit des Ausdruckes ist das Verdienst dieses Stückes.

Johann van Bakhorst, Langjan genannt. Ein Satyr belauscht ein schlafendes Mädchen, welches in einer Gaetenlaube liegt. Ganze Figuren auf Leinwand, bey 3 Schuh hoch, bey 4 1/2 Schuh breit. Das Bestreben dieses Künstlers seinen Meister Rubens nachzuahmen, ist hier deutlich sichtbar.

Cajetan Astulfoni. Madonna sammt dem Jesukinde, auf Holz, bey 1 Schuh 2 Zoll hoch, 1 Schuh breit, dieß Bildchen ist ganz im Geiste der alten Florentiner gedacht und vollendet. Die vorzüglichsten Leistungen dieses in Venedig noch lebenden Mahlers, welche im vorigen Jahre in Wien bey dem Herrn Regierungsrathe von Passi zu sehen waren, sind gegenwärtig bey demselben Besitzer in Venedig zu sehen.

Peter Breughel. Ländliche Gegend mit Figuren belebt und einigen Häusern, rechts mit des Meisters Nahmen bezeichnet, auf Holz 1 Schuh 2 Zoll hoch, bey 2 Schuh breit.

Lucas Cranach. Eine Frauensperson mit einem Alten im teaulichen Gespräch begriffen, auf Holz bey 2 Schuh 1 Zoll hoch, bey 1 Schuh 4 Zoll breit. Seines Alters ungeachtet im Stand der besten Conservirung.

Georg Philipp Rugendas. Eine große Ebene mit vielen Soldaten und Reitern besonders Croaten in mannigfachen Gruppirungen, auf Leinwand, bey 3 Schuh hoch und 4 Schuh breit. Es ist in des Künstlers bester Lebensepoche gemahlt und zwar in Bourgignon's Geschmack, es ist auch von ihm selbst geschaben im kleinern Format erschienen, und liegt im Cabinet bey.

Von diesem Meister sind noch zwey Schlachten vorhanden.

Anton van Dyks Schule. Bildniß des Künstlers selbst als Büste, auf Holz bey 1 1/2 Schuh hoch, bey 1 Schuh 3 Zoll breit. Dieß Bild ist in einer kräftigen Manier geistreich gemahlt und die einzelnen, theilweise angebrachten zarteren Tinten sprechen vorzugsweise für van Dyks Schule.

Christian Dietrich. Eine Mondnacht, ländliche Gegend, rückwärts ein Dorf, im Voerdergrunde Landleute, auf Holz, bey 2 Schuh hoch, 3 Schuh breit. So meisterhaft, als man nur es von dieser Hand erwarten kann.

Von selbem Meister. Ein mit einem Barret gezierter Mannskopf. Ein niedliches Bildchen, der Kopf hat die interessanteste Physiognomie, auf Holz. Ein kleines Bildchen.

Albert Angermeyer. Zwey sehr mannigfaltige mit Insecten und Schnecken gezierte Blumensträuße in Nischen, auf Kupfer 1 Schuh hoch 10 Zoll breit. Mit äußerstem Fleiß vollendet.

Volaire. Zwey Seestücke mit vielen Figuren, so bezeichnet, auf Leinwand kleines Format. Marinen von diesem Franzosen sind äußerst selten.

Niklol. van Eyk. Ein Dorf wird von einer Räuberbande besucht, die Einwohner vertheidigen sich gegen sie. Auf Holz bey 2 Schuh hoch, bey 3 Schuh breit. Mit Wärme und Lebhaftigkeit dargestellt.

Jacob Ruysdael's Schule. Eine sehr baumreiche waldigte Gegend, im Vordergrund die Ansicht eines reich mit Schilf umwachsenen Teiches auf Leinwand, 2 Schuhe Höhe 1 1/2 Schuh Breite. Eine kraftvolle Landschaft mit dem trefflichsten Baumschlag und dieser Schule ganz würdig.

Johann Elias Riedinger. Zwey Stücke, Durchzüge und Lagerungen der Cavallerie auf Leinwand. Sehr große Stücke, bezeichnet mit des Künstlers Nahmen, die Pferde sind vorzüglich gelungen vorgestellt.

Salvator Rosa oder in dessen Geschmack, zwey Landschaften mit schroffen Felsen begränzt von dem ernstesten Charakter der Composition, einzelne geharnischte Figuren im Vordergrund, auf Leinwand, bey 1 Schuh 3 Zoll hoch, bey 1 Schuh 6 Zoll breit. Beyde äußerst kühn tockirt. —

Jacob Toorenvliet. St. Peters Kopf en Face nach oben gewendet, klein auf Kupfer, bezeichnet mit des Meisters Nahmen und kräftig behandelt.

Evert van der Poel. Bauern und Kinder beym Feuer sich wärmend, auf Holz 1 Schuh hoch, 9 Zoll breit. Ein sehr gutes Stück 2c. 2c.

Außer diesen Genannten sind noch mehrere gute Gemählde vorhanden, die hier alle zu nennen der Raum nicht gestatten würde.

Medic. Dr. Rincolini in Brünn besitzt gleichfalls ein Öhlgemähldekabinet, die bedeutendern in selbem sind folgende von Italienern.

Parmiggiano oder Franz Mazzuoli. Die Madonna im weißen Gewande und blauen Mantel hält mit der Rechten eine weiße Rose, vor ihr das nackte Jesukind auf einem gelben Küssen liegend, rechts in einiger Entfernung der Künstler selbst im Chorkleide, links eine Säulenwand in der Ferne eine landschaftliche Aussicht, den Vordergrund begränzen Blumen, das Kind ist ganze Figur, die andern halbe. Das Bestreben dieses Meisters sich aus Raphaels Ausdruck und aus Correggios Grazie eine eigene Manier durch Vereinigung zu schaffen, kündigt sich in diesem Gemählde deutlich an, auch gibt das seltene Porträt des Künstlers, so hier befindlich ist, diesem Stück einen noch höhern Werth, und macht wahrscheinlich, daß er sich dieß Bild selbst gewidmet hat. Vorzüglich ist zu bemerken die graziöse Stellung der Madonna, der leichte Faltenwurf, und der angenehme Farbenton sammt der vollkommensten Conservirung, überdieß sind kleine Cabinetstücke dieses Meisters die seltensten. Es wurde gestochen von Egid Sadeler 1600 und später von Püschel in klein Quart. Auf Kupfer gemahlt. 1 Schuh 4 Zoll Höhe, 1 Schuh 2 Zoll Breite.

Solimene Franz. St. Franziskus gegen Himmel emporblickend, mit der rechten Hand einen Todtenkopf haltend, die andere auf der Brust liegend. Der natürliche Affect und die außerordentlich schönen Hände erheben den Werth dieses Stückes, welches ganz in Guido Renis Geschmack gemahlt ist. 2 Schuh 8 Zoll Höhe, 2 Schuh Breite.

Carracci Hannibal. Der Leichnam des Heilands im Schooße der Mutter liegend, am Boden die Marterinstrumente, in der Ferne landschaftliche Aussicht. Alles ist von der zartesten Vollendung, und man kann dieses Devotionsstück ein wahres Kleinod der Öhlmahlerey nennen, klein auf Kupfer.

Carracci Ludwig. St. Franziskus sitzt, wird von Engeln bedient, einer der letztern ist mit einem goldstrahlenden Gewand bekleidet, die Zeichnung, der schmeichelnde Farbenton und der Seelenausdruck des Heiligen machen das Verdienst dieses Stückes aus, wurde in gleicher Größe gestochen. Auf Kupfer 1 Schuh Höhe, 9 Zoll Breite.

Dani Hieronymus, die Marter von S. Laurenz, er ist von Priestern umgeben, die sich bemühen, ihn zu bekehren, in der Ferne Nero zu Pferd, viele Christen werden von Bewaffneten zurückgedrängt, im Hintergrund Rom, im Vordergrund links auf einem Ziegelstein das Monogram H. D. ganze Figuren. Das lebhafte Colorit der venetianischen Schule, die richtige Zeichnung und der Ausdruck der Figuren besonders des Heiligen, in dessen Gesicht die Marterleiden, die Lage der Muskeln nur in so weit geändert haben, um die Schmerzen, welche eine große Seele leidet, auszudrücken, erheben dieses Bild, besonders sind die drey Henker des Vordergrundes wahre Studien für die Anatomie, und zeigen die schönsten Verkürzungen. Auf Holz, 1 Schuh 8 Zoll Höhe, 1 Schuh 11 Zoll Breite.

Dolce Carlo. Die heilige Cäcilie spielt die Orgel in höchster Andachtsstimmung, sehr reich gekleidet, vor ihr Lilien als das Symbol ihrer Unschuld, halbe Figur im Achteckformat; dieses Gemählde ist mit größter Delikatesse und Schmelz des Pinsels vollendet, und von den ersten Kennern als die Originalrepetition dieses berühmten in der k. Dresdner-Gallerie sich befindenden Bildes erklärt worden und ist wahrscheinlich von den Händen der Tochter des Künstlers gemahlt, welche gleichzeitig ihres Vaters Arbeiten wiederholt hat. Ist von Kilian in Folio gestochen worden. Auf Leinwand, 2 Schuh 11 Zoll hoch, 1 Schuh 11 Zoll Breit. Es ist ungemein fleißig vollendet. Die Heilige ist das Bild der höchsten jungfräulichen Reinheit und Un-

schuld; die sie umgebende Anmuth muß gesehen werden, um ganz empfunden werden zu können.

(Die Fortsetzung folgt).

Etwas über das Oetzthal in Tyrol, und insbesondere über die dortige Mährchen-Poesie.

Von Eduard von Badenfeld.

(Beschluß.)

Am nächsten Morgen beschlossen wir, da sich die Witterung etwas aufgeheitert hatte, bis zu den noch über eine Stunde entlegenen Fernern vorzudringen. Unsere erste Aufmerksamkeit zog jedoch Vent auf sich. Dieses aus fünf bis sechs elenden Hütten bestehende Dörfchen ist eines der höchsten in Tyrol, da es, 1008 Klftr. über die Meeresfläche erhaben, mit dem Gipfel des österreichischen Schneeberges beynahe gleich liegt. In dieser, der Region des ewigen Schnees so nahen Lage gedeiht dennoch etwas Gerste, und das üppigste Alpengras, welches bis an die Gletscher das Mittelgebirg des Thales bekleidet, und den Viehstand des dortigen Bewohners, seinen einzigen Nahrungszweig begünstigt. Hier erzählte uns unser Führer folgendes komische Ereigniß aus der dortigen Thierwelt, das ein Jäger gesehen haben will! Ein ungeheurer Jochgeyer hatte einen Fuchs überwältigt, und mit sich durch die Lüfte geschleppt. Seiner Beute gewiß, setzte sich der Vogel auf eine Felsspitze bey Vent, um sie zu verzehren. Aber der listige Fuchs, welcher sich nur todt gestellt hatte, ersah seinen Vortheil, biß dem Gegner den Kopf ab, verzehrte ihn selber, und siegte dabey auf ähnliche Weise, wie — Ulysses über den starken Ajax. Wir waren über eine halbe Stunde durch eine ziemlich unbedeutende kahle Gegend — in welcher man sich, wenn man die bereits errungenen 1000 Klaftr. vergaß, leicht in eine kleine winterliche Gebirgslandschaft des Flachlandes träumen konnte allmählich aufwärts geschritten, als plötzlich der Weg sich senkte, und in einer geringen Tiefe und Entfernung die beyden Rofnerhöfe, die höchsten Gebäude des Ötzthales, vor uns lagen. Bey ihrem Anblicke fühlt sich wohl jeder Reisende von schauernder Bewunderung erfaßt, daß hier noch Menschen leben können und wollen. In dieser öden traurigen Einsamkeit gedeiht selbst die kümmerliche Gerste, und die winterlich gewohnte Föhre nicht mehr; nur die üppigen Alpenweiden ringsum bilden, nebst dem durch sie genährten zahlreichen Hornvieh, den Besitzstand der bey ihrem Wohlstande höchst genügsamen Bewohner, deren Vermögen uns zu unserm Erstaunen auf zwanzig bis dreyßig tausend Gulden angegeben wurde. Die für eine so entlegene Höhe sehr solid und anständig gebauten Höfe gewähren mit ihrer Umgebung einen an Walter Scott'sche Hochschottlandsgegenden erinnernden Anblick. Sie sind uralt; historisch merkwürdig, und besitzen seit undenklicher Zeit einen von Landgrafen Ludwig v. Brandenburg (dem Gemahle der Maultasch) bestätigten, und in der Folge von Friedrich mit der leeren Tasche, Carl dem Sechsten und Maria Theresia sanctionirten Freyheitsbrief, welcher ihnen Steuerfreyheit und unmittelbare Unterordnung unter das Burggrafenamt von Meran und Vintschgau) und daher Unabhänglichkeit von dem Landrichter von Kastelbell) zusichert. Der gegenwärtige Besitzer eines dieser Höfe, Nahmens Gstrein, in Physiognomie und äußerer Haltung ein lebendiges Nachbild eines erblichenen Ritterbildes der Vorzeit (dessen Ahnen bereits zur Zeit Friedrichs mit der leeren Tasche hier ansäßig waren) zeigte uns die hierauf bezüglichen Dokumente als interessante Reliquien seines Hauses. Der Sage nach hielt sich Friedrich während seiner Unglücksperiode in dieser durch ihre Abgelegenheit vor Nachstellungen hinlänglich gesicherten Hütte, wo er seine erste Jugend verlebt hatte, durch mehrere Wochen auf. Wir sahen in dieser Alpengegend einen Menschenschlag, welcher die tiefern Thalbewohner an Rüstigkeit und Schönheit bey weitem übertrifft, und uns einen neuen Beweis lieferte, was reine Luft, und harte Arbeit, bey einfacher naturgemäßer Kost, — die letztere bestand bey unserm Rofnerwirthe bloß aus einem sogenannten Rahmkoche, altem Käse, und beynahe ungenießbarem harten Haberbrote — für tüchtige und herrliche Menschen zu bilden vermögen.

Nach einem Ruhestündchen verfolgten wir mit unsrem Führer, dem Rofnerbauern — der trotz seines hinkenden Fußes gesunden Städtern rüstig voreilte — unsere Wanderung nach ihrem letzten Ziele, dem eine starke Stunde entfernten Hochvernagtferner. Der pfadlose Weg ging an der rechten Thalseite beynahe beständig steil bergan und leitete uns auf eine Höhe von wenigstens 8000 Schuh über der Meeresfläche. Eine Viertelstunde hinter dem Hause vernahmen wir unsern über uns einen durchdringenden Pfiff, und wurden durch unsern Führer auf eine ganze Herde Murmelthiere (Marmenteln genannt) aufmerksam gemacht, die sich bey unserer Annäherung gar nicht scheuten, sondern von ihrem Felsensitze keck und neugierig auf uns herab glotzten.

Die Gegend, welche wir jetzt durchwandelten, lag hoch über die zauber'schen Reitze der Alpen erhaben, und doch der höheren Nachbarschaft wegen zu nieder, um durch irgend eine entferntere Aussicht für die traurige Nähe zu entschädigen. Rings um uns thürmten sich die ungeheuersten Jöcher Tyrols, der Rofner-Plattay- und Thalleitkogl, und über alle die, leider für uns in Nebel verhüllte, Wildspitz, nach Peter Anich angeblich der Rival der Ortlerspitze. Alle diese Höhen sind gänzlich kahle in der Mitte von Fernern umgürtete, und auf den Spitzen mit ewigem Schnee bedeckte Granitmassen, und gehören zu dem Hauptstamme des durch Tyrol laufenden, und die Kärnthner-Tauern mit den schweitzer'schen Alpen verbindenden Gebirgsstockes. Eine im fernsten Hintergrunde hervortretende und mit dem blendendsten Weiß in den neblichten Himmel verschmelzende Gletscherwand zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist der majestätische Hochjochferner, über welchen ein lebensgefährlicher Gletscherpfad nach Schnalls und Kastelbell leitet. Diese letzte Strecke des Thals, welches wir seitwärts von den Rofnerhöfen hinanklimmend, zur Linken ließen, nahm früher ein bedeutender Gletschersee ein, welcher in den Jahren 1678 und 1679 periodisch, im Jahre 1681 aber bleibend versiegte, im Jahre 1771 wieder zum Vorschein kam, einige Jahre später zum letzten Mahle ausbrach, und dann verschwand. Es ist einleuchtend, in welcher gefährlichen Lage sich die überdieß auf allen Seiten von mit Lawinen drohenden Fernern umgebenen Rofnerhöfe in der Nähe so bedeutender Naturereigniße befinden müssen. Nach einer Stunde mühsamen

Bergkletterns war die Höhe errungen, und in einer niedern Schlucht lag das Ziel unserer Reise, der Hochvernagtferner mit seiner schmahlen Thalseite unter uns, und erhob seine allmählich bis zur Breite einer Viertelmeile anwachsenden Eismassen bis zu den höchsten Schneespitzen, die den südwestlichen Horizont begränzten. Welch ein Anblick! Zur Linken, die sich in die Schneeregion verlierende letzte Schlucht des Ötzthales, von dem allmählich seine Eisrinne wegspühlenden Achenbache und den, die blendend weiß und unabsehbar hinangethürmten Hochjochferner, unterstützenden Urgranitmassen durchgewühlt; zur Rechten der noch majestätischere Anblick des Hochvernagtferners welcher, dem Schweitzer Eismeer gleich, in tausend und abermahls tausend erstarrten Wogen und Schneeklippen von der mannigfaltigsten Farbe und Gestaltung sich in den neblichten Äther, und in die höchsten fernsten Alpenspitzen verliert, die wie verklärte Geister auf das wild durch einander gewühlte Chaos zu ihren Füßen herabsehen; die ernste, düstere Todtenstille, die über den erhaben-wüsten Naturbildern waltet, und durch keinen beseelten Laut — nur von Zeit zu Zeit durch das Krachen der zusammenstürzenden und wieder neu sich aufthürmenden Riesensäulen dieses unermeßlichen Eispallastes unterbrochen wird: dieses ungeheure Gesammtbild der größten Naturscene, die wir im Ötzthale und in ganz Tyrol sahen, übersteigt alle Beschreibung und Vergleichung, so wie das seltsame feyerliche Gefühl, das sich auf dieser wunderbaren Zinne des Tempels des Allmächtigen unser bemeisterte! Nicht ohne Zagen beschritten wir hierauf — da unsere beschränkte Zeit uns nicht die mühe- und gefahrvolle Ersteigung des Ferners gestattete — wenigstens dessen unterste Abdachung, und wagten uns, von einer Eiswoge zur andern mit gefährlichen Sprüngen über schneeverhüllte Abgründe setzend, unter welchen die Gletscherbäche in der Tiefe dumpf brausten, eine geraume Strecke in das Eismeer hinein. Hier, auf einem alle seine Brüder überragenden Hügel, der den vortheilhaften Überblick auf die rings um uns in den groteskesten Verschlingungen bis an den Himmel hinangethürmten Eiswogen — auf diese wie durch Gottes Allmacht im Augenblicke ihres Absturzes versteinerte Sündfluth — gewährte, lagerten wir uns auf dem grünlichen Gletscherboden, welcher an Farbe und geringer Glätte mit dem gewöhnlichen Eise nichts mehr gemein hatte, und brachten den Genien der höchsten Alpenwelt mit vollen begeisterten Herzen eine Libation aus einer noch von Lengenfeld aufgesparten Flasche geistigen Getränkes. Aber auch den lieben Menschenherzen, die in der grauen Tiefe für uns schlugen, und an uns dachten, ward aus gerührter Seele ein weitschallendes Lebehoch gebracht, und — in vollem Genuße der fremden ungeheuren Natur — doch des frohen Wiedersehens nach kurzer Trennung, und der lieben, nahen, traulichen Heimath gedacht.

Glücklich derjenige, der sich diesem Gedanken mit voller Seele hingeben durfte; den seine Heimathssehnsucht nur nach dem wenige Meilen nordöstlich entfernten Innsbruck hinzog — ach! in dessen Seele nicht der bange Gedanke aufstieg: „Wenn jene nach kurzen Reisemühen und Gefahren heimkehren, empfangen sie liebende Blicke und verwandte Arme, ach, aber du Fremdling in der Fremde, stehst einsam und allein, und mußt dich, von der höchsten Natur scheidend, wieder in die Arme der hohen Natur flüchten, um nicht zu sterben am einsamen Heim- und Herzenweh!"

Mit Gefühlen dieser Art trat Einer unter uns den Rückweg nach den Rofnerhöfen, und weiter hinab in das untere Ötzthal an.

Literatur.

186. Historisch-statistik-topographische Beschreibung des Herzogthums Steyermark. — Ein unentbehrlicher Leitfaden zur Kenntniß dieses Landes, so wie ein getreuer Wegweiser durch dasselbe für Reisende. — Mit einer Karte von Steyermark, einem Plane und zwey Ansichten von der Hauptstadt Grätz. — Grätz, 1825. In der Franz Ferstlichen (Lorenz Chrainerischen) Buchhandlung. 8.

Nachdem Referent die 96 Seiten dieses Büchleins in der Steyermark durchgelesen hatte, zweifelte er lange, ob er sich wohl wirklich noch in diesem Lande befinde? — Wir erbiethen uns, viel zu wetten: wollte jemand geflissentlich und mit angestrengter Sorgfalt darauf ausgehen, einen Gegenstand möglichst zu entstellen, und dessen Bild nach allen Weisen, wie durch einen sogenannten Vexierspiegel, zu verzerren: so viel Unsinn und Trug, als hier auf wenigen Blättern mit vieler Dreistigkeit zusammengestellt sind, wird er nicht vermögen zusammen zu bringen. — Das ist also der unentbehrliche Leitfaden zur Landeskenntniß? — Betrogener Reisender! der du unsere schöne herrliche Steyermark zu besuchen kömmst, und dich auf deinen Wanderungen diesem getreuen Wegweiser anvertrauest!

Zusammengeschreckt durch ein solches Zerrbild — hatte Referent sich kaum wieder etwas erhohlt, so fiel ihm die fremdartige Gestalt der Schrift und die ganze Form besonders auf, und lebhafter wurde seine Überzeugung, daß keine Druckerey in Grätz derley Typen habe und in solcher Form zu drucken pflege; und da diese Lettern und Form ihm doch anderweitig so sehr bekannt erschienen: so drang sich die Vermuthung von selbst auf, daß die Anzeige auf dem Titelblatte: Grätz. In der Franz Ferstlischen Buchhandlung, — wenigstens für das Büchlein selbst — durchaus nicht Wahrheit aussage. Und so verhält es sich auch in der That mit diesem Unglückskinde. Denn das hier behandelte Herzogthum Steyermark ist aus der sogenannten in Prag erscheinenden Ehrmann'schen Länder- und Völkerkunde entnommen; der oben abgeschriebene Titel ist, — gleichsam als einem eigens verfaßten Werke, — vorgesetzt, und das Ganze ist mit zwey schlechten Ansichten von Grätz und mit einer völlig mißlungenen Karte von Steyermark ausgestattet worden. —

Über Steyermarks Geschichte, Topographie und Statistik besitzen wir bereits viele und durch Gründlichkeit ausgezeichnete Vorarbeiten. Bey so vielen Behelfen ist ein solches Unternehmen unverzeihlich; — wie erst, wenn man erwäget, daß ein und derselbe Literator dadurch doppelt berückt wird, wenn er dieß arge Product — erst als ein einzelnes Werk kaufet, nachher aber dieselbe Mißgeburt in der Ehrman'schen Länderkunde wieder findet?

Wir wenden uns nun zu dem Inhalt, um unser gleich

anfänglich ausgesprochenes Urtheil standhaft zu rechtfertigen. — Die Hauptkolonade dieses Schaustücks wird eröffnet mit den Hauptmomenten der Geschichte Steyermarks S. 1—15. Hier glauben wir, hat unser anonyme Tacitus die Meisterkrone errungen des inhaltschweren: Omne aevum tribus explicare chartis! — Diejenigen, welche die Steyermark vorzüglich mit Tauriskern bevölkern, und sogar den feuerspeyenden Stier (Taurus)? — im Landeswappen der Mark Styria von eben diesen Urbewohnern herleiten, erfahren hier zu ihrem Schrecken, daß vorzüglich Bojer die alte Steyermark bewohnt hätten. — Daß einst auch von Hermunduren die Steyermark verwüstet worden seye, — ist uns bisher aus Quellen nie bekannt geworden. Der vielbesprochene Slavenkönig Samo wird hier gar zu einem carantanischen Kaufmann gemacht? — Der Verfasser versetzt slavische Bewohner überhaupt in die südliche Steyermark; aber auch in die westliche! — wo sind nun dann in dem nordwestlichen Landtheile die von Slaven bewohnten Ortschaften? — Welche Grausamkeiten die Westmährer einst in der Steyermark ausgeübt hatten —? hat Referent noch in keiner Chronik des Mittelalters auffinden können. — Hinsichtlich der deutschen Reichsbeamten, der Traungauermarkgrafen, gilt von den Angaben des Verfassers vollkommen: modo reges atque Tetrarchas, — omnia magna loquens —, versteht sich! ohne allem und jedem gesunden Begriffe von den damahligen publicistischen Zeitverhältnissen. — Wenn der Verfasser wirklich einmahl die Grafen von Eppenstein nennet, nachher aber sagt, Herzog Heinrich von Kärnthen seye der Letzte aus dem Hause der Ebensteiner gewesen: so ersieht man schnell die Klarheit und Vollständigkeit seiner historischen Kenntnisse. — Jedoch, wir brechen ab. Ex uno disce omnes! Nur wollen wir unsere Leser mit einer kräftigen Versicherung unseres Verfassers beglücken, daß nähmlich der traungauische Graf Ottokar I. die alte Burg Styr gegen die damahligen Einfälle der Türken!! habe erbauen lassen. —

Nun sollen die statistisch-topographischen Edelsteine unseren Lesern entgegenstrahlen, womit der Verfasser sein Herzogthum Steyermark großmüthig geschmückt hat. — Im allgemeinen beweiset der Text von S. 16 bis 96 sonnenklar, daß der Verfasser gar keinen gesunden Begriff von Statistik und Topographie und von der im Vortrage derselben gewöhnlichen Sprache, vorzüglich in den genaueren topischen Bestimmungen habe. Anfänglich scheinet es, er wolle sich in Aufzählung der merkwürdigeren Ortschaften an die alphabetische Ordnung halten. Allein — er verläßt sie schnell und fährt herum, als hätte er des Fortunatus Wünschhütlein auf dem Kopfe; S. 16. gibt der Verfasser 224 und S. 34. aber 226 steyermärkische Werbbezirke an. — Wir bitten jeden Leser, die Karte von Steyermark zur Hand zu nehmen und die genaue Horographie des Verfassers S. 17. zu bewundern. S. 19 wird gesagt: die Enns verläßt unter Altenmarkt das Land"! Warum wird hier nicht der allbekannte und eigentliche Gränzpunct, die Fräuz, genannt? — Schlecht und falsch gesagt ist es: „die Enns bildet mehrere Thäler"? und: „ihr Lauf ist ziemlich reissend"! Es gibt ja nur Ein Ennsthal; — und der Verfasser hat wohl nie diesen Strom von seinem Ursprunge bis in das Gehäuse unterhalb Admont mit eigenen Augen gesehen! — Eben so grundfalsch ist die Angabe: „die Enns ist auf ihrer ganzen Strecke nicht für Schiffe, nicht für Flöße schiffbar"! — denn wie viele Hunderttausend Centner Eisen auf mehreren Tausenden von Plätten, Flößen und Zielen wurden nicht schon seit ungefähr 400 Jahren von Reifling, Weissenbach und Kasten den Eisenfabrikanten zu Stadt Steyer rc. zugeführt! Verfasser weiß wohl nichts von den uralten Schiffwegen zwischen Reifling und Weissenbach, und von dem gegenwärtig noch bestehenden zwischen Stadt Steyer und Weissenbach, — wo nun auch schon seit lange stromaufwärts gefahren wird. — Widersprochen werden muß, daß sich im Obermuhr- und Ennsthale die steyerische Kleidung — dem salzburger Kleiderschnitte nähere? — Nur strenge von den äußersten Gränzorten und auch da noch mit Beschränkung — mag dieß gelten. Daß der Sterz Nationalspeise der Steyrer sey, — gilt nur vom Untersteyrer, — keineswegs von der oberen Hälfte des Landes; — und hohes Unrecht begeht der Verfasser, daß er die Steyermärker insgesammt zu Branntweintrinken macht, weil, leider! — das Weintrinken ziemlich rar geworden seye??? Über den steyermärkischen Wein- und Eisenbau, wie auch über die vielfachen und hochwichtigen Eisenfabrikate dieses Landes — zeigt der Verfasser nicht nur unvollkommene, sondern in jeder Hinsicht recht ärmliche Kenntniße. — Maultrommeln — werden bey weitem die meisten in Oberösterreich, keineswegs in der Steyermark verfertiget. — S. 29. erfährt man die hochwichtige Neuigkeit, „daß das steyermärkische Eisen gewöhnlich über Wien nach Frankreich gehe"? — In steyerischen Maaßen kennt sich unser Verfasser gar vortrefflich aus; denn S. 31. heißt es: „Zehn Eimer heißt man in Ober-Steyermark, und fünf in Unter-Steyermark einen Startin"!? — Auf mehreren Hunderten von Originalurkunden, welche Referent durchgelesen hat, ist ihm niemahls noch untergekommen, daß sich je ein habsburgischer Landesherr — Erzherzog der Steyermark — genannt habe, wie hier S. 32 behauptet wird. — Die saubere Nachricht S. 39., daß K. Carl der Gr. auf dem sogenannten Schloßberge zu Grätz ein windisches Schloß (S. 44. heißt dieß Schloß — eine Ritterburg aus den Zeiten K. Carl des Großen?) vorgefunden, und daselbst einen Gränzgrafen?? aus dem bayerischen Geschlechte (aus welchem dann eigentlich?) eingesetzt habe, — hat Verfasser gewiß aus dem Reichsarchive des Königs Samo selbst erhalten —! Zu den baaren Unrichtigkeiten gehören: die Bergwerkssubstitutionen zu Schladming und Marburg S. 36; die Bevölkerung von Grätz nahe an 30,000 Menschen S. 39; das Arbeitshaus in Grätz S. 42; die Lycealbibliothek von 90000 Bänden Bücher und von 7500 Handschriften"?? — In den Angaben von Grätz und desselben Umgebungen findet man sich so recht unter dem Zauberstabe des Verfassers, wenn die St. Leonharder Vorstadt vors Sackthor hinausgesetzt, und der Graben als die schönste Gasse derselben angepriesen wird S. 41—47. — Wir bewundern die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit dem römischen Zeitalter der Steyermark; denn er weiß sogar zu sagen S. 63, daß die Stadt Celeja vom K. Claudius erbaut worden seye? — da doch Plinius diese Celeja ausdrücklich den altnorischen Städten beyzählt! — wie auch, „daß diese Stadt zwischen den Jahren 180 und 400 die blühendeste Epoche gehabt

habe"?? — Von einem so ganz über die Maßen berühmten Marstempel zu Celeja weiß die quellengemäße Historie nichts; — es sey dann, dem Verfasser beliebte es, die notorisch apokryphe Biographie des H. Maximilian aus dem XIII. Jahrhunderte zu den gediegenen Geschichtsquellen zu zählen? —

Der Rohitscher Sauerbrunn wird nicht in Krügen S. 67, — sondern in gläsernen Flaschen versendet. — Auf abermahlige Belege von allseitiger Genauigkeit treffen wir S. 71 — 72: romantischer ist jedoch gelegen das Ländel in der Radmar (zwey weit von einander entfernte Gegenden) „in der Gams, mit Eishöhlen und Grotten" (es gibt daselbst nur eine einzige berühmte Eishöhle; von Grotten weiß man daselbst gar nichts, wohl aber viel von sehr mächtigen Petrefaktenlagen) und Schwefelquellen (abermahls etwas, wovon man in der ganzen dortigen Umgegend kein Wort weiß) — S. 75 weiß Verfasser gar nicht, daß das ehemahlige Dominikanerkloster zu Leoben lange schon aufgehoben worden seye. — Daß sehr viele Eisenhämmer als Hauptmerkwürdigkeit von Maria-Zell angerühmt werden, — hat Referent hier zum ersten Mahl gelesen S. 74. — Gleich auf dem nächsten Blatte S. 75 liest man eine recht brave Versicherung: „daß die Mauth und das Gericht in Altenmarkt an der Enns landesfürstliche Lehen seyen"? — Es bestehet keines von beyden daselbst —; so wenig als daß, wie der Verfasser versichert, der Markt St. Gallen an der Enns liege, und in der dortigen Gegend allein 34 Eisenhämmer zu treffen seyen?? — Von wem ließ sich doch der Verfasser die Mähre anbinden „daß Hieflau mahlerisch schön daliege, und daß die dortigen Steinkohlenbrüche jährlich gegen 60000 Fässer Steinkohlen liefertens??? — S. 77 verweiset unser geographischer Fortunatus die auf schönes Hornvieh versessenen Ökonomen nach Kallwang! Wir versichern, daß sie daselbst die vom Herrn Verfasser gerühmte ausgezeichnete Viehzucht nicht finden werden. — Daß die berüchtigte Röthelsteinerfelsenhöhle nach des Verfassers Behauptung S. 78 — 200 Schritte breit und hoch, und daß das Gewände derselben mit Schildern und Wappen behangen seye, — hat Referent, und außer unserem allwissenden Verfasser, wohl noch kein anderer Beschauer jener Höhle gefunden. — Statt Kraubach S. 79 — muß es heißen Kraubath, — damit der Leser doch gleich den zierlichen Ausdruck verstehen, „daß hiesige Poststation mit Leoben und Knittelfeld die Pferde wechsle." — Die Felsenfeste Gallenstein wurde nicht, wie der Verfasser sagt S. 79 im Jahre 1278, — sondern erst 1283 zu erbauen angefangen. — Den sogenannten Muhrboden versetzt unser Verfasser S. 81 zwischen Muhrau und Judenburg?? — Gehört also jene fruchtbare, saatenwogende Fläche von Judenburg abwärts — nicht mehr zum Muhrboden? — Mit der Hydrographie sollte es nun freylich besser aussehen, — allein der Verf. belegt auch hierin seine Ärmlichkeit selbst wieder S. 81, wo er nur den einzigen Pölserbach zu nennen weiß, der sich in die Muhr ergießt! — Eben so weiß er auch von der Enns nur den nicht bedeutenden Gröbminger-Bach und die Palte anzugeben. — S. 83 bringt unsern gefühlvollen Verfasser die Mähre in Harnisch wider die Christen des XIV. Jahrhunderts, weil sie im Jahre 1312 alle Judenburgerjuden in einer Nacht ermordet hatten. — Durch die Behauptung S. 84, daß der Markt Weißkirchen ehmahls seine eigenen Dynasten gehabt habe, — erhält die vaterländische Geschichte eine pragmatische Bereicherung. — S. 85 — 86 hat uns recht weidlich ergötzt der topographische Wahn des Verfassers, daß das Schloß Leibnitz? bey Seggau in der oberen Steyermark liege, während sich der hier eigentlich gemeinte Markt Leibnitz recht fest und tief in der untern Steyermark befindet. Eben so wird man durch die grundfalschen Angaben überrascht. S. 88 „Rotenmann liegt am Palten (an welchem dann eigentlich) Strechau liegt nördlich von Rotenmann; schon im eilften Jahrh. bestanden Dynasten von Strechau; — das Stift Admont liegt in einer Fossilien reichen Gegend! — das prächtige Bibliotheksgebäude daselbst seye mit drey Säulen geziert —? und daß sich in Admont auch eine Salpetersiederey befinde (nähmlich ein gewöhnlicher Salnitersieder in einer Bauernkeusche.) — Lietzen ist ein Dorf, und kein Marktflecken S. 89, — auch werden daselbst keine Pferdemärkte, sondern es wird jährlich nur ein einziger Pferdemarkt gehalten. — Irdning liegt nicht an der Enns, sondern weit davon entfernt; auch hat dieser Ort kein Landgericht, sondern nur Wolkenstein, welches Schloß in Ruinen auch nicht, wie unserem Topographen träumt, bey Irdning, sondern nördlich an der Enns — bey Wörschach liegt. S. 90 lernen wir gar eine ganz neue Pfarre kennen, nähmlich „Aigen südwestlich von Admont am Gullingbache, Dorf des Bezirks Admont mit einer Pfarre und zwey Eisenwerken" — Aigen ist eine Gegend des Bezirks und der Pfarre Admont; der Gullingbach ist über vier Stunden weit davon entfernt; — alles übrige ist rein erdichtet.

Durch diese wenigen Belege (ihre Zahl ist Legion) hoffen wir, den wahren Werth dieses Productes hinlänglich bezeichnet zu haben. — Wahrlich nicht so müssen Geschichte, Statistik, Geographie und Topographie der Steyermark geschrieben werden, um als ein unentbehrlicher Leitfaden zur Landeskenntniß zu dienen, und als getreuer Wegweiser den fremden Reisenden durch die duftenden Thäler unserer Alpen und durch die segenreichen Saatenebenen und Weinhügel der unteren Steyermark sicher zu führen? — Die zwey Ansichten von Gratz haben das Sonderbare, daß, ohne alle untergeschriebene Bemerkung, auf der einen der Schloßberg sammt der alten Festung (versteht sich, — mit einem Quid pro Quo von Gebäuden!) zu sehen ist, die andere aber die Ansicht gibt, wie sie sich dermahlen darbiethet. Muß dieß nicht jeden fremden Beschauer auf der Stelle beirren —? Auf dem Plane der Stadt Grätz läßt das Verzeichniß der vorzüglicheren Gebäude ganz besonders possierlich. In keiner Hinsicht konnen wir uns erklären, warum daselbst auch gelesen werden: „Herr v. Eisenbach. Gerstys Kaffehhaus. Ritter v. Gründl. Rosmayer. Bachierisches Bräuhaus. Brandstätter rc. rc. ?? Über die Muhr ist auch eine projectirte Brücke angezeichnet, und zwar an einer Stelle, wo es keinem Vernünftigen beyfallen kann, je eine Brücke hinzubauen. Die beygebogene Landeskarte endlich hat nach langem Beschauen dem Referenten gar nichts Ausgezeichnetes und Empfehlenswerthes, aber eine neue Unzahl von Fehlern gewiesen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 19. September 1825.

(112)

Das Mineralreich des Himmels.

Man hat geglaubt, daß Steine vom Himmel regnen; man hat sie für Mondsteine gehalten. Es sind wirklich in unseren Zeiten Steine aus der Luft herabgefallen, und selbst der Gelehrteste weiß nicht zu erklären, wo sie ihren Ursprung nahmen. Es ist wenigstens grober Stoff, wie der unserer Erde, und findet er nicht ganz seine Art bey genauer Untersuchung seiner Eigenschaften und Bestandtheile, so ist er im Allgemeinen doch der Stoff der Erde. Wäre er es nicht, so könnten wir auch nicht sagen, was er ist. —

Schon von den ältern griechischen und römischen Schriftstellern finden wir vielfältig der Sage von geregneten Steinen erwähnt, wie unter andern schon Livius erzählt. An einer Stelle sagt er sogar: es habe das Jahr zuvor, da Crassus von den Parthern erschlagen wurde, Eisen geregnet, welches schwammförmig gestaltet gewesen sey. Auch die neuesten Steine sind eisenartig, und dadurch wird es mehr als wahrscheinlich, daß man solchen Steinregen nicht erdichtet hatte.

In den Jahren 970, zur Zeit des Papstes Johann XIII. hat man schon in Italien Steine vom Himmel herabfallen gesehen. 1552 fielen bey Schleusingen viele Steine. Ein Stein tödtete das Lieblingspferd des Grafen von Schwarzburg und verwundete seinen Leibarzt am Fuße. Man hatte einzelne Stücke wirklich aufgefunden. Im Jahre 648 ist zu Constantinopel ein glühender Stein, wie ein feuriger Amboß herabgefallen. 452 fielen in Thracien 3 große Steine. 1554 sind Steine zwischen Mecheln und Brüssel gefallen. Ein Stein fiel dicht vor dem Grafen von Nassau nieder.

In Ungarn hat man im Jahre 1560 fünf Kugeln von der Größe eines Menschenkopfes, grün und eisenfarbig, von schwefelartigem Geruch, bey heller Witterung, unter Donner und Blitz, vom Himmel herabfallen gesehen.

Folgende Fälle bis auf unsere Zeit werden hinreichen, über diese Erscheinungen zu urtheilen.

Im Jahre 1754 wird von einem auf dem Felde von Terra nuova in Calabrien aus der Luft gefallenen Steine folgende Nachricht gegeben. Fünf Schäfer wurden bey heiterem Himmel plötzlich durch einen heftigen Knall erschreckt, sie erblickten über sich eine mit fürchterlichem Getöse senkrecht sich herabstürzende Rauchsäule. Ein neuer Knall, wobey der Erdboden erzitterte, betäubte Schäfer und Heerden. Sie erblickten gleich darauf eine neue Rauchsäule gegen 3 Fuß von der Erde. Nachdem sie sich zertheilt hatte, gingen sie diesem etwa 200 Schritte entfernten Orte zu, und fanden eine Öffnung, anderthalb Palmen weit und zwey Palmen tief, aus welcher ein schwarzer Rauch hervordrang, und sich eine unerträgliche Hitze erhob. Sie erweiterten diese Öffnung und fanden einen von Außen schwarzen glänzenden Stein, welchen sie noch heiß ausgruben. Er war rund und wog 7 Pfund. Er wurde in einem Kästchen in der königlichen Bibliothek verwahret. Späterhin war er zum Theil an den Seiten zerfallen und rissig.

Einige Mahle hat man solche Steine glühend und von 70 bis einige 100 Pfund schwer gesehen.

Zu Aichstädt fiel ein solcher Stein im Winter. Ein Arbeiter an einer Ziegelhütte hatte unmittelbar nach einem heftigen Donnerschlage diesen Stein herabfallen gesehen. Er lief sogleich nach dem Orte, um ihn aus dem Schnee zu heben; wegen zu großer Hitze konnte er es aber nicht, und mußte ihn erst sich abkühlen lassen. Der Stein soll ungefähr einen halben Schuh im Durchmesser gehabt haben, und mit einer schwarzen Eisenrinde umgeben gewesen seyn.

Ähnliche Steinmassen fielen am 16. Juny 1794 zu Siena im Toskanischen. Gegen Abend sah man unweit Siena ein kleines Wölkchen, drohend und schwarz im Zenith, weit über die gewöhnliche Wolkenregion, während der Himmel sonst hell und klar blieb, und gleich darauf

erfolgte eine heftige Explosion mit Entzündung begleitet, welche beynahe der Abfeuerung einer Batterie glich, anfangs mit einigen Pausen, nachher ununterbrochen fort. Zuletzt sah man bey jedem Schuß einen Nebel das Wölkchen umlagern und sich heftig bewegen, wie ein Rauch, den die Detonation allmählich entwickelt. Während dieses furchtbaren Getöses fiel eine große Menge größtentheils sehr kleiner Steine aus den Wolken herab; nur einige waren Pfund schwer, ein Stein aber wog 7 Pfund. Ihr Fall erregte in der Luft ein schreckhaftes Zischen, und war so gewaltig und heftig, daß einige derselben viele Fuß in die durch Regen erweichte Erde eindrangen. Daher blieben auch mehrere vergraben und konnten nicht gefunden werden.

Diese Steine und die von Aichstädt bestanden in der Hauptmasse aus einer lichtgrauen erdigten Substanz und ähneln einem verhärteten Thon (Sandstein) haben aber gar keinen Thongeruch. Äußerlich sind sie mit einer gräulich schwarzen, etwas rauhen, Rinde überzogen, die wie ein Überguß von geschmolzenem Harze erscheint, aber eisenartig ist. Mit dieser Rinde sieht man oft kleine Eisenstücke in Körnern oder Zacken verwachsen; außerdem auch Schwefelkies in einzelnen Puncten oder Äderchen eingesprengt. In einem größeren Verhältnisse sind der gemeinschaftlichen Hauptmasse größere und kleinere plattgedruckte eckige Massen eingesprengt, welche sich von jener durch eine schwarzgraue, oder bräunliche Farbe unterscheiden, übrigens aber auch durch einen muschligen Bruch, durch ein schimmerndes Ansehen und größere Härte. Noch bemerkt man hier und da anderweitige Körner von gelblicher Farbe, durchscheinend und von Glasglanz, die das Ansehen des Quarzes, aber nicht dessen Härte haben. Überhaupt sieht das Ganze keiner der genannten Gebirgsarten ähnlich. Zuweilen ist die aschgraue Masse wie mit einem Eisenroste, von den verwitterten Schwefelkiesen, hin und wieder bedeckt.

Ähnlich diesen Meteorsteinen ist auch der vor einigen Jahren bey Smolensk gefallene Stein, von dem unsere Zeitungen sprachen. Eben so war auch der Stein, welcher am 15. April 1812 bey Erleben fiel. Bey stillem heitern Himmel vernahm man in den Gegenden von Helmstädt und Magdeburg einen starken, einige Sekunden anhaltenden Knall, den man zu Magdeburg für einen Kanonenschuß, oder für die Explosion eines Pulverwagens hielt. Zu Erleben wurde der Schlag am stärksten gehört, auch soll an diesem Orte von einigen Personen zugleich ein Blitz bemerkt worden seyn. An der Stelle, wo der Knall am lautesten gewesen, entdeckte bald darauf ein Hirt ein frisch eingeschlagenes Loch und in demselben einen Stein von ungewöhnlicher Schwere, und von der Größe eines Kindskopfes.

Oft sind die Meteorsteine noch von ganz anderer Art, und bestehen fast aus lauter gediegenem Eisen, wie mehrere in Sibirien und Slavonien gefallen sind.

Im Jahre 1747 fiel zu Hroschina, einer zum Bisthum Agram in Slavonien gehörigen Pfarre, eine Masse der Art. Man sah eine feurige Kugel in der Luft, welche unter heftigem Krachen in zwey Stück zersprang, die bald nach einander, in Form zweyer in einander verschlungener Ketten, mit großem Getöse auf einen Acker herabfielen. Das größere Stück, welches zuerst gefallen, ist mit solcher Gewalt in die Erde gedrungen, daß es wie ein Erdbeben geschienen. Es hatte in der Erde eine drey Klafter tiefe und eine Elle weite Spalte verursacht, an welcher die Erde wie ausgebraunt aussah. Nach der Explosion wurde in der Luft ein schwärzlicher Rauch bemerkt, der allmählig vielfärbig zu werden begann.

Das zweyte Stück war 16 Pfund schwer, und war 3000 Schritte davon auf eine ähnliche Weise in die Erde gedrungen.

Meteorsteine aus Sibirien waren einige 1600 Pfund schwer, bestanden aus ästigem gediegenen Eisen, waren im Bruch spargelgrün und dem Chrysolit ähnlich.

Bruchstücke von solchen und erstserwähnten Meteorsteinen befinden sich in der reichen Mineraliensammlung des Joanneums in Grätz.

Die zuerst angeführten Meteorsteine, die in grauen Massen mit einem Überguß erscheinen, haben als Bestandtheile gediegenes Eisen, Nickelmetall, Eisenoxyd, Bittererde, Kieselerde und eine Spur von Schwefel gezeigt; die zuletzt angeführten aber gediegenes Eisen und Nickelmetall. Einige haben gar keinen Nickel enthalten.

Die Naturforscher sind der Meinung, daß auf der Erde eine solche Mischung aus Eisen und Nickel unter den Mineralkörpern noch nicht gefunden worden ist, darum und aus mehreren andern Gründen, schließen sie, daß diese Massen aus dem Weltraume zu uns gelangten. Alle, deren Niederfallen durch Zeugen beobachtet wurde, sind als Bruchstücke zersprungener Feuerkugeln auf unserm Planeten angelangt. Daß diese Steine Auswürfe von Vulkanen unserer Erde seyn könnten, oder daß der Stoff zu denselben durch Winde in Staubgestalt in die Luft geführt und daselbst durch electrische, magnetische oder uns noch unbekannte Kräfte zu solchen Massen geronnen wäre, bleibt höchst unwahrscheinlich. Eben so ist es mit der kühnen Annahme, als seyen diese Körper vom Monde herabgefallen, weßhalb man sie auch Mondsteine genannt hat.

Sind es Körper, welche sich aus dem ursprünglichen Stoffe zu einem Weltkörper bildeten, oder vor ihrer Voll-

endung zerschellten? Diese Frage ist eben so kühn, und wir haben keine Erfahrungen, um darüber etwas mit Sicherheit auszumitteln.

Indessen läßt sich doch Manches aus den vielen Erfahrungen abnehmen, und wenigstens der Ort der Entstehung errathen; dazu müssen wir genau zusammen stellen, was von diesen Erscheinungen bemerkt wurde, und mit welchen andern Naturerscheinungen diese Meteorsteine Ähnlichkeit haben.

Merkwürdig ist es, daß von 70 Steinen, zwey Drittheile in den Sommermonathen May, Juny und July fielen. Auch fielen die mehresten des Morgens von 8 bis 11 Uhr. Von 11 Uhr Nachts bis 6 Uhr Morgens fiel nur ein einziger, von Mitternacht bis 3 Uhr Abends 36. Sie scheinen immer mehr abzunehmen, je weiter ein Ort vom Äquator entfernt ist; so sind in Dänemark und Schweden noch keine gefallen, in Rußland 4, in England 6, und von hier aus nehmen sie im Allgemeinen zu, je näher man dem Äquator kommt.

Wenn solche Steine fielen, war das Wetter mild, der Himmel nur theilweise bedeckt, die Wolken gingen niedriger und waren buntfärbig. Nur zuweilen begleiteten Gewitter, Hagel, Sturm und Regen diese Erscheinungen. In Permskischen Gouvernement fiel großer Hagel, der kleine weiße Steine enthalten haben soll. Häufiger fielen aber die Meteorsteine ohne Hagel. Während der Erscheinung war die Luft sehr warm, nachher kühl, oft ein paar Tage kühl.

Fast alle Meteorsteine sah man deutlich aus einer Wolke entstehen. Die Wolke bewegt sich beständig und veränderte immer ihre Gestalt, auch der Blitz und der Knall nahm immer seinen Ursprung aus einer solchen Wolke. Ja selbst ihre Farbe soll nach der Farbe der Steine, die hernach herabfielen, verschieden gewesen seyn. Zuweilen kam die Wolke sehr niedrig herab, ehe sie den Stein fallen ließ.

Die Größe der Feuerkugeln steht gar nicht im Verhältniß mit dem Herabfallenden; den 18. August 1783 wurden in England und Frankreich Meteorsteine beobachtet, die bald eine runde bald längliche Form annahmen, und vorzüglich vor dem Fall sehr wandelbar waren, so wie auch die Aufwallung ihrer Materie, welche man wahrnahm, darauf deutet, daß in dem Meteor selbst ein großer Proceß vorgehen muß. Außer der Hauptmasse bemerkt man aber häufig an ihnen noch einen Schweif; auch dieser scheint nicht aus bloßen Dünsten zu bestehen, sondern aus derselben Materie, wie die Hauptmasse. Denn auch in dem Schweife bemerkte man Explosionen. Das Licht der Meteorsteine scheint nicht von der Schnelligkeit herzustammen, da es oft um so mehr abnimmt, je näher der Fall ist. Übrigens ist das Licht nicht Gluth, sondern blendend weiß und wie aus Schlünden hervorbrechend, offenbar wie brennende Dünste. Wenn die Steine dunkel herabfielen, so dampften sie noch, entbanden also noch Dünste; oft schwefelartige. Auch pflegte bey jedem Knall ein Stein zu fallen, z. B. in Rußland 1805, in Bayern 1803. Die Höhe der Feuerkugel scheint bedeutend. Die Bahn, welche sie einnimmt, wird parabolisch gehalten, aber sie weicht oftmahls ab. Ein Stein fiel in Calabrien 1755 senkrecht. Ein anderer zu Connetikut 1807 knallte unmittelbar vor seinem Erlöschen noch drey Mahl, und prallte damit gleichzeitig eben so oft aufwärts; somit nahm er eine Richtung seiner Schwere entgegen. Den drey Stellen des Aufwärtshüpfens entsprachen aber auch eben so viele nachher wahrgenommene Steinfälle. — Die Geschwindigkeit der Meteorsteine ist oft so groß, daß sie bisweilen der des Laufes der Erde gleichkommt, diese sogar oft übertrifft. Sie ist übrigens gleichförmig.

Die Dauer der Erscheinung geht von 1/4 Secunde bis auf einige Minuten. In einigen Fällen will man schon einige Stunden vorher die Erscheinung bemerkt haben, ehe der Steinfall kam.

Das Zerspringen besteht wohl in einem Abspringen der einzelnen noch weichen Theile, wie die länglichte abgerundete Form, zuweilen die Form eines abgestumpften Dreyecks jedes Stückes, zu beweisen scheint. Die abfallenden Stücke sind oft weich und werden erst nachher hart. Zu Stannern fiel ein Stein einer Bäuerinn vor die Füße, und war da, wo er den Boden berührte, platt. In Pohlen fiel ein solcher 1796 ganz flüßig, und erhartete erst nach einigen Stunden.

Mit der Schwerkraft muß noch eine andere innere Kraft mitwirken, da Stücke von einer und derselben Feuerkugel schneller, andere langsamer fielen, einige mehr, andere weniger tief in die Erde geschlagen wurden. Je nachdem der Stein in mehrere Stücke zerspringt, ist auch die Größe der herabgefallenen verschieden. So sah man 1135 in Böhmen, nach einem entsetzlichen Knall einen Stein fallen, der von Augenzeugen als Hausgroß bezeichnet wurde und 3 Tage heiß blieb. Bey Verona fielen 1668 zwey Steine, von denen der eine 2 der andere 3 Centner wog. Denkt man sich nun außerdem die 1200 Steine, die 1510 in Italien fielen, von denen einer 250 Pfund wog, und die 2 bis 3000 bey Aigle gefallenen Steine, so hat man wahrlich für die Verschiedenheit, Menge und Größe derselben genug.

Heiß fallen zwar die Steine, aber nie hat man Brandstellen gefunden oder höchst selten. Merkwürdig ist aber der Überguß, den die Steine haben, welcher einen Geruch nach verbranntem Harze im Feuer gibt, und zuweilen

schleimig war. Er scheint ein Rest der eigentlich brennenden Substanz zu seyn.

Mit zwey anderen Naturerscheinungen scheinen die Meteorsteine zusammen zu treffen. Zuerst mit den nicht metallischen Feuerkugeln aller Art. In den Jahren, wo diese vorkommen, sind auch Steinfälle zu vermuthen; in Jahren, die nicht trocken sind, und sich durch vielfache feurige Dünste nicht auszeichnen, finden sie sich auch nicht. So hat man in dem verflossenen trockenen Jahr 1822 von keinen ähnlichen Naturerscheinungen gehört. Da man außerdem weiß, daß die Feuermeteore in solchen Jahren sich öfters ereignen und zwar in den Ländern, wo Erdbeben Statt finden, so sollte man einen kennbaren Zusammenhang zwischen Erdbeben und Steinfällen annehmen können. Jahre, welche viel Erdbeben, Orcane hatten, wie 1618, 1650, 1654, 1668, 1674, 1723, 1743, 1755, 1768, 1812 u. s. w. waren auch nie ohne Steinfälle. Häufig ging auch der Steinfall, nach Art der andern Feuerkugeln, um einige Zeit den Erdbeben voraus, wie dieß 1492, 1559, 1637 u. s. w. beobachtet wurde. Öfters war er auch gleichzeitig mit ihm. So fiel, während 1654 in Deutschland und in der Schweiz Erdbeben waren, in derselben Woche ein Meteorstein auf der Insel Fühnen, und den 7 November 1492, während eines heftigen Erdbebens in Basel, in derselben Stunde ein Stein in dem benachbarten Ensisheim. Es fehlt uns an Nachrichten, ob in dem verflossenen Jahre vor oder während des Erdbebens in Alepo in Syrien Meteorsteine gefallen sind. Eine andere schon bemerkte Verbindung der Meteorsteine ist die mit Gewittern.

Zu den übrigen ähnlichen Erscheinungen gehören auch die nicht metallischen Feuerkugeln. Diese fallen auch nicht leicht bey bedecktem Himmel oder Wind, sondern wie die Meteorsteine, bey sehr heiterm und mildem Wetter. Auch sie sind, wie die Meteorsteine, in den heißen Monathen und gegen Abend am häufigsten. Eben so brennen sie und durchlaufen mit gleicher Geschwindigkeit ihre Bahn. So legte z. B. die im December 1788 beobachtete Feuerkugel 7 deutsche Meilen in einer Secunde zurück. Auch ihre Bahn ist verschieden, wie die der Meteorsteine, bald senkrecht, bald unter verschiedenen schiefen Winkeln der Erde sich nähernd u. s. w. Bald ist sie horizontal, wie z. B. ein feuriger Körper, der den 5. April 1800 in Amerika beobachtet wurde. Er war von der Größe eines Hauses, nur 200 Ruthen über der Erde, ging ganz horizontal und verbreitete viele Hitze und Helligkeit. Auch ihre oft bedeutende Höhe und öfter beobachtete Explosionen zeigen Ähnlichkeit mit den Meteorsteinen. So auch dieß, daß sie, wie die Meteorsteine, außer ihrer allgemeinen, noch eine eigene Bahn und Bewegung um ihre Achse unmittelbar vor ihrer Explosion öfter annehmen; wie eine Feuerkugel von 1791. Einige Feuerkugeln geben auch sogar feste Massen, und man erinnert sich bey manchen an den Schleim einiger Meteorsteine. So fiel 1218 in Ostindien ein Klumpen Feuer mit heftigem Knall, der eine große Masse wie Silberschaum glänzenden Schleim nachließ.

Die schleimigen Niederschläge von den Sternschnuppen schließen sich hier an, die man fälschlich für Krähen- und Rabenauswurf gehalten hat. Ja selbst gehaschte Irrlichter zeigen Schleim und Schwefelgeruch. Man wird sogar verleitet, eine Menge Nebensonnen und Nebenmonde als stehende Feuerkugeln zu betrachten; sie scheinen bey weitem nicht alle auf bloßen Reflexionen dieser Körper in den Wolken, Eisnadeln u. s. w. zu beruhen. Man kann hier herzählen, feurige Meteore in Gestalt des Mondes, die zu einer Zeit erschienen, wo der Mond nicht schien z. B. 1118, wo man zwey nicht weit von einander stehende Monde lange Zeit gegeneinander fahren, dann wieder zurückspringen, und so sich lange anziehen und abstoßen sah, bis eine schwarze Wolke sie bedeckte. Ferner zwey Monde den 16. Jänner 1809 in Ungarn, die da, wo sie verschwanden, einen phosphorischen Schein zurückließen.

Aber noch finden sich Niederschläge anderer Art, die mit der Entstehung der Meteorsteine Ähnlichkeit zu haben scheinen. Zu denselben gehört der Feuerregen, dieser unterscheidet sich bloß dadurch von den Meteorsteinen, daß er ohne Knall erfolgt, weil er auf einem freyen Ausfluß der Dünste beruht, da hingegen bey den Meteorsteinen die Dünste in der Masse eingeschlossen sind. Ein solcher Feuerregen ist 823 auf einen großen Theil des nördlichen Deutschlandes gefallen, und hat mehrere Häuser und ganze Dörfer verbrannt. Ein anderer 1571 zu Frankenburg in Hessen, welcher nach einem heftigen Donnerschlage fiel, was es wahrscheinlich machen kann, daß er seinen Ursprung von einer zerplatzten Feuerkugel nahm, lief nach brennend durch die Straßen, ohne Schaden anzurichten. Ferner ein Feuerregen zu Sachsenhausen 1678, der in Gestalt eines brennenden Scheines, noch eine viertel Stunde auf der Erde fortglomm; endlich zu Braunschweig 1721, welcher, auf der Erde fortbrennend, weder durch Rühren, Schlagen, noch durch Wasser gelöscht werden konnte.

Der Schleimregen ist hier auch anzuführen. Der Honigthau scheint ähnlich zu seyn. 1750 sammelte man Honigthau auf Papier, und es fand sich wirklicher Schleim, der immer dicker wurde. So fiel auch zu Ulm 1813 im May ein Schleimregen nach einem Gewitter, der sich in geme-

nen Regen auflösete; der Schleim bedeckte die Pflanzen und wurde nicht sobald abgewaschen.

Den Schwefelregen hat man oft für ausgestreuten Blumenstaub gehalten, er ist es aber auch nicht immer. 1646 fiel ein solcher Regen zu Copenhagen mit starkem Regen und Schwefelgeruch begleitet, man sammelte sogar Schwefel. Der neueste Schwefelregen ist der zu Rastadt im Jahr 1801 im May. Der Schwefel fiel häufig, und man sammelte sogar welchen, und bereitete Schwefelhölzchen. Doch hat man bemerkt, daß der Schwefel nicht immer rein war, sondern oft mit erdigen Theilen vermengt.

Man hat auch von einem Blutregen gesprochen. Der Nahme ist ganz unpassend und der Ursprung von Thieren unrichtig angegeben. Es gab wirklich rothgefärbten Regen, dessen Röthe größtentheils von röthlicher Erde und eisenhaltigen Stoffen herrühren mochte, aber auch schleimigen Antheil zeigte, wie alle vorerwähnten Niederschläge. Hierher gehört der Blutregen in Westphalen von 1543, zu Löwen 1568, im Embdenschen Gebieth 1571, der auf 5 bis 6 Meilen Pflanzen und ausgebreitete Leinwand röthete. Das Wetter bey solchem Regen war mild, windstill und der Regen war besonders des Morgens röther. Merkwürdig ist hier wieder, wie bey den Meteorsteinen, der Zusammenhang mit dem Erdbeben; z. B. in demselben Jahre, als zu Lissabon sich das Erdbeben ereignete, fand zu Lucerno in Ober-Italien ein Blutregen statt. Der Himmel war erst dunkel, nachher wurde er roth, und der Regen gab einen rothen erdigen Niederschlag.

Ja selbst rothen Schnee hat es gegeben, z. B. den 17. Jänner 1810 auf den Gebirgen von Piacenza. Erst war er weiß, dann nach einigen Donnerschlägen roth. Auch zerflossen blieb die Röthe.

Auch einen rothen Sandregen gab es 1744 und 49 zu Genua, ohne Wind, nachdem ein starkes Licht vorangegangen war. Selbst dampfförmige Niederschläge dürfen hier in Erwägung gezogen werden. Ich führe einen Nebel an, der 1748 zu Verdün sich herabließ; die Erde bedeckte sich dabey mit kleinen leuchtenden Puncten, übrigens war der Nebel trocken, färbte ausgestellte Leinwand roth, wurde aber zuweilen schwärzlich. Zu Käsmark erschien ein dicker Rauch, der sich oft rußig ansetzte. Endlich sind hier noch merkwürdig die Finsternisse, die gleichsam eine unvollkommene Entwicklung ohne Niederschläge sind. Man sieht bey hellem Sternhimmel plötzlich alle Sterne bedeckt und eben so plötzlich wieder klar werden, ohne daß man wässerige oder andere Dünste wahrnimmt.

Ungeachtet nun aus allen diesen Betrachtungen der irdische Ursprung der Meteorsteine hervorgeht, so sind doch noch manche Naturkundige für den lunarischen Ursprung derselben. Diese Meinung zu entkräften, darf nur Einiges angeführt werden; z. B. daß der Mond eine außerordentliche Menge Steine auswerfen mußte, damit so viele die Erde erreichen könnten, wie man beobachtet hat. Ferner ist es nicht begreiflich, wie, wenn die Steine vom Monde herabfallen sollen, immer gerade zu dem Steinfall sich eine Wolke einfinden sollte, die man immer bemerkte. Sie mußte allein zufällig am Himmel seyn, was sich nicht allemahl ereignen könnte. Übrigens entspringt aus solcher Wolke immer das Getöse, auch ist sie in stäter Veränderung, und der Fall folgt genau ihrer Richtung.

Man kann wohl einwenden, wie vermag es die Luft, solche schwere Materien schwebend zu erhalten? Allein, wie ist es denn mit der gallertartigen Substanz der Sternschnuppen möglich, die wir doch nicht vom Monde ableiten? Scheinen sich sogar metallische Körper, wie Sumpfeisen, in Sümpfen aus thierischen und vegetabilischen Stoffen zu erzeugen, hat man an Glaskugeln, die mit Eis gefüllt waren, Gallerte aus der Luft abgesetzt gefunden, z. B. bey einer Gelegenheit, als Reisfelder schlecht geriethen; so bleibt uns fast kein Zweifel, daß auch festere Massen sich in der Luft chemisch erzeugen können. Vielleicht werden wir bald mehr zu urtheilen im Stande seyn, wenn wir bey solchen Naturerscheinungen aufmerksamer sind, als wir es bisher waren.

Die arme Sünderblume.

Ballade.

Es naht ein Knapp', er kommt ins Schloß
In schwarzer Rüstung, schwarz das Roß
Er tritt zur Burgmaid in den Saal:
„Mein Ritter grüßt zum letzten Mahl."

„Er hat das Herz, das ihr verschmäht
Getragen in die blut'ge Fehd',
Gestürzt in Feindes Stahl hinein,
Er wollte nicht am Leben seyn!"

Die Jungfrau wurde leichenblaß
Und weinte Aug' und Wange naß:
„O weh, o weh! ich liebte ihn,
Und gab ihn der Verzweiflung hin."

„O Mutter, Mutter, laßt mich fort,
Begangen hab' ich einen Mord,
Muß geh'n und sühnen meine Schuld,
Damit ich erbe Gottes Huld."

Sie klagt sich an beym Blutgericht:
Doch das verdammt die Jungfrau nicht,
„So will ich selbst mein Richter seyn,
Damit sich Gott erbarme mein!"

„Dort an der Mark, wo Mörder ruhn,
Da will ich täglich stehen nun,
Will stehen, wenn der Tag sich zeigt,
Bis hin, wo sich die Sonne neigt.

Und wenn die Sonn' beginnt den Lauf,
Schließ ich die blauen Augen auf:
O Sonne, will ich denken mir,
Du bist so rein, wär' ich's mit dir.

Und geht die Sonn' ins Meer zur Ruh,
Schließ ich die blauen Augen zu.
Ich will nicht schaun die finstre Nacht,
Denn Schwarzes hab' ich so vollbracht.

Die Leute, die vorüber gehn,
Und an der Mark mich stehen sehn,
Die sprechen dann mit weichem Sinn:
Gott helf' der armen Sünderinn."

Und an der Mark, wo Mörder ruh'n,
Da stand die Jungfrau täglich nun,
Im weißen Kleid, im blonden Haar,
Das jetzt nicht mehr gescheitelt war.

Und wenn die Sonn' begann den Lauf
Schloß sie die blauen Augen auf,
Und ging die Sonn' ins Meer zur Ruh,
Schloß sie die blauen Augen zu.

Die Leute, die sie stehen sah'n,
Faßt alle sanftes Mitleid an,
Sie sprechen still mit trübem Sinn,
Gott helf' der armen Sünderinn!

Und als der fünfte Mond verschwand,
Wo an der Mark die Büß'rinn stand,
Da half ihr Gott, die Jungfrau ward
Ein Blümlein demuthsvoll und zart.

Die Blum' ist klein, von Blüthe blau
Und steht auf ödem Ort der Au,
Und wenn die Sonn' beginnt den Lauf
Schließt sie die blauen Blüthen auf.

Und bey der Sonne letztem Schein
Zieht sie die blauen Blüthen ein,
Sie wird von Alt und Jung im Land
Die arme Sünderblum' genannt.

J. Schön.

Notizen über in Mähren vorhandene vorzügliche Kunstwerke der Mahlerey.

Von Dr. Rincolini.

(Fortsetzung.)

Alexander Turchi. Der englische Gruß, das Gewand des Engels ist mit Gold erhöht, ganze Figuren, in den Höhen der heilige Geist von Strahlen umgeben, es ist im Geschmack der Corregge gemahlt, auf einem Stück Amethyst, welcher letztere die Wolken vorstellt, 8 Zoll hoch, 10 Zoll breit.

Bellini Johann. Ein Votivgemählde, Marie auf dem Thron sitzend, hält das vor ihr stehende Jesukind, und ist von der heiligen Magdalena, Barbara und den St. Joachim umgeben, rechts unten am Throne die Büste des Venetianers und Stifters dieses Bildes, man erkennt in diesem Donatar die treu aufgefaßte Individualität, die auf das Ganze doch nicht störend einwirkt, tiefer unten bezeichnet P. Pasquelinus venetus. G. B. F. es ist schon gemahlt im besseren Styl dieses Meisters und Vaters der venetianischen Schule, die Figuren haben Relief, die Karnation viel Wahrheit, und die Drapperie ist nicht schwer und überladen, ein vorzügliches antikes Gemähld von großer Wahrheit und Ausdruck und der seltensten Erhaltung. Auf Holz, 2 Schuh 4 Zoll hoch, 3 Schuh 8 Zoll Breit.

Natali C. Weiber die ihre Väter und Kinder am Rücken tragen, ziehen aus einer eroberten Stadt, der Feind zu Pferde, steht an den Thoren, rechts unten auf einem Staffel bezeichnet. C. Natali, die Darstellung der lebhaften Bewegung der Figuren, das angenehme Colorit, und die freyen geistvollen Pinselzüge erheben dieses Gemählde von einem in Deutschland selten vorkommenden Meister der bolognesischen Schule; auf Kupfer, 1 Schuh 3 Zoll hoch, 1 Schuh 5 Zoll breit.

Lampi de 1782. Die Erzherzoginn Marianne von Österreich, schwarz gekleidet, sitzt vor einem Marmortisch, hat die linke Hand auf einem rothen Sammtpolster ruhend, mit der rechten hält sie einen Knäul Seide, an ihrer Seite die Krone, auf ihrer Brust hat sie das Bildniß von Marien Therese; dieses Bild hat den Ruf Lampis nach Wien veranlaßt, siehe dessen Biographie in Füßly's Künstlerlexicon, ist bezeichnet de lampi pinxit A. 1782. Leinwand, bey 4 Schuh 7 Zoll hoch, 3 Schuh breit.

Battoni Pompeo. Der heilige Hieronymus wird aus geistlichen Betrachtungen durch den Posaunenschall der Engelchöre geweckt. Ganze Figuren, unten bezeichnet. P: Batoni, 2 Schuh hoch, 1 Schuh 5 Zoll breit. Richtige nicht zu studierte Zeichnung, der natürlichste Faltenwurf,

und der angenehme Farbenton beurkunden hier würdig den genialen Nebenbuhler des Raphael Mengs.

Albani Franz. Die Madonna sitzend hält das Jesukind, vor ihr der heilige Johannes kniend und ein Lamm haltend, Kupfer 1 Schuh hoch, 10 Zoll breit. Der gelungene Ausdruck im Haupt der Madonna, welcher sonst diesem Meister mangelt, erhebt den Werth dieses niedlichen Bildchens.

Von Skulpturarbeit reiht sich ein Basrelief von drey Viertel der ganzen Figur, in karrarischem Marmor, gearbeitet von Bernini an diese Gemählde der Italiener an; es ist die heilige Familie, die Köpfe haben den wahrsten Ausdruck und die Weichheit des Fleisches ist sehr gut dargestellt.

Niederländische und französische Schulen, die vorzüglichsten sind.

Franck Franz der Jüngere. Der Gegenstand dieses Bildes ist aus der Fabelgeschichte und Allegorie zusammengesetzt, rechts im Vordergrund der geizige König Midas, und mehrere Männer und Weiber sitzen an der Tafel, der König berührt die Speisen, welche sich in Gold verwandeln durch die ihm von Bacchus verliehene Gabe, alle drücken dieses Wunders wegen ihre Verwunderung aus, hinter dem König sind mehrere seines Gefolges und der Hofnarr einen Kolben, woran Eselsohren befindlich, haltend, vor dem Tische viele kostbare Prunkgefäße, ein Mann in der Mitte an der Tafel sitzend und ein Glas haltend, ist das Porträt des Mahlers selbst, zwey Pagen bringen noch Speisen herbey, links drey Weiber als allegorische Figuren und mehrere nackte Kinder, alle diese sind von einer großen Menge von Sinnbildern der menschlichen Eitelkeit und der irdischen Vergänglichkeit umgeben, als von Adelswappen, Kronen rc. ganz unten ein Chameleon und ein Affe, der Seifenblasen bildet, ein Pfau, das Bild der Fortuna und ein Rauchfaß wird von einer Frauensperson gehalten, neben ihr ein Bild, welche Salamons eitle Selbstanbethung vorstellt, unter diesem das Monogramm. D. Franck inv. et. f. Im Hintergrunde rechts ein Fest der olympischen Götter, im Mittelgrunde zeigt ein König seine Schätze mehreren Personen, und links wieder ein König, der über den Rücken eines besiegten Königes auf sein Pferd steigt, noch weiter ist ein Tempel, eine Triumphpforte und ein Feuerwerk sammt Aussicht auf eine große Stadt zu sehen; die Menge der Figuren, das brilliante Colorit, die kecken geistvollen Pinselzüge, die treue Darstellung so vieler Gegenstände und die so fleißige Ausführung geben diesem Bilde einen hohen Werth und es ist sicher der reichen Composition wegen das bedeutendste Stück dieses Mahlers aus allen Bildersammlungen Österreichs, auf Holz 2 Schuh hoch, 2 Schuh 6 Zoll breit.

Philipp Wouwermann 2 Stücke, einen Pferdstall und ein Feldlager vorstellend. Peter Wouwermann 2 Stück, ländliche Gegenden mit Pferden.

Poel v. Evert 1665. Eine Feuersbrunst, Räuber haben ein Dorf in Brand gesteckt, links die Kirche in stärksten Flammen, der Vordergrund ist ganz gefüllt mit Figuren, die Sachen zu retten suchen, und Vieh hinwegtreiben, die Bauern werden angetrieben, ihre Habseligkeiten herbeyzuschaffen. Dieß Stück hat den schönsten Farbenschmelz und die Beleuchtungseffecte des Brandes sind mit vieler Einsicht angebracht, die Figuren sind ganz in Teniers Geschmack gemahlt, unten rechts Ev. v. der Poel, 1665. 2 Schuh 5 Zoll hoch, 2 Schuh 11 Zoll breit.

Bassen. B. von 1615. Das Innere einer gothischen katholischen Kirche, rechts sieht man einen Mann eine Stiege hinaufsteigen, welche sehr sinnreich von einem nicht sichtbaren Fenster beleuchtet ist, Optik und Linearperspectiv sind vortrefflich beobachtet, die Abstufung der Beleuchtung ist mit vieler Kunst behandelt. Seine Arbeiten sind in Deutschland ungemein selten.

Rubens Schule. S. Magdalena vor dem Crucifix, halbe Figur, der Kopf, in welchem man selbst Retouschen von Rubens bemerkt, hat den stärksten Ausdruck, Correctheit der Zeichnung, Stärke und Magie des Colorits setzen dieses Gemählde in die Zahl der besten Arbeiten der flamändischen Schule.

Maubege oder Mabase. Christi Leichnam wird vom Kreuz genommen, Composition von fünf Figuren rechts unten gothisch bezeichnet Maub. pinxit, ein antikes Bild von einem der seltensten Meister, die Drapperie gut, die Köpfe haben vielen leidenschaftlichen Ausdruck. Ganze Figuren. Holz, 1 Schuh 4 Zoll hoch, 10 Zoll breit.

Deutsche Schule, ältere und neuere.

Lucas Cranach 1537. Das ehebrecherische Weib vor Christo, viele Pharisäer sind gegenwärtig, links hält ein Mann eine mit Steinen gefüllte Mütze; ist mit der gekrönten Schlange und Jahr bezeichnet, die Composition von neunzehn Figuren in dem engen Raume ist sehr sinnreich. Auf Holz 1 Schuh 3 1/2 Zoll hoch, 9 Zoll breit.

Martin Schön. 2 Stücke. 1. Jesus im Garten von Judas verrathen wird gefangen, im Vordergrunde Peter, dem Malchus das Ohr abhauend. 2. Jesus mit Dornen gekrönt, die fleißigste Ausführung, brilliante Farben, Ausdruck der Köpfe erheben diese Stücke und entschädigen für den Mangel der Perspective.

Holbein der Jüngere. Der Anatom und Arzt Vasalius im Pelzgewand in seiner Bibliothek stehend. Es ist mit einem markigten Pinsel, emsig vollendet, mit HB. bezeichnet.

Brand Thr. d. Jüngere. Die Schlacht von Hochkirchen, vorne Verwundete, ein Pferd, das den Reuter abgeworfen, sprengt davon, im Mittelgrunde Österreicher, welche Batterien stürmen, die preußische Armee im Rückzuge, dieß ist das erste Original, welches später aber größer vom Künstler wiederhohlt wurde und sich im k. k. Belvedere befindet, 1 Schuh 5 Zoll hoch, 1 Schuh 9 Zoll breit.

Mengs Rafael. Eine sächsische Prinzessinn als St. Elisabeth vorgestellt, reicht einer armen Familie Almosen, im Hintergrund Gebäude, halbe Figuren, der Kopf des Bettlers ist besonders geistvoll behandelt, ein Öhlminiaturgemählde von der Hand des größten deutschen Mahlers ist würdig, jedes königliche Cabinet zu zieren. Auf Pergament, 7 Zoll hoch, 6 Zoll breit.

Knoller M. St. Peter, der reuige, vor einem Baume sitzend, mit aufwärts gerichtetem Haupte, vor ihm ein Buch und die Schlüssel liegend, Mart. Knoller tirolensis pinxit 1781 Mediolani. Ganze Figur Lebensgröße. Dieses Bild des wackern Tyrolers ist ganz eines Schülers von Mengs würdig. 5 Schuh 9 Zoll hoch, 3 Schuh 7 Zoll breit.

Noch mehrere andere schätzenswerthe Bilder dieser Schule sind vorhanden. Derselbe Besitzer hat ferner eine Sammlung von Bildnissen der Ärzte, aller Nationen; welche vom 15. Jahrhundert bis gegenwärtiges Jahr erschienen sind, als Holzschnitte, Kupferstiche aller Manieren oder Steindrücke. Die Blätterzahl ist mehr als 1400, unter welchen über 100 avant la lettre.

Dieser Sammlung liegt ein Catalog bey, welcher angibt den Nahmen des Arztes, seine Hauptverdienste als Practiker oder Literator, den Nahmen seines Stechers und die Seltenheit des Blattes bemerkt.

Diese Sammlung kann man der großen Blätterzahl, der sehr gewählten Abdrücke und Avant la lettre wegen als ein existirendes Unicum in seiner Art betrachten, und hat dem Sammler und Besitzer die größten Bemühungen veranlaßt, und sie wird noch immer mit den neuesten Blättern bereichert.

(Der Beschluß folgt).

Correspondenz-Nachrichten.

Zara am 21. August 1825.

Bey Cilink im Bezirke Sign fand man bey der Urbarmachung von Grundstücken, welche dem Franziskaner Kloster in Sign gehören, verschiedene merkwürdige Alterthümer. Die halbcirkelförmige Gestalt der Mauer, welche den Ort umfaßt, wo diese Alterthümer gefunden wurden, läßt mit Grund das Daseyn eines römischen Tempels vermuthen. Es bestand schon lange die Meinung, daß in jener Gegend die alte Stadt Equum gestanden habe; nach den dort bey diesen Nachgrabungen gefundenen Inschriften wurde diese Vermuthung zur Gewißheit, so wie es bekannt ist, daß diese Stadt bey dem Einfall der Avaren am Ende des sechsten Jahrhunderts das traurige Loos mit so vielen andern Städten theilen mußte, daß der Übermuth und die Barbarey dieses Volkes sie den Flammen Preis gab.

Bis jetzt grub man aus ein unterirdisches Gemach von Marmor mit Figuren von vorzüglicher Zeichnung und römischen Inschriften; ferner ein Zimmer, dessen Boden mit den feinsten Marmor-Arten in Mosaik-Arbeit gepflastert ist; dann zwey große Steine von Marmor mit Figuren, die zu dem edelsten römischen Styl zu gehören scheinen.

Ein mir verehrungswürdiger Freund vollendete eben mit heuer angebautem Indigo die Versuche, ob und welchen Farbestoff die ersten, untersten, abgebleichten und verdorrten Blätter; ferner, ob und welchen Färbestoff die Indigoblätter geben, wenn die Pflanzen wie das Gras gemähet, wie Heu getrocknet, und so im trockenen Zustande dem chemischen Prozesse, der Farbeausziehung unterzogen werden, welcher mich versicherte, mit den daraus erhaltenen Resultaten vollkommen zufrieden zu seyn.

Dieser Gegenstand scheint mir in Rücksicht der Tausende, welche für Indigo ins Ausland gesendet werden, ein der vorzüglichen Aufmerksamkeit würdiger Gegenstand zu seyn, wodurch Dalmatien, in Verbindung mit der so sehr gelungenen Seidenraupenzucht im Freyen, bey dermahl im Lande erhobenen 58 913 bestehenden, so schnell und gerne wachsenden, ins Unzählbare zu vermehrenden neuen Anpflanzungen der Maulbeerbäume, und einiger andern edlen, vorzüglich einträglichen, und des sichern Absatzes wegen beachtenswerther Producte den altösterreichischen Provinzen interessant und nützlich zu werden, in die Lage gesetzt werden kann. Zur möglichst schnellen, ausgiebigen Verbreitung und Anwendung dieses Industriezweiges bin ich bereit, fernere Auskünfte zu erstatten.

Die Professoren des illyrisch-theologischen Seminariums in Zara, welches mehr als hundert junge Landgeistliche von ganz Dalmatien, und zum Theil von andern Diözesen des Triester Gubernial-Bezirkes begreift, haben den gemeinschaftlichen Entschluß gefaßt, die Lücken auszufüllen, welche sie in der illyrisch-technologisch- und wissenschaftlichen Terminologie dieser Provinz bemerkten, welche theils sehr willkührlich, daher von einander sehr verschieden, und einander zum Theil unverständlich war, oder wo zum Theil die Benennungen gänzlich mangelten. Sie, die aus den geschicktesten Männern im ganzen Lande erlesen wurden; und vereint sich hier befinden, bringen ihre Arbeiten in die monathlichen Sitzungen, unterziehen sie dem Urtheile der Übrigen bis zur folgenden Sitzung, wo dieselben sodann recensirt, zur Grundlage eines neuen technologisch-wissenschaftlichen Lexicons vorgemerkt, und eingeschrieben werden.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst

Mittwoch den 21. und Freytag den 23. September 1825.

(113 und 114)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 148 von 1824 dann 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, 98, 100, 101, und insonderheit 103 von 1825.)

Hamlet.

Ueber den Plan dieses Stückes und die Charakterschilderung Hamlets haben (Lessings und Schinks früherer Äußerungen zu geschweigen,) vorzüglich Goethe in Wilhelm Meister, und A. W. Schlegel in seinem Werke über dramatische Kunst und Literatur, die trefflichsten Ansichten entwickelt. Wie interessant muß es seyn, uns das ins Gedächtniß zurück zu rufen, was diese Koryphäen dramatischer Kunst darüber sagen, und ihre beyderseitigen Meinungen zusammen zu stellen. Kurz und treffend beurtheilt Goethe diese Tragödie, indem er sagt: — „Der Held hat keinen Plan; aber das Stück ist äußerst planvoll." — So ist es auch in der That. Wir sehen Hamlet unter dem Andrange furchtbarer, äußerer Ereignisse erliegen. Das Gewicht derselben ist zu groß, sie bereiten ihm und dem ganzen königlichen Hause Dänemarks den Untergang. Eine große That ist auf seine Seele gelegt, die er nicht vollführen kann; denn er soll wie Orest den ermordeten Vater an der Mutter rächen, daher seine Schwermuth, seine Unentschlossenheit, selbst dann, als ihm das verübte Verbrechen zur Gewißheit ward. In diesem Geiste muß das Stück betrachtet werden. Die Frevelthat ist geschehen, und die Nemesis ereilt nicht allein ihren Thäter. „Nein, die ungeheure That wälzt sich in ihren Folgen fort, sie reißt Unschuldige mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, ausweichen zu wollen, und stürzt hinein, eben da, wo er seinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das ist die Eigenschaft der Gräuelthat, daß sie auch Böses über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beyden oft weder bestraft noch belohnt wird." — Eben so in Hamlet: „Die Unterwelt sendet ihren Geist, und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umstände kommen zusammen, und treiben die Rache, vergebens! Weder Irdischen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde schlägt — und der Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andere sproßt auf." —

In diesen Worten ist der ganze Plan, der ganze Zusammenhang des Stückes. Shakespeare wollte uns auch zeigen, wie ein schöner, edler, reiner Mensch unter einer Last zu Grunde geht, die er weder tragen noch abwerfen kann, da ihm die sinnliche Stärke mangelt, die den Helden aufrecht hält. Jede Pflicht ist ihm heilig, doch die schauerliche Pflicht der Rache an der eigenen Mutter, kann er nicht erfüllen; denn sie ist ihm zu schwer. Obwohl das Schicksal seine Hand leitet, und den Haupturheber der Frevelthat durch ihn bestraft, so vermag er doch nicht, den rächenden Stahl gegen die Mutterbrust zu zücken, wie es das Schicksal zu wollen scheint. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. — Diese Unmöglichkeit drückt ihn zu Boden, es ist umsonst. Wie er sich auch windet, dreht, ängstigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert, und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemahls wieder froh zu werden.

Dieß ist nun der wunderbare Plan der herrlichen Tragödie, und schwerlich ist ein größerer, höherer je erfunden worden; denn er zeigt uns die dunklen Wege der ewigen Weltordnung, die wir Sterbliche nicht zu entdecken vermögen. Niemand hat noch das Räthsel gelöst, warum ganze Länder, warum ganze Geschlechter durch physische und moralische Umwälzungen hinweggetilgt werden, auch

in Hamlet ist es nicht gelöst, doch erhalten wir wunderbaren Trost und Beruhigung, da uns der Ausgang an die allwaltende Vorsehung verweiset, und an den, der unerforschlich zwar, aber ewig weise und gerecht die Schicksale der Menschen leitet. —

Daher hat die ganze Tragödie so viel von der Natur des *Epos* und des *Romans* an sich. Denn Hamlet steht nicht wirkend da und handelnd, sondern passiv, er unterliegt den äußeren Hindernissen. Das in Shakespeares Tragödie waltende Schicksal wird höchst grandios, wie keines noch auf Erden, da es schuldige und unschuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt. — „Das Schicksal hat den Plan gezeichnet; weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, so ist es im höchsten Sinne tragisch, und leidet keinen andern als einen tragischen Ausgang.“ —

Wenn wir von diesem Gesichtspuncte ausgehen, so fällt ein neues unerwartetes Licht auf den ganzen *Charakter Hamlets*, und er bleibt uns nicht mehr länger ein Räthsel; besonders wichtig ist es, jede Spur in dem Stücke zu verfolgen, die über denselben, wie er in früher Zeit vor dem Tode des Königs war, Aufschluß geben kann. Man bemerke, was unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden schrecklichen Ereignisse dieser interessante Jüngling *gewesen*, und was er ohne sie vielleicht *geworden* wäre? — Er war ein *Fürst*, ein *geborner* Fürst, beseelt vom Gefühle des Guten und Rechten. Angenehm von Gestalt, gesittet und gefällig, witzig und denkend, wie er war, sollte er den Thron von Dänemark zieren, vielleicht als ein Muster der Könige. Ohne gewaltige Leidenschaften in seinem Busen zu hegen, war die Liebe zu Ophelien für ihn ein süßes Bedürfniß geworden. Er hatte Eifer zu ritterlichen Übungen, doch mußte er erst dazu angespornt werden. — Es mußte der, einem Dritten gewordene Beyfall ihn erst antreiben, auch selbst Lob zu erringen. Durch Heldenmuth und kriegerischen Ehrgeitz zeichnete er sich nicht aus, ohne daß es ihm deßhalb an Tapferkeit gebräche. Desto höher stand er von Seite des Geistes, doch nur so lange, als das Unglück nicht über ihn herein gebrochen war, denn dann war er nichts mehr, als ein gebrechlicher Mensch, der eine Stütze brauchte, aber keine stärkere fand, als den zwar redlich gesinnten, aber beschränkten Horatio. — Er kannte die Redlichen, und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offenen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm Kraft seines hellen Blickes und richtigen Geschmackes zuwider, und wenn in seiner Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur der Haß gegen das Schlechte und Niedrige, gegen Ränke und Bosheit. Er verachtete die glatten falschen Höflinge, und sein bitterer Witz trieb mit ihnen spöttisches Spiel. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müssiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Er liebte ein philosophisches Grübeln, ein Zersetzen seiner Empfindungen in ihre kleinsten Bestandtheile, wozu er sich in Wittemberg gewöhnt hatte. Dieß ließ ihn bey den spätern Ereignissen dem Untergange nicht entgehen; denn es fehlte ihm die feste Gegenwart des Geistes, die den Streichen des Schicksals zu trotzen vermag. „Es fehlte ihm der ruhige sichere Blick das, von dem Sturme erfaßte Schiff, um im Gleichnisse zu reden, durch Klippen und Untiefen hindurch zu steuern. Übrigens besaß er mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig konnte er eine Beleidigung vergeben, aber niemahls konnte er sich mit dem vereinigen, der die Grenzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt. Seine Mutter liebte er wahrhaft kindlich, aber für den königlichen Vater lebte die höchste Liebe und Verehrung in seiner Brust. —

Bis in das Innerste seines Wesens mußte ihn daher der Schmerz ergreifen, als eben dieser theure Vater auf so seltsame Weise sein Leben endete. Ehrgeitz und Herrschsucht waren nicht Hamlets Leidenschaften, er war zufrieden, Sohn eines so berühmten Königs zu seyn, aber nun wurde er erst genöthigt, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthan trennt. Der Thron war nicht erblich, die Erbfolgeordnung war noch sehr willkührlich. Es war schon viel, wenn die rauhen Recken bey der regierenden *Familie* blieben, aber ob der Sohn, ob der *erstgeborne* Sohn, ob nicht vor ihm der *Bruder*, der *Oheim* folgen sollten? entschieden vielfältige Zufälle. Doch hätte ein längeres Leben des Vaters, Hamlet den Thron gesichert.

Listig vereitelt der Oheim seine Hoffnung, und trotz aller scheinbaren Versprechungen ist er vielleicht auf immer vom Throne ausgeschlossen, und so mußte er sich gleichsam *fremd* fühlen in dem, was er von Jugend auf als sein *Eigenthum* betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt sich von seiner Höhe herabgesunken, und blickt nach seinem vorigen Zustande nur wie nach einem verschwundenen Traume. Der zweyte Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, — die Heirath seiner Mut-

ter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig, er hoffte in ihrer Gesellschaft die Heldengestalt jener großen Abgeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnahmen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen. Jetzt fühlt er sich ganz verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenkend von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. — Nun erfährt er, daß die Gestalt seines Vaters herum wandle. Der ehrwürdige Geist tritt selbst vor ihm auf. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn, er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. — Die schreckliche Anklage wider Oheim und Mutter fordert ihn zur Rache. Der Geist verschwindet, und wir sehen Hamlet nicht als einen gebornen Fürsten, der den Usurpator vom Throne stürzen will, nein, als einen Menschen, der betäubt von dem, was um ihn her vorgeht, seiner selbst nicht Meister ist. Diese Schwachheit und Unentschlossenheit verläßt ihn auch später nicht.

Darin weicht Schlegel von Goethe ab, daß ersterer in der Charakterschilderung Hamlets diese Schwäche dem Prinzen in höherem Maße zuschreibt. Er läßt ihm zwar auch die Vorzüge seiner Bildung, königlicher Sitten, edlen Ehrgeitzes und einer, den gemeinen, frivolen und über Alles blasirten Seelen, die ihre immer zunehmende Impotenz, gar zu gern mit dem vornehmen Nahmen von Klarheit, Besonnenheit, ruhigem Überblick und Gleichgewicht bedecken, schlechterdings unmöglichen Begeisterung für fremde Vortrefflichkeit: — eben so auch die Überlegenheit inmitten des Wahnsinns, daß er die Schranzen, welche kommen, ihn auszuspähen, gerade dadurch von seiner Geistesverwirrung überzeugt, daß er ihnen Wahrheiten sagt und sie mit dem beißendsten Witze verspottet. — Jene Impotenz zeigt aber ihr untrügliches Merkmahl darin, daß er zwar die besten Vorsätze faßt, aber uns gleich überführt, daß ein planvolles Leben, eine strenge Suite, ein durch all sein Thun und Lassen durchgehender Faden, ihm durchaus fehle und er lasse sich nur Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er sagt, es gebe keine größere Unähnlichkeit, als zwischen ihm und dem Herkules! — Nicht die Nothwendigkeit allein, sagt Schlegel, treibt ihn zur Verstellung, er hat einen natürlichen Hang dazu. Er heuchelt gegen sich selbst, seine weit hergehohlten Bedenklichkeiten sind oft nur Vorwände, um seinen Mangel an Entschlossenheit zu verkleiden. Am meisten ist er verklagt worden wegen der Härte, womit er Ophelia's von ihm selbst veranlaßte Liebe zurück stößt, und wegen seiner Fühllosigkeit bey ihrem (wiewohl unwillkührlich) verschuldeten Tode. Aber er ist zu sehr in eigenen Gram versunken, um fremden zu fühlen, und dieß zeigt eben nicht von der Stärke und Innigkeit seiner Liebe. Seine Gleichgültigkeit gibt uns den Maßstab seiner innern Zerrüttung. Dagegen spürt man unläugbar in ihm eine tückische Schadenfreude, wenn es ihm gelungen ist, mehr durch Noth und Zufall als durch eigenen Muth seine boshaften Feinde aus dem Wege zu räumen. So äußert er sich nach der Ermordung des Polonius und über Rosenkranz und Güldenstern. Er hat keinen festen Glauben weder an sich, noch an irgend etwas: von Äußerungen religiöser Zuversicht geht er schnurstracks zu skeptischen Grübeleyen über. Er glaubt an die Erscheinung seines Vaters, während er mit ihr spricht, als sie aber verschwunden ist, fängt er an zu zweifeln, hält es für möglich, daß sie Täuschung oder eine List des Teufels sey, der die Gestalt seines Vaters vielleicht angenommen habe, um ihn zu dem ungeheuren Verbrechen, Mutter und Oheim, während er den Vater zu rächen glaube, unschuldig zu ermorden. —

Nicht minder anziehend als Hamlet erscheint uns Ophelia. Ihr ganzes Wesen ist in zarte, süße, weiche Sinnlichkeit gehüllt, doch gleichsam nur davon angehaucht, wie der Kelch der Blumen vom Blüthenstaube, den der Zephyr entführt. Ihre Neigung zu dem Prinzen ist innig und heiß. Ein sehnendes Verlangen wohnt in ihrer Brust, ewig möchte sie mit ihren Armen den Geliebten umschließen. Vater und Bruder mit ihrem gemeinen unbedüsterten Sinne verkennen das anmuthreiche Wesen, fürchten von ihrer zu großen Anhänglichkeit, vielleicht gar die Verführung, und warnen sie geradezu und unbescheiden. Den gröbsten Theil der Warnung weiß sich jedoch ihre Unschuld nicht zu deuten. Indeß verräth der leichte Flor ihres Busens die zarten Empfindungen ihres Herzens, und selbst ihre stille Bescheidenheit athmet eine liebevolle Begierde. Als sie sich verlassen sieht, verstoßen und verschmäht, als sie sieht, wie ihr Geliebter schon beynahe eine Beute des Wahnsinns wird, und er ihr statt des süßen Bechers der Liebe den bittern Kelch der Leiden reicht — da bricht ihr Herz, der Tod ihres Vaters stürmt herein, und die schöne Mayenrose wird vom Stürme geknickt. Selbst in ihrem Wahnsinne verrathen die Albernheiten, die aus ihrem Munde fließen, ihre vorige Gluth. Schon früher, wo Vernunft noch sie einschränken konnte, war es ihr kaum möglich, ihre Wünsche zu verbergen. Heimlich klangen diese Töne in ihrer Seele, und wie oft mag sie versucht haben, ihre Träume mit Liedchen zur

Ruhe zu singen, die sie nur noch mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über sich selbst entrissen ist, da ihr Herz auf der Zunge schwebt, wird diese Zunge ihre Verrätherinn, und im Wahnsinne noch, ergötzt sie sich an dem Nachklange der geliebten losen Lieder.

In Horatio sehen wir anfangs mehr einen treuen Unterthan, als einen Freund des Prinzen, da dieser ihn zuerst ganz kalt behandelt, später aber, da er sein redliches Herz erkennet, wird er auch wärmer gegen ihn, und nennt ihn Freund. Horatio will selbst mit dem geliebten Prinzen sterben, doch hindert es dieser, und reicht ihm noch sterbend die Hand. Eben so schwach, eben so unentschlossen als der Prinz, war er keine Stütze, um den Sturz desselben aufzuhalten.

Der König und die Königinn sind es eigentlich, durch deren Verbrechen die furchtbare Catastrophe herbeygeführt wird. Viel höher als ihr elender Gemahl steht die Königinn. Sie ist zwar ein schwaches, sinnliches, listiges Weib, aber durch Schmeicheley verführt, und nur stillschweigende Zulasserinn des Mordes, der größte Theil der Schuld fällt auf den Mörder. Wir verabscheuen diesen als einen niedrigen feigen Bösewicht, der bey all seinen ungeheuren Frevelthaten nicht einmahl mit offener Stirne lasterhaft zu seyn vermag, sondern schändlich und heimtükisch immer zum Meuchelmorde seine Zuflucht nimmt.

Würdige Helfer seiner Intriguen sind Polonius, Laertes, Rosenkranz und Güldenstern. Polonius ist ein alter geschmeidiger Höfling, der auf geraden und krummen Wegen die leisesten Winke seines allerhöchsten Herrn und Gebiethers zu befolgen strebt, um einen gnädigen Blick von ihm zu erhalten. Er, obgleich ein rechtes Chamäleon und Nothnagel seines Herrn, erscheint bey weitem nicht so hassenswerth, als sein Sohn, und die beyden andern glatten Schurken, die vor keiner Büberey zurückbeben.

Zu vielem andern, wohlerworbenen Ruhm treuen Mühens um vaterländische Wissenschaft und Kunst, gebührt Wien auch der Vorzug, von Shakespeares unsterblichen Werken manche zu allererst auf die Bühne gebracht, sie ihrem ursprünglichen Adel zurückgegeben und den trefflichsten Talenten, diese Schule ohne Gleichen, diesen würdigsten Wirkungskreis ihrer Kräfte eröffnet und der leicht vergänglichen, aber wahrhaft großen Mimenkunst, die Gelegenheit zu Darstellungen gebothen zu haben, wie Brockmann als Hamlet, Bergopzoom als Richard III., Koch als Polonius, Anschütz als Lear, Korn als Romeo, Madame Schröder als Ophelia und Lady Macbeth, Dlle. Müller als Julia, Krüger als Falstaff ꝛc.! — Lear, Othello, Macbeth, Hamlet, Julius Cäsar, Heinrich IV., Richard III., — der Kaufmann von Venedig, Imogen, (Cymbeline,) Timon von Athen, die bezähmte Widerbellerinn, der Sturm, Gleiches mit Gleichem, (oder Maaß für Maaß,) die Drillinge, (Komödie der Irrungen,) die Quälgeister (viel Lärmen um nichts) gingen bey uns schon vor vierzig Jahren, über „die Bretter, die die Welt bedeuten." — Seit Brockmanns Hamlet, im Gedicht und Gemählde, Kupferstich und Gedächtnißmünze verewiget war, hat in Wien, eine schöne Aufmerksamkeit auf diese grandiose Tragödie und auf deren Hauptcharakter niemahls aufgehört. — Der als Schauspieler und noch weit mehr als fruchtbarer Dichter auf Wiens Bühne, durch mehr als drey Decennien einflußreiche F. W. Ziegler, dessen Diction zwar längst verschollen ist, dessen Kenntniß der Bühne und des Effectes aber, dessen Reichthum an Situationen und Verwicklungen, manchen daran blutarmen Dichterlingen von Herzen zu wünschen wäre, ließ 1803 eine ausführliche Zergliederung des Hauptcharakters ans Licht treten, den man jederzeit für so wichtig hielt, daß die ersten Künstler jener Zeit, Brockmann, Lange, Klingmann, Ziegler ꝛc. darin alternirten.

So unklar und verworren in der Regel auch, bey allem Guten seiner practischen Leistungen, Herrn Zieglers theoretische Kunstansichten sich zeigten, wenn und wo er selbe durch den Druck aussprach und so verknöchert auch hier manche Grundgedanken hervortreten, wie z. B. die beynahe chemisch genaue und haarscharfe Sonderung der Temperamente, so war er gleichwohl weit entfernt, von dem Fehler der meisten gewöhnlichen Heldenspieler, den Hamlet auch als einen Helden herunter zu leyern. Sie geben ihn nähmlich vom Anfang an schwermüthig, seit der Erscheinung des Geistes aber plötzlich entschieden, planvoll und tief geheim, dem großen Ziel der Rache und seines eigenen Thronrechtes entgegengehend, entschlossen in der Unentschlossenheit, vollkommen klar im Wahnsinn, der nur seine Feinde täuschen und sie Zeit verlieren machen soll, endlich im rechten Augenblick rasch hervortretend und den Streich führend? — kurz als das wahre, gänzliche Gegentheil dessen, wie der unsterbliche Dichter uns den Prinzen wirklich gezeichnet hat. — Nöthigen uns auch manche Äußerungen ein Lächeln ab, z. B. S. 21. die reinere Philosophie datire erst von der Eroberung Constantinopels, von wo die fliehenden Griechen, sie und die Classiker mit herübergebracht, Hamlet

habe also die reinere Philosophie noch nicht besitzen können und es wäre ein Wunder, wenn Shakespeare sie gehabt hätte" — (!!) — und das so recht con amore Ausmahlen der vermeintlichen Feigheit Hamlets; (wann werden wir Deutsche doch Blutesmuth und Geistesmuth, oder viel besser gesagt, Bravoure und Courage d'esprit gehörig sondern lernen?) da nach Zieglers Ansicht, Hamlet weibisch stirbt, Laertes aber, zwar als ein Verbrecher, aber männlich — (!!) — so findet man gleichwohl in dieser kleinen Flugschrift, einen ernsten Willen, sich (nach der Bildungsstufe des Platzes in jener Zeit und der auf den Bühnen damahls überhaupt eingerissenen Richtung,) bestmöglichst in diesen Charakter und in den Dichter selbst einzustudieren. — Mancher weit überlegene Schauspieler wird diese Broschüre, mit ihren hier und da ganz wohl durchdachten, hier und da kleinlichen Details, nicht ohne Nutzen lesen, wie öfters der rechte Mann, in welchem sich bewegliche Vielseitigkeit des Geistes, zum glücklichsten Bund, entschiedener Einseitigkeit des Willens vergesellt, ein lange hin- und herwogendes Consilium, mit reger Aufmerksamkeit anhört, um alsdann — desto fester zu thun, was er will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Thränen.

Ballade.

Schon kreisen die schäumenden Becher
Am festlichen frohen Mahl:
Da hebt sich die liebliche Dame
Und ruft durch den weiten Saal:

„Hab' eine krystallene Muschel
Drauf glänzt ein beseelter Stern
Und viele köstliche Perlen
Sind dieser Schale Kern.

„Wer mir der Perlen eine
Aus ihr zu hohlen vermag,
Dem will ich die Rose verehren,
Die ich an dem Busen trag'."

Und manchem der Herren und Ritter
Gelüstet es nach dem Preis,
Doch Einer die Muschel zu finden,
Die Perle zu hohlen nur weiß.

Es ist ein blühender Jüngling,
Aus hohem, aus altem Geschlecht,
Er trägt eine Zither im Frieden,
Ein scharfes Schwert im Gefecht.

Er tritt mit sinnigem Neigen
Zur lieblichen Herrinn dahin
Und spricht mit lächelndem Munde
So freudig und so kühn:

Die Muschel mit flimmerndem Sterne,
Es ist das Auge dein,
Die köstlichen Perlen darinen
Das werden die Thränen seyn?

Die Erde entlocket dir manche,
Durch Kummer, durch Lust und Groll,
Allein es bleiben die Bessern
Dem Himmel als himmlischer Zoll.

In heiligen Stunden sammeln
Die Engel mit zarter Hand
Und tragen in goldenen Schaalen
Sie auf in das ewige Land.

Doch gönnen die Engel zuweilen
Dem Sänger diese Pflicht,
Da ruft er durch seine Lieder
Die Thränen heraus ans Licht.

Er spricht es und nimmt die Zither
Und greift in die Saiten jetzt
Und singt dazu so süße,
Daß jedes Auge sich netzt.

Die Herrinn weint in die Rose,
Die lächelnd ans Auge sie hielt,
Sie reicht sie dem zarten Sänger
Und küßt ihm die Stirne so mild!

„Du hast mich wohl verstanden,
Du brachtest die Perle mir,
Nimm hin die Rose zusammt dem
Gehobenen Schatze dafür."

Drauf wendet die holde Dame
Zu ihrem Gemahle sich
Und spricht mit sanfter Stimme
So ernst und feyerlich:

Ihr habt es nun erfahren,
Daß nicht aus Wohl und Weh,
Daß aus gar himmlischer Rührung,
Die stille Thräne entsteh'.

Drum fragt mich nicht, wenn ich weine
Und schließt nicht gleich auf Schmerz,
Die stillgeweinte Thräne
Erhebt und erleichtert das Herz.

Seht hin auf die Blume des Thales
An frischem Thaue so reich,
Wohl schimmert der Thau ihr im Busen,
Doch beugt er ihr Haupt zugleich.

Da kommen die Sonnenstrahlen,
Die Kinder des Himmels hervor,
Sie saugen den Thau aus der Blume
Und siehe, sie hebt sich empor!

Joh. Schön.

Notizen über in Mähren vorhandene vorzügliche Kunstwerke der Mahlerey.

Von Dr. Rincolini.

(Beschluß.)

Dreyfache Nützlichkeit dieser Ärztebildniß-Sammlung.

I. Gibt sie eine vollständige Übersicht der Geschichte der Arzneykunst durch die beygefügten Lebensnotizen und die chronologische Ordnung, nach welcher die Porträts nach drey Epochen rangirt sind.

1. Uralteste Zeit. 2. Mittelalter. 3. Neuere Zeit. Interessant für Ärzte.

II. Gibt sie auch die vollständige Geschichte der zeichnenden Kunst und des Costüms von beynahe fünf Jahrhunderten, und dient zum nützlichsten Unterricht und Studium für Zeichner, Mahler, Physiognomisten und alle Liebhaber der bildenden Kunst.

III. Gibt sie noch die vollständige Geschichte der Chalcographie (Kupferstichkunde) Holzschneidekunst vom Jahre 1400 angefangen, aller Grabstichelmanieren, Ätzkunst, Schwarzkunst, Lithographie, also interessant für alle Künstler der Gravirkunst, Mahler, Lithographen, Kupferstichsammler.

In Brünn sind ferner noch Gemählde bey dem Herrn Concipisten Vincenz Gerschbauer. Die vorzüglichsten darunter sind mehrere sehr gelungene Köpfe, und bestens conservirt, von Jordaens, Palme giovine, Dippenbeck, van Dyks Schule, Lanfrano Belluovi, Seybold, Kupetzki, Palko, Dietrich, Torenoliet, 2c. 2c.

Historische Stücke, eine heilige Familie, Skizze von C. Maratt, Alexanders Triumphzug, reiche Composition, Skizze von Sebastian Ricci. Sophronia und Olynt aus Tasso, beyde zum Scheiterhaufen verurtheilt von P. Mattei, eine heilige Familie von Tiepolo, eine Schatzgräberscene von H. Schönfeld. Antiochus und Stratonica von D. Elliger, der heilige Augustinus. Skizze von P. di Cortona, Brand von Troja, figurenreiche Composition von Cleef, Seestück von Joh. Peters, schöne Landschaften von Zuccarelli, Brand, Norb. Grund, Alboni, eine Schlacht von Bredael 2c. 2c.

Bey Herrn Magistratual-Protokollisten C. Havlik. Einige Köpfe von Palko, Brandel, Piazzetta. Historische Skizzen, darunter besonders eine heilige Familie von Schidone 2c. Geburt Christi, von Bassano, zwey Landschaften mit reicher Staffage von P. Breughel, zwey kleinere von N. Grund, Conversationen von Watteau, Bega 2c. Blumenstück von Peter, Tamm, Thierstücke von Hamilton 2c.

Bey Herrn Cassakontrollor Kromer. Schöne Blumenstücke von Professor Peter und Wegmayr. Vorzügliche Früchtenstücke von dem leider zu früh gestorbenen jungen Böhmen A. Marschik 2c. 2c.

Bey Dr. J. Ulram, sind mehrere gute Gemählde, darunter ein Magdalena von Knoller, Bachanten von Jordaens, eine heilige Familie von Berettini 2c. 2c.

Bey Medic. Doct. Schlosser, mehrere Stücke als ein Ecce homo von Turchi, 2 Bassano, Geburt Christi. Ferner nächst Brünn im Dorf Kumrowitz, besitzt der Tischlermeister und Ökonom Herr Skozi unter mehreren Bildern besonders erhaltene Gemählde der altdeutschen Schule, und einige gute niederländische von Torenvliet, Hemskerk 2c. 2c.

In Olmütz, in der erzbischöflichen Residenz befindet sich gleichfalls, so wie im Schloß zu Cremsir, der Residenz Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Rudolph, eine Gemähldesammlung, welche in Mähren die bedeutendste ist, nur ist dringend zu wünschen, daß diese wichtigen Gemählde, deren mehrere sehr beschädigt sind, baldigst durch eine sorgfältige Reinigung vor einem noch größeren Verderben geschützt würden. Die vorzüglichsten sind, drey Seestücke von Füßly als Supraporten, Katharinas Vermählung mit dem Jesukind, ein schönes Bild aus Tizians Schule, Maria reicht dem Kinde zu essen, lebensgroße Figuren auf Holz FF. d. ist: Franz Frank inv. et fec. 1552; von selbem Meister noch eine Allegorie auf die Vergänglichkeit der irdischen Güter, auf Kupfer, eine Conversation einer äußerst muntern Gesellschaft, ein vortreffliches Stück von E. v. Harp. König Carl I. von England mit seiner Gemahlinn, Lebensgröße, halbe Figuren, das bedeutendste Stück dieses Cabinets von van Dyk, und gegenwärtig von historischen Porträten in Mähren das wichtigste Bild, es ist von Vischer 1651 sehr schön in Kupfer gestochen, erschienen. St. Sebastian an eine Säule

gebundelt, rückwärts Aussicht in die Stadt, an beyden Seiten Gewaffnete und oben Balkone mit Frauen in Lebensgröße; es scheint der berühmte Sebastian zu seyn von Francia d. ist Raibolini, welchen dieser Künstler 1522 in Bologna mahlte, wo es sehr lange als Canon für das Studium des Nackten gedienet hatte, dann ward es aber vom Cardinal Giustiniani durch eine Copie ersetzt und das Original außer Landes geschenkt (man sehe hierüber ein Mehreres in Lanzi storia pittorica, scuola bolognese Tomo quinto pag. 22., und Füßly Künstler-Lexicon 1818,) es ist wegen der Correctheit der Zeichnung, den gelungensten kühnsten Verkürzungen, und der ganzen Ausführung ein sehr schätzenswerthes Stück. Schöne Thierstücke v. Bol, Ruthard ꝛc.

In Cremsier. Einige vorzügliche Teniers, das Jesukind auf einem Kreuze ruhend von Guido, fünf äußerst schöne Bassano, ein sehr figurenreiches altdeutsches Gemählde, Lazarus Erweckung vorstellend und mit dem Monogramm. B—s 1558 bezeichnet, auf Holz. Salbung eines Königes in Rubens Manier, vorzügliche Thierstücke von Ruthardt Hamilton, Rosa di Tivoli, Stillleben van de Hemm. Niedliche Landschaften von Griffier, Berghem; der sehenswerthe Plafond im großen Saale ist von Adolph, und die Freskos im Lehnsaale von Maulbertsch gemahlt.

Zu Wisoviz, im Hradischer Kreise, der Familie der Grafen von Blümegen gehörend, ist im Schloße eine ansehnliche Gemähldesammlung vorhanden, unter den vielen vorzüglichen ist als am bedeutendsten zu rechnen, von Michel Angelo, der Kopf Johannis auf einer Schüssel liegend, ein Giulio Romano und Blumenstücke von Huysum, Drechsler ꝛc. ꝛc.

In Austerlitz im fürstlichen Schloße, ist eine zahlreiche Sammlung, darunter als vorzüglich: — Dido sich den Tod gebend auf dem brennenden Scheiterhaufen von Füger, Scipio auf den Ruinen von Carthago, Camillus, und zwey Scenen aus Regulus Leben, diese vier alle von M. Knoller, in sehr großem Format, Ulysses und Circe und Herkules und Omphale, diese beyden von Maurer, so wie das Porträt des verstorbenen Fürsten Staatskanzlers. Vorzügliche Köpfe historischer Personen von Tizian, Rembrand, Scoorel, Regozzi, Kneller und van Dyk ꝛc. ꝛc. Gute Landschaften von Fabritius, Eralvent, Joseph Fischer, Brand und von de Hondt ꝛc. Ansicht des ehemahligen fürstlichen Garten zu Mariahilf in Wien, meisterliche Arbeit von Canaletto: Seestücke von Van Gojen, Brand, und als ein vortreffliches Effectstück, ein Sonnenaufgang von Schönberger, Thierstücke von Van Bredael, Offenbeck, besonders schätzenswerthe Pferdstücke von Ferd. Hamilton, Insecten von Lachtropius. Viele gelungene Copien der berühmten und in München sich meistens befindenden Jagden von Rubens und andere mehr. Im großen Schloßsaale ist eine Marmorbüste von dem in Rom lebenden Bildhauer Fabris aufgestellt.

Zu Nikolsburg im fürstlichen Schloße sind mehrere Gemählde vorhanden, als bedeutendere davon sind anzuführen ein großes Bild, Christus 12 Jahre alt, lehrt im Tempel, reiche Composition in lebensgroßen Figuren, bezeichnet mit Albrecht Dürers Monogramm und das Jahrzahl 1512, auf Holz, eine des großen deutschen Meisters würdige Arbeit, und bestens erhalten, Bruststück eines Mannes im Mantel gehüllt, in keckster Manier behandelt von Rembrands Schüler von Geldern, außerdem sieht man gute Stücke von Hamilton, Adolph, den Thiermahlern, und große Blumenstücke von Tamm, Pfeiler ꝛc. ꝛc. Schlachten von Maas.

In Raiz im Schloße des Altgrafen Hugo von Salm. Die hier befindliche Bildersammlung enthält von älteren Meistern eine nicht geringe Anzahl, darunter sich vorzüglich ein Christuskopf ganz in Tizians Geschmack, so wie Christus mit der Samaritinn, nach Guercino auszeichnen, ferner das Bildniß des Fürsten von Salm, von Professor Lampi. Sehr gelungene Landschaften von Brand, vortreffliche Thierstücke von Fyt, Grepeff ꝛc., auch mehrere gute Conversationsstücke der Niederländerschule ꝛc. ꝛc. sind vorhanden, allein die hier sich befindenden neuern Leistungen vorzüglicher noch lebender österreichischer Künstler geben dieser Gemähldesammlung einen noch höheren Werth, als: ein ganzes Cabinet von Gemählden aus der Vaterlandsgeschichte von Custos Carl Ruß, eilf an der Zahl, zum Theil von bedeutender Größe, mit dem Bildniße Max I. nach Lucas von Leyden und Carls V. nach Titian, — die erlesensten Bilder von Ludwig Schnorr von Carolsfeld, Faust, Genovefa, die Mädchen am Brunnen, des ritterlichen Jägers-Liebeslauschen, Liebeswahnsinn, der Erlkönig, eine Scene aus dem Tyrolerkriege von 1809 mit eilf Porträts, — von Fendi, Emma und Eginhard, der Ring der Treue, die Stadt Salzburg, zwey Klosterscenen ꝛc. ꝛc. — Alle diese ausgezeichneten Tableaux sind in diesem Archiv, umständlich beschrieben in Nr. 1 und 55 von 1821, dann 5 und 152 von 1822, dann Nr. 40 von 1822 endlich Nr. 27, 96 und 152 von 1822. Hinzugekommen sind: ein sterbender Johannes Evangelist vom Akademiedirector Schnorr in Leipzig; eine Laura von demselben; Jo von Schiavone, bekannt aus der Wiener Exposition von 1824 ꝛc. ꝛc.

Einzelne vorhandene Gemählde und andere Kunstwerke in Mähren.

In Znaym, in der Dominikanerkirche, ein Hochaltarblatt von Maulbertsch, in Neureusch in der Klosterbibliothek zwey ägyptische Götzenbilder von Thon, in Mährisch-Kromau in der Mariencapelle der ehemahligen Klosterkirche ist eine 1587 in Italien auf Kupfer gemahlte Madonna vom Papst Sixtus V. dem Cardinal Farnese geschenkt, gewesen. In Iglau in den Kirchen die besten Leistungen des Hofmahlers Steiner, eines gebornen Iglauers, in Zwittau, ein Hochaltarblatt, Mariens Heimsuchung von Prof. Maurer, in Eisgrub eine schöne Marmorgruppe der Grazien von Prof. Fischer. In Tischnowiz, C. Himmelfahrt, eine sehr werthvolle Arbeit von Maulbertsch, in Jessenitz ein Altarblatt vom Niederländer Scoonians, in Turas, Versammlung der Heiligen bezeichnet Heimsch, Schüler Sketas, in Branau einige Altarblätter vom Cremser Schmidt, im Schloße zu Seelowitz einige Landschaften und Seestücke von Brand.

Aphorismen aus Tieck.

Alle Völker scheinen die Empfindung zu haben, daß im Kopfe irgend etwas Anstößiges liege: man schämt sich beym Grüßen, daß dieser kleine, unwürdige Theil einen Tressenhut trägt, und nimmt diesen sehr tief herunter; man biegt den Kopf selbst so tief, als er nur immer sinken kann, man gibt den ganzen Rücken Preis, um nur den Kopf zu verbergen; die Asiaten werfen sich auf das Gesicht nieder und es ist ein Zeichen großer Ungnade dort, wenn der Sultan von irgend jemand den Kopf fordert. „Er hat Kopf!" ist in vielen Gegenden das schlechteste, was man von einem Menschen sagen kann; kein Mensch macht mehr Prätension darauf, alle Schriftsteller beeifern sich um die Wette, nicht mit dem Ausdrucke beschimpft zu werden; man hört auch von keinem Buche sagen: der Verfasser verräth Kopf; sondern immer nur: es sind viel Geister und Mordthaten darin; man weiß gar nicht, wie die wunderbare Geschichte zu Ende gehen wird: — so daß ich nach allem diesem auf die Idee gekommen bin, daß man den Kopf vielleicht zu den Pudendis rechne, daß man ihn für eine Satyre der Natur auf den Menschen halte, daß man ihn vielleicht ganz bedeckt tragen würde, wenn es die daran angebrachten Sinne erlaubten.

Der Mensch wird darum geboren, um sich in das Entsagen einzulernen; die Kinder wimmern, die Menschen seufzen, weil ihnen nichts recht ist, und noch der abgelebte Greis sucht aus den entferntesten dunkelsten Winkeln seines Gedächtnisses Trostgründe hervor, um sich über sein Leben zu beruhigen. Was wir Leben nennen, ist nur Wunsch nach dem Tode, nach dem wir innerlich streben, und uns geheimnißvoll darnach sehnen: aber äußerst erschrickt wieder der arme Mensch vor dem schrecklichen Bilde, das sich ihm aus der Finsterniß entgegenstellt. Drum müssen wir uns über alles beruhigen; unsre Wünsche sind bloß deßwegen in uns, daß sie uns in einer lebendigen Thätigkeit erhalten sollen, sie erfüllen sie aber nie, denn es wäre gerade so viel, als wenn man einen Traum im wirklichen Leben fortsetzen wollte. Trockne also deine Thränen, und laß der alten, gleichgültigen Mutter Zeit, die durch keine Klage gerührt wird, ihren Lauf, denn sie sieht auf ihrem Wege doch nicht nach den jammernden Menschenkindern um. Deine Seufzer verfliegen, deine Thränen werden vertrocknen, deine Leiden werden in dir ersterben.

Miscellen.

Der Stempel- und Steinschneider Dorsche (bekannt durch viele Medaillen) war ein Kellner, trieb dann Weinhandel, lernte das Glasschleifen, und fing im 32. Jahre als Vater von 5 Kindern an, täglich zwey Stunden Unterricht im Zeichnen zu nehmen, was er 4 Jahre fortsetzte, dann Geometrie studierte, Anatomie hörte, und endlich ein tüchtiger Techniker ward.

Georg Andreas Agricola, Stadtphysicus zu Regensburg, ein Mann, den bey gründlicher Gelehrtheit chimärische Träume in die allerverdrießlichsten literärischen Katzbalgereyen verwickelten, war im Jahre 1713 Pestarzt im Regensburger Stadtlazareth. — Ein Bursche von 14 Jahren, dem er wegen bereits zu weit gegriffener Krankheit keine Hoffnung gab, beging die teuflische Bosheit, sich, während Agricola Recepte schrieb, hinter seinem Stuhl zu schleichen, und ihn anzuhauchen; Agricola bemerkte es, und gerieth vor Zorn außer sich, so daß er den Bösewicht mißhandelte, und mit Füßen trat. — Den folgenden Tag zeigte sich die Pest an ihm, und obwohl er geheilt wurde, blieb er doch seither lahm. —

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 26. September 1825.

Ueber die Meersalz-Erzeugung, und die Salinen der k. k. österreichischen Küstenländer.

Von J. B. A. von Underrain.

Die Meersalz-Erzeugung ist für Staaten, welche am Meere liegen, und nicht entweder sonst ergiebige Soolquelle, oder reiche Steinsalzbergwerke besitzen, von so hoher Wichtigkeit, daß sie von jeher die Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung besonders in Anspruch nahm, welch' Letztere es sogar nöthig erachtete, diesen Zweig der National-Industrie unmittelbar unter ihren Augen zu pflegen, und zu schützen. *)

„So schenkten die Venetianer diesem Erwerbzweig eine vorzügliche Aufmerksamkeit, sie führten die Marinsalzerzeugung in der ganzen Ausdehnung ihrer Besitzungen ein, und suchten mit der größten Eifersucht die Nachbarstaaten hindanzuhalten. Die daraus entspringenden Maßregeln gingen so weit, daß sie nicht selten große Partien bereits erzeugten Salzes zum Nachtheile ihrer Erzeuger ins Meer werfen, bisweilen auch Eigenthümer fremder Salinen, für die auf ihren Befehl außer Betriebe gelassenen Salzgärten Entschädigungen verabfolgten. Sie zerstörten sogar als Sieger fremde Salinen, und schützten als Belagerte die ihrigen durch feste Werke. Endlich maßten sie sich mit Gewalt an, oder bedungen sich in Tractaten, nicht nur den Alleinhandel, sondern auch die ausschließliche Verführung des Salzes auf dem adriatischen Meere."

Da überdieß der Salzhandel überhaupt bey allen cultivirten Nationen, einen nicht unbeträchtlichen Theil der Staats-Einkünfte bildet, und also auf diese Art eine ergiebige Quelle des National-Reichthums ist — so findet sich wohl die Staats-Verwaltung um so mehr aufgefordert, diese Gattung der Production zur möglichsten Vollkommenheit zu steigern.

In Holland wird unreines Seesalz aus Portugall, Spanien und Frankreich, mittelst Meerwasser wieder aufgelöst, und in eigenen Salzraffinerien behandelt. Derley Cocturen finden sich zu Alkmar, Harlem und Leiden.

Österreichs weiser Beherrscher, rastlos mit dem Wohle seiner ihm anvertrauten Völker, und den darauf abzweckenden Anstalten beschäftiget, erkannte auch hierin das Zweckdienlichste und Nothwendigste. Nach der Wiedervereinigung Istriens und Dalmatiens mit dem Kaiserstaate wurde nicht nur die Erweiterung der Salinen-Anlagen zu Capodistria und Sizziole angeordnet, um die dem Localbedarfe angemessene Quantität zu erzeugen, sondern auch die Verbesserung der Qualitäten des Salzes zum Hauptaugenmerk gemacht.

Wohl war die Erzeugung des Salzes aus den Soolquellen, und die Gewinnung desselben aus den Salzbergwerken von jeher der Gegenstand technischer und kameralistischer Untersuchungen.

Die technische Behandlung dieses Gewerbzweiges begründete eine eigene Wissenschaft, die Hallurgie oder Salzwerkskunde, um deren Ausbildung und Vervollkommnung vorzüglich sich J. W. Langsdorf, bereits in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und Carl Christian von Langsdorf die entschiedendsten Verdienste in theoretischer und practischer Beziehung erwarben.

Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes in staatswirthschaftlicher Hinsicht fordert auch zu ökonomischen und kameralistischen Betrachtungen und Versuchen auf; wovon in der neuesten Zeit Frankreich, vorzüglich aber Baden und Würtemberg durch seine auf von Langsdorf Veranlassung angestellten Bohrversuche zur Gewinnung reichhaltiger, und ergiebiger Salzquellen ein nachah-

*) Man sehe: „Prechtls Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts in Wien."

mungswürdiges Beyspiel aufstellte; welche Bemühungen auch wirklich durch den segenreichsten Erfolg gekrönt wurden.

Nach einer der neuesten Angaben des Hr. Dr. Rumy*) hatte das Wieliczkaer Salzbergwerk bereits zu Ende des XVIII. Jahrhunderts eine Ausdehnung von 1115 Klafter Breite, 6691 Klafter in der Länge. Nach Ebendemselben beträgt gegenwärtig seine größte Tiefe 750 Klafter; und es liefern Wieliczka und Bochnia 700,000 Centner Salz jährlich Ausbeute. — Eine Production, welcher mit Rücksicht auf die riesenmäßige Ausdehnung dieser Salzlager, wohl jener der küstenländischen Salinen nicht nachsteht, welche nach der Angabe des dortigen Salinen-Directors und Gubernial-Rathes Herrn Albert Patzowsky im J. 1819 — 400,000 Centner brauchbares Meersalz lieferten, ein Beweis, zu welch' hohem Culturstande die dortigen Salinen erhoben wurden, da sie im J. 1817 nach eben dieser Angabe kaum 60000 Centner Salz abgaben.

In Frankreich entdeckte man im J. 1819 zu Vic (Dep. Meurthe) ein Steinsalzlager, dessen Umfang sich auf 30 Stunden erstrecken soll, dessen Tiefe aber noch unbekannt sey. Die bey diesem Anlasse in der Deputirten-Kammer im Verlaufe d. J. begonnenen Debatten über die Salinenregie, sowohl in Beziehung auf die Besitzer von Steinsalzwerken, als von Seesalinen, erregen allerdings die Aufmerksamkeit des forschenden Salinisten, und in einem noch höheren Grade des Kameralisten. **)

Baaden und Würtembergs Fortschritte in Bearbeitung dieses wichtigen Zweiges der Staatsökonomie hat Carl Christian von Langsdorf in seiner „neuen leicht faßlichen Anleitung zur Salzwerkskunde. Heidelberg und Leipzig 1824" auf die würdigste Weise dargelegt.

Allein anders verhält es sich mit der Meersalzerzeugung. Nicht als hätten die Seestaaten dieselben weniger beachtet, oder gar vernachlässiget, — wovon die bereits angeführten Daten das Gegentheil darthun — oder als hätten die Besitzer der Seesalinen die Cultur derselben, entweder aus Mangel an Aufmunterung von Seite der Staats-Verwaltung, oder aus Mangel an Speculationsgeist verabsäumt: so sucht man doch vergebens in den technischen Handbüchern über Hallurgie, eine systematische Darstellung der Erzeugung des Meersalzes.

Die meisten Salinisten gehen stillschweigend darüber hinaus, oder führen nur historisch, und im Vorübergehen

*) Im Wanderer Nr. 153 und 154 d. J. als Berichtigung einiger übertriebener Angaben über diese Salzwerke.

**) Wiener-Zeitung dto. 12. April 1825 Nr. 82.

die Orte an, wo man sich mit Erzielung des Salzes aus Meerwasser beschäftiget; wie dieß bey Langsdorf u. a. deutschen Salinisten *) der Fall ist.

Auch Hassenfratz hat in den Annales de Chimie tom. X. p. 65. **) Mémoire sur le sel marin, diesen so wichtigen technischen Zweig keiner größeren Aufmerksamkeit gewürdiget, indem die Art und Weise, das Salz aus dem Seewasser zu gewinnen; allbekannt sey, und es daher sehr schwer seyn würde, in diesem Fache etwas Neues zu liefern.

Er begnügt sich damit am Schluße seiner Abhandlung eine dreyfache Art anzuführen, auf welche das Seesalz gewonnen wird; und zwar:

1. Indem man das Meerwasser in sogenannten, an Meeresufern angelegten Salzgräben oder Salzsümpfen der Einwirkung der Sonnenhitze aussetzet, welches vorzüglich in jenen Ländern der Fall ist, wo ein heißeres Klima herrscht.

2. Sammelt man den durch Verdünstung des Meerwassers in diesen Salzsümpfen mit Salztheilen vermengten Sand, laugt ihn mit Wasser durch Filtriren aus, und dampft auf diese Art die gesättigte Lauge in kleinen bleyernen Kesseln ab. Endlich:

3. Setzt man eine größere Quantität Meerwassers in eigenen Behältern dem Gefrieren aus, den nicht in Eis verwandelten Rest aber, welcher nun mit Salz gesättiget ist, läßt man in kleineren Pfannen abdampfen, und gewinnt auf diese Art das Salz aus den See- oder Meerwässern.

Die erste Methode ist jene, welche in den österreichischen Küstenländern üblich ist.

Der gegenwärtig in Wien befindliche k. k. Herr Hofbaurath Peter Nobile, ***) ordentlicher akad. Rath und Director der Architecturschule der k. k. Akademie der bildenden Künste zu Wien, dann Mitglied mehrerer Academien, war der Erste; welcher bereits im J. 1815, in einer eigenen, zwar leider nicht durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gelangten, zum Gebrauche der hohen und höchsten Behörden abgefaßten, und von hochdenselben auch gewürdigten Memorie sopra le saline marittime in generale

*) J. W. G. Trampel — J. G. Gotthard — Stahl, Hermbstadt in seiner Technologie u. a.

**) Mémoire sur le sed marin, la manière dont il est répandu sur la surface du globe, et les differents employes pour l' obtenir, la à l' Accad. Roy. des Sciences en. 1785.

***) Der Leuchthurm bey Pirano, die auf seine Veranlassung im J. 1816 d. h. angeordnete Wiederherstellung der arena di Pola (in Istrien) der Theseus-Tempel, und die herrliche Prunkhalle am Eingange unserer Kaiserstadt beurkunden den Nahmen des allgemein hochgeehrten Hr. Verfassers bis in die spätesten Zeiten.

e quelle di Trieste ed Istria in particolare, eine systematische vollständige Darstellung der Meersalzfabrikation lieferte.

Die von dem Inn- und Auslande mit Achtung genannten Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts zu Wien, liefern im III. Bande Jahrgang 1822 S. 166 bis 179 eine „Darstellung der k. k. Salinen des adriatischen Meeres," welche ein Auszug aus einem ämtlichen, von der hohen k. k. Commerz-Hofcommission zur Benützung für diese Jahrbücher mitgetheilten Berichtes vom März 1820 des Herrn Gubernial-Raths und dortigen Salinen-Directors Albert Patzowsky ist.

Diese Darstellung, welche nebst einer detaillirten Übersicht der Fabrikation, zugleich wichtige Resultate in Beziehung auf die Production dieser Salinen bis zum Jahre 1819 liefert, und die angeführten von dem Herrn Verfasser dem Referenten großmüthig mitgetheilte Memorie dienen gegenwärtigem Versuche zur Grundlage, und ich werde der Kürze halber, besonders in Betreff der technischen Abhandlung so manchmahl auf Erstere verweisen, obgleich die Aufnahme wichtiger, das allgemeine Interesse anregender Aufsätze aus großen, nur mit einem bedeutenden Kostenaufwande beyzuschaffenden Werken, in viel gelesene und weit verbreitete Zeitschriften, der größeren Publicität, wegen für die gute Sache nicht ganz verwerflich erscheint.

Das Einfache des chemischen Processes bey der Krystallisation der Salze, welche selbst ohne Beyhülfe der Kunst mittelst der Sonnenwärme täglich vor sich geht, und die Verbreitung des Steinsalzes in so mächtigen Lagern über unsere Erdfläche: mochten wohl die Veranlassung seyn, daß Chemiker und Techniker dieser in ihren Folgen so wichtigen Naturerscheinung eine so geringe Aufmerksamkeit schenkten, und so, wenigstens theoretisch, die Ausbildung der darauf gegründeten Meersalzerzeugung vernachlässigten. Zwar ward dieselbe mit allem Scharfsinne der Kunst bey Erzeugung des Soolensalzes in den Gradierhäusern angewendet; man erdachte eine Sonnen- Dach- Wand- Dorn-Gradierung, nach der verschiedenen Einrichtung der Gradierhäuser; allein die einfache Naturwirkung, die Krystallisirung des Salzes aus dem Meerwasser, welche an den Küsten täglich sichtbar ist, entging dem Auge der Speculation.

Um so mehr aber wurden die Küstenbewohner durch die Natur selbst (die sicherste Leiterinn auf dem Wege der Erfindung und der Kunst) aufgefordert, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, und so wenigstens practisch, die Salzerzeugung aus dem Meerwasser, auf eine hohe Culturstuffe erhoben.

Auf den zur Zeit der hohen Fluth von dem Meerwasser überronnenen thonhältigen Gründen, blieb nach Beschaffenheit ihrer Abdachung mehr oder weniger Seewasser beym Eintreten der Ebbe stehen, welches durch Einwirkung der Sonnenstrahlen bis zum Kristallisationspuncte verdunstet, das Seesalz in kubischen Krystallen zurück ließ.

Eine thonhältige gegen die See in schiefer Richtung zulaufende Erdfläche, welche durch Ebbe und Fluth wechselweise genetzt und trocken gelegt wird, bildet demnach die Grundlage einer Meersaline; welche Flächen, wenn sie durch die Kunst zubereitet, durch steinerne Dämme, vor dem zu heftigen Eindringen des Meerwassers gehörig geschützt, und sonst ordnungsmäßig bearbeitet werden, in ihren einzelnen Abtheilungen Salzgärten, und die Vereinigung mehrerer solcher Besitztheile ein Salinen-établissement heißen.

Die Jahrbücher des polytechnischen Institutes liefern am a. O. einen Idealplan eines solchen Salzgartens und im 4ten §. des bereits erwähnten Aufsatzes, die genaue Zergliederung desselben.

Die günstigste Lage für solche Salinen-établissemens sind Buchten, von sanften Hügeln umgränzt, in Gegenden, welche nur selten von heftigen Stürmen bedroht werden, die — wie Hagel- und Feuerschäden, die gesegnetesten Ernte des Landmannes, die blühendsten Hoffnungen der Salineneigenthümer, und den oft kümmerlichen Erwerb der Bearbeiter derselben in kurzer Zeit zernichten.

Hohe Gebirge mildern wohl den Anfall der Stürme, allein sie würden durch ihren Schatten die Wirkungen der Sonnenstrahlen, und so den eigentlichen chemischen Proceß, die Abdampfung, oder Verdünstung des Seewassers hemmen, und so der Salzerzeugung mehr schädlich als nützlich werden.

Die Hauptbedingungen zur Erzeugung der Salzkrystalle sind: die Einwirkung der Sonnenstrahlen, welche das in dem Aufnahmsgraben des Salzgarten stehende, und allmählig auf die Abdampfungstafeln bis in die Soggungsbeete geleitete Meerwasser zu jenem Wärmegrade erhöhen, daß dasselbe in Gasgestalt entweiche — und ein von mäßigen Winden bestrichenes Ufer, welche die mit Dünsten geschwängerte Luft wegtreiben, dieselbe erneuert zur neuen Verbindung mit den Wasser-Dünsten eignen und so die Abdampfung erleichtern und befördern. Sonnenhelle Tage mit etwas Wind, sind demnach jene, welche der Salinenarbeiter am erwünschtesten findet.

Am verderblichsten ist daher für die Salzerzeugung nächst den Stürmen heftiger und anhaltender Regen; da er nicht nur die erste Bedingung die Wirkung der Sonne

aufhebt, sondern überdieß das zur Abdünstung bereit gehaltene Meerwasser verdünnet, ja bey längerer Dauer so sehr vom Puncte der Concentration entfernet, daß man sich genöthiget sieht, dasselbe sowohl aus den Aufnahmsgräben als von den Abdampfungsbeeten abzulassen, und die Aufnahmsgräben entweder ganz mit neuem Meerwasser zu füllen; oder wenigstens neues Meerwasser in dieselben aufzunehmen.

Gleiche Nachtheile verursachen den Salinen alle süßen Wässer, welche entweder als Flüße oder Bäche die Salinen-établissements durchziehen, oder durch häufigen Regen in den nahen Bergen sich sammeln, und dann auf verschiedenen Wegen mit dem Meerwasser in den Aufnahmsgräben sich mengen, dasselbe verdünnen, und daher eben so schädlich als der Regen selbst wirken.

Die Kunst hat diesem Übelstande durch Dämme (argini) abzuhelfen gesucht, welche das Salinen-établissement umschließen, und durch ihre Construction, sowohl das Durchsintern süßer Wässer, als auch das zufällige und zu häufige Eindringen des Meerwassers hindern, von welchem man durch die in diesen Schutzdämmen angebrachte Schleussen (chiuse o cattarate) nur so viel einläßt, als die davon abhängige Salzerzeugung nothwendig macht.

Diese Schutzdämme bestehen, besonders gegen die Meeresseite aus festem Mauerwerk; die kleinen Dämme (arginelli) aber, welche die Abdünstungstafeln und Soggungsbeete von einander scheiden, aus wohlzubereiteter, gestampfter Thonerde, und sind mit Brettern verkleidet, um das Abbrökeln der Erde, wodurch das Salz verunreinigt würde, zu verhindern.

Werden auf solche Weise die Salinen von dem schädlichen Einfluße der süßen Wässer bewahrt, so werden Flüsse und Bäche für den Salinisten wichtige zum Handelsverkehr unentbehrliche Hülfsmittel: sie erleichtern und befördern die Handelscommunication, und Transportirung des erzeugten Salzes, theils in die Ärarial-Magazine, theils in ihre Ablagerungsorte, und müssen, da wo sie ganz mangeln, durch künstliche Kanäle ersetzt werden; so wie jedes wohl eingerichtete Salinen-établissement, der Abzugsgräben und Kanäle für die süßen Wässer, und für das Regenwasser nicht entrathen kann.

In Ansehung der Quantität, in welcher das Meerwasser in die Aufnahmsgräben eingelassen wird, unterscheidet man zwey Gattungen von établissements.

In den erstern läßt man nur eine solche Quantität Wasser ein, welche durch die atmosphärischen Einflüße des Windes und der Sonnenhitze in einem Zeitraume von 2 bis 3 Tagen verdunstet, und diese liefern auch nach 2 oder 3 Tagen die verhältnißmäßige Menge Salzes.

In den Andern nimmt man eine Wassermasse auf, welche erst nach vielen Wochen abdampfen kann; und dann gleich den Ersteren, wenn keine Störung eintritt, eine verhältnißmäßige Ausbeute an Salz liefern. Die erste Methode wird vorzüglich in den Salinen Istriens und Dalmatiens, die zweyte hingegen in den Salinen zu Stagno angewendet.

In den Letztern sowohl als jenen zu Ragusa, läßt man das Wasser nur ein Mahl im Jahre in den großen Graben ein; daher auch die Aufbewahrungsgräber weit größer seyn müssen, von welchen das Meerwasser mittelst hölzerner Schaufeln (palotte di legno) auf die Abdünstungstafeln geworfen wird. Durch dieses Werfen des Wassers in die Luft wird auch die Verdunstung, durch die größere Ausbreitung der Wasserfläche, und ihre Berührung mit der atmosphärischen Luft befördert, und so auch die Krystallisation beschleuniget, und auf diese Art die Production vermehrt. Daher man auch in den dortigen Gegenden zu sagen pflegt, daß je mehr das Wasser umgeschaufelt wird, desto ergiebiger auch die Ernte sey.

Diese Umschauflung, welche man Zomatura nennt, gibt auch den Maßstab zur Schätzung einer Saline, nach der größern, oder geringern Anzahl dieser Zomature, und macht dieselbe mehr oder weniger zur Bearbeitung mühevoll und kostspielig.

Man hat aus diesem Anlasse berechnet, daß ein rüstiger Arbeiter in einem Tage 8000 Kubickfuß Wasser in die Höhe zu schleudern im Stande ist, welche im Gesammtgewichte 464000 Pfund ausmachen, in dem 1 Kubickfuß Meerwasser, 58 Wiener-Pfund schwer ist.

Die Erfahrung hat weiters gelehrt, daß ein solcher Salinearbeiter nach der verhältnißmäßigen Breite der Schaufel 1 1/2 Kubickfuß Wasser mit einem Mahle, also ein Gewicht von 87 Pfunden zu heben im Stande sey.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die natürliche Bewegung des Meeres durch Ebbe und Fluth *) zur Erzeugung der erforderlichen Quantität Salzes nicht zureichend, daß ferner die Bearbeitung der Salinen mit einem größern oder geringeren Kraft- und Kostenaufwande, nach der Verschiedenheit ihrer natürlichen Lage, und ihrer künstlichen Anlage verbunden, und überdieß der Erfolg dieser Bemühungen und Anstrengung doch immer noch zweifelhaft

*) Man sehe: „In den schwedischen Abhandlungen 15. und 16. Bande." Peter Wargentin „Geschichte von der Ebbe und Fluth — und Newtons Erklärung der Ebbe und Fluth."

sey, da er größten Theils von den klimatischen Einflüßen, das ist, von der Witterung abhängig ist.

Ein gleich hohes Interesse würde daher für den Salinisten, wie für den Landwirth die metereologische Prognosis (oder Witterungsverkündigung) haben; deren sehr schwankende Resultate, man in unseren Tagen zur näheren Bestimmtheit zu erheben bemüht ist. *)

Wie oft jedoch die Erfahrung ungeachtet vieljähriger und allseitiger Beobachtungen derley Verkündigungen rechtfertige — läßt auf die Möglichkeit der Ausführung einer bestimmten derley Wissenschaft schließen.

Die mehrjährige und genaue Beobachtung des Barometer- und Thermometer-Standes an einem und demselben Orte, die damit verbundene Berechnung der Lage des Ortes der Beobachtung über der Meeresfläche, im Vergleiche mit der jedes Mahl darauf erfolgten Witterungs-Veränderung, dürfte vielleicht einen, obgleich immer sehr schwankenden Maßstab zu einer derley prognosis liefern; ihre problematische Gültigkeit jedoch nur auf einen sehr beschränkten Horizont ausgedehnt werden.

Diese und andere Hindernisse erschweren die Berechnung des möglichen Ertrages einer Saline ungemein, und nur eine langjährige Erfahrung kann in Verbindung mit zweckmäßiger Beobachtung der atmosphärischen Einflüsse und Veränderung einen haltbaren Durchschnittspunct liefern.

Der weitern theoretischen und practischen Ausbildung dieser besonders für den österreichischen Kaiserstaat und die National-Industrie so wichtigen technischen Erwerbszweiges und der bereits im Jahre 1820 beabsichtigten Catastrirung der Istrianer, und der wahrscheinlich darauf folgenden der dalmatinischen Salinen muß die Bonitirung der Salzgründe nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen vorbehalten bleiben.

Die ganze gesammte Oberfläche einer Meersaline theilt sich in zwey Hauptabtheilungen.

Die Eine derselben dient zur Aufsammlung und Aufbewahrung des Meerwassers, welches durch die Hauptschleuße eingelassen und über die Abdünstungstafeln in die Soggungsbette geleitet wird; die Andere (nähmlich die Soggungsbette) ist jene Fläche, auf welcher die Krystallisation vor sich geht, und die man füglich die Krystallisations-Fläche (piano cristalligatore) nennen kann. Die einzelnen Unterabtheilungen mögen nun größer oder kleiner seyn, und nach der Ortsverschiedenheit verschiedene Nahmen führen, so bilden sie in ihrer Gesammtoberfläche die Abdünstungs- die Soggungsbette aber, wo die eigentliche Salzerzeugung vor sich geht, die Kristallisationsfläche.

Nachdem man alle Verhältnisse dieser beyden Flächen zu einander versucht hatte, zeigte es sich, daß Salinen-Eigenthümer, deren Salz-établissements den bedeutendsten Ertrag abwarfen, die Gesammt-Oberfläche in sieben gleiche Theile theilten; deren sechs sie der Aufsammlung und Abdünstung des Meerwassers, und nur den siebenten der Kristalisation widmeten. So hat langjährige und vielfältige Erfahrung die Verhältnißzahl selbst auf 1 zu 6 festgesetzt.

Die Größe dieser Abdünstungstafeln, welche man cavedini nennt, wechselte nach der Verschiedenheit des Lokal-Bedarfes, und der übrigen ökonomischen Verhältnisse von 18 bis 60 □ Klafter.

An Orten, welche von heftigen Winden und Stürmen beherrscht werden, zog man kleinere cavedini vor, weil in denselben das Wasser keiner so heftigen Bewegung ausgesetzt ist; in ruhigeren Buchten aber, welche, wie bereits erwähnt wurde, zur Anlegung von derley Salinen am tauglichsten sind, wählte man größere derley Behältnisse, welche eine größere Quantität des Meerwassers aufzunehmen, also auch einer größeren Production fähig sind.

In den großen ersten Sammlungsgraben (in Istrien recht eigenthümlich fosso conservatore genannt) wird eine größere Quantität Seewasser nach der bereits erwähnten Methode eingelassen, welche daselbst von der Sonnenhitze auf einen höheren Temperaturgrad erwärmt und so zur Aufnahme und Vertheilung in die Abdünstungstafeln (recipienti oder cavedini) vorbereitet wird; diese letzteren bestehen aus festgestampften zubereiteten Thon, sind nivellirt, und werden in mehrere Abtheilungen zertheilt, welche durch kleinere Dämme von einander geschieden werden, und durch eigene Öffnungen in denselben ihre Speisung mit Seewasser erhalten.

In diese Recipienten wird das Wasser entweder durch Maschinen, gewöhnlich durch ein Schaufelwerk, gehoben, oder mittelst der Zomatura, wie bereits erwähnt wurde, auf selbe gebracht, und vertheilt sich dann von selbst durch den wohlberechneten Abfall der Abdünstungstafeln gleichmäßig über die Krystallisationsfläche, bis endlich in den Soggungsbetten aus der gesättigten Meergrotte anschießen.

Hier wird das erzeugte Salz mittelst hölzerner Krücken (Palmoni) zusammengescharrt, aufs Land gebracht und zur vollkommnen Trocknung in pyramidenförmigen Haufen aufgeschichtet, dann in die Salzhäuschen verschafft und endlich von da, nachdem es vollkommen getrocknet ist, in die k. k. Magazine zur Aufbewahrung übergeben.

Über das nähere detail dieser Fabrication geben die

*) Herr Prof. Dietmar und Dr. Fischer haben allerdings preiswürdige Versuche geliefert.

Jahrbücher des polytechnischen Instituts a. a. O. die gewünschten Aufschlüsse.

Die Salzhäuschen (casette) deren ein établissement oft mehrere von nöthen hat, müssen so geräumig, daß sie die erzeugte Salzquantität, wenigstens bis zur Ablagerung in die Magazine bequem fassen können, und gegen das Eindringen der Feuchtigkeit möglich verwahrt seyn. Bleibt das Salz im Freyen aufgeschichtet, so zieht es, wollte man es auch durch eine einfache Dachung vor heftigen Regen schützen, doch aus der atmosphärischen Luft die Feuchtigkeit an sich, bleibt allen widrigen Einflüssen der Witterung preis gegeben, und muß bey ungünstigem Wetter entweder naß in die Magazine gebracht, oder aufs neue zur Trocknung gelegt werden.

Aus den Magazinen wird endlich das Salz nach den verschiedenen Verschleißämtern, oder unmittelbar seiner Bestimmung zugeführt.

Gegenwärtige Erörterung der Hauptbegriffe der Meersalz-Fabrikation, obgleich, dem Raume dieser Blätter angemessen nur in flüchtigen Umrissen, dürfte als Einleitung zur nachstehenden Darstellung dienen.

(Der Beschluß folgt.)

Ernst Schulze. *)

Sonnett.

O Nachtigall, die einen kurzen May,
In deutscher Haine grünen Laub gesungen,
Und sich in andre Sterne fortgeschwungen,
Noch eh' die schöne Wonnezeit vorbey!

Du glühtest einer Rose still und treu
Und als der Wurm in ihren Kelch gedrungen,
Sangst der Verblühten du noch Huldigungen,
Und schwebtest hin, wo sie dir nahe sey!

* * *

Verächter eines solchen Liebe-Seyns!
Auch nicht mit leisem Tadel darfst du nah'n:
Denn feindlich ist dem Dichter, Welt und Leben,
Und nur die Liebe tritt ihn freundlich an,
Und weiß mit gold'nen Glanz ihn zu umweben!
Was Wunder, ist ihm Lieb' und Leben — Eins?!

Joh. Schön.

*) Bouterwerk lieferte eine kurze Lebensbeschreibung dieses köstlichen Sängers der Cäcilia und der bezauberten Rose, des größten Verskünstlers der Deutschen, der in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Wohlklang der Verse, vielleicht eine Vergleichung mit Torquato Tasso aushielte.

Die nautische Schule und Realakademie zu Triest.

Außer der Normalschule und einem mitunter von sehr wenigen Schülern besuchten Gymnasium befand sich zu Triest ehemahls nur eine 1754 von den Jesuiten gestiftete nautische Schule, an welcher ein einziger Lehrer in zwey Cursen die Elemente der Mathematik und die Steuermannskunst vortrug. Manche unwissende Winkellehrer dienten als Surrogate mangelnder besserer Unterrichtsanstalten. Als in den letzten Jahren des vorigen und den ersten des jetzigen Jahrhunderts, Triest zu einer besonderen Wichtigkeit stieg, weil die Kriege der Seemächte dem Handel der Levante die Richtung über Triest gaben, und 1807 nach Buonapartes Dekret aus Mayland, wodurch alle europäischen Häfen der englischen Flagge versperrt wurden, die österreichische eine ungemeine Ausdehnung erhielt, da zogen Familien auf Familien nach Triest, und das Bedürfniß gründlichen Unterrichts in Handlungs- und besonders nautischen Dingen ward dringender, daher beschloß Se. Majestät, die bereits vorhandenen Bildungsmittel von Grund aus zu verbessern und neue damit in Verbindung zu setzen. Schon 1808 wurde zu diesem Ende der jetzige Director des polytechnischen Institutes zu Wien, Regierungsrath Prechtl nach Triest gesandt; aber der Krieg und die Besitznahme der Stadt durch die Franzosen hinderte damahls die Ausführung, darauf wurde im J. 1816 der k. k. Hauptmann Volpi zum Director der ins Werk zu stellenden Anstalt mit dem Auftrage ernannt, ungesäumt mit Benützung der vorhandenen Mittel einen Vorschlag zu einer nach dem Muster der Wiener Realakademie einzurichtenden Realschule zu machen, die nautische zu verbessern und beyde in Verbindung zu setzen. In einer noch weiteren Ausdehnung kam die Sache bald zu Stande, so daß sich der gesammte Unterricht jetzt in drey Hauptzweige theilt: die Schiffarth, Handlungs-Wissenschaft und Civilbaukunst. — Für jeden dieser Zweige ist ein zweyjähriger Lehrcurs bestimmt und allen geht ein einjähriger Curs als Vorbereitungsclasse voraus.

In einem herrlichen, vom rühmlichst bekannten Hofbaurath und Director der Architecturschule Peter Nobile gebauten Hause, welches eigens dazu angekauft ward, wird nun der Unterricht auf 18 ordentlichen und zwey außerordentlichen Lehrkanzeln durch 13 ordentliche und einen außerordentlichen Lehrer (nebst dem Director) ertheilt. — Die verhältnißweisen ansehnlichen Sammlungen von Naturalien, Waarenartikeln, physikalischen und chemischen Apparaten, von Schiffs- und Maschinen-Modellen vermehren sich jährlich aufs erfreulichste, so wie die Anzahl der Schüler.

Le Sette Communi.

Die Sette Communi, oder sieben Gemeinden liegen nördlich von Vicenza auf den hohen Bergen, welche das Vicentinische von Trient scheiden; sie stoßen östlich gegen die Brenta, westlich gegen Astico. Marco Pezzo, ein veronesischer Priester, der 1763 ein Buch über die Sette Communi herausgab, behauptet, die Bewohner dieser Gegend stammen geradewegs von den Cimbern ab. Nachdem ihre Landsleute in den Ebenen von Verona von dem Römer Marius aufs Haupt geschlagen worden, hätten sich, die dem Schwerte entronnen, in das Gebirge geflüchtet, welches das Gebieth von Verona und Vicenza von Deutschland scheidet. Unter andern Gründen beruft sich Merco Pezzo auf die Sprachähnlichkeit, indem die Mundart, welche die Bewohner der Sette Communi reden, mit dem Dänischen und Platdeutschen übereinkomme, auf die Autorität älterer und neuerer Schriftsteller, welche die Bewohner dieser Gegenden Cimbern nannten, auf die alten Sagen und Überlieferungen, nach welcher ihre Ankunft von den Cimbern unbezweifelt ist. Auch hat man bey Castelletto Gräber entdeckt, von denen derselbe Schriftsteller behauptet, sie seyen ganz cimbrisch. —

Die Sette Communi gehörten ehmahls zum Gebiethe der Republik Venedig, welche dieselben allezeit mit dem Titel „Getreue" beehrte. Allein in den Zeiten der Umwälzungen, welche die größten Reiche trafen, erfuhr auch dieß kleine Ländchen mancherley Schicksale. Wenige Reisende sind in die Bergthäler dieser armen Hirten gekommen und haben uns Kunde von ihnen gegeben, bis vor einiger Zeit eine englische Dame, welche sich vierzehn Monathe bey diesem Bergvolk aufgehalten, uns einige Nachrichten von demselben mittheilte, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Die Einwohner der Sette Communi, sagt sie, sind Nachkommen der alten Cimbern, und sie haben ihre alten Sitten und ihre alte Sprache bis auf unsere Tage beybehalten. Ihre Sprache ist die Deutsche; die Weiber und Kinder, welche ihre Berge nie verlassen, verstehen und sprechen das Italienische nicht. Die Männer aber, welche in den Wintermonathen in die Thäler herabzusteigen genöthigt sind, um Futter für ihr Vieh aufzutreiben, sprechen den Venetianischen Dialect.

Die Bevölkerung der Sette Communi beläuft sich auf 36 — 40,000 Seelen, fast alle sind Hirten. Das Land bringt nur wenig Gerste hervor, in den bergichten Theilen findet man Brennholz. In den Ebenen pflanzt man Tabak; und die Einwohner müssen ihn seit der Revolution an die Regierung verkaufen. Von dieser Zeit nahm die Republik Venedig diese armen Bergleute edelmüthig von allen öffentlichen Lasten aus und räumte ihnen überdieß noch mehrere wichtige Privilegien ein, um sie für die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zu entschädigen, weil sie dachte, die Natur habe ihnen genugsam auferlegt, da sie ihnen die zum Leben nothwendigsten Dinge entzog. Denn um Brod und Gemüse sich zu verschaffen, müssen sie nach Bassano oder Vicenza gehen, welche Städte weit von ihren Bergen liegen. Schon im September fällt der Schnee bey ihnen und bleibt bis zum May, oft bis zum Juny. Im Winter tragen sie beschlagene Schuhe wie die Pferde, um auf dem Eise gehen zu können. Sonst haben sie in ihren Sitten und Gebräuchen manches Ähnliche mit den russischen und pohlnischen Slaven; die an die Scholle gebunden sind. Das Innere ihrer Häuser sieht, so wie ihre Körper, sehr schmutzig und unreinlich aus.

Ihre Baukunst ist sehr einfach; im ganzen Land gibt es nur ein Haus, das von gebrannten Steinen gebaut ist, und dieß befindet sich zu Asiago, dem Hauptorte der Sette Communi; alle andern Häuser sind aus Lehm und Kiesel gebaut und mit Röhricht oder Stroh bedeckt. Die Kälte wird in diesen Gegenden zuweilen so scharf, daß das Öhl gefriert und daß man es in großen Massen vor das Feuer stellen muß, um es schmelzen zu machen, ehe man sich desselben bedienen kann. Auch erfährt man es hier bald, wenn der Wein und die Liqueur's verfälscht sind, weil die wässerigen Theilchen gefrieren und nur der Geist unversehrt bleibt. Die armen Bergbewohner müssen alle ihre Speisen mit Schneewasser kochen; nur ein kleiner Bach fließt durch Asiago, allein man kann sich seines Wassers während der drey oder vier Sommermonathe nicht bedienen zum häuslichen Gebrauch, da die Einwohner ihr Vieh in demselben tränken und baden und allen Unrath hineinwerfen.

Die französische und österreichische Regierung hat zwar im Allgemeinen das Tabakpflanzen verbothen; den Sette Communi aber hat man es erlaubt, da das wenige Fruchtland, welches sie besitzen, zwölf Mahl mehr hervorbringt, wenn es mit Tabak bepflanzt ist, als mit jeder andern Pflanzengattung, und weil ohne den Anbau und den Verkauf dieses Gewächses, sie nicht im Stande wären, sich die dringendsten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. Sie dürfen übrigens den Tabak an keinen Partikularen verkaufen, sondern bloß an die Regierung. Unter der venetianischen Regierung bildeten die Sette Communi eine Art kleine Republik und erwarben sich durch Contrebande und Industrie, ihren ziemlichen Grad von Wohlstand.

Unter allen Ortschaften in den Sette Communi genießt

Asiago noch den meisten Wohlstand, und doch leben die Einwohner dieser Stadt fast wie Wilde; sie kennen den Gebrauch der Tischtücher bey Tafel nicht und nur wenige Männer tragen Hemdkragen. — Manche, die auf der Universität zu Padua oder an andern Orten gebildet worden, versuchten es, eine Unterscheidung zwischen Herrn und Dienern einzuführen; aber sie mußten dieß Projekt fahren lassen, denn niemand wäre bey einem Herrn geblieben, der einen nicht an seinem Tische und zu gleicher Zeit hätte mit ihm essen lassen. Man hat kein Beyspiel, daß in den Sette Communi ein Ochs geschlachtet worden, sie essen nur das Fleisch der Ziegen, Schafe und Kälber. Ihr Handel besteht nur im Verkauf von Schafen, Ziegen und Käsen; sie machen wenig Butter und bewahren fast alle ihre Milch um Käse zu machen.

Die Vorsehung hat den Bewohnern der Sette Communi einen starken Geist und viel natürliche Anlage verliehen; Marco Pezzo hat eine ganze Liste von Gelehrten und Künstlern aufgezählt, die aus diesen Bergen hervorgegangen; aber Verschlagenheit und Rachsucht bilden auch die Schattenseite im Charakter dieses Bergvolkes. Sie haben im Ganzen die Züge ihrer nordischen Abkunft bis auf diesen Tag bewahrt; sie haben hervorstehende Backenbeine, kleine Augen und eine fast platte Nase; ihre Statur ist mehr als mittelmäßig, ihre Glieder sind stark und nervicht. Die Weiber haben keine zarten Formen. Sie warten bey Tische auf und setzen sich nicht eher zum Essen, als bis ihre Männer fertig sind. Mit Anfang Septembers verlassen die, welche kein Handwerk treiben, mit ihrem Vieh die Berge, um es in den Thälern zu füttern. In alter Zeit thaten sie Einfälle ins Venetianische, um Futter für ihr Vieh zu erhalten; jetzt müssen sie alles bezahlen, was sie für dasselbe brauchen. Während der Zeit, die zwischen dem May und September verfließt, gleichen die Sette Communi einem Lande, das von Amazonen bewohnt ist, denn alle Männer und jungen Bursche sind abwesend, um für ihre Heerden zu sorgen.

Die Lehmhäuser, oder vielmehr die elenden Hütten oder Ställe, in welchen Manner, Weiber und Kinder durch einander wie eingeschichtet wohnen, sind mit Röhricht bedeckt, an die man große Bretter befestigt, welche etwa zwey Schuh weit hervorragen, um die Vorübergehenden vor Regen zu schützen. Der Herd befindet sich in der Mitte der Stube und da die Häuser keine Kamine, so hängt sich der Rauch überall an, an die Wände, an die Decke, so daß alles so schwarz wird, wie in einer Steinkohlengrube. Aus demselben Grund ist auch das Wasser, welches in die Dachrinnen fließt, so schwarz wie Dinte. Im Winter bekommen die Bewohner der Sette Communi häufige Besuche von hungrigen Füchsen. Die Hunde, welche sie von weitem schon merken, machen durch ihr Gebell die Nachbarschaft aufmerksam. Da schließt man die Hütten und schießt durch die Papierfenster auf die Füchse, denn es gibt wenig Häuser, welche Glasfenster haben.

Miscellen.

Wenn das Glück nur zu häufig seine wetterwendische Gunst an das Unverdienst verschwendet, so ist es um so erfreulicher, ein Beyspiel zu finden, was eigene Kraft und unermüdliche Thätigkeit vermögen, wenn sie von großer Umsicht und einem richtigen, klaren Blick in Zeit und Umstände geleitet werden. Auf diese Weise hat sich in unsern Tagen das Haus Rothschild erhoben, dessen Nahme so oft in öffentlichen Blättern genannt wird, und über welches wir hier einige aus echter Quelle geschöpfte Notizen mittheilen wollen.

Es leben gegenwärtig fünf Brüder von Rothschild: Amschel, geb. 1773, Salomo, geb. 1774, und Carl geb. 1788, sind Banquers in Frankfurt am Main; Nathan, geb. 1777, hat sein Haus in London, und Jacob, geb. 1792, das seinige in Paris. Ihr Vater, Mayer Amschel Rothschild, welcher im Jahr 1812 starb, gründete das Glück seiner Familie durch Einsicht, Fleiß und Rechtlichkeit. Von seinen Ältern besaß er kein Vermögen und suchte sich zum Rabbiner zu bilden. Die hierzu erforderlichen Studien betrieb er mit großem Eifer und legte sich zugleich auf Münzkunde, worin er sich achtungswerthe Kenntnisse erwarb. Dieser Umstand entschied den Gang und das Glück seines Lebens. Der verstorbene Kurfürst von Hessen — ein Freund und Kenner der Numismatik — bediente sich seiner zum Ankauf von Münzen und gewann Vertrauen in die Anstelligkeit und Tüchtigkeit des Mannes. Rothschild erhielt bald wichtigere Aufträge von mehreren Seiten, und es wurde ihm, unter andern, die Besorgung eines Anlehens für Dänemark aufgetragen.

Große Ereignisse hatten bald darauf in Deutschland statt. Der Churfürst von Hessen mußte aus seinem Lande fliehen, und sein großes Privatvermögen wäre beynahe eine Beute der Franzosen geworden. Rothschild rettete einen beträchtlichen Theil desselben durch Muth und Klugheit, obgleich nicht ohne eigene Gefahr, und verwaltete es gewissenhaft. Seine Söhne, die um diese Zeit bereits herangewachsen waren, führten einen Waarenhandel. Bey seinem Tode ermahnte sie der Vater zur Einigkeit und Rechtlichkeit. Dadurch, sagte er, würden sie ihren Wohlstand fest gründen. Seine Verheißung ging in Erfüllung.

Zu keiner andern Zeit war die financielle und politische Lage von Europa so beschaffen, daß die größten Bewegungen, die kräftigsten Lebensäußerungen hauptsächlich durch den Hebel des Handels hervorgebracht werden konnten. Der Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel hatte sich damahls furchtbar entzündet. Die Armee der Alliirten in Spanien bedurfte des Geldes, um den Krieg mit Erfolg fortsetzen zu können. Rothschild in London verschaffte die nöthigen Fonds; das Haus in Frankfurt übernahm ähnliche Zahlungen in den Niederlanden, in Frankreich und Deutschland und besorgte außerdem die englischen Subsidien an die verbündeten Mächte.

Es gibt zu interessanten Bemerkungen Anlaß, wenn man den Zusammenhang dieser Operationen mit dem Gange der Zeitereignisse erwägt. Übrigens waren alle diese Unternehmungen des Rothschild'schen Hauses mit Klugheit entworfen und vom Glücke begünstigt; auch gewann es allmählig einen Umfang, der Erstaunen erregt, denn es besitzt gegenwärtig noch seine besondern Etablissements in Wien, Neapel und St. Petersburg, steht mit allen bedeutenden europäischen Höfen in Verbindung und hat sich der Gunst und des Vertrauens derselben zu erfreuen.

Vier dieser Brüder — Amschel, Salamo, Nathan und Carl — sind verehlicht, doch ist der erste ohne Kinder. Die Geschichte der Brüder Rothschild ist einfach, aber lehrreich. Alles, was Bestand haben soll, im Privatleben wie im öffentlichen, entwickelt sich still und geräuschlos, und weniger das Maß der Kraft als der kluge Gebrauch derselben sichert den bleibenden Erfolg.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 28. und Freytag den 30. September 1825.

(116 und 117)

Ueber Ludwig Tiecks Stellung zur deutschen Literatur.

(Nr. 56. des Archives May 1825.)

Man hat es oft und verschiedenartig versucht, die welthistorische Bedeutung des Christenthumes, die durch selbes bewirkte Umgestaltung alles Völker- und Staatslebens, aller Sprachen, Wissenschaften und Kunst des Abendlandes, kurz den Untergang der antiken Welt und ihre Auferstehung zur modernen, nachzuweisen und darzustellen. Und wohl läßt sich annehmen, daß die Thatsache selbst unter den Gebildeten jetzt allgemein bekannt ist; — nur die nothwendigen Folgerungen und Folgesätze sind noch lange nicht alle zur klaren Anerkennung und zu durchgreifender Kraft gediehen. — Der Grundirthum besteht darin, daß wir das Leben und Schaffen der Antiken noch nicht genug als einen Guß aus einer Quelle betrachten; daß wir meinen, vieles Einzelne von ihnen unmittelbar in unsern Gebrauch und Nutzen verwenden zu können, was, tiefer aufgefaßt, nur in seinem Ganzen stehend seine Bedeutung hat, als zweckgemäß und schön; abgerissen und übergetragen aber sich so wenig mit dem Fremden verträgt, als hymettischer Honig mit Rheinwein, oder als ein Venuskopf mit einer Madonna.

So ist es bekannt, daß die Alten eine von der unsrigen ganz verschiedene Tonkunst hatten; Sachkundige haben dargethan, daß uns für jene, das entsprechende Ohr so sehr mangelt, daß der beste moderne Musiker eine altgriechische Musik kaum verstehen, geschweige denn empfinden und schön finden würde. Allein um so auffallender ist es, wie man diesen deutlichen Fingerzeig auf das Wesen der Verskunst der Alten, die ja mit ihrer Musik so innig verschmolzen war, fast gar nicht beachtet hat, um plötzlich einzusehen, daß gleichzeitig mit der Wiedererweckung der antiken Verskunst auch die ihrer Tonkunst hätte bewerkstelligt werden müssen, um Fortleben und Fortpflanzung dieser ausländischen Gewächse unter uns zu erzielen. Ohne griechische Tonkunst, bleibt griechische Verskunst uns ein Schemen, wie die der abgeschiedenen Helden in der Odyssee. — Wer kann einen homerischen Hexameter, wer selbst eine antike Ode, heutzutage ansprechend componiren und vortragen, ohne ihr Versmaß gänzlich aufzuheben, mithin, ohne die Gestalt des Kunstwerkes zerstörend, es in's Moderne zu übertragen?

Wenn die antiken Gedichte, von des jonischen Cytherspielers Zeiten bis zum römischen Lyriker herab, singend oder für Gesang und Musikbegleitung gedichtet worden, für unser musikalisches Ohr aber jene antike Tonkunst ganz ungenießbar ist; wenn mithin Grund und Ursache, weshalb jene Gedichte gerade in dieser besondern metrischen Gestalt hervortreten, für uns durchaus nicht mehr vorhanden sind: wie kam man denn auf den baroquen Einfall, diese metrische Gestalt, die nun zwecklose Hülse, bey uns als kostbare Spezerey einzuführen? — Je nun, wie auf die geschmackvolle Erfindung der Reifröcke, nähmlich durch den Reitz der Unnatur, jenen seltsamen Ungott, der den Chinesenkindern durch Brechen und Umbiegen der Fußzehen, Pferdefüße schenkt. Wirklich tanzen die deutschen Hexameter und saphischen Oden, ein pferdefüssig-chinesisches Ballet, ohne Musik, bloß nach dem „Hammerschlag und Dröhnen deutsch-hellenischer Kamönen," wie ein deutscher Sänger sich treffend ausspricht.

Wir charakterisirten oben die Schönheit des Antiken wesentlich als Plastik, als im Ebenmaße der Theile zu einander und zum Mittelpuncte, mithin als eine formal in sich begründete, ruhende. Folgerecht verlangt dieses Schönheitsprinzip für die Poesie als entsprechendes Kunstmaterial eine Sprache, welche genaue Abmessung der Theile, die in's Ebenmaß gebracht werden sollen, zuläßt. Und so ist es eben Bekanntlich läßt sich annehmen, daß es im Griechischen nur lange und kurze Sylben gibt, daß die langen gleichlang, die kurzen gleichkurz, und zwey kurze so lange

sind als eine lange. Was kurz, was lang sey, bestimmt sich einfach und dem Prinzip völlig entsprechend, nach der Dauer der Zeit, welche die ausgesprochene Sylbe erfüllt. Mithin ist der gedehnte und der Doppelvokal, oder der einfache, auf welchen zwey Consonanten folgen (die sogenannte Position), lang, der einfache Vokal mit einem Consonanten kurz. Selten, im Verhältniß, folgen mehr als zwey Consonanten auf einen Vokal, und in solchen Fällen half sicher die ausgezeichnet feine Aussprache nach, um durch Verschlucken oder Verwandeln der Consonanten das Ebenmaß der Sylben herzustellen, nicht nur in den bekannten Weisen und Ausnahmen; sondern durchgreifend. Denn die Griechen waren sich selbst in ihren Zwecken klar und ihre Kunst ihrem Prinzip nach vollendet.

Mittelst gemäßiger Mischung und Abwechslung solcher ebenmäßigen Längen und Kürzen, ließ sich jener großartige Rhythmenschwung hervorrufen, jener kunstreiche Strophenbau aufführen, den wir in den Chorgesängen der Tragiker und in Pindarischen Oden bewundern; — einem griechischen Tempel vergleichbar, dessen Marmorquadern, nicht durch Kütt verbunden, sondern einzig in ihren nach gleichem Maße geschnittenen Fugen emporsteigen.

So war die Sprache der Antiken, zur Zeit, da ihr ganzes Volksleben harmonisch in allen seinen Theilen ausgebildet war, zur Zeit ihrer großen Dichter. — Allein als auf eine formale, irdisch zu vollendende Schönheit gerichtet, mußte dieß Leben mit der Vollendung selbst absterben, wie ein Feuer, sobald es alle Nahrung verzehrt hat. Auf seinem Standpuncte mit großem Rechte, will daher Plato die Dichter aus seinem Staate verbannt wissen; eine oft mißverstandene und mißhandelte, tiefsinnige Idee. — Denn in den griechischen Dichtern erscheint jene plastische Schönheit in ihrer höchsten Verleiblichung, ihr Kunstmaterial, die Sprache, ist dem Inhalt identisch geworden, und so singen die antiken Dichter zugleich ihrem Volke als Schwanenlied, indem sie dessen Aufgabe, den Dienst jener irdischen Schönheit, in letzter Instanz lösen. — Plato's Irrthum besteht darin, daß er sein Volk jener unerschöpflichen, ewigen Poesie ohne weiteres empfänglich hielt, deren Schöpfer und Träger einzig er selbst ist, im ganzen Alterthum ohne Vorgänger, ohne Nachfolger.

Griechisches wie römisches Staatsleben war, dem Grundwesen nach, Eins. Die moralische Person, der Staat, war hier wie dort, Alles, und im Verhältniß zu ihm, jedes Individuum nichts; letzteres erhielt erst seine Gattung, vermittelst des Staats und durch sein unauflösbares Verhältniß zu ihm, durch seinen Dienst, den das Individuum dem Staate, leistete, war es hinwieder frey gegen die übrigen Mitglieder und konnte Auszeichnung vor denselben erhalten. Überragte aber diese Auszeichnung, das Ganze, so war die Basis Aller angegriffen, und wenn Aristides wegen seiner exzentrischen Vortrefflichkeit eben, wenn gleicherweise Camillus, Scipio, Cicero wegen ihrer enormen Verdienste um das Vaterland in die Verbannung müssen, so offenbart sich darin der gleiche Grund, und ist es wesentlich dieselbe Erscheinung, als wenn ein Held in der antiken Tragödie durch das Schicksal untergeht, deshalb, weil er seine, wenn gleich gerechte, Persönlichkeit in Mißverhältniß gesetzt hat, zur maßhaltenden Schönheit des Ganzen, wie jene die ihrige zum Staate übergeltend gemacht, dem allein unvergleichliche Ehre und unbegränzte Macht zusteht. Dieß geht so weit, daß die Verbannung selbst durchs positive Gesetz der Todesstrafe gleichgestellt wird, und daß die kräftigste Individualität unter den Alten, im Kampfe mit diesem moralischen Tode, stets erliegen mußte. Gleichsam Theile eines animalischen Körpers waren sie Alle, die, so lange sie noch an einer Faser mit ihm zusammenhängen, wieder angeheilt werden können, abgerissen aber, sich wohl noch eine Zeitlang durch Essenzen erhalten, aber nie in einen anderen Körper einpflanzen lassen. —

So waren beyde Völker, ihrem Grundwesen nach eins; bey den Griechen aber entwickelte sich das Prinzip, in seiner Hauptrichtung, zur schönen Kunst, bey den Römern zum Heroismus, zur Weltherrschaft. Aus jener Einheit nur begreift es sich, wie griechische schöne Kunst und Poesie bey den erobernden Römern so plötzlich und ausschließend gleichsam heimisch werden und die Anfänge eigenthümlicher Entwicklung zur Kunst, verdrängen konnte. Diese griechische Kunst erschien in Rom wie eine Ergänzung und Vervollkommnung des eignen Volkslebens, und nicht als etwas fremdes, gleich wie wenn man die Erde um zwey benachbarte Stämme abdeckt und findet, daß sie vom gleichen Stamm aus derselben Wurzel sich erheben.

Die Plastik der Griechen konnte unmittelbar zu den Römern eingehen; der gleiche Himmel, die gleichen Götter, der gleiche Stein. Etwas mehr Schwierigkeit fand die Poesie. Jene Ebenmäßigkeit an Längen und Kürzen im Griechischen, findet sich bey weitem nicht so im Lateinischen, wo die langen Sylben großentheils zu kurz oder durch Überhäufung der Consonanten zu lang sind im Verhältniß zu den Kürzen. Dennoch gilt in beyden Sprachen durchgreifend der Hauptgrundsatz: daß nicht der Sinn, nicht der innere Werth die metrische Geltung einer Sylbe eines Wortes bestimmt, daß mithin nicht die Wurzel an und für sich lang ist, sondern meistens eine der Flexionssylben. Das Schwankende in der lateinischen Aussprache erhielt durch den Gebrauch

der Dichter, welche die griechischen Versarten einführten, nach und nach festere Bestimmung, und die Aussprache, durch die Gewalt des Rhythmus und der Musik gezwungen richtete sich hinwieder nach dem Gebrauche der Dichter. Gleichwohl merkt das feinere Ohr, zumahl wenn es die graziose Wohlbewegung griechischer Verse gefaßt hat, leicht daß dem Latein diese Versarten nicht ursprünglich angehören, daß sie nicht mit Naturnothwendigkeit aus dem Kern der Sprache hervorgewachsen, sondern ihr eingeimpft worden sind.

Wenn aber auch, nach Obigem, griechische schöne Kunst vorzüglich, und auch griechische Poesie und Verskunst, nicht gerade heterogen zum lateinischen Elemente sich verhalten, demnach die Einführung nicht widernatürlich erscheint: so läßt sich doch ohne weiteres a priori aussagen, daß der Bastard weder dem edleren der Ältern gleichkommen, noch fruchtbar werden und sein Geschlecht fortpflanzen konnte. Und in der That, so ist es eben; mit Erlaubniß unserer Lateiner, so wie vieler alten und neuen Ästhetiker, vor deren Geschmack und Kunsturtheilen wir zum Theil allen Respect haben. Denn eine eigenthümliche und urkundliche Poesie der Form wie dem Gehalt nach ist den Römern allerdings abzusprechen. Die Nachahmungen, zum Theil Übersetzungen, ihrer berühmtesten Dichter, Virgils, Horazens, u. s. w. sind bekannt, und letzterer ist wirklich nicht allzu bescheiden, wenn er sich nur einen dünnen Anhauch der griechischen Muse *) zum Glück und Ruhm beymißt. — Wohl lagen auch im römischen Volke fruchtbare Keime ächter Poesie. Die letzten Anklänge volksthümlicher Lyrik verhallen bedeutungsvoll im Katull; und hätte ein römischer Dichter sich erhoben, um die heroischen Nationalsagen, welche Livius, aus alten Gedichten und Überlieferungen, mit hochpoetischem Geiste in die ersten Bücher seiner Geschichte gerettet, lebendig aufzufassen und in einer, seiner Sprache durchaus entsprechenden Form darzustellen: so würd' es nicht des gelehrten Fleißes eines erfindungsarmen Poeten, wie Virgilius, bedurft haben, um eine römisch-epische Poesie zu schaffen. So aber erging es den Römern hierin, fast wie den Franzosen, auch diese verdrängten die edlere, klang- und bedeutungsvollere, provenzalische Mundart, und die reiche, fröhliche altfranzösische Poesie, um einen rauheren, unbildsamern Dialect, benebst einer fremden, ihnen unnatürlichen und darum mißverstandnen Poesie ohne nationalen Grund und Boden, bey sich anzupflanzen. Auf beyde Völker paßt der Sinn von Herders Ausspruch: „die römische Dichtkunst ward aus griechischem Samen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als schöne, müßige Blume stand und blühte."

Auch dem römischen Volks- und Staatsleben gebrach es an einem Prinzip, das von einem idealen Punct aus sich immer neu gebiert und in ewigen Entwicklungen fortlebt; es bedurfte äußeren Reitzes, eines Karthago's, um nicht in sich zu versinken, und so starb Rom, die weltbesiegende Mutter des größten Cäsars, nachdem der Herrscher durch Gewalt des Eisens aus ihrem Schoos hervorgegangen.

Bey dem Obigen kam es uns darauf an, aufmerksam zu machen und anzudeuten, wie das Beyspiel der Römer, welche griechische Poesie, mithin eine ihnen in mancher Beziehung nicht einmahl ganz fremde, zum Vorbild ihrer eignen genommen, keineswegs geeignet sey, gegen unser Postulat des Indigenats benutzt zu werden. Im Gegentheil erhalten wir daraus die höchst beherzigenswerthe Lehre: bilde jedes Volk seine Nationalsage und Geschichte, episch und dramatisch, so wie seine volksthümliche Gefühls- und Empfindungsweise seine Lyrik, so eigenthümlich aus, wie die Griechen, auf daß es ihm nicht ergehe, wie den Römern, die eine ausländische Kunst nachäffend, sich unfähig machten, weder eigene zu produziren, noch fremde rein zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt).

*) Mihi spiritum Grajae tenuem Camoenae etc.

Die Glocke.

Im Thurme da schwebet die Glocke so sehr,
Und blickt durch die Fenster zum Himmel hinauf,
Tief unten dehnt sich das Häusermeer,
Und schweigende Dämmerung lastet darauf.

Und plötzlich wirds glänzend und hell und licht,
Der Himmel öffnet das blaue Thor,
Und durch die schweigenden Lüfte bricht
Ein Strahl wie Gold und Purpur hervor.

Und in dem schimmernden Morgenschein,
Da hüpfen wohl tausend Englein mild:
Die schweben so lieblich zur Glocke herein
Und nahen sich still dem ehernen Bild.

Die Einen, die sind so ernst und lieb,
Die Thräne zittert in ihrem Blick,
Den Busen schmerzdeutend und trüb
Ihn strahlet das treue Auge zurück.

Die Andern, die tanzen so fröhlich und schön,
Wie Mondstrahl auf krystallener Fluth,
Doch schweigende Ehrfurcht scheint sie zu umwehn,
Als sey ihre Wonne nur himmlische Gluth.

2 *

Drauf reihen sich Alle, Alle zum Bund
Und küßen der Glocke erzenen Rain,
Als küßten sie gerne dem ehernen Mand
Gruß, Freude, Ehrfurcht und Traue ein.

Doch plötzlich wird es still und stumm,
Die rosigen Englein verschwinden all,
Und aus dem azurenen Heiligthum
Steigt hehe der goldene Sonnenball.

Und die Glocke verstand das Losungsbild,
Verstand, was gedeutet der Englein Nah'n,
Und ruft mit lieblicher Stimme mild
Zum heiligen Opfer die Menschen heran.

Manfred.

Ueber die Meersalz-Erzeugung, und die Salinen der k. k. österreichischen Küstenländer.

Von J. B. A. von Unterrain.

(Beschluß.)

Detaillirtere Notizen über den Zustand der Istrianer-Salinen lieferte, obgleich nur gelegentlich eingewebt, G. d. B...n., in seinem memorie*), welche Denkbücher höchst interessante Nachrichten und Daten über die so wenig bekannten Küstenländer des großen Kaiserstaates, Istrien und Dalmatien enthalten.

Die vollständige Übertragung dieses Werkes in die vaterländische deutsche Sprache würde gewiß ein schätzbarer Beytrag zu so mancher Sammlung von Reisen, Länder- und Völkergemählden, Ausflügen u. s. w. seyn, und uns überzeugen, daß während man sich in diesen Magazinen heimisch in den fernsten Weltgegenden findet, man nur zu oft fremd in eigenem Mutterlande ist.

Die folgenden Skizzen sind aus dem erwähnten Buche entlehnt, und die Darstellung der einzelnen Salinen-établissements folgt ihrer geographischen Lage von Norden nach Süden längst den Küsten des Golfo di Trieste e d'Istria.

Die Salinen der k. k. österreichischen Küstenländer bestehen aus den Salinen-établissements in den Umgebungen von Triest, bey Servole und Zaule, jenen auf der istrianischen Halbinsel von Muggia, Capodistria und Pirano (welche man insgesammt unter dem Nahmen der Istrianer Salinen); ferner aus den Salzanlagen in Dalmatien bey Arbe, Pago und Dignisla, (welche man unter dem Nahmen der dalmatinischen Salinen begreift); endlich aus dem établissement bey Stagno im Ragusaer-Bezirke.

Diese Anlagen umfassen, obgleich ihre Area vor Vollendung der bereits begonnenen Catastrirung mit mathematischer Bestimmtheit nicht angegeben werden kann, nach der bereits erwähnten Angabe des k. k. Gubernial-Rathes Herrn Albert Patzowsky,

im Triestiner Gebiethe	179,522 □ Klafter	
» Istrianer	—	3,413,898 » —
in Dalmatien . . .		409,928 » —
» Ragusa		82,901 » —
also einen Gesammtflächenraum von		4,086,249 □ Klafter.

Hiervon sind im Triester Gebiethe		13,980 □ Klafter
» Istrianer	—	182,102 » —
in Dalmatien		101,997 » —
also zusammen		298,079 □ Klafter

Ärarial-Eigenthum, die übrigen 3,788,170 □ Klafter aber Privaten angehörig.

Die erwähnten Memorie liefern für den Flächen-Inhalt der Istrianer Salinen nachstehende Daten.

Die Salinen von Servola füllen einen Flächenraum von 34,874 □ Klafter.

jene von Zaule . .	144,600 »	—
— — Muggia .	145,664 »	—
— — Capodistria	808,600 »	—
— — Pirano .	2,441,176 »	—

also die gesammten Istrianer-Salinen eine Ausdehnung von 3,574,914 □ Klafter, welche Angabe von der erstern als approximative Schätzung unbedeutend abweicht.

Von dieser Gesammtfläche bleiben zur eigentlichen Production, nach Abzug der von den Flüßen, Kanälen und Dämmen u. s. w. eingenommenen Oberfläche, 2,649,627 □ Klafter als Abdünstungs- und Krystallisationsfläche für die Istrianer-Salinen übrig.

Die Salinen des Istrianer-Gebiethes zerfallen in vier Haupt-Abtheilungen, welche man Salzthäler nennt, nähmlich in das

Valle di Servola e Zaule,
Valle di Muggia,
Valle di Capodistria und
Valle di Pirano.

Diese Anlagen liegen im 31° der Länge und im 45° nördlicher Breite.

---

*) Memorie politico-economiche della città e territorio di Trieste, della penisola d'Istria, della Dalmazia fu Veneta, di Ragusi e dell' Albania ora congiunti all' Austriaco Impero di G. d. B—n. Venezia. MDCCCXXI.

Die Salinen von Servola und Zaule, welche eigentlich im Triestiner Gebiethe liegen, haben eine Ausdehnung von 179,474 □ Klafter; zieht man davon den Flächenraum, welchen Kanäle, Flüsse, Dämme u. s. w. einnehmen mit 8574 □ Klafter ab; so bleibt für die eigentliche Salzerzeugung ein Flächen-Inhalt von 170,000 □ Klafter als tragbarer Salzboden übrig.

Die einzelnen Salzbeete oder cavedini sind in den Ersteren von verschiedener Größe, und die Aufnahmsgräben stehen nicht immer im gehörigen Verhältnisse zur Krystallisationsfläche, und werden überdieß sehr häufig mit süßen Wässern gefüllt, welche von den Abzugsgräben und Kanälen, die diese Anlagen von der Landseite umschließen, dahin eindrungen; daher auch diese Salinen den einzelnen Besitzern eben so wenig, als dem aerario zum besondern Vortheile gereichen. Obgleich diese Hindernisse, zwar mit vieler Anstrengung, beseitigt werden könnten; so würde doch der damit verbundene bedeutende Kostenaufwand durch die erhöhte Production kaum gesichert seyn.

Ähnliche Lokal-Verhältnisse finden bey den établissements von Zaule Statt. Dieselben werden gleich den Vorigen von süßen Wässern einiger Bäche, welche sie durchschneiden, und eines Kanales, der sie auf der Landseite umschließt, und zu klein ist, um die zuströmenden Wässer aufzusammeln, und in das Meer zu leiten, beherrscht. — Weniger zeigt sich bey diesen Salinen der emsige Fleiß, welcher den Bearbeitern der Istrianer-Salinen eigen ist; auch sind die Salzhäuschen im vernachlässigten Zustande.

Die Bearbeiter sowohl dieser, als der Salinen von Servola sind arme Leute von Muggia, und zum Theile von Pirano, welche zugleich Fischfang treiben, und der Bearbeitung ihrer Ländereyen nachgehen; daher sie die Salinen-Arbeiten meistens ihren Weibern überlassen. Sie werden von den Eigenthümern nur geringe bezahlt, welch' letztere 2 Drittheile, oft auch 3 Viertheile der Production beziehen, während in den übrigen Salinen die Hälfte des producirten Salzes dem Salinaro als Lohn seiner Bemühung zu Guten kömmt. Daher geschieht es, daß oft ein Arbeiter 70, 80 bis 100 Soggungsbette (cavedini) zur Besorgung übernimmt, eine Anzahl, welche zur zweckmäßigen und erfolgreichen Bearbeitung 30 Menschen erforderte.

Die angeführten Lokalhindernisse, die geringe Ausbeute, und daher auch der geringe Gewinn, welchen Eigenthümer und Arbeiter aus diesen Salinen ziehen, haben nothwendig, da Mühe- und Kraftaufwand in keinem Verhältnisse zum ökonomischen Nutzen stehen — einen geringen Culturzustand zur Folge. Dem ungeachtet lieferten diese Salzanlagen in einem Zeitraume von 10 Jahren, vom J. 1808 bis zum J. 1817, eine Ausbeute von 49960 Centner Salz, wornach im Durchschnitte auf 1 Jahr 4996 Centen entfallen.

In Triest und seinem Gebiethe ist der Salzhandel frey gegeben, welches seit 1. November 1818 nun auch in dem angränzenden ehemahligen Krain der Fall ist. Diese Handelsfreyheit erleichtert bedeutend den armen Landbewohner, welcher entfernt von den Städten, und selten im Stande ist, seinen Salzbedarf in größerer Quantität einzukaufen, oder die Kosten aufzuwenden, um selben weit herbeyzuhohlen: indem er jetzt seine Landeserzeugnisse und Lebensmittel an die Salzhändler, welche das Land durchziehen, gegen Salz verhandelt, und auf diese Art nicht nur seine geringen Producte an Mann bringt, sondern auch keinen Zeitaufwand nöthig hat, um den ihm unentbehrlichen Artikel — das Salz — herbeyzuschaffen.

Die in den Umgebungen von Muggia befindlichen Salzanlagen nehmen, nach Abschlag der Kanäle, und Dämme einen Flächenraum von 138,770 □ Klafter ein. Der Fluß Rabujese scheidet sie in 2 Theile, und setzt sie bey einem Durchbruche der Gefahr der Überschwemmung aus. Vortrefflich ist ihr Salzboden — allein diese établissements sind nicht mit Salzhäuschen versehen, daher auch den aus diesem Mangel entspringenden Nachtheile ausgesetzt.

Von diesen Salinen erhielt man in einem Zeitraume von 10 Jahren, vom J. 1808, 230,000 Pfund Salz von allen Gattungen. Wornach, einer beyläufigen Berechnung zu Folge, eine □ Klafter ein Product von 10 Pfunden 2 Lothen lieferte; während in Zaule und Servola kaum 4 3/4 Pfund auf die □ Klafter gerechnet werden können.

Diese Salinen würden ihrer vortrefflichen Lage wegen, wenn die bereits vorhandenen Anlagen im hohen Culturstande stehen und die sonstigen ökonomischen Verhältnisse, vorzüglich aber der Lokal-Bedarf es erheischen, einer vortheilhaften Erweiterung allerdings fähig seyn.

Die Salinen in der Nähe von Capodistria, der Hauptstadt der Istrianischen Halbinsel, beschäftigen bey ihrer Ausdehnung von 808,600 □ Klafter, 800 Arbeiter. Der Boden und die Lage sind der Salzerzeugung besonders günstig; auch die Anlagen zweckmäßig eingerichtet, und in blühenden Culturstande. Das Product beläuft sich, nach einem Durchschnitte von 10 Jahren auf jährliche 86,000 Centner.

Im Jahre 1817 betrug die Ausbeute dieser Salinen bey möglich erhöhtem Culturstande 115,483 Centner, wozu jedoch eine vorzüglich günstige Witterung nothwendig mitwirkte.

Unter der allgemeinen Benennung der Salinen von

Pirano begreift man die Salzanlagen von Strugnano Fasan, und jene von Sizziole.

Die ersteren und zwar jene von Strugnano haben eine Ausdehnung von 49,956 □ Klafter; die établissements von Fasan 91,220 □ Klafter, zusammen also 141,176 □ Klafter; die Letzteren von Sizziole erstrecken sich auf 2,300,000 □ Klafter, welche theils alte, bereits in Cultur stehende, theils mit der k. k. österreichischen Verwaltung, in einer Ausdehnung von 480,000 □ Klafter, neue angelegte Salinen sind.

Die Lage der Salinen von Sizziole ist der Fabrikation weit weniger günstig, als jene der Vorigen, sie sollten daher vermög ihrer geringeren Ertragsfähigkeit, auch einen verhältnißmässigen geringeren ökonomischen Nutzen abwerfen; allein die Kunst erringt hier den Sieg über die Natur. Die Eigenthümer der Salinen bestreiten zur gehörigen Zeit die nothwendigen Vorauslagen, und die Salinenarbeiter wenden, bey der ihnen gleichsam angebornen natürlichen Thätigkeit und Geschicklichkeit, allen Fleiß und alle Mühe auf, ihre Salinen in gutem Culturstande zu erhalten, welcher sich beym ersten Anblicke, als ein erfreuliches Zeichen des daselbst herrschenden Geistes der Industrie, dem Reisenden darbiethet.

Überdieß genießen die Arbeiter den Vortheil, daß ihre Ländereyen und Wohnhäuser in der Nähe der Salinen sich befinden, dadurch werden sie in den Stand gesetzt, dieselben zu bewirthschaften, ohne ihre Salinen-Arbeiten zu vernachlässigen, während Andere, welche entfernt von den Salinen wohnen, die Bearbeitung dieser, (da sie bey dem entfallenden Nutzen kaum ihre und ihrer Familien bringendsten Lebensbedürfnisse nothdürftig befriedigen könnten) ihren Weibern und Kindern (wie dieß bey Servola und Sizziole der Fall ist) überlassen und entweder ihren Hauptnahrungszweig Fischfang und Landwirthschaft vernachlässigen müßten, oder vielmehr die Salinen allen zufälligen Einwirkungen der Atmosphäre und der Lokalumstände sorglos preis geben und durch den Mangel an Unterkunft in der Nähe der Salinen, durch das Hin- und Herziehen einen empfindlichen Zeitverlust erleiden.

Diese Vortheile begründen den Cultur-Stand und den Ertrag der Salinen von Sizziole, welche nach einem 10jährigen Durchschnitte auf 200,000 Centner Salz jährlicher Ausbeute berechnet wird.

Obgleich die dalmatinischen Salinen von Pag a sich durch einen Flächenraum von fast 3/4 französischer Meilen ausbreiten, so sollen sie doch nicht, wie der gelehrte Hr. Verfasser der erwähnten memorie behauptet, die dem Lokalbedarf angemessene Quantität Salzbedarf liefern.

Der Lokalbedarf wird von demselben für Dalmatien unstreitig viel zu hoch auf 12,500 Moggia *) angegeben; davon sollen zum täglichen Gebrauche 3,600, zum Einsalzen der Fische 500, und zum Verkehr mit den türkischen Provinzen 8400 moggia erforderlich seyn.

Nach der gewiß verläßlicheren Angabe des Herrn Gubernial-Rathes Pazowsky wird hingegen der Salzbedarf für Dalmatien auf 72,000 Centen angeschlagen; wovon ungefähr die Hälfte auf den dortigen Lokalbedarf komme, das Übrige aber zu dem Handelsverkehr mit den Türken bestimmt sey; während obige 12,500 Moggia, einer beyläufigen Berechnung zu Folge, eine Quantität von 180,000 Centner ausmachen; also den wirklichen Bedarf und mehr als noch Einmahl übersteigen.

Hart endlich an den Mauern von Stagno, im Kreise Ragusa, befinden sich die jetzt auf Rechnung des Staates betriebenen Salinen, das Einzige nicht sehr bedeutende établissement in dieser Gegend.

Diese Salzerzeugung soll nach der Mittheilung des Herrn Professor Petter **) eine der menschlichen Gesundheit so schädliche Ausdünstung verbreiten, daß alle Fremde, wenn sie sich einige Zeit dort aufhalten, vom Fieber befallen werden.

Der Salzgewinn, welcher auf die Meersalinen von Istrien und Dalmatien berechnet wird, beträgt nach einem Durchschnitte von 10 Jahren, nach den gegenwärtig bestehenden Lokal- und kommerziellen Verhältnissen zusammen ungefähr 400,000 Centner.

*) Ein Moggio enthält nach dem in Istrien üblichen Maße 12 Staja, und der Stajo wird ungefähr nach der Berechnung der Istrianer auf 120 bis 125 Wiener-Pfunde angeschlagen; demnach betrüge der Moggio 14 bis 15 Ctne.

Eine genaue Angabe der so verschiedenen, und außer Landes so wenig bekannten italienischen Maße und Gewichte, (welche auch unter sich, wie im Mayländischen und Venetianischen, so bedeutend von einander abweichen,) und ihre Berechnung nach dem Wiener-Maße wäre, besonders bey dem jetzt herrschenden innigen Verbande dieser Länder mit deutschen Staaten in commercieller Hinsicht dringendes Bedürfniß. Einiges hat wohl Jurende in seinem „vaterländischen Pilger" für das J. 1825 verdienstlich vorgearbeitet; allein eine genaue und vollständige derley Darstellung gehört unter die frommen Wünsche.

**) Man sehe: „Statistisches Allerley über den Kreis Ragusa in Dalmatien" Nr. 79 — dieser Blätter.

Der Hr. Gubernial-Rath Patzowsky gibt einen jährlichen Bedarf *) von 387,000 Centner für die Istrianer, 72,000 Centner für die Dalmatinischen Salinen an, davon sollen für

Laibach . 78,000
Triest . 100,000
Venedig . 208,400

und für Zara . . 72,000 Centner bestimmt seyn.

Eine Quantität, welche durch die zweckmässige Bearbeitung der bezeichneten Salzanlagen, und durch den hohen Culturstand, zu welchem die Thätigkeit des gegenwärtigen Gouvernements sie erhob, von der Production weit überschritten wird.

Daher auch die Staatsverwaltung, um die Production mit dem Absatze ins Gleichgewicht zu setzen, sich genöthiget sah, die erstere zu beschränken, da nicht nur der angeführte Bedarf hinlänglich gedecket, sondern auch ein bedeutender Überschuß an erzeugtem Meersalze vorräthig ist.

Rücksichtlich der Salinen-Verwaltung im Allgemeinen, sowohl von Seite des Staates, welchem die Oberleitung dieser Anstalten obliegt, als der Privat-Interessenten, der damit verbundenen Einrichtungen und erlassenen Vorschriften liefern die erwähnten Jahrbücher in dem Aufsatze: „über die k. k. Salinen des adriatischen Meeres" eine ausführliche Darstellung.

Diese Skizzen, welche — sollte die allgütige Vorsehung es fügen, und Zeit und Verhältnisse mich begünstigen — nur als ein Versuch, ausführlicheren Schilderungen über diese in so mancher Beziehung interessanten und wenig bekannten Gegenden vorgehen sollen, sey mir erlaubt mit dem Wunsche zu schließen:

„Möge sich das schöne Italien und Illyrien, wieder vereint mit Österreichs Scepter der Segnungen bis in die fernste Zukunft erfreuen, welche ein geliebter Landesvater und weiser Herrscher bereits durch eine Reihe von Jahren **) über seine Völker mit väterlicher Milde verbreitet hat."

Die Karpathen. Scheidewand zwischen Ungarn und Galizien.

Wem ist der erhabene Gegenstand der Karpathen, dieser ungarisch-pohlnischen Schweiz unbekannt? Von gelehrten Geognosten, Mineralogen, Botanikern, Naturforschern besucht und beschrieben, haben wir mehrere theilweise Notizen über dieselben, aber noch kein Ganzes, denn es gibt in denselben noch Gegenden genug, die bisher keines Sterblichen Fuß betrat; schroffe Felsen, undurchdringliche Waldungen, unüberschreitbare Wässer und Sümpfe, unwirthbare Zugänge, Unsicherheit und mehrere derley, bisher nicht überwundene Hindernisse machten es unmöglich, bis jetzt eine genauere Untersuchung derselben vorzunehmen.

Der allerhöchste österreichische Hof hatte vor mehreren Jahren die große Absicht, durch eine eigene Commission unter der wissenschaftlichen Leitung des gelehrten Geognosten und Mineralogen Mohs, der damahls noch in unserer Monarchie domicilirte, die nördliche Strecke der Karpathen von der galizischen Seite aus untersuchen zu lassen, die Berufung Mohs auf des verewigten Werners Stelle nach Freyberg machte diesen großen Plan scheitern. Da wir uns also bisher mit den Schilderungen begnügen mußten, welche uns Schultes, Beedezky, Genersich, Walleuberg und andere reisende Gelehrte, unter welche vorzüglich der bekannte Mineralog und Metallurg, Carl Ritter von Schindler mit seiner kleinen, aber gediegenen Schrift über die Karpathen gehört, mittheilten, ohne daß uns bildliche Darstellungen dieser so höchst merkwürdigen Gebirge und ihrer Umgebungen vorgelegt worden wären, so kann das neueste, von dem k. k. galizischen Herrn Kreis-Commissär Ritter Emanuel v. Kronbach, in deutscher und französischer Sprache herausgegebene Werk über Galizien und vorzüglich die galizischen Karpathen nicht anders, als eine höchst erfreuliche Erscheinung gewähren. Es erscheint hier in Wien in Querfolio mit lithographirten und niedlich illuminierten Abbildungen der interessantesten Gegend dieser schönen und in jeder Hinsicht merkwürdigen Provinz des großen österreichischen Kaiserthums, und führt im deutschen den nachstehenden Plan des Ganzen umständlich enthaltenden Titels: Darstellungen aus dem Königreiche Galizien, insbesondere der Karpathen im Sandecer-Kreise, mit dreyßig mahlerischen Ansichten, zwanzig Vorstellungen der Trachten, statistisch-historisch-topographisch- und ethnographischen Bemerkungen über Lage, Gränzen, Größe, Bevölkerung, physische und politische Beschaffenheit, dann der Administration des ganzen Kreises.

Das erste Heft, dem auch im Kurzen das zweyte folgen wird, wozu, wie zum ganzen Werk, der sehr gelungene Text und die niedlichen Abbildungen bereits vollständig bereit liegen, ist schon erschienen und enthält nebst sechs Bogen, mit typographischer Schönheit abgedruckten Textes

*) Nach einem im J. 1819 angelegten Maßstabe.

**) Wer gedächte hier des Verses: „Serus in coelum redeas" (Horat. Odar. I. 2.) und stimmte nicht mit voller Brust in selben ein?

fünf sehr gelungene und reinlich illuminirte Ansichten, als 1. Ansicht der Stadt Neumarkt (Nowytarg) im Sandacer Kreise mit den Karpathen im Hintergrunde, eine liebliche Gegend im Vordergrunde, und schauderlich erhaben in der Hintergruppe. 2. Ansicht des Ursprungs des schwarzen Dunajec (Czarny Dunajec) ein freundliches Strombild zwischen schroffen Felsen mit einer kunstlosen Brücke. 3. Eingang in das Kostelniker Thal bey Zakopane in den Karpathen nächst Neumarkt. Schlängelnd windet sich der Fluß zwischen hoch aufgethürmten Felsenwänden; auf eingelegten Felsenblöcken schreitet man über den manchmahl seichten, aber immer mächtig rauschenden Fluß. 4. Das Thal Zakopane mit dem Hochofen. Freundlich und erhaben zugleich stehen die Werksgebäude zwischen der ungeheuren Bergmasse und dem wellenschlagenden Flusse, dessen mächtige Kraft das schwere Räderwerk in thätige und fördernde Bewegung setzt. Ein liebliches Bild des Lebens mitten in der abgeschiedensten Einsamkeit. Endlich 5. Ansicht des Dorfes Schaflarey (Szafiari) eine wunderliebliche Schweizergegend, vorne ein niedliches Dörfchen, im Hintergrunde eine Staunen erregende Gruppe der gigantischen Karpathen; jede Feder ist zu schwach, den Eindruck zu schildern, den ein Anblick dieser Art auf den Verehrer der Natur und den anbethenden Bewunderer ihres unerforschlichen Schöpfers machen muß.

Zwar unterstützen Allerhöchst Seine Majestät und die erhabenen Glieder der Allerhöchsten Familie des erlauchten Kaiserhauses so, wie andere hohe deutsche und pohlnische Große die Erscheinung dieses Werkes durch freundliche und geneigte Abnahme desselben, allein es wäre zu wünschen, daß sich selbes auch unter die übrigen Stände und eben so in das Ausland verbreiten möchte, da es eben so unterhaltend und belehrend und nützlich ist, schon als Schaustück Vergnügen gewährt, die Darstellung hinter Glas und Rahmen niedliche Kabinetsverzierungen abgeben würden, und bey der von Gewinnsucht ganz freyen Denkungsart des Herausgebers der Preis so äußerst gering ist, daß man um eben diesen Betrag wohl kaum jemahls etwas Ähnliches erhalten konnte.

Man subscribirt auf das Ganze, aus 8 Heften bestehende Werk in Wien in der Schallbacher'schen Buchhandlung in der Wallnerstraße und pränumerirt mit 6 fl. Conv. Münze für jedes Heft daselbst so, wie in allen übrigen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, wo man sogleich das überall vorräthig liegende erste Heft in Empfang nehmen kann.

D.

Miscellen.

Eine Pflanze, die allen Lesern Virgil's von den Schulbänken her bekannt ist, der Hibiscus, hat dem Aufseher des botanischen Gartens zu Mantua, Paolo Barbieri, Gelegenheit zu interessanten Untersuchungen gegeben. Vor den Thoren Mantuas fand er sie in Menge mit herrlichen Blüthen und mit Abweichungen der Bildung, die ihn Anfangs glauben ließen, es sey eine eigene species, bis er in Bologna überzeugt ward, es sey Hibiscus roseus Thore. Die Eigenthümlichkeit des mantuanischen Gebieths mag die größere Höhe der Pflanzen und die Entwickelung des bastartigen Stoffes begünstigen, der an seiner Rinde sich ansetzt. Hr. Barbieri hat aus diesem Baste Fäden gewonnen, die zu mancherley Anwendung taugten; er hatte Stricke, Gewebe und Strümpfe daraus gemacht, und geleimtes und ungeleimtes Papier, das vielen Beyfall fand. Die Fäden oder dieser Zwirn ward mit Hülfe der Röstung und von der Pflanze im natürlichen Zustande gewonnen, indem sie selbst sich davon reinigt. Aus dem holzigen Theile des Stengels hofft er Kohlen zu gewinnen, die für die Bereitung des Pulvers von Wichtigkeit seyn werden.

Dr. Maccalloch hat in einer unlängst erschienenen kleinen Schrift über den Wein angegeben, wie man überall und zu jeder Jahrzeit, und zwar aus Rebensaft, Wein machen kann. Aus den angeführten Versuchen geht hervor, daß die unreife Traube, selbst die Blätter und Ranken und die grünen Schößlinge der Reben, Alles enthalten, was in der reifen Traube den Wein gibt, ausgenommen Zucker. Thut man nun diesen hinzu, so ist der aus jenen Stoffen gewonnene Saft dem Safte der reifen Trauben gleich, und man macht daraus einen Wein, der sich vom fremden Gewächse nicht unterscheiden läßt. Folgt man dem in der Champagne üblichen Verfahren, so erhält man eine Art von Champagner, der den gewöhnlichen Arten in Geschmack und Güte gleich ist, und selbst den Weinen der zweyten Sorte nahe kommt. Läßt man die Gährung auf andere Art vorgehen, so wird der Wein mehr oder minder schwer und verliert die Eigenschaft zu schäumen. Seine Süßigkeit hängt von dem Verhältnisse des beygemischten Zuckers ab. Bey einer andern Behandlung und andern Mischungsverhältnissen, erhält man einen Wein, der dem Moslec, dem Sauterne, dem Montrachet gleicht. Es ist in England der Fall gewesen, daß künstliche Weine dieser Art selbst von Kennern für ausländische gehalten worden sind.

Marschall Villars vereinte mit vielem wahren Verdienste große Eitelkeit. In seinem Hause ließ er die Bildsäule eines ruhenden Mars mit der Unterschrift: „Victor, vindex et pacifer," aufstellen; und da sein Großvater nur Notarius zu Condrieux gewesen war, er aber gern das Andenken dieser Abstammung verwischen wollte, so zahlte er dem Capitel St. Paul zu Lyon, bey welchem sein Vorfahrer viele gerichtliche Acte gemacht hatte, 40,000 Livres für die Herausgabe all dieser Papiere.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 3. October 1825.

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 148 von 1824 dann 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, 98, 100, 101, 103, 105 und 113 von 1825.)

Was ihr wollt.

Dieses zarte, höchst ergötzliche Lustspiel ist wahrscheinlich des Dichters **letzte** Arbeit gewesen, und zeigt von der unversiegbaren Jugend seines Geistes, und der Fülle seiner Talente, die er unerschöpft mit sich ins Grab genommen. Es vereinigt die Fröhlichkeit einer sinnreichen Intrique mit dem Reichthum komischer Charaktere und Situatianen, und einer gewissen zarten, anmuthsvallen Poesie, die über das Ganze ausgegossen ist, und deren Zauber noch durch den Gegensatz des gemeinen pöbelhaften Treibens einiger Personen mehr hervorgehoben wird. Die Hauptintrigue des Stückes ist auf die Verwechslung zweyer, sich ganz ähnlicher Zwillingsgeschwister, Violas und Sebastianos, gebaut, da die erstere in Mannskleidern als Edelknabe erscheint.

Der Herzog Orsino brennt in Liebe zu der schönen stolzen Gräfinn Olivia, und findet mit seinen Bewerbungen bey ihr durchaus kein Gehör. Da erscheint Viola, aus einem Schiffbruche auf das Gebieth des Herzogs gerettet, wa sie ihren Zwillingsbruder Sebastiano, den sie doch vielleicht den Wellen entronnen glaubt, aufsuchen will. Entweder um dieß leichter zu erreichen, oder aus plötzlicher weiblicher Laune, entschließt sie sich, als Edelknabe verkleidet, in des Herzogs Dienst zu gehen, wo sie sogleich als Cesario sein besonderes Vertrauen gewinnt, aber auch in stiller Liebe zu dem schönen edlen Herzog entbrennt. Ohne jedach ihr Gefühl laut werden zu lassen, macht sie selbst den Liebesbothen des Herzogs an die spröde Olivia, die, als wollte Amor den verschmähten Liebhaber rächen, von der Schönheit des vermeinten Pagen gefesselt wird, und diesem anfangs mit Scheu, später aber immer offener ihre Neigung zu erkennen gibt. Zu gleicher Zeit möchte der alberne wüste Landjunker Christaph die Gräfinn Olivia erobern, ist aber nur ein stiller Anbether; und wird von dem Oheim der Gräfinn, dem Junker Tabias, einem Trunkenbold, scheinbar unterstützt, aber immer an der Nase herumgeführt, vorzüglich, um Geld zu fortgesetzten Saufgelagen von ihm zu erpressen. Das tölpische Kleeblatt macht Oliviens Narr vollständig, der die derbsten Späße mit beyden Zechbrüdern treibt. Aus Galle über den pedantischen Haushofmeister Malvolio, der sie in ihrem Jubeln stört, und um alte Beleidigungen an ihm zu rächen, machen alle drey nebst Marien, dem Kammermädchen einen Komplot gegen ihn. Sie spielen ihm einen Brief in die Hände, der den eingebildeten Pinsel in den Wahn versetzt, als sey seine Gebietherinn, die Gräfinn Olivia, sterblich in ihn verliebt. Dadurch wird er zu den lächerlichsten Thorheiten bewogen, und endlich als verrückt und besessen eingesperrt, wo der Narr in Pastors Kleidung, den Teufel aus ihm treiben will. Unterdessen bringt Junker Tobias seinen Gesellen Christoph, der über die, dem herzoglichen Edelknaben von Olivien vor seinen Augen bezeigte Gunst, erbittert ist, zu dem Entschluß, Viola zum Zweykampf herauszufordern. Da aber der Junker zaghaft ist, so entschließt er sich nicht eher dazu, als bis er hört, wie furchtsam der vermeinte Edelknabe die Ausfarderung angenommen, und beyde schlagen sich, aber furchtsam und nur zum Schein. Später lauern die Junker dem herzoglichen Pagen auf, gerathen aber unglücklicher Weise an den Zwillingsbruder Violas, Sebastiana, den der Schiffshauptmann Antonio aus den Wellen gerettet hatte. Getäuscht durch die ungemeine Ähnlichkeit desselben mit seiner Schwester, der verkleideten Viola, greifen sie ihn an, werden aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Olivia kömmt dazu, auch sie wird getäuscht, und führt gegen Sebastiano die nähmliche zärtliche Sprache, wie gegen Viola und da sie bey diesem, wie natürlich, weit mehr Erwiederung findet, als früher bey Viola, so geht sie in der Freude

über seine vermeintlich geänderte Sinnesart so weit, daß sie sich heimlich mit ihm trauen läßt, wozu Sebastiano, nicht ungerührt von den Reitzen der schönen Olivia, sehr gern einwilligt. Jetzt treffen aber Bruder und Schwester am Hofe des Herzogs zusammen, ohne einander zu erkennen, da Sebastiano in dem Edelknaben Cesario seine todtgeglaubte Schwester Viola nicht vermuthet. Beyde sind, so wie der Herzog, Olivia, und alle übrigen, erstaunt über die außerordentliche Ähnlichkeit des Gesichts und der Kleidung. Da die Verkleidung Violas offenbar wird, gibt ihr der Herzog, gerührt von ihrer stillen Liebe, seine Hand, und auch Olivia ist mit dem Tausche zufrieden. Am Ende wird auch der, dem geckenhaften Malvolio gespielte Streich entdeckt und weidlich belacht.

Die Personen, die wir hier so anmuthig in den Labyrinthen der Liebe herum irren sehn, sind in ein schönes Rosenlicht der Phantasie gestellt. Die tölpischen Landjunker der Narr und Malvolio dienen ihnen mit ihrem gemeinen, possenhaften Treiben zur Folie. — Viola ist besonders zart und lieblich geschildert. Sie erscheint in reiner Weiblichkeit, sanft und still liebend, aber auch etwas lebhaft, witzig und voll Laune. Besonders anziehend wird sie uns durch ihre uneigennützige stille Liebe für den Herzog, und die weibliche Aufopferung, durch die sie es über sich gewinnt, den Liebesbothen des Herzogs bey der vorgezogenen Nebenbuhlerinn zu machen. Sie treibt die Liebeswerbung, obwohl ihr das Herz bluten mag; denn findet sie Gehör, so ist der geliebte Mann auf immer für sie verloren; in leisen Andeutungen läßt sie ihn ihre Liebe ahnen:

„Mein Vater hatt' eine Tochter, welche liebte,
Wie ich vielleicht, wär ich ein Weib, mein Fürst,
Euch lieben würde. Ein leeres Blatt war ihr
Lebenslauf. Sie sagte ihre Liebe nie,
Und ließ Verheimlichung, wie in der Knospe
Den Wurm an ihrer Purpurwange nagen.
Sich härmend, und in bleicher, welker Schwermuth,
Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft,
Dem Grame lächelnd. — Sagt! war das nicht Liebe?"
(Act 2. Sc. 4.)

Ihr Gegenbild ist die stolze, spröde Gräfinn Olivia. Sie will um den gestorbenen Bruder trauern, und von Liebe nichts hören. Doch wird sie durch die Schönheit der verkleideten Viola gerührt, aber von dieser verschmäht, bis der Zwillingsbruder Violas; den sie in der Meinung, es sey Cesario, heirathet, sie mit der geschehenen Verkleidung aussöhnt. Die Albernheiten der sie umgebenden Thoren sind ihr widerwärtig, nur an den Späßen ihres Narren findet sie manchmahl aus Langweile Gefallen.

Den Herzog schildert Olivia selbst als tugendhaft, von edlem Stamm, von großen Gütern, in frischer, fleckenloser Jugend blühend." Sie nennt ihn: „gelehrt, freygebig, tapfer und von Gestalt und Gaben der Natur einen feinen Mann." Besonders liebt er die Musik, die seinen Liebesgram lindern und nähren soll.

Der Schiffshauptmann Antonio erscheint als ein tapferer Kriegsmann, voll Edelmuth und Freundestreue.

Nicht minder als die edleren, in einer höhern poetischen Welt wandelnden Charaktere fesseln die übrigen unsere Aufmerksamkeit, doch in anderer Beziehung, da wir uns an ihren albernen Thorheiten ergötzen.

Mit welchen Meisterzügen komischen Witzes sind nicht die beyden Landjunker ausgestattet? Junker Christoph, dem ungeschickten Freyer Oliviens, konnte nur die Verläumdung nachsagen, er sey ein Narr, und ein Verschwender. Sein Zechbruder Junker Tobias, rühmt ihn, daß er die Baßgeige spiele, und drey bis vier Sprachen Wort für Wort aus dem Kopfe spreche; doch setzt ihn später das einzige Wörtlein pourquoi in eine solche Verlegenheit, daß er kläglich bedauert, sich nicht mehr auf Sprachen und Künste verlegt zu haben. Er möchte witzig seyn, doch sagt er selbst, er sey ein großer Rindfleischesser, und dieß thue vielleicht seinem Witze Schaden. Obwohl ein beständiger Zänker, ist er doch sehr zaghaft. Auch ist er ein wenig eitel, behauptet ein guter Tänzer zu seyn, und meint, sein Bein nehme sich in einem geflammten Strumpfe, gar leidlich aus. Recht wohl kann er sich aber erst bey einem Zechgelage fühlen, und als sein Kammerad Junker Tobias fragte: „Besteht unser Leben nicht aus den vier Elementen?" so antwortet er: „ich glaube eher, daß es aus Essen und Trinken besteht" worauf dieser versetzt: „Du bist ein Gelehrter; laß uns also (!!) essen und trinken."

Höchst belustigend sind die, freylich mitunter etwas derben Späße von Oliviens Narren. So nennt er seine Gebietherinn geradezu ein Narrengesicht, und erbiethet sich, ihre Narrheit zu beweisen, wozu er sie katechisiren müsse. Olivia erzürnt sich darüber nicht, wie Malvolio, der den Narren einen ungesalzenen Schuft nennt. „Wer edelmüthig, schuldlos und von freyer Gesinnung ist, sagt sie, nimmt diese Dinge für Vögelbolzen, die ihr als Kanonenkugeln ansieht." —

Seine lustigsten Schwänke übt er aber an den beyden Landjunkern und an Malvolio, dem er als Pastor über den Hals kömmt, um ihn zu exorcisiren. Doch äußert er selbst, sein Gehirn sey nicht so buntschelig, wie sein Rock. Auch Viola sagt von ihm:

„Der Bursch ist klug genug, den Narren zu spielen,
Und das geschickt thun, fordert ein'gen Witz.

Die Laune derer, über die er scherzt,
Die Zeiten und Personen muß er kennen,
Und wie der Falk auf jede Feder schießen,
Die ihm vors Auge kömmt. Dieß ist ein Handwerk,
So voll von Arbeit, als des Weisen Kunst.
Denn Thorheit, weislich angebracht, ist Witz;
Doch wozu ist des Weisen Thorheit nütz?"

Der ergötzlichste Charakter des ganzen Stücks ist aber der eingebildete, geckenhafte Malvolio. Olioiens Kammermädchen, Maria, schildert ihn als einen, der den Mantel nach dem Winde hänge, als einen gezierten Esel, der vornehme Redensarten auswendig lerne, und sie in großen Brocken wieder von sich gebe. „Er ist, sagt sie, aufs Beste mit sich selbst zufrieden, und wie er meint, so ausgefüttert mit Vollkommenheiten, daß es ein Glaubensartikel bey ihm ist, wer ihn ansieht, müsse sich in ihn verlieben." Der gefundene Liebesbrief ohne Unterschrift, in dem das Kammermädchen die Hand ihrer Gebietherinn nachgeahmt hatte, um ihm einen Streich zu spielen, bringt ihn zu den albernsten Thorheiten. Daß der Brief an ihn sey, zweifelt er gar nicht; denn er ist so eingenommen von sich selbst, „daß er seinem eigenen Schatten zu halben Stunden Künste lehrt" wie das Kammermädchen bemerkt haben will. In diesem Briefe sind ihm nun lauter Narrheiten zu thun empfohlen. Er zieht gelbe Strümpfe an, schlägt seine Kniebänder übers Kreuz, lächelt immer vornehm Olioien an, ist grob gegen die andern Bedienten, und wird so unausstehlich, daß er als verrückt eingesperrt wird, welches die beyden Junker und das Kammermädchen, aus Schadenfreude und Bosheit geschehen lassen. —

Mit diesem herrlichen Lustspiele, das von Witz und Laune überströmmt, sind viele englische Kritiker nicht zufrieden gewesen. Es ist wahr, es gibt einige Unwahrscheinlichkeiten darin, z. B. die täuschende Ähnlichkeit der beyden Zwillingsgeschwister, der Entschluß, den Viola faßt, sich als Edelknabe zu verkleiden; aber wenn man ängstlich kritteln will, muß man sich allen Genuß selbst verleiden, und in dieser poetischen Welt, in der die Personen Shakespeares wandeln, braucht man nicht, wie in der kalten nüchternen Wirklichkeit, nach jedem Warum zu fragen.

Viel Lärm um nichts.

Der Inhalt des Stücks ist überaus einfach. Don Pedro, Prinz von Arragonien, und seine beyden Günstlinge, Don Claudio und Don Benedict kehren aus einem ruhmvoll geendigten Feldzuge nach Messina zurück, und sind in dem Hause des Statthalters Leonato willkommene Gäste. Don Claudio sieht hier Leonatos Tochter, Hero. Don Pedro wirbt für ihn bey dem Vater, und sie wird ihm zugesagt. Auch Don Benedict und Beatrice, Leonatos Nichte, obwohl gewohnt, beständig Pfeile des Witzes und der Satyre gegenseitig abzuschießen, werden durch List einander näher gebracht, indem man sie in den Wahn gesetzt, als brenne jedes in Liebe zu dem andern, und dadurch werden sie wirklich verliebt. Die Heirath Claudios mit Hero verdrießt aber den Bruder des Prinzen, Don Johann, und aus Neid und Schadenfreude sucht er sie zu hintertreiben. Es gelingt ihm auch, indem er Don Pedro und Don Claudio, durch einen groben Betrug zu dem Glauben bringt, Hero sey untreu. Claudio macht nun vor dem Altare, Heros vermeinte Untreue kund, und tritt von der Vermählung zurück. Hero wird über diese Beschimpfung ohnmächtig, und ihr Vater gibt sie auf Anrathen des Priesters für todt aus, bis ihre Unschuld an den Tag komme. Diese wird sehr bald entdeckt; denn die Nachtwache hatte den verübten Betrug erfahren, indem sie die Helfershelfer Don Johanns belauschte, wie sie sich denselben erzählten. Das Ganze wird sogleich dem Statthalter hinterbracht, der Don Claudio für sein vorschnell ausgesprochenes Verdammungsurtheil noch ein wenig ängstigen will, und ihm vorschlägt, zur Genugthuung seines Hauses eine andere Anverwandte desselben zu heirathen. Claudio willigte ein: wie sich aber die Braut am Altar entschleyert, ist es die todtgeglaubte Hero selbst. — Auch Benedict und Beatrice werden trotz ihrer gegenseitigen Witzspiele ein Paar.

Das Stück enthält einen Reichthum der schönsten komischen Scenen und Charaktere. Benedict und Beatrice sind die zwey Personen, die beständig eine Fülle sprudelnden Witzes über alles ausgießen. Manchmahl artet er freylich bey beyden aus. Wie unanständig wird nicht Benedict in der zweyten Scene des fünften Acts! Benedict ist, wie Claudio, ein tapferer Kriegsmann. Er ist geistreich und witzig, und ganz heimisch in der Welt des Vergnügens. Er schwört den Ehestand ab, ändert aber doch seinen Entschluß, da ihn seine Eitelkeit dazu treibt, denn man hat ihm absichtlich beygebracht, als sey Beatrice zum Sterben in ihn verliebt. Benedict steht höher als Beatrice, denn der Humor ist überhaupt mehr der männlichen Seele angemessen. Alles in ihm ist aus einem Guß, der Humorist, der Krieger und der feine Weltmann.

Leonato ist ein gutmüthiger alter Mann, der sich sein Staatsamt ziemlich bequem gemacht zu haben scheint, und doch überall Ehre und Liebe genießt. Er interessirt sich besonders für die Freude Anderer. Mitleiden ergreift uns, wenn wir den alten Mann, als seine Tochter in der Kirche so öffentlich und schonungslos beschuldigt wird, ausrufen hören: „Wird dieß alles wirklich gesprochen! oder träum

ich nur!" Wir sehen ihn, wie er bis jetzt ohne Unterbrechung glücklich, nun bey der verwundbarsten Stelle seines Herzens, bey seiner Familienehre angegriffen wird. Ganz vortrefflich ist dann im folgenden Act geschildert, wie sein Gram in bittern Zorn übergeht über den Urheber des Unglücks seines Kindes. Sein braver Bruder Antonio steht ihm auf eine sehr würdige Weise bey. Beyde alte Herren sind zornig und heftig, und weder der eine noch der andere fürchtet die Kraft der Jünglinge, aber beyde sind gleichmäßig für einander besorgt.

Don Pedro ist fein und gewandt; aber dabey ein treuer Freund seiner beyden Günstlinge. Er findet Vergnügen am Scherze, daher ist er gleich bereit, den Possen, die Benedict und Beatricen gespielt werden, die Hand zu biethen. Schmerz und Kummer sind ihm fremd, deswegen ist er bey dem Leiden der Familie in einer sehr peinlichen confusen Stimmung. Er bedauert den alten Leonato, aber das Mitleiden ist ihm keine behagliche Empfindung.

Claudio ist als ein tapferer Edelmann geschildert. Tapferkeit ist die Grundlage seines Wesens, und mit diesem Zuge beginnt auch der Dichter, ihn uns darzustellen. Sein Verstand ist nicht ausgezeichnet, und tritt neben Benedict fast ganz in Schatten. Seine Liebe für Hero kann nicht groß seyn, da er sich durch einen plumpen Betrug, die Verwechslung des Kammermädchens mit dem Fräulein, irre führen läßt, und an Heros Untreue glaubt. Er wird uns fast zuwider durch die Schonungslosigkeit, womit er die vermeinte Untreue seiner Braut erst am Altare kund macht; doch versöhnen wir uns später mit ihm durch seine nachfolgende aufrichtige Reue.

Die Hauptzüge von Don Johanns Charakter sind verdrießlicher Trübsinn und Bosheit. Er hat seine Freude daran das Glück Anderer zu zerstören, wozu ihn nur Neid und Schadenfreude treiben konnen. Er ist mit seinem Schicksal unzufrieden, weil er nur der uneheliche Bruder Don Pedros ist, und haßt deßwegen alles, auch seinen Bruder, dessen wohlwollendes Betragen gegen ihn, seine schwarze Galle nicht mäßigen kann. Er sagt selbst: „Ich möchte lieber eine Hagebutte im Zaun seyn, als eine Rose in seiner Gunst," der Dichter muthet uns aber zu, eine Unwahrscheinlichkeit zu glauben, wenn wir hören, wie Don Johann sich selbst gegen seine Vertrauten für einen Unhold erklärt. Niemand nennt sich selbst in Gegenwart Anderer einen Bösewicht.

Hero gehört zu den stillen, weiblichen Charakteren, bey denen die Sitte den größten Reitz gewährt. Ganz vortrefflich ist ihr Benehmen in der Kirche geschildert. Sie verliert fast die Sprache, und bey dem heiligsten Bewußtseyn ihrer Unschuld weiß sich das stille, bescheidene Mädchen fast gar nicht zu vertheidigen, indem die harten Beschuldigungen sie so betäuben, daß sie zuletzt leblos auf die Stufen des Altars sinkt.

Die ergötzlichsten Personen des Stücks sind die beyden Gerichtsdiener Dogberry und Verges. Der erstere setzt einen besonderen Stolz darauf, für den verständigsten Mann in ganz Messina gehalten zu werden. Sein Scharfsinn äußert sich in der Lösung der schwierigsten Fragen. Als er der Wache die Instruction gibt, jeden Nachtschwärmer anzuhalten in des Fürsten Nahmen, und einer von der Wache den Zweifel äußert: „Wie aber, wenn er nicht stehen will?" so antwortet er: „Nun da nehmt keine Notiz von ihm, sondern laßt ihn laufen, und alsbald ruft die übrigen von der Wache zusammen und dankt Gott, daß ihr eines Spitzbuben los seyd." — Er geräth ganz außer sich, als der gefangene Conrad ihn geradezu einen Esel nennt. „Was; ruft er aus, ist dir mein Amt nicht despectirlich? — sind dir meine Jahre nicht despectirlich? — O daß er hier wäre, mir es zu protokolliren — ein Esel! — aber Leute, erinnert mich, daß ich ein Esel bin! wenn es auch nicht niedergeschrieben ist, vergeßt es doch nicht, daß ich ein Esel bin. — Nein, du Schurke, du bist voller Finessen, wie wir dir durch gutes Zeugniß auf deinen Kopf beweisen wollen. Ich bin ein kluger Mann; und was noch mehr ist, ein Beamter; und was noch mehr ist, ein angesessener Mann; und was noch mehr ist, ein so derbes Stück Fleisch als irgend einer in Messina; und einer, der die Gesetze kennt, seht ihr; und ein Mann, der viel eingebüßt hat; und einer, der seine zwey Röcke hat, und alles sauber auf dem Leibe. — Schleppt ihn fort. — O daß es nur niedergeschrieben worden wäre — ein Esel!" Über Verges übt er immer eine gewisse Superiorität aus, die dieser willig anerkennt.

Eine Bearbeitung dieses echt humoristischen Lustspiels ist schon vor vielen Jahren unter dem Titel: „Die Quälgeister" erschienen, verdient aber sonst nicht die geringste Erwähnung, denn es ist kaum möglich, den großartigen, Schlag auf Schlag treffenden Witz des unsterblichen Briten, in ein saftloseres Fricassee, philisterhafter und homöopatischer zu diluiren! — Die Quälgeister sind schon lange auf dem Burgtheater einheimisch — und — der vortrefflichen Auffassung der Charaktere Benedicts und Beatrices, (Lindens und Isabelle) durch Herrn und Madame Korn zu geschweigen, erstirbt dereinst mit dem unübertroffenen Veteran, Koch die Rolle des Dogberry (Düpperich) so wie der ächte Shakespearesche Fallstoff; — ein schwer zu überbiethendes Lob; zugleich

manche löschpapierne Gestaltung Ifflands zu einem ächt dramatischen Bild hinaufzuarbeiten und sich mit Freyheit und Kraft, am Riesenschwerte des unsterblichen Shakespeare zu versuchen! —

(Die Fortsetzung folgt).

Zwey Sagen.

Von Johann Gabr. Seidl.

1. Die Klag *).

Gott, was ist ihm nur gescheh'n?
    Er sieht so bleich und blaß;
Ein Wanken ist es mehr, als Geh'n;
    Sein Aug ist matt und naß!
Den Mantel schlingt er fest um's Ohr. —
    Sein kräft'ger Körper brach,
Entgeistert stürzt er durch das Thor,
    Als keucht' ihm etwas nach.

Sein Mädel log ihm Treu und Eid,
    Sein Mädel lacht' ihm Hohn,
Sein Mädel gab, statt Seligkeit,
    Ihm Spott und Trug zum Lohn.
Drum stürzt er so voll Wuth und Gluth
    Auf's Daunenbett und lacht,
Und weint und heulet, flucht und ruht,
    Und schlummert halb und wacht!

Um zwölf Uhr hallt's vom nahen Thurm
    In's Haus, worin er wohnt,
Und seine Schwingen regt der Sturm,
    In Wolken tritt der Mond.
Und knitternd dröhnt und knisternd schleift
    Es durch die Gassen her;
Und wimmernd kratzt und heulend streift
    Es über's Pflaster schwer.

Ein gräulich Nachtbild rollt herbey,
    Und rollt zum Haus und rollt,
Gleich einer Kugel, schwarz und scheu,
    Und dumpf, wie Donner grollt.
Das ist die Klag, sie rollt durch's Thor,
    Und summt den Hof entlang,
Und huckt die Stiege träg empor
    Und schleppt sich durch den Gang.

Und jetzo vor des Zimmers Thür,
    In dem er dumpf entschlief,
Da legt sie, quetschend, sich hinfür,
    Und orgelt graß und tief;

Wehklaget, wie ein Süderkan,
    Weint, wie ein Todtenlied,
Und sieht sich wie ein Schädel an,
    Der blaue Funken sprüht.

Und Allen ward im Hause bang. —
    Sie wußten nicht, warum?
Begannen ein Gebeth im Traum
    Und sah'n sich, fröstelnd, um.
Doch als der Morgen kam heran
    Mit Trost und Lebenslust,
Da lag der arggetäuschte Mann,
    Ein Messer in der Brust.

---

2. Der Todtengräber zu Neustadt 1562.

„Ey, Neustadt, bist du denn sogar
„Des Sterbens ledig immerdar,
        „Und hängst so fest am Leben?
„Wollt ihr denn, stets und insgesammt,
„Dem Todtengräber für sein Amt
        „So karge Beute geben?"

„Wenn ihr nicht sterbt, so lebt er nicht;
„Verhungern läßt ihn noch die Pflicht, —
        „Doch bald soll's anders kommen!
„Vielleicht, daß wo ein Mittel steckt,
„Das euch mit Staub die Mäuler deckt,
        „Noch eh's euch möchte frommen!"

Nuep Schleimer denkt's in seinem Sinn,
Und sinnt auf Tod und auf Gewinn
        Im Wachen und im Träumen;
Was Zauberkunst an Gräueln kennt,
Was Ammenwitz an Schrecken nennt,
        Er mustert's ohne Säumen.

Und eine alte Sage spricht:
„Du gehst um Zwölf im Mondenlicht
        „Zu einem todten Kinde;
„Und ziehst das Herz aus seiner Brust,
„So du zu Asche brennen mußt,
        „Und aussträu'n in die Winde!

„Und wenn die Asche niederweht,
„Und wenn dann Einer drübergeht,
        „Der muß nach Kurzem sterben;
„Und ist des Sterbens viel im Land,
„So mag des Todtengräbers Hand
        „Gar reichen Zoll erwerben!"

Das liest Nuep Schleimer, liest's und harrt,
Bis er ein Kindlein erst verscharrt,
        Zu seinem bösen Sinnen;
Da trägt man eine Wöchnerinn
Mit ihrem Kindlein zu ihm hin:
        Mit dem will er's beginnen!

---

*) Unter dem Nahmen „die Klag" versteht der österreich'sche Volksglaube eine gespenstische Erscheinung, in Gestalt einer Kugel, alle Klänge, welche gräßlich und scheu sind, in sich vereinend, die den schnellen Tod dessen verkündet, in dessen Nähe sie wahrgenommen wird.

Unbe ben in die Welt hinein
Schau'n Stern und Mond, wie Ämpelein
Um eine Todtentruhe;
Und mitternächt'ge Lüfte weh'n,
Und alle Kirchhofgräber steh'n
In feyerlicher Ruhe.

Da rauscht kein Blatt vom Rosmarin,
Da streift kein West um Boden hin,
Kein Gräschen sieht man beben;
Um's Schlafen hat es keine Noth,
Denn in der Erde schläft der Tod,
Und auf ihr schläft das Leben.

Und dort im Winkel regt sich's doch,
Und scharrt und starrt und schaufelt noch,
Ob Zwölf die Glocken schlugen;
Ruep Schleimer scharrt voll banger Hast,
Und schaufelt ohne Ruh' und Rast
Ein Grab aus seinen Fugen.

Und Scholl' und Kiesel kollern los,
Und jetzo steht ein Deckel bloß
Von einem Todtensarge;
Doch weiter bringt er wild und arg,
Und jetzo steht entblößt der Sarg,
Doch weiter bringt der Arge.

Er hämmert d'ran und hämmert d'rauf,
Und knarrend springt der Deckel auf,
Und offen liegt die Leiche;
So weiß, wie Schnee; so leicht, wie Flaum,
Ein Theil gehört der Erde kaum,
Und drey dem Himmelreiche.

Das Grabtuch reißt, es ist ein Weib,
Wie eine Blume ruht ihr Leib,
Ihr Auge sank in Schmerzen;
Ihr Kindlein hält sie, warm und fest,
In ihren starren Arm gepreßt,
Am treuen Mutterherzen.

Und Ruep langt jetzo hin, geschwind,
Mit räuberischer Hand das Kind
Am Hemdlein zu erfassen;
Doch wie er ruckt und wie er rafft,
Mit Wahnsinnsglut, mit Fieberkraft, —
Die Mutter will's nicht lassen.

Die Mutter hält ihr Kind so fest
In ihren starren Arm gepreßt,
Die Mutter will's nicht lassen;
Doch wie's ihm auch durch Hand und Herz,
Kaltschauernd rieselt niederwärts, —
Er will — er muß es fassen.

Doch sieh! die Mutter, bleich und blaß,
Schlägt auf zu ihm, so weit und graß,
Die weißen Augenlieder;
Hinweg, ihr Blicke, schwer, wie Bley,
Hinweg, ihr kalten Pfeile zwey,
Ihr trefft und lähmt die Glieder!

Ruep Schleimer taumelt fort und fort,
Doch flieht er gleich den Schreckensort,
Das Bild kann er nicht melden;
Wohin er flieht, da grinst's ihn an,
Mit Augen, gräßlich aufgethan,
Mit Augen, wie die Beyden.

Und blickt ihn durch und starrt ihn an
Aus Augen, gräßlich aufgethan,
Mit Blicken, spitz, wie Pfeile!
Da rennt er fort zum hohen Rath,
Da nennt er selber seine That,
Und büßt sie unter'm Beile!

Zwey merkwürdige Fälle des hohen Alters im Norden von Europa.

Meine Verhältnisse im k. k. österreichischen Staatsdienste bestimmten meinen Aufenthalt in Krakau, der Hauptstadt des damahligen Westgaliziens vom Jahre 1796, als jenem der Besitznahme des Landes, bis zum Jahre 1803, wo die beyden Galizien vereinigt und die öffentlichen Behörden nach Lemberg übersetzt wurden. Gleich im Jahre 1797 lernte ich daselbst eine pohlnische Familie, Nahmens Librowsky kennen, welche sich mit dem Geschäfte der Schifferey auf der Weichsel abgab und Getreid und andere Güter nach Warschau und Danzig transportirte.

Diese Familie war sehr zahlreich bis an die zwanzig Personen und hatte das Glück, einen Urgroßvater in ihrer Mitte zu besitzen, welchem das seltene Vergnügen zu Theil ward, Urenkel in seinen annoch kräftigen Armen zu schaukeln.

Dieser damahls 102 Jahre alte Greis, Michael Librowsky lebte in seiner früheren Zeit in sehr günstigen Verhältnissen, verlor später einen ansehnlichen Theil seines Vermögens durch ungünstige Zufälle und ward dann Schiffer, erwarb ein nicht unbedeutendes Vermögen und ward Ältervater einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Nach seiner eigenen Erzählung war er in seiner Jugend sowohl, als im männlichen Alter immer sehr mäßig, nüchtern und thätig, und diese Art des Lebens machte, daß er nie krank, folglich auch nie in der Nothwendigkeit war, Arzneyen zu nehmen. Im Sommer war er, so bald es der Wasserstand des Weichselflußes erlaubte, auf den Schiffen

und dirigirte die Transporte derselben, im Winter war er auf Reisen, um Ladungen zu verakkordiren, oder selbst Getreid einzukaufen, welches er nach Danzig verführte. Wenn er in Zwischenräumen, oder nach Beendigung seiner Geschäfte zu Hause seyn mußte, so breitete sich seine Thätigkeit über alle Theile des Hauswesens aus und da war ihm keine Arbeit zu mühsam, oder zu gering; er legte Hand an Alles, und besaß die Geschicklichkeit, Alles zweckmäßig zu bewirken. Diese Eigenschaft einer nicht zu ermüdenden Thätigkeit äußerte er auch noch in dem Greisenalter, in welchem ich ihn kennen lernte. Er war des frühesten Morgens der erste bey allen Geschäften des Hauses, nichts entging seiner Aufmerksamkeit, das Gesinde war ihm mit Liebe und Furcht ergeben, er war der wahre Alte *überall und nirgends* kaum hatte er einen Ort, wo Menschen zur Arbeit beysammen waren, verlassen, so kam er in kurzem unerwartet von einer andern Seite wieder dahin, um nachzusehen, ob seine Anordnungen auch richtig vollzogen würden?

Im November des Jahres 1803 feyerte er sein Jubelfest des hundertjährigen Alters, es ward ein großer Familienschmauß mit Tanz und Lustbarkeiten verschiedener Art angestellt, an welchem der muntere Greis gleich einem wohlerhaltenen Fünfziger, so herzlichen und kräftigen Antheil nahm, daß er manchen jungen Mann durch seine frohe Laune beschämte: er trank der erste ein stattliches Glas Tokayer, welchen er sich vor vielen Jahren eingelegt hatte, auf seine Gesundheit, ein zweytes auf das Wohl seiner sämmtlich anwesenden Nachkommen, und ein drittes auf die Gesundheit der übrigen Freunde und Gäste, und eröffnete den Ball mit einer Polonaise, die er mit seiner jüngsten Urenkelinn mit aller Rüstigkeit und der schwer nachzuahmenden, eigenthümlichen, sarmatischen Eleganz tanzte. Als ich nach einiger Zeit Krakau verließ, beurlaubte ich mich von diesem Greise mit tiefer Rührung, weil ich fest überzeugt war, daß ich ihn in diesem Leben nie mehr sehen würde; wie groß war daher mein Erstaunen, als ich 16 Jahre später, im Jahre 1819 im Spätjahre mit meiner Familie durch Krakau reisete und auf meine Frage, wie lang Librowsky nun schon todt sey, die Antwort erhielt, daß er noch und zwar ziemlich wohlbehalten lebe. Um meiner Familie dieses seltene Naturereigniß zu zeigen, gingen wir hin, ihn zu besuchen. Wir fanden ihn unter seinen Enkeln, angethan in einem blendend weißen, langen talarartigen Kleide mit einem hohen Stocke, die silberweißen Haare gescheitelt und schlicht herab gekämmt, den Bart bis unter die Brust hängend und von der Farbe der zartesten weißen Seide. Auf meine Frage, ob er mich noch kenne? that er, als wenn er eine große Freude hätte, mich wieder zu sehen, und ich habe wirklich einigen Grund zu glauben, daß er sich an mich erinnerte, weil er in seinen Äußerungen über einige Ereigniße, die sich in unserem Beyseyn zugetragen haben, mit einer Bestimmtheit sprach, welche ein noch ungeschwächtes Gedächtniß verrieth. Er erklärte, daß er vollkommen gesund sey, und daß ihm nichts fehle, als manchmahl noch ein Gläschen Branntwein mehr, welchen ihm seine Angehörigen sehr knapp zumessen; sein Sohn versicherte mich aber, daß der alte Herr täglich wohl gegen ein Seidl Branntwein trinke, mehr aber getraueten sie sich nicht, ihm zu geben, weil er in seiner Lebhaftigkeit, wenn sie auf diese Weise noch mehr aufgeregt wird, die sonderbaresten Sachen unternehme. So ließ er sich nur drey Jahre früher nicht abhalten, ein junges, erst aus dem Gestütte gebrachtes Pferd zum Reiten abzurichten, er stürzte mit demselben, brach zwey Rippen, wurde aber in kurzer Zeit wieder vollkommen hergestellt.

Bey Gelegenheit der Gründung des Freystaates Krakau wurden öffentliche Feste gefeyert, bey welchen Librowsky als ältester Bürger den Ehrenplatz einnahm, es muß einen eigenen Eindruck auf die Versammlung gemacht haben, diesen mehr als hundertjährigen Alten mit schneeweißem Bart und Haaren, einem noch frischen und röthlichen Antlitz und einem annoch feurigen Auge im weißen Talar mit einem hohen Stabe gleichsam aus unbekannten Räumen von jenseits herschreiten zu sehen. Ob er vielleicht gar noch lebt, oder in welchem Jahre er zu seinen Vätern hinüber gegangen sey, kann ich nicht angeben, so interessant diese Notiz auch wäre, denn ich bin seit jener Zeit außer aller Correspondenz und Zusammenhang mit jener Gegend, da Freunde und Bekannte, nicht halb so alt, als Librowsky, dennoch diesem voran gehen und die große Reise nach Jenseits antreten mußten. Den zweyten Fall eines merkwürdigen hohen Alters traf ich in Lemberg an. Es war im Jahr 1810, als ich mit dem rühmlich bekannten Wundarzt und Operateur Wittenbau Bekanntschaft machte. Dieser genoß die seltene Wonne, seine beyden Ältern in seinem Hause zu haben. Der Vater, Johann Wittenbau war damahls schon in seinem 115. Jahre, die Mutter im 87. Er war ein geborner Ungar, von armen Ältern, lernte die Gärtnerey, diente als Gärtner in verschiedenen Ländern, wechselte aber auch mit dem Militärstande ab, engagirte sich nach und nach bey den meisten Armeen des Continents, nahm dann wieder einen Dienst als Gärtner bey einem adelichen Pohlen an, wo er sich verehlichte und den oberwähnten Sohn und eine Tochter zeugte.

Da diese beyden Alten im Hause des Sohnes mit Allem, was ihren Bedürfnissen und ihrem Stande angemes-

sen war, versehen wurden, so konnten sie ein sorgenfreyes und bequemes Leben führen. Bey guter Jahreszeit und schönem Wetter, ging dieses Ehepaar, Arm in Arm traulich spazieren, und es war rührend zu sehen, mit welcher Artigkeit und wohlwollender Freundschaft der achtbare Greis die Gefährtinn seines Lebens behandelte. Endlich ging diese achtungswürdige Großmutter in jene bessere Welt hinüber, tief gebeugt folgte der verlassene Greis dem Leichenzuge, aber mit männlicher Kraft richtete er sich wieder auf und lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Schwiegertochter, jeden Morgen besuchte er einen der vielen Gärtner in den Vorstädten Lembergs und brachte dem Gegenstande seiner Neigung frische Blumen, die er von seinen ehemahligen Zunftgenossen mit freundlicher Bereitwilligkeit zum Geschenk erhielt. Nun hatte sein oberwähnter Sohn das Unglück, von einem am Nervenfieber Erkrankten eben diese Krankheit zu erben, die für ihn tödtlich ward; er starb in wenigen Stunden unter den schrecklichsten Symptomen, ich war mit einem Freunde als gerufene Zeugen am Sterbelager gegenwärtig, um seine letzten Anordnungen zu vernehmen, er setzte seine Gattinn zur Erbinn ein, da er kurz vorher seinen einzigen Sohn verloren hatte und befahl, jährlich 400 Gulden auf die Verpflegung seines Vaters zu verwenden. Mit gefaltenen Händen und einer schwachen Thräne in seinem vertrockneten Auge stand der väterliche Greis vor seinem sterbenden Sohne, segnete die entseelte Leiche und entfernte sich schwankenden Schrittes in sein Kämmerlein, um für den Abgeschiedenen zu bethen.

Aber auch dieser Sturm warf diese alte, morsche Eiche noch nicht zu Boden, bald erhohlte sich der glückliche Greis wieder gänzlich, setzte seine gewohnte Lebensweise fort bis zum Spätjahr 1819, wo ich Lemberg verließ und er in einem Alter von 124 Jahren nach Rußland in die Gegend von Kjow reiste, um daselbst seine Enkeln zu besuchen und in ihrer Mitte seine Laufbahn zu beschließen. Noch im letzten Jahre seines Aufenthalts in Lemberg ging er ohne Stock, aufrecht, bedurfte keiner Brille, hatte seine eigene Haare, die nur theilweise grau waren, dahingegen mangelten ihm schon alle Zähne, aber sein Kiefer war so fest, daß er alles Fleisch zerquetschen konnte; mit einem sehr guten Appetit, der oft an Heißhunger gränzte, genoß und verdauete er Alles, was ihm vorkam, von den entferntesten Vorstädten konnte er den Stand der Uhr auf dem Thurm des städtischen Rathhauses genau bis auf die Minute erkennen; er war sehr gesprächig und redelustig und die Chronik seiner Zeit war ihm mit eingemischten Reflexionen und Bemerkungen ganz geläufig. Er war sogar recht artig anzuhören, selbst wenn er bey seinen unterhaltenden Erzählungen manchmahl der Wahrheit ein Schnippchen schlug.

Diesing.

Versorgungsanstalt.

Die allgemeine Versorgungsanstalt für Unterthanen des österreichischen Kaiserstaates, welche von dem Vereine der ersten österreichischen Sparcasse am 12. Februar 1825, als dem Tage des allerhöchsten Geburts-Festes Sr. Majestät des Kaisers, des allgeliebten Landesvaters eröffnet worden war, erfreute sich zu Ende July 1825 mithin am Schluße des ersten halben Jahres ihrer Wirksamkeit, folgender Resultate.

Die sämmtlichen sieben Classen der Jahresgesellschaft 1825 zählten 1106 Interessenten, mit 197 ganzen, und 909 theilweisen Einlagen.

Das Einlags-Capital bestand in 57,580 fl. 41 kr. C. M. und bewährte sich zureichend, jeder der einzelnen sieben Classen, die ursprünglich festgesetzten Dividenden vollkommen zu sichern, auch war es der Administration gelungen, die Fonds nach Vorschrift der Statuten in Darlehen auf Realitäten mit gesetzlicher Pupillarsicherheit nutzbringend anzulegen.

Noch erfreulichere Fortschritte der Jahresgesellschaft 1825 lassen sich bis zum Abschluße am Ende November 1825 mit Grund erwarten, da schon bis zum 29. August d. J. die Zahl der Interessen auf 1342 mit 248 ganzen, und 1094 theilweisen Einlagen und mit einem Einlagscapitale von 71,011 fl. 11 kr. C. M. sich erhöhet, der gesammte Cassestand der Anstalt aber die Summe von 72,813 fl. 14 kr. erreicht hat, und um dem Publicum die Theilnahme zu erleichtern, nicht nur in den Hauptstädten, sondern auch an mehreren andern Orten der verschiedenen Länder der österreichischen Monarchie, Commandit-Cassen oder Geschäfts-Stuben der allgemeinen Versorgungsanstalt eröffnet worden sind. Dermahl bestehen Commandit-Cassen oder Geschäfts-Stuben bey den Häusern: Fiedler und Söhne zu Prag, Friedrich Schubuth zu Lemberg, Kramer und Comp. zu Mailand, Angelo und Marco Gebrüder Coen, und Paolo Benz zu Venedig, Scheibenbogens Eidam zu Linz, Pandolph Friedrich Österreicher, F. Faltner und Crampagna, Kern und Comp. zu Triest, Martin Tschurtschenthaler zu Innsbruck, Gebrüder Edl zu Presburg, J. Friedrich Kleinkauf, zu Hermanstadt, Melchior Sabel zu Klausenburg, Johann Georg Barbenius zu Kronstadt, G. Morovich zu Zara, Carl Fried in Teschen, Gottfried Greipl zu Krumau, Paul Primavesi zu Olmütz, Anton Hofmeister und Sohn zu Hainburg und bey der Sparcasse Direction zu Laibach.

Von der Administration der, mit der ersten österreichischen Sparcasse vereinigten allgemeinen Versorgungsanstalt.

Wien den 30. August 1825.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig [illegible]

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 5. und Freytag den 7. October 1825.

(119 und 120)

Ueber Ludwig Tiecks Stellung zur deutschen Literatur.

(Nr. 56. und 116. des Archives 1825.)

(Fortsetzung.)

Als das Christenthum siegreich bey den alten Griechen und Römern eingedrungen, verdrängte es, nächst der alten Götterlehre, zuerst jene Kunst und Poesie, welche wir die classische nennen. Und, in der That, hier war weder Vermittlung noch allmähliger Übergang möglich. So tief in sich selbst zerfallene Völker bedurften einer Auferbauung von innen heraus und consequent einer von Grund aus verschiedenen Gestaltung ihrer Existenz; wie durch und durch morsche Schiffe durchaus keine Reparatur mehr annehmen. Fortan waren die Götterbilder Götzen, die alte Poesie ein glänzendes Irrlicht, aus dem Sumpfe des Heidenthumes aufgestiegen und dahin zurücklockend.

Unter den Völkern, deren Leben durch Religionsänderung erschüttert ward, hat sich unmittelbar hernach, meistens dieselbe nachtheilige Wirkung auf schöne Kunst und Poesie geäußert, wie bey den Griechen und Römern. Denn Kunst und Poesie sind zwar für jedes Volksleben der Blüthenduft, in den das ganze Gewächs seine Kräfte und Säfte ergießen soll: allein dieser wird erst dann von ihm ausgeathmet, wenn es selbst in allen Theilen glücklich entwickelt ist, und nicht wenn der Keim noch mit der Scholle, um Existenz und Licht streitet. Die antike Kunst und Poesie waren aber noch mehr, als dieß bey andern Völkern der Fall gewesen, feindselig gestellt gegen die neue Lehre, eben wegen ihrer engen innigen Verbindung mit der heidnischen Mythologie; ja größtentheils aus ihr hervorgewachsen, in ihr wurzelnd, und ihre Verherrlichung. Hieraus wird es um so begreiflicher, wie das Christenthum directe angreifend und zerstörend gegen beyde auftreten mußte. Selbst die nationale Heldensage, aus welcher das antike Epos und die Tragödie vernehmlich, sich entwickelt hatten, konnten nicht (wie bey den Scandinaviern z. B. wo sie noch lange nach Olaf Tryggvason im Munde der Scalden fortblühte) — neben dem Christenthum bestehen: denn die antiken Heroen waren in den heidnischen Himmel gesungen und ihren Standbildern Götzentempel geweiht.

Nachdem aber das Christenthum ohne Widerspruch fest stand, erschloß es, wie überall auch der lateinischen Zunge, freylich nach manchem Jahrhundert, seit ihr die classische Literatur versiegt war, seinen unerschöpflichen Born der Poesie. Wenn Horaz (zwar nicht der Gipfel, bis auf welchen die Classizität sich erschwang, wohl aber ein guter Repräsentant der antiken Lebensansicht) zum Lebensgenuß mit der eigentlich trostlosen Lehre ermahnt:

Nos, ubi decidimus
Quo pater Aeneas, quo dives Tullus et Ancus,
Pulvis et umbra sumus.

so erhebt der christliche Dichter, voll überschwänglicher Hoffnung, seine Hymne:

O quam mira perpetrasti,
Jesu, propter hominem!
Tam ardenter quem amasti
Paradiso exulem.

Wie wesentlich verschieden ist diese lateinische Dichtersprache von der classischen! Von dem alten System der Prosodie, das die Sylben äußerlich und mechanisch nach der Zeitlänge mißt, welche das Aussprechen derselben erfordert, ist keine Spur mehr. Und wie wär' es auch möglich gewesen für einen christlichen Hymnendichter, Worte wie Deus, amor, Dominus, nach Art der Alten zu messen! — Das Eis der bloß formalen, äußerlichen Schönheit scheint auch hier wie in der Christus- und Madonnenliebe geschmolzen, und die sehnsuchtathmende Melodie des Reimes trug und gestaltete äußerlich das Lied. Keiner jener ächten lateinischen Dichter des Mittelalters, die ihre Gottesliebe in christlichen Hymnen ergossen,

— mit einer Reinheit, Innigkeit und Tiefe des Gefühls, wie nie ein classischer oder späterer Hymnendichter — kam auf den unconsequenten Einfall, antike Prosodie und Versform zu gebrauchen. Man durchstöbre nur selbst den Schwall solcher sapphischen, jambischen, trochäischen, Hymnen, wie sie in den alten Brevieren und Hymnologien, auch neuerdings in der (geschmacklosen, sonst, was die literarischen Notiz n anlangt, sehr verdienstlichen) Sammlung von Rambach zu finden sind, — ob nur ein Funke jenes Feuers darin glimmt, wie in dem Dies irae, Stabat mater, und Vielen andern, mit großem Unrecht minder berühmten, altchristlichen Liedern? Schon die unpassende Form, die sie wählten, verräth den Unpoeten so richtig dort, als hier unter uns. Germanisches Volksleben, Sprache und Kunst entwickelten sich aus Elementen, die wesentlich verschiedener Natur waren von jenen, welche der Classizität zu Grunde lagen.

Der treue, geistige Abdruck jedes Volkes ist seine Sprache. Die Germanische lebt nicht, wie die Antiken, so zu sagen in der Masse, und so auch ist die metrische Geltung ihrer Wörter nicht, gleich Quadern, nach gleichem Maße zugeschnitten: sondern jedes Wort hat, je nach seinem innern Werth, seine eigenthümliche äußere Geltung, ganz ähnlich, wie die Personen selbst in der altgermanischen Staatsgesellschaft. Deßhalb können wir im Deutschen durchaus nicht von Längen und Kürzen reden, in dem Sinne wie von den griechischen und römischen Sylben, sondern nur von relativer Schwere und Leichtigkeit. Das Hauptgesetz der deutschen Sylbenwägung ist kein anderes als dieß: die Stammsylben, als das bedeutendere jedes Worte, sind durchaus unbedingt schwer gegen die Nichtstammsylben, welche nur Modifikation der Stammsylbe sind. Aber jede Sylbe im Deutschen hat ihr individuelles Gewicht gegen jede andere, ist eigentlich unberechenbar schwer oder leicht gegen die übrigen. „Auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden, längern oder kürzeren Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte," wie Fr. Schlegel so treffend sich ausspricht. — Die dieser Aussprache zu Grunde liegende Begränzung ist das Metrum des Gedichtes, welches natürlich, eben wegen dieser reitzenden Freyheit, die der Aussprache gestattet ist, einfach seyn muß, in der Weise wie unsere ächte, epische und lyrische Nationalpoesie des schwäbischen Mittelalters. — Die verwickelten Sylbenmaße, wie in den griechischen Chören und pindarischen Oden, die häufigen Oden, die häufigen Auflösungen vieler Längen in Kürzen, und umgekehrt, (man denke z. B. nur an die dreyßigfachen Auflösungen der Dochmien) im Deutschen nachzuahmen, fällt schon durchs Gehör in's Absurde.

Eine ganz andere, practisch aber für uns uninteressante Frage, ist die: wie verhalten sich die deutschen Sylben in der Zeit der Aussprechung, mithin in der Länge und Kürze zu einander? Und da kann denn die relativ leichte Sylbe zugleich länger seyn, als die relativ schwere. So würde z. B.

„Diebischst"

nach Voß, einen Trochäus vorstellen, während doch auf den ersten Vokal, das gedehnte i, nur ein Consonant, das b. dagegen auf das zweyte i. vier Consonanten nebst dem h, nähmlich schst folgen. Wollten wir daher die Sylben hier messen, statt zu wägen, so wäre das ischst offenbar lang, das ieb kurz. Hieß' es nun gar

„diebischst bringt"

so würden fünf Consonanten auf Einen Vokal geladen, der dann natürlich vossisch angelassen, unter der Last den Athem aufgibt. Monstrositäten ganz gleicher Gattung, wenn auch minder barok, liefert aber jeder einzelne Deutsche, nach antiken Maßen gebildete Vers nothwendig, weil nur höchst selten, und denn doch nur scheinbar, unsere deutsche Zeitmessung mit unserer Wortwägung zusammentrifft. Allein gerade aus diesem Widerstreit von mechanischer Zeiterfüllung und siegender Übertönung der bedeutenderen Wörter und Worttheile, entspringt jene eigenthümliche Schönheit, jener Wohllaut deutscher Lieder, auf die Fr. Schlegel hinweist.

Um so auffallender ist es, wie der angeführte Schriftsteller, bey dieser ausgesprochenen Einsicht in das Wesen des Gegenstandes, zu diesen Folgesätzen kommen kann: „dieses ist das unübersteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmischen Kunst nach den Grundsätzen der Alten, in unserer Sprache immer nur bey einer unvollkommnen Ähnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann: denn, um diese zu erreichen, müßte man die Sprache, und selbst die Aussprache, in ihren innersten Elementen zerstören und zerrütten." — Wie ist es möglich von irgend einer Ähnlichkeit, von einer Annäherung zweyer Gegenstände zu reden, die ihrer Natur nach durchaus verschieden sind? Man addire so viele gleiche Zahlen als man will, und multiplizire mit gleichen in's unendliche man wird sie nie um ein Haar breit den ungleichen Zahlen unvollkommen annähern und verähnlichen, und der Versuch gleicht allezeit jenem des scharfsinnigen Bartels von Schilda, welcher ohne Salz und Schmalz, doch die Probe

machen ließ, aus Wasser und Mehl, Butterküchlein zu fabriziren.

Vielmehr ist über unsere lang und vielgepriesenen Bravourstücke in antiken Sylbenmaßen, über unsere classischen Übersetzungen antiker Poeten und deutsch hellenischen Ur-Producte, was die Form anlangt; schlechthin der Stab zu brechen, wegen ihrer todtsündlichen Mißhandlung des Wollauts, der Wohlbewegung, kurz, des heiligen Geistes unserer Muttersprache.

Wir können freylich hier nicht in umständlichere Auseinandersetzung, die ohnehin Jeder von denen, für welche gegenwärtiger Aufsatz geschrieben ist, sich selbst machen kann, insbesondere nicht in eine Vergleichung und Abwägung eingehen, welches von beyden Prinzipen der Sylbenwürdigung ob das antike oder das deutsche, an sich vorzüglicher sey? Die Frage führte unmittelbar auf die Hauptfrage: Was steht aller höchsten Kunst und Poesie seinem Prinzip und seiner Natur nach näher, das Antike oder das Romantische, und insbesondere das deutsche Element? — Nur einer so zu sagen absurd-sophistischen Ansicht A. W. Schlegels ist bey beyläufig zu erwähnen, die er im Athenäum, in dem Aufsatze, „die Sprachen, ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche,“ zum Besten gibt. Hier läßt er die griechische Sprache unter anderm deßhalb über die Deutsche triumphiren, weil erstere gerade die Flexionssylben meistens lang, die Stammsylben meistens kurz habe. „Was ist das Wichtigere an einem Begriff, (läßt er die griechische doziren) das nackte Allgemeine oder die näheren Bestimmungen, die besondern Beziehungen, worin man ihn gerade jetzt denkt?“ — Allerdings sind, in ähnlichem Räsonnement, auch z. B. die Früchte eines Baumes nicht allein für das „gerade jetzt“, sondern allzeit für den Gaumen das wichtigere, als Stamm und Wurzel: aber es wäre doch vielleicht eine seltsame Forderung an die schöne Natur, deßhalb auch die Frucht-Zweige und Früchte dicker zu bilden, als Stamm und Wurzel. — Allein diese ganze Untersuchung ist ohne Fundament, weil sie Einzelnheiten, aus heterogenen Ganzen willkührlich herausgerissen, miteinander in Vergleichung bringt und beurtheilt, und weil obendrein eine gänzliche Mißkennung der Natur unserer Sylbenwürdigung in ihrer Grundverschiedenheit von der antiken, den Grundirrthum natürlich in allen einzelnen Puncten wieder hervortreten läßt.

Wär' es bey den Deutschen wie bey den Franzosen, wo der gewinnt, welcher die Lacher auf seine Seite bringt: so hätte dieß kunstliebende Volk, (welches ohnehin so wenig von Hexametern und altaischem Sylbentanz begreift, als der Blinde vom graziosen Bärentanz) jene palatinische Perückenpoesie der Vossiden längst aus dem Lande gelacht, nähmlich seit Erscheinung von Ludwig Tiecks gestiefeltem Kater, von dessen Prinz Zerbino und vor allem seit der Bekanntschaft mit dem trimetrischen Hofrath Semmelziege im „Däumchen.“ Allein in gewissen Dingen ist den Deutschen so wenig mit theoretischem Ernst und ächtkomischem Spaße beyzukommen, als dem alten Pudel in der Fabel, mit den verschiedenen Erziehungsmethoden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kunst im Mittelalter.

(Aus Dr. Menzels Geschichte der Deutschen).

Die heiligen Künste.

Unabhängig von dem einreißenden Verderbniß und ungetrübt, wie die ewigen Ideen des Christenthums selbst, denen sie zum Ausdruck dienten, entfalteten die Künste zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahrhundert die höchste Blüthe. Indem sie aber jene Ideen, darauf die herrschende Kirche sich gründete, in der erhabensten Erscheinung anschaulich machten, das Göttliche sichtbar darstellten, daß es niemand verborgen bleiben konnte, wurden sie eine der wichtigsten Stützen der Kirchenmacht und sind schon deßhalb für die Geschichte von der größten Bedeutung. Sie sind es zweytens, indem in ihnen der Kunstgeist des deutschen Volks das höchste allen Völkern unerreichte Ziel errungen und eine geistige Entwicklung bezeichnet, die wichtiger und höher zu achten ist, als irgend eine kriegerische Begebenheit, wornach man in der Geschichte immer zuerst und oft allein zu suchen pflegt.

Innerlich im Leben des Volks erwachte der Kunsttrieb zugleich mit jener tief poetischen Begeisterung des Zeitalters. Die Sehnsucht suchte das Heilige, ewig Schöne und liebte mit den Sinnen zu erfassen, was tief im Herzen ihr offenbart worden. Äußerlich aber schloß sich die Kunst eben deßhalb zunächst an den Gottesdienst. Es war daher eine der wichtigsten Beschäftigungen der Mönche, die Künste zu pflegen und für den Gottesdienst anzuwenden. Jedes Kloster hatte seine Werkmönche (operarii) Baumeister, Bildhauer, Mahler, Tonkünstler, Schreiber. Erst im 13. Jahrhundert, wie der frische Geist im Mönchsleben ab und in den Städten zunahm, gingen die Künste auf die bürgerlichen Zünfte über. Doch dienten sie auch in weltlicher Hand der Religion und ihre religiösen Beziehungen erbten sich als Geheimniß der Künstler fort.

Baukunst.

Zu welcher Höhe der Kunst die Deutschen damahls gelangten, sehen wir zunächst an der Baukunst. Diese anfangs nur bestimmt, Versammlungshäuser für die gläubigen Gemeinden zu gründen, steigerte sich sofort zu dem höhern Zweck, allen übrigen Künsten zum Träger zu dienen. Die Gotteshäuser wurden geschickt gemacht, künstliches Schnitzwerk, reiche Verzierungen, Bildsäulen, Gemählde zu tragen und nach den Regeln des Schalles so gebaut, daß die Kirchenmusik den reinsten Eindruck machen konnte. Endlich erhoben sich die Deutschen zu der tiefsinnigen Ansicht, daß die Werke der Baukunst selbst die reinsten und erhabensten Sinnbilder des Göttlichen werden sollten. Während also die Kirchen zugleich jenen frühern Zwecken dienten, nahm die rohe Masse des Gesteins den lebendigen Geist in sich auf. Noch stehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von diesem Geist, den wir hier in wenigen Zügen deuten wollen. Die Gebäude mußten erhaben in der Masse seyn, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel ist. Um aber wieder die Unförmlichkeit zu meiden, ward die Höhe von 500 Fuß nach einem sehr richtigen Augenmaß als die Gränzlinie der Baukunst angenommen. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie eine Pflanze von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glauben an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes, sondern das Freyeste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der eigenste Charakter dieser Gebäude mußte das Streben nach der Höhe seyn, alle Säulen, Pfeiler wie Pflanzen und Bäume hervorwachsen dem Lichte zu, und in den hohen, spitzen Thürmen auslaufen, denn der Glaube strebt dem hohen Himmel zu. Im Grundriß mußten diese Gebäude die Figur des Kreuzes ausdrücken; denn das Kreuz ist die Grundlage der christlichen Kirche. Einige dieser Dome laufen in drey Thürmen aus, denn dreyfach ist die Gottheit offenbart. In allen mußte der Altar gegen Morgen stehen, denn vom Morgen kam der Heiland. Das Chor als Allerheiligstes, das nur die Priester betraten, mußte vom Schiff der Kirche, da das Volk war, getrennt seyn; denn die Priesterschaft war der Gottheit näher als das Volk. Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen wie der Lichtstrahl in Farben sich brechen, die Masse nur aus unermeßlich vielen einzelnen für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die Rose in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierung und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend das Kreuz. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben; das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Ründung der Rose war das allgemeine Symbol der Gottheit im Mittelalter.

Man hat diese Baukunst, die den Gipfel aller Kunst bezeichnet, mit Unrecht die gothische genannt, indem man auch sie, wie alle frühere Bildung gern an den Nahmen der Gothen knüpft, die unter den deutschen Stämmen zuerst christliche Bildung gewonnen. Sie ist die Deutsche des Mittelalters überhaupt, auf deutschen Boden erwachsen, wesentlich verschieden von der frühern, fränkischen, longobardischen, römischen und byzantinischen (griechischen) so wie von der spätern toskanischen (italienischen.) Deutsche Mönche pflegten sie zuerst. Ihre tiefe Symbolik ging unmittelbar von der Kirche aus, aber der Kunsttrieb deutscher Bürger konnte sie erst in jenen großen Kunstwerken wirklich ausführen. Ihr Geheimniß blieb Erbe der großen Zunft der Maurer und Steinmetzen, die zum Behuf ihrer Kunst große Freyheiten genossen und deshalb Freymaurer hießen.

An den Kunstwerken selbst, die Gedanken der Ewigkeit ausdrückten, erschöpften Jahrhunderte den Fleiß. Was eines Mannes kühnes Genie ausgedacht, vermochten erst späte Geschlechter zu vollenden, denn der lebenslängliche Fleiß von tausend und aber tausend kunstbegabten Händen war erforderlich, um das rohe Gestein nach dem Riesengedanken zu zwingen. Doch in treuer Entsagung eigener Verbesserungssucht arbeiteten gleich große Meister im Sinn und Geist und nach dem Plan des ersten fort und jeder war stolz auf das Werk nicht auf den Nahmen, also daß uns fast alle diese Meister, die Erfinder wie die Vollender, völlig unbekannt geblieben sind.

Das größte dieser Wunderwerke der Kunst ist der Masse nach so wie an Tiefe der ausgesprochenen Ideen und an unerreichter Erhabenheit, vollendet reiner Schönheit der Ausführung, der Dom von Cölln. Seine Meister kennen wir nicht. Er ward angefangen 1248, das Chor geendet 1320. Er ist noch unvollendet, keiner seiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft sie alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunst. Ihm zunächst an Range, steht der große Münster zu Straß-

burg, begonnen schon 1015, sein berühmter Thurm erst 1276 durch Erwin von Steinbach in seinem Grundriß angelegt und endlich 1439 durch den Meister Johann Hülz von Cölln vollendet. Der andere Thurm ist nicht ausgeführt. Unter den zahlreichen andern meist ganz vollendeten Bauwerken jener Zeit treten hervor die Dome von Speyer, Mainz, Erfurth, Regensburg, Ulm, Freyburg im Breisgau, Augsburg, Münster, Prag, die Stephanskirche in Wien, Liebenfrauenkirche in Eßlingen, die Sebalduskirche in Nürnberg, Landshut u. s. w.

Skulptur.

Unter den übrigen Künsten die der Religion dienten, zeichnete sich schon früh in Deutschland, die Bildhauer-, Gieß- und Schneidekunst aus. Sie knüpfte sich in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunst, ja sie ward eines mit derselben, indem die Dome aus lauter Skulpturen kunstreich zusammengesetzt, selbst nur ein großes Steinbild scheinen. In dieser Beziehung erreichte die Skulptur auch bey den Deutschen im Mittelalter den höchsten Gipfel, während sie in Darstellung des menschlichen Körpers weit hinter den Griechen zurückblieb. Die Deutschen strebten eben in jeder Kunst die göttliche Einheit der ganzen Welt darzustellen und wandten auf das besondere nur in sofern den höchsten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höhern zusammengesetzten Kunstwerkes seine Stelle einnehmen sollte. So lassen sich alle die trefflichen Skulpturen an ihren Kirchen, selbst die Statuen, nie als losgerissen denken; sie gehören zum eigensten Leben des Ganzen, sind aus ihm gewachsen. (Die Statuen der Griechen dagegen gelten immer nur für sich und man kann viele derselben kaum ohne widerlichen Eindruck zusammenbringen.) Schöne Bildsäulen finden wir zwar schon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I. in Magdeburg und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Ottos III. Indeß erhob sich die deutsche Bildhauerkunst nie eigentlich über den Dienst der Baukunst in jener angedeuteten höhern Bedeutung, und selbst die großen Meister des 15. Jahrhunderts konnten sich davon nicht völlig losreißen.

Man wird nunmehr begreifen, daß auch alle übrigen Künste mit der Baukunst sich innig verbanden, daß keine Kunst von der andern als losgerissen und frey betrachtet werden kann. Gerade das Geheimniß und die große Wirkung der deutschen Kunst im Mittelalter bestand darin, daß sie alle nur wie die verschiedenen Organe eines Lebens zusammenhängen, daß sie vereinigt die höchste Einheit des Schönen und Göttlichen aussprachen, was keine einzeln vermocht hätte, daß sie eine Gesammtwirkung erzeugten, darin jede Kunst in der andern sich darstellte und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchste Wirkung, die jede einzeln hätte hervorbringen können, bey weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie bestand, als aus Skulpturen und diese Skulpturen für sich gar keinen Bestand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieser großen Wunderpflanze, so war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Mahlerey und alle Bilder hatten wieder keine andere Bedeutung, als durch den Ort. Endlich erklang der Wunderbau in Tönen und sprach wie Gott aus den Wolken in den Glocken, und wie die sehnende Menschenbrust tief erstöhnend und freudig jauchzend in der brausenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabene Haupt der Thürme und diese große Lunge nur für die gewaltige Brust des Domgewölbes.

Mahlerey.

Schon der Apostel Lucas soll das Bildniß der Jungfrau Maria gemahlt haben. Mit der Verehrung der Heiligen kam der Bilderdienst in der ganzen Christenheit in Flor. Es erhob sich zwar heftiger Kampf dagegen, als sey er heidnisch; doch der natürliche Schönheitssinn nahmentlich der deutschen Völker rettete in ihm die Kunst. Die Sehnsucht verlangte sinnliche Anschauung des Göttlichen im Schönen. Die Kunst schien ihr von Gott und würdig zum Dienst der Gottheit, schien ihr auszusprechen, was nicht Worte noch Weisheit noch das verschwiegene Gefühl in der Brust zu erfassen vermag. Laut allen Zeugnissen waren schon im 10. und 11. Jahrhundert die deutschen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vielen Heiligen einen stets abwechselnden Gegenstand darbothen. Auch weltliche Mahlerey ward schon gepflegt, wie wir denn das von den Zeitgenossen als trefflich gerühmte Gemählde der Merseburger Schlacht erwähnen. — Zuverläßig erhob sich die Mahlerey im Ganzen erst mit der Baukunst zu jener höhern Bedeutung, da sie nicht mehr einzelne Gegenstände für sich darzustellen, sondern im großen Chor aller Künste, das Heilige auszusprechen berufen war und wie jede andere Kunst erst in dieser großartigen Unterordnung, ihrer eigenthümlichsten Bedeutung sich bewußt werden und darum auch innerlich vervollkommnen konnte. Jede Kunst ward in dieser Verbindung Sporn der andern. Erst seit den Kreuzzügen erschienen die trefflichen altdeutschen Gemählde, die aus der frühern Steifigkeit sich loswinden, wie die Skulpturen aus den starren Linien der frühern Bauweise, und den tiefern deutschen Geist aus der Schule der byzantinischen Mahlerey befreyen, wie aus der byzantinischen Baukunst. Den Grundcharakter dieser Bilder aber bezeichnet ihr höherer Zweck der Verbindung mit den übrigen religiösen Künsten. Wie sie örtlich dem Allerheilig-

sten des Hauptaltars als Brennpunct alles Glanzes, und wieder in Unterordnung, den Seitenaltären, Pfeilern, Gewölben und in der Glasmahlerey den Fenstern sich anschließen, so dienen sie auch in derselben Verbindung und Unterordnung die religiösen Ideen symbolisch auszudrücken. Kein Bild ward willkührlich in die Kirchen gehängt, sondern alle wurden wie dem Raum, so dem Geist des großen Bauwerks angepaßt. Alle standen in Beziehung auf das Ganze, und darum wieder in Beziehung auf einander selbst. Alle stellten die Mächte des Himmels in der sichtbaren Erscheinung dar, nach der Rangordnung und in der Form und mit dem Zeichen, die der Ort und der besondere Charakter jeder Kirche geboth. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn selbst oder Marias oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren und so ausgeführt seyn, daß es dem überschauenden Platz entsprach. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen sich harmonisch anschließen und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt seyn, etwa die Lebensgeschichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darstellen und auf ihn hinweisen, wie die Pfeiler und Säulen auf dem Hauptaltar selbst. Darum fällt es bey den noch jetzt erhaltenen Bildern jener Zeit fast unwillkührlich auf, wenn sie uns aus den Kirchen herausgerissen einzeln vorgezeigt werden und vieles bleibt uns daran unverständlich was ihre Stellung allein erklären konnte. Indem aber alle diese Bilder von einem Geist durchdrungen für einen großen Eindruck geschaffen wurden, wiederholt sich in jedem die Grundrichtung der deutschen Kunst. Alle sind symbolisch, d. h. sie drücken Farbenbilder, ewige Ideen des Glaubens aus. Alle stellen daher heilige Gegenstände oder im Profanen das Heilige dar. In diesem Sinne wurden sie auch bis ins 15. Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemahlt, wodurch man das Lichtgebieth der Religion bezeichnen zu müssen glaubte. Alles, was sie darstellen, Landschaften oder Figuren, drückt den Charakter der Ruhe aus, denn das Wesen des Göttlichen ist die Ruhe. Ganz in demselben Sinn aber wie die Baukunst in ihrem unendlichen Reichthum von Verzierungen, bemüht sich auch die altdeutsche Mahlerey, die höchste Lebendigkeit der Farben, die getreueste Darstellung der Natur in ihren mannigfaltigsten Einzelnheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur sich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinste. Dadurch unterscheidet sich die altdeutsche Mahlerey von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beyden großen spätern Schulen der *italienischen*, in welcher jene geistige Bedeutung, die *Idee* oder das Ideal allein überwiegt, und der *niederländischen*, die ganz zur *Nachahmung der Natur* herabsanken. In der *deutschen* war *beydes verbunden*.

Seit nicht mehr die Mönche allein Mahlerey trieben, erscheint die erste große Mahlerschule im 12. und 13. Jahrhundert zu *Cölln*, angeregt wahrscheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmtester Meister war im 14. Jahrhundert Wilhelm von Cölln. Schon im 12. Jahrhundert erscheint ein berühmter Mahler Heinrich von Bayern, im 13. Jacob Kern von Nürnberg, im 14. eine Mahlerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nikolaus Wurmser, Hofmahler Kaiser Carls IV. Seit dem 14. Jahrhundert kam auch die *Glasmahlerey* erst in Flor. Desgleichen ist schon in *Öhl* um diese Zeit gemahlt worden. Der Hauptsitz der Mahlerey scheinen die *Niederlande*, vor allem aber die Stadt *Cölln* gewesen zu seyn, die im ganzen Mittelalter ausschließlich die heilige Stadt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Cöllner Schule erreicht keine andere und jener Wilhelm steht als die lieblichste Erscheinung im Hintergrund der Mahlerey. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des 15. Jahrhunderts *Johann von Eik* auf, der die Öhlmahlerey und in ihr die äußere technische Fertigkeit der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geist der deutschen Mahlerey zuerst in seiner vollendeten Reinheit entwickelte, also daß in ihm alle frühern Richtungen und Versuche ihren Gipfel und Einigungspunct finden, und seitdem erst eigentlich das goldne Zeitalter der altdeutschen Mahlerey beginnt, das bis ins 16. Jahrhundert gewährt hat.

Eine besondre Art von Mahlerey war die auf *Pergament* in den Handschriften, und so alt als diese selbst. Die Deutschen liebten es, die todten Buchstaben durch hinzugefügte Bilder zu beleben, und dieser Charakterzug ist uns bis auf unsre heutigen Bilderbücher und Titelkupfer treu geblieben. Schon Carl der Große besaß Andachtsbücher mit Bildern, und fast alle Handschriften bis auf die späteste Zeit des Mittelalters sind damit angefüllt. Ihr Kunstwerth ist sehr verschieden, einige sind trefflich; in Farben übertreffen sie alles, was die heutige Zeit aufweisen mag. *Dieser Farbensinn der Deutschen* zeigt sich überall. Ihre Glasmahlerey beruht wesentlich darauf. Auch in Öhlgemählden haben sie eine Kraft, Reinheit im Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns eben so verloren gegangen ist, als die ganze Kunst der Glasmahlerey überhaupt.

Legenden.

Vieles andere noch diente zur Verherrlichung der Kirchen, der Glanz der Lichter, der Wohlgeruch des Weihrauchs, die rhythmischen Bewegungen der Priester, die Pracht des Priesteramts, der Gefässe, die Festlichkeit der Processionen u. s. w. Die Musik bewegte sich noch in einfa-

chen großen Tönen und ward erst in der spätern Zeit von den Deutschen in demselben Geist ausgebildet, wie Baukunst und Mahlerey, so daß auch sie das Erhabenste in der mannigfaltigsten Fülle der Töne darstellte. Damahls war auch die Musik noch eng mit dem Gesang verbunden, und den einfach vorgetragenen feyerlichen Kirchenmelodien entsprachen lateinische Lieder voll des tiefsten Gefühls, der heiligsten Sehnsucht, die mit den Tönen innig verschmolzen. Noch jetzt erschüttern diese Gesänge die Herzen und sie sind unsterblich geworden wie die großen Dome, darin sie zuerst ertönten, dahin sie allein gehören.

Durch die Musik reihte sich die Dichtkunst an die übrigen religiösen Künste in Fest- und Lobliedern, Klaggesängen und Gebethen. Diese dehnten sich denn in selbstständige Werke der Dichtkunst aus. Das Lob der Heiligen, vor allen Marias, ward in langen Gedichten besungen. Die herrlichsten Loblieder Marias sind von Conrad von Würzburg, dem Pfaffen Wernher und Meister Philipp. Jede Beziehung, in welcher das Heilige in seiner Erhabenheit, Schönheit, in seiner Gnade, in seinem Trost auf das menschliche Herz wirkt, wird in solchen Liedern mit tiefer Innigkeit empfunden und ausgedrückt. Von allen Gedichten des Mittelalters sind jedoch gerade diese Lobgesänge zu Ehren der Heiligen am meisten vergessen worden. Bekannter sind die Legenden geblieben, d. h. die Sagen von den Heiligen, ihrem Leben, Wirken und Tode, weil Geschichte und Begebenheiten mehr gefallen, als Schilderung von Empfindungen, die jetzt nicht mehr gewöhnlich sind.

Die Zahl der Legenden ist so groß als die der Heiligen, und ihr Werth so verschieden, als der Rang dieser Heiligen oder die Zeit ihrer Heiligsprechung. Die vielen Heiligen des spätern Mittelalters, Mönche, Fürsten und Fürstinnen biethen in dieser Hinsicht wenig Schönes mehr dar und die Poesie hat sich an den frühern Martyrern erschöpft. Indessen bezeichnet diese spätere Erschöpfung doch gerade die Fülle an Poesie, die ihr voran gegangen. In den Legenden ist das ewige Wunder, das die sichtbare Welt an die unsichtbare knüpft, das göttliche in irdischer Gestalt zur Erde niedersteigen läßt und wieder den Menschen zum Himmel hinaufführt, am reinsten geoffenbart, und sie stehn über der weltlichen Poesie wie die Kirche über dem Staate. Es ist darin zunächst die christliche Mythe von Gott, dem Himmel, den Engeln, der Hölle, der Schöpfung, den Sündenfall, der Menschwerdung Christi, seinem Leben und Tode, endlich dem jüngsten Tage und dem Weltgericht, wofür die Bibel überall die Grundlage bildet, aufs umfassendste ausgeführt. Sodann fahren die Legenden auch wieder wie die Bibel fort, die Lehren des Christenthums in Beyspielen anschaulich zu machen, in Gleichnissen und Geschichten. Endlich sind sie reine Geschichte der Heiligen. Am trefflichsten sind die frühern und besonders solche, da in der Geschichte eines Heiligen eine höhere Lehre oder Ansicht des Christenthums kunstreich verwebt ist. So erscheinen die Legenden höchst lieblich, darin die göttliche Kraft der Unschuld verherrlicht wird, z. B. die von Christi Kindesalter. Erhaben erscheint die Unschuld im Kampf und Sieg, überwindend alles Erdenleid z. B. in der Legende vom Kaiser Octavianus; höher noch im Sieg über die Erdenlust, z. B. in der Legende von der heiligen Genovefa. Der Sieg des Christenthum über das Heidenthum, der Einfalt des Glaubens über klügelnde Weisheit, wird oft glänzend und mit Vorliebe dargestellt, am trefflichsten in der Legende von Faustinianus. Die Treue wird gepriesen, mit der, im dunkeln Gefühl bey Mangel aller Weisheit, die rohe Kraft des Helden dem Heiligen dient, z. B. in der Legende vom großen Christoph. Ein noch höherer durch Überzeugung gereifter und mit starker Willenskraft gepaarter Glaube siegt über die Lockung der Weltlust z. B. in der Legende des heiligen Antonius. Eben dieser Glaube reißt von des Lasters Bahn und gibt der Reue den Schönsten aller Siege, z. B. in der Legende von der heiligen Magdalena. In einem gemeinsamen Siege vereinigen sich aber alle, in dem Sieg des freudigen hoffenden Glaubens über Qualen und Tod, in dem Sieg aller Martyrer, der mit unerschöpflichem Jubel verherrlicht wird.

(Der Beschluß folgt).

Johann Dwardowsky. Der Doctor Faust der Pohlen.

Es wird nicht leicht eine Nation geben, die nicht ihren Wundermann, ihren Faust hätte. Die Deutschen haben aus alter Zeit den originellen Faust, den Erfinder der Buchdruckerkunst, in neuerer Zeit aber den Arzt und Chemiker Beireis in Helmstätt, der ein großes Vermögen, einen ungeheuern Diamanten und die Zauberkraft besaß, daß sein Kleid während des Mittagsessens nach und nach sieben verschiedene Farben hatte. Beireisens Biographie kömmt in den Zeitgenossen vor, die Geschichte des echten alten Fausts hat, des unsterblichen Werkes des Goetheschen Genius nicht zu gedenken, Klingemann für die Bühne, Klinger aber im Roman geschildert und in einem zweyten Roman auch einen Faust der Morgenländer dargestellt. Dwardowsky's Geschichte kömmt in einem alten pohlnischen Buche

vor, von welchem man mit allem Rechte, wie Bürger sagen kann:

Ich hab ein altes Buch
Das könnt' uns wohl berichten
Viel schnurrige Geschichten,
Worinn manch' Grübler gnug
Für sein Geschreibsel fände,
Wenn pohlnisch er verstände.

Der Held unserer Geschichte war ein geborner Lubliner und machte sich ungefähr um das Jahr 1490 als Arzt in Krakau ansäßig. Unbändiger Ehrgeitz, ein so großer Arzt seyn zu wollen, daß seiner Kunst selbst der Tod weichen müsse, verleitete ihn, sich in einer ominösen Nacht dem Gottseybeyuns mit dem Beding zu verschreiben, daß er ihn hohlen könne, wenn er ihn in Rom fände. — Von dieser Zeit an wirkte Herr Belzebub mit allen Künsten auf unsern Dwardowsky, um ihn gegen Süden zu bugsiren und in Rom sich seiner zu bemächtigen, aber sein Gegner war nicht minder schlau und vorsichtig und beschäftigte ihn dermaßen, daß dieser mächtige Herr der Unterwelt beynahe zum armen Teufel wurde und zu verzagen anfing. Dwardowsky suchte unausgesetzt seinen Gegner mit Forderung der sonderbarsten Dienstleistungen zu beschäftigen. So mußte er alles Silber aus den Gebirgen des Landes hohlen und bey Olkusch deponiren, woraus dann das reichliche Bergwerk daselbst entstand, er mußte bey Piaskowa Skala einen in Form eines Zuckerhuts gebildeten Felsen umstürzen, so daß er auf der Spitze steht und seine ehemahlige Grundfläche gegen aufwärts richtet, wie dieses annoch zur Stunde lebhaftig zu sehen ist. Daß aus den Karpathen alle Ganz- und Halbedelsteine, aus den Münzstätten das erforderliche Geld und überhaupt alles, was nur zu wünschen möglich war, herbeygeschafft werden mußte, versteht sich von selbst. Aber es wurden mitunter auch die allerschwersten Dinge verlangt, in mancher Nacht mußte die Weichsel, Dwardowsky mit seinen Liebchen in einem niedlichen Kahne gegen den Strom tragen, eben so oft flog er in der Luft, aber nur in der Mitternachtsstunde. Eine der schweresten Aufgaben war die, daß des Zaubermeisters Wohnhaus mit Mohnsamen eingedeckt und jedes Samenkorn mit sieben Nägeln befestiget werden sollte. Dieß brachte den armen Satan aus der Fassung, er bewirkte zwar die ihm zugemuthete Arbeit, aber er sann auch mit aller Anstrengung seines höllischen Geistes darüber nach, wie er im Kurzen dem Spasse ein Ende machen könnte; da fand er in einer alten geschriebenen Topographie, denn gedruckte Bücher gab es damahls noch wenige und Hübners geographisches Lexicon ist ein Bischen später erschienen, daß auch in Pohlen ein Ort läge, der Rzym heiße und nur ein kleines unbekanntes Dörfchen sey.

Wer war fröher als unser Höllenfürst? Er eilte, den armen Dwardowsky, der nichts Unheimliches ahnete, unter dem Vorwand eines an einer unheilbaren Krankheit schwer darnieder liegenden reichen Adeligen dahin zu locken und kaum war er vom Pferde gestiegen und trat in das jüdische Schankhaus ein, um seinen Ornat und seinen Kasten mit Arzneyen in Ordnung zu bringen, so stand Satan in seiner fürchterlichsten Gestalt, wie sie Klinger schauerlich genug schildern ließ, vor ihm und verlangte seine Seele. Du bist mein Dwardowsky! brüllte er ihn mit gräßlicher Gebärde in pohlnischer Sprache an, denn wir sind in Rzym.

Mit nichten! rief Dwardowsky, indem er der erschrockenen Jüdinn den Säugling vom Arme riß. Das brachte Herrn Satan um seine ganze Haltung, er meinte, er könnte doch geirrt haben, er fing an, sich auf gute Worte zu verlegen und sprach, um seine Verlegenheit zu verbergen, seinen Gegner mit folgenden lateinischen Reden an: Quid cogitas, Domine Dwardowsky? An nescis pacta nostra? Verbum nobile etiam debet esse stabile. Dieß wirkte auf den pohlnischen Edelmann. Großmüthig gab er das Judenknäblein der Mutter zurück und überließ sich seinem Sieger. Der Ort Rzym ist aus der Geographie verschwunden, das Sprichwort aber, ist geblieben. Und dieß ist die Mähre vom Wundermann Dwardowsky.

D.

Miscellen.

Unter der Flotte, welche der Marquis d'Antin commandirte, befand sich das Schiff Bourbon, geführt von dem Marquis Boulainvilliers. Dieß Schiff bekam so bedeutende Lecke, daß es auf dem Meere zurückbleiben mußte. Auf der Höhe von Ouessant endlich angekommen, vermochte es nicht mehr See zu halten; zu klein waren aber die Böte, um die ganze Besatzung zu retten. In dieser furchtbaren Lage entschloß sich Boulainvilliers, sich mit Wenigen freywillig dem Tode zu weihen. Eilf Officiere, darunter sein Sohn und eine Zahl gemeiner Seeleute mußten sich nun in die Böte einschiffen .... gerührt blickten ihnen Boulainvilliers und die Zurückbleibenden nach; schnell eilten jene fort, um wo möglich noch Hülfe zu schaffen.... kaum waren sie aber ein paar Kanonenschußweiten entfernt, da sank das Schiff und rauschend verschlangen die Wellen die Opfer der Großmuth.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 10. October 1825.

Ueber die Kunst im Mittelalter.

(Aus Dr. Menzels Geschichte der Deutschen)

(Beschluß.)

Schwäbische Ritterpoesie.

Zwar durchdrang der poetische Geist des Mittelalters alle Stände; doch schloß den Klerus sein höherer Beruf von der sinnlichen Richtung aus, der Bürger und Bauer aber, an sein Handwerk gefesselt, war in den freyen geistigen Höhen noch nicht heimisch geworden. Nur dem Ritter war die unendliche Natur mit allen Reitzen aufgethan und das Geisterreich nicht verschlossen. Der höhere Zweck des Ritterordens, die Verbindung mit der Priesterschaft in den geistlichen Orden und in der Stiftsfähigkeit erschloß dem Adel die ganze Tiefe der Ideen, die in dem Glauben und den Gleichnissen der Kirche lagen. Wiederum waren die Ritter innig der Natur und ihrem Geist vertraut, ja sie selbst in männlicher Heldenherrlichkeit, die höchste Blüthe der irdischen Natur. Vom Zaubergeist des Waldes, in schöner Einsamkeit der Burgen aufgezogen, nie gefesselt an ein mühseliges Erdenwerk, nur herrschend und spielend in den Reitzen der Natur, kraftvoll mit starken Sinnen aufblühend, in Kriegen, auf Abenteuern, im Dienst der schönsten Frauen alles Hohe und Liebliche des Lebens erprobend, waren sie in den Mittelpunct des Schönen gestellt, was die Erde biethen mag. An sie auch war die Dichtkunst der Vergangenheit geknüpft; alles Schöne und Heilige alter Sagen rankte sich an den uralten Stammhäusern der adeligen Geschlechter fort. Endlich fand der Adel allein Muße genug, den edlen Künsten des Gesangs zu leben, und er allein konnte diese Künste als nothwendige Bildungsmittel zu vollendeter Persönlichkeit sich aneignen. Darum war die Poesie jener Zeit wesentlich Sache der Ritter und trägt wieder das Gepräge der Ritterlichkeit, so daß sie in dem Augenblick eine andere Richtung bekam, als sie in die Hände der Bürger fiel.

In der deutschen Sprache waren unterdeß im Verlauf der Zeiten zwey Hauptmundarten ausschließlich herrschend geworden, die schwäbische oder oberdeutsche, darin sich die alemannischen fränkischen (und gothischen) Mundarten vermischt hatten, und die sächsische oder niederdeutsche, auch plattdeutsche genannt, die von den sächsischen Stämmen, auch auf die Wenden überging. Die schwäbische Mundart nun war wie das Volk das sie redete, zur Poesie mehr geeignet, als die sächsische aus Gründen, die allein in der Natur liege. Das Gebirg, der mildere Süden, der nähere Einfluß der schönen und hochgebildeten romanischen Südländer, begünstigte hier die lieblichen Blüthen der Poesie, die in dem platten sandigen Boden im sächsischen Norden nicht gedeihen konnten. So sind nur wenige niederdeutsche Gedichte der Ritterzeit zum Vorschein gekommen, während in ganz Oberdeutschland und selbst in Thüringen und Schlesien, in oberdeutscher Mundart, eine ganze Welt von Liedern erschlossen wurde.

Die Blüthenzeit dieser schwäbischen Ritterpoesie beginnt im zwölften und endet im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wird also durch die Herrschaft der Hohenstauffen bezeichnet. Alle Hohenstauffen selber waren Sänger, nicht nur in der schwäbischen, auch in der italienischen Sprache, und einige von ihren Liedern sind noch erhalten. Die Höfe der Hohenstauffen waren Sammelplatz und Schulen der ritterlichen Sänger. Auch geringe Fürsten erwarben sich diesen Ruhm, vor allen Herman, Landgraf zu Thüringen, Leopold, der vorletzte Babenberger in Österreich, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Wenzel von Böhmen, Johann von Brabant.

Alle Dichter waren Sänger und trugen lebendig im Gesang die Dichtung vor, oft unter Begleitung von Musik. Im Kreise saßen Ritter und Frauen und der Sänger erhob sich und sang zur Harfe, dem Lieblingsinstrument des

Mittelalters. Doch scheint auch schon sehr frühe die Geige oder Fidel im Gebrauch gewesen zu seyn, daher die Sänger Harfener oder Fideler hießen. Jeder Ritter lernte die Kunst des Gesanges, die man für so nothwendig hielt, als die der Waffen. Die Ritter aber, die den höchsten Ruhm des Gesanges errungen, wurden eifrig gesucht und pflegten an den Höfen umherzureisen, um viele zu entzücken und sich selbst bekannt und beliebt zu machen.

In allen Dichtungsarten herrschte der Reim vor, eine uralte deutsche Erfindung und dem Wesen der deutschen Sprache so ganz und ausschließlich eigen, daß ihn die alten Völker, Griechen und Römer, nicht gekannt, die neuern romanischen Sprachen aber, nur von der deutschen angenommen haben. Andre Völker kannten nur das Maß der Verse, erst die Deutschen den Reim. Durch das Maß wurde nur die Kürze und Länge eines Grundtons, des Vocals, ausgedrückt; im Spiel der Reime dagegen ward der Unterschied der Vocale hervorgehoben, der verwandte vom abstoßenden ausgeschieden und dem verwandten zugestellt, und durch den Doppelklang der eigenthümliche Reitz eines jeden hervorgehoben. Dadurch erst ward die Sprache zur Musik mannigfaltiger Töne, während sie bisher nur im Auf- und Absteigen eines Tons befangen gewesen. Darum bezeichnet aber auch der Reim eine höhere Dichtungsart, indem er die Sprache auf eine neue und reiche Weise geschickt macht, das Schöne auszudrücken.

Minnelieder.

Uralt, wie Poesie und Liebe selbst, waren in Deutschland die Minnelieder. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die germanischen Helden nicht sollten von Liebe gesungen haben, da sie alles, wovon sie ergriffen wurden, im raschen Herzenserguß in Gesang ausströmten. Die altnordischen Sagen belegen es zur Genüge. Aus der Zeit Kaiser Ludwig des Frommen erfahren wir, daß die deutschen Nonnen, Winslieder (Win, Freund) gesungen, die der fromme Kaiser als zu weltlich verbothen hatte. Sie mögen sich erhalten und wieder erzeugt haben, ohne daß sie auf uns gekommen sind. Später finden wir nur meist lateinische und zu geistlichen Übungsbüchern gehörige Liebeslieder an die Jungfrau Maria und andere weibliche Heilige, darin man die höchsten Ideale weiblicher Schönheit und mannigfacher weiblicher Tugenden sich zu bedeuten suchte. In der schwäbischen Ritterzeit geht aber mit Einmahl eine strahlende Sonne der Minne am deutschen Himmel auf und weckt viel tausend Blumen auf, eine Welt voll Liebeslieder, und sie sind uns von etlichen hundert Sängern erhalten, während freylich das meiste in der Zeiten Ruin verloren gegangen.

Der Hauptgegenstand dieser Lieder sind die Gefühle der Liebe in allen ihren wechselnden Fällen der Lust und des Grams, ihr Wahlspruch „Lieb und Leid." Diese Lieder sind Blumen, ihre Wurzel das Herz, ihre Sonne, die Liebe, ihr Wetter das Schicksal, ihr Boden die Natur. Die Wonne des Herzens verglichen sie dem Frühling, die Qual dem Winter. Diese Naturansicht geht durch sie alle hindurch, schlingt ein Band um alle, und sie sind unter einander wieder nur wie die Blumen verschieden in hellern und dunklern Farben, zartern Düfte und im Knospen, Blühen, Welken. Auch ihre Menge und die Masse des Gleichartigen entspricht einem unermeßlichen Blumenfeld. Von der Schilderung der Gefühle findet dann ein Übergang statt theils in den erzählenden Ton der Geschichte, theils in den lehrenden Ton moralischer und religiöser Ansichten. Einzelne Fälle der Minne, Scenen zwischen Liebenden, Scheidenden, merkwürdige Liebesgeschichten werden erzählt, oft noch in der engen Form des Minneliedes, bald aber in größerer Ausdehnung, von der Art was wir jetzt Romanzen, Balladen, Idyllen, Novellen, Romane zu nennen pflegen, immer aber in gereimten Versen. Den spätern Volksbüchern der schönen Magelona und Melusine liegen offenbar solche Gedichte zu Grunde. Die schönste Idylle ist der arme Heinrich, von Hartmann von Aue, dem sanftesten aller Minnesänger. Ins Gebieth der Moral und Religion verbreiteten sich die Minnelieder auf mannigfache Weise. In vielen Liedern wurden Lehren der Minne gegeben, Warnung, Spott ausgetheilt, die Fehler und Tugenden der Männer und Weiber, der Jugend und des Alters auf anmuthige Weise zur Sprache gebracht und als Beyspiel aufgestellt, wobey widerstreitende Ansichten, nicht selten in poetischem Wettkampf aufgefochten wurden. Hierbey ist der Scharfsinn der Sänger in gleichem Maße zu bewundern, wie in den Liedern des Gefühls, der Reichthum und die Tiefe ihres Herzens. Zum religiösen Andachtsliede steigerte sich das Minnelied in den Lobgesängen auf die Jungfrau Maria, die als Ideal der höchsten Liebe wieder die Beschirmerinn jeder besondern wurde, auf die sich daher der ganze Minnesang ursprünglich bezieht, in der alle seine Richtungen den Brennpunct finden.

So war dieser wunderbare Liebessang beschaffen, in dem die metallene Welt des Mittelalters in einen süßen Ton sich auflöste. Der Geist dieser Minne ist uralt und echt deutsch. Wenn er in der Provence zu Anfang des zwölften Jahrhunderts zuerst erwachte, wenn einzelne Richtungen desselben von andern romanischen Völkern vorzüglich ausgebildet wurden, so kam er zu diesen doch nur durch das deutsche Blut das in ihren Adern floß. Den Deutschen bleibt der Vorzug, das tiefste und höchste im Minnegesang und zugleich die größte, eine fast unglaubliche, Menge von

Dichtern und Gedichten hervorgebracht zu haben. In den deutschen Minneliedern spricht das tiefste, reichste und reinste Gefühl sich aus und bey ihnen ist wieder die höchste Ansicht der Liebe in der Anbethung der himmlischen Mutter vorzüglich herrschend geworden. Die Provenzalen sind dagegen dadurch ausgezeichnet, daß sie den Minnesang zuerst begonnen und in scharfsinnigen Urtheilen über Minnesachen nirgend übertroffen worden; so wie die Nordfranzosen, Engländer und Skandinavier in Balladen und Romanzen das meiste gethan.

Außer den Hohenstauffen sind auch noch andre Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und mehrere hundert deutsche Ritter als Minnesänger bekannt. Der größte von allen war Walther von der Vogelweide, der an Geist, Tiefe des Gefühls, Klarheit der Gedanken, Meisterschaft der Sprache, des Verses und Reimes alle hinter sich läßt.

Die Erhaltung der schönsten Minnelieder mit den Nahmen ihrer Verfasser verdankt die Nachwelt dem edlen Ritter Rüdiger Manesse von Manek, Bürger in Zürich, der sie ums Jahr 1300 mit großem Fleiß gesammelt und in einer mit Bildern reich ausgestatteten Handschrift hinterlassen. Dieser Codex ist 1815 in Paris vergessen worden. Ein anderer Codex von Minnsliedern befindet sich zu Jena, kleinere in Heidelberg.

Deutsche Heldensage.

In jedem deutschen Stammvolk hatten alle Sagen sich erhalten von den Helden, die es groß gemacht, viele schon in geschriebenem Gedicht, andere so, daß neuere Dichter sie umgestalten konnten. Auch sie wurden von dem Strom der schwäbischen Poesie ergriffen. Es war aber nur der alte heimische Heldengeist in seiner eigenthümlichen wunderbaren Erhabenheit, der die ritterlichen Sänger anzog, und darum bestrebten sie sich, ihn unverfälscht zu bewahren. Ihre großen Heldengedichte sind daher nur im Allgemeinen von demselben poetischen Geist durchdrungen und in derselben blühenden Sprache gedichtet, wie die Minnelieder, doch eine andere Welt, die alte versunkne des Heidenthums, tritt uns darin entgegen.

Dieser Kreis von Gedichten ist in zwey großen Büchern niedergelegt, dem Buche der Niebelungen und dem Heldenbuch. Der Verfasser des ersten und herrlichsten von allen ist nicht bekannt. Unter den Dichtern des andern ragt Heinrich von Ofterdingen hervor. Innerlich sind sie verbunden theils durch die geschichtliche Verknüpfung der Helden und Begebenheiten, wie sie in der Völkerwanderung wirklich Statt gefunden. Ihr gemeinsamer großer Gegenstand ist Wirken und Tod der Helden. Daran knüpft sich aber wieder die Heldensitte, das häusliche Leben, die ganze eigenthümliche Welt der alten Zeit; selbst ihre Religion, zwar von den christlichen Dichtern in den Hintergrund geschoben, doch immer noch die wunderbaren Gestalten von Riesen, Zwergen, Naturgeistern heraufbeschwörend und mit Zauberwesen rings umgeben. Auch die großen Charakterzüge der verschwundenen Zeit, der stete Bruderkampf der deutschen Stämme und die erhabene Ansicht des gesammten Alterthums von seinem Untergange, sind in jenen Gedichten scharf und kraftvoll hingezeichnet. Jene einzelnen Kämpfe sind im Heldenbuch, ihr allgemeines Zusammentreffen zur wechselseitigen Vernichtung, im Lied der Niebelungen geschildert. Die poetische Geschichte geht aber genau den Gang der wirklichen. Die alten nordischen Kämpfe werden in den fränkischen Sagen von Sifrit und den sächsischen von Gudrun dargestellt und spielen nach Skandinavien hinüber. Die spätern Kämpfe der Völkerwanderung finden wir bezeichnet in dem Übergange der fränkischen Sifritsage zu der Burgundischen von den Niebelungen, zu der allgemeinen Sage von Etzel und den Hunen, und zu der gothischen Sage von Dietrich von Bern, an die sich wieder die Longobardischen, vom fabelhaften König Otnit reiht, die dann unmittelbar das Heldenbuch schließend, zu den spätern Heldensagen des Mittelalters und der Kreuzzüge den Übergang bildet. In die Mitte dieser vielgestaltigen Sagen, sie alles zusammenfassend, stellt sich das Niebelungenlied. Hier sind alle Helden der alten Zeit und alle Stämme und in ihnen alle Richtungen des alten Heldenlebens in einem einzigen ungeheuren Kampf zusammengedrängt, der mit allgemeiner Vernichtung endet. Die ganze Fülle des alten Lebens, mit allen seinen Tugenden und Helden, wird hier noch ein Mahl in einen Zauberring verbunden, und geht in ihrer Herrlichkeit unter, durch sich selbst, denn der Untergang war ihr verheißen und unabwendbar. Eben so bewundernswürdig aber, wie die Grundidee und geschichtliche Entwickelung im Liede der Niebelungen, ist die Kraft und Lieblichkeit seiner Sprache, also daß es in allen Stücken die andern deutschen Sagen übertrifft und die Krone aller Lieder dieses Kreises genannt werden muß.

Gerade die Bedeutung aber, die man den Helden beylegte, und die Gewohnheit des Volkes überhaupt, feuerte fortwährend an, auch die neuen Volkshelden zu besingen. So wurden die thatenreichsten Kaiser theils in lateinischen, theils in deutschen Liedern besungen, z. B. Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa. Auch einzelne Stämme priesen ihre Helden mit besonderer Vorliebe, z. B. Ernst von Schwaben, Heinrich den Löwen. Auch die Stammsagen berühmter Geschlechter blieben Gegenstand der Poesie und selbst der niedere Adel hatte die seinigen. Die der Welfen ist

schon erwähnt; die der Luxenburger ist uns in der bekannten Geschichte von der Melusine erhalten. Wenn sie eine allgemeine Richtung des Volkslebens aussprachen, so kamen sie in den Mund alles Volks, so die Sage der Grafen von Provence in der allgemein bedeutsamen Liebes- und Leidensgeschichte der schönen Magellona. Auch war kaum eine Tugend des Volks, die nicht wie in Legenden, so in Heldensagen verherrlicht worden wäre, z. B. die deutsche Treue in der Sage vom treuen Eckart.

Die Sagen von Carl dem Großen.

Während die ritterliche Heldenpoesie in jenen deutschen Sagen wesentlich den Geist der altgermanischen Zeit in sich aufgenommen, huldigte sie dem Geist des christlichen Mittelalters auf einer eigenthümlichen und, der weltlichen und geistigen Richtung des Mittelalters gemäß, auf einer doppelten Bahn. Einerseits wurde die Idee des Kaiserthums, die Gemeinschaft der Helden in dem herrlichen Völkerkranz um den höchsten Thron der Erde, anderseits der höhere geistige Zweck des Ritterthums, ein neuer erhabener Gegenstand der Poesie. Zugleich aber war das deutsche Volk im Mittelalter aus den engen Schranken der Heimath herausgetreten und hatte seit der Völkerwanderung mit den romanischen Völkern sich eng verbunden, seit den Kreuzzügen auch die reiche Welt von Asien sich aufgeschlossen. Darum verschmolz die Poesie der Deutschen, Römer, Griechen und Asiaten in eine einzige, so wie die Dichter selbst, die Ritter, in einer allgemeinen großen Gesellschaft in Europa und Asien zusammenhingen. Christliche Legende, Minne, deutsche Heldensage, altrömische Kaiserpracht, griechische Poesie, alle besondern, schönen Eigenthümlichkeiten der europäischen Völker und Länder, ferner arabische, persische, sogar indische Poesie und Eigenthümlichkeit verschmolz in der wunderbarsten poetischen Zauberwelt, die jemahls den Völkern aufgegangen. Der große Kreis aller ihrer Schöpfungen läuft aber in zwey kleinere Kreise auseinander, die wir die Poesie des Kaiserthums oder den Sagenkreis von Carl dem Großen und die Poesie des geistigen Ritterthums oder den Sagenkreis vom heiligen Graale nennen.

Die Poesie; die sich an die große Idee des Kaiserthums knüpfte und alle die herrlichen Erscheinungen des Mittelalters, die mit dem Kaiserthume zusammenhängen, umfaßt, wählte mit Recht, das Haupt und den Stifter derselben, Carl den Großen, zur Grundlage und zum Mittelpunct. Auf ihn häuft sie alle Größe, allen Glanz des Kaiserthums und alle derer, welche die Krone nach ihm getragen. Damit Einheit herrsche, sind die Thaten und Tugenden vieler späterer Kaiser auf Carl übergetragen und zum großen Hort gesammelt, der alle Herrlichkeit der Welt in sich vereinigt. Carl steht als Ideal und Muster eines Kaisers da. Um ihn her aber reiht sich der Heldenkranz, in welchem wieder die Bilder der besten spätern Helden und Fürsten ihren Platz finden. Sie theilen sich in die Thatkraft des Kaisers und sind sein Ausfluß, während ihm selbst größtentheils die erhabene, ja göttliche Ruhe der Macht zuerkannt wird. Ihre Thaten aber sind vorzugsweise gegen die Heiden und Ungläubigen gerichtet. Die Ritter des Lichts kämpfen mit den bösen Geistern der Finsterniß. Der große Gegensatz des ganzen Mittelalters ist hier vorzüglich hervorgehoben. Darum aber wird der größte Heldenruhm immer auf den Nahmen Rolands übergetragen, weil dieser Held unter Carl den Großen wirklich gegen die Ungläubigen gestritten, und das große Rolandslied vom Pfaff Conrad steht unter den andern dieses Kreises oben an. Der Thatenschauplatz ist aber immer die Doppelwelt der Christenheit in Europa und der Ungläubigen in Asien und Afrika und alle Wunder beyder Welten sammeln sich auf natürliche Weise um des Helden Kampf. In niederer Abstufung dem Gange der Geschichte folgend, schließen sich an diese Gedichte einige andere an, die das Kaiserthum nicht mehr auf seiner glänzenden Höhe, sondern schon im Verfall, die Helden nicht mehr im Dienst desselben, sondern im Kampf dagegen darstellen und die Empörung rechtfertigen. Sie sind von den romanischen Nationen ausgegangen, die sich wirklich vom Kaiserthum losgerissen. Das schönste von allen ist das große Gedicht von den vier Haimondskindern. In anderer Weise findet sich wieder ein Übergang von der Poesie des Kaiserthums in die des Papstthums und des alten römischen Kaiserthums. Die Stadt Rom ist hier der Mittelpunct, und wie erst diese Verbindung die Idee des deutschen Kaisers erzeugte, so erscheint auch das große herrliche Gedicht von der Herrlichkeit Roms unter allen Päpsten und unter allen römischen und deutschen Kaisern, die noch ungedruckte Kaiserchronik, als Vorgänger der übrigen Kaisergedichte, indem es schon im eilften Jahrhundert verfaßt worden. Es füllt die große Lücke zwischen Helden- und Legendenpoesie.

Die Sagen vom heiligen Graal.

Noch hoch über alles hinaus die geistige Richtung des Ritterthums den erhabensten Gegenstand der Poesie dar. Ihr großer Gedanke ist die Prüfung und das Aufsteigen des Helden zur höchsten geistigen Reinheit und Vollendung. Ein kräftiges, aber rohes thörichtes Kind tritt er in die Bahn, muß Tadel und Mühen dulden, unerhörte Gefahren bestehen, übernatürliche Werke der Kraft und des Muthes vollbringen, bis er die Rohheit abgeschliffen, über die Welt und sich nachdenklich geworden, edle Sitten, Ehrenhaftigkeit, Großmuth und Menschlichkeit gewonnen, bis

der Stern in der Brust aufgegangen, der ihm leuchtet auf der höchsten Bahn, der ihn in Entsagung alles Gemeinen, in Demuth vor dem Höchsten, in unwandelbarer Standhaftigkeit und ewiger Sehnsucht einem Ziele zuführt, das in Erkenntniß des höchsten und heiligsten Geheimnisses der Welt besteht, wodurch der Mensch geistig vollendet, ein Heiliger und Engel auf Erden wird. Der Gegenstand des Zieles ward symbolisch ausgedrückt in dem heiligen Graal, dem Gefäß des Abendmahls Christi, dessen Besitz durch jene Kraft und Entsagung errungen wurde, und dessen Wunderkraft den Besitzer über alle Menschen erhob. Diese Ansicht hat der tiefsinnigste und kraftvollste aller deutschen Dichter, Wolfram von Eschilbach, in seinen großen Gedichten Parcifal und Titurel ausgesprochen. Die Idee aber, die er in das Ritterthum hineintrug, hat eine noch höhere Bedeutung. Sie bezeichnet das Wachsthum des deutschen Volkes, überhaupt, sein Ringen nach immer höherer, geistiger Vollendung, den Geist seiner ganzen Geschichte von Anbeginn. Darum sind Eschilbachs Gedichte wahrhaft welthistorisch zu nennen. In der Form aber, das Erhabenste in der reichsten Mannigfaltigkeit der Rittergeschichte kunstreich verbergend, sind sie den großen Domgebäuden gleich zu stellen.

Eine andere große Richtung des Ritterthums, die Minne, hat im Sagenkreis des heiligen Graales ebenfalls ihren vollendeten Ausdruck gefunden in dem großen Tristan von Gottfried von Straßburg. Hier erscheint die Minne nicht mehr allein wie in den Minneliedern blos in den Gefühlen oder wie in den heiligen Marienliedern allein in ihrer höchsten religiösen Beziehung, sondern in allen Beziehungen zugleich, im regen Leben eines Ritterromans und in ihm ist aller Minnesang vollendet, wie im Parcifal der Heldengesang. Was deutscher Wille, deutsche Kraft je erstrebt, findet im Parcifal, was deutsches Herz und deutsche Liebe je Tiefes und Liebliches erzeugt, findet im Tristan seinen höchsten Ausdruck.

In dieser Weise hat das Mittelalter auf seiner Höhe sich selbst begriffen und darzustellen gewußt und die innerste Tiefe der deutschen Natur, wie sie durch alle Geschichte sich bewährt, mit dem goldnen Zauberschlüssel der Poesie sich aufgeschlossen. Nur wer an diesen Quellen geschöpft, mag sein Volk zu begreifen glauben.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Auf mannigfaltige Weise reihten sich an die erwähnten poetischen Kreise minder bedeutende Dichtungen an, moralisch-poetische Betrachtungen, Fabeln, Räthsel, Sinngedichte, Kriegs-Spott-Klagelieder, gereimte Chroniken. Zugleich ward sehr viel aus dem lateinischen und romanischen übersetzt, so die Geschichte Alexanders des Großen und des Äneas, die dem ritterlichen Sinn der Zeit entsprachen und viel romanische Novellen, darunter die schönste Flos und Blanceflos. Immer das Herrlichste ward von allen Völkern zugleich auf eigenthümliche Weise behandelt und die Erfindung ist oft streitig. Die Art wie die Deutschen aber den fremden Stoff ausbildeten, ihm einen neuen großen Sinn gaben, unterscheidet sie von allen fremden Dichtern. So haben sie zwar äußerlich die Geschichten des heiligen Graals von den Bretonen und Spaniern entlehnt, den erhabenen Sinn derselben aber erst selbst hineingelegt.

Bedeutend sind noch die Sängerkriege. Schon die Turniere führten auf einen ähnlichen Wettkampf im Gebieth der poetischen Waffen. Scharfsinn und Erfindungskraft fordert sich von selbst zum Streite, und der Ruhm weckte Nebenbuhler. Auch dem politischen Kampf der Zeit konnten die poetischen Waffen nicht ganz fern bleiben. Endlich gingen die deutschen Dichter verschiedene Wege der Poesie und augenblicklich haben sich die Sänger des deutschen Sagenkreises, denen des heiligen Graals, gleichsam als Nationaldichter den Weltdichtern gegenüber gestellt.

Alle wetteifernde oder zweyträchtige Kräfte finden wir nun in einem großen Kampfspiel mit einander ringen, das eben dadurch einen so großen Ruhm erworben, in dem Sängerkrieg auf der Wartburg. Landgraf Hermann von Thüringen versammelte die edelsten Sänger auf der Wartburg. Das waren: Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram vom Eschilbach, Bitterolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Osterdingen, Klingsor von Ungerland. Mit Räthseln und sinnreichen Fragen begannen sie an Scharfsinn, Witz, Schnellkraft und Tiefe des Geistes sich zu überbiethen. Dann erhob Heinrich von Osterdingen, den Ruhm Herzog Leopolds von Österreich und Wolfram von Eschilbach den des Landgrafen Hermann. Ohne Zweifel griff hier ein tieferer Zwiespalt ein. Gerade diese beyden Sänger hatten die zwey entgegengesetzten Richtungen der deutschen Sagenpoesie und der Poesie des heiligen Graales am reinsten ausgebildet, und wiederum wird der Partheyenkampf der Zeit zwischen Welfen und Gibellinen in ihren Gedichten bemerkbar. Darauf deuten schon die Nahmen der rheinisch-deutschen Niebelungen und der italienisch-gothischen Wölfinger, und ein Gedicht des Heinrich von Osterdingen, der kleine Rosengarten, spricht sich so partheyisch für die Wölfinger aus, daß man dabey neue politische Beziehungen mit Nothwendigkeit voraussetzen muß. Die Sage meldet, der Streit zwischen Wolfram und Heinrich sey so ernsthaft geworden, daß sie um den Preis des Lebens gesungen. Der Scharfrichter sey bereit gewesen, denjenigen von beyden auf der Stelle hinzurichten, der von dem

andern besiegt werden würde. Da sey der gewaltige Eschilbach mit seinen metallenen Klängen Sieger geblieben, Heinrich von Osterdingen aber sey durch die Zauberey des fremden Sängers und Schwarzkünstlers Klingsor von Ungerland gerettet worden. Dieser Kampf geschah in dem großen Saale auf der Wartburg, der noch heute vorhanden ist, im Jahr 1207.

James Scurry.

Seine Leiden während einer zehnjährigen Gefangenschaft in den Staaten des Hyder Ali und Tippo Saib.

Der Unglückliche, welcher seine unerhörten Leiden nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland selbst aufgezeichnet, war in der Grafschaft Davonshire in England geboren und trat schon mit sieben Jahren in den Seedienst. Das Fahrzeug, auf dem er sich 1781 einschiffte, ward von den Franzosen gekapert. Da er die Blicke eines französischen Officiers auf sich zog, war sein Schicksal etwas milder als das seiner Mitgefangenen, und er genoß manche Vortheile, die seine Lage erträglich machten. Allein der Officier, der ihn so menschlich behandelte, erkrankte und wurde nach Tranquebar an der Küste von Coromandel geschickt; vergebens bath er, daß man ihm den jungen Scurry zum Begleiter lassen möge. Eine halbe Stunde von der Küste hielt das Schiff, das Meer war sehr bewegt und mit Schaum bedeckt; dessen ungeachtet wollte Scurry den Versuch wagen, seinem Herrn zu folgen. In der Nacht ließ er sich an einem Seil ins Meer hinab. „Sobald ich im Meere war, schwamm ich unter dem Hintertheil des Schiffes weg, tauchte zuweilen und so lange ich konnte, unter, um die Aufmerksamkeit der Wache auf dem Schiff zu täuschen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte mich sehr, und als ich wieder aus den Wellen emportauchte, gewahrte ich das Schiff kaum mehr. Ein seidenes Tuch und zwey Roupies waren mein einziges Gut, das ich besaß. Dieser kleine Schatz war mir sehr beschwerlich; denn da ich den Wind von der Seite hatte, wehte er mir das Tuch oft ins Gesicht, so daß ich auf dem Rücken schwimmen mußte. Ich näherte mich dem Ufer; aber etwa auf der Hälfte Wegs gewahrte ich ein Schiff, dem ich mich näherte, weil ich dort auszuruhen hoffte. Alle meine Anstrengungen waren aber vergebens, weil mich das Tuch, das um meinen Hals gewunden war, daran hinderte. Ich mochte nur etwa zehn Minuten vom Schiff entfernt seyn; sobald ich mich näherte, kam mir das unglückliche Halstuch immer ins Gesicht. Ich erschöpfte mich vergebens; ehe ich indeß der Hoffnung entsagte, die mir so nahe war und Ruhe verhieß, kehrte ich meinen Rücken gegen den Wind und streckte mich auf dem Wasser aus, um meine Kräfte wieder zu sammeln. Indeß entfernte sich das Schiff von mir; ich wußte nicht mehr, was ich thun sollte, und gab mich den Wind und den Wellen preis. Da erblickte ich mehrere Schiffe in die Nähe der französischen Flotte; ich nahm die Richtung dahin und fing an wieder Hoffnung zu schöpfen. Alsbald befand ich mich in der Nähe eines jener Schiffe; ich schwamm hinter ihm her, näherte mich ihm so gut als es gehen mochte, und faßte einen Kahn, wo ich ausruhte. Ich sah hinten am Tauwerk einen Mann, der eingeschlafen war, ich rief ihm; er wachte auf und nahm mich mit der größten Menschenfreundlichkeit in seinen Kahn. Dank sey der göttlichen Vorsehung, ich fand endlich einen Platz, wo ich ausruhen konnte. Ich bath den edeln Mann (das war er, ich fand ihn so), er möge mich an Bord des Schiffes bringen. Er zog den Kahn hinter das Schiff, ich nahm die Leiter, und von ihm unterstützt stieg ich hinauf und setzte mich auf einen Balken hin. Ich war nicht lange da, so kam der Bootsmann mit tausend Schwüren gegen mich; denn er hatte erfahren, daß ein junger Engländer am Bord sey. Ich war damahls noch nicht ganz sechzehn Jahre alt; aber das galt damahls für keine Entschuldigung bey dem Ungeheuer in Menschengestalt; meine Blöße, die Dunkelheit der Nacht, das sturmbewegte Meer, und eine Küste, die von Hayfischen wimmelte, machten keinen Eindruck auf das Gemüth des Grausamen. Ich bath, ich beschwor ihn, mich nur einige Minuten länger da zu lassen; alles war vergebens. Er schwur es hoch und theuer, daß wenn ich das Schiff nicht augenblicklich verlasse, er mich davon herabstürzen werde. Verzweiflung trieb mich, und ich stürzte mich wieder ins Meer. Dem Unmenschen wars nicht genug, als ich wieder im Wasser war, sandte er mir die Ladung einer Kanone nach. Ich fürchte nur, daß der arme Matrose wegen seiner Menschlichkeit gegen mich gestraft worden; doch ja, es gibt eine bessere Welt, als diese ist. Da war ich wieder in Kampf mit den Wogen. Es war noch alles dunkel und der Wind war frisch. Ich war so vorsichtig gewesen und hatte im Kahn das Halstuch abgelöst, in dessen Zipfel ich die zwey Roupien eingewickelt hatte; ich band es um meine Lenden. Das Schiff, welches ich verlassen mußte, war ein Dänisches gewesen; ich wußte aus seiner Lage, daß in geringer Entfernung noch ein anderes sey; der Gedanke belebte mich und gab mir wieder Hoffnung. Ich durfte keine großen Anstrengungen mehr machen; Wind und Meer waren günstiger. Mit Anbruch des Tages sah ich das Schiff und ich schwamm an seiner Seite hin. Die Matrosen waren gerade am Castell beschäftigt und da sie mich sahen, warfen sie mir ein Seil herab; ich befestigte

es um meinen Leib und sie zogen mich zu meiner großen Freude hinauf an Bord. Ich wurde hier auf das menschenfreundlichste behandet. Aber ach, bald schwanden diese Freuden! Sie erfrischten mich mit dem Besten was sie hatten, und thaten mich in das Zimmer des Schreiners. Ich schlief ein; bald wurde ich geweckt und benachrichtigt, daß ein französisches Schiff nahe. Es war das, von welchem ich geflohen, der Flamand mit 150 Kanonen; dieß war eine traurige Nachricht für mich. Die menschenfreundlichen Dänen verbargen mich, aber der Kapitän lieferte mich den Franzosen aus. Der Französische Kapitän ließ mich vor sich kommen, er erfuhr, wer ich sey und befahl mir ihm zu folgen, und ich mußte gehorchen."

Ungefähr sechs Monathe befand sich Scurry als Gefangener an Bord des französischen Schiffes; darauf wurde er mit 150 andern Gefangenen zu Caddalore an der Westküste von Bengalen ans Land gesetzt. Der französische Admiral lieferte sie dem Hyder Ali aus, worauf sie nach Chillembroam, einer Festung dieses Tyrannen gebracht wurden. Die Drangsale ihrer Gefangenschaft waren groß, und sie wurden noch vergrößert, da einige unter den Gefangenen den Versuch zur Flucht gemacht hatten. Der Lieutenant Wilson; der das Komplott zur Flucht geschmiedet hatte, wurde mit Tamarindenruthen gepeitscht, darauf ward sein Rücken mit Zucker bestrichen und er den versengenden Strahlen der Sonne bloß gestellt. Die übrigen Gefangenen wurden in Ketten geschlagen, und in eine Festung gesperrt unter doppelter Wache. Zwey Monathe verharrten sie in diesem Zustande, und dann wurden sie Paarweise nach Bangalore, einer festen Stadt in Mysore, geführt; die meisten hatten nicht einmahl Schuhe. Kamen sie an den Ort, wo sie Rast halten durften, ließ man sie oft Stunden lang ohne einen Bissen Nahrung, und wenn sie übermannt von Müdigkeit ein wenig ausruhen wollten, weckte man sie durch Flintenschüsse.

Als sie zu Bangalore angekommen waren, wurden 52 Engländer, wovon der älteste nur 17 und der jüngste 12 Jahre hatte, aus ihren verschiedenen Gefängnissen gezogen und in ein Corps vereinigt. Man durchsuchte alle sehr sorgfältig, ob sie keine Messer oder Scheeren hätten; sie erhielten dann bessere Nahrung; mit den Zähnen, oder Fingern oder einem Stück Schiefertafel zerschnitten sie die Fleischknochen, die man ihnen vorwarf. Man gab ihnen zu verstehen, daß sie bey Hyder Ali in großen Gnaden stünden und daß er sie für seine Kinder ansehe: sie würden bald in seine Hauptstadt geführt werden. Das letztere geschah auch und sie brauchten 9 Tage, bis sie Seringapatam, die Hauptstadt von Mysore, erreichten. Sie machten nur leichte Tagemärsche und erhielten Nahrung im Überfluß. Diese gute Behandlung daurrte fort, auch nach ihrer Ankunft in Seringapatam. Ungefähr nach einem Monathe erschien ein europäischer Renegat, Nahmens Dempster, und erklärte ihnen, was das endliche Resultat dieser besondern Aufmerksamkeit seyn werde. Es wurden die Barbers und Getiers, geschickte Possenspieler, von Madagascar herbeygerufen und in zwey Stunden waren alle jungen Gefangenen Mahomedaner. Ein einziger starb an der Operation.

Nach Verfluß einiger Wochen unterwarf man sie einer andern Probe des Islamismus. „Man brachte, erzählt Scurry, 4 große Kessel auf den Platz, denen die Fakirs oder Priester folgten, dann die Schulmeister und eine lange Procession; dieß geschah, um das Werk zu vollenden und wahre Kinder des Propheten aus uns zu machen. Jeder Kessel war halb voll Wasser, das man gewöhnlich warm hält. Der Grund dieser Ceremonie, wie wir nachher erfuhren, war, daß wir früher zu viel Schweinfleisch genossen hätten, also unrein seyen. Es war keine kleine Unterhaltung für die müßigen Zuschaurr, wenn wir so aus den halbglühenden Kesseln heraussprangen. Die Fakirs betheten, unterbrachen dann ihre Ceremonien, und bedeuteten den Wachen, zwey von uns zu fassen, die in den Kessel kommen sollten, darauf wieder zwey andere und so ging es fort. Es war gut für uns, daß dieß lange dauerte; denn zuletzt war das Wasser im Kessel kalt, und man konnte es so lange aushalten, bis der Fakir sein Gebeth verrichtet hatte. Diese Handlung wurde drey Tage nach einander mit uns vorgenommen und dann wurden wir als Kinder des Propheten und Günstlinge des Nabob begrüßt."

„Wenige Tage nach unserer Bekehrung starb Hyder Ali. Er hatte ein Geschwür am Rücken und täglich wurden mehrere Sclaven hingerichtet, um ihre Leber auf das Geschwür des Tyrannen legen zu können. — Da Tippo Saib Hyder Ali's Sohn, zur Regierung kam, bildete man aus den jungen Engländern eine Compagnie und übergab das Commando Dempstern. Eine sonderbare Ceremonie fand statt, als Tippo Saib das erste Mahl das Mausoleum seines Vaters besuchte. Indem er durch die Pforte Gangam drang, kam er zwischen einen Ochsen und Menschen durch, denen in dem gleichen Augenblick der Kopf abgeschlagen wurde." — Die jungen Engländer wurden vier Sclavenbataillonen einverleibt, wo sie täglich den Mißhandlungen Dempsters ausgesetzt waren. Da sie ein Mahl 48 Stunden ohne Nahrung gewesen, beklagten sie sich bey einem Officier des Gouverneurs; allein man hatte diesem beygebracht, daß sie an sein Leben wollten. Da wurden sie umringt; man band ihnen die Hände auf den Rücken und ein starker Mann

stützte sein Knie gegen ihre Schultern, um die Stricke desto fester zusammenziehen zu können und so wurden sie ins Gefängniß geworfen. Die Schultern wurden ihnen fast verrenkt, und viele trugen die Merkmahle dieser Barbarey noch lange Jahre nachher. „Die Haut war auf unserer Brust so gespannt, wie auf einer Trommel, sagt Scurry, und wenn nicht der Durga oder Feldscheerer (auf seine Gefahr hin) so menschlich gewesen wäre und in der Nacht die Stricke etwas loser gebunden hätte, so würden wenige von uns den folgenden Morgen erlebt haben." Am folgenden Tag ließ man sie los, schor ihnen aufs neue das Haupt, durchlöcherte ihre Ohren und drückte ihnen das Brandmahl der Sclaverey auf, unter Androhung der schwersten Strafen, wenn sie je englisch untereinander redeten.

Von den Officieren, die Scurry um diese Zeit zu Seringapatam sah, starb der Oberst Bailey an Gift, dem Kapitän Rumney und andern wurden die Hälse abgeschnitten. Der General Mathews wurde mit Milch vergiftet. Vor seinem Tode machte er noch sein Testament; er schrieb mit einer Gabel oder Nadel auf eine Zinnplatte: er habe 330,000 Roupies von den Christen zu Malabar geliehen, zum Unterhalt seiner Truppen, welches er der englischen Präsidentschaft zu wissen that. — Die Platte kam in die Hände des Gouverneurs, der Scurry rufen ließ, um die Sache zu entziffern. Scurry that es, aber so lange er lebte, bereute er diese Handlung bitterlich. Denn Tippo ließ mehr als 30,000 Unglückliche tödten, da er dieß Geheimniß erfahren. Die schönsten Christentöchter wurden in sein Serail geschleppt; verweigerten es die Väter, so schnitt man ihnen Nasen, Ohren, oder die Oberlippen ab, setzte sie verkehrt auf einen Esel mit dem Schwanz in der Hand und führte sie in den Arsenalen des Tippo herum; 26 überlebten diese Verstümmlung.

Tippo Saib kannte keine Rücksicht bey seiner Grausamkeit; das geringste Vergehen wurde mit Verstümmlung oder Tod bestraft. Oft sah man 2 — 300 Nasen auf öffentlichem Markt zum Verkauf ausgesetzt. — Viele gefangene Seeleute wurden nach Seringapatam geschleppt, wo sie strenge arbeiten mußten, und Nasen, Ohren oder Leben verloren. Ein Sergent-Major unterhielt sich eines Tages damit, daß er eine Landschaft abzeichnete; er wurde mit acht andern an demselben Baum gehenkt, wo er die Zeichnung aufnahm. Auch Dempster erhielt zuletzt seinen verdienten Lohn und wurde hingerichtet. Um die Gefangenen noch mehr zu schrecken, wurden neun große Käfiche gebaut und in jedes ein gewaltiger Tiger gesperrt; hier führte man sie dann vorbey. Viele wurden diesen Bestien vorgeworfen.

Unter andern Qualanstalten hatte er auch ein künstliches Pferd bauen lassen. Der Sattel desselben war mit langen emporragenden Nägeln besetzt. Sobald man sich auf dasselbe setzte, sank die Maschinerie ein und die Nägel drückten sich tief in den Steiß ein. — Eine andere Art, die Unglücklichen zu strafen, bestand darin, daß man sie an die Füße eines Elephanten band, welches so geschah: Man band ihnen die Arme oberhalb am Ellenbogen hinter dem Rücken zusammen; vermittelst eines Strickes, mit dem man ihre Füße an den Knöcheln fest band, wurden sie an die Füße des Elephanten angeschlossen. Der Rücken blieb so dem Thiere zugekehrt, und in dieser Lage mußten sie oft eine Stunde warten, ehe die Execution begann. Die Entfernung, in der sie vom Elephanten waren, betrug etwa 18 Schuh, und beym ersten Schritt, den der Elephant machte, fielen die Unglücklichen (es wurden immer ihrer mehrere miteinander so bestraft) mit dem Gesicht auf dem Boden. So wurden sie fortgezogen, bis sie starben, und oft konnte man keine Spur des menschlichen Antlitzes mehr entdecken.

Die reichen Braminen waren stets der Raubsucht und Grausamkeit Tippo's ausgesetzt. Man stach sie, geißelte sie, und stieß ihnen während dieser Zeit, Nadeln in den Leib. Wenn sie ihre (oft vermeintlich) verborgenen Schätze nicht herausgeben wollten, sperrte man sie in eiserne Käfiche und schloß sie in ihren Pagoden ein. Man gab ihnen täglich ein Halbpfund Reis und Salz, aber keinen Tropfen Wasser. Sie starben in wenig Tagen an den schrecklichen Qualen des Durstes.

Im Frieden von 1784 wurde ein Theil der Gefangenen von Seringapatam nach Madras gebracht; allein Scurry und seine Gefährten wurden vergessen. Man warf sie in verschiedene Gefängnisse von Mysore, wo sie jeden Tag fürchteten, vergiftet zu werden. Tippo gebrauchte sie aber im Kriege gegen die Nizaas; und als der Krieg mit den Engländern wieder ausbrach, mußten sie gegen ihre Landsleute fechten. Da beschloß Scurry mit vier andern zu fliehen. Sie brachen in einer Nacht auf und machten sich fort. Auf der Flucht aber standen sie großes Ungemach aus; doch kamen sie glücklich in das Lager der Engländer, gerade zu der Zeit, da Lord Cornwallis Seringapatam durch Kapitulation in seine Gewalt bekam, und im Jahr 1793 kehrten sie nach England zurück.

Scurry war so an die indischen Sitten gewöhnt, daß er sie nicht mehr ablegen konnte. Auch fiel es ihm schwer, sich in seiner Muttersprache auszudrücken. Sein Körper war ganz mit Narben bedeckt und er sah keinem Europäer mehr gleich. Als er zu Hause ankam, kannte man ihn nicht mehr. Er trieb zuerst einen kleinen Handel, ward dann Inspector der Minen und starb zu Exeter 57 Jahre alt. Er hat seine ausgestandenen Leiden selbst beschrieben; das Buch enthält 268 Seiten und erschien im vorigen Jahre. Es wird ihm wohl niemand eine menschliche Theilnahme an seinem unglücklichen Schicksal versagen, Doch bedarf er sie jetzt nicht mehr; denn er wird in einer andern Welt, an die er so zuversichtlich glaubte, die gehofften Tröstungen gewiß erhalten haben.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 12. und Freytag den 14. October 1825.

(122 und 123)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 148 von 1824 dann 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, 98, 100, 101, 103, 105 und 113 von 1825.)

Coriolan.

Die bekannte Geschichte Coriolans ist hier in ein dramatisches Gemählde zusammen gestellt, welches die Idee aussprechen soll, wie in einem hochgesinnten Gemüthe, unedle Leidenschaften wohl Wurzel fassen können, aber bald durch edlere verdrängt werden. So wird Coriolan, der von Haß und Rache gegen seine undankbare Vaterstadt glüht, durch die Liebe zu seiner Mutter und zu seiner Gattinn und dann durch das Wiedererwachen der Liebe zu ebendem undankbaren Vaterland, durch das Andenken an dessen Größe und durch den Stolz ein Römer zu seyn, von seinem grausamen Vorsatze abgebracht.

Das römische Volk geräth in Aufruhr über den Kornmangel, wird aber von Menenius Agrippa besänftigt. Es erhält Tribunen. Die Volsker rüsten sich zum Kriege Cominius, Coriolanus und Titus Lartius ziehn als Feldherrn gegen sie. Coriolan verrichtet Wunder der Tapferkeit, und zum Lohne gibt ihm der Feldherr Cominius den Eichenkranz. Er kehrt im Triumphe nach Rom zurück, wo ihn der Senat zum Consul wählt. Vortrefflich ist Coriolans Benehmen geschildert, wie er die geringen Bürger um ihre Stimmen bittet. Er verachtet sie wegen ihrer Feigheit im Kriege; sein Stolz erlaubt ihm nicht, sich zu der herkömmlichen Demuth herabzulassen, und dennoch trotzt er ihnen ihre Stimme ab. Das beständige Herumtreiben der Menge und ihr Wankelmuth ist hier ebenfalls unnachahmlich dargestellt, wie bey Antonius Leichenrede Cäsars, oder wie das Volk, trotz der anerkannten Verwechslung des Verschwornen Cinna und des Poeten Cinna, den letzteren dennoch, „für seine schlechten Verse" zerreißt — wie es sich zu und von dem, durch York angestifteten Rebellen Hanns Cade wendet. ꝛc. ꝛc.

Die beyden Tribunen Sicinius und Decius Brutus bringen die Bürger dahin, ihre Stimmen zu wiederrufen. Im Zorn darüber schmäht Coriolan das Volk, nennt es feigen und elenden Pöbel, und tadelt den Senat laut, daß er demselben unentgeltlich habe Korn austheilen lassen, sprechend, man müsse es durch Hungersnoth zügeln. Auch will er die Würde der Tribunen abgeschafft wissen. In Wuth darüber dringt das Volk auf ihn ein, um ihn vom tarpejischen Felsen herabzustürzen. Seine Freunde retten ihn noch vom Tode, indeß wird er einmüthig von den Tribunen und dem Volke aus Rom verbannt. Er geht zu dem Feldherrn der Volsker, Tullus Aufidius und bringt mit diesem bis an die Thore von Rom. Durch die Thränen seiner Mutter und seiner Gattinn bewogen, geht er zurück, und wird dafür von dem sich betrogen achtenden Aufidius und deren Anhängern ermordet. —

Shakespeare hat sich in dem ganzen Stücke, treu nach der Geschichte gehalten, und besonders Plutarchs Lebensbeschreibung Coriolans, nach der alten englischen Übersetzung von Thomas Vorth vor Augen gehabt. Er hat alle fremdartigen Zuthaten und willkührlichen Voraussetzungen ausgeschlossen, und dennoch den Bedürfnissen der Bühne Genüge geleistet. Diese scheinbare Einfachheit verräth eine seltene Kunst der dramatischen Behandlung, da Shakespeare von der Geschichte nicht abweicht, aber dennoch jeden Umstand derselben in ein helles poetisches Licht zu hüllen weiß. Eine abgerissene Reihe von Begebenheiten aus der römischen Geschichte, wird in ein schönes, zusammenhängendes Ganzes verschmolzen, und das öffentliche Leben des alten Roms erscheint vor unsern Augen in der mannigfaltigsten, bewegtesten Form, mit kühnen aber immer wahren Zügen geschildert. Anachronismen und Fehler gegen das Costüme kommen manche vor; doch hat Er sie meist absichtlich beybehalten, da sie großen Effect machen. Einige haben ihm die Hyperkritiker sehr scharf aufgehoben. So gibt er den römischen

Kriegern Mützen im Felde, was wohl bey dem herum schwärmenden Pöbel auf dem Forum seyn konnte. So läßt er auch das römische Heer, beym Schalle der Trammeln ins Feld ziehn. Der Feldherr Cominius spricht von dem ältern Cata, der doch mehr als hundert Jahre später lebte, den Shakespeare aber, offenbar als Gattungsnahmen brauchen wollte, als Versinnlichung der erblichen Catonischen Tugend, des störrigen Republikanismus, et cuncta terrarum subacta, praeter atrocem animum Catonis, — victrix caussa diis placuit, sed victa Catoni, — Regulum et Scauros et animae magnae Prodigum Paullum superante poeno et Catonis nobile lethum! — So nennt Shakespeare auch in Heinrich VI. den doch um ein volles Jahrhundert spätern Machiavell, als Gattungsnahmen, als spezifische Bezeichnung einer persidia plus quam punica. — Dergleichen kleine Unrichtigkeiten treffen sich häufig in allen shakespear'schen Stücken, gewiß sehr oft von dem Dichter nicht ohne Grund beybehalten. Sie können wohl auf einen Augenblick die Illusion des Lesers stören; aber das lebhafteste Gefühl an Shakespeares unsterblichen Schöpfungen sicher nicht schwächen. Diese vermeintlichen Flecken des Stücks werden durch viele herrliche Schönheiten weit aufgewogen. Einige Scenen ahmen die lebendigste Wirklichkeit nach. Die beyden andern Stücke Shakespeares aus der römischen Geschichte: Julius Cäsar, dann Antonius und Kleopatra stehen dem ungeachtet höher. —

Es wird gewiß nicht uninteressant seyn, den Coriolan Shakspeares mit dem Coriolan unsers vaterländischen Dichters Heinrich Collin zusammen zu stellen, hinsichtlich des Baues nähmlich, denn wer hielte wohl mit jenem in allen Jahrhunderten Unerreichten, eine eigentliche Vergleichung aus? — Das Stück Collins beginnt gleich mit der Verbannung Coriolans. Diese Scene selbst wird uns aber nicht vor Augen gestellt, wie bey Shakespeare; sondern wir erfahren sie zuerst durch Minutius, der sie der Mutter und der Gattinn Coriolans hinterbringt. Darauf kömmt Corialan selbst, nimmt Abschied und verläßt Rom. Der Gedanke, sich mit Hülfe der Volsker an dem römischen Volke zu rächen, ergreift ihn hier zuerst. Er führt ihn aus, und erhält von den Volskern den Oberbefehl des Heeres. Imposant ist die zweyte Scene des dritten Aufzugs, wo die römischen Gesandten, Minutius und Sulpitius an ihrer Spitze, zu Coriolan kommen, besonders dessen Unterredung mit seinem alten Lehrer Sulpitius. Nicht minder glücklich ist die schwierige Scene, wie Veturia ihren Sohn zum Rückzuge bewegt, ausgeführt und große Kunst dabey entwickelt, aber diese Unterredungen sind doch alle nur schöne rhetorische Chrien, ohne eigentlich dramatischen Grundkern, ohne eine wahre successive Progression und ähneln noch immer einer vortrefflichen Übersetzung aus dem Französischen, durch einen mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit im classischen Alterthum gebildeten Geist. — Bey Shakespeare ist jene Scene weit natürlicher, und spricht mehr zum Herzen. Collins Coriolan, nicht im Stande, gegen die Bitten der Mutter Rom zu stürmen und es den Volskern preis zu geben, will Frieden. Da aber dieß gegen den, den Volskern zugeschwornen Bundeseid ist, so stürzt er sich, (gegen die Geschichte) um diesen nicht zu brechen, in das eigene Schwert. — Collins Trauerspiel zeigt uns den Kampf der Leidenschaften in dem Busen eines Helden, der dem Sturme derselben erliegt, den Kampf des Rachgefühls mit kindlicher Liebe, der durch Dankbarkeit und heiligen Eid gebothen Treue gegen den Bundesfreund, mit der Pflicht gegen das Vaterland. So vortrefflich es ist, entfaltet es doch bey weitem nicht so viel Handlung, nicht so viele Verschiedenheit in der Zeichnung der Personen, als Shakespeares Stück, das deßwegen ein unendlich bewegteres, regeres Leben hat. — Mit dem IV. Act Collins, ist eigentlich schon Alles aus. — Der V. Act Collins ist ein hors d'oeuvre, eine kasuistische Grübeley jenes Helden aus der ersten, rauhen Römerzeit, wobey bald die Jansenistischen, bald die Molinistischen Positionen, in ihm die Oberhand gewinnen, und zuletzt der Selbstmord, gar nicht mehr als ein Werk der Kraft und der Selbstdevovirung für Roms Rettung erscheint, auch keine wahre Nemesis in sich schließt.

Es ist übrigens Thatsache, daß Heinrich Collin als er seinen Coriolan schrieb, (der am 24. November 1802 zum ersten Mahl auf der Burgbühne durch Lange, Koch, Brockmann, durch die Roose und Nouseul, Coriolan, Minutius, Sulpitius, Volumnia, Veturia, classisch dargestellt wurde) den Shakespeareschen nicht gelesen hatte. — Sein würdiger Bruder Matthäus, verbürgt dieß übrigens nicht so leicht glaubliche Factum; allein man war damahls schon ziemlich gelehrt, wenn man von Shakespeare nur kannte, was auf dem Theater erschien. Coriolan war nicht in dieser Zahl und überhaupt unter die geringern Stücke jenes Ehrfurcht gebiethenden Genius gezählt, wie denn die englische, spanische und italienische Poesie, (kaum etwa Pope, Swift und Tasso ausgenommen) zu den unbekannten Größen gehörte, ja selbst Goethe, Tieck und die beyden Schlegel, das papierne Faß des Franzosenthums und des gottschedischen Philisterthums nur langsam durchbrechen konnten! — Collin selbst meint in seinen zerstreuten Blättern über die alte und neuere Be-

Handlungsart der Tragödie: — „wenn er die Volksversammlung wirklich hätte vorgehen lassen, einen Sicilius, Junius, Minutius, Valerius auf der einen und andern Seite als streitende Parteyen aufgestellt, Figuren im stärksten Lichte, die späterhin in Schatten kommen, ja ganz verschwinden mußten: wie unwilig hätte sich der Zuschauer das ganze Stück hindurch nach Rom gesehnt! Er hätte nicht die Ruhe gehabt, den Gemüthsbewegungen Coriolans zu folgen"!! — Achtung und Dankbarkeit für den edlen vaterländischen Dichter, erlaubt uns nicht, darüber zu grübeln, was alles in diesem Geständnisse liege? Was aber den Zauber und die Allmacht der Charakteristik und der Volksscenen anbetrifft, so sehen wir in der an den Volkern aufgestellten Scala, von dem doctrinären Tullus, dem weichen Volturio, dem stürmischen Lucumo, dem kindlich reinen Marcus, bis zu den Wichten Aruntius und Porus, doch nur ein, nach den Recepten der „Classiques", mit Würde und Verstand zusammengefügtes Bild. — An Volksscenen hat der Deutsche doch auch in Egmont und Götz, Herrliches aufzuweisen.

In der Charakterschilderung Coriolans folgte Shakespeare ganz dem Plutarch. Er gab uns diesen Helden, wie er war, durch keinen erdichteten Zug verändert. Es ist gewiß sehr schwierig, Personen einer andern Zeit, eines andern Volkes lebendig zu zeichnen, und besonders sind die meisten neuern Dichter in der Schilderung von Helden aus der römischen Geschichte verunglückt. Sie gaben uns nicht Menschen mit menschlichen Leidenschaften, sondern Wesen ohne wahres Gefühl, die aber stets in einem furchtbaren Übermaße matter Erregung dahin brausen. Nicht so Shakespeare. Bewundernswürdig weiß er jederzeit die Individualität der Zeit, des Volkes, der Personen zu erfassen und darzustellen. So lernen wir den Coriolan sogleich als den tapfersten Krieger Roms kennen, als einen Liebling der Patrizier und des Heeres. Seine glänzenden Waffenthaten werden vor unsern Augen ausgeübt, wir sehen ihn, wie er sich muthig in die Gefahr stürzt und sie als Sieger überwindet. Welche lebendigen Züge erhält nicht dadurch Coriolans Bild? Man denke sich alle diese Scenen hinweg, so vernehmen wir den Kriegsruhm des Helden vielleicht aus prunkenden Erzählungen oder übertriebenen Lobsprüchen. Welchen Eindruck würde das auf uns machen? Coriolan ist aber auch des Vorzugs seiner Tapferkeit sich so wohl bewußt, daß er nichts mehr haßt als Feigheit. Deßwegen verachtet er die feige Menge mit dem herbesten Stolze; und auch diese Schattenseite seines Charakters wird unsern Augen nicht entzogen. Er ist von der heftigsten zornigsten Gemüthsart. Wilde Leidenschaften können sehr leicht in seiner Seele erregt werden.

Ein unversöhnlicher Haß wüthet, ein heißes Rachegefühl glüht in ihm; und er hört, von diesen Leidenschaften getrieben, auf liebenswürdig zu seyn, besonders dann, als er sich gegen die innigen Bitten seines alten Freundes Menenius so unbeugsam zeigt. Auch seine Härte und Lieblosigkeit gegen das gemeine Volk sind uns zuwider. Dieser Nachtseite seines Charakters entgegen, strahlen einige glänzende Eigenschaften, als Tapferkeit, Freygebigkeit, Großmuth, Dankbarkeit und Liebe. Bey all seinem Stolze hat er auch Bescheidenheit genug, die hohen Lobsprüche des Senats, des Cominius und des Menenius abzulehnen, obwohl auch diese Bescheidenheit mehr dem Stolze ähnlich ist. Die Scene wie Coriolan, aus seiner Vaterstadt verbannt, gerade zu seinem Todfeinde Aufidius flieht, ist erhaben tragisch. Es ist die schönste Scene des Stückes. Auch hat sich Shakspeare in derselben fast wörtlich nach Plutarch gehalten. Wie rührend ist nicht auch die Gewalt der Dankbarkeit und der Liebe über Coriolans starkes Gemüth geschildert?

Collin hat diesen Charakter viel edler dargestellt, aber minder der Natur und der Geschichte gemäß. Er läßt den Coriolan vor unsern Augen den Bundeseid mit den volskischen Feldherren beschwören, und zeichnet ihn dann, wie er zwischen der Erfüllung dieses Eides und zwischen Vaterlands- und kindlicher Liebe schwankt. Denn entweder muß er seinen Schwur halten, und die Vaterstadt, Mutter, Weib und Kinder verderben, oder für immer treulos und bundbrüchig erscheinen. Da gibt es nun für ihn keinen Ausweg mehr als den Tod. Diese Motivirung ist zwar sehr glücklich gewählt. Collin zeichnet aber seinen Helden, bey weitem nicht mit so lebendigen, glühenden Farben, wie Shakspeare.

Der Charakter des alten Satyrikers Menenius Agrippa ist beynahe ganz eine Schöpfung des Dichters, da ihm die Geschichte keine andern Züge zu diesem Gemählde gab, als daß Menenius ein friedfertiger, rechtschaffener Mann, und ein Freund des Volkes war. Der Dichter begeht aber einen Fehler in der Chronologie, indem er den Menenius in seinem Stücke auftreten läßt. — Dieser war schon früher gestorben, ehe Coriolan Rom belagerte. Menenius erscheint als der Mittelsmann zwischen den Patriziern, (deren Sprecher Coriolan ist,) und dem Volke. Er genießt bey beyden das größte Ansehn. So beruhigt er bald jede Unruhe. Er liebt den Coriolan wie seinen Sohn, und rühmt allenthalben die Thaten desselben. Daher glaubt auch der gutmüthige Greis, niemand als er, könne den Zürnenden versöhnen, und es ist

ihm schon höchst unbehaglich, als er sich von den volskischen Wachen zurückgewiesen sieht; es freut ihn, daß Coriolan erscheint, von dem er sogleich den freundlichsten Empfang erwartet. Da dieß nicht erfolgt, bricht der Greis in die wehmüthigsten Klagen aus. — Man vergleiche damit bey Collin, die schöne Scene zwischen Coriolan und seinem greisen Lehrer Sulpitius, und man wird finden, daß diese bey weitem nicht so viel Leben und Laune athmet, dafür aber in höherem Geiste gehalten ist, der altrömischen Größe mehr angemessen, dem Geist und der Größe nähmlich, wie sie in den spätern Zeiten des Verfalles, und der Kaiser üblich war, etwa Marcaurels, der selbst aus der Stoa, Collegien hielt? — Longin, der Philosoph Zenobias, mag so gesprochen haben, wie hier Sulpitius, aber niemand aus der alten Zeit, wo die beschimpften Consuln den Samnitern ausgeliefert wurden, wo Mecianus sein Weib erschlug, weil sie Wein gekostet, wo Cincinnat, Curius, Regulus, hinter dem Pfluge gingen, und die Lentulus, die Fabius, die Pisonen, von ihren Linsen, Erbsen und Bohnen, den nachmahls durch die Titel der überwundenen Nationen verlängerten Nahmen führten. — Sehr wahr ist, was Gibbon und Johannes Müller von den Einflüßen der Stoa meinen. Die Stoiker hätten nähmlich besser gethan, die Leidenschaften leiten, als sie tilgen zu wollen, sie hätten besser gethan zu bedenken, daß zur Bildung eines nachdrucksvollen und gleichwohl unter die sonderbare Verfassung biegsamen Charakters, mehr kräftiges Genie erfordert werde, als gewöhnlich der Antheil ruhiger Seelen ist. — Stagnation ist der Tod, — und eben daß der colossalische Körper des römischen Reichs keine Seele mehr hatte, war der Grund seiner Auflösung. — Indem die stoische Moral Vorschriften gab, die den meisten Menschen zu hoch sind, veranlaßte sie einerseits viele Heucheley, anderseits, daß mancher an der Möglichkeit einer, solche Reinheit erfordernden Tugend ganz verzweifelte. — Diese Weisen waren etwas zu kalt metaphysisch, sie verbreiteten mehr helles Licht, als ein, die Keime des Lasters verzehrendes Feuer.

Tullus Aufidius, der Feldherr der Volsker, ist nur mit wenigen Zügen gezeichnet. Er ist selbst sehr tapfer, doch da er stets von Coriolan überwunden wird, so schwört er ihm den tödtlichsten Haß. Indeß nimmt er später den Flüchtling gastfrey und edelmüthig auf. Seine Eifersucht über dessen glänzenden Kriegsruhm kann er nicht unterdrücken, und diese treibt ihn an, den römischen Gastfreund zu ermorden, den er noch überdieß für einen Verräther hält.

Die römischen Volkstribunen Sicinius und Decinius Brutus sind das Bild unruhiger Demagogen, die durch die verschiedensten Mittel den wankelmüthigen Haufen zu erhitzen wissen. Sie hassen den Coriolan aus Neid über seinen Ruhm, und biethen alle Künste auf, ihn zu stürzen, welches ihnen, bey seiner heftigen Gemüthsart nur zu leicht gelingt. Sie sind heimtükisch, trotzig und übermüthig auf ihre Macht. Als der verbannte Gegner sich so furchtbar rächt, fällt ihnen der Muth, sie werden zaghaft und wissen dem scheltenden Menenius nichts zu antworten.

In Coriolans Mutter hat der Dichter eine edle römische Matrone mit der höchsten Wahrheit geschildert. Sie ist stolz auf die Kriegsthaten ihres Sohns, den sie zärtlich liebt und den sie beständig anfeuert nach Ruhm und Ehre zu ringen. Mehr noch als ihn, liebt sie aber das Vaterland. Auch die Eingezogenheit, Sittsamkeit und sanfte Weiblichkeit von Coriolans Gattinn, ist sehr anziehend. Überhaupt ist es merkwürdig, wie schön und durchaus richtig der Genius Shakspeares den römischen Geist aufzufassen wußte. Man kleide diese beyden Frauen in was immer für Gewand, und nie werden wir die Römerinnen, in ihnen verkennen. Das Schöne und Große einer jeden Zeit, eines jeden Landes, ist des Dichters Eigenthum. — —

(Die Fortsetzung folgt).

Dankbare Erwiederung eines ungarischen Schriftstellers, welcher deutsch schreibt, an Herrn Johann von Csaplowits.

Es hat dem Herrn Johann von Csaplowits gefallen, in der Beylage Nr. 1. der neuen Pesther Zeitschrift „Iris" vom 30. July unter der Aufschrift „Freundschaftliche Erinnerung an unsere vaterländischen Schriftsteller, welche deutsch schreiben" eine Strafpredigt über mehrere, weder ungekannte noch ungeachtete Schriftsteller ergehen zu lassen, die sich im Jahr 1817 und 1818 des Verbrechens schuldig machten, ihre Ansichten über verschiedene, Ungarn betreffende Gegenstände in diesem Archive niederzulegen. Im heiligen Eifer für die „Ehre des Vaterlandes" die nothwendig dadurch gelitten hat, daß „Männer, welche sich mit der Literatur befassen, ins Ausland (!!) laufen, um dort ihren "Hader" auszumachen" ist der Redner ganz in den zarten Flötenton der bekannten Predigt in Wallensteins Lager verfallen, ohne jedoch seine Kraftausdrücke, so wie jene mit etwas Witz versetzt, doch einigermaßen genießbar zu machen.

Es wäre freylich für „das sehr beschränkte Lesepublicum des Archivs"— dessen größte Zahl (wie er meint) 3 bis 400 Pranumeranten ausmachen, „von ungemeinem Inte-

resse, wenn man ihm die ganze salbungsvolle Predigt in extenso liefern würde. Allein da es offenbar nicht der Mühe werth ist, „wegen einigen hunderten" so viel zu schreiben, als Herr von Csaplowits geschrieben, indem er „darauf gerechnet, daß die (in der Iris) vorgetragene Speise von vielen Tausenden genossen werden wird" begnügen wir uns, im Auszug dasjenige zu geben, was wir aus seinem Zornes-Wort, als andächtige, mit unserer Besserung ernstlich beschäftigte Zuhörer gelernt haben.

Das erste, worüber wir ein wenig den Kopf geschüttelt — aber in dem Gefühl der Superiorität des züchtigenden Lehrers sogleich jeden bösen Gedanken fahren ließen, war eine wunderbare Verwechslung des Textes. Denn statt der Worte des Gleichnisses zwischen dem Pharisäer und Publikan. „Ich danke dir o Herr daß ich nicht bin, wie dieser", deren Commentar die Diatribe eigentlich enthält, wäre es besser gewesen, das Gleichniß vom Balken und Splitter zu nehmen. — Wenigstens würde die Predigt „pikanter" geworden seyn, und wer weiß, ob nicht auch sie besonders wäre abgedruckt worden, wie dieß mit „den unschicklichen Streitigkeiten der Ungarischen Deutschen" im Archiv geschehen ist. — Wäre es nicht auch unschicklich, Jemanden ins Gesicht zu lachen, möchten wir dies billig über den Ausdruck „die ungarischen Deutschen" in dem Munde des Herrn von Csaplowits, des ungarischen Engländers thun, denn so nennt er selbst die Slaven in Ungarn, aus denen er entsprossen ist, im Hesperus, der deutschen Zeitschrift, die seine Debatten und Expectorationen enthält. Allein, nur ganz mäßig lächelnd, behalten wir die Bemerkung im Stillen, daß gerade Herr von Csaplowits, „seine vielfachen Expectorationen außer Landes erschallen zu lassen pflegte", daß er das meiste, was er je geschrieben, in deutscher Sprache verfaßte, und also „meistens nur von Ausländern" gelesen worden sey, wie er auch alle deutschen und slavischen Bewohner Österreichs, außer Ungarn zu nennen beliebt.

Wer auch in den, von mehr als einer Seite, als Material schätzbaren Csaplowitsischen Compilationen, gewohnt war, das wahrhaft attische Salz, die feinen Scherze aus den Pariser Salons, die manchmahl erschreckende Neuheit der Bilder zu bewundern, dann die vollendete Meisterschaft der deutschen Sprache, in welcher zu schreiben, Er immer vorzieht, obgleich er die deutschschreibenden Ungarn, als wahre Renegaten behandelt, mochte doch durch den Ton etwas überrascht seyn, mit dem die Fragen aufgeworfen werden. „Was wollten sie (die in dem Archiv 1817 — 1818 über den Zustand des Bauers in Ungarn geschrieben) damit? Wollten sie uns durch Zeitungen regieren? Wollten sie die Grundherrn in Ungarn unterrichten, und ihnen bessere Grundsätze beybringen?" — Ach ja freylich, dürfte es jenen obscuren Scriblern, die dort aufgetreten und zugleich alle selbst Grundherren sind, schwer fallen, auf diese schlagenden Witzworte zu antworten!! Aber sollte es denn zu naseweise seyn, wenn einer von ihnen die Fragen zurückgeben würde? Was wollte Herr von Csaplowits mit seinen, zum Theil von ganz andern arrière — pensées ausgehenden statistischen, ethnographischen und humoristischen Aufsätzen im vielgeliebten Hesperus? Wollte er uns in fremden Zeitungen eine Vorlesung halten? Wollte er die Staatsmänner Ungarns unterrichten und ihnen bessere Ansichten beybringen?

Aber noch ist es mit den rhetorischen Figuren im wahren Examinanden Ton nicht aus. Es folgen noch ein paar Fragen, die eigentlich als unwiderstehliche Sturmböcke, jene nicht hart genug anzulassenden Verbrecher, zu Boden strecken. „Warum schreiben sie — heißt es weiter — nicht Ungarisch oder Lateinisch? (!!)

So eindringend auch die Wahrheit, dieser aus den tiefsten Tiefen des Patriotismus und des Staatsrechts geschöpften Bemerkungen ist, so sehr wird sie noch dadurch gesteigert, daß auch sie, nicht etwa Ungarisch oder Latein, sondern auch deutsch und in einer deutsch-ungarischen Zeitschrift (Iris) geschrieben ist.

Endlich schließt der Epilog — damit das Beste ja zuletzt bleibe — mit einem Muster von Urbanität, indem jene Schriftsteller, über die sich die Zornes Schaale ergoß, mit dem Titel: „Ungezogener Jungen, die auf der Gasse schreyen", beehrt werden.

Es ist freylich ein Unglück, daß nicht Jedermann den feinen Ton des Herrn von Csaplowits besitzt, indeß dürften jene Männer — wenn man sie einzeln nennen wollte — doch auch einigen Anspruch auf etwas ehrenvollere Epithete zu machen berechtiget seyn, besonders da ihnen die literarische Welt und ihr eigenes, theures Vaterland Ungarn, solche bereits gewährt hat. Das kann und muß sie aber auch über eine Höflichkeitsbezeugung trösten, die von einem seinwollenden Ungarn par excellence herabgedonnert, ihnen den Muth auf immer benehmen müßte, je wieder eine Feder in die Hand zu nehmen.

Ohne Zweifel setzt sich der bis aus den Fingerspitzen, herausströmende Patriotismus des Herrn von Csaplowits, über die unbedeutenden Folgen hinaus, die jene, von ihm mit so viel Eifer gepredigte gänzliche Isolirung der ungarischen Schriftsteller von Österreich, nach sich ziehen würde!! Was er selbst der österreichischen Literatur und Österreichs Gelehrten verdankt,

wie weit seine Bildung ohne diese gediehen, was er als Schriftsteller für sein Vaterland, isolirt, (wahrscheinlich) geleistet hätte, und welchen Aufschwung, der durch nähere, freundliche Verbindung zwischen Österreichern und Ungarn bewirkte Ideen-Austausch, in den besseren und wohlgesinnten Köpfen des Landes hervorgebracht habe? das hat dieser strenge Lykurg entweder längst vergessen, oder wahrscheinlicher, gar nie gewußt. — Das erstere wäre schnöder Undank, das andere wahrlich kein Beweis für den Beruf des, (um sich aufs gelindeste auszudrücken,) in so anmassendem, wahrhaft nomadischen Ton sprechenden Strafpredigers.

Historische Notizen über das Tabakrauchen.

Der Tabak, vor dreyhundert Jahren noch von keinem Menschen in Europa gekannt, macht jetzt einen der ersten sinnlichen Genüsse vieler Männer und einen der allergangbarsten Handelsartikel aus. Zwar wurde der erste Tabak schon im fünfzehnten Jahrhundert aus Westindien nach Europa gebracht; an das Rauchen dieses Krautes dachten die Europäer noch nicht. Indessen gab der spanische Mönch Romana Pano, den Columbus bey seiner zweyten Rückreise aus Amerika in St. Domingo ließ, im Jahr 1496 schon Nachricht von der sonderbaren Gewohnheit der Insulaner, dieses Kraut, welches sie Cohoba, Cohobba und Goli nannten, aus zweyzackigten Pfeifen zu rauchen, welches in ihrer Sprache Tabatcoos hießen. Von diesen Pfeifen gaben die Spanier hernach dem Kraute selbst dem Nahmen Tabak. Auch auf dem festen Lande von Amerika herrschte bey den Einwohnern derselbe Gebrauch, wer weiß wie lange schon. Das Kraut wurde da, Petum genannt.

Spanier und Portugiesen brachten in der Folge diese Pflanze öfter nach Europa mit. Im Jahr 1559 kam der erste Tabaksamen nach Portugal; und im Jahr 1560 nahm Jean Nicot, französischer Gesandter am portugiesischen Hofe die ersten Tabakspflanzen und Tabakssamen mit nach Frankreich. Er überreichte sie der Königinn Catharina von Medicis als ein Geschenk; und eben daher entstanden in Frankreich für den Tabak die Benennungen Herbe Nicotiane, Herbe d'ambassade, Herbe à la Reine. Der allgemeine botanische Nahme Nicotiana hat davon ebenfalls seinen Ursprung.

Die Engländer lernten den Tabak erst im Jahr 1585 kennen; die Türken im Jahr 1605. Nach Zittau brachten im Jahr 1620 einige Compagnien Engländer die Gewohnheit des Tabakrauchens, nach andern Theilen Sachsens brachten es im Jahr 1631 die Schweden. Immer mehr Menschen gewöhnten sich nach und nach das Tabakrauchen an. In Städten kamen sie oft des Rauchens wegen in eigenen Häusern zusammen, welche Tabakshäuser oder Tabagien genannt wurden, das war hauptsächlich in Frankreich und England, aber auch in Deutschland der Fall.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch hielt man das Tabakrauchen in Europa für eine Art von Liederlichkeit, der nur schlechte gemeine Menschen nachhingen. Man glaubte die Gesundheit ginge dadurch verloren; zugleich beklagte man es sehr, daß so mancher schöne Acker durch den Anbau dieses verderblichen Krauts gemißbraucht würde. Deßwegen erschienen in mehreren Ländern harte Verordnungen und Verboth dagegen. König Jacob I. von England legte im Jahr 1604 auf jedes Pfund Tabak eine Steuer von sechs Schillingen und zehn Stübern. Väter enterbten ihre Söhne, wenn diese sich auf das Tabakrauchen gelegt hatten. Zu Constantinopel suchte man im Jahr 1610 das Tabakrauchen dadurch lächerlich zu machen, daß ein Türke mit einer Pfeife, die ihm durch die Nase gestoßen war, über die Straßen geführt wurde. — Michael Federowitsch, Großfürst von Moskau, verboth im Jahr 1655 den Tabak bey Todesstrafe, und zwar hauptsächlich wegen der dadurch schon entstandenen Feuerschäden. Papst Urban VIII. that im Jahr 1524 alle diejenigen in den Bann, welche Tabak mit in die Kirche nahmen. In Rußland war noch kurz vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, das Rauchen bey Verlust der Nase verbothen.

In der Schweiz fingen die Menschen das Tabakrauchen später an, als in andern europäischen Ländern. Als zu Appenzell im Jahr 1653 einige Menschen auf der Straße Tabak rauchten, da gab dieß ein solches Aufsehen, daß die Kinder hinter ihnen herliefen. Der Rath ließ deßwegen die Raucher vorladen und bestrafen; den Gastwirthen aber wurde befohlen, alle diejenigen anzuzeigen, welche bey ihnen rauchen würden. Zu Bern wurde im Jahr 1661 nicht bloß eine strenge Verordnung gegen den Tabak gemacht, sondern auch ein eigenes Tabaksgericht ernannt, welches sich hundert Jahre lang erhielt. Zu Glarus wurde im Jahr 1670, und noch mehrere Jahre nachher, das Tabakrauchen mit einer Krone Gold bestraft. In mehreren Ländern eiferten auch die Prediger auf der Kanzel gegen das Tabakrauchen und stellten diese Gewohnheit als eine schwere Sünde dar.

Nach und nach löste sich in den verschiedenen europäischen Ländern, in dem einen früher, in dem andern später, die Strafwürdigkeit des Tabakrauchens immer mehr auf. Die Regierungen nahmen mildere Grundsätze dagegen an, besonders als sie einsahen, wie sehr ihre Einkünfte dabey gewin-

ren konnten. Schon Carl I. von England spannte gegen das Verboth des Tabakrauchens viel gelindere Saiten auf. Im Jahr 1637 wurde ein besonderes Collegium errichtet, um im Nahmen des Königs, Erlaubnißscheine zum Verkauf des Tabaks im Kleinen zu ertheilen. Im Jahr 1652 untersagte das englische Parlament zwar den Tabaksbau; den Tabakshandel aber gab es frey. — So vermehrte sich die Einfuhr des Tabaks aus Indien und Amerika bald ungeheuer. Schon in den Jahren 1744 und 1745 wurden jährlich 40 Millionen Pfund Tabak, aus den amerikanischen Plantagen nach England geführt, welches davon 7 Millionen für sich behielt, mit den übrigen Millionen aber nach andern Ländern handelte. Bloß an Zöllen brachte ihm dieser Handel eine Million Pfund Sterling (gegen eilf Millionen Gulden) ein. So kam es endlich dahin, daß man den Tabakverbrauch statt ihn zu verbiethen, auf alle Art begünstigte. Das war wohl kein Wunder mehr, wenn man bedenkt, daß z. B. der König von Spanien jährlich über sieben Millionen und 300,000 Thaler, der König von Frankreich gegen neun Millionen Livres jährlich aus dem Tabak bezogen. Daß sich nun auch der Tabaksbau und die Tabaksmanufacturen (in welchen letzteren die Tabaksblätter für den Gebrauch zubereitet werden) sehr vermehrten, kann man leicht denken. Vorzüglich berühmt wurden die holländischen Manufacturen z. B. die Amersforter. Aber auch Deutsche kamen in Flor z. B. die Frankfurter, Nürnberger, Hamburger, Bremer Leipziger, Casseler, Osnabrücker rc. Manufacturisten, welche es verstanden, selbst einheimische Tabaksblätter gut zuzubereiten, so daß ein angenehmer gesunder Tabak daraus entstand, sind in wenigen Jahren reich geworden.

Dem Schnupftabak ging es eben so, wie dem Rauchtabak. Denn auch die Einführung des Schnupftabaks suchte man auf alle Weise zu verhindern! und doch halfen alle Verbothe und Strafen dagegen nichts. Bey den Spaniern soll der Gebrauch, Tabak in Pulverform zu schnupfen, zuerst aufgekommen seyn. Von ihnen lernten es die Italiener zuerst, hernach auch die übrigen europäischen Völker.

Sagen.

(Gesammelt durch Franz Haas von Örtingen.)

1. Der Bildhauer aus Busse.

Nach mündlicher Erzählung.

In einer Seitenkapelle der uralten St. Georgskirche zu Prag steht eine steinerne Bildsäule, vorstellend ein mit Fleisch noch halb bedecktes Gerippe, an welchem Schlangen, Molche und Kröten herumkriechen. Man erzählt sich hiervon Folgendes. Vor vielen Jahren hatte ein mächtiger Jäger seine Geliebte aus Eifersucht umgebracht, und den todten Körper in den tiefen Schloßgraben, der wegen des vormahls darin gehegten Wildes noch heutzutage Hirschgraben genannt wird, geworfen. Nach einiger Zeit wurde die Leiche aufgefunden, und ungeachtet der Verunstaltungen, die sie indessen von Schlangen und Würmern erlitten, für die Vermißte erkannt, auch der Thäter als des Mordes verdächtig, gefänglich eingezogen. Dieser war nun alsogleich der Schuld geständig, und erbat sich nur, im Kerker vor seiner Hinrichtung den Leichnam, so wie man ihn entdeckt sich selbst zur Busse, den Andern zu einem heilsamen Warnungsmahl, in Stein aushauen zu dürfen.

2. Entstehung Kuttenbergs.

Joannes Korzinek in memorabilibus Kuttna.

Im Jahre 1237 erging sich ein Mönch des Klosters Sedlecz in Böhmen, Nahmens Antonius, im nahen Walde, um dort in der Einsamkeit zu bethen und heilige Schriften zu lesen. Nachdem er solches durch mehrere Stunden eifrig gethan, und die Mittagszeit herangekommen, legte er sich unter einen schattigen Baume zur Ruhe und entschlief. Als er erwachte, gewahrte er an seiner Seite drey Blumen von gediegenem Silber, die aus dem grünen Moose emporstiegen, wo er doch vorher nichts dergleichen gesehen hatte. Dieses Wundergewächs mußte also während seines kurzen Schlummers durch einen ungewöhnlichen Trieb der Erdkräfte hervorgesprossen seyn. Er deckte, um den Ort desto leichter wieder zu finden seine Kappe über die Blumen, und meldete die Begebenheit dem Abt. Nach wenigem Graben stieß man auf reiche Silberadern, und es wurden sodann ordentliche Gänge und Stollen hergerichtet, daher schreibt es sich auch, daß die Kuttenberger Bergknappen bis auf diese (Korzineks) Zeit, Mönchskappen tragen.

3. Der Schleyerhauptzug.

Schallers Topographie von Böhmen.

Zu König Wenzels I. Zeiten lebte zu Prag ein Bürger, Johann Rothlöw geheißen, mit seiner Hausfrau in ehrbarem Wohlstand, kam aber durch unglücklichen Betrieb des Bergbaus nach und nach, beynah um all sein Hab und Gut. Da war es ihm, als ob eine innere Stimme ihm unabläßig zurief, in den noch aus heidnischer Vorzeit her berühmten Goldgruben von Eule, sein Heil zum letzten Mahle zu versuchen. Wo sollte er aber Mittel hernehmen, den Bau zu bewerkstelligen? — Seine Hausfrau hatte von ihrem ehemahligen Schmucke nichts als einen kostbaren Schleyer, den sie vor Allem werth hielt, mühsam gerettet. Als sie nun den Kampf und die Unruhe ihres Mannes bemerkte, both sie ihm dieses Kleinod freundlich dar, ob er vielleicht mit dem daraus gelösten Gelde sein Vorhaben ausführen könnte? Rothlöw machte Gebrauch von ihrem liebreichen Anerbiethen und siehe, — als ob die Versehung dieß Opfer ehelicher Liebe hätte belohnen wollen, seine Unternehmungen waren mit so reichlichem Segen begleitet, daß die Ausbeute in kurzem 500,000 Goldgulden an reinem Nutzen betrug. Bis auf den heutigen Tag wird der bey dieser Gelegenheit geschlagene, gewaltige Gang: Schleyerhauptzug genannt.

Johannes Rothlöw baute nun in der Altstadt ein Haus mit prächtigen Sälen, Erkern und Thoren, welches späterhin Kaiser Carl IV. an sich kaufte und die von ihm im Jahre 1358 errichtete Universität dahin verlegte. Von dieser Zeit an, heißt das Gebäude Carolin.

4. Die Schweden vor Brünn.

Mündlich.

An der Domkirche auf dem Petersberg zu Brünn wird um 11 statt um 12 Uhr zu Mittag geläutet. Den Grund davon erzählt man folgendermaßen. Als die Schweden im dreyßigjährigen Kriege die Stadt belagert, schwur Trostensohn am Mariahimmelfahrtsmorgen, daß er noch vor dem Mittagsläuten Meister des Platzes seyn müsse. Alsbald ließ er das Geschütz aufstellen und die Schaaren zum Sturme sich bereit halten. Während diesen Vorrichtungen aber fiel allmählich ein dermassen Dichter Nebel, daß die Belagerer kaum sich untereinander, geschweige denn die Stadt ansichtig werden konnten, wodurch viel Verwirrung unter ihnen entstand. Endlich war doch die Ordnung hergestellt und der Sturm sollte beginnen. Da fingen auf ein Mahl alle Glocken der Stadt von selbst an zu läuten und in den Nebelwolken ober dem Dome, erschien die seligste Jungfrau Maria, wie zum Schutze die Arme ausbreitend, wie ihr Bild noch an unzähligen Kirchen und Häusern Mährens zu sehen ist. — Zornig, sein Vorhaben vereitelt zu sehen, commandirte der Schwedengeneral zum Abzug, dieß geschah aber um 11 Uhr Vormittags.

5. Roßwurms Strafe.

Zlwot a Slawa Swateho Wacslawa od Felixa Kadlinskeho.

Im Jahre 1610 geschah es, daß bey einem festlichen Gastmahle, wo selbst sich viele hohe Personen befanden, die Rede auf St. Wenceslaus kam und Einige den h. Schutzpatron auch wegen seiner ritterlichen Tugenden rühmten. Unter den Gästen befand sich Herrmann Roßwurm, General des kaiserlichen Heeres gegen die Türken, der diesem Lobe mit lautem Lachen widersprach und gegen das Heldenthum des Heiligen spöttische und frevelhafte Reden führte. Sämmtliche Anwesende waren über diese Lästerung höchst ungehalten und prophezeiten den General in balden irgend ein Unglück. — Ein Jahr darauf wurde Roßwurm in eine staatsgefährliche Verbindung verwickelt, auf Befehl Kaiser Rudolfs II. vor das Kriegsrecht gestellt und endlich zum Tode verurtheilt. Als er auf den Richtplatz trat und man ihm schon die Augen verbinden wollte, besann er sich plötzlich seiner gegen den h. Wenzeslaus begangenen Frevelthat. Er wandte sich zu dem Scharfrichter und frug ihn, wie er heiße? „Wenzel!" antwortete dieser. „Nun erkenne ich die strafende Hand Gottes, sprach Roßwurm zu dem versammelten Volke. Mein Ankläger, mein Richter und derjenige, der mir nun den Tod gibt, heißt Wenzeslaus und gerade heute ist es ein Jahr, daß ich wider den Heiligen dieses Nahmens sündliche Lästerungen ausgestoßen. Er fiel nun in tiefer Reue und Zerknirschung auf die Kniee, flehte Gott und den h. Landespatron um Verzeihung und both sein Haupt willig zur Sühne seines Verbrechens. Dieß begab sich auf dem Altstädter Ring zu Prag.

6. Der Röhrbrunnen zu Prag.

Mündlich.

Auf dem Altstädter Ring zu Prag steht noch von Alters her ein großer Röhrbrunnen aus rothem Marmor mit kunstreichen Basreliefs, die zwölf Himmelszeichen vorstellend geziert. Doch wird er einiger Beschädigungen wegen nicht mehr gebraucht und das Wasser in eine daneben gebaute hölzerne Kufe geleitet. Alte Bürgersleute wollen von ihren Vätern gehört haben, daß dieser Brunnen, um einen böhmischen Groschen mehr als die Brücke gekostet.

7. Brunswiks Schwert.

Mündlich.

Vom starken Ritter Brunswik mit seinem Löwen (offenbar die nach Böhmen verpflanzte Sage von Heinrich den Löwen von Braunschweig) besteht ein phantasiereiches böhmisches Volksbuch. Sein Schwert soll der gemeinen Sage nach, im Fundament der Prager-Brücke vermauert liegen und einst, wenn Böhmen schon in der höchsten Feindesgefahr, unvermuthet zum Vorscheln kommen. Dann wird es ein Ritter, eben so stark als Brunswik, führen und die Feinde nach allen Winden jagen.

Auch in der Mährchenwelt und Sagenpoesie Ungarns, das Heinrich der Löwe, nur flüchtig auf seiner Kreuzfahrt durchzog, lebt der Ritter Brunswik, sein Leu, sein Schwert, sein Kampf mit Riesen und Drachen. — So weit verbreitet war der Ruf dieses Nebenbuhlers des großen Barbarossa.

Miscellen.

In der Schlacht von Fontenoy verband man von beyden Seiten, Tapferkeit mit einer, an einem solchen Orte etwas auffallenden Höflichkeit. Als die feindlichen Armeen sich im Angesichte standen, grüßten sich die französischen und englischen Officiere durch Hutabnehmen, gleich als begegneten sie sich bey einem Balle oder dergleichen, und nachdem dieß geschehen, trat Milord Charles Hay, Capitän in der englischen Garde, hervor und sprach: „Meine Herren von der französischen Garde schießen Sie." — „Nein, Milord", entgegnete hierauf der Graf Auteroche, gleichfalls hervortretend; „wir werden nur die Ehre haben, zu folgen."

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 17. October 1825.

(124)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 148 von 1824 dann 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, 98, 100, 101, und insonderheit 103 von 1825.)

Julius Cäsar.

Das ganze Stück athmet den lebendigsten römischen Geist, wie er uns auch, (troß der von den Pedanten gerügten Costumefehler) in Antonius und Cleopatra und im Coriolan entgegentritt. — Es zeigt uns den Sturz eines großen Mannes, ja vielleicht des größten und mildesten, den die Geschichte kennt, eines Mannes, der den Zenith seiner Macht überschreiten, und gegen den Willen des Schicksals eine Höhe ersteigen wollte, zu der die Umstände, zu der das Verderbniß Roms, gleichwohl noch nicht völlig reif war, zu der die Bahn noch nicht offen stand. — Wir sehen hier das kühne Unternehmen, die zu Roms Schutz ihm anvertrauten Waffen, wider dasselbe zu wenden, scheitern, dessen Ausführung einem so erhabenen Geiste, wie Cäsar, bey den Zeitumständen nicht schwer zu fallen schien, und wir sehen es kurz darauf es einem Manne, Octavian, gelingen, der auch nicht entfernt, sich mit dem großen Cäsar messen konnte. Diesen Gegensatz zeigt uns der erhabene Mahler der gewaltigsten Geschicke in der Ferne und deßwegen mußte er das Stück bis zur Schlacht von Philippi, dem Grabe des alten Rom durchführen. Darin spricht sich eine furchtbare tragische Ironie aus, wie das Schicksal mit den Plänen der Menschen spielt, und das blinde Glück seine Gaben, der Größe, dem Verdienst fast immer entzieht und so oft, nachdem die edelsten Kräfte umsonst gefallen, dem Unvermögen und der Nullität die Palme reichte! — Dieser Gedanke empört uns, und doch verlassen wir beruhigt, Shakespeares großes dramatisches Gemählde, denn wir sehen zuletzt zwar die Usurpation siegen, aber Brutus, „den letzten Römer," obwohl überwunden, dennoch frey sterben, und werden überzeugt, daß die innere Freyheit des Menschen doch immer höher sey, als Zufall und Schicksal.

So wie man Shakespeare, vorzugsweise „den Dichter der Legitimität" nennen sollte, so wenig zeigt er sich als Freund des Volkes oder besser zu sagen, als Freund der Menge und des Pöbels. Er mahlt denselben in seiner Tollheit, in seinem Wankelmuth, eben so herrlich in den römischen Stücken (Cäsar, Coriolan rc.) als in den ächt national brittischen, (z. B. in Heinrich VI. Richard II. rc.) jenes ewig Wahre, in seinem Heinrich VI. nur varirend:

> Ein schwindlichtes und ewig schwankend Haus,
> Hat der, so auf die Gunst des Volkes baut!
> O blöde Meng'! — Worauf ist jetzt Verlaß?
> Die seinen Tod herwünschten, als er lebte,
> Sind nun verliebt geworden in sein Grab
> Und rufen: Erde, gib Uns jenen Fürsten,
> Zurück: nimm diesen hier! — Verkehrtes Trachten,
> Vergangnes, Künft'ges hoch, nie Jetz'ges achten!—

Die Handlung beginnt auf dem Forum. Ein Haufe müßigen, neugierigen Volkes, sich hier beständig herumzutreiben gewohnt, jubelt über Cäsar, nicht weil er seine großen Eigenschaften zu schätzen im Stande ist, sondern weil seine Pracht viel zu gaffen gibt. Shakespeare hat hier den großen Haufen meisterhaft geschildert, und selbst einzelne Personen daraus hervorgehoben. So bringt hier ein witziger Schuster mit seinen Spässen den ungeduldigen Marullus in Zorn. In diesem regen, lauten Treiben des Volkes sehen wir die Tribunen Marullus und Flavius, wie sie in der Fülle ihrer Kraft den wogenden Pöbel beschwichtigen, und welchen Eindruck muß es nicht auf uns machen, wenn beyde in der zweyten Scene schon vom wilden Haufen zerrissen, wenn sie nur wie Schatten, troß ihrer Macht und Würde vor unsern Augen hingeschwunden sind. Wir werden dadurch vorbereitet auf die furchtbare Zeit, wo ein Cäsar, und bald darauf ein Brutus und Cassius fallen sollen.

Antonius biethet auf dem Forum, Cäsarn das königliche Diadem an, und das Volk freut sich, wie Cäsar es ausschlägt. Er fällt in Ohnmacht, und es sieht seine offene Brust mit Narben bedeckt, da wird es zur Theilnahme erregt, und würde in diesem Augenblicke sich gar nicht weigern, ihm das königliche Zeichen um die Stirne zu winden. Nicht Cäsars geistige Größe wirkt auf die Menge, sondern seine narbenvolle Brust und seine rührenden Worte, und sie sieht in ihm den großen Feldherrn, den siegbekrönten Cäsar, von dessen Ruhme die Welt wiederhallt, und der würdig wäre, den Nahmen eines Diktators in den eines Königs zu verwandeln. . . . .

Darauf sucht Cassius den Muth des Brutus zu entflammen. „Die Schuld theurer Brutus! liegt nicht an unsern Gestirnen, sondern an uns selbst, daß wir eine verächtliche Rolle spielen. — Brutus und Cäsar! — Was hat denn dieser Cäsar voraus? Warum soll dieser Nahme öfter genannt werden, als der Deinige? — — O! des entarteten Zeitalters! — Rom, du hast die Kraft, Helden zu zeugen verloren!" So spricht Cassius, doch noch entschließt sich Brutus nicht. Casca kömmt in Begleitung des Cicero, und erzählt diesem die furchtbaren Wunderzeichen, die sich so eben zugetragen haben. Nachdem ihn Cicero verlassen, begegnet er dem Cassius, und wird von diesem, noch mitten in der stürmischen Nacht, für seine Plane gewonnen.

In der ersten Scene des zweyten Acts finden wir Brutus allein in seinem Garten, in Nachdenken versunken über die Ereignisse der Zeit. Der Sclave Lucius bringt ihm ein im Zimmer gefundenes Papier, und er liest die Worte: „Brutus, du schläfst, wach' auf, und sieh dich selbst! Soll Rom — Rede, schlage, rette! — Brutus, du schläfst; wach auf!" — Nun kommt Cassius mit den Verschwornen. Brutus tritt in ihren Bund. Höchst rührend ist seine darauf folgende Unterredung mit Portia. Auch Cäsars Augen flieht der Schlaf in dieser unheilschweren Nacht, seine Gattinn Calpurnia, ängstlich gemacht durch verschiedene Träume beschwört ihn, nicht fortzugehen; er verspricht es ihr auch, aber Decius bringt ihn dennoch dahin. Die Verschwornen kommen, ihn auf das Kapitol zu begleiten. Hier sinkt er unter ihren Dolchen. Darauf spricht Brutus zu dem Volke auf dem Forum. „Wolltet ihr denn lieber, daß Cäsar lebte und ihr alle als Sclaven stürbet; oder daß Cäsar todt wäre um alle als freye Römer zu leben? Weil Cäsar mich liebte wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, ehr ich ihn, aber weil er herrschsüchtig war, tödtete ich ihn." Nun erscheint auch Antonius mit Cäsars Leiche, und nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Brutus darf er den Rednerstuhl besteigen. Er weiß aber durch seine Rede, und durch die blutenden Wunden, Cäsars, die er zeigt, so zu rühren, daß die wandelbare Menge, die noch eben dem Brutus Beyfall gejubelt hat, fort stürmt, um die Leiche Cäsars zu verbrennen, und mit den glühenden Feuerbränden die Häuser der Verschwornen anzuzünden. — Im vierten Act ist der Schauplatz auf einer kleinen Insel, nahe bey Mutina, wo die Triumviren Antonius, Octavius und Lepidus die Proscriptions-Listen entwerfen. Auch Brutus und Cassius haben ein Heer gesammelt. Es folgt die berühmte Unterredung zwischen Brutus und Cassius, in der ächt römischer Geist weht. Wer fühlt nicht die reine Menschlichkeit und die tiefe Bedeutung des Umstandes in dieser Unterredung, daß hier Brutus der Zürnende ist, während Cassius nach geringem Widerstreben, sein Unrecht erkennend, auf die rührendste Weise dem Freunde nachgibt, ohne den er nicht leben zu können, sich selbst gesteht. Im einsamen Zelte wacht Brutus, da erscheint ihm Cäsars Geist. Auf den Feldern von Philippi wird das Schicksal Roms entschieden. Brutus und Cassius stürzen sich in ihre Schwerter, und Antonius hält dem Brutus eine Leichenrede, voll Würde und Größe.

Brutus ist unstreitig der Hauptcharakter des Stückes, und von dem Dichter mit vorzüglicher Liebe gezeichnet. Achtung der Tugend und Vaterlandsliebe sind als die Hauptmotive seiner Handlungen dargestellt. Nur die allerhöchste Tugend scheint ihm genügend, wenn nicht Cäsars Tod ein ewiger Gewissensschmerz für ihn werden soll. Wir betrachten ihn mit immer steigendem Interesse. Nur das ewige und heilige Recht und das Wohl des Vaterlandes ist es, das ihm immer vor Augen schwebt, deßwegen willigt er nicht ein, als die Verschwornen auch den Antonius ermorden wollen. Doch nicht als Patrioten, auch als aufrichtigen Freund sehen wir ihn, als zärtlichen Gatten gegen Portia, als freundlichen Herrn gegen seinen jungen Diener Lucius. Wen rührt nicht die milde zärtliche Nachsicht, die er für den schlaftrunkenen Knaben hat? — Cäsars Geist vermag ihn nicht zu erschüttern. Als dieser spricht: „Bey Philippi sehn wir uns wieder": antwortet Brutus ruhig und gefaßt: „Wohlan, bey Philippi sehn wir uns wieder." — Innig betrauert er den geliebten Cassius, dem er doch so offen, mit überströmendem Gefühl, Vorwürfe gemacht, wo Cassius nach seiner Ansicht, die Grundsätze römischer Tugend übertrat, und geht darauf selbst, hoch und frey in den Tod. Nicht das eigene Schicksal ist es, das ihn bewegt, nein, das Schicksal Roms, dessen Freyheit nun auf ewig den Todesstoß erhalten hat, und diese will er nicht überleben. —

Cassius glüht ganz von edlem Zorn, daß ein einzi-

ger Mensch es gewagt habe, Rom und der Welt Fesseln anzulegen. In seinem Kopf entsprang der Gedanke, Cäsarn zu tödten, den er nicht mehr fürchtet als einen andern Sterblichen, weil er ihn denselben Bedürfnissen und Schwächen, wie ein anderer Sterblicher unterworfen, ja weil er ihn mit der Krankheit, mit den übermächtigen Fluthen hat ringen sehen. Er ist von der heftigsten Gemüthsart, ein tapferer Soldat, und ein unerschütterlicher Republikaner. Für Brutus hegt er eine unbedingte Liebe, und trotz seines aufbrausenden Zornes läßt er sich manches zurechtweisende Wort von diesem gefallen. Sein ganzer Charakter hat etwas Düsteres, kühn Entschlossenes, und selbst Cäsar scheuet ihn nur allein.

Cäsar ist geschildert, wie er war, in den letzten Tagen vor seinem Tode. Wir sehen ihn gereitzt, gespannt, als ihm Antonius die Krone anbiethet, so daß seine Stärke ihn verläßt und er in Ohnmacht sinkt. Bey allen Warnungen bleibt er furchtlos und ruhig. Er zeigt sich groß, und handelt im Bewußtseyn seiner Größe; er vergleicht sich selbst mit dem Polarstern, der fest und unverrückt stehe, und da er selbst nie gebethen hat, so vermögen ihn auch die Bitten des Metellus und selbst des Brutus nicht zu bewegen.

In Antonius hat der Dichter einen der ausgezeichnetsten Charaktere aufgestellt. Er vereinigt die Extreme in Gesinnung und Handlung, er ist muthig und tapfer und doch dabey listig und ausweichend und kein toller Freund der Gefahr als Gefahr, schwelgerisch und wollüstig und wieder der erste im Entbehren und Entsagen, wie er nach der Schlacht bey Modena und auf dem Zuge wider die Parther, das schönste Beyspiel gegeben hat. Er fürchtet den Tod nicht, genießt aber das Leben in vollen Zügen und weiß es zu genießen und jeden Genuß zu erhöhen und zu veredeln. Seine starke, gluthvolle Einbildungskraft, geht selbst im Schlamme nicht unter. Er brennt einen gesuchten Torf daraus. — Cäsar achtet und liebt er, er hält ihn der Krone würdig; denn er weiß ja, daß ihm nur diese Stelle Genuß biethen könne, daß ihn Cäsar wieder liebe, und so ordnet er sich ihm gerne unter. Nach seiner Ermordung beseelt ihn nur das Gefühl der Rache, das er aber für den ersten Augenblick sehr geschickt zu verbergen weiß. Er kann es nicht ertragen, daß ein solcher Mann, solchen Leuten hat fallen müssen, da der alternden Republik nun doch ein Mahl nicht mehr zu helfen und dieß blutige Gegenmittel weit ärger sey, als das Übel selbst! — Den größten Theil der Verschwornen schätzt er sehr gering; nur den Brutus achtet er wirklich, doch liebt er ihn nicht; denn er ist ihm viel zu stoisch, und gar zu verschieden in der Gesinnung. Welch' ein Mann, Antonius war? zeigten Shakespeare und die Historie am Besten, indem sie uns weisen, wie der arge Schlemmer doch der Liebling des Volks und der Soldaten blieb und daß (ehe noch bey Actium, seine Sache rettungslos verloren war) mehrere der Beste lieber sich selbst tödteten, als zu Octavian überzugehen! —

Seine Rede an das Volk bey Cäsars Leiche ist ein unübertreffliches Meisterstück. Sie ist das höchste Muster jener Beredsamkeit, die Rührung und Mitleid, Wuth und Haß, und alle andern Leidenschaften wechselweise hervorzubringen weiß, die glorreichste Ironie auf die viel ehrenwertheren, ja noch durch den mächtigsten aus allen Göttern, durch den Augenblick begünstigten Widersacher, auf die Mörder Cäsars!

Noch sey uns erlaubt, etwas über den Charakter Ciceros hier zu sagen, wie ihn Shakespeare in diesem Stücke gezeichnet hat. Meisterhaft schildert er Ciceros Benehmen in einer Zeit, die er nicht mehr zu lenken vermochte. Cassius frägt den Casca, wie sich Cicero dabey benommen, als Antonius dem Cäsar die Krone angeboten? worauf dieser antwortet: „Er sprach griechisch." Diese wenigen Worte zeigen uns den Cicero ganz, wie er damahls war, zu schwach, um noch die Hauptrolle im sturmbewegten Staate zu spielen, zu vorsichtig, um ein entscheidendes Urtheil, das vom Volke allgemein verstanden würde, auszusprechen, und sich bey einem solchen Zeitpuncte dadurch die Hände zu binden, — dabey doch der große Redner, der Staatsmann, der Patriot, der die sinkende Republik lange noch stützen geholfen, der den Catilina, freylich nur einen Catilina und seine Rotte gestürzt, den tugendhaften, milden Privatmann, den Doctrinär, der wider Wissen und Willen, einer viel verderbteren Partey, die Leiter hält und ihr die Castanien aus dem Feuer hohlt.

Die beyden Frauen Calpurnia und Portia erscheinen in voller Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit und weiblicher Demuth. Beyde sind zärtlich besorgt um ihre Gatten. Knieend beschwört Calpurnia, von Angst getrieben, Cäsarn, sein Haus nicht zu verlassen, und wie rührend besorgt ist Portia für Brutus, daß er in der kühlen Morgenluft nicht krank werde, wie zärtlich dringt sie in ihn, ihr die Ursache seiner düstern Stimmung, das Geheimniß, das er im Busen trage, zu entdecken. Sie sey Catos Tochter und das Weib des Brutus. Und so des Vaters und des Gatten würdig, sehen wir sie auch sterben, als eine Römerinn. Wahrhaft vortrefflich hat der Dichter in ihrem Charakter Größe und Liebenswürdigkeit, Muth und Naivetät mit der zartesten Weiblichkeit verschmolzen, zur großen Verwunderung derer, die nur von Shakespeares Derbheit und Rohheit faseln und wohl eine Gurli, eine Cora nachäffen, die Wassermelonen Houwalds über Alles lieben, aber

nie eine Portia, Julia, Imogen, Miranda, Desdemona, Cordelia, Perdita, Porcia, Helene, Isabella, oder Knaben, wie Arthur und Rutland zu verstehen, geschweige denn nachzubilden im Stande sind.

Viele Kritiker haben sich daran geärgert, daß dieses herrliche Schauspiel so manche Verstöße gegen die Zeit, in der es spielt und gegen das Costume enthalte, z. B. daß Brutus in einem Buche lese, daß die Verschwornen Hüte tragen u. s. w. Sicher hat dieß Shakespeare mit Willen gethan; denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß es ihn entweder selbst unbekannt gewesen sey, oder daß ihn seine Freunde nicht darauf aufmerksam gemacht hätten, wenn etwas gegen das Kostume oder gegen die Zeitverhältnisse im Stücke vorkam. Man nehme einen dieser kleinen Umstände hinweg, wie sehr wird nicht manche Scene an Eindruck und Stärke verlieren? Doch auf diese Armseligkeiten, haben wir ja schon in der Einleitung dieses Artikels über Shakespeare, im Allgemeinen und im Einzelnen, umständlich geantwortet. Was nun die einzelnen Schönheiten und Lichtblitze dieses Meisterwerkes betrifft, so ist es schwer, sie isolirt hervorzuziehen, ohne die ganze Tragödie abzuschreiben. — Man erblickt darin, in allem Zauber der lebendigsten Charakteristik, jene unsterblichen Männer, welche uns der gleichfalls unsterbliche Johannes Müller, schildert:

Cäsar hatte seine, in der Jugend schwächliche Gesundheit durch unaufhörliche Leibesübungen so gestärkt, daß sie alle Jahreszeiten und jedes Clima ertrug. In jeder Unternehmung, wodurch er sich zum Rang des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück, weil, indeß er sich Alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selber behielt. Ohne von seiner Beharrlichkeit, ohne von der Kraft und Hohe seines vielumfassenden Geistes zu sprechen, darf jene ihm eigene Lebensfülle, jene blitzschnelle Behendigkeit nicht übergangen werden. — Das ist der Mann, welcher in vierzehen Jahren das ganze, von streitbaren Völkern starkbewohnte Gallien, und zwey Mahl Spanien unterwarf, Deutschland und Britannien betrat, mit einem Heer Italien siegreich durchzog, die Macht Pompejus des Großen stürzte, Ägypten zum Gehorsam brachte, den Sohn Mitridats, Pharnaces sah und schlug, der in Afrika den großen Nahmen Cato's und die Waffen des Juba besiegte, fünfzig Schlachten lieferte, worin eilfhundert zwey und neunzigtausend Mann geblieben seyn sollen, bey dem allem nach Cicero der größte Redner, für Geschichtschreiber ein unübertroffenes Muster, der gelehrt, auch über Gramatik und Auspicien schrieb, und große Plane der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reichs bey beschleunigtem Tod wenigstens im Andenken ließ! — So wahr ist's, daß dem Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille sie zu benutzen! Cäsar hatte nicht jene scheinbare Erhabenheit kalter Menschen über die Leidenschaften, wofür sie keinen Sinn haben; er kannte ihre Macht, genoß ihre Lust und wurde doch nicht ihr Sclav. — Im Krieg zeigte sich keine Schwierigkeit, deren Gegenmittel ihm nicht eingefallen wäre, keine Kriegslist, welche er nicht vermittelst unerwarteter Wendungen zu vereiteln, gewußt hätte. Seine Kriegsmaximen waren einfach und entscheidend. Zu den Soldaten redete er zuversichtlich. — In der That waren sie ihm so ergeben, daß in einem wichtigen Fall der statt seiner Commandirende nichts stärkeres zu sagen wußte, als: „Soldaten, stellt euch vor, Cäsar sehe euch!" Die zehente Legion hatte er im Anfang seiner Thaten besonders gewonnen: als ein großes deutsches Heer unter dem Fürsten Ariowist einige Furcht verbreitete, hielt er jene meisterhafte Rede, worin, da er ihnen bemerkt, wie ungebührlich er finde, daß sie über die Art und Kunst ihrer Feinde sich Sorgen machen, die nur ihm zukommen, er am Ende bezeugt, „daß wenn Alle ihn verlassen, Er allein an der Spitze seiner zehnten Legion, auf die er traue, den Feind angreifen werde." Die Legion dankte, daß er ihre Gesinnungen so richtig beurtheilt, sie bezeugte, ihm ewig ergeben zu seyn; die Officiers der übrigen Legionen wußten nicht genug ihren Schmerz auszudrücken, daß Cäsar einen Augenblick an ihnen habe zweifeln können; warauf der Wetteifer den Feind besiegte. Ein ander Mahl, da er sein Heer unruhig fand, bediente er sich seiner Zuversicht: „Es ist wahr, Juba zieht wider uns; er hat zehen Legionen, dreyhundert Elephanten, dreyßigtausend Pferde, hunderttausend Leichtbewaffnete; aber der erste, der sich hierüber bekümmert, den überlasse ich in einen elenden Kahn dem Spiel der Wellen des Meeres. — „Einen Soldatenaufruhr stillte er mit Einem Wort, als er, anstatt Cameraden (commilitones)" sie bloß „Bürger (Quirites)" nannte. — Dieser seinen Planen alles aufopfernde Mann, sobald er gesiegt, war die Güte selbst, gleichviel ob nach dem Hang seiner Natur, oder weil er den edlen Sinn hatte, die größte Klugheit hierin zu erkennen.

In der That scheint, daß er niemand über sich, doch den Pompejus neben sich hätte leiden können, wo hingegen Pompejus, durchaus allein stehen wollte. Auf der andern Seite suchte dieser nicht wie Cäsar, die nähmliche Macht, welche ihm ein Mahl aufgetragen war, immer zu behalten; und wenn man vermuthen muß, daß er im Siege hart wie Sulla gewesen seyn würde, so ist auch in seiner Art,

daß er nachmahls sich zurückgezogen hätte? — Daß Pompejus die Kriegskunst verstand, bewies er vornehmlich in der ganz letzten Zeit. Aber er hatte nicht Cäsars erfinderischen Geist, seine kraftvolle Thätigkeit, jene mittheilende Begeisterung, worin ganze Cohorten lieber sich tödteten, als zuzulassen, daß Cäsarianer in Feindeshände fallen! Er redete in der Zuversicht eines mächtigen Partheyhauptes, mit so vieler Popularität, als er geziemend glaubte, und mit einem, des innwohnenden Römersinns, welcher ihm allezeit blieb, würdigem Ernst. In seinen Sitten war Adel und Anstand, er war ein sehr wohl unterrichteter Herr; des Vergnügens der Freundschaft genoß er in seiner Maße.

Wenn Cicero nach der Befreyung Roms von Catilina, in weiser Einsamkeit mit Attikus den Wissenschaften gelebt hätte, so würde mancher schwache Zug seiner schönen Seele nicht erschienen seyn. Er fühlte nicht, daß er keinen politischen Einfluß nöthig habe, um in allen Jahrhunderten zu glänzen, und er schmeichelte sich vergeblich, daß Tugend und Geist ihm diesen Einfluß versichern könnten. Bey dem fürchterlichen Umsturz der weltbeherrschenden Republik, unter Waffen, Aufruhren und Verbrechen, fand Cicero sich einzeln, mit seinem Genie, mit seiner zu allem Guten geneigten Seele und seiner, in der Ausübung mittelmäßigen Menschenkenntniß; daher er sich bald an den, bald an diesen hielt, die Republik aber nicht lang überlebte, nach dem Urtheil August's, der ihn verrieth, „ein großer Mann und welcher es mit Rom gut meinte!"

„Stille! — Cäsar spricht"! — Diese Worte verkündigen seinen Eintritt und augenblicklich schweigen Volksbrausen und lärmende Musik. — Er mag allen Warnungen vor dem gefährlichsten Märzenidus die Zuversicht entgegenbreiten:

> Cäsar geht doch! Mir haben stäts Gefahren
> Im Rücken nur gedroht. Wenn sie die Stirn
> Des Cäsar sehen, werden sie verschwinden.
> — — — — Was kann vermieden werden,
> Das sich zum Ziel die ew'gen Götter setzen?
> Der Feige stirbt schon vielmahl, eh' er stirbt,
> Der Tapfre kostet einmahl nur den Tod.
> Von allen Wundern, die ich je gehört,
> Scheint mir das größte, daß sich Menschen — fürchten!
> — — — — — — — gar wohl weiß die Gefahr,
> Cäsar sey noch gefährlicher als sie.
> Wir sind zwey Leun', an einem Tag geworfen
> Und ich der ält're und der schrecklichste!

Wie wahr und mahlerisch sagt Brutus, als Cäsar mit seinem Zug zurückkehrt:

> — — — — — seht nur, Cassius,
> Auf Cäsars Stirne, glüht der zornige Fleck,
> Die Andern sehn gescholtnen Dienern gleich.
> Calpurnia's Wang' ist blaß, und Cicero,
> Blickt mit so feurigen und rothen Augen,
> Wie wie ihn wohl im Capitol gesehn,
> Wenn Senatoren ihn im Rath bestritten?

Wie tief ist Cäsars Wort über die wohlbeleibten Männer mit Lockenköpfen und die Nachts gut schlafen, dagegen: „der Cassius, dort hat einen hohlen Blick; er denkt zu viel, — die Leute sind gefährlich! Er liest viel, er ist ein großer Prüfer und durchschaut das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel, wie Du, Antonius, hört nicht Musik. Er lächelt selten — und auf solche Weise, als spotte er sein, verachte seinen Geist, den irgend was zum Lächeln bringen konnte — und solche Männer haben niemahls Ruh, so lang sie Jemand größer sehn als sich!" — Die herrliche Zwiesprache zwischen Cassius und Casca und des ersteren ächtrömischer Trost: — „Darin, ihr Götter, macht ihr Schwache stark, darin ihr Götter, bändigt ihn Tyrannen, nicht felsenfeste Burgen, eh'rne Mauern, noch dumpfe Kerker, noch der Ketten Last, sind Hindernisse für des Geistes Stärke. — Das Leben, seiner Erdenschranken satt, hat stäts die Macht, sich selber zu entlassen" — und wie diese Unterredung und der Actschluß auf den Vollgehalt des Brutus vorbereitet!! — Brutus Monolog II. Act. Sc. 1. nimmt den Faden auf, wo diese ihn fallen ließen und zeigt ihre Meinung von Brutus gerechtfertiget. — Dann die eigentliche Verschwörungsscene zwischen Brutus, Cassius, Casca, Decius, Trebonius, Metellus Cimber, die eindringenden Reden und das tiefe Gefühl des Brutus, wie Cicero zwar als Bundesbruder zu wünschen wäre, „auf daß sein Silberhaar und würdig Anseh'n, die Hastigkeit und Jugend der Andern ganz bedecke", — Brutus ihn aber doch lieber aus dem Spiele läßt," denn niemahls tritt er einer Sache bey, „wenn Andre sie erdacht!" — Cäsar, vergeblich gewarnt. Seine arglose Intimität mit den Verschwornen, eben so durch und durch erschütternd, wiewohl mit viel weniger Aufwand und Steigerung von Mitteln, als Wallensteins: — „auf dem Schloß ist's auch schon stille" — und: „Ich denke einen langen Schlaf zu thun. Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken!" — Act. III. Sc. 1. die letzten, eben so fruchtlosen Warnungen, die Ermordung, — die Flucht des erschrockenen Volkes, — Antonius schnelle Fassung, seines Dieners Verlangen, dem Antonius möge vergönnt seyn, vor die Verschwornen zu treten und die Gründe vom Tode Cäsars zu erkunden; — der Meisterbau seiner, von Menschenverachtung, Schlauheit und Kühnheit zusammengefaßten, unübertrefflichen Reden; — Brutus Rede auf dem Forum, darauf Antonius eigentliche Leichenrede und die Verkündung von Cäsars Testament; —

das Volk, das erst die Verschwornen jubelnd gepriesen, will jetzt ihre Häuser in Brand stecken, seine Hände in ihr Blut tauchen! — — — IV. Act. Sc. 1. Die Triumvire Anton, Lepidus, Octavian, entwerfen die Proscriptionslisten. — Sc. 3. jenes Wunder der Charakteristik, der Hader zwischen Brutus und Cassius und sein Ende — und Brutus Stoa bey der Kunde des Todes der geliebten Portia, sein Schlaf und Cäsars Geist. — V. Act. Philippi und die Schlacht.

Der Vaterlandsfreund, dessen warme und wohlwollende Sorge, einer Andeutung darüber bedürfte, ob die vaterländische Literatur und der Kunstsinn in den letzten 25 Jahren vor- oder rück-geschritten? — darf unter vielem Andern, nur einen Blick darauf werfen, wie Shakespeare 1800 und wie er 1825 bey uns gelesen und aufgefaßt worden sey? — Jetzt existiren von ihm mehrere hiesige Auflagen, die zum Theile schon beym Erscheinen der ersten Bändchen vollständig vergriffen waren. Vor 25 Jahren hätte es jeder Buchhändler für ein aberwitziges Unternehmen gehalten, Ausgaben von Shakespeare zu veranstalten, der damahls bereits durch A. W. Schlegels meisterhafte Übersetzung, dem Zauber des Originals viel näher gerückt war.

Wenn die Lesekranken und die aus Vornehmheit, aus gutem Ton und Übersättigung perennirend Gelangweilten und daher auch Langweiligen, sich an dem edlen Gebäck französischer Übersetzungen oder Bearbeitungen, an der falschen Sentimentalität, farcirten Naivetät und dem matten, nichts sagenden Dialog Houwalds oder der äußersten Gemeinheit Claurens, der mitunter Arlequins Zauberprit'schen und Pierrots Feuer- und Wasser-Fata, nur in eleganterem Zeitkostume wiederbringt, sich nicht satt sehen können, wird man unwillkührlich an Horazens nil admirari und an unserer guten Altväter Kernspruch erinnert: „Nichts Neues unter der Sonne" — wennn man in Steeles veralteter Wochenschrift „der Schwätzer," folgende schon 1725 geschriebene Stelle findet, die man mit Stentors Stimme vorlesen möchte. — „Das Stück wurde diesen Abend vor einer ansehnlichen Versammlung gegeben, die außerordentlich von dieser Masse Schlechtigkeit und Abgeschmacktheit belustigt wurde. Der Unwille, den Eugenio, ein Mann von gebildetem Geschmack, empfindet, wenn er die menschliche Natur in ihren Ergötzungen so tief sinken sieht, veranlaßte ihn, sich so über diesen Gegenstand vernehmen zu lassen. „Von allen lebenden Menschen, sagte er, bemitleide ich die Schauspieler am meisten (die doch verständig und gebildet seyn müssen, um ihren Beruf zu erfüllen) daß sie gezwungen sind, Dinge herzusagen und mit Geberden zu begleiten, deren sich ihre Vernunft schämen muß, und deren Beyfall sie an ihren Zuhörern verachten müssen. Nur Leute von Bedeutung können diese armseligen Ermunterungen dadurch wieder gut machen, daß sie die Darstellung edler Charaktere, wie sie Shakespeare und Andere zeichnen, begünstigen, welche man nicht sehen kann, ohne starke Eindrücke der Ehre und Herzensliebe zu empfinden. Hier wird das Unglück mit allen seinen Ursachen und Folgen vor uns entwickelt, und unser Mitgefühl wird nach dem Verdienst der Niedergedrückten gestimmt. Wären Schauspiele dieser Art dem herrschenden Geschmacke annehmlicher, so würden Männer von Genie sich bemühen, sich auf diesem Wege auszuzeichnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedicht an Bad-Gastein, von einem Ungenannten.
Aufgefunden in dem Patriarchen-Tempel und mitgetheilt von R. von Jenny.)

Thal der Ruhe, Thal der Stille,
Sey du ewig mir gegrüßt,
Wo Natur in üpp'ger Fülle
Mich in ihre Arme schließt.
Hier wo deine Quellen rauschen,
Die im Morgenrothe glüh'n,
Will das Leben ich belauschen
Singend dann vorüber zieh'n.
Weit entfernte Nationen,
Fremd an Heimath, fremd an Stand,
Seh' ich hier beysammen wohnen
Wie in einem Vaterland.
Ob des Lebens Brand und Wogen
Flüchten Menschen sich zu dir,
Trauernd kommen sie gezogen
Und die Lust umhängt sie hier.
Wie sich regen tausend Hände
Um zu schöpfen von dem Quell,
Nimmer geht die Fluth zu Ende
Ewig bleibt sie rein und hell
Wäre doch des Lebens Quelle
Ewig lauter so wie Du!
Doch da fließt ein Tropfen helle
Und ein Strom fließt trübe zu.
Und doch zieht die Brust so gerne
Auch das trübe Leben ein!
Immer glänzt er in der Ferne!
Jener Tropfen goldner Schein.
Sey mir eine heil'ge Quelle!
Meines Lebens treues Bild,
Heiter spiegle deine Welle
Was die Seele mir erfüllt.

Der auf Kosten des Herrn Patriarchen Ladislaus Pyrker errichtete Pavillon wurde nach seinem Erbauer benannt,

Auf einer kleinen Anhöhe, nordöstlich vom Wildbade, in einer Entfernung von 10 Minuten gelegen, biethet er zugleich die reitzendste Aussicht auf das Bodedörfchen mit dem Wasserfalle so wie auf das Gasteiner Thal bis zum Markte Hof. Er ist mit trockenen Nahmensverzeichnissen, aber auch zum Theil mit Gedichten überschrieben, wovon obiges das Ansprechendste seyn dürfte.

Die 1823 zu Varhely im Hunyader-Comitate entdeckten Mosaiken.

(Herrmannstadt und Kronstadt 1825 20. S. 8.)

Wenn die Betrachtung der Gegenwart und des menschlichen Lebens in seinen mannigfaltigen Beziehungen für den Denker die größten Reitze hat: so spricht ihn auch die Vergangenheit auf wunderbare Weise an. Sie biethet ihm den reichhaltigsten Stoff dar; aus ihr muß er die Gegenwart erklären. In dieser Hinsicht ist ihm jeder Überrest des Alterthums willkommen; denn er ist ein Zeuge einer andern Zeit! Wie so manches hat der Schooß der Erde getreu aufbehalten; was die Zerstörungswuth und die Barbarey vergangener Jahrhunderte schon lange vernichtet hätte! Wenn uns manchmahl ein günstiges Glück mit derley Alterthümern ein Geschenk macht; und gewöhnlich ist dieses der Fall, so fühlt sich der Alterthumsforscher zu seinen Untersuchungen aufgemuntert, und seine gelehrte Mühe schon durch das Vergnügen, das ihm die Betrachtung dieser stummen Zeugen längst vermoderter Generationen gewährt, reichlich belohnt. Um wie viel wichtiger werden seine Arbeiten, wenn solche Denkmahle des Alterthums vielleicht gar dazu dienen, zweifelhafte oder irrige Meinungen zu berichtigen, und dort, wo früher Dunkelheit war, ein helles Licht zu entzünden! Doch nicht der Gelehrte allein findet bey der Entdeckung von Alterthümern ein Interesse, nein, auch jeder gefühlvolle, gebildete Mensch wird davon angesprochen. Doppelt merkwürdig werden sie ihm, wenn sie der vaterländische Boden bewahrt hat. Wie viel dergleichen Schätze hat nicht der in so vielen Rücksichten classische Boden des österreichischen Staates uns gespendet, und wie viele mögen nicht noch in seinem Innern verborgen liegen, bis irgend ein glückliches Ungefähr sie an das Licht des Tages bringt! Manches für Kunst und Alterthumskunde interessante Denkmahl ist seit den letzten Decennien aufgefunden worden; auch war es uns immer die angenehmste Pflicht seit der Entstehung dieser Blätter, den Lesern derselben flüchtige Skizzen der gemachten Entdeckungen zu entwerfen. So wie die Jahrgänge 1822, 1823 und 1824 manchen merkwürdigen neuen Fund aus dem Wunderlande Siebenbürgen selbst enthielten so finden ihren reichlichen Theil an Römerdenkmahlen, Kärnthen in Nr. 57 von 1812, in Nr. 111 von 1816, in Nr. 55, 56 und 71 von 1818, — Istrien in Nr. 152 von 1815, — Tyrol Nr. 150 von 1816 und Nr. 1, 2, 5 von 1817, Salzburg Nr. 122 von 1815, dann Nr. 9, 15 und 17 von 1816, Steyermark und insbesondere Pettau und Cilly in Nr. 53 und 83, dann 144 von 1818, — Krain und insbesondere das Emono des Jason, Nr. 53, 55, 56, 91, 132 und 133 von 1818 dann Nr. 34 von 1821, Österreich unter der Enns Nr. 155 und 56 über den Umkreis Carnunts, Nr. 5 und 83 das Land ob der Enns Nr. 53 von 1818 und Nr. 73 von 1823, das Gränzthal Cadore zwischen Tyrol und dem Venetianischen Nr. 40 von 1821, Mähren Nr. 27 von 1821.

Diese hier angezeigte kleine Schrift, deren Ertrag einer wohlthätigen Anstalt Siebenbürgens bestimmt ist, gibt Nachricht von zwey Mosaikfußböden, die im Jahre 1823 ausgegraben wurden. Dieß geschah zu Varhely im Hunyader-Comitate. Es ist außer Zweifel, daß dieser Ort gegenwärtig dort steht, wo einst die alte Hauptstadt der Dacier und ihres Königs Decebalus Zarmizegethusa war, wo dann die Römer, als Trojan den Decebal geschlagen, und das dacische Königreich zerstört hatte, die Colonie Ulpia Trajana gründeten, eine Menge römischer Inschriften finden sich, die dieses beweisen. Manche derselben sind aus den Zeiten Trajans selbst, manche aus spätern. Einige sehr merkwürdige sind in dieser Schrift angeführt, die in der Umgegend von Varhely entdeckt worden sind. z. B.

I. II.

Aus den Zeiten Antonins des Frommen

III. IV.

Vierzehn solcher Inschriften sind in dieser Schrift verzeichnet. Sie beweisen unwidersprechlich, daß hier diese römische Colonie war. Viele der in der Gegend wiedergefundenen Alterthümer sind durch den Vandalismus der neuern Zeit auf immer zerstört worden; doch dieses Loos steht dem Denkmahle, von dem in dieser Schrift Meldung gemacht wird, nicht bevor. Leider ist der eine dieser großen Mosaikböden sehr beschädigt. Von großem Kunstwerthe sind sie zwar nicht, aber immer höchst interessant. Die Steinchen, aus denen sie bestehn, sind dreyviertel Zoll lang und einen viertel Zoll dick; daher ist die Arbeit ziemlich roh. Das Bild in der Mitte des ersten Zimmers mißt fünfthalb Schuh ins Gevierte, und wird von einer Reihe Arabesken eingeschlossen, welche einen Schuh breiten Rahmen bilden, und wieder von drey Reihen farbiger Quadraten umgeben werden. Die äußere beyläufig zwey Schuh breite Einfassung ist ganz weiß. Es stellt vor, wie Priamus den Leich-

nam Hectors von Achilles erfleht. (Ilias 24. Ges. 460 v. Hermes erscheint auf dem Bilde, und doch soll er bey dieser Scene nicht gegenwärtig seyn. Der Grund des Bildes ist ganz weiß. Das Colorit ist sehr verblichen, manche Farben beynahe unkenntlich.

Das zweyte Bild ist 6 Schuh lang, und 5 Schuh breit, und wird von einem 5 Zoll breiten Rahmen eingefaßt, welcher aus abwechselnden braunrothen und weißen Dreyecken besteht. Diesen umschließt eine breite Umfassung von drey Reihen schiefgestellter kleiner Vierecke, welche verschiedene sehr hübsche Arabesken enthalten; die äußerste Einfassung besteht aus ganz kleinen, kaum 3/4 Zoll langen weißen Steinchen. Wahrscheinlich stellt dieses Bild das Urtheil des Paris vor. Gewiß ist es nicht, denn fast der ganze untere Theil ist unkenntlich. Die sitzende Figur ist Paris. Zu seiner Rechten steht Merkur. Vor Paris steht zuerst Minerva, dann Juno, und ihr zur Seite Venus.

Beyde Bilder scheinen von einem griechischen Künstler verfertigt zu seyn, und haben griechische Aufschriften. Ihr Alter läßt sich nicht entdecken; doch sind sie schon aus den Zeiten des Verfalls der Kunst.

Oesterreichs Sparcasse.

Das hohe Nahmensfest Sr. Majestät des Kaisers und Königs feyerte der Verein der ersten österreichischen Sparcasse und der damit vereinigten allgemeinen Versorgungs-Anstalt am 4. October durch Gebeth, in feyerlicher Messe zu St. Peter.

Am Vorabende wurden dem, aus Veranlassung dieser Feyer, und jener des Errichtungstages der ersten österreichischen Sparcasse zusammen berufenen Ausschuße, folgende Resultate über den Fortgang beyder Anstalten vorgelegt.

Am letzten September zeigte der Cassestand der Sparcasse ein Gesammtvermögen von . . 2,434015 fl. 44 kr. in Conventions Münze!

Interessenten zählte sie . . . 13,040.

Seit dem Abschluße mit letztem September 1824 hat die Sparcasse somit zugenommen an Gesammtvermögen um . . . . 1,175,808 fl. 32. Conventions Münze;

an Interessenten um 4,921

Das Revirement am Schluße des Monaths September im Jahre 1824 bis zum Schluße des Septembers 1825 beträgt . . . . 22,906,090 fl. 13 kr. in Münze.

Bey der am hohen Geburtsfeste Sr. Majestät des Kaisers am 12. Februar 1825 errichteten, folglich noch nicht volle 8 Monathe bestehenden allgemeinen mit der ersten österreichischen Sparcasse vereinigten Versorgungsanstalt war bis zum 3. October:

an ganzen Einlagen . 348 . mit M. fl. 69,609
an theilweisen als Angabe
auf M. fl. 320,600 . 1603 . mit M. fl. 30,075 8 kr.

Zusammen 1951 mit M. fl. 99,675 8 kr.
an gebührenden Zinsen . . . M. fl. 1,306 27 kr.

Also ein Gesammtbetrag von M. fl. 100,981 35 kr. eingegangen, und daraus bereits ein Reservefond von M. fl. 3453 nachgewiesen.

Vom Ausschuße der ersten österreichischen Sparcasse und der damit vereinigten allgemeinen Versorgungsanstalt.

Wien, 3. October 1825.

Miscellen.

Nach der Schlacht bey Raucoux sprach der Chevalier d'Auteterre zu einem gefangenen Engländer von kriegerischem Äußern: „Ich glaube, wenn Ihr 50,000 Mann von Eurem Schlage gehabt hättet, würde uns der Sieg schwerer geworden seyn.“ — „An Männern wie ich“, erwiederte der Soldat, „fehlte es uns nicht, aber wohl an einem wie Ihr Marschall von Sachsen.“

In den fünf Jahren von 1819 bis 1822 sind im preußischen Staate 3865 Selbstmorde vorgefallen, so daß man auf 100,000 Lebende 7 Selbstmörder rechnen muß. Von diesen zählt die Provinz Brandenburg die meisten, dagegen die Provinz Niederrhein die wenigsten. Wie sehr, nahmentlich in Berlin, der Selbstmord zugenommen, lehren die Tabellen auf eine Entsetzen einflößende Weise. Denn wenn in den Jahren 1788 — 97 in Berlin unter 900 Todten ein Selbstmörder gezählt wurde, so zählt man in den Jahren 1799 — 1808 schon unter 600, in den Jahren 1813 — 22 aber gar schon unter hundert Todten einen Selbstmörder, es fielen also unter 100,000 Lebenden in der neuesten Zeit in Berlin 34 Selbstmorde vor! In Paris kommen auf 100,000 Lebende 49 bekannt gewordene Selbstmorde, der verheimlichten und blos versuchten oder verunglückten nicht zu gedenken? Über London hat der Verf. kein sicheres Resultat erhalten, weil, wie er darthut, auf Urtheile der Engländer über den Selbstmord in ihrem Lande sich nicht bauen läßt, eben so wenig über Petersburg. Kopenhagen ist in Hinsicht auf die Häufigkeit der Selbstmorde sehr verrufen; nicht minder ist diese in Hamburg auffallend, wo in den letzten Jahren auf 100,000 Lebende schon 45 Selbstmorde zu rechnen waren.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 19. und Freytag den 21. October 1825.

(125 und 126)

Ueber Shakespeare.

(Fortsetzung von Nr. 148 von 1824 dann 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88, 98, 100, 101, 103, 105, und 113 von 1825.)

Antonius und Kleopatra.

Als nach der Vertreibung der Könige, Rom zuerst eine Aristokratie und darauf nach mannigfaltigen Volksunruhen eine Demokratie geworden: erhoben sich bedeutende Factionen. Alle äußern Feinde wurden glücklich bekämpft; aus dem zweyten punischen Kriege, der Rom an den Rand der Vernichtung gebracht hatte, ging es triumphirend hervor: Macedonien ward unterjocht; der große Antiochus schwer gedemüthigt, und die Gefilde des fernen Asiens sahen die römischen Adler. Als auch die Titanenkraft des Mithridates gebrochen war, schien kein auswärtiger Feind mehr stark genug, mit Rom sich zu messen, und der Schrecken des römischen Nahmens fesselte die unterjochten Völker. In reichen Strömen flossen Gold und Silber und alle Schätze Asiens in eine einzige Stadt zusammen. Durch diese Reichthümer wurden die Sitten verdorben und die Grundsäulen der Verfassung untergraben. Die Vaterlandsliebe ward schwächer, Durst nach Reichthümern erstickte alles Andere. Statt Großmuth und Mäßigkeit wurden Raubsucht und Üppigkeit immer stärker; die Proconsulen der großen eroberten Provinzen erpreßten die Schätze derselben, und gelangten dadurch zu einer Macht, die, wenn sie ein unternehmender Kopf besaß, der Republik furchtbar werden mußte. Die Bürgerkriege des Marius und Sulla überschwemmten Rom und Italien mit Strömen Blutes, und Sullas Diktatur gab zuerst der römischen Freyheit einen tödtlichen Stoß. Die durch den Bürgerkrieg erzeugte Veränderung des Eigenthums mußte die schädlichsten Folgen haben. Wer vorher reich war, sah sich jetzt in die bitterste Armuth gestürzt; der vormahlige Besitz ganzer Städte machte jetzt bloß einen Theil des Eigenthums einzelner Familien, die durch ihre Macht, durch ihre Bestechungen das gemeine Volk nach Willkühr lenkten. Der reichste Same zu immer neuen Unruhen war dadurch gestreut. Pompejus, dessen Feldherrnruhm wie die stürzende Lawine schnell und plötzlich gewachsen, sah sich bald an der Spitze Roms. Er stellte zwar die demokratische Verfassung in etwas wieder her; aber die Republik hatte schon aufgehört zu seyn. Das gemeine Volk, aus den verworfensten Menschen zusammengerottet, ward ein immer größeres Unheil für den Staat. Der Haufe lasterhafter Bösewichter in Catilinas Verschwörung, zum Theil aus dem ältesten Adel, zeigte nur zu deutlich, wie weit es mit demselben gekommen! Als nun Cäsar den Rubikon überschritten, als er das ihm zum Schutze Roms vertraute Schwert wider dasselbe gewendet und auf den Feldern von Pharsalus und von Munda sich zum unbeschränkten Herrn gemacht: bedurfte es wahrlich keiner angebothenen Krone mehr, um über den Trümmern der Republik einen Thron zu errichten. Der große und gute Cäsar fiel als ein Opfer seines Ehrgeitzes; aber seine Ermordung konnte die Republik nicht mehr herstellen, die lange schon nicht mehr war, wie redlich es auch Brutus und Cassius um das Vaterland gemeint hatten. Ihr Unternehmen stürzte Rom in die größte Verwirrung; der listige Antonius wußte sie zu täuschen, und in kurzem sahen sie sich selbst zur Flucht gezwungen. Was die Umänderung der Verfassung verhindern sollte, führte sie nur um so schneller herbey. Durch den Sieg bey Philippi wurden Antonius und Octavian Herren der Welt; Lepidus war nur eine Puppe, mit der beyde nach Belieben spielten und sie endlich wegwarfen; doch hinderte er eine Zeitlang die Reibungen zwischen den stolzen Gemüthern. Jeder nahm gegen den andern eine drohende Stellung. So war der römische Staat nach Cäsars Tode. Ein schreckliches Blutbad zu Rom hatte alle ausgerottet, die die Triumvirn nur einigermaßen zu fürchten brauchten. Dieser fortschreitende Gang der Ereignisse,

die jeden Schatten der Freyheit nach und nach vernichteten und endlich dem verschmitzten Octavian den Weg zur Alleinherrschaft bahnten, sind wohl selten irgendwo mit solcher Anschaulichkeit und Wahrheit dargestellt, als bey Shakspeare. In seinem Stücke Julius Cäsar schildert er den Todeskampf der sterbenden römischen Freyheit, die auf den Feldern von Philippi den letzten Odem aushauchte. Das zweyte Stück: Antonius und Kleopatra zeigt uns die gewaltigen Kämpfe der wenigen Überreste alter, republikanischer Sittenreinheit und Größe, mit ungezähmter Selbstsucht, der Alles dienen soll und die Alles nur als Werkzeug betrachtet: der Tapferkeit mit verschlagenem Ehrgeize um die Herrschaft der Welt; es zeigt uns, wie der kriegerische Antonius von den schmachvollen Fesseln der Leidenschaft umwunden, für das Lächeln einer Buhlerinn dieser Herrschaft entsagt. Dieses Stück ist eine Fortsetzung des ersten, es beginnt, wo dieses endet, und geht bis zu dem Zeitpuncte fort, wo das römische Volk zu Octavians Füßen liegt, und seiner Alleinherrschaft gehorcht, wodurch allen Bürgerkriegen ein solches Ende gemacht ist, wie der Tod das Leben endigt. — Beyde Stücke, zu einem Ganzen verbunden, bilden eine große, furchtbare Ironie auf das Leben und auf das Schicksal; denn Shakespeare hat gar wohl die Geistesgröße und Milde des edlen Cäsars und die erbärmliche Kleinheit des verschmitzten, beynahe allen Lastern fröhnenden Octavian durchschaut. Hier hat er sich als den tiefsten Kenner des menschlichen Herzens und der Geschichte bewiesen; denn meisterhaft hat er die Ursachen entwickelt, warum dem Augustus das gelang, was sein großer Vorgänger vergeblich zu erreichen gestrebt hatte? — Aus diesen bewegten stürmischen Begebenheiten der römischen Geschichte hat er das lebendigste dramatische Gemählde geschaffen, das selbst in den kleinsten Zügen der Geschichte treu ist, aber sie in einer gewissen höhern Verklärung zeigt. Wie mit einem Zauberstabe sind ihre todten Gestalten ins Leben gerufen, die Schranken der Zeit und des Raumes scheinen uns gesprengt, und gleichsam vor unsern Augen sehen wir eine längst untergegangene Welt in dem Kunstwerke des Dichters wieder auferstehen. Auch das Fernglas, das bis zu den Sternen dringt, wie die Historie in die Vor- und Urzeit, zeigt die Gegenstände, nicht in der Größe und Ausdehnung, wie sie sind, sondern wie sein und unsers Auges kleiner Rahmen sie zu fassen vermag! Ein Gleiches thut die Tragödie. Sie drängt die Zeiten in den Brennpunct der Causalunterordnung, stets und strenge fortschreitend, wie diese den Raum zusammen und beyde Täuschungen sind — Wahrheit!

Den Stoff dieses Trauerspiels hat Shakspeare aus dem Plutarch entlehnt, und zwar aus der Lebensbeschreibung des Antonius, so wie sein Julius Cäsar aus den Lebensbeschreibungen dieses großen und des letzten Römers, Marcus Brutus, bey eben diesem Schriftsteller genommen ist. Aus einer historischen Erzählung ist aber ein lebendiges Kunstwerk geworden. Da ein Genie oft nur leiser Andeutungen bedarf, um zu werden: so hat Shakespeare aus geringen hingeworfenen Umständen des Geschichtschreibers die schönsten und rührendsten Scenen zu bilden gewußt, und dadurch meisterhaft manches Einzelne in den anschaulichsten Causalnexus gebracht. —

Nach der Schlacht bey Philippi eilte Antonius nach Asien, um den Überrest von Cäsars Mördern zu vernichten. Man erwies ihm in Asien die ausgezeichnetste Ehre; er schwamm in Wohllust und Üppigkeit. Ägyptens buhlerische Königinn besuchte ihn, sie lud ihn zu sich auf ihr prächtiges Lustschiff im Fluße Cydnus (Act II. Sc. 2.) Bald war er in ihren Fesseln. Er folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ihrer Gesellschaft seine Tage in den größten Schwelgereyen verlebte. Alles war darüber unzufrieden; in Rom erhob sich eine furchtbare Gegenpartey; selbst die eigenen Freunde und Diener des Antonius murrten laut, daß aus dem mächtigen Triumvir der Hofnarr einer Buhlerinn geworden sey, (Act I. Sc. 1.) Gleich beym Beginne des Stückes sehn wir den Antonius als den Sclaven der entehrendsten Leidenschaft. Es erscheinen Abgesandte des Octavian von Rom; er hört sie gar nicht an; sondern denkt nur darauf, wie er mit Kleopatra allein, die Straßen der Stadt durchschwärmen werde. Als er sich doch entschließt, die Nachrichten aus Rom zu hören, vernimmt er, daß seine Gemahlinn Fulvia den Octavian bekriegt habe, aber besiegt, nun auf dem Wege nach Griechenland sey. Nun kommt auch ein Bothe aus Sicyon, der ihren Tod meldet. (Act I. Sc. 2.) Die Nachricht, daß sein Feldherr Labienus höchst ruhmvoll gegen die Parther gekämpft habe, erweckte endlich den Antonius zu neuer Kraft. Mit einer Flotte von 200 Schiffen nimmt er den Weg nach Italien, nachdem er die Kleopatra verlassen. (Act. I. Sc. 3) Fulvias Tod, die durch ihren unbeugsamen herrschsüchtigen Charakter jede Annäherung zwischen Antonius und Octavian verhindert hatte, erleichterte nun die Aussöhnung derselben ungemein. Ihre gemeinschaftlichen Freunde bewirken sie. (Act II. Sc. 2.) Ein festes Bündniß sollte zwischen ihnen bestehen, Antonius die morgenländischen, Octavian die abendländischen Provinzen; Lepidus aber Afrika behalten. Um dieses Bündniß zu befestigen, ehlichte Antonius die Stiefschwester Octavians, Octavia, Witwe des Marcellus. Man glaubte dadurch das beste und einzige Mittel gefunden zu haben, einen zukünfti-

gen Bruch zu verhindern. (Act II. Sc. 3.) Bey der Nachricht dieser Vermählung wüthet Kleopatra; sie mißhandelt den Überbringer derselben. (Act. II. Sc. 5.) Wie schön hat hier Shakspeare die planlosen Ausbrüche des weiblichen Zorns geschildert! Zehn Mahl frägt sie den Bothen, ob Antonius verheirathet sey? denn es ist ihr unmöglich, sich sogleich in diesen Gedanken zu finden. Später beruhigt sie sich, als sie hört, daß Octavia ihr an Reitzen nicht gleichkomme. (Act III. Sc. 3) Daher hofft sie auf die Rückkehr des Antonius, dessen Leidenschaft sie nur zu gut kennt. Und wirklich trog sie ihre Hoffnung nicht; aber zu ihrem beyderseitigen Verderben. Nachdem sich Antonius mit Octavian verbunden, drohte ihnen noch ein mächtiger furchtbarer Feind. Die Flotten des Sextus Pompejus bedeckten die Meere; und sperrten alle Häfen von Italien. Auch hatte er Sicilien inne, und so hing Rom in Hinsicht der Lebensmittel ganz von seiner Willkühr ab. Dieß zwang die Triumvirn einen gütlichen Vergleich mit ihm zu suchen, besonders da sie ihm zu Wasser nicht gewachsen waren. Auf dem misenischen Vorgebirge, wo die Flotte des Pompejus vor Anker lag, und die Heere der Triumvirn in Schlachtordnung standen, erfolgte ihre Vereinigung. Pompejus gab darauf auf seinen Schiffen ein glänzendes Gastmahl. (Act II. Sc. 7.) Mitten im Taumel der fröhlichen und halbberauschten Gäste that Menas dem Pompejus den Vorschlag, die Triumviren gefangen zu nehmen, sie zu ermorden, und sich dadurch zum Herrn der Welt zu machen. Pompejus verboth ihm die Ausführung, sprechend, daß er es hätte thun können, ohne es ihm früher zu entdecken. (Act II. Sc. 7.) Nach diesem Bündniße mit Pompejus, das aber nicht lang gehalten ward, sandte Antonius den Ventidius zum Kriege gegen die Parther. (Act III. Sc. 1) Dieser kämpfte sehr glücklich. Bald darauf verließ Antonius Italien; denn nicht ganz konnte er seine Eifersucht über Octavians Glück unterdrücken, worin ihn ein ägyptischer Wahrsager, den er bey sich hatte, bestärkte. (Act II. Sc. 3) Er nahm seine Gemahlinn Octavia mit sich, und ging mit ihr, nach Athen, wo sie ihn verließ, um zu ihrem Bruder zurückzukehren, da das Band zwischen diesem und ihrem Gemahl wieder sehr locker geworden. (Act III. Sc. 4.) Octavian hatte den Pompejus überwunden, und auch den Lepidus ganz entwaffnet. (Act III. Sc. 5.) Nun stand bloß Antonius seinen herrsüchtigen Planen im Wege, und bald war die Zeit da, seine Verbindung mit ihm gänzlich aufzuheben. Antonius gab selbst durch sein unkluges, unwürdiges Benehmen die Veranlassung dazu. Er war nach Syrien gegangen, wo seine Leidenschaft für Kleopatra mit neuer Stärke erwachte. Octavian führte die lautesten Beschwerden beym Senate darüber. Als nun gar Antonius die Octavia auf den Antrieb der Kleopatra verstieß: (Act III. Sc. 6.) so kam es zum offenen Kriege. Gegen alle Vorstellungen seiner Freunde, bloß um der Kleopatra zu Willen zu seyn (Act III. Sc. 7.) lieferte Antonius das Seetreffen bey Actium. Von seiner leichtsinnigen Buhlerinn verlassen, floh er wie sinnberaubt nach Ägypten.

Seine Landarmee ergibt sich. (Act III. S. 8) Voll Beschämung und Verzweiflung sieht er sich gezwungen, dem Octavian die demüthigsten Friedensanträge zu thun, die dieser verwirft. (Act III. Sc. 10.) An Kleopatra sandte Octavian seinen Freygelassenen Thyreus, um ihr die größten Vortheile zu versprechen, wenn sie den Antonius verlasse. Das buhlerische hinterlistige Weib entschließt sich dazu. (Act III. Sc. 11.) Antonius auf dem Äußersten, fordert seinen siegreichen Gegner zum Zweykampfe. Dieser nimmt ihn nicht an (Act IV. Sc. 1.) Noch hat Antonius einige Truppen, mit denen er Widerstand leisten will. Seine alte Tapferkeit kehrt zurück; er ermannt sich wieder. (Act. IV. Sc. 2.) Seine treuesten Freunde verlassen ihn und sein gesunkenes Glück; selbst der tapfere Aenobarbus. (Act IV. Sc. 5.) Antonius schickt ihm seine zurückgelassenen Schätze in Octavians Lager. Noch einen Augenblick scheint das Glück dem Antonius günstig zu seyn; es gelingt ihm, seinen Feinden eine Niederlage beyzubringen. (Act IV. Sc. 7.) Cleopatra gibt einem tapfern Krieger des Antonius eine goldene Rüstung. (Act IV. Sc. 8.) Aenobarbus, den sein Abfall reut, bringt sich selbst um. (Act IV. Sc. 9.) Durch den Verrath der Cleopatra, deren Schiffe zu Octavian übergehen (Act IV. Sc. 10.) ist der Untergang des Antonius entschieden. Um seiner Wuth über ihre schändliche Treulosigkeit zu entgehen, flüchtet sie sich in ihr Begräbnißgewölbe, und täuscht ihn durch eine falsche Nachricht ihres Todes. (Act IV. Sc. 11.) Voll Schmerz darüber, befiehlt Antonius dem Freygelassenen Eros ihn mit dem Schwerte zu durchstoßen; aber der edle Diener gibt sich selbst den Tod. Nun bringt sich der verzweifelnde Antonius selbst eine tödtliche Wunde bey. (Act IV. Sc. 12.) Cleopatra schickte darauf den Diomed zu ihm, und läßt ihn ins Grabmahl tragen, wo sie sich sehr betrübt stellte. Er bittet sie, auf ihre Rettung zu denken, und stirbt (Act IV. Sc. 13.) Auch Octavian hatte seinen Tod erfahren, denn Dercetas brachte ihm des Antonius blutiges Schwert. (Act V. Sc. 1.) In einem unwillkührlichen Rückfall in die, ihm sonst allzuoft fremde Menschlichkeit, so vieler alter, großer Erinnerungen gemahnt, wird er dadurch gerührt, und zu noch größerm Hasse gegen die Verführerinn entflammt. Mit List brachte er sie in seine Gewalt. In der ersten Heftigkeit wollte sie sich mit einem Dolche

durchbohren; aber Proculejus fiel ihr in den Arm und entwaffnete sie. (Act. V. Sc. 2.) Dolabella entdeckte ihr, welches Loos ihrer harre, nähmlich durch Octavian im Triumphe nach Rom geführt zu werden. Dieser kömmt selbst zu ihr, und findet die Übermüthige, mit Menschen und mit Gefühlen nur trugvoll spielend, in dem trostlosesten Zustande. Sie wirft sich zu seinen Füßen, und übergibt ihm ein Verzeichniß ihrer Reichthümer, wo sie ihr eigener Schatzmeister Seleukus einer Untreue beschuldigt. Da sie sieht, daß sie Octavian nur durch falsche Versprechungen täuscht; legt sie giftige Schlangen an ihren Busen. Ihre beyden Kammerfrauen, Iras und Charmian sterben mit ihr. (Act V. Scene 2.)

Dieses Stück biethet ein reiches Gemählde der interessantesten Situationen. Mit unbegreiflicher Feinheit und Wahrheit sind alle Personen gezeichnet. Die Kleopatra ist selbst bis in die kleinsten Züge ein vollendetes Muster treffender Charakteristik. Wir sehen nicht den Antonius, den der Dichter im Julius Cäsar uns zeigte, der durch Verstellungskunst sich erst zur Macht emporheben mußte, sondern den gefürchteten Gebiether einer halben Welt. Er ist zwar noch immer der tapfere Krieger, wie vorher, er liebt noch den Ruhm; aber nur so weit er ihn mit Bequemlichkeit erhalten kann. Seine unwürdige Leidenschaft, seine üppigen Schwelgereyen halten ihn in buhlerischen Armen zurück. Manchmahl sucht er sich zu ermannen, aber immer tiefer verstrickt er sich in das Netz, das über sein Haupt geworfen ist. Durch die schändliche Flucht bey Actium ist sein Ruhm auf immer dahin, nichts bleibt ihm mehr übrig, als wie ein Mann zu sterben. Er kennt sich selbst wieder, und die Großmuth, die er im Unglücke seinen Dienern zeigt; die Standhaftigkeit, mit der er sein widriges Schiksal erträgt, lassen uns in etwas sein früheres unedles Benehmen vergessen. — Mitleid ergreift uns, wenn wir sehen, wie weit unwürdige Leidenschaften einen großen Mann brachten, der in den glänzendsten Eigenschaften des Geistes und des Körpers seinen glücklichen Gegner unendlich übertraf. Das mußten in der That große Eigenschaften seyn, die durch solche unsinnige Ausschweifungen und Schwelgereyen nicht ein Mahl unterdrückt werden konnten, sondern noch in den letzten Augenblicken so leuchtend emporloderten! Das mußte auch kein ungeliebter Herr seyn, für den ein treuer Diener unerschrocken in den Tod ging, um nicht den Schmerz zu erleben, das zu thun, wobey ihn Wille und Kraft verließen!

Die Charakterschilderung Octavians hat Shakespeare schon im Julius Cäsar angelegt, und hier weiter zu entwickeln gestrebt. Neben seinem gränzenlosen Ehrgeitze, seiner heuchlerischen Verstellungskunst, seinem Blutdurste sehn wir einiges Gute an ihm, wie die innige Liebe zu seiner Schwester, die Überwindung, mit der er Kleopatras Reitzen widersteht, wo freylich eine Leidenschaft nur durch ein noch stärkere unterdrückt wurde, die Sinnlichkeit durch den Ehrgeitz. Über das Mitleid, das er dem Antonius schenkt, läßt uns der Dichter in Zweifel, wir können es für wahr oder für erkünstelt halten. Fast entscheiden wir uns für das Letzte, wenn wir an den rohen Übermuth denken, womit er dem überwundenen Antonius weder als Privatmann zu leben verstatten wollte und an die Hinterlist, mit der er Kleopatra täuschte. — Nicht das Wohl des Staates lenkte seine Handlungen, sondern unmäßiger Ehrgeitz und alles niedertretende, schamlose Selbstsucht.

Lepidus spielte auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten eine nur kurze, eben nicht ehrenvolle Rolle. Er steht zwar vermittelnd zwischen den feindlichen Gewalten, aber selbst ohne Kraft, kann er den drohenden Sturm nicht lange beschwören, denn er stürzt ihn selbst. Er genießt seine Macht nach Epikars Weise, schwelgend in sinnlichen Genüssen. So trinkt er beym Gastmahle des Pompejus so lange, bis er betäubt fortgetragen wird. Seine Neugier äußert sich auf die ergötzlichste Weise, indem er von Antonius viel Gründliches über die ägyptischen Schlangen und Krokodille erfahren will, der ihn durch seine Antworten zum Besten hat.

In Sextus Pompejus, dem unglücklichen Sohn des unglücklichen, großen Pompejus bewundern wir vorzüglich den Edelmuth, mit der er einen entehrenden Antrag von sich weiset. Es war hier nicht der Raum für den Dichter, sein ferneres Schicksal weiter zu verfolgen, es ist deßwegen nur angedeutet.

In seinem Feldherrn Menas sehn wir schon jetzt den zukünftigen Verräther.

Die Charaktere des Änobarbus und Ventidius, des Mecänas und Agrippa sind ganz nach der Geschichte. Änobarbus sühnt den an seinem Freunde Antonius begangenen Verrath durch einen freywilligen Tod — und welches lebendige Leben, welche Wahrheit athmet nicht in der Versöhnungsscene der Triumviren, in der Zusammenkunft mit Pompejus, in Lepidus grundgelehrtem Diskurse vom Krokodill und von den Pyramiden!? — Die höchste Anschaulichkeit, die strenge Bedingung und Herleitung der Begebenheiten nicht nach einander, sondern aus einander, darin bleibt Shakspeare ein in allen Zeiten unübertroffenes Muster. — Üppiger Reichthum der Composition, ohne Zerstreuung der Lichter, ohne Zersplitterung der Hauptidee, ist freylich auch in der Mahlerey, eine

erhabene Aufgabe und nach der Schwäche des menschlichen Geistes, gar selten gelöst, ohne in das eine oder in das andere Äußerste zu verfallen. — Wunderbar aber, daß diejenigen, welche so oft die wohlgelungene Form, die täuschende Nachpinselung der Natur, für die Kleinlichkeit, oder für den Mangel der Idee völlig entschädiget, denen eine Niederländer-Kneipe oder Viehmarkt, ein den Mund so recht voll Wasser anziehendes Küchenstück, ein Pfau, dem man die Federn, ein Haase, dem man die Haare, eine Blume, an der man die Thautropfen zählen kann, weit über alle Decius-Constantins- und Amazonenschlachten, über alle Heliodore, und über die Wunder der sixtinischen Kapelle gehen, doch für Wahrheit der Charakteristik in Dramen so ganz und gar keinen Sinn haben, daß sie über die derbe Sprache der Prinzen und Heeresfürsten im Shakspeare, die von jener unserer Badauds und Muscadins freylich ein wenig verschieden ist, sich nicht genug entsetzen können, in alle Epochen und in alle Länder überall nur sich selbst und ihre Zeit hineinbringen und statt des kriegerischen Versuches am Tartarensäbel, es weit fürstlicher gefunden haben würden, wenn König Przemysl Ottokar als zierlicher Anführer einer Polonaise aufgetreten wäre!!

Octavia erscheint als der Genius des Friedens und der Eintracht zwischen Bruder und Gemahl. Ihre reine edle Frauenwürde biethet ein schönes Gegenbild zu der buhlerischen Königinn Ägyptens.

Die verworfenen Künste Kleopatras sind in ihrer ganzen Abscheulichkeit aufgedeckt. Sie ist keiner edlen Empfindungen fähig, ihr Verrath, ihre Hinterlist brandmarken sie. Der frevelhafte Leichtsinn, die Feigheit, mit der sie ihren Geliebten verläßt, hat der Dichter eben so gut geschildert, als ihre verbuhlten Lockungen, wodurch sie den Antonius in ihren Fesseln zu halten wußte. Ihre Wohllust und Üppigkeit, die Falschheit, mit der sie dem Octavian ihre Schätze zu verheimlichen sucht, vollenden das Gemählde des lasterhaften Weibes. Eide sind ihr ein Spiel, nur an den glücklichen Antonius kettet sie der Eigennutz; den unglücklichen gibt sie ohne Bedenken Preis. Selbst ihr Tod erscheint keineswegs edel und groß; sondern nur als der letzte Weg der Verzweiflung, den sie betreten muß, da alle ihre Buhlerkünste scheitern. Mit unglaublicher Feinheit ist jeder Zug des merkwürdigen Charakters dieser berüchtigten Königinn entwickelt. Alles gehorchte ihren Launen, die wandelbarer als der Wind waren. Über Antonius übte sie eine fast tyrannische Gewalt; denn nur zu wohl kannte sie die Macht seiner blinden Leidenschaft. Bitten, Thränen, Seufzer, Drohungen, Ohnmacht, alles nahm sie zu Hülfe, um ihn nach ihrem Willen zu lenken. Ihre beyden Kammerfrauen Charmian und Iras schmeicheln jeder ihrer Launen, und sind ihr treues Echo; die Gehülfinnen und Ausführerinnen ihrer Entwürfe, und da sie nur von ihr ein glückliches Loos zu erwarten hatten, auch ihre Gefährtinnen im Tode. —

(Die Fortsetzung folgt).

Des Dichters Fluch.

Wie den Dichter sie verhöhnten,
Mit der Seele glühendheiß,
Sie, die sich so weise wähnten
Mit dem Busen starr wie Eis.

Horch, da ließ er brausend gleiten
In die Leyer seine Hand,
Daß den wildbewegten Saiten
Solche Drohung sich entwand.

„Fluch, zu tausend Fluch euch allen,
Deren Habe Afterweisheit ist,
Die ihr fremder Gluthen Wallen
Nach der eig'nen Kälte mißt.“

„Die im süßentzückten Dichter
Einen Sinnlosen nur seh'n,
Und die Gottheit in dem Dichter
Und ihr Wollen mißversteh'n.“

„Die vor kühner Geistesregung
Sich bekreuzen, wie vor dem ——,
Denen kühle Überlegung,
Langes Sinnen nur genehm.“

„Die Verstand, den Mördergeyer
Hetzen auf die Taube: Herz,
Und alljedes heil'ge Feuer
Tilgen, löschen allerwärts.“

„Dichter gibt euch ganz sein Leben,
Eine Thrän' ist ihm genug,
Und für solches große Geben
Beut ihr einen log'schen Spruch!“

„Darum Fluch euch, Fluch euch allen,
Ewiglichen Dichterfluch,
Und so lange Worte schallen
Donnr' es euch zu Sinne: Fluch!“ —

Drauf zerriß er seine Laute,
Warf die Stücke in den Wind,
Der mit Ehrfurcht rings das traute
Bloße Sängerlied' umrinnt.

Jene, die verflucht der Dichter
Leben alle recht gesund,
Schneiden immer noch Gesichter,
Naht ein Kühner ihrem Bund.

Manfred.

Der Orden des Todtenkopfes.

Der ritterliche Orden des Todtenkopfes (Ordo Calvariae) soll angeblich vom Herzoge Sylvius zu Würtemberg und Oels, als Großprior: in Verbindung mit seiner verwitweten Mutter, der Fürstinn Maria Magdalena, Herzoginn zu Liegnitz und Brieg, als Großpriorinn, — zur stäten Erinnerung an die allgemeine Nothwendigkeit des Sterbens, und zur Erweckung aller adeligen Tugenden, — im Jahre 1652 — in der Residenzstadt Oels — für Damen und Ritter gestiftet; im Verlaufe der Zeit eingegangen: im Jahre 1709 durch des genannten Stifters Enkelinn, nähmlich durch die Fürstinn Louise Elisabeth, geborne Herzoginn von Oels und Bernstadt, Herzogs Philipp von Sachsen-Merseburg Witwe, als Großpriorinn, unter gewissen Veränderungen erneuert: — endlich nach der Hand, bloß für Damen bestimmt worden seyn, welche ihre Vorsteherinn jedes Mahl aus den Prinzessinnen des regierenden Hauses Würtemberg zu erwählen hätten. — Seine Decoration soll anfänglich in einem Todtenkopfe bestanden haben, welchen die Mitglieder mittelst eines Ringes und schwarzen Bandes an der linken Hand trugen: — später in einem silbernen Todtenkopfe an einer schwarz emaillirten Schleife, welche die Worte: Memento mori, mit weiß emaillirten Buchstaben enthielt, und an einem weißen Bande befestiget war. —

So sprechen Hübner, Iselin, und ähnliche encyklopädische Quellen. Aber in der Schrift: „Adjumentum memoriae manuale. Editio quinta. Monachii et Ingolstadii 1763 in 8. pag. 91 heißt es: „Ordo equitum Calvariae, conditorem habuit Carolum Fridericum, Würtembergiae ducem: viros foeminasque illustres complectens, meditationi mortis intentos. Subinde taedio assiduae hujus meditationis affecti equites rarescere coeperunt. Sed opportune a Principe Sophia Elizabetha, Silesiae duce, novum incrementum accepit anno 1709, solis foeminis adscitis. Coepisse videtur Anno 1704." —

Welche aus beyden, sich offenbar widersprechenden Angaben, ist nun die wahre? — Ohne Zweifel keine von beyden, wie es in solchen Werken gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt.

Denn daß dieser Orden schon am Anfange des XVII. Jahrhundertes vorhanden gewesen, geht aus der Thatsache hervor, daß nach einem gleichzeitigen Gemählde in der Abtey des böhmischen Cistercienser-Stiftes Hohenfurt, — und zwar in den sogenannten kleineren Fürstenzimmern, — auch der letzte Mann aus dem Stamme der czechischen Rosenberge, Peter Wok, (gestorben im November 1611) ein Mitglied dieses religiös-ritterlichen Vereines war; was er vermuthlich schon gegen das Ende des XVI. Jahrhundertes, beym Verkaufe seiner Besitzungen Silberberg und Reichenstein in Schlesien, an den Herzog Johann Friedrich von Liegnitz und Brieg, geworden seyn mag. Seine Ordensdecoration bestand, zeuge jenes Gemähldes aus einem goldenen Todtenkopfe, der an einer halbmondförmigen goldenen Spange mit den Worten: Memento mori: hing. Die Spange selbst war mittelst eines goldenen Ringes an einem schwarzen Bande befestiget. So trug er das Ganze an seiner Brust. —

Bürgschaft für das Alter und für die Ächtheit dieser Darstellung, liefert folgende seltene, von seinem Schwager und theilweisen Erben Schwamberg herausgegebene, im Münzcabinette des genannten Stiftes verwahrte, gegossene, silberne und vergoldete, ovale, 2 Zoll hohe, und 1 1/2 Zoll breite Medaille; welche auf dem Avers das — ziemlich wohlgetroffene — Brustbild Peter Woks mit der Umschrift: Petrus. Wok. Ursi. Guber. Rosenb. Dom. Ulti. und mit der Jahrzahl 1611 unter dem rechten Arme: — auf dem Revers aber das von einem stehenden Schwane, (an dessen Brust die Rosenberg'sche Rose sich zeigt,) getragene, mit einer herzoglichen Krone gezierte Rosenberg'sche Wappen: und ringsum die Worte: Adhuc in morte virescit in silentio et spe — enthält. Auch hier trägt Peter Wok diesen Orden an seiner Brust. Woraus ersichtlich ist, daß im Jahre 1652 nicht erst die Begründung: sondern bloß die Organisirung, oder auch nur eine Reform desselben vorgenommen worden seyn mag.

M. M.

Sonnet von Hanke über den Vorzug des ungarischen Weines.

Mitgetheilt von Georg v. Gyuritovits.

Der ungarische Wein hat besondere Eigenschaften und Kraft, wodurch er sich von andern fremden Weinen merk-

lich unterscheidet, und fast alle europäischen Weine an Vortrefflichkeit und Güte übertrifft. Wegen seines köstlichen Geschmacks, und seiner unvergleichlichen Tugend hat ihn Martin Hanke, Professor zu Breslau (✝ 1709) allen andern Weinen, selbst den Italienischen, Spanischen, Französischen und den besten Deutschen vorgezogen. Das von ihm im Anfange des 18. Jahrhunderts verfaßte Gedicht, in welchem er dem ungarischen Wein wegen seines lieblichen Geschmacks den Vorzug vor andern Weinen gibt, lautet wörtlich so:

Laßt And're Frankreichs Wein fast himmelhoch erheben;
 Lob dem, den Spanien und Welschland überschickt,
 Rühmt den, den Persien zu Schiras ausgedrückt:
Ich lobe doch den Saft der ungarischen Reben,
Sein mässiger Gebrauch schafft uns ein langes Leben.
 Die Götter werden nicht durch Nektar so erquickt.
Der Rhein- und Mosel-Strom kann nichts dergleichen geben;
 Drum bleibt der Donau-Fluß vor andern höchst beglückt.
 Das Gold gibt, wie man sagt, den Menschen große Kraft;
Nun liefert Ungarn ja die feinesten Ducaten.
 Die Berge sind voll Gold, d'rum muß der edle Saft
Auf goldenem Grunde mehr, als anderwärts gerathen.
 Und also glaub' ich fast, daß Canae Hochzeit Wein
 Von ungarischer Art gewesen müsse seyn.

Konrad Celtis, ein Beytrag zur Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland.

Von Stephan Ladislaw Endlicher.

Zweyte Abtheilung.

(M. s. den Jahrgang 1821. Nr. 96, 99, 105, 117, 123.)

„Majora videmus
 Inferri terris numina Pannonicis.
Celtis Apollineum per inhospita littora numen
 Remigio vexit, Calliopea, tuo
Ecce novem migrant patria de sede sorores,
 Atque petunt terras numina grata novas.
Austria se quanto felix jactabit honore,
 Nascitur ex Caecio gloria quanta jugo.
Nunc laetare Caeci sacras habiture cohortes,
 Profers Pierio grata futura Deo
Ut quondam Bacchus sic te nunc ornat Apollo,
 Inque tuis habitat numen utrumque jugis."
  Sturlinus Schmalcaldia Episod.
  Sodalitat. Danub.

Ingolstadt bedauerte Celtis Abzug und er wurde sogar von seinen Mitlehrern an der Universität der Undankbarkeit gegen ihre Freundschaft und Bemühungen ihm eine Stelle unter sich zu verschaffen beschuldigt. *) Daher trug kein Bedenken die ehrenvolle Berufung nach Wien, wo er nicht nur einen ausgebreiteten Wirkungskreis, sondern auch manche Freude des geselligen Lebens fand, von welchen er ein nicht geringer Freund war, anzunehmen. *) Seine Stelle wurde durch einen seiner verdienstvollsten Schüler Jacob Locher ersetzt. **) Bevor er sich nach Wien begab, machte er noch in den Herbstferien, mit seinen Freunden, den Sekretären des Königs Wladislaw von Ungarn, Johann von Schlechta und Georg Neudecker eine Reise nach der Hauptstadt dieses Landes. ***) Ofen war damahls der Sitz einer gelehrten Gesellschaft, deren Ursprung sich aus den für die Wissenschaften so glänzenden Zeiten des großen Mathias herschreibt. Sie nannte sich die Donaugesellschaft. (Sodalitas Danubiana.) „Man würde irren" sagt der gelehrte Piarist Faustin Prohaska in seiner Abhandlung über die Donaugesellschaft, ****) „man würde irren, wenn man sich den Begriff von den Gelehrten-Gesellschaften damahliger Zeit nach Art der jetzigen Akademien modeln wollte. Sie hatten noch keinen äußerlichen Pomp, kein Ceremoniengepränge, keine Feyerlichkeiten nach dem heutigen Geschmacke. Kaiser und Könige wurden nicht um

*) Eod. Epist. ad Cr. Celt. Lib. VII ep. 31.

*) Man siehe Zapfs Jacob Locher S. 17. Die 26. Ode des zweyten Buches, in welcher Celtis auf eine nicht sehr humane Weise von den Ingolstädtern Abschied nimmt, wurde nicht, wie Zapf meinet, bey seiner Abreise nach Wien, sondeen früher, als er vergebens auf eine Besoldung hoffend Ingolstadt verließ, geschrieben.

**) Von Locher sehe man F. W. Zapf Jacob Locher in biographischer und literärischer Hinsicht. Nürenberg bey Lentner 1802. 8. Locher erwähnt dankbar seines Lehrers Celtis in der „Grata recordatio praeceptorum etc. (angehängt seiner Ausgabe des Fulgentius von 1521, wieder gedruckt bey Zapf am a. o. S. 134. — In dem Brief — Codex an Celtis befinden sich drey Briefe von ihm aus Ingolstadt, der erste vom 1. Juny der 2. vom 5. December 1498. (Lib. VIII. ep. 22.) der 3. vom 20. April 1500. (Lib. X. ep. 7.) Bey dem ersten befinden sich noch zwey ungedruckte Gedichte an Celtis.

***) M. s. Ep. od. Sod. Danub. XI. et XII.

****) In seinen Miscellaneen zur böhmischen und mährischen Literatur (Prag bey Widtmann 1784.) 8. Thl. 1. S. 1 — 67. Außer dieser Abhandlung benützte ich bey vorliegendem Aufsatze noch eine schätzbare aber nicht vollendete Abhandlung von der ehemahligen Gelehrten Gesellschaft an dem Donaustrom und einigen Mitgliedern verfaßt von P. Xystus Schier Augustiner Ordens, welche sich unter den Handschriften der k. k. Hofbibliothek befand. Ich verdanke der Güte des Herrn Hofraths Baron v. Hormayr eine Abschrift dieser Abhandlung, welcher ich vorzüglich über die in Wien der Gesellschaft beygetretenen Mitglieder das meiste schuldig bin.

die Stiftung derselben, nicht um Schutz, Privilegien und Belohnungen ersucht. Die Preisaufgaben waren noch nicht Sitte, man lieferte der gelehrten Welt keine Sammlungen gelehrter Abhandlungen, keine mit dem Nahmen der Gesellschaft glänzenden Bände gemeinschaftlicher Arbeit. Es wurden weder andere schriftliche Beweise der Geschicklichkeit abgefordert, noch besondere Gesetze der Gesellschaft gegeben. Sie waren wie alle Dinge in der Wiege. Sie hießen Sodalitatis contubernia und entsprachen vollkommen diesem Nahmen. Biedersinn, Philantropie, schöne Künste, vorzüglich Dichtkunst und solide mit schönen vereinbart, waren die nöthigen Eigenschaften eines tüchtigen Mitgliedes. Die gelehrten Freunde kamen an irgend einem Orte zusammen und theilten sich ihre Entdeckungen und Beobachtungen mit, die Gelegenheit both gewöhnlich den Stoff ihrer Unterredungen dar. Zeigte sich des Nachts ein heller Himmel, so zählten sie die Sterne, massen ihre Lagen und folgten ihren Bewegungen, regnete es oder nahm eben ein Nebel die entferntern Gegenstände aus dem Gesichte, so richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Natur des Regens, auf seine bunten Bogen und die Ausdünstungen der Erde *) Verfielen sie auf Bücher, so waren die sanfteren Musen und die Genies Griechenlands und Roms der Gegenstand ihres gemeinschaftlichen Gespräches. Sie lasen meisterhafte Reden, wohlgerathene Gedichte, alte Geschichten; auch die ernsten Wissenschaften, und die göttlichen Bücher wurden nicht vergessen **) und dann floß der Strom der Beredsamkeit, der nach dergleichen Veranlassungen unter schönen Geistern und Männern von tiefer Einsicht und ausgebreiteten Kenntnissen eine gewöhnliche Erscheinung ist. Entweder inzwischen, oder da sie sich heiser besprachen und die Kehle einer Befeuchtung bedurfte; leerten sie Becher und Kelche und erquickten sich mit einem Nachtmahle, das mäßig und ganz nach dem Sinn dieser Männer von Geschmack war. Alle Institute dieser Art hatten einerley Absicht nähmlich: die Barbarey, die in Italien bereits heftig verfolgt wurde, auch von dem deutschen Boden, das ist aus ihrem letzten Schlupfwinkel zu verscheuchen, und dahin zweckten alle Verbindungen und Zusammenkünfte wackerer Männer ab.“

(Die Fortsetzung folgt).

Böhmens Eisenbahn.

(Vom 20. September 1825.)

Vor wenigen Tagen besah ich die im Entstehen begriffene böhmische sogenannte Eisenbahn, eigentlich Holzeisenbahn. Von Budweis in Böhmen an, bis Mauthausen an der Donau, ist die dazu bestimmte Strecke, — und zwar wegen den mindesten Erhebungen und Senkungen, in mannigfachen Krümmungen — bereits bezeichnet. Am thätigsten wird zwischen dem Dorfe Netrowitz und dem respectablen Markte Kapplitz in Böhmen, in der Nachbarschaft des Neuenwirthshauses vor dem letzteren Orte, daran gearbeitet. Nicht nur unferne von diesem Wirthshause, an der östlichen, sondern auch nahe bey Umlowitz, an der westlichen Seite der Kaiserstraße, befinden sich (nebst mehreren kleineren) auch zwey ungemein lange, aus Holz erbaute Hütten; welche die Küche, den Keller, das Restaurations-Gemach, die Kanzley, die Magazine, Depots, und Arbeitsplätze für Wagner, Schmiede, u. s. w. enthalten. Sehenswerth sind auch die an verschiedenen Puncten vertheilten bedeutenden Vorräthe an gezimmertem Holze, an Eisen, an Wagen, Karren, u. s. w. Aber den imposantesten Anblick gewährt die 12 bis 15 Klafter lange, oft auf mehr als 24 und zwar sehr hohen Rädern mit vorspringenden Schienen ruhende Wagen-Maschine, welche eigentlich aus 12 bis 15 zweyrädrigen, unter einander verbundenen Wagen besteht; und mittelst welcher auf der, bereits vollendeten Bahnstrecke, gewöhnlich mehr als 150 Centner Erde, Steine, u. s. w. durch einen einzigen Gaul, ohne merkliche Anstrengung desselben, von einem Orte, wo sie entbehrlich sind, zu einem anderen, wo man derselben bedarf, fortgeschafft werden. Die Stränge selbst, gleichen fast nur mittelmäßig dicken Schnüren und sind wegen der Leichtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung, weit öfter schlapp, als gespannt. Sehr interessant sind auch die oft mehrere Lachter tiefen Durchschnitte der Hügel, die als Unterlagen der Eisenbahn (manchmahl sogar auf Bürsten) dazwischen erbauten gemauerten Verbindungsbrücken, die zur Ableitung unterirdischer, wider Vermuthen entdeckter Quellen, bis zum nächsten Teiche regelmäßig angelegten Abzugskanäle: die zeitweiligen Seitenbahnen zu brauchbaren Steinbrüchen, u. s. w. Man kann unbedingt annehmen, der Anblick des Entstehens dieses Riesenwerkes sey weit interessanter, als jener der vollendeten Arbeit es seyn kann und wird: da man beym letzteren ohne Bemerkung der mit ihr untrennbar verknüpft gewesenen Schwierigkeiten und Hindernisse, alles Entbehrliche beseitiget, alles Nothwendige dagegen geordnet und vollbracht finden wird. In welcher Hinsicht diese Eisenbahn, schon während der Zeit ihres Baues, — der mindestens vier Jahre dauern dürfte, — von Jedem, den seine Geschäfte in jene Gegend führen, besucht zu werden verdient, und nicht ohne Befriedigung besucht werden wird. —

M. M.

*) Celt. lib. II. od. 2.

**) Celtis od. III. od. 5. abgedruckt oben S. 462.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 24. October 1825.

Rudolph von Habsburg. *)

Ein Heldengedicht von Johann Ladislav Pyrker. **)

Der Verfasser selbst hat an Voß das würdige Heldengedicht geschickt ***) in dankbarer Anerkennung dessen hoher Verdienste um die deutsche Literatur und insbesondere der Anleitung im Bau des Hexameters, die als von Ihm gegeben sich der Dichter anzueignen suchte. Ein richtiges Selbstgefühl sagte dem Schöpfer dieses in unserer Zeit sich sehr ausgezeichnenden Epos, daß Voß der Mann sey, der seinen Werth rein und ganz anerkennen werde. Mit einer Theilnahme und Freude, wie sie die jetzigen Stimmgeber auf dem deutschen Pindus nur gar zu selten veranlassen, biethet unser Hameride den Geistesverwandten die Rechte.

Wie sicher des classischen Lorbeers Dieser seyn darf, beweist die sinnvolle Anlage des Ganzen sowohl als die sachgemäßeste Ausführung fast aller einzelnen Theile der vielgewandten, lebendigen Einheit. Vortrefflich ist das Ebenmaß des Ganzen geordnet, um immer durch den Wechsel von Gegensätzen das Geschehene anschaulicher zu machen, auch durch unerwartete, aber wohl vorbereitete, und in das Ganze miteinwirkende Nebenerfolge den Lauf der Hauptbegebenheit lebendig fortzubewegen.

Jede Seite des Gemüths wird abwechselnd angeregt, aber nicht durch stürmende Heftigkeit, wie so oft, die moderne Genialität ertobt, wenn durch krampfhaft verzehrende Überspannungen die Begeisterung errungen scheinen soll. Genau trifft das Gedicht bey jeder Darstellung einer Leidenschaft das Maß, welches zur Theilnahme anregt und die Mitempfindung einflößt, ohne sie aufzwingen zu wollen. Gerade dadurch erweist sich das wahre Talent, daß Personen und Begebenheiten nicht durch Beschreibungen, sondern durch sich selbst, wie der Dichter ihr Handeln und Reden äußerst natürlich einzuführen versteht, geschildert vor uns stehen. Dieser poetisch wahren Empfindsamkeit wird sich die entsprechende Stimmung gewiß in jedem Gemüth, ohne daß es der Kunst bewußt wird, wie eine freywillige Begleiterinn zugesellen.

Vornehmlich hat der Dichter seinen Zweck erreicht, seinen Helden nicht nur durch die Haupthandlung im Großen, sondern auch durch jeden, wie zufällig herbeygeführten Nebenzug als seines erhebenden Schicksals durch Geisteskraft Edelsinn und Zartgefühl äußerst würdig darzustellen. Es ist nicht nur in Worten gesagt, durch das ganze Gedicht lebt Rudolph vor uns als der Mann, wie Er gewesen

*) In zwölf Gesängen. Wien bey Beck, 1825. 549 S. in 8. (Mit mehreren auch für den Geschichtsforscher wichtigen Anmerkungen über jene Marchfelder Schlacht und den ganzen Zeitumfang.)

**) „Als Werk einer früheren Muße" — mit einer Zuschrift, unterzeichnet „Venedig am 2. Nov. 1824 J. L. Pyrker, Patriarch, Sr. M. wirkl. Geh. Rath. — Nach S. 336 hat dieser Vf. 1815 als damahliger Stiftsvorsteher den jetzt im 2. Gesang V. 476 geschilderten Lasingfall, in den Lilienfelder Gebirgen, dessen Schönheit jede Vorstellung übertreffe, den Reisenden zugänglich und bekannt gemacht. — Nach S. 343 hatte Ihn 1819 — 1820 eine ehrenvolle Bestimmung (die Bischofswürde) in die Oberungarische Gespannschaft Zips (Scepusium) am Fuße der höchsten Karpathen gerufen. Er rühmt als Augenzeuge die intellectuelle und landwirthschaftliche Cultur dieses gesegneten Gebirgsthals. Überall zeigt das Gedicht nicht nur den Sach- sondern auch Ortskundigen.

***) Diese Recension steht in der Zeitschrift „Sophronizon" herausgegeben von Paulus. 7. Band 2. Heft 1825. — Nach dem Wunsche des Herrn Einsenders, hier unverändert abgedruckt. — Wir werden mehrere Stimmen des Auslandes über die Tunisias und Rudolphias anführen, wenn die zweyte Auflage der letzteren, in Kurzem ans Licht tritt.

seyn sollte. Da die Schlacht B. XI. 43. auf dem drohendsten Punct stand, wo

. . . . Ein Körnchen Gewichts mehr
Auf die Schale des Leu'n — dem himmelannahenden Raume,
Dem erkornen Reich entsank auf immer der Adler . . .

ist Rudolph dem Dichter der Geisterhabene, welcher doch nicht an sich, sondern an das Besserwerden in Deutschland denken konnte, daß, wenn er gestürzt wäre, sehr gefährdet wurde.

Rudolph sah — —
— bestürzt sich umher und ihm dunkelten nächtlich die Augen.
Deutschlands Ruh und der Völker Glück, dem Er, thatengewaltig
Seither gelebt, ersah Er von neuem gefährdet, und allwärts
Wieder entfesselt die Wuth der Graunverbreitenden Willkühr.

Was für eine Zeit diese war, die nach dem Dichter, Rudolph zu bessern edel genug dachte, schildert er im Anfang des V. Gesanges durch den Mund des Kuenrings Leutold. Der Repräsentant des damahligen Ritterthums ruft dem König zu:

„Wahrlich, Du kommst ersehnt, und glühender noch, als am Tage
Des beschwornen Bundes mit mir: ein Rächer zu werden
Unseres Volks, gen Rudolph, der die geheiligten Rechte
Altehrwürdiger Ritterzeit mit empörendem Hochmuth
Uns zu entreissen gedenkt, der Deutschlands Edeln — der Knechtschaft
Fesseln beut, da er schon gar viele der Besten zur Erde . . .
Schmetterte, vielen ein Gleiches droht, daß nimmer der Freye
Übe sein Recht an dem Volk, dem unedelgebornen nach Willkühr.
Nicht so wurden wie einst lehnpflichtig dem König. — Der Deutsche
Rang um sein Eigen im Feld, sein ist's, was ihm dort Lehn ward;
König auch er: ihm huldigt zur Frohne der Hold, und der Sasse.
Wie? Mir wurd es verwahrt zu erbauen die Burg auf dem Felsen
Der aus dunkelem Wald aufragt, und zur schwindelnden Tiefe
Bis zu dem Wildbach hin streitrecht, die Wände hinabsenkt,
Unnahbar dem Feind? — Nicht sollt ich dort von den Zinnen
Oder des Warthurms Höhn, mit herrschendem Blick in des Abends
Goldenem Schein erforschen die Gau'n: ob lauernd der Feind mir
Nahe mit hellem Hauf? Nicht sein, des ohnmächtigen spotten,
Der mit blutigen Köpfen zurück von der Veste gewiesen,
Schamroth flieht? — Nicht von ihr auszieh'n gen einen der Gegner
Ihrer Stärke bewußt, und des Heimzugs nimmer verlegen?
Rechte nur immerhin der Unfreye mit mir: daß ich, Freyer
Niederwerfe, nach Lust, auf der Straße den wandernden Kaufmann
Der ein Bürger der Stadt, dem Juden zugleich und Lombarden
Treuverbundet, mein Volk betriegt, deß Habe doch mein ist?
Nur in der Ritterburg, der Wieg' erhebender Thatkraft,
Heldensinnes, und Muths, wohnt auch das häusliche Glück noch!
Wenn ich schaue die Hausfrau dort, wie sie schaltet mit Sanftmuth
Über das rohe Gesind', und die züchtigen Töchter, die blühend,
Rosen gleich, erwerben die Huld, und die Würde der Mutter.
Wenn ich vom Fenster hinab an des Hofraums rasigem Abhang
Balgen sehe den Sohn mit den Knappen: wie dieser den Bart er
Lachend zerrauft, und den Anderen schlägt mit dem winzigen Fäustchen,
So verübend die Kraft auf des Lebens rühmlichste Jahre.
Nicht um die goldene Kron eintauscht' ich die goldene Freyheit!
Sieh! auch der Sänger spricht dort ein, und läßt in dem Hofraum
Nachtumhüllt, gar mild ertönen die lieblichen Saiten,
Eh er beginnet des Pilgers Sang; doch sitzen wir bald im
Leuchtenden Saal und hören, und horchen den zaubrischen Tönen
Von der Minne Leiden und Glück, von den Wundergeschichten
Grauender Heldenzeit und der Ahnen gewaltiger Thatkraft,
So, daß in wonniger Lust wie im Flug uns die Stunden entfliehen!
Ach! und dessen gedenkt der von Habsburg uns zu berauben?
Künftig sollen wir feig, erschlaft, und völlig verweichlicht,
Wohnen in dumpfiger Stadt, und der Rittterehre vergessend,
Höflingen gleich, uns bücken vor ihm? — Doch, König — verzeihe,
Wenn vor dir nicht Gefälliges spricht ein wackerer Deutscher!
Sprich: habt ihr turnirt? Ward Habsburgs Löwe gebändigt.

Im ersten Gesang lernen wir den Feind kennen, Ottgar den Eroberungssüchtigen, und Grausamen, seine Feldherrn, den Antrieb der übermüthigen, untreuen zweyten Gemahlinn und zugleich einiges von dem Dämon, welches der Dichter mit kluger Mäßigung beymischt.

Aber, wer empörte die Fehd', und des blutigen Kampfes
Graun, mit erneuerter Wuth, nach dem jüngst errungenen Frieden?
Ein unseliger Geist, Drahomira! — Die Herrscherinn Böhmens
War sie und noch ist ihr Nahme mit Schauder genannt in dem Lande
Denn als Heidinn dem Christen vermählt, dem Herzoge Wratislav
Trug sie den Christen Haß in der schrecklichen Brust, und verfolgte
Sie mit Feuer und Schwert. Sie waffnete selbst den Erzeugten
Boleslav zum Brudermord g'en Wenzel, der treu dem
Glauben verharrt'! und verübt', auch sonst entsetzlichen Frevel
Zaubergewaltig, ergeben der Kunst der Hölle, der Schwarzkunst,
Bis sich die Erd' aufthat zu Prag, auf dem Wissehrad und die
Böse verschlang. — Noch jüngst ausspie der klaffende Boden
Dort bald finsteren Rauch, bald bläuliche Flammen, und noch kam
In der Neumondsnacht; — so heißet es die Sag', ihr zu opfern
Mancher Unglückliche hin, der sonst in dringender Noth schon
Rettung gesucht! Drum hieß, als ringsum das Wasser der Weihe
Eher der Priester gesprengt, und heilige Worte gesprochen,
Ottgar füllen den Zauberschlund, mit dem lastenden Felsblock,
So daß Keiner die Spur des unseligen Raumes erkennet. —
Unten im Höllenpfuhl, der außer des kreisenden Weltalls
Gränzen sich weit, und unendlich erstreckt, erhob Drahomira
Jetzt verwundert ihr Haupt, und rief wuthfunkelnden Blickes:
„Ha! wie kommt es, daß heut' der betäubende Rauch, und die Flamme
Die ich genährt in dem Schlund, der mir zum schrecklichen Grab ward
Qualmend herab sich wälzt? Daß keiner der Sterblichen fürder,
Opfernd vor ihm, die Schaar der Unseligen mehret in dem Pfuhl da?
Meister, ist dies genehm, daß ich eile hinauf, nach des Erdballs
Fluren, und forsche, wie solches geschehn? Bald stürzen zur Lust Dir
Jammernd herab, durch mich entsandt, die erlesensten Seelen.“ —
Rief's; und blickte nach Satan hin, der, thürmender Größe,
Saß auf dem glühenden Thron, und die schrecklichen Augen zu Boden
Heftete, strebend die ewige Qual des zerrissenen Herzens
Durch empörenden Trotz, und erheuchelter Ruhe zu bergen;
Doch, so sehr er auch strebt, nicht birgt er die innige Wehmuth,
Die von der finsteren Stirn, und den zuckenden Wangen sich kund thut!
Nicht erhob er auch jetzt den Blick von dem Boden: er winkte
Nur mit dem Haupt, dem die Höll' erzitterte, Jener den Beyfall
Und sie schwang sich voll brausender Hast von dem schrecklichen Wohnsitz
Der Unseligen auf, und nahete Böhmens Gefilden. —

Äußerst anziehend ist der zweyte Gesang, wo Rudolph unvermerkt aber doch so durchaus charakteristisch, und erhaben eingeführt wird.

Siehe! wer reitet dem Wald entlang? vom felsigen Pfade
Tönet der eiserne Huf. Wer zieht bergauf und bergunter

Hin im eilenden Trab? — Doch jetzt, wo am lichten Waldsaum
Weitgesondert die Tannen stehn, und schlengelnder Pfad sich
Thalwärts senkt, da erblitzt die Sonn' aus hundert erhellten
Harnischen, blitzt von dem Helm und des Speers hochragendem Eisen
In das dämmernde Thal. Jetzt näher und näher erschallet
Munterer Reiter Gespräch, und das Schnauben und Wihern der Rosse;
Doch, wer ists, der vor Allen daher den feurigen Rappen
Reitet, so freundlich und mild so bar all prunkenden Schmuckes?
Zwar erhellt die in Rosengluth versinkende Sonne
Kein' unedle Stirn, und Ehrfurcht heischet das Auge
Dieses Gewaltigen, der ein Fürst — ein Kaiser von Ansehn
Scheinet. — Fürwahr er ists, — Deutschlands gepriesenster — Rudolph!

Sehr gut ist eingeleitet, wie Müller, der Zürcher, als

— inmitten der fröhlichen Krieger
Saß der Kaiser im Gras und rufte den Einen und Andern
Auf, zum ergötzlichen Schwank —

statt einer lustigen Mähr, die der K. bezeichnete, eine Kriegslist Rudolphs und dessen Rettung bey einem Überfall kund macht. Der Kaiser besuchte dann auf einer Alpenhöhe die Kapelle eines Klausners, bey dem nachmahls, wegen des Schlachtgelübdes gestifteten adelichen Frauenkloster zu Tuln. Der fromme Alte kennt und redet Ihn an, als einen der

früh in des Lebens
Blüthenzeit, der heiligen Jungfrau Lilienschild
Sich erkoren zum wahrenden Schild, und, dem Schiffer nicht ungleich
Der in der Sturmnacht fest umschaut zum rettenden Leuchtthurm,
Stets im reinen Gemüth bewahret Vertrauen und Wahrheit,
Jenes zu Gott und auf Menschenwerth — und diese für Alle!!

Weissagend verspricht Ihm der Greis den Sieg, wenn Ihm ertönen werde auf dem Schlachtfeld:

In umdrängender Noth, vom Mund des Herzens Gelübde:
„Fromme Jungfrauen einst zu versammeln zum Zeichen des Kreuzes"

Zugleich aber öffnet der Dichter, durch den begeisterten Klausner den Blick auf die Zukunft.

— Ein Vater unzähliger Fürsten
Wirst du seyn, und so oft auch hier auf irdischer Laufbahn
Wechselt des Menschen Geschick zum Guten und Schlimmen, so wird doch
Treue und Redlichkeit stets fortdauern in Deinem Geschlechte."

Rudolphs ältester Sohn und Nachfolger wird geschildert, alsdann der mit Ludwig dem Bayer vereinte Friedrich, auch des Theuerdanks unsterblicher Held, der

Hoch erhebt den Ruhm von Östreich, kühn in dem Felde,
Weis' im Rath, ein Ländergewaltiger Held und Beherrscher.

Wir heben hervor die tief geschöpfte Schilderung des Anfangs einer neuen Zeit unter Carl V. — — Ihm (Max dem I.)

— folgt — o Habsburgs Stolz! — sein größerer Enkel,
Sein Zeitalter blüht in wunderherrlichem Glanz auf!
Jugendlich regt sich die Erd', und treibt die erfreuenden Keime
Jedes Großen und Schönen hervor; erhabene Geister
Wandeln auf ihr zum Ziel; er, unter den Hohen der Höchste,
Hat wie würdig Er herrscht, wie kraftvoll! Fern in die Zukunft
Schaut sein Blick: er sinnt auf Deutschlands einige Größe,
Auf Hispanias Ruhm, und Italias; aber zumeist auf
Rettung des Christenvolks g'en wild' empörter Osmanen
Weltverheerende Wuth, die er tapfer bekämpft und besieget,
Aber auch über dem Meer, dem unendlichen, huldigt ein neuer
Welttheil seiner Gewalt, nie geht die leuchtende Sonne
Unter, in seines umuferten Reichs endlosen Bezirken!
Also die alt' und neuere Welt im Segen zu einen,
Strebt sein hohes Gemüth. Wie dunkel die Wege der Vorsicht!
Bald erhebt Zwiespalt sich in Deutschland: feindlich geschieden
Schaut urplötzlich der Mensch dem Menschen ins Aug, ihn verwildert
Schrecklicher Sektenhaß: und Mord, und Brand, und Empörung
Würgt Jahrhunderte fort, und versengt bald jegliche Blüthe,
Die so herrliche Früchte verhieß! — Vergeblich versucht Er
Heimzuführen den scheu entflohenen Frieden, auf immer
Scheint er entflohn! — Ihn ergreift unendlicher Schmerz, und er endet,
Frey entsagend dem Thron, in einsamer Zelle sein Leben!"

Auch Maria Theresia wird tüchtig dargestellt. Darauf Joseph II. — Leopold, nach dem, was in Toskana geschehen war und zuletzt die sturmvolle, neuere Zeit.

Siehe, den Weisen, der ihm auf dem Throne der Kaiser gefolgt war,
Riß des Todes Geschick aus der Zahl der Lebenden schnell fort
Wohl ihm! schon errang er das Ziel der herrlichsten Laufbahn
Auf hesperischer Flur, wo er Glück und Segen gespendet.
Jetzt umhüllen sich wie in Nacht die dunkeln Gesichte,
Furchtbar steigt Geschrey in die Luft. Der alternden Erde
Vesten wanken, es scheint, als sollt ein neues Geschlecht sich
Heben empor aus dem gährenden Grund, doch früher das alte
Ganz hinschwinden in Nichts, so entsetzlich schweigt die Empörung
An den Strömen vergossenen Blutes. Der täuschenden Gleichheit
Mordruf schallt; hinstürmet das Volk, und reißt mit des Thrones
Stürzendem Heiligthum auch sich selber hinunter zum Abgrund,
Wo in dem nächtlichen Graun sein Wuthgestöhne verhallet.
Aber ich sehe den Schiffer im Sturm, der im nächtlichen Grauen
Unerschütterten Muths, durchfleugt die empörten Gewässer,
Bis er umjauchzt sich schaut im Volk-umwimmelten Hafen;
Sehe den Sohn vor mir des Verblichenen, der auf der Zeiten
Sturmfluth fortgewogt, nun sinkt, nun steigt, bis er endlich
Herrlicher noch als zuvor, nach zwey Jahrzehenden aufragt,
Denn ihn lenkt, in den Tagen der Noth, stets sicher der Tugend
Heiliger Wink, und sein ist die Lieb, und die Treue der Völker,
Die er ein Vater, beherrscht mit mildesorgender Weisheit

Österreich ist (sagt der Verfasser.)

„Allen Völkern umher, die Germanias Fluren bewohnen,
Auch Europas Völkern gesandt zu dauerndem Segen?
Denn — gegründet auf Recht, auf Treu, auf dem heiligen Glauben,
War es stets ein leitender Stern im nächtlichen Dunkel
Sturm erschütterter Zeit — —

Dieß mag genug seyn, um auf das Ganze begierig zu machen, auch der weitere Plan ist gut vertheilt, und bis ans Ende gesteigert; zugleich ist das Gedicht ein Zeitgemählde, überall sind Schilderungen der Eigenthümlichkeiten, in Sitten und Gemüthsarten der Zeitgenossen eingeflochten. Wir geben zum Schluß — Rudolphs Andacht wie der sinnige Dichter sie bis zum Wundersamen erhebt und dann den Ritterschlag, wie ihn der Kaiser nach alten Formen der Vorzeit seinem Retter, dem Zürcher Jacob Müller ertheilte.

Rudolph lag, mit tiefgesunkenem Haupte —
So, daß gerade hinab zur Marmorstufe, die Thräne
Ihm aus den Wimpern sank, mit hörbarem Laut in der Stille,
Am Altar, auf den Knieen. Sein Dank, auf den Fittigen tiefer,
Inniger Andacht, flog empor zu dem Vater im Himmel!
Als er den Blick zu dem Bild erhob und das Aug auf die Augen
Heftete, welche so mild zur all' erbarmenden Liebe
Laden des Pilgers Herz, da erblaßt' er betroffen: ihm däuchte
Daß sie im himmlischen Glanz erglühten. Und schaudernd Angst voll
Wich er zurück, und staunt — bis jetzt die flimmernde Lampe
Hell aufflammt, und still, wie zuvor, die Mutter ihn ansah! —
Jetzt rief er Müllern herbey, der draußen im Vorhof
Harrte, legte die Hand ihm sanft auf die Schulter, und sagte:
„Hohle die Waffen schnell, den Degen, den Helm und den Harnisch,
Auch die Sporen, die wir mitführeten; leg sie in Demuth
Auf den Altar, dann fasse den Speer, und halte die Wache
Bis zum Morgen. Ich geh' ein Weniges draußen zu schlummern.“ —
Also geschah's! Der Knappe ging, und hohlte verwundert
Alles und Jedes herbey; dann faßt er den Speer und erging sich
Dort, gemessenen Schritts, vor dem Heiligthum haltend die Wache. —
Doch als jetzt an des Himmels Rand, wie die knospende Rose
Sich geröthet erschließt, der neu erblühende Morgen
Dämmerte, hieß der Kaiser sein Volk der kleinen Kapelle
Nahen, und dort im Kreis umgeben den heiligen Altar.
Auch Er stand anbetend vor ihm, dann wandt er sich freundlich
Gegen den Kreis, und rief laut den Knappen Müller, und winkt ihm
Niederzuknien vor Gott, auf die Marmorstufe. Den Wonnerock
Nahm ihm er von dem Leib, und umgab mit dem glänzenden Harnisch
Ihm die Brust; er reicht ihm die Sporn, und den trefflichen Degen
Mit dem Wehrgehäng, barg sein Haupt in des buschigen Helms Dach;
Rieß dann schnell das Eisen hervor aus der Scheid, und begann so:
„Weil du tapfer gesinnt, obgleich nur ein Bürger geboren,
Habsburgs Herrn, der jetzt des heiligen römischen Reiches
Kaiser sich rühmt, das Leben gerettet, und stets in dem Felde
Ritterlich Ehre gewannst durch heldenmüthige Thaten,
Will ich dich hier, vor Gottes Altare, den Edeln gesellen!
Aber bedenke denn auch, daß Dir fortan auf des Ritters
Ehrenbahn geziemt zu schirmen das Recht und die Unschuld,
Schützer zu seyn des zarten Geschlechts in Zucht und in Ehren.
Nie zu meiden den Kampf in die Schranken durch Edle gefordert
Auch daß Du nie geduldest die Schmach — schnell rächest die Unbill
Unverdient — schlag ich Dich Gott, und der heiligen Jungfrau
Und Sanct Georgen, des Ritters Patron zu Ehren, zum Ritter! —
Sagt es, und führte den Streich, kreuzweis, mit der tönenden Klinge
Ihm die Schultern hinab, erhob den Edeln, und küßt ihn.
Laut aufschrie die Schaar der Versammelten; Jeglicher staunte,
Forschte zuvor, wohin sich wende das ernste Beginnen,
Doch nun schüttelt ihm Jeder die Hand, und lächelt ihm Beyfall. —

Auch wir — und ohne Zweifel mit uns die für eine in der That so seltene Erscheinung durch solche Proben aufgeregte nichtromantische Dichtungsfreunde. —

Schütteln dem sinnigen Dichter die Hand und bürgen ihm Beyfall.

Schön ists, daß Er über charakteristische Züge sich öfters in seinem Anhang interessanter Sacherläuterungen auch auf ein Gedicht — Ottokar von Horneks Reimchronik (herausg. 1745 von Pez) berufen konnte, die mit dem Tode Kaiser Friedrichs II. beginnt und 1309 endet, — verglichen mit Schlachts (Prof. der Geschichte zu Mainz) freysinnigem unterrichtenden Werk über jene Hornekische Geschichtquelle (Mainz 1821. 8. 352 S.) Der forschende Dichter bemerkt S. 348, daß von eben diesem Hornek auf der Hofbibliothek zu Wien eine ähnliche Reimchronik bis auf Friedrich II. noch ungedruckt zu finden ist. Wenigstens die spätern Parthien derselben müßten der Bekanntmachung wohl werth seyn. Auch eine Reimchronik der Päpste hatte der selbst denkende von Hornek in Sinn gehabt. S. Schlacht. S. 281.

Konrad Celtis, ein Beytrag zur Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland.

Von Stephan Ladislav Endlicher.

Zweyte Abtheilung.

(M. s. den Jahrgang 1821. Nr. 96, 99, 105, 117, 123.)

(Fortsetzung.)

Dieß wäre troß der Mängel in der Darstellung eine ziemlich getreue Schilderung von dem Zustande der ersten gelehrten Gesellschaften Deutschlands, welche auch auf die in Italien, nach welchen sich die unseren bildeten, ganz paßt. *)

Man hat gewöhnlich den Ursprung der Donau-Gesellschaft irrig auf den Zeitpunct vor Celtis Ankunft nach Wien, welche in den November des Jahres 1497 fällt, gesetzt, allein daß sie viel älter sey, ist gewiß; schon im Jahre 1492 oder 93 ließ Celtis sein Gedicht an die gelehrte Gesellschaft Ungarns, in welchem er seinen Aufenthalt zu Ofen zwischen 1485 — 86 besingt, drucken **) und als er nach Wien kam,

*) Vorzüglich die platonische Akademie zu Rom, von welcher wir bereits oben S. 418 gesprochen haben. Platina sucht den Papst Paul II. vorzüglich wegen dieser Akademie als einen Verächter der Wissenschaften anzuklagen, Cardinal Querini hat aber in seiner Biographie dieses Papstes (Romae 1740. 4.) diesen Vorwurf schon widerlegt. — Die wahre Ursache der Aufhebung, mochte wohl das liederliche Leben der meisten Mitglieder, welches sie öffentlich zur Schau trugen, und ihre schlechten religiösen Gesinnungen gewesen seyn, Pomponius Lätus soll ja selbst behauptet haben, „die christliche Religion eigne sich nur für Barbaren.“ Der Grund hiervon ist in einer höchst unphilosophischen und einseitigen Überschätzung des Alterthums, welche die größten Gelehrten damahliger Zeit, Celtis nicht ausgenommen, mit ihm theilten, zu suchen. Vergl. über die platonische Akademie und über Pomponius Laetus Roscoe Leo X. C. XI, Freytag apparat. Litt. Tom. II. p. 1167.

**) Angehängt am Epitome in utrumque Ciceronis Rhetoricum. (wahrscheinlich 1492 oder 93.) In der Beschreibung

wurde er von einigen Mitgliedern der Gesellschaft mit Lobgedichten empfangen.*) Sie waren Johann Peter Krachenberger (Pierius Granus, ein Passauer) kaiserlicher Rath und Sekretär, einer der vorzüglichsten Freunde und Gönner der Gelehrsamkeit, und geschätzter Elegiendichter **)

Augustin Käsenbrod, ein Mähror aus Olmütz, (gewöhnlich Augustinus Olomucensis) studierte zu Wien und Padua, kehrte als Doctor des geistlichen Rechts und der freyen Künste in sein Vaterland zurück, wo er Propst zu Brünn und Olmütz und König Wladislaws Sekretär wurde. ***)

Julius Milius (oder Aemilius) ein adeliger Italiener, Leibarzt der Könige Mathias und Wladislav von Ungarn. †)

Johann Cuspinian, (Spießhammer ††) aus Schweinfurt, studierte zu Wien die Dichtkunst unter dem italienischen Minoriten Klaudius Paulus Amaithaeus, und die Arzneywissenschaft, in welcher er den Doctorgrad erhielt. Maximilian krönte ihn 1493 bey der Leiche seines Vaters zum Dichter, ernannte ihn zu seinem Rathe, zum Superintendenten der Universität, (an welcher er die höchsten Ehrenstellen öfters bekleidete,) zum Anwald der Stadt Wien, nach Celtis Tode zu seinem Bibliothekar, und brauchte ihn zu den wichtigsten Gesandschaften; der Werth seiner historischen Arbeiten ist entschieden. *)

Andreas Stöberl (Stiborius), ein Bayer aus Wilshofen, gewöhnlich mit Andreas Stiborius, Domherrn von Olmütz, einem Oheim des Augustinus Käsenbrod, und geschätzten Mathematiker, verwechselt, studierte zu Ingolstadt und Wien, und lehrte an beyden Orten die Mathematik. (Tanstetter war sein Schüler) Er war wegen seiner umfassenden Kenntniße bey Maximilian beliebt und wurde Domherr zu Wien. **)

Johann Stabius, wahrscheinlich zu Steyer in Österreich geboren, Dringenbergs Schüler, Professor der Mathematik zu Ingolstadt, dann zu Wien, Maximilians Sekretär, und Historiograph und durch sechszehn Jahre sein Begleiter auf allen seinen Reisen und Feldzügen, später Dekan an der Metropolitan-Kirche zu Wien. ***)

Christoph von Waitmühl, des in der böhmischen Geschichte berühmten Benedicts von Waitmühl Sohn, Schüler des großen Philipp Beroald, Wissehrader Probst, nachher Soldat. †)

Johann Stahr (Sturnus, Sturlinus) aus Schmalkalden, Christoph von Waitmühls Erzieher, Bohislaws von Hassenstein Freund, später Lehrer zu Annaberg und Leipzig, Dichter und Historiker. ††)

der wissenschaftlichen Sammlung des Herrn Nicolaus v. Jankowits in Pesth, im Taschenbuche für die vaterländische Geschichte von Freyh. v. Hormayr und Mednyansky Jahrgang 1821 ist unter den von 1473 — 1599 in Ungarn gedruckten Büchern (S. 357) Celtis Conradi Carmina ad sodalitatem litterariam Hungarorum et Septemcastrensem angeführt, vielleicht ist das 1497 als Celtis in Ofen war, gedruckt.

*) Episodia Sodalitatis litterariae Danubianae ad Conradum Celtem, dum a honio Gymnasio (Ingolstadt im Nordgau) ad Viennam Pannoniae concesserat. Gedruckt mit dem Apulej. 1497 wieder gedruckt mit wenigen Veränderungen aus einer Handschrift des Nürenberger Arztes Hartmann Schedel in den Abhandlungen der kurfürstlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. Band S. 32 — 38.

**) M. s. Celtis Praef. ad Apulej. amor. lib. II. el. 13. Ursin. Velius. ep. 3. (Poemat. lib. V. Basil. Froben 1822. 4.) Cuspinian Austria. (Basil. 1553 fol.) p. 59. Denis Buchdruckergesch. Wiens S. 229. Boham. de August. Olomuc. p. 112.

***) I. G. Boehme Commentariolus de Augustino Olomucensi Lipsiae 1758. 8. Balbin Bohoem. doct. T. II. p. 157. Denis garellische Bibliothek S. 154. Knoll Mittelpunkte der böhmisch und mährischen Geschichtsforscher in Hormayrs Archiv 1821. Nr. 20. 21. S. 81. ꝛc.

†) Bonfin. Hist. Hung. Dec. IV. L. VII. p. 507. Steph. Veszprémi Biograph. Medicor. Hung. (Lipsiae 1774. 8.) Cent. 1. Art. 2. p. 2.

††) Sebastian Frank heißt ihn in der deutschen Chronik Johann Kuspiniensis, und in beyden Ausgaben der großen Bibliothek der Väter Tom. VIII. oder Tom. IX. p. 464 wird er gar Crispinianus genannt.

*) M. s. Nic. Gerbelii Vita Cuspiniani vor Cuspinians Caesares Frankofurti 1601 fol. Freytag Apparat. litter. Tom. I. p. 584. seq. Schier a. a. O.

**) Celtis od. Lib. II. od. 14. Ursin. Velius l. c. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften in der Geometrie, Astronomie, Perspectiv, Metaphysik und Magie findet man in Tanstetters Vorrede zu Georg Peurbachs Tabul. Ecclip. (Vienn. 1514. 4.) welches Schier a. a. O. beträchtlich vermehrt und verbessert, vergl. Weidler hist. Astronom. C. XV. §. 2. p. 331.

***) Lazius Resp. Rom. Lib. XII. Cap. VII. Cuspin. Caes. p. 723. Irenic. Exegea. Germ. Lib. II. cap. 44. Conspect. Hist. Univ. Viennens. Saec. II. p. 67. Schier a. a. O.

†) Beroald opuscula (Basiliae 1517. 4.) fol. 31. Balbin Bohoem. doct. Tom. II. p. 218. et 244. Berghauer Protomartyr Poenit. Lib. I. c. VII. p. 221. Prohaska Miscellaneen S. 64. Knoll a. a. O.

††) Burkhard Menken de graec. et latin. in Misnia restitutoribus §. XIX. Joach. Camerar. Narratio de Eobano Hesso, Norinbergae 1553. 8. Prohaska in Voits Act. litter. Bohem. et Morav. Tom. II. p. 372. Colori Bohusl. Hassensteinii vita. (Witemberg. 1721. 4.) Irenicus Exeg. Germ. Lib. II. cap. 44.

Hieronymus Balbus dazumahls Professor der Rechte an der hohen Schule zu Wien. *)

Bartholomäus Steber (Scipio Stöberl) der Sohn eines Wiener Lederers, Magister der Philosophie und Doctor der Arzneykunde, welche er in Italien studiert hatte, sechs Mahl Dekan seiner Fakultät, Prokurator der österreichischen Nation und ein Mahl Rector an der hohen Schule zu Wien, als Arzt und Redner geschätzt. **)

Johann Schlechta von Wßhed und Kostelecz, durch sechszehn Jahre Sekretär des Königs Wladislav, Hassensteins und Erasmens von Rotterdam Freund, einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten und Redner seiner Zeit. ***)

Georg Neydecker aus dem alten österreichischen Hause der von Neydeck, studierte zu Wien und Bologna, wo er 1491 Rector wurde, darauf Wladislaus Sekretär, später Maximilians Kanzler und endlich Bischof von Triest und Gouverneur von Verona. ****)

Erasmus Pinifer aus Krakau. †)

Dietrich Ulsen (Ulsten, Velsen, Amalthäus) ein Friesländer, Stadtphysikus zu Nürenberg und Dichter. ††)

Heinrich Cuspidius (Spieß, Spitz) Celtis Schüler, wahrscheinlich auch Mitglied der Rheinischen Gesellschaft. †††)

Peter Bonomus, aus dem Triestinischen Patricier-Geschlechte der Bonhonio, Sekretär des Kaiser Friedrichs des III., von welchem er nebst seinem Bruder Franz und Oheim Laurentius in den Grafenstand erhoben wurde, später auch Maximilians Sekretär und Kanzler der Kaiserinn, nach dem Tode seiner Gemahlinn Priester, und Bischof von Triest, Abgesandter zu dem Lateranensischen Concilium, Stellvertreter des Kaisers auf dem Augsburgischen Reichstag im Jahre 1518, Vollstrecker des kaiserlichen Testaments, Mitstatthalter von Österreich zur Zeit der Zwischenregierung, und Verweser des Wiener Bisthums. *)

Franz Bonomus, des vorigen Bruder, Sekretär der Kaiserinn Maria Blanka, griechischer und hebräischer Philolog, Reuchlins Freund. **)

Der Mann welcher diesem Vereine, das was Johann von Dalberg der Rheinischen Gesellschaft war, zu seyn ganz würdig schien, war Johann von Vitez, damahls Bischof von Weßprim. Aus dem alten ungarischen Geschlechte der Viteze, entsprossen, ein Neffe des ewig unvergeßlichen Erziehers des Großen Mathias, Johannes Erzbischofs von Gran, eröffneten ihm seine Fähigkeiten sowohl als seine Abkunft die Aussicht zu den höchsten geistlichen Würden des Reiches, als das unglückliche Mißverständniß zwischen seinem Oheim und dem jugendlichen König, welches letzterem fast die Krone gekostet hätte, ihn und den unglücklichen Fünfkirchner Bischof, Janus Pannonius, aus dem Vaterlande zu fliehen nöthigte. Italien, wo er sich schon früher unter den größten Lehrern seiner Zeit gebildet hatte, war der Zufluchtsort, in welchem er den Zorn des gereitzten aber gerechten und versöhnlichen Königs, welcher schwer auf ihm und seinem ganzen Geschlechte lag, abwarten wollte. Martin Galeotus, sein ehemahliger Lehrer, welchen er durch seine Vertheidigung vor dem geistlichen Gerichte zu Rom vom Kerker errettete, wußte ihm bey dem König Verzeihung und die Erlaubniß in sein Vaterland zurück zu kehren zu erwirken. Die erste Probe der Gnade und des königlichen Zutrauens war ausgezeichnet, denn Mathias schickte ihn als Gesandten nach Frankreich und ernannte ihn nach seiner Zurückkunft zum Bischof von Sirmien. ***) Schon das folgende Jahr mußte er nach Rom um die Geschäfte seines Hofes zu besorgen, ****) wo er Innocenz den Achten, welcher dazumahl auf dem Stuhle Petri saß, so für sich einzunehmen wußte, daß er ihm das erledigt gewordene Olmützer Bisthum verlieh, und als er in demselben nicht bestättigt werden konnte, ertheilte ihm Mathias das Weßprimer. Mathias starb, und mit ihm die herrliche Schöpfung, die er um sich hervor gerufen hatte, die eben weil sie ganz sein Werk war, auch mit ihm zu Grunde gehen

*) Hieronymi Balbi vita, vor seinen Werken herausgegeben von Joseph von Retzer. Wien 1791. 2 Bd. 8.

**) Locher speculum Acad. Viennens. p. 398. Denis Buchdruckergesch. Wiens. S. 297 und 298. Schier a. a. O.

***) Appendix Poemat. Hassenstein (Pragae 1570. 8.) p. 372. Prohaska Miscellan. S. 57. Schier a. a. O.

****) Pyrrho Pincius Anal. Trident. Lib. VII. Hassenstein Epigramm. Lib. III. p. 186.

†) Prohaska bekennt am a. O. S. 54 er habe mit dem zehnten Buch, welches er vergebens aufgeschlagen hatte, die Lust dieses Mitglied näher kennen zu lernen abgelegt. Schier hat auch kein besseres Schicksal gehabt.

††) Trithem. Catalog. illust. viror. Suertius Athenae Belgicar. p. 687. Suffrid. Petri Scriptores Frisiae Dec. VII. Foppen Biblioth. Belgic. Tom. II. p. 1110. G. Mathiae Conspect. Hist. medicor. (Götting. Vandanhoek 1761. 8.) pag. 111.

†††) Schier a. a. O.

*) Iren. dalla Croce Hist. de Trieste p. 319. Ughelli Italia sacra. Tom. V. p. 319 et 582. Goynaeus de situ Istriae. cap. 7. bey Graevius Thesaur. antiquit. et hist. Italiae Tom. VI. part. IV. Schier a. a. O.

**) Schier a. a. O.

***) Galeot. Mart. de dictis et factis Mathiae Cap. XXVII.

****) Pray Annal. T. IV. p. 195. Peterfi T. I. p. 213.

mußte.*) Wladislav, dessen Schwächen um so auffallender seyn mußten, je mehr Mathias noch im frischen Andenken war, berechtigte zu keinen guten Hoffnungen, sondern ließ mehr Böses befürchten. Kein Wunder also, daß Johannes als Maximilian Weßprim belagerte, der Nothwendigkeit wich, die Stadt übergab, und das angebothene Wiener-Bisthum annahm, dieser Schritt mußte ihm aber nothwendig den Haß seiner Landsleute zuziehen, und hätte für seine Familie gefährlich werden können, hätte nicht ein eigener Artikel des bald darauf geschlossenen Preßburger Friedens allem Schaden und Schande für ihn und seines gleichen vorgebeugt, denn es ward allen, welche auf Maximilians Seite getreten waren, an den Höfen anderer Herrscher, mit Beybehaltung des Eides gegen Wladislav, zu leben gestattet, und die eingezogenen Güter zurückgegeben. Auf diese Weise behielt er beyde Bisthümer, und wußte sich um beyde Ämter und Herrn verdient zu machen. Kaiser Friedrich ernannte ihn zu seinem Rath, Wladislav brauchte ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften und er mußte sich also immer zu Wien oder Ofen aufhalten, welches ihn auch zum Vorsteher der Donau-Gesellschaft machte, wozu er wahrscheinlich auf Celtis und Balbus Antrieb, (welcher sich längere Zeit bey ihm aufgehalten zu haben scheint) erwählt wurde. Doch der Tod entriß ihn schon gegen das Jahr 1499 seinen gelehrten Freunden, und die Gesellschaft blieb in der Folge ohne Vorsteher.*)

*) Heeren's Geschichte des Studiums der classischen Literatur II. §. 65. trotz dem, was Zwittinger, Spangar, Rotarides Bod, Schier, Wallaszky, Horany, Weßpremi, Seivert, das Taschenbuch für vaterländische Geschichte von Freyh. v. Hormayr und Mednyanzky und andere für die Gelehrten-Geschichte Ungarns im Allgemeinen, oder für einzelne Zeiträume derselben geleistet haben, fehlt uns dennoch immer eine gründliche Darstellung der Geschichte sowohl der ungarischen National-Literatur, als des allgemeinen literarischen Strebens, welches unter den ungünstigsten äußern Umständen, während Bürgerkriegen und Knechtschaft immer auffallend war. Welche herrliche Ausbeute wäre zu hoffen, wenn sich mehrere Männer wie unser verehrter Schwartner, Schedius und andere vereinigten, die zahlreichen Privat-Bibliotheken und Archive Ungarns zu durchsuchen, und die gelehrte Welt, durch das Beyspiel der Deutschen aufgemuntert, mit einer Fortsetzung der von Schwartner angefangenen Sammlung der Scriptores Rerum Hungaricarum zu erfreuen! Wie viele Chroniken, Landtagsacten Tagebücher Briefsammlungen (z. B. die des Georg Rakotzy. Stephan Illyeshazy. Cardinals Pazmany) liegen noch unbenützt auf Bibliotheken! Wenn sich andere vereinigten eine Buchdruckergeschichte Ungarns, an welcher schon der unermüdete Carl Feyerwary arbeitete, zu Stande zu bringen, wenn andere zusammenträten, um ein geschmeidiges Corpus Poetarum Hungarorum (der lateinischen nähmlich) herauszugeben! Jeder Freund der vaterländichen Literatur sollte diesen Wunsch beherzigen und nach Kräften zu seiner Ausführung mitwirken.

*) Schier a. a. O.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Von Joseph Schön.

1.

Bekannt ist es, daß die Böhmen die Romane des Mittelalters so herzlich geliebt, zum Theil im Leben selbst auch nachgeahmt, als nur irgend ein Volk in Europa. König Artus, ein Hauptheld dieser lieblichen, seltsamen Träumereyen, erschien sogar in Person im sechzehnten Jahrhunderte unter Wladislav II. bey Stadiz, dem Geburtsorte des Stammvaters der Přzmisle, im leitmeritzer Kreise, d. i. ein Abenteurer, der, unbekannt aus welcher Absicht seine Rolle zu spielen begann. Kein Wunder also, daß manche dieser gefeyerten Nahmen, allerdings oft wundersam verdreht, bis jetzt, im Munde, in den Mährchen des Volkes leben. Keiner aber mehr als Brunzlik, (d. i. Braunschweig lateinisch Brunsvicus, böhmisch Brunswik, verdreht Brunzlik) obschon nicht leicht zu ergründen, woher gerade dieser, in der wirklichen Geschichte allerdings nicht unbekannte Heldennahme, zu der Ehre, im fernen Böhmen bey dem Landvolke bekannt zu seyn, gekommen? Held Brunzwik hatte unter andern ein Schwert, das mehr leistete, als alle Allianzen, Kanonen und congrävische Raketen. Wer es schwang und dazu sprach: „Allen die Köpfe herunter;" Der sah im Nu diesen furchtbaren Wunsch erfüllt. Er allein konnte es also kühn mit einer Armee aufnehmen. Nun ist dieses kostbare Schwert allerdings noch vorhanden und zwar eben in Böhmen; allein in einem der Brückenpfeiler über die Moldau zu Prag eingemauert. Da man nun zum Unglück nicht weiß, in welchem? so ist es freylich nicht thunlich, die gleichfalls kostbare Brücke der Nachsuchung halber zu zerstören um — — — ein Hirngespinnst mehr aufzudecken, das sich der gläubige Mährchenerzähler auch dann nicht rauben ließe.

2.

Die Japaneser waren bekanntlich im Mittelalter in Europa fast ganz unbekannt. Und doch kannte deren der h. Stuhl zu Rom und zwar christliche Japaneser. Welches Volk war nun das. — Die Böhmen. In Rainalds Dekretensammlung und nach ihm im P. Balbin findet man sie in päpstlichen Originaldekreten mit dem Titel: Illustribus

Japanis Bohemiae, den erlauchten Japanesern von Böhmen, beehrt. Man meint gewöhnlich, weil sich die böhmischen Großen mit den Worten: Ga Pan d. i. ich Herr Wenzel ꝛc. was wie Ja Pan ausgesprochen wird und mit lateinischen Lettern vielleicht als Ja Pan angesetzt wurde, zu unterschreiben pflegten. Beyde Worte nahm man nun für eines und hielt sie für gleichbedeutend mit dem Worte Graf, Fürst, Magnat oder dergleichen.

3.

Wie weit die Wuth, Städte- und Ländernahmen zu erklären, gehe, hat die Welt nicht selten in dicken und dünnen Büchern, lächelnd zu Gesicht bekommen. Schon Rabener machte sich in seiner bekannten Satyre: Die Chronik des Dörfleins Querlequitsch, das er von querelarum quies ableitet, darüber lustig. Eben so seltsame Ableitung erscheinen im Ernst in einem ungenannten Auctor, über dessen Paradoxen, G. Balbin (Miscellaneorum historicorum decadis primae lib. II. Pragae 1780. pag. 40) mit kritischem Eifer herfällt. Dieser findet die Ursitze der Böhmen in Kleinasien. Und die Beweise? Diese fallen ja selbst in die Augen; denn woher kömmt Lydien als von lid? (das Volk) Bythinien als von byt (der Sitz, die Wohnung)? Mysien von mysiti (mischen)? Karien von karat (mit Worten strafen)? Daß sie ferner in der Urzeit auch in Italien gewohnt, ist vollends klar; denn Udine ist offenbar udin, (geräuchert) Venzona, Wenzowany ein Ort bey Leitmeritz, Sacile, itzt das Dorf Zacalice in der neuen Heimath, Verona, Beraun bey Prag, Patavium (Padua) das Dorf Batow oder Batelow bey Teltsch, alles zum Andenken des alten Vaterlandes in Italien so benannt, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß Batelow, Zacalice, Beraun und s. w. dem nahmensverwandten Padua, Sacile, Verona u. s. w. hinsichtlich der Baulichkeit in etwas nachstehen.

4.

Ein Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand kömmt schon bey Plinius dem ältern, in seiner Naturgeschichte im 7. Buche vor. Er heißt M. Sergius, ein Urgroßvater des berüchtigten und jedem Gymnasialschüler, in Folge des berühmten ciceronianischen: Quousque tandem abutere etc. bekannten Catilina. Seine Heldenthaten waren außerordentlich, fast unglaublich und ich könnte damit manch' schönes Blättchen füllen, drückte mich nicht mein Gewissen. Ist nicht das Abschreiben immer eine Art von Diebstahl? Wirft man uns nicht genug vor, daß die Zeitschriften die Lesewelt, verführen, sie verzärteln, an gemächliche Kost verwöhnen, vom ernsten Lesen abhalten. So thue ich denn hiermit gerade das Gegentheil, indem ich den neugierigen Leser auf die Quelle selbst hinleite.

5.

Viel hatte man schon gestritten und geschrieben, um durch manche Ähnlichkeit die Abstammung der Amerikaner und Südsee-Insulaner von den Asiaten zu beweisen. Jüngst fiel ich auf eine Stelle im Pomponius Mela, dem römischen Geographen, im 2. Buche, im 1. Capitel, die nebenher auch dahin gedeutet werden dürfte" Die Agathyrsen (im heutigen Siebenbürgen) sagt er, bemahlen ihre Glieder, ihr Antlitz und zwar mehr oder weniger, je nachdem einer den andern an Ahnen übertrifft, übrigens alle mit denselben Gestalten und so, daß sie sich nicht wegwaschen lassen. (Man brannte sie ein) Virgil nennt dieselben Agathyrsen im 4. Buch der Aeneis, im 146. Vers, die bemahlten. (picti Agathyrsi) Die Bewohner des heutigen Schottland hießen, was mehr bekannt ist, Scoten und Picten, die Bemahlten. Sey es, daß diese Mode auch rückwärts in den, den Römern unbekannten Ländern verbreitet war, sey es, daß die Agathyrsen nach dem jetzigen asiatischen und amerikanischen Rußland, oder die schottischen Picten über Grönland nach Amerika wanderten, (wie denn die Wilden in Nordamerika noch jetzt viele hundert Meilen in ihrem Leben zusammenwandern und die Vandalen vom baltischen Meere über Spanien nach Afrika kamen) immerhin mochten sie vielleicht schon selbst tättowirt seyn, oder zum Tättowiren die nächste Veranlassung gegeben haben.

(Die Fortsetzung ähnlicher Kleinigkeiten folgt.)

Miscellen.

Aus der kostbaren Handschrift des großen, unter Wilhelm dem Eroberer verfaßten Lehebuches Exomdomesday book war ein Blatt verloren. Nachdem es hundert Jahre vergeblich gesucht worden, hat kürzlich ein Zufall dasselbe auffinden lassen.

In der neulich von W. Phillps herausgegebenen „Flora historica, or the three seasons of british parterre", wird der bescheidenen Reseda ein mächtiger Einfluß zugeschrieben. In London nähmlich, wo sie in großen Quantitäten angebaut wird, concentrirt sich ihr Duft zu einer solchen Stärke, daß er die Wirkung der Miasmen aufhebt, welche auf den Straßen ausgehaucht werden. Bey dieser Gelegenheit wird auch angeführt, daß ohne den Geruch des gebrannten Kaffees, mehrere der frequentesten Straßen von Paris, während der Regenzeit ganz unbewohnt seyn würden.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 26. und Freytag den 28. October 1825.

(128 und 129)

Lydus, über die Wunderzeichen bey den Römern.

Von Hase.

Rom, das unsterbliche Rom, das selbst im Abgrunde seines Verfalls noch einen so großen Einfluß über Europa ausübte, hat sich, was an und für sich selbst wunderbar erscheinen mag, und was dennoch die einfachste Wahrheit ist, nur allein durch die Macht des seltsamsten Aberglaubens auf seinen ehemahligen Gipfel zu erheben vermocht. Die Vorbedeutungen, Wunder, Zeichen, Ahnungen und Träume waren die mächtigen Hebel der innern Politik des Königsvolks. Der Blitz, das Geräusch des Donners, die Nordlichter, die „fallenden Sterne", die Irrlichter, das Heulen des Sturms, die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben, die Bergstürze, mit einem Wort, alle physischen Phänomene wurden als Zeichen betrachtet, durch welche die Götter den römischen Staat von künftigen Glücks- oder Unglücksfällen im Voraus benachrichtigen wollten. Selbst die komischen Zufälle, z. B. ein Hahn, der einem ehrbaren römischen Spießbürger ins Gesicht sprang, ein Ochs, der eine Treppe hinansteigen wollte, ein Esel, der sich in die Sitze eines wohlweisen Raths plazirte, interessirten, allarmirten oder trösteten die Politik des Senats. Die Bürger versammeln sich auf dem Marsfelde, um einen Consul zu erwählen, oder einem benachbarten Staate den Krieg zu erklären. Plötzlich erhebt sich ein Geyer, oder ein Sperber durchschneidet die Luft. Der vorsitzende Rathsherr schüttelt gravitätisch den Kopf. „Die Vorbedeutungen sind nicht günstig!" sagt er, und das vereinigte Volk stiebt wie Spreu auseinander.

Eine Frage drängt sich hier natürlicherweise dem Geiste eines Jeden auf, der gewohnt ist, über alle Gegenstände nachzudenken. Warum scheinen die Griechen, nach Homers Zeiten, wenig oder keine Bedeutung auf die Wunderzeichen gelegt, und ihnen durchaus keine politische Wichtigkeit beygelegt zu haben, während sie doch den Orakeln einen so großen Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten zugestanden? Warum haben die Römer, die den Griechen an Geist, gesundem Menschenverstand und Ernst so weit überlegen waren, mit einer abergläubigen Ehrfurcht alle, selbst die gewöhnlichsten und natürlichsten, Zufälle beachtet, und ihr Betragen darnach eingerichtet? Wir fürchten nicht, daß unsere Leser mit uns zürnen werden, wenn wir ihnen hier einige Betrachtungen über diesen bisher nur sehr wenig ergründeten Gegenstand mittheilen, der in mehr als einer Hinsicht, vorzüglich aber als Grundlage einer „philosophischen Geschichte der römischen Republik", einer reiflichern Nachforschung nicht unwürdig ist.

Woher kommt es, fragt man sich, daß zu Rom, seit der Invasion des Brennus (es gebricht uns fast ganz an sichern Andeutungen über die vorhergegangenen Zeiträume) bis zu den ersten Cäsaren, die Vorhersagungskunst Alles überschwemmt habe, und daß es nichts gab, worüber sie ihre Herrschaft nicht erstreckt hätte; daß, bey dem verständigsten Volke des Alterthums, man aus den gewöhnlichsten Phänomenen der Atmosphäre und der Erde die Mittel einer eben so albernen als gefährlichen Wissenschaft gemacht? Die Astrologie der Morgenländer, so abgeschmackt sie auch immerhin seyn mag, erscheint doch gewissermaßen edel und geistreich, neben dieser erbärmlichen Fetischspielerey der Römer. Daß ein Jeglicher sein Gestirn habe, daß der Lauf der himmlischen Welten einen Einfluß auf das Geschick der Menschen ausüben könne, ist ein bey weitem weniger lächerlicher Gedanke, als der, welcher zu den Zeiten des Scipio und Terenz diese oder jene, bey dieser oder jener Veranlassung, ausgesprochene Worte, als unheilbringend bezeichnet; der einen feindlichen Einfall vermuthen ließ, weil der Blitzstrahl die Stadtmauer berührt hatte, der es als die Vorbedeutung irgend einer traurigen Begebenheit ansah, wenn die Ratten eine heilige oder geweihte Sache benagten, dem es ein

gewisses Zeichen eines großen Unglücks war, wenn ein Mäuschen pfiff, oder wenn ein Bock meckerte, wenn man eben zu einer wichtigen Unternehmung schreiten wollte.

Zwey Ursachen haben, unserer Meinung nach, die „Ostenta" unter die ersten nothwendigen Elemente der alten römischen Religion gestellt, und darin befestigt. Die erste, allgemeinere, ist die mehr düstere, mehr unstete, mehr träumerische Einbildungskraft der Römer, als der Griechen. Weniger lachend und den Glaubensmeinungen des Norden mehr zugeneigt, athmete der Polytheismus des alten Italiens, vor der Verbreitung der Literatur und der Ideen Hellas, ein Gefühl des religiösen Schreckens, der Unterwerfung gegen die übernatürlichen Mächte und der gänzlichen Überlassung gegen die himmlische Allmacht. Bis zu den ersten Jahrhunderten unserer Ära findet man diesen Hang zu alten örtlichen Traditionen, zu alten Gaukeleyen, die mit dem Patriotismus aufs Engste verschmolzen waren. Der Aberglaube der Römer, wie ihre Freundschafts- und Familienverbindungen, haben immer etwas Tieferes, Lebendigeres, Feyerlicheres gehabt, als dieselben Beziehungen bey den Griechen-Joniern.

In dem mythologischen Systeme der Letztern war es die Schönheit, und oft die physische Schönheit allein, die ihre Allgewalt ausübte. Ihr waren die höchsten Götter wie die niedrigsten Sterblichen, gleich unterworfen. Sie bewaffnete, in den heroischen Zeitaltern, Völker gegen Völker, und entflammte sie zur gegenseitigen Vertilgung. Diese Schwachheiten des Herzens, diese reichen Phantasien der Sinne sind es, die der griechisch-jonischen Poesie den größten Theil ihrer Bilder und Gedanken dargebothen haben. Alle Götter Griechenlands, sowohl die frühern als die spätern, hatten die Erde bewohnt. Man zeigte sich ihre Gräber, man kannte ihre Geschlechtsfolge und ihre Abenteuer. Launisch, schwach und leidenschaftlich, lebten sie allein nur in der Dichtkunst, die sie geschaffen hatte; aber sobald ihr Zauber, mit dem Genie und der Freyheit, untergegangen war, verließ Griechenland auch seine alten Gottheiten, und nahm einen andern Cultus, den der Isis, des Mithras und der Äonen an. Es unterwarf sich den Reinigungen des Orients, es glaubt an die neoplatocinischen Theophanien, bis die Religion Jesu Christi, es mit in den Schiffbruch aller Glaubensmeinungen des Heidenthums verwickelte.

Der römische Polytheismus, im Gegentheil, erscheint weniger kleinlich, und ernster, trockener, als der griechische. Seine Gewalt war dafür auch größer und durchdringender, nicht sowohl auf den Pöbel, als selbst auf die höhern Stände. Für Letztere war er zugleich ein System, das mit dem Wohl der Stadt und des Staats aufs innigste verbunden war. Für die Erstern waren es die Volkssagen, in ihrer Substanz und in ihren Formen, die fest mit örtlichen Erinnerungen und den Nationalsitten sich verschürzt hatten. Es ist also nicht zu verwundern, daß dieser Aberglaube so lange Zeit eine so ungeheure Herrschaft über alle öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten ausgeübt habe.

Diese auffallende Verschiedenheit, zwischen den Römern und den Griechen-Joniern, liegt vielleicht in der Verschiedenheit der beyden großen Racen, aus denen die griechische Nation sich bildete. Die Äolier, mit denen die Römer bestimmt durch ihre Sprache verbunden waren, hatten einen Ernst, eine religiöse Geistesneigung, eine tiefe und forschende Empfindsamkeit, die man bey den Joniern nicht entdeckt. Die Erstern wohnten auch in nördlichern Gegenden, als die Letztern. Bey einem Volke von äolisch-dorischem Ursprunge, bey den Thebanern, finden wir ebenfalls die Spuren jenes Glaubens an Wunderzeichen, an Vorbedeutungen und Ahnungen, die eine große Übereinstimmung mit den römischen haben. *) Selbst der etruskische Ursprung des römischen Aberglaubens würde diese Schlußfolge nur zu verstärken im Stande seyn, wenn es nähmlich als erwiesen betrachtet werden kann, daß die Thyrrheni, Tusci, Rasenä und Etrusques, ein aus Illyrien gekommenes Volk sind, und von derselben äolisch-pelasgischen Race wie die Albanesen, abstammen. **)

Die zweyte Ursache der religiösen Ehrfurcht der Römer gegen die Wunderzeichen liegt in dem gewaltigen Interesse, welches die Kunst der Wahrsager den großen Familien einflößen mußte, die das Schicksal der „ewigen Stadt in ihren Händen hielten, und deren politisches Übergewicht sich auf die religiösen Vorurtheile begründete. Ohne hier die sinnige Hypothese weder annehmen, noch bestreiten zu wollen, nach welcher Rom, unter den Königen, keine lateinische, sondern eine durchaus etruskische Stadt war; ist es nicht minder gewiß, daß seit dem Zeitpuncte, wo wir bestimmtere und authentischere Nachrichten über ihre politische Lage, die Erziehung, das innere und häusliche Leben der römischen Patrizier haben, wir in dem Allen eine auffallende Übereinstimmung mit den Lucumonen und den Larten Etruriens entdecken. Es ist dieselbe patriarchalische Herrschaft über eine Klientenschaar, als bey den „Clans"

*) Diog. Sic. XVII., cap. 10.

**) Die verschiedenen Nahmen dieser Nation sind vermuthlich die Nahmen der Kasten oder Stämme, aus denen sie zusammengesetzt war. Tyrrheni, oder vielmehr Tyranni, bedeutete im Griechischen, Herren oder Herrscher, wovon Lartes oder Lairdh die keltische Übersetzung ist. Die Tusci sind die Opferer, abgeleitet von Θύειν.

der Schotten und bey einigen albanischen Volksstämmen unserer Tage. Das römische Patriziat bildete, vom Anbeginn des Staats, eine herrschende Kaste, welche die priesterliche und die militärische Gewalt in sich vereinigte. Wenn nun die Patrizier auch nicht von den Etrusques abstammen, so ist es, nach der eigenen Aussage der Römer, als nicht weniger bewährt zu betrachten, daß sie ihre religiöse Doktrine diesem Volke abgeborgt haben. *) Daher rühren die geheimen Zeremonien **), die mysteriösen Traditionen die sich in den patrizischen Familien fortpflanzten. Eine jede von diesen hatte ihre „Sacra", ihren eigenen Cultus, ihre Schutzgötter, wie im Mittelalter die adelichen Familien ihre besondern Heiligen hatten. Gleich den heiligen Kasten Indiens ***) haben sie sich dadurch allein in den höchsten priesterlichen Ämtern und Würden erhalten, ihnen allein stand das Recht zu, die consularischen Actenstücke, die Bücher der Pontifen und der Gerechtigkeit zu lesen. *) Sie allein besaßen die seltsame und verworrene Wissenschaft, die darin bestand, nach den Offenbarungen des Königs Numa (m. s. Lydus, S. 62), oder nach den von Tages, dem Sohn der Erde, vorgeschriebenen Regeln (Lydus, S. 1, 12, 100, 190) die Vorbedeutungen auszulegen. Diese ausschließlichen Rechte blieben fast so lange ein Eigenthum der Patrizier, als die Republik bestand. Der Gott, unter dessen besonderm Schutze Rom stand, war nur allein von ihnen gekannt. **) Die Stadt Rom selbst hatte einen geheimnißvollen Nahmen, den man nicht nennen konnte, ohne ein Verbrechen zu begehen, welches die strengste Bestrafung nach sich zog ***) und wir wissen, daß Valerius Soranus hingerichtet wurde, weil er ein solches Vergehen begangen hatte. †)

Es ist wahr, daß fast alle diese Traditionen von den Etruskern herrührten; aber die Patrizier hatten sie bey ihrer Annahme nach Willkühr und Vortheil ausgeschmückt und modifizirt. Sie wurden in ihren Händen ein mächtiges Mittel, die plebejische Menge zu beherrschen, die zwar immer murrend und eifersüchtig war, aber sich darum doch nichts desto weniger allen Anmaßungen der Volksvorsteher unterwarf, wenn diese im Nahmen des Himmels zu ihr redeten. Durch dieses Band wurde eine gewisse Einigkeit fester geschürzt, und die Worte Cicero's enthalten in dieser Hinsicht einen tiefen Sinn: „Ich bin überzeugt," sagt

*) Wir führen hier nur diejenigen Stellen an, die schon von mehrern neuern Schriftstellern angedeutet worden sind, und die beweisen, daß der Senat im Alterthum zehn junge Männer von den ersten Familien Roms nach Etrurien schickte, um daselbst die Religion zu studiren (percipendae sacrorum disciplinae gratia), und vorzüglich, was die Vorherbestimmungen anbelangte. Valer. Maximus, lib. I. Nr. 1. Cicero, de Divinat. lib. I. cap. 41. Man sehe auch Justus Lipsius, Electa, lib. II. cap. 2. Der Senat hatte diesen Gebrauch angenommen, weil er nicht wollte, daß die Wahrsagerkunst durch die untern Classen ausgeübt werde, oder, wie Cicero loc. cit. sagt: ne ars tanta propter tenuitatem hominum a religionis auctoritate abduceretur ad mercedem atque quaestum, eine Sache, die wirklich bey den Griechen statt fand.

**) Im Livius, Lib. VI. cap. 41, sagt ein Patrizier: (ut) Nos privatim auspicia habeamus, quae isti (plebeii) ne in magistratibus quidem habent. Die Plebejer konnten nähmlich zu den untern obrigkeitlichen Stellen gelangen, und es war allen Beamten unter den Consuln, den Censoren und den Prätorianern ausdrücklich verbothen, sich Wahrsagerrechte anzumassen: Ne quis magistratus minor de caelo servasse velit. Das ist die Formel des Consularedikts, die Alugella, Noct. Att. lib. XIII. cap. 15, nebst einer merkwürdigen Stelle Messalas über das Wahrsagerrecht, aufbewahrt hat. Man sehe auch Cicero, philippic. II. cap. 32 und 33, nebst den treffenden Bemerkungen Abrami's.

***) Eine andere Ähnlichkeit zwischen den Braminen und den Patriziern der römischen Republik sind die „Wunderprivilegien", welche mehrere Familien direct vom Himmel bekommen hatten. Die Hirpini gingen unverletzt auf glühenden Kohlen, an dem jährlichen Opfertage, auf dem Sokratesberg. M. s. Plinius, lib. VII. cap. 2; II. cap. 107. In den aufgeklärtern Jahrhunderten begann man endlich zu muthmaßen, daß dabey eben nicht viel Wunderbares sey: Hirpini ambulaturi per ignem medicamento plantas tingunt, sagt Varro in einem von Servius ad Aeneid. IX. v. 785 aufbewahrten Bruchstücke; aber die vom Senat dieser Familie bewilligten Ausnahmen (Plinius, loc. cit.) begünstigten den Irrthum darum nicht weniger.

*) „Obgleich wir wenig in den Schriften und Kommentaren der Pontifen bewandert sind, die man uns nie sehen läßt, so wissen wir doch wenigstens, daß die Consuls die Stellen der Könige eingenommen haben," sagte Canulejus, einer der Volkstribunen, indem er ein Mandat in Vorschlag brachte, wodurch die Freyheit der Verheirathungen zwischen den plebejischen und patrizischen Familien begründet werden sollte. M. s. Livius, lib. IV. cap. 3. B. I. S. 273 Rupertische Ausgabe, und vergleiche damit lib. IX. cap. 45. S. 682., wo es heißt, daß im Jahre Roms 449 der Ädil C. Flavius im Kriege mit den Patriziern war, „civile jus, repositum in penetralibus pontificum, evulgavit, fastosque circa forum in albo proposuit, ut, quando lege agi posset, sciretur."

**) Plutarch. Quaest. Rom §. 61.

***) Plinius, hist. nat. lib. III. cap. 5. Man sehe auch die vortreffliche Denkschrift des Bischofs von Seeland, Münter: De occulto urbis Romae nomine, die sich auch in seinen „antiquarischen Abhandlungen" befindet.

†) Solin, Polyhistor, cap. 1.

er *) „daß Romulus durch die Wahrsagereyen, die er verordnete, und Numa durch die Opfer, welche er stiftete, die Grundpfeiler zu Roms Größe erbauet haben, das ohne dem sich nicht so hoch würde haben erheben können, wenn es nicht auf den Beystand der Götter sich verlassen hätte."

Man begreift jetzt sehr leicht, warum, von jenem geraden Sinne, jener bewunderungswürdigen Weisheit geleitet, die das wahrhafte Lebensprinzip der römischen Republik gewesen zu seyn scheint, die Staatsmänner und die Vorsteher der Nation, die Menge mit kleinlichen, ihrer Politik aber sehr entsprechenden Schrecknissen im Zaum gehalten haben? Ihre Gewalt war unerschütterlich, so lange das Volk sie im ausschließlichen Besitze einer Wissenschaft glaubte, von welcher das Wohl oder Weh des Vaterlandes abhing. Deshalb wachten sie mit so eifersüchtiger Sorgfalt darüber, daß die Menge nicht jene unaussprechlichen Geheimnisse kennen lerne, die sie selbst ihr ahnen ließen, deshalb traf ihre Rache schnell und furchtbar wie ein Wetterstrahl denjenigen, der das Mindeste von ihrer verborgenen Doktrine entschleyerte.

Die Lächerlichkeit mehrerer Gebräuche, die sich an die Wunderzeichen und Vorherbedeutungen anschlossen, verschwinden, wenn man sich an den politischen Charakter dieser ganzen Institution erinnert. Wenn zum Beyspiel ein Ochs oder eine Kuh „einen menschlichen Laut" ausgestoßen hatte, so war der Senat genöthigt, seine Sitzungen unter freyem Himmel zu halten. **) Aber dieser Gebrauch zielte wahrscheinlich auf nichts anderes ab, als die geheimen Verschwörungen gegen diese souveraine Versammlung zu hintertreiben. Die Zeichen, bey deren Erblickung das Volk sich zerstreuen mußte, dienten oft dazu, eine gefährlich scheinende Bestimmung, oder eine unwillkommene Wahl aufzuschieben und zu verhindern.

Überdem muß man zwey Zeiträume des römischen Aberglaubens unterscheiden. Der erste war der, wo die politisch-abergläubischen Meinungen herrschten, deren wir so eben erwähnt haben, und der andere war der, wo die Astrologie allein von der Schwäche Einzelner unterstützt, allgemein verbreitet wurde. Das ist die „Semeiologie", oder die Lehre von den Zeichen, welches der Hauptgegenstand im Werke des Lydus ist. Es ist eine Wahrsagerkunst etruskischen, oder wenigstens italischen Ursprungs, welches die großen Naturphänome, die Wirkungen der Elektrizität und überhaupt Alles, was plötzlich sich darbiethet, die Sinne trifft und der gewöhnlichen Ordnung der Dinge entgegengesetzt zu seyn scheint, zu erklären sich bemüht. Die Auslegung dieser Wunder, dieser Ostenta, die natürlicherweise willkührlich und widersprechend seyn mußte, war der Grund der ganzen Wissenschaft der Auguren und der Aruspizen. Aber eben weil sie mit der gesunden Vernunft sich nie vereinigen konnte, suchten ihre Vollstrecker die Basis ihres Systems den profanen Augen zu entziehen und ihre Geheimnisse mit Schrecken zu umgeben. So wurde sie die ausschließliche Apanage der Patrizier, die bey ihrer Erhaltung am meisten und fast allein interessirt waren. Erst nachdem die unaufhörlichen Proskriptionen und Bürgerkriege die großen Familien geschwächt oder gänzlich erloschen hatten, nachdem mehrere ausgezeichnete Römer, wie Labeo, Atejus, Capito, Varro und Nigidius Figulus, diese Wissenschaft zur Kenntniß des Volkes in Werken brachten, aus denen Lydus den Stoff zu dem seinigen geschöpft hat, sank auch allmählig der Glaube daran, und als Rom aufhörte, eine Republik zu seyn, als der blutige Despotismus der ersten Cäsaren ihr unverhehltes Verlangen beurkundete, die patrizischen Familien auszurotten, als sie unter dem Wahnsinn Caligula's, der Wuth Nero's und Domitians, der Politik Trajans und Adrians erlagen, da verlosch er ganz zu Rom, um erst nach einem langen Kreislaufe durch Spanien, Gallien und Illyrien wieder in seine alte Residenz zurückzukehren.

*) De natura Deor., lib. III. cap. 2.

**) Plin., VIII. 71.

Der Thurmwart zu Straßburg.

Zu Straßburg prangt ein Münster, der reicht wohl himmelan,
Der blickt so trüb' und finster die schwarzen Wolken an,
Der sieht so still und traurig ins Menschgewühl hinab,
Als blickt ein Phönix schaurig hin auf sein Flammengrab.

Und auf dem stolzen Recken ein ernster Thurmwart wacht,
Der kennt des Sturmes Schrecken, der kennt die Wetternacht:
Der ward in hoher Kuppel gezeugt, gepflegt, beglückt,
Der hat von hoher Kuppel die Welt nur angeblickt.

Und wenn die Donnerworte aus fahlem Blitz entglühn,
Da tritt er vor die Pforte und sieht mit Ruhe hin,
Und wird nicht trüb noch finster, er fleht zum Cherubim,
Und selbst der alte Münster fleht bebend stumm mit ihm.

So hat er lange Jahre im Riesenbau verlebt,
So hat der Wunderbare, ein Engel, dort geschwebt;
Hoch ob dem Weltgetümmel, ein Bitter in der Noth,
Ein Sterblicher im Himmel, ein Strahl im Morgenroth.

Die Stern' sind seine Bibel, der Schnee ist seine Blum',
Sein Dom der Thurmesgiebel, das Horn sein Heiligthum;
Die Luft ist ihm das Liebchen, das ihn herzinnig küßt,
Sein Altar ist das Stübchen, das ruhig ihn umfließt.

Und wie er einstmahls mächtig in tiefem Sinnen sitzt,
Da ists ihm, als ob mächtig ein Wetter niederblitzt,
Und vor das Pförtchen tritt er zagend und ungewiß
Und keine Brüstung sieht er, weil sie der Sturm zerriß.

Doch plötzlich wird es stille, die Lüfte werden mild,
Und aus der Wolkenhülle tritt sanft des Mondes Bild:
Da ists ihm, als ob blühend ein Engelsbild er säh'
Ein Bild so schön und glühend wie Nordlichtschein im Schnee.

Ein zartes Mägdlein scheint es, die Arme silberrein,
So süße Thränen weint es, wie Thau im Rosenschrein,
Die Lippen sind Rubinen, von Lilienweiß umhaucht,
Die milden Wangen schienen in Abendroth getaucht.

Es hüllt ein seidner Schleyer der Formen üpp'ge Gluth,
Der Locken goldnes Feuer am weichen Nacken ruht:
Die Arme scheinen winkend und sehnend blüht der Blick,
Die Lippe Wollust trinkend schweigt in des Auges Glück.

Da faßt ein glühend Leben mit hundert Armen ihn,
Das Herz erfüllt ein Streben, ein Sehnen seinen Sinn,
Die Welten wollt er lassen, das Leben seiner Brust —
Dürft er nur sie umfassen mit heißer Liebeslust.

Aus streckt er seine Arme und jauchzt und weint und glüht,
Sie will er nur umarmen, zu der der Sinn ihn zieht,
Und wie er zu dem Wunder hin will im lichten Roth —
Da stürzt er dumpf hinunter in tausendfachen Tod.

Manfred.

Dichters Freyheit in der Beschränkung.

Sonett über das Sonett.

Da jauchzt in seinen Tiefen das Gemüth,
Wenn es den Dichter um den Fuß die Kette
Gereimter Stanzen, künstlicher Sonette,
Den leichten Flug der Geister fliegen sieht.
Wie auch die Fessel ihn zu Boden zieht,
Er trägt sie — nur mit Lächeln und Gespötte,
Als ob die Schwere — keine Schwere hätte!
Frey wie ein Gott, geht durch die Welt das Lied.
Die anderen Geschlechter dieser Erde
Ziehn mühsam und mit trauriger Gebärde
An ihrem Joch und ächzen vor Beschwerde.
Verwundert und mit wollustvollem Grauen,
Vermögen sie dem Genius, zum blauen
Lenzhimmel bloß von ferne nachzuschauen.

Joh. Schön.

Technische Notizen.

Von Carl Karmarsch.

Inhalt: Cyclus der mechanischen Erfindungen des Hrn. F. A. Bernard in Wien. — Fortschritte der Papierbleichkunst im Inlande. — Moiré métallique auf Zinnfolie (Moiré-Papier). — Gepreßte Verzierungen auf Rahmen und Tapetenleisten, aus der Fabrik der H. H. Spörlin und Rahn in Wien. Technische Literatur. Karmarsch, Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie.

Ich hatte früher Gelegenheit, in diesem Archive die ausschließend privilegirten Baurißtafeln, und eine für Druckereyen bestimmte Streichmaschine des hiesigen priv. Seidenzeugfabrikanten Hrn. Franz Aloys Bernard nach Gebühr lobend zu erwähnen. Letztgenannte Maschine gehört einer Reihe mechanischer Erfindungen an, welche Hr. B. allmählich in einem lieferungsweise zu erscheinenden, mit ausführlichen Detailplänen begleiteten Werke bekannt zu machen gedenkt. Von diesem Werke, auf welches ich die Aufmerksamkeit aller Freunde der Maschinenkunde hinzuwenden mir erlaube, seiner Zeit das Nähere. Einstweilen theile ich den Inhalt des ersten, vielleicht bald vollendeten, Heftes mit, wie ihn Hr. B. mir ihn zu diesem Behufe, auf mein Ersuchen angegeben. A. Einfache Mechanismen. 1) Wendehebel, eine sinnreiche Vorrichtung, um durch Druck drehende Bewegung hervorzubringen. Dann ein zweyter Hebel nach obiger Art, mit Wirkung eines Gewichtes auf die Last. 2) Wellen-Getrieb, ein von dem Hrn. Erfinder so genannter Mechanismus, um die Reibung bey Rädermaschinen bedeutend zu vermindern. — B) Maschinen. 3) Große Hebmaschine mit Anwendung des Wendehebels erster Art. Zur Hebung einer Last von 40,000 bis 50,000 Zentnern. 4) Druck-Streichmaschine. Um in Druckfabriken die bisher üblichen Farbenstreicher zu beseitigen. Auch mit einer Vorrichtung, um selbst die schwierigsten Farben anwenden zu können. 5) Baumaterialien-Hebmaschine. Um bey Bauten die Baumaterialien mit leichter Mühe auf die höchsten Gerüste schaffen zu können. 6) Hebeleiter. Sie hat mit der vorigen Maschine gleiche Bestimmung; nur ist sie auf niedrige Gebäude, von 1 oder 2 Stockwerken anwendbar, und mit Schnelligkeit aufzustellen. 7) Horizontale Drahtsteg-Maschine. Für Fortification und Wasserbau; um Baumaterialien ohne Anwendung von Brücken oder andern kostspieligen Gerüsten über die tiefsten Flüsse und Abgründe zu bringen. 8) Flaschenkorb mit Triebwerk, womit sich ein einzelner Mann an Thürmen und andern hohen Gebäuden auf- und abwinden kann, um etwa nöthige Arbeiten vorzunehmen. 9) Flaschengerüste. Gleicht dem vorigen in der Bestimmung, ist aber für mehrere Arbeiter eingerichtet. 10) Heb- und Triebwerk, um

große Lasten an der Stelle zu heben, und mittelst zweyer Personen zu transportiren. 11) Doppeltwirkende Presse, durch welche der höchste und gleichförmigste Druck auf die eingepreßten Gegenstände ohne Zuthun äußerer Stützungen oder Anstemmungen hervorgebracht wird. 12) Amalgamir-Maschine, eingerichtet zur Kosten und Zeit sparenden Bereitung des Gefrornen. — Dienstthuende Modelle von den genannten Maschinen habe ich in der Wohnung des Herrn B. gesehen. Sie sind sämmtlich mit Fleiß ausgeführt, und es ist von ihnen zu erwarten, daß sie, unter günstigen Umständen im Großen ausgeführt, recht nützliche Wirkung hervorbringen werden.

Das Bleichen des Papierzeuges durch chemische Mittel (Chlor oder oxydirte Salzsäure) ist von jeher, seitdem man nähmlich die Ausführung davon versucht hat, als ein sehr schwieriger Prozeß anerkannt worden. Nicht als ob man einen sonderlichen Anstand fände, durch Chlor die Leinenfaser weiß zu machen; allein der ökonomische, und für den Credit seines Fabrikates wie für die Gesundheit seiner Arbeiter besorgte Fabrikant verlangt mehr von dieser Bleichmethode; und er sucht nahmentlich den Nachtheilen zu begegnen, welche aus der chemischen Bleiche für die Festigkeit des Papiers, und für die Lungen und Hände der damit umgehenden Personen entstehen können, und ohne besondere Vorsicht jedes Mahl entstehen. Man mag den Tadel vieler oder der meisten bisher in den Handel gekommenen gebleichten Papiersorten immerhin für ungegründet oder für übertrieben ausgeben. Wer ein Mahl solches Papier in den Händen gehabt hat, das ihm zwischen den Fingern zerbröckelte, oder welches die Luft auf zwanzig Schritte weit mit dem Aroma des Bleichmittels erfüllte, wird doch allen jenen Versicherungen schwerlich Glauben beymessen. Ich bedarf nicht der Erinnerung, daß solche starke Farben das Übel nur in seinem höchsten Grade abbilden; aber sie bilden es doch nur zum Theil ab, bilden es bloß ab, in so weit das kaufende Publicum unmittelbar davon interessirt wird. Ist es aber weniger wichtig, daß die Arbeiter der Papierfabriken durch das Einathmen des schädlichen Chlorgases ihre Lungen vergiften, oder durch tagelanges Schöpfen eines noch mit dem Bleichmittel geschwängerten Ganzzeuges ihre Hände zu Grunde richten? Die Frage beantwortet sich selbst, und aus der Antwort fließt der Grund für die Behauptung, daß eine Verbesserung des Papierbleichprozesses, welche die angegebenen Nachtheile beseitigt, zu den beachtungswürdigsten, wenigstens der Papierfabrikation, gehöre. Mit Vergnügen geschieht es daher, daß ich auf die, mit glücklichem Erfolge gekrönten Bemühungen eines thätigen inländischen Papierfabrikanten, des Herrn Ignaz Weiß, zu Langendorf in Mähren, aufmerksam mache. Ich habe gebleichtes Papiers aus der Fabrik des Herrn W. gesehen, welches an Festigkeit keinem ungebleichten, an blendender Weiße keinem der besten englischen Papiere nachstand, und dabey vollkommen von Geruch frey war. Und die Masse dieses Papiers war mittelst eines von Herrn W. erfundenen Apparats gebleicht, der, nach glaubwürdigen Versicherungen, allen für die Fabriksarbeiter möglichen Nachtheil aufhebt. Möge das Unternehmen des industriösen Fabrikanten gedeihlichen Fortgang finden!

Die Erfindung des Moiré métallique ist bekanntlich in England und Frankreich schon seit mehreren Jahren auf Stanniol (Zinnfolie) angewendet worden, während sie bey uns immer noch auf Blechwaaren beschränkt blieb, und wir selbst das Blech hierzu den Engländern abkaufen mußten. Nunmehr aber hat ein industriöser Fabrikant des Inlandes die Verfertigung des moirirten Stanniols (Moiré-Papiers) in solcher Ausdehnung unternommen, daß er den darnach Begehrenden beliebige Mengen zu liefern im Stande ist. Wenigstens schließe ich so aus dem Vorrathe, welchen man in der Papierhandlung des Herrn Kleudgen (am Petersplatze) findet. Das Blatt (von beliebiger Farbe, und gefirnißt, zum Gebrauche vollkommen hergerichtet) kostet daselbst 1 fl. 30 kr. W. W. Dieser Artikel verdient es allerdings, daß man Buchbinder und ähnliche Arbeiter, für welche er brauchbar ist, auf ihn aufmerksam macht; und steht gleich dem Verfertiger (wegen mancherley Ursachen) kein sehr ausgedehnter Absatz zu hoffen, so ist er ihm doch zu wünschen. — Ich benütze diese Gelegenheit, um zu bemerken, daß die Verfertigungsart des moirirten Stanniols keineswegs mehr unbekannt sey, indem schon vor zwey Jahren der Professor am hiesigen polytechnischen Institute, Herr Georg Altmütter, sie nach eigenen Versuchen ganz im Detail beschrieben hat, (Jahrbücher des k. k. polyt. Instituts Band IV. Wien, bey Gerold, 1823.) Professor A. bemerkte, daß eine gewisse, im Handel sehr häufig vorkommende Stanniolsorte (deren äußere Kennzeichen er angibt) ohne weitere Vorbereitung, bloß durch Beitzen mit verdünnter Salpetersäure, und dann mit Salzsäure, die das Moiré bildenden schillernden Flecken erhält. Übrigens findet man in dem angeführten Aufsatze auch die Resultate vieler andern Versuche über das Moiré métallique, und eine theoretische Auseinandersetzung desselben, in welcher Beziehung man noch eine frühere Abhandlung desselben Verfassers (Jahrbücher des polyt. Instituts Bd. I. S. 94) nachlesen kann.

Das seit längerer Zeit bestehende ausschließende Privi-

legium des Johann Seidan auf die Verfertigung hochgepreßter Tapeten und Bilderrahmen, haben die thätigen, in diesen Blättern schon mehrmahl mit dem gebührenden Ruhme erwähnten Fabriksbesitzer, H. H. Spörlin und Rahn (Niederlage in der Kärnthnerstraße, am Kärnthnerthor) käuflich an sich gebracht, und bereits in vergrößerter Ausdehnung auszuüben angefangen. In der genannten Niederlage findet man ein geschmackvolles Sortiment von den nach dieser Art verfertigten Rahmen; und gegen den Erlag von 9 fl. Conv. Münze können daselbst vollständige Musterkarten, sowohl aller einzelnen Verzierungen als auch der verschiedenen Rahmen und Leistenstäbe erhalten werden. Das Wesentliche dieser Rahmenverzierungen besteht darin, daß sie aus Papier beliebig erhaben gepreßt, und dann auf die hölzernen Rahmen aufgeleimt werden, wodurch sie natürlich weit wohlfeiler, und größten Theils auch schärfer und reiner als gewöhnliche Bildhauer-Arbeit ausfallen. In dem Preisverzeichnisse der H. H. Spörlin und Rahn findet man bemerkt: 1) Rahmen mit geprägter Hohlkehle, ohne Ochsenaugen, in Gold, Nr. 1 bis 11 den Schuh zu 16 kr. bis 1 fl. 48 kr. C. M.; halb Gold halb Metall, Nr. 21 bis 31 den Schuh zu 10 kr. bis 1 fl. 24 kr.; mit Ochsenaugen, in Gold, Nr. 104 bis 111 den Schuh zu 58 kr. bis 2 fl. 40 kr.; halb Gold halb Metall, Nr. 124 bis 129, den Schuh zu 42 kr. bis 1 fl. 27 kr. 2) Rahmen mit glatter Hohlkehle, ohne Ochsenaugen, in Gold, Nr. 201 bis 209, den Schuh zu 14 kr. bis 1 fl. 16 kr.; halb Gold halb Metall, Nr. 221 bis 229, 11 kr. bis 52 kr.; mit Ochsenaugen, in Gold, Nr. 304 bis 309, 1 fl. 2 kr. bis 1 fl. 50 kr.; halb Gold halb Metall, Nr. 324 bis 329, 52 kr. bis 1 fl. 30 kr. 3) Einfassungen für Ochsenaugen, zu 12 Schuh; in Gold 1 fl. 36 kr. bis 3 fl. 12 kr.; in Silber 40 kr. bis 1 fl. 4 kr.; weiß 20 kr. bis 32 kr. 4) Eckstücke zu Ochsenaugen, zu 12 Stück, in Gold 14 und 24 kr.; in Silber 7 und 12 kr.; weiß 3 und 5 kr. 5) Eckstücke zu Hohlkehlen, zu 12 Stück, in Gold 48 kr. bis 2 fl. 24 kr.; in Silber 24 kr. bis 1 fl. 6 kr.; weiß 10 kr. bis 28 kr. 6) Rosetten, in Gold 48 kr. in Silber 20 kr. 7) Tapeten-Leisten, in Gold den Schuh zu 18 kr. bis 1 fl. 15 kr. in Silber 10 kr. bis 50 kr. 8) Karnieße, zu 12 Schuh, in Gold 18 kr. bis 2 fl. 40 kr. in Silber 8 kr. bis 50 k. in Metall 7 bis 36 kr. weiß 4 bis 25 kr. 9) Flachstäbe, zu 12 Schuh, in Gold 2 fl. 40 kr. in Silber 54 kr. weiß 27 kr. 10) Hohlkehlen, zu 12 Schuh, in Gold 1 fl. 36 kr. bis 5 fl. 36 kr. in Silber 40 kr. bis 2 fl. 40 kr. weiß 20 kr. bis 1 fl. 12 kr. 11) Ovalbreter, in Gold, Umfang 10 Zoll bis 10 Fuß, 16 kr. bis 6 fl. 24 kr. Conv. Münze.

Technische Literatur: „Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie, in zwey Bänden. Von Carl Karmarsch, vormahligem Assistenten der Technologie am k. k. polytechnischen Institute. Mit einer Vorrede vom Professor G. Altmütter. Wien 1825, bey Wallishausser. Erster Band: Die Mechanik in ihrer Anwendung auf Gewerbe. Mit 413 Figuren auf 16 Kupfertafeln. Zweyter Band: Vollständige Aufzählung und Charakteristik der in den technischen Künsten angewendeten Maschinen." — Mit Herrn Professor Baumgartner's 1823 erschienener „Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe," welche von mir in diesem Archive (1823, Nr. 132, 133) angezeigt wurde, hat das vorliegende Buch weiter keine Ähnlichkeit, als jene, welche der Spezial-Titel des ersten Bandes durch seine zufällige, ganz absichtslose, und sogar erst nach dem Drucke ganz bemerkte Gleichheit mit dem Titel des Baumgartner'schen Werkes hervorbringt. Der erste Band war im Sommer 1823, als Herr Professor B. seine Mechanik herausgab, bereits vollendet, und wurde daher keineswegs auf Veranlassung oder mit Beyhülfe derselben geschrieben. Diese Bemerkung vorläufig, zur Vermeidung aller Mißverständnisse. Wenn man genauer untersucht, so scheint auch der zweyte Band des in Rede stehenden Buches (ungeachtet gerade er keine Kupfer enthält) das Hauptwerk, und der erste nur Einleitung zu demselben zu seyn; denn wie wollte man eine Sammlung von Maschinen-Beschreibungen ohne mechanische Vorkenntniße verstehen? Und eben diese Vorkenntniße (freylich für sich auch ein Ganzes bildend) enthält der erste Band. Der Verfasser war Willens, die Lehren der Mechanik, so weit sie ohne höhere mathematische Kenntniße vorgetragen werden können, in zweckmäßiger Ordnung zusammen zu stellen, und durch zahlreiche Beyspiele ihre Anwendung in den technologischen Gewerben zu zeigen. Er unternahm dieß, weil ihm kein Buch in irgend einer Sprache bekannt ist, worin das Nähmliche auf gleiche Art geleistet wurde. Eine Mechanik in Anwendung auf Gewerbe soll, und zwar vorzüglich, den Gewerbtreibenden nutzen. Diesem Zwecke gemäß ist der Vortrag faßlich genug eingerichtet, ohne zu jener Gemeinheit herab zu sinken, die zuweilen fälschlich für Popularität gehalten wird. Dieß gilt indessen vorzüglich vom ersten Bande; denn im zweyten (der die Zusammenstellung und Charakteristik der technischen Maschinen enthält) findet man mehrere Stellen, wo die Leichtverständlichkeit (nicht die Verständlichkeit)

zum Theil der Kürze nachgesetzt (aber keineswegs aufgeopfert) ist. Man schreibe diesen Umstand dem Zufalle oder der Absicht zu; man wird in beyden Fällen Recht haben. Überhaupt aber setzt, zur zweckmäßigsten, vom Verfasser beabsichtigten Benützung, die Einrichtung des zweyten Bandes einen etwas höhern Standpunct des Lesers voraus, als jene des ersten; und man darf den Verfasser deßwegen nicht tadeln, weil auch der Stoff des zweyten Bandes schon jene Voraussetzung macht. Dieser zweyte Band ist, wenn man so will, ein systematisches Register über alle bisher bekannt gewordenen technischen Maschinen, worin von jeder Maschine eine kurze, das Wesen derselben erklärende Beschreibung gegeben ist, für jene Leser aber, welche ausführlichere Belehrung suchen, die Citate von solchen Büchern beygefügt sind, in welchen sie Befriedigung finden können. Also ein Register über die bekannten Maschinen, und zugleich ein Register über die von denselben vorhandenen Beschreibungen. Es ist zu hoffen, daß aus dem Daseyn eines solchen Buches für solche Personen, welche unter schon bekannten Maschinen eine Auswahl zu treffen, oder neue zu erfinden haben, einiger Nutzen entstehe, das letztere deßwegen, weil man daraus ersehen kann, welche Prinzipien zu einem gewissen Zwecke benützt, und welche es noch nicht sind; abgesehen von dem Interesse, welches jeder Gebildete an einer Zusammenstellung dessen finden muß, worin die genialen Erfinder der verschiedensten Zeiten sich unvergängliche Denkmahle gestiftet haben. — Weitläufiger über Einrichtung und Zweck des ganzen Werkes zu sprechen, verbiethet der Raum der gegenwärtigen Notiz. Ich füge nur noch die Bemerkung bey, daß das Äußerliche des Buches anständig genug ist. Druck und Papier sind gut (ersterer ist auch correct); die sechszehn Kupfertafeln könnten sehr erträglich genannt werden, wenn sie nicht, besonders im Vergleich mit Vielem, was Deutschland bey Büchern über technische Gegenstände aufzuweisen hat, ein höheres Lob verdienten.

Miscellen.

Cursus der neugriechischen Sprache. Diesen hat der Grieche Kienares, unter Mitwirkung der asiatischen Gesellschaft, zu Paris eröffnet. Wöchentlich in zwey Abenden versammelt man sich (Rue Taranne, Nr. 12) in sechs Monathen ist der Cursus beendigt und kostet jeden Theilnehmer nicht mehr als zwölf Franken. Die Sprachlehre von David und die neugriechische Übersetzungen des Romans „Paul und Virginie" wird benutzt.

Goethes Herrmann und Dorothea hat an G. Winkler einen griechischen Übersetzer gefunden, wie die Louise von Voß einen lateinischen an Professor Fischer. Doch gibt Winkler anjetzt nur 218 Verse des ersten Gesanges, die Fischer mit lateinischer Version begleitet. Beyde Übersetzungen erfüllen jeden billigen Anspruch. Vergleicht man sie untereinander, so ergibt sich: der Grieche durfte leicht und treu, fast wörtlich übertragen; der Römer mußte zu verwickelten Wendungen Zuflucht nehmen. Ein Beweis mehr für die Affinität der deutschen Sprache mit der griechischen.

In einem Memoire, welches Hr. Mongez in der französischen Akademie der Wissenschaften gelesen hat, wird aus einer Stelle des Aristophanes (in den Wespen) bewiesen: daß man schon fünfhundert Jahre vor Christus in Asien Teppiche fertigte, die in Athen sehr geschätzt und zu hohen Preisen bezahlt wurden.

Im Jahre 1778, also vor noch nicht vollen fünfzig Jahren belief sich das Maximum des Handels von Nordamerika (Ein- und Ausfuhr zusammengenommen) auf höchstens einen Werth von 12 bis 13 Millionen Thaler. Jetzt schwingt Nordamerika:

A. 1) durch seine Industrie um	906,000,000	Fr.
2) durch den Ackerbau	1,608,000,000	„
3) durch Einfuhr auf eigenen	352,000,000	„
4) durch Einfuhr auf fremden Schiffen	31,000,000	„
Zusammen	2,897,000,000	Fr.

Diese Masse von Producten verwendet sich auf folgende Art:

1) die Ausfuhr der Erzeugnisse der Industrie beträgt	13,036,000	F.
2) — — der Bodenerzeugnisse	248,955,000	„
3) — — der Erzeugnisse des Auslandes	142,000,000	„
4) der Verbrauch der einheimischen Industrieerzeugnisse	892 964,000	„
5) — — der Bodenerzeugnisse	1,359,045,000	„
6) — — der Erzeugnisse des Auslandes	241,000,000	„
Zusammen	2 897,000 00	Fr.

Demnach breitet sich der Handelsverkehr der vereinigten Staaten über eine Masse

1) einländischer natürlicher und künstlicher Erzeugnisse von	2,252,009,000	Fr.
2) ausländischer von	241,000,000	„

Und der Betrag des innern, durch die innere Consumtion gebildeten Handels . . . . 2,493,000,000 Fr.

Der Handel nach Außen dagegen besteht:

B. 1) aus einem Export von natürlichen und künstlichen Erzeugnissen des Inlandes von	261,991,000	„
2) — — von fremden Erzeugnissen	142,000,000	„
3) aus einer Einfuhr auf eigenen Schiffen von	352,000,000	„
4) aus einer Einfuhr auf fremden Schiffen von	31,000,000	„
Zusammen	786,991,000	Fr.

Und folglich ist der Betrag des Gesammthandels der vereinigten Staaten, sowohl des innern (A=2 897,000,000 Fr.) als des äußern B=786,991,000 Fr.) zusammen 3,683 991,000 Fr.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 31. October 1825.

(130)

Ueber den Weinbau bey den alten Aegyptern.

Daß die alten Ägypter den Weinbau bereits kannten, geht aus mehrern Stellen der alten Classiker hervor, und man cultivirte die Reben nach Diodor und Athäneus selbst auf mehrern Puncten dieses merkwürdigen Landes. Dieser zweyte Schriftsteller sagt unter anderm Folgendes hierüber: „Es gibt Weine von mehreren Sorten, die sich durch den Geschmack und durch die Farbe unterscheiden. — Der von Coptos in der Thebaide, zum Beyspiel, ist so leicht und digestiv, daß man ihn selbst den Fieberkranken zu trinken erlaubt." Strabo spricht von dem Weine, der im Nomen von Arsinoe, dem jetzigen Fayoum, wächst, und Andere wiederum von dem, der in der Gegend von Mendes und von Alexandrien gewonnen wird. Jener behauptet, indem er die Gegend dieser letzten Stadt aus Autopsie beschreibt, daß guter Wein daselbst wachse, und daß besonders der moriotische, wenn er umgefüllt würde, sich sehr lange erhalten solle. Athäneus sagt ferner: „der mariotische ist ein herrlicher weißer Wein, von würzigem Geruch, der den Harn treibt und den Kopf nicht einnimmt. Man nennt ihn auch den Alexandriner, allein derjenige, der auf der Landzunge zwischen dem Meere und dem See wächst, und den man den tainothischen nennt, ist noch von vorzüglicherer Güte nnd von dunkelgelber Farbe." Und darf man den Worten Horazens trauen, so genoß die Cleopatra zuweilen den aus der Gegend des Mariotis im Übermaße.

Plinius theilt uns, indem er von den ägyptischen Weinen spricht, die zu seiner Zeit von den Römern sehr gesucht wurden, hierüber Folgendes mit: „der sabenytische (Wein) wird aus folgenden drey Sorten von Trauben verfertigt, nähmlich aus den thacischen, den von Äthalos und von Peuce."

Daß der Weinbau auch auf andern Puncten Ägyptens und in mehreren es umgebenden Ländern getrieben wurde, geht ebenfalls aus dem Strabo und dem Lucan hervor. Nach jenem Schriftsteller war der libysche, den man mit Meerwasser zu vermischen pflegte, in schlechtem Ruf, und besonders war der von Ätiphrä verspottet; und dieser sagt dagegen, indem er ein Nachtmahl des Cäsars und der Cleopatra beschreibt: „daß man ihnen auf goldenen Schüsseln alle Götter Ägyptens, sowohl vierfüßige als Flügelwerk auftischte, und ihnen in mit Edelsteinen verzierten Gefäßen, nicht mariotischen, sondern den edlen Wein, den Meroe in der kurzen Zeit von wenig Jahren unter dem Einflusse einer Sonne reifen sieht, die brennend genug ist, um selbst den Falerner zu verderben, einschenkte."

Daß in Meroe damahls Wein wuchs und vielleicht jetzt noch wächst, ist um so weniger zu bezweifeln, als der portugiesische Reisende Alvarez bereits zu seiner Zeit Wein in Abyssinien hat verfertigen sehen, welches Land doch noch südlicher als Meroe liegt, und nach Ibu-Selim im District von Sefdical Wein wächst, und im Süden von Dongola, gegen Aloa hin, die Zahl der fruchtbaren Felder und Weinberge doppelt so groß seyn soll, als in jenem Landstrich.

Dieß stimmt zwar nicht mit Humbolds und Schaws Ansichten überein, die der Meinnng sind, daß der Weinbau in so dürren und brennenden Breitengraden schwerlich gedeihen könnte. Allein die Erfahrung lehrt uns täglich mehr, daß Geheimnisse in der Natur vorhanden sind, die wir nicht zu enträthseln vermögen; und ein neues sprechendes Beyspiel hiervon ist der sich kürzlich zugetragene Umstand, daß die englischen Reisenden Oudney und Clapperton unter dem 12. Grade nördlicher Breite einen solchen strengen Frost im December 1823 erlebten, daß das Wasser in den Schläuchen auf den Kamehlen fror, und der erstere das Opfer der dadurch verursachten Mühseligkeiten ward. Wie erklären nun die Naturforscher diesen Frost, auf einem Plateau, das unmöglich sehr hoch seyn kann, und auch die

Kälte, die nach Cailland zuweilen bis in die Oase des Jupiter-Ammons, die höchstens ein paar hundert Fuß über das Meer erhaben ist, hervordringt, und den Frost, der ein Jahr vor meiner Ankunft in Ägypten, das heißt 1819, stehendes Wasser bey Aschmounin in der Thebaide, mit Eis von der Dicke eines Messerrückens in einer Nacht überzog? — Man verzeihe die Abschweifung und erlaube, auf den abzuhandelnden Gegenstand zurückzukommen.

Zu welcher Zeit übrigens der Weinbau in Ägypten eingeführt worden, ist freylich bis jetzt nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt worden. Diodor, zum Beyspiel, verliert sich hierbey bis in die fabelhafte Zeit hinauf, indem er behauptet, daß Osiris die Kunst den Wein zu keltern und zu bereiten in diesem Lande eingeführt habe. Gegohrene Getränke waren zwar durch den Cultus, nach Ameilhon, den Ägyptern nicht untersagt; und nach Porphir und Herodot erhielten die Priester täglich nebst Rind- und Gänsefleisch noch eine Portion Traubenwein (zum Gegensatz von Gerstenwein oder Bier), allein sie mußten sich dessen, gleich den Juden, bey den heiligen Functionen enthalten, und bey gewissen religiösen Feyerlichkeiten begoß man das den Göttern als Opfer dargebrachte Fleisch auf den Altären mit Wein, so daß dessen Verbrauch sehr bedeutend gewesen seyn soll. Herodot folget hieraus, wohl mit Recht, daß wenn der Wein durch den Cultus verbothen gewesen wäre, man ihn unmöglich in dem Innern der Tempel und bey gewissen Feyerlichkeiten gebraucht haben würde. Nach Diodor durfte selbst der König nur ein festgesetztes Maß davon genießen. Plutarch ist zwar der Meinung, daß dem Beherrscher diese Erlaubniß erst unter der Regierung des Psametiches eingeräumt worden sey, und Paw, daß dieser und Amasis, die beyde mit den Griechen in genauem Verkehr standen, leicht ihren Weinbedarf von ihnen über Naukratis bezogen haben dürften. Er züchtigt den Athänens des Irrthums, wenn dieser behauptet, daß die Stadt Anthillis und die sie umgebenden Weinberge den Königinnen von Ägypten als Apanage zugetheilt worden, indem diese Stadt erst nach der Eroberung Ägyptens durch Kambyses den Beherrscherinnen Persiens angewiesen worden sey; worauf sie den Nahmen Gynäkogosis oder Frauenstadt erhalten habe. Hierdurch wird aber keineswegs der Umstand, daß die Umgegend dieser Stadt bereits den Weinbau betrieben habe, widerlegt.

Unter den Ptolomäern und den ihnen nachfolgenden Römern mag allerdings der Weinbau zugenommen haben, und griechische Traubenarten eingeführt worden seyn, wie dieß aus den weiter oben durch Plinius angeführten dreyerley Sorten der Etymologie nach hervorzugehen scheint, bis dieß Land endlich durch die Araber erobert wurde, die den Gebrauch des Weins, wahrscheinlich aus politischen und diätetischen Rücksichten, untersagten, oder doch sehr limitirten und so nach und nach den Weinbau verfallen ließen.

Gegenwärtig findet man noch bey Esne Trauben: wenigstens aß ich im Januar 1820 daselbst dergleichen, die für mich vom Stock gepflückt worden waren; allein in der Provinz Fayoum, dem ehemahligen Nomen von Arsinoe, findet man noch die meisten Reben, die auf dem Grunde nachlässig fortranken und herrliche Trauben tragen, die man gemeiniglich als Frucht genießt, aus welchen aber auch Christen und Juden heimlich sich Wein bereiten. Ich fand ebenfalls in der Oase des Jupiter-Ammons Reben, und es würde hierdurch abermahls die Aussage Strabo's, wenn er behauptet, daß in der Oase Wein wachse, bestätigt; ungeachtet Herr Letronne der Meinung ist, daß hierunter nur Palmenwein zu verstehen sey.

Die Gegenden von Benyhassan und von Eleithia, das heutige El-Kab, mußten ebenfalls in alten Zeiten den Weinbau getrieben haben; denn man findet in den Felsengrotten dieser beyden Orte, außer den vielen Darstellungen von Gegenständen, die Bezug auf das priesterliche und kriegerische Leben der alten Ägypter haben, auch Scenen aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben derselben, und unter diesen auch ihre Weinlese und die Aufbewahrung des Weins selbst abgebildet. Die Weintrauben werden in diesen Abbildungen mit den Füßen gestampft, und der Wein in Jarren, die beynahe bis an die Ohren eingegraben worden, aufbewahrt. Louis Reynier in Lausanne, der die französische Expedition als Gelehrter nach Ägypten begleitete, sahe in einer Katakombe, in der Nähe der Pyramiden von Ghize, ähnliche Abbildungen, die Bezug auf die Weinernte hatten. Auch findet man häufig in den Hypogeen Trauben in irdenen Vasen oder in Kasten und Vasen von Holz und Körben von Dattelbast aufbewahrt, die höchst wahrscheinlich den Göttern als Sühnopfer dargebracht worden waren. Es käme nun darauf an, auszumitteln, welchem Zeitalter jene Katakomben und ihre Abbildungen angehören, um mit Bestimmtheit sagen zu können, wie weit hinauf der Weinbau reiche. Herrn Champollion ist es bereits gelungen, auf ähnlichen Denkmählern Hieroglyphen auszumitteln, welche Wein bezeichnen, und er entdeckte ebenfalls eine Opferscene, auf welcher weiße mit rothem Wein angefüllte Flaschen dargestellt waren, die seiner Ansicht nach aus einem hohen Alterthume herzustammen scheinen.

Vielleicht gelingt es bald den vereinigten Bemühungen thätiger Archäologen, auch über diesen interessanten Gegenstand mehr Licht zu verbreiten.

Doctor Francia.

Das Absonderungssystem, worin Francia bisher Paraguay gehalten hat, ist mehr, als man es vermuthen sollte, den Ideen und Gefühlen der Spanier, deren Zahl man auf 200,000 anschlägt, und den 300,000 Indianern, die den übrigen Theil der Bevölkerung ausmachen entsprechend. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses System auch von der Nation beybehalten werden dürfte, wenn das Oberhaupt derselben mit Tod abgehen sollte.

Einige etwas unruhigere und beweglichere Geister, als die Gesammtmasse des Volks, hatten den Wunsch geäußert, eine National-Repräsentation zu haben. Dem Doctor schien dieser Gedanke sehr zu gefallen, und um eine wahre Volksvertretung zu haben, bestimmte er, daß jeder Ort so viele Deputirte wählen könne als er wolle, wodurch über tausend Repräsentanten zusammen kamen. Er legte dieser Versammlung mit der größten Genauigkeit alle die Verwaltung betreffenden Papiere vor, theilte ihnen seine Gesetzvorschläge mit und gab ihnen überflüßige Arbeit für mehrere Monathe. Nach einigen Tagen fingen die Deputirten an, zu bemerken, daß der Aufenthalt in der Stadt Assoncion ziemlich theuer sey, und da der Doctor selbst sein Amt umsonst verwaltete, so war es unmöglich, um eine Entschädigung sich zu bewerben. Sie wünschten also wieder in ihre Wohnorte zurückzukehren und bathen Francia, ihnen die Sorgen der Regierung abzunehmen und sich wieder allein damit zu belasten. Der Dictator ließ sich einige Zeit bitten, und gestand endlich der Versammlung den Schluß der Sitzung zu. „Aber gebt Acht,“ sagt er, „daß sich keine Unruhe in euern Kantonen erhebt, weil ich sonst genöthigt seyn würde, euch für eine sechsmonathliche Sitzung zusammen zu berufen.“ Es ist wahrscheinlich, daß dieser Fall nie eintreten werde.

Ein General von Buenos-Ayres, Nahmens Belgrano, der behauptet, von den Inkas abzustammen, hatte es unternommen, Paraguay zu erobern. Er drang durch die Wälder mitten ins Land, ohne irgend einem Hinderniß, oder einem Feind zu begegnen. Schon glaubte er seinen Einzug in die Hauptstadt halten zu können, als er sich plötzlich eines Abends von vielen tausend Feuern von allen Seiten umringt sah und erfuhr, daß er von dem ganzen bewaffneten Volke dicht umschlossen sey, welches er am Tage weder zu erreichen, noch zu sehen vermochte. Er bemerkt bald, daß alle Hülfsquellen ihm abgeschnitten sind und er vor Hunger umkommen muß, wenn er sich nicht aus dieser Schlinge ziehen kann. Er schickt Friedensbothen zu Francia, und dieser läßt ihm sagen: „Du bist umringt, aber ich erlaube Dir, dieß Land zu verlassen. Ziehe Dich so schnell als möglich zurück, und hüte Dich, jemahls wieder zu uns zu kommen.“ Belgrano hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen Rath zu befolgen, und bis an die Gränzen des Gebieths von Paraguay war er von seiner unsichtbaren Eskorte und von ihren unzähligen Feuern begleitet.

Konrad Celtis, ein Beytrag zur Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland.

Von Stephan Ladislaw Endlicher.

Zweyte Abtheilung.

(M. s. den Jahrgang 1821. Nr. 96, 99, 105, 117, 123.)

(Fortsetzung.)

Von den der Donaugesellschaft später beygetretenen Mitgliedern sind noch folgende bekannt, deren Nahmen sich auf einem noch vorhandenen Stein in dem Hause zum steinernen Rössel, welches ehemahls Cuspinians Eigenthum war, befinden.*)

Es sind außer Celtis und den schon angeführten Cuspinian, Krachenberger, Stabius, Ulsenius und Stiborius folgende:

Gabriel Gutrathen (Enbolins) aus Lauffen in Schwaben, Magister der Philosophie, Professor der Rechte und Rector der Wiener-Hochschule, später Syndicus der Stadt und 1522 Bürgermeister, Cuspinians vertrautester Freund.**)

Wilhelm Peutinger (Polymnius) aus Wursingen in Österreich, der Philosophie und Theologie Magister, der

*) Die Entdeckung dieser Inschrift verdanken wir den um Wiens Alterthümer höchst verdienten Jesuiten Leopold Fischer, der sie im zweyten Theil S. 59. seiner Monument. Vindobonens. abdrucken ließ. Sie lautet genau so:

CUSPINIANUS SODALITATI LRARIAE
DANUBIANAE VIRIS ERUDITISS. IN
MEMORIAM SEMPITERNAM F. F.
IAN. GRACCs. PIERIs. IOAN. CUSPINIANUS
IOAN. STABIUS CONRADUS
CELTES. THEODORICUS ULSENIUs
ANDRES. STIBORIUS. GABR. EUBO-
LIUS GUILHE. POLYMs. IOAN. BUR-
GRIUS LADISL. SUNTHEM. STEPH.
ROSIN. HENEUTICUS. MUSAENOVEM.
CHARITESTRES.

**) Schier a. a. O.

Medicin Doctor, ein Mahl Rector und neun Mahl Dekan an der hohen Schule zu Wien. *)

Johann Burger von Eggenburg Magister der Künste und zwey Mahl Rector zu Wien. **)

Ladislav Suntheim von Ravensburg, Magister der Philosophie, Kapellan bey Erzherzog Siegmund von Tyrol, dann bey Maximilian, endlich Domherr zu Wien, bekannt als Geschichtsforscher. ***)

Stephan Rössel (Rosinus) aus Augsburg, Professor der Mathematik zu Wien, Baccalaureus der Theologie und Licenciat der Rechte, Maximilians Kapellan, Domherr zu Trient, Passau und Wien, kaiserlicher Sollicitator bey der römischen Curie, des Petrus Bembo, Jacob von Canissis, Friedrich Nauser und Reuchlins Freund, als Theolog, Philosoph, Jurist und Mathematiker gleich geschätzt, auch nach dem Zeugniße einiger als Dichter. †)

Heinrich Enticus (Entycus vielleicht Gutglück) ein Nürnberger, Arzt zu Augsburg dann Physicus zu Frankfurt am Main, als satyrischer Dichter von seinen Zeitgenossen gelobt. ††)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Peutinger wurde auch mit Tanstetter nach Wels berufen, als Maximilian erkrankte. Cuspin. Caesares p. 721 — Mathiae a. a. O. S. 162. Auf der Bibliothek zu Klosterneuburg befindet sich ein von ihm eigenhändig geschriebenes Medicinalbuch. Schier a. a. O.

**) Hier. Balbi Poemata Collect. Retzar Nr. 128. T. I. p. 201.

***) Cuspin. Caes. p. 726. Sein Stammbaum der österreichischen Markgrafen und Herzoge aus dem Babenbergischen Geschlechte, welcher unter dem Nahmen der Klosterneuburgertafeln bekannt ist, wurde nach Schiers Angabe 1491 zu Basel in Fol. gedruckt, und findet sich auch in Petz. script. Rer. Austriac. Tom. I. p. 1104. Seine Geschichte der Guelphen hat Leibnitz aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek im ersten Theil seiner Script. rer. Brunsvicens Tom. I. p. 801. abdrucken lassen, mehreres auch Öfele in den Script. rer. Boic. T. II. p. 557 — 644 Aus einer Handschrift des Herrn G. W. Zapf in Augsberg. M. s. Merkwürdigk. der Zapfischen Bibliothek. Th. I. S. 13 und S. 41 seq. Schier a. a. O.

†) Irenic. Exeges. Germ. lib. III. c. 44. Bembi Epist. Famil. lib. VI. p. 539. Denis Buchdruckergesch. Wien S. 111. 302 365 u. 659. Schier a. a. O. Eder verwechselt ihn in seinem Catalog. Rect. Univers. Viennens. ad annum 1501, mit dem im Jahre 1545 verstorbenen Kanzler der Universität und Erzieher der Prinzen Kaiser Ferdinand des I. Johannes Rosinus.

††) Codex Epist. ad Cr. Celt. Lib. III. ep. 15. Trithem. Catalog. illustr. Germ. viror. p. 43. Periander, Germania. P. 345. Mathiae. a. a. O. S. 110.

Der Betrüger Ferrer Maldonado.

Endlich ist es, durch Don Navarrete, als vollkommen erwiesen zu betrachten, daß der bekannte Lorenzo Ferrer Maldonado, der behauptete, im J. 1588 die Meerenge von Anian entdeckt zu haben und durch dieselbe aus dem atlantischen in das stille Meer geschifft zu seyn, der selbst die Unverschämtheit hatte, eine Beschreibung dieser eingebildeten Reise den Ministern Philipps III. von Spanien vorzulegen, nichts mehr und nichts weniger als ein frecher Betrüger gewesen sey. Man bewies ihm nicht nur die Unwahrheit seiner Angaben aufs Klarste, sondern er wurde auch vor Gericht verfolgt, und die Kanzley von Granada verklagte ihn wegen Nachahmung der Unterschrift des Marquis von Esteoa, dem er dadurch die Belohnungen streitig machen wollte, welche diesem zuerkannt worden waren. Er gab außerdem noch an, Chimist und Besitzer des Steins der Weisen zu seyn, womit er viele Menschen vom Hofe und in den Städten betrog. Don Garcia und Silva y Figueroa, in ihren Kommentaren *), erzählen darüber manche lustige Geschichte.

Wenn der verstorbene Abbé Amoretti im J. 1811 gewußt hätte, was Navarrete so unwidersprechlich im J. 1802 erwiesen hatte, so würde er gewiß nicht mit so vieler Anmaßlichkeit eine italienische Übersetzung von der Originalerzählung der Reise Maldonado's, die in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand gefunden unter dem Titel: „Viaggio dal mare Atlantico al Patifico per la via del nord-ouest, fatto dal capitano Lorenzo Ferrer Maldonado l'anno 1588, tradotto da un manuscrito spagnuolo inedito, Per C. Amoretti, Milano 1811" heraus gegeben haben. Er bemühte sich, in einer Vorrede zu beweisen, daß diese Reise wirklich statt gefunden habe; obgleich er sehr wohl wußte, daß man die Wahrheit derselben allgemein bezweifelte. Der Baron von Lindenau bestritt zwar im XXVI. Bande, S. 413 u. f. der „astronomischen Correspondenz von Zach" die Meinung Amoretti's, und obgleich er Navarrete's Werk über den in Rede stehenden Gegenstand nicht kannte, so bewies er doch, daß die Reise nicht statt gefunden haben könne, ohne deßwegen den Übersetzer und Vertheidiger derselben davon zu überzeugen. Er bewies diesem Letztern, daß Maldonado ein eben so unwissender als frecher Betrüger sey; aber alle seine Mühe ging an dem Starrsinne Amoretti's verloren, der es sich in den Kopf ge-

*) Commentarios de la ambaxada al Rey Xaabas de Persia en 1618, publicado porel excelentissimo sennor Don Eugenio de Llaguna al fin de la Cronica del Conde Don Pedro Nino Lib. V.

setzt hatte, seine Hypothese durchzuführen. Es ist sehr glaublich, daß er den Beweisgründen Navarrete's nicht länger widerstanden haben würde.

Selbstopfer der Witwen bey den alten Slaven.

Wir kennen darüber zwey wichtige Belege, der erste in „Diethmar, Chron. L. VIII. Seite 248. Wagnersche Ausgabe", der zweyte in „Bonifacius, epist. XIX.", woraus sich aufs Klarste ergibt, daß die sclavonischen oder wendischen Völkerschaften, die im Nordosten Germaniens wohnten, die Gewohnheit hatten, ihre Todten zu verbrennen, und daß die Witwen gezwungen waren, sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer zu tödten. Dieser Gebrauch eben sowohl, als der lettische oder lithauische Dialect, lassen auf einen gleichen Ursprung der slavischen und hindustanischen Menschenrace schließen. Der gelehrte Pfarrer Wardes hat eine Dissertation herausgegeben, in welcher er zu beweisen sich bemüht: „1) daß alle germanischen Völker ihre Todten verbrannten; 2) daß die Selbstopfer der Witwen gleichfalls in ganz Germanien im Gebrauch waren, weil Prokop (de bello goth. II. S. 11) dieß von den Herulern bezeugt."

Wir erlauben uns darüber zwey Bemerkungen. 1) Der Gebrauch, die Todten zu beerdigen, war bey den ersten germanischen Volksstämmen allgemein, dahingegen der, sie zu verbrennen, erst unter den Scandinaviern und den Odinschen Sclavonen, nach der Einführung des Odinismus, allgemein wurde. Dieser Zeitraum wird Bruna-old, im Gegensatze von Hauga-old (das Zeitalter der Grabhügel) genannt. Der eben berührte Gegenstand ist im Dänischen von Suhm und Andern mit einer Genauigkeit und einer so scharfsinnigen Kritik behandelt worden, daß sich so leicht nichts mehr dagegen sagen läßt. — 2) Die Heruler kannten die Selbstopfer der Witwen; aber es gibt zwey Gesichtspuncte, aus denen sich diese Thatsache betrachten läßt. Lelewel und andere gelehrte Pohlen behaupten, gerade dieser Ursache wegen, „daß die Heruler ein lithauischer und nicht ein germanischer Volksstamm waren." Diejenigen hingegen, welche die Heruler als Scandinavier betrachten, stützen sich auf die von Schlegel und Malte-Brun gegebene Etymologie ihres Nahmens, nach welcher derselbe so viel als „erlauchte Abenteurer, Söhne der Könige und Fürsten (Eorlas, Jarls, Herrls)" bedeutet. Der Mythologie zufolge, starb Nanna, die Gattinn Balders, vor Schmerz neben dem Scheiterhaufen ihres Gemahls und wurde mit ihm zugleich verbrannt. Balder ist, in der religiösen Mythologie, der Gott des Friedens und ein Halbgott in den heroischen Mythen. Man gedenkt noch einer Königinn, die dem Beyspiele Nanna's nachfolgte. — Übrigens sagt Prokop nicht, daß die Witwen der Heruler sich erstachen, oder sich verbrannten, sondern vielmehr, daß sie sich am Scheiterhaufen erhängten.

Die Bogs.

„Von Autrun nach Ballymena führt die Straße mitten durch einen sehr feuchten Landstrich, den die Irländer Bogs nennen. Die beständige Feuchtigkeit der Luft in diesem Lande, welche durch die Ausdünstung des Oceans, der es von allen Seiten umgibt, noch unterhalten wird, gibt dem Boden eine außerordentliche Vegetationsstärke. Die Erde bedeckt sich mit einer Art dicken Grases, dessen Halme im Winter abfallen und auf die Wurzeln einen Staub streuen, der, vom Nebel aufgeweicht, im nächsten Frühling eine neue Lage Gras treibt, die im darauf folgenden Winter einer noch höhern Lage als Stützpunct dient, und so erhebt sich, wenn man es nicht verhindert, nach und nach ein neuer Boden von fünfzehn, zwanzig bis dreyßig Fuß Höhe, der nicht genug Haltbarkeit hat, um darauf gehen zu können, und der, beynahe wie die arabischen Sandwüsten, seine Eroberungen über das bebaute Land ausdehnt. Diese Bogs schwellen gewöhnlich gegen die Mitte an, und wenn durch irgend eine Revolution in ihrem Innern, oder durch die Wirkung eines zu starken Drucks, diese Mitte nachgibt, so entsteht dadurch eine allgemeine Bewegung in der Masse des Bogs, die ihn mehrere Fuß weit über seine Gränzen vordrängt, und die benachbarten Bewohner sehen mit Verwunderung und Schrecken den Bog ihre Felder bedecken und die Bäume umstürzen, die sie gegen dieses Vordringen beschützen sollten. Ein solcher Fall fand 1697 bey Charleville, in der Grafschaft Limmerick, statt. Lord Kames, der in Schottland mehrere solcher Länderepen besaß, hat bewiesen, daß es möglich sey, sie dennoch zum Ackerbau brauchbar zu machen, und es ist zu wünschen, daß dieses Beyspiel Nachahmer finden möge.

„Im Grunde dieser Bogs findet man eine große Menge von Hörnern eines Thieres: welches die Irländer „Wildor" nennen, das aber mehr unter dem Nahmen „Moosedeer" bekannt ist. Es scheint demnach, daß diese Gattung Rennthiere früher in Irland existirt habe, und daß sie vielleicht durch irgend eine Veränderung in der Atmosphäre vernichtet worden ist. Man findet sie jetzt nur noch in Neuholland. Die Weidsprossen, die sich alle Jahre erneuern, stehen bis auf eilf Fuß von einander und haben vier Fuß Höhe. Außer diesen Hörnern findet man auch, in

einer ziemlichen Tiefe, Eichen und Hölzer aller Art, von denen die Gebirge Irlands ehemahls bedeckt waren, und deren Stämme in diesen sich bildenden Boden herabgerollt sind.

Der See von Guatavita.

In der Republik Columbia, eine Stunde von Hacienda d'Ecarlecha, befindet sich auf dem Gipfel eines zugespitzten Berges, der wohl zwischen 9000 und 10,000 Fuß über die Meeresfläche erhaben seyn mag, ein See, Guatavita genannt, welcher, der in demselben muthmaßlich enthaltenen, unermeßlichen Reichthümer wegen, außerordentlich merkwürdig ist, und den der Bürger Pepe-Parish abzulassen unternommen hat. Es hat damit folgenden besondern Umstand.

Vor der Eroberung des Landes durch die Spanier (so berichtet die bestehende Volkssage) war diese ganze Gegend, die wenigstens eine Million Menschen enthielt, dem Kaziken von Guatavita unterthan, der eine große Stadt bewohnte, und eine zahlreiche Armee hatte. Die Eingebornen bebauten das Land, und ihre Nachbarn brachten ihnen Goldstaub, im Austausche der Erzeugnisse ihres Bodens, der See aber wurde allgemein als der Aufenthaltsort einer beschützenden Gottheit betrachtet, und alle zwey Jahre both man derselben ein Opfer dar. Am bestimmten Tage versammelten sich alle erwachsenen Unterthanen des Kaziken, und brachten ihre goldenen Gaben mit sich. Die Prozession, mit Musikchören begleitet, zog auf einem noch erkennbaren Wege zum See hinan, und umschloß ihn von allen Seiten. Darauf schiffte sich der Kazike und die vornehmsten Häupter des Volks auf großen Booten ein, und man sieht noch jetzt die im Felsen ausgehauenen Stiegen, auf denen sie vom hohen Ufer zur Seefläche hinabgingen. In der Mitte derselben angelangt, wurde der Fürst von den Vornehmsten unter seinen Begleitern gesalbt, und sodann dick mit Goldstaub überstreut. Wahrscheinlich rühret von diesem Gebrauche, der in mehreren Theilen Südamerika's allgemein verbreitet war, die Benennung El-dorado (der Goldene) her. Auf ein gegebenes Zeichen wendete alles Volk dem See den Rücken zu, und der Kazike stürzte sich in demselben Augenblicke hinein, wobey ein lautes Jauchzen und Beyfallgeschrey erscholl, und Jeder seine Gabe in den See schleuderte. Der Kazike wurde sodann herausgezogen und kehrte in seine Hauptstadt zurück, innigst überzeugt, daß er durch diese Handlung seine eigenen und seines ganzen Volkes Sünden abgewaschen habe.

Als die Spanier dieß Land eroberten, verfolgten sie die Eingebornen auf eine so ausgesucht grausame Weise, in der einzigen Absicht, die Reichthümer derselben sich zu bemächtigen, daß die meisten Alles, was sie an Gold und Edelgesteinen besaßen, in den See warfen, in der Meinung, ihre Gottheit dadurch zu bewegen, sie gegen diese menschlichen Hyänen zu sichern. Der Kazike allein ließ so viel Goldstaub darin ausschütten, als fünfzig starke Männer zu tragen vermochten. Nach einer muthmaßlichen Berechnung dürften sich auf diese Weise für mehr als 1120 Millionen Pfund Sterling Gold und Edelgesteine an Werth darin befinden.

Mehrere Volkshäupter, die von den Spaniern gefangen genommen, auf die Folter gespannt, und auf alle nur erdenkliche Art gemartert wurden, sagten zu ihnen: „Wenn ihr Gold sucht und nicht Blut, so findet ihr dessen mehr als genug auf dem Grunde des Sees." Die Spanier legten sogleich Hand ans Werk, um den See auszutrocknen. Bereits waren sie nur noch 14 Fuß vom Grunde entfernt, als die ringsum aufgeführten Dämme krachend zusammenstürzten, und die lange zurückgehaltene Quelle wieder das ganze Becken anfüllte. Diese Nachforschungen waren jedoch nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Man hatte Zeit genug gehabt, die Seitenwände zu durchspähen und den Schlamm auszuwaschen, woraus man wenigstens so viel gewann, daß man der Regierung eine Quinta *) (Zins) von 170,000 Piastern zu zahlen im Stande war. Ein ebenfalls darin gefundener Smaragd wurde nach Madrid gesendet, und daselbst für 70,000 Piaster verkauft.

Seitdem hatte man, vor der Revolution, mehrere Versuche angestellt, die jedoch nicht vom Erfolg gekrönt worden sind. Pepe-Parish hat, mit Bewilligung der Regierung, dieses Unternehmen nun wieder aufgenommen, und eine Gesellschaft von sechszehn Mitgliedern gebildet, von denen jedes 500 Piaster gezahlt hat. Er glaubte, daß 8000 Piaster genügend seyn würden, seinen Zweck zu erreichen; aber er hat bereits über 20,000 darauf verwendet, und der See ist bis jetzt doch nur um 33 Fuß niedriger geworden. Ein alter Spanier hat bey der Sondirung einen kleinen Baumzweig herausgezogen, an dem ein goldenes Bild, ungefähr 100 Piaster an Werth, befestigt war. Es gebricht also dem Unternehmer an Hoffnung des Gelingens noch nicht.

*) Eine Quinta ist die Drey vom Hundert des Gewonnenen.

Mittel gegen das Scharlachfieber.

Seit einiger Zeit beschäftigt man sich in Deutschland sehr mit einer neuen Erfindung, von der man sich den glück-

lichsten und unbezweifelbarsten Erfolg verspricht. Man behauptet nähmlich, daß man das verheerende Scharlachfieber die äußerst gefährliche Krankheit, durch ein neues Mittel vertreiben könne, das denselben heilsamen Einfluß, als die Kuhpockenimpfung, auszuüben im Stande sey. In einem Augenblicke, wo diese Seuche eben am furchtbarsten wüthete, glaubt man bemerkt zu haben, daß der Same der Belladonna nicht nur nicht schädlich sey, sondern auch die Ansteckung und alle damit verbundenen übeln Folgen verhindert. Es ist hinlänglich, wenn man einem Kinde zehn Tage lang ein Getränk, mit zehn bis zwölf Körnern Saft vermischt, eingibt, und zwar blos in ungefähr einem Schoppen Wasser, wovon man täglich drey bis vier Eßlöffel voll verwendet. Bald darauf zeigt sich eine fliehende Röthe auf der Haut, Zusammenschnürren und Hitze im Schlunde, nebst einigen leichten Fieberschauern. Wer die Krankheit auf solche Weise gehabt hat, darf die Ansteckung nicht mehr befürchten. Das eben bezeichnete Verfahren wird von Hufeland, Meglin, Sömmering und Andern als sehr zweckmäßig empfohlen.

Miscellen.

Aus Fr. Ancillon's ältern Schriften.

Den großen Einfluß, den große Charaktere auf ihre Zeit gehabt haben, erkennt man am besten aus den Zeiten, in denen sie verschwanden. Was haben wir denn erblickt? Viele Ideen im Umlauf, aber wenig Principien, wenig ideale Ideen, welche im Geiste sich verzweigend einen entschiedenen Einfluß auf die Handlungen gehabt hätten; eine intellectuelle Thätigkeit, aber mehr fortgesetzte Umwälzungen als wahre Fortschritte; Verachtung des Vergangenen, die Frucht des Stolzes und der großen Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, welche künftige Geschlechter dem Wohl des Augenblicks opfert, und die Kinder enterbt, nachdem sie die Väter beraubt hat; Plane über alle Gegenstände geben, so schnell wieder aufgegeben als hastig ergriffen, Kühnheit in den Entwürfen und Furchtsamkeit in den Maßregeln zur Ausführung. Was mußten da die Wissenschaft, die Kunst, die Religion und die politischen Gesellschaften werden? Die Wissenschaft, von ihrem Range herabgesetzt, wird bloß ihres Nutzens wegen geschätzt; gleich als ob sie keinen Werth an sich hätte, macht man sie zu einem bloßen Instrumente. Die Kunst verläßt die Welt der Ideen, ihr eigentliches Gebieth, um die Wirklichkeit zu bewohnen, und anstatt blos zu ihr herabzusteigen, um von ihr die Formen zu entlehnen, womit sie die Ideen bekleiden soll, setzt sie sich in ihr fest, sieht, erkennt, copirt und producirt nichts anders als nur sie. Die vorgeblichen Kenner suchen in der Kunst nichts weiter als einen Beytrag zu den Vergnügungen der Sinne und verlangen von ihr nichts weiter als angenehme Empfindungen; es würde sie zu viel Selbstverleugnung kosten, sich in die wahre Kunstwelt zu versetzen; sie wollen in der Poesie und den zeichnenden Künsten nur sich selbst wieder finden. Die Künstler selbst, verdammt für ein solches Publicum zu arbeiten, sehen sich unvermerkt selbst herab, sie bequemen ihre Werke nach der Mittelmäßigkeit der Generation, für die sie arbeiten, wenig darum bekümmert, ob diese Werke sie überleben, wenn sie nur davon leben; die Unsterblichkeit gilt in ihren Augen nicht so viel als ein sterbliches, sinnliches reiches Leben; und man sieht bisweilen das Genie zu seinem Jahrhunderte herabsteigen, anstatt dasselbe zu sich zu erheben.

Die Naivetät besteht eigentlich darin, daß man, sey es durch Handlungen, oder Mienen oder im Gespräch, weit mehr sagt, als man will und zu sagen glaubt. Sie gefällt, weil sie die Enthüllung eines Geheimnisses ist, und den Schleyer hebt, der die Seele bedeckt. Wir lieben alles Neue und Piquante. Die Reflexion verhindert das Naive des Geistes. So bald man viel reflectirt und den Werth dessen kennt, was man sagt, legt man auch einen bestimmten Werth auf Alles, was man sagt, ja man setzt ihn zu hoch an. Die Klugheit und die conventionellen Formen, die sie erschaffen hat, hindern das Naive der Empfindung und des Charakters. Man fürchtet die Folgen eines Augenblicks, in dem man sich vergaß, und man endigt damit, sich seinen Gefühlen nicht mehr zu überlassen. Die Naivetät ist bey den Frauen piquanter als bey uns. Die Grazie gehört ihnen, und die Grazie ist immer naiv. Sie sind die Sclavinnen der Convenienz, des Herkömmlichen, der willkührlichen Regeln, indem die Natur in ihnen öfterer mit der Kunst in Conflict kommt, triumphirt sie auch öfterer und erscheint liebenswürdiger als in dem Geschlechte, das sich beynahe ganz ungestraft sehen lassen darf. Die Sprachen sind naiv, wenn sie lange von einem Volke gesprochen worden sind, das ihnen seinen Stempel aufgedrückt hat. Die Naivetät einer Sprache besteht in einem gewissen Reichthum an Ausdrücken und Wendungen, die Einfachheit, Grazie, Nachlässigkeit und Kürze haben, und mehr sagen als sie Anfangs scheinen. Die französische Sprache ist sehr naiv; die Lebhaftigkeit des Geistes und die Heiterkeit der Einbildungskraft in den Franzosen, ist dem Naiven günstig.

Gewiß kann man aus der Immoralität einen tragischen Effect hervorgeben lassen. Große Verbrechen, gewaltsame Leidenschaften, tief eingewurzelte und starke Fehler sind die vorzüglichsten Triebfedern des tragischen Interesses. Die Tugend im Handgemenge mit dem Unglücke, oder mit dem Schicksale kämpfend und unfreywillig Verbrechen begehend, sind Gemählde, welche die Bühne mit Erfolg darstellt; aber der ungezügelte Ehrgeitz, die Furie der Eifersucht, kurz der Wahnsinn der Leidenschaften, machen auf uns noch tiefere und stärkere Eindrücke. Sie geben uns eine verworrene Idee von dem Unendlichen im Menschen und der Natur, und enthüllen uns die Geheimnisse beyder. Nur der Anblick der Verworfenheit, der Schwäche, der Treulosigkeit und der Bosheit ist uns zuwider, Kraft fordert Kraft, und wir wollen, daß das reißend schnelle, gewaltsame Spiel der Kraft uns das Bewußtseyn der unsrigen verschaffe.

Mit der Freyheit gewisser Völker geht es wie mit dem Wohlstande gewisser ruinirter Familien. Man ist zu Grunde gerichtet, aber man will es nicht scheinen; es mangelt einem das Nothwendige und man affectirt noch den Schein des Über-

flusses, man hat kaum Brot, und behält noch einige kostbare Meublen.

Das Moralgesetz in seiner unbeugsamen Strenge, entblößt von jeder Rücksicht auf die Sinnlichkeit, das Moralgesetz, das nur befehlen, aber nicht gefallen will und darf, gleicht den hölzernen Händen, welche auf den öffentlichen Straßen den Weg weisen.

Jedes Ereigniß, jeder Mensch, jede Handlung, hat zwey Gesichter, ein ernsthaftes und ein scherzhaftes, ja possirliches, die Maske der Thalia und Melpomene.

Ein einsames, zurückgezogenes Leben schickt sich für die Gelehrten. Der Verlust der Zeit ist das geringste Unangenehme, das für sie aus einem zerstreuten weltlichen Leben entsteht. Ihre Gedanken werden dadurch weniger tief, ihre Gefühle weniger energisch, ihre Charaktere weniger bestimmt und rein. Sie componiren mit den Leidenschaften, Lastern, Maximen und kindischem Wesen der Welt, und erhalten so allmählig die Livree derselben, anstatt ihr ihre eigene Farbe zu ertheilen. Die Eitelkeit der Großen, der Reichen, der Menschen von feiner Bildung, fordert die Eitelkeit der Gelehrten auf und ladet sie ein, um ihre Langeweile zu zerstreuen, woraus ein anhaltender, widriger Wechsel zwischen Gefälligkeiten, Schmeicheleyen, Ansprüchen, kleinen Intriguen und Neckereyen entsteht, wobey die Weltleute einen feineren Anstrich und ephemeren Rahmen erhalten, die Gelehrten aber verlieren allmählig jene Erhebung des Gemüths, aus welcher allein große Gedanken hervorgehen.

Die Geschichtschreiber und Dichter gehören zu der Classe der Einbalsamierer bey den Ägyptern. Sie bewahren die denkwürdigen Handlungen und das Leben großer Menschen wie diese letzten die Körper. Die Nachwelt sieht nichts als Mumien. Die geschicktesten unter jenen Schriftstellern sind die, welche durch das Colorit ihres Styls die Leichname anfrischen, doch können sie ihnen nur höchstens den Schein des Lebens ertheilen.

Der sinnreichste Gedanke und der glücklichste Scherz fallen in dem Kopf eines Dummen und Bornirten auf den Boden, wie in dem Vacuo der Luftpumpe die leichtesten und schwersten Körper mit gleicher Schnelligkeit niedersinken. Nur in denkenden Köpfen finden die Ideen Widerstand, Rückwirkung.

Um das Menschengeschlecht in seiner ganzen Häßlichkeit zu erblicken, darf man nur das Vorzimmer eines in Ungnade gefallenen Ministers besuchen, den Abend vor seiner Ungnade und den Tag darauf.

Das Leben und die Handlung der meisten Menschen muß man in der Perspective betrachten. Der Tod bringt eine künstliche Entfernung hervor, und deßhalb läßt man den Menschen Gerechtigkeit wiederfahren, wenn sie nicht mehr sind.

Nichts kann einem die Philosophie mehr verleiden, als die eben so willkührlichen als kühnen Systeme, welche mit abstracten Dünsten anfangen, aus denen sie Realität erzeugen wollen. Sie gleichen den arabischen Mährchen, wo die Nebel, sich verdichtend und zusammenziehend, wahre Wesen bilden, oder gebildet zu haben scheinen.

Zu Sulpiz Boisserée's kölner Dome, einem Prachtwerke, das bisher nur Beyfall und Bücklinge erhalten hat, gibt das Januarheft der Bibl. Ital. von diesem Jahre nachträgliche Angaben aus einem alten Buche, das den gelehrten Erklärern nach zwölfjährigen Forschungen über dieses Gebäude doch nicht hätte entgehen sollen, um so weniger, da es 1781 in der kurfürstlichen Druckerey zu Bonn herausgekommen ist und sich ganz auf die heiligen drey Könige bezieht. Der Titel des Buchs heißt: Collection des pierres antiques dont la chasse des St. trois Rois Mages est enrichie dans Eéglise metropolitaine à Cologne, gravées après leurs empreintes avec un discours historique analogue par J. P. N. M. V." 4., mit 12 Kupfern und einem Titelkupfer mit Wappen, zwischen denen die Worte: „Maxim. Fricter illustravit, Philip. transtulit, Max. Hend decoravit, Reinaldus attulit" in den Verzierungen angebracht sind. Unter den meisten Kupfern steht: „Dess. et gravé par Dupuis officier." Der Plan der Kirche und des Thurms, sowie die Ansicht, stimmen nicht ganz mit der vom Jesuiten Crombach gegebenen in seinem Werke über die heil. drey Könige. Im Texte finden sich Abweichungen über die Geschichte der Reliquien der heil. drey Könige, die bey Friedrichs II. Zerstörung Maylands, dem Erzbischof Rinald von Köln mit mehreren andern Reliquien zufielen, welche noch bis diese Stunde auch zu Mayland verehet werden. Nach diesem aufgefundenen Werke, entdeckte die Schwester des Grafen von Engern den Ort, wo die Reste der heil. drey Könige darum versteckt waren, weil der Bischof von Lüttich darauf Anspruch machte, die dadurch einem einzig noch überlebenden Bruder, Viviano oder Galvagno das Leben retten wollte. Auch in den Angaben über die Maße der Domkirche und in den geschichtlichen Sätzen finden sich Abweichungen. Erzbischof Heinrich von Virnenburg hätte ihm zufolge nicht allein das Chor sondern auch die Seitencapellen eingeweiht, und keineswegs war der Bau von 1275 bis 1303 unterbrochen. Diese Verschiedenheiten sind doch wohl der Beachtung so werth, daß man von den Herren Bearbeitern in den andern zwölf Jahren, die über die Vollendung des Werks noch vergehen werden, genauern Bericht sich versprechen darf. —

Nachricht. Das 7. Heft des II. Jahrganges der Geschichte Wiens, von Freyherrn v. Hormayr ist nunmehr erschienen und im Verlage dieses Archivs, bey Franz Ludwig im Schulteregäßchen, nächst der böhmischen Hofkanzley zu haben.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 2. und Freytag den 4. November 1825.

(131 und 132)

Geschichte des k. k. Nr. 47ten vacant Baron Klopstein'schen Infanterie-Regiments.

Von Johann Ritter von Rittersberg.
Hauptmann in der Armee.

Dem Verdienste seine Kronen!

Ein hundert zwey und vierzig Jahre sind bereits entschwunden seit das 47. gegenwärtig vacant Baron Klopstein'sche Linien Infanterie-Regiment bestehet, welches unter Kaiser Leopold des I. Regierung, wo das Dräuen von Ottomannischen Horden, Ludwigs des XIV. Übermuth, und ungarischer Malcontenten folgenschwere Empörungen eine kräftige Vermehrung der Streitkräfte, und besonders einer stehenden Kriegsmacht mächtig gebothen, im Jahre 1682 zugleich mit dem 18. 20. 27. 35. und 59. (Lilienberg, Kaunitz, Chasteller, Herzogenberg, Großherzog von Baden) errichtet wurde, und wie diese unter die ältesten Regimenter der Armee gehört, welche in allem nur 11 ältere zählt, (diese sind das 7. 8. 11. 13. 17. 23. 24. 25. 36. 45. 50. und 54. Linien Infanterie-Regiment.)

Unter dem Scepter von sieben erlauchten Monarchen wechselte es bis Heute eilf Mahl seine Inhaber, und seit dem Jahre 1705 zwey Mahl so oft seine zeitlichen Obersten und Regiments-Commandanten, zehn Fähnlein zu 200 Mann in zwey Haufen (Bataillons) zu 1000 Mann getheilt, war der damahlige Stand eines Regiments. Schlesien war seine Wiege. F. Z. M. Georg Baron von Wallis sein erster Inhaber, dessen ehrenvollem Nahmen selbst Ehre zu machen das neue Regiment Gelegenheit suchte, und in der ewig merkwürdigen Schlacht, die König Johann Sobiesky von Pohlen und Herzog Carl der V. von Lothringen am 12. September 1683 unter den Mauern Wiens dem doppelt überlegenen türkischen Heere des Veziers Kara Mustapha lieferten, sehr bald fand. Hier stritt es in den Reihen der Helden mit, die im dringendsten Augenblicke zur Rettung der Kaiserstadt herbeygeeilt waren, und half das Häuflein Helden mit befreyen, welches unter Rüdiger Stahremberg, darin mit, der Unsterblichkeit würdigen Anstrengungen und Thaten durch zwey volle Monden glücklich widerstanden hatte. Verfolgung der geschlagenen Osmanen war die nächste Folge des herrlichen Siegs, dem neue Siege die Hand bothen. Die Armee des Herzogs von Lothringen kämpfte die blutige Schlacht bey Barkan (9. Oct. 1683) errang den Schlüssel zu Novigrod und andern festen Plätzen, und beugte den Trotz des frechen Tököly. Wissegrad öffnete die Thore (16. Juny 1684) Waizen und Ofen sahen (27. Juny, 22. July) den Bassa, der von letzterer Stadt den Titel erborgt hatte, geschlagen, in wilder Unordnung fliehen. Pestartige Seuchen, durch welche die Armee in drey Monathen beynahe 25,000 Mann verloren hatte, retteten dieß Mahl noch die Hauptstadt der 146jährigen Herrschaft des Halbmondes im christlichen Ungarn. Neue Lorbeern blühten dem kaiserlichen Heere auf den Gefilden von Gran, wo (15. August 1685) von ihm die ganze Heeresmacht der Türken aufs Haupt geschlagen wurde. Die Besiegung zweyer türkischen Armeen von 20,000 und 50,000 Mann war das Vorspiel der blutigen Arbeit, die Österreichs Krieger bey der beschwerlichen Erstürmung Ofens (2. September 1686) bestanden. Fünfkirchen, Sziklos und Szegedin und andere Plätze waren bald in den Händen der siegreichen Deutschen. Bey dem letzten Orte war es, wo ein kleiner Haufe von wenigen Tausenden (20. October) den mächtigen Großvezier in die Flucht jagte. Doppelt merkwürdig ward Szegedin für das damahls Wallisische Regiment, weil sein Inhaber es war, unter dessen tapferer und kluger Anführung es erobert wurde. Nach mehr als anderthalb Jahrhunderten gaben der Herzog von Lothringen und Churfürst Maximilian von Bayern bey Mohacz (12. August 1687) dem Erbfeinde christlicher Reiche den blutigen Tag heim, der (29. August 1526) den jugendlichen letzten

Jagellonen König Ungarns mit 22,000 der Seinen das Leben aushauchen sah. Hier zahlten ihm die Moslemins jetzt mit 15,000 Leichen und beynahe allem Geschütz und Gepäck; Muhamed der IV. mit dem Throne. Im Jahr 1688 mußten Stuhlweissenburg und Munkats, Semendria und Belgrad den kaiserlichen Waffen die Thore öffnen. Durch Erstürmung des letzteren trug das Regiment bey, daß der Todtenschädel des Wütherichs Kara Mustapha nach eben der Kaiserstadt wanderte, die er fünf Jahre früher zu erobern sich vermaß. Servien und Bosnien waren durch die Siege bey Trepenitz (5. September 1688) Rezzawa und Nissa (29. August und 24. December 1689) von türkischen Schwärmen gereinigt. Ludwig des XIV. Eroberungsucht hatte einen neuen Krieg in Deutschland und Italien entzündet, der mit abwechselndem Glücke geführt wurde, und für das Regiment die traurige Folge hatte, daß sein tapferer Inhaber bey dem Sturme auf Mainz (1689) als eines der wichtigsten vielen Opfer dieser Fehde fiel. Im G. M. Andreas Christoph Grafen von Jörger, dem rühmlichen Sprößling eines u alten Geschl chts, das mit dem General der Cavallerie Franz Anton Graf von Jörger ausstarb, erhielt es im nähmlichen Jahr einen Nahmen, welchen es binnen den folgenden 5 Jahren noch drey Mahl wechseln mußte, indem es 1691 den F. M. L. Rotger Wilhelm Grafen von Öttingen Baldern, einen Enkel des Grafen Gottfried v. Öttingen, der als Befehlshaber von Gran vor dem Feinde blieb, 1693 den G. M. Michael Steph. Grafen von Sapieha und 1694 den G. M. Lorenz Graf Solari kurz nacheinander zu Inhaber erhielt. Großvezier Mustapha Kiuprili aus dem Heldenstamme dieses Nahmens übernahm die Führung der überall geschlagenen Türken und nahm Nissa, Widdin und Belgrad mit Sturm. Seinem Andrang stellte sich Prinz Ludwig von Baden. Der Held Carl von Lothringen war am 18. April 1690 zu Wels verstorben — bey Salankemen in Slavonien beym Ausfluße der Theiß in die Donau kühn entgegen. Des Prinzen besonnenen Muth krönte das Glück. (19. August 1691) Einen unersetzlichen Verlust erlitt hier die Pforte, wo ihr großer Feldherr mit dem Sieg das Leben ließ, 25,000 Mann, 144 Kanonen, und das ganze Gepäck waren verloren. Das Regiment theilte Gefahren und Ruhm dieser äußerst hartnäckigen Schlacht, und hohlte sich (1692) kriegerische Lorbeeren vor Großwardein, das General Major Heißler eroberte, welchem diese Eroberung mit dem Titel eines Grafen von Heitersheim und der F. M. L.-Würde gelohnt wurde. Lippa, Brod, Gradisca hatten gleiches Schicksal und 1693 Jenö Philoguwa Gyula. Mit abwechselndem Glücke dauerte der Krieg bis zum Jahre 1697 ohne besonderem Erfolg. Des Helden F. M. Veterani, der bey Lugos in Hazeker Thol im Banot, Mahmud Oglus Beglerbegs von Rumelien unverhältnißmäßiger Übermacht mit einer beynahe 12 Mahl schwächeren Anzahl, mit staunenswürdiger Tapferkeit sich entgegen warf, unsterbliche That (21. September 1695) ist die hell glänzende Episode dieser Zeit. Eine neue Eintheilung der Regimenter in kleinere beweglichere Körper wurde zweckmäßiger befunden. Diese erfuhr auch das Regiment im J. 1695, wo es auf 3 Bataillons von 4 Compagnien, die Compagnie zu 150 Mann, mithin auf 1800 Mann gesetzt wurde. Bey Zentha 11. September 1697, dem Eugen welthistorische Berühmtheit gab, stand das Regiment, in der Fronte der 40,000 Helden, die über Mustapha des II. Hundert und Vierzigtausende siegten. Sie hatten 35,000 Feinde vernichtet, eine unermeßliche Beute getheilt, ungeheuere Mund- und Kriegsvorräthe viele Tausende beladene Wägen und Kamehle und die ganze Kriegs-Casse erobert. Nur das große Siegel der Pforte, das man am Halse des von seinen eigenen Barbaren geschlachteten Veziers fand, und des Großherrn Zelt, der am linken Ufer des Stroms verzweifelnd der Schlacht zusah, behielt der erste Held des Tages für sich. Diese ewig denkwürdige Schlacht, an die sich die Eroberung Bosniens und neue Siege reiheten, führte den vortheilhaften Carlowitzer Frieden (26. Jänner 1699) herbey. — Dämpfung der immerfort glimmenden Unruhen und Streifereyen gegen die Koruzzen in Ungarn waren die Aufgabe der Heere bis zum neuen Ausbruch des spanischen Successionskriegs.

Vor dem Anfange dieses Krieges wurde das Regiment mit einem Bataillon vermehrt und auf den Stand von 2500 Mann gehoben. Aus den bey jeder Compagnie befindlichen 8 Grenadiers und denen abgeschaften Piquierern und Hellbardierern wurden 2 Compagnien Grenadiere geschaffen. Die Radschlößer der Gewehre ersetzten neue französische Schlößer, und das Bajonet — 1670 zu Bayonne in Frankreich erfunden — verdrängte Degen und Schwerter der Infanterie, von der nur noch die Grenadiere und die ungarischen Truppen ihre langen Säbeln behielten. Die hölzernen am Gürtel der Feuerschützen hängenden Büchsen, deren jede eine Patrone barg, verschwanden, und machten der ledernen Patrontasche Platz. Der Krieg begann vom neuen in Italien und Deutschland zu wüthen. Catinat bey Carpi 9. July 1701 von Eugen geschlagen, mußte das Commando an Villeroy übergeben, damit derselbe bey Chiari den 11. September 1701 überwunden und im überraschten Cremona am 2. Februar 1702 gefangen, eben dasselbe Schicksal, nur mit weit härterem Schlage, erfahre. Unentscheidend schwebte der Sieg bey Luzzara im Mantuanischen nahe beym Ausfluß des

Crostollo in den Po am 15. August 1702 zwischen Vendome und Eugen, welcher letztere jedoch auf dem Schlachtfelde gelagert blieb, um den Kampf mit dem kommenden Tage neu anzubiethen, den Vendome, der sich zurückzog, nicht annahm! In dieser Schlacht wurde die Thätigkeit und Entschlossenheit des Majors Grafen Locatelli, der mit dem Marchese Davio die Munition, Zelte und Gepäcke des Feindes erobern half, rühmlich belobt. Die Ereignisse in Deutschland, wo die glänzende Schlacht von Hochstädt 13. August 1704, die den verbrüderten Marlborough und Eugen einen französischen Marschall (Tallard) mit 25 Generälen und Brigadieren, 1200 Officieren, 15600 Mann, 120 Kanonen, 200 Fahnen und 6000 Bagage-Wägen, dann das ganze Lager mit der Casse und Kriegs-Kanzley als Beute lieferte, 12,000 Feinde in den Sand streckte und die Eroberung Bayerns herbeyführte, machten, daß durch verringerte Thätigkeit in Italien weniger wichtige Waffenthaten geschahen, wo im Jahre 1703 F. Z. M. Guido Stahremberg ein Vetter des heldenmüthigen Rüdiger, das Commando der sehr geschmolzenen und nothleidenden Armee übernahm, den General Albergotti schlug, Ostiglia entsetzte und Vendome hinderte, zu Gunsten Bayerns kräftiger nach Südtyrol zu operiren. Wichtig war das Jahr 1704 für das Regiment durch den Verlust seines Inhabers, der beym Übergange über die Bormia in Piemont den Heldentod fand. Die Armee bedauerte in ihm den verdienstvollen Vertheidiger Guastallas 1702 und Trients 1703. Johann Joseph Philipp Graf von Harrach, deutschen Ordens-Comthur F. M. und H. K. R. Präsident war der neue Inhaber, den das Regiment 1704 erhielt und bis zum Jahre 1764 volle 60 Jahre lang behielt. General Siegebert Graf Heister trieb im nähmlichen Jahre Ragoczys aufrührerische mächtige Haufen bey Raab und Tyrnau zu Paaren. Bevor Eugen 1705 zur Armee nach Italien abging, bewirkte er vom Kaiser Joseph den I. (Leopold der erste war am 5. May verschieden) ihre bedeutende Vermehrung und bessere Ausrüstung. Kaum angekommen führte er sie (29. July) über den Oglio und schlug den 16. August die Schlacht von Cassano, das Gegenstück von Luzzarra, wo beyde Theile das Te Deum des Sieges anstimmten. Im Jahre 1705 erscheint der erste bekannte Oberste des Regiments in der Person des Obersten L'Adami. Die Nahmen der frühern Obersten vom Jahre 1682 an blieben unbekannt. Das Regiment theilte als Harrach Infanterie (7. September 1706) den hohen Ruhm des Tags von Turin — wo 30,000 kaiserliche, 80,000 Franzosen mit Verlust von 2500 Todten und 8000 Gefangenen, unter ihnen der Marschall Marsin, in 3 Stunden bis unter die Kanonen von Pignerol jagten, — durch ihre Anstrengungen die seit 4 Monathen sehr hart bedrängte, von Grafen Wirich Philipp Lorenz Daun, dem Vater des Helden von Kollin, äußerst rühmlich vertheidigte Residenz des Herzogs von Savoyen befreyten, und Italien bis Neapel dem Kaiser überlieferten.

Das Einrücken in die Provence und Toulons Belagerung waren die nächsten Folgen des Sieges. Der tapfere Daun trieb 25,000 Mann päpstlicher Soldaten bis Rom zurück, und besetzte mit 8000 Mann Neapel, den Operationen in Spanien, wo E. H. Carl in Saragossa als König Carl der III. ausgerufen wurde, und dem auch Madrid gehuldiget hatte, die Hände biethend. Dort verewigten Guido Stahrembergs (el gran Capitan nannten ihn die Spanier) Heldenthaten, den Ruhm österreichischer Feldherrngröße und österreichischer Waffen durch den Tag von Tortosa 1. December 1708 Cremonas würdigen Pendant, das Unglück des Marschalls Besonces 1709 die Schlacht von Almenara im Juny, Saragossa 20. August, Segovia 2. October 1710 und Villaviciosa 10. December 1711, wo er mit 12,000 Mann, 28,000 Spanier und Franzosen in die Flucht jagte. Im folgenden Jahre waren die Niederlande Zeugen neuer Triumphe Eugens bey Oudenarde, über den Herzog von Burgund und Vendome 11. July, und bey Lille, das von Boufleurs mit Löwenmuth vertheidigt am 8. December fiel. Am 30. nahmen die Alliirten Gent.

Die Eroberung von Tournay 5. September und Mons, bey dessen versuchtem Entsatz der berühmte Villars die heiße Schlacht von Malplaquet 11. September verlor, waren in den Niederlanden die Großthaten des folgenden Feldzugs. Ludwig des XIV. wiederhohlt eingeleitete Friedensunterhandlungen, die Unart der übermüthigen Dame Malborough, ihrer Königinn ein paar modische Handschuhe zu versagen, welche die Ungnade und Absetzung ihres Gemahls herbeyführte; Mißverständniße der Feldherren, Schwäche und schlechte Verfassung der Reichstruppen, und Kaiser Joseph des I. Tod (16. April 1711) dem Kaiser Carl der VI. in der Regierung folgte, lähmten auf eine Zeitlang die Kriegsoperationen. Erst das Jahr 1712 sah wieder Thaten von militärischer Bedeutenheit. Quesnoy unterlag (4. July) Eugens Anstrengungen. Die Affaire bey Denain (24. July) wo der holländische General Albemarle von Villars gänzlich besiegt, den Verlust der Magazine von Marchiennes verschuldete, zwang die General-Staaten zum Utrechter Frieden 11. April 1713. Am 6. April 1714 endeten die lange Fehde Österreichs und Frankreichs, die Helden Eugen und Villars zu Rastadt. Das Regiment stand durch diese ganze Zeit bey der Armee in Italien, an deren Thaten es rühmlichen Antheil hatte. Nicht lange sollte

der Held seines Jahrhunderts und mit ihm Österreichs Heere von ihren blutigen Arbeiten ausruhen. Sultan Achmet hatte den Karlowitzer Frieden wortbrüchig verletzt. Den Friedensbruch zu strafen zogen 60,000 Mann mit Eugen nach Ungarn und Slavonien. Mit der ganzen übermächtigen Heereskraft der Türken hatte es Eugen zu thun. Er zerstäubte sie bey Peterwardein 5. August 1716. Mit einem Opfer von 4000 Todten und Blessirten, wurden sie aus den bereits erstiegenen kaiserlichen Verschanzungen wieder geworfen, 30,000 Türken mit dem Großvezier und den vornehmsten Baschen niedergemacht, und das Lager mit Geschütz und Kriegs-Cassa erbeutet. Das ganze Banat war durch diesen glänzenden Sieg erobert.

In dieser der Türken so verderblichen Schlacht, und bey der auf sie folgenden Belagerung Temeswars und dem Sturm auf dessen Palanka führte der Regiments-Inhaber Graf Harach damahls G. M. als Brigadier das Regiment selbst zum Kampfe. Hier ward beyden die schöne — so seltene — Gelegenheit durch auszeichnete Thaten Zeuge gegenseitigen hohen Werths zu seyn, und einen engern Verband wechselseitiger Neigung und Achtung zu knüpfen. Baron Gayer seit diesem Jahre Oberster des Regiments hohlte sich bey dem Sturm auf Temeswars-Palanka ehrenvolle Wunden. Seine Verdienste wurden im Jahre 1719 durch Verleihung eines Regiments belohnt. Noch ein Feldzug und der fürchterlich dräuende Krieg war beendigt, der Pforte Macht zu Boden geworfen. Das Regiment kämpfte die ewig denkwürdige Schlacht bey Belgrad 16. August 1717 mit. Der große Eugen both, belagert und eingeschlossen zwischen dem vortrefflich befestigten Belgrad, und der ungeheuren in ihrem verschanzten Lager stehenden Armee des Großveziers, beyden kühn die Stirne. Um mehr als 100,000 Streiter überstiegen die feindlichen Kräfte die seinen, welche unaufhörliche Ausfälle und verheerende Seuchen täglich minderten. Blutig, hartnäckig und lange zweifelhaft dauerte der Kampf. Endlich krönte der Sieg die gerechte Sache, den beharrlichen Muth, die höhere Intelligenz, 10,000 Muhamedaner nur halb so viel Christen, hatten ihr Leben verblutet, nebst dem Lager waren 280 Kanonen, die Tschaikenflotte mit vielem Geschütz, und das feste Belgrad erobert, Semendria, Orsowa, Sabacz, Mehadia und Servien in zwey Monathen von den kaiserlichen Truppen besetzt. Der ehrenvolle Friede von Passarowitz (21. July 1718) endigte den kurzen Krieg, den der Pforte übel berechnetes Vertrauen auf die rohen Kräfte des in drey Welttheilen wurzelnden Reiches herbeygeführt, und den sie mit der Vernichtung zweyer übergroßer Heere und Abtretung wichtiger Festungen und blühender Provinzen gebüßt hatte. Ein kaiserliches Heer von 15,000 Mann unter Mercy ging 1719 nach Sicilien, befreyte das berennte Melazzo und eroberte Messina (20. October) die Fehden der europäischen Höfe waren größten Theils ausgeglichen, das Schwert fuhr in die Scheide und ließ, was noch nicht ganz eben war, die Feder auskämpfen, 15jährige Waffenruhe gab die Krieger ihrer Heimath und ihren Verwandten. Während dieser Zeit erhielt das Regiment 1723 im Baron D. Alton einen neuen Obersten. Erst im Jahre 1733 rief der Zwist, der um den erledigten Königsthron in Pohlen die Cabinette entzweyt hatte, vom neuen zu den Waffen auf. August der III., von Österreich und Rußland unterstützt, bestieg ihn. Ludwig der XV. um den vertriebenen Schwiegervater zu rächen, und Fleury erklärten dem Kaiser Krieg, Spanien und Sardinien im Bunde mit ihnen, und Deutschlands und Italiens gesegnete Fluren wurden sein Tummelplatz. Der 70jährige Greis Eugen, unter ihm Seckendorf commandirte am Rheine gegen Berwick. Keine ausgezeichnete Schlacht fiel da vor, gestört in den Kriegsoperationen durch diplomatische Negociationen, ging die Zeit mit Hin- und Hermärschen vorüber. Die Armee in Italien, wo das Regiment stand, befehligte Österreichs Ajax F. M. Claudius Florimund Graf von Mercy (von F. M. Franz Freyherrn von Mercy, der 1645 bey Allerheim fiel, zu unterscheiden) der bis über den Po vorgedrungen war. Seine Hitze verleitete ihn zum gewagten Angriffe des sehr starken französischen Lagers bey Crocetta, unweit Parma. Hier verlor er gegen den Marechal Broglio den 29. July 1734 die Schlacht, da gleich im Anfang derselben eine Musketenkugel, die ihm durch den Kopf flog, sein Leben endigte, und ihn wie früher seinen Vater Ahn- und Großahn den Tod des Helden auf blutigem Felde der Ehre finden ließ. Viele Tapfere des Regiments, welches im heftigsten Feuer war, theilten das Schicksal ihres Feldherrn, dem Königseck im Oberbefehl folgte, und dessen erste That war, die Truppen unbemerkt über die Secchia zu führen, und mit glücklichem Erfolg der Feinde verschanztes Lager bey Quistello im Modenischen nicht weit, wo sich die Secchia in den Po ergießt, so zu überfallen, daß sie in unordentlichster Flucht wichen, und ihr Feldherr Broglio kaum im Nachtkleide entkommen konnte. Nicht so glückte die Schlacht bey Guastalla 15. September, welche das Regiment ebenfalls mitkämpfte, nach welcher die Armee sich nach sehr bedeutendem Verluste hinter den Po zurückziehen mußte. Ihr folgten eine Menge kleiner Gefechte und künstlicher Märsche, wo die österreichischen Truppen gegen viel stärkere feindliche Massen glücklich fochten, welche in ihren Folgen einen Sieg aufwogen. Otto Ferdinand Gr. Traun, nach einem mit einer Hand-

voll Menschen (3000 M.) vollbrachten herrlichen Rückzug gezwungen, sich nach Capua zu werfen, neckte durch unermüdete Ausfälle, deren glücklichster bey Monte Cassino ihm 40 Proviant- und Munitionswägen nebst 70,000 Ducaten in die Hände spielte, unaufhörlich die Feinde, und erzwang von jeder Verbindung mit den kaiserlichen Heeren ganz abgeschnitten, einen sehr ehrenvollen Abzug. Seckendorf schlag an der Mosel im Trierischen (19. October 1735) die französischen Marschälle Coigny und Bellisle. Diesen Vorfällen folgte, da man sich nach Ruhe sehnte, Waffenstillstand, und die Friedenspräliminarien 3. October 1735, denen erst der Difinitiv-Friedenstractat zu Wien den 18. November 1738 Bestätigung und Geltung gab. Als Alliirter Rußlands ward Österreich in einen neuen Krieg mit der Pforte verwickelt, der schon im Jahre 1737 ausbrach, und durch seine mißlungene Führung und Ausgang die letzten Tage Carl des VI. trübte. Es half wenig, daß im Banate die Schlachten bey Cornia (4.) Mehadia (15. July 1738) gewonnen waren, und bey Panczowa 30. July 1739 eine glückliche Schlacht geschlagen ward. Nissa, Usitza, Mehadia, Neu-Orsowa, Semendria und Belgrad gingen verloren, und der unvortheilhafte Belgrader Friede 18. September 1739, der alle Früchte der Siege Eugens Preis gab, endigte den Krieg, in welchem das Regiment und seine Grenadier-Division in dem Angriffe auf die Bergfeste Usitza 27. May 1738 besonders verwendet wurden. Der Major Baron Joseph Hagenbach, der im Regiment bis zum Obersten avancirte, zog sich von großer feindlicher Übermacht bey Islaty angegriffen, geschickt unter fortwährender muthiger Vertheidigung auf Karakal zurück, und rettete so durch Gewandheit und Muth seine der feindlichen Menge erliegende Truppe.

Ein Jahr nach dem traurigen Frieden, bey dem Carl der VI. seines Eugens Verlust beweinte, weinten an der Leiche des gütigen Monarchen seine Unterthanen. Kaum hatte die große Theresia 20. October 1740 den Thron bestiegen, dessen ruhigen Besitz ihr die pragmatische Santtion sichern sollte, als sie sich auch von habsüchtigen, treubrüchigen Nachbarn überfallen sah. Spanien, Frankreich, Bayern, Sachsen, Preußen bothen sich die Hände, das Erbe ihres Vaters zu plündern, zu theilen. Schnelle und große Kriegsrüstungen und Vermehrung der beträchtlich reducirten Armee wurden nothwendig. Das überschwemmte Schlesien, wo Glogau und Breßlau schon in Feindesgewalt waren, zu retten, kämpften nicht ganz 30,000 Österreicher, unter ihnen das Regiment als Harrach Infanterie gegen 60,000 Preußen bey Mollwitz unweit Brieg 10. April 1741. Das Glück verließ hier die Tapferkeit und die gerechte Sache. F. M. L. Neipperg verlor die Schlacht, die durch Tapferkeit des F. M. L. Römer, vor dem bereits die feindliche Cavallerie sammt dem Könige auf der Flucht war, Theresiens Fahnen Sieg versprach. Römer fiel hier fürs Vaterland. Ein theures Opfer, würdig eines glücklichern Erfolgs. Hier hatte der eiserne Ladstock der Preußen, deren Infanterie ein mörderisches Kleingewehrfeuer unterhielt, den hölzernen besiegt. Schlesien mußte geräumt werden, Glatz fiel 19. Jänner 1742. In Mähren, wohin der Feind folgte und bereits Olmütz und Iglau verloren, und Brünn belagert war, setzte Prinz Carl von Lothringen seinem Vordringen die Gränze, und warf ihn nach Böhmen zurück. Hier kam es 17. May bey Chotositz unweit Czaslau zu einer sehr hartnäckigen Schlacht, an der das Regiment Antheil hatte, und wo sich der Oberste Freyherr von Hagenbach unter den Verwundeten befand. Wie bey Mollwitz anfangs den österreichischen Waffen günstig, kehrte ihnen das Glück nach vier blutigen Stunden den Rücken. Voreiliger Beutelust wurden die bereits errungenen Lorbeer wieder aus der Hand gewunden. Nach dieser Schlacht wurden bey der Armee die hölzernen Ladstöcke ab, und nach dem Muster der Preußischen eiserne angeschafft, auch wurde schon früher das Marschiren nach dem Tacte eingeführt. Durch den Breßlauer Frieden 28. July entledigte sich Theresia ihres gefährlichsten Feindes. Sie fand für das abgetretene Schlesien im eroberten Bayern Entschädigung, und konnte nun mit größerer Kraft gegen ihre übrigen Widersacher handeln. Die französisch bayerische Armee unter Bellisle von ihren Verbindungen abgeschnitten und in Prag eingeschlossen, verließ den 16. December die Stadt und schlug sich in Verzweiflung bis Eger durch, das sie im folgenden Jahre auch übergeben mußte.

Bey Campo Santo im Modenischen schlug der Held von Capua Traun, die Spanier unter de Gages und drückte sie auf Rimini zurück, 8. April 1743. Die alliirte pragmatische aus Britten, Hanoveranern, Hessen und Österreichern bestehende Armee war siegreich bey Dettingen 27. Juny 1743. Die Verdienste des Regiments Obersten Freyherrn von Hagenbach wurden in diesem Jahre durch die Ernennung zum General-Major belohnt. Ihm folgte Baron Reichlin als Oberst und Regiments-Commandant, der bald darauf den Grafen Carl von Harrach zum Nachfolger hatte. Eroberungsucht und Durst nach Thaten und Ruhm vermochten den rastlosen König Friedrich den II. von Preußen zum neuem Friedensbruch. Sein unvermutheter Einfall 25. August 1744 mit 80,000 Mann in Böhmen, machte die schnelle Zurückberufung der unter Prinz Carl, Traun und Nadasdy am Rheine glücklich kämpfenden Armee dringend.

Ein Meisterstück der Kriegskunst war ihr im Angesicht des Feindes vollzogener Übergang des Rheins, und der Rückzug nach Böhmen, das der kriegserfahrne Friedrich mit Verlust räumen (Prag ward 2. November 1744 in flüchtiger Eile verlassen) und sich nach Schlesien ziehen mußte. Auch dort ward ihm Oberschlesien mit Glatz entrissen. Ein Bataillon des Regiments war als Besatzung in Freyburg in Breisgau zurückgeblieben, dessen Vertheidigung dem Baron Damnitz aufgetragen war. Ludwig der XV. commandirte in Person die Belagerung und nahm es am 7. November 1744. Ein Verlust von 18,000 Mann, den die Belagerung dem Feinde kostete, und des Königs Worte. „So tapfere Leute wünsche ich in meinem Heere zu haben, ehrten am schönsten die standhaften, der Übermacht erliegenden kriegsgefangenen Vertheidiger.

Im Februar 1745 (den 13.) siegte Friedrich bey Habelsschwert über Wallis. Durch Kriegslist gewann er das Treffen bey Striegau (Hohenfriedberg) am 4. Juny, wo das Regiment den Verlust mehrerer gefallener Braven bedauerte, und auch in dem wohlberechneten Überfall bey Trautenau (Soor) 30. September, wo das ganze preußische Lager verloren ging, durch keinen glücklichen Ausgang des Treffens, das vergossene Blut seiner Söhne belohnt sahe. Dem eben so wenig glücklichen Gefecht bey Hemmersdorf 27. November und bey Kesselsdorf 15. December folgte der Friede von Dresden am 25. December.

Bayern hatte schon am 22. April zu Füßen mit Österreich Friede geschlossen. Keinen bessern Fortgang hatten die österreichischen Waffen in den Niederlanden. F. M. L. Lanoy mußte Brüssel übergeben 21. Februar 1746, der Marschall von Sachsen siegte bey Fontenoy 11. May über die Alliirten; Prinz Carl ward bey Roucoust im Lüttichischen geschlagen 11. October, und mehrere bedeutende Plätze gingen verloren. F. M. Traun deckte glücklich die freye Kaiserwahl Franz des I. zu Frankfurt gegen das Spiel der Parteyen, das durch eine französische Armee von 80,000 Mann unterstützt wurde. Viel glücklicher wurde in Italien gefochten; F. Z. M. Browne schlug den Marquis von Casteller bey Quastalla 27. März 1746, Casale fiel. Fürst Liechtenstein jagte die Spanier aus ihren Verschanzungen am Tessino, und gewann über Maillebois die Haupt-Schlacht bey Piacenza 16. Juny. Genua mußte sich ergeben 5. September. Der Friedens-Congreß zu Breda 1746 zerschlug sich und gab dem Marschall von Sachsen und Löwendahl 1747 neue Gelegenheit zu Siegen in den Niederlanden. Erst der durch die Thätigkeit des großen Kaunitz geschlossene Achnerfriede (18. October 1748) gab Europa die so lange entbehrte Ruhe wieder. Unbesiegt trat Theresia vom Kampfplatze ab. In diesem Jahre erhielt die Armee ein neues Verpflegsreglement und die bisher üblichen Etappen, wodurch Mann und Pferd auf Märschen und Einquartirungen von den Einwohnern verpflegt wurden, welches diesen dann von den Contributionen abgerechnet wurde, hörten auf. Auch gab der Aufruhr in Genua (5. December 1746) Veranlassung, daß in den Städten Cassernen errichtet wurden, in welchem die Truppen, vorzugsweise aber die Infantrie bequartirt wurden. Der Oberst des Regiments Carl Graf Harrach avancirte im Jahre 1753 zum General-Major. Carl Graf Engelshausen ward der neue Oberste desselben.

(Die Fortsetzung folgt).

Expedition nach Ostindien.

Napoleon hat mehr gethan, als diese „entscheidende Expedition" bloß geträumt. Ein Correspondent hat kürzlich einige Papiere aus England mitgetheilt, die über diesen wichtigen Gegenstand ein größeres Licht verbreiten, und also vom höchsten Interesse sind. Wir theilen einen gedrängten Auszug derselben mit.

„Unter den Entwürfen Napoleons zeichnet sich besonders einer aus, den man als so chimärisch betrachtete, daß man selbst glaubte, er sey von seinen Feinden erfunden worden, so unausführbar erschien er aller Welt. Dieser Plan bestand darin, „eine Armee zu Lande nach Ostindien zu schicken, um die Britten aus dieser entfernten Zone, der unversiegbaren Quelle aller ihrer Reichthümer, zu vertreiben." Dieser Entwurf hat aber dennoch statt gefunden, und wenn man die Mittel genauer kennen gelernt haben wird, deren der Eroberer zur Erreichung seines Zwecks sich bedienen wollte, so wird man das Gelingen desselben nicht mehr ganz unmöglich finden. Jene Expedition, die beym ersten Anblick so gigantisch erscheint, ist es viel weniger, als die des Khans *), der aus dem Hintergrund Asiens bis nach Neustadt kam, weniger noch, als gewisse Kreuzzüge, in denen man einen Theil der Bevölkerung Europas sich auf Asien stürzen und in Palästina ohne alle jene Vorbereitungsmittel ankommen sah, die dem europäischen Dictator zu Gebothe standen. Eine solche Thatsache würde an und für sich schon interessant genug seyn, wenn sie auch nicht ein noch größeres Licht auf den Charakter und die Absichten eines außerordentlichen Mannes,

*) Gengis oder Dschingiskhan (Temudjyn) eroberte mit 700,000 Mongolen, China, Persien, Kleinasien, Pohlen, Ungarn, und kam bis zum Schlosse Neustadt in Österreich im J. 1220. Man sehe Gibbon, XII. Band, 64. Buch.

der den Erdball umzugestalten berufen zu seyn schien, zu werfen im Stande wäre. Man wird dadurch sehen, wie sehr die großen Menschen über die gewöhnlichen Regeln erhaben sind; de minimis non curat praetor."

„Der erwähnte Entwurf schreibt sich bereits von der Gesandtschaft des Generals Hedouville nach Petersburg im J. 1802 her, bey der sich als Sekretär ein gewisser von Neuilly befand; der während seines Aufenthalts in der Krimm die Bekanntschaft des berühmten Pallas machte, welcher mehrere Jahre in Thibet, Kaschemir und in Indien zugebracht hatte, und der ihm die genaueste Nachricht über das Innere dieser Länder und die durch dieselben führenden Wege mittheilte. Auf seine Berichte nun wurde der Plan entworfen, den man in drey besondere Theile scheiden kann."

„Der erste davon bestand in der Näherung und Verbindung mit allen den indischen Völkern, die der englischen Macht feindlich gesinnt waren. Mit welchem Glücke auch eine Armee die ungeheure Strecke von Frankreich bis nach Ostindien ohne Verlust zu Lande hätte zurücklegen können (eine Hypothese, die nicht sehr denkbar ist), so würde sie doch eine unvermeidliche Gefahr bey ihrer Ankunft am Ziele gefunden haben, wenn sie von den benachbarten Völkern nicht unterstützt worden wäre. Es ist schon genug, wenn man allein das Klima zu bekämpfen hat, ohne noch dazu eine Bevölkerung bestreiten zu müssen, die an dieses Klima gewöhnt ist. Die dringendste Nothwendigkeit erforderte es also, diese Völker sich zu Freunden und Bundesgenossen zu machen. Mehrere Schritte wurden in dieser Hinsicht gethan, und der General Gardanne wurde 1807 an den Hof von Teheran als bevollmächtigter Minister geschickt. Er kehrte 1810 wieder nach Frankreich zurück; aber er ließ mehrere Officiere in Persien, welche dort einen neuen Kriegsdienst einführten."

„Der zweyte Theil des Plans bestand in der Expedition zur See, mit der es freylich am schlimmsten stand, deren man jedoch bey diesem Unternehmen eben nicht besonders bedurfte."

„Der dritte Theil endlich war die Land-Expedition. Alles war dazu bereits voraus berechnet und aufs Genaueste bestimmt. Die Bildung der Armee, ihre Ausrüstung, Kleidung, Nahrung, die Versuche, sie allmählig daran zu gewöhnen, die Zeichnung der Plane, die Marschrouten, die Stärke der Tagreisen, die Entfernung im Ganzen und Einzelnen, nichts war dabey übersehen, nichts vergessen worden. Man wollte über Constantinopel gehen, und rechnete von dieser Stadt bis nach Agra eilfhundert zwanzig Stunden. Dort biethen sich zwey Wege dar, um zum Vorgebirge von Komorin zu gelangen. Ein Theil der Armee sollte nun über Kambay, und der andere über Calcutta vordringen. Dem ersten Wege nach rechnete man von Constantinopel bis zum Vereinigungspuncte 1767, und dem andern nach 1792 Stunden. Als Bothschafter, Spione und Marketender wollte man sich der Armenier bedienen, die das Land sehr genau kennen, und es, ihres Handels wegen, in allen Richtungen durchreisen. Sie würden der Armee nicht unwichtige Dienste geleistet und mehrere kleine Magazine errichtet haben, in denen man das Nothwendigste zur Unterhaltung und zur unaufhaltsamen Fortsetzung des Marsches aufgefunden haben würde."

Correspondenz-Nachrichten.

Moskau.

Der Professor Boldyrew hat vor Kurzem eine arabische Krestomathie, die erste, welche jemahls in Rußland gedruckt worden ist, herausgegeben. Sie ist achtzig Seiten stark und enthält: 1) arabische Sentenzen; 2) historische Bruchstücke aus der Krestomathie Sacy's; 3) Fabeln aus den Büchern Kalila und Dimna; 4); einige kleine Poesien aus der Anthologie Humberts. Mit Ausnahme des Titels und der Vorrede in russischer Sprache, die gedruckt sind, ist alles Übrige lithographirt, weil unsere Universitätsbuchdruckerey keine arabischen Charaktere hat. Es ist auffallend, daß man sich nicht der Schrift bedient hat, welche die asiatische Akademie zu Petersburg besitzt, wodurch viel Kostenaufwand hätte vermieden werden können. Man ist, wie ich vernehme, eben damit beschäftigt, eine andere arabische Krestomathie, vom Professor Henzi zu Dorpat, zu Petersburg zu drucken.

Man hat unlängst nahe beym Maloy-Krapkoy-Strom, in der Gegend, wo, wie man vermuthet, die alte Stadt Thana gelegen war, einen Spiegel von Bronze, mit einer kufischen Inschrift bedeckt, gefunden. Er befand sich in einem Tumulus, auf der Brust eines Skelets, nebst einigen andern Gegenständen. In dem „europäischen Bothen" (Nr. 12. Jahrg. 1824), der bey uns erscheint, befindet sich eine Zeichnung und kurze Beschreibung desselben, nebst derjenigen mehrerer andern Sachen, die man zu verschiedenen Zeiten aufgefunden hat. Wenn man den achten Band der „Denkwürdigkeiten" unserer Akademie bey der Verfassung jenes Artikels hätte zu Rathe ziehen wollen, so würde man die Irrthümer vermieden haben, in welche man bey dieser Gelegenheit verfallen ist. Der zehnte Band der Denkwürdigkeiten, der so eben die Presse verläßt, enthält eine kleine Sammlung kufischer, bisher unbeschriebener Münzen, die meistentheils vom größten Interesse sind. Man hat sie in den Trümmern des alten Kerson ausgegraben, und sie gehören jetzt zu einem Kabinete, welches einer unserer reichsten Mitbürger gebildet hat.

Petersburg.

Die Leitung des orientalischen Instituts ist dem Staatsrath Adelung übertragen worden. Neuerdings ist ein Lehrer,

Djafar Tutschibaschew, dieser Anstalt beygesellt worden, um die Zöglinge in der persischen Sprache zu unterrichten. Diese beyden Maßregeln können dem neuen Institute, das im Jahr 1823 gestiftet worden ist, nur zum Vortheil gereichen. Außer demselben haben wir auch noch ein anderes, das neben vielen andern Gegenständen auch für die Erlernung der orientalischen Sprachen bestimmt ist, und über welches Sie wahrscheinlich noch keine nähern Nachrichten erhalten haben. Der Kaiser hat nähmlich, zu Anfang 1824, die Statuten einer Militärschule gebilligt, die zu Odessa unter dem Nahmen „Nepliujeffs-Schule" errichtet worden ist. Sie ist für Kinder bestimmt, deren Väter sich noch im Dienste befinden, für die Kinder der Asiaten am Ural und für andere Personen. Vierzig Zöglinge werden von den Einkünften der Anstalt unterhalten; die übrigen müssen eine geringe Entschädigung zahlen. Christen und Muselmänner werden besonders in ihren Religionsmeinungen unterrichtet; der andere Unterricht ist gemeinschaftlich; die körperliche Nahrung wird ihnen jedoch besonders gereicht. Der Unterricht besteht: in der Religion, der biblischen Geschichte, den russischen, arabischen, tatarischen Sprachen, in der Universal-Moral, in der allgemeinen und russischen Geschichte, in der Geographie, Naturgeschichte, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Militär-Baukunst, den Artilleriewissenschaften und den militärischen Übungen. Der Unterricht dauert sechs Jahre. Die Zöglinge werden in drey Classen geschieden. Der Oberstlieutenant vom Genie, v. Genß, ist zum Director dieser Schule ernannt worden.

Miscellen.

Der Capitän Clifford hat ein berühmtes Papyrusmanuscript nach England gebracht, das einen Theil der homerischen Iliade enthält. Man hat es in der Elephanteninsel in Oberägypten gefunden. Wahrscheinlich rührt es aus dem Jahrhundert der Ptolomäer her. Es gehört dem Herrn Bankes auf der Universität Cambridge und ward ihm von einem jungen Franzosen zugesendet, der auf seine Kosten reiset. Man erwartet nun die Entwickelung dieser kostbaren Handschrift.

Man hat in England ein Gemählde von Hogarth entdeckt, das man längst verloren glaubte. Es stellt Garrick, bey der Probe eines neuen Stücks, dar. Man bemerkt auch darauf die Bildnisse der Mistriß Abingdon, der Miß Pope, Macklins, Palmers u. A. Dieß kostbare Werk gehört dem Buchhändler Wheathley.

Der Capitän Gordon, von der englischen Marine, der dem Laufe des Nils entgegengereiset war und bis zu den Quellen des Bahr-el-Abiad vordringen wollte, ist zu Billet-Medinet, eine Tagreise von Sennaer, gestorben. Dieser Verlust eines ausgezeichneten Mannes, dem es weder an Kraft noch an Kenntnissen gebrach, sein Unternehmen auszuführen, kann nicht genug bedauert werden.

Man hat bisher nur wenig bestimmte Nachrichten über die französische Guyane gehabt. Die Schrift des Deputirten dieser Colonie, Noyer, gibt darüber ein größeres Licht. Südöstlich wird die franz. Guyane durch den Oyapockstrom von den portugiesischen Besitzungen getrennt und westlich durch den Marounyfluß von der holländischen Guyane. Nördlich wird sie durch das Meer bespült und südlich sind die Grenzen unbestimmt. Die Hauptstadt Cayenne liegt unter 4° 56' nördlicher Breite und 54° 25' westlicher Länge. Es regnet jährlich acht oder neun Monathe lang, vom Anfang Novembers bis Ende Juny. Manchmahl hat man drey Wochen lang schönes Wetter im März. Es fällt gewöhnlich 136 Zoll Regen jährlich daselbst, aber vielmehr noch im Innern des Landes. Das Land ist nichts destoweniger gesund. Die weiße Bevölkerung besteht aus 1025 Individuen, die der freyen Neger aus 1682 und die der Negersclaven aus 13,200. Die eigentlichen Landeseingebornen haben sehr abgenommen. Man zählte ehemahls siebenundzwanzig verschiedene Nationen vom Amazonenstrom bis Surinam, jetzt dürften kaum noch zweyhundert Pfeilträger davon vorhanden seyn. Das Volk der Galibis war das zahlreichste.

Das Alphabet der Inschrift von Persepolis ist noch eins von jenen des Alterthums, welche man bis jetzt nicht vollkommen hat entdecken können, obgleich mehrere gelehrte Nachforschungen bereits der Lösung dieser Schwierigkeit die Bahn gebrochen haben. Tychsen, Münter, Silvestre de Sacy, Hager, Lichtenstein, Grotefend und Saint-Martin haben sich lange damit beschäftigt, und die beyden Letzten scheinen mit Gewißheit einige Theile davon entdeckt zu haben. Bis 1823 gehörten die positiven Resultate Grotefend allein an, und wurden nur später in einigen Puncten von Saint-Martin getheilt.

Es gab im Alterthum ein Phänomen, das zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit unterrichteter Männer und der Freunde des Wunderbaren erregt hat, nähmlich die sonderbare Eigenschaft, welche die Statue des Memnon hatte, einen Laut von sich zu geben. In der ganzen alten Geschichte ist nichts befremdender und auch zugleich nichts besser außer Zweifel gestellt, als eben diese Thatsache. Die Physik und die Mythologie jener Zeit erklärten sie folgendermaßen: „Memnon, Aurora's Sohn, erfreut, seine Mutter wieder zu erblicken, begrüßte sie jeden Morgen, bey ihrer Erscheinung auf der Erde, mit einem langen, melodischen Schrey." Die Physik unserer Tage kann diese poetische Erklärung nicht annehmen, aber deshalb bleibt die Sache nichts destoweniger immer dieselbe. Die Geschichte sowohl, als zahlreiche griechische und lateinische Inschriften, womit die Zeugen von der Wahrheit dieses Phänomens den ganzen untern Theil des Colosses überdeckt haben, lassen keinen Zweifel mehr übrig. Griechische und römische Reisende in weit von einander entfernten Zeiträumen, ägyptische Präfecten, Consuls, Fürsten, Kaiser und andere Personen von hohem Range und besonderer Autorität, bezeugen, daß sie die Stimme Memnons, in der ersten Stunde des Tages, oder bald nachher, auf's Deutlichste gehört haben. — Nach den Alten war die Stimme dieser von der Sonne berührten Bildsäule ein wohlklingender Krach, wornach ein leise verhallendes, melodisches Geräusch vernehmbar wurde. Das also müßte erklärt werden, und wenn man sich auf bestimmte Beobachtungen berufen konnte, so würde es eben nicht so schwer seyn, dieß Phänomen auf eine ganz natürliche und befriedigende Weise anzudeuten. Diese archeologische, physische und mineralogische Frage könnte der Gegenstand einer sehr interessanten Dissertation werden. Sollte es nicht wahrscheinlich seyn, daß die Wirkung der glühenden Sonnenstrahlen auf die von der nächtlichen Feuchtigkeit ganz übergossene Bildsäule, die alle Poren des feinkörnigten Sandsteins durchdrungen hatte, durch die schnelle Trocknung derselben und durch die Ausdehnung der ganzen großen Masse diesen Laut hervorzubringen im Stande gewesen wäre?—

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 7. November 1825.

Der Feldzug in Rußland.

Nach Rapps Denkwürdigkeiten.

Der General Rapp war einer von denen, die niemahls die Wahrheit vor Napoleon verbargen, und er hatte außerdem noch das Verdienst, nicht allein die Gelegenheit dazu zu erwarten, sondern ihr selbst entgegen zu gehen. Er wurde mehrmahls über den russischen Krieg zu Rathe gezogen, und seine Antworten waren immer diesem Entwurf gerade entgegen gesetzt. Es würde wichtig genug seyn, die Ursachen dieses Krieges, während dem das Glück dem Kaiser der Franzosen häufige Fingerzeige geben zu wollen schien, daß es überdrüßig sey, sich länger von ihm mißhandeln zu lassen, aus dem Grunde zu kennen. Es scheint, daß Napoleon vor demselben und bey seinem Beginnen durch falsche Berichte mannigfaltig getäuscht worden sey. Rapp sagt darüber:

„Man befragte mich häufig über den moralischen Zustand Deutschlands, und ich stellte ihn aufs Getreueste dar, wie ich ihn überall erkannt hatte. Ich schilderte es bedrückt, ruinirt, aufs Äußerste getrieben. Ich berief mich auf die geheimen Gesellschaften, zu denen fast das ganze Volk gehörte, in denen Haß und Rache geschmiedet wurden, wo die Verzweiflung die letzten Rettungsmittel ergriffen und sie zur letzten Hülfe vorbereitete. Aber Napoleon fand alle meine Angaben höchst lächerlich. Er kannte die Deutschen zu wenig, und muthete ihnen weder Kraft noch Ausdauer zu. Zu spät mußte er bemerken, wessen ein lange gereiztes und verhöhntes Volk fähig ist. — Man befragte mich auch oft über Rußland und die Armee, die sich zu Wilno zusammengezogen. Man wollte meine Meinung über das kennen, was die Nation, was Deutschland machen würde, in dem Falle, wo eine Expedition jenseits des Niemens unglücklich abliefe, oder gänzlich scheiterte? Ich antwortete Wort für Wort, und kaum wird man dieser Voraussetzung, die späterhin so genau in Erfüllung ging, Glauben beymessen: „„Wenn Eure Majestät einen Unfall erlitten, so dürften Sie versichert seyn, daß Russen und Deutsche, daß Alles sich in Masse erheben würde, um das Joch abzuschütteln. Es würde ein wahrhafter Kreuzzug werden. Alle Ihre Alliirten würden Sie verlassen.““

Die Art, auf welche die Frage gestellt wurde, ist sehr merkwürdig. Man vermuthete nicht allein die Möglichkeit eines theilweisen Verlusts, sondern sogar einer vollkommenen Niederlage. Es scheint also, daß man des Erfolges doch nicht ganz so gewiß war, als man gern glauben machen wollte, und daß Napoleon selbst einigen Zweifeln Gehör gab. Indessen war er mit der Äußerung Rapps nichts weniger als zufrieden, und ließ ihm das deutlich genug fühlen. Erst zu Danzig näherte er sich ihm wieder und sagte zu ihm: „Nun, Herr General Rapp! da haben wir jetzt die Preußen zu unsern Bundesgenossen und die Österreicher werden es bald auch seyn." — Unglücklicherweise, Sire! schaden wir unsern Verbündeten sehr, und von allen Seiten kommen mir Klagen über unsere Truppen zu. — „Es ist ein augenblicklicher Strom. Ich will sehen, ob Alexander wirklich den Krieg will, und ich werde ihn vermeiden, wenn ich kann." Am Abende, erzählt Rapp, hatte ich die Ehre, mit Napoleon zu speisen. Der König von Neapel und der Fürst von Neuchatel befanden sich gleichfalls bey Tische. Der Kaiser schwieg lange Zeit, und fragte mich endlich: wie weit man von Danzig bis nach Cadix habe? — Zu weit, Sire! — „Ha, ich verstehe Sie, Herr General! aber es ist leicht möglich, daß wir in einigen Monathen uns noch weiter davon befinden." — Desto schlimmer. Die beyden Andern sagten kein Wort. „Ich sehe wohl, meine Herren! „fuhr Napoleon fort, daß Ihnen der Krieg gar nicht mehr behagt. Joachim möchte sein schönes Königreich nicht mehr verlassen, Berthier möchte zu Gros-Bois jagen, und Rapp sein prächtiges Hotel zu Paris bewohnen" — Es ist wahr, Sire! Eure Majestät

hat mir bis jetzt den ruhigen Genuß desselben noch nicht zugestanden und ich kenne die Hauptstadt und ihre Vergnügungen kaum. — Murat und Berthier beharrten bey ihrem Schweigen und schienen unzufrieden zu seyn. Nach Tische sagten sie mir, daß ich recht gethan habe, also zu sprechen. Meinetwegen, entgegnete ich; aber Ihr hättet mich nur nicht allein sprechen lassen sollen.

Einige Tage nachher setzte Napoleon seine Plane vor dem König von Neapel, dem General Belliard und dem General Flahaud auseinander. „Wenn Alexander darauf besteht, die Verträge nicht in Ausführung zu bringen, die wir mit einander abgeschlossen haben, wenn er nicht den letzten Anerbiethungen beystimmen will, die ich ihm vorgelegt habe, so überschreite ich den Niemen, schlage seine Armee, bemächtige mich des russischen Pohlens, vereinige es mit dem Großherzogthum, stifte ein neues Königreich und lasse 50,000 Mann darin, die das Land ernähren wird. Die Bewohner dieses Landes wollen wieder eine Nation bilden. Sie sind tapfer und kriegerisch, sie werden bald eine zahlreiche, geübte Armee auf die Beine bringen. Fehlt es an Waffen, so werde ich sie geben. Dieß Volk, man sey dessen gewiß, wird den Russen einen Zügel anlegen und eine starke Schutzmauer gegen die Überschwemmungen der Kosaken bilden." Die Anbiethungen, deren er hier gedachte, wurden nicht angenommen. Rußlands Kaiser beschwerte sich über die Ausschweifungen der französischen Macht und über ihre drückenden Handelsmaßregeln. Er verlangte, daß ganz Deutschland von den Franzosen geräumt werde.

Ungeachtet des wirklichen Enthusiasmus der Pohlen, die die Möglichkeit der Wiederherstellung ihres Vaterlandes und seiner Freyheit und Unabhängigkeit zu ersehen vermeinten, ungeachtet der fast unglaublichen Thätigkeit Napoleons, der sich überall befand, Alles auf ein Mahl, die Bewegung der Truppen, die innere Verwaltung, die Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln umfaßte, durfte man doch nicht unbedingt auf einen günstigen Erfolg zählen. Die geschlagenen Russen zogen sich sengend und brennend zurück. Die Kirchen hauchten Fluthen von Rauch und Feuer aus. Die Dome, die Thurmspitzen und die steinernen ausgebrannten Gebäudezacken, überschatteten gleichsam die Feuersbrunst, und erregten ein Chaos von Empfindungen in der Brust des Kriegers, dessen man sich nur auf dem Schlachtfelde bewußt seyn kann. Die französische Armee betrat Smolensk, das mit Leichen und Schwerverwundeten angefüllt und zur Hälfte von den Flammen verzehrt war. Dieß Schauspiel war schaudererregend. Welch' Gefolge für den Ruhm! Man verfolgte die russische Armee, und ohne Junots Fehler wäre sie vernichtet worden. Er verhindert mich vielleicht nach Moskau zu gehen, sprach Napoleon. — Eure Majestät spricht von Moskau; die Armee ist nicht auf eine solche Expedition gefaßt. — „Der Wein ist gezapft, er muß getrunken werden. Ich erhalte so eben gute Neuigkeiten."

Einige Tage nachher schliefen Rapp und Napoleon in demselben Zelte. Es war am Abend vor der Schlacht. „Was meinst Du, Rapp!" sagte der Kaiser zu seinem Adjutanten: „werden wir morgen gute Geschäfte machen? — Sire! alle unsere Hülfsquellen sind erschöpft; wir sind gezwungen zu siegen. — „Das Glück ist eine elende Kokette. Ich habe es oft genug gesagt, und jetzt verspüre ich das selbst." — Eure Majestät erinnert sich, zu mir gesagt zu haben, daß der Wein gezapft sey .... Wir sind jetzt gezwungen, ihn zu trinken. Zurück können wir nicht mehr; wir müssen vorwärts. Überdem kennt die Armee ihre Lage nur zu gut. Sie weiß, daß sie Lebensmittel und Ruhe zu Moskau finden kann, und daß wir nur noch 30 Stunden davon entfernt sind. — Die arme Armee! sie ist schon ziemlich zusammengeschmolzen, aber was noch übrig bleibt, ist gut, und meine Garde ist noch vollzählig."

Die Schlacht begann; sie wurde gewonnen, und both eine betrügerische Lockspeise dar, der man nicht zu widerstehen vermochte, ... den Besitz von Moskau. Die Feuersbrunst verwandelte diese ungeheure Stadt bald in einen Aschenhaufen. Die Russen hatten wahrscheinlich geglaubt, daß der Feind sich nun sogleich zurückziehen würde. Aber dieß geschah nicht, und dieser unwillkührliche Aufenthalt, der so fürchterliche Folgen hatte, ist einer von jenen unbegreiflichen Fehlern, deren Ursachen zu entdecken man umsonst sich bemüht. Rapp erhielt vier Wunden während der Schlacht, und die vierte (die seine zweyundzwanzigste war) setzte ihn außer Stand, noch länger zu streiten. Napoleon schickte ihm seinen Chirurgus und besuchte ihn selbst. „So bist du immer an der Reihe!" sagte er zu ihm.

Nach der Zerstörung von Moskau konnte man keinen Vortheil davon haben, die Trümmer noch länger zu bewahren. Man war einig darüber, sie zu verlassen; aber man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte. Eugen wollte, daß man auf Petersburg marschire. Die übrigen Generale brachten andere Plane in Vorschlag. Der, welcher allein die Streitfrage entscheiden konnte, that es nicht. Der General Rapp glaubte, daß es sich hier um Gegenstände handelte, die nie bekannt geworden sind.

Einige Tage vor dem Rückmarsche sagte Napoleon: „Nun, Rapp! wir werden uns wieder auf die pohlnische Grenze zurückziehen und die Straße von Kaluga einschlagen. Dort will ich gute Winterquartiere beziehen, und ich

hoffe, daß Alexander Frieden machen wird. — Wir haben fast zu lange gezögert, Sire! Die Einwohner prophezeihen einen strengen Winter. — „Bah, bah, mit euern Einwohnern! Heut ist ja erst der 19. October, und sehen Sie, wie schön es noch ist. Erkennen Sie meinen Glücksstern nicht mehr? Überdem war es unmöglich, daß wir früher aufbrechen konnten; wichtige Ursachen hielten mich zurück. Und dann, die armen Kranken und Verwundeten, konnten wir sie der Wuth der Russen überlassen?" — Die Russen, Sire! würden Ihnen wahrlich weniger furchtbar gewesen seyn, als der Frost und der Hunger unter freyem Himmel. — Napoleon antwortete darauf nichts. Er wollte gefaßt scheinen; aber er war es nicht, und auf seinem Gesichte war die Unruhe seiner Seele zu lesen.

Der Rückzug begann. Der Frost und die Entbehrungen vermehrten sich mit jedem Schritt. Die Stunde des Unglücks hatte geschlagen. Man sah die Straße mit Verwundeten und Todten überdeckt. Die Russen erwarteten die Armee zu Wiasma. Bey ihrem Anblick raffte der französische Krieger seine letzte Kraft zusammen und drängte sie zurück. Aber nun begannen die einzelnen Neckereyen. Man mußte fast mit jedem Schritte neue Stellung nehmen, jeden Schritt sich erkämpfen. Der Marsch glich einem Leichenzuge über einen verwüsteten Boden, auf dem man nicht den geringsten Unterhalt fand. Das Klima, der Hunger, die Kosaken, Alles hatte sich gegen die erschöpfte Armee verschworen, die unter der Last ihrer Beschwerden und Entbehrungen erlag. Die Leiden, welche Jeder, ohne Ausnahme, auf dieser Retirade erduldete, überstiegen alle Beschreibung.

Eines Morgens sagte der Kaiser, der sehr niedergeschlagen war, zum General Rapp: „Das geht schlecht, sehr schlecht. Die armen Soldaten zerreißen mir das Herz, und doch weiß ich nicht, wie ich ihnen helfen soll." — Er war mit einigen Personen sehr unzufrieden, die man nicht näher zu bezeichnen braucht, als er selbst. „Was für Theaterkönige!" rief er mit Unmuth; „ohne Kraft, ohne moralische Stärke! Wie hab ich mich in meiner Wahl so plump betrügen können!" — Man kam zu Berisow an, ohne Schiffbrücken, ohne die geringsten Lebensmittel. Die große russische Armee näherte sich, Wittgenstein kam und Tschitschakow aus der Moldau und verschloß den Rückweg. Napoleon war von allen Seiten umringt, und es war Tausend gegen Eins zu wetten, daß weder er, noch ein Mann von der ganzen Armee entkommen könne. Aber sein Genie spähete auch in dieser verzweifelten Lage sich neue Hülfs- und Rettungsmittel aus. Doch lassen wir Rapp selbst erzählen.

„Wir rückten einige Stunden seitwärts, dann schlugen wir unser Nachtlager auf; der General Mouton und ich bekamen mit vieler Mühe eine Handvoll Stroh. Wir dachten an den folgenden Morgen, und mochten uns selbst unser Grausen nicht eingestehen. Um 4 Uhr brachen wir wieder auf. Man sah die Feuer der Russen, die das jenseitige Ufer des Stroms bedeckten. Wälder und Moräste waren davon belebt so weit das Auge reichte. Der Fluß war tief, schlammigt und mit schwimmenden Eisschollen übersäet. Wir sollten und mußten hinüber, oder uns schimpflich ergeben. Der General Mouton äußerte sich mit vieler Freymüthigkeit. Er that das oft in Napoleons Gegenwart, der ihn einen Zänker nannte, aber ihn nichts desto weniger liebte. Ney nahm mich bey Seite und sagte zu mir auf deutsch: Unsere Lage ist unerhört, und wenn Napoleon sich heute aus der Klemme zieht, so muß er den Teufel im Leib haben. Wir waren sehr unruhig und hatten Ursache es zu seyn. Der König von Neapel näherte sich uns nicht weniger besorgt. Ich habe Napleon vorgeschlagen, sagte er, seine Person zu retten und einige Stunden von hier über den Fluß zu setzen. Einige Dutzend Pohlen stehen mir für ihn gut und bringen ihn nach Wilna. Aber er hat mir zu schweigen gebothen und will nichts mehr von meinem Vorschlage hören. Was mich anbetrifft, so glaube ich es nicht möglich, daß wir mit Menschenhülfe entkommen können. — Wir waren alle Drey derselben Meinung. Murat sagte: Hinüber müssen wir, denn vom Ergeben ist keine Rede; aber wie? Während wir so sprachen, bemerkten wir, daß der Feind seine Stellung veränderte und abzog. Bald waren die großen Massen verschwunden und die Feuer erloschen. Man erblickte nur noch den Nachtrab, der sich im Walde verlor, und etwa 500 bis 600 Kosaken. Wir betrachteten das Alles mit unsern Fernröhren, und überzeugten uns, daß das Lager aufgehoben sey. Ich verfügte mich zum Kaiser, der sich mit dem Marschall Oudinot unterhielt. „Was gibts?" fragt er mich. — Sire! der Feind hat seine Stellung verlassen. — „Nicht möglich!" — Murat und Ney traten eben herein und wiederhohlten meine Aussage. Napoleon verließ die Hütte und examinirte das jenseitige Ufer. „Tschitschakow ist in die Falle gegangen!" rief er, und seine Augen glänzten vor Wonne und Ungeduld: „Er glaubte mich an der Stelle, wo ich einen falschen Angriff verordnet habe, er eilt nach Boßlow."

„Sogleich wurden die Schiffbrücken geschlagen und eine Batterie von 20 Stücken aufgeführt. Sechszig Soldaten, unter dem Oberst Jacqueminot, setzten schwimmend über den Fluß. Ungeschickt genug verfolgten sie die Kosaken. Einer davon wurde gefangen und verrieth das Project. Die Russen kehrten so schnell als möglich zurück; aber es war schon zu spät. Napoleon, seine Garde, Ney, Oudinot

und ihre Truppen, waren bereits am andern Ufer. Die Brücke, die fünf Viertelstunden lang die Moräste durchschneidet, war unser einziger Ausweg. Wäre sie zerstört worden, so wären wir noch nicht gerettet."

(Die Fortsetzung folgt).

Geschichte des k. k. Nr. 47ten vacant Baron Klopstein'schen Infanterie-Regiments.

Von Johann Ritter von Rittersberg.
Hauptmann in der Armee.

(Fortsetzung.)

Im engen Bunde Frankreichs mit Österreich (geschlossen 1. May 1756) Kaunitzens stäts klugem Werke, das 33 Jahre fortbestand, und Englands politischen Dissonanzen mit Frankreich, lagen die Keime zu einem neuen Kriege, in welchem Preußen als Englands Verbündeter auftrat. Österreich standen Rußland und Sachsen als Alliirte zur Seite. König Friedrich fiel (29. August 1756) in Sachsen ein, bemächtigte sich Dresdens, und schloß das feste sächsische Lager bey Pirna ein. F. M. Graf Browne eilte den hartbedrängten Sachsen Luft zu machen. Friedrich warf sich ihm mit dem größten Theil seiner Armee entgegen, und es kam bey Lowositz, einem Städtchen im Leitmeritzer-Kreise zu einem sehr blutigen 8stündigen Treffen (2. October) das der Wetteifer beyderseitiger Tapferkeit fast unentschieden ließ, und worin sich jeder Theil im Gefühl derselben als Sieger erklärte. In dieser Schlacht fand der Regiments Oberstlieutenant Friedrich Baron Baumbach Gelegenheit durch bewiesene Auszeichnung der Lorbeerkrone des Regiments ein rühmliches Blatt zuzufügen.

Browne, der dem Könige das Schlachtfeld überlassen hatte, hielt seine Kräfte in so guter Ordnung und Verbindung, daß er sogleich einen neuen Plan zur Befreyung der Sachsen entwerfen konnte. Dieser meisterliche Plan mißlang aus Mangel an Schiffbrücken und weil ein sehr stürmisches Regenwetter das Vernehmen der verabredeten Zeichenschüsse verhinderte. Mangel und Hunger zwangen die Sachsen zur Übergabe (15. October) Mit 5 Heerhaufen drang Friedrich (21. April 1757) in Böhmen ein. Die Hauptstadt des Königreichs sah unter ihren Mauern am 6. May die mörderische Prager-Schlacht kämpfen. Schon war die preußische Infanterie geschlagen, selbst des Heeres Kern, die Grenadiere wichen, da weihte sich der 73jährige F. M. Schwerin von einem harten Worte seines Königs in der Seele empört, dem Tode.

Das große Opfer fiel und fesselte den Sieg an Borussens Fahnen. Von der getrennten österreichischen Armee zog sich der rechte Flügel, mit ihm das Regiment, das dort seine Aufstellung hatte, nach Beneschau zurück, der linke, mit ihm Prinz Carl von Lothringen und der tödtlich verwundete Browne, warf sich nach Prag. Der Verlust war für beyde Theile beynahe gleich. Beyde trauerten um ihre größten Heerführer, denen an diesem Tage im großen eisernen Würfelspiel ein Todestreffer prädestinirt war. Beyde begruben und lieferten den Verbandhäusern an Todten und Verwundeten beyläufig 20,000 Mann. Dringend war die Nothwendigkeit, das unhaltbare Prag und die darin eingeschlossene durch Bombardement und Hunger auf das äußerste gebrachte Armee von 40,000 Mann zu retten. F. M. Leopold Joseph Graf Daun wurde bestimmt, diese unendlich wichtige Aufgabe zu lösen, und löste sie groß und glänzend durch den Tag bey Kollin 18. Juny, dessen hohen Ruhm zu theilen, das Regiment das Glück hatte (noch immer und durch die ganze Dauer des 7jährigen Krieges Harrach Infanterie) Sieben Mahl griffen die Preußen mit Ungestüm fruchtlos an, und mußten selbst angegriffen weichen; 6000 ihrer Todten deckten den Wahlplatz. Beynahe ganz vernichtet war die auserlesene 1000 Mann starke Leibwache des Königs, die er mit den seiner und ihrer unwürdigen Worten. „Ihr Racker wollt ihr ewig leben" zum siebenten Angriffe trieb. Um 12000 Gefangene und Überläufer und 40 Kanonen geschwächt zogen sich die Preußen nach Nimburg zurück. Bey Planian zerfloß der Nimbus der Unüberwindlichkeit Friedrichs. Prag war gerettet. Dieser wichtigen Schlacht gab die hierauf zur Ehrung und Aufmunterung des Militärverdienstes, und ausdrücklich zum Gedächtnisse dieses Sieges, durch die erkenntliche Huld der Monarchinn geschehene Stiftung des Marien Theresienordens, eine in den Annalen der Militärgeschichte Österreichs unvergängliche Berühmtheit. Alle Officiere und Gemeine des siegenden Heeres wurden beschenkt. Der Sieg bey Collin hatte die preußische Armee so überrascht, daß F. M. L. Hadik im Stande war, mit nur 2000 Mann Berlin zu überfallen. Nach dieser Schlacht gehörte das Regiment zum Corps des F. M. und Ban von Croatien, Franz Grafen Nadasdy, der in derselben durch ein Flanquen-Manöuvre auf den linken Flügel der Preußen den Ausschlag zum Siege gab. Unter dessen Befehlen focht es im glücklichen Treffen auf dem Moysberge unweit Görlitz 7. September 1757 das den Preußen viele Gefangene, unter den Todten ihren berühmten Anführer Winterfeld, und die Stadt Bautzen kostete, und machte hierauf die 16tägige Belagerung von Schweidnitz mit, welches am 12. November überging, worin beträchtliche Kriegs- und

Mundvorräthe und eine Kriegs-Cassa von 355,000 Gulden erobert wurden, und 4 feindliche Generale mit 6000 Mann in Gefangenschaft geriethen; hierauf stieß es zur großen Armee unter Prinz Carl Lothringen, die den preußischen General Prinz Bevern nach Schlesien gedrängt hatte, und half den Sieg bey Breslau erkämpfen, wo Bevern den 22. November das Treffen und den 24. seine Freyheit verlor. Die Attaque bey Pilnitz, wo General Ziethen die Preußen befehligte, war in dieser Schlacht das blutige Tagwerk des Regiments, das es mit dem Verluste vieler Manuschaft gelungen vollbrachte. Der Regiments-Major Baron Ernst Normann, der sich früher bey der Attaque auf Gabel 15. July, wo er 6 Grenadier-Compagnien zum Angriffe führte, ungemein hervorthat, und in der Schlacht bey Breslau neuerdings auszeichnete, gerieth hier verwundet in feindliche Gefangenschaft, aus welcher befreyt seine Tapferkeit durch Beförderung zum Oberstlieutenant und Ertheilung des Theresien-Ordens belohnt wurde. Zwey Jahre später erhielt ihn das Regiment Ahremberg als Obersten. Der Oberste Baron Engelshausen wurde nach der Schlacht bey Breslau zum General-Major ernannt, und Baron Friedrich Baumbach zum Obersten im Regiment. Mit den Siegern bey Roßbach 5. November, die nach anderthalb Stunden die übergroße französische und Reichsarmee unter Soubise zerstäubten, flog Friedrich in 12 Tagen an die Oder, Schlesien zu retten. Gegen des kriegserfahrnen Dauns Rath, der kaltblütig den Angriff des Königs erwarten will, griff ihn Prinz Carl bey Leuthen an. Die Würtemberger ungern gegen ihn fechtend wichen, ihre Flucht und Friedrichs schiefe Schlachtordnung entschieden die Schlacht für ihn. Das österreichische Heer verlor gegen 25,000 Mann an Todten, Blessirten und Gefangenen, und eine Menge Fahnen und Wägen. Das Regiment war mitstreitend Zeuge dieses Umglücks. Schlesien bis auf Schweidnitz ging verloren. Auch dieses nahmen die Preußen mit Sturm. (16. April 1758) Die unternommene Belagerung von Olmütz, das Graf Marschall tapfer vertheidigte, mißlang durch Dauns kluge strategische Bewegung, und den von Laudon, Ziskowitz und Janus bey Domstadtl in den Gebirgspässen zwischen Mähren und Schlesien 29. Juny glücklich ausgeführten Streich, wodurch der nothleidenden Belagerungsarmee die Zufuhr ihrer Kriegs- und Mundvorräthe abgeschnitten wurde, welche nebst 2000 Gefangenen in die Hände der kühnen Partеygänger geriethen. Die preußische Armee war durch diese fruchtlose Belagerung um ein Drittheil geschwächt, der halbe Feldzug für sie verloren. Friedrich mußte eilen, seine Staaten gegen die unter F. M. Fermor anrückenden Russen zu decken. Bey Zorndorf zwey Meilen von Cüstrin stießen die Armeen am 25. August an einander und ein in der Kriegsgeschichte seltenes Mordfest wüthete für Sieger und Besiegte gleich verderblich. Seydlitzens Tapferkeit entschied für die Preußen. Des Königs Bruder Heinrich, in Sachsen von Daun bedroht, vereinigte sich mit Friedrich. Ihrer durch die Lausitz nach Schlesien ziehenden Armee blieb Daun stets zur Seite, und überfiel bey Hochkirchen in der Oberlausitz in der Nacht von 14. October ihr Lager. Des Oberfeldherrn [illegible] icht an seine Monarchinn schrieb diesen Sieg dem kühnen General Laudon und besonders der Tapferkeit der Infanterie zu. Das Regiment machte einen Theil dieser entschlossenen Truppe aus, die nach einem mörderischen Gefecht von fünf Stunden dem Feinde drey seiner ersten Feldherrn (Keith, Braunschweig, Anhalt Dessau) 9000 Mann, 140 Kanonen, 30 Fahnen und alles Gepäcke kostete. Meisterhaft war des Königs Rückzug nach Schlesien. Seines Generalen Schmettau, der in Dresden befehligte, Standhaftigkeit hinderte Daun, der nach Böhmen zurück ging, die Stadt zu erlösen. Herzog Ferdinand von Braunschweig siegte über den französischen Feldherrn Clermont bey Crefeld in Westphalen 23. Juny. Contades, Broglio und Soubise entschädigten Frankreich durch die gewonnenen Treffen bey Sangershausen 23. Juny, und Luttenberg 10. October. Sehr unglücklich war für die preußischen Waffen der folgende Feldzug.

Die schreckliche Schlacht bey Kunnersdorf 12. August 1759 hätte ohne Soltikows zweydeutige Schonung den König vernichtet. Sieben Stunden lang war der Vortheil des Tages in seiner Hand. Schon waren die Russen aus ihren Verschanzungen geworfen, und über 70 Kanonen erobert, da erschienen die Österreicher unter Laudon und Friedrich erlitt eine so schwere Niederlage, daß er nach der Schlacht, wo er die ganze Artillerie verlor, kaum 5000 der Seinigen um sein Panier zu sammeln vermochte. Bey Dresden, das sich am 4. September an die Reichsarmee ergab, wollte Friedrich, der seinen Bruder Heinrich und andere Corps an sich gezogen hatte, Dauns Armee von allen Seiten einschließen und aufreiben. Dieser kam ihm zuvor, und nahm den 21. November das Corps des General Fink von 12,000 Mann in den Engpässen bey Maren und Dippoldiswalden mit vier Generälen gefangen. Auch hob General Beck 1500 Preußen bey Meissen auf. Das Regiment war in diesem Jahre anfangs bey der Besitznahme von Schmalkalden in Hessen (16. März) dann focht es im Treffen bey Meißen mit, wo es zur Einnahme und Behauptung von Partsdorf mit Erfolg verwendet wurde. Im September

gehörte es zur Dresdner Garnison. Die französische und Reichsarmee siegte bey Bergen 13. April und verlor bey Minden und Gohfeld den 1. August die Früchte ihres Sieges. Dem genialischen zum F. Z. M. befärderten Laudan glückte es im falgenden Feldzug den zur Vertheidigung der Engpässe bey Landshut ihm entgegen gestellten General Fouquet 23. Juny 1760 nach einem hartnäckigen Kampfe von acht Stunden mit seinem ganzen Corps gefangen zu nehmen. Die thätigen Belagerungsanstalten des Generals Harsch und Oberst Rouvroi lieferten die Festung Glatz den Österreichern beym ersten Sturm mit 2000 Kriegsgefangenen und großen Varräthen in die Hände (16. July) F. M. L. Graf Macquires muthige Vertheidigung zwang Friedrichen van dem hart belagerten Dresden abzuziehen. Dauns Strategie erschwerte ihm jeden Marsch. Der zwischen drey österreichischen Heeren eingeschlassene König sallte durch einen sicheren Schlag vernichtet werden. Verrätherey eines Überläufers, vereitelte das Gelingen des wohlangelegten Planes. Laudon, der über den Katzbach ging, um mit seinem Corps in der ersten Dämmerung anzugreifen, hatte es auf den Anhöhen von Liegnitz mit der ganzen Armee des Königs zu thun, der mit ungestümmen Angriff über ihn herfiel. Nach dem heftigsten Widerstande, den 9000 Tadte und Verwundete blutig beurkundeten, zog sich der österreichische Feldherr ehrenvoll und glücklich zur Hauptarmee zurück. Zum zweyten Mahl überfielen die Österreicher, unter Lascy die Hauptstadt des nächsten und gefährlichsten Feindes ihrer Monarchinn. (9. October) Sachsen zu behaupten zog sich Daun in sein festes Lager bey Torgau. Hier erfalgte am 3. November die für Österreich unglückliche Schlacht, welche verloren ging, weil der gefährlich verwundete Daun der 4 wuthende Angriffe zurückgeschlagen hatte, seinen Sieg nicht vallenden kannte. Der preußische General Ziethen fiel dem linken Flügel der Österreicher in den Rücken und der König bemächtigte sich der entscheidenden Anhöhen von Siptitz. Unverfalgt und in Ordnung führte Odanel die Armee über die Elbe unter die Kanonen van Dresden zurück. In diesem Feldzuge, den das Regiment ganz mitmachte, avancirte Oberst Baran Baumbach zum General-Feld-Wachtmeister und der neue Oberste des Regiments, Graf Paul Serimann, der als Majar bey Browne Infanterie wegen bewiesener Auszeichnung bey Hochkirchen durch den Theresienarden belahnt wurde, vertheidigte als Cammandant der Besatzung von Torgau muthig den ihm anvertrauten Pasten. Unrühmlich war der diesjährige Feldzug der Schweden in Pommern. Auch bey der russischen und französischen Armee fiel nichts Entscheidendes vor. Bey der letzten war es, wo der junge Franzose Chevalier d'Assas im Walde bey Rumpenprök unfern von Klasterkamp (im October) durch eine der Unsterblichkeit würdige That ein heroisches Beyspiel der Vaterlandsliebe und des Heldenmuths grosser Seelen zur Nachahmung aufstellte. Unter Laudan, der unabhängig von dem Oberbefehl des in Sachsen commandirenden F. M. Daun die Truppen in Schlesien befehligte, stand das Regiment im Jahre 1761. Seine Verbindung mit den Russen, die Friedrich durch meisterhafte Stellungen 4 Wochen lang gehindert hatte, aufzulösen, erzweckte der König durch Beziehung des unangreifbaren Lagers bey Bunzelwitz, wo er die Geduld seiner Feinde auf die Probe setzte, und Mangel an Lebensmitteln die Russen über die Oder zurück zu gehen zwang. Laudon voll Begierde auch in diesem Feldzuge eine ausgezeichnete Waffenthat zu vallführen, überrumpelte — eine stets merkwürdig bleibende Unternehmung — Schweidnitz den 1. October um 1/2 3 Uhr Margens, 3000 gefangenen Preußen mit ihrem Commandanten, General Zastrow zahlten den Verlust der 600 Mann, die man nach dem kühnen Sturm an Todten und Verwundeten fand. Am wichtigsten war diese Eroberung durch die in Schlesien erkämpften Winterquartiere. Vom Regiment that sich bey dieser Eroberung der Oberste Graf Serimann glänzend hervor, dessen Beförderung zum General-Majar die Ernennung des Freyherrn Farmentiny (Joseph Cajetan) zum neuen Regiments-Cammandanten zur Falge hatte. Das Regiment erstürmte dabey das Jauernicker Fort. Feldwebl Franz Koslin wurde auf dem Schlachtfelde zum Officier avancirt, weil er sich bey diesem Sturm sehr tapfer erwiesen hatte. Die denkwürdige Vertheidigung Colbergs durch den preußischen Major Hayden gegen die Übermacht der russischen Belagerer, verdient in diesem Feldzug eine ehrenvolle Erwähnung. Die entzweyten französischen Feldherren Braglio und Soubise, wurden in dem zweytägigen Treffen bey Villingshausen in Westphalen 15. und 16. July, vom Herzag von Braunschweig geschlagen. Eine vortheilhaftere Lage der politischen Verhältnisse brachte für den durch Siege und Verluste dem Untergange nahe gebrachten König van Preußen der Tad Elisabeths van Rußland (5. Jänner 1762) und die warme Freundschaft des neuen Thronfolgers Peter des III. hervor. Die Russen standen bald als Verbündete den preußischen Kriegern zur Seite. Auch Schweden schloß Friede. Wenig entscheidend waren überall die Ereignisse dieses letzten Feldzugs. Nach einer 2monathlichen Belagerung, der regelmäßigsten dieses ganzen Krieges, erwiedert durch die schönste Vertheidigung, die 6000 Mann aufzehrte, mußte

der tapfere F. Z. M. Guasco Schweidnitz übergeben, 9. October, weil eilf, durch unglücklichen Zufall entzündete Centner Pulver die Jauernicker Schanze mit 400 Mann in die Luft sprengten und der Sturm nicht mehr aufzuhalten war. Prinz Heinrich, trennte in Sachsen die Reichsarmee von der Österreichischen, machte sich zum Herrn des Erzgebirgs und streifte nach Böhmen. Das Regiment stand bey der Armee in Sachsen, und hatte sich in dem Treffen bey Peyle, unweit Reichenbach, 16. August, wo Daun den Preußischen Generalen Herzog von Braunschweig-Bevern angriff, zu dessen Unterstützung König Friedrich herbeygeeilt war, sehr bemerkbar gemacht. Allgemeine Erschöpfung, die der, mit so vielen Anstrengungen und so großer Erbitterung geführte lange Kampf herbeygeführt hatte, machte den Wunsch nach Frieden sehr ernstlich. Dem Waffenstillstand, 24. November, folgte der zwischen Österreich, Preußen und Sachsen 15. December 1763 geschlossene Hubertsburger Friede. Zu gleicher Zeit beynahe wurde der Pariser Frieden unterzeichnet, der den 7jährigen Krieg endigte, und Österreichs Völkern und seinen hochverdienten Kriegshelden eine ehrenvolle Ruhe auf lange hin schenkte. Das Regiment erhielt bey der nach dem Frieden erfolgten Dislocirung der Armee seine Bestimmung nach Steyermark. Die Kreisstadt Marburg ward die Station des Regiments-Stabs. Hier verlor es im Jahre 1764 seinen alten Nahmen durch den, im selben erfolgten Tod seines ehrwürdigen Inhabers F. M. Grafen Harrach, des Nestors aller Regiments-Inhaber, seiner, und wahrscheinlich aller folgenden Zeiten, der durch sechs volle Dezenien, beynahe eben so lange als alle übrigen bisherigen Regiments-Inhaber vor und nach ihm zusammgenommen, diese Würde bekleidet hatte. F. Z. M. Friedrich Christian Markgraf zu Bayreuth Culmbach dänischer und preußischer General-Lieutenant und Ritter des rothen und schwarzen Adlerordens erhielt das vacant gewordene Regiment. 1765 wurde das Regiment so wie die ganze deutsche Infanterie mit leichten Säbeln versehen, und 1766 erhielt es ebenfalls mit den übrigen deutschen Infanterie-Regimentern im römischen Reiche einen eigenen Werbbezirk. Nur vier Jahre blieb das Regiment in der Provinz Steyermark. Es wurde 1766 nach Böhmen versetzt, wohin es am 20. July von Marburg aufbrach, und der Regiments-Stab erhielt Luditz im Saatzer Kreise zum Standquartier, welches er acht Jahre behauptete. In diesem Jahre wurde den Regimentern, welche bis jetzt die Anschaffung und Unterhaltung der Montur-Lederwerk und Feldrequisiten zu besorgen hatten, dieses Geschäft abgenommen, und eigene ärarialische Monturs Oeconomie-Commissionen errichtet, welche in Hinkunft diese Bedürfnisse der Truppen zu liefern beauftragt wurden. In der Adjustirung erfolgte die Änderung, daß der Rock die langen Schößeln verlor und überhaupt enger und kürzer wurde, dafür erhielt aber der Mann zum Schutz gegen böse Witterung einen Mantel (Roquelor) lederne Casquette, die längere Dauer versprachen, ersetzten die dreyeckigen Hüte, welche bis jetzt in Gebrauch waren. Dem Markgrafen zu Bayreuth Culmbach, folgte im Jahre 1769 F. Z. M. Carl Reinhard Baron von Ellrichshausen. Rühmlich aus den Feldzügen von 1741 bis 1748, dann 1756 bis 1762 bekannt, als Regiments-Inhaber, und dem Obersten Tormentini, im folgenden Jahre Wenzel Joseph Graf Thun, als Regiments-Commandant. Die erste Einführung der Numern der Regimenter, begann mit dem Jahre 1769, wo auch die Grenadier-Compagnie von den Regimentern getrennt, und aus denselben eigene Bataillons unter selbstständigen Commandanten formirt wurden. Im Jahre 1770 wurde das bisherige von Khevenhüller unter Kaiser Carl dem VI. verfaßte Reglement, das im Jahre 1736 und 1739 erschien, und später durch Daun mehrere nähere Bestimmungen, Verbesserungen und Erläuterungen erlitt, durch ein neues Dienst- und Exercierreglement, welches Lascy zum Verfasser hatte, verdrängt. Mit letzterem begann die Lascysche Periode im österreichischen Militärwesen. Im folgenden Jahre wurde die bereits bestandene Reichswerbung zweckmäßiger organisirt, und die vortreffliche Anstalt der Militär-Conscription in allen deutschen Erbstaaten eingeführt.

(Die Fortsetzung folgt).

Correspondenz-Nachrichten.

Kasan.

Seit einigen Jahren hat ganz Europa seine Blicke gegen Rußland gewendet. Nicht allein seine Verfassung und seine politische Macht haben die Veranlassung zu mancherley, oft irrigen oft auch treffenden Abhandlungen gegeben, sondern auch seine Literatur hat sich die Aufmerksamkeit und den Beyfall der gelehrten Welt erworben. Bowring hat eine Auswahl russischer Gedichte in englischer, Borg und Götze in deutscher, Dupré de Saint-Maure in französischer Sprache herausgegeben. Von allen diesen Übersetzungen wird der von Borg der Vorzug zugestanden. Man könnte in der That eine sorgfältigere Auswahl, aber unmöglich mehr Treue, wünschen. Er hat aufs Genaueste den Gedanken und selbst den Rhythmus des russischen Verses wiedergegeben. — Der russische Dichter, der sich uns darstellt, ist der Fürst Kantemir. Sein Styl ist kräftig und voll, obschon manchmahl etwas alterthümlich und schleppend. Seine Satyren sind ein wahres Sittengemählde

ſeiner Zeit. — **Lomonoſow** hat ſich zuerſt durch ſeine Ode über die Einnahme von Choczim, die er an die Kaiſerinn Anna richtete, bekannt gemacht. Er war ein ruſſiſcher Hiller, ein Naturdichter, der aus dem verborgenen Stande eines Fiſchers ſich bis zu dem erſten Poeten ſeines Vaterlandes erhob, und außerdem noch in der Chemie ſehr bewandert war. — **Schumarokow** ſteht zwar, in Hinſicht des Styls, weit unter dem Vorbenannten; abee er übeetrifft ihn oft durch ſeinen erhabenen poetiſchen Schwung und durch die meiſterhaften Gemählde der Leidenſchaften. — **Kniagnin** war ein Verwandter Schumarokows und ſein Nacheiferer und Nachfolger in der deamatiſchen Kunſt, wobey er ſich jedoch manchen kleinen literariſchen Diebſtahl eben nicht ſehr zu Gewiſſen zog. — **Wiſin**, einer unſerer beſten proſaiſchen Schriftſteller, verdient ausgezeichnetes Lob. Er war außeedem der geiſtreichſte und untereichtetſte Dichter ſeiner Zeit. Seine noch häufig geleſenen Schriften und zwey vortreffliche Luſtſpiele bezeugen das. — **Keraskow** ſticht gegen ihn gewaltig ab. Nicht daß es ihm an Kraft und Fülle gefehlt hätte, aber er wußte leider keinen Gebrauch davon zu machen, und man iſt genöthigt, in ſeinen Werken die Goldkörner des Verſtandes aus der Spreu des Unverſtandes herauszuleſen, wenn man ſich anders die Mühe geben will, ihn einer nähern Beachtung zu wüedigen. — **Boydanowitſch** hat in ſeiner Pſyche ein wirkliches Talent gezeigt, ja man könnte ihn einzig in ſeiner Art nennen. Er verſtaud aufs reitzendſte die glänzenden Bilder der alten Mythologie, die Einfachheit der Erzählung und einen ſanften Frohſinn in ſeinen Werken zu veeeinigen, der den Geiſt erheitert, ohne, wie die komiſche Weiſe der Italiener, den Zauber der Poeſie zu vernichten. **Koſtrow** hat die Iliade, und **Petrow** die Äneide überſetzt. Außerdem hat der Letztere meheere Oden herausgegeben, denen es nicht an Aufſchwung fehlte, und die zu den beſten der euſſiſchen Literatur gerechnet werden. — **Dergawin** zeichnete ſich durch ſeine reiche Einbildungskraft und durch ſeinen erhabenen Styl aus; aber in ſeinen herrlichſten Oden ſank er oft bis zur Gemeinheit hinab und entwürdigte alſo ſeine Leyee. — **Dmitriew** und der Fürſt **Dolgoruky** haben ſich durch einige leichte Dichtungen bekannt gemacht, denen es nicht an Originalität und Ideenreichthum fehlt. Yermak, Eroberer von Sibirien, iſt das beſte Werk des Erſtern. Seine Fabein und Erzähiuugen verdienen genannt zu werden, und ragen hoch über ſeine lyriſchen Verſuche empor. — **Kemnitzer** übertrifft beyde noch in Originalität. Seine Laune und die Natürlichkeit ſeiner Darſtellung ſind unübertrefflich. Die Moral ſeiner Fabeln iſt treffend und geſund. — **Ozerow** iſt ohne Zweifel der beſte unſerer Schauſpieldichter, und die Palme der euſſiſchen Tragödie gehört ihm mit Recht. — **Gruſinzow** darf ihm zur Seite geſtellt werden, und ſein Trauerſpiel „dee König Ödip" hat ihm ungetheilten Beyfall erworben. — **Krukowsky** reihet ſich ihm an. Sein Trauerſpiel „Pojarsky" iſt vielleicht das am beſten verſifizirte oon allen euſſiſchen Originalſtücken. — **Katenin** hat Vieles aus dem Deutſcheu und Franzöſiſchen überſetzt und iſt außerdem noch als Originaldichter berühmt. **Gneditſch** hat ſi[illegible] durch ſeine Überſetzung der Iliade in Hexametern vortheilhaft bekannt gemacht. Das iſt bis jetzt auch ſein größtes Werk geblieben, und er ſcheint ſich ſeitdem in kleinen Dichtungen erholen zu wollen. — **Krilow** iſt der einzige der neuern Fabeldichter, der Kemnitzern den Preis ſtreitig machen könnte. Seine „Gänſe", ſein „Fuchs und der Hausmader" und ſeine „Hundesfreundſchaft" ſind wahre Meiſterſtücke. — **Batuſchkow** und **Jukowsky** ſind ausgezeichnete Dichter. Der erſte der ruſſiſche Parny zubenannt, iſt vorzüglich ſeiner ſchönen Verſifikation wegen merkwürdig Der zweyte, Nachahmer der deutſchen und engliſchen Literatur, hat die Romantik in Rußland eingeführt. — **Puſchkin** iſt unſtreitig der erſte unſerer heroiſchen Dichter. — **Maykow** verfaßte zu Ende des letzten Jahrhunderts zwey Werke derſelben Art, die jedoch weit hinter denen unſers Zeitgenoſſen zurückſtehen. Außerdem haben wir noch eine traveſtirte Äneide in ruſſiſcher und eine andere in kleinruſſiſcher Sprache, deren Verfaſſer mir nicht bekannt ſind. — Der Fürſt **Schakowsky** hat ebenfalls ein Gedicht herausgegeben, deſſen Titel, „die geraubten Pelze", ſchon andeutet, zu welcher Gattung es gehört. — **Puſchkins** „Ludmilla" übertrifft Alles, was wir bisher an komiſchen Poeſien beſaſſen. — Unter den lebenden dramatiſchen Schriftſtellern verdienen der Fürſt **Schakowsky**, **Jlin**, **Zagoskin** und **Kmelnitzky** beſonders genannt zu werden. Demungeachtet hat die dramatiſche Kunſt, und oorzuglich das Trauerſpiel, ſeit einiger Zeit keine beſondern Fortſchritte bey uns gemacht. — Die beyden Brüder **Glinka** ſind auf dem Wege, mit der Zeit mehr als bisher leiſten zu können. — Die Fürſten **Schikmatow** und **Schalikow** ſind in ihrer Schreibart wahre Antipoden. Der erſte kennt die ſlavoniſche Sprache aus dem Grunde, und ſchöpft aus der heiligen Schrift die Ausdrücke und männlichen Schönheiten ſeiner Poeſien. Der andere iſt ein durchaus ſentimentaler Schriftſteller, dem **Karamzin** den Platz anweiſet, der ihm gehört. — **Olin** hat ſich viel mit der ältern Literatur beſchäftigt, und geſucht, Horaz nachzuahmen. — **Baratinsky**, einer unſerer jüngſten Dichter, hat ein wahres poetiſches Talente; **Panaew** beſchäftigt ſich faſt ausſchließlich mit Jd[illegible] **Beſtujew** macht durch die Sonderbarkeit ſeines Styls ſich [illegible]merkbar, und **Wiaſemky** erſcheint wie der Polarſtern überm ruſſiſchen Parnaß. —

Miscellen.

— Der Großherzog von Toskana hat die von Rizzoli gebildete koſtbare Sammlung ägyptiſcher Alterthümer gekauft, die mit den Reichthümern vereinigt werden ſoll, die ſich bereits in der berühmten Gallerie oon Florenz befinden.

— Der Vorſteher der Archive des Vatikans, **Marini**, der ſeinen Nahmen bereits durch mehrere gelehrte Werke bekannt gemacht, hat ſo eben ſeine „Monumenta authentica Angliae, Scotiae et Hiberniae" beendet. Das Werk enthält fünfhundert päpſtliche Brief, nebſt vielen andern merkwürdigen Actenſtücken, von der Zeit des Papſts Honorius III., oder oom Jahre 1216 bis zu den neueſten Zeiten.

Redacteur: Joſeph Freyherr von **Hormayr**. Gedruckt und im Verlage bey Franz **Ludwig**.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 9. und Freytag den 11. November 1825.

(134 und 135)

Geschichte des k. k. Nr. 47ten vacant Baron Klopstein'schen Infanterie-Regiments.

Von Johann Ritter von Rittersberg.
Hauptmann in der Armee.

(Fortsetzung).

Das österreichische Militärjahr wurde auf den 1. October festgesetzt. 1776 erhielt das Regiment seinen Bezirk im Rakonitzer-Kreise, und die Kreisstadt Schlan zur Regiments-Station. Von hier aus brach es beym Ausbruch des bayrischen Erfolge-Krieges 1778 zur Armee auf, die sich unter persönlicher Anführung des jungen Kaisers Joseph des II. an der Elbe gegen den altgewordenen Friedrich von Preußen sammelte. Da beym Aufbruch ins Feld Oberst, Graf Thun zum General-Major avancirte, erhielt das Regiment in Joseph Baron Schallheim einen neuen Obersten. Dieser kurze Krieg sah nur Postengefechte, unter denen das bey Habelschwert 18. Juny 1779, wo General Wurmser 4500 Preußen gefangen nahm, und 10 Fahnen erbeutete, das bemerkbarste war. Unangreifbare Stellungen, und vortreffliche Anstalten, der, in für jedes Jahrhundert nachahmungswürdigem Einklang handelnden österreichischen Feldherren, vereitelten jeden Plan des Feindes und machten den Feldzug, durch den unblutig und Länderschonend, dennoch der Zweck des Krieges erreicht werden konnte, zu einem der lehrreichsten. Der Regiments-Inhaber F. Z. M. Baron Ellrichshausen, der in demselben Anfangs ein besonderes Corps an der Elbe befehligte, übernahm später vom F. Z. M. Marquis Botta das Commando an der Mährisch-schlesischen Gränze, wo ihm seine Wachsamkeit und seine weisen Anstalten das Commandeurkreuz des Theresienordens erwarben, welches ihm mit einem sehr schmeichelhaften Handschreiben Seiner Monarchinn eingehändigt wurde. Unermüdetem Diensteifer erlag seine Gesundheit. Er starb zu Prag im May 1779. Als würdiges Vorbild der Tapferkeit und der Pünctlichkeit im Dienste, ehrte ihn die Innschrift des Denkmahls auf seinem Grabhügel auf der Marienschanze zu Prag. „Viro indefesso, et forti, Austriae generoso duci hoc virtutis praemium, gratitudinis exemplum monumentum posuit Josephus II."

Sein Monarch war es, der ihm Denkmahl und Inschrift setzen ließ. F. Z. M. Franz Joseph Graf Kinsky, damahls G. M. (1785 F. M. L. 1794 F. Z. M.) der sich in mehreren Gelegenheiten rühmlich hervorthat, war der würdige Nachfolger eines so würdigen Vorgängers. Wem in der kaiserlichen österreichischen Armee ist der Nahme Franz Kinsky unbekannt, den besonders so viele, zu den ersten militärischen Graden beförderte Zöglinge dankbar feyern. Seit dem Jahre 1779 Local- und seit 1784 Ober-Directeur der Cadeten-Akademie in Wienerisch-Neustadt machte er sich durch seinen einsichtsvollen Eifer und Unterricht und seine militärischen classischen Schriften um die Bildung so vieler junger Krieger unendlich verdient, in denen sein Geist in einer neuen Generation fortlebt. Ihr und des Vaterlandes Dank wird lange noch die Asche des hochverdienten Weisen und Kriegers verehren. In diese Akademie wurde vom Regiment Hauptmann Franz Rollin, der als F. M. L. und General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers Franz verstarb, im Jahre 1780 als Major versetzt, er war eine ihrer vorzüglichsten Zierden. Aus ihr erhielt das Regiment durch Zuthun des damahligen Inhabers eine bedeutende Anzahl vortheilhaft militärisch ausgebildeter Ober-Officiere. Der Teschner-Friede (13. May 1779) führte das Regiment nach Schlan zurück. Die große von ihren Völkern angebetete Maria Theresia war nicht mehr, der 28. November 1780 war der letzte Tag ihres ruhmvollen Lebens, und Joseph, der würdige Sohn einer solchen Mutter hatte den Thron bestiegen. Bald nach dessen Regierungsantritt (1781) wurde das Regiment von Schlan in die Hauptstadt des Königreichs als Garnison verlegt, wo es bis zum Jahre

1790 blieb, ohne an den, während dieser Zeit ausgebrochenen Kriegen Antheil zu nehmen. Joseph eifrig bemüht, im Militärwesen wie in allen Zweigen seiner Regierungsverwaltung zweckmässige Verbesserungen einzuführen, ordnete Übungsläger in den verschiedenen Provinzen an. In dem bey Prag hatte das Regiment Gelegenheit zu beweisen, daß es durch gute Haltung und Präcision der Evolutionen auf dem Exercierplatze eben so zu paradiren, als auf dem Schlachtfelde durch kaltblütige Tapferkeit dem Feinde zu imponiren wisse. Die wohlthätige Einführung der Regiments-Erziehungshäuser, bestimmt zum Unterrichte und Bildung der Soldatenkinder, gab im Jahre 1783 den Regimentern ausgiebige Pflanzschulen künftiger Unter-Officiere, auch erhielten dazumahl 37 deutsche Infanterie-Regimenter in Gallizien und Lodomerien eigene Werbbezirke. Den Oberst Baron Schallheim ersetzte 1784 Wilhelm Fürst Auersberg. Ein Jahr später kamen die goldenen Charpen, die bis nun bey den Stabs- und Oberofficiers im Gebrauche waren, ab. Erst zwölf Jahre später wurden durch eine neue Adjustirungs-Vorschrift wieder Feldbinden, jedoch nur von Seide und Kämmelhar eingeführt, nur die Generalität erhielt goldene, zugleich wurden 1785 bey den Officiers die gold- und silbernen Hutdressen abgeschafft. Bey den Feuergewehren der Infanterie wurde das schräge Zündlech (um bey der Ladung durch Ersparung des Pulveraufschüttens auf die Pfanne mehr Schnelligkeit zu erzielen) eingeführt. Das Gewehrschloß erhielt einen Feuerschirm, und der Cylinderladstock kam in Gebrauch. Um das Verdienst persönlicher Tapferkeit vor dem Feinde bey der Mannschaft vam Feldwebel abwärts zu belohnen, führte Joseph der Soldatenfreund, 25. July 1789 die goldenen und silbernen Verdienstmedaillen mit dem damit verbundenen Genuß der ganzen und halben Löhnung ein. Laudon, der nach der Schlacht bey Kunersdorf unter jene russischen Gemeinen, die sich ausgezeichnet hatten, Denkmünzen als Ehrenpreise vertheilen sah, gab die Idee zu dieser Stiftung. Rühmlicher Unmuth erfüllte die Brust so vieler nach Auszeichnung dürstender Männer dieses braven Regiments, daß es durch eine Periode von 10 Jahren in der Prager-Garnison in friedlicher Unthätigkeit eine Zeit verlieren mußte, in welcher ihm ins Feld berufen so mancher Lorbeer geblühet hätte. Eine österreichische Armee zog sich im Jahre 1783 an der Gränze Ungarns gegen die Pforte zusammen, schnell verscheuchte der Vertrag vom 8. Jänner 1784 das Ausbruch drohende Kriegsgewitter. Der Scheldestreit rief österreichische Truppen in großer Anzahl nach den Niederlanden. Der Friede von Fontaineble au 8. November 1785 löschte auch hier bald die auflodernde Fackel Bellonas. Als Catharinens von Rußland Bundesgenosse trat Joseph in dem, im Jahre 1788 ausgebrochenen Türkenkriege auf. Durch Armee-Corps (unter Coburg, Fabris, Wartensleben, Mitrovsky, Devins, Liechtenstein, Laudon) sollten die Erbländer von Galizien bis an das adriatische Meer gegen türkische Angriffe gesichert werden. Die Hauptarmee bey Futak stand unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers, der die größten Gefahren und Beschwerden mit seinen Kriegern persönlich theilte und den jungen E. H. Franz und Lascy zur Seite hatte. Mit abwechselndem Glück wurde auf verschiedenen Orten gefochten. Die Eroberung von Sabacz 24. April unter des Kaisers Oberleitung, die Erstürmung von Dubicza 26. August durch Laudon, und die Einnahme von Choczym 29. September und Novi 3. October sind die Waffenthaten dieses Feldzugs, wo das Kriegs-Glück den kaiserlichen Armeen günstig war. Würdig der Vergessenheit entrissen zu werden, war die herliche Vertheidigung der veteranischen Höhle in der Temeswarer Gespannschaft am linken Donauufer, durch den Major Stein vom Regiment Brechainville (jetzt Trapp) unvergängliche Berühmtheit verdient der mit wahrer Heldengröße vollbrachte Widerstand des jungen Lieutenants Loprestie, der das Schloß Rama mit 23 ihm nacheifernden Gemeinen von Belgioso (jetzt Bellegarde) gegen 4000 Türken so lange vertheidigte, bis der letzte Vertheidiger fiel. Viel glücklicher für die kaiserlichen Waffen war der folgende Feldzug, in welchem die Berufung des Regiments-Oberstlieutenants Grafen Attems zu einem Truppen-Commando in das Littorale ein besonderes Zutrauen in dessen Brauchbarkeit und Einsicht verrieth. Derselbe erhielt im Jahre 1790 ein Grenadier-Bataillon. Coburg mit Suvarow siegten glänzend bey Fokschan 1. August 1789 und weit glänzender bey Martinesti am Rimnik 22. September, wo 190,000 Türken von 17000 Österreichern und 7000 Rußen mit einem ungeheuren Verluste aufs Haupt geschlagen wurden. An Laudon ergab sich Belgrad (8. October,) Semendria und Passarowitz hatten gleiches Schicksal, auf allen Puncten siegten Österreichs Feldherrn. Diese Siege im künftigen Feldzuge zu verfolgen und den in den Niederlanden vom neuen wüthenden Aufruhr mit Waffengewalt zu stillen, war dem edlen Joseph versagt. Der 2. Februar 1790 entriß den großherzigen Fürsten in der stürmischen Epoche seiner Regierung seinen Völkern. Schwert und Palme biethend bestieg der weise Leopold der II. den Thron. Schon im Februar machten Preußens zweifelhafte Gesinnungen die Zusammenziehung einer österreichischen Armee an der preußisch-schlesischen Gränze nothwendig, welche der 75jährige Laudon führen sollte. Hier war das Ende seiner Heldenbahn. Am 12.

July betrauerte die Armee den Verlust ihres alten Vaters, der in seinem Hauptquartiere zu Neutitschin verstorben war. Lascy folgte ihm im Oberbefehl. Dahin brach auch das Regiment, welches von diesem Augenblick an in keinem der nun folgenden Kriege in den Reihen der Armee fehlte, am 19. April von Prag auf. Der Regiments-Stab kam nach Opostschna. Die Convention zu Reichenbach zerstreute die Besorgnisse, zu denen das Berliner-Cabinet die Veranlassung gegeben hatte, und machte diese Armee nach andern Seiten disponible. Von hier brach im August das zweyte und dritte Bataillon des Regiments wieder nach Prag, und das erste Bataillon unter Commando des Major Girod nach den Niederlanden auf, wo der sogenannte Patriotenkrieg in vollen Flammen ausgebrochen war. Der in kriegerischen Thaten ergraute F. M. Bender commandirte die sich im Luxenburgischen sammelnde Armee. Zu dieser stieß das 1. Bataillon am 6. November im Lager bey Assesse. Der Einnahme Namur's 24. November 1790, worin das Bataillon als Besatzung bis zum 1. May 1792 blieb, waren die glücklichen Gefechte bey Assogne Andoy, Assesse Dinant und Bouvignes vorausgegangen. Latour und Beaulieu waren dabey verdient gepriesene Nahmen. Löwen wurde den 1. December genommen und am 2. rückte die Armee in die Hauptstadt Belgiens ein. So kurze Zeit brauchte Bender zur Beruhigung der Niederlande, denen Leopold, andere Staatszwecke berücksichtigend, Amnestie verlieh. Auch gegen die Pforte waren des Kaisers Waffen glücklich. F. M. L. Wartensleben nahm Neu Orsowa und Fort Elisabeth den 16. April 1789. Der Sieg Clerfaits bey Callefat in der Wallachey 29. Juny 1790 reinigte das dießseitige Donauufer. F. Z. M. Devins siegte am 11 July über ein türkisches Corps bey Czettin und nahm den 20. diese kroatische Festung mit Sturm. F. M. L. Wenkheim schlug ein anderes Corps bey Florentin in Bulgarien. Der Waffenstillstand zu Giurgewo (19. September) und der Friede zu Sistow 4. August 1791 endigten die Feindseligkeiten im Südosten des Reichs. Oberst Fürst Wilhelm Auersberg verließ in diesem Jahr als G. M. das Regiment. Von ihm übernahm Oberst von Wendland das Regiments-Commando. Im Westen drohte bald darauf der Ausbruch der französischen Revolution dem deutschen Kaiserreiche und Österreich mit neuen Stürmen. Der unglückliche König des anarchischen Frankreichs mußte Österreich den Krieg ankündigen, (26. April 1791.) Dieses neu ausbrechende Ungewitter sollte der friedfertige Leopold nicht erleben, der am 28. Februar erkrankt, schon den darauf folgenden 1. März nicht mehr unter den Lebenden war. Franz dem II. huldigten die so schnell verwaisten Völker. Seine Heere zogen nach Frankreichs Gränzen, mit ihnen das zweyte, damahls Oberst-Bataillon des Regiments nach dem Rhein, wo Clerfait mit 15,000 Österreichern sich mit der preußischen Armee unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig vereinigt hatte. Das verbündete Heer brach den 19. August durch das Luxemburgische über die Gränze. Sieg und Glück im Gefolge nahm es Longwy 23. August Verdun 2. September und rückte durch Lothringen in die Champagne ein. Im Argonner Gränz-Wald fand es das französische Heer angeführt von Dumouriez. Aus seiner Stellung bey Grandpre vertrieben (11. September) setzte er sich im Lager bey St. Menehould, wo er durch Bournonville und Kellermann (dem die tapfere Behauptung der Anhöhen von Valmy später den Herzogstitel eintrug) bis über 70,000 Mann verstärkt, sich behauptet. Ununterbrochene wochenlange Regengüsse, Mangel an Lebensmitteln und Seuchen schwächten das Heer der Alliirten, das sich zum Rückzuge gezwungen sah. Die Preußen zogen sich auf Coblenz, die heftiger verfolgten Österreicher zur Armee des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in die Verschanzungen von Mons zurück, wo später beyde Bataillons des Regiments wieder vereiniget wurden. Das erste damahls Leib-Bataillon hatte in den Niederlanden gleich an den ersten glücklichen Gefechten, die Beaulieu und die beyden Obersten Pforzenheim von Latour Chevauxlegers und Vogelsang von Clerfayt Infanterie den Revolutions-Generalen Biron, Dillon und D'Elbée lieferten, Antheil. Mit 1700 Mann griffen beyde Obersten am 29. April bey Tournay den Feind, welcher 3000 Mann Infanterie und 1200 Mann Cavallerie auserlesene Mannschaft zählte, entschlossen an, und warfen ihn. Lukners Unternehmungen gegen die Niederlande, die einen augenblicklichen glücklichen Erfolg hatten, mißlangen. Während Kellermann den Preußen gegen die Mosel nachrückte, wälzte sich Dumouriez mit 80,000 Mann und einer sehr zahlreichen Artillerie gegen Belgien. Kaum 15,000 Österreicher, noch müde vom Feldzuge der Champagne wagten bey Jemappe unweit Mons den 6. November den ungleichen Kampf, und schlugen 3 wüthende Angriffe der Neufranken zurück. Endlich erlag das äußerst kleine Häuflein Braver der Übermacht, deren Angriffe mehr als 300 Kanonen unterstützten, und Belgien war verloren. Jeden Schritt vertheidigend bewegte sich Beaulieu, bey dessen Armee-Corps, das Regiment stand, auf Luxemburg zurück, Clerfait nach dem Rheine. Das erste Bataillon zog den 16. November von Mecheln, das übergeben werden mußte, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und allen militärischen Ehren aus. Prinz Coburg, der glückliche Feldherr am Rim-

mit commandirte an der Roer. Nur Niederlagen zählten mit dem Anfang des Monaths März 1793 die Republikaner. Coburg, Mack als Generalquartiermeister zur Seite, warf sie am 1. März 1793 aus ihren Verschanzungen bey Aldenhoffen, wo Österreichs und Deutschlands Held E. H. Carl seine glänzende Laufbahn begann — entsetzte Mastricht den 3. und Lüttich den 4. Den E. H. sah Tongern als Sieger. Schon am 9. März stand die österreichische Armee wieder auf belgischem Boden. Die neue Eroberung zu retten, lieferte Dumouriez die mörderische Hauptschlacht bey Neerwinden (im Brabantischen) 18. März. Geschlagen versuchte er bey Tirlemont mit gleichem Erfolg das zweifelhafte Kriegsglück. Die Niederlande waren für Österreich wieder erobert. Dampiere sollte die Ehre der desorganisirten Nordarmeen retten, und fiel unter mißlungenen Anstrengungen durch Custine schlecht ersetzt. Der 23. May war für ihn bey Famars so blutig, daß seine Armee ihre wichtigen Verschanzungen verlassen und Condé, Valenciennes und Quesnoy aufgeben mußte. Houchard erschien auf dem Kampfplatze. Bey Bouchain von Coburg besiegt (7. August) entschädigte er sich durch den Sieg über den Herzog von York bey Hondscotten 8. September. Jourdan, sein Nachfolger gewann das zweytägige Treffen von Wattigny 15. und 16. October. Mit ihm endigte der dießjährige Feldzug in den Niederlanden, wo das österreichische Heer zwischen Landrecy und Quesnoy verschanzt stehen blieb. In dem hartnäckigen Kampfe bey Arlons im Luxemburgischen (17. Juny) hatte sich das Regiment besonders hervorgethan. Tapfer vertheidigte es sich hier, griff stürmend drey Mahl den Feind an und brachte eine große Niederlage in seine Reihen. 90 Todte und 250 Blessirte, unter ihnen 10 Ober-Officiers (Hauptmann Pens und Unterlieutenant Crampagnie starben an ihren Wunden) zählte es nach der Affaire. Besonders hatten die Freywilligen des Regiments, von denen am Vorabend des Angriffs der Stadt, und zweyer feindlicher Läger pr. Compagnie 10 aufgerufen wurden, sich unter Anführung des Hauptmann Tegethoff ausgezeichnet. In dem kurzen Zeitraume einer kleinen halben Stunde war der vorgehabte Zweck erfüllt, und die Mannschaft im Besitz des einen Lagers und der überraschten Stadt, aus welcher der feindliche Commandant nur noch Zeit hatte, sich in Nachtkleidern auf einem ungesattelten Pferde zu retten. Da die Truppe des zweyten feindlichen Lagers durch diesen raschen Angriff von der Verbindung mit den Ihrigen abgeschnitten worden wäre, so verließ sie selbes nach kurzer Vertheidigung, um in flüchtiger Eile sich mit ihrer Haupttruppe zu verbinden. Der Feind wurde den ganzen Tag unter beständigem Feuer verfolgt, aus jeder Position, wo er sich hartnäckig festzusetzen strebte geworfen, und bis in die Festung Longwy zu weichen gezwungen. Die Auszeichnung des Regiments bey diesen Vorfällen wußte der F. M. L. und Corps-Commandant Br. Beaulieu so sehr zu würdigen, daß er nach Beendigung des Feuers die Freywilligen des Regiments zusammen berief, sie mit Lobeserhebungen überhäufte. — Wenige Tage darauf kam das dritte Bataillon aus Böhmen und vereinigte sich mit dem Regiment, welches später bey Cernirung der Festung Givet den Feind in Zaum hielt, und besonders am 2. und 3. November dessen wiederhohlte Ausfälle mit Bravour zurück wies. Auch in Deutschland war das Glück den alliirten Armeen Anfangs günstig. Wurmser, der am Oberrhein commandirte, drang in Elsaß ein, und überwältigte (13. October) die Linien zwischen Weissenburg und Lauterburg. General Lauer nahm Fort-Louis (Fort Vauban) 14. November. Die Preußen hatten den 22. July Mainz eingenommen. Glücklicher kämpften die neuen Feldherrn der Republik, Hoche an der Mosel und Pichegru am Rhein, am Ende des Jahres. Der Herzog von Braunschweig zog sich nach Kaiserslautern zurück. Hier lieferte er gegen Hoche eine mörderische 3tägige Schlacht 28. — 30. November und eine zweyte am 22. December bey Froschweiler. Nach unaufhörlichen wüthenden Gefechten, die Wurmser auf der ganzen Linie im Elsaß gegen Pichegru bestand, mußte er der Nothwendigkeit weichen und sich bey Speyer über den Rhein zurückziehen, Braunschweig gegen Mainz. Glücklicher war das Beginnen des dritten Feldzugs, an dem Kaiser Franz persönlich Antheil nahm. Unter seiner Anführung wurden die Franzosen den 9. April 1794 von Bouchain (im Hennegau am linken Scheldeufer) verdrängt, und der Feldzug mit der siegreichen Schlacht bey Chateau Cambresis 17. April eröffnet. Eine zweyte gewonnene Schlacht bey Landrecy 26. August, die dem Feinde 12,000 Mann kostete, lieferte diese belagerte Festung bald darauf in die Hände der Kaiserlichen. Jourdan und Pichegru mit immer neuen überlegenen Menschenmassen verstärkt, setzten hier dem weitern Vordringen der Österreicher das Ziel. Clerfait ward vom letztern nach einem wüthenden Kampfe bey Courtray 12. May bis Gent zurückgedrängt. Bey Tournay lieferte ihm der Kaiser und Coburg am 22. May eine 16stündige Schlacht, die von beyden Seiten 20,000 Menschen hinraffte, nach der sich beyde Heere in ihre Stellung zurückzogen. Nach viermahligen abgewiesenen Versuchen gelang endlich dem beharrlichen Jourdan der Übergang über die Sambre. Hier ward um die Festung Charleroy blutig gestritten. Umsonst hatte sie der Kaiser, welcher am 13. Juny nach Wien abgereist war,

am 9. entsetzt. Sie mußte sich, nachdem zwey rasende Angriffe abgeschlagen waren, am 25. ergeben. Der 26. war Zeuge der heißen Schlacht bey Fleurus, die bereits von Coburg gewonnen, nach einem neuen Angriff Jourdans wieder verloren ging. Ein fester Platz fiel nach dem andern. Clerfait, Coburgs Nachfolger im Oberbefehl zog sich über die Maas zurück, und nach unaufhörlichen blutigen Gefechten am 5. October bey Mühlheim über den Rhein. Zum letzten Mahle hatten in diesem Kriege den belgischen Boden österreichische Truppen betreten, von dem nun die Franzosen Besitz nahmen, welchen, begünstigt von einem der härtesten Winter, auf dem Eise auch die Eroberung Hollands gelang. Nicht glücklicher wurde am Rheine gefochten, wo Braunschweig durch Möllendorf, und Wurmser durch Waldeck abgelöst waren. Die Alliirten mußten sich bey Mainz und Oppenheim (22. October) gänzlich auf das rechte Rheinufer zurückziehen. In diesem Feldzuge hatte das Franz Kinskysche Regiment sich im Treffen bey Sprimont an der Maas sehr tapfer gehalten und in selbem großen Verlust an Mannschaft gelitten. Im April wurde es vorzüglich in dem Gefechte bey Arlons auf der Straße von Longui, wo der Feind mehrmahls zurückgedrängt wurde, verwendet. Hauptmann Spiegel und Unterlieutenant Greiner fanden hier Gelegenheit, sich durch ihr tapferes Benehmen auszuzeichnen. Im May (18. und 19.) war es bey Bouillon (den 21.) bey Neufchatel mit dem Feinde im Handgemenge. Beym Entsatz von Charleroy 9. July kämpfte es mit Ruhm unter den Augen seines Monarchen. Auch in der Schlacht von Fleurus 26. half es muthig den Sieg erst erkämpfen, dann den verlorenen dem Feinde theuer verkaufen. In beyden letztern Affairen waren zahlreiche Todte und Verwundete das Opfer erfüllter Pflicht und Tapferkeit, unter ihnen der würdige Regiments-Commandant Obrist von Wendland, der bey dem Angriffe auf Charleroy sein Regiment muthig vorführend, tödtlich verwundet wurde, und am 29. verschied. Ihn ersetzte im Regiment Oberst Baron Auffenberg. Im folgenden Jahre stand Österreich, mit England seit dem 20. May alliirt, und die südliche Hälfte des deutschen Reichs, allein gegen Frankreich, und hatte mit Ende desselben sehr glückliche Resultate erfochten. Preußen und die übrigen Verbündeten waren vom Kampfplatze abgetreten, auf dem bis zum Herbste nichts Erhebliches vorfiel, außer daß der greise Held Bender Luxemburg 5. Juny 1795 übergeben mußte, und Devins in Italien am 25. bey Vado die Feinde unter Kellermann und Massena schlug. Unglücklich focht er gegen Scherer am 23. November bey Loano. Jourdan eröffnete den Feldzug am Rheine mit einem fünffachen Übergange den 6. September. Ihm gegenüber deckte Clerfait den Mittel- und Niederrhein. Am Oberrhein stand Wurmser im Breisgau, Pichegru mit einer Hauptarmee bey Straßburg. Jourdan nahm Düsseldorf 15. September und Pichegru, Mannheim den 20. Diese ersten Siege vergalten die Kaiserlichen unter Klenau durch das Treffen bey Handschuhheim 24. September und unter Quosdanowich bey Heidelberg. Clerfait siegte bey Höchst 12. October, Wurmser erstürmte das verschanzte Lager bey Mannheim den 18., welches am 21. November capitulirte. Den 5. October fiel Freyburg im Breisgau nach zwey monathlicher Belagerung. Vorerst entsetzte Ehrenbreitstein. Die furchtbaren Linien von Mainz nahm der heldenmüthige Clerfait mit stürmender Hand den 27. October 1795. Worms wurde am 11. November besetzt. Der allseitige Angriff, den die Rhein- und Moselarmee am 10. December wagte, mißlang gänzlich. Waffenstillstand den 30. December geschlossen, endigte den Feldzug, dessen Ausgang für die kaiserlichen Heere so glänzend war, und der das linke Rheinufer wieder in ihre Hände gegeben hatte. Gleich bey den ersten feindlichen Ereignissen dieses Jahres hatte das Regiment gegen den Feind ein äußerst hartnäckiges Gefecht, bey dessen Rheinübergang bey Münchelheim und Neu-Chom den 5. und 6. September zu bestehen, den 18. und 19. widerstand es dem Vordringen des Feindes bey Limburg an der Lahn. Bey Erstürmung der französischen Linien vor Mainz, die ein vaterländischer Dichter „nicht Schanzen, sondern Abgründe der Befestigungskunst" nennt, stürmte das dritte Bataillon als Avantgarde der dritten Colonne, und nahm eine der Riesenschanzen, die das Dorf Heiligenkreutz deckten. Die andern zwey Bataillons standen gegen die zwischen Marienburg und Bretzenheim vorrückende feindliche Cavallerie und wiesen sie zurück. Mehr als ein Jahr hatten die Franzosen, die vor Mainz lagen, an den Werken gearbeitet. In den ungemein ausgedehnten, überall festen und furchtbaren Verschanzungen stand das Fußvolk durch Erdwälle von 8 Fuß in der Dicke bis an die Augen verdeckt. Die Gräben waren 20 Fuß breit, 10 Fuß tief, mit 4 Reihen spanischer Reiter besetzt, und eine ununterbrochene Linie von 6 Reihen Wolfsgruben, die 6 Fuß im Durchschnitt und 7 in der Tiefe hatten, gähnte jeder feindlichen Reiterey, die sich nähern wollte, furchtbar entgegen. Alle 25 Schritte waren halbe Monde angebracht, in deren jedem 3 Kanonen auf einer Batterie standen, und 150 Schritte vorwärts dieser Werke drohten Hornwerke und Redouten, jede aus 10 bis 14 Feuerschlünden dem Muthe der sich Nahernden ein Ziel zu setzen. In einem Umkreise von mehr

als 3 Stunden denke man sich 50 kleine Festungen, durch Gräben verbunden, und durch Vorwerke verwahrt, mit 600 Feuerschlünden aller Art besetzt und von 80,000 Mann vertheidigt, und man hat die Arbeit vor sich, der Clerfait und seine vortrefflichen Truppen gewachsen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographisch-kritische Uebersicht der in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke.

(Fortsetzung.)

323. Siebenbürgische Chronik und Kriegshändel zu Wasser und Lande; darinnen auch der Wallachen, Moldaver und Podolier Ursprung und Herkommen, Sitten ꝛc. Meldung geschieht, in welcher nicht allein von den Geschichten Johannes Vaivoda, in Siebenbürgen Anno 1528 sondern auch des jetzigen Sigismundi Fürsten in Sybenb. ꝛc. Ritterlichen Kriegsthaten gegen den Türcken gehandelt wird, continuirt bis auff den Aprilem 1696. Jahrs. Sampt etlichen Kupferst. ꝛc. beneben den vornehmsten Schlachten ꝛc. zu Wallstatt 1596.

324. Ungerischer und Siebenbürgischer Kriegshändel Außführliche Beschreibung, Was sich vom Früling Anno 1592 (umb welche zeit der Erbfeind Christlichs Namens der Türck, wider auffgerichten und zugesagten Friden, die Christen in Ungern und Crabaten ꝛc. ꝛc. widerumb mit Krieg anzugreiffen unterstanden) biß den Früling dieses jetzt lauffenden 1596. Jahrs, zwischen gemeltem Erbfeindt und den Christen sowol in ober als under Ungern, Siebenbürgen, Wallachey, Moldaw, Poln ꝛc. ꝛc. In Schlachten, Scharmützeln, Einnemmung der Länder, Stätt, Vestungen unnd anderen Sachen, von ein unnd dem anderntheil, denselben Krieg belangendt, gedenckwürdiges verloffen unnd zugetragen. Alles mit sonderm Fleiß, aus vielen glaubwirdigen Schrifften, dem Christlichen Leser zu Erinnerung und Ermahnnung, zusammen getragen, damit er des grewlichen Erbfeindes Macht, Tyranney unnd List desto mehr zu gemüth führen, unnd Täglich Gott den Allmächtigen bitten wölle, unserm Christlichen Kriegßvolk Sieg wider diesen Erbfeind zu verleihen. Frankfurt a. M. 1596.

325. Familia Othomanica, et quas singuli ex ea Tyranni clades Christianis nefarie intulerint ex variis et nonnisi probatissimis autoribus collecta atque in hanc synopsin redacta, opera et studio singulari Laurentii Scheuerli, Ulmensis illustris Juliae Professoris ordinarii. Pragae 1596. 4. Ist eine kurze Übersicht der ersten dreyzehn Herrscher des osmanischen Hauses bis zur Thronbesteigung Mohammed des III., so wie das folgende:

326. Compendiaria praecipuarum rerum Turcicarum relatio, septem distinctis capitibus Turcorum originem, oeconomica, Ecclesiastica et politica; septem item principum septem Regum et septem Imperatorum res gestas Historiophilis exhibens ex diversissimis autoribus collecta per Michaelem Laurentium Risebergium Ecclesiast. Gardelegensem. Helmstadii 1696. 4.

327. Ursprung unnd Anfang jetzigen Türcken-Kriegs in Ungern, darauß zusehen, wie der mainaydig, Friedbrüchige Türck Amurat mit dem Zunahmen Cadobando, vnd seine Bassen solchen Krieg Anno ꝛc. 87 in Crabaten angefangen. Daneben auch eine kurtze Beschreibung deren Königreich Land und Fürstenthumb, welche der Erbfeind der Christenheit abgetrungen ꝛc. Dann auch etliche Rathschläg und Christliche Bedenken, wie der Erbfeind zu Wasser und Land zu bekriegen. München 1594 in 4.

328. Neue Siebenbürgische Victoria mancherley Treffen Schlachten, und christliche Überwindungen, d. i. wie der durchl. Hoche Fürst und Herr von Siebenbürgen die herrliche Stadt und Vestung Temeswar zuvor aber die Stadt Ferolak auch die Stadt Conat in diesem gegenwärtigen Junio mit ritterlicher Hand gewaltsam erobert u. s. w. 1596.

329. Kurtze wahrhaffte Siebenbürgische Tatarische Türkische und andere Zeitung, darinnen vermelt, was sich vor, in und nach der Belagerung Temswars mit stürmen, schießen, Feuerwerk, einfellen, Schlachten, Scharmützeln und anderen zugetragen, von einem frommen Christen so mit und bey obgemeldten handlungen gewest, beschrieben 2596.

Denselben Feldzug von 1595 und 1596 beschreibt das folgende erst im J. 1597 zu Frankfurt erschienene Werk:

330. Mansfeldiana Militia Hungariae: hoc est Panegyris et vera methodica narratio de virtutibus, vita, moribus, progressu, disciplina belli, Rebus gestis, Morte Illustrissimi Caroli Magnanimi Principis atque Comitis in Mansfeld etc. Sereniss. Austriae Archiducis Mathiae Imperatoris belli Hungariae inferioris Vicarii, quibus nervosa militari prudentia elucescit laboriosa expugnatio Strigonii et Vizzegradi sicut etiam habita praelia cum Turcis et velitationes, consignata in ipsis Castris Strigoniensibus Anno 1595 a Nicolao Gablmann. Francofurti 1597. 4.

331. De expugnatione Hatvanae a Christianorum exercitu facta Anno 1597 narratio historica auctore M. Jansonio (Im Syndromus p. 269 — 271.)

332. De obsidione Petriae in Croatia anno 1597 narratio ejusdem (Im Syndromus p. 271 — 278.)

333. De expugnatione Agriae et praelio ibidem ad Kerestam cum Christianis gesto à Mahomete III. Turcarum tyranno 1597 mensi Septembri et Octobri, narratio historica, auctore M. Jansonio. (Im Syndromus p. 273 — 281.)

334. Infausta ad Kerestium Christianorum pugna brevis ac dilucida narratio per Arnoldum Helim Medioburg. Anno 1597. (Im Syndromus p. 201 — 289.)

335. Curionis Coelii Augustini, Saracenicae Historiae libri III. in quibus Turcarum origines et res per annos 700. gestae continentur (usque ad a. 1517.) His accessere Wolffgangi Drechsleri earundem rerum Chronicon emendatum et auctum a Georgio Fabricio, cum appendice, quo ad nostra usque tempora (ab a. 1596 — 1594) historia continuatur, addita a Joanne Rosino. Item Coelii Aug. Curionis, Marochensis Regni in Mauritannia a Saracenis conditi descriptio. Coelii Secundi Curionis de bello Melitensi a Turcis a. 1563 gesto historia nova. Francofurti 1596. Folio.

336. Vngarische vnd Türckische Zeitung, Belägerung, Stürmung, Victoria vnnd Einnam Poppas. Verzeichnuß, vnnd Ordentliche vermeldung, was sich seidher dem jüngst verflossenen Junio, biß auff diese jetzig Herbstzeit mit außfällen, Scharmützeln ꝛc. ꝛc. Item was sich mit Sybenbürgischen Botschafften verloffen. Mit schönen Figuren. Nürnberg 1697. 4.

337. Chitraei Davidis Cronicon Anni 1593. 1594 et initii 1595. Lipsiae 1595. 8. — Continuatio ab anno 1595 et tribus sequentibus usque ad praesentem annum ibidem 1599. 8. — Anni 1599. Eventus aliquot memorabiles adnotati ibidem 1600. 8. Das über die Türkey darin Enthaltene ist sehr kurz und füllt nur wenige Blätter, von Seite 42 — 68 dann 159 — 162 und 193 — 195 und in der zweyten Fortsetzung Blatt 21 und 22.

338. Annus Christi 1697. Historische erzöhlung der fürnembsten Geschichten vnd handlungen, so in diesem 1597. Jahr, vast in gantzem Europa, denckwürdig abgelauffen. Durch Samuelem Dilbaum, Burgern zu Augspurg, auff das trewlichest, Monatweiß der gestalt beschriben, daß jeder Monat vnder seinem eignem Titul, besonder Getruckt werden, vnnd außgangen ist. Getruckt in deß G. Gottshaus Sanct Gallen Reichshoff Rorschach am Bodensee, bey Leonhart Straub, Im Jar 1597.

339. Mahometische History, Was der Gottlose vnd falsche Prophet Mahomet für ein falsche verführerische Ketzerey vnd Lehr erdacht, durch welche er in grosses ansehen bey allerley Völckern kommen, vnd jhm ein gewaltigen anhang gemacht, welche ihn für ein König auffgeworffen. Was bey jhm vnd seinen Nachfolgern in Kriegshändeln, biß auff Ottomannum den ersten Türckischen Keiser, von dem bis auff diesen jetztregierenden Mahomet. Auch mit Rom. Kay. vnd Kön. in Vngern, Böhem, auch andern Christlichen Königreichen vnd Landschafften sich zugetragen hat. Was für vnrath auß seiner Lehr entsprossen, was der Türcken Glaub, Bräuch, Sitten, Handel vnd wandel auch wie sie jhre Kriegs Obersten, Kriegsordnung machen, wann sie gegen die Christen zu Feld ziehen, vnd wie sie mit den gefangnen Christen umbgehn. Hierbey Rath vnd Anschlag, wie vnd wo man Gelt, Volck, Geschütz, Kraut Loth vnd Kriegs Munition, ohn beschwernuß bekommen mag, dem Ertz und Erbfeindt Christi, zu Wasser vnd Land zu begegnen, anzugreiffen vnd zu vertreiben. Mit angehengter Ungarischer Chronick, was sich in Vngern, vom ersten Christlichen König, biß auff diesen jetzt regierenden begeben hat. Mit anzeigung was die Ursach sey, dieses jetzt hochschädlichen Kriegs. Allen Christen zu gut, auß bewehrten Historischreibern zusammengefügt durch Conrad Löw, aller Historien liebhaber. Cölln 1596.

340. Compendio Historico delle Guerre ultimamente successe tra Christiani, et Turchi, et tra Turchi, et Persiani nel quale particolarmente si descrivono quelle fatte in Ungheria et Transilvania, fino al presente Anno 1597. dove per più facilità dé Lettori si è posta in disegno essa Ungheria et Transilvania; con tutte le sue Provincie, città, fortezze, monti, laghi, et fiumi; il tutto situato a suo luogo, come si può vedere per la scala delle miglia Italiana, che in essa figura si contiene. Con un Sommario dell' origine dé Turchi, e Vite di tutti i Principi di Casa Ottomana; et un' arbore, nel quale si contengono tutti gli Imperatori di detta Casa. Di Cesare Campana. Con Privilegio. Vinegia 1597.

341. Acta Mechemethi I. Saracenorum Principis; Genealogia Successorum ejus usque ad Mechemethem III.; Vaticinia item Severi et Leonis in Oriente Impp. interitum Regni Turcici sub Meche-

methe hoc III. praedicentia cum iconibus fratrum Joh. Theod. et Joh. Israelis de Bry. Francofurti 1597. 4.

342. Jaurini in Hungaria 29. Martii 1598 felicissime recuperati descriptio, per Hier. Arconatum. (Im Syndromus p. 295 — 306.)

343. Trophaea de Jaurino propugnaculo Pannoniae miraculose recuperato auctore Nic. Reusnero Leorino Com. Palat. Caes. et Consiliario Saxonico. (Im Syndromus p. 295 — 306.)

344. Carmina votiva de duplici victoria in Hungaria miranda, scilicet fortissimi propugnaculi Jaurinensis, et regiae sedis Budensis recuperatione Anno 1598 facta, scripta a Davide Hesso. (Im Syndromus p. 307 — 322.)

345. Summaria eorum, quae in obsidione Budensi Anno 1598 notatu maxime digna occurrerunt, ephemeris per Arnoldum Helium (Im Syndromus p. 323 — 326.)

346. Expeditionis Christiani exercitus ad Canisam diarium Anno 1600. (Im Syndromus p. 326 — 336.

347. Campani Joan. Turcicorum Tyrannorum, qui inde usque ab Ottomanno rebus turcicis praefuerunt, descriptio, ubi res ipsorum gestae breviter exponuntur. Pragae 1597. 8.

348. De rebus Turcicis Comentarii duo accuratissimi Joachimi Camerarii Pabenbergensis a filiis nunc primum collecti ac editi. Francofurti 1598.

349. Discurs ungarischer, sibenbürgischer, tartarischer, wallachischer, türkischer und tatarischer Handlungen, kurtze Anzeig und Erzehlung, was sich vom verflossenen Herbst an biß auf diese Zeit, in vier Monaten her, mit, in, zwischen, vor, und nach der Belagerung Raabs begeben, u. s. w. 1598. Mit der Kontrefaktur der beyden Serdare.

350 Portrait der türkischen und tartarischen Abgesandten, die Audienz gehabt. 1598. — Ein Extrablatt wie die vorhergehenden und das folgende:

351. Continuatio ungarischer und siebenbürgischer Kriegshändel, ausführliche Beschreibung was sich vom Herbst nechst verflossenen 97 bis auf den Frühling des itzt schreibenden 98 Jars zwischen dem Erbfeind christlichen Nahmens den Türken und Christen in Schlachten, Scharmüzeln, Einnemung der Länder, Stät, Vestungen und anderen Sachen Merkwürdiges begeben 1598.

352. Herrn Adolffen Freyherrn von Schwartzenberg Exc. wahrhaffter Bericht und widersprechen auf das unwarhaffte Gedicht und schmählied so dis Jar in deutscher Sprach gedruckt und ausgebreitet worden Augsburg 1598.

Weit gehaltvoller als diese Extrablätter, wiewohl mehr raisonnirenden als historischen Inhalts ist der Ottomanno Soranzo's, ein kleines aber sehr pragmatisches Werk über den damahligen Zustand und die Tagsgeschichte des türkischen Reichs:

353. L'Ottomanno di Lazaro Soranzo, dove si da pieno ragguaglio non solamente della Potenza del presente Signor de Turchi Mehemeto III. de gl' interessi, ch' egli hà con diversi Prencipi, di quanto machina contra il Christianesmo, et di quello che all' incontro si potrebbe a suo danno oprar da noi; ma ancora di vari Popoli, Siti, Città, e viaggi, con altri particolari di Stato necessarii a sapersi nella presente guerra d'Ongheria. Alla Santità di N. Sig. Clemente VIII. Ferrara 1599.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In der holländischen Zeitschrift „Vaderlandisch Letter-Oefening" wird gezeigt, wie unwirksam die Maßregeln geblieben sind, welche man zur Abschaffung des Sclavenhandels bisher genommen hat. Zwar besteht England darauf, daß vermöge einer Übereinkunft mit den Niederlanden, das Recht gegenseitiger Visitation der Schiffe ausgeübt werde; allein sehr oft weiß man dieses zu vereiteln. So hatte z. B. ein holländischer Sclavenhändler die colombische Flagge aufgezogen, so oft er auf englische oder holländische Schiffe traf; auch war er mit colombischen Papieren versehen. — Eine andere Schwierigkeit biethen die Prisengerichte. Im J. 1823 wurde ein holländischer Sclavenhändler von einem englischen Schiffe aufgebracht und nach Curacao geführt; indeß erklärte der Gouverneur der Insel sich für incompetent, sobald nicht eine englisch-holländische Commission zugezogen würde. Um seine Prise nicht auf eigene Kosten nach einer andern Colonie bringen zu müssen, war der Engländer genöthigt, sie loszugeben. —

Der Ritter Z. Topelius hat unter dem Titel: „Suomen kansan wanhoja Runoja" zwey Bände alter Runen und neuer finnischer Volkslieder herausgegeben. Ein dritter Band soll nächstens folgen. — Vom Erzbischof Tangström sind Denkwürdigkeiten der Kirchengeschichte Finnlands erschienen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 14. November 1825.

Briefe des Pohlenkönigs Johann Sobiesky (geb. 1624, König 19. May 1674. † 17. Juny 1696) beym Entsatze Wiens, an seine Gemahlinn, die Königinn Maria Louise Casimire de Bethune, Marquise de Arquien.

I.

Heiligebronn drey Meilen von Tuln, wo man die Brücke baut, ultima Augusti.

Einziger Seelen- und Herzens-Trost, schönstes und geliebtestes Mariechen!

Spät in der Nacht, als ich von Nikolsburg zurückgekommen war, wohin ich, wie zu ersehen, ganz leicht gerüstet gereiset war, habe ich von der Krakauer-Post im Lager, von Ewr. Liebden, meinem Herzchen, mit unbeschreiblichem Vergnügen einen Brief angetroffen. Vor allen Dingen habe ich auf der Numer gesehen und bemerkt, daß es schon der zweyte Brief ist, aber den ersten habe ich noch nicht gesehen, denn das ist nach unserer Trennung die erste Post, dann habe ich auf das Datum gesehen, da steht aber nur der Tag und der Abend, doch habe ich weiterhin gefunden, daß dieß Schreiben bereits von Krakau ist. Gott sey Dank, daß Du, mein Herz, glücklich und gesund nach Krakau gekommen bist. Der Schmerz in den Fingern ist doch sonderbar. Kommt mir ein Mahl ein guter Arzt vor, so will ich es nicht vergessen ihn zu consultiren. Was Mr. le Comte *) betrifft, so will ich Alles nach Ew. Liebden Willen thun. Ein Zelt von den meinigen habe ich ihm in Tarnowitz gelassen. Ich sehe aber, daß Stephan ihn dort verfehlt hat. Für ein gutes, sehr schönes englisches Pferd habe ich 100 Ducaten gegeben. Ich lasse es sogleich bezahlen. Aber der Hr. Stallmeister *) hat es noch nicht ausgezahlt, denn er sagte: er habe es von Siepirupki vernommen, daß Mr. le Comte Geld hat, was er vom Nuntius **) geborgt. Der Herr Nuntius soll das Geld aber bekommen von der Assignation auf die Krakauer-Woywodschaft. ***) Mit dem übrigen Gelde wird geschehen, was Ew. Liebden mir schreibt, doch hierüber soll Alles mit dem Major abgemacht werden. Geld brauchte man hier eigentlich nicht, den überall gab man guten Proviant. Dennoch, wie mir die Officiere klagen, laufen viele Soldaten und Knechte weg. Man muß um Gotteswillen die Leute fangen lassen, besonders um Czenstochau und es dem Hrn. Kanzler melden. Das ist ein böser Mann der Menschinsky, er war in Lemberg und schreibt mir kein Wort von den Kosaken und was er in der Ukraine ausgerichtet: der Lemberger Postmeister Rywert meldet von ihm, daß er in Lemberg ist und Alles selbst schreiben wird. Wäre es nicht besser gewesen, daß er der böse Wicht eben mir darüber geschrieben hätte. Ich mache mir jetzt nun um Niemanden mehr einen Kummer, nur nach den Kosaken seufze ich oft. Ich habe mir es so viel Geld kosten lassen und habe sie nicht zur rechten Zeit. Est il supportable! ich bitte das zu bedenken. Man muß die Absendung der Kosaken betreiben, sobald sie kommen. Andere Leute brauchen wir hier nicht, man muß ihnen Wagen geben. Viele Reiterfahnen haben hier keine Lanzen und Spieße. Ich habe viele Lanzen von den meinigen erhalten und auch lithauische Lanzen, denn man hört ja nichts von den Lithauern. Erinnere Dich

*) Der Bruder der Königinn.

*) Der Stallmeister Matczynski. Er half dem Könige bey Paskan das Leben retten, ward 1689 Woywode von Bels, hernach Kronschazmeister, † als Woywode von Rothreussen 1697.

**) Nuntius Palavicini.

***) Kanzler Wielopolski (Schwager des Königs.)

Ew. Liebden, mein Herzchen, wie wenig Lust ich hatte, solche Reiterfahnen mitzunehmen. Ich wußte und sahe es, daß es das Geld in Koth werfen heißt. Hier für mein Geld habe ich in den Städten, Lanzen machen lassen und soll sie nun an fremde Reiterfahnen abgehen. Das kannst Du mein Herz dem Nuntius sagen und zugleich auch, daß hier die Herrn Generale und hiesigen regierenden Herrn*) uns gern und ungern sehen. Sie sehen uns gern, daß wir sie retten kommen, ungern, oder doch wenigstens mit Verwunderung, daß wir eher da sind, als sie es verhofft und sie haben bis jetzt noch nichts in Bereitschaft. Man kann Niemanden die Schuld beymessen, denn die Brücke über die Donau ist noch nicht fertig und die Sachsen und die Kriegsvölker de l' Empire sind noch weiter weg dahinter; doch eilt jetzt Alles über Hals und Kopf, Hr. Waldeck, wollte nicht ein Mahl bey mir essen. Er wollte lieber an seine Leute schreiben, daß sie Tag und Nacht marschiren sollten. Der Kaiser soll bis Krems zu Wasser kommen. Es soll gewiß seyn. Da ist schon unser Herr von Mezerytz**) zum Voraus und er wird Morgen zu mir kommen. Der Prinz Conti***) ist in Frankfurt geblieben nach Empfang eines königl. Schreibens, aber de Soissons†) ist selbst wieder angelangt; nur Sepville wollte nicht näher kommen. Er hat sich eine Ausflucht nach Insbruck erdacht zur Kaiserinn Witwe unter dem Vorwande, ihr den Tod der Königinn zu melden. Von brandenburgischen Truppen hört man hier gar nichts. Man will auf sie nicht warten. Du kannst mein Herz gelegentlich dem Nuntius es vorwerfen, daß ich wohl das geweihte Schwert††) verdient habe, welches man dem König Michael geschickt und die Rose und doch hat man mir, dem Sieger von Chozym, zum Erstaunen aller Welt, diese Ehre nicht erwiesen. So einen Irrthum hat Rom niemahls begangen. Rowert klagt, daß die Post nach Lemberg von Krakau über Warschau geht.

Ich habe gestern mit der Armee mehr als sechs pohlnische Meilen gemacht. Frühmorgens traf ich mit dem Woywoden von Wolhinien†††) zusammen. Da kam unverhofft zu uns der Herzog von Lothringen, denn die Vorposten hatten ihn nicht erkannt. Er hatte nur etwas über zehn Leute zu Pferde mit sich, doch fand er uns zu seiner und seines Gefolges Verwunderung, in guter Ordnung, denn zufälligerweise hatte ich eine halbe Stunde vorher Ordre gegeben, wie man morgenden Tages marschiren sollte. Wir haben doch vier volle Fahnen schwergerüsteter Reiter; viele haben Lanzen. Es sah schön aus. Vor dieser Zusammenkunft sahen wir am Himmel um 7 Uhr früh bey gutem und schönem Wetter, einen Regenbogen wie der Mond so groß, wie er vor dem Neumonde zu seyn pflegt. Das ist etwas Ungewöhnliches. Wir gingen gegen Abend. Der zeigte sich hinter uns gegen Morgen, links von der Sonne. Es dauerte ein halbe Stunde. Der Herzog von Lothringen stieg ab vom Pferde und besah unser Heer, welches ein Lager bezog und man schlug unterdessen die Zelte auf. Ich bath ihn zu Tisch. Das erwartete er nicht, denn unsre Wagen kamen erst eben an und wir waren an einem Orte stehen geblieben, wo weder Wasser noch Holz oder Feuer war. Doch hatten wir alle genug. Sie aßen und tranken zur Genüge. Eine Stunde hernach kam Hr. Waldeck, der aß mit uns nicht aus oben besagtem Grunde. Das Porträt des Herzogs von Lothringen beschreibe ich unten. Aber das muß ich Ew. Liebden zu vergnügen noch zum Voraus sagen. Zuerst wollte der Herzog keinen andern Wein trinken, als Moseler mit Wasser und zwar sehr viel Wasser. Er trinkt nähmlich gar keinen Wein. Wie er aber lustig wurde, so trank er doch auch Ungarwein. Der Taffe,*) welcher von ihm sein Gesandter war bey meiner Königswahl, war auch da, aber der Warner betrank sich selbst und reitzte dann auch den Herzog an zu trinken. Als der Herzog recht lustig geworden, fragte er, wie pohlnisch Vater und Bruder hießen? Man sagte es ihm, wie der Erzbischof von Gnesen**) es zu thun pflegte. Er wiederhohlte es wohl 500 Mahl, zeigte auf mich, das ist der Vater und ich bin der Sohn und ihr seyd alle meine Brüder. — Er zeigte auf den Fanfanik***) daß der zuerst, sodann kommen drey, ich bin der fünfte. Alle Augenblicke vergaß er wieder das Wort auf pohlnisch. Das trieb er ein Paar Stunden. Es waren mit ihm einige tapfere Cavaliere z. B. ein junger kleiner Savoyarde, der über 80 Freywillige mitgebracht, (der große Eugen) hernach Montekukulis.

*) Pan Krakowski d. i. Kastellan von Krakau Andreas Potocki. Sein ältester Sohn Stanislaus ist bey Wien gefallen.

**) Pan Miedzyrzecki Starost von Meseritz ist Peter Opelinski.

***) Prince de Conti François Louis de Bourbon.

†) — de Soissons Louis Thomas von Savoyen.

††) Schwert und Rose het Sobieski bekommen 1684. Michael 1672.

†††) Woywode von Wolhinien Steniawski.

*) Der berühmte Irländer Lord Taffe, der sich dann in Schlesien niedergelassen.

**) Erzbischof von Gnesen. Stephan Wydzga.

***) Fanfanik (Prinz Jacob Sobieski.)

und Auerspergs Söhne. Es ist unmöglich zu beschreiben, wie froh und vergnügt man sich zeigte. Man schrie nur immer Vivat und erhob mich jusque aux nues oder noch etwas höher über die Wolken. Von der Königswahl sprach Taffe gar viel. Er sagt, daß er mir zuerst im Nahmen seines Herrn gratulirt. Sein Herr habe gar oft nicht mit mir um die Krone zugleich sich beworben. Mit einem Worte. Wir schieden von einander sehr vergnügt. Der Herzog *) ist die ganze Nacht hindurch in das Lager unter Weges gewesen. Aus der Statt, hat man keine neue Nachricht. Man hat unsre Ankunft sogleich gemeldet, Absolument will er (der Herzog) unter unserm Commando seyn. Es war nur davon die Rede und zwar mit großer Freude, daß man mich a la tete haben würde, wenn der bestimmte Tag von Gott komme, an dem man sich mit dem Feinde schlagen würde. Ich schreibe deßwegen mein Herz, so weitläufig, damit Ew. Liebden es auch wieder mittheilt, wie eine neue Zeitung.

Portrait de Mr. de Loraine: Größe und Dicke ist wenig verschieden von der Gestalt des Fürsten Radziwil,**) Marschall von Litthauen. Gesicht und Augen sind so wie bey dem Hrn. Kron-Lagermeister***) und er scheint auch von gleichem Alter zu seyn! Die Nase aquitain gar sehr, gleichsam en pervynet. Die Augen schön, und durch und durch schauend. Ton de voix angenehm. Die Blattern im Gesicht sind sehr deutlich. Bien plus voulé, que l'Espine. In der Breite ist der Herzog um die Lenden, wie unser neuer Mohr. Sein Kleid ist grau ohne allem Zier, die Knöpfe sind neu, schön, golden, Posamentierarbeit, der Hut ohne Federn, die Stiefeln waren vor zwey oder drey Monathen gelb, die Absätze waren von Holz. Sein Reitpferd war nicht schlecht, Sattel und Zeug alt, die Halfter gemein, ledern, schlecht und sehr alt; avec tout cecy ce n' est pas, la mine d'un Marchand, mais d' un honeste homme, d' un homme de condition et de preux chevalier. Die Unterhaltung mit ihm ist sehr angenehm. Er ist modeste, worüber man auch mit ihm sprechen mag. Er spricht wenig und scheint ein sehr ehrlicher Mann zu seyn. Er kennt den Krieg sehr wohl und widmet sich demselben voll Feuer und Leben. Die Peruque ist für wahr sehr häßlich geformt. Man sieht, daß der Herzog um den Putz sich gar nicht bekümmert. Mit einem Wort, es ist ein Mann, mit dem ich mich sehr gut vertragen kann; er ist eines weit höheren Glückes werth als er hat. Bey dieser Gelegenheit wage ich es nicht mehr mein Herz Ew. Liebden zu belästigen, doch mit unaussprechlichen Wohlgefallen, küsse ich alle Schönheiten meines geliebtesten Körperchens. — Ich verspreche auch nicht böse zu seyn als nur am Tage der Schlacht, gegen die Türken.

Mes baise mains a M. le Marquis et a ma soeur. Die Kinder küsse ich; ich freue mich sehr, daß Filonek so artig wird.

II.

Im Zelte des Großvezirs den 13. September 1683, in der Nacht.

Einziger Trost meines Herzens und meiner Seele, schönstes und theureistes Mariechen!

Gott der Herr sey in Ewigkeit gebenedeyet! Er hat einen Sieg und Ruhm unserer Nation geschenket, wie noch niemahls dergleichen die vergangenen Zeiten gesehen. Alle Kanonen, das ganze Lager, unerhörte Vorräthe sind in unsere Hände gefallen. Der Feind hat die Approchen, das Feld und das Lager mit seinen Leichen bedecket. Er flieht in Unordnung. Die Kamehle, Maulesel, Ochsen und Schafe, die er seitwärts stehen hatte, fängt jetzt erst heute unser Kriegsvolk an zusammen zu treiben und da bringen auch die Leute Türken vor sich hergetrieben, wie das Vieh. Manche, besonders Renegaten flüchten von den Türken zu uns, gut beritten und gut bekleidet. Das Vorgefallene ist so unglaublich, daß heute sogar in der Stadt und auch bey uns im Lager ein blinder Lärm war, indem man dachte, daß der Feind zurück käme, denn man kann sich es gar nicht vorstellen, als daß er zurück kommen müßte. — An Pulver allein hat er über eine Million liegen lassen. Ich habe vorige Nacht Etwas gesehen, was ich mir zu sehen immer wünschte. Unser Canaille hat an vielen Stellen das Pulver angezündet. Das sah aus, als wenn das jüngste Gericht da wäre, jedoch ohne Jemanden zu schaden. Man sah deutlich, wie sich die Walken bilden. Aber es ist doch Schade darum, es ist ein großes Unglück. Man hat über eine Million Pulver so verdorben. Der Großvezir hat sich nur auf einem Pferde und in einem Kleide, ohne Etwas mitzunehmen geflüchtet. Ich bin sein Erbe geworden,

*) Herzog Carl von Lothringen, geb. 1643. † 1690. Seine Gemahlinn, Michaels Witwe, Eleonore, Leopolds I. Schwester. — Er hatte sich um die Krone Pohlens beworben.

**) Radziwil, Marschall von Litthauen, Stanislaus † 1690.

***) Kronlagermeister Martianus Ggelinski, ein tapferer Herr, der auf seine Kosten zu Fuß und zu Roß, Fähnlein in diesen Krieg führte.

denn alle Kostbarkeiten sind mir größten Theils nach seiner Flucht zu Theil geworden, und zwar auf folgende Weise: da ich im Lager war und zwar vorne an der Spitze und den Großvezir verfolgte, der nicht weit vor mir war, so ergab sich mir einer seiner Kammerdiener, der zeigte seine weitläuftigen Zelte, die so viel Raum einnehmen, wie Warschau oder Lemberg innerhalb der Ringmauern. Ich habe alle seine Ehrenzeichen im Besitze, die Mahometsfahne, die ihm der Kaiser gegeben zu diesem Kriege. Ich habe sie durch den Talenti mit der Post nach Rom an den heil. Vater gesendet. Die Zelte und Wagen sind alle insgesammt in meine Hände gerathen et mille d' autres galanteries fort jolies, ob ich gleich noch vieles gar nicht gesehen, il n-y-a point de comparaison avec ces de Chocim. Einige Köcher mit Rubinen und Saphiren besetzt, sind allein einige hunderttausend Ducaten werth. Du wirst also liebes Herzchen mir nicht sagen, wie die Tataren-Weiber ihren Männern sagen, wenn sie ohne Beute nach Hause kommen: Du bist kein Held, weil du keine Beute bringst, denn wer Beute macht, muß vorher doch siegen. Ich habe auch das Pferd des Großvizirs nebst Sattel und Zeug. Man war dem Vizir sehr nahe zu Leibe gegangen; er hat sich doch salvirt. Seinen Kihaja, d. i. der nächste nach ihm, den hat man erschlagen und sehr viel Herrn. Von goldnen Säbeln ist alles voll und von andern Rüstungen unter dem Kriegsvolke. Die Nacht hinderte uns am Ende an der Verfolgung und auch der Umstand, daß sie auf der Flucht schrecklich sich wehren, et font la plus belle retirade au monde. Ihre Janitscharen haben sie in den Approchen im Stiche gelassen. Diese hat man in der Nacht niedergehauen, denn sie waren so stolz und übermüthig, daß während man sich mit uns schlug, ein Theil die Stadt bestürmte. Sie hatten aber auch Leute genug darzu. Ich rechne 300,000, ohne die Tataren. Andere rechnen nur 300,000 Zelter allein und rechnen drey Mann auf ein Zelt. Das würde aber eine unglaubliche Zahl seyn. Ich rechne wenigstens 100,000 Zelte, denn sie standen in mehreren Lagern. Zwey Tage und zwey Nächte beschäftigt man sich damit, diese Zelter niederzureissen. Es nimmt sie, wer da will. Die Leute aus der Stadt kommen dazu heraus, aber ich glaube, in acht Tagen werden sie nicht fertig werden.

Unschuldige Leute, Österreicher, besonders Weiber haben sie (die Türken) in Menge im Stiche gelassen, aber wen sie konnten, haben sie getödtet. Sehr viele Weiber liegen todt da; doch sind viele nur verwundet und können noch leben. Gestern habe ich ein niedliches dreyjähriges Kind, einen Jungen gesehen, dem die niederträchtigen Kerls einen schrecklichen Hieb über das Gesicht und den Kopf gegeben. — Das ist aber ein närrischer Streich, daß der Großvezir, lebendiger dem Straußen hat den Kopf abhauen lassen, den er aus einem kaiserl. Pallaste wo weggenommen, damit er nur nicht uns zu Theil würde. Man kann es gar nicht beschreiben, was er für schöne Sachen hatte, nähmlich Bäder, ein Gärtchen, Springbrunnen, Kaninchen, Katzen, sogar Papageyen! Weil dieser Vogel aber herumflog, so konnte man ihn nicht erhaschen. Heute bin ich in der Stadt gewesen. — Sie konnte sich nur noch fünf Tage halten. Kein menschliches Auge hat je gesehen, was die Minen angerichtet. Aus ungeheuer hohen untermauerten Bollwerken haben sie fürchterliche Felsen aufgethürmt und sie so zerstört, daß sie nicht mehr halten konnten. Die kaiserliche Burg ist ganz von Kugeln verdorben. Alles Kriegsvolk, das gar sehr seine Schuldigkeit gethan hat, schreibt Gott und Uns den Sieg zu, da bey Uns der Feind zu fliehen angefangen und sich schlagen lassen. Ich mußte nähmlich den Kampf mit dem Großvezir bestehen, welcher seine ganze Macht gegen mein Volk und meinen rechten Flügel wendete, so daß unser Centrum oder Corps wie auch der linke Flügel wenig zu thun hatte.*) Deßwegen sendete man mir auch alle deutschen Hülfsvölker zu. Zu mir kamen geritten die Fürsten, der Kurfürst von Bayern, Waldek; sie umhalsten mich und küßten mich in das Gesicht; die Generale küßten meine Hände. Was thaten die Soldaten, Officiers und alle Ca-

*) Wie dieser Brief überhaupt, nach der Weise der überwundenen Türken, auf gut orientalisch verschönert und übertreibt, so spricht auch hier, Cicero pro domo sua, denn durch alle Schlachtrelationen ist es erwiesen, daß der linke Flügel des Herzogs von Lothringen und die Sachsen in den Defileen vom Kahlenbergerdörfel, Nußdorf, Heiligenstadt und Döbling, das ganze Gefecht, mit wechselndem Glück allein bestanden hatten, und die Pohlen erst um ein Uhr Nachmittags ins Feuer kamen und durch tollkühne Hitze, ein Uhlanerregiment geworfen wurde und die hinter ihm stehende Infanterie in Unordnung brachte, bis der Lothringer die große Döblinger Batterie der Türken stürmend nahm. — Übrigens ist bekannt, wie die Pohlen als Helden gefochten, Sobieski eigenhändig mehr als zwölf Türken erlegt habe und dem Großvezir selbst sehr nahe gekommen sey.

valleries und Infanterie-Regimenter, die riefen alle: „ach, unser brave Kunik!" Sie gehorchten mir so, wie mir meine eigene Soldaten niemahls gehorchen. Was geschahe heute Früh. Heute kam der Herzog von Lothringen, der Kurfürst von Sachsen zu mir, denn gestern habe ich sie nicht sehen können, denn sie waren auf dem linken Flügel, am Ende desselben und ich hatte ihnen den Hofmarschall und einige Fahnen meiner schweren Reiterey gegeben. Es kam auch heute der Commandant der Stadt, Starembert Alle küßten mich, herzten umarmten mich und nannten mich den Retter. Ich war hernach in zwey Kirchen (bey den Augustinern und bey St. Stephan.) Das Volk küßte meine Hände, Füße, Kleider. Andere rührten mich nur an und riefen: laßt uns die Hände des Königs küssen! Ich aß also nur zu Mittag bey dem Commandanten und ritt wieder in das Lager. Das Volk begleitete mich bis an das Thor und hob dabey die Hände gen Himmel empor. Ich sehe, daß der Commandant und der Magistrat auf einander scheel sehen. Bey meiner Bewillkommung hat man mir ihn nicht vorgestellt. Nun haben sich die Fürsten versammelt und der Kaiser läßt uns wissen, daß er nur eine Meil von hier ist. Ich endige den Brief erst heute früh. Man läßt mich nicht den Brief schließen und länger mit Eurer Liebden, meinem Herzchen, mich unterhalten.

Von unsern Leuten sind nicht wenig geblieben in der Schlacht. Besonders um die zwey guten Leute *) ist es mir sehr leid, was Dupont schon berichtet hat. Von unsern ausländischen Truppen ist der Herzog von Croy geblieben.

Der Bruder ist durch einen Schuß verwundet und manche andere vornehme Personen. Padre d'Aviano konnte sich meiner nicht satt küssen. Er sagte, daß er eine weiße Taube über unserm Heere hat fliegen sehen! Wir marschiren heute nach Ungarn den Feind zu verfolgen. Die Kurfürsten wollen mich nicht verlassen. So ist der Segen Gottes über uns. Ihm sey Ehre und Dank in Ewigkeit. Als der Großvezir merkte, daß er nicht Stand halten könne, so ließ er seine Söhne zu sich kommen und weinte wie ein Kind, dann sagte er zum Chan: „Hilf mir, wie du kannst." Der Chan antwortete ihm: wir kennen den König, wir werden ihm nicht Stand halten, wir müssen an uns selbst denken, um uns salviren zu können. — Wir haben hier solche Hitze, daß wir fast gar nichts essen, nur trinken. So eben hat man noch eine ungeheure Menge Pulverwagen mit Pulver und Bley gefunden. Ich weiß nicht, womit sie (die Türken) schießen werden? So eben meldet man uns, daß der Feind seine letzten kleinen Kanonen verlassen. Nun sitzen wir auf, also dem Feinde nach, nach Ungarn und wie ich schon geschrieben, so werden wir uns, gibt es Gott in Stryy sehen. Dort soll der U. Wyßonski die Camine und die alten Gebäude ausbessern lassen.

Dieser Brief ist die beste Zeitung. Man muß daraus eine Zeitungsnachricht machen, que c'est la lettre du Roy a la Reyne. Die Fürsten von Bayern und Sachsen haben mir das Wort gegeben, bis an das Ende der Welt mit mir zu gehen. Wir müssen zwey Meilen von hier weiter gehen in aller Eil, weil hier der Gestank der Leichen, Aase der Pferde, des Viehes und der Kamehle unerträglich ist. An den König von Frankreich habe ich einige Worte geschrieben, als an Roy tres Chretien, melde ich de la bataille gagnée et du salut de la Chrestienté. Der Kaiser fährt auf der Donau; er ist nur noch 1 1/2 Meilen von hier. Er möchte so bald als möglich nur in der Stadt seyn, pour chanter le Te Deum und deßwegen mache ich ihm hier Platz, denn ich halte es für das größte Glück, dem Ceremoniel zu entgehen. Wir haben ja hier nichts weiter als dieß genossen. Fanfanik etait brave au dernier point, (d. i. der Prinz Jacob Sobieski) nicht ein Fuß breit ist er von mir gewichen, se porte a merveille bey solchen Strapazen, die nicht größer seyn konnten, et se fait fort joli. Mit dem Herzog (Kurfürsten) von Bayern, der immer zu uns kommt und auch gestern zum Commandanten gekommen ist, wie er hörte, daß wir da waren, ist er (Prinz Jacob) wie ein Bruder mit dem andern. Fanfanik gibt ihm seine letzte Beute.

Der Prinz Hesse von Kassel, der nur fehlte, ist auch angekommen. C'est une armée veritablement ressemblente a celle, que le grand Gotefred menoit a la Terre sainte. Ich muß also schließen. Ich küsse und herze von ganzen Herzen mein schönstes Mariechen.

(Dann heißt es, das Übrige war vermischt ꝛc.) Zuletzt noch ein Postscript. Minionek kann sich worüber freun, denn seine Fahne hat den Großvezir zum Weichen gebracht und hat den größten Ruhm bey der Armee erworben.

(Minionek ist Prinz Alexander, zweyter Sohn des Königs.)

*) Andreas Modrzewski Unterschatzmeister, Stan. Potocki, Starost von Halicz.

Literarische Neuigkeiten.

Der in Böhmen mit hohem Rechte so geachtete Veteran Abbe Joseph Dobrowsky hat diesen Sommer zu einer literarischen Excursion in die Lausitz benützt. Er excerpirte in Görlitz manche sehr interessante Slavica und fand auf der Rathsbibliothek in Bautzen, eine alte wichtige Handschrift von den Landgrafen in Meissen und Thüringen handelnd. — Der in Wiens Bücherschätzen und selbst im geheimen Staatsarchive so gastfreundlich aufgenommene, nunmehrige Archivar in Hannover Dr. Pertz, der vorzüglichste und glücklichste Aebeiter der Frankfurter-Gesellschaft für die Herausgabe der deutschen Quellen des Mittelalters, brachte einen großen Theil dieses Sommers auf der Dresdner- und Leipziger-Bibliothek zu und fand dort ein, dem XII. Jahrhundert angehöriges Legendarium des einst an diplomatischen Schätzen und an Gelehrten reichen Klosters Altaich, worin eine Legende des heiligen Böhmenherzoges Wenzel.

Der verdiente Archivar des Stiftes Zwettl, Johann Frast, hat sowohl seinen liber fundationum monasterii zweltlensis, als auch die, der kirchlichen Topographie Österreichs bestimmte Geschichte der Stadt und des Dekanates St. Pölten vollendet und nur seine Abwesenheit vom Stift und dessen Archiv, zur Aushülfe in der Seelsorge zu Kirchbach, verzögerte die Herausgabe. — Seine urkundlichen Sammlungen aus der Vorzeit des Viertels ob dem Mannhardsberge sind so reichhaltig, daß sie beynahe schon sechs Foliobände füllen.

Die monumenta regum Poloniae sind beynahe vollendet, auch die jagellonische Capelle. Ein eifriger Mitarbeiter ist gestorben, der Mahler Stochowitz; der im jagellonischen Saal die wahre und die angebliche Geschichte der Krakauer Hochschule in Fresko gemahlt hat.

Der Graf Racynski, Verfasser einer sehr splendiden Reise in die Türkey, hat auch Briefe des großen Königs Johann Sobiesky herausgegeben, die von den bisher bekannten, in manchen Stücken wesentlich verschieden sind; wie die obige Probe zeigt.

Durch des verdienstvollen pohlnischen Dichters und Geschichtschreibers J. Uesin Niemczewicz Geschichte Siegmund III. (Dziece panowania Zygmunta III., Krola Polskiego) ist der lange Streit über den sogenannten falschen Demetrius, der in Rußland weit mehr Verwirrung angerichtet hat, als die Pseudo-Friedriche und Waldemare, Pseudo-Balduine und Sebastiane in Deutschland, Portugall und den Niederlanden, wie es scheint, so ziemlich entschieden und zwar keineswegs nach der alten, auch jüngst wieder vom russisch-kaiserlichen Historiographen Karamsin wiederholten Ansicht, sondern nach den Vermuthungen Müllers und Rühs, daß nähmlich jener falsche und alljährlich noch verfluchte Demetrius, der wahre gewesen sey. Er richtet seine Behauptung im Wesentlichen dahin: „Alle russischen Annalisten nennen Demetrius einstimmig einen verlaufenen Mönch, allein anders zu schreiben als nach dem Sinne des damahls Regierenden, war ohne die größte Gefahr nicht möglich. Zu jener Zeit die Wahrheit zu erfahren, war selbst dem unparteyischen Forscher versagt. Als später der Anfangs mit so allgemeinen und freudigen Enthusiasmus empfangene Demetrius durch Unbesonnenheit und Anhänglichkeit an Fremde, die Herzen seines Volks an sich abgewendet, und der Unglückliche endlich als Opfer so vielen Verraths gefallen war, — da ward unzweifelhaft angenommen, daß der Gemordete blos ein Betrüger gewesen, denn der Haß läßt keine Überlegung zu.

Eine beträchtliche Anzahl pohlnischer Manuscripte, deren Verfasser Theil an jenen Ereignissen nehmen, behauptet einstimmig: Demetrius sey der wahre Thronfolger gewesen. Außerdem sprechen dafür die auffallendsten Thatsachen, welche selbst des Demetrius Gegner nicht ableugnen. — Wie kam denn der verlaufene Mönch, der Trunkenbold, zu dem kostbaren Demantkreuz? warum bewahrte er dasselbe in der bittersten Armuth und gab dessen Besitz erst in der Todesstunde kund. — Sein Zusammentreffen mit der Czarinn Mutter fand statt im Angesicht von ganz Moskau; es hing nur von ihm ab, diese Zusammenkunft in Geheim zu veranstalten, und war er ein Betrüger, hätte er solches gewiß nicht unterlassen. Diese aufrichtigen Thränen, diese herzlichen Umarmungen; diese zärtlichen Küsse und Liebkosungen der Czarinn Mutter hatte keine Furcht herbeygeschworen, sie waren Ausdruck der Natur.

Auch war die Äußerlichkeit des Demetrius an so besondern Merkmahlen kennbar, wie sie die Natur nicht oft wiederhohlt: er hatte Warzen im Gesicht und einen Arm kürzer als den andern. Seine Kenntnisse, seine Geisteseigenschaften verriethen keinen Menschen gemeiner Herkunft; aus seinem Antlitz blickte Offenheit, Anstand und Kühnheit. In der Rede an den König Sigismund bediente er sich unter Anderm folgenden Ausdrucks „Cyrus und Romulus, obwohl Zöglinge von Hirten, doch geboren in Königshäusern, wurden Gründer mächtiger Reiche."

Ruhmwürdig war die Regierung dieses Fürsten! er hat sich großmüthig erwiesen und edel, und war leicht begeistert von allem Edlen und Großen. Er schätzte Heinrich IV. von Frankreich

hoch und hatte bereits an ihn eine Gesandtschaft ernannt. Milde war ein ausgezeichneter Zug seines Charakters; selbst seine Feinde können ihm keine Grausamkeit vorwerfen. Er verzieh den wider sein Leben Verschwornen. So weit läßt Verstellung sich nicht treiben. Auch trat nach seinem furchtbaren Ende der Mönch Otrepiow auf und bezeugte: Jener sey nicht Otrepiow, sondern der wahre Demetrius, der Sohn Iwans gewesen. — Aber des Czars Mörder ließen den Verwegenen aufgreifen, und man weiß nicht, was ferner aus ihm geworden. Als das Volk den Leichnam des Demetrius nach dem Münster zu den Füßen der Czarinn Mutter schleifte, sie befragend, ob dieser ihr Sohn sey, antwortete sie mit Thränen im Auge: „Darnach hätte man mich fragen sollen, da er noch lebte, jetzt, da er todt ist, gehört er mir nicht mehr an." —

Miscellen.

Über die Bibliothek des Serails haben verschiedene Gelehrte geschrieben; aber ihre Angaben, auf unverbürgte Reiseberichte gegründet, sind voll Unbestimmtheit und Widerspruch. Unter dem Pontificat Nicolaus V. gingen zur Auffuchung von Manuscripten, Emissaire nach dem Orient, welche in dieser, allen Christen unzugänglichen Bibliothek, das hebräische Original des Evangeliums Mathäi zu finden hofften. Della Valle rechnete darauf, hier den vollständigsten Livius und vielleicht noch einige andere unbekannte Autoren zu entdecken. Toderini machte den angeblichen Catalog dieser Büchersammlung bekannt, dagegen behauptete Serin, daß sämmtliche Manuscripte, griechische und lateinische, auf Befehl Amurads III. im sechszehnten Jahrhundert ein Raub der Flammen geworden. Aus guter Quelle wird über den gegenwärtigen Zustand der Bibliothek Folgendes genau und glaubwürdig berichtet.

Mustapha (Vater des unglücklichen Selim), welcher von 1757 — 74 regierte, kam auf den Gedanken, daß ein verborgener Feind ihm Gift beygebracht habe. Dieser durchaus ungegründete Verdacht untergrub die Gesundheit des Sultans so gewaltsam, daß er sein Ende herannahen fühlte; vergeblich wurde die Hülfe der Kunst aufgerufen. Zu dieser Zeit lebte am Hofe Mustaphas ein Grieche, mit Nahme Scarlat Karadschah, der sich durch Geist und Kenntnisse Achtung und Vertrauen des Sultans erworben hatte. Sein Neffe war es, der späterhin zum Hospodar in der Walachey ernannt wurde und im Jahre 1818 nach der Schweiz flüchtete. Karadscha, den glühender Eifer für die Wissenschaft beseelte, und der nichts sehnlicher wünschte, als die Bibliothek untersuchen zu können, eröffnete eines Tages dem Sultan: daß sein Sohn Georg, der in Leiden Medicin studirt habe, so eben zurückgekehrt sey und vielleicht das Glück haben könne, die Tage Sr. Hoheit zu verlängern. Zugleich bath Karadscha, daß ihm vergönnt werde, sich mit den alten Heilmitteln bekannt zu machen, welche in den Manuscripten aufgezeichnet seyn sollten. Noch fügte er hinzu, daß die byzantinischen Kaiser, welche Gift erhielten, dessen Wirkung unschädlich zu machen gewußt hätten.

Der Rede Karadscha's horchte der Sultan mit großer Aufmerksamkeit zu, und sogleich ertheilte er ihm und seinem Sohne Erlaubniß, in der Bibliothek des Serails alle zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nöthige Untersuchungen anstellen zu dürfen.

Die günstige Gelegenheit benutzte Karadscha, um sich zu überzeugen, daß alle in der Bibliothek befindliche griechische und lateinische Manuscripte nur Bibeln und ascetische Werke wären, und daß es kein einziges altes Werk gäbe, welches nicht schon bekannt sey. Aber doch sind viele andere, sehr interessante persische und arabische Manuscripte vorhanden, z. B. das berühmte Werk des Dscheffer-Kitabi, in dessen magischen Charakteren die Gelehrten des Orients, Nahmen und Schicksal aller künftigen Beherrscher der Türkey und Ägyptens bis an's Ende der Welt zu lesen glauben.

Am 20. Juny 1823 entdeckte der Capitän Hunter, vom Schiff Donna Carmelita, unter dem 15° 31′ südlicher Breite und 176° 11′ östlicher Länge (vom Meridian zu Greenwich gerechnet), eine Insel im Ozean, die er nach sich nannte. Sie soll ziemlich bevölkert und angebaut seyn. Die Einwohner gingen sämmtlich unbekleidet, und alle hatten den kleinen Finger an der linken Hand beym zweyten Gliede abgeschnitten.

Der Jungfrau von Orleans wahres Costum war wohl schwerlich so, wie sie auf unsern Theatern erscheint. Die „Essais historiques d'Orleans", Orleans, 1778, 8., enthalten ihr Bildniß, nach einem alten Gemählde auf dem Stadthause daselbst. Nach diesem trug sie nichts weniger als einen Helm, sondern einen diademförmigen gebeugten, mäßig aufgestülpten mit zwey Reihen Perlen besetzten und unter das Kinn gebundenen Federhut; die Haare fliegend; die Brust offen; eine Art Mieder; einen Weiberrock, die Ärmel ausgeschnitten; in der

Hand einen Degen; die Farbe ihrer Kleidung sey gewesen die Orleanser Stadtfarbe, also roth mit Gold. Auf einem andern steinernen Denkmahl hingegen erscheint sie ganz in Mannskleidern; doch auch hier ohne Helm, sondern die fliegenden Haare mit einem bis unter dem Gürtel herunter hängenden Band gebunden.

Es wurden zu Hildesheim unter Bischof Berward (993—1022) zwey eherne Thüren mit Bilderwerk gegossen, und nach seinem Tode wenn nicht vollendet, doch erst mit Inschrift zu seinem Gedächtniß versehen, welche sich noch jetzt in dem dortigen Dome befinden, und von denen der Domherr von Gudenau einen Steindruck mit beygefügter Beschreibung hat verfertigen lassen. Die acht Bilder auf dem einen Thürflügel sind aus der Geschichte Adams und auf dem andern aus der Geschichte des Heilands genommen; in dem obersten Bilde der einen Seite scheint die eben geschaffene Eva emporgerichtet zu werden, und auf dem Gegenbilde der andern Seite die Anbethung des auferstandenen Heilands, und die Gründung der Kirche durch ihn, dargestellt zu seyn. Die Zeichnungen sind nichts weniger als richtig und lassen nicht vermuthen, daß sie von einem griechischen oder italienischen Künstler sind, von deren Anwesenheit in Sachsen um jene Zeiten sich Spuren finden; aber sie sind auch nicht von ungeübter Hand und verrathen Bekanntschaft mit guten Mustern in dem Faltenwurfe, den fremdartigen, verschiedenen Trachten, der Säulen und ihren Verzierungen. Es ist durch die sogenannten korßunschen Thüren in der Sophienkirche zu Nowgorod *) fast außer Zweifel, daß damahls die deutschen Bildgießer sich zunftmäßig an eine Arbeitsform und Manier hielten, sich aber daran nicht sclavisch banden, sondern nach Zeit und Umständen freyer gestalteten. Die korßunschen Thüren sind wenigstens über ein Jahrhundert jünger als die hildesheimischen; es ist darauf das Bildniß des Erzbischofs Wigmann von Magdeburg: Wicmannus magideburgensis epc. (1156—92.) und es haben sich darauf drey Bildgießer selbst abgebildet und benannt: Riquien, Abraham und Waismuth, wovon der Nahme des Letztern offenbar deutsch ist, und die alle drey nach gleicher Tracht und nach ihrer Arbeit bey demselben Werke, bis zum Gegenbeweise, denn hier Niemand führen kann, wohl für Deutsche gelten müssen. Wo sie arbeiteten, mag zweifelhaft bleiben, gewiß ist, daß sie zusammen arbeiteten, daß ihre Arbeit mit Magdeburg in Beziehung stand, weil sie doch einen Grund gehabt haben müssen, den dortigen Bischof abzubilden, und daß ihre Arbeit in Form und Styl der hildesheimischen gleicht. Ihre Kunst ist besonder und geschmückter, aber die Verzeichnungen sind kaum geringer. Die Gestalten gleichen sich, aber sie sind schlanker; die Gegenstände bleiben kirchlich, aber es mischen sich neue hinzu, wovon der Centaur, ein Lückerbüßer nach Adelung's Vermuthung, der gelungenste seyn möchte.

*) Die korßunschen Thüren in der Kathedrale zur heil. Sophia in Nowogorod. Beschrieben und erläutert von Friedrich Adelung, kais. russ. Staatsrathe. Mit 1 Kupfer und 8 Tafeln in Steindruck. Berlin, Reimer. 1823.

Fortsetzung dieses Archives im Jahr 1826; — siebenzehnter Jahrgang.

Der Verlag dieser Zeitschrift bey Franz Ludwig (Nr. 401 Sternhof, Schultergasse nächst der böhmischen Kanzley) die wöchentliche Bogenzahl, die Ausgabetage (Montags und Freytags) und der Preis bleiben unverändert, nähmlich gegen Vorausbezahlung vierteljährig 6 fl. W. W.; halbjährig 12 fl. W. W.; ganzjährig 24 fl. W. W., bey dem hiesigen Haupt- oder bey den Provinzial-Oberpostämtern halbjährig 16 fl. W. W., ganzjährig 32 fl. W. W.

Die Zwecke des Archives blieben seit ihrer langen Dauer unverändert dieselben: — Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu fördern, — zwischen der deutschen, ungarischen und böhmischen Literatur einen vermittelnden Vereinigungspunct zu bilden, ein Magazin zu seyn für die historische Kritik und für das Quellenstudium, für jedwede neue Entdeckung aus der Römerwelt und aus dem Mittelalter, — ein Organ der Provinzialmuseen, der Sparcassen und anderer öffentlichen Institute, wie der archivalischen Studien in unsern Abteyen, — ein Kunstblatt, welches das Publicum, die Künstler und ihre Kunstwerke, immer mehr mit einander bekannt machen soll. — Auch die Reisen, die naturhistorischen Gegenstände, die polytechnischen und merkantilischen Neuigkeiten wurden fortgesetzt und besondere Sorgfalt darauf verwendet, der wissenschaftlichen Würde des Blattes und der Belehrung unbeschadet, durch eine Auswahl von Originalaufsätzen, auch die Unterhaltung der Leser im Auge zu haben. — Die im Laufe des eben abgehenden Jahres so bedeutend erhöhte Verbreitung des Archives, ist der kräftigste Sporn, jedem Wunsche des vaterländischen Publicums um so sorgfältiger und unverdrossener entgegen zu kommen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 16. und Freytag den 18. November 1825.

(137 und 138)

Peter der Große in Wien. *)

Der Schöpfer des unermeßlichen russischen Reiches, der unvergeßliche Reformator seines rauhen Volkes, der welthistorische Peter der Große, hatte unter seinen vielen Eigenschaften auch diese, daß es in seinem eifrigsten Bestreben lag, durch weite Reisen über die Gränzen seines ausgedehnten Reiches die Sitten und Gewohnheiten anderer, in der Kultur schon weiter vorgerückter Völker, kennen zu lernen, um durch die Anwendung seiner Erfahrungen auch seine Nation in der Ausbildung weiter vorwärts zu rücken.

Nachdem er sich eine geraume Zeit in Holland aufgehalten, um sich practischen Unterricht in der Schiffbaukunst zu verschaffen, beschloß er im Jahre 1697 eine Groß-Gesandtschaft an verschiedene europäische Höfe abzusenden und dieser incognito beyzuwohnen. Diese Großbothschaft bestand aus drey Gesandten. Der erste unter ihnen war Peters Günstling, der General und Admiral, Jacob le Fort, ein Genfer von Geburt, dieser stellte den Prinzipalgesandten vor, die beyden andern waren Russen von bedeutenden Familien und einer von ihnen Statthalter von Siberien. Der Titel, unter welchem Peter seiner eigenen Gesandtschaft beywohnte, war der eines Oberkommandeurs. Übrigens bestand die Suite aus 300 Personen, worunter sich 40 Volontaire aus den vornehmsten Familien des Reichs, wie auch 70 Soldaten in grüner Kleidung befanden. Der Weg ward nach Riga in Liefland genommen, wo aber diese Ambassade von Seite Schwedens keine freundliche Aufnahme erhielt und ihre Absicht, die Festungswerke kennen zu lernen, vereitelt wurde. Sie wendete sich hierauf gegen Königsberg, wo sie von dem damahligen Kurfürsten von Brandenburg auf das Glänzendste und Feyerlichste aufgenommen wurde. Der am 18. May gehaltene Einzug war prächtig, die Gesandtschaft wurde vom Kurfürsten auf dem Throne sitzend feyerlich empfangen, die öffentlich vorgetragenen Präsente huldreich übernommen und die Bothschaft bewirthet. Peter zog hierauf mit seiner Suite durch Pommern, über Colberg in die Neumark, wo die so berühmte Festung Custein in Augenschein genommen wurde, von da ging es über Berlin und Spandau in die braunschweigischen Länder und von da nach Holland und England. Auf dem Rückweg langte der Zug am 1. Junius 1698 ohne einigen Ceremoniel in Dresden an, weil der Kurfürst nicht bey Hause, sondern in Warschau abwesend war. Nachdem der Czar alle Merkwürdigkeiten Dresdens besehen hatte, trat er mit seiner Begleitung den Zug durch Böhmen nach Wien an, kam am 16. Junius beym Tabor an, und wurde von den kaiserlichen Commissarien und ihrer Suite bewillkommt und nach der Stadt begleitet. Man hatte ihm außerhalb der Stadt, zu Gumpendorf im gräflich Königseckischen Garten die Wohnung zubereitet. Kaiser Leopold aber begab sich indessen in das Lustschloß Favorita, dem heutigen Theresianum, und erwartete den Czar daselbst. Inzwischen kamen viele Hofcavaliere in kaiserlichen Equipagen und mehrere Minister und Personen vom höchsten Adel, dem erlauchten Reisenden entgegen und begleiteten ihn Abends um 9 Uhr bey Fackelschein durch die Leopoldstadt über die damahlige Schlag- die heutige Ferdinands-Brücke durch die Stadt und zum Kärnthnerthor hinaus, nach dem besagten Gumpendorf. Am 29. hatte derselbe mit dem Kaiser ganz in cognito eine geheime Unterredung in der Favorita, zu welcher ihn der zugegebene kaiserliche Commissär, Graf Ferdinand von Czernin mit dem

*) Eine actenmäßige Darstellung von Peters hiesigem Aufenthalt, enthält Hormayrs Geschichte Wiens, I. Jahrgang XII. Heft, Seite 229 — 234 und II. Jahrgang VIII. Heft, an den Begegnissen der Leopoldstadt.

ersten Gesandten Le Fort begleitete. Nachdem sie durch den Garten geführt wurden, ohne von jemanden, auch nicht einmahl von den Wachen bemerkt worden zu seyn, empfing ihn der Kaiser im Saale auf das Zuvorkommenste. Bey dieser Unterredung war außer den beyden Monarchen Niemand zugegen, als der Graf Wallenstein, der Graf Dietrichstein und General Le Fort, welcher dollmetschte. Der Czar weigerte sich, das Haupt zu bedecken, weil er das strengste Inkognito beobachten wollte, daher auch der Kaiser den Hut abnahm und nach einer langen Unterredung schied. In den folgenden Tagen besah er alle Merkwürdigkeiten Wiens und seiner Umgebungen.

Am 9. Julius, wo nach altem Styl des Czars Nahmensfest einfiel, wurde solches in der höchsten Gala mit Pracht gefeyert. Abends wurde eine Serenade von 170 Instrumenten gegeben, wobey sich alle Minister, Gesandte, Cavaliere und Damen einfanden und sich mit Tänzen verschiedener Art erlustigten. Gegen 10 Uhr wurde ein herrliches Feuerwerk, welches in vier brennenden Buchstaben V. P. Z. M. Vivat Petrus Zar Moscoviae seinen Nahmen und Rang darstellte, abgebrannt.

Den 11. Julius wurde ein großes Ballfest unter der damahligen Benennung einer Wirthschaft gegeben, und zwar mit einer Pracht, welche selten gesehen worden ist. Der Kaiser und die Kaiserinn waren dabey Wirth und Wirthinn. Hierbey wurden vom höchsten Adel verschiedene Nationen und Charaktere vorgestellt, als Deutsche, Spanier, Franzosen, Ungarn, Moskowiter, Pohlen, Venetianer, Niederländer, Schweizer, Griechen und Römer, Türken, Perser, Armenier, Afrikaner, Ägyptier, Chinesen, Tartaren, Mohren, Indier rc. Deßgleichen nürnbergische Brautleute, Schäfer, Soldaten, Zigeuner, Pilgrime, Gärtner, Jäger, spanische Bauern, Bauern aus Frankreich, Italien, England, aus der Gegend von Straßburg, aus Schwaben, Holland und Friesland; endlich ein Sclave und eine Sclavinn, ein Marktschreyer und eine Marktschreyerinn, ein Jud und eine Jüdinn, ein Kellner und eine Kellnerinn, ein Schornsteinfeger und ein Thorwärter.

Es dürfte wahrscheinlich nicht unangenehm seyn, zu wissen, welche Charaktere einige Adelige, wovon heute noch Abkömmlinge existiren, auf sich genommen haben, um zur Vergnügung dieses unerwarteten Gastes beyzutragen. Der römische König Joseph, war der Ägyptier und die Gräfinn von Traun, die Ägypterinn, der Graf von Traun, ein Tartar, die Erzherzoginn Maria Elisabeth, aber eine Tartarinn. Der Mohr war der Fürst von Longueville und die Mohrinn die Gräfinn von Salm. Der Indianer war ein Herzog von Sachsen, die Indianerinn aber die Fürstinn Antonie von Liechtenstein. Der nürnbergische Bräutigam war der Fürst von Mömpelgard und seine Braut eine Gräfinn Harrach. Der Gärtner der Fürst Philipp von Sulzbach, die Gärtnerinn aber ein Fräulein von Gallen. Der Jäger ward durch den Grafen von Löwenstein und die Jägerinn durch eine Fürstinn Liechtenstein vorgestellt. Der italienische Bauer war der Prinz Joseph von Lothringen, die Bäuerinn aber die Gräfinn von Schlick. Der Straßburger Bauer wurde vom Grafen Philipp von Dietrichstein, die Bäuerinn aber von der Erzherzoginn Maria Magdalena vorgestellt. Der friesländische Bauer war Czar Peter und die Bäuerinn die Gräfinn Johanna von Thurn. Der holländische Bauer ward vom Prinzen Maximilian von Hannover gegeben, die Bäuerinn aber von der Erzherzoginn Mariana. Der Sclave war der Prinz Christian von Hannover und eine Frau von Götzen die Sclavinn. Den Juden stellte der Graf von Volkra vor und die Jüdinn die Erzherzoginn Josepha. Der unterste Saal der mehrbesagten Favorite war zu diesem Feste auf das Zierlichste und Prächtigste ausgestattet und auf das Glänzendste erleuchtet, und alles Mögliche angewendet, um die Magnificenz des kaiserlichen Staates auf das Reichhaltigste darzustellen. Abends um 6 Uhr begann das Ballfest mit einer ausgesuchten Musik und den niedlichsten Tänzen; um Mitternacht ging man an eine mit allen Kostbarkeiten besetzte Tafel, an welcher mehr als 500 Personen speisten. Der Kaiser erhob sich von seinem Sitze mit einem kostbar geschnittenen Glase Weines zu dem, als friesländischer Bauer gekleideten Czar und sagte: Weil er wohl

wisse, daß dieser friesländische Bauer den Groß-Czaren der Moskau wohl kenne, so wolle er ihm dessen Gesundheit hierauf zubringen. Der Czar bedankte sich auf das Artigste, nahm das Glas an und antwortete: „Ich kenne den Czar der Moskau ganz genau und verläßlich und versichere, daß er ein vollkommener und verläßlicher Freund Euerer Majestät ist und ein Feind Dero Feinden, ja sogar, daß er dermassen für Dero Interesse eingenommen ist und so viele Liebe zu Ihnen hat, daß er, wenn gleich dieses Glas voll Gift wäre, dasselbe gerne austrinken würde, wenn dadurch Dero Nutzen und Bestes befördert werden könnte. „Hierauf setzte er das Glas an den Mund, leerte es bis zum letzten Tropfen aus, machte nach russischer Sitte die Nagelprobe und wollte dem Kaiser das ausgeleerte Glas zurück geben. Der Kaiser aber sagte: weil er ihm gar nichts im Glase zurück gelassen habe, so wolle er ihm solches hiermit geschenkt haben, welches er auch mit großem Vergnügen annahm, und versicherte, daß, so lang er lebe, sein Herz bey Erinnerung an dieses Glas, zu des Kaisers getreuen Diensten seyn solle. Hierauf ging er zu dem römischen König Joseph und sagte: „Euere Majestät sind noch jung und können den Trunk besser vertragen, als Dero Herr Vater." Durch diesen freundlichen Zuspruch brachte er es dahin, daß dieser auf einige tüchtige Gesundheits-Gläser Bescheid that, womit dieses Fest zum höchsten Vergnügen der Gesellschaft beschlossen wurde.

Am nächsten Tag begab sich der Czar nach Baden, besuchte ein anderes Mahl das Professhaus der Jesuiten und speiste daselbst. Den 21. Julius Nachmittags reiste er mit dem Pater Wolff, einem Jesuiten nach Preßburg, um diese Stadt und andere Orte der Umgegend zu besehen.

Bey seiner am 24. erfolgten Zurückkunft von da stattete ihm der Kaiser in Begleitung von drey Ministern incognito einen Besuch ab und hielt sich gegen eine Stunde bey ihm in seiner Wohnung auf. Am 26. wurde dieser Besuch beym Kaiser erwiedert und sich zugleich beurlaubt.

Weil aber erst damahls die Präsente ankamen, auf welche die Gesandten bis dahin warten mußten und deßwegen keine Audienz nehmen konnten, so wurde nunmehr alles dazu veranstaltet, auch die Curialien wegen der Empfangs- und Abschieds-Ceremonien von beyden Seiten ausgemacht und verglichen, worauf die Audienz am 28. Julius vor sich ging. Einige Tage zuvor aber ließ das Oberst-Hofmarschall-Amt dem Bürgermeister und Rath der Stadt Wien andeuten, daß man auf obbemeldten Tag 50 Personen aus ihren Mitteln abschicken solle, um die Präsente zu tragen, wozu die angesehensten Männer aus dem äußeren Rath erwählt worden sind.

Die Präsente bestanden in einem kostbaren schwarzen Fuchs, dessen langen Haare nach allen Seiten fallen und überall den Strich machen, welche Gattung Pelzwerk unter die größten Seltenheiten des russischen Reiches gehört. Ferners in einem großen weiten Pelz von den auserlesensten Zobeln für Seine Majestät den Kaiser selbst. Weiters in einer großen Menge anderer Zobeln, Hermeline und anderm kostbaren Pelzwerk, persischen Teppichen, goldenen und silbernen Stoffen, kostbarem Pferdzeug und ausgesucht schönen Pferden.

Der Legationssekretär zu Pferd hielt das im rothen Damast gewickelte Kreditiv mit ausgestreckten Händen hoch empor, das große Siegel aber zeigte sich vorwärts. Diesem folgte der kaiserliche Leibwagen mit 6 Pferden bespannt, in welchem die drey Bothschafter in prächtiger russischer Kleidung saßen. Im nähmlichen Wagen bey ihnen befand sich auch der kaiserliche Commissär, Baron von Königsaker, welcher die Bothschaft zur Audienz führte und der kaiserliche Dollmetscher.

Die Audienz war höchst feyerlich. Der Kaiser empfing die Gesandtschaft auf dem Throne, von seinen Ministern und Würdenträgern umgeben. Nachdem die Gesandten in den Audienzsaal eingetreten waren, machten sie noch an der Thüre in einer Reihe stehend, so daß der General Le Fort in der Mitte war, eine tiefe Verbeugung nach russischer Art, die zweyte einige Schritte vorwärts und die dritte vor den Stuffen des Thrones. Gleich bey der ersten Verbeugung berührte der Kaiser seinen Hut, aber ohne ihn abzunehmen. Der General Le Fort machte den Vortrag in russischer Sprache, und der kaiserliche Dollmetscher übersetzte

den Inhalt in das Lateinische. Dieser Vortrag enthielt beyläufig Nachstehendes. Der Czar habe für nothwendig und zuträglich erachtet, sie als seine bevollmächtigten Gesandten an Ihre kaiserliche Majestät abzusenden, um des Allgemeinen zum Besten ein und das andere proponiren zu lassen, daher sie bäten, man möchte mit ihnen in Conferenz treten, um ihre Propositionen zu vernehmen. Ferners wären sie beauftragt, sich nach Ihrer kaiserlichen Majestät Gesundheit und den Zustand Dero Waffen in Ungarn zu erkundigen. So oft Le Fort des Kaisers, oder seines Herrn, des Czars Nahmen nannte, neigten sich die Bothschafter alle zugleich und der Kaiser berührte jedes Mahl den Hut. Sodann nahm der Bothschafter das Kreditiv von dem Sekretär und überreichte selbes mit dem Damaste, in dem es eingewickelt war, dem Kaiser, welcher es dem Grafen von Kaunitz zustellte. Endlich küßte er dem Kaiser die Hand, welches auch die zwey andern Bothschafter thaten. Nachdem sie aber unter drey Verbeugungen wieder etwas zurück getreten waren, winkte der Kaiser dem Reichs-Vizekanzler, welcher mit einer dreyfachen tiefen Verbeugung herzukam und kniend vom Kaiser den Befehl empfing, in seinem Nahmen den Bothschaftern die Antwort zu ertheilen, was hierauf auch geschah.

Nach vollendeter Rede ließ der Kaiser das ganze Gesandtschafts-Personale zum Handkuß und der Legationssekretär machte damit den Anfang. Die Präsente wurden auf die Stuffen des Throns gelegt. Zum Schlusse gingen die Gesandten mit einer drey Mahl wiederhohlten Verbeugung rücklings aus dem Saale und wurden eben so zurück begleitet, wie sie bey ihrer Ankunft empfangen worden waren und fuhren in derselben Ordnung zurück.

Einst Mahl ließ der Kaiser den Czar zu einer Jagd einladen. Weil er nun seine Ankunft verzögerte, schickte der Kaiser einen Pagen mit der Nachricht an ihn, um ihm zu wissen zu machen, daß es Zeit sey, sich einzufinden. Er wollte die Mühe des Pagen belohnen und zog eine Hand voll Ducaten aus der Tasche, um ihm solche zu verehren. Der Page, ein junger Graf, weigerte sich, sie anzunehmen und sprach, es sey einem kaiserlichen Pagen nicht erlaubt, Geld als ein Geschenk anzunehmen. Da nahm der Czar seinen eigenen Degen von der Seite, überreichte ihn dem Pagen und sagte. „Es ist mir lieb, zu sehen, daß sie das Geld verachten, um dadurch ihres Herrn Ehre zu erhalten. Nehmen sie somit diesen Degen und führen sie ihn, um damit die Ehre ihres Herrn und ihre eigene stäts zu erhalten und tapfer zu vertheidigen.

Der Czar war Willens, sich nach Venedig zu begeben, allein er mußte seinen Entschluß ändern und nach Haus eilen, denn er bekam Nachricht, daß eine große Verschwörung zum Ausbruch gekommen sey. Er reiste so schnell als möglich durch Pohlen, kam in der Gegend von Lemberg mit dem König zusammen und stiftete mit ihm eine recht herzliche und innige Freundschaft. Nachdem er die anwesenden deutschen Truppen im Lager gesehen hatte, und von dem General Flomming sammt dem König auf das Prächtigste traktirt worden war, begleitete ihn der König selbst auf seiner Reise bis Zamosc, von wo er dann von hundert und zwanzig königlichen Reutern von der Garde unter der Anführung des Obersten Carlowiz bis an die äußerste Gränze des Königreichs Pohlen begleitet wurde.

Bald nach seiner Ankunft in Moskau stillte er die ausgebrochene Verschwörung recht bald durch Anordnung strenger Maßregeln und Verhängung blutiger Strafen.

D.

Aus der neuesten Reise durch Columbia. *)

Journal of a residence and travels in Colombia during the years 1823 and 24, by Capt. Charles Stuart Cochrane. 2 vols.

Der Präsident

Bolivar, aus einer angesehenen Familie abstammend, ist zu Caraccas im Nov. 1784 geboren. Nach vollendeten Studien zu Madrid, unternahm er eine Reise durch Frankreich, England, Italien und einen Theil von Deutschland. Nach seiner Vermählung mit der Tochter des Marquis von Ulstaritz verließ er Spanien und landete in Ame-

*) M. S. Archiv Nr. 20, 43, 44, 46 über Molliens Reise nach Colombia.

rika, als eben Caraccas das Panier der Unabhängigkeit aufpflanzte. Als kurz darauf ein Erdbeben seine Vaterstadt zerstörte, und der Verlust der Unabhängigkeit Venezuelas, die nächste Folge war, trat Bolivar als Waffengenosse Miranda's zuerst in die Reihen des Kampfes. Daß die ersten Schritte auf seiner Laufbahn vom Glück nicht begünstigt wurden, ist bekannt.

Als sich Bolivar nach Jamaica begab, um hier auf alle Weise für die Sache der Unabhängigkeit wirksam zu seyn, wurde von seinen Gegnern, zu seiner Ermordung ein Neger abgeschickt. Um Mitternacht schleicht der Mörder in Bolivars Haus und in sein Schlafzimmer, nähert sich dem Hängebette und stößt dem Schlafenden einen Dolch in das Herz. Dieser Unglückliche, der sogleich seinen Geist aufgab, war Bolivars Sekretär: er selbst hatte am Tage zuvor seine Wohnung verändert. Zu verschiedenen Zeiten wurden von dem Feind noch mehrere Versuche auf sein Leben unternommen, welchen er eben so glücklich entging. In der Schlacht von Pantano de Bargas unterschied sich Bolivar durch einen weiten Scharlachmantel. So trug er auch bey Boyaca Scharlach mit Gold. Nachdem der Feind in die Flucht geschlagen war, verfolgte er ihn an der Spitze einer Cavallerie-Escadron bis Ventequemada, drey Meilen vom Schlachtfelde; der Trompeter an seiner Seite mußte unaufhörlich zum Angriff blasen. Auf diese Weise erhielt er eine große Anzahl von Gefangenen; und zu Ventequemada einziehend, sah er sich nur von sieben Lanciers begleitet; die übrigen waren als Bedeckung der Gefangenen zurückgeblieben. — Hier schlief Bolivar auf einem Comptoirtische, während ihm gegenüber sein Pferd sich an einem Bündel Mais erquickte.

Bolivar ist ohne allen Stolz; ein wackerer Soldat, der mit seinen Waffenbrüdern getreulich Gefahren und Beschwerden theilt, überall mit seinem Beyspiel ermunternd vorangeht und mehr Anstrengungen übernimmt, als der Geringste im Heere. Ohne im Besitz der Mittel zu seyn, über welche die europäische Kriegskunst gebiethet, führte er sein Heer über reißende Ströme, die keine Furth darbothen, über Berge, die unersteiglich schienen. Die mächtigsten Hindernisse weiß er durch Scharfsinn und körperliche Gewandtheit zu besiegen. Er ist ein trefflicher Schwimmer, ein geschickter Tänzer, Freund der Musik und angenehmer Gesellschafter. Entbehrungen aller Art ist er gewohnt, er raucht und schnupft keinen Tabak und enthält sich der hitzigen Getränke. Was er besitzt, betrachtet er als ein Eigenthum seiner Officiere. Als der Oberst Rocke, ein Engländer, in den Ebenen von Apure seine Bagage verlor, gab ihm der Feldherr die Hälfte seiner eigenen Garderobe, d. h. zwey Hemden und zwey paar weite Hosen. — Bolivar haßt alle Schmeicheley, und die Schmeichler, von welchen er häufig belagert wird, weist er mit Ernst zurück. So sprach er einst zu einer Dame, welche ihn mit übertriebenen Lobeserhebungen verfolgte: „Glauben Sie mir, Senora, eine sclavische Gesinnung kann doch Niemand gefallen, und besonders wird eine Frau dadurch höchst verächtlich."

Reise nach Ibagua.

Nachdem es Cochrane endlich gelungen war, seine Tratten auf London und Jamaica unterzubringen (man verlangte ein Disconto von 50 Procent), verließ er die Hauptstadt am 10. Dec. 1823 und schlug die wenig besuchte Straße nach Choco ein. In drey Stunden auf dem höchsten Punct der Hügelreihe, zu Boca del Monte angelangt, genoß er eines Anblicks, dessen Schönheit keine Schilderung erreicht: hinter ihm die Ebene von Bogota, im Blauferner Berggipfel verdämmerud; vor ihm, in einer Tiefe von dreytausend Fuß, ein unermeßliches Thal, dessen Abhänge mit Bäumen und Büschen von phantastischer Gestalt im reichsten Grün bedeckt sind. In Schneckenwindungen dehnt sich von dem Gipfel nach der Tiefe ein Saumpfad, auf welchem sich, so weit das Auge reichen kann, Maulthiere mit ihren Treibern bewegen, hier verschwinden, um dort wieder zu erscheinen. Die Bergkuppen, welche in abenteuerlichen Formen aus dem Abgrund heraufsteigen, vollenden das romantische Gemählde und entzücken das Auge; aber keine geringen Hindernisse und Beschwerden setzen sie dem Fuß des Wanderers entgegen. Cochrane mußte von seinem Maulthier absteigen, weil ein einziger Fehltritt ihn in die Schluchten hinabzustürzen droht. Auf der Felsenstiege von Stufe zu Stufe zweytausend Fuß heruntergehüpft, gelangte

er zu einem Bergkamme, der von weißen Glockenblumen, gleich einer Schneedecke, überzogen war. Hier stieg der Thermometer von Fahrenheit auf 77°, um 14° höher als in dem kaum sechs Stunden entfernten Bogota.

An den Ufern des Tusagasega muß der Reisende den ganzen Tag in der Hängematte zubringen, weil er einen Sonnenstich fürchtet; aber schon am folgenden Tage werden ihm zwey Bettdecken nöthig, um sich vor der heftigen Kälte zu schützen. Mehrmahls muß er eine Stentorstimme erschallen lassen, ehe der Kahn erscheint, der ihn über den Magdalena tragen soll; die Maulthiere erreichen schwimmend das jenseitige Ufer. Am Saldanna findet er einige Goldwäscher, doch ihre Ausbeute ist sehr gering; und am Chinca eröffnet er über hundert Muscheln, ohne mehr als zwey schlechte Perlen zu entdecken. Um sich zu entschädigen schießt er wilde Enten und Schnepfen, von denen es hier wimmelt.

Nach einem Besuch in den Goldminen von Apone, deren Zustand er weit unter seiner Erwartung fand, gelangt Cochrane am Weihnachtsabend, bis zum Städtchen Purification. Hier wartet auf ihn ein seltsames Schauspiel. Auf dem Kirchhofe ist eine zahlreiche Volksmenge mit einem wüthenden Stier, dessen ungeheure Hörner Flammen sprühen, im ernsthaften Kampf begriffen: so lange dauert das Getümmel, bis die vulkanischen Hörner ausgebrannt sind, bis plötzlich der Stier seine Haut abwiefst, und der größte, stammhafteste aller Männer von Purification dasteht. Am Fluße Quello bewundert Cochrane einen Habicht, der mit scharfem Schnabel einen Baumzweig abbrach, das an demselben hängenden Wespennest in die Wellen tauchte und dann verzehrte. Zu Ibagua (einer Stadt von dreytausend Einwohnern) angekommen, unternahm Cochrane sogleich einen Besuch in den Silberminen. Mit großer Mühe bringt er in die verlassenen Schächte; findet aber statt des Silbers einen ungeheuern Schwarm von Fledermäusen, der ihm mit donnerndem Getöse entgegenfliegt und mehrere der mitgenommenen Fackeln auslöscht. Mismuthig nach Ibagua zurückkehrend, wird er von Stier- und Hahngefechten empfangen.

Wanderung durch das Gebirge von Quindio.

Begleitet von Lastträgern (peons), welche das sämmtliche Reisegepäck fortbringen, steigt Cochrane jenseits Ibagua eine steile Bergwand hinan. Der Pfad ist so schlüpfrig, daß sich die Maulthiere kaum erhalten können: von einer Seite senkrecht emporsteigende Berge, von der andern ein klaffender Abgrund. „Ach, Senore"! rief der Maulthiertreiber aus — „nur gestern stürzte hier ein trefflicher Maulesel in die Tiefe!" — Bald muß sich Cochrane zur Fußwanderung entschließen. Der Luxus der Vegetation war hier so außerordentlich, daß sie oft unter einem Baldachin von Schlingpflanzen fortzogen, den kein Sonnenstrahl durchdringt. Sie setzen über den Fluß St. Juan. Cochrane muß beständig den Hut in der Hand halten und läuft Gefahr, wie Absalon, an den Baumästen hängen zu bleiben. Zuweilen kommt man über Contaderos *), die Palmbäume umschatten. Hier befindet sich das Hauptquartier eines zahllosen Heeres von Papageyen, das den Wanderer mit ziemlich wohlschmeckenden Braten versorgt. Damit nicht die Reisegesellschaft durch den Besuch eines Tigers incommodirt werde, erleuchtet ein großes Wachtfeuer den nächtlichen Lagerplatz, die Peons unterhalten sich mit Erzählungen der Heldenthaten, welche auf Tigerjagden große Doggen vollbracht. Doch, welches furchtbare Gebrüll, das durch die Wälder gleich fernem Donner erschallt! Cochrane, dem Bilder des Schreckens vor der Seele stehen, der kurz zuvor die Gebeine eines, den Ungeheuern der Wildniß zur Beute gewordenen Pilgers fand, greift voll Bestürzung zu den Waffen. Da sprechen lachend seine Begleiter: „O Herr, es ist ja nur eine Heerde Affen, die sich über das Regenwetter beklagt."

Mit endlosen Mühseligkeiten und Gefahren hat unser Reisende zu kämpfen. Durch Wasserfälle und unwegsames Gestripp führt sein Pfad; mit einem Beile bewaffnet, muß

*) Freye Plätze, auf welchen die Maulthiertreiber Halt machen, um ihre Heerde zu zählen und die Kameraden zu erwarten, welche zur Aufsuchung der Verirrten in den Wald ausgesendet werden.

ihm ein Peon vorausgehen, um durch die wild emporschießenden Riesengruppen dicht verschlungener Stauden und Gebüsche so gut als möglich Bahn zu schaffen. Von Regengüssen durchnäßt, betäubt von Schlägen und Stößen der Baumäste, mit wunden Füßen, gelangt Cochrane zu seinem Nachtlager; doch wird ihm selten ein schützendes Obdach. Auf der ganzen Gebirgsreise trifft er nur das einzige Dorf La Balsa, aus wenigen und schlechten Rohrhütten bestehend. Von großen Blättern, welche die Peons in Bündeln mitführen, wird am Abend ein Zelt (rancha) aufgeschlagen; da liegt Cochrane schlaflos, und heftiger Schmerz foltert ihn. Zur großen Erquickung gereichte ihm ein Mahl, die Bouillon von einem wilden Truthahn, den seine Reisegefährten erlegt; nach diesem köstlichen Schmause denkt er recht sanft zu schlummern, — aber ein Rachegeist verfolgte ihn: die ganze Nacht hindurch ließ in durchdringenden Tönen, ähnlich dem Kreischen alter Weiber, ein Truthahn herzbrechende Elegien erschallen. Der Wanderer schloß kein Auge und überließ sich der Verzweiflung. — Erfreulich war es ihm, der Fußbothenpost zu begegnen, die von Ibagua nach Cartago Briefschaften, Gold und Platina überbrachte. Auf Cochranes Frage, „ob er denn nicht beraubt zu werden fürchte?" entgegnete der Bothe: „das sey hier etwas Unerhörtes. — Acht Tage ist C. auf diesen Prüfungspfaden gegangen: da öffnete sich vor ihm Colombias Paradies:

Das Thal von Cauca.

Eine weite Ebene, durchströmt von den majestätischen Fluthen der Cauca, bedecken reiche Pflanzungen. Hier Felder von Cacao, Taback, Indigo und Zuckerrohr, dort Haine von Cocospalmen, Kaffeebäumen und Pisang. Rinderheerden beweiden die grasreichen Triften. Im Angesichte einer Bergkette, jenseits welcher der stille Ocean seine Wogen bricht, erhebt sich Cartago mit drey Kirchthürmen. Nichts Merkwürdiges enthält diese Stadt, außer einer Orgel in der Kathedrale, die das Werk eines Colombiers ist, der niemahls Unterricht empfing. Der Handel liegt in seiner Kindheit; ein Hauptgegenstand für ihn sind die Ferkel, welche man nach der Provinz Choco hinüberbringt. Herrlich ist die Aussicht auf die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel, in deren Reihen Vulkane dampfen. Mit bewaffnetem Auge entdeckt man Heerden großer Elephanten, die um den Saum der höhern Bergregion schweifen: noch wurde keines dieser Thiere erlegt, auch hat man sie niemahls in der Nähe betrachten können; indeß sind hier und da mehrere ihrer ungeheuren Zähne gefunden worden. — Unter den reichen Schätzen, welche die Flora des Caucathals besitzt, ist auch die wunderbare Cabuja, eine langblättrige Pflanze von hellblauer Farbe: ihr ausgepreßter, mit Wasser vermischter Saft vermag binnen drey Tagen die gefährlichsten Geschwüre, Wunden und Krebsschäden zu heilen. In der Nähe des Dorfs Beja de Supia liegen reiche Gold- und Silberminen, deren Ertrag von Jahr zu Jahr ergiebiger ausfällt; das Golderz bringt gegen 70 Procent, auch werden Stücke von gediegenem Gold und Silber angetroffen. Noch lebt in diesem Thale, wie überall in Südamerika, das Gedächtniß Alexanders von Humboldt. Man bestürmte Cochrane mit Fragen nach dem Befinden des berühmten Reisenden, und alle Stimmen vereinigten sich zu dem Preise seines Edelmuths und seiner Liebenswürdigkeit.

Reise nach Cartagena.

Es gilt eine zweyte Wanderung über die Cordilleren, nicht minder beschwerlich als die erste. Die Maulthiere sind zurückgelassen, und auf einem Lehnsessel (silla), der über die Schultern eines völlig nackten Sillero hängt, wird Cochrane die Berge hinangetragen. Der Regen verfolgt ihn auch hier; er wird unruhig auf seinem Stuhl, aber der Sillero bittet ihn, still zu sitzen, wofern ihm sein Leben lieb sey, denn wenige Schritte seitwärts dehnt sich eine Schlucht, die etwa zweytausend Fuß tief ist. Mit der rechten Hand einen Baumast umklammernd, mit der linken einen spitzigen Stab in den Berghang stoßend, um für den nächsten Tritt festen Halt zu gewinnen; mit einem Fuße an Baumwurzeln gelehnt, mit dem andern schwebend: — so klimmt der Sillero, bald vorwärts bald rückwärts, und Cochrane ist von Todesgefahr umringt. Als er endlich den Tragsessel verlassen darf, geht es durch Morast und Wildbäche, über welche dichte Wolken von Schmetterlingen hinziehen. Hier-

und da eröffnen sich zur Seite tiefe, einsame Thäler, eingeschlossen von unersteiglichen Bergen, durchbrauchst von reißenden Strömen, deren Wellenschaum im Sonnenstrahl mit glänzenden Regenbogenfarben spielt. Wie Tantalus sah der Reisende nach dem Wasser hin und konnte seinen brennenden Durst nicht löschen; aber der Sillero machte Einschnitte in die Rinde eines Guaduabaums und ihm entfloß ein erfrischender Trunk: dieser Baum gibt bis 12 Quart krystallhellen Wassers. In dem Dörfchen El Choro de Pajea angekommen, fand C. Rohrhütten nicht höher als vier Fuß. Hier verbreitete eine Menge niedlicher Ferkel, welche die Gespielen und Schlafkameraden der Einwohner sind, einen Duft, dessen Aroma alle Spezereyen Arabiens weit übertraf. Froh war er, etwas Hühnersuppe und ein frisches Ey zu erhalten. Sein Wirth erzählte am Abend viel Gräßliches von benachtbarten Tigern, welches den Zuhörer nicht eben sehr angenehm unterhielt, denn nicht unschwer konnte sein Lager von einem Tiger heimgesucht werden.

Cochrane schifft sich auf dem Tamina ein und erreicht das Städtchen Novita, woselbst bey keinem der Honoratioren ein Buch anzutreffen ist. Bey dem Dorfe St. Pablo, an den Ufern des St. Juan, besucht er die Goldminen. Hier soll ein Kanal den St. Juan mit dem Rio Pablo vereinigen, und dadurch der stille Ocean mit dem atlantischen in Verbindung gebracht werden. Die beyden Flüsse trennt ein Wald, über dessen stagnirende Gewässer keine andere Brücken führen als schmale Bretter. Indem Cochrane vom Sillero hinübergetragen wird, sieht er klar vor Augen, daß ihm ein einziger Fehltritt das Leben kosten muß. Bald darauf besteigt er eine Piroque und schifft aus dem Napadura in den Atrato. Um aber die vielfachen Krümmungen des Stroms zu vermeiden, landet man mehrmahls, die Indianer tragen die Pirogue auf ihren Schultern fort. Am Ufer sieht man einsame Hütten, die mit Pflanzungen umgeben sind; doch können sich diese nicht über 150 Fuß landeinwärts ausdehnen, da weiterhin undurchdringlicher Morast beginnt. Zuckerrohr und Cocosnüsse, die auf der Fahrt bequem gepflückt werden, biethen den Schiffenden eine angenehme Erfrischung. — In dem Städtchen Citero aus niedrigen Hütten von Guaduastämmen bestehend, vereinigen sich alle Übel, um das Loos ihrer Bewohner unsäglich elend zu machen: tödtliches Klima, ein Heer von Krankheiten, bittere Armuth, endlich Räubereyen und Gewaltthaten einer Garnison von 130 Mann, deren Unterhalt monathlich 1100 Dollars kostet. In der Nähe sind die Schlupfwinkel der wilden Cuna-Indianer, die oft einen Hagel von Pfeilen auf die den Atrato hinunterschiffenden Fahrzeuge absenden, und sich der Ladung bemächtigen. Wälderbrand erleuchtet die Nächte.

Auf einer Champame fährt unser Reisender aus den Mündungen des Atrato mit vollen Segeln in den Ocean. Die Inselgruppe von St. Bernardo liegt hinter ihm, und in der Abenddämmerung wirft man die Anker auf der Rhede von Cartagena. Böthe aller Art, Schaluppen, Kauffahrer und Fregatten bedecken das Meer: Cochrane ist entzückt, Engländer und ihre Comforts anzutreffen. Die Lage der Stadt, ihr vortrefflicher Hafen, und die bedeutenden Festungswerke sichern ihr unter den Seestädten Colombias den ersten Rang, und für den Flor ihres Handels ist von der Zukunft viel zu erwarten. Hier lebt ein Deutscher, Elbers, der für die Dampfschiffahrt auf dem Magdalena ein Privilegium auf zwanzig Jahre erhalten hat. Unter den Offizieren der Besatzung befinden sich viele Europäer, z. B. der Graf Adlerkreuz, Sohn des bekannten schwedischen Generals. Die Hitze ist hier oft unerträglich; wer sich abkühlen will, besucht das Augustinerkloster Nuestra Sennora de le popa, auf dem Gipfel eines 650 Fuß hohen Berges am Meeresufer; doch muß man Eintrittsgeld zahlen. Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen, die er sehr angenehm verlebte, schifft sich Cochrane am 12. April nach Jamaica ein. Er landete zu Port Royal, nach einer Fahrt von sechszehn Tagen, mit dem Gelübde: die Cordilleras niemahls mehr zu ersteigen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 21. November 1825.

Historische Anfrage.

Unter Albert des Lahmen Söhnen war Friedrich der II. III. wohl auch IV. genannt, eigentlich der V. aus Habsburgischem Geschlecht, *) mit dem Beynahmen der Freygebige oder Prächtige, geboren 1347, gestorben 1362. — Im 16. Jahre, unverheirathet und kinderlos, ging er aus der Welt, — auf welche Art? lassen die Chroniken und seine Grabschrift ungewiß. Letztere sagt: — — — vivis decessit ex membris! ein Ausdruck, der wohl auf eine gewaltsame Todesart schließen läßt.

Roo, Hagen, Arenpek und viele, beynahe oder ganz gleichzeitige Chroniken und Nekrologien erwähnen seines Todes ohne Zusatz; das chron. Alberti contracti Gemnicense bey Petz sagt ausdrücklich: „Fridericus, de quo nec in senatorio, neque in aliis chronicis quicquam invenimus, nisi etc. hier folgt sein Todesjahr und Begräbnißort bey St. Stephan zu Wien.

Eine handschriftliche Chronik der k. k. Bibliothek zu Wien sagt: er sey unvermählt und kinderlos „in venatione a quodam domino ex Pottendorf trucidatus" umgekommen. — Gebweiller libr. 3. p. 28. gibt an: „von einem Herrn von Pottendorf auff dem gejegt umbgebracht, da man zält 1357. (Offenbar ist hier das Jahr falsch angegeben.)

Dieselbe Todesart erzählen Schönleben, Eizinger, Gansius, und die 1576 zu Frankfurt erschienene Genealogie v. Habsburg.

Der 1763 zu Grätz vom Pater Coloman C. edirte Stammbaum nennt den angeblichen Mörder nicht, sondern sagt: „auf der Jagd erschossen", wohl aber gibt uns Fugger den Nahmen des Mörders: Ehrnlieb von Pottendorf.

Felix Faber fabelt von einem Liebeshandel Friedrichs mit Margarethe Maultasch, was schon der wackere P. A. Steyrer S. J. widerlegte, und Lazius und Heuter vergessen gar, diesen Friedrich unter Alberts Söhnen zu nennen. Wahrscheinlich aber war es doch dieser Friedrich, auf dessen Hand Rudolph IV. der alten Margareth Maultasche Hoffnung gab, als er sie wohlweislich aus Tyrol hinweg, nach Wien führte und sie ihrem Schlößlein den Nahmen Margarethen gab.

Aus dem Hause der Pottendorfer werden um dieser Zeit urkundlich erwähnt: 1356. Heiboth, Ulrich und Wilhelm, 1357 Leutold, 1365 zwey Heinriche, Conrad, Albert und Wilhelm, 1374. Conrad, 1385 Georg, 1388 Heinrich, — nirgends ein Ehrnlieb.

Schon Steyrer vermuthet, es sey hier eine Verwechslung Friedrich des Streitbaren mit diesem fünften Frierich vorgegangen, was auch Fugger anführt. Zwey Stellen aus Haselbach dienen zur Bestärkung dieser Hypothese. In diesen sagt Haselbach: „Friedrich (der Babenberger) sey in der Leithaschlacht keineswegs getödtet, sondern nur mit einem Lanzenstich am Auge verwundet, — bald aber in der Lust des Jagens von einem Pottendorfer mit großer Mühe vom Rosse geworfen und mit dem Dolch ermordet worden. — Seither sey kein Pottendorfer, deren ganzer Stamm alsogleich verwiesen ward, in Österreich mehr zu Amt und Pflicht gelassen worden, bis 1410, wo Herzog Leopold den Bann löste, und mehrere Pottendorfer zu Rathe und Würden brachte."

Steyrer sagt weiter, kein gleichzeitiger Schriftsteller nenne bestimmt Friedrich des Streitbaren letzten Gegner oder Mörder! und ich gestehe es, so unbestritten bisher eine

*) Kaiser Rudolphs früh verstorbener Sohn war der erste, Friedrich der Schöne der zweyte, dessen Sohn der dritte, Otto des Fröhlichen Sohn der vierte. — alle mit Ausnahme des unglücklichen schönen Friedrichs, in der Kindheit gestorben.

Frangepan dafür galt und so weit die beyden Friedriche in der Zeit auseinander sind, so dunkel bleibt mir noch ihr Ende, wenigstens des jüngeren! —

Sollte Jemand dieß interessante, wenn gleich schwierige Problem zu lösen unternehmen, so weise ich ihn freundlich auf eine zwar sehr unbestimmte Sage, die aber doch strenge Forschung und Verfolgung bis an die Quelle verdient.

Ein achtbarer Freund machte mich auf meinen Streifzügen in den interessanten Bergen um Neustadt darauf aufmerksam, es sey im Föhrenwalde hinter Neustadt eine, noch nicht lange zertrümmerte Steinsäule mit Schriften und Bildern gestanden, auf der Stelle, wo einst ein Herzog von einen Ritter umgebracht ward. — — Näheres konnte ich nicht erfahren, aber in der alten Puchheimer Burg, Kirchschlag hörte ich wieder: Ein Herzog habe einst des Burgherrn Gemahl gewinnet, während dieser im Kreuzzug gewesen. Nach seiner Rückkehr habe der Ritter die treulose Gattinn in ein eisernes Käfig (dessen Gitterlöcher man noch sieht) vor das Thor gehängt, und den Herzog auf der Jagd im Föhrenwalde bey Neustadt erschossen.

Freylich war es ein Ritter von Kirchschlag und nicht von Pottendorf, aber Kirchschlag gehörte vor den Puchheimern, denen v. Pottendorf und so finden sich manche Anklänge an Haselbach und der andern Chronisten Angaben in dieser Sage. — Die Säule selbst, ihre Bilder, ihre Inschrift könnten Licht schaffen, aber wo ist sie? — Ich suchte sie vergebens. Mögen die wackern Neustädter, deren reger Sinn für unsere liebe Vaterlands-Geschichte sich täglich kräftiger zeigt, in ihrem Gebiethe darnach forschen! — Diese Sage findet sich im historischen Taschenbuch der Freyherrn von Hormayr und Mednyánßky I. 231 bey einer ähnlichen Tradition vom Rosenbüchel bey Unzmark. Ähnliche Eifersuchtsgeschichten sind auch II. 234 die Burgfrau von Nowyhrad und ihr Edelknecht und V. 176 die Mauerblende zu Budethin.

J. Scheiger.

Kunst-Nachricht.

Eine sehr werthe Gabe hat der talentvolle Wilder (dessen bereits in mehreren Stellen dieser Zeitschrift verdient, rühmliche Erwähnung geschah) allen Freunden deutscher Kunst, durch ein neues Blatt: „die Säule bey Wienerischneustadt" gebracht. Es enthält, in seiner bekannten trefflichen Manier radirt, zwey Ansichten der Säule in ihrer gegenwärtigen Gestalt, den Grundriß derselben, und ihren Aufriß im erhaltenen oder treu ausgebesserten Zustand.

Empfiehlt sich das schöne Blatt schon durch richtige Zeichnung und sorgliche Ausführung, so darf auch der, bey der gewöhnlichen Preisüberspannung der Kunstblätter, auffallend mäßige Preis (1 fl. 12 kr. C. M.) um so mehr erwähnt werden, als der Künstler nach eröffneter Subscription, unentgeltlich (rara avis in his terris!) ein mit Vignetten versehenes Textblatt (von Jos. Scheiger) beylegte.

Von beyden Blättern sind Exemplare um den vorerwähnten Preis in der Wohnung des Künstlers (Salzgries Nr. 203) zu haben.

Es dürfte hier an der Stelle seyn, die thätige Verwendung des gegenwärtigen Herrn Bürgermeisters von Wienerneustadt für die Zeichnung und Erhaltung dieses schönen und in der Monarchie einzigen Monumentes der Art zu besprechen.

Seit „Labordes Voyage pittoresque", welche eine sehr verzeichnete Abbildung der Säule gab, ist sie nicht im Stiche erschienen, und da seit dem furchtbaren Erdbeben von 1768, welches dem Monumente viel schadete, vandalischer Muthwille und die Unbilden der Zeit sich brüderlich die Hände zu seiner Zerstörung reichten, so war ein gänzliches Zusammenstürzen des nicht ein Mahl in treuer Zeichnung erhaltenen Kunstwerkes leider mit Bestimmtheit zu vermuthen.

In dem Augusthefte dieser Zeitschrift für 1824, Blatt 95, 96 und 97, war in einem Aufsatze über Baurestaurationen dieser Ansicht ziemlich hart ausgesprochen, — aber seither hat der Verfasser jenes Aufsatzes die Säule schon mit einem Gerüste umgeben gefunden und patriotisches Zusammenwirken der Bürger Neustadts wird das schöne Werk bald wieder in alter Pracht herstellen.

Fröhliches Gedeihen der schönen Unternehmung, welche der freundlichen und liebevollen neuen Einrichtung der Neustädter Rathhausmerkwürdigkeiten *) so schnell folgte!

J. C. A. S......r.

Don Georg von Dänemark.

Unter jenen Abenteurern, welche unter dem erborgten Glanze einer hohen Geburt ein wüstes unruhiges Leben führten, behauptet Don Georg Ulrich v. Dänemark seinen Platz.

*) Gleichfalls im Jahre 1825 mit zweckmäßiger Localbenützung und Umsicht ausgeführt, und die wenigen, aber denkwürdigen Stücke der Sammlung für den Beschauer erst genußbar machend.

Im Jahre 1614 zu Koppenhagen geboren, war er wahrscheinlich (denn Gewißheit gibt uns die Sage nicht) ein außerehliches Kind irgend eines Großen, denn schon im 13. Jahre ging es mit einer russischen Gesandtschaft nach Moskau, dann nach Pohlen und trieb sich als Volontär unter den Heeren jener Nationen ein Paar Jahre bald als Hauptmann, bald wieder als Gemeiner herum.

Im Jahre 1636 zeigte er sich als ein dänischer Prinz am kaiserlichen Hofe zu Wien und nahm hier den katholischen Glauben an.

Das Jahr darauf finden wir ihn zu Paris am Hofe, und bald zu Rachelle, wo er mit einem französischen Officiere in ein Duell gerwickelt ward, welches sich mit dem Tade des letztern endete, und Don Georg Ulrich zu fliehen zwang.

So lange er noch einige Baarschaft besaß, denn regelmäßig erhielt er Wechsel, theils aus Koppenhagen, theils von den Jesuiten in Wien, diente er freywillig auf dem Schiffe eines spanischen Corsaren ohne Rang und Gehalt und brachte so mehrere Jahre in den westindischen Meeren zu.

Durch das Zugrundegehen einer Barke, welche seinen Beuteantheil führte, zum Bettler gemacht, und da ihn seine Wechsel nirgends trafen, ging er als Matrose auf das Schiff eines Kaufmanns aus Valencia, ward schnell Bootsmann und kam als solcher nach Valencia, auf dem Wege von Räubern überfallen, denen er nur mit Verlust seiner Habe entgeht, um bey seiner Ankunft in jener Stadt Schuldenhalber ins Gefängniß gesetzt zu werden.

Nun gibt er sich als dänischen Prinzen von Geblüt zu erkennen und der erschrockene Corregidor biethet ihm sogleich die Freyheit und Unterstützung. Aber Don Georg verschmäht beydes, wenn nicht mit ihm zugleich alle Gefangene Valencia's entlassen werden. — Das Gerücht von seinem Betragen gelangt nach Madrid, und der dänische Resident in der Hauptstadt eilt nach Valencia, wo sogleich mit dem Prinzen ein Protocoll aufgenommen wird. — Mit ungemeiner Gewandtheit und glücklicher Benützung seines vorzüglichen Gedächtnißes weiß Don Georg den Residenten von seinem vorgeblichen Stand zu überzeugen und wir sehen ihn noch dasselbe Jahr 1651 nach Koppenhagen kommen, wo er anfangs spanische Uniform trug und zwar sehr kühl aufgenommen, doch thätig unterstützt und geduldet ward.

Sein Hang zu Abenteuern fand keine Nahrung und das Hofleben wurde ihm nicht gestattet, er führte daher eine wüste Lebensart und wurde einst (1655) als er spät Abends von einem Trinkgelage nach Hause fuhr, in seinem Wagen von einem Bräuknechte über einen heftigen Wortstreit mit einer Stange erschlagen.

J. S.

Einiges über die Mundart der Wiener und das Alter derselben.

'Sist möglich, daß in Sachsen und beym Rhein,
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen;
Allein was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne richtige Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor jeden
Denkt sich sein Theil und läßt die andern reden!'
— — O gutes Land! o Vaterland! — — — —
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn,
Und mache gut, was Andere verdarben!

Grillparzers Ottokar.

Viel stumpfe Bolzen fliegen von matten Sehnen geschnellt, auf verschiedenen Seiten über die Gränzen herein in unser liebes Vaterland, — wunderlich genug manche davon aus unsern nördlichen Nachbarländern, von stammverwandten Händen gezielt. — Daß der gutmüthige Österreicher lang und ohne Gegenwehr dem unschädlichen Hagel zusieht, wird ihm sehr oft für Feigheit ausgelegt — für Feigheit, wo er gar keine Gefahr sieht und eben deßwegen schweigt! — Eine recht willkommene Scheibe biethet jenen Schützen unsre Mundart. — Ob sie einem Norddeutschen lächerlicher klingen könne, als uns manche Fremde, will ich nicht entscheiden, — unbillig aber ist es, daß man ihre sogenannten Lächerlichkeiten bis zum Eckel im Drucke auftischt, während wir sogar im Umgange mit so vielen Norddeutschen, die in unsrer Hauptstadt und von uns leben, die Fremdartigkeit ihrer Aussprache, so scherzhaft sie uns immer erscheinen möge, ohne Lächeln oder wenigstens ohne bittern Spott tragen. — Ein Hauptgrund jener schiefen, unfreundlichen und selbst unwürdigen Auffassung unsrer Mundart ist: daß Fremde sich nicht Mühe geben, uns zu verstehen, und daher halbverstandene, in unsrer Sprache gar nicht vorkommende Ausdrücke als die lächerlichsten Kriterien derselben aufführen.

Ein Beleg zu diesem Satz ist das unverdient berüchtigte Wörtlein: „Halter", ein Unding, welches gleichwohl allen jenen Schützen, vom alten Küchelbecker und Nicolai bis tief herab zu dem preiswürdigen Springer des Eselssprunges ein liebwerthes, und leider durch strengen Dienst zu Schanden gerittenes Steckenpferd gewesen! *) Das is halb.

*) Ich habe das wienerische a nicht besser im Drucke zu bezeichnen gewußt, als durch das lateinische a, welches ohnehin im ungarischen unaccentuirt denselben Laut hat.

J. C. A. S.

dumm! Dieses hald ist ihm kein bloßes Flickwort, sondern er bezeichnet damit den naturgemäßen Erfolg, die Natürlichkeit einer Sache. — Und wäre es auch ein Flickwort, was hätten denn die man, mahl, eben, nun u. s. w. mancher andern Mundart, vor unserm Wörtlein voraus, dessen sich Otfried (Anno 860) die Nibelungen, Wolfr. von Eschenbach, kurz die gepriesensten Dichter unseres Mittelalters nicht schämten?

Jener A. v. Schaden, dessen schlechtes Buch über Wien des Verfassers innige Vertrautheit mit allem Schlechten, was man in Wien, wie in jeder Hauptstadt, nur Dank sey es unserer weisen Regierung, nicht privilegirt und daher gedrückter und schleichender findet, unläugbar bezeugt, führt als ein Wienerschimpfwort den Nahmen: Ein dalket" an. Den Wiener sagt: Das is dalkat und: „Er is a dalk!" — Hätte Schaden besser aufgemerkt, er würde tiefe beyden Redensarten gewiß gehört haben.

Der gute Küchelbecker, welcher vor 100 Jahren überhaupt fand: „Daß man die teutsche Sprache in Wien sehr schlecht spreche, die Pronuntiation sehr grossiere und der Accent sehr unangenehm sey", wirft den Wienern den Gebrauch neuer Worte vor, und führt als Beyspiel das Wienerische: „encker" (eigentlich enga) an. Wäre der gelehrte Herr tiefer in unsre Sprache und ihre Geschichte eingegangen, er hätte das verketzerte Wörtlein bey Ottokar von Hornek und sogar im Anfang des 13. Jahrhunderts schon oft gefunden.

Leicht wäre es, in Wortbeugung und Wortänderung, so wie in einzelnen Worten noch viele eben so arg mißverstandene und als Lächerlichkeiten aufgegriffene, sehr alte Ausdrücke zu finden, wir beschränken uns aber darauf, die Gränzen eines nur zur Erheiterung geschriebenen Aufsatzes nicht überschreitend, bloß einige Proben von Worten zu geben, welche dem Stamme und selbst der Form nach uralt, im Munde des Wieners fortleben.

A.

And tuan - leid seyn, — fühlbar mangeln
Im Heldenbuch (Muscpt. d. anno 1490) ande leid. — Notker um das Jahr 1000. und Kero um 720 haben: ant leid. — Im Nibelungenlied: Anden rächen.

Abi - hinab.
Otfried um 860: abewerfen, Notker: (1000) aberscaben - abschaben.
Nibelungen: abe - ab, Marco Polo (Ausgabe 1477) abe - hinab.

Antwurt - Antwort.
Nibelungen - Antwurten.

Allßa - noch ganz, z. B. allßa brinnhaßa, noch ganz heiß.
Nibelungen - alze.

Außi - hinaus
Behaim, Buch der Wiener 1492: ause.

Auffi - hinauf
Nibelungen: ufe - auf

Azzen - füttern.
Nibelungen azz - Speise.

Amper - Eimer.
Ember hat Ulrich von Lichtenstein und mehrere Urkunden von 1182, 1208, 1300.

B.

Bumma - brummen, tönen, z. B. von einer Glocke, einem Geschütz.
Narrenschiff, Ausgabe 1480: bymlen - brummen
Hanns Sachs 1560. bummeln - brummen.

Beinna - brennen.
Nibelungen: brinnen - brennen.
Titurel: brinend - brennend

Betn - Rosenkranz.
Handscheift Luthers 1530. Petn. Gebethbuch mscpt. v. 1577 Petn.

Benzn. - necken, fortwährend zusprechen.
Manuscript v. 1234: benz - Scherzhafter Streit, der Ursprung des Nahmens Penzing, eines Dorfes bey Wien, wo häufige Kampfspiele gehalten wurden.

Bagschirli - niedlich, scherzhaft.
Chronic. Helmstadt d. anno 1590: Beygeschirre - Lustigmacher bey einer Hochzeit.

Bruada - Bruder.
Schwur Carl des Kahlen 842: Brundher.

D.

Duchazn - Dutzen.
Muscpt. Statuta der Statt Ensisheimb 1409: Dugezen.

Dakemma - erschrecken.
Willeram um 1040: irguema - erschrecken.
Tristan (1280) erkamen - erschracken.

E.

Ed - abgeschmackt.
öde Lust, in einem Briefe Luthers v. 1934.
In Hedion's Kirchenchron. Ausgabe 1540. öd - eitel

Es - ihr
Ottokar v. Hoenek: es, ez - ihr.
Handschr. v. 1419 und 33. ös - ihr

Enga - euer und eng - euch,
Ottokar v. Hornek: enkch - euch, enkcher - euer. Teichner enkher - euer.

Eini - hinein.
Schwabenspiegel, alter Druck circa 1460: einl tuan - hinein thuen.

(Die Fortsetzung folgt).

Vaterländische Kunst-Nachrichten.

Vorüber gerauscht, wir mögen es hoffen, ist der giftige Wüstensturm der jüngst-vergangenen Zeit, der nachdem eine lange dürre Schwüle ihm vorausgegangen, vertrocknend über alles Hohe und Heilige dahingefahren war. Mancher den schnelles Niederwerfen und Einsinken in den Boden vor dem Samum rettete, dem er doch aufrecht stehend nicht widerstanden hätte, erhebt sich wieder und möchte gerne wieder sich den alten Heiligthümern zuwenden, doch manches Hohe ward im Flugsand fast verschüttet, anderm verhüllt die eigenthümliche Herrlichkeit eine Decke unscheinbaren Staubes und mancher wähnt es geschändet und schämt sich fürderhin Auge und Herz dahin zu erheben, weil er den von außen angeflognen Schimpf nicht vom innern Wesen des beschimpften Gegenstands zu trennen weiß. Im bunten Gleichniß zeigt sich hier das Schicksal das Religion und überhaupt Frömmigkeit im allgemeinen erlitten, zu denen mancher sich nicht wieder wendet, was er doch möchte, weil er sie verunglimpfen hörte und meint es müsse doch etwas hängen geblieben seyn. Solche Seelen zurückzuführen und für höhere Auffassung wieder geschickt zu machen ist Geschichte das kräftigste Mittel, denn sie erweckt am ersten wieder Liebe im irdisch gesinnten Herzen, zumahl wenn die Kunst dazu tritt, die in holder Vermittlung nicht lange Himmel und Erde getrennt seyn läßt; um so freudigerer Genuß und um so treuere Aufnahme werde Werken, wo Religion, Geschichte und Kunst uns entgegen tritt, wie das dem diese Anzeige gewidmet ist: Des Custos Carl Ruß Cyclus von vierundzwanzig Compositionen in ausgeführten Sepia-Zeichnungen aus den Legenden der Heiligen, die als Landespatronen oder sonst in näherer Beziehung mit den Ländern des österreichischen Kaiserstaats stehen. Sie sind ein kräftiges, erfreuliches Werk, die Frucht einsamer oft bis weit über die Mitternacht verlängerter Winterabende, möchten sie doch jemand finden, der durch vervielfältigende Herausgabe sie der Menge zugänglich machte. Aus Mangel an Raum begnügen wir uns den Inhalt dieser Compositionen nur anzudeuten. 1. Der heilige Marcus Evangelist heilt zu Aquileja einen Aussätzigen. 2. Der h. Bischof Maximilian verweigert zu Cilli den Götzen zu opfern. 3. Den von einem Adler und einem Engel bewachten Leib des h. Florian findet eine Witwe, bey Enns (sehr schöne Landschaft.) 4. Der h. Quirinus lehrt im Gefängniß zu Vindobona. 5. St. Martin aus Sabaria theilt seinen Mantel mit einem Bettler. 6. Der h. Severinus predigt den Rugiern. 7. St. Cyrillus bekehrt den Herzog Borz'iwog. 8. Der h. Methudius spricht den Bann über Swatbog der mit Pferden und Hunden die Messe störend in die Kirche dringt. 9. Die h. Ludmilla verschenkt ihre Habe vor ihrem nahenden Tod. 10. Der Herzog von Kaurzim ergibt sich im Zweykampf dem heiligen Wenzel. 11. Der heilige Adalbert erbethet Regen über das lechzende Böhmen. 12. Fischer entdecken bey einer Überschwemmung das von den Wellen verschonte Grab des heiligen Colomann (ausgezeichnete Landschaft und Gruppirung.) 13. Dem sterbenden Gotthalm erscheint sein Herr Colemann. 14. Leiche des heiligen Emmerich über die seine Angehörigen weinen (eine erschütternd tragische Composition) 15. König Stephan begnadigt einen renigen Mörder der ihn anfiel. (groß gedacht und beleuchtet) 16. Dem h. Ladislaus zeigt ein wunderbarer Hirsch den Ort zum Bau eines Klosters und der Stadt Waitzen (lebensvolle, wohlgeordnete Composition) 17. Der h. Leopold gründet Klosterneuburg. 18. Jugend der heiligen Elisabeth von Ungarn. 19. Der h. Anton von Padua erweckt einen Ermordeten um seinen eigenen des Mordes angeklagten Vater loszusprechen (Ausdrucksvolle Gestalten, in der Umgebungen echt südlicher Charakter.) 20. Die h. Hedwig sucht ihres Sohnes Herzog Heinrichs Leiche auf der Wahlstadt von Liegnitz (ein furchtbarts Leichenfeld vom Mond und dem brennenden Liegnitz erleuchtet.) 21. Die h. Magd Nothburgis in Tyrol (wehmüthig ernste Abendlandschaft) 22. Der heilige Johann von Nepomuk wird zum Tode geführt (von origineller Erfindung.) 23. König Kasimir wird von den Seinen im Gebeth gefunden. 24. Der heilige Boromäus besucht die Pestkranken (mit tiefem Gefühl und Wahrheit componirt.)

Ein neues Bild des Custos Ruß, dessen reiche Darstellungen aus der Vaterlandsgeschichte, bereits mehrmahls die Abend-Zeitung, das Morgen-Blatt, dieses Archiv aber in Nr. 96, von 1819 dann 1821 Nr. 1, 56, und 1822 Nr. 5, 32, 92, 152 besprach, ist eine Landschaft die man aber eben so gut ein Historiengemählde nennen könnte; denn wie jedes echte Kunstwerk, ist sie der erklärende Commentar einer Hieroglyphe aus dem heiligen Buche der Natur, auf daß der verborgene Sinn offenbar werde und in der Brust des Beschauers den verwandten Ton ergreifen und mitklingen lassen könne zur Harmonie unsers Urseyns, wo die Natur nichts als der große, blühende Leib für die herrschende Menschenseele war, aber wird dieß erreicht, so bleibt es ziemlich gleichgültig mit welcherley Zeichen dieß geschiehe, wo aber nicht, da ist nur ein Kunststück und würde dazu die erhabenste Zeichenschrift verwendet, die, welche das ewige Schöne im Menschenleib und seiner Herrlichkeit darstellt.

Der anregende Gedanke und materielle Stoff, gleichsam das Holz, an welchem die Gluth des Genius erst zur sichtbaren Flamme auflodern kann, ist aus Spieß's zwölf schlafenden Jungfrauen. In einem Bergkessel dessen fernsten Rand starre Klippen und wilde Gletscher bilden erhebt sich die Burg der Jungfrauen, auf deren Zinnen man diese nach Hülfe aussehend erblickt, ein altes Gebäude an dem viele Zeiten vorübergezogen, von denen jede in einem Zubau und Anwachs an dem ursprünglichen Stamm ein Zeichen ihres Daseyns zurückließ. Wunderbar verschlungene Wege die eine unbegreifliche Sehnsucht wecken auf ihnen zu wandeln, führen theils in den Bergwald zu Kirchen und Capellen, gleichsam den Blüthen, in welchen das unendliche Wurzelgeflecht der Andacht, welches damahls die Erde zusammen hielt und als in liebenden Armen an den Himmel schlang, lebendig ausschlägt und blüht, während andere sich zu dem Fuße des Felsens in das friedliche Städtchen senken, dessen Mauern der abendrothe See bespühlt, und weiter an heiligen Säulen und mächtigen Bäumen vorbey gehen unter denen matte Pilger ruhen, bis in den Vorgrund zwischen dem um-

schränkten Weideplatz der im Schatten der Felsenkirche liegt und auf dem Hirtenkinder harmlose Spiele spielen und den Schauern des gewaltigen Eichwaldes durch, dessen Stämme sich mehr und mehr in die grüne Nacht verlieren. Hier reitet der befreyende Ritter, vor ihm in den Lüften, St. Gallus und der Schutzgeist mit dem leitenden Glockenspiel, hinter ihm der Böse, der es trüglich nachäfft um den Jüngling zu verlocken und in den Armen der üppigen Gestalten die aus dem Baume sich dehnen als in unauflöslichen Fesseln gefangen zu nehmen. Noch schaut aus den Blättern eine Waldklause hervor, wo bey stillem Kerzerscheine fromme Einsiedler bethen. Dieß, so weit Worte eine Landschaft zu beschreiben vermögen, die man wohl die Musik der Mahlerey nennen möchte, indem sie gleich dieser in einer dem bloßen Verstande fast unfaßlichen Sprache, doch das Gemüth mit unwiderstehlicher Gewalt trifft und aufregend ihm neue fünf Sinne erweckt durch die eine unbekannte Welt ihren Einzug nimmt, der roheste Umriß eines Gemähldes das in seiner reichen Mannigfaltigkeit Stoff zu zahllosen einzelnen Landschaften enthält, und beynahe alle die verschiedenen Grundlagen umfaßt, die in so verschiedenen Schulen sich in abgeschlossener Eigenthümlichkeit ausprägten, vom Holländer an, dem zwey morsche Baumpflöcke mit einem durchfallenden Sonnenstrahl schon ein der Kunst würdiger Vorwurf dünkten, bis zu Ruisdael, der ganz eigene Offenbarungen über Wald und Laub hatte, bis zu Claude Lorrain, der den Pinsel ins Morgen- und Abendroth tauchte, und zu Poussin, dessen Gemählde in ihrem groß einfach und epischen Bau wie Bruchstücke einer Ilias und Odyssee vor uns liegen, bis zu Carracci und Dominichino, die in kühnen Compositionen die allmählige Beruhigung der uralten Naturkräfte belauscht zu haben, schienen und dem wilden Salvator Rosa, dessen Landschaften, wie unheimliche Zaubersprüche die Seele mit unbegreiflichem Grauen füllen, von jedem dieser Naturlaute finden sich Anklänge, die harmonisch zu einem großen Gedicht zusammenwuchsen, über das der Geist echtdeutscher Romantik weht, wie er uns aus Dürers und seiner Vorgänger wundervollen Landschafts-Compositionen anredet, das durch alle vereinzelten Tone von Liebe, Sehnsucht, Andacht, Grauen und wieder still beschränkter Genügsamkeit und Ruhe und tiefer Einsamkeit hindurchgeht bis es in einer Einheit zusammenklingt, wovor das Herz in süßer Wehmuth erbebt und für die Wort und Schrift zu arm sind und das nur Musik mit ihrer geheimnißvollen Sprache zu erlautern vermöchte; — und doch wie fest haftet diese Composition wieder am mütterlichen Boden, der sie erschuf, so nationales Gepräge tragend, daß wer je die Physionomie verschiedener Gegenden auffaßte sie nirgends anders hin als in das südliche Deutschland versetzen wird, im weitesten Sinne des alten Reichsverbands genommen, und möchte sich die Landschaft auch nirgends so finden, gerade so sind es doch ihre einzelnen Züge, die hier zum poetischen Character vereint sind, und diese so wahr, daß man immer glauben muß, man habe sie schon gesehen und die Erinnerung wolle nur, gleich einem entschwundenen Morgentraum nicht recht ins Leben treten, Zeugniß ablegend, wie treu und fleißig Ruß die österreichisch Alpen bereiste, um aus ihnen die bezeichnenden Züge zu behalten. Sey es erlaubt, hier noch auf unsern Meister Tieck hinzuweisen, dessen einzige Art bey Beschauung dieses Bildes lebendig vor das Gemüth tritt, wie er mit seiner Gabe, Landschaften und ihre wechselnde Erscheinungen mit wenigen Zügen schildert, daß die ganze Natur lebendig wird, man den Waldgesang und was die Wässer und eilenden Wolken reden zu verstehen meint, so wie die Stimme des Windes der durch einsame Klippen streift, die unendliche Sehnsucht im Auge der Blumen, das stille aber allmächtige Locken mit dem der dunkle Erdgeist, ernst aus fernem Gebirg herüberspricht, während das Himmelblau wie eine Mutter mit unendlicher Liebe die Welt in weichen Armen wiegt. Nach ähnlichem, nur in anderer Kunstart, hat hier der Mahler gestrebt und wahrlich es ist ihm gelungen, doch wie nur Liebe, Liebe verstehen kann, die dem andern Thorheit ist, so bringe auch wer dieß Kunstwerk genießen will, das aus einem warmen lebensvollen Herzen entsprang ein Herz mit, dann wird sich ihm eine wunderreiche Offenbarung aufthun, wer aber erwartet, hier die lebendigen Typen der Natur in leichtflüßigem Metall abgeklatscht zu sehen, das schon wenn das Wasser siedet, schmilzt, und jeder Form gerecht ist, der bleibe fern, denn träfe er es auch manche Einzelnheit besser zu machen, und dieß und jenes wie aus der Camera obscura, mathematisch genauer abzuschildern, er verstünde deßhalb dieß gemahlte Gedicht noch nicht und gehe drum lieber weiter, denn selbst hierin würde die Ausbeute nicht der Mühe werth seyn in die er deßhalb die Kritik setzen müßte. Neues könnte er den Meister des Bildes doch nicht lehren, der es ihm gern zugesteht, daß jede Einzelnheit, wenn man ihr ein Leben widmen wollte, genauer seyn könnte und auch schon gemacht worden sey, denn wenn Gerard Dow eine Woche an einem Besenstiel mahlte, mußte er doch wohl dessen innerstes Wesen ergründet haben, aber will sich der Weltgeist aussprechen, so kann er es im Lallen des Kindes und braucht nicht den gelehrten, aber oft erfrornen Grammatiker dazu, das Gefühl aber, wird den Vollkommenheiten Schwächen übersehen, die nun einmahl das Erbtheil des verarmten Menschengeistes bleiben, wenn er versucht, die ihm gebliebene Ahnung des Unendlichen in den irdisch-endlichen Zeichen, die allein ihm zu Gebothe stehen, darzustellen.

Correspondenz-Nachrichten.

Neapel 30. October 1825.

In den Monathen July, August und October sind 148 Reisende Fremde über Rom in Neapel angekommen: und zwar: 1 Spanier, 22 Franzosen, 35 Engländer, 1 Däne, 1 Schwede, 9 Rußen, 5 Niederländer, 15 Italiener, 14 Österreicher, 14 Preußen, 1 Bayer, 3 Sachsen, 5 Würtemberger, 1 Frankfurter, 18 Schweitzer, und 3 Amerikaner.

Zu den Reisenden deutscher Nation gehörte der Herzog Paul von Würtemberg, der berühmte Orientalist, Hofdolmetsch und Hofrath v. Hammer, Freyherr von Maltiz, der königl. preußische Hauptmann Hopfgarten, mehrere Kaufleute und 20 Künstler, darunter die Architekten Böke

und Leistler aus Wien, und der Tonkünstler Polsterer aus Grätz.

Literatur und Kunst.

188. Von den unlängst unter der Numer 116 dieses Archives angeführten Darstellungen aus dem Königreiche Galizien, insbesondere der Karpathen, ist nunmehr auch das zweyte Heft erschienen, welches an Reichhaltigkeit und Interesse des Inhaltes sowohl, als an Zierlichkeit und geschmackvoller Auswahl der Bilder nicht nur dem ersten Hefte nichts nachgibt, sondern solches vielmehr zu übertreffen scheint.

Die in diesem zweyten Hefte vorkommenden Darstellungen sind folgende:

1. Ansicht des Felsenthales Mientussowa mit dem Berge Ratusz (Ratusch) im Hintergrunde. Eine ungeheuere schauerlich schöne Berggruppe, im Thale das weidende Vieh und sein Hüther.

2. Die sich an diese im Zusammenhang reihende Gebirgsansicht mit dem Mittelfelsen Saturen, einem Wassersturz und den Gletschern der Tatra: Der tobende Wasserfall von ansehnlicher Höhe löset sich am Fuße der riesigen Berge in einem sanft wellenden Fluß auf. Die Landschaft ist, so viel es die beschränkenden Berge gestatten, unter die lieblichen zu rechnen.

3. Ansicht der Morgenseite des Starosteygutes Czorstyn (Tschorstin) einer ehemahligen Gränz-Veste gegen Ungarn. Auf einem hohen, schroffen Felsen, umgeben von kleinern Felsenmassen prangen die Ruinen dieses alten Wehrpunctes, welcher mit kühnem Trotze sich gegen die Zerstörungen der Zeit auflehnen zu wollen scheint. Das schöne, freundliche Thal ist mit weidendem Vieh besetzt. Das Ganze gewährt einen äußerst angenehmen Anblick.

4. Ansicht der Gegend von Czorstyn (Tschorstin) nebst dem Laufe des Gränzflusses Dunajec und dem ungarischen Gränz-Schlosse Riedziec (Riedschiez). In einem lieblichen Thale, von den rauschenden Wellen des schönen Flusses bespült, erhebt sich eine herrliche Reihe von Bergen, auf deren einem das der pohlnischen Gränzfestung Tschorstein gegenüber stehende ungarische Gränzschloß in Ruinen sich befindet. Dieses Bild ist eines der niedlichsten in beyden Sammlungen und gewährt einen bezaubernden Anblick, der um so anziehender ist, als das schöne, reihende Thal mit der gigantischen Berggruppe so angenehm und freundlich abwechselt.

5. Der Karpathen schönste Ansicht mit den höchsten Spitzen der Tatra von der ungarischen Seite gegen Kesmark.

Eine ungeheure Masse schroffer, kahler Felsen in Wolken gehüllt, aus denen die hoch aufgethürmten Spitzen majestätisch emporragen und sich himmelwärts erheben. Im Vordergrunde ein lebendiges freundliches Thal voll Liebreiz und Anmuth. Ein großes herrliches Bild, welches auf die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich bey Darstellungen von derley Gebirgsgruppen wegen ihrer Einförmigkeit aufdringen, ganz vergessen macht.

Wer schon an dem ersten Hefte Vergnügen gefunden hat, der wird beym Anblick dieses zweyten auf das Angenehmste überrascht werden.

Es ist eben so, wie das erste, hier in Wien in der schallbacherischen und in allen soliden Buchhandlungen des Inlandes für den Pränumerations-Betrag von 6. fl. Conv. Münze zu haben.

D.

Miscellen.

Der romanische Dichter Robert Wace des zwölften Jahrhunderts, dem Heinrich II. von England große Huld erwies, hat an Fr. Pluquet einen Biographen gefunden. Zugleich erhalten wir Auszüge seiner größern Gedichte und des Romans Du Rou, welche bisher im Staube der Bibliotheken begraben waren. Abgesehen von ihrem poetischen Werth, enthalten sie einen schätzbaren Beytrag zur Geschichte jener Zeit: ausführliche Schilderungen Rollo's, Richards I. und Wilhelms des Eroberers, eine Beschreibung der Schlacht von Hastings und s. w. — Auch dem Sprachforscher biethet sich hier eine reiche Ernte dar: oft stehen in einem Verse Wörter dänischen, norwegischen und lateinischen Ursprungs friedlich neben einander. Die Schilderung, welche Wilhelm der Eroberer auf dem Sterbebette vom Charakter seines Volks entwirft, beginnt also:

En Normendie a gent mult fiére,
Je ne sai gent de tel maniére,
Chevaliers sunt proz et vaillant,
Par totes terres conquérant. —

189. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyánszky. — Siebenter Jahrgang 1826. — Gedruckt und verlegt bey Franz Ludwig.

Die schmeichelhafte Theilnahme des vaterländischen Lesepublicums rechtfertigt und ermuntert die sorgfältige Fortsetzung dieser, an den Toiletten, wie auf den Studierstuben, mit dem freundlichsten Willkomm begrüßten Arbeit. — Ihr Zweck ist unverändert derselbe; Sammlung und Überlieferung wichtiger geschichtlicher Materialien, Beleuchtung einzelner, dunkler Stellen in unserem heimischen Alterthum, Hinwegräumung der ärgsten Steine des Anstoßes, Aufbewahrung der Denkmahle der Römerwelt und des Mittelalters, Aufsuchen wahrhaft geeigneter Stoffe für die redende und bildende Kunst und vorzugsweise Verherrlichung der vaterländischen Vorzeit und Mitwelt durch dieselben. — Der eine der beyden Herausgeber, der Freyherr von Hormayr, weihte sich diesem Zwecke schon in früher Jugend, im Beginn seiner literarischen Laufbahn, seit zwanzig Jahren, obgleich mit ausschließender Beschränkung auf seine heimathlichen Berge, durch die Tyroler Almanache. (1802—1805.) Als die achtjährige Trennung Tyrols

diese Leistungen unterbrach, betrieb er dieselben Zwecke, theils in seinem österreichischen Plutarch, theils in seinem Archiv für Süddeutschland und seit dem Jahresschluße 1809, durch das nunmehr seinen siebenzehnten Jahrgang eröffnende „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst." — Aber auch der Faden historischer Taschenbücher wurde wieder aufgenommen, nur daß diese Jahrgänge, weniger populär und mehr streng, wissenschaftlich behandelt waren. — Freyherr von Mednyánßky, als Sammler und Forscher im geschichtlichen Gebieth und in dessen Hilfswissenschaften, als Statistiker und rationeller Landwirth, längst rühmlich bekannt, verfolgte dasselbe Ziel für Ungarn und verband sich 1819 seinem Freunde Hormayr zur Herausgabe eines, den deutschen und slavischen, so wie den magyarischen Hauptstamm Österreichs umfassenden geschichtlichen Taschenbuches.

Auch dieß Mahl sind die vier Hauptrubriken: Ahnentafeln — Burgen — Sagen und Legenden — und Biographien, wohl ausgestattet. — Die letztere weiset in Meinharden von Kärnthen-Tyrol, eine für die sturmbewegten Tage des großen Zwischenreiches, ganz eigens berufene, kraftvolle Gestalt, um in diesem empörten Meere nicht unter zu gehen, vielmehr aus geringem Anfang, in Macht und Herrlichkeit hervorzutreten und in seiner Gemahlinn, der bayerischen Elisabeth, (aus erster Ehe, Mutter Conradins, des letzten Stauffen,) des Unglücks und der Schönheit himmlische Gewalt.

„Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder" dieser Taschenbücher haben der vaterländischen Historienmahlerey, Ballade und Romanze, ja der Königinn der Dichtkunst, dem Drama, schon so manchen ausgezeichneten Stoff dargebothen. — Dieß Mahl gehören: die Gründung von Zeben, die gefährliche Wette, der Wunderbär und die Vergeltung, Ungarn an, Böhmen aber, Mähren und Schlesien: die Rache, die Sagen vom Rübezahl, das Zaubermesser, (das hinsichtlich seines Stoffes, allerdings mit Tiecks Liebeszauber wetteifern dürfte,) der Schaffgotsche Wappenschild und der Ritt um den Kynast. — Die Nonnen von Zawichost beginnen eine Folgereihe romantischer Geschicke aus den Jahrbüchern Pohlens.

Aus den Ahnentafeln werden jene der Sedlnicky von Choltitz mit Recht ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen durch ihre Verwandschaft mit den schönsten Volksmährchen der marhanischen Urzeit, mit den Sagen der mongolischen Verwüstung, mit den Schrecken des 30jährigen Krieges, endlich durch Albert Sedlnicky, einen der berühmtesten Reisenden der Vorzeit und eine wahre Zierde des an ausgezeichneten Männern reichen Hofes Carls IV. — Sigmund von Herberstein tritt diesem Albert Sedlnicky als ein würdiges Seitenbild gegenüber und die Fülle der wunderbarsten Begebenheiten und vieler edler Thaten in Frieden und Krieg, läßt in den Ahnentafeln der Csaky's und der Herbersteine gewiß keinen Leser unbefriedigt. Welcher Böhme aber vermöchte es, gleichgültig zu seyn, gegen jene der Czernine von Chudenitz, an der sich, wie an einer goldenen Spindel, beynahe die ganze Geschichte Böhmens, ein ununterbrochener Faden abwinden läßt? — Die mit den Ahnentafeln gleichen Schrittes gehende Rubrik der Burgen, gibt dieß Mahl das romantische Nawarom, das durch Niclas Zriny's Heldentod verherrlichte Szigeth und Zolyom oder Altsohl.

Der vorige Jahrgang stellte die Verhältnisse Ungarns zum griechischen Kaiserthum, wie ein früherer jene zu Pohlen, der jetzige, die zu Italien dar. — Michael Beheims Gedicht über die Belagerung Friedrichs IV. in seiner eigenen Wiener Burg, im vorigen Jahrgange begonnen, wurde in diesem fortgesetzt. — Es wird wohl Niemanden einfallen, den poetischen Werth desselben hoch klingen zu lassen, aber es ist die vollständigste und trefflichste Quelle über jene denkwürdige Begebenheit.

Der poetische Theil des Taschenbuches ist dieß Mahl reich ausgestattet. „Der Brautwerber" und „der Teufelsstein" eine salzburgische und eine Tyroler Sage, von dem steyermärkischen Dichter Johann Gottfried von Leitner und die böhmische Sage vom Schloß Primda von Franz Haas von Oertingen, sind in Hinsicht auf Auffassung und Ausführung ausgezeichnete zu nennen. In Johann Schön scheint der vaterländischen Ballade eine freudige Hoffnung aufzugehen. Seine „Trautmansdorfe" und der Cyclus aus König Albrechts tragischem Ende und der hinfür von seiner Tochter, der Königswitwe Agnes genommenen Blutrache: „die Sühne" und: „die drey Kaiserinnen", gehören unstreitig zu dem Besten dieser Art. — Der Rückblick darauf ist erfreulich, wie viel Ausgezeichnetes im Gebieth der vaterländischen Ballade und Romanze, die eigentlich das Archiv und diese Taschenbücher erst ins Leben riefen, in kurzer Zeit geleistet worden sey? z. B. nur eben in diesen Taschenbüchern. Zacharias Werners Ostermontag zu Seefeld, die hohe Taufe Rudolphs von Matthäus von Collin, die Verbrannten am Morgarten, vom General Baron Rothkirch, der Schaffgotsche Wappenschild und die Romanzen vom unbekanten Ritter, (Christoph Liechtenstein) vom Freyherrn von Zedlitz, die Freunde von Caroline Pichler, der Willy-Tanz von Therese Artner, das Narrenschloß Betzko von Köffinger, das steinerne Geld und die Königinn Johanna von Castelli ꝛc.

Die frühern Jahrgänge und ihr Inhalt sind in diesem Archiv angezeigt. Jahrgang 1819 November 138, 1820 October 119, 1821 September 109, 1822 September 108, 1823 October 117, 1824 October 122.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Fr. Ludwig.

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 23. und Freytag den 25. November 1825.

(140 und 141)

Ueber Shakespeare.*)

Der Sturm.

Die wundergleiche Phantasie des Dichters fliegt Welten auf und nieder; alles Schöne und Liebliche der Schöpfung flicht sie in einen farben- und würzereichen Kranz. Sie fügt die Sterne des nächtlichen Himmels zu den Blumen der bethauten Flur; der Cherubim am Throne des Allmächtigen und das leuchtende Johanniswürmchen auf dem Blatte der, Wohlgeruch athmenden Nachtviole, sind in ihren Bildern. Sie gibt Bewohner den Elementen; in der Luft läßt sie harmonische Töne erklingen, sie verkörpert geistige Wesen durch ihren Hauch. Sie fährt auf den Sonnenstrahlen, spiegelt sich in der glänzenden Fläche der Fluth; dringt hinunter in die Tiefen der Erde zu Berggeistern und Zwergen. Sylphen und Elfen horchen ihrem Gebothe, kommen aus Bäumen und Felsen, aus Flammen und Wellen, sie zu vollziehen. So ist der Dichter der Herr und Gebiether im unermeßlichen Kreise des Alls; er ist noch mehr als ein hoher Priester der Natur. Wenigen nur ward die Himmelsgabe der Dichtung; ihre Schöpfungen leuchten gleich den ewigen Sternen der Nacht, hoch erhaben über den trügerischen Irrlichtern der Manier und des Zeitgeistes. Große Genien, gehören sie auch was immer für einer Zeit, was immer für einem Volke, sind sich nah und befreundet, und über die Wolken der Jahrtausende hinüber, reichen sich Homer und Tasso, Virgil und Ariost, Sophokles und Shakespeare, Aristophanes und Tieck die Hand. — — Es bleibt stets nur eine Phantasie, nur eine geistige Kraft, die sich bloß in verschiedenen Gestalten offenbart. Deßhalb steht das wahrhaft Schöne und Große in der Dichtkunst hoch über jedem Wechsel des Geschmacks; es ist ein heiliges Eigenthum der gesammten Menschheit. Die ehemahligen „nordischen Barbaren" genießen und fühlen jetzt die zarten Schönheiten der attischen Muse; durch seine unsterblichen Gesänge entzückt Homer den einsamen Leser am fernen Tanais und an den Säulen des Herkules. — So drang auch Shakespeares Ruhm, obgleich lange umschleyert von den Nebeln der Unwissenheit und des Neides, gleich der Sonne, selbst über den atlantischen Ocean in die neue Welt hinüber; und dießseits und jenseits des Oceans schlagen viel tausend Herzen, die durch die göttlichen Schönheiten in den Werken dieses Dichters bewegt werden. — Sie rasen mit Lear, sie grübeln mit Hamlet, sie lieben mit Julien, sie dulden mit Desdemonen, sie verträumen mit Miranden ein unschuldiges Daseyn auf einsamen Klippen des Meeres. — So lenkt dieser hohe Kenner menschlicher Gefühle und Leidenschaften jeden unserer Sinne auf die unnachahmliche Wahrheit und Schönheit seiner Darstellungen, wir werden und unwillkürlich gefesselt und hingerissen.

Jenes Gebilde seiner Phantasie, das er den Sturm benannt, führt uns mitten in eine abenteuerliche Welt voll Wunder und Zaubereyen. Zarte Wesen, die die Luft bewohnen, Nymphen der Gewässer und der Fluren, alle beherrscht von dem mächtigen Zauberstabe eines Sterblichen, schweben im bunten Tanze vor unsern Augen, und bilden den lichten Gegenschein zu dem rohen erdigen Elemente, das in dem boshaften viehischen Caliban verkörpert ist. — Über die ganze Insel ist gleichsam ein narkotischer Mohnduft ausgegossen; jedem, der sie betritt, senkt sich ein übernatürlicher bleyerner Schlaf auf die Augenlieder. — Seltsame Töne erklingen in den Lüften, leise wehen Geister

*) Allgemeine Bemerkungen über Shakespeare und über die Nationalität der Kunst, sind in Nr. 10, 13, 14, 16, 32, 34, 86, 88. In Nr. 98 ist der Kaufmann von Venedig, in Nr. 100 Romeo und Julie, in 101 Othello, in Nr. 105 Macbeth, in 103 und 123 Hamlet, in 122 Coriolan, 124 Cäsar, 126 Antonius und Cleopatra, in Nr. 117 Was ihr wollt, — und: viel Lärm um Nichts, endlich in Nr. 148 von 1824. König Lear.

stimmen dazwischen. So spricht Caliban zu seinem Zechbruder Stephano, dem dieß alles unheimlich vorkommt:

„Sey nicht in Angst! Die Insel ist voll Lärm,
Voll Tön' und süßer Lieder, die ergötzen,
Und niemand Schaden thun. Mir klimpern manchmahl
Viel tausend helle Instrument' ums Ohr,
Und manchmahl Stimmen, die mich, wenn ich auch
Nach langem Schlaf erst eben aufgewacht,
Zum Schlafen wieder bringen: dann im Traume
War mir, als thäten sich die Wolken auf
Und zeigten Schätze, die auf mich herab
Sich schütten wollten."

(Act. III. Sc. 2.)

Dieser mit seltsamen Wundern umringte Schauplatz des Dramas nimmt unsere kühnste Phantasie in Anspruch, wie in den arabischen Mährchen der Tausend und einen Nacht, die in den bunten Farben der aufgehenden Sonne glühen, wähnen wir all' diese lüftigen Wesen, diese Genien und Geister, diese Nymphen und Elfen verkörpert zu schauen. Nicht allein der Schauplatz des Stückes; sondern auch die meisten der handelnden Personen sind mit einem seltsamen Zauber der Dichtung umgeben. — Sie scheinen nicht in der Wirklichkeit zu leben, diese Bewohner des wunderbaren Eilandes; der weise Greis Prospero, seine liebliche Tochter Miranda, voll Unschuld und Zartheit gleich der Lilie des Thales; sind rein poetische Wesen. Sie handeln auf eine Art, die unser lebhaftestes Interesse erregt, und von der wir weiter unten bey ihrer Charakterschilderung, mehr zu sprechen Gelegenheit haben werden. — Mit bewundernswerther Tiefe hat der Dichter in diesem Werke den schneidenden Gegensatz des Poetischen und des Gemeinen zu zeigen gesucht. Wie herrlich sind nicht alle Eindrücke geschildert, die all' diese lieblichen Wundergebilde, besonders die süßen Töne und Lieder, die leisen Geisterstimmen, auf die rohen Gemüther machen! Nur der Gute und Reine kann für das Überirdische und Poetische Empfänglichkeit in seinem Herzen haben, auf den gemeinen verdorbenen Sinn wirkt es zurückstoßend, da er sich nicht dazu aufzuschwingen vermag, und deßhalb flieht er am liebsten seine Nähe. Nur dann ist ihm wohl, und behaglich, wenn er also diese reinen Einflüße von sich abhalten darf; denn nicht die krystallene Fluth der murmelnden Quelle, nur den trüben Schlamm stehender Sümpfe bewohnt das kriechende Gewürme. — Innig hat dieß der Dichter gefühlt; überall, besonders wo er von der himmlischen Macht der Tonkunst spricht, warnt er vor dem Menschen, auf den sie keinen Eindruck mache, wie er es auch in dem elegisch süßen Schluße des Kaufmanns von Venedig thut, den man mit dem Zug der Liebenden durch die Feuers- und Wasserfluthen in Mozarts Zauberflöte (ja wohl, Zauber-Flöte!) vergleichen möchte.

Dieses Stück hat weit weniger fortschreitende Handlung, als die übrigen des Dichters, eine gewisse Ruhe ist darüber ausgegossen. Es konnte auch nicht anders seyn, da die ganze Anlage es so mit sich brachte; ein rascher Gang wäre höchst fehlerhaft, da die Hauptperson ein Greis ist, den keine gewaltigen Leidenschaften mehr bewegen. Mit der höchsten Kunst ist dieser Mangel an Handlung unsern Augen verborgen, und durch reiche Schönheiten der Dichtung ersetzt. Das Drama ist wie der Wiederschein eines andern, vielbewegten, das wir im Hintergrunde schauen, wie Prospero noch in der männlichen Kraft, aber versenkt in die Abgründe tiefen Wissens, von seinem Bruder vom Throne gestoßen, und vertrieben wird. Er erzählt dieß seiner Tochter Miranda, die als ein Kind die Gefährtinn seines Schicksals war; wie sie auf morschem Boote, dem stürmenden Meere Preis gegeben, beyde dem Tode in den Wellen oder dem Hungertode zur Beute werden sollten, wie sie endlich auf dieses wüste Eiland gelangten, das sie jetzt bewohnen, und wie nun die Stunde der Vergeltung gekommen sey:

„Drauf als man ein Verrätherheer geworben,
In einer Nacht erkoren zu der That,
Schloß nun Antonio Mailands Thore auf,
Und in der mitternächt'gen Stille rissen
Die Diener seines Anschlags uns hinweg,
Mich, und Dich, weinend Kind.
— — — —
Sie rissen uns an eines Schiffleins Bord,
Dann ein Paar Meilen seewärts; nahmen dort
Ein faul Gerippe von Boot; ganz abgetakelt,
Kein Mast noch Segel; selbst die Ratzen hatten's
Aus Furcht geräumt: da luden sie uns aus,
Zu weinen ins Gebrüll der See, zu seufzen
Den Winden, deren Mitleid, wieder seufzend,
Nur liebend weh uns that.
— — — — —
Du lächeltest,
Beseelt mit Unerschrockenheit vom Himmel,
Wann ich, die See mit salz'gen Tropfen füllend,
Ächzt, unter meiner Last, und das verlieh
Mir wiederstehn'de Kraft, um auszuhalten,
Was auch mir widerführ —
— — — — —
Zu diesem Eiland kamen wir, und hier
Hab' ich, dein Meister, weiter dich gebracht,
Als andre Fürsten können, bey mehr Muße
Zu eitler Lust und minder treuen Lehren.
— — — — —
So viel wisse;
Durch seltne Schickung hat das güt'ge Glück,

Jetzt meine werthe Herrinn, meine Feinde
An diesen Strand gebracht; mir zeigt die Kunde
Der Zukunft an; es hängt mein Zenith
An einem günst'gen Stern; versäum' ich's jetzt
Und buhl' um dessen Einfluß nicht, so richtet
Mein Glück sich nie mehr auf.

(Act I. Sc. 2.)

So hatte Prospero durch seine Geister den wüthenden Seesturm erregen lassen, als seine Feinde sich so nahe bey ihm befanden. Das Schiff versank auf sein Geheiß; doch wurden alle die darauf waren, durch seinen Zauber dem Wassertode entzogen, einige mußten durch die Fluthen an die Insel getrieben werden, die übrigen hielt übernatürlicher Schlaf gefesselt.

Viele englische Kritiker haben sich große Mühe gegeben zu erklären, warum Prosperos nachherige Erzählung auf Miranden schlummerbringend wirke? aber wie es scheint, ist es ihnen nicht geglückt; denn ihre Erklärungen sind viel zu scharfsinnig und zu weit hergehohlt, um natürlich zu seyn. Auch Horn hat es auf eine eigene Art versucht; er meint, Nachrichten von wichtigen Dingen wirkten auf den Hörer schlafbringend!! was wir billig bezweifeln; denn weibliche Neugierde und das natürliche Interesse an ihren früheren Schicksalen, konnten bey Miranden nur die höchste Aufmerksamkeit erregen. — Der Schlummer, in den sie fällt, ist kein natürlicher, ist ein magischer Schlummer, in den sie Prospero mit Willen versenkt, weil er sie nicht zum Zeugen seiner gegenwärtigen Entwürfe haben und sie durch die folgenden Ereignisse überraschen will. Wie Miranda schläft, ruft Prospero seinen dienstbaren Geist Ariel, gebiethet ihm alle Befehle schnell zu vollziehen, und verspricht ihm dafür nach zwey Tagen Entlassung. Darauf treibt er den Sclaven Caliban zur Arbeit, die dieser nur unwillig verrichtet, und mit den wildesten Schimpfworten sich empört. —

Fernando, der Sohn des Königs von Neapel, von den Wellen an den Strand geworfen, erscheint vor Prospero. Dieser zeigt ihn seiner Tochter, — es ist der erste schöne Jüngling, den sie je gesehen, darum glaubt sie auch in ihrer Unschuld, er sey ein Geist. —

„Was ists? Ein Geist?
O Himmel, wie's umherschaut! Glaubt mir, Vater
'S ist herrlich von Gestalt! doch ist's ein Geist"

Wie viel schöner und natürlicher ist diese kurze Sprache der Einfalt, als alle langen Ausrufungen der Verwunderung! Es ist die Sprache der Natur und des Herzens, die hier zuerst in der aufblühenden Jungfrau laut wird. — Beyde entbrennen in wechselseitiger Neigung und dieser schöne Bund männlicher Offenheit und ritterlichen Sinnes, wie Schlegel sich ausdrückt, mit weiblicher Unschuld und Milde, ist das Entzückendste und Gelungenste des ganzen Dramas. Prospero, innerlich erfreut darüber, will ihnen doch Hindernisse entgegen setzen, daß, nicht leichter Sieg den Preis verringere. Er zweifelt scheinbar an Fernandos Abkunft und droht ihm mit harter Behandlung. Miranda, schon ganz in Liebe glühend, bittet für ihn, und als der Vater ihr sagt, es seyen noch tausend schönere Männer in der Welt, antwortet sie:

„So hat in Demuth
Mein Herz gewählt; ich hege keinen Ehrgeitz,
Noch schönern Mann zu sehn."

Fernando, durch Prosperos unsichtbare Macht übermannt, muß dessen Gebothe gehorchen: doch Liebe versüßt ihm die Gefangenschaft:

„Die Lebensgeister sind mir wie im Traum
Gefesselt. Meines Vaters Tod, die Schwäche
So ich empfinde, aller meiner Freunde
Verderben, oder dieses Mannes Drohn,
In dessen Hand ich bin, ertrüg' ich leicht,
Dürft ich nur einmahl Tags aus meinem Kerker
Dieß Mädchen sehn!"

(Die Fortsetzung folgt).

Literatur und Kunst.

190 **Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Zweyter Jahrgang. Denkmahle und Denkwürdigkeiten. — Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden, herausgegeben durch Joseph Freyherrn von Hormayr.**

Der Inhalt dieses II. Jahrganges ist folgender:

Denkwürdigkeiten. — Erstes Heft. — Ein Blick auf die Kirchenbaukunst des Mittelalters überhaupt, und einige ihrer Denkmahle in Österreich. — I. Die Metropolitankirche zu St. Stephan. Baugeschichte. — Der älteste Theil der Kirche mit dem Haupteingange gegen Westen. — Das Äußere der beyden Langseiten und des Chores. — Der große Thurm. — Das Innere der Kirche. — II. Die Kirche zu Maria-Stiegen. — III. Die Kirche zu St. Michael. Die Minoritenkirche, Hofburgcapelle, die Ruprechts- und Augustinerkirche, die Kreuzgänge des Schotten- und Dominikanerklosters, die Rathhauscapelle zu St. Salvator, die Capelle des deutschen Hauses, die Pfarrkirche am Hof (Carmeliten, Jesuiten); das Steinbild über dem Eingange des Mariazellerhofes. — Anhang. Prüfung der bisherigen Annahme eines Georg Hauser, als des

ersten Baumeisters des großen Thurmes, und ein Wort über die vorhandenen Risse des Thurmes und die Steinmetztafeln bey St. Stephan.

II. Heft. Der Stephansdom. — (Fortsetzung) — Der Stephansfreythof und die Capellen. — Das Patronat der Kirche und der Fürsten-Gräber. — Die Grabmähler im Innern der Kirche. — Die Grabmähler außerhalb der Kirche. — Die Reliquienschatzkammer. — Die Sakristeyen und die Orgeln. — Des Domes übrige Denkwürdigkeiten. — Dächer. Die Glasgemählde. — Die Heidenthürme. Der große vollendete und der unausgebaute Thurm. — Die Glocken — Die Aussicht. — Der kühne Ziegeldecker Ressyiko. — Der kleinste Stein und das größte Brod. — S. Capistrans Kanzel. S. Colomanus Stein. Das Abendmahl unter beyden Gestalten. Die Oratorien. Die Brüderschaften oder Zechen. Die Prozessionen des Frohnleichnahms und nach Mariazell. — Die Pfarrer bey St. Stephan. Die Pröbste. Die Bischöfe. Erzbischöfe.

III. H. Wiens Kirchen, Klöster und geistliche Körperschaften, — zuvörderst die erloschenen und aufgehobenen. — Die Templer. Der heil. Geistorden zu Wien. — Der Adlerorden, der Drachenorden, die älteren und neuern Ritter von St. Georg. — Die Althanischen Christusritter. — St. Magdalene vor dem Schottenthor. — St. Nikola vor dem Stubenthor und St. Nikola in der Singerstraße. — Die Himmelspförtnerinnen. — St. Clara nächst dem Kärnthnerthor. — St. Jacob auf der Hilben. — Die Lorenzerinnen. — Die Siebenbüchnerinnen. — Das Königskloster nächst der Burg. — Die Büßerinnen bey St. Hieronymus. — Die Weißspanier und die Schwarzspanier. — — Die Theatiner, Philippinerianer und Hieronymitaner. — Die Carmeliter auf der Leimgrube, die Paulaner auf der Wieden und die Kapuziner bey St. Ulrich. — Die Minoriten am Landhaus, nun in der Alsergasse. — Die obern und die untern Jesuiten und das Noviziathaus bey St. Anna. — Die Augustiner auf der Landstraße. — Das Chorherrnstift St. Dorothee.

IV. H. St. Michael. — Das Hofkloster der reformirten Augustiner Barfüßer. — Die Dominikaner. — Die Franziskaner. — Die Kapuziner. — Die Serviten in der Rossau und die Carmeliter in der Leopoldstadt. — Die Väter der frommen Schulen. — Die barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt und auf der Landstraße. — Die Redemptoristen bey Mariastiegen. — Die Mechitaristen. — Die Salesianerinnen, die Ursulinerinnen und Elisabethinerinnen. — St. Rupprecht. — Die St. Salvatorskirche im Rathhaus. — St. Peter und die übrigen Kirchen und Capellen der Stadt. — Die Kreuzherrn mit dem rothen Stern bey St. Carl auf der Wieden. — Die deutschen Herrn. — St. Johann und das Pilgrimhaus. — Das savoyisch weltliche adelige Damenstift. — Die Schotten. — Die Pfarren der Stadt. — Die Pfarren in den Vorstädten.

V. u. VI. H. Die Burg. — Urkundenbuch.

VII. H. Der Hof. — Die Stadt. — Ihre Lage, Außenwerke und Thore.

VIII. u. IX. H. Die Vorstädte. — Der untere Werd. Die Judenstadt. Die Leopoldstadt. — Die Jägerzeil.

X. H. Die Landstraße. Die alte Donau. Die Schöffstraße oder Schöffzegel. Die Weißgärber. Erdberg und St. Nicola vor dem Stubenthor. Die Wieden. Der Schaumburgerhof. Der Hungerbrunn oder Hungelbrunn. Der Lorenzergrund. Matzleinsdorf. Nikolsdorf. Margarethen. Reinprechtsdorf. Der Hundsthurm. Gumpendorf. Der Magdalenengrund. Die Windmühle. Die Leimgrube. An der Wien. Schöff oder Mariahilf. Spittelberg. Zaismannsbrunn oder St. Ulrich obern und untern Guts. Das Neudecker Lehen. Neubau. Schottenfeld. Der Alsergrund. Die Alserbreite, Eselhardsried oder Breitenfeld. Der Michelbeurische Grund. Der Sporkenbühel oder Himmelpfortgrund. St. Johann in Siechenals oder der Thury. Das Lichtenthal. Der Althanngrund. Der obere Werd, die Fischervorstadt und Rossau.

Nach dem oft wiederhohlten Wunsche vieler Leser, erhält dieß Werk auch ein sehr sorgfältig bearbeitetes Register und bey seinem großen Sachreichthum, erst dadurch die wahre, practische Brauchbarkeit.

In jener großen Übergangs-Epoche von der Wiedererweckung der ewigen Werke der Alten, von der Vervollkommung der noch rohen Anfänge der Buchdruckerkunst, von der Entdeckung der neuen Welt, bis zur Ausbildung der Reformation und zum ersten Religionsfrieden, regte sich auch in Wien, mächtig begünstigt durch den fremden Eroberer Mathias Hunyady Corvin und gleich darauf durch den wahrhaft mediceischen Sinn Max's I. die innige Liebe zur heimathlichen Vorwelt. — Leider wurde sie durch die eigenthümliche Krankheit jener Tage, durch eine mückenstechende Alterthümlerey in ihrem schönsten Flug aufgehalten und während die Celtes, die Cuspiniane, die Suntheim und Manlius und die meisten Mitglieder der sodalitas danubiana (Wiener und Ofner Akademie) während gelehrte Mäcene, wie die Pollheim, die Beck von Leopoldsdorf, die Fr...magen, die Schallautzer, die Hepperger ꝛc. ꝛc. um Carnunt und Vindobona und an vielen Stellen der römischen Stromhut und Uferwache an der Donaugränze, die Erde ummühlten, das Geringste, was in Stein oder Erz vom alten Römerleben zeugte, mit ängstlicher Sorgfalt zu Tage förder-

ten und als ein Kleinod bewahrten, blieb das Nächste, blieben die farbenreichen und gluthvollen Tage des Mittelalters, blieb die goldene Zeit der Babenberger fast ganz unbeachtet. Ja, viele wichtige Reste derselben, gingen gerade unter, inmitten dieses Haschens nach römischen und griechischen Spuren, inmitten ihrer einseitigen Vergötterung, inmitten vieler, theils unwillkührlich, theils vorsätzlich damit getriebenen Mystificationen. — Gab auf der einen Seite der Umschwung des Welthandels, unserm Wien damahls gesteigerte Bewegung, so gab ihm hinwieder auch die große türkische Gefahr einen Anstoß, der den blos berechnenden Kaufmannsgeist in seine Schranken wies und die in langer Ruhe nicht selten versumpfenden Anlagen und Tugenden eines in sturmbewegten Tagen gar dringend angerufenen Heldengeistes gebührend hervorzog und bekrönte. —

In dieser Zeit fand Wien seinen ersten Geschichtschreiber, Wolfgang Latz, latinisirt, Lazius, (geb. 1514, † 1565 als Ferdinands I. Leibarzt, Historiograph, Hofbibliothekspräfekt und Archivsdirector) gewiß einer der emsigsten Sammler und Vielwisser aller Zeiten, dankten wir ihm auch nur das, Österreich und Wien vorzugsweise befreundete Lied der Nibelungen und Ottokar Hornecks Reimchronik. — Der Doctor Latzenhof war der Sammelplatz aller, dem alten Vindobona oder Fabiana angehörigen Überreste. — Seine 1546 zu Basel erschienene, 1614 durch den Rector der Bürgerschule bey St. Stephan, Heinrich Abermann ins Deutsche übersetzte „Vienna", ist unstreitig, da sie das Eis gebrochen, viele, für die damahlige Zeit wichtige Winke gegeben, manche kühne Anregung in Umlauf gesetzt hat, ein verdienstliches Werk, trotz der vielen, unläugbaren Zeichen der Zeit und ihres Geschmackes, der Eile und hie und da auch der großen Befangenheit des Verfassers. — Das Schlimmste aber ist, daß Lazius, im heiligen Eifer für das Alter und für die Ehre seiner Stadt, die Denkmahle der Vorzeit willkührlich ergänzte oder veränderte und selbst Urkunden geradezu verfälschte, daß er hinwegließ, was seinen Ansichten im Wege stand, hinzusetzte, was ihnen förderlich schien!! Wo nicht Apian, Clusius, Gruter, Beck, Leuenklau, Lambecius rc. zugleich als Gewährsmänner auftreten, wo nur des einzigen Lazius Zeugniß vorliegt, da können wir leider! keinen der von ihm angeführten Römersteine unbezweifelt als ächt annehmen und geschichtliche Folgerungen daraus ziehen. Eben so hat er den Nahmen Fabianas in carolingische Urkunden eingeschwärzt, denen er durchaus fremd ist, Friedrichs II. goldene Bulle für Wien von 1237 interpolirt und Wien auch in jenem merkwürdigen und wichtigen Stiftsbrief von Göttweih von 1083 hineingesetzt, dessen Urschrift, doch nicht die geringste Spur davon trägt!! Diese kaum glaublichen Omissions- und Commissionssünden mögen vielleicht wohl durch einen oder andern verdienten Forscher dunkel geahnet worden seyn? Ausgesprochen aber und erwiesen, wurden sie erst im Urkundenbuche des vorliegenden Werkes, Nr. IV — L und CCXCV., Letzteres durch geneigte Mittheilung aus dem Münchner Reichsarchive, aus welchem allein, das wahre Licht über die vielen, noch dunkeln Stellen der Geschichte Österreichs unter den Babenbergern anzuhoffen ist, aus dem einfachen Grunde, weil nicht nur die Archive von Passau, (der alten Apostelkirche von Laureacum, Lorch, der Wiege der Christianisirung, Bevölkerung und Cultur des Landes,) weit über die Ausbildung einer Landeshoheit hinaufreichen, sondern auch des Ostlandes älteste und wichtigste Klöster, z. B. Kremsmünster, St. Pölten, St. Florian, St. Nikola rc. Passau incorporirt worden, oder aus seinem Besitzthum entsprossen sind. — Nach Lazius findet sich in der Geschichtschreibung Wiens eine Lücke voller zwey Jahrhunderte, denn so lange währte der, durch die Reformation angeblasene Sturm. — Erst unter Carl VI., wenige Jahre vor dem Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes, schrieb Mathias Fuhrmann, Paulaner zu Herrnals, sein: „alt und neues Österreich," — „alt und neues Wien," — späterhin beym Regierungsantritte Joseph II. seine „kurzgefaßten Nachrichten von der Stadt Wien, deren Vorstädten und merkwürdigsten Gebäuden" — und Streitschriften wider den Jesuiten Fischer, über die vollkommene Identität Fabianas, Vindobonas und des heutigen Wien. — Der Jesuite Leopold Fischer gab in seiner: „brevis notitia urbis Vindobonensis", eigentlich gar keine Geschichte Wiens, wohl aber etwas Besseres, als er vielleicht auf diesem Wege zu leisten im Stande gewesen wäre, nähmlich eine Reihe sehr vieler Excerpten aus den verschiedenen Archiven Wiens, seiner Kirchen und Klöster, wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten, die Begräbnisse der Fürsten betreffend, die vorhandenen Grabesdenkmahle und die Reihenfolge seiner geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, Auszüge, die, wenn sie auch keineswegs ganz zuverläßig sind, dennoch schätzbare Winke geben, viele Zeit und viele Mühe ersparen und dadurch etwas viel Ersprießlicheres geleistet haben, als alle drey Geschichtswerke Fuhrmanns.

Von des Domherrn und Malthesers Smitmer vortrefflichen und im besten Geiste angelegten Sammlungen und Abhandlungen ist gar nichts ins Publicum gekommen. Eben

so wenig hat es der Jesuit Weinhofer auf die Belehrung desselben angetragen. Seine Nachsuchungen im städtischen Archive, sollen eben nicht zur Bereicherung desselben beygetragen haben. — Der ständische Sekretär Alois von Bergenstamm, dessen Nekrolog dieses Archiv Nr. 29 von 1823 überlieferte, hatte wohl durch seine Stelle bey den Ständen und durch seine ämtliche Verwendung in unzähligen grundbüchlichen und Gränz-Streitigkeiten, Gelegenheit, wie kaum ein Anderer, archäologische Forschungen anzustellen. Allein Mangel an Kritik und an Geschmack, nahmen seinen Compilationen das Verdienst auf der einen Seite wieder, was ihnen vielleicht auf der andern gebührte und die äußerste Flüchtigkeit seiner, meist der chronologischen Bezeichnungen entbehrenden Excerpte, sind für denjenigen verführerisch, der ihnen ohne nähere Prüfung und Vergleichung vertrauen wollte. Dessen ohngeachtet gebührt von Geusaus Geschichte Wiens, jedes etwa daran hängende Verdienst und jede quellengemäße Spur bloß seiner höchst fragmentarischen Einsicht in die Auszüge Smitmers, Weinhofers und Bergenstamms, deren Citationen er oft höchst lächerlich mißverstanden und sich nicht ein Mahl überall die Mühe gegeben hat, ihre lateinischen Andeutungen, in die Sprache seines Buches zu übertragen; das der Kenner auf den ersten Blick als eine leichtsinnige und unverschämte Zusammenstopplung erkennt.

Es bedarf übrigens wohl keiner Erwähnung, daß die eben genannten emsigen Sammler, wohl die Feuersbrünste und Überschwemmungen, die Kometen und Mißgeburten gewissenhaft aufgezeichnet haben, daß aber Keiner auch nur von Ferne daran dachte, daß die Entwicklung der Munizipalverfassung und der Gesetzgebung, der Abgaben und des Handels, des Luxus, der Künste, Sitten und Gewerbe, auch mit zum Handwerk gehöre, ja daß jede Geschichte, dadurch erst einen eigenthümlichen Werth und eine Seele erhalte und aufhöre, ein bloßes Conglomerat von Nahmen und Zahlen und unnützen Streitfragen oder abgedroschenen Curiositäten zu seyn. — Somit war eine Geschichte unsers Wien, dieses Ehrenspiegels so vieler großen, geschichtlichen Erinnerungen, dieser Weltgeschichte in der Nuß, dieses alten Musensitzes, dieses Angelpunctes des Handels, eine ganz neue Schöpfung, denn keiner der Vorgänger hat noch seine denkwürdigen Geschicke aus jenen entscheidend wichtigen Gesichtspuncten betrachtet. Aber auch in anderer Hinsicht mußte eine Geschichte Wiens, eine ganz neue Schöpfung seyn. Seit hundert und seit sechszig Jahren, vor welchen Fuhrmann und Fischer geschrieben, sind so viele neue Quellen erschienen, haben insonderheit die Hülfswissenschaften der Historie eine solche Ausdehnung gewonnen, daß kaum, die Terminologie jener Jahre den Schülern des heutigen mehr verständlich ist. — Fuhrmann hat überdieß gar nicht aus Urquellen, sondern aus den allbekannten Chroniken und aus den mündlichen Volksüberlieferungen geschöpft. — Gerade der Hauptborn alles Wissens über Wien und dessen Umgegend, das Schottner Archiv, war bisher gar nicht, das städtische Archiv aber, viel zu wenig benützt. Das gegenwärtige Werk beruht auf vielen tausend urkundlichen Excerpten aus dem einen und aus dem andern. — Das Urkundenbuch des I. Jahrganges im III. IV. und XV. Heft, dann des II. Jahrgangs im III. IV. VI. VII. und den folgenden Heften, liefert in vierthalbhundert Stücken, einen Schatz für die Kenntniß des deutschen Städtewesens und der schönen Jugendzeit des dritten Standes, für die Fortschritte der Künste und Gewerbe, der Sitten, der Industrie und des Handels, dergleichen seit langen Jahren, kein so gewichtiger ans Licht getreten ist und dergleichen keine andere deutsche Stadt aufzuweisen vermag, so sehr auch Wien, der drey großen Hansestädte zu geschweigen, in der Vorzeit, von Aachen und Köln, Goßlar und Regensburg, Nürnberg und Augsburg überbothen ward. — Es ist dieses das Verdienst der liberalen Mittheilung und Unterstützung, womit des Österreichers vaterlandischer Biedersinn, diesem, wie jedem mit redlichem Ernst und klarer Übersicht begonnenen Unternehmen, hülfreiche Hände both. — Seiner Natur nach, mußte der Plan dieses Werkes, weder zu hoch noch zu breit angelegt seyn. — Es durfte nicht den kleinen Kreis reicher Mäcene, kritischer Kenner und erprobter Künstler, ausschließend im Augen haben. Es sollte auch die Frauen, es sollte auch die Jugend und die gemischte Mehrzahl wahrhaft gebildeter Leser ansprechen, somit eine schwierige Mittelstraße halten zwischen dem allzutrockenen Ernst einer strengwissenschaftlichen, blos redenden, nicht anschaulichen Darstellung und zwischen dem Götzendienste bloßer Schaulust in einem Bilder-Prachtwerk. Der Verfasser wünschte ihm dieselbe Ausbreitung und Popularität zu geben, deren sich einst sein „österreichischer Plutarch" erfreute. Darum mußte die Ausgabe heftweise geschehen, was sonst der Haltung des Ganzen und der Totalität des Eindrucks keineswegs vortheilhaft ist. — Um ein Nationalwerk liefern zu können, strebte man auch, einen verhältnißmäßig wohlfeilen Preis für dasselbe setzen zu können, der im Verhältnisse zur Bogenzahl, zu den Vignetten, Kupfern, Planen und Kärtchen, gewiß nicht seines Gleichen in dem ganzen, voluminösen Meßkataloge hat. Um den großen und gemischten

Publicum ein, in der historischen Lecture überhaupt zum Nachschlagen, Vergleichen und Rathserholen vorzugsweise geeignetes Handbuch zu liefern, wurden synchronistische und genealogische Tabellen beygegeben, damit jeder Leser sich in jeder Epoche sogleich gehörig zu orientiren vermöge. — Die Geschichte einer solchen Stadt kann (wie schon ein Mahl gesagt worden) nicht wie die Monographie einer, ganz plötzlich aus dem Meeresgrund aufgetauchten Insel behandelt, sondern sie muß mit beständigem Rückblick auf die Geschicke des Landes Österreich dargestellt werden, dessen eigentlicher, innerster Kern, Wien von jeher war, häufig auch mit Rückblicken auf die allgemeinen Welterereignisse, in denen Wien so oft eine wichtige Rolle gespielt hat. — Vielmehr trachtet sie überall auf das Wesen der geschichtlichen Erscheinungen, auf die Hoheit und Ewigkeit der Ideen und aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuführen ja selbst bey der Geschichte der Klöster, der Corporationen und Anstalten, auf ihre Motivirung durch die synchronistischen Weltbegebenheiten und auf ihr Eingreifen in dieselben, auf die Literar- und Kunst-Geschichte, vorzugsweise Rücksicht zu nehmen. — Wenn der Verf. bey dieser mühevollen Arbeit, unter den vielen Opfern, welche das Ziel der Popularität dem Geschichtsforscher wie dem Geschichtsschreiber auferlegte, einen Lohn gesucht hat, so lag dieser darin, daß ihm vergönnt war, zugleich den Kennern und Allen, die künftig über österreichische oder über deutsche Geschichte überhaupt schreiben und das: „inventis facile est addere," zu Gute behalten, so reiche Quellen geöffnet und einen solchen Urkundenschatz dargebothen zu haben, aus denen jedes Stück sorgfältig ausgewählt, seinen individuellen Zweck des Beweises, der Ergänzung oder der Berichtigung hat und dem gewöhnlichen Leser, durch verstärkte Bogenzahl compensirt worden ist. — Dünkte einigen die Behandlung der Urzeit und der Römerwelt, der Völkerwanderung, ja noch des halben Mittelalters, zu sorgfältig und zu umständlich, obgleich sie verhaltnißmäßig nur wenige Bogen einnahmen, so sah der Verf. seinen Zweck hierbey dadurch am trefflichsten erfüllt, daß gerade diese Hefte, jetzt schon, vielfach zum Unterricht über eben diese Epochen in der Historie Österreichs gebraucht worden sind, über die bisher gar kein angemeßnes Handbuch existirte, und wenn diese älteste Zeit im Ganzen minder angesprochen hat, so liegt die Schuld wohl weniger im Vortrag, den man gerade da, sehr einfach zu halten beflissen war, als vielmehr darin, daß diese Epoche, den Lesern gar zu unbekannt und ungewohnt war. — Der Verf. ist weit entfernt von dem hoffärtigen Ausspruch Owens:

> Ne placeant stultis, quorum sunt omnia plena,
> Carmina non multis nostra placere volo.
> Sat mihi sunt pauci lectores, est satis unus
> Si me nemo legat, sat mihi nullus erit!

aber er muß gleichwohl bekennen, daß er unter gebildeten Lesern doch noch etwas mehr verstehe, als diejenigen, die in Gedrucktem und Geschriebenem, mit gehöriger Leichtigkeit Bescheid wissen, oder als jene Leser, die eigentlich nicht lesen, sondern reichhaltige und vielseitige Gegenstände wie die Weisen irgend einer fernen, in das halbschlummernde Ohr dringenden Tanzmusik in sich aufnehmen wollen, die sich gleich übermässig echauffirt finden, wenn sie über etwas nachdenken sollen; Leser von denen unser großer Altmeister Goethe sagte. — „Ihnen ist alles Genuß. Sie essen Ideen und bringen selber ins Himmelreich, Messer und Gabel noch mit!!" — Was würden derley Leser erst sagen, wenn sie sich über deutsches Städte-Handels- und Finanzwesen, aus den Systemalwerken eines Anderson, Fischer, Sartorius, Anton, Hüllmann, Eichhorn ꝛc. ꝛc. unterrichten sollten!? —

Die chalkographische und lithographische Ausstattung des Werkes, dürfte (zumahl mit Berücksichtigung des Preises) jeder billigen Forderung genügen und wenigstens in Österreich bis zur Stunde noch, schwerlich überbothen worden seyn? — Nun das Werk vollendet ist, kann jeder sich die Kupfer, Plane und Tabellen dahin binden lassen, wo es ihm am meisten zusagt, oder wo sie nach dem Buchstaben des Textes hingehören. Natürlich drängen sich die Bildnisse und Denkmahle aus der neuern Zeit, während aus den ältesten Jahrhunderten sehr wenig auf uns gekommen ist. — Übrigens handelt es sich hier nicht um ein bloßes Bilderbuch, wo man gewöhnt ist, das Kind immer gleich mit dem Finger vom Bilde auf die Erklärung hinüberzuleiten.

Seit geraumer Zeit konnte man es sich schwerlich leugnen, daß das Ausland, Österreichs Literatur und Kunst sehr wenig und nur sehr einseitig kenne und auffasse, daß es sie mehrfach geflissentlich ignorire, während gar viele Leipziger Fabriks- und Modewaaren über alles Maß und Ziel hinaus gepriesen werden. — Ja man sieht mit Verwunderung in manchen Wiener-Correspondenznachrichten auswärtiger Zeitungen und Zeitschriften, vieles wahrhaft Gediegene und Ausgezeichnete, das bey uns erschien, fort und fort mit Stillschweigen übergangen, dagegen viele hohle Verslerey und anderen Schund und Trödel, mit uner-

schöpflichem Lobe aufgetischt, so daß das Ausland wirklich glauben muß, jene Gänseblümchen seyen das Beste, was wir hervorzubringen vermögen und jene Correspondenten seyen wirklich Männer, deren Urtheil bey uns einiges Gewicht hat?! — — Wie selten handelt es sich in jenen Kritteleyen, um die wahre und einzige Achse jeder redlichen und lichtvollen Kritik: — was ist in dem fraglichen Werke ausgezeichnet und was ist darin neu? wo stand der respective Gegenstand vorher? — in wie ferne hat es also den Kreis des Wissens erweitert oder befestigt? — Nur zu oft sollen elende Persönlichkeiten von der Sache selbst ablenken und der Gemeinheit und Anmassung die Freude machen, irgend ein sie verdunkelndes oder beschämendes Verdienst mit Koth beworfen zu sehen, wie denn überhaupt manchen literarischen Klopfechtern, jede etwas festere Reputation einen unendlichen Schmerz zu verursachen scheint, den sie nur durch möglichst langes Ignoriren, Bezweifeln, Verkleinern, durch meuchlerische Seitenhiebe, durch pöbelhafte, noch obendrein nichtssagende Ausfälle, einigermassen lindern können. — Bey seinem österreichischen Plutarch, bey seinen historischen Taschenbüchern, ja zum Theil auch schon bey dieser Geschichte Wiens, geschah es dem Verfasser, daß ganze Büchlein aus denselben entlehnt und gar viele Seiten, manchmahl mit so gewissenhafter Treue daraus geradezu abgedruckt wurden, daß nicht ein Mahl die Zusätze, Berichtigungen und Druckfehler dabey benützt worden sind! — Wenn diese sonderbare Aufmerksamkeit, wenn ein so völliger Einklang der Resultate, ja sogar der Wendungen und Ausdrücke, zur Verbreitung der respectiven geschichtlichen Wahrheiten beygetragen haben, so wäre es doch billig, ja sogar klug gewesen, irgendwo mit zwey Worten auf die Quelle hinzudeuten, indem die vornehme Miene, als waren diese Plagiate, das Ergebniß eigner, jahrelanger kostspieliger Vorbereitungen, mühesamer und gründlicher Forschungen, gar leicht irgend einen lustigen Gesellen an die eine oder andere Fabel des guten, alten Äsop erinnern könnte?! —

Die Aufnahme, welche diese Geschichte Wiens, zumahl der, vermöge seines Inhalts noch allgemeiner ansprechende erste Jahrgang gefunden, steigert die Ehrenschuld, zu welcher sich der Verf. binnen des Vierteljahrhunderts seiner literarischen Laufbahn, gegen das vaterländische Publicum so oft verpflichtet sah, zu der er sich so gerne bekannt hat und die auch seinen künftigen Arbeiten die mächtigste und edelste Ermunterung ist. — — Wie freudig scheidet er von dieser Arbeit, wenn es ihm auch durch sie gelang, die Liebe zum Vaterlande, zu den Vorzügen des heimathlichen Lebens zu mehren und dem Leser die ciceronianischen Worte des Motto recht anschaulich zu machen: „multa in omni parte indicia summorum virorum — id quidem in hac urbe infinitum: quocumque ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus! Möge dasselbe Wohlwollen, dieselbe Anerkennung seines, rein und streng nationalen Strebens, (welches für eine Einseitigkeit zu erkennen, er nun ein Mahl nicht vermag noch vermögen wird,) ihm von Seite seiner Landsleute, eben so bey seinen künftigen Arbeiten freundlich entgegentreten, zu deren nächster, er jene in Krieg und Frieden unübertroffene, durch Schwert und Harfe verherrlichte Dynastie der Babenberger gewählt hat, ein hinsichtlich des Stoffes nicht unwürdiges Gegenstück zu dem seit mehreren Jahren gediegensten Geschichtswerke der ganzen deutschen Bücherwelt, zu Friedrichs von Raumer, Hohenstauffen, mit welchen sie von derselben Ahnfrau entsprossen sind. — Nur der Anfänger, der Mittelmäßige und der Vielschreiber genießen das höchst zweydeutige Glück einer vornehmen Ersättigung und vollkommnen Zufriedenheit mit ihren eignen Leistungen. Wer immer etwas tiefer in eines der unermeßlichen Fächer des Wissens eindrang, empfand auch die buchstäbliche Wahrheit jenes alten Kernspruches: schon dazu gehöre ein reifes Wissen, zu wissen, daß man nichts wisse und daß die Entdeckungen des kommenden Tages, das ganze bisherige Gebäude auf den Trödel werfen können. — Hier findet wenigstens der Leser keine eigenliebigen Raisonnements und Materialien und die Facta darnach zugestutzt, sondern überall die Fonds treulich angegeben, auf denen die Tratten ruhen. — Übrigens war wie in allen andern, so auch in diesem schwierigen und mühevollen Unternehmen, des Verf. Losung, das Wort, das jener Mann voll Scharfsinnes und Mäßigung, Erasmus von Rotterdam, als Gelehrter, „gegen die Ungelehrten und Widerwärtigen,” (contra indoctos et morosos) gesprochen hat: „Memineritis, qui reprehensionem parat, se quoque hominem esse, neque minus labi posse in reprehendendo, quam potuerit auctor operis scribendo. Quamquam longe plus veniae debetur ei, qui prodesse studens, in opere suo dormitabit alicubi, non adsecutus, quod voluit, quam ei, qui in alieno libro, cupiens ingeniosus videri, venatur quod carpat et tamen hoc ipsum perperam facit; — — porro nullus error est foedior, quam animus spirans invidiam et vel rectissima carpendi libidinem.”

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 28. November 1825.

Die großen historischen Gemählde in der Pfarrkirche zu Zolkiew in Galizien.

Die Herrschaft Zolkiew mit der jetzigen Kreisstadt dieses Nahmens, war einst ein Eigenthum des in der pohlnischen Geschichte rühmlich bekannten Geschlechtes Zolkiewsky und gieng später in jenes der Familie Sobiesky über, aus welcher der berühmte Held entsproß, welchem Europa dafür, daß er das Eindringen der Türken in Deutschland und die Verbreitung finsterer und blutiger Barbarey durch seine und der Seinigen Tapferkeit hinderte, ewigen Dank schuldig ist. Dieser große Krieger, früher Großmarschall des pohlnischen Reiches bestieg den Thron durch Wahl unter dem Nahmen Johann III., regierte mit Weisheit und Milde, ärntete aber nicht den Dank seiner großen Thaten. In einer eigenen Gruft der Domkirche zu Krakau, dem allgemeinen Begräbnißorte der Könige von Pohlen, liegen seine Gebeine in einem schönen einfachen Sarge von prächtigen schwarzen Marmor. Zu seinen Füßen stehen die Särge seiner tapfern Landsleute neuerer Zeit, des Fürsten Joseph Poniatowsky und des Generalen Thadeus Kosziusko. Hinter dem hohen Altare ist ihm ein grandioses Denkmahl errichtet, dessen Beschreibung wir einst mit der Schilderung dieses höchst interessanten Doms den Lesern mitzutheilen gedenken.

Mit diesen Erinnerungen an die Thaten und den Charakter dieses großen Mannes betrachtet man das alterthümliche und weitläufige Schloß in Zolkiew, als die Wiege und den Lieblingsort Sobiesky's mit einer wahrhaften Ehrfurcht, aber man wird auf das Angenehmste überrascht, wenn man in die schöne, lichte und geräumige Kirche eintritt und gegen alle Erwartung, statt der gewöhnlichen geistlichen Zierden gleichsam ex Voto zum Dank für die erhaltenen entscheidenden Siege mehrere historische kriegerische Gemählde an den Wänden prangen sieht.

Die Aufmerksamkeit und der verdiente Beyfall, mit welchen man in den neuesten Tagen den historischen Gemählden unseres, achtungswürdigen Künstlers Peter Krafft zuströmte und die Seltenheit, in unserem Zeitalter ähnliche große Schilderey hervortreten zu sehen, wie Venedig sie durch Titians und Tintoretts Pinsel empfing, bestimmen uns, eine Darstellung seiner Gemählde zu versuchen, da nicht viele unserer Leser die Gelegenheit haben dürften, sie selbst zu schauen, so sehr auch die Bemühung belohnet würde.

Die besagte Kirche in Zolkiew, ist in Form eines gleichseitigen Kreuzes gebaut, sie liegt etwas erhaben und hat wegen mancherley Stukatur-Verzierungen ein schönes Ansehen: im Inneren ist sie weiß, wohl erleuchtet und bestimmt zur hohen Andacht. Den Eingang zieren einige Porträte merkwürdige Marschalle und Feldherrn in Lebensgröße, gegenüber demselben befindet sich der Hochaltar, und zu beyden Seiten desselben, die Grabstätten der Zolkiewsky, gegen die Vorderseite zu, sind die Grabmähler des Prinzen Jacob Sobiesky und des Woiwoden Danielowicz, Großvaters des Königs Johann III. von mütterlicher Seite in schwarzen Marmor mit weißen Figuren die aber schon stark beschädigt und nicht mehr kenntlich sind. An den Wänden hängen die ältesten zwey jener 4 Gemählde, deren Schilderung zu liefern wir die Absicht haben.

Das erste, unmittelbar am Grabmahl des Zolkiewsky stellt die Schlacht bey Kluzge (Kluschyn) vor und der denkwürdige Sieg, welchen die Pohlen unter Zolkiewskys Anführung am 8. Julius 1610 über das russische Heer erfochten, ist der Gegenstand des Gemähldes. Oben hält ein schwebender Engel die Aufschrift: Dextra Domini fecit virtutem. Es ist der Augenblick ergriffen, da beyde Heere in der Schlachtordnung stehen. Von beyden Seiten ist das Heer, nach damahliger Gewohnheit, in kleine Haufen, die vier, auch fünf Mann hoch, in einiger Entfernung

stehen, abgetheilt. Die verschiedenen Nationen sind an den Fahnen, der Kleidung u. dgl. zu unterscheiden. Ganz im Vordergrunde ist ein Trupp Fußvolk hinter einer Art von Barriere, auf welche die erste Reihe knieend die Gewehre stützt. Gegen diese dringen pohlnische Reiter ein und an dieser wechselseitigen Bewegung ist der Anfang der Schlacht zu erkennen. An des Bildes linker Seite sieht man ein verpalisadirtes Lager; die Zelte sind von verschiedenen Farben, im Hintergrunde der nähmlichen Seite ist eine Wagenburg: die Wägen, nach Art der heutigen Pulverwägen, sind in einen Kreis so gestellt, daß immer die Deichsel des nachstehenden sich unter den Rädern des vorstehenden befindet. Man sieht auf dem Gemählde nur den halben Kreis dieser Wägen, welche verschiedenartig gedeckt sind. Innerhalb dieser Wagenburg befinden sich einige ausgezeichnete Zelte, und man sieht einige Reiter dahin sprengen. Hin und wieder sieht man pohlnische Ortschaften und einzelne Häuser in Flammen aufgehen; den Hintergrund des Ganzen macht ein Wald aus.

Übrigens hat diese Vorstellung nur einen historischen, aber schlechterdings keinen artistischen Werth. Die Perspective mangeln gänzlich, die Figuren sind fast alle gleich hoch, keine ist ausgezeichnet und unter ihnen nicht ein Mahl der Held des Tages zu erkennen; das Colorit ist im Ganzen monoton, beyden Zelten und Wagenbedeckungen aber grell und buntschäckig, außerdem ist es im hohen Grade nachgedunkelt und äußerst schlecht conservirt, so daß eine Restauration eine unsägliche Mühe machen würde. Unten steht nachfolgende Schrift: In profligato ad Kluszynum numerosissimo Moscowitorum et exterorum colligatorum exercitu, auspiciis Sigismundi III. Polonorum et Suecorum regis ductu et regimine Stanislai Zolkiewsky, tum Palatini Kyoviensis, exercituum regni Poloniae campestris, post supremi regni cancellarii et generalis ducis. Anno Domini MDCX. Julii VIII.

Das zweyte Gemählde, der vorigen gegenüber stellt die Schlacht bey Chozim vor, wo im Jahre 1673. Johann Sobiesky noch als Feldherr über die Türken siegte. Ein schwebender Genius hält oben die bescheidene Aufschrift: Dextera Domini percussit inimicum. Es scheint der Moment aufgefaßt zu seyn, da eben das feindliche Lager von allen Seiten angegriffen wird. Am jenseitigen Ufer des Dniesters sieht man das Lager in Form eines halben Mondes so verschanzt, daß die eine Seite desselben vom Fluße geschützt wird. Die Türken fliehen, viele ertrinken im Fluße, von allen Seiten dringen die Pohlen in das Lager. Alles dieses ist sehr schön im Hintergrunde ausgeführt und die Perspective ist gehörig beobachtet. Im Vordergrunde ist der Großfeldherr in Lebensgröße zu sehen, gepanzert und mit einem Tigerfell um die Lenden bekleidet. Sein brauner Hengst bäumt sich, schnaubt in muthiger Wildheit, der rothe Mantel flattert vom Winde getrieben in der Luft. Die Hitze des Tages und des Gefechtes beweiset das entblößte Haupt des Feldherrn; aber mit Zuversicht hält seine Rechte den Feldherrnstab und sein Gesicht drückt einen Ernst und eine Ruhe aus, durch die man deutlich die Gewißheit des Sieges angezeigt findet. Das Colorit des Gemähldes ist lebendig und die Figur des mit künstlerischer Klugheit im Vordergrunde aufgeführten Helden, macht einen bezaubernden Effect. Unten ist zu lesen: In expugnatis direptisque Turcarum ad Chocimum castris, ibique plusquam octoginta millibus barbarorum deletis, altero ab obitu Michaelis Poloniae Regis die, virtute et imperiis Joannis Sobiesky, pro tunc supremi regni et campi Marschalli, nunc feliciter poloniae Regis, Joannis III. ac victoris Dei MDCLXXIII. Nov. XI. ipso Divi Martini, militum et heroum patroni, die.

Auch dieses Kunstwerk dessen Meister nicht bekannt ist, hat großen Schaden gelitten, es ist in der Größe des vorigen, ungefähr 4 Klafter, aber nicht ganz so hoch, so daß sie nicht ganz ein vollkommenes Viereck ausmachen, beyde hängen im guten Lichte und sind von mehrern Gesichtspuncten gleich gut anzuschauen.

Das dritte Gemählde befindet sich in der linken Abtheilung der Kirche und stellt den Entsatz Wiens durch Johann III. am 12. September 1683 vor. Die Geschichte dieses welthistorischen Ereignißes ist zu allgemein bekannt, als daß eine Wiederhohlung derselben hier nothwendig wäre. Dem Gemählde liegt jener Zeitpunct zum Grunde, wo der Sieg der Christen über die Türken sich zu entscheiden anfängt, und die Geschlagenen bereits auf der Flucht begriffen sind. Oben hält der Engel mit der einen Hand die Siegespalme über dem Haupte des Königs, mit der andern die Aufschrift: Nequando dicant gentes, ubi est Deus eorum. CXIII. Ps. Im Hintergrunde sieht man die Stadt, die von Rauch und Flammen bedeckt, nur an den Kirchenkuppeln und dem Stephansthurm kennbar ist. In des Gemähldes Mitte ist das prächtige türkische Lager von ungeheurer Ausdehnung, ohne aller Umgebung, zeigend von dem Stolze der Türken, die sich auch ohne Verschanzung für unangreifbar hielten. Das purpurrothe Gezelt des Veziers prangt mit Goldstoff und Stickereyen. Der König in Lebensgröße, auf einen stolzen Falben, in einem vergoldeten Panzer, mit schönen Zierrathen, das Haupt mit einem silbernen Helm bedeckt, auf dem ein Adler in drohender Stellung seine Flügel ausbreitet. Unter den Hufen des Pferdes

windet sich ein gefallener Türk in convulsivischen Bewegungen. Der König reitet an der Spitze seiner geharnischten Ritter, die eben am Fuße des Kahlenbergers hervorbrechen und lange Lanzen mit weiß und roth gestreiften Fähnlein als Waffen tragen. Hinter dem König trägt ein Ritter eine lange Lanze, an deren Spitze ein Roßschweif, mit Bändern geschmückt: angeheftet ist. Dieses Kriegszeichen nannten die Pohlen Bonczuk (Bonsichuk) und es zeigt die Nähe des Großfeldherrn an, erst an diesem Zeichen erkannte Kara Mustapha die Gegenwart des Königs selbst. — Als fortgesetzter Glaube an die Deutung des Vogelfluges bey großen Ereignissen, oder als Symbol der hohen Würde schwebt über dem Haupte des Königs ein weißer Adler vom kahlen Berge her. Der König gibt mit dem kurzen Feldherrnstabe, im Pohlnischen Aulawa genannt, das Zeichen zum Angriff. Vor ihm kämpfen schon einige Geschwader, unter welchen sich vorzüglich eiserne Männer von der pohlnischen Reiterey auszeichnen. Einer von ihnen hält mit den beyden Händen gegen einen Anführer der Spahi aus, ein anderer rennt mit eingelegter Lanze gegen einen zweyten. Die Türken fliehen nach der linken Seite, wo auch eine Favorite des weichlichen und üppigen Feldherrn auf einem prächtigen Kamehl sitzend sich befindet, welche wegzubringen einige Janitscharen sich bemühen. Um die Verbündeten der Türken mehr heraus zu heben, ist ganz im Vordergrunde ein fliehender Siebenbürger im grünen knapp anliegenden Gewande mit rosenrother Schärpe und weißer viereckigen Mütze angebracht, der ohne Waffen ängstlich flieht und mit allen seinen Bewegungen vorwärts strebt. Auf einem Blatte des Bodens ist der Nahme des Künstlers; Altomonte, zu lesen. Dieses Gemählde ist am besten erhalten und hat nur einige unbedeutende Risse, ist übrigens eben so in historischer, wie als ein wahres Kunstwerk, auch in artistischer Hinsicht merkwürdig. Die Gestalt des Königs ist wirkliches Porträt und dieß mag vielleicht bey mehrern Figuren der Fall seyn, ohne daß man anzugeben weiß, welche Personen sie vorstellen sollen? Übrigens hängt das Bild im besten Lichte.

Das vierte Gemählde stellt die Schlacht bey Gran vor, die am 9. October 1683, also beynahe vier Wochen nach der Schlacht bey Wien statt fand, und hängt in der Kirche rechter Hand. Der König verfolgt, seinen Sieg bey Wien benützend, die Türken weiter nach Ungarn hinab. Nur mit der Reiterey seiner Armee verfolgte er den Feind, der, dieses Umstandes wohl bewußt, sich ihm entgegen stellte, ihm eine Schlacht anboth, in welcher der von Verzweiflung ergriffene junge Held Kara Mehmed am 7. October den König schlug. Mit einer Freymüthigkeit, die nur großen Seelen eigen ist, gestand der König seinen Fehler, verband sich mit der Reichsarmee und zog am 9. October, den Schimpf zu rächen, gegen den Feind. Der junge Anführer, der nähmliche Kara Mehmed, hatte sich vorsichtig gelagert: links die Donau, rechts eine Bergkette, im Rücken der Fluß Gran. Mit einem unbegreiflichen Muth stellen die nähmlichen Türken, die 200,000 an der Zahl unter Kara Mustapha vor 70,000 Christen flohen, sich hier nur 26,000 stark unter Kara Mehmed der doppelten Zahl der Feinde beherzt entgegen. Der Angriff der Türken war fürchterlich und tobend, aber Muth, Vertrauen und Rache beseelte das Heer der Christen, die Osmannen mußten weichen und es begann ein ungeheures Blutbad. Ohne Erbarmen wurde alles niedergemetzelt; die Schiffbrücke über die Donau nach Gran wurde zerstört, ein großer Theil der fliehenden Türken fand seinen Tod in den Fluthen des Stromes, gegen welchen sie hingedrängt wurden. Diese mörderische Schlacht wird auf diesem kunstreichen Gemählde vorgestellt. Am jenseitigen Ufer der Donau sieht man Gran, welches von der Citadelle auf einem hohen Felsen ausgezeichnet wird, dießseits liegt Parkany. Die Schiffbrücke, über welche die Türken sich retten wollen, ist schon größtentheils zerstört. Alles Streben der Türken ist nach dem jenseitigen Ufer gerichtet.

Im Vordergrunde führt der König seine Ritter an. Die Figuren sind in Lebensgröße, der König ist wieder Porträt, jenem auf dem vorigen, dem Gesichte und der Haltung nach ganz ähnlich. Auch sein Anzug ist nicht wesentlich verschieden, ein vergoldeter Panzer mit schönen Zierrathen beschützt seine Brust, ein silberner Helm mit einem Adler gestaltet, wie auf dem vorigen Bilde, deckt sein Haupt, und ein blaues Ordensband schmückt seinen Leib. Neben dem König ist sein Sohn, der Prinz Jacob, zu sehen, der damahls erst sechszehn Jahre alt war; er ist gewappnet und vernimmt mit Ehrfurcht und Aufmerksamkeit die Befehle seines königlichen Vaters. Auf des Bildes rechter Seite sieht man pohlnische Artillerie, ungeheure Stücke werden mit großer Hast und Eilfertigkeit geladen, Alles zeigt vom höchsten Eifer der Sieger, und der Furcht der Besiegten.

Dieses Bild ist mit dem vorigen von gleicher Größe, ungefähr 5 Klafter hoch und eben so breit, sie sind genau nach der Größe der Wände gemahlt an welchen sie hängen, beyde von demselben Künstler, dem hiesigen Hofmahler Altomonte. Vortheilhaft nimmt sich oben wieder ein über dem König schwebender Engel aus, der über des Siegers Haupt eine Palme hält, in der andern Hand aber, hat er folgende Aufschrift: Flavit spiritus tuus, et submersi sunt quasi plumbum in aquis vehementibus.

Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr besahen bey seiner Anwesenheit in Galizien diese Gemählde mit großem Wohlgefallen und verordneten die Restauration derselben, welche von dem Lemberger geschickten Porträt- und Historien-Mahler Schweighart vorgenommen werden wird.

X.

Ueber Shakespeare.

Der Sturm.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Acte sehen wir den König von Neapel Alonso, sammt seinem Bruder Sebastian und seinem alten Rathe Gonzalo, dann den Thronräuber Antonio hülflos auf dem nakten Strande der Insel umherirren, in Verzweiflung über ihre traurige Lage. Bloß der Humor des alten Gonzalo läßt ihn noch Hoffnung fassen, er ermahnt alle, gutes Muthes zu seyn, man werde sich ja auf der Insel einrichten können. Der Witz, der in ihren wechselseitigen Gesprächen vorkommt, ist kalt und trocken. Dieß ist auch der einzige Vorwurf, den man dem Stücke mit Grund machen kann. — Alonso und Antonio fallen durch die Musiktöne Ariels eingewiegt, unwillkürlich in Schlaf; da beschließen Antonio und Sebastian, den Regungen ihres düstern Ehrgeitzes folgend, beyde zu ermorden; damit der letztere, Neapels Thron besteige, der erstere vom Tribute frey werde. Prosperos Geister warnen die Schlummernden vor dem nahenden Verrathe, und erwecken sie — Antonio und Sebastian, darüber erschrocken, erfinden schnell eine Ausflucht.

In einer andern Gegend der Insel ist Caliban eben mit dem ihm peinlich verhaßten Holztragen beschäftigt. Ein Ungewitter naht, und droht bald auszubrechen. Caliban schüttet seinen Groll über Prospero in tobende Verwünschungen aus:

„Daß aller Giftqualm, den die Sonn' aufsaugt
Aus Sumpf, Moor, Pfuhl, auf Prosper' fall', und mach' ihn
Siech durch und durch! Mich hören seine Geister,
Und muß doch fluchen. Zwar sie kneifen nicht,
Erschrecken mich als Igel, stecken mich
In Koth, noch führen sie wie Bränd' im Dunkeln
Mich irre, wenn er's nicht geheißen; aber
Für jeden Bettel hezt er sie auf mich;
Wie Affen bald, die Mäuler ziehn und plärren,
Und dann mich beißen; bald wie Stachelschweine,
Die, wo ich baarfuß geh', sich wälzen und
Die Borsten sträuben, wenn mein Fuß auftritt;
Manchmahl bin ich von Nattern ganz umwunden,
Die mit gespaltnen Zungen toll mich zischen."

(Act II. Sc. 2.)

Das Ungewitter bricht los. Trinculo, einer vom gestrandeten Schiffe, kommt. Da ihn Caliban vom weitem sieht, glaubt er, es sey einer von Prosperos Geistern, und wirft sich platt auf die Erde. Stephano, ein Trunkenbold vom Schiffe, gibt ihm eine Flasche Wein; alle drey bleiben darauf zusammen, Caliban will den Herrn der Flasche als seinen Gott verehren, und von Prospero nichts mehr wissen. Caliban, der sich für den rechtmäßigen, aber unterdrückten Herrn der Insel hält, da er sie schon vor Prosperos Ankunft bewohnte, als ein Erbe seiner Mutter, eines algierischen Zauberweibes, gibt beyden den tollen und lächerlichen Anschlag ein, Prospero zu ermorden, und sich der Insel zu bemächtigen. Eh' sie zur Ausführung schreiten, stehlen sie noch vorher, wie gemeine Diebe, Prospero einige Kleidungsstücke; Caliban, dessen Rohheit von zierlichen Kleidern nichts weiß, nimmt keinen Theil daran, sondern treibt sie nur, den Mord zu begehen. Prospero der durch seine Geister ihr Vorhaben erfahren hatte, läßt sie nun durch diese, die die Gestalt wilder Hunde annehmen, eine Zeitlang herumhetzen und ängstigen; doch wie er die Insel verläßt, verzeiht er ihnen, ja er gibt sogar dem Caliban das wüste felsige Eiland, damit dieß halbthierische Ungethüm darauf hause.

Unendlich lieblich ist die erste Scene des dritten Actes. Fernando und Miranda schließen nun auch laut den Bund, den ihre Herzen schon beym ersten wechselseitigen Anblicke besiegelten. Wie zart ist die naive Offenheit Mirandas, mit der sich die Jungfrau dem liebeglühenden Jünglinge hingibt! — Mit welcher zutraulichen Unschuld fragt sie ihn: „Liebt ihr mich?" und auf die begeisterte Bejahung dessen sagt sie:

— — — — Ich bin thöricht,
Zu weinen über Etwas, das mich freut! — —
Doch wohl um meinen Unwerth, daß ich nicht darf biethen,
Was ich zu geben wünsche, noch viel minder,
Wornach ich tod mich sehnen werde, nehmen!
Doch das heißt Tändeln und je mehr es sucht
Sich zu verbergen, um so mehr erscheints
In seiner ganzen Macht. — Fort blöde Schlauheit!
Führ' Du das Wort mir, heil'ge, schlechte Unschuld!
Ich bin nur Weib, wenn ihr mich haben wollt,
Sonst sterb' ich eure Magd. — Ihr könnt mir's weigern,
Gefährtinn euch zu seyn, doch Dienerinn
Will ich euch seyn, ihr wollet oder nicht! —

Wahrhaft ein Bund der reinsten unschuldigsten Liebe, ein Bund der Herzen für die Ewigkeit! —

Prospero, freudevoll, daß Fernando die Probe seiner Standhaftigkeit so glücklich bestanden, führt ihm Miranden zu:

„Hab ich zu strenge Buß' euch auferlegt,
So macht es die Vergeltung gut: ich gab
Euch einen Faden meines eignen Lebens,
Ja das, wofür ich lebe; noch einmahl
Bieth' ich sie deiner Hand. All deine Plage
War nur die Prüfung deiner Lieb' und du
Hast deine Probe wunderbar bestanden.
Hier vor des Himmels Angesicht bestätt'ge
Ich dieß mein reich Geschenk." —

(Act IV. Sc. 1.)

Er versammelt all seine Geister, um mit ihnen den neuen Bund der Liebe zu feyern. Unter sanfter Musik erscheinen sie von Fluren und Wäldern, aus den Gewässern und den blauen Lüften, das liebende Paar mit freundlichen Tänzen umringend — zu dem über diesem wunderbaren Wechsel der anmuthvollsten Erscheinungen bestürzten Fernando, spricht Prospero die herrlichen Worte:

„Das Fest ist jetzt zu Ende; unsre Spieler,
Wie ich euch sagte, waren Geister, und
Sind aufgelöst in dürre Luft.
Wie dieses Scheines lokrer Bau, so werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja, was daran nur Theil hat, untergehn;
Und, wie dieß leere Schaugepräng' erblaßt
Spurlos verschwunden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dieß kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf." —

Wie großartig und erhaben ist diese Stelle! Doch wenn auch das Werk der Menschenhände vergeht, und oft nicht ein Mahl zerstreute Ruinen hinterläßt, die Werke des Genius vergehen nicht, und wenn manche Palläste und Tempel, manche prachtvolle Städte und große Reiche lange nicht mehr seyn werden, wird man Shakespeare'n noch bewundern! —

Alonso und die Übrigen, unstät noch immer umher irrend, erfahren durch Ariel, daß sie in Prosperos Gewalt seyen, dessen, den sie verstießen. Sie fallen in Wahnsinn und verzweifeln, da sie keine Vergebung ihres begangenen Verbrechens hoffen. Der Wahnsinn, mit dem sie Prosperos Zaubergewalt umstrickt hat, umnachtet ihren Sinn, bis er sie vor sich bringen läßt, als ein großmüthiger Weiser allen verzeiht, und den Verrath seines Bruders und den Theil, den Neapels König daran genommen, zu vergessen verspricht. — Seiner Zaubermacht entsagend, kehrt er in sein Herzogthum zurück, um dort den entrissenen Zepter wieder zu ergreifen, Miranda mit ihrem Fernando besteigt Neapels Thron —

Über die hohe Originalität in der Zeichnung mancher Charaktere dieses Dramas ist nur eine Stimme der Bewunderung.

Prospero ist das Bild des durch Unglück und durch die Wissenschaften geläuterten Weisen. Keine thörichten Leidenschaften vermögen ihn mehr zu unterjochen; er hat es gelernt, sich selbst zu beherrschen. In ernstes Studium versenkt, abgeschieden von der Welt auf der unzugänglichen Insel, hatte er das Ziel seiner rastlosen Forschungen erreicht, Klarheit des Geistes und ruhigen Sinn. Die Wissenschaft hatte ihm gespendet, was sie ihren tiefern Verehren zu verleihen pflegt; er hatte Verachtung der irdischen Güter von ihr gelernet. Vorzüglich zu geheimnißvollen Gegenständen erzogen, suchte er mit unverdroßner Mühe den verborgenen Schlüssel zu finden zu den Pforten der Geisterwelt, und fand sich reichlich belohnt. Seine Macht zu keinen üblen Zwecken mißbrauchend, diente sie ihm zu lohnen und zu strafen dort, wo er ohne ihr dazu zu schwach gewesen wäre. Großmüthig und verzeihend wie ein Gott, hat er für erlittene Unbilden kein Gedächtniß. Zu edel, sich zu rächen, genügt es ihm, seine Feinde zu beschämen, und sie zu bitterer Reue zu bewegen. Ein liebender zärtlicher Vater seiner holden Tochter, umflicht er ihr Daseyn mit allen Blumen, die sein Zauberstab zur Blüthe rufen kann, und ihre Reinheit und Unschuld belohnend, führt er ihr einen edlen, ihrer würdigen Gatten zu. —

Welch hohes Ideal weiblicher Unschuld und Reinheit hat nicht der Dichter in der lieblichen Miranda dargestellt! Wie im glänzenden Thautropfen spiegelt sich in ihrer schönen Seele die Welt in den buntesten Farben — wie das duftende Veilchen blüht sie verborgen unter der schützenden Hand des mächtigen Vaters. Mit welcher Offenheit und Zutraulichkeit nimmt ihr Gemüth jeden Eindruck an, mit welcher sanften weiblichen Schüchternheit schmiegt sie sich an den starken männlichen Willen! Dieses reitzende Ideal des Dichters wird ewig ein Gegenstand der höchsten Bewunderung bleiben, wird ewig alle Herzen mit süßer, anmuthiger Gewalt fesseln. Überhaupt ist es merkwürdig, und schon genug von uns gerühmt, wie einzig Shakspeare die schönsten weiblichen Charaktere zu schildern verstand, doch erstaunen wir am meisten, wenn wir bedenken, wie viele solcher herrlichen Wesen er geschaffen, und wie er ihnen allen, doch einen verschiedenen Reitz und eine verschiedene Farbe zu geben gewußt hat.

Das Poetische und das Gemeine ist in Ariel und in Caliban personifizirt. Zart und leicht auf den Lüften getragen, schwebt der erste als ein lieblicher Genius über der Dichtung, sein ist das Reich der Töne und das Reich der Blumen. Wie die Dichter-Phantasie sich zu allem Schö-

nen emporschwingt, so wehen auch seine Schwingen geräuschlos und lustig über die Fluren — Caliban; feige, träg, heimtückisch und boshaft, hat alle Flecken und alle niedrige Makeln an sich. Er ist eine wunderbare Schöpfung des Dichters, wie Schlegel sagt, von unbegreiflicher Consequenz und Tiefe.

Die übrigen Personen sind unbedeutend, den einzigen Gonzalo ausgenommen. Trinculo, ein fader Spaßmacher; soll langweilig sein und ist es auch von Herzen. — Auch könnte man sagen, daß die beyden Hofleute des neapolitanischen König, Adrian und Francisko, ganz überflüßig seyen, und nichts weiter als bloße Lückenbüsser, dem Könige als bloße stumme Begleitung gegeben.

(Die Fortsetzung folgt).

Buchlau in Mähren.

Im Westen von der Kreisstadt Hradisch, ungefähr in einer Entfernung von einer Meile, erheben sich zwey Berge von fast gleicher Höhe, deren Scheitel mit Denkmählern der Vorzeit geziert sind. Auf einem derselben steht die Burg Buchlau, gegenwärtig ein Besitzthum der beyden Söhne der Grafen Leopold Berchthold, dessen Nahme von jedem Menschenfreunde nur mit Ehrfurcht genannt werden kann. — In den verhängnißvollen Tagen des Heldenjahres 1809, des Jahres der Landwehren und des Tyrolerkrieges, des Jahres von Aspern, wo Tausende von Verwundeten auf den Wahlplätzen lagen, und nach Beystand jammerten; wo sich die besorgte Regierung wegen der Unterkunft dieser Unglücklichen im Gedränge sah, räumte Graf Berchtold, welcher Österreichs Howard, ganz Europa, einen Theil Asiens und Afrikas, in menschenfreundlichen Forschungen durchreiset hatte, seine Schlösser mit edelmüthiger Aufopferung seinen leidenden Mitbrüdern, verwendete sich als Commandant eines Landwehrbataillons mit beyspielloser Thätigkeit, trat wie der geringste Diener vor das Krankenlager der Aufgenommenen, labte die Leidenden, verband die Verwundeten, tröstete die Sterbenden und stand wie ein Gesandter des Himmels in den Behausungen der Ansteckung und des Todes. Durch fortgesetzte Nachtwachen und eine unausgesetzte Anstrengung erschwächte den Körper des edlen Grafen, ein Nervenfieber erfaßte ihn und beförderte seine Seele in die Gefilde ihrer himmlischen Heimath.

Aus dieser Ausbeugung, die ich dem verblichenen Menschenfreunde schuldig zu seyn glaubte, möge mir der [illegible] gestatten, einige Augenblicke in einer Gegend zu verweilen, die ihm in den Tagen seines Erdenlebens vorzüglich lieb gewesen.

Die Burg Buchlau, die zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Familien eigen gewesen, und erst in ganz neuer Zeit an das Geschlecht der Grafen Berchtold gekommen, ist ein weitläufiges Gebäude, das beym ersten Anblicke die Bemerkung veranlaßt, daß es zu seinem gegenwärtigen Umfange, nur im Laufe der Jahrhunderte gekommen. Verschieden ist die Bauart, verschieden der Geschmack in den einzelnen Theilen. Das Innere der Burg, die gegenwärtig gar nicht bewohnt wird, hat eine Eigenschaft mit den meisten Burgen Deutschlands gemein, die ihren Anfang nicht in den neueren Tagen nahmen. Eine Menge Gemächer, wo eines das andere an Unregelmäßigkeit und Unbequemlichkeit überbiethet. Am vortheilhaftesten zeigen sich jene Abtheilungen des Gebäudes, deren Errichtung oder Umformung ein Werk des verstorbenen Burgherrn gewesen. Original alterthümliche Einrichtung findet sich in den Gemächern nur wenig. Sechs große Sesseln, die im 15. Jahrhunderte von einem Burgfräulein sollen gestickt worden seyn, eine Bettstätte von ungewöhnlicher Größe und Festigkeit und eine bedeutende Anzahl von Bildern sind die Meublen: Überreste aus verflossenen Jahren. Über der benannte Bettstelle zeigt ein Gemählde das Paar, dem dieselbe bestimmt worden war. Die Tradition aber gedenkt der Herrinn jenes Paares nur mit Abscheu. Sie soll eine blutgierige, grausame Frau gewesen seyn — und ich muß in der That gestehen, noch nie im Leben, von einem Porträte widriger afficirt worden zu seyn. Jene Gestalt mit dem grimmigen Tiegerblicke lebt unverlöschbar in meiner Einbildungskraft und schafft sich die Phantasie ein weibliches Schreckensbild, so ist es dem ähnlich, was mir jenes Gemählde gewiesen. Unheimlich kam es mir in dem Zimmer vor, wo ehemahls Gericht gehalten wurde. Es hat ein einziges Fenster, war sonst mit schwarzen Tapeten behangen, und in einer Nische mit einer vermachbaren Öffnung versehen, zu welcher der Angeklagte durch eine Maschine von unten, bis zum Halse hinaufgedreht wurde, um so den Richtern Rede und Antwort zu geben. Die Sage läßt am Fenster dieses Zimmers nicht selten die weiße Frau erscheinen, bringt sie aber nicht oft in Berührung mit Menschen.

Im Schloßhofe bemerkt man eine seltsam gebildete Eiche von sehr bedeutenden Umfange. Die Äste dieses Baumes sind aus seinen ehemahligen Wurzeln entstanden, und man erzählt, daß er zum Andenken eines Verurtheilten stehe, der sich durch diesen Baum einstens vom Tode befreyt sah. Am Tage, als ihm das Urtheil bekannt gemacht wurde, bath er um die Gnade, mit der Vollstreckung des

selben bis zum Frühjahr zu erziehn. Wenn dann das Eichenstämmchen, das er mit herausstehenden Wurzeln setzen wolle, ausschlagen würde, so möge dieß als ein Beweis seiner Unschuld gelten. Man willfahrte dem Bittenden, und als beym Eintritte der, Blüthen und Sprossen hervorrufenden Jahreszeit, das gepflanzte Bäumchen zu grünen anfing, ließ man den Gefangenen in Freyheit.

Noch manche Merkwürdigkeit bewahret das Innere der Burg, aber im Ganzen sind es Mahnungen an eine düstere Vergangenheit, die selten Jemanden, ohne Wehmuth und ohne Aufforderung zu den ernstesten Betrachtungen sich entfernen lassen.

C. W. Selinger.

Vaterländische Geschichtsmahlerey in Böhmen.

V. Ritter von Rittersberg.

In lithographisch ausgeführten Blättern; dargestellt von einem Verein Akademischer Künstler Prags. Erklärt von Wenceslav Hanka, Bibliothekär am böhmischen National-Museum der gelehrten Gesellschaften an den Universitäten zu Willna und Krakau, wie auch der königl. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau Mitgliede. Herausgegeben von Anton Machek, fortgesetzt von P. Bohmanns Erben und Anton Machek.

(Fortsetzung dessen was über diesen Gegenstand im Archiv 1824. Nr. 56 und 57, und Nr. 55 von 1825, gesagt wurde.)

Der dort ausgesprochene Wunsch es möchten sich Böhmens talentvolle Künstler zur Fortsetzung dieses Nationalwerks vereinen ging in Erfüllung, 24 neue Blätter, welche seither in Jahresfrist erschienen sind, beweisen eben so sehr die rege Theilnahme, welche das In- und Ausland diesem Unternehmen schenken, als Fleiß und Beruf der braven böhmischen Künstler Friese, Führich, Garnis, Macheck, Manes, Markofsky, Mrniak, Warter, Zimmermann, welche die Schöpfer dieses czechischen Bildersaals wurden. Plan und Umfang des ganzen Werkes sind bereits bestimmt. — Es wird mit der vierten Lieferung im Verlauf des Jahres 1826 beendigt seyn, und in Allem beyläufig 100 Blätter, oder 30 bis 33 Hefte (das Heft zu 3 Blättern) enthalten. Die gegenwärtigen Herausgeber Peter Bohmanns Erben haben nach getroffener Übereinkunft mit dem ursprünglichen Herausgeber Herrn Anton Machek, dieses Werk als freyes Eigenthum überkommen.

Da der Wunsch Vieler dahin ging, sich mit Weglassung des ersten Zeitraumes, bloß auf den zweyten und die folgenden, als den Anfang des Christenthums in Böhmen, pränumeriren zu können, so wird diese Art zu pränumeriren Jedermann freygestellt und eingeräumt.

Nachdem nur ausgezeichnete akademische Künstler Prags die gewählten Bilder entwerfen, und selbst lithographiren, so erhält dieses Werk ein doppeltes Interesse; denn nicht allein empfiehlt es sich als die Geschichte des Vaterlandes überhaupt, sondern es zeichnet sich auch insbesondere als Kunstwerk aus, welches, als solches, der gesammten Kunstwelt angehört, die vor sich einen Künstlerverein thätig sieht, welcher im Wettstreit verschiedenartiger Anlagen, Fähigkeiten und Talente, das Höchste zu erringen strebt; wobey die Originalität des Bildners, — ein Vorzug, welchen die Lithographie allein für sich hat — so treu und unverändert, als er sie aus sich selbst in sein Gebilde übertrug, anschaulich gemacht wird.

Der Umfang unserer vaterländischen Geschichte in Bildern, läßt uns drey Zeitperioden sehen, von denen eine jede, ihren eigentlichen Charakter an sich trägt. Die erste Periode bildet das goldene Zeitalter, die anmuthige Welt der Sage. Dagegen stellet sich uns in der zweyten Periode, die höchste männliche Kraft im Heldenalter dar! Wir bewundern die seltene Tapferkeit, den beharrlichen Muth und hochherziges Unternehmen. Zur Belehrung und Warnung, erscheint uns die dritte Periode in einer Mischung von Glück und Mißgeschick. — Verfallen und Wiederaufblühen. Die Erklärung der Bilder (Text) von Herrn W. Hanka, Bibliothekar am National-Museum, wird in dem Grade umfassender und reichhaltiger seyn, als geringer die Anzahl unserer Bilder ist. Demnach sind von ihm die Begebenheiten der ersten Periode, als bloße Sagen, nur kurz und oberflächlich berührt. Der Text zerfällt in 4 Abschnitte, der erste handelt: Von Ankunst der Czechen bis auf Boriwog. Der zweyte Von Boriwog bis zum Erlöschen des Premyslischen Stammes. Der dritte: Von Johann bis Ferdinand dem I. Der vierte Abschnitt endlich: Vom Ferdinand dem I. bis auf unsere Zeit. Der oben erwähnte Aufsatz des Archives schließt mit dem zwölften Blatte der Schule zu Budecz. Die weiteren Blätter der ersten Lieferung sind folgende:

Fünftes Heft 13. Blatt.

Die erste Landtafel in Böhmen. Zeichnung von Warter. Krok sandte von seinem Wohnsitz aus, Bothen und Diener um das Land zu durchforschen. Was diese berichteten geboth er auf Tafeln von Birkenrinde zu verzeichnen und für die Nachkommen aufzubewahren (so nach Hagek J. 680). Der Fürst und seine Räthe untersuchen prüfend und verwundernd die Tafeln der vorgeführten Bothen. Sechszehn Figuren in 4 Gruppen verständig vertheilt, füllen die große Vorhalle des Wohnhauses, die eine weite Aussicht auf das Land gewährt.

14. Blatt Libussas Wahl zur Fürstinn.

Zeichnung von Manes. Die Handlung geht im Innern der Burg Kroks Piary oder Wissehrad vor. Auf der erhöheten Schwelle, die vom Vorhofe in die Burg führt, sitzt Libussa im Fürstenmantel. Ihre Rechte hält das Schwert der Gerechtigkeit, ihre Linke erhoben gegen eine ihr vorgehaltene Gesetz-Tafel hinhaltend, gelobt sie vor des Donerers Perun Bild, das ihr gegenüber im linken Vordergrunde auf einem hohen Altar sichtbar ist, in eben dem Augenblick den Gesetzen des Landes Schutz und Gehorsam, wo einer seiner Priester ihr Haupt mit den Insignien der höchsten Gewalt, der Herzogsmütze bedeckt. Libussa's weibliches Gefolge füllet den rechten Vordergrund, die Vornehmsten des Landes und jubelndes Volk den Hintergrund aus. Eine reiche und mannigfache Gruppe von beynahe 60 Personen.

15. Blatt. Wlastj Slawa des Landes Ruhm. Zeichnung von Führich. Libussa auf der Jagd, mit einem Theil ihres, allen ritterlichen Übungen huldigenden, weiblichen Gefolges, von einer Horde räuberischer Hunnen überfallen und gefangen, wird durch Muth und Entschlossenheit eines ihrer Heldenmädchen befreyt. Die Retterinn umarmend spricht Libussa zu ihr: „Du bist meines Landes Ruhm“ Wlastj Slawa „woraus abgekürzt und zusammengezogen der Nahme Wlasta entstand. Die Vorstellung ist sehr gelungen. Eine recht ansprechende Jagdscene. Mehrere der Jägerinnen „lieblich kräftige Gestalten“ geben in fünf Gruppen ein braves Bild, das eine schon verbundene Haltung hat. Die Zeichnung und der beschreibende Text sind nicht ganz im Einklang.

(Die Fortsetzung folgt).

Literatur und Kunst.

191. Mahlerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn, von Alois Freyherrn von Mednyánszky. Mit 12 Ansichten. — Pesth, bey Hartleben 1826.

Einer unserer trefflichsten Landschafter, Professor und Director Joseph Fischer, 1822 der Kunst und seinen Freunden allzufrüh entrissen, hatte mehrmahls die Karpathen durchreist und erfüllte ein ganzes reiches Portefeuille mit der unerschöpflichen Fülle ihrer Naturschönheiten. — Ein Auszug hiervon mag diese Waagreise genannt werden, von welcher Fischer einige Blätter schon 1818 erscheinen ließ, die aber, vorzüglich des elenden, nur wenige Zeilen betragenden Textes wegen, noch schneller verschollen sind, als ein anderes, die wärmste Theilnahme verdienendes und doch sehr schnell wieder eingegangenes Unternehmen Fischers, die mit dem Fürsten Lichnowsky herausgegebenen Denkmahle der Baukunst des Mittelalters in Wien. — Freyherr von Mednyánszky, längst rühmlich bekannt durch seine trefflichen Sammlungen und nicht minder gediegenen Forschungen aus dem Gebiethe der Geschichte, der Alterthumskunde, der Staats- und Landwirthschaft, hat dieses Unternehmen Fischers für die Kunst wieder von den Todten erweckt, für die Wissenschaft aber, etwas ganz Neues daraus erschaffen, die erste mahlerische Reise in Ungarn und einen für die Belehrung wie für die Unterhaltung gleich wichtigen Beytrag zur Landeskunde. — Ein Auszug aus dem trefflichen Werke ist unmöglich. Er könnte, wollte man alles Interessante anführen, nicht von geringerem Umfang seyn, als das Buch selbst. — Der Historien- und Landschaftsmahler, der Balladen- und Romanzen-Dichter, der statistische Rechner, der rationelle Landwirth, der Geschichtsfreund, wie der Topo- und Ethnographe, finden Jeder eine reichliche Lese für sich darin. — Wir wollen nur Nahmen erwähnen, die es gleichwohl hinreichend erhärten sollen, welche reiche Musterkarte, diese schöne Arbeit zur Auswahl darbiethe: — Die Normalschöpfungen der Fabriksorte vom Präfekten Wiesner zu Hradek und Lubochna, den Giftbrunnen und den Wunderfelsen von Szent Ivany, die Drachenhöhle von Demensalva, das Templerhaus von Szent Maria, das gewerbfleißige Rosenberg, den Brunn der Liebenden zu Trentsin und die Riesenbrunnen zu Likawa und Lietawa, die Thurzonen-Burg Arva, die Schreckensscenen der Sündfluth von 1813, der fruchtbare herrliche Garten der Thurocz, die sagenreichen Felsen und Klippen in der Waag; die aus den Geschicken des Palatins Wesseleny bekannten, einander auf Büchsenschußweite, auf Felsen über der Waag gegenüberstehenden Schlösser Streczen und Owar, das Bad von Teplitz, Szillein, ein alter Hauptsitz der Protestanten, der Wundersturz von Lietawa zur Zeit der mongolischen Verwüstung, die Mauerblende von Budetin, der Felsenmönch zu Hricso, der bis zum jüngsten Tage predigt, Bittsee den Heerd der Pracht und des Edelmuthes des Palatins Thurzo, das wahrhaft einzige Wunderthal von Szulio, die Raubritter Podmanin in Bistritz, die Familiengallerie der Balassa zu Sigmondhaz, Pucho das Asyl der protestantischen Flüchtlinge aus Böhmen und Mähren, die aspremontischen Gärten zu Rovnie, den wilden Räuber Tellekessy und die Rakoczys zu Lednitz, den Löwenstein, den kühnsten und höchsten Bau in Ungarn, die Trentsiner Bäder, die schreckliche Elisabeth Nadasdy, Nichte des Pohlenkönigs Stephan Bathory zu Csejte, die Bäder von Pöstény, das prächtige Freystadtl und das kleine, feste Sechseck von Leopoldstadt, das weiße Gebirg gegen Mähren mit dem gespenstischen Szomolan, das weit ausschauende Bibersburg, endlich Tyrnau das gelehrte und das ungarische Rom genannt tc. tc.

Miscellen.

Dictionnaire francais - wolof et francai-bambara. - Der Herausgeber, J. Dard, ehemahls Lehrer an der Ecole du Senegal, hat diesem literarischen Curiosum noch ein Dictionaire wolof - francais beygegeben. Der gelehrte Araber Agoub in Paris ist dadurch in hohes Entzücken versetzt. Darf man seiner Versicherung glauben, so ist die Sprache der Wolofs - Neger (in ganz Senegambien und am rechten Senegalufer) nichts weniger als ein roher, confuser Jargon: es ist eine Sprache, deren sinnreiche und regelmäßige Architektonik auf logischen Grundsätzen beruht und viel Eigenthümliches besitzt. Besonders zeigt sie in ihren Ableitungen einen Reichthum und eine Bestimmtheit, die ganz erstaunenswürdig sind. — So gibt z. B. das Zeitwort sopa (lieben) sechzehn verschiedenen Haupt- und Zeitwörtern das Daseyn, welche zu ihrer Bildung nur der Beugung bedürfen, als sope, zärtlich lieben, und sopon, sich selbst lieben. Das System der Artikel von ist einzig in seiner Art; keine andere Sprache hat einen Begriff davon. — Da nun dieses Idiom vom Gestade des atlantischen Oceans bis zu den Ufern des Niger verstanden wird, so kann das Dictionaire eine Rüstkammer für gelehrte Eroberungen im Innern von Afrika werden. Auch eine Grammatik der Wolof wird Hr. Dard nächstens folgen lassen.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 30. November 1825.

Ueber Shakespeare.

König Johann.

Wenn je ein Volk stolz darauf seyn darf, eine mit nationalen Stoffen erfüllte Bühne zu besitzen, so ist es das Englische. Nur Shakespeare hat gewußt, eine Poesie der Geschichte zu erschaffen und die Historie selber zu dramatisiren. Daraus ging eine wahre dramatische Nationalpoesie hervor, und dieser herrliche Cyclus von Dichtungen aus Englands großen Geschicken, ist sein bewunderungswürdigstes Werk. Mit Ausnahme des König Johann, bilden sie ein einziges großes Trauerspiel, die unheilschwangern Folgen einer einzigen Verletzung der Legitimität, den Kampf der weißen und der rothen Rose, Englands sturmbewegteste Zeit. Die beyden Stücke: Richard II. und Heinrich VIII. sind das Vorspiel und das Nachspiel dieser erhabenen Schöpfung, die einzig und unübertroffen dastehr; denn kein Volk kann sich einer ähnlichen rühmen. Wir werden Gelegenheit haben, diese Idee weiter zu entwickeln, wenn wir von dem erstern dieser beyden Stücke sprechen. Zugleich verweisen wir unsere Leser, um uns nicht zu wiederhohlen, auf die vielfältigen, in diesen Blättern enthaltenen Bemerkungen über die Nationalität der Kunst. — (Archiv Jahrgang 1825. Nr. 32, 34, 40, 86, 88.) Selten oder nie hat irgend Jemand die einzelnen Momente der Geschichte so klar und richtig aufgefaßt, als Shakespeare. Dieses zauberische Leben, das er diese lang entschwundenen Gestalten zu geben weiß, hat einen eigenen Reiz. Es gelang ihm das Größte, sich selbst und den Leser mit dem Leben und mit der Geschichte zu versöhnen, und dieß heiligste Interesse des Vaterlandes jedem seiner Mitbürger mit unwiderstehlicher Kraft ans Herz zu legen. Dadurch ward Liebe und Begeisterung erweckt für den Thron und für den heimathlichen Herd, mit einem Worte Nationalität, und diese eben ist es, welche den Zweck der Gesellschaft am meisten fördert. — Sie ist das Palladium jedes Volkes.

Wir Deutsche können uns rühmen, zum tieferen Verstehen Shakespeares am meisten beygetragen zu haben. Wer kennt jetzt nicht die lichtvollen Ideen eines Lessing, Wieland, Eschenburg, Goethe, Schlegel und Tieck über diesen Dichter, dessen Ruhm wohl deßwegen am hellsten leuchtet, weil er zunächst zur Erhebung und Begeisterung seiner Nation geschrieben hat? Es bleibt gewiß wahr, daß Nationalität das höchste Streben auch in Kunst und Poesie seyn möge! Wohl ist dem Künstler und dem Dichter die ganze Welt offen, wohl erhebt er seine Schwingen über Land und Meer; aber immer ist es nur die innere Welt der Empfindungen und der Gefühle, vorzüglich bey dem letztern, die sich in allseitiger Gestalt in ihm offenbart. Aber die äußere hört auf eine solche für ihn zu seyn, wenn sie sich in seinem Gemüthe spiegelt; denn er gibt sie uns nicht, wie sie ist, sondern nur, wie sich in ihm reflectirt hat. Und welche Welt kann sich wohl lebhafter in dem Gemüthe des Dichters spiegeln, als die seiner vaterländischen Umgebungen, die ihn mit tausend vertraulichen Stimmen seit seiner ersten Kindheit anrufen. Sie sind der Grundstein aller seiner folgenden Empfindungen, die sich nach ihnen erst bilden und ändern. Der süße Klang der Muttersprache, die gewohnten Sitten, die mit der Milch eingesogene Art zu denken und zu fühlen, fesseln sie nicht auch den Dichter mit unzerreißbaren Banden an sein Vaterland? Und er sollte unstät herumschweifen, und zum Theile in der fernsten Ferne einen Stoff zur Behandlung aufsuchen, während er das ihn Nahe, ihm Befreundete unbeachtet ließe? Herrlich hat sich erst kürzlich Ludwig Tieck darüber ausgesprochen in seiner neuesten Novelle: „Dichterleben."

Wenn in diesem unsterblichen Dichter der Genovefa, des

Octavian, des Fortunat, wenn in dem grandiosen Nebenbuhler Ariosts und Boccazens, in Tieck, die Begeisterung für Shakespeare, wenn das selbst auf englischem Boden, in Englands Bücherschätzen, in Shakespeares Vorschule, in seinen Zeitgenossen und in den Spätern verfolgte Studium desselben, mit erhöhter Liebe und Ehrfurcht für ihn erfüllt, so muß insonderheit diese Novelle, Dichterleben, mit unendlich gesteigerter Zärtlichkeit für den Verherrlichten und für den Verherrlicher durchglühen. Ein unscheinbarer Geist sitzt hier Shakespeare, „der stille junge Schreiber," im Hintergrund einsam, hinter dem kleinen Tischchen; vor ihm die sich selbst zerstörende Dichterwelt des äußersten Leichtsinns, der Überspannung, des Übermuthes, der Faustischen Himmelsstürmerey in ihrem hochfahrenden Stolz, in ihrer schwankenden Mittelpunctslosigkeit. — Marlow und Green, die Hauptrepräsentanten dieses untersinkenden Dichterlebens sind mit unendlicher Weihe und Wahrheit aus ihren, der Vergessenheit fast ganz anheimgefallenen Werken wieder erweckt. Neben ihnen bewegen sich auf der behaglichen Bühne eines alten guten Weinhauses, der hintere Georg Peele, der satyrische Nash und der belustigende Bühnenphilister Henslow. Eine Veränderung der Scene herbeygeführt durch einen Dichterfreund, einen Squire aus Yorkshire, versetzt uns in die schmutzigen Winkel, wo die schwärmerischen Puritaner ihr tolles Unwesen treiben, und die Bekehrung eines verblendeten, feigen Schwachkopfes bildet hier die Katastrophe der Erzählung, während die Hauptscene uns Green's und Marlow's schmählichen Tod vor Augen führt. Mit der ersten Aufführung von Romeo und Julie im Pallaste des Lords Hunsdon, welcher Marlow beywohnt, ist die irre und wüste Kraft dieses großen Geistes gebrochen. Er sieht sich durch dieses göttliche Werk tief beschämt und seine prahlerische Selbsttäuschung so durch und durch zerschlagen, daß er gar nicht wieder zu sich selbst kommen kann, zumahl da er vernimmt, der Verfasser jenes himmlischen Werkes, sey gerade jener von ihm so geringschätzig und verächtlich behandelte Schreiber (Shakespeare), welcher erst unbekannt, dann lange verkannt, alle Lorbern seiner Vorgänger aus ihren eigenen, im Tod erstarrenden Händen empfängt!!

Unter andern Irrthümern und Mißgriffen jenes alten Dichterlebens, läßt unter andern Tieck den übermüthigen Marlow, aus Grundsatz, gegen alle Nationalität der Kunst und für deren absolute Idealität und Allseitigkeit zu Felde ziehen. Marlow sagt nähmlich: einige Sachen aus unserer englischen Historie haben allerdings Glück gemacht, weil man eben alte Erinnerungen, das Wohlwollen für gewisse Männer und die sogenannte Vaterlandsliebe in Thätigkeit setzte und durch alle diese Würzen, die blöde und unwissende Menge bestach. Was geht aber den wahren Dichter, sein sogenanntes Vaterland an? der Boden, auf dem er doch nur zufällig geboren ist? Süd und Nord, das ganze Reich der Phantasie und die Welt der Geister dazu, steht ihm offen. Wer sich, wenn er sich für die furchtbarsten Begebenheiten begeistern will, noch für jenen kleinen Fleck interessiren kann, auf dem er das Licht erblickte und nicht ablassen mag, jene Kindheitserinnerungen willkührlich in die großen Gemählde zu verflechten, der ist gewiß das vollkommene Gegentheil eines Poeten. Drum stattete ich meinen Tamerlan mit mehr Schmuck und Herrlichkeit aus, als jene nur jemahls ihrem Talbot, Gloster oder dem schwachen sechsten Heinrich geben können, oder gar den alten, vergessenen Mährchenfiguren, die eine kränkliche Erschlaffung uns wieder vorzuführen strebt. Darum ist mir meine letzte Tragödie vom deutschen Zauberer Faust so werth; weil hier alle Furchtbarkeit, im Wechsel mit fratzenhaften komischen Begebenheiten so ganz selbstständig auftritt, sich so ganz in ihrem eignen Element bewegt und keine Sitten unserer Zeit oder unserer Stadt bedarf. Auch in meinem Eduard vermied ich es geflissentlich, das sogenannte Vaterland oder Bedrückung oder Volk u. d. gl. mitspielen zu lassen. Der Kampf der Parteyen und das unsägliche Unglück des schwachen Königs ist genug und erregt jeden Zuschauer zum Mitgefühl und zum Entsetzen, eben weil er nur ein Mensch ist."

Der stille unbekannte Schreiber stand hierüber auf und von Marlow recht rauh aufgefordert, ob er denn etwas Statthaftes dagegen vorbringen könne? erwiederte er: „Marlow's Verlangen gelte ihm als Befehl und als dramatischer Dichter, müsse Marlow ja auch die Meinung, die von der seinigen ganz verschieden sey, besser brauchen können, als die gewöhnlichen Menschen." Erst (fährt der Unbekannte fort) wollet ihr jenen Grundtrieb unsrer Natur, den Sinnenreitz, unbedingt, als die höchste Aufgabe der Poesie gelten lassen, ihn, den alle Menschen miteinander, ja sogar mit den Thieren theilen!! In dieser Befangenheit glaubet ihr die höchste Freyheit zu finden; dagegen verwerft ihr als ein fesselndes, das Gefühl des Patriotismus und wollt als Dichter kein Vaterland und keine Zeit anerkennen? — Und dennoch könnt ihr den Elementen, die euch ernährt, den Umgebungen, die euch erzogen haben, nicht entfliehen. — Wenn der Mensch kein Mannes-Alter finden wird, der keine

Kindheit gehabt hat; worauf soll denn die Welt, die der Dichter uns gibt, feststehen, wenn er selbst den nothwendigen Stützpunct, der ihn tragen muß, wegwirft? — Die Vaterlandsliebe ist ja ein gebildetes, erzogenes Naturgefühl, ein zum edelsten Bewußtseyn ausgearbeitetee Instinkt. Wie sie nur da möglich wird, wo ein wahrer Staat ist, ein edler Fürst regiert, und jene Feeyheit gedeihen kann, die dem Menschen unentbehrlich ist; so bemächtigt sie sich auch in diesen ächten Staaten, der edelsten Gemüther und gibt ihnen die höchste Begeisterung, diese unsterbliche Liebe zum Boden, zur überlieferten Verfassung, zu alten Sitten, frohen Festen und wunderlichen Legenden. — Wenn sie sich nun mit der innigsten Verehrung zum Herrscher verbindet, so wie es uns Engländeen oergönnt ist, unserer erhabenen Königinn zu huldigen, so erwächst aus diesen mannigfaltigen Kräften und Gefühlen, ein solcher Wunderbaum von Leben und Herrlichkeit, daß ich mir kein Interesse, keine erfundene Dichtung, keine Liebe und keine Leidenschaft denken kann, die mit dieser höchsten Begeisteeung in den Kampf treten dürften!? Auch findet hier der Dichter schon die Poesie, die seinem Gemüthe, wenn er sie nur erkennen will, im glänzendsten Schmucke entgegenschreitet. Wem schlägt denn wohl das Herz nicht höhee, wenn er Cressy und Azincourt nennen hört? Welche Gebilde, dieser dritte Eduard, der fünfte Heinrich, der Bürgerkrieg der Rosen der redliche Gloster, der hohe Warwick, der furchtbare Richard! oder die Riesengestalt des Gaunt, neben dem zu leichtsinnigen und unglücklichen Richard von Bordeaux! der schwarze Prinz, den der Feind mit Ehrfurcht nannte, jener Löwenherz oder dessen viel größeree Vater, der unglücklichste und glücklichste der mächtigen Monarchen! Und welch Wunder haben wir denn selbst nur oor wenig Jaheen erlebt, als die fremde Tyranney mit jener ungeheuern Flotte schon zu unsern Schwellen hinübeeschwamm. Welch Gefühl wehte und rauschte damahls durch das Land, in den Ebenen, Wäldern und Bergen! Welche Wünsche und Gebethe! Jung und Alt drängte sich wohlgemuth und mit Herzklopfen in die tapfern Reihen, um zu fallen oder zu siegen. O damahls, damahls fühlten wie es wohl, ohne der Worte zu bedürfen, welch ein edles Gut, welch ein Kleinod, höher als alle irdische Schätzung. unser Vaterland sey. — (1809?) — Und wie nun unsee hohe Königinn im Glanz ihrer Majestät, mit Liebe und Huld, selbst gewappnet, sich zu Roß den jauchzenden Schaaren der Landesvertheidigers darstellte, und ihr Mund oon der gemeinsamen Noth sprach, von dem furchtbaren Feinde, den nur der Himmel und die Eintracht begeisterter Söhne des Vaterlandes schlagen können, — wer, der diese höchsten Augenblicke des Daseyns erlebt hat, kann sie jemahls vergessen? Und dennoch schienen wir verloren, so hoch uns das unsterbliche Gefühl auch erhob, wenn nicht das Glück, wenn nicht die Rettung unmittelbar vom Himmel gefallen wäre. — Aber Elisabeth, Howard, Drake, Raleigh, Essex und alle jene Nahmen, die an den oerhängnißoollen Tagen heeeschten und schlugen, müssen mit Dankbarkeit genannt werden, so lange noch ein englischer Laut auf dieser glückseligen Insel erklingt"! —

Wie glauben wohl zu thun, zum bessern Verständnisse dieses geschichtlichen Cyclus ohne gleichen, die Nachfolge und die Nachfolgeechte in der in England von Heinrich II. bis auf Richard III. von 1154 bis 1485 regieeenden Dynastie Anjou oder der Plantagenets, durch die beyden am Ende mitfolgenden genealogischen Tabellen, klar und deutlich auseinanderzusetzen.

Shakespeare selbst erklärt diese unglückseligen Verirrungen in der Thronfolge und in den Ansprüchen auf dieselbe, im König Johann II. A. Sc. 1. vor Angers in der Zusammenkunft beyder Könige, von England und oon Frankreich, — in Richard II. A. I. Sc. 2 in der Zweysprache der Herzoginn Witwe oon Gloster mit ihrem Schwager Johann oon Gaunt, — in Heinrich IV. in den Gesprächen Northumberlands, seines Sohnes Heißspoen und der übrigen empörten Großen, ja in den eigenen Geständnissen des listigen Bolingbrocke, jenes Heinrichs IV. von Heeeford-Lancaster, dessen Empöeung gegen Richard II. und wideerechtliche Theonbesteigung, all das spätere Unheil und jene Ströme oon Blut im Krieg der rothen Rose (Haus Lancaster) und der weißen Rose (Haus York) verschuldete, in welchen eilfmahlhunderttausend Menschen, achtzig Prinzen und fast der ganze große alte Adel von England umkam, alle ausländischen Eroberungen verloren gingen, Heinrich VII. Tudor, (der regierenden Familie eigentlich ganz fremd,) die Keone, ohne einiges Recht an sich brachte und ein wilder, unter Heinrich VIII. ganz orientalischer Despotismus neue, gräuliche Gährungen hervorbrachte, in welchen der unglückliche Carl I. das Leben, sein Sohn Jakob II. aber und in ihm das Haus Tudor-Stuart, für immer die Krone verlor, bis endlich die Bill of rights und Wilhelm III. den Frieden für immer herstellten. — Ferners entwickelt Shakespeare diese unheilsvollen Irrungen, mit derselben genealogischen und publizistischen Genauigkeit, wie in Hein-

rich V. sein Recht an Frankreich und die Einwendung wider das salische Gesetz, — im I. Theile Heinrichs VI. II. A. 4. Sc. da die Lords im Garten des Tempelhofes zum Wahrzeichen ihres erbitterten Parteygeistes, rothe und weiße Rosen von den Sträuchern pflücken und der alte sterbende Mortimer in seinem vieljährigen Gefängniß im Tower, seinem Neffen Richard Plantagenet von York, sein näheres Anrecht an die Krone erklärt, — derselbe York thut dann den mächtigen Nevils, Salisbury und seinem Sohne dem großen Warwick im 2. Theile Heinrichs VI. II. A. Sc. 2. in seinen Garten zu London, ebendieß sein näheres Recht und die Unrechtmäßigkeit des Hauses Lancaster kund. — Ein Gleiches geschieht als Warwick, „der Königsmacher," (Make-King, weil seine Macht und Rittertugend, nach seiner wilden Laune, bald Lancaster, bald York, bald Heinrich VI. und seinem Sohne Eduard, bald Richard von York und seinem Sohn Eduard die Krone gab oder nahm, bis er endlich auf Barnets blutigem Felde fiel,) Ludwig XI. von Frankreich über die Legitimität Eduards beruhigt, da er für ihn um Ludwigs Schwester Bona wirbt.

Gerade die für England so unglückliche Regierung des Königs Johann (1196 — 1216) wählte Shakespeare zur dramatischen Behandlung, um es recht klar zu zeigen, daß England von keinem äußern Feinde je besiegt werden könne, wenn es nur mit sich selbst einig sey! Er wollte zeigen, daß es selbst in den härtesten Drangsalen, in den großen auswärtigen Gefahren nicht unterlegen sey, und in sich selbst Kraft gefunden habe, wenn schon alles verloren schien:

„Dieß England lag noch nie und wird auch nie
Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
Als wenn es erst sich selbst verwunden half.
Nun diese seine Prinzen heimgekommen,
So komme nur die ganze Welt in Waffen.
Wir trotzen ihr: Nichts bringt uns Noth und Reu,
Bleibt England nur, sich selber immer treu!"

Im Hintergrunde steht das colossale Schattenbild des Heldenkönigs Richard Löwenherz. Nach scheint sein Geist wenigstens in etwas fortzuleben, in seinem tapfern Bastarden Faulconbridge. — Shakspeare ist in dem größten Theile des Stückes der Geschichte treu geblieben, nur da, wo diese selbst zweifelhaft und ungewiß ist, hat er solche Abänderungen sich erlaubt, wie sie das Interesse des Ganzen erheischte. Die Ermordung Arthurs von Bretagne, der Krieg des französischen Dauphin Louis gegen England, dann die Unterwerfung Johanns unter den päpstlichen Stuhl, bilden die Hauptmomente. Warum Shakspeare die wichtigste und für alle Zeiten folgenreichste Begebenheit von König Johanns Regierung, die Ausstellung der Magna Charta, (15. Juny 1215) nicht auch in sein dramatisches Gemählde verflocht, ist äußerst schwer zu enträthseln, wohl noch schwerer, als warum er die drey Eduarde und den schwarzen Prinzen, Vater Richards II. in seiner Wahl überging?

(Die Fortsetzung folgt).

Miscellen.

Chinesische Literatur. Der Archimandrit, welcher 14 Jahre in China gelebt und gegenwärtig in dem Kloster des heiligen Baariam bey Serdopul wohnt, hat aus Peking mehrere Bücher mitgebracht, die für die Geschichte Asiens von großem Interesse sind. Besonders merkwürdig sind folgende: 1) Geschichte von Tibet und Tangut; 2) Beschreibung der Sungarey und Bucharey, 150 Jahre vor Christus; 3) Geschichte des mongolischen Volks bis zur Geb. J. C.; 4) Beschreibung und Plan der Stadt Peking; 5) Beschreibung von Tibet in seinem gegenwärtigen Zustande; 6) Tsut - T'un - Tsion - Kang - Mou (Annalen von China, 8 Bände); 7) Geschichte der vier ersten Chane aus dem Hause der Tchingis. —

Grammaire et dictionnaire de la langue sanskrite. Herausgeber dieser nächstens in Paris erscheinenden Werke ist General Brisseroll̃e, Mitglied der asiatischen Gesellschaft. Auch das Dictionnaire, welche alle mythologische, geographische u. s. w. Nahmen enthalten soll, wird mit hundert, auf die Grammatik mit fünfzig Franken subscribirt. Das ist ungefähr der Preis, welchen diese Werke in England, wo sie gegenwärtig höchst selten sind, kosten würden. Dictionnaire und Grammatik werden in 4. mit neugegossenen Typen gedruckt: ihnen folgt unmittelbar ein französisch-sanskritisches Wörterbuch.

Es werden jährlich mehr als 5 Millionen Scheffel (bushels) Salz aus England ausgeführt, und oft mehr als 8 Millionen Scheffel. 1825 belief sich das Einkommen der Krone nur allein von der Abgabe auf das Salz auf mehr als 6 Millionen Dollar. In den vereinigten Staaten von Nordamerika werden ungefähr 1,200.000 Scheffel Salz jährlich bereitet, wovon mehr als 70.000 Scheffel allein vom Staate von New-York geliefert werden. 1822 sind in den vereinigten Staaten 4,087,000 Scheffel Salz eingeführt worden, wovon fast zwey Drittel aus England kamen. Die jährliche Einfuhr des Salzes in diesem Lande wird auf 613,932 Dollar Werth berechnet, und der jährliche Verbrauch auf 6,500,000 Scheffel.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Freytag den 2. December 1825.

Ueber Shakespeare.

König Johann.

(Fortsetzung.)

Die Handlung beginnt in England, wie der tapfere Faulconbridge als der natürliche Sohn Königs Richard Löwenherz auftritt, und den Ritterschlag erhält. Er ist Johanns treuester Anhänger, und verficht mit Glück seine Sache gegen den französischen König Philipp August, der das Recht Arthurs, des eigentlichen Thronerben vertheidigt, denn Arthur war der Sohn des ältern Bruders Gottfried, Johann, der jüngste. Durch die Vermählung des Dauphins mit Blanca, der Nichte König Johanns wird ein kurzer Friede herbeygeführt, wo Arthurs Ansprüche gänzlich aufgegeben werden, da Philipp August nur an den eigenen Vortheil denkt. Doch bringt ihn der Cardinal-Legat Pandolfo bald dahin, mit Johann aufs neue zu brechen, weil dieser sich den Anmaßungen des römischen Stuhles kräftig widersetzt hatte, und deßwegen der Bannfluch auf ihn geschleudert worden war. Arthur wird gefangen, und Johann gibt seinem Kämmerer Hubert de Burgh leise Winke, die diesen zur Ermordung des Prinzen spornen sollen. Konstanze sinkt in den heftigsten Schmerz wegen der Gefangenschaft ihres Sohnes. Hier hat der Dichter sich selbst übertroffen; denn diese Wahrheit, wie hier der mütterliche Schmerz uns ergreift und rührt, erregt unsere vollste Bewunderung. Nur eine Mutter kann so fühlen, nur ein Shakespeare kann ihren Schmerz so darstellen. — Wie trostlos ist sie um das verlorne Kind! Wie erfüllt sie ihre Phantasie mit den rührendsten Bildern der Erinnerung an den Knaben! Ihr Schmerz sucht grausenvolle Bilder des Todes und des Grabes zugleich auf. Wie betäubt, mahlt sie sich den Tod in seiner furchtbarsten Gestalt, und sehnt sich nach ihm; doch wie ihr Schmerz die höchste Stufe erreicht hat, wird er milder und rührender:

„— Nun nagt der Sorgen-Wurm mein Knöspchen,
Und scheucht den frischen Reitz von seinen Wangen,
Daß er so hohl wird ausseh'n wie ein Geist,
So bleich und mager wie ein Fieberschauer,
Und wird so sterben; und so auferstanden,
Wenn ich ihn treffe in des Himmels Saal,
Erkenn' ich ihn nicht mehr: drum werd' ich nie,
Nie meinen zarten Arthur wiederseh'n."

Wen ergreift nicht Mitleid und Rührung bey diesen Worten? Mutterliebe, dieses himmlische Gefühl, beseelt ihr innerstes Wesen, sie lebt nur in ihrem Sohne, und darum verläßt der Gram keinen Augenblick die Trauernde:

„Gram füllt die Stelle des entfernten Kindes,
Legt in sein Bett sich, geht mit mir umher,
Nimmt seine allerliebsten Blicke an,
Spricht seine Worte nach, erinnert mich
An alle seine holden Gaben, füllt
Die leeren Kleider aus mit seiner Bildung.
Drum hab' ich Ursach meinen Gram zu lieben.
Gehabt euch wohl! Wär' euch geschehn, was mir,
Ich wollt' euch besser trösten, als ihr mich.
(Sie reißt ihren Kopfputz ab.)
Ich will die Zier nicht auf dem Haupt behalten,
Da mein Gemüth so wild zerrüttet ist.
O Gott, mein Kind! mein holder Sohn! mein Arthur!
Mein Leben! meine Lust! mein Alles Du!
Mein Witwentrost und meines Kummers Heil!"

Nur noch einmahl in Heinrich VI. und Richard III., in den Klagen der Königinn Margarethe von Anjou um ihren von den Yorks bey Tewksbury gemordeten Prinzen Eduard, hat Shakespeare es versucht, verzweifelnder Mutterliebe Worte zu leihen. Einen so zarten und lieblichen Knaben aber wie Arthur, den er aus Blumenduft und Morgenröthe gewoben zu haben scheint, hat selbst der un-

sterbliche Meister nirgend mehr versucht noch erreicht und ist es eine höchst interessante Aufgabe, Constanzen und Margarethen einander gegenüber zu stellen und die herrlichen Nuanzirungen desselben Gefühls nach der Verschiedenheit des Individuums so möchte wohl eine Gegenüberstellung des Knaben Arthur und des in der Unglücksschlacht der Yorks bey Sandal durch den rauhen Clifford, ermordeten Knaben Rutland, von hohem Interesse seyn. — Die ganze Tragödie der Neuern hat nichts, außer etwa die Kerkerscene Gretchens und Fausts, das der durch und durch erschütternden Allmacht der Scene gleich kömmt, wie Arthur durch Hubert geblendet werden soll!? Alle Kunstrichter haben sie als ein erhabenes Meisterstück der Dichterkraft hervorgestellt. Man müßte sie abschreiben und auch da würde sie aus dem Zusammenhange gerissen, ihre Vollgewalt nicht üben können. Einzelne Schönheiten heraus zu scheiden, ist vollends unmöglich. Kaum läßt sich etwas Gräßlicheres und etwas Zarteres zugleich in solchem Gegensatze zusammen stellen. — Hubert wird gerührt, und beschließt, den König mit Arthurs vorgeblichem Tode zu täuschen. — Zum zweyten Mahl hatte sich nun Johann krönen lassen, denn zaghaft wie er war, glaubte er sich dadurch der Treue seiner Baronen aufs neue zu versichern. Diese fordern Arthurs Freyheit, und Johann willigt scheinbar in ihr Gesuch. Da erscheint Hubert, und bringt die falsche Nachricht von des Prinzen Tode. Die Barone zürnen darüber, und der König, vom Bewußtseyn der Schuld ergriffen, spricht zu ihnen in heuchlerischen Worten, und sucht sich gegen ihren Verdacht zu reinigen, als habe er den Tod des Prinzen befohlen. Konnte Shakespeare den Schuldbewußten wohl anders sprechen lassen, als solche Worte:

„Was richtet ihr auf mich so ernste Stirnen?
Denkt ihr, daß ich des Schicksals Scheere hatte?
Hab' ich dem Lebenspulse zu befehlen?"

Die Nachricht von Arthurs Tod hatte sich schnell durch ganz England verbreitet, und allgemeine Bestürzung erregt. Während Hubert beym Könige ist, will Arthur sich frey machen; er springt von der Mauer seines Gefängnisses, fällt sich aber zu Tode. Dieser von Shakspeare angeführte Umstand ist nicht historisch. Johann gab, wie die Geschichte berichtet, zuerst wirklich seinem Kämmerer Hubert den Auftrag, den Prinzen zu ermorden, dieser weigerte sich aber, und sprach, er sey ein Edelmann, kein Henker. Darauf ermordete Johann Arthurn mit eigener Hand, band einen Stein an den entseelten Körper, und warf ihn in die Seine. Dieß geschah in Frankreich, Arthur betrat nach seiner Gefangenschaft nicht mehr den englischen Boden, doch ist darüber so wenig eine eigentliche Gewißheit, wie über die meisten blutigen Thaten und sogenannten Staatsstreiche dieser Art, über die man keine Protokolle aufzunehmen und keine Zeugen beyzurufen, ja so wenig Helfershelfer als möglich zu gebrauchen pflegt und auch diesen, die Unthat mit gleicher Münze zahlend, baldmöglichst, den geschwätzigen Mund auf ewig verschließt. Einige Chroniken gebrauchen von Arthurs Tode den ungemein passenden Ausdruck: „evanuit" er verschwand, er ward nicht mehr gesehen.

Arthurs Tod ruft den französischen Dauphin unter Waffen. Mit einem mächtigen Heere erscheint er an Englands Küsten, der ganze Adel, empört über Johanns Tyranney, strömt ihm zu. Dieser in der größten Angst über das wachsende Kriegsglück seines Gegners, glaubt kein anderes Rettungsmittel zu finden, als sich und sein Land dem römischen Stuhle zu unterwerfen. Er nimmt nun zaghaft die Krone als ein päpstliches Lehen, und glaubt sich dadurch geschützt. Doch auch diese Zeiten der Entehrung und Schmach der Königswürde gingen vorüber, ohne daß Johann einen Vortheil davon hatte. Seinen bald darauf erfolgten Tod hat Shakespeare erschütternd geschildert. Nicht der Tod auf dem Schlachtfelde, nicht der sanfte Tod im Kreise seiner Angehörigen, ward ihm, sondern ein gräßlicherer, schauervollerer. Wüthendes Gift verzehrt seine Eingeweide, als gerechte Strafe für die Blutschuld, die auf seiner Seele lastete. Er widersteht lange den innerlichen Flammen, die ihn fast zur Verzweiflung treiben. Die Schauer dieser Krankheit sind in gräßlicher Wahrheit enthüllt; ein lehrreicher Gegensatz mit jenem milden, gleichmüthigen Kranksеyn des König von Frankreich in: „Ende gut, Alles gut," oder mit jener durch heroische Menschenliebe empfangenen, durch übermenschliche Anstrengung verhehlten Krankheit Robert-Guiscards in Heinrichs von Kleist grandiosem Fragmente. — Selbst die freye Natur vermag den ungeheuern Krampf seines Innern nicht zu stillen:

„Gift — übel — todt, verlassen, ausgestossen;
Und Keiner will den Winter kommen heißen,
Die eis'ge Hand mir in den Leib zu stecken?
Noch mir die Ströme meines Reiches leiten
In den verbrannten Busen, noch den Nord
Bewegen, daß er seine scharfen Winde
Mir küssen lasse die gesprungnen Lippen,
Und mich mit Kälte labe? — wenig bitt' ich,
Nur kalten Trost; und doch seyd ihr so streng
Und undankbar, daß ihr mir das versagt."

Die Charaktere der handelnden Personen hat Shakespeare nach der Geschichte gezeichnet; nur hat er den König Johann vielleicht noch etwas besser dargestellt, als er wirk-

lich war. Scharf zeichnete dieß Muster von Untreue, der mit der „Candeur" der Ruchlosigkeit, Alles für erlaubt hält, was ihm gelüstet und wozu er den erforderlichen Muth zusammenbetteln kann, Walter Scott in seinem trefflichen Ivanhoe. — In einem poetischen Lichte steht der tapfere Bastard Faulconbridge. Er strömt seinen bittern Witz, seinen derben Spott auf alles, was ihm unedel erscheint. Er zieht dem Wortprunke der Hinterlist, durch den sich der König Johann, Philipp von Frankreich und der Legat wechselseitig täuschen wollen, die Maske ab. Er vertraut nur auf sein Schwert, und läßt daher seiner Zunge frey den Zügel schießen.

Die herrliche Stelle, wo er seine Mutter darüber tröstet, daß sie sich dem König Richard ergeben, aus welchem Bunde er hervorgegangen:

> Beym Sonnenlicht! Sollt' ich zur Welt erst kommen,
> So wünscht' ich keinen bessern Vater mir.
> Ihr mußtet dem durchaus eu'r Herz ergeben,
> Als Huldigungstribut für mächtige Liebe,
> Mit dessen Macht und Stärke ohne Gleichen,
> Der unerschrockne Leu nicht kämpfen konnte,
> Noch Richards Hand sein fürstlich Herz entzieh'n.
> Wer mit Gewalt, das Herz dem Löwen raubt,
> Gewinnt von einem Weib es leicht. Ach Mutter!
> Von Herzen dank' ich Dir für meinen Vater!
> Auf Richards Werbung, nur ein Nein zu sagen,
> Das, wahrlich, wär' als Sünde zu beklagen!

Von gleicher Schönheit ist des Bastarden Zorneswort über den Eigennutz und Treubruch, der alle Welt regiere und über den widersinnigen Bund zwischen Frankreich und England, erkauft durch die schnöde Aufopferung von Arthurs heiligem Recht; — Faulconbridges Drohen an den Dauphin — und seine barsche Ermunterung an Johann als Kent sich ergeben und London den Dauphin freudig aufgenommen:

> Seyd groß in Thaten, wie ihr's war't im Sinn,
> Laßt nicht die Welt, von Furcht und trübem Mißtraun
> Beherrscht ein königliches Auge sehn.
> Seyd rührig wie die Zeit, Feu'r gegen Feuer
> Bedroht den Droher. Übertrotzt die Stirn
> Verwegnen Schrecks: so werden niedre Augen
> Die ihr Betragen von den Großen leihn,
> Durch euer Vorbild groß und sie erfüllt,
> Der kühne Geist der Unerschrockenheit.
> Zeigt Kühnheit und erhebendes Vertrauen. — —
> Soll man den Leun in seiner Höhle suchen?
> Und da ihn schrecken, da ihn zittern machen?
> Nein! Trefft das Unheil weiter weg von Haus
> Und greift es an, eh es so nahe kommt.

Über die heut zu Tage kaum mehr erträgliche Rauheit und Derbheit des Bastarden Philipp Faulconbrigde, insonderheit gegen den Herzog Leopold von Österreich noch Einiges am Schluße.

Auch aus dem König Johann, wie aus jedem Stücke Shakespeares, ließe sich eine ganze Anthologie der herrlichsten Regeln des gemeinen Lebens, der Menschenkenntniß, der Staats- und der Kriegskunst zusammenstellen. Gibt es ein lebendigeres Bild jedes Kreuzzuges, jeder von irgend einer großen Idee, von irgend einem mächtigen Willen emporgetragenen Heeresfahrt, als das Bild Chatillons von der wider England anziehenden französischen Jugend:

> All', aller ungestüme Muth im Land,
> Verwegne, rasche, wilde Abentheurer,
> Mit Mädchenwangen und mit Drachengrimm,
> Sie haben all' ihr Erb' daheim verkauft,
> Stolz ihr Geburtsrecht auf dem Rücken tragend,
> Es hier zu wagen auf ein neues Glück.
> Kurz eine bessre Auswahl kühner Herzen
> Als Englands Boden jetzt herübersendet,
> Hat nie gewogt auf der geschwollnen Fluth,
> Zu Harm und Unfug in der Christenheit.

Wo ist ein treffenderes Bild der damahligen, meist entscheidenden Einmischung der päpstlichen Curie in die weltlichen Händel, in die Thronfolge, in die Zwiste der Könige, als hier die meisterhaften Reden des Cardinallegaten Pandulpho, insonderheit jene, wie er Philipp zum Kriege wider England mahnt und späterhin den Dauphin Louis tröstet?

Herrlich ist auch und ein wahres Gegenstück zu Horazens „animus rerumque prudens et secundis temporibus, dubiisque rectus, vindex avarae fraudis, et qui honestum praetulit utili", den Beruf den König Philipp zum Kriege wider Johann anführt, als „der zerstört die Reihe, der Abstammung, gehöhnt des Staats Unmündigkeit und verdrängt den ächten König, denn England war Gottfrieds Recht und Arthur ist Gottfrieds" — und wie Johann fragt, von wem denn die große Vollmacht sey, ihn Rede zu stellen auf Artikel? erwiedert Philipp:

> Vom höchsten König, der des Guten Trieb,
> In jeder Brust von mächt'gem Ansehn weckt,
> Zu steuern den Verfälschungen des Rechts.
> Aus seiner Vollmacht zeih' ich dich des Unrechts
> Und hoff' mit seiner Hülfe, es zu strafen.

Wohl würdig jener unübertrefflichen Scene, da Prinz Arthur durch Hubert geblendet werden soll, sind auch die beyden unvergleichlichen Auftritte des Königs mit diesem Ritter, die eine, wie er ihn zu dieser That des Entsetzens verlockt — die andere, wie er in der Meinung, sie sey vollbracht, erst nichts davon wissen will und als Hubert

ihm seinen Befehl vorhält, „den Fluch der Könige beklagt von Sclaven bedient zu seyn, die Vollmacht seh'n in jeder ihrer Launen."! In Klagen, die dem Falle nach ähnlich, doch in der Gesinnung ganz anders und das Werk aufrichtigen Schmerzes sind, in den Klagen König Eduards über die Ermordung seines Bruders Clarence in Richard III. entfaltete Shakespeare, seine ganze unendliche Mannigfaltigkeit und Niemand wird diese beyden Situationen ohne das höchste Vergnügen und ohne die innerste Rührung miteinander vergleichen. — Nicht minder edel hat sich über denselben Vorwurf Schiller im Wallenstein und in der Stuart ausgesprochen, ja in der Braut von Messina die obigen Worte varirt: „das ist der Fluch der Hohen, daß die Niedern, sich ihres offenen Ohrs bemächtigen, die Flamme schüren, die sie löschen sollten." rc. rc. — Einen viel beherzteren Griff nach jenen Scenen zwischen Hubert und dem König Johann, that Adolph Müllner in seinem König Yngurd, den wir schon einmahl als eine vollständige Encyclopädie des Hysterismus und als ein ambulantes Compendium aller von 1813 — 1815 kursirenden, politischen und publizistischen Ideen bezeichneten und der überhaupt eine so wunderbare Structur hat, daß derjenige, der den Komödienzettel verlohren hat, auch ohneweiters als „ein verlorner Mann" betrachtet werden mag. — Allein trotz dessen ist noch ein gar weiter Weg von Yngurd, Oskar und Marduff, zu König Johann, Arthur und Hubert und selbst in dem gezwungenen Wortspiel mit Schotten und Schatten, Wollen und Sollen rc. tritt das von Männern und Frauen oft empfundene: duo si faciunt idem, non semper idem, recht grell und schneidend hervor. — Was Salisbury und Pembrocke und der Bastard über Arthurs Mord sagen, wird noch in den spätesten Zeiten jedes Herz bewegen, so wie alle Coriolane bey ihrer Feindseligkeit wider den eigenen Mutterboden, denselben Dorn im Herzen fühlen, über den hier Salisbury, selbst im Angesicht des Dauphins klagt, an den er sich wider seinen eigenen elenden König angeschlossen hat:

> Froh bin ich nicht, daß solch Geschwür der Zeit,
> Ein Pflaster in verschmähtem Aufruhr sucht
> Und einer Wunde eingefressnen Schaden
> Durch viele heilet! O es quält mein Herz,
> Daß ich dies Erz muß von der Seite ziehn
> Und Witwen machen; — und eben da,
> Wo ehrenvolle Gegenwehr und Rettung
> Laut mahnend ruft den Nahmen Salisbury! —
> Allein so groß ist der Verderb der Zeit
> Daß wir zur Pfleg und Heilung unsers Rechts
> Zu Werk nicht können gehn als mit der Hand
> Des harten Unrechts und verwirrten Übels!
> Daß wir die tapfern Söhne dieses Eylands,
> In Waffen, seinen milden Busen treten
> Nach fremdem Marsch und ihrer Feinde Reihn
> Ausfüllen, fernen Landes Adel zieren
> Und folgen unbekannten Fahnen hier!?

In welchem Rath des größten Reichs und der größten Geschicke, gälte nicht die Stimme des Cardinallegaten Pandulfo für eine Stimme ächter Staatsklugheit und weltgeschichtlicher Anschauung, wenn er den Dauphin tröstet:

> — — Wenn das Glück den Menschen wohl thun will,
> So blickt es sie mit drohenden Augen an.
> Unglaublich ists, wie viel Johann verliert
> Durch das, was er für rein gewonnen achtet.
> — — — — — — — — — —
> Ein Scepter mit verwegner Hand ergriffen,
> Wird mit Gewalt behauptet, wie erlangt,
> Und Herr, wenn er von eurer Ankunft hört,
> Und ist der junge Arthur noch nicht hin,
> So stirbt er auf die Nachricht!
> Doch wird mit Blut kein fester Grund gelegt
> Kein sichres Leben schafft uns Andrer Tod —
> Und wer sein Heil in ächtes Blut getaucht,
> Der findet nur ein blutig unächt Heil!
> Der Frevel wird die Herzen seines Volks
> Erkälten, jeden Eifer frieren machen,
> Daß, wenn sich nur der kleinste Vortheil regt,
> Sein Reich zu stürzen, sie ihn gern ergreifen.
> Am Himmel kein natürlich Dunstgebild
> Und kein Naturspiel, kein gemeiner Wind,
> Den sie nicht nennen: Meteore, Wunder,
> Vorzeichen, Mißgeburten, Himmelsstimmen,
> Die alle den Tyrannen laut bedrohen.

Und von welcher Wahrheit und Weisheit, ist nicht Salisburys und Pembrockes Tadel, daß Johann sich zu wiederholten Mahlen krönen lasse und hierdurch (wie der umgesetzte Wind ein Segel, so) der Gedanken Richtung umgekehrt, gesunde Meinung krank und Wahrheit selbst verdächtig gemacht habe — und wie ihn dann die Pairs um Arthurs Freyheit bitten und der eben dazu kommende Hubert, der das holde Kind, dessen Augen und dessen Leben er verschonte und Arthurn vor jeder weitern Nachstellung ihn zu bergen denkend, schon für todt ausgibt, die Großen aber, nur auf eine Gelegenheit zum Abfall wartend, zugleich das Ärgste denken:

> Des Königs Farbe kommt und geht: — sein Anschlag
> Und sein Gewissen schickt sie hin und her,
> So wie Herolde zwischen furchtbaren Heeren.
> Die Leidenschaft ist reif, bald bricht sie auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 5. Mittwoch den 7. und Freytag den 9. Decemb[illegible]

(145, 146, 147)

Ueber Shakespeare.

König Johann.

(Fortsetzung.)

Nicht König Johann, nicht Arthur, nicht der Bastard ist der Held des Stückes, sondern Altengland ist es — und der Dichter hat in der That gezeigt, die kräftige Selbstständigkeit eines edeln Volkes, könne wohl gewaltsam angetastet, auch schwer erschüttert, aber nicht zertrümmert, nicht vertilgt werden. — Shakespeare hat dem rühmlichen Eifer für die vaterländische Geschichte in England, ein kräftiges Leben eingehaucht. Er hat vieles von seinem Geist auf die jüngern großen Geschichtschreiber übertragen, ja er hat hierdurch die stolze Nationalität seines meerbeherrschenden, und selbst dem Continent mächtig imponirenden Inselvolkes, nicht geringer als so viele Seehelden und Entdecker gründen geholfen. — Der Bastard Philipp Faulconbridge vertritt im König Johann häufig die Stelle des Chors in der antiken Tragödie und sagt die herrlichsten Kernworte über die Würde Englands und des Königthumes. — Unstreitig ist die Erschaffung dieser romantischen Person einer der, Shakespearen geläufigen Meistergriffe. Es wird dadurch der, trotz des gänzlichen Mangels wahrer Regenten-Eigenschaften, durch seinen an das Fabelhafte glänzenden Heldenruhm in allen Herzen fortlebende König Richard Löwenherz, aus dem Grab heraufbeschworen. Er tritt aufs anschaulichste in den Hintergrund. Meisterhaft ist ferners die Erschaffung des Charakters des Bastarden, wegen seiner seltsamen Stellung zu der ganzen Welt, von der ihm eigentlich nichts gehört, als sein gutes Schwert und weil der kecke Mensch mit seinem nichts schonenden, ja geflissentlich für Alles gleich den ärgsten Ausdruck suchenden Humor, als der einzige Freye dasteht unter so vielen, mit dem Munde trotzigen, im Herzen aber kümmerlich verzagten, von Ehrsucht und Habsucht, in rechter Knechtesart hin und hergerissenen Leuten. Dieser unächte ist ein ächter Sohn des Löwenherz und wie dieser das Vorbild kühnen Rittermuths gewesen, so ist das Kind seiner Liebe, das Musterbild des humoristisch scharfsinnigen, gemüthvoll derben und übermäßig harten Engländers der alten Zeit.

Wie uns dieses Bemühen das Gedächtniß Richards Löwenherz mit den glühendsten Farben wieder aufzufrischen und Heinrichen V. den Sieger von Azincourt, auf jede mögliche Weise zu feyern, im Shakspeare als im glorreichsten Repräsentanten seiner Nation, die Macht der Vorliebe für nationale Helden vor Augen stellt, so ist er nicht ganz freyzusprechen vom Einfluße einiger, bis zur Ungerechtigkeit steigenden Nationalantipathien. — Zwar ist es im Ganzen ein eigenthümlicher Vorzug dieses erhabenen Geistes, daß er eine wahre und reine Geschichtsquelle ist, weit mehr, als die meisten seelenlosen alten Chronikenschreiber, oder die neuern Musiokünstler, welche die historische Composition für ein buchhalterisches Elaborat halten, das ein ungeheures Bündel von Beylagen und Afterbeylagen, keuchend auf dem gekrümmten Rücken mit sich schleppt. — Wenige Historiker haben ihre Charaktere so durch und durch geschaut, mit solcher Treue dargestellt, wie Shakespeare, der Dichter, so daß der redliche Forscher, Zug für Zug, in steigendes Erstaunen geräth und unwillkührlich aufschreyen muß: „so gerade so war er und nicht anders" ein Ausruf, den Shakspeare bey mancher Vorstellung aus seinem historischen Cyclus seiner großen Königinn Elisabeth abgezwungen hat.

Diese erhabene Gerechtigkeit, verließ ihn nur zwey Mahl, freylich bey Charakteren, die seinem Volk und dessen Ruhm ins Herz gegriffen und seinem Stolz empfindliche Demüthigungen bereitet haben, nähmlich im König Johann bey Leopolden von Österreich, der seinen tollen Be-

leidiger Richard Löwenherz, gefangen setzte, als er vermummt durch sein Gebieth sich stehlen wollte und in Heinrich VI. bey der Hirtin von Dom Remy, Johanna d'Arc, der Retterinn von Orleans und Frankreich, an welche alle Früchte der beyspiellosen Siege von Crecy, von Poitiers, von Azincourt verloren giengen. — Über beyde konnte aber Shakespeare auch durch die allgemeine Meinung seines Volkes, durch die eigenwilligen Zuthaten mancher spätern Chroniken irre geführt worden seyn. — Keineswegs aber kömmt ein Gleiches der Schilderung zu statten, die wir zu unserm nicht geringen Erstaunen von Leopolden von Österreich in den Kreuzfahrern Walter Scotts lesen. Dieser hatte für sich die vielseitige Bildung unsers Jahrhunderts. Es standen ihm alle die zeither so vervielfältigten Quellen zu Gebothe. Sein Ruhm entsproß zum Theile aus jener geschichtlichen Treue und archäologischen Richtigkeit und Genauigkeit, die er oft über die Gränzmarken der Dichterwelt hinaus, bis in den Kleiderschnitt, bis auf die Form und Absätze der Stiefel und Schuhe, mit breiter Gewissenhaftigkeit verfolgt.

Im König Johann sagt der Bastard, der Niemanden schont, dem Erzherzog von Österreich allerdings die unverschämtesten Dinge, schon sein Lieblingsrefrain „und häng ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!" überschreitet alles Maß, selbst eines gerechten Zorns. Allein eine alte englische Volkssage scheint Leopolden auch, die hinterlistige Ermordung des Löwenherz geradezu anzuschulden und Leopold tritt vor Angers auf, mit der Haut des Löwen angethan, die er als eine sehr zweydeutige Trophäe dem Todten abgenommen haben soll! Leopold nimmt seinerseits den Bastarden wie einen prahlerisch verwegenen Schalksnarren, auf gleiche Weise, wie den „Weiberschnickschnack" Constanzens. Er spricht nicht nur Heldenworte wie die Versicherung seiner Hulfe an Arthur, wie sein Zuruf beym unvermutheten Nahen der englischen Heeresmacht:

> Je mehr uns unerwartet, um so mehr
> Muß es zum Widerstand den Eifer wecken.
> Es steigt der Muth mit der Gelegenheit.
> Feind! sey willkommen, denn wir stehen bereit.

er ficht auch tapfer, wenn er gleich zuletzt vom Bastarden getödtet wird.

Allein noch ein ganz anderes Bild tritt uns aus Walter Scott entgegen. — Freylich gibt es kaum etwas Beschränkteres und Lächerlicheres, als die beständige Vermischung der Wirklichkeit und der Dichtung, der völlig verschiedenen Gränzmarken, Mittel und Zwecke der Historie und der Poesie, die Verwandlung der Letztern in eine Conduitliste einzelner Charaktere, ja ganzer Nationen oder in das Glaubensbekenntniß und in den Beichtspiegel des Dichters selber, der für alle Reden und Handlungen seines Intriguanten, Tyrannen, oder sonstigen Bösewichts, persönlich verantwortlich seyn soll. Diese armseligste aller Beschränktheiten scheint ein eigenthümlicher Jammer, den unsre sogenannte Bildung vor jener alten, rauhen aber unbefangenen Zeit voraus hat. Ihrem schlichten Menschenverstand kam eine solche Verwirrung und Verwechslung der Begriffe gar nicht in den Sinn. Allein auf der andern Seite scheint es dem Dichter nicht erlaubt, sobald er ein Mahl aus dem weiten Felde freyer eigner Erfindung herausgetreten ist und sich innerhalb der geschichtlichen Ringmauern begeben hat, einen bestimmten und bekannten historischen Charakter ganz anders darzustellen als er war, in welchem Fall er den Boden der Geschichte lieber gar nicht berühren und auf dem ideellen Felde bleiben sollte. — Ob die Jungfrau von Orleans, gute oder böse Geister zur Rettung Frankreichs vom Brittenjoche beschworen, ob sie eine gottbegeisterte Heldinn oder eine Hexe gewesen? das war leider selbst unter den Franzosen, in trauriger Verblendung zweifelhaft und die Retterinn undankbar aufgeopfert. Wenn der Britten alte Sage Leopolden zeihte, den Löwenherz hinterlistig gefangen, hinterlistig aus dem Wege geräumt zu haben, wenn sie Österreich und Limoges (vor Gordons Burg Chalus in Limoges blieb Richard in habsüchtiger toller Belagerung), miteinander verwechselte, so ist es wohl zu erklären und einigermaßen zu entschuldigen, wie Shakespeare Leopolden und die Pucelle, gerade so und nicht anders hinstellt. — — Wie aber Walter Scott, der gewiß nicht um Alles in der Welt die, durch die neuern Historiker, durch Schiller und Wetzel ihrem ursprünglichen Adel wieder zurückgegebene Jungfrau antasten würde, Leopolden bloß um eines dichterischen Contrastes willen so sehr verunglimpft, warum er als Erzähler die Rolle des Bastarden in seiner ganzen Ungezogenheit und Übertreibung, mit Wahl und mit ganz besonderer Lust selbst übernommen habe? das vermögen wir kaum zu erklären.

Was man, selbst bey uns, von Richards Löwenherz Gefangenschaft in Österreich quellengemäß wußte, beschränkte sich auf wenige Zeilen, deren einziges Substrat, wieder nur ein Paar Zeilen der, vom Melker Benedictiner Hieronymus Petz herausgegebenen Chronik von Zwettl ausmachten. — Ja, in unserer Zeit wo der Ultraismus kein noch so fernes und noch so friedliches Gebieth der Wissenschaften unberührt und ungeschoren ließ und nur Hyperkritik und negative Inductionen, als Klarheit galten, als Ruhe, als nüchterne Besonnenheit

und wie die vornehmen Masken der Impotenz alle heißen, hatte man schon gute Lust, die ganze Gefangenschaft Richards in Österreich abzuläugnen und auszumerzen und nur eine Gefangenschaft desselben bey Heinrich VI. zu Trifels und zu Hagenau zuzugeben.!? — Eine andere Gestalt gewann die Sache durch die ihr im Jahrgang 1811 Nr. 134 dieses Archivs vom Herausgeber, geweihte Abhandlung, die alle darüber vorfindigen Urkunden, deutsche, englische und französische Quellen zusammenstellte. — Der laufende Jahrgang (Nr. 18, 31, 49 und 80) mehrte diese Quellen noch durch einen überaus merkwürdigen, von dem verdienstvollen Slavisten Dobrowsky in Prag mitgetheilten Fund, nähmlich durch eine nach völlig unbekannte Geschichte des großen Kreuzzuges von 1190 von einem österreichischen Cleriker; Ansbert, der den Zug selber mitmachte.

Es dünkt uns hier der Ort um so mehr ein ernstes Wort über das Ganze zu sprechen, je unbedingteres Ansehen Walter Scott auch als Geschichtsforscher und als der treueste Überlieferer der Vorwelt, von einem Ende Europas zum andern behauptet. — Wäre dieß nicht, so würden wir uns schämen, den großen Dichter, mit urkundlichen Waffen anzugreifen.

In der Kunde, die Walter Scott über Leopolden gibt, sind fast eben so viele grobe Irrthümer als Worte. — Er nennt ihn Großherzog und Erzherzog und den ersten Besitzer Österreichs, dem fürstliche Würde zukam und der zur Herzogswürde im deutschen Reich erhoben wurde, aus Rücksicht auf seine nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiser, jenem strengen Heinrich VI. Er beherrschte die schönsten Provinzen, welche die Donau bewässert. (Also wohl auch Schwaben und Bayern?) Sein Land wird ein „edles" Land genannt, wahrscheinlich um vom Fürsten und Volk, desto wohlfeiler jedes Arge sagen zu können, denn Scott gesellt ihm, nebst der geliebten Flasche, nur „schmierige Bärenhäuter" und rohe Landsknechte, einen Spruchsprecher, der Weisheit und einen Hofnarren, der Tollheit spricht, die sich wechselseitig ergänzen, Leopolden kriechend schmeicheln und fade Späße über Richard machen. — Selbst die Tracht der Österreicher, hat nach Scott etwas Barbarisches, in Westeuropa Ungewohntes, kurze Jacken von vielerley schreyenden Farben, ausgeschnitten, gekranzt und bebändert, ihre Pracht voll der Ostentation der Emporkömmlinge. (Der gute Scott hat wahrscheinlich die bekannte Stelle fast aller Chroniken, aus denen die eine, häufig die andere abschrieb, über die Geckenhaftigkeit in der Hälfte des XVI. Jahrhunderts irgendwo gefunden und nur um ein Paar Jahrhunderte zurückgedreht.) Auch führte er es als etwas Unerhörtes an, daß viele österreichische Edeln noch Bärte trugen; — ein Zug, der allein hinreicht, seiner vielposaunten Untrüglichkeit im Costume einen Todesstreich zu versetzen.

»Leopolds Charakter wurde (spricht Walter Scott) in der Geschichte gebrandmarkt wegen einer, aus eben den Begebenheiten im heiligen Land entsprungenen Handlung von Gewaltthätigkeit und doch war die Schmach Richarden zum Gefangenen gemacht zu haben, da er ungeleitet und verkleidet durch Leopolds Land heimkehrte, nicht etwa eine Folge einer besondern Ruchlosigkeit, denn Leopold war mehr ein schwacher und eitler, als ehrsüchtiger und tyranischer Fürst.

Er war lang und schlank, stark und schön, weiß und roth im Gesicht. Schöne lange Locken wallten um seinen Nacken. Dabey war aber ein Ungeschick in seiner Haltung, als würde seine Gestalt nicht von zureichender Kraft beseelt, um eine solche Masse zu bewegen und obgleich er die reichsten Gewänder auf sich hing, schien es doch immer, als stünden sie ihm nicht. Er konnte sich in seine Fürstenwürde nie recht finden und wo im Beginn eines Streites, nur etwas mehr Geistesgegenwart und Würde zum Ziele geführt hätten, glaubte er durch unzeitige Ausbrüche roher Heftigkeit den Grund behaupten zu müssen.

Nicht allein, daß dieß Andern sichtbar war, dem Erzherzog selber, kam oft die peinliche Besorgniß, er sey wohl nicht geeignet, die hohe Stelle zu behaupten, auf die der Zufall ihn geschleudert hatte. — Dazu trat noch sein starker und bisweilen gegründeter Verdacht, daß auch die Andern ihn geringe schätzten.

Als er sich zuerst dem Kreuzzug mit einem fürstlichen Gefolge anschloß, wünschte er gar sehr, sich der Freundschaft und des Vertrauens des Königs zu erfreuen und kam ihm so entgegen, daß Richard es aus Klugheit hätte annehmen und erwiedern sollen. Doch der Erzherzog, obwohl eben nicht feige, stand doch so tief unter dem Löwenherz in jener Kühnheit des Gemüths, die um die Gefahr wie um eine Braut wirbt, daß auch Richard ihn gar bald mißachtete. Endlich verschmähte Richard als Normann-Fürst, von einem Volk an Mäßigung gewöhnt (!!) der Deutschen Trunkenheit und Völlerey an der Tafel. — — — Von ihren Vätern, denen das ewige Rom sich beugte, hatten die Deutschen noch immer den alten, kriegerischen Charakter, aber auch zugleich keinen geringen Anstrich ihrer Rohheit. Die Werke und die Grundsätze der Ritterschaft standen bey ihnen noch nicht in denselben zarten und doch

stolzen Blüthe, wie bey den französischen und englischen Rittern, noch beobachteten sie jenen Ton und jene Sitten in der Gesellschaft, die unter jenen Nationen die Bildungsstufen angaben. — An der erzherzoglichen Tafel wurde der Markgrof von Montferot zugleich ergötzt und betäubt durch teutonische Klänge, die seine Ohren von allen Seiten anfielen, trotz der Feyerlichkeit eines fürstlichen Banketts."

„Der Edelherr von Vaur meinte einst: man könnte wohl den Erzherzog zum Oberfeldherrn des Kreuzheeres wählen? Was? entgegnete Richard. Etwa weil er groß und stark ist, wie du Thomas und beynahe eben so dicken Schädels, aber ohne deine Gleichgültigkeit gegen die Gefahr und gegen Beleidigung?! Ich sage Dir, der Österreicher hat in all seiner Fleischmasse nicht kühnern Geist, als der Unmuth einer Wespe oder der Muth einer Hummel! — Er ein Anführer der Ritterschaft zu Thaten des Ruhmes!! Steck ihm lieber ein Paar Flaschen Rheinweins zu, für ihn, seine schmierigen Bärnhäuter und Landsknechte!"

Nach jenen Freuden der Tafel, hebt Markgraf Conrad Leopolden auf, daß er halb trunken das Banner Österreichs ergreift und mit seinen Begleitern in die Mitte des Lagers zu dem Hügel geht, auf welchem das brittische Banner steht. Erst will er es ausreißen; besinnt sich aber und pflanzt das seine nur darneben. Richard kommt dazu und frägt zwey Mahl: „wer durfte diesen elenden Fetzen neben das Banner von England stellen?" — „Das war ich, Leopold von Österreich!" „— So schaue denn Leopold von Österreich, in welchem Ansehen König Richard sein Banner und seine Ansprüche hält!?" — Damit zersplitterte er den Bannerspeer, warf das Banner zur Erde und trat es mit Füßen. Auf Richards verhöhnende Aufforderung drängten sich viele dazu, darunter der Graf Wallenrode, ein riesiger Kämpe von der ungarischen Gränze. Der Streich, den er auf Richard führt, wird aufgefangen. Der König ruft, er habe geschworen nie sein Schwert wider einen Kreuzfahrer zu ziehen, Wallenrod soll leben doch an ihn denken und ringend wirft er ihn den Hügel hinab, daß er sich die Schulter ausrenckt. Nach vielem Schimpfen stiftet endlich der französische König Philipp August Frieden und Alles geht auseinander."

Die ehrenrührigsten Ausfälle auf Leopolden, finden sich überall im ganzen Buch, indem Scott von der obigen Charakterzeichnung ausgehend, derselben treubleiben, den Gang der Ereignisse darnach herbeyführen und Leopold von allen übrigen darnach behandeln lassen muß.

Es ist Zeit über all dieß heillose Unwesen endlich einmahl ein gründliches und allgemein verständliches Wort zu sprechen.

Nach Ottos des großen Sieg auf dem Augsburger Lechfeld über die bis tief in Italien, bis in Burgund, bis an die Weser gefürchteten Ungarn wieder erobert, fand unsere Ostmark ein Geschlecht von fürstlichen Vertheidigern, durch keine andere Dynastie übertroffen, die Babenberger. — Jeder von ihnen errang, wie in keinem andern Haus einen charakteristischen Beynahmen. Alle waren durch Milde oder Muth höchst ausgezeichnet, aber aus zwölfen waren acht (gewiß ein seltenes, ruhmvolles Verhältniß) besonders siegreiche Helden, Väter ihres Volkes und wechselweise, je nachdem es Noth that, der Schrecken unruhiger oder die Zuflucht hilfsbedürftiger Nachbarn. — Aus diesem Geschlechte wurde 1157 der sechste Leopold von der byzantinischen Prinzessinn Theodora Comneno, Heinrichen Jasomirgott, dem Sohne Leopolds des heiligen, dem Wiedererwecker Wiens aus den Trümmern des römischen Fabiana geboren. — Die Markgrafen Österreichs, gehörten wie alle ihre Amtsgenossen, unter die hohen Reichsministerialen und Fürsten. Es ist also läppisch, daß von Leopolds Erhebung in fürstlichen Stand und Würde die Rede ist. — Einen Großherzog von Österreich gab es niemahls. Der Erzherzogstitel besteht erst seit der Hälfte des XV. Jahrhunderts. Erst die Habsburger führten ihn, die Babenberger niemahls. Leopolts Vater Heinrich Jasomirgott war Herzog in Bayern und Markgraf in Österreich. Seine großmüthige Entsagung auf das bayerische Herzogthum zu Gunsten Heinrichs des Löwen, war der Preis der Versöhnung der Welfen und Hohenstauffen, die Friedrich I. Barbarossa über Alles wünschte, um seines Jugendfreundes Heinrichs des Löwen tapfern Arm, desto gewisser für seine Romfahrt und für die Unterjochung der Lombarden zu gewinnen. — Um dem Jasomirgott dieß große Opfer für Deutschlands Frieden und für die Plane der Stauffen, einigermaßen zu vergelten, wurden die Lande ob und unter der Enns zu einem Herzogthum für ihn vereinigt, mit allen Vorrechten der alten großen Herzogthümer. Eine Standeserhöhung Leopolts bloß wegen seiner nahen Verwandschaft mit Heinrich VI. ist also wieder ein lächerliches Unding und überhaupt sehr komisch, daß Walter Scott aus dem Nachfolger einer langen, ununterbrochnen Fürsten- und Helden-Reihe, aus dem Enkel so vieler Königs- und Kaisertöchter des Morgen- und Abendlandes, aus Leopolden, durchaus einen Parvenu machen will! — Nur 20 Jahre zählte Leopold, als sein Vater auf dem Zuge wider die Mährer, durch einen unglücklichen Pferdsturz umge-

kommen war. Er rächte diesen Tod und die Verwüstung seines Landes, Mähren überschwemmend und bis vor Olmütz dringend, wie er denn auch in den böhmischen Thronzwisten zwischen Sobieslav, Friedrich und Conrad entscheidend eingewirkt hat. Den mächtigen Grafen Rapoto von Ortenburg aus dem kärnthnerischen Herzogsgeschlecht der Sponheimer, des unruhigen Conrad von Mähren räuberischen Bundesfreund, verfolgte er nun von Burg zu Burg und führte den gefürchteteren Feind als Gefangenen durch Wiens volkreiche Gassen.

Die Belehnung über das Herzogthum hatte der große Barbarossa, ihm schon als achtjährigen Knaben zu Wien ertheilt, der Ungarnkönig Geysa aber dem sechszehnjährigen Jüngling seine schöne Tochter Helena gegeben. Kaum hatte Leopold des Vaters Herrschaft angetreten, als ihn der Barbarossa nach Venedig berief als Zeugen jener weltberühmten Versöhnung mit Alexander III. und mit den Lombarden. Es gefiel dem Barbarossa, die Belehnung Leopolds zu wiederhohlen, um den Italienern die Macht und Hoheit eines römischen Kaisers, als eines Herrn so vieler Fürsten und Königs der Könige desto anschaulicher zu machen. Auf dem Tage zu Erfurt, wo der, Bayerns und Sachsens entsetzte, geächtete und verbannte Heinrich der Löwe, sich vor dem Kaiser, einst seinem Freund demüthigte und zugleich die Kunde von Alexanders III. Tod eintraf, erhielt Leopold, durch das große Ansehen, dessen er bey Kaiser und Reich genoß, die ungewöhnliche Gunst der Belehnung mit dem Herzogthum für seinen Sohn Friedrich, und that von wenigen Äbten und Vasallen begleitet, seine erste Kreuzfahrt zum heiligen Grab. Als er von dieser heimgekehrt, übergab ihm der letzte Traungauer, der erblose und sieche Jüngling Ottokar und seine Landherren, die *Steyermark*, denn der Ruf seiner Macht und seiner Tapferkeit war groß, (vir acerrimus, in re militari exercitatissimus, nennen ihn die Chroniken.) „*Der erlauchte, der starke, der sieghafte, der starke Ritter, der tapfere,*" waren die Zunahmen seiner Ahnen, *Heinrich, Adalbert, Leopold* und *Ernst* gewesen. Unser Leopold hieß der tugendhafte (virtuosus.) Virtus leiteten die Alten von vir. Ihnen war die erste Mannesgabe, ihnen war die *Heldenkraft*, Tugend!

Wien, das wenn man sein Wiedererstehen und seinen unglaublich schnellen Wachsthum betrachtet, vorzugsweise „*die Stadt der Kreuzzüge*" heißen mag, hatte sich in wenigen Jahrzehenden zu einer der ersten deutschen Städte aufgeschwungen. In regelmäßiger Verbindung mit Kölln und Regensburg, sendete es Karavanen bis Nowgorod und in die Tartarey, belebte die Donau mit unzähligen Fahrzeugen, verkehrte mit Byzanz und mit den Bulgaren und begleitete auf eben jenen majestätischen Zügen, die Kreuzfahrer mit Mund- und Kriegsvorrath. — Obgleich erst später aus dem Römerschutt entstanden und als *deutsche* Stadt, an Alter mancher andern nachstehend, ragt es dennoch in der Historie des deutschen Städtewesens, der Municipal- und Handels-Gesetzgebung, hoch über die meisten empor. — Agnes die Enkelinn der salischen Kaiser, die Tochter des unglücklichen Heinrichs IV. war aus der ersten Ehe mit Friedrich von Stauffen, die Ahnfrau des schwäbischen Kaiserhauses, aus der zweyten mit Leopold dem heiligen, die Ahnfrau der Babenberger. Sie war die Großmutter des Barbarossa und Leopolds des tugendhaften. Die Lande ihrer Jugend und ihres spätern Alters, *Schwaben* und *Österreich*, waren *die Wiege des Minne- und Meistergesanges*. Darum spielt auch Wien eine so bedeutende Rolle in der *Nibelungen* Lied. „Der minnigliche *Hof zu Wien*," wird von den Minnesängern, „dem *Hofe Königs Artus*" verglichen. Darum zogen die Liederdichter aus allen Gauen zu diesem Sitze des Wohlstands, des Selbstgefühls, der Prachtliebe der Ritter wie der Bürger, „wo des Fürsten Milde, dem warmen süßen Regen gleicht, wo der Wald selig ist und selig auch die Heide", wo der berühmteste Streit deutscher Sänger, der Kampf auf der *Wartburg* darum galt, wer aus den deutschen Fürsten der berühmteste und herrlichste sey? und der große Heinrich von Ofterdingen, Leopolden den glorreichen, des tugendhaften Sohn, als „die Sonne deutscher Lande" pries.

Und dieß ist nun das Land und dieß der Hof von Walter Scotts „schmierigen *Bärenhäutern*, rohen Landsknechten und schon durch ihre *Tracht* allgemein auffallenden Halbwilden!! *Das ist der Fürst*, den der große Barbarossa ehrte, den mannhafte Lande freywillig zum Herrn kürten, welchem das mächtige Kölln, vor dessen Pracht und Macht alle französischen und englischen Städte jener Tage sich beugen mußten, den Befehl seiner Heerschaaren im heiligen Krieg übergab, den seine Waffenbrüder, den das gesammte, von der Meerenge Messinas bis zur Ostsee gebiethende Deutschland, „*den tugendhaften*" pries und dessen blutbedeckter, weißer Waffenrock so oft ins Gedächtniß der spätesten Enkel zurück kehren wird, als dieß *Weiß und Roth*, die *Farbe Österreichs*, von Schild und Fahne, zum Siege schimmern wird.

Doch Walter Scott hatte für so viele ritterliche Karaktere nicht Raum. Er brauchte für seinen erztollen und doch ritterlichen König eine Folie. Durch *Contraste*

Effect hervor zu bringen, gehört zur Schule, in der redenden wie in der bildenden Kunst. Scott hat sich oft als Meister, wie im Meisten, so auch in dieser poetischen Figur bewährt. Hier hat er nur uns die Liebe gethan, die Wahl auf uns zu richten und das Gelindeste, was man davon sagen kann, ist, er sey in jeder Beziehung an den unrechten Mann gekommen. Viel Mühe kann dem „großen Unbekannten", wie ihn die brittischen und deutschen Zeitblätter begrüßen, oder dem unsichtbaren Oberhaupt der alljährlich ein paarmahl sichtbaren scottischen Romanen-Fabrik, diese Erfindung unmöglich gekostet haben und seine Verehrer, dürften sich wohl alle in dem heißen Wunsche begegnen, daß seine Muse, um ihre Kränze unverwelklich zu erhalten, sich freywillig, den strengsten Zwing und Bann auflegen möchte, ja nie die Marken Schottlands zu überschreiten!?

Er hat von der weißen Haut und dem blonden Haar der alten Deutschen gehört. — Das eben so wenig den Germanen des Tacitus, als jenen des Barbarossa oder den heutigen Deutschen zukommende, einseitige Sprichwort von ihrem Hang zur Völlerey (erst einer Todsünde von der Hälfte des XIV. bis gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts) ist ihm nicht entgangen. Er hat vielleicht in einer Chronik, die immania corpora der Deutschen und ihr Sprechen „toto gutture" erwähnt gefunden, hat dann geglaubt, des Effectes wegen, den Inpast recht fingerdick auf sein Gemählde auftragen zu müssen und zugleich den unglücklichen Griff gethan, einen gefeyerten deutschen Nationalhelden, der den ewig kochenden Übermuth des brittischen Nationalhelden zu kühlen, von Geschicke berufen war, in einer Weise darzustellen, auf welche ganz jenes zarte und zierliche Wort des Bastarden Faulconbridge von einem andern großen Herrn paßt:

„Wie schade, daß in solcher Liebsten Himmel
Gehangt, begraben eingeht, solch ein Lümmel!"

Der vielbesprochene Hang zur Trunkenheit, muß aus dem hier neuerdings damit getadelten Deutschland, zeitlich über den Kanal hinübergezogen und die alte normännische Mäßigkeit seit lange verschwunden seyn, denn schon Shakespeare geißelt häufig die Unmäßigkeit seiner Landsleute! — Doch es ist Zeit, zur Hauptsache selbst überzugehen, zu der Ursache des Zwistes zwischen Richard und Leopold — und zur Gefangennehmung des Ersteren auf seiner Heimkehr durch den Letztern in der Nähe von Wien.

Zu Wien schied der 70jährige Barbarossa, mit seinem unermeßlichen Kreuzherr von der deutschen Erde. Leopold hatte ihn prächtig empfangen. Seinen Wunsch, gleich mitzuziehen, hinderte ein Gränzzwist mit dem Ungarnkönige Bela und die Bewahrung der neuerworbenen Steyermark. Er folgte aber in wenigen Monathen, mit seinem Bruder Heinrich von Mödling, dem Ritter und Sänger, mit zahlreicher Ritterschaft von Österreich und Steyer, mit dem Heere des mächtigen Kölln, von ihm, vom Adel, von den Städten des Niederrheins ausgerüstet. Daß dem großen Saladin, Jerusalem gefallen, erregte endlich durch die ganze, selbstsüchtige, uneinige Christenheit, heilsamen Schrecken. Die Könige Philipp August von Frankreich und Richard von England schloßen gleichfalls Frieden, schifften sich ein, überwinterten in Sicilien. Aber schon dort trennte sie wieder erbitterter Zwiespalt. Richard legte dort überdieß den wahren Grund- und Schlußstein seines nachmahligen Geschickes, indem er den unächten normännischen Prätendenten Tankred und die Unruhen in Sicilien wider Kaiser Heinrich VI. des Barbarossa strengen Sohn unterstützte.

Es ist kein Zweifel, Richard war der erste Ritter seiner Zeit, wenn Riesenstärke und Gewandheit und tollkühne Tapferkeit, in der er wirklich Unglaubliches leistete, allein, den ächten Ritter ausmachen. Lange noch schreckten die saracenischen Weiber ihre Kinder mit dem: „Richard kömmt!" und die Reiter herrschten zu den scheuen Rossen: „Nun, was habt ihr? Saht ihr etwa Richard?" — Allein dieser Titel gebührt ihm alsdann keineswegs, wenn auch das Anerkennen irgend einer höhern Idee, wenn christliche Demuth, wenn Entsagung, wenn Treu und Glauben und Unverletzlichkeit des gegebenen Wortes, wenn wahre Galanterie und feine Sitte gegen die Frauen, wenn überhaupt etwas mehr, als unwiderstehliche, thierische Impetuosität zum Ritterthume gehört!? Richards Leben zählt allerdings auch manchen schönen und milden Augenblick. Aber sie sind nur lichte Zwischenräume, zwischen denen gleich wieder das wilde Thier hervorbricht. — Als sein viel größerer Vater, Heinrich II. gegen den er sich empört, ihm und dem nichtswerthen Johann, sterbend fluchte und seine Leiche blutete, als Richard vor sie trat, da schrie er freylich vor Reue und gelobte Besserung und die Sühne der Kreuzfahrt, aber der gute Wille hielt nicht lange vor. Die Vorbereitung zum Kreuzzuge, war eine allgemeine Plünderung Englands, Verschleuderung aller Kronrechte und das Bedauern: „daß sich kein Käufer fände, dem er London verkaufen könnte!" — Eben so ist der unbändige Wechsel ein schlechtes Zeichen wahrer Minne und erbauliche Stellen, wie die folgenden, kann Scott in allen Quellschriftstellern finden: „mulieres namque et filias et co-

gnatas liberorum hominum vi rapiebat et concubinas illas faciebat et postquam in eis libidinis suae ardorem extinxerat, tradebat eas militibus suis ad meretricandum. His et multis aliis injuriis populum suum afficiebat. (Bened. Petrob.) oder wie er jene Tausende der Akkoner Gefangenen, weil sich über die Weise der Lösung, mit Saladin, Irrungen erhoben, kaltblütig ins Freye führen und dort grausam niedermetzeln ließ (Hoveden, Bohadin. Coggerh. Wilh. Tyr. Guil. Neubr. Rigord. Hemingford. Bromton. Matthaeus Paris. Arnold. Lubec. etc.) oder Gisleberts Lob seiner Treu und Glaubens: Rex Richardus nemini unquam fidem vel pactum servavit, — oder die bey Rigord und im Auctar. Aquicinct ꝛc. vorkommenden Zeugniße: „Richardus Rex, cupidus et avarus omni Chistianitati invisus, a Saladino, magno auri pretio accepto, Ascalonem, nominatissimam civitatem christianorum subvertit" etc. etc. — !! — — Richards toller Übermuth vereitelte alle Früchte des mächtigen Zuges und seiner eigenen, in die Märchenwelt hinüberragenden, zahlreichen Heldenthaten. Das ganze Kreuzheer und alle palästinischen Franken waren wider ihn aufs äußerste empört. Heldenmüthig hatte die Besatzung von Akkon widerstanden, den Heldenwaffen und dem Hunger. Saladin war außer Stande, sie zu entsetzen, die Christen beherrschten das Meer. Laufgräben umgarnten die Stadt von der Landseite. Die Mauern waren hier und da stark beschädigt, endlich nöthigte der letzte Hauptsturm, den Emir Seifeddin Ali, sich der Gnade der Sieger zu ergeben. — Richard und Leopold waren die Helden dieses Tages gewesen. Leopold hatte sich mit solchem Muthe durch das Gedränge der Ungläubigen gehauen, daß sein ganzer weißer Waffenrock blutgefärbt war, bis auf den Theil, den mitten um den Leib das Wehrgehänge bedeckte: das ist der romantische Ursprung der Farben und des Wappenschildes von Österreich, der weißen Binde, oder in der Sprache der neuern Heraldik, des weißen Querbalkens im rothen Felde. — Schon während der Belagerung hatte Richard sich den Unwillen des ganzen Kreuzheeres zugezogen, der Deutschen, die er roh geschmäht und hintangesetzt, der Franzosen, die er einmahl beym Sturme verlassen, daß die Türken ihnen in den Rücken kamen und ihr Belagerungszeug verbrannten, ja selbst seiner eigenen Barone, über deren einen, er der Verbannung schwere Strafe aussprach, bloß weil er ihn nicht hatte aus dem Sattel heben können!! Als die Christen in die Stadt einzogen, pflanzten Richard und Philipp August allein ihre Fahnen auf und theilten ausschließend unter sich die Stadt, die Beute, die Gefangenen. — Leopold darob mit Recht unmuthig, ließ durch seine Knappen auch für sich eine Wohnung in Beschlag nehmen und auf einem Thurme sein Banner aufpflanzen. Darob entglomm der Streit mit Richards Leuten. Der tolle König mischte sich sogleich in denselben, rauh fragend, unter wessen Vollmacht und Hoheit, das Banner von Österreich hier wehe? wie er, ein bloßer Herzog, es wagen dürfe, sich Königen gleich zu stellen? — „Ich kämpfe aus eigner Macht und Hoheit und erkenne hier, außer St. Peter, keinen Oberherrn", war Leopolds Gegenrede, worauf zornentbrannt Richard: „Nun dann, wenn Du von keinem Fürsten Land trägst, so sollst du bald ohne Land seyn." — Darauf that er, was er schon zu Messina mit der französischen Fahne versucht; er ließ Österreichs Banner abreißen und in den Koth werfen. (Heningf. Rigord, Gottfried von Köln, Otto von St. Blasien und selbst ein Schreiben Heinrichs VI. sagen einstimmig, daß Richard signum ducis Austriae in cloacam projici jusserit.) — Und dieß ist, nach allen Quellen, und nach der allbekannten, allgemeinen Überlieferung, der Hergang des berühmten Streites. — Es ist schwer abzusehen, wie Walter Scott es poetischer finden konnte, diesen kriegerischen Zwist, in eine sogenannte „besoffene Meute" zu verwandeln und statt ihn geschichtlich an die Wunder des Muthes vor Akkon zu knüpfen, ihn lieber als Nachweh eines Saufgelages darzustellen?? —

Aller blutige Hader zwischen den Kreuzfahrern war von der Kirche mit ihrem großen Bann verflucht und mit der weltlichen Acht belegt. Die beyden Könige hatten deßhalb zu Messina und vor Accon oder Ptolomais neue Eide geschworen. Richard aber fündigte unaufhörlich dagegen und zeigte gar kein anderes Gefühl, als daß er der stärkste sey! — Leopold konnte und durfte hier die Schmach nicht rächen. Mit Thränen der Wuth befahl er die Rache dem Himmel. (Dux a rege spretus, ad regem regum se convertens, cum lacrimis Deum in ultionem, sagt der Engländer Matthäus Paris.) Allein selbst alle französischen, ja die englischen Barone, die sich zum Theile durch die schweren Kosten der Ausrüstung in die äußerste Armuth versetzt hatten, wollten jetzt ihre Könige verlassen, wenn nicht kraft der Capitulation, jedem sein gebührender Theil der Beute zuerkannt würde. Es klagten die Pilger aller übrigen Völker. Am lautesten aber jammerten die alten christlichen Bewohner von Akkon, daß man ihnen doch ihr ehemahliges, von den Ungläubigen entrissenes Eigenthum zurückstellen möge. — Richards Rittersinn hatte auf dieß Alles keine andern Antwort, als:

„den Tapfern gehöre Alles." Kaum daß späterhin Philipp August Einigen ihr Eigenthum wieder verschaffte. Nur Venedig ertrotzte seine alten Befugnisse, durch das Recht der Stärke. Venedigs Hülfsflotte, hatte mitunter das Beste gethan.

Richards frevelhafter, der Kreuzfahrer heilige Satzungen verhöhnender Übermuth, war mit jener ersten Beleidigung Leopolds noch nicht zufrieden. Zuchtlose Gesellen fielen sogar in Österreichs Zelte vor der Stadt und rissen mehrere derselben nieder. Als in der Folge Alles vom ersten zum letzten zur Wiederherstellung der Festungswerke von Ascalon mitwirkte, war Richarden wieder nicht genug was Leopold that und er ergoß sich in pöbelhafte Schmähungen. — Leopold erwiederte: „sein Vater sey weder ein Maurer noch ein Zimmermann gewesen." Die Österreicher verlohren alle Geduld und nöthigten beynahe ihren Herzog nach Akkon zurück zu ziehen, wo ein anderes, empörendes Schauspiel seiner wartete, nähmlich die Pisaner und Genueser, um Handelsvortheile, in wüthender Fehde zu finden! Allerdings hätte auch König Richard, der glöubige, sich an dem ungläubigen Saladin ein Vorbild wahrer Rittertugend nehmen können. Beym Bau von Ascalon hatte er nach Leopolden mit Füßen gestoßen (rex ducem pede percussit, sagt Bromton.) Dem Herzoge Burgunds weigerte er den rückständigen Sold. Philipp August war schon heimgekehrt. Den Markgrafen Conrad von Montferat und Tyrus hatte Richard geächtet und wie man ihm, (jedoch wahrscheinlich ohne Grund,) allgemein schuld gab, durch die Assassinen meuchelmorden lassen.

So stand er denn zuletzt auch billig ganz allein im heiligen Lande und mußte Frieden suchen bey Saladin. Er mußte nach England zurückkehren, dessen Krone sein Bruder Johann an sich zu reißen suchte und das Philipp August schwer bedrohte. So weit hatte er es gebracht, daß er durch kein christliches Land offen in sein Königreich heimzukehren wagen durfte, sondern nur hoffen konnte, sich durchzubetteln und durchzuschleichen. Er kam ins adriatische Meer, landete zuerst auf Corfu, dann zwischen Ragusa und Zara, steuerte dann wieder nach der andern Seite, landete zwischen Venedig und Aquileja. — Der Kaiser hatte längst der ganzen Gränze, überall den Befehl ertheilt, ihm aufzulauern und ihn als Reichsfein zu fangen. — Graf Meinhard von Görz, Schirmvogt von Aquileja, Herr im Küstenlande, both Alles auf, seines Kaisers verhaßten Feind zu fassen. Er fing aber nur Acht von seinem Gefolge. — Nicht minder strenge Befehle hatte von seinem Herrn, Friedrich von Boiesow, des Salzburger Erzbischofs Vicedom zu Friesach. Auch ihm fielen nur einige des Gefolges in die Hände. — Richard selber mit dem treuen William Stagny einen der deutschen Sprache kundigen Knaben, vor sich auf dem Roß, kam glücklich über die Landmarken Kärnthens und der Steyermark, irrte unerkannt, aber auch unbekannt durch Berg und Thal, die Donau suchend, um über selbe nach Böhmen zu kommen und von dort nach Braunschweig zu seiner Schwester Mathilde, Gemahlinn des noch in seinem tiefsten Unglücke gefüchteten Heinrich des Löwen. — In Steyer und in Österreich entgieng er der Wachsamkeit der Gränzhüter Leopolds und kam bis an die Donau und bis an des schwerbeleidigten Herzogs-Sitz nach Wien, in das Dörfchen Erdberg, wo die Fürsten, vorzüglich aber die Fürstinnen des Landes, ihre Mayerhöfe und Lustgärten hatten. Über die Nebenumstände seiner Gefangennehmung, sind (wie in solchen Fällen immer) die Quellen uneinig. Nach einigen wurde Richard in seinem Bette schlafend durch die Unvorsichtigkeit seiner Diener gefangen; nach Andern durch die Unvorsichtigkeit des Knaben, den Richard in die Stadt um Lebensmittel schickte, durch das Geld, das er wechseln, durch die Kleinodien, die er bey sich spüren ließ. Nach Andern wagte er sich, gerade um durch dieß Wagniß unverdächtiger zu seyn, in seines Feindes Hofküche zu Erdberg, drehte da ein Huhn am Spieße und vergaß mit gewohnter Unbesonnenheit des köstlichen Ringes an seinem Finger. Die alte österreichische Chronik sagt: derselb Chunig kam alsdann gen Wien, in des von Österreich kuchen und briet alz ein kuchenbub Da sah unkand denselben Chunig von engellant, des von Östreich kuchenmeister, und dem herczog von das sagte. Leopolt hiez in für sich bringen. Der kuchenmaister kam zu dem Chunig und sprach: Herr von Engelland, Ir seid zu edel zu einem prater meines Herrn von Österreich. Im halff cheinerley abred, er ward für Herzog Leupolt gefürt ꝛc. ꝛc. — Nach Andern meldete man es dem Herzog in die Stadt, der sogleich mit vielen Rittern sich zu Rosse warf, hinauseilte und den König noch beym Bratenwenden fand (sine mora ascensis equis, cum frequentia militum dux accurrens, regem, frixam carnem manu tenentem captivavit, sagte Otto von S. Blasien) Richard soll eine Aufwallung zu unnützem Widerstand gehabt, Leopold selbst aber, aus den Reihen der Seinigen hervortretend, gesagt haben: „Vergebens o König ist Dein Vermummen und Verbergen. Dein Gesicht macht dich kenntlich. Versuche keinen unbesonnenen Widerstand gegen die Übermacht und bedenke, daß wir weniger deine Feinde sind, als vielmehr deine Retter; denn wärst du in die Hände der Freunde des ermordeten Markgrafen von Monferat gefallen, die Dir überall auflauerten, sie hättrn Dir und

hättest Du tausend Leben gehabt, wahrlich nicht eines übrig gelassen!"

Am 9. October 1192 war Richard aus Syrien abgesegelt, am 21. December 1192 wurde er zu Erdberg bey Wien, Leopolds Gefangener. — Hätte seine Ungeduld ihm erlaubt noch ein paar Monathe auszuharren, so hätte sich im Morgenland alles anders gestaltet, denn am 4. März 1193 unterlag der große Saladin einem heftigen Fieber. — Leopold gab dem Kaiser schleunigst Nachricht, daß sein Befehl vollzogen und ihrer Beyder übertühner Feind in seiner Gewalt sey! Der Kaiser erließ hierüber sogleich Umlaufsschreiben nach Deutschland und Italien und an Philipp August von Frankreich.

Daß Richard von Leopolden, zwar mit aller Wachsamkeit, welche die Bewahrung eines solchen Gefangenen erfordert, aber würdig behandelt worden sey, sagen nicht bloß die österreichischen Quellen: „herzog Lewpolt emphieng den Kunig schön und würdigleich, doch hielt er ihn festiglich gefangen." Auch der Britte Matthäus sagt: honorifice secum adduxit, (Oliver sagt: honoravit eum plurimum) dann fährt ersterer fort: „deinde eum strenuis militibus custodiendum tradidit, qui eum (was auch heut zu Tage die Schildwachen thun) strictis ensibus, diu noctuque arctissime custodirent." Er wurde der Obhut des kühnsten Recken in Österreich übergeben, Hadmars von Kuenring der ihn auf sein Adlernest an der Donau, auf das weit ausschauende Felsenschloß Dürrenstein bey Krems führte. — Die neuere Zwettler Chronik, bisher hierin die einzige Quelle, sagt: „1192. Rex Angliae capitur in Erperch prope Viennam a duce Leopoldo et traditur domino Hadmaro de Chuenring in Tiernstein reservandus. Es ist dieses dasselbe Dürrenstein, das Mathias Corvins gefürchteten Feldherrn Kinisy und Bathory widerstand, das der List des Schweden Torstenson fiel, wo Leopold I. durch Carls von Lothringen Flügeladjutanten, den Grafen Auersperg, die Kunde vom Entsatze Wiens und von der Niederlage des Großvesirs Kara Mustapha erhielt (1683), wo 1805 Kutusow die Heerhaufen Mortiers und Gazans schlug und Heinrich Schmidt dabey sein Heldenleben verlor. — Die 1824 durch Dobrowsky entdeckte Geschichte der Kreuzfahrt von 1190 durch den österreichischen Cleriker Ansbert spricht: „dux illustris Austriae ipsum in manus eius divino judicio traditum, praeter meritum honeste tractavit et in castro suo Tyrnstein juxta Danubium sito, servari praecepit." — Heinrich VI. forderte Richarden sogleich mit Ungestüm ab. Der Herzog zögerte, vom König, den Ersatz des ihm gebührenden Antheils an der Beute und des Lösegeldes der gefangenen Ungläubigen zu erhalten. Heinrich aber beschuldigte ihn um so heftiger, gefährlicher Verständnisse in Sicilien, wie mit den Söhnen Heinrichs des Löwen. — Einflüsterungen heimlicher Widersacher Leopolds, verwickelten die Sache noch mehr. Man ließ ihn glauben, der Kaiser wolle ihm seinen Gefangenen mit Gewalt entreißen. Er stellte ihn dem Kaiser zwar nach Regensburg, übergab ihm aber denselben nicht, (presentatus, sed non oblatus) sondern führte ihn wieder mit sich nach Österreich zurück; (wahrlich kein geringer Fürst, welcher dem mächtigen und tyrannischen Heinrich gegenüber, so kraftvoll auf seinem Rechte bestehen mochte.) Die Fürsten des Reichs entschieden sohin, Leopolden sollten seine gerechten Ansprüche an Richarden vorbehalten bleiben, er müsse ihn aber dem Kaiser ausliefern. Indeß schrieb Philipp August an Leopolden, ihn bey Allem, was ihm heilig beschwörend, Richarden ja nicht loszulassen, den Mörder des Markgrafen Conrad. Er brauche ihm als einem Augenzeugen gar nichts mehr darüber zu sagen: „quam perverse contra Deum et contra homines, Richardus rex Angliae implissimus, in transmarinis partibus vixerit. (Dieser Brief und die von Leopolden am 14. Februar 1193 zu Würzburg mit dem Kaiser geschlossene Convention über Richards Auslieferung sind herausgegeben in Nr. 49 des Aprilheftes dieses Archives.) Die Befreyung des Königs Isaak von Cypern und seiner Tochter, gleichfalls Blutsverwandter Leopolds, die Richard zur Verhöhnung seines gegebenen Worts, in silberne Fesseln hatte schmieden lassen, war eben so unter den Bedingungen, wie ein Eheverlöbniß zwischen Leopolds Erstgebornem Friedrich und Eleonoren, der Schwester des unglücklichen Arthur, Tochter Gottfrieds, Richards Nichte.

Heinrich VI. bewahrte Richarden, auf der Burg der Reichskleinodien, zu Trifels, (in libera custodia), wie denn der König auch in dieser, seinem unruhigen Wesen höchst widerlichen Haft, immer der alte blieb, sich durch Spott- und Liebeslieder Luft machte, auf dem Wall sie zur Harfe sang und mit seinen Wächtern sich belustigte, bald sie erschreckend, durch seine riesenhafte Leibesstärke, bald sie trunken machend, einschläfernd und sich verbergend, daß sie ausgenüchtert glaubten, er sey ihnen in Zaubers Weise, durch die Lüfte entflohen. — Eines Tages antwortete seinem Gesang, aus dem Thal herauf, eine bekannte Stimme. Es war der treue Blondel, der nach langem Irren, den König gefunden und dem es gelang, beym Burgvogt Dienste zu erhalten und Richarden zu sprechen, wornach er, auf und davon nach England floh, um das ganze Land für Richards Befreyung in Bewegung zu setzen.

Niemand freute sich dieser Gefangenschaft inniger, als der eigne Bruder Johann. Niemand aber war thätiger, für die Erlösung als Richards Mutter, die beynahe 80jährige, berüchtigte Eleonore von Guyenne, Tochter des mächtigen Herzogs Wilhelm von Aquitanien, 1137 Gemahlinn Ludwigs VII. von Frankreich, der sich 1151, zahlloser Liebeshändel wegen, von ihr schied, dadurch aber eine große Gefahr für Frankreich herbeyführte, indem sie ihrem zweyten Gemahl, dem Brittenkönig Heinrich II. Plantagenet, Grafen von Anjou, auch ihre Provinzen in Frankreich zubrachte. — Die schöne Rosamunde Clifford fiel, in Woodstoks beglückter Einsamkeit unter ihren Dolchen und Heinrich hielt Eleonoren bis an seinen Tod gefangen, als Mitschuldige, wo nicht Anstifterinn der Meutereyen ihres Sohnes Richard. Das Blut dieser Frau, muß lange jung geblieben seyn, da sie beynahe achtzigjährig, nachdem sie den Papst, und alle dem Kaiser abgeneigten Fürsten aufregte, in Schreiben voll morgenländischer Übertreibungen, in denen sie und ihre Wortführer das Mitleiden der Welt bewegen wollten, laut bejammernd: Richards Schönheit leide in der Gefangenschaft durch Noth und Mangel und durch die Ketten, die er trage, (pallescit speciosa facies, catenis et fame torquetur) ein Vorgeben durch alle Quellen widerlegt und von Richard selber niemahls bekräftigt, der so riesenkühn aus seiner Haft zu Trifels vor den Kaiser und die versammelten Fürsten zu Hagenau trat, und sich zur Ablehnung der ihm gemachten Vorwürfe, durch den Zweykampf erhob, daß Alle über den herrlichen Mann erstaunten, der Kaiser aufstand, ihm entgegentrat und ihn umarmte. Ja die Scene, wie Richard einem, grimmig auf ihn zugehenden Löwen rasch entgegentrat, ihm den Arm, mit dem Mantel umwickelt in den Rachen stieß und ihm das Herz ausriß, wird von Einigen, (ganz irrig) in die Versammlung von Hagenau verlegt. — Kaiser Heinrich nähmlich habe (wie einst König Pyrrhus, durch den Elephanten, des Fabritius Unerschrockenheit geprüft,) in gleicher Absicht, einen Löwen in den Fürstensaal hinein und auf Richarden losgelassen? — Andere verlegen diese Mähre ins heilige Land. — Übrigens hat auch unser Max I. zu München und zu Utrecht, das nähmliche gethan — Vielmehr klagte Richard in kräftigen Liedern darüber, daß seine eigenen Mitstreiter und seine Vasallen, die Lösungsgelder sehr saumselig zusammenschossen. — Obgleich die Stimmung in Frankreich und Deutschland, wo Alles, Richards Frevel in frischem Andenken hatte, ganz und heftig gegen ihn war, war in England die Freude groß, als er am 13. May 1194 zu Sandwich landete und der Haß wider den Kaiser und Leopolden um so größer, als unter dem Vorwande des Lösegeldes, ungeheure Abgaben eingetrieben wurden. Man hielt sich dadurch schadlos, die Österreicher, die angeblich das Alles verschuldet, für reißende Thiere zu halten, welche kaum menschliche Gestalt an sich „horrent verbis, habitu squalent, immunditiis feculescunt, ut intelligas, eorum cohabitationem, ferinam potius, quam humanam," sagt ein englischer Chroniste im lächerlichsten Gegensatze mit der Bevölkerung, und dem Wohlstand der geschlossenen Orte, der Blüthe des Handels, den Denkmahlen des Wissens und der Kunst im Ostlande aus jenen Tagen. — Früher schon hatte sich Richard als einen erfinderischen Meister in jeder Art von Erpressungen bewährt und sich ein Mahl gestellt, als habe er sein Reichssiegel verloren und alle Urkunden zur neuen Besieglung verlangt, um somit die doppelten Gebühren zu beziehen. Als aber endlich unter jenem Vorwand, ganz England rein ausgeplündert, selbst die Kirchen besteuert, die Särge beraubt, den Mönchen, die weder Gold noch Silber besaßen, die einjährige Wollschur entrissen wurde, da giengen endlich den Engländern die Augen auf. Sie sahen, daß unmöglich das Lösegeld allein, so unersättlichen Raub über sie gebracht haben könne und selbst treue Verehrer Richards klagen laut über seinen unritterlichen Geitz. — Diese Klage gieng durch Europa und Rom gab ihr nicht geringes Gewicht, weil das Erbe beyder Sicilien, den Kampf zwischen Rom und den Hohenstauffen, zu einem wahren Vertilgungs-Kampf gemacht hatte. (Selbst Hoveden, Waverl. Guil. Neubr. Matth. Paris. Coggesh. Margan. Bened. Petrob. sagen es sey: Fletus et stridor dentium gewesen, vexationibus sive juste sive injuste, tota Anglia, a mari usque ad mare, redacta est ad inopiam.)

Da man in ganz Deutschland und Frankreich in Richards Schicksal nur eine Strafe des Himmels erblickte, für den, meist durch seine Schuld unvollendeten Kreuzzug, für die von ihm in einem heiligen Krieg verübten Räubereyen und Grausamkeiten, für die frevlerische Mißhandlung seiner Mitstreiter und Mitpilger und dafür, daß er gegen seinen alten und kranken Vater Aufruhr erhoben, ihn belagert und seinen Tod befördert habe, blieb der Mutter Eleonore den brittischen Prälaten und Großen nichts anderes übrig, als wenigstens einen Theil dieser Vorwürfe damit zurückzugeben, daß man einen freyen König, einem vom heiligen Krieg heimkehrenden Streiter Christi, in ungebührlicher und gottloser Haft halte. Der Britte Hoveden fügt der obgedachten lächerlichen Beschreibung von dem viehischen Aussehen, Sprechen und Wohnen der Österreicher, auch gleich noch ein Verzeichniß der Landplagen bey, die

um dieser Gottlosigkeit willen, durch Feuer und Wasser, durch Würmer und Sterblichkeit über die Österreicher gekommen seyen.

An den Kaiser selbst, der nicht viel Scherz verstand, und ihm allzunahe war, wagte sich zwar Cölestin III. nur mit ernsten Mahnungen. Wider Leopolden aber und sein Ostland verhängte er Bann und Interdict, wenn das Lösegeld nicht zurückgegeben, wenn die Geißeln nicht frey entlassen würden. Der Bann wurde aber nie verkündet. Der Auftrag wurde einem fremden und fernen Bischof, dem von Verona gegeben, damit man eines Theils nicht zu viel Gewicht und Folge darein lege, andererseits der unablässigen flehentlichen Bestürmung der Engländer genug thue. Die beyden Diocesanen Albrecht von Salzburg und Wolfker von Passau waren so weit entfernt, die Sache in ihrer Strenge zu nehmen, daß sie dem Papste schrieben, sie hätten zwar durch das Gerücht davon gehört könnten aber demselben ohne unmittelbaren päbstlichen Auftrag, keine Folge leisten.

Erst in den plötzlichen Schrecken eines verhängnißvollen Augenblicks gewann die Sache eine andere Gestalt. — Nach der kirchlichen Feyer der Weihnachten und des Stephanstages in einer glänzenden Versammlung all seiner geistlichen und weltlichen Großen zu Gratz, im Turnier, glitschte Leopolds Pferd, bey einer gähen Wendung auf dem Eise, stürzte zusammen und zerschmetterte ihm den rechten Schenkel. Den von furchtbaren Schmerzen gepeinigten Sterbenden, beunruhigte nun der Bann. — Wehmüthig verlangte er die Lossprechung von seinem herbeygeeilten Neffen dem Salzburger Erzbischof Adalbert. Der sich ein doppeltes Verdienst zu machen, ertheilte sie ihm jetzt nur unter der Bedingung, daß er die Geißeln frey heimsende und das Lösegeld zurückstelle. So lange sollte auch sein Leichnahm nicht zur geweihten Gruft kommen, nach seiner geliebten Cistercienserabtey Heiligenkreuz. Der Sterbende versprach es, stellte seinen Sohn Friedrich als Bürgen und verschied, erst 37. Jahre alt, unter allgemeinem Wehklagen. — (31 Dec. 1194) Die Geißeln wurden zwar zurückgegeben; aber noch nach Jahren brachte Innocenz III. die Rückzahlung des Lösegeldes vergeblich in Erinnerung, ja daß Wien ummauert und erweitert worden, wird nicht nur durch die Volkssage, sondern auch durch die Reimchronik des diesem Ereignisse nahe stehenden Ennenkel, an diese wohlverdiente Züchtigung von Richards Übermuth und an das englische Geld geknüpft.

Wir fassen den Inhalt und das Ergebniß all dieser urkundlichen Thatsachen in einige kurze Hauptsätze zusammen:

Das Charakterbild, das Walter Scott in seinen Kreuzfahrern von Leopolden den tugendhaften entwirft, ist abgeschmackt und im entschiedensten Widerspruche mit den Thatsachen der Historie.

„Transporter dans ces siécles reculés, toutes les idées du Siécle ou on vit, c' est la Source de l' erreur celle, qui est la plus féconde." — Diese goldenen Worte Montesquieus in seinem „Geist der Gesetze", kann man der heutigen, Alles nur auf sich und auf den engen Kreis ihrer Ideen beziehenden Welt, nicht oft genug wiederhohlen. Darum versteinert sie das hellenische und römische Alterthum, darum kann sie das Mittelalter gar nicht fassen, in welchem die Idee häufig weit mächtiger war, als in den Rechenexempeln des heutigen Tages. — Gewähr der öffentlichen Sicherheit und Sühne der Verbrechen durch Geld in den carolingischen Capitularien oder in den Gesetzen der Burgundionen, der ripuarischen, der salischen Franken, der Bajuvarier zc. ist uns kaum mehr begreiflich, aber doch etwas ganz und gar verschiedenes von der heut zu Tage nur zu oft erkauften Straflosigkeit. — Die alten und die heutigen Begriffe von Kriegsgefangenschaft, von Lösegeld, von Geiseln, sind eben so himmelweit verschieden. — Jene Begebenheit mit unsern Augen anschauen, kann nur ein ganz verkehrtes Urtheil darüber erzeugen.

Richard hat Leopolden vor Akkon ungeheuer beleidigt, seine Person, die Ehre seiner Waffen beschimpft den Antheil an Lösegeld und Beute ihm vorenthalten. — Der Kreuzfahrer durfte dieß, bey Acht und Bannfluch, am Kreuzfahrer nicht rächen. Auch Philipp August, auch der Burgund und andere, berühmte Kampfhelden thaten es nicht. — Philipp fiel ihm nach der Heimkehr ins Land und machte Anschläge, ihn vom Thron zu stoßen.

Da er das Kreuzeszeichen mißbraucht hatte, um jeden Übermuth zu üben, da meist durch seine Schuld, der Kreuzzug mißglückt, da er Alles beleidigt, alle Einigkeit, alles Zutrauen im Christenheer zertreten hatte, konnte auch jenes mißbrauchte Zeichen des Heils, den Heimkehrenden nicht fürder schützen, sollte es anders nicht ein Deckmantel für der rohesten Vergewaltigungen beständige Straflosigkeit seyn und es unmöglich machen, je sein Recht zu finden.

Nebst jenem wiederhohlten Frevel an Leopold selbst, hatte Richard dessen Oheim, den Beherrscher Cyperns in Fesseln geschlagen, Isaaks Tochter zur Dienerinn seiner Gemahlinn erniedrigt mit Wort und Eiden, fort und fort, sein Spiel getrieben — und alle Kreuzfahrer beschuldigten ihn, die Assassinen zu den am Markgrafen Conrad began-

genen Meuchelmorde gedungen zu haben. Auf dem Tage zu Trifels hatte er dieser Anschuldigung auch nichts entgegen zu setzen, als ein trocknes Nein; — gar nichts aber wegen des, an Leopolden verübten Übermuthes.

Richard war sich auch des allgemeinen Hasses in solchem Maße bewußt, daß der Stolze keinerley Vermummung scheute, sich durch die deutschen Lande durchzustehlen — und so sah Leopold den Trotzigen als Küchenjungen vor sich, der ihn da wiederhohlt verunglimpft hatte, wo er sich nicht rächen durfte und seine Rache dem Himmel anheimstellen mußte.

Richard war als Reichsfeind erklärt wegen der Verständniße mit dem sicilischen Tankred, mit Heinrich dem Löwen und seinen Freunden. Alle Fürsten hatten des Kaisers Befehl, ihn zu greifen. Leopold that dabey nicht mehr, noch weniger als die andern Fürsten, deren Gebieth er betrat, als der Patriarch von Aquileja, als der Salzburger Erzbischof, als Meinhard von Görz. Nur entwischte er diesen, gerade Leopolden aber, führte ihn des blinden Zufalls Spiel oder vielmehr eine gerechte Vergeltung in die Hände. — Das Lösegeld war zugleich Ersatz für den vorenthaltenen Antheil der Beute und der Ranzion für die gefangenen Türken. Frankreich und Burgund und selbst die englischen Baronen stellten das gleiche Begehren. — Es fällt also alles Ungewöhnliche an Leopolds Verhalten hierbey hinweg. Sollte der unleidliche Übermuth ganz straflos ausgehen, sollte nicht Erniedrigung die Erniedrigung entgelten und mit demselben Maße eingemessen werden, mit welchem Richard ausmaß? — Der alte, erbitterte Nationalhaß der Britten über diese Gefangenschaft, ist meist nur die Folge der ungeheuern Erpressungen Richards, von ihm unter dem Vorwande seiner Ranzion ausgeschrieben und mit unerbittlicher Härte beygetrieben.

Wahrlich es läßt sich nicht läugnen, daß das ungemeine Interesse, das die jetzige Generation an bloß beschreibenden Werken zu nehmen vermag, auch ein vorzügliches Zeichen der Zeit und jenes die Mehrzahl mehr und mehr vereisenden Indifferentismus ist. Aber es läßt sich hinwieder eben so wenig in Abend stellen, daß es ein wahres Glück für unsere in flacher Unbestimmtheit hinschwimmenden Tage war, daß ein so lebenswarmes, so fruchtbares Talent wie Walter Scott, Goethes großes Wort, wieder wahr machte: „in der Beschränkung nur, zeigt sich der Meister", daß dieß Talent sich in der streng abgeschlossenen Welt der nebelgrauen Thäler und Berge und Klüfte und Seen und von des Meeres eintöniger Brandung gepeitschten Ufer Schottlands, bewegte, ein Glück, daß wieder einmahl ein recht nationaler Dichter da ist!! Leider wird er zwar unzählige Nachäffer erzeugen die (da nicht Allen, ein solches Pfund beschieden ward,) einstweilen seine Breite, seine Wiederhohlungen, seine Detailmahlerey und Costumwuth nachpinseln, aber der Geist, den er hervorrief, der Wetteifer, sich in die heimathliche Vorwelt zu versenken, das Studium der Charakteristik, werden ein baarer Gewinn bleiben, und die Folgen für Roman und Drama, für Ballade und Historienmahlerey, schwerlich mit einem Blicke zu übersehen seyn!? — Aber Wir würden billig davor erschrecken, und es würde aus der Beschränkung eine Beschränktheit werden, wenn Scott aus seinem Zauberkreis heraustreten, wenn er (wie man Uns bedrohte,) unsere schönen Alpen bereisen und sich aus denselben einen der romantisch-idyllischen Stoffe hohlen wollte, woran sie so reich sind. — Der Schritt aufs feste Land wenigstens, den er mit dem Bilde des Landes und des Fürsten zu Österreich gemacht hat, kann keine Sehnsucht nach fernern Hervorbringungen dieser Art erwecken, und da Scott einen großen Theil seines Ansehens, der Ächtheit und der Gediegenheit seiner geschichtlichen Grundlagen und ihrer zeitgemässen Ausschmückung dankt, ist es eben so wohl Pflicht gegen Uns Selbst, derley Nationalinjurien einen verweisenden Spiegel der Wahrheit vorzuhalten, als gegen des herrlichen Dichters Ruf und Ruhm, ihn auf einen Abweg aufmerksam zu machen, auf welchen nur Rückschritte möglich sind.

Einiges über die Mundart der Wiener und das Alter derselben.

(Fortsetzung und Beschluß.)

F.

Frima, aufrima - bestellen.
Nibelungen: frumen - fördern. Ottokar v. Hornek, frumen - besorgen.

Fretten - plagen.
Chronic. Helmstadt. d. anno 1390. frett - mühsam.

Frumm - fromm.
Nibelungen: frum. Chorale manuscriptum de anno 1329. Frumheit - Frömmigkeit.

Fras - Nervenkrampf.
Kero um 720: frais - Gefahr. Gloss. Monsee: um 850: frais - Schaden. — Notker um 1000: fraisleich - gefährlich. Ottokar v. Hornek: frais - Gefahr.

Fratscheln - ausfragen (auch Kleinhandel treiben)
Ottokar v. Hornek. gefratscht - gefrage.

Feri = vorjährig z. B. fericha Wein.
Luther = firnd, Hanns Sachs 1560. ferig.

G.

Greina = zanken und das verwandte: Granti = mürrisch.
Allmanisch: Gren = streitsüchtig. Heldenbuch (1492): gronen klagen: Biblia mnscpt. 1500: greint = geklagt.

Gach = gäh und tropice gähzornig.
Wolfram v. Eschenbach (1200): gach. Nibelungen: gach. Ottocar v. Hornek: gach.

Gai = Gehege. an in's Gai gen = jemanden ins Gehege gehen. in's Gai gen = zum Verkauf aufs flache Land gehen z. B. von Fleischern. Gow, Gau allemannisch. Ottokar v. Hornek: Gew = Feld.

Grad = jetzt eben.
Nibelungen: drat. Ottocar v. Hornek: grad.

Ganga = gegangen.
Nibelungen: gangen = gegangen.

Gradn = entbehren.
Titurel: geraten = entbehren. Enenkel (1290): geratne entbehren.

Göd = Pathe. — Im Kleiderbuche des Mathäus und Veit Conrad Schwarz circa 1470 heißt es: God

H.

Halsen = umarmen.
Otfrid (860): helsenti = umarmend.

Holla = Hollunder.
Ottocar v. Hornek: Hollerpfeiffen = Hallunderpfeife

Hali = heilig (gewiß.
Hell = ganz, bloß, z. B. da helli Brandwein = der bloße, reine Brandwein.
Nibelungen: ellu = ganz.

Heni = Honig.
Behaim 1463: Hönig = Marco Polo 1477: Hönig.

J.

Inslad = Unschlitt.
Wiener = Stadtrechnung von 1390: Inslet.

K.

Kraxn = Tragkorb.
Enenkel: (1290) chrechse.

Kindel = Kindchen.
Nibelungen: chindel

Kuchel = Küche.
Nibelungen = chuche. Mnscpt. v. 1450: kuchel.

Krump = krumm.
Hagen Chr. Aust: chrump

Kumma = gekommen.
Otfrid (860): kumma.

Koberin = Kupplerinn
Glossar. (1481): erkobern = erlangen. Hanns Sachs 1560: kobern = bekommen.

Klachel = Glockenschwengel, figürlich: Tölpel. Wolf: Schmelzel und Hanns Sachs: Klachel.

L.

Lugen = Lügen.
Nibelungen: Luigen, Luig = Lügen, Lüge.

Liab = Liebe.
Otfried (860): Liaba.

Losen = Lauschen.
Ottfried (860): losato = lauschte. Nibelungen: losen. Ottokar v. Hornek: losen.

Lesterli = sehr (besonders in Verbindung mit zanken.)
Nibelungen: Lasterlich = schmählich. Chronicon Hessicum manusp. de anno 1491. Lesterlich schmechte = sehr schmähte.

M.

Marw = mürbe.
Titurel: marwe = weich.

Miachteln = nach Schimmel riechen.
Hanns Sachs = müheleinet.

Muaß = muß.
Reinmaer v. Zwettl (1250): muaß.

Muada = Mutter.
Otfried (860): muater.

March = Gränze.
Uralt, fränkisch. — Niebelungen: „March.

Mieselsichti = Anhaltend kränkelnd. Manuscript von 1319 Myselsucht = Kränklichkeit.

N.

Nagel = Nelke.
W. Schmelzel 1560. Nägel. Walther v. der Vogelweide nägelin.

Nid = nicht.
Tristan: nit. Nibelungen: nith.

Napfazn = schlummernd nicken.
Notker (1000) naphezen

O.

Ort - Ende, Spitze.
Nibelungen: Ort - Spitze.

P.

Poveln - wimmeln.
Ottokar v. Hornek: Povel - Volk.

Pfrenga - Zwängen.
Ottokar v. Hornek: pfrang - enge

Pfadla - Verfertiger leinwandner und gestickter Kleidungsstücke.
Notker 1000: Wat - Gewand. Ottokar v. Hornek und Nibelungen: Wat, Gewäte. Wiener Handwerksrechte des 13. Jahrhunderts: Pfaid - Hemd. Mscpt. de anno 1509. Pfayder - Hemden.

Q.

Qualen Betäubung. In Qualen liegen - in der Betäubung liegen.
Nibelungen: Qualm - Betäubung. Glossar d. anno 1482. Quale Betäubungsmittel. Hanns Sachs 1560: Qualm - Betäubung.

R.

Resch - hart, spröde (besonders vom Brode.) Figürlich: barsch
Manessische Sammlung: resse. Luther: risch, Hanns Sachs: resch.

Raß - ranzig, scharf.
Ottokar v. Hornek: raß:

Raunzn - klagen, wimmern.
Otfried 860. Rune - Heimlichkeit.

Rammel - Das am Gefäß Angelegte und daher Gebräunte eines Backwerkes, oder andern Speise. Rammel - häßliche Weibsperson.
Ottokar v. Hornek. Ram - Ruß. Glossar d. anno 1482. Rame. Ruß. Hanns Sachs 1560: beramt - berußt.

Ruawi - ruhig.
Nibelungen: Ruwe - Ruhe.

S.

Salm, Salbe
Glossarium. d. anno 1499: salmte - salbte. Marco Polo 1477 Salben.

Schmuzn - lächeln.
Gloss. 1482: schmosen.

Schauer - Hagel.
Fränk. Sprichwörter, Mscpt. 1499. schawer: Hanns Sachs 1560: Schauer.

Schinhari - dünnhaarig, figürlich: elend.
Hanns Sachs 1560: Schienhäärig.

Stadel - Scheuer
Postilla Kaisersberg: 1480 et Glossar. de 1482: Stadl: Luther. 1531. Stadel - Stumpf 1539: stadel. Hanns Sachs 1560. Stadel.

Meina Sex - Betheuerungsformel ist uralt und bedeutet eigentlich: Bey meinem Schwert! —
Im Angelsächsischen hieß: „Sahs" ein Schwert, im Nibelungenlied: die Pfeilspitze.

Schliefn - schlüpfen.
Nibelungen: sliefen

Schiffel - Kahn
Nibelungen - Schiffel.

Schober - Haufe von Heu, Stroh u. s. w.
Ottocar v. Hornek: geschobert - gehäuft.

Süeß - süß
Notker (1000) suezze.

Sunst - sonst.
Ottokar v. Hornek: sunst

Schnurffn - welcken (gewöhnlich zusammengesetzt mit zam d. h. zusammen, und ein.
Ottokar v. Hornek: snerffen.

Samsta - Sonnabend
Titurel: Samztag

Schaml - Schemel.
Nibelungen: schamel.

Schmekn - riechen
Hagen Chr. Austr. 1350: schmekken.

Simperl - Backschüssel von Stroh.
Ottokar v. Hornek: sumper - schüsselformige Pauke.

Schleifen - Schlittschuhelaufen. In Veit Conrad und Mathäus Schwarzens Kleiderbuch v. 1570: Schleifen. Vide Büsching wöchentliche Nachrichten.

Strabln - Sträuben, stampfen. Strabler - Arbeiter beym Ausladen der Schiffe. Wolfg. Schmelzel: gsträpl. das Abarbeiten.

T.

Trummel - Trommel.
Fronsperger 1550: Trummen. Postille mnscpt. anno 1409 Trumel.
Trad Getreide. Muscpt. d. anno 1416. treide.

V.

Vüri - hervor.
Willeram (1040) vure, Nibelungen: füre

Wich - Vieh.
Marco Polo 1477. Wjch.

U.

Ummi - hinum.
Kero 720, Otfried 960 und Notker haben: umme, umbi.

Übri - hinüber.
Otfried 860: ubari.

Umurken - Gurken. Wolfgang Schmelzl. Ummurken.

W.

Wartln - mit Worten streiten.
Ottokar v. Hornek: Wart - Wort.

Wurzn - Wurzel.
Ulrich v. Lichtenstein (Muscpt. d. anno. 1270) wurzen.

Wlnl wüthend.
Angelsächsisch - Winn - Kampf. Gloss. Monsee: 1250: Winn Raubsucht, Hanns Sachs: winnig - zänkisch.

Z.

Zurnl - zornig.
Nibelungen: zurnen - zürnen.

Zand - Zahn.
Nibelungen: zande.

Zua - zu (geschlossen)
Nibelungen: zua.

Zodln - zappeln, auch schwerfällig gehen. Wolfg. Schmelzel: Zotteln.

Schade, daß wir kein vollständiges, tüchtiges Glossarium unsrer Volkssprache besitzen. Was bisher geschah, geschah mehr für die süddeutsche Mundart im allgemeinen, für die Oberösterreichische, — und das kleine Büchelchen, was über unsern Dialect kürzlich neu aufgelegt ward, entbehrt der historischen Tendenz gänzlich, nimmt auch alle fremden Worte, die als eigentliche Fehler unsre Sprache entstellen, mit auf.

Schlüßlich glauben wir durch die vorangeführten Proben gezeigt zu haben, daß an ehrwürdiger Alterthümlichkeit unsre Mundart wohl keiner nachstehe, und daß wir uns unsrer gemüthlichen Vatersprache, die der Österreicher so wie seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an sein hohes Fürstenhaus durch Jahrhunderte forterbte, durchaus nicht zu schämen brauchen.

Wirft man uns etwa vor, wir seyen in unserer Volkssprache nicht mit dem Zeitgeiste fortgeschritten, so theilt unsere Mittelclasse *) diesen Vorwurf mit den Mittelständen in aller Welt, und ob überhaupt jene Schritte, die das Altherkömmliche so unbarmherzig verneuern und verbilden, unter die Fortschritte gehören, ist noch sehr zweifelhaft. — Man wolle uns also unsre uralte, gemüthliche Sprache, in der doch auch so viel gutes gedacht und gesagt ward, nicht verleiden, wie man uns sogar leider oft in Büchern unsre gute Kost verleiden wollte und uns, die wir in unsern gesegneten wein - und milchreichen Gauen wahre beati possidentes gegen die Bewohner mancher armen Sandgegenden sind, darum höchst neidisch Vielesser gescholten, welch leicht zu tragendes Loos unsre wackern Nachbarn im Bayernlande zu unserm Troste seit Nicolais Zeiten theilen, während zur höchsten Beruhigung, jene Tadler, sobald sie unsre Gränzen betreten (wahrscheinlich nur, um mit den Wölfen zu heulen) einen recht gesegneten (wohl nur affectirten) Appetit an den Tag legen, ihre magern Leiber zu Hausherrnbäuchen runden, und recht schöne Häuser von dem Verdienste in dem bespöttelten Lande bauen. — — —

Ein Wiener.

*) Daß man bey höhern Ständen in Wien auch ein reines Deutsch, — das ist, wie es geschrieben wird, hört, wird wohl niemand läugnen, — daß es diesen gebildeten Ständen, insofern sie mit dem Volke in Verbindung stehen, nothwendig werde, sich der Volkssprache zu bedienen, um dem Volke verständlich zu seyn, trifft wohl auch in andern Hauptstädten Deutschlands zu.

Vaterländische Geschichtsmahlerey in Böhmen.

W. Ritter von Rittersberg.

(Fortsetzung).

Sechstes Heft 16. Blatt.

Biwoj. Zeichnung von Manes. Biwoj Strosch, im Forste von einem wilden Eber angefallen stürzt mit gelassenem Muthe auf das Unthier, pakt es bey den Hauern, schleudert es auf seinen Rücken und trägt es nach dem Fürstensitze Wissehrad. Libussa lohnt die kühne That mit einer Gnadenkette und ihre Schwester Kascha reicht dem kräftigen Mann Hand und Herz.

Siebzehntes Blatt.

Libussa hält Gericht. Zeichnung von Ikbrich. Der Gegenstand des Bildes ist der Streit zweyer Wladiken um das väterliche Erbe, wobey sich der Künstler nicht an Hageks bekannte Erzählung, sondern an eine andere poetisch behandelte Sage hielt. Denselben Gegenstand behandelte früher nach derselben Sage, Hr. Academie - Director Bergler in einem für Sr. Excellenz dem Herren Oberstburggrafen Franz Grafen Kolowrat bestimmten Öhlgemählde.

Achtzehntes Blatt.

Die Wahl Premisls Herzoge von Böhmen. Zeichnung von Machek. Libussa durch Rath und Bitte der Volksältesten bestimmt sich einen Gatten, und ihren Czechen

den unbeugsamen Söhnen einer rohen Natur, einen männlichen Herrscher zu wählen spricht zum Volke:

Laßt zaumlos den Zelter,
Das Leibroß Libussa's
Traben, und folgt ihm;
Es wird euch den Herrn
Mit freudigem Wiehern
Und Springen begrüßen,
Der gastfrey euch biethet
Am eisernen Tische
Das mäßige Mahl.

Die Bothen welche von Premisl auf dem umgestürzten Pfluge (dem eisernen Tische) mit mäßigem Mahle bewirthet waren, schmücken ihn im Bilde mit den mitgebrachten Gewändern. Libussas weißer Zelter, die aus des Pflügers, düeren Haselnußstabe keimenden Zweige, und die gefleckten Stiere, deren die Sage erwähnt, sind sinnig angedeutet. Hinter der zahlreichen Versammlung der Abgesandten (hierin 26 Figuren sichtbar) erblickt man im Hintergrunde das Dorf Stadiz, Premisls Heimath.

Siebentes Heft 19. Blatt.

Prags Gründung. Zeichnung von Markovsky. Den historischen Stoff welchem hier der Künstler zu bearbeiten hatte, gibt Hankas beschreibender Text mit folgenden Worten. Im 2. Jahre Libussa mit Premisl der Liebe Wonne und der Fürstenswürde Sorgen getheilt, kam viel Volk zu fürstlichem Schirm und Sprach: „Baue uns eine Stadt und bestimme den Ort, wo wir sie gründen sollen." Da sprach Libussa zu ihren:

„Jenseits im Wald,
Wo sich der steinige Berg zum Thale theilt,
Da fragt die Zimmerleute;
Was deute ihrer Arte Werk bedeute?"

Und Bothen gingen aus und kamen zurück berichtend:

Meister und Geselle sagten: wir zimmern
„Prag" die Schwelle.

Da sprach die Fürstinn:

So nennt sie Prag, des Böhmerruhmes Schwelle.
Und wie das Haupt der Kluge gerne neigt,
Daß er im Übermuth es, nicht zerschelle,
So seh ich daß sich mancher Stolze beuge
Vor Prag, vor unsere Größe mächt'ger Schwelle.

Die brave Zeichnung zeigt das Fürstenpaar vor einem aus Holz gezimmerten Götzentempel, der sich am Ausgange eines Waldes befindet. Premisl sitzt. Neben ihm stehet Libussa und ihre beyden Schwestern. Den Talismann, ihren goldenen Frosch, in der linken Hand haltend, spricht sie zu der Umgebung von Prags künftiger Größe. Vor ihr stehet ein Zimmermann mit der Axt, auf die Schwelle deutend, auf der sie stehet. Im Vordergrunde] rechts stehender Krieger, links, einige der vornehmsten Czechen sitzend. Im Hintergrunde Mädchen und Priester des Götzen, dem sie opfern. In der Scene sieht man.

„Das Bächlein Brusta zu der Moldau eilen,
Dort wo der Berg sich mit Delphinsgestalt
Zum Bächlein schwingt."

Zwanzigstes Blatt.

Libussas Weissagung. Zeichnung von Mrniak Die Fürstinn in erhabener Stellung einer begeisterten Seherinn, zu deren Füßen zwey alegorische Figuren mit dem Füllhorn des Reichthums, und den Attributen des Bergbaues sitzen, kündet ihrem Gatten und dem versammelten Volke, die künftige Größe des Reichs.

Ein und zwanzigstes Blatt.

Libussas Tod. Zeichnung von Markofsky Im Schloßhofe Libins, am Fuße eines der Zeln geweihten, Altars, vor dem ein opfernder Priester Gebethe hersagt, ligt die entseelte Czechenfürstinn. Rechts ihr zur Seite sitzt in Schmerz versunken Premisl und das verwaißte weinende Söhnlein Nezamisl. Vor und neben ihr stehen jammernd ihre Schwestern und Mädchen. Den Hintergrund füllt zahlreich trauerndes Volk. Dieß Bild enthält über 40 in perspectivischer Abstuffung gut gruppirte Figuren.

Achtes Heft. 22. Blatt.

Hinterlistiger Überfall der Veste Motal. Zeichnung von Führich. Libussas Mädchen, deren Tage der Herrlichkeit nach der Herrinn Tode aufgehört hatten, im engen Bunde der Männer Herrschaft nicht zu dulden, führte gegen einen der thätigsten Räthe, welche Premisln gegen sie aufzureitzen strebten, ihren ersten Gewaltstreich aus, indem sie seinen festen Wohnsitz Motal eroberten, und ihn mit seinem Hausgesinde tödteten. Man sieht im Bilde, wie sich die Mädchen von Wlasta geführt, behutsam heranschleichen, und das große Thor der Ringmauer öffnen, an dessen Schwelle der Wächter des Hauses, der treue Hofhund unter den Streichen der unbarmherzigen Dirnen verblutet. Eine von ihnen hat einen Baum erstiegen und spähet über die Hofmauer in den innern Hofraum Mehrere andere lauern erwartend im linken Vordergrunde auf der Erde.

(Der Beschluß folgt).

Miscellen.

Frankreichs Handel mit seinen Colonien ist nicht unbeträchtlich und in mehrfacher Hinsicht sehr merkwürdig. Die Einfuhr aus denselben hatte im J. 1822 einen Werth von 47,758,065 Franken und 1823 einen Werth von 35,176,578 Franken. Die Ausfuhr nach denselben belief sich 1822 auf 34,321,657 Franken und 1823 auf 36,236,651 Franken.

In Frankreich sind auf einem Flächenraum von 5363 Myriameter nur 975 derselben kanalisirt, wornach 4378 noch ohne Kanäle sind, dahingegen Englands Flächenraum nur 1607 Myriameter beträgt, wovon 801 kanalisirt sind. Die Länge der Canäle in England beläuft sich auf 4823 Quadrat Myriameter in Frankreich hingegen nur auf 1127. In Frankreich kommen im Durchschnitte 5580 Menschen auf eine Quadrat-Myriameter und in England 8017; in den kanalisirten Gegenden Frankreichs 7221 und in England 10,814.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 12. December 1825.

(148)

Die von Petronell bis zum Neusiedler See sich ausdehnende alte Schanze.

Eine denkwürdige Erscheinung, welche die Gegend zwischen dem Markte Petronell in Nieder-Österreich, und dem Neusiedler-See in Ungarn darstellt, ist ein großer Wall, oder eine Schanze, auf manchen Stellen von zwey und drey Klaftern Höhe. Dieses für den österreichischen und ungarischen Forscher wichtige Object entging bisher ganz aller Aufmerksamkeit. Ja, es gibt Petroneller und Pahrendorfer, deren Kornfelder von diesem Wall durchgeschnitten werden, die selbst nicht einmahl diese Merkwürdigkeit beachteten, wenn sie auch schon viele hundert Mahle darüber gefahren oder gegangen sind. Und wenn man Jemanden, den man darauf aufmerksam machen muß, fragt: ob er von diesen großen Wällen jemahls etwas gehört habe? so hört man allezeit wieder: „Ich nichts." Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese Merkwürdigkeit von Petronell über die Leytha, Äcker, Felder, Weiden, bis gegen den Neusiedler-See nach der Länge und Quer zu sehen, und je mehr, öfter, und weiter ich meine Reise und Neugierde fortsetzte, desto mehr wurde ich auf der ferneren Verfolgung dieses Denkmahles der Vergangenheit in Verwunderung gesetzt.

Hinter den Haus-Stellen des Marktes Petronell in Nieder-Österreich am rechten Donauufer, unterhalb dem Gasthause „zum Heidenthor" genannt, am Rücken des dortigen zweyten Nachbars, fängt dieser schöne und mächtige Wall, oder Verschanzung an, mit einer Redoute zur Aufstellung mehrerer Kanonen, sie läuft von da in einer ununterbrochenen Linie in gerader Richtung gegen Süden über fruchtbare Kornfelder dem Neusiedler-Pomoerium zu, erscheint in seinem dritthalb geographische Meilen langen Fortgange bald höher, bald niederer, und zählt auf der ganzen Strecke 9 Redouten (Batterien,) und 22 Fleschen, oder halbe Redouten. Auf der ganzen Linie ist die Brustwehr gegen Westen, der Schanzgraben aber gegen Osten gewendet. Von der ersten Batterie, die man dicht an der Bauern-Hausstelle in Petronell, wie schon erwähnt wurde, sieht, läuft die hohe Schanze über das hüglichte Petroneller Getreidfeld in gerader Linie, auf welcher zwey Fleschen angebracht sind, 1000 Klafter bis zur zweyten Redoute, bey welcher genau vorbey die Commerzial-Straße von Prellenkirchen zwischen fruchtbare Getreidfelder über die unweit davon entlegene Gräflich Traun'sche Schäferey nach Regelsbrunn führt. Von derselben zählt man 4 Fleschen, und 1300 Klafter bis zur dritten Redoute, bey welcher der Fahrtweg von Prellenkirchen über Hollern nach Rohrau dicht vorbey geht. Von dieser noch sehr gut erhaltenen dritten Redoute ist die Schanze auf der Rohrauer nassen Hutweide bis zum Leythafluße verlängert, und mißt 350 Klafter, und da endet der österreichische Boden, auf dem die Schanze 2650 Klafter lauft.

Jenseits der Leytha auf dem ungarischen Boden, und zwar im Wieselburger Comitat nimmt der Wall seinen Gang in gerader Richtung über Äcker, allwo zuerst eine Flesche und vierte Batterie, zu welcher 550 Klafter gemessen werden, vorkommt; zwischen dieser und der fünften Redoute sind fünf Fleschen und 1450 Klafter; dann zu der sechsten Redoute zählt man eine Flesche und 500 Klafter, zu der siebenten zwey Fleschen und 700 Klafter; zu der achten, welche am nordöstlichen Ende des Dorfes Pahrendorf sichtbar ist, zählt man gleichfalls zwey Fleschen und 700 Klafter. Von der achten Redoute verfolgte die Schanz-Linie ihre südliche Richtung noch immer, schneidet die von Preßburg nach Ödenburg führende Post-Straße dicht bey einer Flesche, und bald die von Wieselburg über Pahrendorf nach Bruck an der Leytha gehende Commerzial-Straße. Unweit von dieser ist die neunte Redoute, welche von der achten 700 Klafter entfernt ist. Endlich sieht man auf dem Pahrendorfer Felde noch fünf Fleschen,

und die Schanz-Linie lauft ununterbrochen zwischen Äckern weiter dem Markte Neusiedl am See zu, in der Länge von 2250 Klafter. Hier vereinigt sie sich mit dem Überreste eines auf dem mäßigen Hügel hervorragenden Thurmes, welchen sie in Form einer Flesche umgibt, sich dann am südlichen Abhange des Hügels ins Pomoerium des dicht am See liegenden Marktfleckens hinabsenkt, und dort aufhört. Ihre Strecke auf dem ungarischen Boden, nähmlich von der Leytha bis Neusiedel am See beträgt 6850 Klafter, mithin mit der österreichischen zusammen, oder von Petronell bis Neusiedl am See gemessen 9500 W. Klafter.

Jedem wißbegierigen Beobachter müssen bey näherer Betrachtung dieser ungeheuren Wälle folgende zwey Fragen entstehen: 1) Wann, und durch wen ist dieses große Werk unternommen? 2) Zu welchem Zwecke ist dieses so große Unternehmen ausgeführt worden?

Wann, und von welchen Menschen diese Schanzen gebaut worden sind? ist mir unbekannt. Ich muß hierüber meine Unwissenheit eingestehen, obschon ich mir alle Mühe gab, wenigstens auf eine Spur ihrer Entstehung zu kommen. Die Umgegend von Petronell, Bruck an der Leytha und Neusiedel am See ist in der alten und mittleren Geschichte berühmt, aber keine historische Untersuchung konnte mir einen verläßlichen Aufschluß geben.

Die Existenz dieses großen und langen Walles fällt nicht in das hohe Alterthum. Wenn man auch kein Taciter ist, wird man doch einsehen, daß dieser Wall kein Römer-Werk sey, weil auf der ganzen Linie desselben Batterien für Kanonen, die den Römern unbekannt waren, angebracht sind. Er muß demnach als ein Werk der Menschenhände späteren, das ist neueren Zeitalters betrachtet werden. So ein Werk konnte man nur nach dem allgemein eingeführten Gebrauch des Schießpulvers und der Kanonen im Kriege ausführen. Eine andere Frage wäre, ob nicht spätere Zeiten diesen Wall, der doch ein römischer Überrest gewesen seyn kann, wie die Wildungsmauer zwischen Wien und Hainburg, bloß in die neuere Gestalt verändert haben? —

Auf jeden Fall sind diese Wälle jünger, als die 310-jährigen drey Rustenbäume auf dem Trautmannsdorfer Felde bey Bruck an der Leytha, welche eben zu dieser Umgegend Denkwürdigkeiten gezählt werden.*) Ich glaube daher, daß sie einst militärische Verschanzungen der österreichischen Armee in den Türken-Kriegen waren, weil die Stellung der Landesvertheidiger hinter der Brustwehr westlich, das ist von Seite Österreichs, die Fronte aber gegen das östlich liegende Ungarn, woher die Einfälle der Türken über Raab nach Österreich geschahen, gewendet ist. Sind sie in dem Jahre der ersten türkischen Belagerung Wiens unter König Ferdinand I. — oder bey der zweyten unter Kaiser Leopold I. entstanden? von allem diesen gibt mir weder die Geschichte, noch eine Tradition nur einigen Aufschluß. Auf der detaillirten topographischen Karte, und in der Beschreibung des im Erzherzogthume Österreich unter der Enns liegenden Schloßes und der Herrschaft Petronell, sammt ihren Dörfern, Landgericht, zc. welche der österreichische Chorograph Mathäus Merian seiner Topographia Prov. Austriae vom Jahr 1626 im Anhange beygefügt hat, geschieht von diesen Schanzen gar keine Erwähnung.*)

Wenn man dieses erhabene Denkmahl der Vergangenheit auf der langen Strecke von Petronell bis zum Neusiedler-See mit Aufmerksamkeit verfolgt, und die Geschichte des Jahrs der zweyten türkischen Belagerung Wiens in Betrachtung ziehr: so fängt man billig zu zweifeln an, ob die Menschenhand in Zeit von fünf Tagen ein so unzerstörbares Monument geschaffen habe? Denn der Geschichte des Historikers Fr. Wagner Historia Leopoldi Magni Caes. Aug. T. I. S. 586 zufolge, hat sich der commandierende General der österreichischen Armee, Carl, Herzog von Lothringen am 1. July 1683 von Raab mit der Reiterey, so sich auf 11,000 belief, über Ungarisch-Altenburg gegen Rohrau hinaufgezogen, an demselben Tag an der Leytha zwischen Pahrendorf und Pots-Neusiedl auf den sich sanft erhebenden Feldern, wovon die feindlichen Bewegungen von fern beobachtet werden konnten, sein Lager aufgeschlagen, und einigermaßen befestigt, ist in demselben bis 7. July verblieben, an diesem Tage aber über Kitsee nach Petronell aufgebrochen. Die Lokalität der Umgegend ist zwar sowohl für offensive als defensive Operationen äußerst passend; aber wie groß müßte wohl eine Armee gewesen seyn, wenn ihr Lager eine Linie von dritthalb geographischen Meilen mittelst solcher enormen Schanzen formirt hätte! Nach Angabe des obbenannten Geschichtschreibers zählte das ganze kaiserliche Heer, welches am 1. May 1683 auf der Kittseer Haide im Wieselburger Comitat, der Stadt Preßburg gegenüber, in Gegenwart des Kaisers Leopold gemustert wurde, kaum 33,000 Mann unter dem Gewehre, nähmlich 22,000 Infanterie und 11,000 Cavallerie, und 90 Kanonen. Wie wenig Mannschaft zu Fuß, und Feldgeschütz, um die ganze Strecke

*) S. Archiv für Geschicht. 1815. Jahrgang Nr. 97. S. 603.

*) Die große Karte des Erzherzogthums Österreich, welche der k. k. General Quartiermeister-Stab im Jahre 1813 gezeichnet und herausgegeben hat, ist die einzige, welche jene Schanzen auf dem 12. und 16. Blatt darstellt.

der langen Verschanzungen von Petronell bis zum Neusiedler-See zu besetzen!

Nach diesen Daten kann ich mir demnach nicht erklären, daß die in Frage stehenden Verschanzungen im Jahre 1683 das ist in der Zeit des letzten Einfalls der Türken in Österreich aufgeführt worden seyen. Die verläßlichsten Aufschlüsse jedoch kann uns einzig und allein die Benützung des k. k. Hofkriegsräthlichen Archives geben.*)

Preßburg den 26. October 1825.

Georg v. Gyurikovits.

Die Welser in Venezuela.

Gelegenheitlich der, verschiedentlich an die Reihe kommenden Betrachtungen über die Schwäche der einheimischen Bevölkerung in mehreren ehemahligen Colonien Amerika's, ja über das gänzliche Verschwinden derselben in der Folge der, von spanischen Abenteuern, aber auch von einem Cortez, Pizaro, Almagro, Ovando etc. etc. verübten Gräuel, die der edle Bischof Las Casas, in einer Vorstellung an Carln V. mit allem Donner demosthenischer Beredsamkeit darstellte, erschien unter andren auch in mancher Druckschrift, der ungegründete Vorwurf: Deutsche hätten jene Gräuel verübt, sie hätten zuerst die Eingebornen und zwar bis zur Ausrottung in den Bergwerken gebraucht, die deutschen Geldmänner der Hanse und der Reichsstädter, welche Spaniens Krone mit so großen Vorschüßen versahen. Natürlich waren hierbey der erste Gedanke, jene mit den Wollhändlern von Florenz, mit den Medicis wetteifernden Leinweber von Augsburg, jene königlichen Kaufleute, die Fugger. Man gedachte, wie Max I. all seine Kriege bloß mit dem Gelde der Fugger führte, wie er ihnen beständig „seine besten Truhen" (Hausschmuck, Kleinodien) versetzt hatte, wie Carl V., die königliche Schatzkammer von Frankreich beschauend, sprach: „zu Augsburg weiß ich einen Leinweber, der kann Euch alle die Herrlichkeiten baar auszahlen!" wie Anton Fugger Carln V., der wie sein Ahnherr Max, stäts bey ihm abstieg, das Kaminfeuer, mit Mahagony unterhielt und als den podagraischen Kaiser fröstelte, das Feuer mit seinigen Schuldverschreibungen zu zwey Millionen im Betrage wieder entflammte, wie endlich selbst im Don Quixote, die sprichwörtliche Redensart wiederkehrt: „der Mensch ist reich, wie ein Fugger."

Allerdings konnte Jacob Fugger und seine Brudersöhne, nicht anders zu einiger Vergütung ihrer übergroßen Darlehen kommen, als daß sie sich 1524 Domainen in der pyrenäischen Halbinsel anweisen ließen und auch ein eigenes Comptoir in Spanien errichteten. Sie erhielten Bergwerke in Almagro und Mancha, sie machten die Hofbankgeschäfte und erhielten das Besitzthum der Ritterorden in Pacht, bis 1654 unter Philipp IV. einige Hofkammeräthe fanden, daß es Schade sey, die liebe Gottesgabe des edlen Metalls diesen Fremden, die freylich das Ihrige hergegeben, in den Schoß zu werfen und zuerst die Fugger, pur aus Zärtlichkeit für den Staat bevormundeten, hemmten und drückten und zuletzt ganz aus ihrem Recht hinausdrückten. — Aber in Amerika und nahmentlich in Venezuela hatten die Fugger nie das geringste Besitzthum, wohl aber ein anderes, ihnen verwandtes Augsburger Haus, die Welser. Wie man, als die Medici Herrn in Florenz wurden, ihre Wiege gleich nach Athen stellte, so führte man die Welser, durch eine erbärmliche Assonanz, auf den Belisar zurück, dessen Nachkommen vor dem Unwillen des Kaisers Anastasius, bis in die Alpen, in das rauhe Wallis geflohen seyen und sich von dort später nach der vindelizischen Augusta, dem deutschen Augsburg gezogen hätten, wo eine verderbene Mundart, diese Walliser, Welser genannt habe. Abgesehen von diesen genealogischen Lieblingsthorheiten des XVI. Jahrhunderts, waren die Welser gleichwohl schon bekannt in den Tagen der Kämpfe zwischen Welfen und Gibellinen. Der deutsche Herr, Julius Welser fiel in der Marchfeldsschlacht zwischen Rudolph und Ottokar. Im Kloster Heilbrunn hingen seit lange die Grabestafeln und die drey Lilien der Welser. Bartholmä Welser, Straßburger Domherr und Ludwigs des Bayern Beichtvater, hohlte sich zu Rom die Bestätigung des vermeinten, belisarischen Stammbaumes. — Max I. verpachtete den Fuggern und Welsern, die damahls äußerst wichtigen Bergwerke Tyrols. Er half den Fuggern zur Verbindung und Verschwägerung mit dem mächtigen Hause der Thurzos und hierdurch auch zum Pacht der ungarischen Bergwerke. Die Fugger kommen deßhalb in allen Landtagsbeschwerden, ja selbst in den „Artikeln der rebellischen Bauerschaft" 1526 vor. — Bartholmä Welser lieh Carln V., die für einen Privatmann unerhörte Summe von zwölf Tonnen Goldes. Seine Enkelinn Philippine Welser wurde die Gemahlinn des herrlichen Erzherzogs Ferdinand, Gründers der Ambrasser Sammlung.

*) Welches Meisterwerk über die Militärgränze des österreichischen Kaiserth. der k. k. Hofsecretär v. Hietzinger durch den Gebrauch der Quellen aus dem Archive des hochlöbl. Hofkriegsrathes ausgearbeitet hat, ist bekannt.

Für jene ungeheuren Darlehen, erhielten die Welser 1528 das goldreiche Venezuela unter der Bedingung, die Eroberung desselben zu vollenden, zu diesem Ende wenigstens 300 Mann versuchter Krieger und 50 erfahrne Bergleute zu stellen und in ihrem neuen Reich zwey Ortschaften und drey feste Plätze anzulegen. Die Indianer könnten sie alle zu Sclaven machen, oder solche kaufen, die bereits Sclaven wären. Sie wählten nun zu ihrem Feldherrn Heinrichen Alfinger, der unter Georgs von Freundsberg Landsknechten in Wälschland gedient hatte, unter ihm sollte Bartholmä Seiler den Befehl führen. Sie kamen im Sommer 1529 mit 80 Pferden und 400 Fußknechten auf zwey Schiffen an und verdrängten sogleich den spanischen Statthalter. Diese Deutschen waren meist Protestanten, dennoch gab man ihnen in Spanien, zur Bekehrung der Wilden, viele Dominikaner. — Sie bekümmerten sich aber sehr wenig um Christianisirung oder Cultivirung und mochten gar nichts hören von festen Etablissements, lechzten aber nach Golde Tag und Nacht, bis zum Wahnsinn. Den geliebten Kaziken Mawrane folterten sie aufs grausamste, um ihm ein Bekentniß seiner Schätze abzupressen. Sie hatten gehört: tief im Lande sey ein Haus, pur von Golde, sogleich beschloß Alfinger dahin vorzudringen. Zusammengeschmiedete Indianer mußten den großen Vorrath von Lebensmitteln tragen und wie einer dieser Unglücklichen unter seiner Last starb, schnitt man ihm nur schnell den Kopf ab, um keine Zeit zu verlieren mit dem Abnehmen des Halseisens, das ihn an seinen Nebenmann befestigte. — Tausend Mühseligkeiten waren überstanden und „das goldne Haus" erschien noch immer nicht. Ein feindlicher Giftpfeil tödtete den grausamen Alfinger. Seinen Stellvertreter Seiler fraß die Seuche. Nur eine Handvoll Abenteurer kam mehr todt als lebendig von dieser unsinnigen Heerfahrt zurück. Die Welser hatten weiterhin wenig Lust sich in die Länge mit diesem fernen Fabelland zu befassen. — Die Wagehälse, die sich fernerhin zu jenem Häuflein gesellten, emporten die Indianer immer mehr durch ihren blutigen Goldburst und das Land war meist verwüstet und entvölkert, als die königliche Audienz es endlich wieder an die Krone zurücknahm.

Aufklärung eines historischen Verstoßes.

Aus gleichzeitigen Urkunden ist bekannt, daß im Jahre 1409, als durch ein Dekret K. Wenzels IV. vom 27. Sept. das Stimmrecht der vier Nationen an der Prager Universität zum Vortheil der böhmischen Nation abgeändert worden war, die Studierenden der sächsischen, bayerischen und pohlnischen Nation, die größtentheils Deutsche waren, unzufrieden mit jener Entschließung des Königs, von Prag wegzogen; um sich in verschiedenen deutschen Städten (Leipzig, Ingolstadt, Rostock) mit ihren Lehrern niederzulassen.

Die Zahl dieser ausgewanderten Deutschen wird nun von verschiedenen spätern Schriftstellern so außerordentlich groß angegeben, daß bey einer nur mittelmäßigen Kritik das Ungereimte dieser Angaben in die Augen fallen mußte. Zalansky in seinen Predigten über Hussens Leben sagt, daß damahls 44000 deutsche Studenten aus Prag ausgewandert seyen; Mathias Lauda (apud Balbin) nimmt 36,000, Dubravius (Hist. Bohem. L. XXIII) 24,000 an.

Daß zu jener Zeit die Prager Universität allerdings in einem blühenden Zustande sich befand, ungeachtet bereits einige andere Universitäten neben ihr in Deutschland bestanden, sehr viele, und gewiß eben so viel ausländische als böhmische Studenten zählte, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Gleichwohl aber bleiben jene Angaben über die Zahl der ausgewanderten deutschen Studenten übertrieben. Eine solche Anzahl steht schon, um alle andern dagegen streitenden Umstände zu übergehen, in durchaus keinem Verhältnisse zur Stadt Prag bey ihrem damahligen Umfang, bey ihrer damhligen Bauart, und bey dem Umstande, daß der Aufenthalt des königlichen Hofes auch mehrere Wohnungen in Anspruch nahm. Und man muß sich in der That wundern, wie so ein Irrthum entstehen, und noch mehr, wie er sich so fortpflanzen konnte.

Einige Aufklärung über dieses „Wie" scheint mir eine Stelle in Hagets böhmischer Chronik *) (ins Deutsche übersetzt und herausgegeben zu Nürnberg im J. 1697) zu enthalten. Dort heißt es ad annum 1407: „Zu dieser Zeit sind auch zu Prag, wie es die Register ausweisen, Immatrikultirte oder Angenommene, mit Nahmen verzeichnete Deutsche und andere Ausländische, außerhalb den böhmischen Studenten gewesen vier und vierzig tausend, und noch etliche mehr darüber."

Daß nun um das Jahr 1407 die Matrikeln der prager Universität 44,000 Ausländer enthielten, erscheint gar nicht als übertrieben. — Denn innerhalb den 60 Jahren, welche damahls die prager Universität seit ihrer Gründung bereits zählte, konnten wohl soviel ausländische Mitglieder bey derselben immatrikulirt worden seyn, um so mehr, als nach dem damahligen Umfange der akademischen Gerichtsbarkeit auch die Bücherabschreiber, Buchstabenmahler, und überhaupt alle, welche von der Universität lebten, als Mitglieder bey derselben immatrikulirt wurden.

*) Waclawa Hagka z Liboczan Kronyka czeska; w Praze 1441.

Jene Angabe über die bis zum Jahre 1407 bey der Universität Immatrikulirten mochte wahrscheinlich in irgend einer gleichzeitigen Quelle, (welche jedoch gegenwärtig nicht mehr genau bekannt zu seyn scheint) von jenen spätern Schriftstellern aufgefunden, und mit der Auswanderung der deutschen Studenten im J. 1409 auf solche Art in Verbindung gesetzt worden seyn, daß sie jene Zahl 44000 von den damahls in Prag vorhandenen deutschen Studenten verstanden, und entweder alle 44000 auswandern ließen, oder doch, nach Anwendung einer Kritik, diese Anzahl auf 24000 oder auch nur auf 36000 herabstimmten. Hagek liefert jene Quellenangabe außer der Verbindung mit jener Begebenheit, und wahrscheinlich in ihrer ursprünglichen Gestalt; und dient uns so zur Berichtigung eines seltsamen historischen Verstoßes.

Das Wahrscheinlichste von der Anzahl jener ausgewanderten Studenten ist, was Aeneas Sylvius sagt, nähmlich, daß von jenen deutschen Studenten an einem Tage 2000, und bald darauf wieder 3000 ausgewandert seyen. Dieses stimmt auch mit der Meinung Adaukt Voigts eines gewiß kritischen Forschers in dem vaterländischen Alterthume, zusammen, welche über die von Weis in seiner Gloria Universitatis prag. Encomio XXIX. aufgestellte Behauptung, daß nach Auswanderung der deutschen Studenten noch 60,000 böhmische in Prag zurückgeblieben seyen, ganz unmaßgeblich die Vermuthung äußert, daß bey dieser Zahl wohl eine Null zuviel angesetzt seyn dürfte. Und so möchten etwa jene ausgewanderten Studenten 5000, und die zurückgebliebenen 6000 betragen haben.

Dr. G. N. Schnabel.
k. k. Professor.

Grabschriften einiger deutschen Familien zu Kittsee.

Im Jahre 1620 unter Ferdinand II. nach der Prager Schlacht am weißen Berg und der Dämpfung des oberennsischen Bauernkrieges, wurden viele wohlhabende bürgerliche und adeliche Familien aus Österreich, Steyermark und Mähren, welche sich zur evangelischen Glaubenslehre bekannten, und diese nicht verlassen wollten, Landesverwiesen. Sie zogen sich daher, einer ruhigen Ausübung ihres Gottesdienstes wegen, nach Ungarn, ließen sich vorzüglich in den kais. Freystädten Preßburg *) und St. Georgen nieder, und nahmen auch Ämter im Magistrate an. Auch in dem benachbarten Marktflecken Kittsee im Wieselburger Comitat, eine Stunde von Preßburg, wo nicht nur die Freyherren Lisztius, welche gleichfalls um diese Zeit sich zur lutherischen Lehre bekennten, einen evangelischen Hofprediger hielten, und eine wohlbestellte Schule unterstützten, sondern auch die evangelische Gemeinde ihren öffentlichen Gottesdienst hatte, haben sich mehrere evangelische Familien von österreichischem und steyermärkischem Adel eingefunden und von den hochherzigen Besitzern gastfreye Unterkunft erhalten.

*) Z. B. Graf Leopold Christoph Herberstein aus Steyermark bekannte sich, gleich seinem Vater Hannibal, zur evangelischen Glaubenslehre, lebte und starb als Privatmann zu Preßburg 1667.

Es wird mancher deutschen Familie willkommen seyn, zu erfahren, wo die Gebeine ihrer ausgewanderten Anverwandten nach überstandenen Mühseligkeiten der Verbannung ruhen. Als vor etwa 80 Jahren in dem benannten Marktflecken Kittsee die Grundfeste zur Erbauung und Befestigung des Thurmes neben der Kirche auf dem Freydhofe ausgegraben wurde: stießen die Taglöhner auf einige Grabmähler, welche mit kupfernen Denkplatten, und gestochenen Inschriften versehen waren. Davon will ich nachstehende hier mittheilen.

Die erste deutsche Grabschrift enthält oben das adeliche Familien - Wappen, und Hiobs hoffnungsvollen Spruch von der Auferstehung der Todten XIX. Capt. 25. 26. 27. Vers; unten sind folgende Zeilen:

„Hierinnen ruhet der verstorbene leichnamb der veiland vohlgebornen freile freile anna, freile streinin, herrin von Schvartzenav, velche den IX. september diesses MDCXXXVII. früe ein venig nach IV. uhr in gottseliglich eingeslaffen, ihres alters LXII iahr VII. monath I. tag deren der allmächtige eine fröliche auferstehung an ienem grossen tage mit allen auserwehlten verleihen volle, amen."

Auf der zweyten deutschen Grabschrift liest man nach dem Spruch des Ap. Paulus 2. Ep. zum Thimoth IV. Cap. 7. 8. Vers nachstehende Zeilen:

„hierinnen liegt der verstorbene leichnam veiland der vohlgebornen J. J. christina freyle von Schvarzenau velche den 29. martii gegenwartiges 1639 in dem LVIII iahr ihres alters, christo, ihrem erlöser, im vahren beständigen glauben zu gott gestorben, alsdann aus under österreich allhero, in die pfarrkirchen küttsee, zu der ruhestatt gebracht vorden. Velcher der almächtige gott eine fröhliche aufferstehung, um christi villen verleihen volle amen."

Daß Anna und Christina Geschwister waren, beweiset dasselbe Familien - Wappen, welches auf beyden Grabmählern zu sehen war.

Die dritte Inschrift ist von Frau Anna Enenkel geboren von Altham: sie zeiget das Wappen des adelichen Altham'schen Geschlechts, und lautet so:

„hier liegt Begraben: die: vohl: geborne: frau: frau: Anna: frau Eniklin: vittib: ein: geborne: herrin:

von Althaim: welche: den 16. Februarii: bis 1638: ist: seliglich: allhie: zu: Küttsee: in gott: entschlaffen: ist: derer gott: am: iungsten! tage; eine: fröliche: aufferstehung: verleihe. Amen.

Die vierte ist verziert mit dem Gräflich Stubenbergischen Familien-Wappen, welches aus einem Anker besteht, und darunter befindet sich diese lateinische Inschrift:

„Sub hoc aere quiescit Familiae decus Illustrissimus ac Magnificus Dominus Dominus Joannes Vilhelmus Baro a Stubenberg In Kapfenberg Pincerna haereditarius Ducatus Styriae Qui natus est XXII. Aprilis Anno MDCXIV. Fragilitatem humanamvero XV. Martii Anno MDCLXIII aetatis XLIV Anno Reliquit Animam Creatori, Corpus matri mandans.

Georg v. Gyurikovits.

Etwas über die Glasmahlerey der Alten, aus einem Manuscripte des XIV. Jahrhunderts.

In einem kleinen Manuscripte der Klosterbibliothek zu St. Katharinen in Nürnberg, das eine ungenannte Nonne jenes Ordens in drey Theilen zusammengetragen hatte, kömmt eine kurze und bis auf einige schwerer verständliche technische Ausdrücke, leichtfaßliche Anleitung zum Glasmahlen, dann über die Löthung des Einfaßbleyes, seine Composition und Reinigung des alten Glases vor. — Um nicht mißverstanden zu werden, sage ich voraus, daß diese Anleitung nur für einfärbige Zeichnungen auf Glas, oder zwar für mehrfärbige, aber aus einfärbigen Stücken mit Bley zusammengesetzte Glasgemählde gilt, die wohl richtiger Glasmosaiken heißen durften, da ihre Technik mit jener der Florentinermosaik ziemlich analog ist. — Aber die Schatten auf diesen Monogramgemählden oder Glasmosaiken anzubringen und sattbar einzubrennen und zwar auf einer Seite der Tafel, lehrt diese Anleitung allerdings, und dieß auf eine sehr einfache Weise.

Ich glaube keiner Entschuldigung zu bedürfen, daß ich die alte Sprache des Originals nicht beybehielt, weniger noch, daß ich hier und da die in Parenthesen eingeschlossenen Anmerkungen nach meinem besten Wissen beygab.

Der kleine Aufsatz dürfte sich um so eher einigen Interesses erfreuen, als er durchaus keine chemischen Kenntniße voraussetzt und bereits das „probatum est" für sich hat. — Eine unbedeutende Stelle über das Rautenschneiden, dann über das Löthen des Bleyes, habe ich, als ohnehin den Glasern bekannt, weggelassen.*)

*) Man findet sie in einem, von dem bekannten von Murr herausgegebenen Journale.

„Um gefärbtes Glas zu schattiren (auszustreichen, wie das Manuscript sagt) oder auf weißem Glas in Tuschmanier Darstellungen auszuführen, nimmt man zwey Loth Kupferasche und ein Loth grünes Glas von jener Sorte, welche: Grüne Perlen heißt und woraus man die Rasenkränze macht.*) Das Glas wird gestoßen, mit der Kupferasche vermischt und mit reinem Brunnenwasser 2 bis 3 Stunden sehr fein auf einer harten Steinplatte gerieben. Man läßt diese Masse hierauf in kleinen mit dem Spatel aufgestrichenen Häufchen trocknen. —

Beym Gebrauch wird sie mit starkem Gummiwasser angerieben und in verschiedener Dicke in kleine Schälchen gegossen. (Aus Erfahrung kann ich beyfügen, daß man die schwachen Schatten sehr dünn nehmen müße, weil diese Deckfarbe ziemlich ausgiebig ist.) — Hierauf legt man die weiße Glastafel, oder die gefärbten aber noch nicht mit Bley zusammengefügten Stücke auf die zu Kopirende, (so kräftig als möglich, schattirte) Skizze, und mahlt mit dem, in die dünnste Farbe getauchten Pinsel die schwächeren Schatten nach.**) Zu den dunkeln nimmt man die dickere Farbe, um aber sehr feine Gegenstände (oder kleine Streiflichter, die um so schwerer auszusparen sind, als der Farbestoff immer wegen seiner Schwere harte und grobe Pinselstriche bewirkt) hervorzubringen, überstreicht man die dunkeln Gegenstände mit der dicksten Farbe ganz, (läßt diese ein wenig eintrocknen) und ritzt dann mit dicker oder dünner geschnitzten Hälzchen feine Striche aus (bis das reine Glas wieder zum Vorschein kömmt,) das man sohin mit der dünnern Farbe, wenn nähmlich die dicke vollkommen getrocknet ist, wieder eindecken kann. — Aus den Ausdrücken des Originales sieht man deutlich, daß jene Leute, welche das Ausschneiden der gefärbten Glastheile, ferners das Schattiren und Einbrennen der Schatten besorgten, nur fleißige Handwerker waren, und nur nach Originalzeichnungen anderer arbeiteten, wiewohl jene, welche sehr feine Gegenstände mahlten, schon deßwegen einige Kenntniße vom Zeichnen haben mußten, weil mit der dicken Farbe oft das Glas undurchsichtig gemacht und die feinen Striche mit den Radirhälzchen aus freyer Hand gezogen werden mußten.)

„Nun geht das Manuscript zu dem Einbrennen der aufgetragenen Schatten über, und ich finde nur noch zu

*) Welche Sorte dieß sey, mögen Glashüttenmeister bestimmen, oder man kann alte Chemische Werke darüber zu Rathe ziehen. Meines Wissens nach leistete Champagnerflaschenglas gute Dienste.

**) Daß die Glasplatte rauh oder wie man sagt: matt geschliffen seyn muß, brauche ich nicht zu erwähnen. —

bemerken, daß jene Arbeit, wo die feinen Striche mit Hölzchen ausgehoben wurden, was auch mit Nadeln von verschiedener Dicke geschehen kann, **gemusirt**" hieß.

„Man nimmt sohin einen Sturz (Storz heißt es im Originale, und ich halte es mit einem gewöhnlichen Casserole gleichbedeutend, denn eine Hafenstürze wäre hier nicht brauchbar) von zwey Spannen Länge und Weite, die nach Bedürfniß auch größer und kleiner seyn kann, und einer Querhand hoch. — Man baut hierauf einen Ofen von gebrannten Ziegeln, in dem in einer Höhe von zwey Spannen, Quereisen sind, um die Pfanne*) oder den Sturz darauf zu stellen, und der über die Pfanne noch zwey Spannen hoch ist, (aber offen und unten mit einem Einlegthürchen versehen.) Der Boden der Pfanne wird einen Zwerghalm (Messerrückendick) mit Asche durch ein Sieb bedeckt und das (wohl ausgetrocknete**) schattirte Glas hineingelegt, hierauf in gleicher Dicke Asche gesiebt und wieder Glas aufgelegt. Wenn die Pfanne bis auf zwey Finger voll ist, so wird ein Querfinger Asche darauf gesiebt und der übrige Raum, um das Ganze gehörig zu beschweren, mit Glasscherben angefüllt. (Diese obere Schwere darf jedoch um den Durchgang der Feuergewald nicht zu hemmen, nie zu groß seyn.)

An jede Ecke der Pfanne steckt man ein querfingerbreites Stück Glas, welches der Wächter heißt, und ober die Pfanne heraus sieht. Hierauf wird unter der Pfanne Feuer von buchenem Holz oder anderm, das nicht springt, angemacht (das Original sagt sehr gemüthlich: „dann wann das Holz spriezet oder schnalzet, so erschriget das Glas und entwirft sich!") aber sehr gemach, daß das Glas langsam sich erwärme und das Feuer auf allen Seiten um die Pfanne ausschlage. Biegen sich die Wächter an den Ecken der Pfanne, so ist es ein Zeichen, daß das Glas genug erhitzt wurde und nun lasse man das Feuer sehr allmählig abgehen und das Glas gänzlich auskühlen. —

Man sieht, daß die ganze Procedur ziemlich einfach und nicht sehr kostspielig sey und Übung mit sorgsamem Forschen verbunden mag noch weiter führen. — Ewig Schade, daß uns den wackern Gottlieb Samuel **Mohn** (M. S. 142 des Archives 1824) der diese Technik so tüchtig inne hatte, der überdieß ein großer Chemiker und in der Bereitung des Farbenglases in neuern Zeiten unübertroffen war, der Tod entriß, als er durch die wahrhaft kaiserliche Freygebigkeit unsers theuren Monarchen in den Stand gesetzt war, seine Forschungen und Versuche unabhängig und im Großen zu treiben. Sein Verlust ist für diesen Zweig des Wissens ein sehr schwerer Schlag, da außer ihm noch kein anderer in der Monarchie etwas anderes dafür that, als auf Teinkgläser mit vergänglichen Farben Kleinigkeiten abzubilden. — —

Unser Manuscript lehrt uns noch die Mischung der Alten zum Fensterbley, nähmlich: zwey Theile Bley und ein Theil Zinn; und: ein Mittel, abgestandenes Glas zu reinigen, indem man es zwey bis drey Tage in starke Lauge legt und darin mit feinem (Fluß-) sand abreibt. —

Dank der emsigen Nonne für die Erhaltung dieser Gewerbsregeln — sie mag manche kunstreiche Scheibe in die farbigen Fenster ihres Klösterleins gefügt haben, und die beyden andern Theile des Manuscriptes: „**Über Kirchengewänder, und Gold-Silber und Papierdruck**" zeigen, daß die fleißigen Klosterfrauen von St. Katharein zu Nürnberg keineswegs „fruges consumere natae" lebten.

J. G. A. Scheiger.

Vaterländische Geschichtsmahlerey in Böhmen.

W. Ritter von Rittersberg.

(Beschluß.)

Dreyundzwanzigstes Blatt.

Wlastas Sieg über Samoslaw. Zeichnung von **Markofsky**. Der Troß der czechischen Amazonen hatte bereits viel und großen Unfug geübt, und im ganzen Lande das Männerregiment gewaltig erschüttert. Auch hatten sie sich Libin gegenüber einen festen Hort, den sie die Mädchenburg (Diewin) nannten, erbaut. Es war um der Männer Ansehen und Herrschaft in ihren Häusern geschehen. **Pomnikwas** ein Abgesandter Premisls an Wlasta, der dieser seine Hand antragen sollte, wurde verhöhnt und verstümmelt zurückgesendet. Nun entbrannte die Wuth der gehöhnten Männer, daß sie forderten den Fürsten zur Rache, Züchtigung und Vernichtung der Mädchen auf. Da dieser aus kluger Vorsicht noch zögerte, so beschloßen mehrere der Vornehmsten die kriegerischen Dirnen mit Waffengewalt zu überfallen, und rückten unter Samoslaws Anführung vor Diewin. Hier geriethen sie in einen Hinterhalt, und wurden von Vorne und im Rücken angefallen und sammt ihren Anführern niedergemacht. Nach der ziemlich ausführlichen Beschreibung des Textes, sollte man erwarten in der Zeichnung eine Schlachtscene zu sehen. Markofsky wählte statt dieser den Augenblick, wo Wlasta nach dem Kampfe, in dem Samoslaw mit den Seinen fiel, triumphirend mit ihren Kriegerinnen unter einem lauten

„Hui Hassa
Die Mädchen der Libussa" *)

in Diewin einzieht. Castawa, welche nebst ihr vorzüglich den Sieg entschied, reitet an ihrer Seite und reicht ihr den Lorberkranz. Neben einem flatternden Bande mit der Aufschrift „Wlasti Slawa" werden hinter der Siegerinnen Samoslaws Waffen, die vorzüglichste Trophee des glücklichen Tages getragen. Das brav gedachte und gut ausgeführte Bild, erinnert so wie mehrere der folgenden an die schätzbaren Leistungen des fleißigen Markofsky, bey mehreren früheren Kunstausstellungen, und läßt bedauern, daß ihn anhaltende Kränklichkeit gehindert hat, patriotische Liebhaber in der heurigen mit einer neuen gerathenen Leistung zu erfreuen.

*) Bestehet sich, von Thon.

**) Hierauf kömmt sehr viel an.

*) Brentano.

Vierundzwanzigstes Blatt.

Premisls Rache an Wlasta. Zeichnung von Markofsky. Da mit Waffengewalt nichts gerichtet werden konnte, und diese auch feyerlich eingegangene Verträge durch listigen Wortbruch verletzten, beschloß Premisl List gegen List. Unter dem Vorwand an Wlasta die Herrschaft abtreten und zum Pfluge nach Stabitz zurückkehren zu wollen, lockte er vier der vorzüglichsten Anführerinnen der Mädchenschaar, und mit diesen 50 der Dienerinnen in seine Fürstenburg, wo sie auf dem Mahle, das er ihnen reichen ließ, von in der Nähe verborgenen Kriegern überfallen, und gemordet wurden.

In der Zeichnung sieht man die blutige Arbeit größtentheils vollendet, die Krieger ruhen zum Theil von ihr aus. Nur eines der Mädchen ringt noch lebend in Verzweiflung mit 2 Männern. Leichen werden weggeschleppt. Premisl von seinen Räthen und den Vornehmsten der Nation umgeben, deutet in Mirne und Bewegung reges Bedauern, zu einer so gewaltsamen Verwüstung der schönsten Blüthe des Landes gezwungen worden zu seyn an.

Fünfundzwanzigstes Blatt.

Scharka überlistet den Cztirad. Zeichnung von Fries. Als Cztirad, einer der vornehmsten Räthe Premisls, den die Mädchen für einen ihrer ärgsten Feinde hielten, von seinem Fürsten, mit einem kleinen Gefolge Bewaffneter gesendet wurde, den Streit zweyer Zemanen um die Gränze ihrer Besitzungen zu schlichten, fand er in tiefem Walde Scharka, eine der schönsten aus dem Dirnenheer, gebunden und weinend auf seinem Wege. Sie gab vor, ihrem Vater von Wlasta geraubt, und von ihr mißhandelt worden zu seyn, und flehte ihn um Hülfe an. Der Leichtglaubige entfesselte sie und versprach Rettung. Seine Leute, denen Scharka ihre Flasche mit betäubendem Methtrank preis gab, wurden berauscht, zu jedem Widerstande unfähig. Die in einem Hinterhalt versteckten Gefährtinnen der betrügerischen Maid brachen hervor und machten die Männer nieder. Die Scene des Bildes ist in einem dicht verwachsenen Walde, mit der Fernsicht eines Felsenthales — es führt seit jener listigen That den Nahmen des Scharka-Thales. — Cztirad an der Seite des Mädchens unter einer gewaltigen Eiche sitzend, bläst in ein Jagdhorn, das ihm dieses hinhält. Sein Gefolge, von dem sich ein Theil noch mit der heillosen Methflasche gütlich thut, liegt großtentheils entschlummert, komisch gruppirt, im Vordergrunde, welchen links einige Pferde schließen. Hinten brechen die Weiber aus dem Dickicht hervor, und einer der Männer am Halse von ihren Pfeilen getroffen, fällt schon als ihr erstes Opfer.

Sechsundzwanzigstes Blatt.

Zerstörung der Veste Diewin. Zeichnung von Führich. Die Stunde der Rache hatte geschlagen. Premisl durch Inspiration seiner Heidengötter, endlich merkend, daß es Zeit sey, die rebellischen Weiber zu züchtigen, und ihnen ernstlich Rocken und Spindel, statt Schwert und Pfeil zuzuweisen, beschloß sie mit Macht anzugreifen, und sammelte zu diesem Zwecke ein zahlreiches Heer, mit dem er die Mädchenburg anfangs zwar vergeblich, wiederhohlt bestürmte, aber dennoch, da die Dirnen unter Wlastas Anführung einen Ausfall machten, und über die schmale Zugbrücke nicht gleich in hinlänglicher Zahl und schnell genug vorbrechen konnten, am Ende Sieger blieb. Mit der Zerstörung Diewins endete der 7jährige Weiber Unfug. In Führichs Zeichnung sieht man noch den letzten Kampf vor der Mädchenburg, wo die Männer unbarmherzig einigen der besiegten Amazonen einen häßlichen Garaus machen. Wlasta stürzt tödtlich verwundet vom Pferde. Im Burgthore wird noch gekämpft.

Siebenundzwanzigstes Blatt.

Premisls Begräbniß. Zeichnungen von Markofsky. In ihr sieht man die Begräbnißhalle in der Hrobka unter Wissehrad über dem Bache mit Libussas Sarkophage, neben welchem man so eben den todten Fürsten im Sarge beysetzen will. Am Eingange der Halle steht man Volk und Krieger, welche die Leiche im festlichen Zuge geleiteten. Eingetreten ist nur Premisls Sohn und Nachfolger Nezamisl, mit einem zahlreichen Gefolge der Vornehmsten und Priester.

Zehntes Heft. 28. Blatt.

Kresomysl bequemt sich zu einem Tribut. Zeichnung von Führich. Carl der Große hatte, nachdem die Sachsen, die Hunnen an der Donau, und die Wenden an der Elbe, seiner Waffengewalt erlagen, auch der Czechen-Lande von drey Seiten mit einem mächtigen Heere überfallen. Diese zu deren Beystand die benachbarten Slaven der Lausitz, Mährens und Pohlens herbeyeilten, standen, ein mächtiges Kriegsheer, kampfbereit in der Gegend von Eger, wo es zu einer großen Schlacht kam, die eigentlich unentschieden blieb, weil zwar der Anführer der Slaven gefallen war, aber auch das Kriegsheer Carls sich zurückgezogen hatte. Da der Deutschen Einfall im folgenden Jahre wiederhohlt und das halbe Land durch ihre Verwüstungen zur Einöde wurde, so beschloß der Czechenfürst Kresomisl, der Gewalt der Umstände klug zu huldigen, und Carln einen jährlichen Tribut von 120 fetten Ochsen und 50 Mark Silber zu zahlen. Führichs Bild läßt uns 4 Abgesandte, des Czechenfürsten, vor Carls Sohne, dem Anführer des fränkischen Heeres stehend, sehen. Dieser sitzt an einem Tische und weißt mit dem Zeigefinger der linken Hand auf eine Urkunde, auf welcher die Zahlen des Tributs stehen. An seiner Seite sitzt ein Geheimschreiber, der auf die Worte der Gesandten horcht, um sie niederzuschreiben. Hinter dem Kaisersohne stehen deutsche Heerführer und Priester. Am Eingange geharnischte Krieger. Die Composition ist großartig und voll Ausdruck.

Neunundzwanzigstes Blatt.

Horymir von Neumetel. Zeichnung von Führich. Der kräftige Horymir hatte, um sich für argen Schimpf und Schaden, ihm von Pribrams Bergknappen angethan, zu rächen, ihre Hütten und Schachten mit Hülfe seines gespenstischen Rosses Schemik zerstört. Auf Wissehrad deshalb verhaftet, und von Kresomisl zum Tode verurtheilt, erbath er sich noch als letzte Gunst vor der Hinrichtung, sein Roß im Hofraum der Burg reiten zu dürfen. Mit diesem Rosse wagte er hierauf von der Höhe des wellenumspielten Felsens, der am linken Moldauufer die Ringmauer Wissehrads trug, den riesigen Rettungssprung auf das rechte, und entsprang seiner Haft und den harrenden Henkern. Die Zeichnung weißt Horymir im Acte des Sprunges, wie er den staunenden Zeugen dieser rasenden Kühnheit, mit seiner Rechten ein höhnendes Lebewohl zuwinkt.

Dreyßigstes Blatt.

Cestmir und Wlastislaw. Zeichnung von Markofsky. Der friedfertige Neklan, Kresomisls Nachfolger, von Wlastislaw dem stolzen Dynasten von Luzko beleidigt und bedrängt, sandte Cestmir den tapfersten Mann seines Hofes, mit einem Heere ab, um seinen Feind zu bekämpfen. Bey Turske kam es zur Schlacht, in der Wlastislaw besiegt fiel. Aber auch dem ritterlichen Cestmir, der erschöpft von vielen und tödtlichen Wunden niedersank, stieg hier sein Hügel im Felde. Markofskis Zeichnung stellt das Toben der Schlacht und Wlastislaws Sturz vor. Da dieser sinkt, sprengt Cestmir zur Verfolgung der übrigen Feinde fort.

Mit diesem dreyßigsten Blatte schließt die erste Lieferung. Von der zweyten deren Beschreibung folgen soll, sobald sie beendigt ist, sind bereits neun Blätter erschienen, welche in Zeichnung und Ausführung ganz vorzüglich sind, und viele der früheren auch meist recht brav gearbeiteten Blättern übertreffen. Sie enthalten: Borziwogs Taufe von Markofsky. 2. Wenzels Unterricht im Christenthum von Fries. 3. Drahomiras Untergang von Führich. 4. St. Iwan von Führich. 5. Wenzels und Radislaws Zweykampf von Führich. 6. Die Erscheinung bey der Eiche des starken Ritters, von Wachter. 7. Milada in Rom von Markofsky. 8. Adalberts Rückkehr nach Böhmen von Führich. 9. Udalrich und Bozena von Bergler.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 14. und Freytag den 16. December 1825.

(149 und 150)

Ueber die Vereinigung der Carolinischen Universität zu Prag mit der Ferdinandischen.

Vorerinnerung.

Die Geschichte der Vereinigung der Carolinischen Universität zu Prag mit der Ferdinandeischen, füllt eine der merkwürdigsten und belehrendsten Perioden in der Geschichte der Prager hohen Schule.

Es fällt nähmlich dieser Abschnitt der Universitätsgeschichte nicht nur mit einer der thatenreichsten Epochen in der vaterländischen Geschichte selbst zusammen, sondern die in demselben behandelten Ereignisse sind es auch, welche über die ganze nachherige Geschichte der Carl-Ferdinandeischen Universität die unentbehrlichsten Aufklärungen liefern.

Schon von früheren Forschern in der Geschichte Böhmens (S. Pelzel's Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen, Prag 1774. Zweyte Abtheil. S. 537) ward diese Periode der Universitätsgeschichte, welche durch einen beständigen Kampf entgegengesetzter Elemente bezeichnet werden kann, einer eigenen Bearbeitung werth gefunden, obwohl bisher keine noch bekannt geworden ist.

In verschiedenen Privatsammlungen und in den öffentlichen Archiven sind allerdings die interessantesten Urkunden hierüber zu finden.

Die nachstehenden §§. sollen indessen bloß Andeutungen zu einer mit weiterer Ausführung der Nebenumstände und mit genauerer Angabe der Quellen zu verfassenden Geschichte jener Vereinigung enthalten.

§. 1.

Die Vereinigung der Carolinischen Universität zu Prag mit der Ferdinandeischen ist nicht etwa bloß als das Werk jenes bekannten Unionsdekretes vom Jahre 1654, sie ist vielmehr als eine Endfolge von Vorbereitungen eines ganzen Jahrhundertes zu betrachten. Schon mit der Stiftung der zweyten dieser Universitäten, d. i. der Ferdinandeischen im J. 1562 war zugleich der Grund zu ihrer künftigen Vereinigung mit der alten bereits von K. Carl IV. im J. 1348 gegründeten und von ihm benannten Carolinischen Hochschule gegeben, so daß man sagen kann, von dem Augenblick an, als diese beyden Universitäten in Prag bestanden, beginne auch das Werk ihrer Vereinigung.

Seitdem nähmlich die carolinische Universität, zu Anfang des 15. Jahrhunderts von Wikleffs und Hussens Irrlehren angesteckt, sich entschieden für die Anhänger dieser neuen Lehren erklärte, äußerte sie einen immer bedenklicheren Einfluß auf die religiösen Meinungen und auf den durch die späteren religiösen Spaltungen in Deutschland so sehr bedrohten öffentlichen Ruhestand des Königreichs. Dieses bestimmte den Kaiser und König Ferdinand I. zur Reinigung der Kirche Böhmens und zur Befestigung der wahren katholischen Lehre im Lande ein neues theologisches Studium nebst den dazu nöthigen Vorbereitungsschulen in der Hauptstadt Prag einzurichten.

Er stiftete dieses Studium durch die Bulle vom 15. März 1562, stattete es mit allen üblichen Vorrechten einer Universität aus, und übergab dasselbe den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zum heil. Clement.

§. 2.

Diese neu errichtete Akademie zu Prag war zwar nach den Absichten ihres erlauchten Stifters nur als eine Ergänzung der carolinischen Universität, von welcher durch die früheren religiösen Uneinigkeiten im Königreiche einer ihrer Hauptbestandtheile abgefallen war, zu betrachten. Allein da die übrigen wesentlichen Einrichtungen der alten carolinischen Universität erhalten werden sollten, und gegen die utraquistischen und protestantischen Glaubensverwandten in Böhmen auch in der späteren Zeit so wenig ein entscheidender Schritt von der Regierung war gethan worden, daß vielmehr der unter Kaiser Rudolph im J. 1609

ausgestellte Majestätsbrief sie mächtig in Schutz nahm, so konnte es auch nicht fehlen, daß jene neue akademische Einrichtung, der Same neuer Zwietracht ward. Die Spannung der religiösen Parteyen im Lande nahm zu, und die carolinische Universität, auf ihre Privilegien sich stützend, stellte sich nun in den entscheidensten Gegensatz zur Ferdinandeischen Akademie.

§. 3.

Die aus dieser Stellung hervorgehenden Eifersüchteleyen und wechselseitigen Anfeindungen der beyden akademischen Korperschaften machten nunmehr eine Annäherung derselben auf gütlichem Wege schlechterdings ungedenkbar. Bereits ein beynahe volles Jahrhundert hatten diese Fehden fortgewährt; als jener kaiserliche Befehl, welchen Ferdinand II. nach dem großen Siege auf dem weißen Berg in Betreff der carolinischen Universität im Jahre 1622 erließ, auf kräftige Weise denselben ein Ziel setzte.

Es wurde nähmlich die sogleiche Entfernung aller utraquistischen und anderen nicht-katholischen Lehrer an jener Universität angeordnet, und der königlichen Statthalterey aufgetragen, daß sie, im Einvernehmen mit dem Pater Visitator von der Jesuiten-Societät, die wirkliche Vereinigung der carolinischen Universität mit der Ferdinandeischen Akademie ohne Vorzug einleite.

Die Societät überreichte hierauf einen Vorschlag zu dieser Vereinigung, welcher in acht Hauptstücken von der Einrichtung der vereinigten Universität handelt, und gleich in dem ersten derselben, die Oberleitung über diese Universität dem Rector des Jesuiten-Collegiums bey St. Clemens zuweiset. Durch kais. Dekret vom 9. September 1622 ward dieser Vorschlag genehmigt, und hierauf die carolinische Universität mit allen Zugehörungen dem Pater Rector der Societät zu Handen des clementinischen Collegiums übergeben.

§. 4.

So war nun gewissermaßen eine Einheit bey der Universität hergestellt. Allein durch diese Art der Vereinigung, welche eigentlich eine Inkorporirung der carolinischen Universität zu dem clementinischen Collegium war, wurde manchen alten Rechten der carolinischen Universität, insbesondere dem Rechte des prager Erzbischofs, als des früheren beständigen Kanzlers und obersten Vorstehers der carolinischen Universität, ein empfindlicher, nicht leicht zu verschmerzender Abbruch gethan. Und so geschah es, daß diese scheinbar entschiedene Vereinigung, das Zeichen zu einem neuen Streite zwischen den beyden Bestandtheilen dieser Vereinigung gab, zu einem Streite, welcher noch dreyßig volle Jahre fortwährte, und mit jener Vereinigung der beyden Universitäten endigte, wie sie noch jetzt der Hauptsache nach fortdauert.

§. 5.

Es ward nähmlich von dem damahligen Erzbischofe zu Prag, Cardinal Grafen von Harrach, gegen diesen Act der Vereinigung der beyden Universitäten ein Rekurs an den Kaiser Ferdinand II. zu Anfang des Jahres 1624 eingebracht. Er suchte in demselben darzuthun, daß die faktische Unterordnung der carolinischen Universität unter die Jesuiten-Societät lediglich auf einer Anmaßung der letzteren beruhe, und glaubte sich sein in landesfürstlichen Privilegien und päpstlichen Bullen gegründetes Cancellariatsrecht verwahren zu müssen.

Die Societät berief sich dagegen auf das hierüber ergangene kais. Rescript, und glaubte von der Oberleitung über die vereinigte Universität nichts vergeben zu dürfen.

Auf kais. Befehl ward endlich von der königl. Statthalterey ein Vergleich zwischen den beyden streitenden Parteyen eingeleitet. Allein dieser Versuch hatte die erwünschte Wirkung nicht; und die Sache blieb bis zum Regierungsantritte K. Ferdinands III. in dem bisherigen Zustande.

§. 6.

Nach dem Regierungsantritte K. Ferdinands III. wurde die Sache der Universität etwas angelegentlicher betrieben. Dieser Kaiser gedachte das seit dem J. 1622 bestandene Verhältniß zwischen der carolinischen und ferdinandeischen Universität gänzlich aufzuheben, und die carolinische Universität in den Zustand ihrer vorigen Selbstständigkeit zurück zu versetzen, um dann eine auf die möglichste Integrität der Gerechtsamen beyder dieser Universitäten gegründete und dafür auch desto festere Vereinigung derselben zu veranstalten.

Im Jahre 1638 erging im Einverständniß mit dem päpstlichen Stuhle der kais. Befehl an die Statthalterey, die carolinische Universität wieder zu Handen des Königs von den Jesuiten zu übernehmen. Diese wieder abgesonderte carolinische Universität enthielt jedoch, da die Theologie und Philosophie an dem Clementinum gelehrt wurde, bloß die juridische und die medicinische Fakultät, welche beyden Fakultäten nun, da sie nicht nur weltliche Professoren hatten, sondern auch bey dieser neuen Einrichtung einen weltlichen Protektor erhielten, die beyden weltlichen Fakultäten genannt wurden.

Die innere Einrichtung dieser gewissermaßen erneuerten carolinischen Universität ist aus den in den späteren Jahren ihrer so gearteten Existenz von Markus Marci von Kronland, einem Professor der medicinischen Fa-

kultät, der Statthalterey überreichten aus 26 Absätzen bestehenden Statuten derselben zu ersehen.

§. 7.

Das Werk der Vereinigung der beyden Universitäten wurde nun von Neuem, obwohl auf einem etwas verschiedenen Wege betrieben. Die Absicht des Kaisers und Königs war, keineswegs auf eine gewaltsame, sondern vielmehr auf eine die verschiedenen betheiligten Interessen vermittelnde Weise, diese Vereinigung zu Stande zu bringen.

Es wurde demzufolge von einer im J. 1643 eigends hierzu aufgestellten Commission eine jede der bey dieser Vereinigung interessirten drey Hauptparteyen, nähmlich der Prager Erzbischof, die Jesuiten-Societät und die carolinische Universität, über ihre gegenseitigen Ansprüche einvernommen, und hierüber ein aus mehreren Puncten bestehendes Gutachten zum Behuf der künftigen Vereinigung der Universitäten eingebracht.

Allein die nachmahligen Einfälle der Schweden in Böhmen brachten den Gang dieser Angelegenheit in Stocken.

§. 8.

Nach glücklich beendigtem dreyßigjährigen Kriege ward im Jahre 1648 diese Unions-Angelegenheit von Neuem aufgefaßt, und thätig ihrem Ende zugeführt.

Schon zu Anfang des Jahres 1654 erschien auf der Grundlage des im Jahre 1643 eingereichten Gutachtens, das kaiserl. Unionsdecret, welches jene verschiedenen, früher einander entgegenstrebenden Interessen auf das glücklichste vereinigte, und alle Anstände hierbey für immer behoben hat. Der wesentliche Inhalt dieses wichtigen Dekrets ist:

Die Ferdinandeische Universität soll mit der Carolinischen vereinigt werden, so zwar, daß für die in der Carolina mangelnden Fakultäten der Theologie und Philosophie, die Ferdinandea in Ersatz komme. Die zwey vereinigten Universitäten sollen unter dem Nahmen der Carl-Ferdinandischen Universität, bey allen ihren wohlhergebrachten Rechten erhalten, die Güter der carolinischen Universität den beyden weltlichen Fakultäten gelassen, im Carolin auch alle feyerlichen Acte der gesammten Universität vorgenommen werden. Der Rector der vereinigten Universität soll von den sämmtlichen vier Fakultäten alljährlich, und zwar jedes Mahl aus einer andern Fakultät, gewählt werden; *) das Cancellariat der Universität aber nach Maßgabe der von den Päpsten Clemens VI. und Bonifaz IX. erlassenen Bullen dem jedesmahligen Erzbischofe zu Prag eingeräumt bleiben.

*) Die näheren Bestimmungen über die Rectorswahl sind in dem Entwurfe, welchen der von der Regierung ernannte erste Rector am 16. Februar 1655 vorgelegt, und das kaiserliche Decret v. 17. März 1655 bestättiget hat; dann in den beyden Statthaltereydekreten v. 15. September 1656 und 2. October 1659 enthalten.

Dr. G. N. Schnabel,
k. k. Professor.

Geschichte des k. k. Nr. 47ten vacant Baron Klopstein'schen Infanterie-Regiments.

Von Johann Ritter von Rittersberg.
Hauptmann in der Armee.

(Fortsetzung.)

Den 29. November wurde um 5 Uhr früh vom Dunkel der Nacht begünstiget auf die 5 Hauptpuncte der furchtbaren Maynzer Linien mit 5 Heerhaufen der Angriff mit dem Bajonette gemacht. Die Franzosen wichen vor diesem Andrange fast allenthalben aus den ersten 2 Linien, als der Tag anbrach, der das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt sah. Sie zogen sich in die dritte Linie zusammen, hier erst fing das Geschütz aller Art zu wirken an, und es wurde mit Verzweiflung gefochten. Drey Mahl überstiegen die Österreicher die dritte Linie, drey Mahl wurden sie zurückgeschlagen, erst beym vierten Angriff drangen sie durch und um neun Uhr Morgens waren sie Meister aller Linien. Die Besiegten flohen in wilder Unordnung und wurden einerseits über Ingelheim bis Bingen, anderseits über Oppenheim bey Alzey verfolgt. Im November waren die Gefechte bey Frankenthal und die Einnahme von Worms 11. und Manheim 21. November die Waffenthaten, an welchem das Regiment rühmlichen Antheil hatte. Unter großen Zurüstungen und neuen Feldherrn, deren Thatenruhm ihre Nahmen ins Buch der Unsterblichkeit mit unvergänglichen Schriftzügen gezeichnet hat, begann der fünfte denkwürdige Feldzug. Carl E. H. von Österreich übernahm nach Clerfait den Oberbefehl, Moreau nach Pichegru. Napoleon Bonaparte damahls 28 Jahre alt, war der Oberfeldherr der italienischen Armee, gegen welcher F. Z. M. Beaulieu eine Armee von 50,000 Österreichern und 12,000 Neapolitanern befehligte. Colli commandirte 40,000 Piemonteser unterstützt durch eine brittische Flotte unter Nelson: Am 21. May 796 kündigte der Erzherzog den Waffenstillstand am Rheine auf. Da der französische General Kleber bey Altenkirchen 4. Juny über

eine österreichische Truppen - Abtheilung unter Kray und Wernek gesiegt hatte und Wurmser mit 30,000 Mann nach Italien abrückte, mußte der Angriffsplan am Rhein in ein Defensions - System übergehen. Dem Vordringen Jourdans über Düsseldorf setzte der E. H. durch den entscheidenden Sieg bey Wetzlar 15. Juny, der die französischen Heere wieder über den Rhein zurück warf, ein Ziel. Ein zweyter Sieg folgte diesem bey Ukerad 19. Juny. 80,000 Mann stark ging Moreau 24. Juny bey Gamsheim und Kehl über den Rhein, Jourdan nicht viel schwächer bey Neuwied 2. July. Unaufhaltsam drangen beyde mit dieser Übermacht in Deutschland, wo Schlacht auf Schlacht gekämpft wurde, von der Sieg und Lahn an den Main und von da in die Oberpfalz vor. Erschrocken über dieses unerwartete Waffenglück eilten die Reichsfürsten mit Frankreich theuere Verträge der Waffenruhe und des Friedens zu schließen. Österreich stand wieder allein auf den Kampfplatz. Umsonst hatte Latour im Murgthal bey Ettlingen mit der größten Tapferkeit entschiedene Vortheile erfochten, er mußte nach vier abgeschlagenen Angriffen den Sieg dem Feinde lassen. (9. July) Umsonst lieferte der E. H. und Hotze bey Heidenheim und Nördlingen 17 Stunden lang eine mörderische Schlacht, in welcher die feindlichen Generale Desaix und Duham geschlagen wurden (11. August). Erst unfern der böhmischen Gränze sollte die Gefahr mit welcher der heranstürmende Feind die Erbstaaten bedrohte, abgewendet werden. Mit einem Theil der Armee (der andere nahm Bayern gegen Moreau in Schutz) siegte der E. H. Carl bey Teining den (22.) bey Neumark (den 23. August) über Bernadotte, und bey Amberg (24.) über Jourdan selbst so vollständig, daß nach einem neuen herrlichen Siege bey Würzburg (3. September) Jourdans Armee unter beständigen Siegen der rasch nachsetzenden Österreicher in wilder Flucht bis an den Rhein zurück eilte. Frankfurt, Mainz, Ehrenbreitenstein waren entsetzt. Diese glänzenden Ereignisse zwangen auch Moreau, dem Fürstenberg und Fröhlich bey Dachau einen empfindlichen Schlag beygebracht hatten, zu retrograden Bewegungen. Sein meisterhafter Rückzug, den die heißen Gefechte bey Biberach 2. und 8. October Kenzingen und Emendingen den 19. und 21. Schlingen und Kandern 24. für beyde Theile sehr blutig machten, endete mit seinem Rheinübergang bey Hüningen 26. October. Ohne sein eminentes Feldherrn - Talent war diese Armee verloren und mit ihr der Ruhm ihres Führers, der durch einen am 22. November unternommenen mißlungenen Hauptangriff auf die Armee des E. H. umsonst das Unglück der Waffen seiner Nation zu rächen versuchte.

Das in Eile erstiegene und wieder verlorene Kehl mußte Dessair mit Capitulation an Latour übergeben (9. Jänner 1797). Die Brückenschanze bey Hüningen fiel den 1. Februar. Nach diesen Ereignissen fanden die ermüdeten Truppen, über die nun am Rhein, Latour den Oberbefehl führte, in einem für den Winter geschlossenen Waffenstillstand die nothwendige Ruhe. Der E. H. ging am 31. Jänner zur Armee nach Italien ab, wo blutige Ereignisse von der größten Wichtigkeit vorgefallen waren. Unter Beaulieu, Wurmser und Alvinzy hatten dort die kaiserlichen Armeen zwar sehr tapfer und auf mehreren Puncten auch glücklich gefochten und die Tage bey Montenotte, Dego, Millesimo, Vico, Mondovi, Lodi, Montebaldo, Lonato, Bassano, Caldiero, Arcole, Rivoli und Mantua hatten Ströme von Blut gekostet. Aber das Resultat der ganzen Campagne war für sie sehr ungünstig. Das Regiment war bey der Armee in Deutschland und hatte an den meisten feindlichen Ereignissen Antheil. Vorzüglich machte es sich den 14. und 21. Juny 1796 in der Rheinschanze bey Mannheim bemerkbar. An beyden Tagen schlug es die darauf unternommenen feindlichen heftigen Angriffe mit glücklichem Erfolg zurück. Hierauf zog es mit der Armee des E. H. und hatte besonders in den Gefechten bey Rastadt 5. Turmersheim 9. Eslingen 21. July Forchheim 8. Katzenstein 10. und 11. Neumark 23. Eberach 29. August Würzburg 2. 3. September mannhaft gegen die Feinde gekämpft und einen sehr bedeutenden Verlust erlitten. Viele verdiente Officiers beurkundeten auf dem Bette der Ehre mit ihrem Blute heroische Pflichterfüllung. Durch tapferes und kluges Benehmen zeichnete sich der Regiments - Commandant Oberst Baron Auffenberg in der Schlacht bey Würzburg besonders aus. Das erste Bataillon half durch einen Ausfall aus Mannheim den Angriff des Obersten Graf Meroeldt auf den französischen General Scherp unterstützen. Bey der Erstürmung Kehls 18. September war das zweyte und dritte Bataillon mit unter den Stürmern. Der Umstand, daß die Straßburger - Brücke nicht zerstört wurde, machte es der Besatzung der Stadt möglich, dieses Fort wieder zu nehmen. Eine förmliche Belagerung mußte nun unternommen werden, und bey dieser that das Regiment vorzügliche Dienste. Am 1. Jänner 1797 stürmte das zweyte am 6. das dritte Bataillon muthig die hartnäckig vertheidigte Verschanzungen vor Kehl und wußte sich darin zu behaupten. Beym ersten Sturm hatte sich Lieutenant Geppert, beym zweyten Hauptmann Bomburg besonders hervorgethan. Am 3. Jänner gab die Eroberung der Redoute von der Schwabenschanze, wo sich Hauptmann Malek sehr auszeichnete, die zur Arbeit commandirte Mannschaft des Regiments einen seltenen Beweis kaltblütiger Unerschrockenheit. Nach der Capitulation Kehls

und eingetretener Waffenruhe vereinigte sich das ganze Regiment wieder bey Zwingenberg im Darmstädtischen, das dem Regiments-Stab zur Stazion angewiesen wurde. Hierauf cantonirte es in verschiedenen Ortschaften der Rheinländer, war eine kurze Zeit in Mainz, später im Würtembergischen und rückte am 1. September in das große Exercierlager bey Ludwigsburg (stand dort bey Hochberg) wo es in Productionen vor dem E. H. Carl und dem Herzog von Würtemberg bewies, daß es auf dem Exercierplatz wie auf dem Schlachtfelde, gleich zu glänzen wisse. Die für Österreich ungünstigen Vorfälle in Italien und die Erschöpfung der Heere führten ungeachtet der glücklichen Fortschritte in Deutschland und Tyrol am 7. April 1797 den Waffenstillstand und das Beginnen der Friedensprälimina-rien im Schloße Eckenwald bey Leoben herbey, welchen der difinitive Friedensschluß zu Campo Formio den 17. October folgte. Das Regiment Franz Kinsky mit seinen, neuen Obersten Grafen Joseph Sallarolli zog in seine Garnison nach Prag, wo es am 19. Jänner 1798 eintraf. Nach geendigtem Kriege und erfolgten Einrückung in die Friedensstation kehrten von den dissolvirten Grenadier-Bataillons die zwey Grenadier-Compagnien zu den Regimentern zurück. Alle Regimenter und leichten Bataillons erhielten nun eigene beständige Rangs-Nummern, nach denen sie künftig nebst den Nahmen ihrer Inhaber oder ihrer Provinz zu benennen kamen. Die Feuergewehre wurden leichter, das Bajonet daran länger. Die Fusilier Regimenter mit Ausnahme ihrer Unterofficiers verloren die kurzen Säbel. Es traten manche eben nicht sehr bedeutende Änderungen in der Adjustirung der Officiers und der gemeinen Mannschaft ein. Die Einführung einer bessern Kopfbedeckung statt der ledernen Casquette war die wesentlichste, der neue Helm deckte und verwahrte besser gegen Regen und Sonne. Nur kurze Frist sollte das Regiment zu Prag von den Arbeiten eines so harten Feldzugs ausruhen. Schon am 29. April brach es nach Leonfelden in Oberösterreich auf und, von der am 27. August in das Exercierlager bey Bösenbach, wo der, für die Vervollkommerung der kaiserlichen Armee unermüdet wirkende, von ihr angebethete E. H. Carl, den Übungs-Manöuvren beywohnte. Aus dem Lager kam es 5. September in Cantonirung nach Freystadt. Am 15. October wurde es zur Arbeit in das Lager bey Braunau beordert, und von da am 16. November nach Lambach verlegt. Das innere Gähren des republikanischen Vulkans jenseits des Rheins und die Vergrößerungssucht des Directoriums trübten bald die Aussicht auf einen dauerhaften Frieden. Schon im Februar 1799 schickte es seine Armeen unter Jourdan und Bernadotte wieder über den Gränzfluß Deutschland. In Eilmärschen flog ihnen der deutsche Held des letzten Feldzugs entgegen, und schlug sie bey Ostrach 21. und bey Stockach 25. und 26. März, daß Jourdan voll Unmuth seinen Angriffsplan zerstört zu sehen wieder über den Rhein zurückzog. Der feindliche Plan, durch Tyrol der eigenen Armee in Italien die Hand zu biethen, wurde vereitelt. Umsonst griff Massena, um der linken Flanke des E. H. gefährlich zu werden, Vorarlberg wüthend an, Hotze und Jellachich wiesen alle Angriffe des Übermächtigen bey Feldkirch ab. Bellegarde siegte bey Finstermünz 30. März und bey Tauffers 4. April. Ober- und Unter-Engadin wurde am 5. May gewonnen, der Sieger rückte in Veltlin ein. Hotze eroberte den Luziensteig 14. May und vertrieb die Franzosen aus Graubündten. Auch in Italien war die Eröffnung des Feldzuges an der Etsch, des großen Anfangs in Deutschland würdig. Legnago und Verona 26. März und Magnano am 3. April waren Zeugen der glänzenden Siege über Scherer. F. Z. M. Kray und Melas übergaben den mit erkämpften Lorbeern geschmückten Commando-Stab in Suwarows Hände. Als Oberbefehlshaber der italienischen Armee traf er in Verona am 14. April ein. Ein reissender Siegeslauf folgte ihren Anstrengungen. Moreau bey Cassano und Valenza geschlagen, (27. April, 12. May) retirirte nach Alesandria, Mayland, Peschiera, Pizzighetone, Bologna wurden gewonnen. E. H. Carl durch die Eroberung des Luziensteiges Meister von Graubündten, ging am 23. May bey Schafhausen mit der Armee über den Rhein, und schlug vereinigt mit Hotze in äußerst hartnäckigen Gefechten die von Massena befehligten Franzosen in der Schweiz. Winterthur und Zürch wurden neue Denkmähler seiner Feldherrngröße (20. May bis 6. Juny) An der Trebia wurde der zur Vereinigung mit Moreaus Armee, aus dem Neapolitanischen herbeyeilende Macdonald von Suwarow und Melas in einem dreytägigen heftigen und sehr blutigen Kampf (22,000 Todte und Verwundete, 4 Generäle und 80 Kanonen) gezwungen, sich gegen das Genuesische zu ziehen. Vereinigt mit Moreau wurden neuerdings beyde bey St. Giuliano (25. Juny) und Joubert, der die Armee von Moreau übernahm, in der großen zwanzigstundigen Schlacht bey Novi 15. August von Suwarow besiegt und getödtet. Verderblich in ihren Folgen für die Sache der Alliirten war die Abberufung des E. H. Carl aus der Schweiz an den Rhein, wo er Philippsburg entsetzte, die Feinde bey Nekerau und Mannheim schlug, und Mannheim erstürmte. An dem russischen Feldherrn Korsakow übte Massena eben bey dem Zürch, wo er 4 Monathe früher geschlagen war, Wiedervergeltung, (25. September) Die Russen retirirten über den Rhein. Zu spät für die Rettung der Schweiz, deren Vertheidigung

den vortrefflichen Hotze das Leben gekostet hatte, erschien Suwarow. Nach vielen Gefechten zog er über Graubündten nach Lindau und trat vereinigt mit Korsakow, ohne ferneren Antheil an dem Kriege, den Rückweg nach Rußland an. Weniger wichtig waren gegen das Ende des Jahres die folgenden Ereignisse am Rheine, wo mit abwechselndem Glücke gefochten wurde. Im befreyten Italien, wo die Franzosen 55,000 Gefangene und Tausende von Kanonen nebst unermeßlichen Kriegs- und Mundvorräthen verloren hatten, kämpften Melas, Kray und Klenau glücklich gegen den auf einen Theil des Piemontesischen und das Gebieth von Genua beschränkten Nachfolger Moreaus, Championet, welcher am 4. und 5. November bey Savigliano und Fossano doppelt besiegt ward. Das wichtige feste Coni öffnete am 3. Dec. dem Fürsten Johann Liechtenstein die Thore, so schloß rühmlich der herrliche Feldzug. Das Regiment war am 6. Septemb. 1798 über Salzburg nach Tyrol aufgebrochen und traf am 17. in Schwatz ein. Bey Martinsbruck und Nauders, wo am 17. März General Lecourbe, der von Tyrol aus dem F. Z. M. Kray in den Rücken fallen sollte, stürmte, war es mit in den heißen Gefechten, die den feindlichen Plan vereitelten, und half mit dem Blute vieler seiner Krieger den 25. Finstermünz, Martinsbruck und Pfunds vertheidigen, siegte dann später unter Bellegardes Anführung den 30. März und 4. April bey Finstermünz und Taufers. Bey der hierauf Anfangs Mays folgenden Unternehmung auf das Engadin, gab es neue Proben seines Muths. Hier hatte Hauptmann Bärenkopf seine Compagnie entschlossen durch den Innfluß zur Bestürmung der Batterie bey der Brucke von Strada geführt, und aus selber durch einen tapferen Angriff den Feind vertrieben. Oberlieutenant Werbeck hatte sich freywillig zur Anführung eines Detachements angebothen, welches bestimmt war, auf den Novella Steigen die feindlichen Posten zu überfallen. Dieß Commando erfüllte mit Bravour seinen Auftrag, wozu die Entschlossenheit des Cadeten und Corporals Polatzek besonders beytrug. Feldwebl Johann Polak, Corporal David Krauß und Gemeiner Jindritz erhielten silberne Medaillen. Im May war es in dem Gefechte bey Quaeda (2) und in Fluellen Thal (13) Von da wurde das erste Bataillon nach Como beordert. Das zweyte und dritte war in den mörderischen Gefechten bey Eroberung und Behauptung der Posten bey Steig im Canton Ulri und an der Teufelsbruck (29. May) und bey Wasen am 1. Juny. Beyde Bataillons hatten hier sehr viel gelitten. Diese Bataillons überstiegen darauf den 21. Juny den Furka, den 27. den St. Gotthardsberg und standen im July im Kloster Thal dem Feinde gegenüber. Die Grenadier-Division war in der Bataille bey Novi im Genuesischen 15. August und das erste Bataillon in den Gefechten bey Ruin und Liowyne am 2. September. Auf dem Marsche nach Mayland vereinigten sich wieder alle drey Bataillons des Regiments. Die siebente und zwölfte Compagnie vertheidigten am 15. September mit vielem Muthe den Posten bey Dardone auf der Anhöhe von Cogne. Eine andere Abtheilung des Regiments machte das Gefecht bey St. Martin 19. September mit. Dieser Feldzug hatte dem Regiment mehr als ein Drittheil seiner Mannschaft und viele seiner braven Officiere gekostet, die in Armeespitälern ungeduldig, bald wieder in den Reihen ihrer Mitkämpfer zu stehen, ehrenvolle Wunden heilten. Unter den Todten wurden zwey Brüder die Hauptleute Carl und Friedrich Wagemann und General Oberlieutenant Baron Knorr, die in den Gefechten bey Martinsbruk, Masson und Novi geblieben waren, besonders bedauert. Verwundet und Kriegsgefangen waren die Hauptleute v. Schweisky, Baron Biela, Kobelt, Oberlieutenant v. Languet, Mitscherling, Floriano, Benda, Baron Schirnding Unterlieutnant Wunich, v. Mayer, Suska Popowich, Fähnrich Hummel, Nassar, le Breur. Die Verlusts-Eingaben dieses Jahres wiesen beynahe 400 vom Feldwebl abwärts an Todten, und über 800 Mann an Verwundeten und Vermißten aus.

Bonaparte war unvermuthet aus Ägypten (9. November 1798) erschienen. Die Armeen im Felde wurden verstärkt, neugeschaffene Reservarmeen entstiegen Frankreichs Schoße. F. Z. M. Kray hatte am 18. März 1800 das Commando der Österreichischen und Reichsarmee übernommen. In Italien führte Melas den Oberbefehl. Hier drang er 5. April in die Riviera del Ponente vor, nahm Fort Vado, Savona, den Mont Cenis 7. April und der tapfere Fürst Hohenzollern erstürmte die Bochetta (den 9.) Nizza wurde den 12. May besetzt. Bis an den Var den Gränzfluß der Provence waren die Österreicher vorgedrungen. Massena mußte das standhaft vertheidigte Genua endlich am 4. Juny mit Capitulation übergeben. Nun erschien Bonaparte, jetzt Ober-Consul, der mit der kräftigen Blüthe der französischen Jugend die beyden Bernhardsberge, den Simplon und St. Gotthard überstiegen hatte, auf dem Kampfplatz. Ihrem Andrange mußte die Felsenfeste Bard erliegen. Die Reservarmee, vereinigt mit mehreren feindlichen Truppen-Abtheilungen, die bereits an einigen Puncten glücklich gestritten hatten, trennten durch Besetzung von Voghera und Fortona die Communication der österreichischen Armee-Corps. Dem reißenden Strom, der sich über die ganze Lombarden ergoß, stellte Melas den Damm seiner bey Alessandria gesammelten Hauptmacht entgegen. Die merk-

würdige Schlacht bey Marengo 14. Juny entschied. Schon gab nach 10stündigem, mit wüthender Hartnäckigkeit geführten Kampf der Rückzug der französischen Armee, Österreichs Fahnen zum vierten Mahl den Sieg, da brach der Mameluken Zwinger Desaix mit seiner Reserve aus dem feindlichen Centrum hervor, und fiel, kam, fiel und siegte. Der Tod des geliebten Heeresfürsten (wie Schwerin bey Prag 1757) entflammte den Muth der Seinen zur Raserey.

Die überraschten Sieger waren die Besiegten. Umsonst suchte General Zach an der Spitze der Grenadiere, die von der grimmigen Tagesarbeit im heißen Junius ganz erschöpft waren, den Kampf herzustellen. Äußerst geschwächt umrungen von Bonapartes siegreichen Schaaren mußte Melas im Waffenstillstand die Rettung der Armee mit großen Aufopferungen erkaufen, und sich nach Mantua zurückziehen. Massena übernahm nun vom Ober-Consul die italienische Armee, von diesem später Brune, der G. der Cavallerie Graf Bellegarde von Melas die Österreichische. Fürst Hohenzollern und Marmont erneuerten 19. Sept. den Waffenstillstand, dessen Aufkündigung am 23. Nov. die Kämpfe am Mincio 24. bis 26. Dec. zur Folge hatte. Unterstützt durch Macdonalds und Baraguay d'Hilliers Flanken- und Rücken-Operationen, ging Brune über den Mincio und über die Etsch. Klugheit geboth dem einsichtsvollen österreichischen Feldherrn den Rückzug. Die Übereinkunft eines Waffenstillstandes zu Treviso 16. Jänner 1801 endigte in diesem Kriege die Feindseligkeiten in Italien. — Eben so unglücklich in seinen Endresultaten war der Feldzug von 1800 in Deutschland für Österreich. Moreau stand dort gegen Kray. Die Überzahl der republikanischen Truppen siegte. Die sehr geschwächten Österreicher mußten nach einem hartnäckigen Widerstande bey Engen 3. May Moskirch 5. Biberach 9. und 10. weichen und sich in die Verschanzungen von Ulm und von da nach Ingolstadt zurückziehen. Lecourbe eroberte Graubündten. Die Waffenruhen von Parsdorf und Hohenlinden 15. July und 20. Sept. traten bis zum 14. November ein. Glücklich setzten die Österreicher nach der Aufkündigung über den Inn 1. Dec. und siegten bey Haag und Ampfing. Tief nach Bayern war der linke Flügel des Feindes zurückgedrängt. Aber die unglückliche Schlacht bey Hohenlinden 3. Decemb. wie Marengo in Italien, für Deutschland entscheidend, warf sie wieder über den Inn zurück. Noch mörderischen fortgesetzten Gefechten drangen die Franzosen bis Wels, Linz und Enns vor. E. H. Carl der den Oberbefehl übernommen hatte, schloß zu Steyer einen neuen Waffenstillstand 25. Februar. Mit ihm und dem darauf folgenden Lüneviller Frieden 9. Februar 1801 hatte dieser zwar unglückliche, aber für Österreichs Heerführer und Armeen keineswegs unrühmliche zweyte und letzte, dem ersten so unähnliche Act des neu begonnenen Kriegsschauspiels geendet. In demselben war dem Regiment anfangs sein Platz in den Aosta-Thälern angewiesen. Hier verbluteten auf dem Rückzuge aus denselben manche Brave ihr Leben, unter ihnen der General Graf Palfy, der sich dem gewaltigen Vordringen des zahlreichen Feinde mit einer Handvoll Tapferer bis zum letzten Athemzuge heldenmüthig widersetzte. Hauptmann Bärnkopf mit der fünften Division des Regiments, ward in das Felsenschloß Bard, das zwischen schroffen Steinmassen den Eingang des Thals von Aosta bewacht, als Commandant befehligte. Seine rühmliche ausharrende Vertheidigung, die lange das Vorrücken des ungeduldigen Feindes verzögerte, rechtfertigte vollkommen die ehrenvolle Wahl. Das Theresienkreutz belohnte sein Verdienst. Der französische Divisions General Mathieu Dumas sagt in seiner Beschreibung des Übergangs der Reservarmee über die Alpen 1800 von dieser Vertheidigung folgendes: „Der Österreichische Commandant aufgefordert und bedroht mit Sturm bewältiget zu werden, antwortete mit festem Muthe, als ein Mann, der die Wichtigkeit seines Postens und die Mittel ihn zu behaupten kannte. Es gab wenige Beyspiele eines so kühnen Angriffs. Allein es regnete Kugeln aus den Schießlöchern, die Stücke, die den Fuß des Walles bestrichen, schleuderten. Kartätschen, und Granaden vom Wall herabgeworfen, vollendeten die Unordnung und zwangen zum Rückzug. General Loison und Oberst Dufour wurden bey diesem Sturm schwer verwundet. — Der Divisions-General Chabranne, an den die Feste übergeben wurde, sprach zu der abziehenden Besatzung folgende merkwürdig ehrenvolle Worte:" — Es würde den kaiserlichen Waffen wohl kaum in der glänzenden Campagne des vorigen Jahres gelungen haben, so viele feste Plätze Italiens zu nehmen, wenn sie mit gleicher Tapferkeit von der französischen Besatzung wären vertheidigt worden." — Man gab dieser Besatzung das Zeugniß, daß sie das äußerste mit ausgezeichneter Bravour und unverdrossener Bemühung im Kampf mit allen möglichen Gefahren zu leisten gewußt hatte. Der Commandant selbst wurde bey der Vertheidigung am Kopfe und am Fuße verwundet. Hauptmann Carl Mitscherling, Oberlieutenant Schrötter, Wehenkel, Unterlieutenant Baron Reichling, Fähnrich Gaudernak und Schaup waren die braven Gefährten eines so verdienstvollen Commandanten.

In diesem Feldzuge ergab sich im Regiment ein Ereigniß, welches, da es unter einer andern Verkettung der Umstände für die Zeitgeschichte sehr folgenreich hätte werden

können, eine besondere Erwähnung verdient. Als das Regiment hinter der Bergfeste Bard vor der Brücke von St. Martin kampirte, wurde die dritte Division am 18. May in das Thal von la Vaise nach Grisoncy detachirt. Durch den Feind vom Regiment abgeschnitten, sah sich diese Division gezwungen, in das Thal der Sesia zu ziehen, wo sie vom Corps des Prinzen Victor Rohan aufgenommen wurde, und mit diesem als Besatzung nach Mayland kam, worauf sie sich erst nach der Schlacht von Marengo wieder mit dem Regiment vereinigte. Von dieser dritten Division wurde während sie im Thale la Vallaise detachirt, stand Lieutenant Le Breux mit einiger Mannschaft auf Piquet befehligt. Ihm wurde beym Rückzug der Division durch einen Boten ein Befehl zugesendet, derselben auf dem ihm darin angezeigten Wege zu folgen. Diesen Befehl, den der Bothe nicht überbringen konnte oder wollte, erhielt er nicht, und da auch Soldaten, die er abgeschickt hatte, um seine Haupttruppe aufzusuchen, mit der Meldung zurückkamen, es sey selbe nirgends zu finden, und nach Versicherung der Landleute man wisse nicht wohin aufgebrochen, so glaubte er mit dem Feinde, von welchem man ihn umzingelt versicherte, eine Capitulation abschließen zu müssen. Man hatte, ihm sein Ehrenwort abgenommen, daß er sich als Kriegsgefangen erkenne und eben stieg er von seinem einsamen hohen Gebirgsposten in Begleitung eines französischen Unterofficiers, den man ihm als Begleiter beygegeben hatte, um ihn an die nächste feindliche Truppe zu übergeben, mit seiner Mannschaft herab, als der Obergeneral Bonaparte ihm auf diesem einsamen Stege, ganz allein, vom Divisions-General Desaix und zwey Ordonanz-Officieren begleitet begegnete. Bonaparte setzte diese unvermuthete Erscheinung einer österreichischen Truppe, von der er nichts wußte, in diesem Augenblick in große Verlegenheit, die er nicht ganz verbergen konnte. Die Aufklärung erfolgte bald. — Da die Äußerung des Ober-Consuls: „er sey in einem Augenblick dieses Feldzugs ganz in der Gewalt eines Österreichischen Officiers gewesen" auch öffentliche Blätter aufgenommen hatten, so wurde Le Breux nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft vor ein Kriegsgericht gestellt „von diesem aber, in Hinsicht der möglichen Gefangennehmung des feindlichen Oberfeldherrn" nach einer gepflogenen strengen Untersuchung freygesprochen. Die Grenadier-Division war im Gefecht bey Monte Barbon den 11 April, Oberlieutenant Carl Kamsetzer war hier unter den Todten. Am 25. und 26. April hatte das Regiment auf der Brücke über die Chiosella vorwärts Romano wiederhohlte äußerst hartnäckige Stürme der feindlichen Übermacht aufzunehmen und wies sie kaltblütig zurück und wurde im May mehrmahls mit dem Feinde handgemeng. Bey Alessandria schlug es 14. Juny den gegen die Schiffbrücken über die Bormida andringenden Feind zurück. Dumas nennt diese denkwürdige Schlacht eine der blutigsten, die je zwischen den Armeen der neuern Völker geliefert und in welcher der Sieg am ruhmwürdigsten streitig gemacht worden ist. Von beyden Seiten war man 14 Stunden lang in Flintenschußfeuer auf der ganzen Linie an einander. Wie an diesem schrecklichen Tage vor Marengo das tapfere Regiment seiner Pflicht dachte, bewies hinlänglich sein Verlust nach der Schlacht. Vier Stabs- ein und dreyßig Oberofficiers und mehr als 700 Mann vom Feldwebl abwärts fehlten in seinen Reihen. Ein Hauptmann mußte das Regiment commandiren. Zu den Todten war der muthige Oberst Bermatti zu zählen, der bald darauf an den Folgen der erhaltenen tödtlichen Wunden starb. Capitän-Lieutenant Benda blieb auf dem Schlachtfelde. Bey Bozoto am Mincio bewies das Regiment neuerdings in dem beharrlichsten Kampfe, welchen es den ganzen Tag bis spät in die Nacht fortsetzte, die ausdauerndste Tapferkeit, eben so den folgenden Tag bey Valleggio. Über 700 Mann kosteten diese beyden blutigen Tage dem Regimente. Bey Bozolo starben Hauptmann Mitscherling und Oberlieutenant Wehenkel den Tod der Helden auf dem Bette der Ehre, welchem diese beyde muthigen Mitvertheidiger Bards noch vor wenigen Monathen glücklich getrotzt hatten. Theils verwundet und kriegsgefangen waren in beyden Gefechten Hauptmann Lorenz Canal v. Ehrenberg, Poppe, Lizenmayer v. Hochstädten, Oberlieutenant Baron Schirnding, Popowich, Unterlieutenant Ruthmann und die Fähnrichs v. Lapinsky, Malcamp Gaudernak, Graf Tarocca, Schaup, Schallot, Alois Canal v. Ehrenberg und Dörschel. Bey dem Rückzuge der Armee bis zur Hälfte Jänners 1801 war es häufig bey den Gefechten der Ariergarde und half jeden Schritt, der gewichen werden mußte, theuer erkaufen. Nach erfolgtem Frieden rückte es mit dem neuen Obersten am Ende im May 1801 in seine Garnison zu Prag ein. In der Ernennung des E. H. Carls zum Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsidenten, sah die Armee ihre Wünsche gekrönt. — Er hatte sie so oft zu glänzenden Siegen geführt, war überall ihr Vater, mehrmahls ihr Retter.

(Die Fortsetzung folgt).

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 19. December 1825.

Der Rosalienberg bey Forchtenau.

(Von Rudolph v. Jenny.)

Am 24. August 1825 besuchte ich von Ödenburg aus die ihrer herrlichen Fernsicht wegen weit und breit berühmte Wallfahrtscapelle auf dem Rosalienberge. Wir kamen erst auf der Neustädter-Straße über Baumgarten und Drasburg nach Zemmendorf, und schlugen links einen Seitenweg ein, der über Bettelsdorf, Walpersdorf und das ansehnliche, meist von Juden bevölkerte Mattersdorf, nach Forchtenau führt. Das hiesige Dorfwirthshaus zur Traube, steht unter der Mittelmäßigkeit. Auf dem nächsten anderthalb Stunden langen Wege zur Capelle, bleibt das mahlerisch gelegene Bergschloß Forchtenstein zur Rechten, der Fahrtweg nimmt aber eine andere Richtung; übrigens ist der Fußpfad ebenfalls trefflich gebahnt, und führt durch liebliche Wälder.

Die Capelle zu Maria-Loretto, auf dem höchsten Theile des Rosalien-Berges gelagert, und 2250 Wiener Fuß über die Meeresfläche erhaben, verwahrt ein berühmtes Gnadenbild; doch wird sie nur mehr an einzelnen hohen Festtagen besucht und ist gewöhnlich geschloßen. Das Wirthshaus liegt etwas tiefer und isolirt, jedoch in der Nähe einiger Bauernhäuser. Die Bedienung ist recht gut, doch findet man frisches Brod selten und gutes Trinkwasser nie, woran die hohe Lage und der mit Mineral-Theilen geschwängerte Boden Schuld sind. Das Kirchweihfest zu Maria Geburt veranlaßt den zahlreichsten Besuch, besonders strömen an diesen Tagen die Ödenburger in großer Menge zu.

Den Umfang der entzückenden Aussicht hat bereits Dr. Kitaibel in Schedius sach' und gehaltreicher Zeitschrift von und für Ungarn dargestellt, und der hier (wegen Überschreitung der Landesgränze) absichtlich unbesprochen gebliebene westliche Horizont, wurde auch in einer skizzirten Darstellung Weidmanns ächt aufgefaßt. Ich lasse hier ihre Angaben fast wörtlich folgen, und füge aus Eigenem nur die erheblichsten einzelnen Puncte des zauberischen Rundgemähldes bey.

„Bis in die Preßburger, Neutraer und Komorner Gespannschaften hindert nichts den freyen Blick; man sieht die Hügel an der Leitha durch den Ödenburger und Wieselburger Comitat bis an den Neusiedler-See, der in seinem ganzen Umfange hier vor Augen liegt, streichen, und die große Ebene der Wieselburger, Raaber- und Komorner Gespannschaften breitet sich hier vor dem Auge des Beobachters so weit aus, daß es nur mit einem guten Fernrohr bewaffnet, jenen Arm der Gebirge sieht, der von der Donau durch die Komorner-Graner-Pesther-Weissenburger-Weßprimer und Szalader-Gespannschaften sich ausdehnt. Doch bleibt hier noch der Theil des Eisenburgers und Ödenburger-Comitats unsichtbar, der von den um Rohrbach, Loipersdorf und Wandorf sich krümmenden und unter Ödenburg in Hügel abfallenden Bergen bedeckt wird. (Kitaibel) Im Nordwest prangen die Hügel und Flächen Österreichs; im Westen erhebt sich jenseits der Neustädter Heide und des Steinfeldes das Hochgebirge, der Schneeberg mit seinen Vor- und Nebenalpen." (Weidmann) — In diesem weiten und reichen Landschaftsgemählde erscheinen gegen Westen die Bergschlösser Pütten und Sebenstein, dann der Markt Neunkirchen als glänzende Puncte; gegen Norden und Nordost erkennt man das Bergschloß Forchtenstein, den Markt Mattersdorf, die königlichen Freystädte Eisenstadt, Rust und Ödenburg und an vollkommen heitern Tagen selbst die Spitze des Stephansthurmes, so wie südwestlich von Eisenstadt das ansehnliche Pottendorf; gegen Osten und Südosten zeigen sich in dämmernder Ferne der Sagher-Berg im Eisenburger- und der Schomlauer-Berg im Weßprimer-Comitate, nicht minder der Martinsberg bey Raab und der Berg Gerecse bey Totis.

An Herrn Korn,

bey seiner Darstellung des Hamlet.

Seyn oder Nichtseyn! Bey dir nicht mehr die Frage!
Dir hat Melpomene den Kranz gewunden
Zum hohen Preise göttlich schöner Stunden,
Damit bis zu der Nachwelt fernem Tage.

Der Ruf auch deinen Künstlernahmen trage,
Und Shakespeare selbst, den du so tief empfunden,
Dir, wenn er dich auf seiner Bahn gefunden,
Die Freundeshand zu reichen nicht versage.

Wie wallte Künstler dir mein Herz entgegen,
Wie freudig stark begann es sich zu regen,
Als du so schön der Kunst Triumph gefeyert,
Und altverdienten Ruhm so schön erneuert!
Drum wurde auch auf lauten Beyfallswogen
Das ganze Haus im Sturme fortgezogen. —

Thomas Brey.

Geschichte des k. k. Nr. 47ten vacant Baron Klopstein'schen Infanterie-Regiments.

Von Johann Ritter von Rittersberg.
Hauptmann in der Armee.

(Fortsetzung).

Unter den gehörigen, auf das Verdienst älterer gedienter Officiere gerechte Rücksicht nehmenden Vorsichten und Bedingungen, wurde auf eine kurze Zeit der Kauf der Officiers-Chargen gestattet. Mit rastlosem Eifer durch Verbesserung aller Zweige der Armee dem Kaiserstaate, dessen Scepter sein erhabener Bruder beherrscht, Ansehen und Sicherheit nach Außen zu schaffen, waren die tactischen Übungen der Truppen des Erzherzogs Hauptaugenmerk, welchem zu Folge große Exercierläger in denen Provinzen der Monarchie statt fanden. In solchen war das Regiment 1803 bey Pangratz und 1804 bey Hlaupetjn. Dieses letztere große Paradelager, dem ein dreywochentliches Vorlager voranging, beehrte der Monarch, der sich am 11. August 1804 zum Erbkaiser von Österreich erklärt hatte, selbst mit seiner höchsten Gegenwart. Unter Seinen, des Generalissimus, des Landes Commandirenden Grafen Kollowrath und mehrerer hohen Zeugen Augen manœuvrirte das erste und zweyte Bataillon des Regimentes den 15. September. — Die gegründeten Besorgnisse, welche Napoleons Vergrößerungssucht erregte, führten neue Rüstungen und Truppenzusammenziehungen herbey, in Folge deren das Regiment im Februar von Prag nach Österreich abrückte und in den Stazionen Linz, Enns und Scharding lag. Im July 1805 marschirte es nach Klagenfurt, wo es wie alle übrigen Regimenter der Armee in vier Feld-Bataillon formirt wurde, um durch diese Errichtung kleinerer Körper ihre größere Beweglichkeit zu erzielen. Zugleich wurde nach dem Vorschlage des F. M. L. Mack einige Änderungen im Exercierreglement eingeführt. Von Klagenfurt kam das Regiment im August nach Brixen und machte als der Krieg wirklich ausgebrochen war, den Feldzug in Tyrol. Vor Ausbruch desselben wurde noch eine neue Grenadier-Division errichtet und aus beyden ein eigenes Grenadier-Bataillon unter Commando eines Majors vom Regiment zusammengesetzt. Nach dem Friedensschluße wurde diese Division wieder aufgelöst und Officiere und Mannschaft im Regimente eingetheilt. Es war das einzige Mahl, wo die Grenadiere des Regiments ein eigenes Bataillon formirten. In allen früheren und spätern Kriegen wurden durch das Zusammenstoßen der einzelnen Grenadier-Divisionen jedes Regimentes, aus selben, Bataillons zu sechs und zu vier Compagnien errichtet, die in Brigaden u. Divisionen formirt, als Kerntruppe meistens die Reserve der Armee bildeten. Jede Beendigung eines Krieges führte die Auflösung dieser Grenadier-Bataillons und die Rückkehr der Divisionen zu ihren Regimentern herbey. Auch nach der Campagne 1805 fand man es nicht für zweckmäßig, diese Grenadier-Bataillons im Frieden fortbestehen zu lassen, und löste sie im Jahre 1806 wieder auf. Abermahls waren in diesem Kriege England, Rußland und Österreich Verbündete. Glück und Ruhm krönten die Anstrengungen der österreichischen Armeen in Italien. Der glorreiche E. H. Carl stand an ihrer Spitze. Er entriß bey Caldiero, Massena, in dreytägiger blutiger Schlacht den Sieg. Diese Schlacht, hatte für das Regiment die besondere Merkwürdigkeit, daß sie es war, die ihm in der Person des F. M. L. Freyherrn v. Vogelsang einen neuen Inhaber gab. F. M. L. Graf Kinsky war am 9. Juny zu Wienerisch-Neustadt verstorben. Schon früher als Major im Patriotenkriege 1790 an der Maas durch Erstürmung der feindlichen Batterien rühmlich ausgezeichnet (der preußische General Schönfeld, der die Patrioten commandirte, ließ in öffentlicher Relation drucken: „Les batteries d'Ardennes ont eté prises d'une maniere incroyable" und dafür mit dem Theresienkreuz und dem Oberstlieutenants-Rang belohnt, wußte Vogelsang 1792 bey Tournay, 1793 bey Marchiennes, dann im Revolutionskriege 1795 als Oberster des Clerfaytischen Infanterie-Regimentes in dem Treffen an der Pfriem, und als General-Major in dem folgenden Feldzuge, besonders bey der Schlacht von Würzburg, wo er an der Spitze seiner Grenadier-Brigade durch Verjagung des hartnäckig in einem Walde haltenden Fein-

des, zum siegreichen Ausgang derselben vorzüglich beytrug, den erworbenen Ruhm zu behaupten. Zum Befehlshaber der Grenadier-Reserve der Armee des E. H. bey Caldiero bestimmt, entsprach der Erfolg dem Zutrauen das in beyden gesetzt werden durfte. Die Grenadier-Division und ihr Commandant hatten sich mit Lorbeern bedeckt. Die folgenschwere in Österreichs Kriegsgeschichte einzige Catastrophe von Ulm, durch des Feindes unverhältnißmäßige Übermacht (kaum 60,000 standen gegen 150,000 und Verletzung des neutralen preußischen Gebieth≈ entschied über diesen Krieg. Nur die Cavallerie konnte der tapfere E. H. Ferdinand durch raschen Entschluß retten. Die siegende italienische Armee mußte sich nun vor der besiegten zurückziehen, um das Herz der Monarchie zu schützen. Zu spät für Wiens Rettung, das der Feind am 13. November besetzte und wo Murat durch List sich der Donau-Brücke bemächtigte. E. H. Johann zog in Verbindung mit der Armee von Italien sich aus Tyrol nach Kärnthen zurück. Bey seiner Armee war das Regiment. Es wirkte zur Vertheidigung des Gränzpasses der Scharnitz mit. Hier wurde Oberst Carl von, am Ende zum General-Major und der Regiments-Oberstlieutenant Weiß von Finkenau zum Obersten befördert. Das Umgehen des Seitenpasses der Luitasch, welcher Unfall über den Verlust des ganzen Landes mit entschied, hatte für das Regiment zugleich die äußerst unangenehmen Folgen, daß eine Division des vierten Bataillons umzingelt, ohne alle mögliche Hoffnung des Durchschlagens sich ergeben mußte.

Ein Theil dieses Bataillons bahnte sich über die unwirthlichsten Abwege des Hochgebirgs einen sehr mühsamen Weg und vereinigte sich glücklich mit dem Regiment. Der russische Feldherr Kutusow gab bey Dürnstein, wo von Mortiers Corps die Division Gazan ganz aufgerieben wurde, ein Vorspiel von dem großen Trauerspiel, das er 7 Jahre später zur Verzweiflung Napoleons und der schönsten Armee der Welt aufzuführen bestimmt war. Leider kostete dieser Sieg Österreich ein unschätzbares Heldenleben. Hier fand F. M. L. Schmidt den ehrenvollen Tod fürs Vaterland. Nach und während fortgesetzten heißen Kämpfen (unter denen die Unternehmung der Obersten Grafen Kinsky, Wartensleben und Chotek, die sich am 12. November durch Augereaus Ariergarde schlugen und mit 25 eroberten an Beute reichen Wägen nach Böhmen durchdrangen, der Sieg des E. H. Ferdinands über die Bayern unter Wrede in Mähren (5. December) und die Diversionen Prinz Rohans und F. M. L. Marquis Chastelers glänzend waren (erschien die drey Kaiser Schlacht bey Austerlitz (2. Decemb.) 11,000 Österreicher, Trümmer der deutschen Armee und Depots schloßen sich unter dem heldenmüthigen Fürsten Lichtenstein an die Russen und fochten mit einer Standhaftigkeit, die eines bessern Erfolges würdig war. Durch eine übelberechnete Flankenbewegung war die Schlacht verloren, ehe sie noch begonnen hatte. Der Waffenstillstand (6. December) endigte die Feindseligkeiten der Friede von Preßburg (26. December) den Krieg, nach welchem das Regiment in die Friedens-Stationen nach Böhmen zurückmarschierte und der Regiments-Stah im Jahre 1806 in kurzer Frist nach einander in die Stationen Schlan, Prag, Beraun 1807 nach Kollin und 1808 wieder nach Prag verlegt wurde. Es gehörte zu der Neutralitätsarmee, die als sich die französischen und preussischen Heere an den Erbländer Gränzen zusammenzogen, in Böhmen aufgestellt wurde. Des E. H. Generalissimns unabläßliche Sorgfalt, die Armee Österreichs zu einer der ersten von Europa zu machen, führte während dieses Friedens mehrere und wesentliche Verbesserungen ein. Die wichtigsie war die Einführung des neuen Dienst- und Exercierreglements, welches das Regiment in Collin erhielt. Es hatte das Glück, bey der im Jahre 1807 erfolgien Bereisung der böhmischen Armee durch den Generalissimus Sr. kaiserlichen Hochheit bey der Production bey Collin zu beweisen, daß es den Geist der neuen Vorschrift richtig aufgefaßt habe, und ihr gemäß die Manoeuvres auszuführen wisse. Die Stiftung des Leopoldsordens zur Belohnung des Militär- und Civil-Verdienstes machte den 6. Jänner 1808 merkwürdig auch für die Armee. Am 12. May wurde die Errichtung von *Reserven* angeordnet, um stets schlagfertige Streiter in Bereitschaft zu haben, ohne durch eine zu unterhaltende zu große active Macht die Finanzen zu erschöpfen. Auch wurde die Organisirung der *Landwehr* (9. July 1808) befohlen, die nur während des Kriegs, Sold zu erhalten hatte, und ursprünglich dem Wortsinn entsprechend, bloß zur Wehre des eigenen Vaterlandes bestimmt war. Die Officiere und Mannschaft erhielten durch Abschaffung der lästigen Helme eine bequemere dem Fußvolk passendere Kopfbedeckung, in denen für sie künftig bestimmten Czakos. Übungs-Manoeuver im Großen wurden anbefohlen. Einem solchen wohnte das Regiment im Spätherbst 1808 bey, zu dem die ganze Garnison zu Prag mit Beyziehung einiger Cavallerie-Abtheilungen vom Lande ausrückte. Die F. M. L. Graf Klenau und Baron Vogelsang commandirten die zwey kleinen Corps zum friedlichen Kriegsspiel am 2. October bey Werschowitz.

Der Ruf zu jenem unvergeßlichen, wahrhaft nationalen Kampf von 1809 erscholl. Jubelnd vernahm ihn die Armee die *noch nie* so vollzählig (350,000 Mann in 11 Armee Corps eingetheilt) herrlich gerüstet und hochgemuthet ins Feld rückte. Schon hatte Jellachich München besetzt (12. April) Chaste-

ler, der vor kurzem Komorn zu einem der festesten Waffenplätze umgeschaffen hatte, den Tyrolern die Hand gebothen, die von Hormayr und unter ihm, von Speckbacher, Teimer und Hofer geleitet, schon am 13. sich gänzlich befreyt, 8000 Feinde mit ihren Generalen, Trophäen und Kanonen gefangen hatten, Bellegarde, der am linken Donauufer vorgedrungen war, die Ober-Pfalz besetzt, E. H. Johann Italiens Vice-König Eugen, durch das Treffen bey Pordenone und die blutige Schlacht bey Sacile (13. und 16. April) bis an die Etsch zurückgedrängt, und E. H. Ferdinand die Pohlen und Sachsen bey Raszyn geworfen und Warschau besetzt, da erfolgten in Bayern die mörderischen Gefechte bey Tann, Abensberg, Eckmüll, Landshut und Regensburg. Die Österreicher, im Ganzen stärker als der noch kaum gesammelte Feind und doch auf allen entscheidenden Puncten schwächer, sahen sich gesprengt, der linke Flügel über den Inn zurück gedrängt, der rechte mit dem Rücken an die Donau gepreßt. Zum Glück hatte noch Fürst Johann Lichtenstein, Regensburg genommen. Der E. H. nahm über Waldmünchen seinen Rückzug durch Böhmen nach Österreich. F. M. L. Hiller erschwerte am rechten Donauufer der ihn drängenden feindlichen Armee das Vorrücken. Ebersberg wurde auf lange Zeit durch das gräßliche Schlachten an seiner Traunbrücke berühmt. Um nicht von Wien abgeschnitten zu werden, vereinte sich Hiller, bey Stein über die Donau setzend, auf ihrem linken Ufer mit der Armee des E. H. Unaufhaltsam rückte die feindliche am rechten gegen Wien vor, das am 13. May capitulirte. In seinen Mauern hörte, von seinen Thürmen sah, wenige Tage darauf die ehrwürdige Residenzstadt, das Rasen der Riesenschlacht bey Aspern (21. 22. May 1809)

Napoleon im Köhlerglauben an seine Unüberwindlichkeit tief erschüttert, wagte in der beyspiellosen Sturmesnacht von 4. auf den 5. July durch die stark befestigte Lobau einen neuen Übergang. Schon am 5., blutiger am 6. wurden die Scenen des großen Trauerspiels von Aspern wiederhohlt. Siegreich war bereits F. M. L. Klenau mit dem rechten Flügel in die linke Flanque des Feindes eingedrungen, da entschieden nach 5 stündigem Mordgewühl, der Angriff der kaiserlichen Garde, dreyer Armee-Divisionen, und 100 Kanonen, unter Napoleons persönlicher Anführung auf dem österreichischen Mittelpunct, der eine Stunde weit zurückgedrängt wurde, und das Umgehen des linken österreichischen Flügels durch Davoust den Tag für die französischen Adler. In musterhafter Ordnung und ununterbrochenen Gefechten zog sich die Armee nach Böhmen zurück. Die Tage bey Znaim (11. und 12. Julius) wo die vom immerwähren Kampf und allen Beschwerden und Entbehrungen des Rückzugs erschöpfte Armee das Schlachtfeld behauptete, waren die letzten blutigen Auftritte des drey monathlichen Krieges Der Waffenstillstand vom 12. July war die Einleitung zum Frieden, der am 14. October zu Wien geschlossen wurde. Zwar hatte ihn Österreich mit neuen großen Aufopferungen erkaufen müssen, aber dennoch war der große Zweck des Kampfes erreicht. Österreichs Freyheit und Selbstständigkeit waren gerettet. — Das Vogelsangische Regiment war mit drey Bataillons am 24. Februar von Prag und am 9. April über die böhmische Gränze nach Bayern aufgebrochen. Es war zum 1. Armee-Corps eingetheilt, welches bis zum Eintreffen des ihm bestimmten Corps-Commandanten, G. d. C. Grafen Bellegarde, der Regiments-Inhaber F. M. L. Baron Vogelsang commandirte. Bis zu der Schlacht von Aspern hatte es an den vorgefallenen feindlichen Ereignissen keinen Antheil. Erst an diesem Tage, der in Österreichs Kriegsgeschichte ein ewiges Gedächtniß theuer verdient hat und im Herzen der Armee und des Volkes, es auch ewig behauptet, trat es mit kühnem Muthe, dieses Tags werth, auf. Es hatte das Dorf Aspern mit stürmender Hand zum Theil allein, zum Theil mit tapferer Beywirkung der Regimenter Palombini (damahls Kollowrath) und Reußplauen wieder genommen. Bey diesen Ereignissen hatten sich der Brigadier des Regiments G. M. Chevalier Vaquant, der mit der Fahne des ersten Bataillons in der Hand, an der Spitze des mit gefälltem Bajonet auf Aspern hinstürmenden Regiments ein Beyspiel der glänzendsten Tapferkeit gab, und der kühne Oberstlieutenant des Reuß Plauischen Regiments Graf Bentheim Steinfurth mit Ruhme bedeckt. Der Brigadier erhielt für diese That an der Spitze des Regiments Vogelsang den Maria Theresien Orden. Das Regiment behauptete in der Nacht von 21. auf den 22. die Brandstätte Aspern mit der 9. Division, auf welche es, da der Ort am 22. Früh dem mit Übermacht hervorbrechenden Feinde für kurze Zeit überlassen werden mußte, bald darauf wieder einen gelungenen Angriff machte. Den Rest des Tages beunruhigte es unaufhörlich den Feind durch zahlreiche aus seinen Massen vorgeschickte Plänkler. Der Beweis des erlittenen ungeheuren Verlustes ist der Umstand, daß, da am Abend des 2. Tages nothwendig eine ganz neue Eintheilung der Oberofficiers in der Compagnie vorgenommen werden mußte, nicht mehr als ein Officier pr. Compagnie, der größtentheils auch zugleich Compagnie-Commandant war, übrig blieb.

Aspern, wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Aspern! sahst die stolzen Adler zittern,
Sahst des Wüthrichs Eisenkraft zersplittern,

Der so frech, die halbe Welt bezwang!
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Carl und Aspern bleibt ins Herz gegraben,
Carl und Aspern donnerts im Gesang.
Mag der Staub gefallner Helden modern,
Die dem großem Tode sich geweiht,
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

(Theod. Körner.)

Hauptmann Weyrother, Oberlieutenant Schwemmlein, Lieutenant Schwab, Fähnrich Trinkwaller und Buda gehörten hier zu der Heldenschaar, die das Lied des Dichters, der sich später diesem unsterblichen Reihen anschloß, feyert. Große Veränderungen ergaben sich nach dieser Schlacht im Regimente durch viele in demselben eingetretene Beförderungen, die der Lohn der tapfern Thaten dieser zwey Tage waren. Oberst Weiß von Finkenau wurde von dem Monarchen, welcher die furchtbaren Verheerungen auf der Todesstädte des Marchfeldes mit unnennbaren Gefühlen betrachtete, auf eben dem Schlachtfelde, wo einer seiner Söhne am 22. fürs Vaterland fiel, am 23. zum General-Major befördert. In der Person des löwenkühnen Obersten Grafen Bentheim erhielt das Regiment einen neuen würdigen Commandanten. Der Innhaber, der in seinem Greisen-Alter die Beschwerlichkeiten dieses hartes Feldzugs mit vieler Selbstüberwindung ertragen, und bey dem äußerst mühsamen, durch unaufhörliche Regengüsse unendlich erschwerten Rückzug durch Bayern und Böhmen die erschöpfte Mannschaft durch Wort und That zur standhaften Ausdauer ermunternd, selbst an der Spitze seiner Colonnen oft den großern Theil des Marsches, durch grundlose Wege zu Fuße zurückgelegt hatte, und in der Aspern-Schlacht an der Tête seiner Regimenter und der aus ihnen formirten Massen, ihnen das schönste Beyspiel gab, ward zum wirklichen F. Z. M. befördert, und zum Commandanten der Festung Josephstadt ernannt, eine ehrenvolle Anerkennung seines Verdienstes. (Im Jahre 1813 erhielt selber den Rang eines Gouverneurs dieser Festung.) Waffenübungen füllten die Zwischenzeit bis zur Schlacht von Wagram. Aus Böhmen angelangte Recroutentransporte hatten das Regiment neu ergänzt. Am 5. July litt es bey Wagram durch den ungestümmen Anlauf des Feindes, der über den Rußbach und aus der Schlucht von Baumersdorf vordringend, das dritte Bataillon des Regiments in Front, Flanque und Rücken zugleich angriff, einen sehr bedeutenden Verlust. Nichts desto weniger glückte es ihm dennoch, den Feind wieder zurückzuwerfen und bis an den Rußbach vorzudringen. Oberstlieutenant Grötz, ein sehr würdiger Stabsofficier bey dieser Gelegenheit tödtlich blessirt, verstarb bald darauf. Hauptmann Claner von Engelschouen ging ihm auf dem Schlachtfelde in diesem schönen Tode voraus. Am folgenden Tage behauptete das Regmt. mit der größten Standhaftigkeit seine Stellung auf dem linken Flügel des ersten Armee-Corps. Sich mit der äußersten Anstrengung vertheidigend, mußte endlich das geschwächte Regiment auch dem Andrange weichen, welchem schon zwey Armee-Corps gewichen waren. Doch ehe es wich, hatte es noch durch Erstürmung eines in seinem Rücken vom Feinde besetzten Erdwerks eine glänzende That gethan. Da der heftige Angriff des dritten Bataillons einen Theil seines linken Flügels nothwendig auflösen mußte, so konnte er von feindlicher Kriegsgefangenschaft nicht gerettet werden. In diese geriethen hier 318 M. mit 7 Officieren. Es muß bemerkt werden, daß der größere Theil der Officiere und der Mannschaft verwundet war. Bey dieser Gelegenheit ward auch der muthige Oberst Graf Bentheim zum zweyten Mahl verwundet. Beym Rückzug an das zweyte Armee-Corps des G. d. C. Fürsten Hohenzollern angeschlossen, erhielt das Regiment bey Znaym eingetroffen, die Bestimmung, mit 14 Compagnien die Taja, und ihre Auen gegen den Feind zu vertheidigen. Wirksam hielt es ihn dort die ganze Nacht ab. Am 10. stellte es sich mit schwachen Bataillons-Massen bey Znaim auf. Hier fiel das letzte Opfer dieses Kriegs. Oberlieut. Malconces wurde beynahe von der letzten feindlichen Kugel todtlich getroffen. Die Armee-Relationen über die Schlachten bey Aspern und Wagram rühmten wegen tapferer Auszeichnung folgender Officiere des Regiments. Bey Aspern den Regiments-Inhaber F. M. L. Baron Vogelsang, den Obersten und Regiments-Commandanten Weiß v. Finkenau. Die Hauptleute von Vignette und Wunsch. Bey Wagram den Obersten und Regiments-Commandanten Grafen (gegenwärtig Fürsten) Bentheim Steinfurt, dessen in beyden Schlachten bewiesener Heldenmuth mit Verleihung des Theresienordens belohnt wurde; den Major Litzenmayer von Hochstädten. Noch haben sich ausgezeichnet der schwer verwundete Hauptmann Baron Hom und Baron Milius. Verwundet blieb letzterer am 22. May bis zum Ausgange der Schlacht bey seiner Compagnie. Die Feldwebel Stephan Borany, Gottfried Müller, Anton Franiek, Tamb. Woborzil, und Gem. Schleglowsky erhielten Tapferkeits-Medaillen. So hatte das Regiment, welches in diesem Feldzug seinen Brigadier, und einem seiner Obersten das Theresienkreuz, dem andern den Generalsgrad verdienen half, und über 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten verloren, seine gerechten Ansprüche auf den Mitantheil des Dankes seines erhabenen Monarchen erwiesen.

Der Waffenstillstand führte das Regiment in Canto-

nirung nach Ungarn, später nach Mähren. Nach geschlossenem Frieden kehrte es in seine alte Garnison nach Böhmen und Prag zurück, in welcher Stadt es gerade am letzten Tage des Jahres eintraf. Das erste und zweyte Bataillon lagen während dem Jahre 1810 — 1813 abwechselnd hier, und in den Festungen Theresienstadt und Josephstadt. Das dritte wurde aufgelöst, und erst im Frühjahr 1813 wieder errichtet. Ohne etwas einer besonderen Bemerkung würdiges widmete sich das Regiment während dieser Zeit den gewöhnlichen Geschäften des Friedens. Die Thätigkeit und Einsicht seines Regiments-Commandanten, und die eifrige Mitwirkung der Stabs- und Oberofficiers hatte es auf eine Stufe der Ausbildung gebracht, die ihm allgemeinen Beyfall erwarb. Zu neu sind die Ereignisse der letzten Zeit, welche die Feldzüge der Jahre 1813, 1814 und 1815 umfaßt, und noch frisch im Gedächtnisse jedes Militärs. — Überflüßig wäre es daher den Faden der Zeitgeschichte noch ferner in die des Regiments mit zu verweben, auf welche sich fortan und allein beschränkt werden wird. Am 25. Juny 1813 brach der Regiments-Stab mit dem ersten und zweyten Bataillon von Prag auf, und lag erst in Daubrowitz später in Lissa in Cantonirungsquartieren. Mit Anfang August concentrirte sich die böhmische Armee im Lager bey Hirschberg, wo Se. Majestät der Kaiser über selbe Revue hielt. Eine zweyte Besichtigung geschah im Lager bey Wrenay, bey der zugleich der Kaiser von Rußland gegenwärtig war. Nach publicirtem Kriegsmanifeste (16. August) eilten diese Bataillons in forcirten Märschen über Laun, Saatz, Commotau, Marienberg, Dippoldiswald auf Dresden zu, trafen am 25. August Abends auf dem Plauischen Grund ein, und hatten am 26. August an den unglücklichen Gefechten vor Dresden Antheil. Das fürchterlichste Unwetter war mit Napoleon am Tage der Schlacht gegen die Alliirten verschworen. In den unwirthbarsten Gebirgsgegenden hatten die Truppen seit mehreren Tagen der ungestümen Witterung getrotzt. Regenfluthen peitschte ihnen der Wind in das Gesicht. Kaum waren die nächsten Gegenstände durch den verfinsterten Dunstkreis zu erkennen. Bis an die Knie steckten manche Truppenabtheilungen im Schlam und Wasser der tieferen Zwischenräume. Unter diesen Umständen verboth die Klugheit, durch eine allgemeine Schlacht alles auf ein so gewagtes Spiel zu setzen. Man vermied sie nicht ohne großen Aufopferungen. Erst trat der linke, bald darauf der rechte Flügel den Rückzug an. Am längsten war das Centrum ausgesetzt. Nässe, gegen die kein Mittel mehr schützte, hatte Munition und Gewehr beynahe unbrauchbar gemacht, die Ereignisse und die Fatiquen der großen und erschöpfenden Märsche in von unaufhörlichen Regengüssen zu Grunde gerichteten, bodenlosen Straßen, hatten die Mannschaft bedeutend geschwächt und so endete der nach der Schlacht nothwendig gewordene Rückzug des Regiments bey Dux in der Nähe von Töplitz. Hier bezog es das Armee-Lager. Die folgenreiche Niederlage Vandammes bey Culm in eben diesen Gegenden durch eine zweyte Schlacht zu rächen, erschien Napoleon mit starker Macht von Dresden bey Nollendorf und drang auf Kinnitz vor. (18. November) Umsonst hatte er sich persönlich an mehreren Puncten ausgesetzt. Ohne das frühere Unglück gut gemacht zu haben, wurde er auf Dresden zurückgewiesen, und zu einer unfreywilligen verderblichen Waffenruhe gezwungen. Der heiße Kampf dieses Tages kostete das Regiment mehrere Todte und Blessirte. Neuerdings erschien in der Armee-Relation über die Tage bey Dresden und Kinnitz die besondere Auszeichnung des Obersten Grafen Bentheim. Angerühmt wurde der beym General-Stabe zugetheilte Unterlieutenant Baron Lamotte. Hauptmann Kossevich stürmte als Bataillons-Commandant mit dem ersten Bataillon den vom Feinde mit mehr als dreyfacher Überlegenheit besetzten Wald von Kinnitz, warf ihn, und schlug ein neues zur Unterstützung herbeygeeiltes feindliches Bataillon. Da bey dieser Gelegenheit ein Theil der 6. Compagnie vom Feinde umzingelt, und ihr Commandant bereits zu Boden geworfen, gefangen werden sollte, eilte er mit der dritten als Retter zur rechten Zeit herbey, und befreyte beyde. — Im persönlichen Kampfe erlegte er den einen der Feinde, die sich des Compagnie-Commandanten bemächtiget hatten, und trieb den andern in die Flucht. — Bey dem durch mehrere, am meisten aber durch die vor beynahe zweyhundert Jahren hier für große Zwecke gekämpften Schlacht, für Europa ewig merkwürdigen Leipzig, standen am 18. October eine halbe Million Menschen und mehr als tausend Feuerschlünde gegen einander.

(Der Beschluß folgt.)

Wanderung in die Ateliers hiesiger Künstler.

Krepp Ignaz (Alte Lerchenfelde Nr. 201 beym Blumenstocke) wurde den 18. Julius 1801 zu Wien geboren. Sein Vater: ein Bürger, ließ ihn zuerst die Graveur-Schule, unter der Direction des Herrn Klieber, besuchen; allein Krepp trat bald zur Historien-Zeichnung. unter den Professoren Maurer und Gsellhofer über, und bildete sich zur Kupferstecherkunst unter der Anleitung Blasius Höfels, dermahligen Professors der Zeichenkunst in der Wiener-Neustädter-Militär-Akademie. — Die Antiken studirte derselbe unter Herrn Caucig; und noch setzt der junge Künstler seine Studien nach den Modellen der Natur fort, um sich mehr auszubilden.

Seine bisherigen Arbeiten sind. Für Herrn Kettner, Kunst-Requisiten- und Musikalien-Händler auf der Mariahilfer-Straße: Christi Kopf, nach Leonardo da Vinci; — Madonna-Kopf, nach Rafael; — Madonna mit dem Kinde, nach Rafael; — heilige Anna nach Göbel; — Madonna mit dem Kinde, nach Ludwig Cararei.

Für Herrn Carl Haas zu dem Werke: „K. K. Gemählde-Gallerie im Belvedere ꝛc." Porträt Gastons de Foix, nach Palma dem älteren; — Isabella von Este, nach Tizian; Amor der Bogenschneider, nach Parmegianino; — Christus, nach Corregio; — heilige Magdalena, nach Guido Reni, heiliger Sebastian, nach Correggio; — Aldrovandi's Porträt, nach Tizian.

Für Herrn Kunsthändler Artaria: Das Porträt des berühmten Tonkünstlers Mayerbeer.

Vieles leistete auch Krepp für die wissenschaftlichen Unternehmungen des Hofrathes Freyherrn von Hormayr. — In dessen „Geschichte Wiens" sind von Krepp, die Bildnisse Carls VI. und des großen Eugen, welche Wien soviele herrliche Denkmahle der Baukunst, so viele Hülfsmittel für Wissenschaft und Kunst hinterließen, des Dr. Lazius, Wiens ersten Geschichtschreibers ꝛc. — in den so beliebten historischen Taschenbüchern, die Porträts S. E. des Herrn Oberstburggrafen, Grafen von Kollowrat-Liebsteinsky, des Herzogs Meinhard von Kärnthen-Tyrol, des berühmten Reisenden und Diplomaten, Sigmund von Herberstein, Stephans Csaky, des Marschalls Grafen Franz Nadasdy ꝛc. — Außer dem eigentlich geschichtlichen und künstlerischen Werth behaupten diese Taschenbücher wohl auch dereinst noch einen besonderen, als ein österreichisches Porträtwerk aus den ächtesten Quellen.

F. H. Böckh.

Miscellen über Wien vor 100 Jahren.

Außer den vielen noch in Wien bestehenden Säulen stand noch eine große Säule vor der Mariahilferkirche, eine derley vor der Augustinerkirche auf der Landstraße, dann nächst dem jetzigen allgemeinen Krankenhause. — Am untern Ende des neuen Marktes gegen die Kärnthnerstraße zu, stand der Pranger, meist betrügerischen Hühnerkrämerinnen gewidmet, welche dort ihren Markt hatten, — an der Courtine vom Rothenthurmthor aufwärts, gerade dem heutigen Müllerschen Gebäude gegenüber, eine hohe Stange mit einer Fahne, und einer mit einem Schwert bewaffneten geschnitzten Hand.

Öffentliche Brunnen waren: ein kleiner eiserner vor dem sogenannten Schönbrunnerhause, — ein großer ebenfalls zierlich umgitterter und mit der Statue des heil. Leopolds versehener am Graben vor dem jetzt Trattnerschen Hause, — am hohen Markt vor der heutigen Apotheke, — am Hofe zunächst der Nuntiatur, — am neuen Markte vor dem fürstlich Schwarzenbergischen Hause.

Das Pflaster bestand aus breiten Sandsteinen ohne Trottoir, in den Nebenstraßen aus Backkieseln, — viele Kellereingänge, und die correspondirenden Luftlöcher, welche besonders dem neuen Markte und dem Hofe, ein sonderbares Ansehen gaben, indem sie mitten auf den Plätzen angebracht waren, engten die Passage sehr ein.

Man sah größtentheils Schindeldächer, die ältern Häuser mit Hirschgeweihen an der Spitze versehen, die Beleuchtung schwach und die Laterne bald an den Häusern aufgehängt, bald auf dreyfüßigen Gestellen befestigt. — Die Scharwache mit Hellebarden und später mit Piken bewaffnet, durchzog Nachts die Stadt, durch die weitläuftigen Vorstädte streiften seit 1714 Dragonerabtheilungen. Bey allen öffentlichen Säulen, Gebäuden u. s. w. standen Schildwachen, zahlreicher noch auf den mit Kanonen stets besetzten Wällen. Die Hauptwache war das jetzige Feuerpiket, am Petersplatz. Noch eine starke Wache, jedoch ohne Kanonen, hatte ihren Posten gegenüber vom heutigen Theresianum. Von diesem Gebäude (dazumahls die Favorite) bis an das Kärnthnerthor war auch die Straße Nachts prächtig durch Laternen auf Pfählen erleuchtet.

Für den Unrath sorgten die öffentlichen Unrathkarren, 32 an der Zahl, zum Theil auch der Abdecker, welcher auf seinem Karren täglich von 7 Uhr bis Mittag die Stadt durchstreifte.

Man rauchte in allen Straßen, doch nur die gemeine Classe. Ein großer Übelstand war das starke Fahren in den mit Zierrathen überladenen, aber geschmacklosen, langen, tiefhängenden Wagen, meist mit vier Pferden bespannt.

Eben so lästig waren die Bettler, häufig lagen todtkranke Personen auf einem Strohsak in den Gassen, neben ihnen standen ihre Angehörigen, für sie bettelnd.

Duelle wurden oft nicht weit von der Stadt, selbst am Glacis nahe an den Vorstadthäusern vollführt, besonders nächst dem heutigen ungarischen Gardehaus und arteten durch Einmischung der Vorübergehenden in förmliche Scharmützel aus.

Unter die seither verschwundenen Schauspiele gehörten die Bärenführer und Marionettenspieler am Hof und Graben, und die Lustfahrten auf der Donau.

Vor dem Amtshause in der Himmelpfortgasse, dessen Portal grottenartig verziert und mit großen Ebenbildern des gekreuzigten Heilandes zwischen den Schächern versehen war, wurden die verurtheilten Verbrecher in einem Kreise der Wache, zwischen mehreren Geistlichen ausgestellt und betheten öffentlich durch drey Tage, jeden Tag eine Stunde.

Der Fischmarkt, oft prangend mit ungeheuren Hausen von ungarischen Fischern gebracht, war am hohen Markt vor dem heutigen Kriminalgericht, die Hühnerkrämer hausten am neuen Markte, die Gemüseweiber nächst der Ruprechtskirche. Die Fleischbänke nächst dem Lichtensteg und hohen Markt.

Große Pracht zeigte sich in dem Heer von Dienern, von denen besonders die ungarischen mit Säbel und Buzogany bewaffnet, sich auszeichneten und die Riesen von Heyduken mit ungeheuern Federbüschen — und bey Leichenbegängnissen, wo die nächsten Verwandten ganz verhüllt, die Fackelträger aber (meist kleine Knaben) in wahre Teufelsmasken gesteckt waren.

Die Gärten waren unsäglich geschmacklos, die Bauart, zwar nicht frey von französirendem Umgeschmack, doch noch höchst deutsch an Kernhaftigkeit des Materiale und Fleiß der Ausführung.

Man schmückte jedes Haus mit Bildsäulen, zierlichen Gittern und besonders mit prächtigen Fenstertüchern (Plahen nennt sie der Wiener mit einem uralten Ausdruck) die damahls allgemein die Stelle der Jalousien vertraten.

Das Stadtgericht (ebenfalls mit einem alten Ausdruck noch heute im Munde des Volks die Schrane genannt,) hatte eine Altane mit rothem Tuch bedeckt zu der eine offne, von einem Scharwächter bewachte Treppe führte. Im zweyten Stock waren die Gefängnisse mit Fensterkörben versehen, welch letztere die Erfindung eines Wiener-Stadtrichters um 1650 seyn sollen.

An gothischen, seither zerstörten Gebäuden standen noch, die Himmelpfortsklosterkirche, die Kirche im Bürgerspital, das Portal der St. Michaelskirche im ältesten Styl, jene zu St. Jacob nächst dem Stubenthor und St. Lorenz, alle einfach und selbst ärmlich. St. Nicolaus in der Singerstraße war ganz im modernen Geschmack gebaut, auch der Vordertheil von St. Dorothea hatte zwey moderne, geschmacklos aber mit Prachtverschwendung ausgeführte Thürme.

Das Parilergäßchen war durch ein Portal vom Schulhofe wie die Mariahilfer-Kirche durch eine Mauer mit prächtigem Portal von der übrigen Vorstadt getrennt.

Auf der Leimgrube zeichnete sich das einzige Haus zum blechernen Thurm unter niedrigen Holzgebäuden aus.

Die schönste Vorstadt war die Wieden bis zur Paulanerkirche, — in der Leopoldstadt ragten die drey Kirchen großartiger als jetzt unter den niedrigen Hütten hervor. Das jetzt an der Wand des Barmherzigen-Klosters befestigte Kreuzbild mit der schmerzhaften Mutter stand mitten in der Straße auf einem rohen hügelähnlichen Sokel.

Auf den Gassen trieben sich unter Equipagen, Bettlern, Senftenträgern, Türken, Ungarn, Doctore und Studenten in den sehr beliebten Radmänteln, Landbriefträger mit Spießen bewaffnet, zahlreiche Geistlichen, Magistratspersonen mit ungeheuren Perücken, mit niedergekrempten Hüten, zweyfarbigen Röcken mit blechernem Brustschild und Sammelbüchsen. Schönen mit goldgestickten Flügelhauben und Rauchfangkehrern, deren man keinen ohne breiten Hut sah, besonders die ungemeine Menge Scharwächter umher.

So wie die bereits erwähnten Duelle, waren auch Balgereyen unter Studenten, Werbern, Handwerksburschen, Juden und besonders mit Herrschaftsbedienten sehr häufig; gegen letztere ergingen öfters Mandate wegen des Waffentragens. Im Jahre 1712 wurde das Tragen der Degen ausschließend dem Militär, Beamten und Bürgern gestattet, den Studenten, Stadt- Feld- und Officierswagen aber verbothen, eben so den Heyduken die Säbel, Czakany, Pusikans, kleinere Streitäxte und den Handlungsdienern das Führen irgend einer Waffe untersagt.

Am 13. Juny 1712 hatte ein Laquey einen Studenten vor dem Stubenthor beynahe im Angesicht der Wache erstochen, im Jahre 1721 wurde sogar ein Gesandter, der gerade nach Hofe fuhr, von einem General gefordert, gezwungen aus dem Wagen zu steigen und nur dem gleich bescheidenen als kräftigen Einschreiten des Rumorhauptmanns gelang es, die Streitenden auseinander zu bringen.

Im April 1734 hatte eine Räuberbande ihren Sitz in den Leythabergen aufgeschlagen und den Kupferhammer bey Solenau, kaum eine Stunde von Laxenburg, wo der allerhöchste Hof gerade wohnte, mit unerhörter Kühnheit 11 Mann stark angegriffen, der thätigen Wienerrumorwache ward in Verbindung mit einigen Militärabtheilungen ihre Aufhebung befohlen, welche auch gelang.

Die Häufigkeit der Hinrichtungen mochte bewirken, daß drey Hochgerichte, nähmlich beym Räderkreuz am Wienerberg, — vor dem Schottenthor und auf der Gänsweide bestanden. — Öffentliche Strafarbeiten wurden bis ins Jahr 1740 im Stadtgraben verrichtet.

Ein Kavalier der im Jahre 1735 einen Doctor juris durch seine Bedienten hatte prügeln lassen, wurde zu dreymonathlichem Festungsarrest und 2000 fl. Geldstrafe, die Bedienten mit öffentlicher Züchtigung und Arbeit von zwey Monathen bestraft.

J. S.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv

für

Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 21. und Freytag den 23. December 1825.

(152 und 153)

Graf Niclas Salm, der Retter Wiens wider den großen Suleymann.

Es war in der That eine denkwürdige Übergangsperiode aus dem Mittelalter in die neueren Tage, die Zeit Max des I. und Carl des V. bezeichnet durch den Untergang des morgenländischen Kaiserthums, wornach die Türken, Persien und Calabrien, Ägypten und Wien, zugleich bedrohten, durch den Fall Burgunds, dessen Erbe an Habsburg gedieh, wodurch Österreich ein doppelte Markgrafschaft des Reiches wurde, gen Osten wider den Islam, wider Frankreich gegen Westen, durch die Kriege um Neapel und bald um ganz Italien, durch die Entdeckung der neuen Welt, und eben hierdurch Umstaltung der seit den Kreuzzügen orientalischen Richtung der europäischen Staatswirthschaft in eine abendländische, und Umschwung aller Münz- und Handelsverhältnisse — durch die Wiedergeburt der Wissenschaften, das Wiedererstehen der Alten, — durch die Buchdruckerkunst — durch die Reformation, — durch die wissenschaftliche Gestaltung der Tactik und des Seekrieges — und dazu vom äußersten Norden, wo ein großer rauher Czaar das tatarische Joch zertrümmert, bis auf die afrikanischen Küsten, wohin die nach achthundertjährigem Kampf aus Europa vertriebenen Araber flüchten, welches Sieden und Brausen und Aufkochen der verschiedenartigsten Kräfte, welche gewaltige Wechselwirkung der großen Massen, welches unerhörte Gedränge und Getreibe von Helden und Großen, wie andere Zeiten sie wenig gesehen!!

Und unter diesen Helden, welche Riesenfigur, der alte Niclas Salm, an der Zahl der großen Tage, die Er entscheiden geholfen, an der Wichtigkeit und Vielseitigkeit seiner harten Kämpfe, im ganzen Lauf des Jahrhunderte und in allen großen Crisen Österreichs, nur allein jener wahrhaft einzigen Heldengestalt des großen Eugen zu vergleichen!

So lange das „fortes creantur fortibus, nec imbellem feroces progenerant aquilae columbam" und „dos est magna parentium virtus" besteht — (und es wird ewig bestehen! —) so lange mag Salm sich eines Ursprungs erfreuen, auf der gesammten deutschen Erde unübertroffen! Bis in die Tage der Merowingen, über den großen Carl hinauf, reichen im Ardennerwalde seine urkundlichen Spuren. — Inschriften und Aufzeichnungen, die selbst schon über ein halbes Jahrtausend hinaufreichen, nennen die Salm unter den Häuptlingen der Tongern zu Ariovists Zeit.

Drey Jahre nachdem der Stifter des goldenen Vließes, Philipp der Gute, Herzog von Burgund, auf seinem goldenen Richterstuhle zu Mecheln, Johann den Altgrafen zu Salm-Reifferscheid, im Besitze der ihm von Heinrich VI. letzten Altgrafen zu Niedersalm, erbsweise hinterlassenen, von Luxenburg enklavirten Grafschaft Niedersalm bestätigte, 1458 wurde Niclas Salm von der Gräfinn Johanna von Harcourt geboren. — In früher Jugend verließ er, ein jüngerer Sohn, sein geringes Glück in den Ardennen, um ein größeres in Österreich zu suchen. — Mit siebzehn Jahren focht er mit den Söldnern Erzherzog Sigmunds von Tyrol, mit den Eidgenossen bey Granson und Murten wider die weltberühmten Burgunder Carls des Kühnen — hierauf für Friedrich den Vierten wider den großen Ungarnkönig Mathias Hunyady Corvin. — Er half den Tyrolern bey Callian, die Venediger unter dem kühnen Robert Sanseverin in die Etsch stürzen, — er war dem römischen Könige Maximilian bis an die Pforten seiner Haft zu Brügge gefolgt, und empfing aus seiner Hand das galdene Vließ, mit Veit von Wolkenstein, der erste, Österreich angehörige Edle (nicht Burgunder oder Niederländer,) der diesen erhabenen Orden getragen. — Er schiffte mit seinem Zögling, dem jungen Wilhelm von Rogendorf und mit

Grafen Wolf von Fürstenberg, nach Spanien hinüber, Philipp und Johanna wider des eigenen Vaters Ferdinand des katholischen List und Gewalt zu beschirmen. — Im Krieg wider Venedig eroberte Salm die Küstengegenden und das Festland zwischen der Etsch und dem Isonzo; — Waffenbruder Georgs von Freundsberg, Erichs von Braunschweig, Rudolphs von Anhalt, Casimirs von Brandenburg, der beyden Colonnas, Pescaras und der andern spanischen Helden, wie bey dem schnellen Allianzenwechsel Lautrecs, Gastons von Foix und Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel, war es auch Salm, der an Kaiser Carls V. 25. Geburtstag (25. Februar 1525) den großen Sieg bey Pavia und die Gefangennehmung Königs Franz entschied, sein Roß fällte, ihn verwundete und hinwieder von ihm verwundet ward. Er war es, der den großen Bauernkrieg im Gebirge Salzburgs und Steyermarks stillte. — Wie er dem ritterlichen Max, das Erbe von Burgund, seinem Sohne Philipp aber jenes von Spanien und Indien behaupten geholfen, so erfocht Niclas Salm auch dem Enkel Ferdinand, die seit dem „Verderben von Mohats," wo der letzte Jagellone, der unreife König Ludwig, mit dem Kern seines Adels gefallen, erledigte heilige Krone Ungarns. — An demselben Tag, da Ferdinand in seine neue Königsstadt Ofen einzog, überfiel Niclas Salm den Gegenkönig Johann Zapolya bey Tokay, und schlug ihn bis in Siebenbürgen hinein (21. Aug. 1527) überwand ihn nochmahls bey Erlau und dann bey Szinye und vertrieb ihn gänzlich nach Pohlen.

Zapolyas einzige Rettung lag nun im Bunde mit Suleymann, dem großen, dem siegreichen, dem prächtigen, dem Gesetzgeber, dem Überwinder Persiens, Syriens, und Ägyptens, der dann auch wirklich vor Wien erschien, der wichtigsten und letzten Vormauer des gesammten deutschen Vaterlandes, ja des gesammten Mitteleuropa, des Glaubens, der Sitte, und der Kultur. — Die Befestigung Wiens war unglaublich genug höchst elend. — Allein Niclas Salm, (selber ein Burger Wiens und Hausherr in der untern Bräunerstraße, unweit von St. Dorothee, wo er begraben seyn wollte, sein Haus ist nunmehr das gräflich Fiesische) hatte in sieben Tagen, das Unglaubliche gethan!! Die zu nahe am Wall liegenden Häusern und mehrere der sogenannten Lucken (so hießen die damahligen Vorstädte) wurden niedergerissen, die hölzernen Dächer abgetragen, große Wasservorräthe gemacht, das Pflaster aufgerissen, überall Lärmzeichen und Sicherheitswachen gesetzt, das viele Holz eiligst zu doppelten und dreyfachen Pallisaden verarbeitet, vom Stuben- bis zum Kärnthnerthor, 20 Schuhe hinter dem Wall ein neuer zweyter Graben und dahinter wieder ein Wall angelegt, die schwachen Stellen gegen die Donau, besonders von der Schlagbrücke bis zum Salzthurm stark befestigt, Alles was sich auf viele Meilen in der Runde an Lebensmitteln, Vieh, Wein, Getreide, befand, in die Stadt geführt und eine Classensteuer ausgeschrieben, welche für die ganze Belagerung zureichte, da König Ferdinand so sehr an Geld Mangel litt, daß er nicht ein Mahl vermochte, in diesem furchtbar entscheidenden Augenblick, seiner Hauptstadt selbst beyzuspringen. — Dem ein und siebzigjährigen Niclas Salm, einer Heroengestalt aus der Patriarchenzeit, war zur Beobachtung des Lagers und der Bewegungen des Feindes, der Stephansthurm nicht zu hoch. Sonst war er meist bey der großen Nothschlange zu oberst auf dem Kärnthnerthurm und bey den Augustinern.

„Suum cuique decus posteritas rependit: — quo magis socordiam eorum irridere licet, qui praesenti potentia extingui posse credunt, etiam sequentis aevi memoriam;" — dieses Kernwort eines der unsterblichen Alten, ist gleichwohl an Niclas Salm nicht in Erfüllung gegangen. Der zweyundzwanzigjährige Pfalzgraf Philipp, welcher erst unter Salm seine ersten Sporen verdienen sollte, wurde in vielen Geschichten, als der eigentliche Commandant Wiens genannt. Aber es ließ Salm dem jungen Herrn, dem erlauchten Sprossen eines kurfürstlichen Hauses nur den Rang und den Vortritt, also, daß er die Generalordonanzen unterschrieb, und daß an ihn des Feindes Aufforderung gewiesen wurden. — Salms Zögling und Unterbefehlshaber, Wilhelm von Rogendorf, dessen Tochter Elsbeth der greise Held sich vermählt, ist durch Medaillen auf diese Belagerung verewigt. Von Salm redet keine. — Erzherzog Ferdinand, in den Tagen der Belagerung Wiens, zu Linz geboren, der erste Ritter seiner Zeit, der Lorenzo da Medici des Hauses Habsburg, der Gemahl der schönen Philippine Welser und mit ihr, der Stifter der Ambrasser Sammlung, vereinigte in derselben auch die Originalrüstungen beyder Helden, Freunde und Waffenbrüder, Salm und Rogendorfs. — Sein Sekretär, Schrenk von Notzingen, gab im Ambrasser Heldenbuch, die Bildnisse und die Biographie der dort verewigten Heroen. Nur wenige davon fehlen, und Einer dieser wenigen ist gerade — Niclas Salm *) Bis in unsere Tage entbehrte der bescheidene Held der Kränze, die ihm so sehr gebührten.

*) Ja sein Verdienst bey Pavia wird fast überall den Spaniern, dem Lannoy und Peskara beygelegt und er sogar Solms, statt Salm genannt!

Rogendorf ist hoch gefeyert und doch, wie erhaben ist der alte Salm an den weltgeschichtlichen Augenblick geknüpft, wo er den Gränzstein: bis wie weit, und nicht weiter die, bis dahin unwiderstehliche Macht der Türken vordringen sollte? am Kärnthnerthor, mit dem eigenen Blut verkittete!? —

Nachdem Salm vom 23. Sept. bis in den halben October 1529, der Lockungen, der Drohungen, des Minenkrieges und der Stürme Suleymanns gespottet, und dieser Unüberwindliche, auch von der Seuche schwer heimgesucht, mit ungeheuerm Verlust abziehen mußte, und noch einen verzweifelten Hauptsturm wagte (14. October,) der abgeschlagen ward, empfing Salm, durch einen abspringenden, seinen rechten Schenkel zersplitternden Stein, die Todeswunde, im glorreichsten Augenblicke seines thatenreichen Lebens. — Rasch ließ er die meiste Reiterey und die leichten Truppen, bey der Lobau ins Marchfeld übersetzen und folgte selbst in der Sänfte, des Willens, einverständlich mit dem tapfern Commandanten Preßburgs, Wolf Öder und auf geheime Einverständnisse bauend, Gran, vielleicht auch Ofen, vor dem Feinde zu erreichen. — Aber bald wurden die Schmerzen unleidlich, die Anzeichen bedenklich. Man mußte eilen, sein nahes Schloß Marchek zu erreichen, und den Salmhof, der noch bis auf diese Stunde das Andenken des Erretters Wiens bewahrt. Noch durch ein halbes Jahr widerstand, unglaublich genug, diese markvolle Germanengestalt aus dem Tacitus, ihrer Auflösung, peinlich ringend mit Schmerzen und Schwäche. Erst am 4. May 1530 endigte der letzte Kampf des Heroen, dessen ganzes Daseyn ein Kampf gewesen. Die Leiche wurde nach Wien gebracht, wo Carl V. und Ferdinand der I. ihm in der Kreuzcapelle der Dorotheen-Kirche (wo die Gruft der Salme) ein herrliches Denkmahl errichteten, mit seinem, mit seiner Fürsten, mit seiner Waffenbrüder, mit seiner Thaten Bildniß. Als 1783 St. Dorothe aufgehoben und mit Klosterneuburg vereinigt, die Kirche entweiht wurde, kam dieß höchst merkwürdige Denkmahl deutscher Kunst, das wohl eigentlich in den Stephansdom gehörte, auf die salmischen Herrschaften in Mähren, zuerst nach Oppatowitz, dann nach Raitz, das durch ein seltsames Spiel des Zufalls, die Erbtochter des Hauses Rogendorf 1743 an den nun fürstlichen Ast von Salm-Reifferscheid gebracht hatte. — Bereits der Schottner-Schulmeister Wolfgang Schmelzel in seinem äußerst merkwürdigen Lobreim auf Wien, zählt dieses dem Helden Salm, Carl und Ferdinand gesetzte Mausoläum, unter Wiens vorzügliche Zierden dieser Art:

Die Dorotheer han ein schönes Klosterlein
Gepaut inwendig wie ein schrein,
Darinn Graf Niklas von Salm Grab,
An welchem du magst nemen ab:
Wie viel schlacht vnd ehrlich that,
Der Edle Graf begangen hat!

Daß dieses schöne Grabmahl nach der Aufhebung von St. Dorothe, seit 40 Jahren ganz aus Wien verschwunden, trug nicht wenig dazu bey, Salms Andenken der Vergessenheit zu überliefern. Erst vor zehn Jahren ward Salms und Rogendorfs Gedächtniß wieder aufgefrischt in diesem Archive Nr. 126 und 129 October 1815 mit dem Schillerischen Motto:

Ehre ward euch und Sieg: doch der Ruhm nur kehrete zurücke:
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein.
Ruhet sanft ihr Geliebten! Von Eurem Blute begossen,
Grünen die Bäume, es keimt freudig die fröhliche Saat.
Tausend Hände belebe der Geist, doch schlage in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein ähnliches Herz!
Schlage für's Vaterland und glüh' für der Ahnen Gesetze,
Hier, auf dem theuern Grund, ruh' das verehrte Gebein.

Vor dem Hochaltar der Kreuzcapelle erhob sich aus grauem Marmor, auf drey Stufen, ein länglichter hoher Sarg. Der Deckel weiset des Helden lebensgroßes Bildniß in vollem Harnisch, die Lanze hinter sich gelehnt, das große Schlachtschwert um die Lenden. Mit aufgehobenen Händen kniet er vor dem Gekreuzigten. Am Fuße des Kreuzes ruhet der Salmische Wappenschild, die beyden, mit dem Rücken gegeneinander gekehrten Salme. Der Grund ist mit Kreuzchen besäet, vom offenen Helm herunterwallend, die weiß und rothe Wappendecke, oben der Fürstenhut, die uralte, dynastenmäßige, fürstengleiche Herkunft anzudeuten. Als Helmzier wieder die beyden Salme. Oben gegen das Crucifix flattert ein Zettel mit der freudigen Losung des tapfern und glücklichen Kriegers mitten im freudigen Taumel seiner vielen Siege: Tibi soli gloria! die Inschrift lautet: — Dis. man. S. — Incomparabilis Heros, Nicolaus, Comes a Salm, Divi Ferdinandi Rom. Hung. ac Boem. Regis. Archid. Austriae, ab arcanis consiliis, Cubicular et supremus Provinciarum terrae Austriae Capitaneus. Quum D. Fridericus Rom. Imp. Philippus Rex, Carolus V. Rom Imperat. et Ferdinandus. Rom Caesar, Augusti Fratres rerum potirentur eorum auspiciis, reip. annis XLVI. fortem atque strenuem operam, domi, militiaeque navavit. Anno porro Dni MDXXIX. Solymanno Turcarum Tyranno Viennam obsessam atrociter oppugnante, dum dirutis moenibus invictum generosi animi robur, pro muro hostium minis opponit, saxo percussus letale vulnus accepit. Divus Ferdinandus, Patriae Pater,

virtutis rerumque gestarum gloriae ergo, hoc ei monumentum fieri curavit: Obiit IV: die Mensis Maji an Dni. Jesu Salvatoris MDXXX. virtutem posteri imitantor! — An den vier Seitenwänden des Sarcophages befinden sich zwölf Basreliefs, mit des Helden vorzüglichsten Kriegsthaten. 1. Schlacht bey Creazzo (15. Oct. 1513) 2. Schlacht bey Tokay (21. August 1527.) 3. und 8. Schlacht bey Pavia (25. Februar 1525) 4. Entsatz von Erlau (Dec. 1527) 5. und 9. Wien durch den großen Suleymann belagert, durch Salm und Rogendorf vertheidigt. 6. Schlacht bey Bicocca (22. April 1522) 7. Die Eroberung Friauls (1509) 8. Veronas heldenmüthige Vertheidigung durch Freundsberg, Salm und Colonna und der Entsatz durch Rogendorf und Lichtenstein (1513) 10. Schlacht bey Szinye (15. März 1528) 11. Schlacht bey Murten (22. Juny 1477.) 12. Tokay genommen. — Die Zwischenraume dieser historischen Tableaux füllen zehn Medaillons mit den Brustbildern der Fürsten, denen Salm gedient: Friedrichs IV. Max I. Philipps, Carls V. Ferdinands I. Sigmunds von Tyrol, Ferdinands des Katholischen, dann nebst seinem eigenen, jene seiner Kampfgenossen, Bourbon und Freundsberg, die ihm im Tode vorausgegangen.

Der IV. Jahrgang unseres Taschenbuches für die vaterländische Geschichte, jener auf 1823 enthielt nebst einem kurzen Lebens-Abriß des denkwürdigen Helden, auch einige noch unbekannte Actenstücke, als: Niclas Salm Bestallung zu Ferdinands des I. Obristen Feldhauptmann vom 2. May 1528, — mehrere Bulletins aus dem Feldzug wider den ungarischen Gegenkönig Zapolya von 1527, — Briefe des pohlnischen Helden, Grafen Peter Wisniowiecky, über des Sultans Anschläge auf Wien, — des berühmten Reisenden und Gesandten Sigmund von Herberstein Vertheidigung der beyden Zöglinge und Waffenbrüder Salms, Wilhelm von Rogendorf und Hanns Katzianer, die beyde wegen der unverschuldeten Unfälle bey Essek und Ofen (1537 und 1540) der Verrätherey angeklagt waren etc. — Allein dieser Actenstücke, waren im Verhältnisse zu einer so thatenreichen, glänzenden Laufbahn eines vollen halben Jahrhunderts, viel zu wenig. Um so eifriger fuhren wir in unsern Sammlungen fort, und so feindselig auch der Vandalism mancher Actenvertilger uns entgegen trat, um so edler both uns die Sorgfalt hoher Männer die hülfreiche Hand, und so liefern wir hier dennoch eine kleine Auswahl von Urkunden, nicht nur interessant, für das Leben des Helden von welchem die Rede ist, sondern auch, für die Historie der beyden Kaiserbrüder, Carl und Ferdinand, für ihre Zeit, deren Begriffe und Sitten. — Nr. 1. dato Innsbruck 28. Juny 1525 und Nr. 2 und 3 vom 28. December desselben Jahres vom Augsburger Reichstage, zeigen uns das redliche Bemühen Ferdinands, trotz seiner geringen, öfters den Hof selbst, peinlicher Verlegenheit bloß stellenden Geldmittel, Salms große Verdienste auszuzeichnen, und ihm, wenigstens nach und nach, zur Hereinbringung der großen Vorschüsse zu verhelfen, die er für seines Herren Dienst willig geleistet, und sich dabey oft dem ungestümen Andrang schonungsloser Gläubiger ausgesetzt hatte. — Es ist beynahe rührend, wie dem Heroen von Creazzo, von Marano, von Bicocca, von Pavia, ein Gnadengehalt von 200 fl. verliehen, wie ihm bey der Regierung zu Wien, ein Silberservice, beyläufig vom nehmlichen Werthe angeschafft wird, als Ehrensold für den, Hauptsieg von Pavia, für die Gefangennehmung des Königs Franz, und so vieler Fürsten und Großen, und wie er endlich auch dafür, die Burgen Kreitzenstein (an der Donau, gegenüber Greifenstein,) erhielt. Unter den beyden jüngern Niclas Salm, seinem Sohn und seinem Enkel, war dieses Kreitzenstein, der heimliche Zufluchtsort manches, von seinem Herde vertriebenen Protestanten von großer Gelehrsamkeit und strenger Tugend, ein wahrer Musensitz, und Sammelplatz wackerer Geschichtsforscher und Dichter, Weidmänner und Tonkünstler. — Ein seltsamer Zufall, daß eben dieses Kreitzenstein, noch einmahl der Lohn einer folgenreichen kriegerischen That wurde, der Lohn der Rettung Ferdinands II. durch den Obersten der Dampierrischen Küraßiere, Gebhard Saint Hilaire. — Der schwedische Heeresfürst Torstenson legte es in Schutt und Trümmer, als er 1645 nach dem Siege bey Jankau, dräuend an den Wiener Donaubrücken erschien. — Laut Nr. 6. gibt Carl V. dem an seiner glorreichen Todeswunde hinsiechenden Niclas Salm, wenige Tage nach seinem Ende, einen Jahrsgehalt auf das, vorzüglich durch ihn, dem Sforza wieder eroberte Herzogthum Mayland. — Nr. 4 und 5 betreffen seinen Sohn Niclas, der schon im Knabenalter, für ein Wunderkind an Kenntnissen, an Liebenswürdigkeit, und jeglicher Mannestugend galt. Er war die Zierde der hochberühmten Schule bey den Schotten zu Wien, denen damahls ein berühmter Mann als Abt vorstand, Benedict Chelidonius, Musophilus, aus dem Kloster St. Egyd zu Nürnberg, Max I. Historiograph und gekrönter Dichter, sein vertrauter Freund und von ihm vielfach in Gesandtschaften und andern Staatsgeschäften gebraucht, ein Busenfreund und Correspondent jener zwey unsterblichen Nürnberger Albrecht Dürers und des Kriegs- und Staatsmannes, Kunstfreundes und Geschichtschreibers Willibald Pirkheimer. — Im jugendlich-

sten Alter spielte der junge Niclas Salm, vor Carl V. und seiner Schwester der Königinn Maria von Ungarn, in einem vom Abte Benedict verfaßten Reimspiel: „Der Kampf der Tugend mit den Lastern." — Es erschien im Drucke, geziert mit den Nahmen der Edelsten aus der studierenden Jugend, mit Holzschnitten und Musiknoten, auch für die Kunstgeschichte merkwürdig. — Der Schottner Abt eignete das Büchlein dem jungen Niclas Salm zu. „Dein Vater (sagt er in seinem Vorworte) hat den uralten Glanz und den bis auf die Römertage zurückreichenden Ursprung durch die eigenthümliche Tugend noch überbothen und einen doppelten Schimmer auf dich vererbt. Sein Nahmen hat in Deutschland hohen Ruhm, er hat in Italien geglänzt und in Frankreich und selbst unter den kriegerischen Eidgenossen. In den Waffen ergraut und ein echter Biedermann und Vorfechter, blieb sein thatenreiches Leben doch nicht bar der zarteren Genüße der schönen Wissenschaft und der Kunst. Darum hat sein kaiserlicher Herr Maximilian ihn eben so sehr geliebt, als an seinen Heldenthaten sich erfreut." — Nr. 4 thut eine bedeutende Erwähnung von dem jungen Niclas. — Die Hoffräulein und Kammerzofen der jungen Königinn Anna bathen ihn (der, trotz seiner Jugend, Vize-Hofmarschall war) bey Ferdinanden dafür einzuschreiten, daß ihnen von Hofes wegen, eine Anzahl Schuhe und Pantoffeln verschafft würde, da sie so oft tanzen, und daher gar viele zerreißen müßten! Ferners hatte der König ihm, (damahls schon Oberstvorschneider,) einen jungen und vornehmen, türkischen Kriegsgefangenen geschenkt, Nahmens Scander (Alexander) der um die damahls ungeheure Summe von tausend Ducaten ranzionirt werden sollte, welchen aber der junge Salm alsogleich auszuliefern versprach, wenn der Papst, oder die Republik Venedig ihn verlangen sollten.

Von dem alten Helden Niclas Salm sind zwey Original-Rüstungen auf uns gekommen: — die eine ist in der Ambrasser Sammlung, — die andere im Franzens-Musäum zu Brünn. Bey dieser befand sich auch eine köstliche Trophäe, nehmlich des durch Salm gefangenen französischen Königs Franz I. langer Panzerstecher, mit schwarzem Griff, und Handkorb. Als die Franzosen 1805 zur Austerlitzerschlacht in Brünn lagen, erbath es sich der Marschall Mortier, dieses Kleinod zu sehen welches ihm auch der Fürst Salm ohne Anstand vorwies. — Der Altgraf Franz Hugo von Salm schenkte es, dem vorzüglich durch den Betrieb und durch die reiche Gabe dieses bekannten Freundes vaterländischer Kunst, Wissenschaft und vorzüglich Industrie, zu Stande gekommenen mährisch-schlesischen Landes-Musäum. (Archiv von 1816. Nr. 40.)

Was die großen Vorschüße betrifft, welche Salm gethan, der seine Reiterey und seine deutschen Lanzknechte, fast immer und gänzlich aus Eigenem warb und errichtete, verpflegte und bezahlte, so deuten mehrere kaiserliche Briefe auf derselben Wichtigkeit und Beträchtlichkeit. In den Venetianischen Feldzügen unterhielten Er und Sigmund von Dietrichstein, fast das ganze Kriegsvolk auf eigene Kosten, und waren die großmüthigen Wirthe der Fürsten von Braunschweig und von Anhalt. — Dafür verschrieben dem alten Salm, Max und Ferdinand I. 7. October 1501 zu Innsbruck, 1516 zu Rosenheim, 5. July 1516 zu Bregenz, 11. März 1528 Stadt und Schloß Marchek, und das Schloß Ort, wie es bisher der Graf von Kanischa besessen. Carl und Ferdinand gaben ihm dazu die Jagd, nach Hausnothdurft und Wohlgefallen, verhießen ihm die Hauptmannschaft zu Neustadt, wie sie damahls Melchior von Mannsmünster inne hatte und die ersten erledigten Lehen, Korneuburg, die Stadt mit Renten und Umgeld, auch auf dem Lande, zu der nahen Burg Kreutzenstein, das Regiment Cuirassier, das er ganz aus Wallonen geworben, 29. März 1523 die Bestallung als oberster Feldhauptmann zuerst mit 300 fl. Reinl. Pension, dann 2. May 1528 mit 800 fl. Bestallung. — Am 21. September 1528 lösete Ferdinand Hellfrieden von Megkau die verpfändete Grafschaft Neuburg am Inn ab und verlieh sie Salm. — Noch viel größere Vorschüße leistete der noch viel reichere Rogendorf, dessen Mutter die Erbtochter der wohlbegüterten Steyermärkischen Familie von Wildhaus gewesen war, dem das Glück in Spanien und Afrika gelächelt hatte, und der mit den Fuggern von Augsburg im Compagnie stand.

Aber auch noch andere Urkunden zeigen die überaus wichtige Stellung Salms in Krieg und Frieden, nahmentlich im großen Bauerkriege (1525 — 1526) der von den adriatischen Küsten, vom Tridentinischen und von Salzburg bis tief in Niedersachsen, und bis über den Rhein, in Elsaß tobte, die Lösung der Dienst- und Leibeigenschaft, der Abgaben, der Wildbahn, des Fischfanges, des Holzschlages, erzwingen sollte, aber die Landescultur auf Jahrzehende hinaus gräulich untergrub. Den Salzburger Erzbischof Matthäus Lang, hatten die Bauern in seiner Feste Hohensalzburg eingesperrt. — Da die Flamme auch alles Land an der Mur und Drau zu ergreifen drohte, sammelte Sigmund von Dietrichstein schnell seine Söldner und rückte dem Oberfeldherrn der Bauern, Michael Gruber entgegen. Allein die Bürger und Bergknappen von Schladming und seine eigenen Söldner verriethen ihn. Er wurde überfallen,

geschlagen, mit dem größten Theile seiner übermüthigen Ritterschaft gefangen und 32 aus derselben, vor dem rothsamtenen Feldstuhle Grubers enthauptet, um die an mehreren Bauern verübten Grausamkeiten zu rächen. Die Trauerkunde wurde anfangs allgemein als ein unglaubliches Mährchen verlacht, alsdann aber erzeugte sie, wie immer, panischen Schrecken. Man war thöricht genug, sogar Dietrichstein des Verrathes anzuklagen und dieser Liebling Max des I., welcher im Grabe zu Neustadt, neben ihm ruhet, mußte sich in allem Ernste, in Schrift und Druck reinigen von dem schmählichen Wahn. — Da sendete Ferdinand den Grafen Niclas Salm, der Schladminger Verrath, „mit eiserner Ruthe" zu züchtigen. Unglaublich schnell, bey Tag und Nacht, durch die verborgensten Schluchten, stand Salm und sein rascher Hauptmann Philipp Stumpf, auf ein Mahl überall, wo der siegtrunkene Haufen sie am wenigsten vermuthete, beruhigte die Steyermark, wie durch einen Zauberschlag, und entsetzte Radstadt, erzwang ein Ende des Krieges im salzburgischen Pinzgau, Pongau und Lungau. — Schladming mehrte die Schuld des früheren Verraths durch die kaum erklärbare Tollkühnheit, dem Sieger Salm die Thore zu verschließen. Es wurde erstürmt, den Flammen übergeben, aus der Reihe der Städte hinweggestrichen und unter die Marktflecken zurückgesetzt. Nach diesem unausweichlichen Beyspiel der Rache und Strafe, überließ sich Salm seiner angebornen Milde gegen die Verblendeten, während andere Bundesobersten, wie der Truchseß von Waldburg, nur darnach dürsteten, ihre Hände im Blute der Bauern zu waschen, und die Rädelsführer in unerhörten sinnreichen Martern umkommen zu lassen, auch sogar des geheimen Raths Instruction an Salm ausdrücklich sagte: „Es sey ganz und gar nicht nöthig, die Gefangenen, mit offenen Rechten zu überwinden, ihnen zeigen gegenuber zu stellen, oder ihr geständnuß abzuwarten. Er solle nur ohne weiters mit hencken, redern, spissen, hackenwerffen, schinten und anderer grawsamber straff firgehen." Am 27. Juny 1526 aus Speyer ersuchte Ferdinand den Grafen von Ortemburg, seinen Freund Niclas Salm dahin zu vermögen, daß er die Oberfeldherrnstelle in dem Krieg in Ungarn wider die Türken annehme, an der Seite Ferdinands, welcher selbst seinem Schwager Ludwig zuzuziehen entschlossen sey. Der Zug aber unterblieb und zwey Monathe darauf erfolgte die schreckliche Niederlage von Mohats.

Eben diese aber wurde auch der Giebel von Salms hohem Verdienst um das Kaiserhaus. Mit seinem jungen Sohn wurde er selbst der Bothe jener raschen und geheimen Bewerbungen um die heilige Krone, und beyde eilten nach Preßburg, wohin sich Ferdinands Schwester und des bey Mohats erschlagenen Ludwig Witwe, die Koniginn Maria geflüchtet und wo endlich der unversöhnliche Haß des alten Palatinus Bathory gegen Zapolya, die Wahl Ferdinands entschied. — Am 23. Sept. 1526 meldete der junge Niclas Salm aus Haimburg das glückliche Resultat ihrer Besprechungen. Der Vater hatte sich bereits an die Spitze seiner Kriegsvölker gestellt und erstritt nun über den, von den Türken und Pohlen unterstützten Gegenkönig Zapolya einen Sieg nach dem andern, wofür er, nahmentlich für den Sieg bey Tokay, das Schloß Marchek erhielt, dessen Hauptmann er gewesen, zu lebenslangem Pfand, so wie Kreuzenstein ihn für den Sieg von Pavia und die Gefangennehmung des heldenmüthigen Königs von Frankreich hatte belohnen sollen. — Am 13. März 1530 zu Prag, ehrte Ferdinand seinen, in der Belagerung Wiens durch den großen Suleymann erprobten Heldenmuth, noch durch die weitere Gunst, daß auch nach seinem nahen Tode, alle seine Söhne, lebenslang, ohne Ablösung, bey der Pfandschaft Marchek verbleiben sollten.

Salm hatte 1506 die Heirath seines Zöglings und treuen Waffenbruders Rogendorf, mit der Gräfinn Elsbeth von Öttingen gestiftet, und wurde zuletzt noch, Rogendorfs Schwiegersohn. Obgleich bereits 62jährig, und mit den Lorbern von 17 Feldzügen geschmückt, doch noch immer derselbe, gewaltige Kampfheld, reichte Salm (1521) seine Hand, dem ersten Sprößling dieses Ehebundes, der vierzehnjährigen Elsbeth Freyinn von Rogendorf.

Als Salm sich anschickte, seinen König Ferdinand, mit dessen Hülfsvölkern in den türkischen Krieg nach Ungarn zu begleiten, (wahrscheinlich wäre dann wohl nie die Niederlage von Mohats erfolgt?) errichtete Er am 1. May 1526 einen Heirath- oder Vermächtnißbrief, kraft dessen seine Gemahlinn Elsbeth, geborne von Rogendorf, nach seinem Absterben die Herrschaft Ort, mit allen Zugehörungen zum witiblichen Unterhalt lebenslänglich genießen: in Fall aber sie sich wieder verehlichen würde, alsdann seine nächsten Erben diese Herrschaft übernehmen, die Lehen hierüber von den Erzherzogen zu Österreich empfangen, und Elisabethen eine Summe Geldes dafür bezahlen sollten. — Nach Salms Tode, hatten sowohl die Witwe, als die sämmtlichen Sohne, noch sehr bedeutende Soldrückstände zu fordern. Zum Theile wurden sie dafür auf geistliche Güter angewiesen, zum Theil an die Fugger. — 1531 erbath, und erhielt Elisabeth einen Freybrief, für die, nach der zum Theil verödeten, Stadt Marchek bestimmten Ansiedler aus Schwaben, damit selbe, mauthfrey auf der Donau herabkommen könnten, ferners, daß ihr das Dorf Lassee gegen ihren Markt Habersdorf, Tauschweise überlassen, und ihr auch das Moos, oder Geröhr, Breitensee, überlassen werden möchte. — Noch in demselben Jahre wurde sie von Kreitzenstein nach Prag zu ihrer Freundinn, der Königinn Anna, berufen, ihr in Kindesnöthen beyzustehen, was sie auch bis zu Annas Tode, jedes Mahl mit der größten Liebe und Aufopferung wiederhohlte, und wofür ihr, 1540 die Königinn nicht nur zwey prächtige Pokale von Gold und Krystall mit kunstreicher Arbeit verehrte, sondern auch 1541 durch dringende Schreiben an Carln V. erwirkte, daß die von ihrem Vater Wilhelm besessene Comthurey des spanischen Calatrava-Ordens, an ihren Bruder Christoph von Rogendorf, überging. — Nachdem sie den hohen Gatten, 20 Jahre überlebt, stiftete einen ewigen Jahrstag, und reiche Spende an alle Armen: „Frau Elisabeth, wailand Grafen Niclas von Salm des ältern Witib, geborne Freyinn von Rogendorf" am 28. Sept. 1550 „aus ihrem Handgut von Tausend Pfund Pfenning, so bey Sebastian Huettstocker,

röm. kaiserl. Rath, Bürgermeister und bey dem Rathe der Stadt Wien anliegen." Vorzüglich durch sie, wurde auch 1547 Marchek, durch das bisher dem Stift Heiligenkreuz angehörige Dorf Baumgarten an der March kaufsweise vergrößert und bewirkt, daß zum Bau eines neuen Hofes, und zur Ausbesserung der Zwinger und Gräben der Gränzfeste Marchek, eine jährliche bestimmte Geldsumme bewilliget wurde, daß 20. December 1548 ihr Sohn, Graf Niclas Salm, Obrist-Kämmerer, Ritter des goldenen Vließes, Hauptmann des königl. Preßburger-Schloßes, und General-Feldobrister in Ungarn, von der Koniginn Anna zur Wiedereinlosung der an den Freyherrn Bernardin von Menessis verpfändeten Grafschaft Neuburg am Inn, 40,400 fl. gegen Ratenweise Rückzahlung bekam und ddto. Prag 13. März 1549 den kaiserlichen Befehl und die Macht über die Ein- und Ablegung der sämmtlichen Feldposten erhielt, zu Folge dessen er die Beförderung der Posten durch den Hofpostmeisters-Verwalter Martin von Paar bewerkstelligen sollte. Eben so verordnete auch, Ferdinand I. ddto. Prag 10. Februar 1549, als Niclasen Salm der erste Sohn geboren wurde, den berühmten Sigmund von Herberstein und den Freyherrn Christoph von Eytzing als seine Gesandten, zur feyerlichen Taufhandlung.

Drey Niclas Salm, alle drey Ritter des Vließes, glänzten als Feldherrn und Locumtenenten in Ungarn. Der dritte Niclas, gewann den Beynahmen: „Die Liebe der Ungarn." Sein Bruder Egon oder Egg, Feldobrister zu Raab und Hauptmann zu Preßburg, hieß: „der Türkenschrecker." — Es verdient in der That bemerkt zu werden, daß unter allen deutschen Feldherrn, die in Ungarn gegen die Türken, und mitunter auch gegen die, vom wahren Wege abgewichenen Ungarn gestritten haben, (die zwey Fürstenpersonen, Carls von Lothringen, und Eugens von Savoyen allein ausgenommen) kaum ein einziger Nahme von allen Flecken des Ehrgeitzes und der Habsucht so frey, und (ganz anders, als Basta, Caraffa, Souches, Heister, rc.) bis auf die heutige Stunde in so gutem Andenken sey, als Salm. — Wir lassen nun einige dieser merkwürdigen Urkunden Ferdinands selbst reden.

I. Getreuen lieben. Nachdem sich der Edl vnser lieber getreuer Niklas Graf zu Salm der Eltere yetzo in Italien vnd sonderlich vor Pauia in der Schlacht bey Kunigs von Frankreich niderlag und väncknuß, so manlich vnd ritterlich gegen dem veinden gehalten hat, darduch wir geursacht sein, Ime deßhalben zu sondern Eren vnd gedächtnuss Ain vererung zutuen.

Demnach Empfelhen wir Euch ernstlich, das Ir Ime Ain oder mehr stukh Silbergeschir, vngeferlich von dritthalb bis in iij c gulden wert machen lasset, vnd Ime von vnsern wegen vereret vnd schenket vnd Zubezahlen verordnet. Daran tuet Ir vnsre ernstliche meinung, Datum Inspruck den 28. Juny A⁰no 1525.

An die Rait Camer zu Wien.

II. Getreuen Lieben, Nachdem wir verschiener Zeit dem Edeln vnserm lieben getreuen Niclasen Grauen zu Salm dem Eltern vnserm Rat vnd Camerer aus etlichen beweglichern vrsachen Zwayhundert gulden Rheinl. gult von Lehen oder andern selligen gütern zurzustellen vnd verfolgen zu lassen geerdigklich verschrieben haben. Inhalt dessen vnser verschreibung.

Demnach Empfelchen wir Euch ernstlich, das Ir dieselb vnser verschreibung besichtiget, Vnd darauf ordnung machet damit gedachten Graf Niclasen aus vnserm vitzumbs Ambt in österreich onder der Ens oder ainen andern ort hinfuro jerlich ij c gulden Rheinl von vnsern wegen geraicht vnd bezahlt, solang bis Ime die obgedachte Lehen oder güter die ij c gulden gullt ertragen, megen zugestelt werden. Doch was Ime zu ainigung von solchen Leben vnd guetern eingeraumt, das sulle Ime, an denselben ij c gulden alwegen nach gebur, Inhalt berürter vnser verschreibung abgezogen werden.

Daran tut Ir unser ernstliche maynung, Datum Augspurg den 25. Dezember. 1525.

An die Rait Camer zu Wien.

III. Getreuen lieben wir fuegen Euch zu vernemen das wir entschlossen sein Graf Niclasen von Salm dem Eltern ons seines getreuen ond Redlichen verdienens willen ond dem genedigen willen so wir zu Jene tragen das Sloss Greitzenstain mitsambt dem Landgericht biezugehorig mit ij c phundt phennig jerlicher gult auf dem necxstumbliegenden Dorffern, so ons ytzt in das haubt Ambt gehörig Lehensweys Erblich zugeben ond zuegesellen.

Nun hat Er ons selber ondertänieglich ersuechen ond pitten lassen, Ime den wiltpan an ainen helizl, genannt am Rorwach, so (Als er ons richt) vordalweg zu dem Sloß Greitzenstein gehert hat, genediglich darzue verfolgen zu lassen. Die weil wir aber bemeltes helizlein halben, khein wissen tragen, Verhelhen wir Euch ernstlich, das Ir euch aller gelegenheit mer angeregtes helizlnein, was ons daran gelegen, ob wir daselbst ain lusst gejaidt haben megen, ond anderen mit vlaiß erkundiget ond nochmahls ons darauf sampt Eurem Rat und gutbedunncken der halben getreun onderreicht tuet. Den wir wollen nit gern im gejaid etwas vergeben, das ons kunfftigklich gereuen möcht, daran beschieht onser ernstliche maynung Datum Augspurg den 26. Dezember 1525.

An die Rait Camer zu Wien.

IV. Ferner zaigt Ir an, wie die Junkfrauen in meiner lieben gemahl Frauenzimmer, Euch gar sehr angelangt haben, für Sy zupitten, daß wir Jnen ein Anzall schuach ond Pantofl zukhauffen verschaffen geruhten, in Bedenkhedung das Sy offt tanzen ond der vil im Jar verreissen mußten mit mereren Inhalt. Nun ist es ihrem begern stat zuthun, ond damit ein neuen prauch bey hof zumachen, nit gemaint, des mögt Ir als allt vernutzt...... gemelteten Junkgfrauen wol anzeigen, wolten wir Euch zu anturt unsere mainung nit verhallten.

Geben zu Nürnberg den 11. October 1522.

V. Ich Niclas graff zu salm Der Jünger, onsers genedigisten Herrn Ertzhertzog, Ferdinando rc. Furschneider, Bekhenne, Nachdem mier Vorgemelter, mein genedigister Herr, auß sondern genaden, vnnd vonn Wegenn meiner getreuen Dienst, so Ich Irer furstlichen Durchleuchtikheit gethaun vnnd noch thain soll vnnd will, dem fürnemben türkhenn, mit namen skhender, so das Nägst Jar, bey Maran gefangen worden vnnd in der neustat zuuerwarung gelegen, mier frey ledig vnnd zu aigen gegeben. meinis willens und gefallens mit Ime zuhandlen, Vnd mirr derselb türkh, durch Irer furst-

liche Durchleuchtikheit verordnt stathalter vnd Hoffradt, der Niderösterreichischer lander, Nach Inhalt vnd vermegen Ier durchleutikheit beuerlich zuegestelt ist worden, doch mit der beschaidenheit, ob die bäbstliche Heilikheit oder die venediger die f. d. mein genedigisten Herrn, Vmb den bemelten tüerthen. Weil vnnd noch Inn meiner gewaltsam habe, anlanngen wurden, das ich dann denselben vmb tausend Ducaten zulösen geben solle, Welchs ich mich hiemit in kraft ditzs briefs also wie obgemelt zuthuen vey meinen trewen verpindt. Vngefüet zu mererm Vrkhundt. Nachdem Ich khain gegraben Insigel nit hab, habe Ich miet vleis erpetten die wolgebornen herrn, herrn Wolfgangen freyherren zu Rogendorf vnd molnburkh ꝛc. meinen lieben Herren. Auch herrn Ruedolffen vonn hohenfeldt ꝛc. Fürstlicher Durchleuchtikheit ꝛc. Ratt, das sy Ier Insigel auf diesem brief zurückh aufgedruckht haben, Doch Inn vnd Iren Insigeln anschaden. Geben zu wien am Achtundzwaintzigisten tag des Monats May Imb vierundzwaintzigisten Jaren.

VI. Carolus V. Divina favente Clementia Romanorum Imperator Augustus, Rex Germaniae, Hispaniarum, utriusque Siciliae, Hierusalem, Insularum Balearium, Fortunatarumque, ac novi Orbis Indianum etc. Archidux Austriae, Dux Burgundiae, et Galliae belgicae Dominus Supremus. Notum Facimus tenore praesentium universis, quam Superioribus Diebus Illustrem Franciscum Sfortium Ducem Mediolani, Principem, et Consangvineum Nostrum Charissimum ea lege in Dominium Mediolanense reduxerimus, aliennationesque in eo Dominio per alios, quam per ipsummet Ducem, cum assensu et confirmatione, nostra Factae, Cassas, et nullas declaraverimus, ut Dux ipse pro remunerandis his, qui in eo Dominio, dum id non semel, sed pluries a Gallis liberamus, Sub auspicijs Nostris militaverunt, quique propterea non minus de Nobis quam de ipsomet Duce bene meriti esse videbantur, Annuum redditum. Viginti millium Ducatorum auri, Securum ac certum pro Quadringentis Ducatorum millibus (quocum ducentena millia ex pecunijs per ipsum Ducem Nobis persolvendis relaxare contenti Fuimus) redimendum in eo Dominio constituere, assignare teneretur, quem Nostro Nos arbitrio inter Viros, de Nobis bene meritos dividere possemus, veluti in Instrumento legum Duci impositarum (adquod relatio habeatur) latius continetur. Nos pro nostra in bene meritos gratitudine volentes, hujusmodi redditum viginti millium Ducatorum auri inter Viros de Nobis bene meritos, juxta uniuscujusque merita dividere, non immemores, qua Fide, ingenio, virtute, Dexteritate, atque Prudentia Nobilis, Fidelis Nobis dilectus, Nicolaus Comes de Salm, Provinciarum Nostrarum Austriae, generalis Capitaneus in eodem Dominio Mediolani recuperando, et conservando, praesertim in Papiensi pugna, tanquam Equitum et peditum Nostrorum Germanorum Capitaneus generalis, se, atque Vitam ipsam infinitis periculis et belli Discriminibus exponendo inserviverit, ita ut de Nobis bene meritus nullis non peculijs muneribusque dignus esse videatur, eidem Nicolao comiti de Salm, ob sua erga Nos merita ex dictis Viginti Ducatorum millibus per Nos (ut praemittitur) dividendis, mille Ducatoros Annui redditus concedere voluimus, atque tenore praesentium ex certa Nostra Scientia deliberate et consulto mille ducatos Annui reditus ex dictis viginti ducatorum millibus per ipsum Illustrem Ducem (ut prefertur) constituensis, et assignandis, eidem Nicolao Comiti de Salm, pro se, Suisque Haeredibus et Succesoribus et quibus dederint, vel commiserint, dare, concedere voluerint, Damus Donamus, Concedimus, et elargimur, Volentes, et decernentes, ne idem Nicolaus comes de Salm, dictique ejus haeredes, et Successores hujusmodi mille Ducatos, (ut praemittitur) assignandos Singulis Annis habeant et recipiant, habereque et recipere atque in suos proprios usus convertere debeant, eosque vendere, donare, alienare, de eisque ad ipsius Nicolai Comitis de Salm, suorumque Haeredum, et Succesorum liberalem Voluntatem et Arbitrium disponere valeant, absque ullo impedimento, aut contradictione nulloque alio a Nobis ipsove Duce Mediolani assensu exspectato tamdiu, et quousque per ipsum Ducem, Suosve Haeredes et Successores hujusmodi mille Ducatorum pro viginti millibus Ducatorum redemptus fuerit. Mandantes eidem Illustri Duci Mediolani, ut cum primum his litteris Nostris requisitus fuerit, juxta earum, atque legum eidem Duci (ut praemittitur) impositarum et per eum receptarum Formam et tenorem, dictos mille Ducatos Annui redditus in loco securo ac certo constituat et Assignet. Quam Constitutionem, et Assignationem Nos ex nunc, prout ex tunc, et e contra, Tenore praesentium confirmamus, Ratificamus, et approbamus, dictosque mille Ducatos Annui Reditus Dux ipse Singulis Annis, incipiendo a Die primo Sequentis Anni Millesimi Quingentesimi Trigesimi, primi realiter, et cum effectu persolvi faciat, quousque eum redditum ab illo Nicolao Comite de Salm, suisque Haeredibus et Successoribus: ut praemittitur pro viginti Ducatorum millibus Redemerit, et non contra fierive ratione aliqua, ab causa permitat, si gratia, Nostra illi Chara est, utaenamque, in Investitura per Nos illi concessa impositam incurrere formidat, quam ipso Facto eum incurisse decernimus et declaramus harum Testimonio literarum Manu Nostra Subscriptarum et Sigilli Nostri Caesarei appensione munitarum, datarum Insprugk, die decima Mensis May Anno Millesimo quingentesimo Trigesimo, Imperii Nostri Decimo, aliorum vero Regnorum Nostrorum Decimoquinto.

(Der Beschluß folgt)

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.

Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Montag den 26. December 1825.

Geschichte des k. k. Nr. 47ten vacant Baron Klopstein'schen Infanterie-Regiments.

Von Johann Ritter von Rittersberg.
Hauptmann in der Armee.

(Beschluß.)

Die Thaten des Regiments, das in der Division des Feld-Marschall-Lieutenant Fürst Alois Liechtenstein war, und bey Connewitz seine Aufstellung hatte, verlieren sich hier in der Masse der Großthaten, deren Schauplatz die blutgedüngten Felder Leipzigs waren. Feldwebl Kubiczek und Gemeiner Kutschera erhielten hier silberne Medaillen. Nach dieser beyspiellosen Schlacht verfolgten die beyden Bataillons des Regiments den nach dem Rheine zueilenden Feind, wobey sie einige Mahle, am bedeutendsten aber, bey Hochheim mit dem Feinde handgemeng wurden. Am 21. Februar gingen sie bey Basel über den Rhein. Sie drangen nun unter dem Oberbefehl des F. M. L. Grafen Bubna über Bern, Neufchatel, Lausane und Genf nach Lyon vor. Dieser General hatte durch seine Thätigkeit und Klugheit in kurzer Zeit die Departements zwischen Genf und der Saone occupirt, und dem Willen der Alliirten unterworfen. — Das dritte Bataillon wurde gleich im Anfang des Feldzugs vom Regiment detachirt, und als Besatzung nach Theresienstadt bestimmt. Da nach der Dresdner-Schlacht der G. d. C. Graf Merveldt Befehl erhielt, einige Truppenabtheilungen aus der Festung vorzupoussiren, war unter diesen das dritte Bataillon. Am Tage der Culmer-Schlacht wurde es noch Aussig beordert. In Verbindung mit einem Bataillon von Kaiser Inft. wurde der 800 Mann starke Feind aus dem Städtchen, das er in der Eile mit Pfahlwerken und einem kleinen Verhau befestigt hatte, geworfen, und weit hinter selbes verfolgt. Hierauf stand das Bataillon unter dem Oberbefehl des F. Z. M. Marquis Chasteler auf Vorposten in Sachsen, und bey der Blokade des Sonnensteins bey Pirna. Es focht mit, bey dem Ausfall der Dresdner Garnison 29. October gegen die Seite vor Pirna, und machte nach der Übergabe Dresdens und Sonnensteins 11. November einen Theil der Garnison aus. Da dort später russische Autoritäten das Gouvernement übernommen hatten, brach das Bataillon am 7. Februar nach dem Rheine auf. — Nach einer bereits während des Waffenstillstandes im Jahre 1809 für zweckmäßig erachteten neuen Organisirung der Landwehr, waren auch gegenwärtig die Landwehr-Bataillons den Regimentern einverleibt. Mit demselben hatte das erste Landwehr-Bataillon Antheil an der großen Recognoscirung bey Kinnitz und der Schlacht von Leipzig. Bey weiterer Verfolgung des Feindes, wurde es einige Zeit in Weimar und später in Frankreich zu Montbeillard und Langres zum Dienst der Platz-Commanden und Streifereyen gegen Partisans verwendet. Den zum General-Major beförderten Regiments-Obersten Grafen Bentheim ersetzte der Oberstlieutenant des Marquis Lusignanschen Infanterie-Regiments Baron Neugebauer der (8. October) zum Obersten des Regiments ernannt wurde. Er hatte sich so eben (8. September) an der Spitze des dritten Feld- und ersten Wehr-Bataillons von Lusignan bey Laibach ausgezeichnet, und den feindlichen General Pilotti, der mit 4800 Mann zur Armee des Vice-Königs von Italien stoßen wollte, mit 12 Officieren, einen Kriegs-Commissär, 2 Kanonen, 3 Munitionskarren und 760 Mann gefangen genommen. Gleich mit Anfang des folgenden Jahres hatte der linken Flügel, der gegen Paris manövrirenden Hauptarmee unter dem unternehmenden F. M. L. Graf Bubna, den Strich Frankreichs zwischen Genf und der Saone occupirt. Das erste Bataillon hatte hier an den Gefechten die im Departement de l'Aisne vorfielen, (Macon, Lons le Saunier, Arbois, Verigny, Pierre Chatel und vorzüglich bey dem ernsten Angriff den Augereau bey Bourg en Bresse wagte) den größten Antheil. Das zweyte Bataillon machte in den Wintermonathen den so sehr

beschwerlichen Feldzug in Savojen unter dem bereits aus früheren Kriegen vortheilhaft bekannten Brigadier G. M. Baron Zechmeister rühmlich mit. Bey Fort l'Ecluse, Chomberg, Schloß Lepin am See Aiquebellette les Echelles, St. Jean, Genf und an den Ufern der Isere, fand es Gelegenheit, den alten Ruhm des Regiments durch neue Thaten zu behaupten. Vorzüglich zeichnete sich die eilfte und zwölfte Compagnie unter den Hauptleuten Kossevich und Canal bey Schloß Lepin aus, welche nebst zwey Compagnien Peterwardeiner und einem Zug von Liechtenstein Hussaren, Major Baron Mylius bey dieser Expedition persönlich anführte. Nach vergeblichen Versuchen, welche einige Tage früher eine andere Truppenabtheilung angewendet hatte, bahnte sich diese Division, die eben nur von einem feindlichen Piquette abgekommen war, mit unsäglicher Anstrengung einen Theil der Nacht den mannshohen Schnee durchwühlend, den Weg zum für unzugänglich gehaltenen Bergschloß, nahm es am 31. Jänner und sprengte die Feinde bis Pont de beau voisin.

Hauptmann Kossevich der sich schnell auf ihre Communication geworfen hatte, machte 38 Gefangene. Am nähmlichen Tage gelang es dem Hauptmann Pirner mit der fünften Division durch den Überfall des Passes von la Grotte les Echelles zu nehmen. Der Gebirgsbezirk, wo diese Ereignisse statt hatten, ist einer der höchsten in Savojen. Frisch gefallener tiefer Schnee hatte ihn bedeckt, und sicher für eine weniger beharrliche Truppe unzugänglich gemacht. Diese Truppe war mehrere Wochen hintereinander ununterbrochen auf Vorposten gestanden und wurde zu dieser Unternehmung aus besonderem Zutrauen ihres Generals eigends vom Vorpostendienste abgelöst. Nicht die rauhe Jahreszeit, nicht das unbekannte menschenleere unpracticable Gebirge, nicht die überlegene Zahl des Feindes vermochte ihren hohen Muth zu erschüttern. Er wurde durch den schönen Erfolg belohnt, daß durch vier schwache Compagnien zusammen kaum 150 Mann stark ausrückend, der Feind aus Lepin, la Grotte, les Echelles und der ganzen von ihm besetzten Gegend bis Pont de beau voisin vertrieben und drey Officiers mit 70 Mann gefangen gemacht wurden. Am 15. Februar machte der Feind mit Übermacht einen Angriff auf die Vorpostenslinie. Auf dieser stand bey St. Jean de Cour die sechste Division und vertheidigte sich auf das entschlossenste. Am 19., als der Feind aus Chambery mit beträchtlicher Stärke herausbrach, um die Position von le Vivier vorwärts Aix wieder zu nehmen, gerieth der rechte Flügel des Bataillons auf der Chaussee gegen Chambery in ein sehr hitziges Gefecht, dessen glückliches Resultat das Zurückdrängen des Feindes nach Chambery war. Über den Antheil des Bataillons an den Gefechten von Genf am 27. Februar und ersten März enthält die Relation des Herrn F. M. L. Grafen Klebelsberg folgendes: „Auch gab ich dem Herrn Generalen Zechmeister den Auftrag, ein aus drey Compagnien nebst hundert Jägern bestehendes Detachement durch die Schlucht von Ternier gegen Neudens in des Feindes Rücken zu schicken. Mit einbrechender Dämmerung überfiel Major Baron Mylius von Vogelsang, welcher das oberwähnte Detachement befehligte, das Dorf Neudens, tödtete viele Feinde, machte über 40 Gefangene und rettete mehrere schwer Verwundete aus der feindlichen Gefangenschaft. Dieser Major, dessen Pferd blessirt wurde, hatte seinen Auftrag mit vieler Klugheit und muthigem Benehmen vollzogen. Major Mylius lobt vorzüglich die Bravour des Oberstlieutenants Auffenberg seines Bataillons." Der Feind verließ nun auch Moisin und zog sich über Lachable gänzlich zurück. Am 1. März während dem Gefechte von St. Julien machte der wiederhohlte Angriff des Feindes gegen das Dorf Lairy, wovon er schon einen Theil in Besitz hatte, es nöthig, noch 1 1/2 Compagnie von Vogelsang gegen dasselbe zu senden, gemeinschaftlich mit Wenzel Colloreda wurde das Dorf wieder erobert, und dem Feinde viele Gefangene abgenommen. Die Hauptleute Bossard, Stibitz und Oberlieutenant Görger haben sich vorzüglich hervorgethan. Unter dem heftigsten Kanonenfeuer entwickelte der Feind neue Streitkräfte aus dem jenseitigen Gehölze. — Kühn attaquirte derselbe unter einem mörderischen Kartätschen-Hagel en front die Position von St. Julien. Der in der Stellung mit 2 1/2 Compagnie noch in Reserve stehenden Baron Mylius postirte sich am Rande und empfing mit gut angebrachten Dechargen den Feind, welcher wich." Bey dieser Gelegenheit wurde Hauptmann Kossevich blessirt. Am 8. April erhielt Major Baron Mylius den Auftrag, mit einer schwachen Colonne bey Gressy die Isere zu übersetzen, und dann sich der Anhöhen von Banoillaret zu versichern. Der gefährliche Übergang mußte im Angesichte des überlegenen Feindes, welcher das Ufer mit zahlreichen Piquets und die Anhöhen mit Reserven besetzt hatte, auf einem einzigen, nicht mehr als eine halbe Compagnie fassenden Fahrzeuge vollzogen werden. Unter dem Schutze zweyer auf dem rechten Ufer aufgeführten Dreypfünder gelang der Übergang dem Muthe, mit welchem die erste überschiffte halbe Compagnie von Fähnrich Urbany angeführt, sich mit gefälltem Bajonette auf den Feind stürzte, und der Ordnung und Kaltblütigkeit, mit welcher der Rest der Truppe unter den heftigen kleinen Gewehrfeuer des Feindes in kleinen Abtheilungen den Fluß passirte. Der Feind wurde in der größten Unordnung bis über die Arc zurückgeworfen. Ein Theil der Tirailleurs unter den

Hauptleuten Pirner und Gribitz durchwadeten den Fluß, warfen sich auf die große Straße, die von Chambery auf Aiquebelle führt, und verbreiteten unbeschreibliche Vermirrung unter den auf dieser Straße sich zurückziehenden Feinden. Am 9. hatte die zwölfte Compagnie unterm Hauptmann v. Canal mitgewirkt, den Feind weiter zurückzudrängen und ihm an Gefangenen 10 Officiers und viele Mannschaft abzunehmen. Major Baron Mylius wurde für die einsichtsvolle Leitung seines Bataillons, und das bewiesene tapfere und entschlossene Benehmen mit dem Leopoldsorden belohnt. Den Hauptleuten Bossard und Gribitz und denen Oberlieutenants Baron Auffenberg und von Görger wurde mittelst allerhöchsten Cabinetsbefehls das Wohlgefallen Seiner Majestät des Kaisers über ihr kluges und tapferes Verhalten bekannt gegeben. Feldwebl Ignaz Rakosch, Corporal Jirsa und Gemeiner Wenzl Wondraczek erhielten Tapferkeits-Medaillen, Gefreyter Laschtofka und Gemeine Rzezak Geldgeschenke. — Das dritte Bataillon des Regiments wurde, nachdem es von Dresden am Rhein angelangt war, zur Blokade der Festung Belfort bestimmt. Auf allen ihm zur Behauptung bestimmten Puncten hielt es der Feind wirksam im Zaume, wies seine öfteren Ausfälle standhaft zurück und half so die Übergabe dieser Festung 13. April befördern. Einige Hauptleute des Regiments vom Armee General-Commando in bedeutendern Plätzen Frankreichs als Commandanten aufgestellt, verdienten durch die angestrengteste Thätigkeit und kluges Benehmen das in sie gesetzte Zutrauen. So stand das Regiment als nützliches Glied in der großen Kette, die sich gegen Frankreichs Ketten schützend um das unglücksmüde Europa schlang und wohlverdient schmückte das Lorbeerumwundene, aus eroberten feindlichen Feuerschlünden geschmiedete Metallkreuz, durch welches der Monarch und Vaterland erkenntlich das hohe Verdienst seiner Krieger auf die Nachwelt vererben wollten, die Brust Vogelsangischer Männer. Ein Verlust von beynahe 1000 Mann an Todten Verwundeten und Vermißten, doch weit geringer als der von 1809, beweist gleichwohl, wie ernstlich das Regiment in diesen zwey Feldzügen 1813 und 1814 zu dem Zwecke, um welchen gekämpft wurde, mitwirkte. Von Officieren blieben Fähnrich Theimer am 18. September bey Kinnitz, Oberlieutenant Kinchent, Unterlieutenant Faschang und Fähnrich Westkampf den 18. October bey Leipzig vor dem Feinde, Fähnrich Höltzel und Oberlieutenant Lost von Losenau verstarben an erhaltenen schweren Wunden. Capitän-Lieutenant Spang wurde 19. Februar bey Bourg in Bresse erschossen. — Nach geschlossenem Frieden wurde die gemeine Mannschaft des dritten Bataillons zur Ergänzung der ersten beyden in selbe eingetheilt, und der Cadre ging zur neuen Errichtung nach Prag zurück. Das erste und zweyte Bataillon kamen als Besatzung nach Mainz. Hier blieben die beyden Bataillons, bis sie der im folgenden Jahre neu ausgebrochene Krieg im Maymonath bey Odenheim und Langenbrücken im Großherzogthume Baden vereinigten. Dort stand das Regiment beym Armee-Corps des Kronprinzen v. Würtemberg, unter dessen Oberbefehl es am linken Rheinufer, den französischen Divisions-General Grafen Rapp über Weißenburg und Hagenau heftig bis Straßburg verfolgen half, und dann durch die Vogesen über Saverne, Saarburg, Blamont auf der Straße nach Nancy vordrang. Während dieses Vordringens erhielt es die Bestimmung, einige Tage die Festung Pfalzburg zu berennen, und mehrmahls Streifereyen gegen die Partisans zu unternehmen. Bey Pfalzburg, wo die neunte Division am 4. July 1815 auf dem Glacis der Festung im Bereich des feindlichen Kleingewehrfeuers auf Piquet stand, und durch einen Ausfall aus der Festung, der sie in ihren beyden Flanquen und in der Front angriff, und durch Kanonen und Granatenfeuer unterstützt wurde, sich in der ungünstigsten Lage zurückziehen mußte, verlor selbe 22 Mann vom Feldwebl abwärts an Todten, 19 an Verwundeten und 10 Gefangenen. Oberst Baron Neugebauer, der die Blocade der Festung commandirte, rächte diesen Verlust einige Tage später durch ein Bombardement der berennten Festung. In Blamont angelangt, wurde die Division Palombini, zu der das Regiment gehörte, von dem Armee-Corps des Kronprinzen abberufen und zu dem Armee-Corps des G. d. C. Fürsten von Hohenzollern, der die Blocade commandirte, eingetheilt. Bey dieser Bestimmung blieb es vor Straßburgs Mauern im Lager, bis es eingetretene friedliche Verhältnisse erst in nahe Cantonirungsquartiere, und bald darauf im September in die Heimath nach Böhmen zurückführten. Das erste Landwehr-Bataillon rückte über Colmar in Frankreich ein, und gehörte zur beweglichen Colonne des Obersten Rainisch. — Prag war abermahls die Station des Regiment-Stabs, die drey Bataillons lagen abwechselnd bis zum Jahre 1817 in Prag, Theresienstadt, Josephstadt und auf dem Lande. 1816 im September wurde die gemeine Mannschaft des dritten Bataillons mit unbestimmtem Urlaub entlassen, nach dem schon früher alle Compagnien des Regiments auf den Friedenslocostand von 60 Köpfen herabgesetzt waren. Durch eine in den Provinzen der Monarchie, die nach den letzten Friedensschlüssen so beträchtlich an Länderumfang gewonnen hatte, nothwendig gewordene neue Eintheilung der Werbbezirke, hörte das Regiment, das länger als ein halbes Jahrhundert in Böhmen und größtentheils in der Hauptstadt gelegen hatte, auf, ein böhmisches Regiment zu seyn. Es erhielt als innerö-

sterreichisches Regiment seinen neuen Werbbezirk in dem Marburger, Cillier und einen Theil des Grätzer-Kreises in Steyermark, und der Regiments-Stab traf am 25. Nov. 1817 wieder in eben dem Marburg ein, von woher er vor 51 Jahren, durch die Verwendung des damahligen Inhabers Markgrafen Bayreuth-Culmbach, der sein Regiment in der Nähe zu haben wünschte, nach Böhmen ausbrechen mußte. Hohe Ehrliebe und der Geist der Ordnung und Verträglichkeit mit den Landeseinwohnern haben ihm in der neuen Provinz bald eben die Anhänglichkeit und Neigung erworben, deren es sich in der eben verlassenen erfreute. Die freundliche Aufnahme, die es hier fand, wurde ihm Ersatz für so manches durch Familienverhältnisse und das unverhoffte Losreißen von dem Lande, wo der größere Theil seiner Söhne geboren, und großgezogen wurde, schwer gewordene Opfer. Die herzlichsten Wünsche folgten ihm in das neue Land nach.

Es sey dem Verfasser gegönnt diesem Denkmahle der Achtung und Ergebenheit, welches der Verfasser dem Regimente, in welchem er die Ehre zu dienen hatte, durch diese gedrängte Bearbeitung seiner Geschichte weihet, folgende Worte eines der achtbarsten Schriftsteller der österreichischen Armee, die über eine ähnliche Aufgabe als jene war, welche ich mir bey Bearbeitung dieser Regiments-Geschichte setzte, eine treffliche Wahrheit aussprachen, anzureihen: — „Das schönste Monument für den in der Erfüllung seiner Pflicht gefallenen Krieger bleibt das Andenken seiner Kammeraden, seiner Freunde. Erstere theilten die Gefahren mit ihm. Sie sahen ihn handeln, — in den entscheidenden Augenblicken, durch Pflichtgefühl ermuthigt, dem Tode entgegengehen. Plötzlich wird er aus der Mitte derjenigen greiffen, die so eben seine Thaten bewunderten. Tief ist der Eindruck, den der Tod des Soldaten auf die an seiner Seite fechtenden Waffenbrüder macht, und der Gefallene bleibt immer der werthe Gegenstand ihrer Erinnerung. Der Schmerz der Verwandten wird durch den stolzen Gedanken gemildert, einen Braven unter ihren Angehörigen zählen zu können, der dem Vaterlande das Leben zum Opfer brachte." — „Die Geschichte eines Regiments gehört nicht diesem oder jenem Individuum, sie ist ein Erbtheil des ganzen Regiments, ja des ganzen Heeres."

Literatur.

193. Entwurf für die Verfertigung und Benützung der Plane zur practischen Erläuterung mehrerer Theorien der Kriegskunst. — Von Ludwig Freyherrn von Welden, Oberst im k. k. Generalquartiermeisterstabe.

Nach der achten und ersten Pflicht einer vaterländischen Zeitschrift, beym Vaterlande anzufangen, beeiferte sich dieses Archiv auch, in seinem vorigen Jahrgange von 1824, Mayheft Nr. 56 und 58, dem seltenen Verdienste Gerechtigkeit zu leisten, das der Herr Oberste Baron von Welden, einer der vielseitig gebildetsten und ausgezeichnetsten Stabsofficiere unsers Heeres, sich auch in andern wissenschaftlichen Fächern, als in jenem seines unmittelbaren Berufes errungen hat. — „Portenschlags Denkmahl" beurkundet den Freyherrn von Welden, als einen eifrigen und kundigen Naturforscher, eben so ist — die Monographie des Monte Rosa, dieses Eckpfeilers der großen Alpenwand, der bis nach Genf hinauf, und bis in den Golf von Genua hinunter gesehen wird, und Wallis, Piemont und die Lombardey gewissermaßen scheidet, ist als ein Muster solcher Beschreibungen anerkannt, und hat ein Recht auf diese Anerkennung durch seine schöne Natürlichkeit, Klarheit und Correctheit, so wie durch die äußerst interessante Tabelle zur Bestimmung der Vegetationsgränze, längst der ganzen großen Alpenkette, von den Marken Tyrols, bis nach Savoyen hinein.

Hier aber tritt der Oberste Welden streng in seinem eigenthümlichen Fache auf, und beweist durch die oben gerühmten Eigenschaften, wie sehr er auch hier, zum practischen Lehrer berufen sey? — Mit vollem Rechte sagt er im Eingange seines Werkchens: „Je mehr die Kriegskunst sich in neuerer Zeit in bestimmte Grundsätze ausgebildet hat, je mehr scheint es für den denkenden Soldaten Bedürfniß geworden, auch im Frieden, die Theorien, so viel möglich practisch versuchen zu können, die er sich selbst abstrahirt, und andern deutlich machen will. Kundige Beurtheilung des Terrains und die Gewandtheit, seine Truppen auf demselben bewegen zu können, sind die ersten Hülfen der Kriegskunst. Die erste erwirkt man am besten, in der Natur selbst, die zweyte, im Kriege und zur Friedenszeit auf einem koupirten Exercierplatz; was aber nicht Jedem zu Gebothe steht, weshalb der Verfasser eben so wohl zum Besten militärischer Lehranstalten, als selbst gebildeterer Officiere, die ihre Theoreme practisch ausführen wollen, ein Sorrogat verschafft, einfach wie das Ey des Columbus, und jedem Schüler verständlich, nähmlich:

Auf ein Quadrat von 20 Wiener Zoll Höhe und Breite wird im vierfachen Militärmaße (das einfache enthält wie bekannt nach der Annahme in Österreich, auf den Wiener Zoll 1000 Schritte) irgend eine Gegend mit einem beliebigen Terrain, und was auf demselben für militärisch zu berücksichtigende Gegenstände gewöhnlich vorkommen, gezeichnet. Dieser Plan kann wohl auch im einfachen oder halben Militärmaße verfertigt werden, wenn es sich um größere Ter-

rainmaßen handelt, auf denen ganze Armeen manövriren sollen. Für den Anfang hat man hier ein Maß vorgezogen, welches die Aufstellung sogar der einzelnen Vedetten und alle nur möglichen Details, selbst für die Anlage von Verschanzungen, gestattet. Der Ausdruck der Zeichnung ist ganz in derjenigen Manier, wie sie bey dem Generalquartiermeisterstabe der österreichischen Armee angenommen ist, um allgemein verständlich zu seyn.

Um jedoch die Sache noch mehr zu erleichtern, und zu gleicher Zeit ein Modell unserer Zeichnungs-Methode zu liefern, ist durch eine beygefügte Zeichenerklärung Alles erläutert, das Terrain selbst aber nur in vier verschiedene Hauptnuancen, je nach der Möglichkeit seiner militärischen Verwendbarkeit, abgetheilt. Die erste drückt ein felsigtes, gäh in einem Winkel von 50 — 36° abstürzendes Terrain aus. — Es ist nur für einzelne Infanteristen gangbar; für alle andern Waffengattungen ein unübersteigliches Hinderniß. Es kann nebstdem mit einem grauen Tone angelegt werden. Die zweyte zeigt ein ravinartiges, in einem Winkel von 36 — 20° stark abfallendes Terrain. Es ist nur für Infanterie im Reihenmarsche, mit einfacher Geschwindigkeit, — für Cavallerie nur einzeln zu verwenden. Geschütz kommt hier nirgends fort. Es wurde mit einer braunen Tinte angelegt. — Die Dritte drückt ein weniger stark, in einem Winkel von 24 — 10° abfallendes Terrain aus. Infanterie kann sich hier in ganzer Front, aber nur mit einfacher Geschwindigkeit, — Cavallerie eben so, jedoch nur im Reihenmarsche, Fuhrwerk nur auf Straßen und Wegen, bewegen. Es ist mit einer gelblichen Farbe zu bezeichnen. — Endlich die vierte Nuance zeigt ein in einem Winkel von 10—0° sanft verlaufendes, für alle Waffengattungen, in Rücksicht auf den Fall, anwendbares Terrain. Infanterie und Cavallerie werden sich hier mit ganzer Front, in doppelter Geschwindigkeit, — Artillerie nach allen Richtungen, auch außer den gewöhnlichen Wegen, bewegen können. Diese Nuance kann weiß gelassen werden. —

Auf den ersten Blick gewährt daher diese Zeichnung jede Möglichkeit der Terrain-Verwendung, und der Manövrir-Fähigkeit auf demselben. Um noch das Defilement und Überhöhen näher anzugeben, sind durch hier und da angebrachte Ziffern, die größte Höhe bis zur untersten bezeichnet; so daß also auch hierüber weder Streit, noch Zweifel statt finden kann. — Um die Distanzen nach jeder Richtung sogleich zu wissen, ist der Plan, der einen Raum von 5000 Schritten, oder eine Stunde im Quadrat enthält, an den Randlinien erstens in 5 Theile, jeder also von 1000 Schritten, und diese wieder in 10, also zu 100 Schritten, eingetheilt. Wenn man sich nun des Zirkels, oder des Abschätzens mit dem Auge, nicht bedienen will, so überzieht man den ganzen Plan mit Quadraten, worunter die von 1000 Schritten mit etwas kräftigern Linien, die von 100 Schritten mit feinen, ausgezogen werden. Durch dieses entstehende Netz hat man sogleich die Entfernungen nach allen Richtungen ausgedrückt. Die Diagonalen der großen Quadrate enthalten 1410, — die der kleinen 141 Schritte. — So wäre dann, so weit es sich durch Zeichen nur immer ausdrücken läßt, die Natur des Terrains mit all seinen Eigenthümlichkeiten und Nuancen dargestellt, und für jede Art seiner practischen Anwendbarkeit ein weiter Spielraum für den Geist des Lehrers und die Fassungsgabe des Schülers gegeben.

Die Truppengattungen, Geschütze und Verschanzungen können nur durch conventionelle Zeichen, die jedoch das Maß, in dem der Plan gezeichnet, nicht viel übersteigen sollen, dargestellt werden. So nimmt z. B. ein Bataillon zu 6 Compagnien den Raum von 300 Schritten, eine Compagnie also 50, ein Zug 12 Schritte (3 Mann auf 2 Schritte gerechnet) ein. — Bey der Cavallerie wird gewöhnlich für 2 Mann 3 Schritte gerechnet. Nach diesem Maßstabe würde eine Eskadron, zu 100 Mann in 2 Gliedern, 75 Schritte in der Frontlänge einnehmen. Die Tiefe würde bey der Infanterie sehr geringe seyn, bey der Cavallerie das Doppelte derselben einnehmen. Eine Batterie von 8 Geschützen nimmt beyläufig einen Raum von 100 Schritten im Gevierte ein, wenn man die Distanzen der Geschütze unter sich, und mit den Munitionskarren, dazu schlägt. — In diesen Maßen können kleine Stückchen Holz mit Papier überzogen und bemahlt, — noch besser Plättchen von Bley mit Nadeln versehen, an denen oben kleine Fähnchen die Front bestimmen, so leicht jene Quantität und Art von Truppen bezeichnen, die man eben für sein Manöver in Anwendung bringen will. Für die Verschanzung einer Gegend, oder eines Punctes, muß ohnehin vorher immer ein Entwurf gemacht werden. Man kopirt also auf durchsichtiges Papier, die zum Verschanzen bestimmten Puncte aus dem Plane, zeichnet nach dem Maßstabe die Verschanzungen ein, die dann ausgeschnitten, und auf dem Plane leicht aufgeheftet werden.

Bis jetzt würde man jeden Plan, jede Karte oder militärische Zeichnung, zu diesem Zwecke anpassen können; aber sie würde entweder wie alle unsere, den militärischen Lehrbüchern beygefügten Plane, immer nur einen gegebenen Fall abhandeln, oder doch nicht vielen Modalitäten unterzogen werden können, daher wenig Spielraum zur Ausführung verschiedener Ideen, folglich wenig Übung gewähren.]

Um diesem abzuhelfen, sind zwey Plane, wie der erst beschriebene, unter sich willkürlich verschieden, so entworfen worden, daß sie an allen ihren vier Seiten genau zusammen passen. Auf diese Weise entstehen, durch die sechszehn möglichen Versetzungen, eben so viele ganz verschiedene Gegenden; also durch zwey Plane sechszehn, wenn man aber vier nach dem ersten Muster entworfene, verschiedenartige Quadrat-Räume hätte, eine Zahl von hundert acht und zwanzig verschiedenen Gegenden, je nachdem man die vier Quadrate in einer Reihe unter sich, oder zu einem großen Quadrate zusammenstößt, welches dann eine deutsche Quadrat-Meile fassen würde. Nehmen wir nun die Verschiedenheit der Aufgaben, und die Möglichkeit der immer wechselnden Benützungen des Terrains, je nach der Zahl und Verschiedenheit der Truppen, der Stellung des Gegners rc., dazu, so werden auf jeden Fall vier derley Quadrat-Plane für alle, vorzüglich größere, Aufgaben genügen; da in jedem ohnehin das Terrain, und die Gegenstände darauf, etwas anders gehalten sind. Wenn man aber noch ein fünftes Quadrat dazu nimmt, so werden die Fälle, durch die vielfach möglichen Versetzungen, beynahe ins Unendliche ausgedehnt werden können. Für den Anfang genügen zwey Plane vollkommen. Alles, was für kleinere Truppenabtheilungen nur immer vorkommt, kann, von einer Compagnie an, bis zu einer Brigade von zwey oder mehreren Regimentern, hinlänglich in diesen vorgestellt werden. Für Bewegungen größerer Truppenkörper, wo also nicht so in das Detail gegangen wird, dürften Plane in einem kleinern Maßstabe vorzuziehen seyn. Aber auf vier unserer Plane, im Quadrate zusammengesetzt, also in dem Raume einer deutschen Meile, könnte auch schon eine kleine Armee manöuriren, und wenn die vier Quadrate in einer Reihe an einander gelegt sind, kann ein Marsch von zwey Meilen, eine ausgedehntere Aufstellung rc. statt finden.

Bey dem ersten Anblicke sollte man glauben, daß es sehr schwer seyn würde, das Anstoßen der Plane nach allen Richtungen zu erlangen, und daß entweder heterogene Formen des Terrains, oder widersinnige Fälle, daraus entstehen würden. Allein die Theorie der Verfertigung ist ganz einfach diese, daß alle vier Seiten eines jeden Planes, Thäler, oder doch wenigstens Schluchten, oder die letzten Füße des Terrains, enthalten müssen; daß alle großen Straßen in den Ecken der Quadrate, und nicht gegen die Mitte, endigen: daß kein Dorf, kein Fluß, auf zwey Planen getheilt gezeichnet seyn darf. Sehr gut aber können, wenn bey zwey Quadraten, auf jedem an einem Rande, ein Fluß oder Dorf sind, selbe zusammengestoßen werden. Aus dem Erstern entsteht nun ein Strom, aus dem Zweyten ein Flecken rc. — Mehr als jede Erklärung, wird indeß die Ausführung versinnlichen.

Der treffliche Verfasser geht nun auf einzelne Fälle über: Von Aussteckung eines Lagers, Recognoscirung, militärischer Besetzung eines Punctes, Aussteckung von Colonnenwegen, Reviermanövers, Aufstellung einer Avant- oder Ariergard. — Der Verfasser schließt sodann seinen kurzen lichtvollen Aufsatz also:

Da wir hier alle moralischen Kräfte, als gar keiner Berechnung unterworfen, nicht mit in Anschlag bringen, so wird fürs Erste jener Haupttheil der höhern Kriegsführung abgehandelt werden, der in der Gewandtheit besteht, auf dem entscheidenden Puncte, die Mehrzahl der physischen Kräfte zu vereinigen. Wenn wir alle gelieferten Schlachten analysiren, werden wir immer finden, daß die meisten durch diesen Grundsatz gewonnen wurden. Aber diese Mehrzahl auf dem einen Puncte, kann doch nur dann entstehen, wenn man durch weise Sparsamkeit, durch eine geschickte Benützung aller Terrain-Vortheile, und durch kluge Manöores, auf den andern Puncten mit einer mindern Zahl eine doppelte des Feindes beschäftigt.

In diesem Sinne können auf diesen Blättern eine Menge Versuche gemacht werden. Auch können jene Fälle, wo man seine Bewegungen vor dem Feinde verdeckt machen will, sehr leicht auf denselben durch Vorstellung eines Bogens Papier ausgedrückt werden. Auch einzelne Gegenstände, Waldungen, Dörfer, Schluchten, die vom Feinde nicht eingesehen werden, können so verdeckt werden.

Überhaupt sind hier nirgends der Denkkraft Fesseln angelegt, und die ganze Idee ist einer großen Erweiterung und Vervollkommnung fähig. Ich wollte nur dem wißbegierigen Schüler eine anschauliche Lehrmethode, und dem gebildeten Soldaten in der Zeit der Ruhe eine nützliche Beschäftigung, einen Stoff zum Nachdenken, eine Gelegenheit zu Discussionen und Erörterungen biethen. Obschon jeder geübte Zeichner nach dieser Angabe sein Terrain selbst entwerfen, oder aus der Natur copieren kann, so habe ich doch, zur bessern Erklärung, als Muster für Anfänger, und zur Bequemlichkeit jener, die sich nicht selbst mit der Zeichnung abgeben wollen, einstweilen zwey Plane entworfen, die nun mit großem Fleiße lithographirt, mit einer Zeichenerklärung, Beschreibung und einigen Truppen-Modellen, sowohl illuminirt, als schwarz, in dem Kartenverschleiß-Büreau des Generalquartiermeisterstabs um den Anschaffungspreis zu haben seyn werden, da die einzige Absicht bey dieser Arbeit war, etwas Nützliches zu liefern.

Die Vollendung und wirkliche Ausgabe dieser Plane, die in der That als Muster aufgestellt zu werden verdienen,

ist gleichfalls bereits geschehen und zur Freude aller Kenner angekündigt worden. — Jeder dieser beyden, mit besonderem Fleiß lithographirten Terrainsplane, (sammt der Zeichenerklärung, einer Erläuterung, und 42 Stücken bleyerner und illuminirter Truppenzeichen zur Versinnlichung der Manöveres) bildet ein Viereck, dessen unter sich gleiche Seiten zwanzig Wiener Zolle messen. Das Terrain ist nach dem vierfachen Militärmaße gezeichnet, und ein Zoll des Planes stellt daher zwey hundert und fünfzig Schritte des wirklichen Terrains dar. — Jedes Blatt läßt sich, auf jeder seiner Seiten, an jede Seite des andern Blattes anstoßen, und die beyden, dermahlen vollendeten Blätter geben sodann, in jeder der auf diese Art sechszehn Mahl zu verändernden Lagen, ein anderes Bild einer zusammenhängenden und ununterbrochen fortlaufenden Gegend.

Von diesen beyden Planen stellt der erste ein flaches, mit sanften Hügeln, jedoch überall gangbares Land dar. Dieser ist auf der einen Seite von einem Fluße, auf der zweyten, entgegengesetzten durch einen Bach begränzt. Es kommen in dieser Gegend eine Straße mit mehreren Seitenwegen, ein See, eine große Ortschaft, mehrere verschiedenartige Gebäude, einige Gehölze u. dgl. vor. — In dem zweyten Plane ist ein sanftes Mittelgebirge dargestellt, welches sich jedoch mit einem steilen Abhang gegen einen Fluß hinabsenkt. Auf diesem Plane erscheinen sehr verschiedene Terraingegenstände, als z. B. eine ausgedehnte Ortschaft, eine Villa mit einem auf einer Insel liegenden Schloße, Straßen und Wege, Weingebirge, Waldstrecken, Schluchten u. s. w.

In der Folge werden noch zwey Blätter folgen, deren erstes eine ebenere, doch mit Terrainhindernissen durchschnittene Gegend, — das zweyte ein hochgebirgiges Land darstellen wird.

Jede Rand-Linie ist in fünfzig Theile getheilt. Durch die Zusammenziehung der gegenüber stehenden Theilungspuncte, kann man also ein Netz von kleinen Vierecken über jeden Plan legen, deren Seiten hundert Schritte messen. — Die auf den Planen selbst angebrachten Nummern geben die Höhenwinkel der verschiedenen Puncten, von einem gemeinschaftlichen Horizont in Graden an.

Diese beyden Plane, sammt der gedruckten Erläuterung des Gebrauches, und dem Blatte der Zeichenerklärung, sind in dem Kartenverschleiß-Comptoir in dem Michaeler-Kloster, im dritten Stocke für zwey Gulden Conv. Münze zu haben. Wer eilf Exemplare zugleich abnimmt, erhält ein zwölftes Exemplar unentgeldlich. — Die bleyernen Truppenzeichen werden für sich besonders, nach dem Belieben des Abnehmers erfolgt, und kosten vierundzwanzig Kreuzer Conv. Münze.

Der Anfang des trefflichen Unternehmens ist gemacht, mit Scharfsinn und mit Erfolg, nicht nur für den Officier, sondern auch für Jeden, welcher Politik und Strategie mit ihrem Körper, der Taktik, zur Lieblingswissenschaft erkoren hat; ja man kann sagen, es sey in dieser trefflichen Anweisung ein Schlüssel gefunden, die Geschichten der Feldzüge leicht und klar zu durchdringen, und die so oft nachtheilige Kluft auszufüllen, welche das Metier zwischen dem Krieger und zwischen dem geistreichen Layen gezogen hat.

Miscellen.

Die pohlnische Republik Krakau hat auf einem Flächenraum von 571 2/3 Quadratstunden eine Bevölkerung von 97,231 Seelen, wovon 25,692 sich in der Stadt und 71,539 auf dem Lande befinden. Man zählt bey 6000 Juden in der Stadt und 7,300 in der ganzen Republik. Der Militärstand besteht aus 8 Offizieren, 32 Unteroffizieren und 300 Soldaten. Die Universität hat 30 Professoren und 280 Studenten. Die Einkünfte der Republik belaufen sich jährlich auf 1,380,000 pohlnische Gulden.

Das Wupperthal im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf ist nur zwey Stunden lang und höchstens 1 1/2 Stunde breit. Darin befinden sich jedoch sechs Städte, nähmlich Elberfeld, Gemark, Unter-Barmen, Barmen, Wupperfeld und Rittershausen, die zusammen genommen mehr als 40,000 Einwohner enthalten und sich dicht aneinander reihen, so daß man sie nur als eine einzige Stadt betrachten kann, worin die regsamste Industrie Alles belebt. Elberfeld allein hat eine Bevölkerung von 25,000 Seelen.

Nach den letzten Warschauer-Zeitungen war zu Anfang 1824 die Bevölkerung des Königreichs Pohlen folgende: Woiwodschaft Krakau, 397,344 Seelen. Sendomircz, 355,795. Kalisch, 532,671. Lublin, 453,430. Plock, 432,278. Mazowiecz, 616,074. Podlachicz, 331,671. Augustowo, 465,761. Im Ganzen: 3,702,306 Einwohner, ohne die Armee. Die Bevölkerung der Hauptstadt ohne das Militär, war 117,284 Seelen.

Zu Boston wird nächstens eine Lebensbeschreibung des berühmten Fußgängers Ledyard erscheinen. Er hatte mit Cook die Erde umschifft und ganz Nordamerika, so wie einen großen Theil von Europa, durchwandert. Er war sehr vertraut mit Robert Morris, Paul Jones, Joseph Banks und Pallas bekannt und stand mit Jefferson und Lafayette im Briefwechsel. Man sah ihn schnell hintereinander zu New-York, in Spanien, in Frankreich, in Sibirien und in Ägypten, wo er viel zu den Entdeckungen im Innern Afrikas beygetragen hat. Er hatte

mehr als die Hälfte des Erdballs bewandert, und der Tod allein verhinderte ihn, auch die andere Hälfte noch zu besuchen.

Mit Anfang dieses Jahres erschienen zu Petersburg achtzehn öffentliche Zeitschriften und sieben zu Moskau, wovon vier neue, nähmlich: die nordische Biene, die Handlungszeitung des Innern, die bibliographischen Blätter und der Telegraph von Moskau.

Merkwürdiges Fossil. Sir T. Northare, der seit einiger Zeit mit geologischen Untersuchungen in der Gegend von Torquay beschäftigt war, hat in der berühmten Kentshöhle einen seltenen Fund gemacht. Als Incrustationen des Stalagmit (Magensteins) entdeckte er Zähne von Hyänen, und noch von verschiedenen andern Thiergeschlechtern, die völlig unbekannt sind.

Was die congrev'schen Raketen der Kriegskunst gewesen sind, nahmentlich vor Kopenhagen und in der Schlacht von Leipzig, ist bekannt; und jetzt, wo England in Europa Frieden hat, kehrt es diese furchtbare Waffe gegen die Ungeheuer der Tiefe. Capitän Kay, der das Schiff La Marguerite an die Küsten von Newfoundland führte, sah am 8. Juny einen Wallfisch von außerordentlicher Größe; man steuert ihm entgegen, und statt der Harpune begrüßt ihn eine Rakete. Sie traf, drang tief in die Speckseiten und zerplatzte. Einige Sekunden bäumte sich der Wallfisch in furchtbaren Convulsionen, dann warf er sich auf den Rücken und verschied.

Neue Brücken in Ostindien. Auf der Militärstraße nach Benares, die kürzlich vollendet wurde, befinden sich drey Brücken; sie sind aus ledernen, mit Theer überzogenen Ankertauen zusammengesetzt. Die bey Bankurals (80 Meilen von Kalkutta) über den Fluß Berai führende Brücke, ist 160 Fuß lang und 9 Fuß breit. Eine zweyte ist im Westen von Gazareburgh über den Goggturra geworfen. Aber die größte und schönste unter allen ist die von Karamnassa: sie ist 320 Fuß lang, und wird von Indiens Pilgern — die jetzt über den Fluß setzen können ohne eine Berührung mit seinen, wie sie glauben, unreinen Wasser fürchten zu dürfen — für eine große Wohlthat angesehen. Auch in den Himalayagebirgen will man solche Brücken anlegen. Ihre Construction ist sehr einfach; die Hindu werden sie bald nachahmen, und von den vielen Unglücksfällen, welche jährlich auf den Strömen Ostindiens sich ereigneten, wird man in der Folge nicht mehr hören. (Madras Government gazette)

In Paris macht jetzt eine Übersetzung der Tante von Johanna Schopenhauer großes Aufsehen; sie ist unter folgendem Titel erschienen, und man hat es für gut befunden, den Nahmen der Verfasserinn unerwähnt zu lassen: „La tante et la nièce. Traduit de l'allemand par Madame Isabelle baronne de Montolieu."

Lederne Segel. Lieutenant Lawrence, von der englischen Marine, hat in Vorschlag gebracht: die gebräuchlichen Segeltücher abzuschaffen und an ihre Stelle Pferdehäute einzuführen. Die Gründe, welche er angibt, haben die Aufmerksamkeit der Regierung erregt. Auf den Werften von Plymouth ist der Befehl eingegangen, mit einem ledernen, nach Lawrence's Angabe verfertigten Focksegel Versuche anzustellen.

Ein Pröbchen vom Weltlauf. Der Oberstlieutenant von der französischen Artillerie, Paixhans, machte bereits vor mehreren Jahren darauf aufmerksam, daß Bomben aus Kanonenröhren von einem weit größern als dem gewöhnlichen Caliber, horizontal geschossen, bey Belagerungen und besonders bey Seegefechten von einer ungemeinen Wirksamkeit seyn müßten, und man lachte darüber und meinte, die Sache sey weder neu, noch (aus vielerley Gründen) ausführbar. Während man sich aber solchergestalt in Frankreich um die Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit der Ausführung, der Neuheit oder Nichtneuheit der Erfindung, ihren Nutzen oder Nichtnutzen, stritt, machte man in Nordamerika einen theilweis nach Hrn. P.'s Ideen angeordneten Versuch, und der fiel günstig aus. Nun entschloß man sich auch endlich, die Sache näher in's Auge zu fassen. Unter Paixhan's Anleitung wurden Versuche in Brest gemacht, die alle, selbst des Erfinders Erwartungen weit übertrafen, und ihn veranlaßten, das Ganze in einer eigenen kleinen Schrift auseinanderzusetzen. Aber, was geschah nun? „Man warf mir" sagt der Verf. in einer zweyten deshalb ausgegebenen Schrift, „vor, so lange von meiner Erfindung geschwiegen zu haben, und doch war mir das Schweigen befohlen worden! Jetzt wirft man mir vor, die Sache bekannt gemacht zu haben, und doch habe ich die Erlaubniß dazu erhalten. Andere nennen meine Schrift ein Plagiat, weil ich Beweisstellen aus andern Werken anführen mußte, um mich deutlich zu machen, und wieder Andere machen mir den Vorwurf, daß ich meine Vorgänger nicht genug benutzt habe; Alle stimmen aber darin überein, daß die Sache sehr leicht und nicht schwer zu erdenken gewesen sey, und vor nicht lange hieß sie unausführbar und undenkbar."

Von des Hofrathes Freyherrn von Hormayr Geschichte Wiens, ist das VIII. und IX. Heft erschienen und im Ausgabsorte dieses Archivs, bey Franz Ludwig in der Schultergasse zu haben. Diese Hefte so wie das X., XI. und XII. welche längst vollendet, nun unverzüglich nachfolgen, sind nur durch die denselben beygegebenen Plane, bisher etwas verzögert worden.

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig

Archiv
für
Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mittwoch den 28. und Freytag den 30. December 1825.

(155 und 156)

Bibliographisch-kritische Uebersicht der in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke.

(Fortsetzung.)

Pragmatisch wie das vorhergehende ist auch die Briefsammlung Reusner's, in welcher jedoch die türkischen Briefe fast durchaus, und von den anderen sehr viele erdichtet sind; eine der lächerlichsten Erdichtungen ist der Brief Morbassan's d. i. Umurbeg's (S. 238) welcher in seinem angeblichen Schreiben an Papst Pius den II. von der Abstammung der Türken von Antenor und Äneas spricht: Scimus enim Antenorem et Aeneam, vel de Priami sanguine genitos, vel Troianos saltem, aut Teucros in quorum locum nos etiam ducti sumus, datirt vom Jahr Mohammeds 645 (1247) d. i. gerade hundert Jahre früher als Morbassan (Umurbeg) lebte, welcher im Jahre 1345 Smyrna eroberte, der Titel des Werkes ist:

354. Epistolarum Turcicarum variorum et diversorum authorum, libri V. in quibus epistolae de rebus Turcicis summorum Pontificum, Imperatorum Regum, Principum, aliorumque mundi Procerum, iam inde á primordio regni Saracenici et Turcici usque ad haec nostra tempora leguntur ultro citroque á Christianis et Turcis aliisque exteris nationibus scriptae. Opus non solum lectu iucundum et consultationi nostrorum temporum utile, sed etiam ad cognitionem cum aliarum historiarum, tum potissimum de initijs, progressu et incrementis regni Turcici, maxime necessarium. Ex recensione Nicolai Reusneri Leorini H. Comitis Palatini Caesarei et Consiliarij Saxonici Francoforti ad Moenum 1598.

Über die persischen Feldzüge unter Murad dem III. schrieben Porsius dessen Werk schon oben angeführt worden, und Thomas Minado; zu Ende des XVI. Jahrhunderts, ihre Werke sammt den Gesandtschaftsbeschreibungen Josepho Barbari's und Ambrosio Contareni's sammelte Petro Bizari. Die vollständigste Ausgabe dieser vortrefflichen Sammlung ist die v. J. 1601 zu Frankfurt, in welcher sich diese Werke der persischen Geschichte Bizari's angehängt befinden, unter dem Titel:

355. Rerum persicarum Historia, initia gentis mores, instituta, resque gestas ad haec usque tempora complectens: Auctore Petro Bizaro Sentinate. cui accessit brevis ac vera Henrici Porsii de bello inter Murathem III. Turcarum et Mehmetem Hodabende, Persarum Regem gesto narratio: ac Philippi Callimachi Experientis de bello Turcis inferendo, oratio; eiusdemque de his quae á Venetis tentata sunt, Persis ac Tartaris contra Turcos movendis, historia, et appendix, quam exitalico latinam fecit Jacobus Geuderus ab Heroltzberga. In ea Josephi Barbari et Ambrosii Contareni Legatorum Reipub. Venetae Itineraria Persica: Johannis Thomae Minadoi belli Turco-Persici historia: et Anonymi cuiusdam, belli eiusdem descriptio. Cum Indice locupletissimo. Francofurti 1601. Folio.

An die oben erwähnten Relationen von Frank, Dilbaum Frey und Fridlib schließen sich die folgenden an:

355. Continuatio. Ungarische vnd Siebenbürgische Kriegshändel vnd außführliche Beschreibung, Was sich von dem Herbst deß nechst abgeloffenen 1601 jahrs, biß auff den Herbst dieses gegenwärtigen 1602. Jahrs, zwischen dem Erbfeind Christlichen Namens dem Türken, und dem Christen, so wol in ober als vnder Vngarn, Siebenbürgen, Wallachey, Moldaw, Poln, Bulgaria, Persia, etc. In Schlachten, Scharmützeln, einnemungen der Länder, Stätt, Vestungen, vnd andern Sachen, von einen vnd dem andern theil, denselben Krieg belangend, gedenkwürdiges verhoffen vnd begeben. Gedr. zu Lich 1602 4.

357. Warhafftige Newe Zeitung von der schrecklichen

Feldtschlacht, so der Türcke mit dem Könige aus Persia gehalten, darinn der König aus Persia zweymal hundert tausent Mann verlohren, der Türcke aber vber Hundert vnd viertzig tausent, Auch wie der Persianer das Feld be halten, mit einer grossen Außbeut. Vnd ist gleublich, das dergleichen Feldschlacht von anfang der Welt nicht ist geschehen, vnd solch eine Kriegsmacht ins Feld gebracht, denn des Persianers Kriegsvolck ist vnzehlbar gewesen, der Türcke aber ist fünff mal hunderr tausent starck gewest. Mit geschwinder Post vom Persianer kegen Prage geschickt. Erstlich gedr. zu Prage 1606. 4.

358. Discursus Historicus, dero vornembsten denkwürdigsten Historien, so sich von etlichen Jahren hero, vnnd namhafftig von Anno 1598 biß auff dieses gegenwärtige 1606. Jahr, theils erspounen, theils taliter qualiter jhre Endtschafft erreichet haben. Darinnen, beydes auß Geistlichen vnd Weltlichen Geschichten vnd geübten Händeln der jetzige wunderliche cursus vnd geschwinde praxis mundi zum Augenschein gezeiget wirdt. Durch den Ehrnvesten vnd Hochgelehrten Herrn Joannem Forsterum, auß schrifftlichen vnd mündtlichen Kundtschafften zusammen, vnd in eine nützliche Ordnung gebracht. Frankfurt am Mayn. 1606.

359. Homonnaynum Diarium de oppugnationne Ujvarini an. 1605 ex Hungarico in latinum vertit Belius.

360. Lindenberger Joan. Aquilosylvani Marchici etdvoc. Vienn. — Pugna ardua, variique Nostrorum cum Turca conflictus penes arcem Tzhokaly Mense Octob. an. 1601. felicissime praestiti versu epico comprehensa et scripta ad Mathiam Archiducem. etc. Viennae 1602.

361. Rerum memorabilium in Pannonia sub Turcarum Imperatoribus a capta Constantinopoli usque ad hanc aetatem nostram bello militiaque gestarum Exegeses, sive Narrationes illustres variorum et diversorum auctorum, recensente Reusnero. Francofurti 1603.

Mit dem Frieden von Situatorok, mit welchem zuerst die Sentung der jährlichen Ehrengeschenke aufhörte, welche die Türken bisher für Tribut angenommen hatten, beginnt die zweyte ruhigere Hälfte, dieser dritten Epoche in welcher mehrere Jahre des Friedens auch die Zahl der Beschreibungen der Schlachten und Feldzüge verminderten. Schriften, welche über vorbereitende Schritte dieses Friedens Aufschluß geben, sind:

362. Die Reise der kaiserlichen Bevollmächtigten nach den Congreß von Gran, im Archiv der Geographie, Historie, Staats und Kriegskunst, Jahrgang 1810 herausgegeben von Freyherrn von Mednianskty unter dem Titel: Beschreibung der Raiß nach Ofen wegen des Friedtß Tractation so Anno 1604 beschechen.

Dann 363. Bocatii Joannis Lusati, Cassov-Schol. Rectoris. Commentatio epistolica de legatione sua ad Stephanum Botskay Transilvaniae Principem, et suscepta cum eo a. 1605 in campos profectione; accessit ejusdem laurinum redivivum.

Der Friede selbst von Situatorok erschien gedruckt unter dem Titel:

364. Conditiones pacis inter Romanorum et Turcicum Imperatorem, Rudolphum II. et Achometem I. Sultanum, ut illae anno superiori 1606. inter utrosq. tractatae et conclusae sunt und deutsch unter dem Titel:

365. Friedens Conditiones wie dieselben zwischen dem Römischen unnd Türkischen Kayser Rudolpho dieß Namens dem Andern, und Hehomath Sultan dem ersten, im Feldlager zwischen der Donau unnd Situva in Hungarn abgehandelt unnd beschloßen. Erstlich gedruckt in der alten Stadt Prag durch Johann Ottmari Jacobi (1606) mit Bewilligung nachgedruckt zu Nürnberg durch Christoph Lochner 1607. 4.

Die Bestättigungen des Situatoroker - Friedens von den Jahren 1615, 1616 und 1625 erschienen in besonderen heute sehr seltenen Abdrücken, nähmlich:

366. Confirmatio et ratificatio itemque extensio conditionum pacis Thorokien: inter Romanorum Imperatorem Matthiam et Turcarum Imperatorem Achomatem primum Sultanum ut illae Anno 1615 inter utramque; partem tractatae et conclusae sunt. Anno Domini M- DC. XV. in 4.

367. Articulorum pacis ad Situatorok anno M. DC. VI. conclusorum, nova confirmatio, ratificatio, et in quibusdam punctis complanatio, secundum capitulationes in Aula Imperatoria Viennensi Anno 1616 per Plenipotentiarios vtriúque Imperatoris Commissarios stabilitas et ab vtrosqúe. Imperatore confirmatas. Ex mandato Sacrae Caesareae Regiaeq; Majest. Impressum Viennae Austriae, M. DC. XVI.

368. Articuli pacificationis inter S. Caes. Majestatem et Turcarnm Imperatorem conclusi mense Majo a 1625. Viennae 1625 in 4.

369. Inventaire de l'Histoire Generale des Turcs contenant leurs guerres, conquestes, seditions, et autres affaires remarquables, tant contre les Chrestiens, Grecs, Hongres, Polonois, Bulgares, Mol-

danes, Transsylvains, Valaques, Sclauons, Espagnols, Venitiens, Cheualiers de Rhodes et de Malte, que contre les infidelles Tartares, Perses, Egyptiens, Arabes etc. Tiré de Chalcondyle Athenien, Paul loue, Leonclauius, Lonicerus et autres, iusques en l' anneé mil six cens dix sept. Par le Sr. Michel Baudier de Languedoc. Et nouvellement, reueu, continué et augmenté depuis ladite anneé mil six cens dix sept, iusque a la presente mil six cens vingt huict. Auec la mort et genereuses actions de plusieurs Seigneurs, Gentilshommes, Francois, et Cheualiers de Malte, qui s'y sont trouvé a Paris, chez Anthoine de Sommoville, au palais, dans la petite Salle. 1528.

370. Warhafttige vnd gar außfierliche Newer Zeytung, auß Constantinopel, welchermassen die Türckische Kriegsleut ein Erschröckliche Auffruhr angerichtet haben, auch fast die halbe Statt Angezündet vnnd in Brand gestecket. Geschehen den 19. Aprilis, dieses 1589. Jars. MDLXXXIX.

Mit den Friedensschlüssen und ihren Erneuerungen gehen die Geschichten der Bothschaften Hand in Hand von denen im vorigen Zeitraume die Gesandtschafts-Beschreibungen von Curipeschitz, Busbek, Herberstein, Lasky und Verantius erwähnt worden sind, an dieselben schließen sich in diesem Zeitraume die sieben Gesandtschafts-Beschreibungen.

371. Pigafetas *) Negroni's, Gerlachs Schweiggers, Wenners, Seidels und Wratislaw's an.

372. Negronii Andreae a Sua Majestate Constantinopolim missi relatio 1612. facta.

373. Schweiger Salamon Predigers zu Nürnberg. Eine Newe Reyßbeschreibung aus Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem, darin die Gelegenheit derselben Länder, Städt, Gebeu x. der innwohnenten Völker-art, Sitten, Gebrauch, Trachten, Religion, und Gottesdienst x. Insonderheit die jetzige wahre Gestalt des H. Grabs, der Stadt Jerusalem, und anderer h. Örter x. Item welcher Gestalt und was die Römischen Kays. Majestät durch ihre Legaten dem Türkischen Kaiser, auch dessen fürnehmsten Officieren, jedem besonders zum Präsident unterwegen und zu Constantinopel damahls überliefern lassen, sampt desselben Werth, und der Legatenampt, x. dergleichen des Türkischen Reichs-Gubernation, Polizey, Hofhaltung, Nutzbarkeit des Reysens, und vielerley andern lustigen Sachen. Mit 100 schönen newen Figuren x. in drey unterschiedlichen Büchern Auis fleyßigst in eigener Person verzeichnet und abgerissen. Nürnberg durch Caspar Fuldan 1619. 4.

374. Stephan Gerlachs deß Ältern Tage-Buch, der von zween Glorwürdigsten Römischen Kaysern Maximiliano und Rudolpho, Beyderseits den Andern dieses Nahmens, Höchstseeligster Gedächtniß, an die Ottomannische Pforte zu Constantinopel abgefertigten, und durch den Wohlgebohrnen Herrn Herrn David Ungnad, Freyherrn zu Sonnegk und Preyburg x. Römisch-Kayserl. Raht, mit würcklicher Erhalt- und Verlängerung des Friedens, zwischen dem Ottomannischen und Römischen Kayserthum und demselben angehörigen Landen und Königreichen x. glücklichst vollbrachter Gesandtschaft: Auß denen Gerlachischen Zeit Seiner hierbey bedienten Hoff-Prediger-Ampts-Stelle eygenhändig auffgesetzten und nachgelassenen Schrifften, herfür gegeben durch seinen Enkel M. Samuelem Gerlachium Frankfurth.

Nach Schweiggers und Gerlachs Gesandtschafts-Beschreibung gehören in diesen Zeitraum noch zwey andere, nähmlich die Beschreibung der unglücklichen Gesandtschaft seines in den Kerker geworfenen und dort gemordeten Herrn von Krekwitz, welche von Zweyen des Gefolges, nähmlich vom Apotheker Seidel und vom Pagen Wratislav beschrieben worden. Diese zwey Beschreibungen, welche selbst Lübekes (III. 104) für ein und dasselbe Werk gehalten sind zwey ganz verschiedene.

375. Denkwürdige Gesandtschaft an die Ottomanische Pforte, welche ehemahls auf Röm. Kais. Maj. Rudolphi II. hohen Befehl Herr Fridrich von Krekwitz, Sr. Maj. Reichs-Hofrath verrichtet; nebst ausführlichem Bericht, was hierbey so wohl mit dem Herrn Oratore selbst, als denen Seinigen vorgelaufen, aufgesetzt und schriftlich hinterlassen von Fridrich Seideln, damahls des Herrn Oratoris Apotheker und nochmahls Bürger in Troppaw und wegen der sonder-

*) Marco Antonio Pigafetás Reisebeschreibung gedruckt zu London im Jahre 1585 unter dem Titel: ITINERARIO DI MARCANTONIO PIGAFETA gentil' huomo Vicentino. All' Illustrissimo Signore Eduardo Seymer Conte d' Hertford etc. ist eine der größten bibliographischen Seltenheiten, indem dieselbe im Laufe von sieben Jahren trotz aller zu London, Venedig, Rom, Florenz und Neapel gegebenen Aufträge nicht aufzutreiben war und sich weder auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, noch in der von San Marco noch auf der Göttinger, sondern in Deutschland, meines Wissens nur auf der Dresdner befindet. Einer von diesem Exemplar durch Herrn Bibliothekar Ebert besorgte Abschrift danke ich der Freundschaft und Güte Herrn Hofraths Eichhorn. Da dieses Werk nicht nur das Interesse der Seltenheit, sondern auch das, des Reiseberichts und der Gesandtschafts-Beschreibung des Verantius und Teufenbach, welche Pigafetta im Jahre 1765 als Sekretär nach Constantinopel begleitete, für sich hat, so ist zu wünschen, daß dasselbe durch Übersetzung und Druck neuerdings in Deutschland bekannt gemacht werden möge, wie dieses in diesem Archive mit der ersten Beschreibung einer Österreichischen Gesandtschaft nach Persien, nähmlich mit dem Iter Persicum Georg Tectanders von der Jabel (gedruckt zu Altenburg 1610) geschehen ist.

lichen Begebenheiten, mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen im Druck gegeben von M. Malamon Haußdorff aus Laubau, Pastore zu Beerustadt in Ober-Laußitz. Görlitz verlegts Johann Gottlob Laurentius 1711.

376. Des Freyherrn von Wratislaw merkwürdige Gesandschaftsreise von Wien nach Constantinopel. So gut als aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1787 in der von Schönfeldischen Buchhandlung.

Der sonderbare Zusatz: So gut als aus dem Englischen übersetzt, soll heißen, das Werk aus dem Böhmischen übersetzt ist eben so gut als aus dem Englischen übersetzt zu lesen, das böhmische Original führt den Titel: Wratislawa z Mitrowic prjhody, kterěz w Turechém hlaw njm mésté Konstantinopoli widel, w zagetj swém zkusyl, a po stastném do wlasti swe nawrácený sám léta páne 1599 sepsal.

Auch die vierte Gesandtschafts-Beschreibung dieses Zeitraums ward von Einem aus dem Gefolge eines edlen Böhmen, nähmlich des Herrn von Czernin verfaßt:

377. Adam Wenners Türkisches Reisebuch von Prag aus bis gen Constantinopel, das ist: Beschreibung der Legation und reise, welche von der Röm. Kais. auch zu Hungarn und Böheim, etc. Königl. Majest. Matthia II. an den Türkischen Kaiser Ahmet, den Ersten dieß Nahmens, und den sechszehenden des Oßmannischen Geschlechtes, neben desselben zu Wien angekommener Botschaft nach Constantinopel, an die Oßmannische Porten abgeordnet: So Anno 1616 angefangen, und Anno 1618 glücklich verrichtet und völlig abgelegt worden. Darinnen die von Tag zu Tag gehabte Quartier, selbiger und der vornehmsten Örter befandene Gelegen- und Beschaffenheit, auch was täglich, so hiehero gehörig, vorgeloffen und sonsten der Sachen Erklärung erfordert, neben andern, ausführlich vermeldt. Mit angehengter Summarischer Anzeigung, worauf das mächtigste Reich der Türken, oder, wie sie sich nennen, Musulmanar, und selbe Macht fürnemlich bestehet. Nürnberg, bey Johann Andr. Endter, und Wolfgang des Jüngern sel. Erben. M. DC- LXV.

Über die von Bevollmächtigten verhandelten Friedensverträge und die Erneuerung derselben geben die im Druck erschienen Urkunden-Auskunft.

378. Confirmatio et Ratificatio itemque extensio conditionum pacis Thorokien: inter Romanorum Imperatorem Matthiam et Turkarum Imperatorem Achomatem primnm Sultanum ut illae Anno 1515 inter utramque, partem tiactatae et conclusae sunt. Anno Domini 1515. 4.

379. Articulorum Pacis ad Fituatorok anno 1606 conclusorum, nova Confirmatio, ratificatio, et in quibusdam punctis complanatio. Secundum capitulationes in Aula Imperatoria Viennensi 1616 per Plenipotentiarios utriusque Imperatoris Commissarios stabilitas, et ab utrosque Imperatore Confirmatas. Viennae 1616. 4.

Drey Jahre darnach erschien auch der Vertrag Bethlen Gabors mit dem Sultan und ein Schreiben von jenem an diesem im Auszuge.

380. Extrakt der Vergleichungsartikul zwischen dem Türkischen Kaiser und Bethlehem Gabor wegen occupirung des ꝛc. Königreichs Hungarn, mit einem Extract eines Entschuldigungsschreibens deß Karakas Mehemet Bassa an demselben Fürsten in Siebenbürgen 4. Auf diesen Siebenbürgischen Vergleich beziebt sich auch

381. Extract eines Relations-Schreibens H. Bethlehem Gabors Fürsten in Siebenbürgen an den Türkischen Kayser wegen glücklich occupirten Königreichs Hungarn abgangen. 1619. 4.

382. Hülff des Türkischen Kaisers dem Fürsten in Siebenbürgen Bethlehem Gabor, nunmehr erwählten König in Ungarn, und desselben Ständen, auch den conföderirten Landen versproche... Preßburg 1621. 4. Die Begebenheiten der Thronumwälzug des folgenden Jahrs erzählt die:

383 Türkische Relation oder gründlicher Bericht, welcher massen zu Constantinopel unter dem Spach Janitscharen und andern Türkischen Kriegsvolk, wider ihren Kaiser Sultan Oßman, sich den 8. (18.) May dieses laufenden 1622 Jahrs, ein unversehener großer Tumult und Auffstandt erhaben, darüber der Primo Vezier und andere vornehme Türkische Häupter, niedergesäbelt, auch erstgedachter Sultan Ossman von den Janitscharen gefangen worden: deßgleichen auch, was gestalt das Türkisch Kriegsvolk den Sultan Mustapham (so bishero ein lange Zeit gefangen gesessen, den 9. (19) May dieses 1622 Jahrs auß der custodia entledigt, und zum Türkischen Kaiser auffgeworfen, welcher den folgenden Tag hernacher seinen Antecessorn, den alten Kayser Sultan Oßman stranguliren und hinrichten lassen. Sampt angehengter Mahometanischer Prophecey, wie lang das Türkische und Ottomanische Reich bestehen sollte. Auch wenn es seinen Watergang Ruin und Zerstörung zu gewarten haben werde? Aus unterschiedlichen glaubenswürdigen Schriften zusammengezogen, und manniglich zu gewündschter nachrichtung an Tag geben. Nürnberg 1622. 4.

Allgemeine Chroniken der Kriegsgeschichte des Anfangs des XVII. Jahrhunderts sind die folgenden:

384. Chronica des ungerischen Kriegswesens, der

erste, der andere, der dritte Theil (613 Seiten 4.) das Titelblatt fehlt, zu Ende steht, gedruckt zu Nürnberg bey Ludwig Lochnern 1615. Wie diese Chronik, die ungarischen Feldzüge beschreibt, so die Bissaccione's die venezianischen dieses Zeitraums.

385. Majolini Bissacioni Historia dei Turchi Venetia 4.

Desgleichen Wassenaeer's türkischen Chronik im Holländischen.

386. Turksche Chronyk ott de memorabilste Dorloghen, endn ghedenkwerdigste gheschiedenissen die in heftighsten Velt-laghen ende Beleгheringhen der Thurken ende Christen Koninghen voor — ghevallen zien. Mitsgaders Tghene in Hongarien, Moldavien, Wallachien, Sebenberghen, polen, Sweden, Moravien, Bohemen, Oostenrick ende in't pfaltzgravenland tot het tegenwordige Jar 1623 toe geschiedt is; beschreven door Nocolaes a Wassenaer Amsterdamer Medecyn un op uieus met vele schoone figueren ende platen verciert ende vermardert, T' Amstelerdam ghedruokt by Jan Eversich Cloppenburch Boukverkooper woonende op'r Water in dem vergulden Bibel 1623.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sternberg in Mähren.*)

In einer der angenehmsten Gegenden Mährens ligt Sternberg. Diese industriöse Stadt, deren Linnen und Baumwolle-Fabrikate in den entferntesten Länder gesucht werden, ist am Fuße eines von der Ausläufern der mährisch-schlesischen Gesenkes erbaut, und ihr Ursprung so wie jener ihrer halb verfallenen Feste, erinnert an eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der vaterländischen Geschichte.

Es war gegen die Mitte des 13. Jahrhundert: als zwey ungeheure tartarische Heere nach den Abendländern strömten und durch unersättliche Verheerungssucht das Entsetzen von Europa wurden. Wo diese wilden Herden hinkamen, zog Tod und Verzweiflung ihnen zur Seite. Eine derselben machte unter Battu's Anführung Ungarn zum Wahlplatze beyspielloser Verwüstungen; die zweyte ergoß sich unter dem Vortritte Peta's über Pohlen nach Schlesien. Ein muthvolles christliches Heer stellte sich in der Gegend von Liegnitz den nahenden Wüthrichen entgegen, erlag aber der erdrückenden Überzahl, und schon streiften die Feinde an den Gränzen von Mähren, als König Wenzel I. von Böhmen, dem damahls auch Mähren unterthänig war, den Helden Jaroslaw von Sternberg, mit einer Schaar kampferprobter Krieger dem bedrängten Lande zu Hülfe sandte.

Kaum hatte sich Jaroslaw mit den Seinigen in die Stadt Ollmütz geworfen, als auch schon die Tartaren vor den Mauern der Stadt lagen, und dieselben zu erstürmen auf das wüthendste bemüht waren.

Am 14. Juny 1241, noch ehe die Sonne den Tag verkündet, verließ Jaroslaw mit seiner Heldenschaar die Festung, drang bis in das Innere des Lagers der sorglos schlafenden Tartaren, erlegte mit eigener Hand den Anführer Peta, und richtete unter den Feinden eine solche Verwüstung an, daß sie mit Schrecken und nachdem sie allenthalben Spuren ihrer Rache und Grausamkeit zurückgelassen, zu dem zweyten Heere nach Ungarn zogen.

König Wenzel ernannte den Helden Jaroslaw in lohnender Anerkennung seiner geleisteten Dienste zum Landeshauptmann von Mähren, und wieß ihm in Norden von Olmütz eine Strecke Länder als Eigenthum an, wo er die Veste Sternberg errichtete und zu der Stadt desselben Nahmens den Grund legte.

Bis zum Jahre 1409 blieb Sternberg bey der Familie des Stifters. Ein Enkel desselben Albert v. Sternberg General und Großmeister der Kreuzherrn zu Prag war zufolge eines Stiftungsbriefes vom 18. Oct. 1296 der Errichter von der Sternberger Pfarre, so wie nach einer Urkunde vom Jahre 1339 Stephan von Sternberg als der Stifter des Spitals erscheint. Stephans Nachfolger Albert von Sternberg, Bischof von Leutomischl umgab im Jahre 1376 die Stadt mit einer Mauer und gründete nach einer im Jahre 1371 ausgefertigter Urkunde daselbst ein Collegium der Augustiner mit 14 Chorherrn und einem Propste, das den 15. September 1384 durch Peter von Sternberg noch mit 10 Gliedern vermehrt wurde.

Im Jahre 1409 kam die Herrschaft an Peter v. Krawacz, nachdem sie früher ein gemeinschaftliches Eigenthum seines Vaters und Marquards v. Sternberg gewesen war. Diesem Peter v. Krawacz ist die Stadt vielfach verpflichtet. Er wieß ihr einen eigenen Gerichtsbezirk an, entließ sie von dem Bande der Unterthänigkeit, mit der sie an die Grundobrigkeit gebunden war, machte eine Menge benachbarter Ortschaften in Hinsicht des Bieres und anderer Erzeugnisse von der Stadt abhängig, führte in ihr die Wochenmärkte ein, und war auf das eifrigste besorgt, das Fortkommen derselben für die Folgezeit zu sichern.

*) Beym historischen dieses Aufsatzes sind die Original-Urkunden und ein wenig bekannter Aufsatz von Eberle benützt worden.

Zur Zeit des Hussittenkrieges belagerten im Jahre 1430 die böhmischen Taboriten unter der Anführung Procop des Größeren die Stadt und das Schloß. Durch acht Wochen fanden die Belagerer heldenmüthige Vertheidiger, die nach dieser Zeit nur deshalb sich zu ergeben genöthigt waren, weil es an den nöthigen Mitteln eines fernern Haltens, so wie an der Hoffnung eines Entsatzes gebrach. Die Eroberer besetzten Stadt und Schloß, und ängstigten die umliegende Gegend durch zwey Jahre mit Raub und Verheerung. Nach dieser Zeit erschien eine Macht, welche die Stadt Olmütz, Littau und Neustadt zusammengestellt hatten, und machten durch einen entscheidenden Sieg dem zügellosen Treiben der Feinde ein Ende.

Nach dem Tode Peters von Krawarz, der im Jahre 1433 erfolgte, blieb die Herrschaft Sternberg noch einige Zeit bey der Familie Krawarz, kam sodann durch Vermählung an die Herrn Berka von Duba und Lippa und auf dieselbe Weise im Jahre 1565 an Carl Herzog zu Münsterberg-Öls podiebradischen Stammes, unter dem der größte Theil der Stadt der evangelischen Religion zufiel. Dem Herzog Carl folgten im Besitze seiner Güter, seine zwey Söhne Heinrich, Wenzel und Carl Friedrich, mit denen die Herzoge zu Münsterberg, Kunstadt podiebradischen Stammes ausstarben. Des letzteren Tochter Maria Elisabeth vermählte sich im Jahre 1647 mit Silvius Nimrod von Würtemberg, und brachte die Herrschaft an dieses Geschlecht.

Der 30jährige Krieg, der auch in Mähren seine blutigen Wahrzeichen aufgestellt hatte, war für Sternberg eine Quelle arger Bedrängnisse. Die Dänen, die zur Unterstützung der Bethlem Gabor'schen Unruhe nach Ungarn gerückt und nach dem Absterben des Feldherrn Ernst von Sachsen Weimar durch den Herzog von Friedland geschwächt worden waren, zogen in ihren Überresten (J. 1626) nach Mähren und hielten Troppau, Jägerndorf, Eulenberg und Sternberg besetzt. Unter der Anführung des kaiserl. General-Wachtmeister Lorenzo del Maestro rückten im darauf folgenden Jahre, 3000 Mann gegen die Stadt, die sich unter den Befehlen des dänischen Hauptmanns Grafen von Thurn vertheidigte. Nachdem dieser bemerkt, daß die Stadt nicht mehr zureichende Sicherheit biethe, zog er mit den Bürgern aufs Schloß. Die Belagerer setzten die Stadt alsogleich in Flammen, und nach wenigen Tagen waren die Trümmer derselben, Zeugen von Thurns Ergebung.

Fünfzehn Jahre darauf kam Sternberg in die Hände der Schweden, die es vom J. 1642 bis 1650 besetzt hielten, und sich während dieser Zeit auf das friedfertigste betrugen.

Das evangelische Sternberg wurde durch die Bemühungen einiger Jesuiten im Jahre 1669 zu der Religion zurückgeführt, zu der sich seine ersten Bewohner bekannt hatten.

Der Herzog Silvius von Würtemberg theilte mit Genehmigung Kaisers Leopold I. die Herrschaft Sternberg unter seine drey Söhne Ulrich, Carl und Friedrich zu gleichen Theilen. Die erstern beyden veräußerten ihre Antheile an Johann Adam Fürsten von Liechtenstein, welche Familien auch die Herrschaft Sternberg seit dem Ende des 17. Jahrhunderts noch immer unter ihre Besitzthümer zählt.

Nach der Sage sollen viele Schätze in dem alten Schloße Sternberg verborgen liegen. Es wird Manches angegeben, wodurch man dieß zu bestätigen glaubt, und ich will nur ein einziges Begebniß erzählen, das man aus dem Munde des Volkes vernimmt.

Ein Knabe ging einst an einem Pfingstsonntage auf dem Rasenplatze spazieren, der sich an der Nordseite des Schloßes ausdehnt. Bey einem Blicke gegen die Erde gewahrte er eine Blume von solchem Glanze und von solcher Schönheit, daß er hastig nach ihr griff, sie brach und hinter das Hutband steckte. Kaum hatte er dieß gethan, bemerkte er einen Strahlenpallast, wo unter einem schimmernden Krystallenthrone eine wunderliebliche Jungfrau stand, die ihn schweigend, aber mit Vertrauen erweckenden Mienen zum Eintritte lud. Der Knabe war wohl einige Augenblicke bestürzt, aber auf jene huldvolle Einladung faßte er Muth, trat näher und ging in Begleitung des weiblichen Wesens in einen unterirdischen Saal. Er ließ seinen Hut bey der Saalthür stehen und erblindete fast im Schimmer nie geschauter Herrlichkeiten. Zwey Bogengänge, an denen Tausende von Lampen strahlten, gingen den weiten Saal hinab, und weckten mit ihrem Glanze unzählige Blitze aus den Edelgesteinen, die an den Wänden aufgehäuft lagen. „Von diesen Dingen Eduard, sprach die Jungfrau, nehme so viel dir beliebt." Der Knabe blieb stehen und erst nach wiederhohlter Aufforderung näherte er sich den Schätzen und füllte seine Rocktaschen. Als er sich entfernen wollte, rief ihm die Jungfrau zu: „Eduard! vergesse das Beste nicht!" — Eduard sah sich um, nahm noch einen Stein, der ihm besonders entgegen strahlte, und ging weiter. „Eduard! vergesse das Beste nicht!" hörte er abermahls die mahnende Stimme; er blickte nach allen Seiten, glaubte nichts vergessen zu haben, und ging zum Saale hinaus. An dem Portale des Pallastes, hörte Eduard nochmahls dieselbe — da ward ihm bange, er sprang hinaus, und krachend schlugen die Thüren hinter seinen Rücken zusammen, daß er bewußtlos zu Boden stürzte; Beym Erwachen fühlte er sich an der Ferse verwundet,

vermißte seinen Hut mit dem Blümchen, das vermuthlich mit seiner Zauberkraft das Beste gewesen, fand nichts von den gesammelten Schätzen und jede Spur des Geschehenen war verschwunden.

E. M. Selinger.

Kunigunde.

Eine Kärnthnerische Sage.

Seht ihr jene Felsenhütte
An des nahen Abgrunds Rand,
Und geformt nach alter Sitte,
Jenes Steinkreuz in der Mitte,
Hingesetzt von kühner Hand?

Täuschend sind der Nacht Gestalten,
Traue ihrem Locken nicht,
Zweifle, Mensch, an ihrem Walten,
Bis die Zweifel sich entfalten,
An des Morgens Strahlenlicht.

In der Nacht war's, als zur Stunde,
Da der Förster Emmerich
Aus der Tochter Kunnigunde
Sangesreichem Engelmunde
Holte seine Ruhe sich:

Wunderbar durch Harfenklänge
Eine Stimme, liebevoll,
Im verworrenen Gedränge
Des Gefühls; wie Bardensänge,
Her vom nahen Felsen scholl.

Fest vom tiefen Schlaf gebunden
Ruhte Vater Emmerich,
Und der Ton lockt Kunigunden:
Alle Furcht ist ihr entschwunden,
Nähert keck dem Felsen sich.

Näher jetzt und wieder ferne
Klingt es in des Mädchens Ohr,
Und dem Klange folgt sie gerne;
Sieh da blitz's gleich einem Sterne
Aus dem dunklen Wald hervor.

Licht wird's und vor Kunigunden
Steht ein hochgewalt'ger Mann,
Wild umbellt von seinen Hunden,
Der, mit einem Schwert umwunden,
Wie ein Jäger angethan.

„Zitt're immer, holde Kleine,
Schnell mit mir den Wald hinein;
Heute wirst du noch die meine,
Morgen lache oder weine,
Mein mußt du zur Stunde seyn!"

Also höhnt er. — Höllenbangen
Faßt das arme Kindlein an:
Weh! da kommt ein Greis gegangen
Mit von Angst gebleichten Wangen,
Förster Emm'rich ist der Mann.

Träumend war es ihm erschienen
Alles, was sein Kind verbrach,
Daß es folgte seinen Sinnen,
Und mit frevlen Muth von hinnen,
Und er eilt' der Kühnen nach. —

Sieht sie in des Räubers Händen,
Reißt sie schreyend zu sich hin:
„Willst du Kunigunden schänden,
Mußt du mich dem Tod' erst senden,
Wiss', daß ich ihr Vater bin!"

„Mit dem Tod' kann ich dir dienen,
Ruft der Mörder grinsend aus:
Blutig will ich mich entsühnen!"
Und mit zornerglühten Mienen
Tummelt er sein Schwert heraus.

Da ergreift ihn Kunigunde
Mit betäubend lautem Schrey'n,
Schleppt ihn rasch zum nahen Schlunde,
Der sie anstarrt aus dem Grunde,
Stößt verzweifelnd ihn hinein.

Niederknien um zu danken
Macht sie jetzt ihr frommer Sinn;
Jetzt zum Vater will sie wanken,
Aber — ihre Knie schwanken,
Eine Leiche sinkt sie hin.

Und bey selbem Felsenschlunde
Nahe an des Abgrunds Rand
Weiht der Greis im harten Grunde
Thränen seiner Kunigunde,
D'rauf ein Grab mit eig'ner Hand.

Seht ihr jene Felsenhütte?
Nimmermehr verließ er sie,
Bis der Tod mit leisem Tritte
Kam — erfüllend seine Bitte —
Und die Ruhe ihm verlieh.

C. J. Braun v. Braunthal.

Literatur.

194 Diwadlo od J. N. Stiepánka. (Theater von Joh. Stiepanek.) Vierter und fünfter Band.

Der vierte Band enthält: Der Brudermörder; Die gefährliche Nachbarschaft. Iwan der Vierte. Der Hut. Der Faschingsscherz. Die Erdäpfel.

Der Brudermörder. Originaltrauerspiel in einem Aufzuge.

Die Geschichte des ersten bekannten Brudermörders, von dem die biblische Geschichte spricht, tritt hier mit ergreifender Wirkung ins Bühnenleben. Die Charaktere der beyden einzigen Personen, die hier auftreten, sind wahr, richtig und kräftig gezeichnet. Abel, ganz das gottergebene fromme Gemüth, an dem Gott und Ältern Wohlgefallen haben; Kain der rauhe Sohn der Natur, mit verfinsterter, vom Sturm der Leidenschaft getriebener neidischer Seele, so wie beyde die mosaische Urkunde mit kurzen, scharf bezeichneten, Zügen schildert. Am gerathensten erscheinen darin die beyden ersten Monologe Kains und Abels und im 6. Auftritt das Selbstgespräch Kains, wo sich die Qualen der Verzweiflung zeigen. — Die gefährliche Nachbarschaft ist so ungezwungen übersetzt, daß, wer sie nicht so oft im Deutschen gesehen und gelesen hätte, glauben müßte, ein ächt national böhmisches Bühnenstück zu lesen. Über Ywan den 4., den Hut und die äußerst triviale Posse, (nach einer Opererette Kringsteiners bearbeitet): der Tanzmeister, läßt sich nicht viel sagen, allein in dem Lustspiele. Die Erdäpfeln hat uns der Herr St. ein artiges Gericht aufgesetzt. Die Bearbeitung einer bekannten Anecdote, nach dem schon im Deutschen, unter demselben Rahmen, vorhandenen Stücke, liefert einen interessanten Beytrag zur Sammlung der Bühnenstücke Stiepaneks, und empfiehlt darin die Nationalität des Böhmen mit der reinsten Liebe zu seinem angebetheten Herrscher so glücklich vereiniget! — Wie herzlich sind der gefangene österreichische Wachtmeister und sein Sohn Franz geschildert!

Im fünften Bande sind: Der Böhme und der Deutsche. Die Zauberinn Sidonia. Kuliferda.

Zschockes Zauberinn Sidonia ist mit Würde übersetzt Kuliferda ist, als Schwank in Einem Aufzuge, der Goldonische Burley, nach welchen Hagemann seinen Doppelpapa, und Kuno seinen Schlaukopf bearbeiteten. Der Böhme und der Deutsche Lustspiel in drey Aufzügen. Der Plan des Stückes erinnert stark an den, vom Bühnenrepertoire gänzlich verschwundenen Bettelstudenten, und führt wie in diesem, mehrere wirklich komische Scenen herbey, welche die Lachlust recht sehr in Anspruch nehmen. Ein Mauschel, halb Spitzbube, halb ehrlicher Kerl, wird durch den Verwalter, einen ähnlichen moralischen Zwitter, der zwischen dem guten und bösen Prinzip oscillirt, beredet, dem Müller seine ersparte Baarschaft zu stehlen. Ein reisender Studiosus, den die Nacht im Walde überfällt, trifft dort den Juden im Augenblicke, wo er sich mit dem gestohlenen Gelde fortschleicht, belauscht sein Selbstgespräch, und spielt den Teufel, als er merkt, um was es sich handelt. Der erschrockene Jude entflieht, der Student ist in Besitz des Geldes, mit dem er in das Dorf schlendert und dort von der hübschen Tochter des Müllers, welcher der schmucke Musensohn gefällt, ohne Vorwissen des Vaters, Imbiß und Nachtlager erhält. Durch einen unvermutheten Besuch überrascht, muß er sich erst in einem Mühlsack verstecken, und dann zum Fenster hinausspringen. Der Müllner hält ihn für einen eingeschlichenen Dieb und wird um so mehr in diesem Verdachte bestättigt, als er mit Schrecken den Verlust seiner Sparcasse gewahr wird. Durch den Knecht, welcher in einem Heuschober von der Hofmagd versteckt, ein vertrautes Gespräch des Verwalters und des Juden, wo der letztere die ganze Geschichte des Diebstahls und des ihm im Walde zugestoßenen Unglücks dem Verwalter erzählt, behorcht und alles dem Müller entdeckt, wird der wahre Thäter verrathen. Der Student bringt das gestohlene Geld, bittet um die Müllerstochter und erhält sie vom Vater, der, zufrieden seine alten Thaler wieder zu haben, gemüthlich genug, auch den beyden Spitzbuben verzeiht. Ein Korporal, dem der Jude verdächtig wird und der diesen auf mancherley Art, aufs possirlichste neckt, trägt viel zur Komik des Stückes bey, noch mehr aber die lächerlichsten Qui pro quo, welche durch zwey Rollen, eines deutschen Knechts und einer deutschen Magd, die beyde gar nichts böhmisch verstehen und in der ganz böhmischen Welt, die sie umgibt, einen recht spaßhaften Gegensatz bilden, sich ergeben. Das Stück wurde schon mehrmahl in Prag mit Beyfall gegeben, gefiel aber am besten (am 14. Febr. 1825) wo der Jude, der Knecht und die Magd von den beliebten Comikern der Stånd. Bühne, den Herrn und Mad. Allram und Herrn Feistmantl besetzt waren.

Österreichischer Hauskalender auf 1826. — Wien bey Anton Strauß Nr. 1108 Dorotheergasse.

Seit sieben Jahren hat das Archiv, die Erscheinung dieses Kalenders angezeigt und mit Aufmerksamkeit verfolgt. — Auch dem gegenwärtigen Jahrgang kann das Lob einer guten und interessanten Auswahl nicht vorenthalten werden. — Wer sollte nicht gerne die Biographien unserer höchst interessanten Landesleute lesen, des Riesen Rauber, des russischen Staatsrathes Hermann, eines steyrischen Bauernsohns, des Tyroler Bauern Peter Anich, Mozarts und des kühnen Abentheurers Benyowsky? — Auch die übrigen Geschichten und Curiositäten sind mit Geist und Geschmack zusammengestellt. Das Nachschlage- und Erinnerungsbuch für Agenten, Advocaten, Beamte, Haushofmeister, Administratoren, Haus- und Landwirthe, Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute, Hausfrauen und Geschäftsleute aller Art und das Auskunftsbuch über die kaiserlichen, ständischen, städtischen und Privat-Kanzleyen ist höchst brauchbar.

Nicht geringeres Lob verdient der zweyte Jahrgang des, bey Sollinger Nr. 150, in der Kärnthner-Straße, dem wilden Mann gegenüber erscheinende:

Geschichts- und Erinnerungs-Kalender;

in welchem vorzüglich die Rubrik: — Geburts- und Todestage ausgezeichneter Männer und Frauen — und Erinnerungen an merkwürdige Begebenheiten und Naturereignisse vergangener Jahre, ungemeines Lob verdient so wie ein anderer mit vieler Sorgfalt bearbeiteter Theil, die wirklich vortreffliche Übersicht der Erfindungen, die Entfernung der vorzüglichsten Städte, von Wien — und die statistischen Tabellen 2c. 2c

Redacteur: Joseph Freyherr von Hormayr. Gedruckt und im Verlage bey Franz Ludwig.



